Frau Adele Mutan-Dorn:

Mein Mütterlein ist eine Handvoll Staub,
Und über meines Vaters Bein
Jetzt mehr denn zwanzig Jahr das welke Laub
Im herbstlichen Hauch das Herbstes fernhin.
Hin sind die Worte, die er schuf,
Hervorgestreckt, wie oft, vom Ruf
Der herben Not. Er steht vor deiner Pforte
Und sieht dich an mit seinem weisen Blick;
Begrüß' ihn freundlich, wägend sein Geschick,
Und biet' ihm den Willkomm mit lieben Worten:
Der Tote schlummert seliger im Frieden,
Wird ihm von lieben lieblich Ehr beschieden.

Weihnacht 1897

Adolf Frey.

Aarau.

Gesammelte Erzählungen

von

Jakob Frey.

I. Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aarau
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.
1897.

Inhalt:

	Seite
Kindersegen	1
Die Freiämter Deputierten und General Massena	19
Der arme Schwingerkönig	38
Das erfüllte Versprechen	72
Die graue Dohle	151
Aus schlimmen Tagen	163
Der Alpenwald	252
Der Diebsbann	322
Der Lebensbaum	381

Kindersegen.

(1856.)

Der wackere und reiche Obermüller trug an Sonn- wie Werktagen ein graues oder hellblaues Kleid, wie es auch sonst bei seinen Gewerbsgenossen landesbräuchlich, den Kopf im Sommer mit einem breiträndigen Strohhute, im Winter mit einer schwarzgrau gestrickten Wollenmütze bedeckt; nur wenn den Mann ein gewisses Anliegen zum Pfarrer rief, kam er am Freitag oder Samstag im braunen Tuchrocke, den sonst unbequemen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, gar stattlich das Dorf herabgeschritten. Seit seiner Verheiratung hatte sich dieser Aufzug schon so oft wiederholt, daß die Leute bereits wußten, was damit gemeint war. Sie fragten deshalb einander sogleich: „Ist's ein Prinz oder eine Prinzeß? . . . Der Obermüller will, scheint's, am Sonntag wieder einmal taufen lassen." Von den nähern Bekannten, besonders von seinen Jugendkameraden, hatte der kindergesegnete Vater dabei wohl auch manche Neckerei auszuhalten über die jährlich sich vergrößernde Reihe lebendiger Orgelpfeifen, die er in seiner Mühle aufstelle, und wie die Späße eben lauteten. Der Obermüller pflegte darauf heiter zu antworten: „Laßt's nur gut sein; so ein Kind ist der beste Riegel vor ein Thürchen, durch das der Teufel ins Haus schlüpfen möchte; es sind aber viele Riegel nötig, wenn all diese Teufelsthürchen festgemacht werden sollen." — Es gab wohl wenige, die über den tiefern Sinn dieser Worte nach-

dachten; die Leute sagten eben: „Nun freilich, dem thut's nichts . . . er hat's und vermag's."

Ebenso wenige mochten den Sinn ihrer eigenen Worte bedenken oder überlegen, wie mit dieser Rede und Antwort ein oft so traurig endender Widerstreit der reinsten innern Menschenverhältnisse mit den äußern besprochen war. Eine Begebenheit, die sich im Dorfe selbst zugetragen, wäre geeignet gewesen, hierüber Aufschluß zu geben, wenn die Leute den geheimen Ursachen derselben näher nachgeforscht hätten.

Zu unterst im Dorfe wohnte in einem kleinen, etwas seitwärts der Straße gelegenen Häuschen der Zimmermann Joseph, oder wie die Leute in ihrer Redebequemlichkeit sagten, der Zimmer-Sepp. Derselbe war ein rüstiger und in seinem Handwerke geschickter Arbeiter. Wohl zehn volle Jahre hatte er in der Fremde zugebracht und war erst auf den Bericht heimgekommen, daß sein alter Vater auf dem Totenbette liege. Das ganze Erbe, das ihm zufiel, bestand in dem alten Häuschen und einem kleinen Baumgarten. Gleichwohl sah manche Tochter im Dorfe mit unverhehltem Wohlgefallen auf den hübschen jungen Zimmermann, der sich durch ein fast herrscheliges, ihm so wohl anstehendes Wesen unter den unbeholfenern Bauernsöhnen vorteilhaft auszeichnete. Sepp schien diese ihm geschenkte Aufmerksamkeit wenig zu beachten, und sobald er das baufällige väterliche Haus etwas ausgebessert, ging er einstmal nach Zürich, einen alten Meister zu besuchen, wie er sagte. Aber schon am nächsten Sonntag wurde sein wahrer Reisezweck kundbar. Der junge Zimmermann wurde zu Aller Erstaunen und manchem geheimen Verdrusse mit der Regula Zollinger aus dem Kanton Zürich von der Kanzel verkündet.

Die „Fremde" mußte sich im Dorfe in den ersten Tagen scheel ansehen lassen. So Eine, die ihr ganzes Brautfuder in einer Magdkiste hergebracht, hätte Sepp in der Nähe bekommen und sich die Reisekosten ersparen können, wurde hier und da

geurteilt; auch der in der Gegend ungewohnte Name der jungen Frau mußte gehörig Spitzruten laufen. Gewiß wäre das Zimmer-Regele noch ſpitziger durchgehechelt worden, wär' es nicht gar ein ſo verſtändiges, freundliches und hübſches Frauchen geweſen. So aber war's nicht möglich, ihm böſe zu ſein, zumal es bald bewies, daß ihm trotz ſeines langen Dienſtes in der Stadt weder Karſt noch Rechen unbekannte Dinge waren. Regele anerbot ſich ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Herkunft den Nachbarn zur Aushilfe in den eben beginnenden Sommerarbeiten, und wer dieſes Anerbieten einmal angenommen, ſuchte daran feſtzuhalten, bis der Herbſt eingebracht war. Jetzt aber, nach Beendigung der Landarbeit, bewies Regele, daß es auch in ſeinem Stadtdienſte etwas gelernt hatte. Wer eine ſaubere Waſche halten und das Schadhafte zierlich ausbeſſern laſſen wollte, nahm Regele in Anſpruch; wo eine rechte Kindstaufe oder Hochzeit ausgerichtet werden ſollte, da mußte das Zimmer-Regele dabei ſein; ſelbſt die junge Löwenwirtin, die doch faſt ein ganzes Vierteljahr in der Stadt die Kocherei gelernt, verſchmähte bei wichtigen Anläſſen weder deſſen Rat noch thätige Beihilfe.

So kam es, daß die junge Frau manchen Tag auswärts auf der Arbeit war, während Sepp daheimbleiben mußte; die Landarbeit verſtand er nicht, und auf ſeinem Handwerke gab es eben auch nicht fortwährend Verdienſt. Jetzt erſt fand er neue Urſache, mit ſeiner Wahl zufrieden zu ſein; denn es würde ihm, da er ſeinen Arbeitslohn oft noch lange ausſtehen laſſen mußte, manchmal ſchwer geworden ſein, den baren Batzen aufzubringen, wenn nicht Regele ſtets bereitwillig mit ſeinem eigenen Verdienſtbeutelchen beigeſprungen wäre. Und Sepp mußte ſeinen Abendſchoppen trinken. Das war er ja ſeit ſeiner Lehrzeit die vielen, vielen Jahre her gewohnt geweſen, und unterließ er's einmal, ſo war gewiß die ganze Nacht an keinen rechten Schlaf zu denken. Regele ſelbſt wendete gegen

dieſe Gewohnheit nie viel ein; es mochte dem lieben Manne von Herzen eine kleine Erholung gönnen, zumal Sepp wirklich kein Trinker war und mit ſeinem Schoppen vorlieb nahm. Vielleicht regte ſich auch noch ein kleiner Stolz bei der jungen Frau; wenigſtens hörte ſie es gewiß nicht ungerne, daß die Löwenwirtin ſagte, ſeit der Sepp heimgekommen, ſei das Wirten eine rechte Freude. Er wiſſe ſo vielerlei und ſo verſtändig zu erzählen, daß die andern ſelbſt darüber vernünftiger würden und ihre Narrenpoſſen bleiben ließen. Gleichwohl hätte Regele den Mann manchmal gerne daheim behalten, da beſonders in der einſamen Abendſtunde ein verborgenes Heimweh mit verſtärkter Gewalt hervorbrechen wollte.

Einmal als Sepp ſcherzend um einen Batzen bat, den es mit den andern bei ihm auf Zins anlegen könne, ſagte es, ſein Beutelchen ziehend: „Ja, aber Sepp, denk', wenn wir einmal Kinder haben, und ich nicht mehr ſo verdienen kann, wo willſt Du dann einen andern Zinsherrn ſuchen?“ — Der faſt wehmütige Ton, mit dem Regele dieſe Worte ſprach, traf das richtige Ziel. Sepp zögerte einen Augenblick, bevor er das dargebotene Geld nahm, dann aber ſagte er: „Ei was, kümmere Du Dich darum nicht; bis dahin bin ich auch bekannter geworden in der Umgegend und werde größere Kundſchaft haben.“

Sepp glaubte wohl ſelbſt aufrichtig an dieſen Troſt; dennoch ging er den Weg nach dem Löwen hinüber nachdenklicher, als es ſonſt in ſeiner Art war. Einmal ſtand er ſtill und machte plötzlich ein paar Schritte rückwärts; dann kehrte er wieder um und ſagte vor ſich hin: „Das wird ſchon noch Zeit haben, um das Beſſerwerden abwarten zu können; aber freilich . . .“ — Der ſtille Wandler nahm die Mütze ab, als ob ihm dieſelbe trotz des kalten Schneewindes zu warm mache. Darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe und fing an, ein Liedchen zu pfeifen.

Es vergingen nur wenige Wochen, der Winter ſchickte immer noch rauhe Tage mit Schneegeſtöber und Regen über das Land, da ſagte Regele eines Morgens: „Wärſt Du nicht auch imſtande, eine Wiege zu machen, da Du jetzt keine andere Arbeit haſt?“ — „Je nachdem, es kommt darauf an, für wen ſie wäre,“ meinte Sepp; „ſo ganz ſchreinermäßig könnt' ich's freilich nicht.“ — Regele legte ſein Geſicht an die Bruſt des Mannes und ſagte leiſe: „Sie wird's ſchon thun . . . ſie ſoll auch bloß für uns ſelbſt ſein.“ — Sepp hob den Kopf der jungen Frau raſch in die Höhe und ſchaute ihr fragend in die Augen. Sie nickte mit errötendem Schweigen Ja.

Der junge Zimmermann ging nachdenklich in ſeine kleine Werkſtatt und ſuchte da unter ſeinem geringen Holzvorrate herum; dann fing er an, emſig zu ſägen und zu hobeln, ohne den ganzen Vormittag ein einziges Mal nach der Stube zu gehen. Als Regele herauskam, um ihn zum Mittageſſen zu rufen, und die ſchon wacker fortgeſchrittene Arbeit bemerkte, hing es ſich an den Hals des lieben Mannes, ihn heftig auf Lippen und Augen küſſend. — „Ach was,“ ſagte Sepp abwehrend, „laß die Poſſen, wir haben jetzt Ernſthafteres zu thun.“ — Regele zog die Arme zurück, ihn verwundert ins Geſicht ſchauend. Sepp konnte dieſen wehmütig ſtummen Blick nicht ertragen; er bückte ſich errötend nieder, einen in die Spähne gefallenen Nagel zu ſuchen.

Der Sommer kam und brachte Zimmermannsarbeit die Fülle, aber dieſelbe lag drüben über'm Berge, wo ein neues Schulhaus gebaut wurde. So kam Sepp während der ganzen Woche bloß über den Sonntag nach Hauſe, und Regele, das der Landarbeit bald nicht mehr nachgehen konnte, hatte nun Zeit genug, die einſamen Tage und Nächte ſeinen Hoffnungen oder trüben Gedanken nachzuhängen. Sepp war die wenige Zeit, da er zu Hauſe war, freundlich wie ſonſt; aber es kam ſeinem jungen Weibe oft vor, als ob ſein Thun nicht ſo recht

aus dem Herzen fließe, als ob er sich manchmal zwingen müsse, fröhlich zu erscheinen, und die freundlichen Worte nur wie aus alter Erinnerung hersagte. Ach, die Liebe hat, wenn einmal der Zweifel an der glücklichen Binde um ihr Auge gelüftet, ein feines Gefühl und sieht tiefer in die Geheimnisse der Herzen, als selbst der Haß, der ausgeht, Flecken und Mängel zu suchen. Sepp empfand wohl auch, daß Regele seine geheimen Gedanken, die immer wieder übbr ihn kamen, erraten habe, wußte er doch gar wohl, was es bedeute, wenn ihn die junge Frau so still mit feuchten Augen und einem wehmütigen Lächeln um die Lippen anschaute; aber er scheute sich darum um so mehr, über die Zukunft Gespräche zu führen. In solchen Augenblicken stand er manchmal auf, faßte das bekümmerte Weib in seine Arme und flüsterte: „Sei nur zufrieden und bring mir ein wackeres Büblein ... ein Zimmermännchen.“ — Regele betete manche nächtliche Stunde, daß der Wunsch seines Mannes in Erfüllung gehen möchte; aber je näher die schwere Zeit herannahte, um so bekümmerter mußte es über das Leben sinnen, das unter seinem Herzen lag, und manchmal war es jetzt selbst froh, daß Sepp jede traulichere Zwiesprache zu vermeiden suchte.

Es war an einem trüben Herbstnachmittage, die Zimmerleute packten eben ihr Handwerksgeschirr zusammen, um nun den völligen Ausbau des Schulhauses andern Gewerken zu überlassen; dieser letzte Abend des gemeinschaftlichen Beisammenseins sollte noch einem fröhlichen Trunke geweiht werden. Da kam den Berg herüber ein Bote und meldete Sepp, er möchte doch heimkommen, seine Frau habe ihm Zwillinge geboren, zwei allerliebste Mädchen. Sepp starrte den Boten mit weitgeöffneten Augen an, bis dieser seine Nachricht wiederholte, die nun auch von den neugierig herzugekommenen Mitarbeitern gehört wurde. Das gab sogleich manchen neckischen Glückwunsch über den reichen Kindersegen, ohne daß Sepp eine Antwort

zu geben vermochte. Der Bauführer, ein verständiger Mann, der die Verlegenheit des überraschten Vaters wohl anders deutete, sagte: „Geh nur gleich heim, Sepp, ich will Dir Deine Sachen da schon besorgen und nachbringen lassen.“ — Sepp fuhr mit der Hand über die Augen und erwiderte rasch: „Nein, nein, dazu ist's immer noch Zeit; ich will auch noch beim Abschiede sein.“ — Der Baumeister sah ihn nachdenklich an und sagte: „Nun, wie Du meinst; ich glaubte eben, es müßt' Dir pressieren heimzukommen.“

Es war bereits Mitternacht, als Sepp, einer der Letzten, die das laute Gelag verlassen, den Berg hinüberging; aber je näher er der Heimat kam, um so langsamer wurden seine Schritte; es war ihm, als ob er mit jedem Tritte vorwärts in eine tiefere Sorgenflut hineinträte, die sich wie ein anschwellender Strom seinem Gang entgegenstaute. Der Winter stand vor der Thüre, die Arbeit, die er für denselben aufgeschoben, war gering, und nun? — „Vier Mäuler auf einmal und nur noch zwei Hände zur Arbeit,“ sagte er bitter vor sich hin. Vor dem Hause, aus dem ein schwaches Lichtlein dämmerte, blieb er horchend stehen; drinnen war's still, nur dann und wann ein feines, kurzes Wimmern. Bei diesem Tone kam über das bisher streitende Herz plötzlich eine beklemmende Bangigkeit. Sepp schaute sich hastig um, wie wenn er einen geheimen Beobachter befürchte, und trat dann rasch durch die Thüre.

In der kleinen Küche saß beim niedergebrannten Lichte eine alte Nachbarin in festem Schlafe, mit dem Kopfe hin- und hernickend. Sepp ging leise an ihr vorbei in die schwach erhellte Stube. „Bist Du es,“ fragte Regele mit wehmütig matter Stimme, eine bleiche Hand aus dem Bette entgegenstreckend, „bist Du da, Joseph? . . . Ich habe eine schreckliche Angst um Dich ausgestanden.“ — „War nicht nötig,“ versetzte Sepp aufatmend, indem er beim Niederlegen des Handwerk-

geſchirres einen kurzen Blick nach der Wiege hinüberwarf ... „wie geht's Dir?" — „Gottlob, nun gut, da Du da biſt," erwiderte die junge Mutter, „aber ſieh auch dort!" — Sepp ergriff zögernd das kleine Licht und trat langſam an die Wiege heran. Da lagen unter der Decke hervor hart neben einander mit geſchloſſenen Augenlidchen zwei kleine Engelsköpfchen, von ſchneeweißen Käppchen umrahmt. Sie ſahen ſich ſo ähnlich wie zwei Eier, und doch war nicht zu beſtimmen, ob aus den kleinen Geſichtchen mehr das Antlitz der Mutter oder die zierlich verkleinerten Züge des Vaters herausſchauten; bald ſchien es mehr das eine, bald das andere zu ſein. Dem Beſchauenden quoll allmählich eine ungeahnte ſüße Gewalt an's Herz heran. Mit zitternder Hand ſtellte er das Licht nieder und beugte ſich auf die kleinen Schläfer herab. „Nit, nit," rief die Mutter leiſe, „wecke ſie nicht." Sepp kehrte ſich um und drückte ſein Geſicht auf die bleiche Stirn der Wöchnerin. „Ich war wüſt und böſe," flüſterte er haſtig, „ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam; aber nicht wahr, Du verzeihſt mir, Regele?" — „Ach ja, gerne," antwortete ſie mit wehmütiger Freude, den Arm um den Hals des herabgebeugten Mannes legend; „Du biſt ja jetzt der Vater zweier unſchuldiger, hilfloſer Kinder, und Gott wird weiter helfen." —

Erſt jetzt zeigte ſich's recht, in welchem Grade Regele Neigung und Liebe erworben hatte. Von allen Seiten her kamen nähere und entferntere Nachbarinnen mit Ratſchlägen und freundlichen Gaben, die Küche und Keller des Zimmerhäuschens reichlicher ausſtatteten, als dies jemals der Fall geweſen. Dieſe Beſchenkungen machten aber auf Sepp noch einen andern Eindruck als den freundlicher und vorſorglicher Nachbarlichkeit. Es kam ihm vor, die Leute dächten, Regele oder die Kleinen müßten Mangel leiden. „Was mögen die Nachbarn von mir gedacht haben," ſagte Sepp zu ſich ſelbſt, „wenn ich jeden Abend ins Wirtshaus ging, und ſie nun doch meinen, ſie

müßten Frau und Kindern jede Kleinigkeit ins Haus tragen?“ — Vielleicht that der junge Vater den Leuten Unrecht; aber gleichwohl, er blieb fortan abends daheim; den Tag hindurch lag er mit ſtillem Fleiße den Arbeiten ob, die er auf den Winter verſpart hatte, oder beſorgte mit Emſigkeit die neu hinzukommenden Aufträge. Nach vollbrachtem Tagewerk ſpielte er mit den Kleinen, die bald mit jedem Tage eine andere Kunſtfertigkeit entwickelten. Bald war's ein feines Lächeln, das um die kleinen Mäulchen zu ſpielen anfing, bald ein drolliges Zappeln der kleinen Ärmchen, die der Mutterbruſt entgegenſtrampelten, dann wieder ein verwunderliches Krähen, das die Freudigkeit des erwachenden Menſchenlebens verriet, und wie alle die rührenden Dinge ſich zeigen, die, tauſendmal dageweſen, dem liebenden Auge immer wieder neu erſcheinen.

Die junge Mutter, der die ſtille Umwandlung ihres Mannes nicht entgehen konnte, vergalt dieſelbe, ohne darüber Worte zu machen, mit erneuter und verdoppelter Zärtlichkeit; der dunkle Schatten, der ſeit einiger Zeit das Gemüt zu umhüllen gedroht, mußte vor dem leuchtenden Blick vertrauensvoller Liebe und hoffender Hingebung ſchnell dahinſchwinden. „Das iſt der göttliche Segen, der auf unſern Kindern ruht,“ dachte das freudige Regele; „hab' ich mir doch ſelbſt nie vorſtellen können, wie es um ein Mutterherz beſtellt iſt, bis ich's nun an mir erfahren.“ Die doppelt beglückte Mutter kannte keine Sorge mehr als die, es könnte ihr eines der liebebringenden Kinder entriſſen werden. Leider mußte dieſe nur als flüchtige Vorſtellung vorüberfliehende Sorge bald eine dauernde Wohnſtatt in dem kleinen Zimmerhäuschen finden, und ach, eine Sorge kommt ja ſo ſelten allein gegangen! —

Der Winter war noch lange nicht zu Ende, als das eine der Kinder in Wachstum und Munterkeit ſchon auffallend hinter dem andern zurückzubleiben anfing. Bald dann lag es am Tage ſtill und bleich, wie ein wächſernes Engelbildchen;

aber wie die Dämmerung anbrach, fing es an, leiſe zu wimmern, und konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden, oder es wurde auf dem Arme umhergetragen. Sepp unterzog ſich dieſer nächtlichen Mühe anfänglich bereitwillig, indem er das bekümmerte Regele ablöſte; aber bald wurde er unwirſch und meinte, das ſeien nur Wunderlichkeiten von dem Kleinen. Er ſprach es dann wohl mit einem lauten, heftigen Worte an, worauf das Kind nur mit einem kläglichern Wimmern Antwort gab. Regele ängſtigte ſich darüber, heimlich befürchtend, der Vater könnte dem Kinde einmal im Zorne ein Leides thun; ſo ſaß es dann Nächte lang allein in der Stube, das leiſe wimmernde Kind mit ſanftem Begütigen im Arme haltend. Sepp lag daneben feſt ſchlafend im Bette, oder wenn er geweckt wurde, hatte er bald auch unfreundliche Worte für die bange Sorgenwacht, mit der die Mutter das arme Kind hütete.

Wer einmal die Reinheit des Herzens verloren, dem eigennützigen, böſen Gedanken Raum gegeben, der fällt wieder in ſeine Gewalt zurück, ſobald die opferfordernde That an ihn herantreten will; die Segnungen, die ihm ein gütiges Geſchick zugedacht, verſchwinden, wie der ſilberſchimmernde Sternhimmel vor der Nacht des heraufziehenden Gewitters.

Bald blieb Sepp noch lange nach eingebrochenem Abend, auch wenn er keine Arbeit mehr zu verrichten hatte, draußen in ſeiner Werkſtatt. Da lehnte er brütend und ſinnend an der Hobelbank, während die Mutter in der Stube einſam bei den Kindern ſaß. Er dachte an vergangene Zeiten, da ihm dieſe Feierabendſtunden in ſorgenloſer, vergnüglicher Ruhe verfloſſen — und jetzt? — Warum mußte auch gerade dieſes Unheil über mich kommen, ſprach es in ihm; wär's nicht genug geweſen, wenn mir zu Teil geworden, was andern eben auch zu Teil wird? Ein Kind, nun ja, friſch und geſund heranwachſend, bis es vielleicht ein zweites hätte warten und hüten

können; aber jetzt zu alledem das eine noch krank, vielleicht ein hilfloſer Krüppel ſein Leben lang — wär's nicht beſſer, der Himmel würd' es bald zu ſich nehmen? — Sepp's Gedanken verweilten mit faſt froher Hoffnung bei dieſer Vorſtellung, und er ſuchte ſich in der Finſternis ſeinen Tabak, um eine Pfeife anzuzünden; aber die Düte war leer, und mit einer plötzlichen Verbitterung ſagte der Mann vor ſich hin: „Wie viele Franken hat der kleine Serbling ſchon gekoſtet, und jetzt hab' ich nicht einmal mehr ein einziges Blättchen Rauchtabak.“ Mit der kalten Pfeife im Munde ſetzte er ſich in einen Haufen Hobelſpäne und fing an zu berechnen, wie manche verdrießliche und ſorgenvolle Stunde er ſich ſchon hätte erſparen oder erheitern können, einzig mit dem Gelde, das der Arzt bekommen. „Aber ſo kann's doch nicht immer gehen, da ging ich ja zu Grund,“ ſagte Sepp, nach einer Weile raſch aufſtehend; er drückte die Mütze tiefer ins Geſicht und ging hinten um das Haus herum nach dem Wege, der zum Löwen führt.

In der Stube brannte noch kein Licht, und Sepp blieb horchend ſtehen, ob Regele vielleicht eingeſchlafen ſei; aber das eine der Kinder pappelte laut mit ſchläfriger Stimme, das andere wimmerte leiſe, während die Mutter in wehmütigem Tone ein Schlafliedlein ſang. Sepp horchte eine Weile, dann ſagte er, die Hand an die Stirn legend, vor ſich hin: „Es geht doch nicht und wer weiß, wer drüben im Löwen iſt und ſeine Gloſſen über mich machen könnt'.“ Er kehrte langſam nach der Werkſtatt zurück und ging von da nach der Stube hinüber.

„Warum haſt Du noch kein Licht angezündet?“ fragte er hineintretend. — „Ach,“ antwortete Regele traurig, „ich wollte warten, bis Du kämeſt; es wird mir allemal ſo bang, wenn ich das Kind beim Lichte anſehen muß, es ſieht dabei viel elender und bleicher aus als am Tage — gerade als käm'

es aus dem Grabe." — „Wenn's nur schon dort wär'," sagte Sepp, mehr auf seine eigenen Gedanken als auf die Worte seines Weibes antwortend. — „Was sagst Du," fragte Regele heftig mit erschreckter Stimme, „was hast Du gesagt, Joseph?" — „Ach, ich meinte bloß," erwiderte der Vater verlegen, „ich meinte nur, das Kind daure mich, daß es so leiden müsse." Ein mattes, halbersticktes Wimmern unterbrach das Gespräch eine Weile, dann sagte Regele: „Ich hab' auch kein rechtes Zutrauen zu dem Doktor mehr und ich meine, Du solltest morgen zu einem andern gehen, in die Stadt." — „Zu einem andern und in die Stadt?" fragte Sepp gedehnt; „ja, Du hast gut reden, aber wer soll's bezahlen, wenn Du nichts verdienst und ich nur so wenig?" — „Ach Gott," antwortete Regele, „so viel werden wir doch zusammenbringen können, ich will ja etwa ein Kleid verkaufen." Das Kind, als wüßt' es von der tiefen Bekümmernis der armen Mutter, fing an, kläglicher zu wimmern; der Vater aber ging der Thüre zu und sagte: „Besser wär's doch für uns alle, es könnte sterben, so ist mir das Leben selbst verleidet." Er zog die Thüre heftig zu und ging in die Nacht hinaus.

Das Wimmern wurde allmählich leiser, und endlich verstummte es. Regele legte das stille Kind auf das Bettchen, um ein Licht anzuzünden. Es meinte, dasselbe sei eingeschlafen; aber die Äuglein standen unbeweglich halb geöffnet, ohne daß die kleinen Lidchen dem Lichte entgegenzuckten. Regele legte, von tötlicher Angst ergriffen, seine Hand auf die kleine Brust; sie war still, von keinem Atemzuge mehr bewegt. Das Licht entfiel der zitternden Hand auf den Boden, und mit dem Schmerzensrufe: „Heiliger Gott, es ist tot," sank die Mutter auf die kleine Leiche nieder. —

Als Sepp nach geraumer Weile in die finstere Stube zurückkam und schweigend ein Licht anzündete, erhob sich Regele langsam, und mit ausgestreckter Hand auf die Leiche deutend,

die neben dem ruhig ſchlummernden Schweſterchen lag, flüſterte es: „Siehſt Du, Joſeph, Dein Wunſch iſt ſchnell in Erfüllung gegangen.“ — —

Regele ging ohne ein weiteres Wort der Klage zu Bette. Am folgenden Tage nähte es ein feines, ſchneeweißes Totenhemdchen und flocht aus den Blumen ſeines aufbewahrten Brautkranzes ein Krönlein auf den kleinen Sarg. Auch als dieſer hinausgetragen wurde, folgte die Mutter ſtill, ohne Klagen und Weinen, daß die Nachbarn ſich wunderten, wie das Zimmer-Regele den Tod ſeines Kindes, das es doch ſo ſehr geliebt hatte, ſo gelaſſen ertragen könne. —

Es folgten nun ſtille Tage in dem Zimmerhäuschen. Regele ſaß ſtundenlang ſchweigend da, das noch gebliebene Kind auf dem Schoße, und Sepp wagte nicht, die drückende Stille zu unterbrechen. Mit unruhiger Sehnſucht zählte er Stunden und Tage, bis ihm der anbrechende Frühling wieder drüben über'm Berge Arbeit brachte. —

Dieſe zeitweilige Trennung gewährte auch dem tieferſchütterten Gemüte Regele's Ruhe und Beſänftigung. Anfänglich konnte es ſich des Gedankens nicht erwehren, daß der unnatürliche Wunſch des Vaters eine geheimnisvolle Urſache für den Tod des Kindes geworden ſei, und dieſe Vorſtellung erweckte der armen Mutter jedesmal ein fröſtelndes Grauen, wenn Sepp nur in ihre Nähe trat. Jetzt in der ſtillen Vereinſamung löſte ſich die dumpfe Qual in eine mildere Trauer, die endlich auch das ſüße Labſal der Thränen brachte, das der erſte gewaltſame Schmerz verſagt hatte. In der wehmütigen Erinnerung an das früh entſchwundene junge Leben ſchloß ſich das Mutterherz mit verdoppelter Liebeskraft an das noch zurückgebliebene an. —

Auch Sepp mußte mitten im Geräuſch ſeiner Arbeit oft an ſein verlorenes Kind denken; aber dieſe Gedanken nahmen im Herzen des Vaters einen andern Weg als in demjenigen

der einsamen Mutter. Die wehmütigen Regungen, die bei der Erinnerung an die kleine, schöngeschmückte Leiche emportauchen wollten, wurden in den frohen Feierabendstunden bald zur Ruhe gebracht. Wenn Sepp seinen gewöhnlichen Abendtrunk gethan, sagte er oft zu sich selbst: einen Schoppen mag's nun schon noch erleiden; wär's nicht so gegangen, müßt' ich's dem Apotheker geben, und — ich habe ja lang genug gefastet. So holte der Mann reichlich nach, was er meinte versäumt zu haben. Regele förderte ihn auf seinen schlimmen Wegen, ohne davon zu wissen, da es selten etwas von Sepp's Verdienst verlangte. Es hatte sich einen neuen Erwerb geschaffen; während das Auge mit ängstlicher Sorgfalt das Kleine hütete, flocht der geschickte Finger zierliche Strohbänder. Um so leichter konnte nun der unglückselige Vater die Unschädlichkeit seiner Verschwendung auf Rechnung des toten Kindes setzen. —

Im Anfange des Herbstes, als Sepp an einem Samstag Abend nach Hause kam, saß Regele mit verweinten Augen neben dem Bette, in dem das bisher so muntere und blühende Mädchen mit bleichem Gesichtchen lag, von Zeit zu Zeit die kleinen Lippen zu einem kurzen, leisen Wimmern öffnend. Regele ging dem Manne mit verhülltem Gesichte entgegen, während es schluchzend mit der rückwärts ausgestreckten Hand auf das Bett deutete. Der Vater betrachtete das kranke Kind eine Weile aufmerksam, dann sagte er: „Siehst Du, das hat mich schon beim Tode des andern getröstet, die Kinder haben einen geheimen Fehler mit auf die Welt gebracht." — Regele ließ das Tuch langsam von den verweinten Augen sinken. „Und das hätte Dich getröstet, Joseph?" fragte es mit gepreßter Stimme. — Der Mann konnte den durchdringenden und doch angstvollen Blick nicht ertragen, mit dem sein Weib ihn anschaute. Er trat an das Fenster, das Gesicht gegen die Scheiben drückend. „Nun ja," sagte er, „ich meinte wenigstens, die vielen Kosten sollte man sparen, da sie doch nichts

helfen könnten.“ — Regele ſetzte ſich wieder neben das Bett des Kindes und erwiderte: „Du ſollteſt wenigſtens nicht lügen, Joſeph, wenn Du von einem Toten ſo ſprichſt.“ — Sepp kehrte ſich raſch um und wollte dieſen unerwarteten Vorwurf mit einer trotzigen Antwort zurückweiſen; aber als er das plötzlich veränderte Antlitz ſeiner Frau erblickte, die ihn ruhig, mit ſtillen, feſten Augen anſah, ſchlug er die ſeinigen nieder und ging langſam der Thüre zu. — „Nein, bleib da,“ bat Regele, während die Thränen wieder auf ſeine bleichen Wangen fielen, „wir wollen jetzt nicht hadern, Joſeph; aber verſprich mir, die nächſte Woche nicht über den Berg zu gehen und bei mir und dem Kinde zu bleiben.“ — „Das kann nicht ſein,“ erwiderte Sepp nach einigem Beſinnen; „denk' nur an die vielen Koſten, die jetzt wieder kommen werden.“ — „Aber ich habe ſo Angſt, das Kind könnt' plötzlich ſterben,“ ſagte Regele leiſe. — „So ſchnell geht das nicht,“ meinte Sepp, die Thüre öffnend, „und wenn's etwa ſchlimmer werden ſollte, ſo kannſt Du mir ja Bericht machen.“

Regele ſchwieg. Es nahm das alte Gebetbuch zur Hand, um Hilfe bei dem zu ſuchen, der allein das einſame kämpfende Herz zu tröſten vermag.

Sepp ging zuerſt durch die Dämmerung die Wieſen abwärts, dann lenkte er nach der Straße hinüber. „Ich werde nun doch den langen Winter wieder traurig genug zubringen müſſen,“ ſchloß er den Widerſtreit ſeiner Gedanken, als er an den Löwen hinantrat. —

Der letzte Tag der folgenden Woche war bereits zu Hälfte verfloſſen, und Sepp hatte noch keinen Bericht von daheim erhalten. Jetzt bangte ihm vor der abendlichen Heimkehr. Da kam ſchon um die Mittagszeit eine Nachbarin mit der Meldung, er ſolle ſogleich heimkommen, es ſtehe ſchlimmer mit dem Kinde. Sepp machte ſich mit der Botin ſchweigend auf den Weg; eine drückende Bangigkeit band ihm die Zunge, er

wagte keine Frage zu thun. Droben auf dem Berge ſagte ſeine Begleiterin: „Du mußt es doch erfahren, Sepp; das Kind iſt ſchon geſtern geſtorben; aber Regele wollte durchaus nicht zugeben, daß man Dir ſogleich Bericht mache.“ Sepp blieb erſchrocken ſtehen. „Warum hat es das nicht zugeben wollen?“ fragte er nach einigem Beſinnen mit einem ſcheuen Blick auf ſeine Nachbarin; „was hat es geſagt?“ — „Ich weiß nichts,“ gab die Frau zur Antwort, „obgleich mich's ſelbſt gewundert hat. Aber ſchrecklich hat Regele gethan, den ganzen Tag und die Nacht hindurch hat es das tote Kind nicht aus den Armen gelaſſen und dabei gejammert und geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Heut iſt es ganz ſtill und ruhig geworden.“

Als Sepp in die Stube trat, ſchrak er zuſammen über den Anblick ſeines jungen Weibes. Es war, als ob Regele in der einen Woche um viele Jahre gealtert hätte. Es ſaß ſtill neben dem Bette, das weiße Totenkleidchen nähend; aber die braunglänzenden Augen lagen erloſchen hinter den verweinten Lidern, und aus dem totenbleichen Geſichte ſchien der letzte Blutstropfen entflohen zu ſein. Sepp wagte keine Frage über den Tod des Kindes. Er zog das Haupt der armen Mutter bewegt an ſeine Bruſt und ſagte leiſe: „Tröſte Dich, gutes Regele, wir ſind ja noch jung und was wir verloren, kann uns wieder geſchenkt werden.“ — Regele ſchüttelte langſam mit dem Kopfe. „Nein, Joſeph, was verloren iſt, kommt nicht mehr zurück. Aber geh' Du jetzt,“ fügte es wehmütig hinzu, „und mache dem Kinde ſein letztes Ruhebettchen.“

Regele blieb die ganze Nacht neben dem Särglein ſitzen, in das am Abend die kleine Leiche gelegt worden war. Alles Zureden Sepp's, es ſolle ſich ein wenig niederlegen, war fruchtlos. „Laß mich, Joſeph,“ ſagte es, „ich kann jetzt dann wohl lange Ruhe haben.“ — Aus den noch übrig gebliebenen Blumen ſeines Brautkranzes flocht es das Totenkränzchen

und legte die Roſe, die Sepp als Bräutigam am Hute getragen, in die wie zum Gebete zuſammengefalteten Totenhändchen. „So geht das letzte Freudenzeichen mit Dir ins Grab," flüſterte die Mutter, des Kindes bleiche Lippen und die geſchloſſenen Äuglein küſſend, „das Leid allein darf zurückbleiben."

Als die einſamen Eltern von dem kleinen Grabe zurückkamen, ſetzte ſich die Mutter neben die Kiſte, in der ſie ihre Habſeligkeiten hergebracht, und fing an, darin herumzukramen. „Was willſt Du da machen, Regele?" fragte Sepp. — „Ich möchte nur die kleinen Kleidchen zuſammenlegen, zum Andenken, Joſeph."

Am Montag Morgen ſagte Sepp: „Ich will heute bei Dir bleiben, Regele, ich mag noch nicht recht an die Arbeit gehen." — „Nein, nein," antwortete dieſes, „geh' Du Deinem Verdienſte nach, ich möcht auch lieber allein ſein." — „Dann komm' ich abends nach Haus," meinte Sepp. „Wie Du willſt," ſagte Regele wehmütig, „aber jetzt geh', Joſeph." Es reichte ihm die Hand und küßte ihn. Sepp ging.

Als er am Abend heimkam, war die Hausthüre verſchloſſen. Regele wird zu einer Nachbarin gegangen ſein, dachte er und fand den Schlüſſel im gewohnten Winkelchen hinter der Schwelle, wo er früher für das eine oder andere in ſolchen Fällen verborgen worden war. Sobald Sepp in der Stube ein Licht angezündet, bemerkte er, daß Regele's Kiſte nicht mehr an ihrem Platze ſtand. Auf dem Tiſche lag ein kleines Papier, das er haſtig auseinanderfaltete. Mit mühſamer Hand ſtanden folgende Worte darauf geſchrieben: „Lebe wohl, Joſeph, ich gehe wieder heim zu meiner alten guten Herrſchaft. Glaube mir, es iſt beſſer ſo. Ich habe Dich lieb gehabt, und Gott weiß es, ich werde Dich nie vergeſſen können; aber wo der Segen unſchuldiger Kinder an den Eltern verloren geht, da könnten dieſe nur noch in Sünde beiſammen bleiben. Beſſer

iſt's auch, Du ſuchſt mich nicht; es würde nichts nützen, wenn Du mich auch zwingen wollteſt, wieder zu Dir zu kommen. Noch einmal, lebe wohl, herzlieber Joſeph."

Sepp ſtand lange Zeit unbeweglich in das Licht ſtarrend. Dann zog er ſeine Sonntagskleider an und wanderte, das Haus verſchließend, in die Nacht hinaus.

Erſt nach mehreren Tagen kam er wieder ins Dorf zurück und bald darauf hieß es, er habe dem Schreiner Michele ſein Heimweſen verkauft. Die Nachbarn wunderten ſich und fragten; aber Sepp war wortkarg und ſagte bloß: ich will noch einmal auf die Wanderſchaft.

Sobald er das Geld für ſein Häuschen empfangen, iſt er, das alte Felleiſen auf dem Rücken, aber nicht mehr das frohe Gewiſſen in der Bruſt, das Thal hinabgewandert. Er wandert nach vielen Jahren noch heute, verkommen und zerlumpt, öfters fechtend als arbeitend, überall eine widerwillige Laſt der Zimmermannsherbergen, ruhelos in der Welt umher. —

Die Freiämter Deputierten
und
General Massena.

(1858.)

Die Freiämtler sind von jeher gewesen, wofür sie mit Recht heute noch gelten, nämlich ein spekulatives, kluges Völklein, das sich in günstigen Zeitumständen auf seinen Vorteil versteht, in schlimmen aber den Schaden zu wenden weiß. Wie dieses Völklein heutzutage aus leerem Stroh blanke Dukaten prägt und seine unansehnlichen Bauernhäuser in wahre Paläste umwandelt, ist weltbekannt — sind ja die Wohlener Strohbänder und Schnürchen eine teure und gesuchte Ware selbst jenseits der Meere. Weniger bekannt ist, welche Bewandtnis es mit dem Schadenwenden und Salvieren in schlimmen Zeiten hat. Oder wer weiß z. B., wie sich die Freiämtler im Kriege zwischen den katholischen Orten und Bern von 1712 durchhalfen? — Damals kalkulierten die Katholischen: die Freiämtler sind, als unsere Glaubensgenossen, auch unsere natürlichen Vorposten gegen das reformierte Bernbiet; wir müssen uns daher ihrer Treue und Wachsamkeit versichern. Zu diesem Zwecke schickten sie eine Deputatschaft ins Freiamt, welche die Leute über ihre wichtige Aufgabe aufklären und sie in Eid und Pflicht nehmen sollte. Die Ausgeschossenen des Ländchens

hörten die Botschaft der gnädigen Herren und Obern von Luzern mit geziemendem Ernste an und zogen sich dann zurück zu gemeinsamer Beratung. Nachdem sie das Für und Gegen geprüft und abgewogen, traten sie wieder vor die hohe Gesandtschaft der fünf Orte und ihr Obmann erklärte im Namen Aller laut und feierlich: „Wenn die Berner chömmit, so schüßit mer nit; wenn sie aber nit chömmit, so wend mer Standare halte.“ Die gnädigen Herren von Luzern hatten gut auf eine andere Antwort dringen; die Freiämtler behaupteten, daß sie ihres Landes Wohl und Weh richtig ins Auge gefaßt, und dabei blieb es. —

Die diplomatische Klugheit, die diesen Beschluß diktiert, ist keineswegs mit dem Geschlechte von 1712 ausgestorben, sondern hat sich unverkümmert auf Söhne und Enkel fortgeerbt. Das zeigte sich beinahe ein Jahrhundert später, im Jahre 1799.

Damals sah es betrübt und bedenklich aus im Vaterlande, und es war wohl nötig, daß der gemeine Mann oft mehr Klugheit zeigte, als diejenigen, die ihm zu Regenten gesetzt waren. Die eigentlichen Regenten indessen waren die Franzosen oder ihre im Lande kommandierenden Generale, und die einheimischen Herren, welche bloß dem Namen nach regierten, konnten selbst zusehen, daß sie nicht irgendwo am unrechten Orte ein mißbeliebiges Wörtlein sprachen oder am rechten einen Bückling vergaßen. Schlimmer wurde es noch, als der Franzos selbst nicht mehr alleiniger Regent blieb und vom Bodensee her Österreicher und Russen heranrückten, die an der Regierung des unglücklichen Landes ebenfalls ihr Teil haben wollten. Die Franzosen mußten sich vor dem mächtigen Anpralle des Gegners zurückziehen, und so standen bald auf dem rechten Ufer des Wallensee's, die Linth, den Zürichsee, die Limmat und Aare herab die Österreicher und Russen, die Söhne der großen Nation auf dem andern Ufer. In der Stadt Zürich eilten die Kosaken auf ihren flinken Rößlein die

ſteile Münſtertreppe auf und nieder und ſtreckten Kalmücken ihre Lanzenſpitzen nach den Fenſtern empor, in der Meinung, man ſolle ihnen ein Stück Brot daran ſtecken, während die franzöſiſchen Grenadiere auf der Höhe des Ütliberges ſingend und kauderwelſchend um das Wachtfeuer ſaßen, an dem ſie ein „requiriertes“ Schaf brieten.

Dem franzöſiſchen Obergeneral Maſſena, der damals im Städtchen Bremgarten ſein Hauptquartier hatte, gefiel indes das Schweizerländchen viel zu gut, als daß er Willens geweſen wäre, dasſelbe mit dem Öſterreicher oder Ruſſen zu teilen; auch war er nicht der Mann, der einen empfangenen Schlag lange unerwidert gelaſſen hätte. Man konnte daher diesſeits des Ütliberges bald merken, daß es ſich um die Vorbereitungen zu einer großen Entſcheidungsſchlacht handle. Von Genf und andern franzöſiſchen Grenzorten zogen auf allen Straßen zahlreiche Hilfsſcharen zu dem an der untern Aare und zwiſchen Reuß und Limmat liegenden fränkiſchen Heere heran, freilich meiſtens blutjunge, bartloſe Leute, die noch nie Pulver gerochen nnd nun marſchierend auf den Straßen und den großen Dorfplätzen einexerziert wurden; aber trotz Unerfahrenheit und Jugend waren ſie voller Zuverſicht, da Maſſena, der Liebling der Siegesgöttin, wie ihn Bonaparte genannt, an der Spitze des Heeres ſtand. Nach der Mitte des Septembers ſah man auch große Wagenzüge, mit Schiffen beladen, gegen das Freiamt zuführen, die an der Aare aufwärts bis an den Bieler- und Neuenburgerſee zuſammengeſucht worden waren. Über dem ganzen Lande lagen Angſt und bange Erwartung.

Einer dieſer mit Schiffen beladenen Wagenzüge machte Halt in dem kleinen Freiämtlerdorfe Bünzen, das etwa zwei Stunden von Bremgarten, dem damaligen franzöſiſchen Hauptquartiere, entfernt an der Bünz liegt, einem ziemlich großen Bache, der zur Regenzeit oft mächtig anzuſchwellen vermag.

Die Pontons wurden abgeladen, in den Bach gebracht und da an großen Pflöcken festgebunden. Die Bünzener betrachteten das Schauspiel mit erschrockener Verwunderung. So lange die Bünz das Thal herabfloß, hatte ihr Wasser noch nie ein Schifflein gesehen, außer etwa, es hätte sich ein erfinderischer Junge ein solches aus Dachschindeln zum Spielzeuge erbaut; was sollten nun plötzlich die zahlreichen und großen Fahrzeuge zu bedeuten haben? — Diese Frage beantwortete den geängstigten Dorfbewohnern der alte Nachtwächter, der Holländer-Steffen, der mehr als zwanzig Jahre in holländischen Diensten verlebt hatte und daher seinen Namen trug. „Was das heißen soll," sagte er ernst, „mille tonnerre — die Franzosen wollen eine Schiffbrücke über die Bünz schlagen, weil sie daherum eine Schlacht zu liefern gedenken. Parbleu — da bin ich schon mehr dabei gewesen. Die Schiffbrücken schlägt man zum Avancieren und Retirieren; aber drum herum geht's immer am blutigsten her. Mille tonnerre, das muß ich am besten wissen."

Diese Auskunft des alten Kriegsmannes verbreitete im Dorfe Jammer und unsägliche Bestürzung. Wußten doch die Alten, wenn auch nur vom Hörensagen, noch genug zu erzählen, wie es damals hergegangen, als die Ländler und Berner vor neunzig Jahren drüben auf der Langelen sich geschlagen hatten. Die flüchtigen Katholischen konnten sich nicht über die angeschwollene Bünz retten und mußten ihren Rückweg durch das Dörfchen nehmen; aber die welschen Berner Dragoner folgten ihnen auf dem Fuße und hieben nieder, was sie mit den langen Pallaschen erreichen konnten. Als einige der Flüchtigen, hinter Häusern versteckt, hervorschossen, stand in wenigen Augenblicken das halbe Dörfchen in Flammen, und als der Kampf vorbeigetobt war, lag neben den rauchenden Feuerstätten mancher Bünzener in dem festen Schlafe, von dem keiner wieder aufwacht. Barmherziger Himmel, wie sollt'

es nun erſt werden, wenn ſich da Franzoſen und wilde Ruſſen herumſchlugen? — Der junge Kaplan ſuchte zwar den Wehklagenden nach Kräften Troſt einzureden. Eine Schlacht werde hier ſicherlich nicht geſchlagen, ſondern da, wo ſich die Feinde gegenüberſtünden, alſo drüben im Limmatthale, etwa bei Zürich, oder vielleicht auch drunten an der Aare bei Windiſch, und die Schiffe würden ſchon wieder aus der Bünz verſchwinden, wenn es an der Zeit ſei. Aber der gute Mann kam übel an mit ſeiner Weisheit. Was der Bücherwurm von ſolchen Dingen verſtehen ſollte, brummte der Holländer-Steffen, in ſeinem militäriſchen Ehrgefühl verletzt, und die heulenden Weiber ſekundierten ihm nach Kräften. Der Kaplan habe gut reden, ſchrien ſie, er müſſe weder für Vieh noch Kind Kummer tragen und könne den Staub von den Füßen ſchütteln, wenn es zum Fehlen gehe. — Die Männer waren gleichfalls dieſer Meinung, und ſelbſt der alte Schulmeiſter, das herkömmliche Orakel des Dorfes, gab ſeine Anſicht dahin ab: die Langelen habe es in ſich. Es ſei nun ſchon zweimal auf derſelben geſchlagen worden, und was ſich gezweiet, werde ſich dritten müſſen. Gott möge ſich der armen Unſchuldigen erbarmen. —

Es iſt immer ein großes Glück, wenn der Hirte unerſchrockener Klugheit bleibt, wo der Wolf mit ſchreckenvoller Verwirrung in die Herde fährt. Das konnten jetzt auch die Bünzener erfahren, die einen klugen und umſichtigen Gemeindevorſteher hatten. War dieſer der reichſte Mann im Dorfe, ſo war er auch der geſcheidteſte, wie ſich das von ſelbſt verſteht, und hieß nicht umſonſt Peterli Wohlrath. Er ließ daher noch am ſelben Abend die Bürgerverſammlung einberufen, um die ernſte Lage des Vaterlandes in gemeinſame Beratung zu ziehen. Die bloße Einladung zu dieſer Verſammlung, die der Holländer-Steffen kraft ſeines Amtes im Dorfe herumtrug, war hinreichend, in manchem bekümmertem Herzen ein Licht-

lein des Troſtes aufzuſtecken. Es ging wie eine Ahnung durch die bangen Gemüter, der würdige Ortsvorſteher möchte einen Weg entdeckt haben, der aus der drohenden Not zur Rettung führe.

Und dieſe Ahnung ſollte auch nicht getäuſcht werden. Peterli Wohlrath ſprach zu den verſammelten Bürgern, zwiſchen die ſich ängſtliche Weiber und Kinder hereingedrängt hatten, mit beweglichen Worten von der Gefahr, die dem Dorfe drohe. Mit allen Sachverſtändigen ſei er ſelbſt der Meinung, daß eine große Schlacht bevorſtehe und dieſelbe hier in Bünzen geſchlagen würde, wie leider die in der Bünz befindlichen Schiffe zur Genüge erſehen ließen. In dieſem traurigen Falle ſei nur zu gewiß zu erwarten, daß kein Stein des Dorfes auf dem andern bleiben werde.

Dieſe aus ſo klugem und offiziellem Munde kommende Beſtätigung der ſchon herrſchenden Befürchtungen konnte natürlich ihren Eindruck nicht verfehlen; aber als wohlberechnender Redner machte Peterli Wohlrath eine lange Pauſe, um ſeine Worte in ihrer ganzen Wirkung austönen zu laſſen. Die Verſammlung erſcholl von Jammer und Wehklage, bis endlich eine Stimme rief: „Jeſus Maria, Herr Ammann, ihr werdet doch das Unglück nicht geſchehen laſſen.“

Der alſo Angerufene erhob langſam das Haupt und begann wieder in bedächtigem Tone: „Ja, das allerdings iſt auch meine Meinung, wir dürfen das Unglück nicht geſchehen laſſen; aber wie es verhindern, iſt eine andere inhaltsſchwere Frage.“ — Der Redner machte abermals eine Pauſe. Alle Köpfe ſtreckten ſich neugierig und erwartungsvoll empor und durch die ganze Verſammlung ſummte es: „Ja — wie iſt das zu machen!“ — „Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben,“ fuhr der würdige Vorſteher nach einer Pauſe fort — „wir ſchicken eine Deputatz an den Obergeneral und erſuchen ihn, ſeine Schlacht an einem andern Orte zu ſchlagen. Das

iſt meine Meinung.“ — Die hoch emporgeſtreckten Köpfe ſanken wieder zurück, um ſich gegenſeitig mit ſtaunender Verwunderung anzuſchauen.

Ja, das war es; — mit einem einzigen Worte war das Errettungsmittel genannt, ſo klar und einfach, und doch war's vorher Keinem eingefallen. Nach dem erſten Schweigen der Verwunderung über die eigene Einfalt und der Bewunderung der ortsvorſteheriſchen Weisheit machte ſich das dankbare Gefühl in einem lauten und allgemeinen Beifallrufen Luft und nach wenigen Minuten waren der Ammann und der alte Schulmeiſter mit der Ehre beauftragt, dem General Maſſena den nötigen Staatsbeſuch zu machen.

In der erſten Dämmerung des folgenden Morgens war vor dem Hauſe Peterli Wohlraths ſchon das ganze Dorf verſammelt, um den beiden Ehrengeſandten noch die letzten Glückwünſche mit auf den Weg zu geben, und dieſe ſchritten denn auch bald im vollen Bewußtſein ihrer Würde und hohen Aufgabe auf der Straße nach Bremgarten hin. Der Ammann trug in einem Querſacke zwei ſehr reſpektable Schinken, die bisher vor den Luchsaugen der Requiſition gerettet worden waren, über die Schulter, während der Schulmeiſter in einem ſaubern Wattſäcklein ein Quantum der auserleſenſten gedörrten Birnenſchnitze nachbündelte. Das waren, wie man ſich noch allzuwohl aus den kaum vergangenen Landvogtszeiten erinnerte, ſehr probate Mittel zur Erreichung hoher Staatszwecke. Die weitern Mittel jedoch zu dem diesmal beabſichtigten Ziele machten den beiden Männern mit jedem Schritte vorwärts größeres Kopfzerbrechen, und kaum eine Viertelſtunde außerhalb des Dorfes war der ſonſt ehrgeizige Ammann ſchon halbwegs bereit, dem Schulmeiſter die Ehre des Sprechers vor dem Obergeneral mit allen Folgen abzutreten. Der Schulmeiſter ſträubte ſich mit der ſeiner Stellung angemeſſenen Beſcheidenheit dagegen, und die beiden Geſandten verweiſeten

immer lauter darüber hin und her, bis ſie durch raſche hinter ihnen herkommende Schritte unterbrochen wurden. Ihr anfängliches Erſchrecken war jedoch überflüſſig geweſen. Es war nur der Holländer-Stöffele, des Holländer-Steffen zwölf- bis vierzehnjähriger Sprößling, der aus dem dämmernden Nebel heraustrat. „Was thuſt Du ſchon da draußen?“ fragte der Schulmeiſter, ſeinen Dreiröhrenhut feſter andrückend, den Knaben.

„Nichts für ungut,“ antwortete dieſer mit einem hellen Aufleuchten der klugen braunen Augen, „ich möchte mit Euch nach Bremgarten — ich möcht' den Obergeneral einmal ſehen.“

„Was, Du Hudelbub?“ rief der erſte Ehrengeſandte ärgerlich, „pack' Dich auf der Stell' wieder heim, wenn Du nicht da von dieſer Kirſchenſuppe zum Imbiß willſt.“ Dabei hob er auf eine eben nicht einladende Weiſe ſeinen knotigen Marktſtecken empor. Der Knabe wich raſch einige Schritte zurück und beſann ſich einen Augenblick. „Hört,“ ſagte er dann unterwürfig, „laßt mich nur mitgehen, Herr Ammann; ich will Euch bis Bremgarten den ſchweren Sack tragen und dann kann ich etwa auf der Brücke warten, bis der General einmal vorbeireitet.“

Dieſer allerdings annehmbare Antrag ſtimmte den Stolz des Dorffürſten ſchon etwas gnädiger, und der zweite Ehrengeſandte kam dieſer Gefühlsänderung raſch zu Hilfe. Derſelbe hatte nämlich alsbald überlegt, daß ihn die Anweſenheit des Knaben von dem bereits unbequemen Geſpräche über die Sprecherwürde befreien könnte, und er ſagte deshalb: „Wer weiß, Herr Ammann, der Bube hat ein flinkes Maul und von den Soldaten ſchon allerlei welſche Brocken aufgeſchnappt; vielleicht könnt' er uns bei den Poſten oder ſonſt dienlich ſein. Auf der Straße kann er ja immer mitgehen.“

Der erſte Ehrengeſandte fand gegen dieſes Argument keine ſtichhaltige Einwendung. Nachdem er ſeinen Querſack von

der Schulter genommen und denſelben dem Knaben aufgehalst hatte, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, voran mit bedächtigen Schritten und noch bedenklichern Geſichtern die beiden Männer, die Dreiröhrenhüte trotz des kühlen Herbſtmorgens oft von der Stirn nehmend; hintendrein leichtfüßig der Junge, der trotz des ſchweren Querſackes nicht unterlaſſen konnte, ſeinem frohen Mute dann und wann durch einen Seitenſprung Luft zu machen.

Der Tag war kaum vollſtändig angebrochen, als die wunderliche Geſandtſchaft aus dem Walde hervor gegen Bremgarten herabzog. Der Morgennebel lag noch feſt auf den Krümmungen der Reuß zuſammengegürtet, kaum von den erſten Sonnenſtrahlen übergoſſen, oder ſpielte in leichtern Wölklein um die Türme und Spitzgiebel des alten Kloſterſtädtchens; aber in den engen Straßen desſelben rauſchte und toſte ſchon ein Leben, als ob da nie an eine Nachtruhe gedacht worden wäre. Über die hölzerne Reußbrücke ſprengten zu und ab rotbuſchige Reiter, daß das alte Fugenwerk bis in den Grund des Waſſers hinab erdröhnte; weiterhin in der Straße wimmelte bärenmütziges Fußvolk durcheinander, und vor dem Gaſthofe zum Hirſchen gar, wo der Obergeneral wohnte, ſummte es wie ein Bienenſchwarm. Heranſprengende Reiter ließen ihre dampfenden Roſſe einfach auf der Straße ſtehen und eilten, unbekümmert um die Tiere, die ſteinernen Stufen hinan, die zur Hauptthüre führten; aus dieſer hingegen kamen andere bärtige Geſichter in prächtigen Uniformen, die ſich auf das nächſte beſte Rößlein warfen und davongeloppierten. Unſere Geſandten, die ſich mühſam bis hierher durchgearbeitet, ſtanden mit ihren Hüten in der Hand angſtvoll in dem Gewirre, jeden Augenblick in Gefahr, von einem Hufe getreten oder überritten zu werden, ohne zu wiſſen, an wen ſie ſich in dieſem welſchenden Haufen um Rat und Beiſtand wenden ſollten. Kein Menſch mochte ſie nur eines Blickes würdigen, mit wie bang-

fragendem Geſichte ſie auch an Dieſem oder Jenem emporſchauten. „Ihr werdet ſehen," ſagte der Schulmeiſter leiſe zu ſeinem Mitgeſandten, „die Schlacht geht ſchon dieſen Morgen an und wenn wir heimkommen, iſt alles vorüber — daß Gott erbarm'." — „Das könnt' wohl ſein," erwiderte der Ammann, den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirn wiſchend; „wenn wir nur beim General wären — die Red' wollt' ich am Ende ſelbſt halten." — „Ja, aber der Kerl da droben an der Thür läßt uns ſicherlich nicht hinein," ſeufzte der Schulmeiſter, „mir iſt's, ich ſeh' noch Blut an ſeinem langen Säbel." — „Das mein' ich auch," gab der Ammann kläglich zurück — „aber wie es immer geh', Ihr ſeid mir vor der Gemeinde Zeuge, daß ich meine Pflicht gethan habe — Schulmeiſter."

In dieſem Augenblick ließ Stöffele, der bisher ruhig hinter den beiden Geſandten geſtanden, ſeinen Zwerchſack auf den Boden fallen und drängte ſich mit einem lauten „der Kapitän, der Kapitän, der ſo lange im Dorfe geweſen iſt" — der Treppe zu. Die beiden Männer ſchauten ihrem bisher ganz vergeſſenen Begleiter verwundert nach, der in flinkem Sprunge droben an der Thüre neben einem jungen, hochgewachſenen Offiziere ſtand. Ihr Erſtaunen wurde nicht vermindert, als ſie ſahen, wie Stöffele den Militär friſch anredete und nach wenigen Worten von dieſem lächelnd an dem grimmig ausſehenden Poſten vorüber ins Haus geführt wurde.

„Das iſt ein Teufelsbub," brachte endlich der erſte Geſandte ſtoßweiſe hervor, „am Ende macht der die ganze Geſandtſchaft allein ab."

„Wenn's nur hilft," meinte der Schulmeiſter zaghaft, „mir wär's einerlei."

Ammann, deſſen Ehrgeiz ſich bei dem Gedanken, ſo ſchmählich um den Erfolg ſeiner Ratſchläge betrogen zu werden, wieder zu regen anfing, würde ſich wahrſcheinlich mit der Demut ſeines Kollegen nicht einverſtanden erklärt haben;

aber während er in ratloſer Verwirrung noch hin und her dachte, erſchien auch Stöffele in Begleit des Offiziers ſchon wieder unter der Hausthüre. Mit leuchtenden Augen kam er die ſteinerne Treppe herabgeſprungen und rief ſeinen Begleitern zu: „Kommt, kommt ſchnell, der Obergeneral hat jetzt einen Augenblick Zeit und will Euch anhören.“ Der unter der Thüre ſtehen gebliebene Offizier machte ebenfalls eine raſch heranwinkende Handbewegung. Der erſte Geſandte faßte ſeinen Zwerchſack in beide Hände, der zweite ſtieß einige unverſtändliche Worte hervor, die wie ein klagender Anlauf zu einem Gebete klangen, und dann ging's wie im Traume die Stufen hinan, an dem wildausſehenden Poſten vorüber den Gang entlang, bis der Offizier eine Thüre öffnete und ſeine Begleiter halb hineinſchiebend mit tiefer Stimme ſagte: „Der Obergeneral.“

Das Wort klang wie ein dröhnender Glockenklang an die von innerer Aufregung und von dem eben durchlebten Waffengetöſe betäubten Ohren; aber den Abgeſandten wurde doch bald leichter zu Mute, als ſie die Augen aufſchlugen und ſich in einer von frühern Markt- und Kirchweihtagen her wohlbekannten Stube befanden. Wie oft hatten ſie in jener Ecke mit fröhlichen Bekannten einen Schoppen getrunken oder waren in jüngern Jahren durch dieſe Thüre mit ſchäkernden Mädchen nach der Tanzſtube hinübergegangen! Freilich ſah der Raum jetzt etwas verändert aus; ſtatt der ſchönen Heiligenbilder, die ehemals an den Wänden hingen, waren da nun große Papiere feſtgenagelt, auf denen ſich allerlei ſchwarze oder buntbemalte Striche wunderlich genug durcheinander kreuzten, auf dem Tiſche lagen ebenfalls große Papierhaufen, und auf dem kleinen Tiſche, der unter dem Spiegel ſtand, blinkten neben einigen Piſtolen ſogar Säbelklingen hervor. Aber gleichwohl war's den beiden Männern wie auf einen Schlag leichter um's Herz geworden, ſie befanden ſich auf wohlbekanntem Boden, der feſt

unter ihren Füßen ſtand. Und der Obergeneral ſelbſt — anderswo hätten ſie's keinem Menſchen geglaubt, daß das der gefürchtete Maſſena wäre, bei deſſen bloßem Namen die trotzigſten Soldaten mit unwillkürlichem Reſpekte an die Mütze langten. Sie hatten ihn die letzte Zeit über wohl ſchon etwa geſehen; aber immer nur von einer Schar hoher Offiziere oder den gefürchteten roten Huſaren umgeben, deren wallende Roßhaarſchweife noch lange ſichtbar durch die Staubwolke flatterten, die ſich in ihrem wilden Begleite über die Straße dahinwälzte. Jetzt ſtand hinter dem papierbedeckten Tiſche ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann, ohne Bart noch Kopfbedeckung, in einen weiten Schlafrock gehüllt. Unſer Kaplan hat einen ſchönern, mußten Ammann und Schulmeiſter beim erſten Anblick denken. Als er auf die tiefen Bücklinge der Eingetretenen mit einem leichten Kopfnicken gegrüßt, warf er ſeine dunklen Augen nach Stöffele. Er griff nach einem Teller, auf dem die prächtigſten Äpfel und Birnen lagen, hob ein Stück in der rechten Hand empor und rief: „Nun, kleiner Schelm, kannſt Du das fangen?“ Damit warf er eine Birne in hohem Bogen über den Tiſch herüber und richtig — Stöffele hatte ſie wie eine flinke Katze mit den Händen aufgefangen. Der General lachte, nahm eine andere Birne, that einen herzhaften Biß darein und nickte dem Jungen zu: „Sie ſind gut, probier's nur.“

Dieſe unerwartete Aufnahme half dem Mute der Abgeordneten vollends auf die Füße und der Ammann machte dem Schulmeiſter bereits durch einen wohlgemuten Rippenſtoß bemerklich, daß er auch ſeine Rede wieder vollſtändig im Reinen habe, als der General, eine zweite Birne ergreifend, ſagte: „Nun, ihr guten Leute, was wollt ihr von mir?“

Dieſe Anſprache brachte den geſandtſchaftlichen Redner in einige Verwirrung; ſie paßte ſo ganz und gar nicht zu dem Kunſtwerke, das er ſich in Gedanken zuſammengeſetzt, und er nahte ſich daher ſeinem Nebenmanne mit einem etwas höflichern

Ellenbogen als vorhin. Es war nur die dringende Bitte um das Zuflüstern einiger passender Anfangsworte. Aber der Schulmeister, dem der Mut ebenfalls gewachsen, und der sich durch die Frage des Generals in keinem Konzepte gestört fand, mißverstand diese Bitte; er begann sich deshalb unter leisem Räuspern die Hände zu reiben und hob alsdann selbsten an: „Herr Oberster und General, Herr Obergeneral vielmehr — es handelt sich von wegen der vorhabenden Schlacht und der Schiffbruck —"

Bei diesem gelungenen Anfange blieb die Rede plötzlich stecken und der Redner stolperte entsetzt über sein Schnitzsäcklein zurück, das er in anfänglichem Eifer zwischen die Füße gestellt hatte. Es war sich just auch nicht zu wundern; und der Ammann und selbst der kecke Stöffele sahen erschreckt nach dem General hinüber. Denn kaum hatte der Schulmeister mit nachdrücklicher Betonung das Wort „Schiffbruck" ausgesprochen, als des Feldherrn bisher so freundliches Gesicht wie eine vom Blitze durchfurchte, dunkle Wetterwolke aufleuchtete und er mit einem lauten Sacrodieu einen weiten Sprung in die Stube that.

„Was weißt Du von einer Schiffbrücke," rief er, hart an den Schulmeister herantretend, „wo soll es eine solche geben? wer hat Dir davon gesagt — Mann?"

Aber der so barsch Gefragte war nicht imstande, eine Antwort zu geben; er deutete, einen kleinen Schritt nach dem andern zurückweichend, nur mit dem Finger auf seinen Amtsgenossen.

„Nun?" — fragte der General, sein Gesicht hastig dem Ammann zuwendend.

Dieser mochte empfinden, daß der entscheidende Augenblick gekommen war; aber da ihm seine Rede nun vollends verloren gegangen, erhob er ebenfalls die Hand und brachte, auf Stöffele deutend, mühsam die Worte hervor: „Der Vater des Jungen

hat's gesagt — der weiß es am besten." Über das Gesicht des Feldherrn glitt wieder ein Lächeln, als er einen Augenblick die erschrockenen Männer betrachtet. Dann kehrte er sich zu Stöffele und fragte: „Nun, Kleiner, was hat Dein Vater gesagt — was weißt Du von einer Schiffbrücke?"

Der Kleine erhob den schwarzen Krauskopf, dem Feldherrn frisch ins Gesicht schauend. „Ja, seht, Herr General, die Sache ist so. Gestern haben Eure Soldaten mächtig große Schiffe zu uns nach Bünzen gebracht und sie dann festgebunden; da sagte mein Vater, Ihr wollet da über den Bach eine Schiffbrücke schlagen und dabei den Russen eine Schlacht liefern, wobei unser ganzes Dorf verbrannt und zusammengeschossen werde."

„Und deshalb sollen wir den gnädigen Herrn General im Namen unserer Gemeinde um Gottes und der heiligen Barmherzigkeit willen bitten, die Schlacht an einem andern Orte zu schlagen," fiel der erste Gesandte mit kläglicher Stimme ein.

Der General warf einen raschen Blick auf die an der Wand hängende Karte und brach dann in ein schallendes Gelächter aus; dabei fuhr er mit beiden Händen dem Knaben nach dem Kopfe und krabbelte mit den Fingern kosend in den krausen Haaren herum. Aber plötzlich hielt er wieder inne und schien einen Augenblick in ernstes Nachdenken verloren.

„Was ist Dein Vater, Kleiner?" fragte er alsdann, Stöffele ins Gesicht schauend.

„Er ist Nachtwächter daheim," erwiderte der Knabe.

„So, so; hast Du noch mehr Geschwister?"

„Noch sechs, Herr General."

„Sieben also; aber wie viel Kühe habt ihr im Stalle?"

„Oh," fiel der erste Gesandte, der über der Heiterkeit des Feldherrn sein Fahrwasser wieder gefunden hatte, räuspernd ein, „das sind die ärmsten Leute in unserm Dorfe; sie haben

nur zwei Ziegen und müſſen wohl manchmal von der Gemeinde unterſtützt werden."

„Wie viel Stück Vieh beſitzt denn Ihr?" fragte der General, nach dem Sprecher blickend.

„Je nachdem," erwiderte Peterli Wohlrath, indem er ſich ein wenig höher hob, „fünfzehn bis zwanzig — unterſchiedlich."

„Warum iſt denn der Vater des Kleinen da ſo arm? Taugt er nichts?"

Der zweite Geſandte hielt dieſe Gelegenheit paſſend, ſich in der Gunſt des Feldherrn wieder rehabilitieren zu können. Er ſagte daher, mit einem Bückling beginnend: „Das juſt nicht, gnädiger Herr Obergeneral; er war über zwanzig Jahre Soldat in Holland, und die alten Soldaten ſind immer arme Schlucker."

Der Feldherr wendete ſich mit einem ſcharfen Blinzeln ſeiner dunklen Augen dem Knaben zu. „So, Kleiner," ſagte er, ihm mit der Hand über die braune Wange ſtreichelnd, „Du biſt ein Soldatenkind — hab' ich mir's doch gleich gedacht. Aber ſag', möchteſt Du nicht auch ein Soldat werden?"

Stöffele ſchüttelte mit dem Kopfe. „Nein, Herr General, ich möchte ein Doktor werden."

„So, ein Doktor — und warum denn das?"

„Ja, ſeht, Herr General," erwiderte der Knabe, ſeine braunen Augen aufſchlagend, „als im Sommer ſo viele verwundete Soldaten die Straße nach Lenzburg hinabgeführt wurden und ſie manchmal ſo elend nach einem Doktor ſchrien, da hab' ich mir gedacht, das wär' doch das Schönſte, ein Doktor zu ſein, um den armen Leuten helfen zu können."

Der General legte die Hand an die Stirn und begann in langen Schritten die Stube auf und nieder zu gehen. Plötzlich blieb er vor den erwartungsvollen Abgeordneten ſtehen und ſagte mit ernſtem Geſichte: „Was Euer Anliegen betrifft, da iſt ſchwer zu helfen. Allerdings ſind die Vorbereitungen

mitten in Eurem Dorfe zu einer Schiffbrücke getroffen, um daſelbſt eine Schlacht zu ſchlagen. Am beſten, ihr zieht ſogleich mit Weib und Kind weg; iſt die Schlacht vorbei und das Dorf zuſammengeſchoſſen, ſo könnt ihr dann ein neues aufbauen."

Dieſe mit eiskaltem Ernſt geſprochenen Worte fielen wie ein Donnerſchlag auf die bereits erſtarkenden Hoffnungen der Abgeordneten. Der Schulmeiſter ſtieß einen tiefen Seufzer aus, während ſich der Ammann mechaniſch niederbückte, um ſeinen Zwerchſack zu öffnen. Der General, der die Abſicht dieſer Bewegung erraten mochte, machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr nach einem dumpfen Schweigen wieder fort: „Ihr dauert mich, aber meine Pflicht iſt ſtreng. Es gäbe vielleicht ein einziges Hilfsmittel. Eure Gemeinde bezahlt mir 3000 Kronen an die Koſten, die ich bereits zur Herſchaffung der Schiffe nach Bünzen gehabt; aber wohlverſtanden, freiwillig, nicht als Kontribution. Dann will ich ſehen, wie ich's vor der Regierung verantworte, und ein anderes Schlachtfeld aufſuchen. Bis heute Abend muß ich jedoch Geld oder gute Gülten in Händen haben."

Die Abgeordneten hatten dieſen Vorſchlag mit atemloſer Angſt angehört. Mit demſelben war ihnen die ſchwerſte Laſt vom Herzen genommen; aber Peterli Wohlrath begriff ſogleich, daß es ſich nun darum handle, die minderſchwere noch möglichſt zu erleichtern. Seinen Zwerchſack wagte er nicht mehr aufzuheben; dagegen fing er mit etwas kläglicher Stimme an: „Dreitauſend Kronen für eine arme Gemeinde —"

Der General zog eine große goldene Uhr hervor und ließ ſie durch einen Fingerdruck anſchlagen. „Es iſt jetzt 9 Uhr," ſagte er ſtreng. „Bis abends 6 Uhr habt ihr Zeit. Nachher iſt's zu ſpät."

Er zog an einer Klingel und ſogleich trat ein Offizier herein. „Zwei Grenadiere begleiten dieſe Leute nach Bünzen,

um bald möglichſt Rapport zu erſtatten.“ Der Offizier öffnete die Thüre und die Geſandten ſtanden wieder ebenſo raſch draußen auf der Straße, als ſie hineingetreten waren. Stöffele kam erſt einige Augenblicke hintendrein geſprungen. „Seht, das hat mir der brave General für meinen Vater gegeben,“ rief er, ſeinen Begleitern die nur leiſe geöffnete Hand entgegenſtreckend, zwiſchen deren kleinen Fingern ein glänzendes Goldſtück hervorblinkte. Alsbald traten zwei Grenadiere heran, und marſch ging's über die Brücke hinaus die Straße nach Bünzen zu. —

Die daheimgebliebenen Bünzener, die den Vormittag in banger Erwartung durchlebt hatten, ſaßen noch nicht beim Mittageſſen, als der Holländer-Steffen den ſofortigen Zuſammentritt der Gemeinde durch einen Hornruf im Dorfe herum verkündigte, wie dies in dringendſten Fällen bisweilen zu geſchehen pflegte. Die Männer liefen ſpornſtreichs dem Gemeindehauſe zu, und noch war in manchem Topfe nicht fertig gekocht, als ſie den bangen Frauen die Nachricht heimbrachten: „Gottlob, nun wird hier nicht geſchlagen — wir haben uns um 3000 Kronen von dem Unglücke losgekauft. Ja, der Peterli Wohlrath iſt doch ein Mann — wenn wir den nicht hätten!“ —

Waren die Bünzener prompt, ſo war's General Maſſena nicht minder. Kaum hatte ſich die Sonne auf den Wald geneigt, zog, von einer Huſarenabteilung begleitet, ein langer Wagenzug ins Dorf. Die Schiffe wurden wieder aus der Bünz gehoben, aufgeladen, und fort ging es auf der Straße nach Bremgarten.

Die Dorfbewohner ſchickten ſich zu einem ruhigern Schlafe an, als die vergangene Nacht; aber noch lagen ſie in tiefen Träumen, als ſie von einem toſenden Donner aufgeſchreckt wurden, der über den Bremgartner Berg herüberſcholl. Er dauerte in ununterbrochener Heftigkeit den ganzen Morgen

fort, und am Nachmittage hieß es, die Franzoſen hätten in der Nacht drüben bei Dietikon eine Schiffbrücke über die Limmat geſchlagen und die Ruſſen dort und bei Zürich angegriffen. Das ganze Dorf war freudig und bewundernd einverſtanden, als Peterli Wohlrath mit nachdenklichem Geſichte ſagte: „Was der Maſſena für ein Mann iſt! handkehrum verlegt er die Schlacht von der Bünz mehr als vier Stunden weit über den Berg weg an die Limmat hinüber. Aber wer iſt ſchuld daran?“

Nachdem dieſe Schlacht den ganzen Tag gedauert und noch am folgenden Morgen ferner Kanonendonner über den Berg her grollte, kam gegen Abend der Bericht, die Ruſſen ſeien total aufs Haupt geſchlagen, die Franzoſen verfolgten ſie auf der Straße nach Eglisau und Schaffhauſen hin und der General Maſſena habe ſein Quartier bereits wieder in Zürich aufgeſchlagen.

Jetzt hintendrein, da alle Gefahr vorüber war, ſtellten ſich allmählich mehrere Bünzener auf die Seite des Kaplans, der fortwährend behauptete: Maſſena habe nie daran gedacht, weder über die Bünz eine Schiffbrücke zu bauen, noch hier eine Schlacht zu ſchlagen, aus dem einfachen Grunde, weil hier keine Feinde geweſen wären, ſondern bloß drüben an der Limmat. Die Schiffe ſeien auch nur in die Bünz gebracht worden, damit ſie nach dem langen Landtransport wieder waſſerdicht und für den Gebrauch tauglich würden. Dieſe Anſicht gewann ſogar die Oberhand, als man vernahm, daß ſchon mehrere Tage vor dem Bünzener Schrecken der ganzen Reuß entlang, von Dietwyl bis nach Mellingen hinunter, ſolche Schiffstransporte angelangt und ins Waſſer geſtoßen, aber faſt zu gleicher Zeit wie in Bünzen wieder abgeholt worden waren.

Das alles jedoch focht am wenigſten den Holländer-Steffen an, obwohl ihm auch mancher Seitenhieb über ſeine militäriſche Prophezeiung zugemünzt wurde. Wenige Tage nach der

Schlacht war er mit Stöffele vor das Statthalteramt Bremgarten zitiert und ihm dort unter einem mit Freudenthränen und sattsamen milletonnerres gewürzten Erstaunen tausend blanke Kronen eingehändigt worden, „als ein Geschenk des Obergenerals Massena". Eine weitere Eröffnung ging dahin, von demselben General seien dem bekannten und hochgeschätzten Doktor Weißenbach in Bremgarten zweitausend Kronen übergeben worden, der sich dagegen verpflichtet und versprochen, für Stöffele's Heranbildung zum Arzte zu sorgen. Was der Doktor nun vor der Hand beabsichtige, das könnten Vater und Söhnchen bei ihm selbst in Erfahrung bringen.

Das geschah denn auch. Stöffele zog gleich am folgenden Tage nach Bremgarten, um dort zunächst die Lateinschule zu besuchen. —

Der zum tüchtigen Arzte ausgebildete junge Mann fand später im russischen und sächsischen Feldzuge noch übervolle Gelegenheit, dem Wunsche nachzuleben, der einst die Seele des Knaben beim Anblicke um Hilfe flehender Verwundeter erfüllt und erschüttert hatte, da er nach kaum beendigten Studien als Feldarzt bei den schweizerisch-französischen Auxiliartruppen eingetreten war. Nach der Auflösung oder Umwandlung dieser Truppen beim Sturze Napoleons in bourbonische Regimenter begab er sich auf Reisen, pflegte aber, nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, die hier mitgeteilte Begebenheit seiner Jugendgeschichte vor den reichen Erfahrungen seiner Männerjahre am liebsten zu erzählen. Dem General Massena hat er ein dankbares Andenken fortbewahrt, doch schloß er gewöhnlich: „Ja, der verstand das Geldmachen, gab sich aber dabei selten so seine Mühe, wie bei den Bünzener Ehrengesandten, davon könnte noch Mancher erzählen im Schweizerlande und anderwärts."

Der arme Schwingerkönig.

(1857.)

Wer da glaubt, man dürfe sich nur im Gebirge befinden, um auf Schritt und Tritt eine Aussicht auf tief unten liegende blaue Seen oder auf Thäler zu haben, die sich an dem Silberbande der Ströme weitab in verschwimmende Fernen dahinziehen, der nehme einmal den Weg nach dem Hochlande unter die Füße, um sich von seiner irrigen Meinung bekehren zu lassen. Er wird dann bald finden, daß man hoch über den Wolken stehen kann: das Gewitter, das über die Thalgelände dahinrollt, schallt nur mit dumpfem Grollen zu uns empor, und doch ist's, als ob wir zwischen tiefen Mauern begraben wären. Der schmale Weg zieht am Fuße des Felsengrates dahin, an dessen einförmigen, glattaufsteigenden Wänden wir emporschauen; dort biegt er um eine Ecke, und wir beeilen den Schritt in der Hoffnung, aus der fast unheimlichen Einsamkeit einen Blick nach den duftigen Thälern mit ihren weißschimmernden Wohnungen und Städten hinabwerfen zu können; aber da steigt eine neue Felswand himmelan und drüberhin zieht in langsamem Fluge ein Gebirgsgeier. —

Auf solchen einsamen Wegen hat der Mensch Zeit, seinen Gedanken, seinen Erinnerungen und Hoffnungen nachzugehen und dieselben aneinanderreihend und verknüpfend dem ewigen Geheimnisse nachzusinnen, das die Menschen Schicksal nennen, jenem wundersamen Gewebe planvoller Fügungen und schein-

barer Zufälle, deſſen Anfang nicht in unſern Händen liegt, und deſſen Ende wir nicht überſchauen können und das doch den Menſchen unſichtbar auf Schritt und Tritt umſchließt wie die Luft, die er einatmet.

Solche einſame Gedankenpfade geht auch der Häusler Chriſten, der dort langſam den Pfad am Felſen heraufſteigt. Weiter unten, da noch die Morgenſonne die kleine Wieſe übergoß, die er durchſchreiten mußte, hatte er ein Lied vor ſich hingepfiffen, vielleicht halb unbewußt von der Amſel verführt, deren Schlag aus dem Gebüſche klang; aber als er den aus rohen Planken gezogenen Wieſenzaun überſchritten hatte und in den Schatten der Felſenwand getreten war, verſtummte ſein Lied. Er hob die Axt, die er bisher, wie der Jäger das Gewehr, ſchräg vor der Bruſt getragen, auf die linke Schulter und langte mit der rechten Hand langſam in die Seitentaſche ſeines braunen Wamſes, aus der er eine kurze hölzerne Tabakspfeife hervorzog. Die Spitze des Stummels wurde ebenſo bedächtig zum Munde geführt und die Lippen fingen an, ſich taktmäßig zu öffnen und zu ſchließen, als ob ſie qualmende Rauchwolken hervorziehen und wieder hinausſtoßen müßten. — Der Mann dachte nicht daran, daß er ſeine Pfeife weder mit Tabak geſtopft, noch angezündet hatte. Er dachte an andere Dinge, die wohl wie bald ſich feſtgeſtaltende, bald wieder verwehende Rauchwölkchen vor ſeinem innern Auge auf- und niedergingen; aber heitere Gedanken konnten es nicht ſein, die ſein Sinnen beſchäftigten. Über das kräftige, braune Geſicht glitt es wie dunkle Schatten herab und die Lippen ſchloſſen ſich mit immer finſtrerem Trotze um die Pfeifenſpitze, während die linke Hand die gewuchtige Axt von der Schulter hob und ſie am äußerſten Ende des Stiles haltend in ſo raſchem Kreiſel auf- und niederſchwang, daß man meinte, ſie müſſe jeden Augenblick krachend an die Felſenwand oder auf das Haupt des ſich ſelbſt vergeſſenden Verwegenen einſchlagen. —

So war der Mann ungleichen Ganges, bald ſtille ſtehend, dann wieder einige haſtige Schritte vorwärts gehend, an die Felſenbiegung gekommen, wo ein kaum erkennbarer Steig über grobes Steingeröll nach einem mit dunklen Tannen bewachſenen Abhange ablenkt, als ihn plötzlich eine laute Stimme aus ſeinem Sinnen aufſchreckte. In ziemlicher Höhe über dem Wege ſaß auf einem vorſpringenden Felsſtücke ein Mann in wunderlicher Jägertracht, mit einem mächtigen Bergſtutzer in der Hand. „Ach, das „verirrte Bein“,“ ſagte der Angerufene unwillig und wollte den Steig nach dem Tannenwalde einſchlagen. „Ei, ſo preſſieren doch nicht ſo,“ rief der andere in gebrochener Rede herunter, „wollen Dir Feuer geben, Häusler Mann, das kalte Rauch iſt nicht geſund; aber ſo das Rundummachen mit der großen Beil möcht' ich auch einmal probieren.“ Damit kletterte der Jäger mit großer Behendigkeit von ſeinem Felſenſitze herab und ſtand mit einem letzten Sprunge vor dem Holzhauer.

Dieſer gewahrte erſt jetzt, daß er bisher kalte Pfeife geraucht und langte in die Wamstaſche, um ſich Tabak und Feuerzeug hervorzuholen; aber nach haſtigem Herumtaſten zog er die Hand zurück und brummte mit einem unterdrückten Fluche: „Jetzt hab' ich das Kraut daheim vergeſſen — im Zorne über die Alte.“ Der Jäger ſchaute dem Ärgerlichen freundlich ins Geſicht und ſagte: „Ja, ſehen jetzt, Kamerad, ein Wort iſt nie zu viel, ich haben ſchon Tabak.“ Damit langte er in ſeine mächtige Waidtaſche, die wie ein weitaufgeblaſener Schlauch den ſchmalen, ausgedörrten Leib umſchloß, und brachte eine hölzerne Pfeife, wie ſie Sennen und Jäger zu gebrauchen pflegen, nebſt einem mächtigen Lederbeutel hervor. „Da nehmen,“ fuhr das Männchen in freundlichem Eifer fort, indem er mit der Hand in ſeinen Tabaksbeutel fuhr und dieſelbe gefüllt in ſeines Begleiters Wamstaſche ſchob, „da nur viel nehmen, ich nur ſo zum Plaiſier rauch.“ — „Ich dank'

Euch, Herr," ſagte der Holzhauer, über der ſeltſamen Freundlichkeit ſeinen Ärger faſt vergeſſend, „ich dank' Euch und habe jetzt mehr als genug; aber wo wollt' Ihr denn ſo allein hin mit dem ſchweren Stutzer?" — Der Jäger ſchlug zuerſt bedächtig Feuer; dann wiegte er ſein ſchmales Geſicht bedeutungsvoll hin und her, daß die Reiherfeder an ſeinem grünen Hütchen auf- und niedertanzte, und hob ſich dabei auf die Zehen, um ſeinen Mund dem Ohre ſeines hochragenden Gegenübers etwas näher zu bringen. „Den Bären will ich ſchießen," liſpelte er leiſe und ſchaute wieder vorſichtig umher, als ob das genannte Wild ſeine gefährlichen Worte nicht etwa könnte vernommen haben. — „Aha, den Bären," erwiderte der Holzhauer, mit der Hand ſein Lächeln verdeckend, „da müßt Ihr freilich eine gute Büchſe haben." — Er erinnerte ſich dabei, was man drunten im Thale von dem wunderlichen Manne zu erzählen wußte. Es war ein ſteinreicher Engländer, der ſchon Jahre lang regelmäßig in die Gegend kam, aber erſt wenn er ſich genau erkundigt, ob noch keiner ſeiner wanderluſtigen Landsleute anweſend ſei; ſobald ſich ein ſolcher zeigte, war er über Nacht wieder verſchwunden. Dieſe Sonderbarkeit hatte ihm den ausſchließlichen Übernamen „verirrtes Bein" zugezogen, mit dem ſonſt Bergführer verfrühte oder verſpätete Reiſende zu bezeichnen pflegen. Daneben hatte der Alte noch die beſondere Marotte der Bärenjagd; man konnte ihm lange verſichern, daß ſich ſeit Jahren in dieſen Gegenden keine ſolche Beſtie mehr gezeigt; das half alles nichts, er wies ungläubig mit dem Finger auf die mächtigen Felshörner und ſagte: „Solch' Gegend iſt ganz gemacht für die Bär, alſo muß er da ſein." Gegen eine ſolche Logik ließ ſich nichts einwenden und der Mann ging ſeit Jahren mit ſeinem ſchweren Stutzer auf die Bärenjagd. —

Während Chriſten über dem Anzünden ſeiner Pfeife an dieſe Dinge dachte, hatte der Engländer die auf den Boden

geſtellte Axt ergriffen und meinte: „Jetzt, gut Freund, müßt Ihr mir auch noch zeigen, wie Ihr das ſo Rundum macht, wie vorhin.“ Der Holzhauer faßte das Ende des Halmes zwiſchen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, hob das gewichtige Werkzeug empor und ließ es im ſauſenden Kreiſe umherfahren, als ob es eine dürre Haſelgerte wäre. Der Bärenjäger hatte dem gefährlichen Spiele mit gieriger und ſcheuer Bewunderung zugeſchaut und faßte nun ſelbſt das Ende des ihm hingereichten Axtſtieles. Aber kaum daß das Inſtrument auf den Anſchwung im halben Kreiſe herumfuhr, flog es unter einem lauten Schmerzensrufe des Schwingers auch ſchon weit über das Geröll dahin. „Goddam,“ ſchrie er, die Hand an dem ausgeſtreckten Arme auf- und niederſchleukernd, „das will ganz den Leib ausrenken“. — „Ja, ja, guter Freund,“ ſagte Chriſten, ſchmunzelnd das Beil aufhebend, „dazu braucht's anderes Zeug als Ihr habt, ſeht ſolches.“ Damit ſtreifte er den Ärmel ſeines Wamſes herauf und ließ einen Arm ſehen mit einem Muskelſpiele, das ſich auf die leiſeſte Handbewegung wie ein aus Eiſenſpangen geflochtenes Gewebe hin und her bewegte. Der Engländer ſchaute mit Bewunderung auf dieſes Meiſterwerk der Natur und mannhafter Übung und fing dann mit prüfendem Finger an, auf den ſteinharten Muskeln herumzutippen. „Goddam, Mann,“ ſagte er endlich, „Ihr müßt nächſte Woche auf das große Schwingfeſt nach Bern, ich wetten auf Euch 100 Pfund.“ Chriſten ließ den Arm plötzlich ſinken, wie wenn ihm ein ſcharfer Schmerz durch denſelben gefahren wäre. Er hob raſch ſeine Axt auf die Schulter und ſchlug mit einem kurzen viel Dank und lebt wohl den Fußſteig nach dem tannenbewachſenen Felſenhange ein. Der Jäger rief ihm vergeblich nach, noch auf ein Wort ſtehen zu bleiben; er erhielt keine Antwort zurück.

Chriſten war haſtig über das Steingeröll weggeſchritten und fing nun an, den ſteilen Pfad zwiſchen den niedrigen und

knorrigen Tannen emporzusteigen. All' die Gedanken, über die er vor seiner Begegnung mit dem Fremden gebrütet, waren wieder aufgewacht, nur hatten sie dadurch, daß ihn ein Anderer daran gemahnt, noch einen bittern Beigeschmack gewonnen. Er stieß die Axt im Gehen bisweilen heftig gegen den Boden, als müßt' er da ein giftiges Gewürm zertreten; er kämpfte auch mit einem giftigen Wurme, der arme Mann, aber der saß ihm drinnen tief im Herzen und fing nun an, wie die Schlange im Paradiese, in lauter, vernehmlicher Stimme sich auszusprechen.

Nicht wahr, hub der Verführer an, der alte Narr hat's auch gesagt; er will auf den ersten Blick Geld und Gut wetten, ohne zu wissen, wie manchen Schwung Du schon gethan hast.

Ja, aber er weiß auch nicht, sprach eine andere Stimme in Christen dagegen, wie es bei Dir daheim aussieht; daß Du nicht Weib und Kind vergessen und Deinen Lustbarkeiten nachgehen darfst.

So, das wäre ein Vergehen, rief's hinwieder, wenn Du Dir auch einmal eine unschuldige Freude gönnen würdest, der Du das ganze Jahr wie ein Hund gearbeitet hast?

Aber was haben denn die andern für Lustbarkeiten, und arbeiten sie nicht auch nach Kräften? tönte es leise zurück.

Die andern, wer die andern? rief's höhnisch dagegen; von der Frau will ich noch nichts sagen, aber die Alte, was thut denn die und mit welchem Rechte rafft sie jeden Kreuzer in ihre Hände und zankt, wenn du nur ein Röllchen Tabak kaufen willst? —

„Ja, das ist wahr," schrie Christen laut, der unter diesem Zwiegespräche auf einen schmalen, lichten Platz gekommen war, „das muß anders werden und wenn darüber Hälse brechen müßten." Wie zur Bekräftigung seines Vorsatzes hieb er die Axt mit weitausgeholtem Schwunge nach einem knorrigen Stamme, der halb entästet vor ihm auf dem schmalen Plane

lag; aber die ſonſt ſo ſichere Hand hatte diesmal im Zorne fehlgezielt. Die Axt fuhr neben dem Stamme hinſtreifend in den felſigen Boden, und mit einem ſchrillen Klange war das längere Stück der geſtählten Schneide abgeſprungen.

Wie es dem einmal verbitterten Gemüte geht, ſtatt ſich durch ein ſelbſtverſchuldetes Mißgeſchick zur Beſinnung und Umkehr lenken zu laſſen, wird es nur noch verbitterter, indem es die Schuld auf andere wälzt. Mit zornigem Auge prüfte Chriſten den erlittenen Schaden und brummte dann mit mühſam unterdrückter Stimme: „Daran iſt wieder die alte Hexe ſchuld, und hintendrein werd' ich erſt noch ihr Schelten hören ſollen, wenn ſie zu Mittag heraufkömmt — verflucht das.“ — Er ſetzte ſich auf den liegenden Stamm und ſchaute, das düſtere Geſicht in die Hand geſtützt, in den gähnenden Abgrund hinunter, der kaum zwei Schritte vor ihm in die nächtliche Tiefe hinabſchoß.

Es waren unheimliche, wilde Gedanken, die durch die Bruſt des verbitterten Mannes gingen, ſchwarz und ſchaurig wie der Abgrund, der ſich zu ſeinen Füßen aufthat. Sie waren aber auch der nächtigen, grauenhaften Tiefe entſtiegen, dieſe Gedanken. Er erhob ſich langſam mit vorgebeugtem Oberleibe von ſeinem Sitze, um über den dunkeln Rand hinabzuſtarren. Endlich trat er mit einem fröſtelnden Schütteln zurück und ſagte tonlos vor ſich hin: „Dann freilich wär's abgeholfen.“

Über den Laut der eigenen Stimme erſchreckt, ſchaute er mit banger Angſt um ſich, ob ihn kein menſchliches Ohr gehört habe; nein, er war allein in der lautloſen Einſamkeit, durch die nur das halbverſchollene Brauſen heraufdrang, mit dem drunten am Fuße der Felſenwand ein Bergbach dahinſtäubte.

Der ſtarke Mann wankte zurück wie von ſchwerer Arbeit erſchöpft. Mit geſchloſſenen Augen legte er ſich auf das weiche Moos, über das die Sonne, die unterdeſſen hinter den rückwärts

liegenden Felſenkuppen emporgeſtiegen war, goldene Streiflichter durch die Tannenzweige niederwarf. Der heitere und erwärmende Glanz führte auch freundlichere Bilder in die Seele des Einſamen, und er ſuchte ſich daran feſtzuklammern, wie das vom Sturm erſchütterte Stämmchen an ſeinem Stabe.

Es waren aber auch ſonnige, gemütſtärkende Erinnerungen und Bilder. — Der Oſtermontag war in der milden Schönheit eines ſonnigen Vorfrühlingstages über dem Lande aufgegangen, und durch die Straßen der Stadt Bern zogen jauchzende Geſellen Arm in Arm nach der Schanze hinauf; hinter ihnen drein drängende Menſchenſcharen, die ſich, auf dem Feſtplatze angekommen, zu einem weiten Zuſchauerkreiſe zuſammenſchloſſen. In der Mitte die kampfbegierigen Schwinger nach hergebrachter Schlachtordnung: hie Emmenthal, hie Oberland, und in der vorderſten Reihe der letztern Chriſten, der kaum erwarten mochte, ſeine erſte Meiſterprobe abzulegen. Hei, wie ſich da die mächtigen Glieder reckten, wie ſich die ſtrammen Muskeln ſpannten und zuſammenzogen, bis der Gegner mit einem raſchen Rucke in der Höhe zappelte und dann mit dumpfem Krache auf dem Rücken lag. Chriſten kam ſich während des langen Kampfes wie ein Träumer vor; ſeine Augen bohrten ſich nur in diejenigen des Gegners, und die weiten Zuſchauerſcharen, die ihn ſchon nach dem erſten Schwunge jedesmal mit lautem Hallo begrüßten, erſchienen ihm wie auf- und niedertauchende Nachtgeſtalten. Endlich aber, als er mit dem letzten um die Ehre des Tages, um die Krone des Schwingerkönigs rang und er mit ſeinem Gegner im gegenſeitigen Prüfen und Belauern der Kräfte bis hart an die Plankenumzäunung geraten war, fiel ſein Auge auf ein Geſichtchen, das ihm ermunternd zulächelte und mit gar wunderſamem Lichte aus den dunklen Scharen hervorleuchtete. Ohne recht zu wiſſen, was er that, hatte er den Gegner mit einem plötzlichen Rucke angezogen und hielt ihn mit blitzſchneller Wendung hoch über dem Kopfe

empor. Ein weithinſchallender Siegesruf ertönte aus den Reihen der Oberländer; aber die raſchen Blicke des Vorkämpfers ſuchten vergeblich nach dem Geſichtchen, das ihm ſo freundlich zum letzten Triumphe genickt. Es war unter den drängenden Zuſchauerſcharen verſchwunden.

Am Abend erklangen vom goldenen Adler herab Geige und Klarinett in muntern Tanzweiſen und zwiſchendrein das Jodeln und Jauchzen der Älpler, für die heute keine Sorge gewachſen war. Als Chriſten unter die Thüre trat, tanzte ihm zujauchzend ein Kamerad entgegen, der in ſeinen nervigen Armen eine ſchlanke Mädchengeſtalt im Kreiſe ſchwang. „Da probier's einmal mit der, Chriſten," rief der Burſche, „die kann's beſſer als ein Emmenthaler." — Die Beiden ſtanden blöde und errötend vor einander, als ob ſie ſich gegenſeitig eine Schuld verbergen müßten. Ja, das war das friſche Geſichtchen mit den hellen Augen und dem kleinen, feinen Munde, der heute Chriſten auf der Schanze ſo freundlich zugelächelt und den er den ganzen Nachmittag nicht hatte vergeſſen können. Zum Blödethun und Bewundern gab's indeſſen keine Zeit; die Geigen erklangen von Neuem und das Paar kreiſelte mit den andern den langen Sal hinunter.

Als der Tanz geendet, ſaßen ſie Hand in Hand im hinterſten Winkel in ſo eifrigem Geſpräche, als hätten ſie ſich die wichtigſten Dinge von der Welt mitzuteilen. Und für die Beiden waren ſie auch wichtig. Chriſten erzählte, daß er ſich kaum noch erinnere, ſeine Eltern gekannt zu haben und ſchon lange her Sennknecht ſei, an der weiten Welt keinen Anteil habe als ſeinen frohen Mut und ſeine geſunden ſtarken Arme, mit denen er ſich wohl getraue durch's Leben zu kommen.

Mädeli hatte all dem recht aufmerkſam und andächtig zugehört und erzählte ſeinerſeits, daß es ebenfalls aus dem Oberlande ſei; ſeit einem Jahre in der Stadt die Kleidermacherei gelernt habe, nun aber in wenigen Tagen wieder heim zur,

Mutter gehen werde, die da droben zu hinterſt im Haslethale ein kleines Heimweſen beſitze.

So geſchah es auch. Mädele zog nach wenigen Tagen mit ſeiner erlernten Kunſt heim zu ſeiner Mutter und ſeinem Schweſterchen, in das abſeits gelegene Berghäuschen. Im Herbſt, als die Sennten von den Alpen getrieben waren, zog Chriſten ebenfalls dahin, in ſeinem Sinne der glücklichſte Menſch auf Gottes weiter Erde, da er nun einmal eine Heimat hatte und Mädeli ſein Weib nennen konnte.

Soweit hatte Chriſten auf dem grünen Mooſe an der milden Frühlingsſonne liegend über vergangene Dinge nachgedacht und geträumt, als er ſich mit einem ſchmerzlichen Lächeln erhob und wie halb ſchlaftrunken mit der rauhen Hand über das Geſicht fuhr. Ach ja, ſagte er vor ſich hin, das iſt nun ſchon lange vorbei; am beſten iſt's, ich fang' an zu arbeiten, damit ich an andres nicht mehr denken muß.

Mit dieſen Worten war er aufgeſtanden. Als er die Axt nochmals geprüft und ſie zu jeglicher Arbeit untauglich gefunden, zog er ein krummgebogenes Meſſer hervor und begann an den niedrigen Tannen herum Beſenreis zu ſchneiden.

Aber dieſe Arbeit war nicht geeignet, ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen und die Gedanken, denen er hatte entfliehen wollen, kamen mit neuer Gewalt über ihn. Er dachte an die erſten ſchönen Zeiten ſeiner neuen Heimat, da er glücklich war, wenn er abends nach ſchwerer Arbeit in dem ſtillen Stübchen ſitzen und ſtundenlang zuſchauen konnte, wie flink die kleinen weißen Finger ſeiner Frau die Nadel regierten; da war ihm noch nie eingefallen, daß die Mutter mit der kleinern Schweſter nicht ebenſogut vom Ertrage ſeiner und Mädeli's Arbeit leben ſollten, als ſie beide von der Milch der zwei Ziegen tranken, die draußen im Stalle blökten und von den Erdäpfeln aßen, welche Mutter und Schweſter auf dem kleinen Acker pflanzten und ausgruben. Das wurde aber

anders, als Mädeli zuerſt ein Bübchen und ſpäter wieder ein Mädchen brachte. Mit den Kleinen kam wohl manche Freude, manches ungeahnte Glück im Geleite; aber auch das Ungemach und Leid blieb nicht aus. Mädeli kränkelte viel, konnte ſeinen Kunden nicht mehr ſo regelmäßig nachgehen und verlor deshalb die beſten derſelben. So blieb ein ſchöner Verdienſt aus, deſſen Verluſt doppelt ſchwer auf Chriſten fiel, da die Sorge gewachſen war. Zudem war's ihm deutlich geworden, daß er nicht nur mehr für den Augenblick zu ſorgen habe, ſondern daß ihm auch die Zukunft ſeiner hilfloſen Kinder anvertraut war. Er hatte ſchon früher mit Mädeli verabredet, daß die Schweſter das Kleidermachen ebenfalls erlernen und ſo zum Verdienſte beitragen ſolle; aber das Mädchen konnte das ſtille Sitzen nicht ertragen und wurde bleich und kränklich, ſo daß der Plan aufgegeben werden mußte.

Mit den einfachen Vergnügungen außer dem Hauſe, an denen Chriſten bisher noch hatte teilnehmen können, ging es zu Ende. In den erſten Jahren war er noch manchmal mit ſeiner jungen Frau an Sonntagen ins Thal hinunter gegangen und es hatte ihm ins innerſte Herz wohlgethan, wenn die Burſchen ſie zum Tanze verlangten; ſie könne es immer noch beſſer als jede andere und ſei noch ſo ſchön und munter, als irgend eine. Chriſten ſchlug das hoch an und es war ihm, als arbeite er die Woche hindurch noch einmal ſo leicht. Gewiß war's, daß Mädeli ein Ähnliches empfand, wenn es hie und da, im Herbſte oder Frühling, mit Chriſten zu einem kleinen Schwingen ging; da war er immer noch der Erſte und Geehrte, und ſein Geſicht ſtrahlte bei ſolchen Gelegenheiten von innerm Glücke, wie damals auf der Schanze in Bern, als er den mächtigen Emmenthaler über dem Kopfe ſchwang.

Dieſe Lichtblicke im Leben Chriſtens waren vor der täglich wachſenden Not, die manchmal kaum das ſpärliche Brot erübrigte, untergegangen und ſolche Lichtblicke hat doch ein jedes

Leben nötig, wenn es nicht verkümmern ſoll, ſo gut wie Baum und Blüte Sonnenſchein. Es fing an zu nachten um die Seele des Mannes und er kam ſich ſelbſt manchmal vor, wie einer, der im Finſtern tappt, einen Ausweg ſuchen muß und ihn doch nicht finden kann.

Einmal an einem trüben Herbſttage war Chriſten ins Thal hinunter gegangen, um beim Sägemüller den Arbeitslohn für gefälltes Holz zu holen. Es war der Ertrag zweier Monate voll Schweiß und gefährlicher Mühe und doch konnte Chriſten die ganze Löhnung bequem in der geſchloſſenen Hand verbergen. Er ging trüben Sinnes den Weg am Mühlenbache heimwärts, daran denkend, daß die nächſten Tage Sturm und Schnee kommen und ſeiner Sorge ein neues Leben bringen würden, das heute noch unter dem Mutterherzen ſchlief. Wovon werden wir eſſen, wovon werden wir trinken und uns kleiden, ſprach es in ſeinem Innern, während der leisertönende Troſt, daß der, der die Lilien des Feldes ſchmücke, auch ſeiner nicht vergeſſen werde, ihm wie bitterer Spott erſchien.

Als er an das erſte Haus des Dorfes gelangte und ſein Blick auf den ausgehängten Schild „zum goldenen Adler“ fiel, kam ein Gefühl wie von Zorn und tiefer Wehmut zugleich über ſein Herz. Ja, zum „goldenen Adler“, ſagte er vor ſich hin, an den glücklichen Abend denkend, den er einſt unter des Adlers Fittigen in Bern verlebt, und ohne zu wiſſen wie, war er in die Gaſtſtube getreten. „Ei was Wunder,“ rief die Wirtin dem Ankömmling entgegen, „da muß ich ſchnell ein Kreuz an die Diele machen.“ — „Ja, ein Jahr wird's wohl ſein, daß ich nicht da war,“ ſagte Chriſten; „indeſſen gib mir ein Halbbatzengläschen.“ — „Nicht lieber ein Schöpplein Neuen, Chriſten? Er iſt heuer extra gut geraten.“ — „Es thut's nicht,“ lautete die halbſchüchterne Antwort.

Die Wirtin brachte das Verlangte und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit, während Chriſten ſeinen Gedanken nachhing.

Da ſtand noch Stuhl und Tiſch unverrückt, an denen er ſo manche frohe Sonntagsſtunde verlebt; dort unter der großen Uhr ſtak noch die Schraube in der Wand, an die er, von Bern heimkehrend, ſeinen Schwingerkranz aufgehängt, als das ganze Dorf an der Freude und Ehre, die einem Thalgenoſſen zugefallen, teilgenommen hatte. „Ich habe ſchon oft gedacht, wir müſſen Dich einmal erzürnt haben, Chriſten, daß Du nie mehr vorbeigekommen biſt," ſagte die Wirtin. „Ach nein," meinte Chriſten, „aber wenn man bei dem geringen Verdienſt für ſo viele Mäuler zu ſorgen hat, ſo iſt's mit dem Wirtshaus vorbei." „Nun, ſo denken freilich nicht alle," erwiderte die Wirtin; „aber ſag, wie ſteht's auch mit Deiner Frauen Schweſter, dem Mareile, hat's die Näherei wirklich aufgegeben?" — „Ja, freilich hat's," ſtieß Chriſten ärgerlich heraus. „Das könnte nun aber wohl gut an einen Platz gehen," ſagte die Frau aufblickend, „zu Hauſe verdient's doch nichts."

Das hatte Chriſten auch ſchon gedacht, aber noch nie gewagt, den Vorſchlag zu machen, da er wußte, wie die Mutter und ſeine Frau an dem Mädchen hingen und ſeiner Kränklichkeit wegen beſorgt waren. Und er ſelbſt konnte dem Kinde nicht gram ſein, das ſtill und bleich umherging, während es ſich den letzten Biſſen vom Munde brach, um ihn den Kleinen zuzuwenden. Aber doch kam es ihm jetzt wie eine Erleichterung vor, daß jemand Fremdes ausgeſprochen, was er ſelbſt längſt gedacht hatte. Er leerte ſein Gläschen mit einem raſchen Zuge und ließ ſich's nochmals vollſchenken.

Es war ſchon abendlich geworden, als Chriſten, vor das Dorf hinausgekommen, den Bergweg nach ſeinem Häuschen einſchlug. Der Wind hatte ſich gewendet und trieb in ſcharfem Zuge die ſchweren Nebelmaſſen von den Höhen thalwärts. Noch ſah er hinter den blätterloſen Vogelbeerbäumen kaum das Dach ſeines Häuschens, als ihm durch die Dämmerung der kleine Chriſteli entgegengeſprungen kam. „Komm' weidli,

Vater," rief das Kind von weitem, „die Mutter iſt krank geworden." Chriſten erſchrak; er nahm mit einem ſchweren Seufzer den Kleinen auf den Arm und eilte dem Häuschen zu. Als der Mann hochaufatmend in die Stube trat, ſchaute ihn die Mutter ſcharf an und ſagte: „Du kommſt lange nicht, Chriſten." Er gab keine Antwort und beugte ſich über das Bett, in dem die Wöchnerin totbleich mit geſchloſſenen Augen da lag. „Wie iſt Dir's, Mädeli, was hat's gegeben?" fragte er leiſe. Sie erhob langſam die feine, bleiche Hand und deutete auf einen Korb, der auf einem Stuhle an der Wand ſtand. Chriſten hob mit heftigem Zittern das weiße Tüchlein zurück. Da lag ein Kind mit feinem, weißen Geſichtchen und ſo durchſichtigen geſchloſſenen Augenlidern, daß man faſt die Augen darunter ſchauen konnte. Aber es zuckte und regte ſich nicht und die alte Mutter ſagte über Chriſtens Schulter herein: „Es iſt tot."

Chriſten ließ das Tüchlein auf die kleine Leiche fallen und unwillkürlich, er wußte ſelbſt nicht wie, drang ein lautes „dem Himmel ſei Dank" über die Lippen.

Die Wöchnerin erhob bei dieſen Worten ihr Geſicht und ſchaute Chriſten mit trübſchwimmenden Augen an, mit einem bang bekümmerten Blicke, daß er ſich abwenden und, ſeine heiße Stirn gegen die kalten Fenſterſcheiben drückend, in die heranbrechende Nacht hinausſchauen mußte.

Das waren trübe, unheimliche Stunden, ſo lange die kleine Leiche im Hauſe lag. Die Wöchnerin weinte ſtill vor ſich hin und gab auf jede Frage, wie es ihr gehe, blos die Bitte zurück, man möge ſie ruhen laſſen. Chriſten ſuchte am folgenden Morgen einige Bretter zuſammen, um die Koſten für ein Särglein zu ſparen und dem Kinde ſelbſt ſein letztes Bettlein herzurichten. Die alte Mutter ſchaute ihn über dieſer Arbeit oft ſtarr und groß an, als wollte ſie fragen: kannſt du das? — Chriſten empfand dieſe Blicke tief, aber ſie machten das

durch die schwere Not umhüllte Gemüt nur noch dunkler und er kam sich selbst immer mehr wie ein fremder Mensch vor, der um den Tod des kleinen Wesens nicht trauern könne.

Der Abend brach mit wildem Schneegestöber herein. Als es dunkel geworden, schritt der Vater im Geleite der Wehfrau durch Schnee und Sturm den Berg hinab dem Dorf zu, unterm Arm das rohe Särglein tragend, das sein eigen Fleisch und Blut umschloß. Er wäre lieber selbst diesen Weg getragen worden.

Als Christen am folgenden Morgen schon vor das Häuschen getreten war, um trotz des Schneegestöbers noch einen Versuch zu machen, ins Gebirg zu gehen, kam ihm die Mutter nachgegangen. „Du hast mir das Geld vom Sägmüller noch nicht gegeben," sagte sie, „ich muß es haben." — „Pressiert's so?" entgegnete Christen, ohne sich umzukehren. „Ja," lautete die Antwort, „das Mareile kann bei diesem Wetter nicht ins Dorf hinunter; es muß andere Schuhe haben." Jetzt kehrte sich Christen um. „Hört Mutter, ich will Euch einmal meine Meinung sagen. Das Mareile kann in einen Platz gehen und sich seine Schuhe selbst verdienen. Wir sind hier noch Mäuler genug, die nichts zu beißen und zu brechen haben."

Die sonst schon große Frau richtete sich empor, daß sie fast um Kopfeslänge höher schien; dabei heftete sie ihre dunklen Augen so fest auf Christen, daß dieser, der sich mit so festem Entschlusse gewappnet glaubte, die seinigen unwillkürlich niederschlagen mußte. „So so, das ist Deine Meinung," sagte sie endlich. „Nun, so höre auch die meinige: So lange ich lebe, habe ich hier zu befehlen und wenn's Dir nicht recht ist, so weißt selbst, wo Du hergekommen bist. Lieber wollt' ich für Deine eigenen Kinder betteln gehen, als eines der meinigen aus dem Hause stoßen wegen eines Mannes, der im Wirtshause sein Geld verthut, während seine Frau in Kindsnöten liegt." Nach diesen Worten war die Mutter ins Häuschen zurückgetreten und hatte die Thüre zugeschlossen.

Christen stand lange regungslos vor sich hinstarrend. Dann plötzlich fuhr er auf und eilte der Thüre zu; er wollte seine Anklägerin zur Rechenschaft ziehen über den harten und ungerechten Vorwurf, mit dem sie ihn als pflichtvergessenen Mann und Vater gescholten. In der Entrüstung hierüber dachte er kaum daran, wie barsch seine andere Meinung abgewiesen worden war. Schon hatte er die Klinke erfaßt, um zornig ins Haus zu treten; aber nein, sagte er sich besinnend, Mädeli darf jetzt keinen Streit hören — das könnt' es ins Grab bringen — Gott helf' mir's tragen. Er kehrte um und schritt langsam durch das Schneegestöber aufwärts. Aber noch war er keine Viertelstunde weit gegangen, als ihm der Schnee schon bis an die Kniee reichte und von der Höhe herab wirbelten undurchdringliche Flockenwolken. Da hinauf kann ich heute nicht, sagte der Mann stehen bleibend; aber umkehren und heimgehen? — Nein, stieß er nach einigem Besinnen dumpf und zornig hervor, wenn ich ein Lump sein soll, so will ich's auch sein. Er schlug mit der Hand auf die Hosentasche, als wollt er sich vergewissern, daß des Sägmüllers Geld noch da drinnen sei, und eilte dann in satzweisen Sprüngen den Berg abwärts mitten über die schneebedeckten Matten und Äcker dem Dorfe zu.

Als Christen aber drunten vor den ersten Häusern in den Weg eintrat, den er gestern Nacht mit dem toten Kinde gegangen, blieb er plötzlich hoch aufatmend stehen und sagte leise: nein, das geht doch nicht, was würden sie da drinnen sagen, wenn ich jetzt ins Wirtshaus säße! — Er kehrte sich um und schaute den Weg aufwärts nach dem Häuschen empor; es erschien ihm nur auf Augenblicke wie ein halbverhüllter Schatten, wenn ein schärferer Luftzug die dichte Flockenmasse etwas auseinander trieb. Das thust du nicht, sagte er entschlossen, nachdem er schon einen Fuß zum Rückweg angesetzt hatte, du gehst zum Brand-Micheli hinüber, da weiß niemand woher und warum.

So ging der unglückliche Mann wieder raſchen Schrittes vorwärts und ſchlug beim erſten Hauſe des Dorfes den Weg ein, der nach dem jenſeitigen Bergpaſſe führte. Dort droben lag in verſchwiegener Einſamkeit und faſt übel beleumdet das Haus des Brand-Micheli. —

Die Nacht war längſt angebrochen, als Chriſten aus ſchlimmer Geſellſchaft und kaum noch ſeiner Sinne mächtig zu ſeinem troſtloſen Weibe und den bangen Kindern heimkehrte. —

Dem ſchlimmen Anfange folgte ein erdrückender, qualvoller Winter, eine Zeit, wie ſie auch geſunde Herzen zu unheilbarer Verſtockung reift, wenn nicht ein gütiges Geſchick noch zur rechten Zeit Erlöſung bringt. Chriſten empfand zu gut, daß er durch eine einzige unglückſelige That jede Habe verloren hatte, daran ſein Leben feſt anzufaſſen und nach eigenem Willen zu lenken; mit dem erſten Gefühle der Reue und Scham verband ſich daher alsbald dasjenige einer dumpfen Ergebung, die alles geſchehen ließ, wie es eben geſchehen mochte, ohne Freude und Teilnahme, aber auch ohne Bangen und Klage. Das ſind fürchterliche Zuſtände, und doch wie häufig kommen ſie vor, in denen die Seele wie von einem modernden Schutte zugedeckt liegt, daß ſie in bewußtloſer Ohnmacht in ihrem dumpfen Kerker dahin brütet und nicht einmal mehr verlangt, aus der erſtickenden Haft herauszukommen. Das einzige Gefühl, das in Chriſten noch mit einiger Erregung fortlebte, war ein ungewiſſes Rachebedürfnis gegen die Mutter, der er alles ſchuld gab und die ihn freilich auch knapper behandelte, je willenloſer er ſich anſtellte. So folgte ein Tag dem andern in öder Wechſelſeitigkeit. Chriſten ging, ſobald der Schnee feſtlag, beim erſten Morgengrauen mit ſeinem Holzſchlitten ins Gebirge. Da ſauſte er den ganzen Tag auf der glatten Bahn mit ſchwindlicher Schnelligkeit thalwärts. Es verging keine Woche, daß bei dieſer gefährlichen Winterthätigkeit der armen Bergleute nicht irgend ein Unglücksfall vorkam, zer-

quetſchte oder gebrochene Glieder oder Schlimmeres; aber Chriſten dachte nicht daran, daß es ihn ſelbſt treffen könnte, oder wenigſtens war er gleichgültig gegen jede Gefahr. Er ließ ſich mit der nämlichen ſauſenden Geſchwindigkeit am gähnenden Abgrunde oder um die ſcharf vorſpringende Felſenecke vorbeitreiben, mit der er drunten über die gefahrloſe Fläche gegen das Dorf hinabfuhr. Wo ſich der Mutigſte nicht hinwagte, da ging er, als ob es ſein täglicher Weg zwiſchen Tiſch und Bett wäre; dabei empfand er aber nichts von dem ſtolzen Gefühle, das ſonſt einer kühnen That folgt und an dem er ſich früher ſo oft das Herz erwärmt hatte. Er that's eben, wie er das Stück Brot brach, das er von Hauſe zum Mittagsmahl mitgenommen. Auch über die Kargheit des letztern ließ er keine Klage hören. Am Abend, wenn er heim kam, ſetzte er ſich ſtumm in einen Winkel und nahm etwa ein Kind auf den Schooß; aber was die Kleinen plauderten und fragten, er gab freundlich zur Antwort: ich weiß es nicht, Chriſteli; oder wenn das Mädchen ſagte: aber Väterle, warum ſingſt du mir auch keines der ſchönen Lieder mehr? erwiderte er mit trübem Geſichte: ich hab' ſie vergeſſen, Kind. So wartete er ruhig und ohne Nachfrage auf das Nachteſſen. Da aß er die Erdäpfel, die Mädeli ihm ſchälte und vorlegte. Dann ging er zu Bette und wäre ohne Murren auch dahingegangen, wenn er keine Erdäpfel bekommen hätte. Die Mutter ſelbſt meinte oft, Chriſten ſei wie umgekehrt; der Tod des Kindes und ſein Wüſtthun hernach ſei ihm doch an's Herz gegangen; Mädeli jedoch empfand, daß noch etwas anderes in ſeinem Manne lag. Aber auf jede leiſe Frage gab er zur Antwort: „Ach, laß mich doch in Ruhe, ich bin ja zufrieden.“ —

So ging der Winter ſeiner Neige zu. Eines Abends blieb Chriſten auf dem Heimwege vor dem Häuschen ſtehen und ſchaute aufmerkſam nach dem Bergſattel hinüber. Zwiſchen den hohen Spitzen drängte ſich rötliches Gewölk herab, das in

unruhiger Bewegung längs den tiefen Abhängen hinzog. Als Chriſten in die Küche trat, die zugleich als Hausflur diente, praſſelte das auf dem Herde angezündete Feuer kniſternd durch einander, bald in ſpitzigen Flämmchen aufzuckend, bald wieder platt nach der Seite hinſtreichend, wie von einem feſten Drucke von oben niedergehalten. Beim Nachteſſen ſagte er plötzlich zwiſchen das Gerede der andern hinein: „Heut Nacht wird der Föhn kommen.“ Auf der Zunge und in Gedanken lag ihm noch weiter zu ſagen: man ſolle deshalb die obere Dachluke ſorgfältig ſchließen und auf das Feuer genau Acht geben; aber nach der wortkargen, ſtummen Weiſe, die er ſeit langem angenommen, ſchien ihm das bereits Geſagte ſchon zu viel und dabei dachte er, das ſei Sache der Mutter, die könne ſelbſt nachſehen und ſorgen. Seine kaum angedeutete Mahnung wurde daher auch nicht beachtet und zur gewohnten Zeit lagen ſämtliche Bewohner des Häuschens im tiefſten Schlummer. —

Mitternacht mochte ſchon vorüber ſein, als Chriſten durch einen heftigen Windſtoß geweckt wurde, der krachend über das Häuschen weg zu Thal fuhr. Unter dem Dache pfiff und rumorte es, als ob das wilde Heer durchzöge und die Wände des Häuschens krachten, als müßten ſie zuſammenbrechen. Jetzt iſt die Luke doch nicht geſchloſſen worden, dachte Chriſten und beſann ſich, ob er aufſtehen und das Unterlaſſene ſelbſt thun ſolle. War es bloße Sorgloſigkeit oder Trotz, oder beides zuſammen; er blieb liegen und wollte die Augen wieder von Neuem ſchließen, als durch das kleine Scheibenfenſterchen, das von der Küche in die Stube führte, ein greller Feuerſchein aufflackerte. Chriſten ſprang auf und eilte mit einem unwillkürlichen Schreckensrufe der Thüre zu; als er in die Küche trat, leckten die Flammen ſchon mit feurigen Zungen an dem Balkenwerke, das ſich ohne Zwiſchenſchirm über dem Feuerherd hinzog. Noch war keine Viertelſtunde vergangen, als eine hohe vom Winde gepeitſchte Feuerſäule

ins Thal hinableuchtete, in der das hölzerne Häuschen in rauchende Glut zuſammenſank, bevor die aus dem Schlafe geſchreckten Dorfbewohner zu Hilfe geeilt waren. —

Chriſten hatte, nachdem er gerettet, was in der kurzen Friſt zu retten war, das aufwirbelnde Feuer eine Weile mit dumpfer Gleichgültigkeit angeſtarrt; als aber Balken an Balken zuſammenſank und ſich ſeine kaum bekleideten Angehörigen jammernd und wehklagend an ihn herandrängten, als könnten ſie nur in ſeiner Nähe Schutz finden vor dem verzehrenden Elemente, da fing es plötzlich wieder an zu tagen in ſeinem Innern. Es war, als ob von der hellen Glut ein erleuchtender Funke in ſeine Seele gefallen wäre. Er fühlte wieder, daß doch er allein Stütze, Stab und Haupt der Familie ſei, daß ſie nun von allem entblößt ſich nur auf ſeine Kraft, auf ſeinen Willen verlaſſen könne und müſſe. Dieſe Gedanken, mit wie vieler Sorge und Mühe ſie herankamen, erſchreckten ihn keineswegs, im Gegenteil, er fühlte ſich wie von einer dumpfen Laſt befreit. Was er nun erarbeitete und zuſtande brachte, das war ſein Werk, war ſein Eigen, an dem er nicht nur nach dem guten Willen Anderer Teil hatte. Er ſtreckte bei dieſem Gedanken beide Arme ſtramm vor ſich hin, als wollte er prüfen, welche Laſten ſie zu tragen vermöchten.

Alsbald zeigte es ſich auch, daß Chriſten keineswegs ſo von aller Welt verlaſſen oder gar verachtet war, wie er gemeint hatte. Unter den erſten zu Hilfe Eilenden, die auf der Feuerſtätte ankamen, befand ſich der Adlerwirt. Als dieſer ſah, daß da jede rettende Thätigkeit unnütz war, nahm er Chriſten bei der Hand und ſagte tröſtend: „Nimm Dir's nicht zu ſtark zu Herzen, Chriſten, am Ende war's doch nur eine alte baufällige Baracke. Einſtweilen komm' nur mit den Deinigen mit mir heim und morgen wollen wir da drunten in unſerm alten Hauſe ein Stüblein für Euch einrichten.“ Es that Chriſten in der Seele wohl, daß dieſer freundliche Vorſchlag

ihm ſelbſt und nicht etwa der Mutter gemacht wurde. Er fühlte ſich wie neu geboren, als die Männer von allen Seiten herankamen und ihm mit warmem Händedruck Hilfe und Beiſtand zuſagten. Das Häuschen lag in kniſternde Aſche verwandelt, aber das Feuer hatte damit ein ſchweres Leid verzehrt. —

Den Häusler-Leuten war's ſeit Langem nie ſo gut geworden, wie nun jetzt nach der Unglücksnacht. Das Stüblein im alten Hauſe des Adlerwirtes unten am Berge war bald eingerichtet und von allen Seiten brachten gefüllte Körbe, was zur Notdurft des Leibes erforderlich war.

Als der Föhn den Schnee weggefegt hatte und Chriſten nun raſch Hand an den Bau eines neuen Heims legte, da zeigte ſich's recht, wie viele freundlich geſinnte Menſchen er hatte. Nicht nur aus dem Dorfe, ſelbſt weit vom Thal herauf kamen Männer auf tagelange Hilfe, mit denen er ſonſt einen Hoſenlupf gemacht und die nun im Mißgeſchick der alten Freudentage nicht vergaßen. Unter Heiterkeit und fröhlichen Erinnerungen ging das Werk raſch vorwärts, an dem Chriſten ſelbſt wie ein Rieſe arbeitete — vom früheſten Morgen bis in die ſinkende Nacht, nichts war ihm zu viel, keine Laſt zu ſchwer. Er freute ſich an jedem Pfahle, der in den Boden geſchlagen, an jedem Brette, das feſtgenagelt wurde; das wird *mein* Haus, dachte er und mußte ſelbſt über ſich lachen, wie er heute Zimmermann, morgen Maurer und am andern Tage Dachdecker war und ihm all' das ſo flink aus der Hand ging, als ob es ſein Beruf wäre; aber mit faſt ängſtlicher Sorgfalt ſuchte er jede Mithilfe der Mutter fern zu halten. Das iſt zu ſchwer für Euch, pflegte er zu ſagen, während ein ganz anderes Gefühl als Sorgfalt und Schonung gegen die anerbotene Hilfe der ſtets noch ſtarken und rüſtigen Frau in ſeinem Herzen ſprach.

Noch hatte der Herbſt kein Läublein gefärbt, als Chriſten, auf dem fertigen Dachſtuhle ſtehend, einen hellen Jodler ins

Thal hinabtönen ließ, und noch war nicht alles Laub von den Bäumen geſunken, als er mit den Seinigen ſchon in das teilweis ausgebaute Häuschen einziehen konnte. Mädeli umhalſte den wackern Mann und ſagte mit Thränen in den Augen: „ich habe den Sommer oft an die Worte gedacht, die Du an jenem Abend im Adler in Bern zu mir ſagteſt, mit Deinem frohen Mute und den ſtarken Armen werdeſt Du wohl durch die Welt kommen. Das iſt wahr, Chriſten.“ — „Ja, aber die will ich mir nun auch bewahren,“ antwortete dieſer, „und nächſte Oſtern geh' ich wieder einmal zum Schwingen nach Bern hinunter. Darauf hab' ich mich nun lang gefreut und hab's auch den Burſchen verſprochen, die mir ſo wacker geholfen haben.“ — „Verdient haſt's,“ meinte Mädeli lächelnd, „und ich habe nichts dagegen.“ —

Mit dem einbrechenden Winter fing Chriſten wieder an, Holz zu Thal zu ſchlitten; daneben verwendete er jede freie Stunde zum fertigen Ausbau ſeines Häuschens. In demſelben aber wollte ſich das Leben keineswegs ſo heiter anlaſſen, wie er gehofft hatte. Der Mutter, die in dem alten Hauſe ſo lange ihren gewohnten Schritt gegangen, kam nun in dem neuen manches ungewohnt, das Ungewohnte aber ſogleich als unzweckmäßig oder verfehlt vor. Chriſten empfand das doppelt bitter, da jeder ausgeſprochene Tadel ja nicht nur dieſer oder jener Einrichtung galt, ſondern ihm ſelbſt perſönlich, der die Sache gemacht oder veranlaßt hatte. Manchmal war er hart daran, ſeinem Verdruſſe freien Lauf zu laſſen und ſchon ſtand ihm das Wort auf der Zunge: wenn es Euch in meinem Hauſe nicht recht iſt, ſo ſeht Euch anderswo um; aber dann blickte ihn Mädeli ſo ſtillbittend an, daß ihm plötzlich die Erinnerung an den ſchrecklichen Tag nach dem Begräbniſſe des Kindes durch die Seele fuhr, und er den Ärger wieder hinunter ſchluckte. Damit war's freilich nicht beſſer und konnte auch nicht beſſer werden dadurch, daß ſich nun wieder mancherlei

Nahrungsnot einſtellte. — Seit dem Einzug in das neue Häuschen hatten Hilfe und Spenden anderer Menſchen aufgehört, obwohl es nun erſt jetzt wieder an ſo manchem Notwendigen gebrach. Chriſten ſtand oft lange, vor ſich hin auf einen Gegenſtand ſchauend, den er doch nicht ſah, und ſagte dann zu ſich, mit der Hand übers Geſicht fahrend: „'s wird wieder mit mir wie voriges Jahr; 's iſt nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Ich wollt' bald, es wär' zum letztern.“ — Einmal beim Nachteſſen ſagte die Mutter: „Die Bänk' da um den Tiſch herum ſind auch nichts nutz, die ſind zu ſchmal; auf den alten konnt' man doch auch ſitzen.“ — Chriſten entgegnete ärgerlich: „In Eurem Haus war alles recht, in meinem gar nichts.“ Die Mutter hob ihr ſtrenges, markiges Geſicht empor und ſagte mit ſcharfer Stimme: „Was auf meinem Grund und Boden ſteht, iſt mein, ſo lange ich lebe, wenn's ſchon nichts taugt und mir keine Freude macht.“ — Jetzt riß Chriſten die Geduld. Er wollte raſch aufſtehen, um ſeine Meinung ebenfalls auszuſprechen; aber ebenſo raſch trat ihm Mädeli unter dem Tiſch weg auf den Fuß und über den Tiſch weg reichte es dem Erzürnten eine Kartoffel entgegen. „Sieh, die iſt ſchön aufgeſprungen,“ ſagte es. Chriſten würgte den Erdäpfel mühſam hinunter, als ob derſelbe aus Harz geballt geweſen wäre; „aber,“ ſagte er nachher zu Mädeli, „Du wirſt ſehen — das gibt noch ein Unglück. Der Hund, der zu lange an der Kette liegt, beißt zuletzt den eigenen Meiſter.“ —

So verging der Winter und in Chriſten war's wieder recht trüb und dunkel geworden. Was ihn noch erheiterte und wie heller Sonnenblick in ſein mißmutiges Grübeln fiel, war der Gedanke an das Schwingerfeſt. Er meinte immer, das müßt' ihm eine Art Erlöſung bringen. Wenn er einmal auf ein paar Tage die dumpfe Luft abſchütteln konnte, die ihn umgab, wenn er wieder einmal ſeine ganze mannhafte Kraft vor aller Welt bewieſen hatte und dadurch geehrt heimkehrte, dann konnte

und wollte er auch da anders auftreten; das gab einen Anlaß zu ſagen: „der bin ich noch immer und ich laſſe mich nicht mehr wie ein Kind behandeln.“ Er erwartete überhaupt von dem Beiſammenſein mit andern frohen Menſchen eine Stärkung, die er daheim in ſeiner Einſamkeit, zwiſchen Weib und Mutter ſtehend, nicht finden konnte. Und das Feſt kam ja mit jedem Tage näher; bis dahin wollte er ſich noch alles gefallen laſſen.

Am Sonntag kam der Wengern-Sepp, deſſen Sorge es ſchon viele Jahre geweſen, die Schwinger im Thale zu ſammeln und ſie am Oſtermontage nach Bern zu führen. Der ſagte zu Chriſten: Er werde ſich des Verſprechens erinnern, das er ihm und andern im Sommer während des Hausbaus gegeben, und ſich nun bereit halten, über acht Tage mit ihnen nach Bern zu marſchieren. Wenn er nicht ſelbſt ſchwingen wolle, ſo werde man ihn zum Kampfrichter vorſchlagen, es ſeien alle damit einverſtanden. Es war natürlich, daß Chriſten freudig zuſagte, jedoch meinte, er wolle ſeine Knochen ſelbſt auch noch einmal probieren. Als der Mann fort war, ſagte Chriſten zuverſichtlich: „aber jetzt muß ich mir auch ein Wams machen laſſen vorher — es wäre ſchon längſt nötig geweſen.“ — „Von was?“ fragte die Mutter kurz. — „Ei,“ erwiderte er, „der Weibel hat ſchon vor ein paar Tagen geſagt, man werde jetzt endlich das Geld von der Regierung für das alte Haus haben können; da wird mir wohl auch etwas für ein Wams und ein paar Batzen Reiſegeld übrig bleiben. Hab' ich doch ohne das Geld neu gebaut.“ — „Die Schulden abgerechnet,“ gab die Mutter gleichgültig zurück, ſagte dann aber nichts mehr und Chriſten war innerlich froh, daß ſie noch ſo leicht ihre Zuſtimmung gegeben.

Nach dem Nachteſſen ſchlich er ſich davon und ſtieg raſch nach dem Dorfe hinunter. Beſſer iſt's doch, ich ſtelle mich rechtzeitig, dachte er, ſeine Schritte nach dem Hauſe des Seckel-

meiſters lenkend. Da erfuhr er aber mit Zorn und Beſchämung zugleich, daß ſchon vor zwei Tagen die Mutter das Geld geholt habe, der es natürlich auch als Eigentümerin des verbrannten Häuschens zugeſchrieben geweſen ſei. Voll Ingrimmes trat Chriſten den Heimweg an, beſtändig vor ſich hermurmelnd: „jetzt muß es biegen oder brechen.“ Daß man ihn vor andern ſo bloßgeſtellt, daß der Seckelmeiſter nun auch erfahren mußte, wie er als ein Kind behandelt werde, das meinte er nicht ertragen zu können. Als er in die Stube trat, war das Licht ſchon ausgelöſcht und Mädeli ſaß dunkel im Ofenwinkel. „Biſt Du's, Chriſten?“ fragte es mit zaghafter Stimme. — „Wer wollt's anders ſein,“ gab der Gefragte trotzig zurück; „aber haſt Du gewußt, daß die Alte das Geld geholt hat?“ — „Ach Gott, nein,“ antwortete Mädeli weinend, „ſie hat's uns erſt geſagt, als Du fort warſt, und Mareile wäre Dir noch nachgeſprungen, wenn ſie's zugegeben hätte. Ich habe in meinem Leben noch nie einen Zank mit der Mutter gehabt, als vorhin; ich bitte Dich, Chriſten, ſag' jetzt nichts, ſie iſt ſchon im Zorn ins Bett gegangen.“

Chriſten ballte beide Hände zuſammen, als müßte er ſich an den eigenen Fäuſten feſthalten. Er konnte ſein unſchuldiges Weib nicht weinen ſehen und gab Ruhe; aber am Morgen, dachte er, will ich's einmal probieren.

Zorn und Ärger ließen den Mann lange nicht ſchlafen; dann kam ein ſeltſamer Traum über ihn. Er lag matt und müde am Rande eines jähen Abhanges, wie feſt gebannt; der Tod gähnte ihm aus dem Abgrund entgegen; aber er vermochte kein Glied zu rühren. Da legte ſich eine ſchwere Laſt auf ſeine Bruſt, die ihm den Atem zu erdrücken drohte. Als Chriſten aufſchaute, war's die Mutter, die, ihn höhniſch angrinſend, ihre Kniee gegen ſein Herz ſtemmte. Der Beängſtigte bog ſich innerlich, ſeine ganze Muskelkraft anſpannend, zuſammen, um wie beim Ringen mit einem plötzlichen Rucke

auszufahren. Es gelang; die Mutter rollte den Abhang hinunter, während aus der Taſche ihres aufflatternden Kleides ein breiter Streifen klingender und glänzender Thaler herausfiel.

Als Chriſten erwachte, begann bereits der Tag zu grauen; aber das ſeltſame Traumbild, das noch mit aller Lebhaftigkeit vor ſeinem wachen Blicke ſtand, war wenig geeignet, ſein Gemüt zu beſänftigen und er brachte es nicht über ſich, den kurzen Morgengruß zu erwidern, als die Mutter in die Stube trat. Er rang mit ſich nach innerer Ruhe und Entſchloſſenheit, und um ſich nicht durch das ſtillbittende Geſicht ſeines Weibes beirren zu laſſen, machte er ſich draußen vor dem Hauſe zu ſchaffen.

Nach dem Morgeneſſen, an dem man nur die unſchuldigen Plaudereien der Kinder hörte, begann Chriſten mit gepreßter Stimme: „Warum habt Ihr mir nichts geſagt, Mutter, daß Ihr das Geld ſchon vom Seckelmeiſter geholt?“

„Ich hatte das nicht nötig,“ lautete die entſchloſſene Antwort. Chriſten ſchob beide Hände in die Hoſentaſchen, als müßt' er ſie in ſichern Gewahrſam bringen. „Aber ſo viel gebt Ihr mir nun doch davon,“ fuhr er fort, „daß ich nach Bern gehen kann . . . Ihr wißt, ich hab's den andern verſprochen.“ Die Mutter erhob ſich vom Tiſche und ſagte hoch aufgerichtet: „Hör' Chriſten, Du ſollteſt Dich in Grunds Boden hinein ſchämen, an's Lumpen zu denken, wo wir ſo genug zu ſorgen haben. Übrigens habe ich von dem Geldchen den Schloſſer bezahlt und das da iſt alles, was übrig geblieben iſt.“ Dabei zog ſie ein zuſammengenähtes Strumpfende hervor, das ein Beutelchen bildete, etwa von der Größe einer Kinderfauſt. Chriſten ſchoß um die Tiſchecke herum und wollte ſich des Schatzes bemächtigen; aber im nämlichen Augenblick erhielt er von der kräftigen Alten einen ſo ausgiebigen Stoß gegen die Bruſt, daß er zur Seite taumelte. „Mordelement,“ ſchrie er,

ſich wieder aufraffend, „gilt es ſo?“ — und jetzt würde die alte Frau den Stoß wohl mit reichen Zinſen zurückerhalten haben, wenn ſich nicht Mädeli dem wütenden Manne entgegengeworfen hätte. „Chriſten, zuerſt mußt Du mich ſchlagen,“ ſagte es mit bebender Stimme. Er wollte ſeinen Arm gewaltſam losmachen, aber als ſein Blick auf das ängſtliche Geſicht ſeines Weibes fiel, das mit geduldiger Ergebung dem drohenden Streiche entgegenſtand, da ſank ſeine Hand herab und langſam wandte er ſich der Thüre zu. —

Das war an jenem Morgen geſchehen, als Chriſten ins Gebirge hinaufſteigend den wunderlichen Bärenjäger angetroffen. Auf dem Wege über die ſonnige Halde hinan hatte ſich ſeine Aufregung beſänftigt und faſt mußte er lächeln, als er an den Hoſenlupf dachte, den er mit den Weibern zu beginnen im Begriff geweſen; aber als er in die ſchattige Einſamkeit der Felſen getreten, da wurde es auch in ſeinem Innern wieder dunkler und als ihn der Engländer gar an das bevorſtehende Schwingerfeſt mahnte, kam wieder der ganze Dämon des Zornes über ſeine Seele. Und die Menſchenſeele iſt ein wunderſames Spiel, gleich der Wolke, die, ohne daß wir den Lufthauch geſehen, bald zu freundlichen, bald zu unheildrohenden Geſtalten umgewandelt wird. Als Chriſten in den Abgrund hinunter ſchaute, der ſich vor ſeinem gefällten Tannenſtamme aufthat, ſtand plötzlich das Traumbild der vergangenen Nacht vor ihm und es war, als ob es laut in ihm riefe: die Mutter iſt doch dein Unglück, ſo lange ſie lebt; wenn ſie da verunglückte — dann wärſt du dein eigener Meiſter — wer ſäh' es? — — Chriſten hörte nicht weiter. Aber das war's, warum er ſich von einem innern Froſte erfaßt, müde und erſchöpft auf das Moos legte und dann endlich, um ſeinen Gedanken zu entfliehen, anfing, Beſenreis zu ſchneiden. —

Als über dieſer Arbeit endlich das Mittagsglöcklein vom Dorfe heraufklang, ſchaute er oft unruhig nach dem Wege

hinüber, der an den Felsen hinaufführte. Bald erschien auf demselben die Mutter und hinter ihr Mädeli mit den Kindern und Mareile, das ein großes Milchgefäß auf dem Kopfe trug. Christen wunderte sich über den großen Zug. Gewöhnlich brachte ihm an schönen Tagen die Großmutter das Mittagsbrot, manchmal kam auch Mareile oder Mädeli mit, um sogleich Reis und Kleinholz mit hinabzutragen. Christen war froh, daß die Mutter heute nicht einzig kam, wenn er sich's auch nicht denken konnte, warum gleich der ganze Schwarm mitzog.

Freilich ahnte ihm etwas, als die Leutchen auf den Platz hereintraten und Mädeli und Mareile so heitere Gesichter mitbrachten; aber über diese aufdämmernde Heiterkeit schwebte alsbald das strenge, kalte Antlitz der Mutter wie eine Sonnenfinsternis herauf.

Mareile stellte sein Milchgefäß auf den Boden, während die Kinder jauchzend auf den Vater zusprangen. „Wir haben gedacht, wir wollen alle kommen," sagte Mädeli, „daß wir auch gleich viel hinuntertragen könnten. Und jetzt essen wir auch gleich alle miteinander; wir haben die Milch nur unterwegs im Sennhause mitgenommen." Damit fing es an, einen halben Leib Brot einzubrocken, den es, in ein Tüchlein gewickelt, unterm Arm getragen hatte.

„Von wegen dem Heruntertragen," meinte Christen mürrisch, „hättet Ihr nicht zu kommen brauchen; ich hab' heute die Axt gebrochen und konnte drum nur Besen schneiden." Die Mutter hob das Werkzeug auf, um den Schaden anzusehen. „Man sollt' meinen, Du hättest Steine damit gespalten," sagte sie, etwas Erde aus dem kantigen Bruche reibend. — „Ja, freilich hab' ich auch nach etwas Hartem gehauen," entgegnete Christen scharf; aber wie um seinem Munde eine andere Beschäftigung zu geben, als Red' und Antwort zu stehen, ergriff er rasch einen der mitgebrachten hölzernen Löffel und setzte sich zu der

Milchſchüſſel auf das Moos hin. Die andern ließen ſich gleichfalls ſchweigend nieder; nur die Kinder ſprangen und jubelten, daß ſie da droben im Walde eſſen konnten.

Kaum jedoch hatte die Mutter von dem gewohnten „Aller Augen warten auf Dich, o Herr" das Amen geſprochen, als nahe hinter dem Gebüſche zur Rechten ein Schuß knallte, deſſen Schall grollend an den ſtillen Felswänden dahin zog; aber noch war er nicht verhallt, als ein markerſchütterndes Gebrüll erdröhnte, wie von einem wütenden Stiere, den der Schlächter nicht zu Tode getroffen. Erſchrocken ſprangen alle von ihrem Sitze empor und Mädeli wies mit der einen Hand ſchreckenbleich nach dem jenſeitigen Abhange hinüber, während es mit der andern angſtvoll nach den Kindern haſchte. „Ein Bär?" riefen Chriſten und die Mutter, die mit den Blicken Mädeli's ausgeſtreckter Hand gefolgt waren, wie aus einem Munde.

„Bei Gott ein Bär," fuhr Chriſten allein fort, „wenn ich nur ein Gewehr da hätte." Aber kaum hatte er das Wort geſprochen, als hinter dem Gebüſche hervor noch ein Schuß knallte und das zottige Ungeheuer den Blicken entſchwunden war. Einen Augenblick folgte Totenſtille; aber dann erſcholl noch fürchterlicher das Gebrüll der Beſtie von Neuem und dazwiſchen ein ſo jammernder Hilferuf einer menſchlichen Stimme, daß Leib und Seele erbebten. „Das iſt das verirrte Bein, der gute Engländer," ſchrie da Chriſten, „dem muß ich zu Hilfe" — und ohne auf das hinter ihm ſich erhebende Angſtgeſchrei zu achten, ſtürzte er, das Beil in der Hand, in das Gebüſch hinüber, woher der Angſtruf ertönt war. Als er hart am Abgrunde hineilend eine neue Lichtung erreichte, bot ſich ihm ein ſo ſonderbarer Anblick dar, daß die unwillkürlich erregte Lachluſt faſt Mitleid und Schrecken überwältigt hätten. Über die Fläche herab kugelte mit wunderbarer Schnelligkeit der Engländer, bald in langen Sätzen ſpringend,

bald wieder die Rohrſtiefel hoch in der Luft und den Kopf auf der Erde, ohne daß die windſchnelle Bewegnng einen Unterbruch erlitten hätte.

„Hilfe Mann, brav Mann," ſchrie er Chriſten erblickend, „all' Gut und Geld Dein . . . brav Mann Hilfe!" — „Wo habt Ihr das Gewehr?" rief Chriſten, dem Geängſtigten entgegeneilend. „Verloren . . . Bergabgefallen," keuchte der andere, an ſeinem hilfbereiten Retter vorüber kollernd, „nur tote ſchlagen, die Beſtie, mit die Beil ſchlagen . . . ich nicht kann . . . Hilfe, Hilfe!"

Chriſten hatte keine Zeit, zu überlegen, ob er dem ſo weislich erteilten Rat folgen wolle. Ihm gegenüber krachten und knackten die niedrigen Äſte und im Augenblicke ſtand kaum zehn Schritte vor ihm der Bär auf dem Platze, während von hinten her ſchon ferner das Geſchrei des Flüchtigen fort ertönte.

Beim Anblick des Gegners, der feſten Fußes ſtand, ſtutzte die Beſtie einige Augenblicke; dann aber, auf die Hinterfüße ſich erhebend, ſtieß ſie ein dröhnendes Gebrüll aus und war mit Blitzesſchnelle hoch aufgerichtet zum Kampfe heranmarſchiert.

Chriſten hatte ſie mit hocherhobener Axt erwartet. Der Streich fiel mit dumpfem Schlage nieder; das Ungeheuer wankte und aus ſeinem mit glänzenden Zähnen bewaffneten Rachen quoll dunkles Blut hervor; aber im Nu ſtand das Tier wieder aufgerichtet und Chriſten erkannte mit Entſetzen, daß die ſtumpfe Axt nicht durch den zottigen Pelz zu bringen vermochte. Zu einem neuen Streiche war kein Raum mehr gegeben und ſchon hatte das Tier die mächtigen Vordertatzen um ſeine Lenden geſchlagen, während ſich der blutfletſchende Rachen an ſeine Bruſt herandrängte. Es begann ein ſtummer, entſetzlicher Todeskampf, in dem kein Pardon gegeben werden konnte. Chriſten drängte ſeinen linken Ellenbogen in den Schlund des Gegners, während er ihm mit der Rechten den Hals zuſammenſchnürte, um ihm den Atem zu erdrücken; aber

bald fühlte er, daß er in Nachteil kam, da ihm unter der um seinen Leib geſchlagenen Rieſenzange der Tatzen der eigene Atem erſtickte. Mit krampfhafter Anſpannung ſeiner Muskeln ſuchte er das Tier rückwärts auf den Boden zu werfen. Es gelang, aber nun wälzten ſich die beiden Kämpfer über einander rollend die abgleitende Fläche hinunter, ohne daß einer von ſeiner Eiſenumarmung den leiſeſten Verzug gegeben hätte. Chriſten erkannte mit Entſetzen, daß ſie immer raſcher dem Abgrund zurollten, und doch war er nicht imſtande, dem unvermeidlichen Todesgange Einhalt zu thun. Sein Atem ſtockte und die Lippen ſchnappten vergeblich nach einem erfriſchenden Luftſtrahl. Er wollte um Hilfe rufen; aber die Stimme war in der zuſammengepreßten Bruſt eingeklemmt und kaum ſeinem eigenen Ohre vernehmbar. Jetzt fuhr der Gedanke an die vergeltende Gerechtigkeit durch die Seele des Todgeweihten: Du wirſt in demſelben Abgrund zerſchellen, indem Du heute der Mutter den Tod gewünſcht. — Die letzten ſchützenden Zweige krachten; die Beſinnung ſchwand und vor den flimmernden Augen flatterte es auf und nieder wie die verwehenden Schatten der Mutter, des Weibes und der armen Kinder. Die Schatten wurden dunkler und mit einem letzten erſtickten Seufzer war die ewige empfindungsloſe Nacht gekommen. —

Chriſten hatte lange in dieſer Nacht gelegen. Dann kam es wieder wie ein fremdes Brauſen an ſein Ohr — war es das Rauſchen des Gebirgsbaches, dem er in die Tiefe entgegenrollte? aber durch die geſchloſſenen Augen drang ein mattes Flimmern und an ſeinem Ohre rief es jetzt herzdurchſchneidend Chriſten, Chriſten! — Die Augen öffneten ſich, verwirrt umherſchauend. Da erkannte er ſein Weib, das ſich händeringend über ihn herein beugte, an ſeine Kniee klammerten ſich lautaufſchreiend die Kinder und nebenan ſtand die Mutter mit rotem Blute bedeckt. „Der Traum!“ — ſtöhnte Chriſten, die dunkle Geſtalt anſtarrend, und ſeine Augen fielen von Neuem zu-

Aber das Ohr war offen geblieben und das Leben hatte wieder Wurzeln geſchlagen. „Er ſtirbt, er ſtirbt!“ rief Mädelis Jammerſtimme. „Nein, er regt ſich . . . Gott ſei gelobt,“ antwortete die Mutter. Chriſten hob die ſchwere Hand empor, als wollte er die dunklen Traumbilder von der Stirne wiſchen, aber die Hand ſank zurück und aus der Bruſt hervor keuchte es kaum vernehmlich: „trinken . . . ein wenig trinken.“

„Da trinken, da trinken, brav Mann,“ ertönte es hell, und vor Chriſten tauchte ſchattenhaft die zappelnde Geſtalt des Engländers empor; — wahre Lebensgeiſt trinken . . . hurra, wieder leben, brav Mann, gut Mann.“ Der Halbohnmächtige fühlte eine Flüſſigkeit über ſeine Zunge rinnen, die ſich wie ein warmer Strom durch ſeine ſtarren Glieder ergoß. „So, dank . . . ich habe genug,“ ſagte er, die Augen aufſchlagend und ſich mit der Hand emporſtützend, „es wird mir wieder wohl . . . ich bin nicht da hinabgeſtürzt.“ — „Nein, nein,“ rief jetzt Mädeli, jubelnd den Mann umhalſend, „Du biſt bei uns . . . mit Gotteshilfe iſt Dir die Mutter beigeſtanden.“ — —

Und ſo war es auch. Als der Engländer auf ſeiner Flucht zu den erſchrockenen Frauen und Kindern herangekollert kam und ihnen mit beiden Händen telegraphierend und kauderwelſchend ſein Abenteuer mitteilen wollte, hatte die Mutter augenblicklich die Gefahr erkannt und ihren Entſchluß gefaßt. Ohne lange zu fragen, darf ich? riß ſie dem „verirrten Beine“ das breitſchneidige Waidmeſſer von der Seite und ſtürzte das Gebüſch hinauf, Chriſten nach. Als ſie auf die Lichtung gelangte, waren Mann und Bär ſchon hart an den Abgrund gerollt. Mit einem lauten Aufſchrei ſtürzte ſie dazwiſchen und ſtieß dem Tiere ihre Klinge in den Leib, während ſie Chriſtens herabſinkenden Arm erfaßte, um ihn von dem tötlichen Rande zurückzuziehen. Mit erſchütterndem Gebrülle ließ die Beſtie ihren bisherigen Gegner fahren, um ſich auf den neuen zu werfen;

aber ihre Kraft war gebrochen und sie stürzte mit dumpfem Poltern den Abhang hinunter. —

Nach einer Stunde schon war Christen imstande, am Arme der Mutter den Heimweg anzutreten. Beim ersten Wiesenzaune begegnete ihnen eine jubelnde Schar Männer, das „verirrte Bein" an der Spitze, die hinaufzogen, um das Wild aus der Schlucht hervor zu holen. — —

Acht Tage später fuhr ein großer, mit Reisern geschmückter und von vier kräftigen Rossen gezogener Wagen auf der Oberländerstraße nach Bern herein. Vorauf saß neben Christen der Engländer, der den Landleuten, die dem von Kuhreigen und Jodlern erklingenden Wagen nachschauten, reichliche Geldspenden entgegenwarf. „Lustig, lustig," rief er seinen frohen Begleitern immer zu, „das ist ein Hochzeit, noch lustiger als ein Hochzeit." Hinter dem Wagen der Schwinger fuhr ein Zweispänner, in dem alle saßen, die vor acht Tagen um den Milchtopf im Gebirge versammelt gewesen waren. Auf der Schanze schwang Christen, obwohl ihn der linke Arm, der im Rachen des Bären gelegen, noch immer schmerzte, mit einem stämmigen Emmenthaler, und als er ihn im Aufschwunge über den Kopf hob, rief er lachend: „Oh, oh, bei Dir daheim wachsen keine Bären."

Am Abend, als im Adler wieder Geige und Klarinet erklangen, war Christen der Erste, der mit Mädeli den Saal herabwalzte, während der Engländer seine dünnen Beine mit der Geschwindigkeit eines Rehes um Mareile herumschwang. Daneben erzählte er, wie stets seit acht Tagen, Jedem, der ihn hören mochte, von seiner kühnen Bärenjagd. „Nicht wahr," schloß er jedesmal triumphierend, „ich haben Recht gehabt; wo Berg sein, müssen auch Bär sein." —

Christen ist noch heutzutage auf den Schwingfesten wohlbekannt. Aber auf dem Pachthofe, den ihm das „verirrte Bein" gegeben, ohne jemals einen Zins annehmen zu wollen

und der ihm nach dem Tode des wunderlichen Bärenjägers eigentümlich zugefallen, ist er bald zu fett und schwer zum Schwingen geworden. Er sitzt daher gewöhnlich im Kampfgerichte, wo er mit unparteiischer Kennerschaft sein Urteil spricht. Wenn der Mann von seinem Bärenabenteuer erzählt, was er oft und gerne thut, pflegt er gewöhnlich mit einer Betrachtung zu schließen. „Ich habe lange," sagte er, „mit mir selbst und der Not des Lebens gekämpft, ohne einem von beiden etwas abzugewinnen; aber wunderbar, der Kampf mit einem wilden Tiere hat mir über beide den Sieg gegeben. Darum pflegte die Mutter — es war eine brave Frau, Gott habe sie selig — mit Recht zu sagen: Das Menschenleben ist ein Gewebe von Kreuzwegen. Du gehst nach einer Seite hin und kommst unversehens auf der andern heraus; aber jeder Weg führt zum rechten Ziele, wenn du genügsam, reinen Sinns und mit Gottvertrauen auf demselben einhergehst."

Das erfüllte Verſprechen.

(1802.)

I.

An einem Frühlingsvormittage des Jahres 1749 machte ſich unter einem Teile der regelmäßigen Morgenbeſucher des Bärengrabens in Bern, der zu jener Zeit am Ausgange der Schauplatzgaſſe lag und ſich damals noch einer größern Anzahl ſtändiger Stammgäſte zu erfreuen hatte als heutzutage, eine ungewöhnliche Bewegung bemerklich. Während ſonſt die ehrbaren Burger gravitätiſch in Schlafrock und Pantoffeln dahergewandelt kamen, um, behaglich über das Grabengeländer gelehnt, ſich durch den Anblick des vielgeliebten Wappentiers auf das Tagewerk vorzubereiten, gingen ſie jetzt wie von unruhiger Erwartung getrieben hin und wider, jeden neuen Ankömmling ſchon von weitem gleichſam mit Blick und Miene ausfragend. Drunten begannen die Mutzen ihre hochbewunderten Künſte, um ſich die gewohnten Morgenbrötchen ihrer Verehrer zu verdienen; die Alten produzierten Bittemännchen und Drehtänze, die Jungen ſchlugen ſo drollige Purzelbäume, wie ſie nur der hoffnungsvollſten Bärenjugend gelingen können; aber das wollte alles nicht hinreichen, die Aufmerkſamkeit der am Geländer Auf- und Niedergehenden diesmal anzuziehen und feſtzuhalten. Im Gegenteil wendeten ſich die Blicke der

eifrig mit einander Sprechenden unabläſſig nach dem Erdgeſchoſſe des nächſten Eckhauſes hinüber, obwohl dort durchaus nichts Beſonderes zu erſchauen war, wenn man nicht etwa den ſchwarzen Schild über der Thüre, der in weißer Schrift verkündete, daß hier der ehrſame Meiſter Hänni ſeine Perücken- und Haarkräuslerkunſt betreibe, als Merkwürdigkeit gelten laſſen wollte. In jener Blütezeit der männlichen Haarzöpfe, Perücken und kunſtvoll geflochtenen und gekämmten Damenfriſuren war das nun freilich kein ſo unbeachtenswerter Gegenſtand; doch war er heute, was er ſeit Jahren geweſen, und männiglich bekannt, daß Meiſter Hänni der geſchickteſte, aber auch der teuerſte und deshalb nur von der Nobleſſe frequentierte Haarkünſtler der alten Zähringerſtadt ſei. In allem dem konnte alſo auch kein Grund zu dem ungewöhnlichen Verhalten der Bärengrabengäſte vorhanden ſein.

Dagegen lag dieſer in einer Mitteilung, die der Thorwart am Aarberger Turme den Gevattern und Baſen ſeiner Nachbarſchaft gemacht, und was dann im fernern mit derſelben zuſammenhing. Am vorgeſtrigen Abend nämlich kam, ſo lautete der Bericht, ein junger, fremder Herr durch das Thor geritten, von ſo durchaus vornehmem Ausſehen, daß der Thorwart ſich gar nicht getraute, ihn um ſeinen Paß, um woher und wohin zu befragen. Das muß wenigſtens der Abgeſandte einer fürſtlichen Hoheit ſein, hatte er gedacht, wenn es nicht eine ſolche erlauchte Perſon ſelbſt iſt, die ſich das Vergnügen macht, allein zu reiſen, oder deren Gefolge erſt nachkommen wird. Aber als der Fremde ſchon vorbeigeritten, hatte er ſeinen Schimmel wieder umgelenkt und den Thorwart nach einer Herberge gefragt. Dieſer nannte ehrerbietigſt die goldene Sonne und den Diſtelzwang als die Gaſthäuſer, in denen vornehme Reiſende abzuſteigen pflegten. Der Fremde jedoch erwiderte, er begehre vor allem nach der Zunftherberge, in der ſich die Haarkräusler und Perückenmacher zum Abendtrunke einfänden. Aha, dachte

der Thorwart, die gewünschte Herberge nennend und einen bedeutungsvollen Blick auf die braunen Haare des Fremden werfend, die sich in üppiger Fülle unter dem kleinen Hute hervorrollten, hab's auf den ersten Blick getroffen; meine Augen sind nicht umsonst seit dreißig Jahren im Dienst gewesen. Der will incognito bleiben und sich seine Haare färben lassen oder so was, bevor er sich in Gesellschaft zeigt. Na, wollen sehen, ob es ihm gelingen wird. Bin auch kein Dummkopf, ich.

Und um dem Selbstgefühle, das durch die letzten Worte leuchtete, alsbald die richtige Geltung zu verschaffen, trat der Thorwart an das nächste Haus und ließ seine Finger pochend auf ein kleines Fenster fallen. „Schwerenot, Gevatter," rief er, sein Gesicht hart an die Scheiben drückend, einem Manne zu, der drinnen in der niedrigen Stube mit unterschlagenen Beinen auf einem Tische saß und emsig die Nadel handhabte, „habt Ihr den vornehmen Fremden nicht bemerkt, der eben vorbeigeritten ist?"

„Wer ist's . . . was gibt's?" fragte der andere, rasch von seinem Sitze herabspringend und das Fenster öffnend; „ah . . . oh, nein, die verdammte Arbeit sitzt mir am Halse, daß ich kaum aufblicken darf. Den auf dem Schimmel meint Ihr?"

„Pscht . . . nicht zu laut," machte der Thorwart mit geheimnisvoller Geberde; „doch wenn ich Euch raten darf, so werft Zwirn und Nadel bei Seit' und geht zum kleinen Anker hinunter; dort wird er absteigen. Wär' mein Junge nicht fort, ich würd' selbst hingehen."

„Ah so, so . . ." rief der ehrsame Meister leise, indem er eilfertig mit beiden Armen in den Rock fuhr und Hut und Stock zusammensuchte, „etwas Verdächtiges, etwas für die Speckkammer, meint Ihr, Gevatter Heinz?"

„Nichts nutz," sagte der Thorwart mit pfiffiger und überlegener Miene, „fehlgeschossen, Nachbar, weit fehlgeschossen; doch marschiert nur gleich ab, trinkt einen Schoppen im Anker und

haltet die Augen offen. Ihr wißt, ein ſolcher Gang hat Euch ſchon manchmal mehr eingetragen, als Nadel und Schere die ganze Woche lang, Meiſter Bölzlein.“

Der dienſtfertige Schneider vergeudete keine Zeit mehr mit Fragen; getraute er ſich doch zum mindeſten eine ebenſo feine Spürnaſe zu, als er ſie ſeinem Gevatter zugeſtehen mochte, und ſo langte er denn auch richtig ſchon vor dem Anker an, als der Fremde eben vom Pferde ſtieg. Er ſaß auch bereits in der Gaſtſtube hinter ſeinem Glaſe, als dieſer eintrat und ſich ebenfalls eine Kanne Wein beſtellte. „Ihr habt da ein ſauberes Pferd, gnädiger Herr,“ ſagte der Wirt zu dem Reiſenden; „doch ſcheint es etwas ermüdet zu ſein.“

„Es iſt ein braves Tier, ja,“ erwiderte der Fremde, dem bei den Worten des Wirtes ein feines Lächeln über das Antlitz flog, „es hat eben auch einen weiten Weg gemacht.“

„Hundert Kronen wert unter Brüdern, denk' ich.“

Der Fremde trommelte eine Weile mit den Fingern auf die Fenſterſcheiben; dann wendete er ſich wieder gegen den Wirt und ſagte mit vornehmer Nachläſſigkeit: „Ich habe das Tier nicht mehr notwendig für die nächſte Zeit; iſt's Euch anſtändig, ſo könnt Ihr's haben um genannten Preis, obwohl er zu niedrig iſt.“

„Iſt's Euer Ernſt, gnädiger Herr?“

„Verſteht ſich, mein voller Ernſt, Herr Wirt.“

„Gut . . . ich nehm' es,“ ſagte dieſer raſch mit übelverhehlter Freude; „in einer Viertelſtunde ſollt Ihr das Geld haben, Junker.“

„Damit braucht Ihr Euch gar nicht zu eilen . . . gedenk' ich doch die Nacht in Eurer Herberge zuzubringen. Wollt Ihr mir vor der Hand ein Gemach anweiſen laſſen, Herr Wirt?“

Als dieſer von dem dienſtfertigen Geleite, das er dem Fremden nach dem beſten Gemache des ganzen Hauſes gegeben,

in die Gaſtſtube zurückkehrte, ſchritt er einige Male mit raſchen Schritten auf und nieder, ſich vergnügt die Hände reibend, und nahm dann eine ſchwere Zinnkanne von dem braunen Büffet herab. „He, Meiſter Bölzlein,“ ſchmunzelte er, das blanke Geſchirr auf den Tiſch ſtellend, „heut' trinkt Ihr ein Glas mit mir . . . heut' vermag ich's.“

„Ihr habt einen guten Handel gemacht . . . he? Ah!“

„Hundert Kronen Profit ſo gut als einen Rappen, mein' ich, und wenn ich das Pferd noch dieſen Abend wieder verkaufe.“

„Hundert Kronen,“ ſchrie Meiſter Bölzlein, indem er alle Finger ſeiner Hände auseinander ſpreizte, als wollte er ſie in einem Haufen Geldes verſenken, „hundert Kronen! Alle Wetter, das ſind viele Füchſe in einer Falle. Wenn das der Fremde vermuten könnt'!“

„Vermuten?“ machte der Wirt mit einer faſt geringſchätzigen Miene; „vermuten, ſagt Ihr? . . . Glaubt Ihr denn, ein ſolcher Herr, wie der da droben, kenne den Wert eines Pferdes nicht beſſer, als Ihr ein Nadelöhr? Aber was ſcheren ſich dieſe deutſchländiſchen Grafen und Fürſten um lumpige hundert Kronen, wenn ſie gerade eine Laune haben. Ich wette darauf, es hat den gnädigen Herrn nur geärgert, daß das Tier einige Ermüdung zeigte . . . das hatt' ich weg, ehe er vom Sattel geſtiegen war.“

„Ah . . . drum habt Ihr ihn gleich friſch an dieſem Punkte angebohrt.“

„Na, trinkt ein's, Meiſter Bölzlein; für was wäre man Wirt zum kleinen Anker, wüßte man nicht, wo ſolche Praktiken ſich brauchen ließen. Wißt Ihr doch auch, wo die Schneiderhölle liegt . . . he? Ha, ha!“

Der Schneider leerte ſein Glas und lachte mit dem pfiffigſten Geſichte, das er aufzutreiben vermochte, zur Geſellſchaft mit; wie alle klugen Leute, wollte er nicht den Schein auf ſich fallen laſſen, als ob er ſich nicht ſo gut wie ein anderer

auf seinen eigenen Vorteil verstände. Dann aber sagte er weiter: „Und Ihr haltet den Herrn wirklich für einen deutschländischen Grafen oder Fürsten und dergleichen?“

„Und Ihr zweifelt daran,“ erwiderte der Wirt, indem sich wieder ein Zug der Geringschätzung um seinen Mund legte; „aber habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Oder habt Ihr an unsern gnädigen Herren schon solche vornehme Manieren gesehen? Solche, solche ... ja, wie soll's unsereins ausdrücken! Nein, die bringen's ihr Lebenlang nicht zustande, sie mögen stolzieren und sich spreizen, wie sie wollen.“

„Aber er hat auch nicht einen einzigen Goldring am Finger,“ entgegnete Bölzlein, während er sein Auge auf ein kleines Reifchen sinken ließ, das einen seiner eigenen Finger umspannte; „ich hab' genau Achtung gegeben, sobald er den Handschuh zog.“

„So, und Ihr meint, solche Herren brauchen derartigen Plunder auf allen Straßen herumzutragen, besonders wenn sie auch einmal für sich allein sein wollen? ... Wie war's denn mit dem französischen Marquis, der vor einem Jahre fast zwei Monate in meinem Hause logierte ... he? Übrigens haltet davon, was Ihr wollt, Bölzlein, das ist Eure Sache; aber ich denk', wenn der Fremde nur auf einem Ziegenbock eingeritten und dafür beim Distelzwang drüben abgestiegen wäre, so ließet Ihr ihn schon ohne Widerrede für einen Kaiserprinzen gelten.“

Obgleich nun dieser Ausfall weder sehr zart noch rücksichtsvoll war, so hatte doch Meister Bölzlein schon der Weinkanne wegen, die auf dem Tische stand, Grundes genug, um jeder unliebsamen Meinungsverschiedenheit mit dem Ankerwirt auszuweichen. Daneben war er auch sonst noch froh über die Entdeckung und ließ seine ohnehin nicht sehr ernst gemeinten Zweifel um so lieber fallen, als er nun seinem Gevatter Thorwart in der Verbreitung einer großen, geheimnisvollen Neuig-

keit zuvorzukommen gedachte. — Der Ankerwirt dagegen legte ſein Geſicht in ebenſo ernſte als geheimnisvolle Falten, als ſchon nach kaum einer Stunde ein Trüppchen ſonſt ſelten bei ihm geſehener Gäſte nach dem andern die Gaſtſtube zu füllen begann. Bis zur Feierabendſtunde hatte das große Geheimnis die Runde gemacht und am folgenden Morgen blieb nur noch die Rätſelfrage zu löſen, was wohl den fremden Prinzen auf ſo ſeltſame Weiſe nach einer löblichen Stadt Bern geführt haben möge. Daß da Gewichtiges verborgen lag, bezeugte ſchon der Umſtand, daß er dem Ankerwirte ein Pferd, das unter Brüdern ſeine tauſend Kronen gelte, geſchenkt habe, nur damit dieſer, der dem Fremden durch Zufall auf die wahre Spur gekommen, weder ſeinen Rang noch Namen verrate. —

Im Verlaufe des Tages nahm die Sache jedoch eine Wendung, die nun erſt das Bedenklichſte erreichte und die kühnſten Vermutungen in die Schranken rufen mußte. Bisher war es wohl öfters vorgekommen, daß ſich hohe Perſonen aus dieſem oder jenem Grunde vorübergehend unter angenommenem Namen in der Stadt aufgehalten; aber jetzt kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Kunde hergeflogen, der fremde Prinz ſei bei dem Meiſter Hänni am Bärengraben als angeblicher Geſelle eingetreten — natürlich weil er, wie recht und billig, in die Verſchwiegenheit des Ankerwirtes trotz des koſtbaren Pferdegeſchenkes, kein Vertrauen geſetzt habe. Aber was nun da herauskommen werde, das möge der Himmel wiſſen! — „So, meint Ihr," erwiderten jedoch die Pfiffigen auf dieſen verzweifelnden Ausruf ratloſer Neugier; „werden denn beim Meiſter Hänni nicht alle Ratsherrenzöpfe der Stadt geflochten und dabei alle Geheimniſſe und Affairen eines löblichen Standesregimentes verhandelt? Denkt Ihr, ein fremder Prinz werde bei einem geheimen Aufenthalte in unſerm Lande andere Abſichten haben, als ſolche Dinge zu erfahren, ganz abgeſehen davon, daß er in ſeiner angenommenen Rolle nun auch wohl

noch in die Gemächer der vornehmen Frauen einſchleichen kann? . . . Ja, der hat eine feine Naſe; aber bedenklich iſt's in einer Zeit, wo der Kriegsteufel an allen Enden ſpuken will und es ſelbſt in unſern eigenen Mauern nicht mehr ſauber ausſieht. Wir werden noch etwas erleben können!" —

Das nun waren die Vorgänge, welche die Gemüter der Frühbeſucher des Bärengrabens an jenem Morgen in ſo ungewöhnliche Aufregung verſetzten und ihre Blicke mit geſpannter Neugier an Thür und Fenſter des ehrſamen Meiſters Hänni bannten. Aber alles Schauen und Spähen blieb vergeblich, von dem geheimnisvollen Geſellen war nichts zu entdecken, und die unbefriedigte Augenluſt wußte ſich auf keine andere Weiſe zu entſchädigen, als daß die verſchiedenen Gerüchte und Vermutungen über den Unbekannten immer eifriger und lauter zur Sprache kamen.

Dieſem bunten Gerede hatte ſchon ſeit einiger Zeit ein alter, aber rüſtig und ſtattlich ausſehender Herr zugehört, der an einem Teile des Grabengeländers auf- und niederſchritt, ohne ſich in die Unterhaltung der ehrſamen Burger einzumiſchen. Manchmal jedoch, wenn er auf ſeinem gemeſſenen Gange der Gruppe näher kam und die weit ausfliegenden Vermutungen und Pfiffigkeiten hörte, murmelte er etwas unter dem weißen Schnurrbarte hervor, das wie „alberne Tröpfe" oder „dummes Pack" und dergleichen klang. Allmählich jedoch wurden ſeine Schritte unmerklich langſamer und ſeine ſcharfen Blicke begannen ſelbſt bisweilen nach den Fenſtern des Meiſters Hänni hinüberzuſchweifen; der anſteckende Reiz der Neugier und des Geheimniſſes fing auch bei ihm an, ſich geltend zu machen, wenn gleich ſeine Gedanken, wie ſich's für eine Standesperſon der Republik gebührte, andere Wege einſchlugen, als diejenigen des Packes der niedern Burger. „Was, Prinz?" brummte er in einem knurrenden Tone in ſich hinein, „ſauberer Prinz das . . . kann mir's vorſtellen. Aber warum ſollt's nicht

einer der revolutzenden Taugenichtse sein, die sich aus allen Winkeln herbeischleichen wollen? Kann sein, kann sein ... aufpassen. Rappelt's ja schon lang genug bei unsern Strudelköpfen. Können nachsehen einmal ... wird nichts schaden." Damit zog der Graubart eine mit blitzenden Steinen besetzte Uhr aus der Tasche der Atlasweste, jedoch nur, um sie sofort wieder mit einem halb verdrießlichen Gesichte in ihr Versteck zurückzuschieben. „Ist noch nicht Zeit, kaum halb acht vorbei," fuhr er in seiner brummigen Weise fort, „doch kann ihn auch einmal zu Haus flechten lassen, den Zopf, und drüben den Befehl geben, er soll den Burschen selbst zur Jule schicken ... wird noch besser sein." Mit diesem Entschlusse verließ der Alte den Bärengraben und schritt angemessenen Ganges der Thüre Meister Hännis zu.

Dieser hatte sich eben zum Frühstücke niedergesetzt, fuhr aber augenblicklich wie ein aufgescheuchtes Reh empor, als sein Kunde eintrat. „Um Vergebung, gnädiger Herr Oberst," sagte er, ihm entgegentretend und zugleich seiner Frau zuwinkend, die Tassen wegzuräumen: „ist's denn schon an der Zeit, oder geht meine Uhr falsch?"

„Nichts da, bleib' Er sitzen, Meister Hänni," erwiderte der Oberst mit einer Stimme, deren Schall an den Wänden hinzitterte, als müsse er einen Ausgang ins Freie suchen; „kaum halb acht vorbei ... kann aber nicht kommen zur Stunde ... Geschäfte zu Haus."

„Und Euer Gnaden befehlen?"

„Er schickt ja seinen Gesellen gegen Mittag zu meiner Tochter ... was? ... Gut, der soll etwas früher kommen als gewöhnlich und dann auch bei mir anklopfen."

„Es ist ein neu eingetretener; François, der Schlingel, ist mir davongelaufen; bitte deshalb auch das gnädige Fräulein um Nachsicht."

„Ein neuer? . . . ſchöne Geſchichten," ſchrie der Oberſt; „ſchick' Er ihn her, Meiſter, punkt zehn Uhr zehn Minuten . . . verſtanden? . . . werd' das Fräulein avertieren."

Der Meiſter machte ſeinen Bückling, während der alte Soldat ſeinen langen Rohrſtock auf den Boden ſtieß, als müſſe er ein Siegel auf ſeinen Befehl drücken, und dann wieder abmarſchierte.

Als der Oberſt ſeine Wohnung erreicht, ſtieg er über die breite Steintreppe einem Gemache zu, das mit ſeiner Fenſterſeite nach dem grünen Aarſtrome und dem Hochgebirge ging. Es war das ein Aufenthalt, ganz durchweht von jenem eigentümlichen Reize, der dem Auge nur in den Gemächern feinfühliger Frauen entgegentritt. Beim erſten Anblick ſcheinbarer Zufall in aller Anordnung, der das Ernſte mit dem Spielenden, das Glänzende mit dem Unſcheinbaren in buntem Wechſel zuſammengewürfelt; aber alsbald dämmert dem Blicke des Beſchauenden jener tiefere Ordnungsſinn auf, der jedem Gegenſtande ſeine Stelle angewieſen, als wäre er auf derſelben emporgewachſen und könnte an einem andern Platze gar keinen Raum mehr finden; über Allem liegt dazu der Abglanz jener zierlichen Sauberkeit ausgegoſſen, der auch das Unbedeutende ſchmückt, wie die Sonne den dürftigen Strauch vergoldet. Der Oberſt betrat dieſes Gemach ſelten und nur in Ausnahmsfällen; er habe ſtets Angſt darin, ſagte er, von dem tauſendfachen Krimskrams etwas zu zerbrechen oder zuſammenzutreten. So blieb er auch jetzt hart an der Thüre ſtehen, als ſcheue er ſich, weiter vorzutreten, rief aber dabei einen ſo dröhnenden Morgengruß, daß die Saiten der Harfe, die in der Mitte des Gemaches an einem weißen Marmortiſche lehnte, vor dem Schalle zitternd leiſe zuſammenklangen. Dieſer grüßende Kommandoruf galt einer jungen Dame, die in weitem, blendend weißem Morgenkleide an einem der Fenſter ſaß, das, dicht von Schlingpflanzen umſponnen, nur ein grünlich däm-

merndes Licht auf die jugendliche Geſtalt herabfallen ließ. Dieſe erhob ſich raſch, um dem Eintretenden lächelnd entgegenzugehen. „Schon ſo früh, Papa,“ ſagte ſie, die großen, träumeriſchen Augen verwundert aufſchlagend, „gewiß hat mir das einen fröhlichen Tag zu bedeuten.“

„Na, Dummheiten,“ erwiderte der Oberſt, während ſich doch ſeine ſtrengen Züge milderten beim Anblicke des feinen Antlitzes, das ihm wie ein milder Stern entgegenſchimmerte, „na, freilich ſollſt einen frohen Tag haben . . . wie immer, Jule. Aber was ich ſagen wollt' . . . heut' kommt ein neuer Friſeur zu Dir . . . etwas früher als andere Tage. Der andere ſei zum Teufel gegangen.“

„Und bloß deshalb habt Ihr Euch bemüht, Papa?“

„Verſteht ſich, Kleine, warum denn nicht,“ erwiderte der Oberſt in einem Anfluge von Verlegenheit vor dem mit wachſender Verwunderung an ihm hangenden Blicke der Tochter; „bin droben geweſen beim Bärengraben und hab's da vernommen . . . iſt aber noch etwas anderes dabei.“

„Ach,“ fiel das Fräulein lächelnd ein, „am Ende handelt es ſich gar um den verzauberten Prinzen.“

„Was, Prinzen,“ ſchrie der Oberſt, „wer ſackelte Dir ſchon von den Dummheiten?“

„Werdet nicht böſe, Papa . . . nur Mädeli hat mir davon geplaudert.“

Der Oberſt ſchwieg eine Weile, während er mit dem Stocke haſtig, aber leiſe auf den Boden ſtieß. „Albernes Weibergeſchwätz, verſteht ſich,“ fuhr er dann mit gedämpfter Stimme fort; „weiß wohl, wie ſich die Prinzen verkleiden und was es zu bedeuten hat . . . konnt's genug ſehen in Verſailles, bis ich's ſatt bekam und mich davon machte. Aber gleichwohl, wo ſo viel Rauch, kann auch ein Feuerlein ſein, gleichviel welches, deshalb will ich wiſſen, woher der Burſche kömmt, Jule, und was er eigentlich hier zu treiben beabſichtigt.“

„Den Friseur meint Ihr doch, Papa?“

„Versteht sich . . . Dummheiten.“

„Und wer soll ihn denn das fragen, Vater?“

Der Oberst wußte aus langer Erfahrung augenblicklich, wenn es ihm das eigene Gefühl auch nicht sagte, daß er seine Tochter in irgend welcher Weise verletzt, sobald sie das kindlich gewohnte Papa mit der ernstern Benennung Vater vertauschte; jetzt jedoch empfand er auch, ohne vorher in seinem Eifer daran gedacht zu haben, was es zu bedeuten habe, und sagte daher rasch: „Nicht Du, Jule, versteht sich. Du läßt den Burschen, wenn er anrückt, eine Weile warten und da soll ihn Mädeli unterhalten unterdessen. Wird's gern thun bei einem Prinzen . . . verstanden? . . . Na, nachher soll er auch bei mir vorbeikommen.“

Der alte Herr hatte diese Worte mit halblachendem Munde gesprochen, aber die Tochter sah seinen befehlenden Blick dabei noch leuchten, als er bereits zur Thüre hinausgeschritten. Einen Augenblick blieb sie, ihm nachschauend, stehen, dann ging sie, die Hände leise vor sich hin faltend, wieder langsam dem Fenster zu. Drunten auf der Aare glitt in leichtem Laufe ein Schifflein vorbei, aus dem frohes Jauchzen und Jodeln erklang; es waren Leute aus den Bergen, die wohl in die Fremde zogen, um dort das Brot zu suchen, das ihnen der rauhe Boden ihrer Heimat nicht gewähren konnte. Das Fräulein blickte und horchte ihnen nach, bis das Schifflein in der Flußwindung verschwunden war. „O Ihr Glücklichen,“ flüsterte sie dann leise, „könnt' ich mit Euch ziehen, in die weite, fremde Welt hinaus.“

II.

Es wäre nicht leicht zu ſagen, ob der alte Oberſt von ſeiner Umgebung mehr geachtet als gefürchtet wurde; er gab denjenigen, die von ihm abhängig waren, reichliche Urſache zu beidem, und gewiß war es, daß ſelbſt die kindliche Liebe ſeiner Tochter ſogar in ihren ſpätern Jahren nicht ohne einen Beiſatz jenes Gefühles geblieben war, das mehr einem unbedingten Gehorſam, als einer unbefangenen warmen Anhänglichkeit zur Wurzel diente. Dagegen genoß er bei den Beſſern ſeiner Standesgenoſſen um ſeiner ſtreng ariſtokratiſchen Geſinnungen, ſeiner geraden Offenheit und unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit willen einer hohen Achtung; ſelbſt bei der niedern Burgerſchaft ſtand er vor manchem Einflußreichern ſeines Standes in Anſehen, obwohl er nie weder ein höchſtes bürgerliches Amt bekleidet, noch auch trotz ſeiner Abſtammung aus einem der älteſten Geſchlechter nur nach einem ſolchen getrachtet hatte. In dieſer Sphäre war es namentlich die faſt ſprichwörtlich gewordene Unverbrüchlichkeit ſeines Wortes, die ihm Reſpekt verſchaffte; denn wer einmal eine Zuſage oder ein Verſprechen von ihm erhalten hatte, und wäre er der Geringſte der Geringen geweſen, der konnte ſicherer darauf bauen, als auf Anderer Brief und Siegel. Ausſchließliche Furcht und bittern Haß hegten nur zwei Menſchenklaſſen gegen ihn, und beide hatten auch ihre triftigen Gründe dafür. Auf der einen Seite waren dies diejenigen ſeiner patriziſchen Standesgenoſſen, die, aus franzöſiſchen Dienſten heimgekehrt, franzöſiſche Sitte und Leichtfertigkeit zur Geltung bringen wollten; der Oberſt ſelbſt hatte zwar ſeine militäriſche Laufbahn ebenfalls im Dienſte Frankreichs begonnen, ſich aber bald mit Abſcheu von dem ſittenloſen Treiben abgewendet und, in brandenburgiſch-preußiſchen Dienſt getreten, dort noch unter dem alten Deſſauer den beſten Teil ſeiner Schule durchgemacht. So blieb er denn

ſein Lebenlang der geſchworene Feind alles Franzoſentums und wies dabei mit gerechtem Stolze auf ſeine zwei Söhne hin, die jetzt ebenfalls in preußiſchen Dienſten unter den Fahnen des großen Fritz die echte Soldatenprobe beſtehen konnten. Die andere Klaſſe ſeiner entſchiedenen Feinde beſtand aus den politiſch Unzufriedenen, die für die mindere Burgerſchaft auf Koſten des Patriziates größere Rechte forderten und die gerade jetzt ſich wieder eifrig zu rühren begannen. Zur Ausrottung dieſer Revolutzer, in denen der Alte die verkörperte Hölle ſelbſt erblickte, würde er weder Feuer noch Schwert geſcheut haben, und er machte nach ſeiner Art auch nirgends ein Hehl aus dieſen Geſinnungen.

Unter dieſen Umſtänden konnte das ungewöhnliche Intereſſe, das der Vater an dem fremden Haarkräusler zu nehmen ſchien, für ſeine Tochter kein großes Rätſel bleiben. Daß er nicht an die über denſelben verbreiteten Gerüchte glaubte, hatte er deutlich geſagt, und das war auch ſelbſtverſtändlich; aber faſt ebenſo gewiß war es, daß er in der Verbreitung dieſer Gerüchte nicht einen bloßen, lächerlichen Zufall, ſondern eine tiefer gewordene Abſicht erblickte. Er vermutete in dem Fremden entweder einen verkappten Revolutzer, von denen er ſeit einiger Zeit tagtäglich mit wachenden Augen träumte, oder gedachte vielleicht, wenn dieſe Annahme ſich nicht erwahren ſollte, denſelben zu einem ſeiner Späherwerkzeuge zu machen; denn daß er ſich auch mit ſolchen zu umgeben anfing, war der ſtill beobachtenden Tochter ebenfalls nicht entgangen.

Das Eine wie das Andere hatte gleich viel Verletzendes für den reinen, milden Sinn des Fräuleins, und je mehr ſie darüber nachſann, um ſo peinlicher wurde ihr der Gedanke, wie rückſichtslos der Vater ſie ſelbſt habe mißbrauchen wollen, einen unbekannten Menſchen, mochte er nun dieſer oder jener ſein, in ſein eigenes leidenſchaftliches Thun hereinzuziehen. Hatte ſie doch ſonſt genug zu leiden davon, wie ſehr ſie auch

ſtets bemüht war, ſich von all' dieſem Kämpfen und Streiten ferne zu halten; aber wie ſollte ſie ſich erwehren? — An einen offenen Widerſtand gegen die Befehle des Vaters wagte ſie nicht zu denken, der kindliche Gehorſam lag durch Erziehung und Gewohnheit zu tief begründet in ihrer Seele, als daß ſie ſich plötzlich zu einem ſolchen Schritte hätte entſchließen können; dafür aber reifte allmählich faſt wider ihren Willen der andere Entſchluß, nun doch zu thun, was der Vater ihr anfänglich zugemutet, und lieber den Haarkräusler, ſoweit ſchicklich, ſelbſt auszufragen, als es dem Mädeli zu übertragen. Durch die Nötigung, ſich auf ſo ungewohnte Weiſe in ihren Gedanken mit dem Unbekannten beſchäftigen zu müſſen, war unmerklich eine Art Teilnahme für ihn entſtanden, und leiſe ſagte ſie, als ſie über ihr Verhalten glaubte ins Reine gekommen zu ſein, vor ſich hin: „Kann ich ja dann doch nach eigenem Gutdünken meinen Polizeibericht erſtatten.“

Unbefangenheit und Ruhe wollten jedoch dem Fräulein immer noch nicht zurückkehren mit dieſem Entſchluſſe, und je näher die Stunde heranrückte, um ſo unruhiger wurde ſie; es legte ſich ein Schatten auf ihr Gemüt, der fort und fort dunkler wurde und endlich wie eine trübe Vorahnung ihre ganze Seele erfüllte. Julia verſuchte ſich Vorwürfe darüber zu machen und das drückende Gefühl wegzuſchelten. „Was haſt Du Dich um einen hergelaufenen Haarkräusler zu kümmern,“ ſagte ſie laut, „iſt doch gewöhnlich nicht viel zu verderben an ſolch windigem Volke, und ſollte mehr an dieſem ſein, als an den meiſten ſeiner Genoſſen, ſo wird er ſchon ſelbſt ſich zu helfen wiſſen. Gewiß, da iſt jetzt auch wieder nur das einfältige Gerede der Leute und die dadurch veranlaßte Laune des Vaters Schuld geweſen; wie Du ſo töricht ſein kannſt, Julie!“ Aber all' dieſe gewöhnlichen Troſtmittel gegen eine unſichere Erwartung wollten nicht mehr verfangen, und nur mit Mühe vermochte das Fräulein ein ängſtliches

Erſchrecken zu verbergen, als das Mädchen den fremden Geſellen meldete.

Julia empfand beim erſten Anblicke des Eintretenden, daß ihre Unruhe nicht vergeblich geweſen. Sie hätte gerne eine Art Zierpuppe geſehen, wie ſie in dieſem Stande häufig vorkommen, die gerade durch das Geſuchte und Auffallende ihres Putzes den müßigen Stadtklatſch hervorgerufen haben mochte; nun aber ſtand ein junger, zwar ſauber, aber einfach gekleideter Mann vor ihr, über den die Natur ihr reichſtes Füllhorn männlicher Schönheit ausgegoſſen zu haben ſchien. Juliens erſter Gedanke war, als er ſich mit leiſem Erröten vor ihr verneigte: Nun haben Beide recht, die Leute und mein Vater; dem Stande, den er angibt, kann er nicht angehören, darin iſt er weder erzogen, noch dafür geboren. Sie warf noch einen Blick auf die ſchlanke und doch kräftig gebaute Geſtalt, auf das fein gebildete und doch eine ſelbſtbewußte Entſchloſſenheit wiederſpiegelnde Antlitz, von dem vor ihrem prüfenden Auge das leiſe Erröten bis über die helle, von dunkelgelockten Haaren umrahmte Stirn hinanglitt, und wendete ſich dann ab, um die eigene Glut zu verbergen, die auf ihre Wangen ſtieg. Der Redelaut ſchien tief in ihrer Bruſt feſtgeklemmt und die wenigen Worte, die ſie ſprechen wollte, mußte ſie ſich erſt leiſe in Gedanken vorſprechen; aber wie gewöhnlich und alltäglich ſie auch waren, ſie traten vielfach anders über die Zunge, als das Fräulein beabſichtigt hatte. — „Ihr ſeid alſo der neue . . . Herr, der bei Meiſter Hänni eingetreten iſt!“ — Die gewöhnliche Anrede des bürgerlichen Er und das Wort Geſelle hatten ſich faſt unbewußt noch auf den Lippen umgewandelt in höflichere Formen. „Zu dienen, gnädiges Fräulein, und wenn Ihre Güte mir einige freundliche Nachſicht gewähren möchte, ſo hoffe ich wohl, meinen Dienſt bald zu Ihrer Zufriedenheit verſehen zu können!“ Welch ein reiner Klang der Stimme und welch eigener, wehmütig-froher Auf-

blick des großen, dunklen Auges hatten dieser Antwort das Begleit gegeben! — Aber war es das, oder war's die schon sich andeutende, alle widerstrebenden Schleichwege abschneidende Offenheit in den Worten des Fremden, was den unheimlichen Druck so plötzlich von der Seele des Fräuleins hob? Sie wußte es selbst nicht und gab sich auch keine Rechenschaft darüber, warum sie nun sofort mit ihrer gewohnten Freundlichkeit erwidern konnte: „Meinetwegen braucht Ihr nicht in Sorge zu sein; ich habe nicht Ursache, einen allzuhohen Wert auf meine Frisur zu legen.“ Unter dieser Erwiderung hatte sie selbst das von feinen Golddrähten geflochtene Netz, das ihre Haare umspannte, losgelöst und ließ sich auf einem Stuhle nieder.

„Und doch darf ich wohl behaupten, noch keinen schönern Haarschmuck gesehen zu haben,“ erwiderte der Friseur, seine Hand an die niederfallende Seidenflut legend; „da freilich wird meine geringe Kunst der Natur nicht Stand zu halten vermögen, gnädiges Fräulein.“

Julie zuckte leise zusammen unter seiner ersten Berührung. Sie fühlte ganz deutlich, wie von seiner Hand ein warmer Strom ausfloß, der sich gleich einem milden Hauche über ihr ganzes Wesen ergoß, und unwillkürlich mußte sie die Augen erheben, um ihm ins Antlitz zu blicken. Die Blicke begegneten sich und blieben eine lange Weile an einander hangen wie festgebannt. Die dunkle Glut seiner Augen schien sich tief niedertauchen zu wollen in den blauen Spiegel des entgegenschauenden, und ihr war es, als könnte sie hinter dem nächtlichen Glanze in weiter, dämmernder Ferne einen schimmernden Stern emporsteigen sehen. Als sie die Blicke wieder von einander wendeten, war es nicht mehr das Gefühl der Verlegenheit, welches das leise Erröten von Neuem auf die Wangen trieb, sondern ein Gefühl unnennbaren Behagens, ein ertönendes Singen und Klingen in der Tiefe der Seele, gleich dem

verwehenden Geſange der Lerche, die, dem Menſchenauge nicht mehr erreichbar, im Duftmeere dahinſchwebt. Das lang anhaltende Schweigen, das nun erfolgte, war auch nicht die herumtaſtende Unruhe, die vergeblich nach einem Worte ſucht, es war vielmehr eine träumeriſche Ruhe, die nichts ſucht und nichts begehrt und in ſich ſelber glücklich iſt. Und als das Fräulein endlich wieder zu ſprechen anfing, that ſie es nicht, um dem Befehle des Vaters, an den ſie in dieſem Augenblicke gar nicht mehr dachte, gehorſam ſich zu erzeigen, ſie that es vielmehr, um einem eigenen Befehle zu gehorchen, der ihr ganz vernehmlich zurief: Du mußt Dir das Rätſel löſen laſſen . . . er kann es, er allein, der Dir Alles, Alles ſagen wird.

„Ihr ſeid ein Deutſcher," begann ſie, „Eurer Sprache nach, mein Herr."

„Aus Köln am Rhein, gnädiges Fräulein."

„Ach, darin liegt es, meine ſelige Mutter war eine geborene Rheinländerin, und deshalb wohl haben mich die Anklänge Euer Ausſprache ſchon beim erſten Worte ſo freundlich angemutet."

„Eine Rheinländerin? 's iſt ein ſchönes Land, mit ſeinen Städten, Schlöſſern und Ruinen, die ſich in dem herrlichen Strome beſchauen; habt Ihr's noch nie geſehen, gnädiges Fräulein?"

„Ihr habt Heimweh danach, wie es ſcheint, und doch iſt unſer Land nicht minder ſchön."

„Es iſt meine Heimat," ſagte er leiſer, „die ich nicht gerne verlaſſen habe."

„Darauf mußtet Ihr Euch wohl für einige Zeit ſchon gefaßt machen, als Ihr Euern Beruf erwähltet, mein Herr."

Julia bemerkte erſt an dem augenblicklichen Zögern der Erwiderung, daß ſie unbewußt eine verfängliche Frage gethan haben mochte, und ſchon wollte ſich ein Gefühl der Reue regen,

daß es wenigſtens jetzt ſchon geſchehen; aber alsbald antwortete er ruhig: „Ich habe den Beruf erſt ſeit einem halben Jahre erlernt, gnädiges Fräulein, und muß Euch deshalb nochmals um gütige Nachſicht bitten, wenn Ihr mich langſam und unbehilflich findet.“

„Seltſam!“

„Seltſam mag Euch das wohl erſcheinen,“ lautete die Antwort, auf dieſen nur leiſe vor ſich hin gehauchten Ausruf; „kommt es mir doch ſelbſt manchmal vor, wie ein Traum ... wie ein dunkler, ſchwerer Traum, mein gnädiges Fräulein.“

Der wehmütige Klang der Stimme, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, bebte in Julia's Ohren nach, wie der verſchwimmende Ton einer Trauerglocke. Hier ſtand ſie mit einem Schritte an der Enthüllung eines Geheimniſſes, das ihr Gemüt ſo unvermutet vorbeſchäftigt hatte; aber ſie wußte ja ſchon genug und ſchwieg, während ſich ihre Blicke langſam und träumeriſch zu Boden ſenkten. Ja, ſie wußte es mit plötzlicher und erſchreckender Klarheit, daß noch ein Schritt weiter ſie an die Entſchleierung eines ſchmerzvoll empfundenen Unheiles führen würde, und das mochte ſie jetzt nicht in ſeiner deutlichen Geſtalt anſchauen ... jetzt nicht in dieſem Augenblicke. Einmal mußte ſie's erfahren, auch das wußte ſie deutlich; aber es war noch immer früh genug, wohl zu früh, wann es kommen mochte. Das Herz ſträubt ſich ſtets, bei der Empfindung eines unerwarteten Glückes, ſei dieſes ein bewußtes oder unbewußtes, plötzlich wieder dem Schmerze ſeine Pforten zu öffnen, und ſo ſchwieg auch das Fräulein in faſt ängſtlicher Selbſtbehütung, bis der Friſeur zur Seite trat und ſchüchtern ſagte: „Wenn ich Euch um den Spiegel bitten dürfte, gnädiges Fräulein.“

Das eigene Bild, das ihr aus dem geſchliffenen Kriſtalle entgegentrat, verſcheuchte die traumhaften Schatten wieder, die ſich hervorgedrängt, obwohl ſie ſich ſelbſt jetzt faſt wie ein

Traumbild erſchien. „Bin ich das wirklich ſelbſt?“ rief ſie nach einer Pauſe lächelnd und zugleich über den Ausruf wie eine dunkle Roſe erglühend, „wahrhaftig, Ihr ſeid ein ſeltſamer Haarkünſtler, mein Herr! . . . Nein, nein,“ fuhr ſie jedoch mit einer abwehrenden Handbewegung, den Spiegel dem verlegen vor ihr Stehenden zurückgebend, fort, „es iſt gut ſo . . . ich bin zufrieden, verlaßt Euch drauf.“

Sie erhob ſich und wollte dem grünen Fenſter zugehen; aber ſie mußte nach dem erſten Schritte ſtehen bleiben und ſich an die weiße Marmorplatte des Tiſches lehnen. „Ihr habt nun noch zu meinem Vater zu gehen,“ ſagte ſie leiſe, ohne aufzublicken; „mein Mädchen wird Euch draußen den Weg weiſen.“

„Und ich darf wieder kommen . . . Ihr ſeid zufrieden mit meinem Dienſte, gnädiges Fräulein?“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte ſie raſch, „morgen zur nämlichen Stunde oder etwas ſpäter, wenn es Euch gelegen iſt, und ſo dann alle Tage. Und noch Eines,“ fügte ſie hinzu, als er langſam ſich der Thüre zuwendete, „mein Vater ſcheint manchmal etwas barſch, bis man ſich das angewöhnt hat; aber böſe iſt's nicht gemeint.“

„Nehmt meinen herzlichſten Dank, gnädiges Fräulein . . . Julia!“

Sie ſchaute betroffen auf, der ſich bereits ſchließenden Thüre nach und legte dann mit langem, nachdenklichem Sinnen die Hand über die Augen. „Julia?“ . . . Wer hatte den Namen ausgeſprochen? Hab' ich es ſelbſt gethan oder er? . . . Nein, er iſt's geweſen, gewiß . . . es klingt mir ja noch der Ton ſeiner Stimme im Ohre nach. Aber wie iſt er dazu gekommen . . . haſt Du eine Unvorſichtigkeit, eine Thorheit begangen? . . . Nein,“ gab ſie ſich laut die Antwort auf dieſe Selbſtanfragen . . . „und wenn es doch wäre, ſo trag' ich keine Schuld daran . . . ich nicht.“

Sie wendete ſich langſam wieder dem Spiegel zu, um nochmals ihr Bild zu beſchauen. Ja, es war eine Veränderung vorgegangen mit ihr ſeit einer kurzen halben Stunde — ſie war eine andere geworden; aber wo lag er denn, dieſer Wechſel? — An dem Haarſchmucke allein konnte es nicht liegen, er war in all' ſeinen Touren bis in die kleinſten Formen herab der nämliche geblieben; und doch . . . und doch bildete er einen ſo ganz andern, hellern Rahmen als bisher um die Stirne, faſt wie von einem verborgenen Lichte angeſchimmert. Aber auch die Augen, Wangen und Mund — waren ſie nicht wie von einem neuen Glanze erfüllt, von einer friſchen Blüte angehaucht? — „Gewiß, Du biſt recht hübſch, Julie," ſagte ſie, den Spiegel lächelnd gegen die Wand zurücklehnend, „und es fehlt nichts weiter mehr, als daß Du Dir zu Deinen übrigen Vorzügen nun auch noch ein Stück Eitelkeit erwirbſt."

Dieſes heitere, ſich ſelbſt neckende Spiel mußte jedoch bald wieder ernſteren Gedanken und Gefühlen weichen und mit wachſender Unruhe bedachte das Fräulein, was ſich im Gemache des Vaters zutragen möchte. Sie hörte im Geiſte die beiden Männer ſprechen mit einander, den rauhen befehlenden Ton des Vaters und den vollen melodiſchen Klang der Stimme des Fremden, der nicht fragen, nur Antwort geben durfte; aber bald verſtummte er und blieb auch dieſe ſchuldig oder gab das Wort trotzig zurück von einem dunkelleuchtenden Blicke begleitet. Der Oberſt fuhr mit heftiger Geberde vom Stuhle auf und ſchrie dem Verwegenen eine Drohung ins Geſicht — was entgegnete dieſer darauf? — Julie, die unter dieſen Vorſtellungen langſam ſich der Thüre genähert hatte, beugte ſich in horchender Stellung nieder, als müßte nun ihr äußerliches Ohr vernehmen, was ſie dem innerlichen nicht mehr zu beantworten getraute; aber heftig erſchrocken fuhr ſie zurück, als draußen ein Geräuſch entſtand und eine Hand auf die Klinke drückte.

Der Schrecken verflog bei Anblicke des fröhlichen Geſichtes ihres hereintretenden Mädchens, aber doch mußte ſie ſich Gewalt anthun, um ruhig zu erſcheinen, obwohl die Zofe ſichtlich genug mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt war. „Herr Jeſis," rief das muntere Ding, noch unter der Thüre, „nun hab' ich doch recht, trotz Eueres Auslachens, gnädiges Fräulein; das iſt gewiß und wahrhaftig ein Prinz oder ein Graf, oder wie die ſchönen fremden Herren heißen mögen, das hab' ich mir wohl gedacht."

„Du biſt ein törichtes Kind," erwiderte das Fräulein; „aber wo bleibſt Du denn ſo lange, daß Du Dich gar nicht ſehen läßt?"

„Habt Ihr mich gerufen? Wahrhaftig, ich hab' es nicht gehört. Aber wie Euch die neue Friſur prächtig ſteht, Herr des Himmels, prächtig ſag' ich, gnädiges Fräulein."

„Du hatteſt wohl an der Hausthüre oder auf der Straße ſo wichtige Geſchäfte, daß Du mich nicht hören konnteſt. Iſt der Vater ſchon ausgegangen?"

„Nein, bewahre, ſoeben iſt der . . . na, ich ſag' einmal der fremde Prinz aus ſeinem Zimmer gekommen, der gnädige Herr hat ihm das Geleit gegeben bis an die Treppe hinaus. Und der hat Euch wirklich und wahrhaftig mit eigenen Händen die herrlichen Touren geflochten? Das bedeutet Glück, gnädiges Fräulein, großes Glück, ſag' ich; ich wollt' Häuſer darauf bauen."

Julie kehrte ſich ab und lehnte ihre Stirne leiſe gegen die kühlen Fenſterſcheiben. „Mein Vater hat den Haarkräusler an die Treppe begleitet? Haſt Du es denn ſelbſt geſehen?"

„Ob ich es geſehen habe?" rief das Mädchen, während es ſich, von der Herrin unbeachtet, auf der Fußſpitze vor dem Spiegel hin- und herwiegte, „geſehen hab' ich's freilich, denn ein wenig neugierig bin ich ſchon geweſen. Der gnädige Herr hat auch

noch etwas nachgerufen von Soldaten und er möge ſich beſinnen darüber."

„Soldaten? Was ſollte das zu bedeuten haben?" ſagte das Fräulein leiſe vor ſich hin — „und was den Vater zu einer ſolchen Höflichkeit konnte bewogen haben, die doch eben nicht ſeine Sache iſt? . . . Geh' hinüber, Mädeli," befahl ſie der Zoſe, „und frage den gnädigen Herrn, ob er mir noch einen Auftrag zu geben habe vor ſeinem Ausgange." Sie bereute dieſen Befehl, ſobald das Mädchen das Zimmer verlaſſen — denn was ſollte ſie dem Vater antworten, wenn er nun ihrerſeits die anbefohlenen Erkundigungen erwartete? — Aber es war zu ſpät und in wenigen Augenblicken ſchon hörte ſie den Oberſten auf ihr Zimmer zuſchreiten.

Das Fähnlein ſeiner Laune mußte ſich indeſſen nach einem günſtigen Winde gerichtet haben. Er ſchrie das Mädchen draußen an, wie ihm nun der Goldprinz gefallen und ob es bereits eine tüchtige Angel ausgeworfen habe nach ihm. Er wolle, fügte der Oberſt mit einem etwas derben Soldatenwitz hinzu, ſchon helfen den Fiſch ans Land ziehen, ſobald derſelbe nur einmal angebiſſen.

Wie ſehr nun auch dem Fräulein dieſe heitere Stimmung des Vaters erwünſcht ſein mußte, ſo empfand ſie doch plötzlich einen ſeltſam ſtechenden Schmerz ob den Worten, die ſie hörte, und ihr Geſicht glühte mit einem Male wieder auf, wie ein vom Morgenſtrahle überleuchteter Roſenbuſch. Dieſes Erröten blühte noch immer fort, als der Oberſt ins Zimmer trat, ja es erhöhte ſich ſogar bei ſeinem Anblicke wie von einem verhaltenen Zorne genährt und auf die Wangen getrieben. „He da, Jule," rief der gnädige Herr lachend, während er mit dröhnenden Tritten viel weiter in das Gemach vorſchritt, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war, „Du machſt ja ein Geſicht wie . . . na, wie eine flunkernde Morgenſonne, würd' ein Liebhaber ſagen, was?"

„Ihr ſeid ſehr heiter gelaunt, Vater.“

„Na . . . gleichviel diesmal, ob Vater oder Papa; war aber auch ein Kapitalſpaß, das . . . nicht, Kleine? . . . Ein armer Teufel, dieſer neugebackene Prinz, ein armer Teufel; könnt' mich dauern, wenn er nicht ſolch' ein Butterherz im Leibe trüge . . . weiß, wie das thut, hab's ſelbſt erfahren. Aber offen und gradaus und ein Prachtburſch daneben . . . was?“

„Darüber hab' ich ihn nicht genauer angeſehen,“ erwiderte das Fräulein leiſe, „wofern Ihr den Friſeur meint, Papa.“

„Würd' Dir auch wenig genug nützen, Dein Beſehen,“ ſchrie der Oberſt, „was verſtehſt Du von ſolchen Dingen! Sechs Fuß, im höchſten Fall eine Linie darunter, und gewachſen wie eine Rottanne; alle Wetter, und dabei mit Kamm und Bürſte hantieren. Aber will nicht, hab' ſchon zu viel Blut an dem Einen geſehen, ſagt' er . . . Dummheiten.“

Der Oberſt hatte die letzten Worte mehr vor ſich hin, als gegen ſeine Tochter gewendet geſprochen, und doch ſtreiften ſie das Rot von ihren Wangen ſo plötzlich ab, wie im Vorfrühling eine windgehetzte Schneewolke den Sonnenſchein von den aufblühenden Wieſen ſtreicht. „Schon zu viel Blut geſehen?“ flüſterte es bange in ihr . . . „armer Mann, und das wäre der dunkle, ſchwere Traum, von dem Du geſprochen haſt!“

Der Oberſt ging ſelbſt eine Weile nachdenklich auf und nieder, während er bei jedem Schritte mit ſeinem Stocke leiſe auf den Boden ſtieß. Endlich ſagte er, ohne jedoch aufzublicken: „Wahr iſt's ſchon, es gibt manchmal kurioſe Geſchichten, ganz kauderwelſche Geſchichten, und alle Wetter . . . ſie können Jedem paſſieren, ſo oder ſo . . . hm, hm. Na, Jule,“ fuhr er, mit der Hand über ſein Geſicht ſtreifend und ſich an ſeine Tochter wendend, wieder mit ſeiner dröhnenden Stimme fort: „Jetzt geh' ich . . . he, biſt böſe, was?“

„Nein, Papa, ich wüßte nicht, warum ich das ſein ſollte.“

„Schwerenot, das will ich auch meinen. Aber noch eins, halt; den Friſeurgeſellen da kannſt Du in Ruh' laſſen mit Weiberfragen . . . taugt nichts . . . Dummheiten.“

„Das war ſchon heute meine Meinung, Vater,“ ſagte das Fräulein, ihre Stirn auf die Hand lehnend, und fügte dann, dem Abgehenden nachblickend, leiſe hinzu: „Iſt's mir doch, als würd' ich ohne Frage ſchon zu viel erfahren müſſen.“

III.

Nun waren freilich wenige Berner und noch weniger Bernerinnen geneigt, die einmal erregte Neugierde in gleicher Weiſe wie die ſchöne Julie zu zügeln; im Gegenteil gab der Fremde bald in immer weitern Kreiſen zu raten und zu fragen. Unter den Stammbeſuchern des Bärengrabens zwar konnte die goldene Prinzen-Mähr ihren Glanz nicht auf die Dauer retten, als der Ankerwirt ſelbſt kein Intereſſe mehr an derſelben hatte und erzählte, der Fremde habe ihm auf einen gegebenen Wink eben einen Poſſen ſpielen helfen, um dem überall herumſchnüffelnden Bölzlein Eines anzuhängen; drum habe er den Schimmel auch weder gekauft, noch viel weniger geſchenkt erhalten, ſondern der Kreuzwirt von Fraubrunnen, der denſelben dem müden und wohlausſehenden Reiſenden zur Miete bis Bern anvertraut, habe ihn ſchon am folgenden Morgen wieder abgeholt und in eigener Perſon zum Aarbergerthor hinausgeritten. Das gab nun freilich lange Geſichter und manch' geheimen Ärger gegen den Fremden und den Ankerwirt, aber wer nicht als der Leichtgläubigſte ausgelacht werden wollte, mußte ſich drein ergeben oder auf Koſten des armen Bölzlein und des Thorwarts ſelbſt mitlachen. Damit war die Sache jedoch keineswegs abgethan und die Neugierde

zog bloß ein feineres Röcklein an, um vom Bärengraben eine Runde durch die Gemächer der vornehmen Frauen- und Töchterwelt zu machen, und überall fand sie als willkommener Gast offene Thüren, wo sie anklopfen mochte. So kam es, daß der bald allbeschäftigte Geselle des Meister Hänni am Abend froh war, sich, von seinen vielen Arbeitsgängen ermüdet, auf sein Kämmerlein zurückzuziehen, von wo dann bis in die tiefe Nacht bald wehmütige, bald hoffnungssüße Geigentöne auf den stillen Bärenplatz herabklangen; manchmal auch erhob sich ein Lied da droben, von bebenden Zithertönen begleitet, dem die ganze Nachbarschaft in der Runde die Fenster öffnete, um es als erquickenden Schlafgruß ins Haus hereinzulassen. Doch das war auch so ziemlich Alles, was man von dem rätselhaften Fremden in Erfahrung bringen konnte; denn wie mancher kluge Mund ihm auch den langen Tag hindurch eine wohlüberdachte Frage gestellt und wie manches schöne Auge groß aufblickend, gleichsam ein stummes Bittgesuch stellend, an ihm gehangen — es wußte nach Wochen noch Niemand mehr von ihm zu sagen, als daß er aus Köln gebürtig und Theobald Meyer heiße. Aber, wurde gewöhnlich beigefügt, er werde gute Gründe haben, jeder weitern Antwort, so vorsichtig wie er's thue, auszuweichen; denn ein gewöhnlicher Haarkräusler sei er von Jugend auf nun und nimmermehr gewesen.

Eine gab es wohl in der Stadt, die, wie sie vorausgeahnt, auch ohne Fragen mehr erfuhr, als alle ihre neugierigen Bekannten und Standesgenossinnen; aber was sie wußte, wagte sie ja kaum in den mutigsten Stunden ihres Herzens sich leise vorzuerzählen, und es ging schon ein banges Erzittern durch ihre Seele, wenn sie den Namen des Fremden nur zufällig und flüchtig von andern nennen hörte. Hier war also dessen Geheimnis wohl geborgen, tief verbunden mit einem andern Geheimnis, das in Juliens Herzen keimte und emporblühte, wie draußen an den einsamen Borden des Flusses die duftigen

Frühlingstriebe. — Unter ſolchen Umſtänden mußte die müßige Plauderſucht wohl oder übel nach neuer Nahrung ausgehen, und dieſe wurde denn auch unverſehens und in ſchreckenerregendem Maße dargeboten. Mit den erſten Sommertagen nämlich begannen da und dort dunkle, unheimliche Gerüchte aufzutauchen, die bald wie eine dunkle Wetterwolke ſich über die ganze Stadt ergoſſen, bald nur wie lichtſcheue Nachtvögel in einzelnen Häuſern und Straßen derſelben herumflatterten. Einmal hieß es, die Bauernſchaft der benachbarten Ämter und Landvogteien rüſte ſich im Geheimen, die Stadt nächtlicherweiſe mit Raub und Brand heimzuſuchen und, des Kindes im Mutterleibe nicht ſchonend, die Mauern derſelben dem Erdboden gleich zu machen; ein andermal lautete der Bericht, es ſei nur auf die Baretli und großen Häuſer abgeſehen und wer von der mindern Burgerſchaft Kopf und Herz am rechten Flecke habe, werde mithelfen dabei; der dritte Tag hinwieder brachte die Kunde, es ſei eine franzöſiſche Heerſchar bereits durch das Münſterthal bis gegen Biel vorgedrungen, die dem Patriziate helfen wolle, auf den Trümmern der alten Republik einen Königsthron zu errichten. Woher dieſe Gerüchte kamen, wollte Niemand ſagen noch wiſſen, ſie waren am hellen Tage plötzlich auf offener Straße da oder kamen in die verſchloſſene Schlafkammer geſchlichen wie ſchwere Nachtträume; ſoviel nur war gewiß, daß ſie aller Orten Unruhe, Angſt und Schrecken verbreiteten. In den Werkſtätten begann die Arbeit zu ſtocken, die Männer ſuchten ihre Waffen hervor, um ſie in ſchlagfertigen Zuſtand zu ſetzen, und die Frauen, die ſich auf den Straßen zeigten, huſchten eilfertigen Schrittes davon, als ob ihnen ein unſichtbarer Feind auf der Ferſe folge. Zwar zogen auch die obrigkeitlichen Ausrufer in feierlicher Amtstracht mit Handglocke und Trommel durch die Stadt, um die Burgerſchaft zur Ruhe und gewohnten Hantierung zu ermahnen, indem auf die Entdeckung der Erfinder oder abſichtlichen Ver-

breiter der „einfältigen“ Gerüchte, wie es hieß, anſehnliche Belohnungen geſetzt wurden; aber daß den Standeshäuptern und Regimentsfähigen ſelbſt dieſe Gerüchte nicht ſo einfältig vorkamen, wurde am deutlichſten durch den Umſtand bewieſen, daß ſie bald nur noch in voller Bewaffnung auf der Straße erſchienen und wie in Tagen höchſter Kriegsgefahr die Schultheißen mit dem Sponton in der Hand aufs Rathaus zogen. Auch ſah man ſchon einzelne Caroſſen, die mit Frauen und Kindern der Vornehmen zu den Stadtthoren hinausfuhren.

Die allgemeine Verwirrung nahm zu, als man eines Morgens früh raſch ſich vergrößernde Gruppen durch die Hauptſtraßen ziehen ſah, die vor den anſehnlichſten Häuſern ſtehen blieben, mit aufmerkſamen Blicken die Thüren oder Vorſäulen derſelben unterſuchten und dann ſchweigend wieder weiter zogen. Der Haarkräusler Theobald, der in den letzten Tagen ſchon manche ſeiner ſchönen Kunden durch die Flucht verloren, wurde auf einem Gange, den er ins Freie beabſichtigt, durch dieſes ſeltſame Treiben angelockt, an eine der Gruppen heranzutreten. „Was gibt es da Neues zu ſchauen?“ fragte er den nächſt vor ihm Stehenden, hätte jedoch ſeine Anfrage faſt bereut, als der Angeredete den Kopf wendete und er in demſelben den ehrſamen Meiſter Bölzlein erkannte. Dieſer ſchien indeſſen jeden rachſüchtigen Gedanken, den der Vorgang im kleinen Anker bei ihm erregt haben mochte, zu vergeſſen über der Angſt, die wie ein bleiches Geſpenſt aus allen ſeinen Mienen hervorblickte, und leiſe antwortete er, den Zeigefinger erhebend: „Ah . . . ſeht Ihr's nicht, Herr, . . . dort auf der Thüre? . . .“

„Nein, . . . da merke ich nichts Beſonderes.“

„Die drei Kreuzlein, mit roter Kreide gezeichnet?“

„Nun ja . . . vermutlich der mutwillige Verſuch eines Schuljungen!“

„Nein, nein,“ ſchüttelte der Schneider ängſtlich den Kopf, „Ihr werdet's ſchon ſehen beim nächſten Ratsherrenhauſe,

kommt nur mit.“ — Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, um bei dem nächſten Hauſe, über deſſen Thüre ein Wappen in Stein ausgehauen war, wieder Halt zu machen, ohne daß ſich jemand Mühe gegeben hätte, die dazwiſchen liegenden unbewappneten Häuſer in Augenſchein zu nehmen. Und wirklich, hier waren abermals einige Kreuzzeichen bemerkbar an der Thüre, einzig mit dem Unterſchiede, daß dieſe mit ſchwarzer Kreide oder Farbe gezeichnet waren. „Und jetzt,“ flüſterte Meiſter Bölzlein ſeinem Begleiter zu, indem er ſich ſchüttelte, wie von einem grimmigen Froſte erfaßt, „merkt Ihr nun, was es zu bedeuten hat? . . .“

„Nein, klüger bin ich noch nicht geworden . . . ich muß Euch ſchon um Aufklärung bitten, Meiſter.“

„Ah . . . Aufklärung,“ machte Bölzlein, indem er ſich ſcheu nach allen Seiten umblickte, „wer die geben könnt' in dieſen Unglückstagen!“

„Eine Meinung werdet Ihr doch haben, wie dieſe Leute, da Ihr den Zeichen eine Bedeutung beizumeſſen ſcheint.“

Der ehrſame Meiſter ließ ſeine Augen abermals ängſtlich herumgehen. „Eine Meinung?“ flüſterte er dann, „die hab' ich freilich und ſie geht dahin, daß die Ratsherren ihre Häuſer haben ankreiden laſſen, damit die Franzoſen, die uns einen König bringen ſollen, wiſſen, woran ſie ſeien und nur die Häuſer der mindern Burger mit Mord und Plünderung heimſuchen.“

„Ach, ſo iſt's gemeint,“ machte Theobald halb ſpöttiſch, halb lächerlich die Achſel zuckend, „da thut Ihr am beſten, Meiſter, Ihr kreidet Euere eigene Thüre ebenfalls an.“ Mit dieſem Beſcheid wendete er ſich nach einem Seitengäßchen, um in die nächſtliegende Hauptſtraße zu gelangen.

Aber hier wiederholte ſich das nämliche Spiel, indem hart an ihm vorbei eine Gruppe zog, die an einem der nächſten Häuſer ſtehen blieb. Theobald erkannte unter den ſchweig-

ſamen Männern den Ankerwirt und beſchloß, ſogleich ſich an dieſen um beſſere Auskunft zu wenden, als er von Meiſter Bölzlein erhalten; aber auch das ſonſt ſtets von einem pfiffigen Lächeln durchleuchtete Antlitz war jetzt in düſtere Falten gelegt. „Am beſten iſt's, Herr," erwiderte der Ankerwirt auf die an ihn gerichtete Frage, indem er ſeinen ehemaligen Gaſt ein wenig auf die Seite zog, „am beſten iſt's, man fragt nicht zuviel über dieſe Geſchichten und macht ſich im ſtillen ſeine Meinung darüber; dann kann uns ſpäter, geh' es wie es wolle, wenigſtens niemand haftbar machen dafür."

„Ich vermag Euch nicht zu verſtehen."

„Nun ja, Euch gegenüber kann ich mich ſchon deutlicher ausſprechen," erwiderte der Ankerwirt, doch erſt nachdem er noch einen prüfenden Blick auf ſeinen Begleiter geworfen. „Ihr ſeid fremd in der Stadt, und ich möcht' auch nicht, daß Euch ein unverſchuldetes Leid widerführe. Geſtern ſind viele freche Geſellen vom Lande in der Stadt geweſen, ſie zogen vereinzelt oder nur zwei zu zwei überall herum, und am Abend haben ſich auch einige in meiner Wirtſchaft zuſammengefunden . . . ich habe da manches Wort gehört, das gerade nicht für meine Ohren berechnet war."

„Und weiter?"

„Und weiter glaube ich, daß die Ratsherrenhäuſer über Nacht mit dieſen Dingern da bezeichnet worden ſind, damit die Bauernbanden, wenn ihnen die Überrumpelung der Stadt gelingen ſollte, wiſſen, wo ſie zunächſt mit Raub und Mord einzubrechen haben."

„Glaubt Ihr an ſolche Pläne, und iſt das Euer Ernſt?"

„Mein voller Ernſt, Herr . . . wahrhaftig, jetzt iſt's nicht Zeit zum Spaßen."

„Nun, beim Himmel," rief Theobald, „dann iſt's ſchlimm beſtellt, wenn jeder das Gegenteil der Meinung des andern

behauptet und am Ende doch keiner weiß, wo die Geschichten hinaus wollen!"

„Ich hab' Euch meine Ansicht gesagt," erwiderte der Wirt kurz abbrechend; „haltet davon, was Euch beliebt, Herr." —

Theobald fühlte sich betroffen von dem Ernste des Mannes, den er noch nie ernsthaft gesehen, und nachdenklich begann er, ohne eigentlich zu wissen, was er wollte, die Straße abwärts zu gehen. Die Gerüchte, wie sie bisher die Stadt aufgeregt, waren ihm zu fremdartig und bunt vorgekommen, als daß sie seinen mutigen Sinn hätten beunruhigen können, und dies um so weniger, als er auch an jenem Orte, an dem seine Gedanken Tag und Nacht mit tausend Ohren lauschten, noch keine besondere Ängstlichkeit bemerkt hatte. Aber jetzt schienen denn doch die Dinge eine bestimmtere Gestalt annehmen zu wollen, und Theobald fiel mit einem Male die Erinnerung schwül aufs Herz, daß in der großen catilinarischen Verschwörung zu Rom die Häuser derjenigen, die dem Untergange geweiht werden sollten, ebenfalls mit solchen unscheinbaren Merkmalen bezeichnet worden waren. Warum sollte ein solches Mittel nicht auch hier angewendet werden und der Ankerwirt mit seiner Vermutung das Ziel getroffen haben? — Seine Schritte beschleunigten sich über dieser Vorstellung und ohne Anhalt lenkte er beim Münster vorbei in die Straße, in welcher das Haus des Obersten lag. Fast eine ganze Reihe dieser Straße bestand aus vornehmen Patrizierhäusern, die ohne Ausnahme mit den verhängnisvollen Zeichen, bald rot, bald schwarz, beschrieben waren; das Haus des Obersten trug seine Signatur mit zwei Kreuzen in roter Farbe. Es war noch lange nicht die Stunde, in der Theobald sonst als Haarkräusler durch diese Thüre zu treten pflegte; aber jetzt hatte ihn plötzlich eine so mächtige Unruhe erfaßt, daß er auf die Klinke drückte und schon die breite Treppe hinanstieg, ohne daran zu denken, wie er sein allzufrühes Erscheinen rechtfertigen wolle,

wenn er darüber befragt werden ſollte. Als er ſich dem Gemache des Oberſten näherte, dachte er daran und war, mit leiſen Tritten an der Thüre vorüberſchreitend, froh, daß ſich der alte Herr nicht blicken ließ; „bei Julien,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, „wird ſich's ſchon geben . . . am Ende darf ich ihr wohl auch mitteilen, was mich nun einmal erſchreckt hat und beunruhigt.“ —

Und es gab ſich ſogar noch ſchneller und leichter, als er erwartet hatte. Das Fräulein ſaß, wie an jenem erſten Morgen, an dem von grünem Laubwerke halbverhüllten Fenſter, das Geſicht nachdenklich auf die kleine Hand geſtützt; bei dem Eintritt Theobalds erhob ſie ſich jedoch raſch und rief ſichtbar erfreut: „Gottlob, daß Ihr da ſeid, Theobald; ich habe ſchon den ganzen Morgen mit großem Verlangen gewartet.“

„Und ich . . . ich fürchtete viel zu früh zu kommen, Fräulein Julia, es iſt noch lange nicht zehn Uhr.“

„Ach, um ſo beſſer, dann mögt Ihr länger hier bleiben; mir iſt's ſo bange heute, auch um Euretwillen, Theobald . . . gewiß, ich weiß mir ſelbſt keinen Rat zu geben.“

„Auch um meinetwillen? — Aber,“ erſetzte er den ernſtern Ton mit einem Lächeln, „wie ſollte denn die Unerſchrockenſte ihres Geſchlechtes ſich unnützen Befürchtungen hingeben können!“

„Laßt Euern Scherz, Theobald . . . ich ſeh' es Euern Augen an, daß Ihr Euch doch zwingen müßt dazu; und wahrlich, auch ich habe weder Luſt noch Urſache zum Fröhlichſein. Der Vater iſt bald nach Mitternacht in die Ratsverſammlung abgeholt worden und bis dieſen Augenblick noch nicht zurückgekehrt. Das iſt in meinem Leben nie geſchehen!“

„Um Mitternacht Ratsverſammlung!“ rief Theobald, „und er hat Euch auch keine Nachricht geben laſſen, ob er ſich noch dort befindet?“

„Schon in der ersten Morgendämmerung ist der Ratsbote mit der Weisung gekommen, daß ich das Haus nicht verlassen solle, bis der Vater zurückgekehrt sei.“

Theobald stand mit nachdenklichem Schweigen an den Tisch gelehnt, bis das Fräulein wieder sagte: „Um Gotteswillen, so sprecht doch . . . Euer Schweigen ängstigt mich ins tiefste Herz hinein; erzählt mir wenigstens, was in der Stadt vorgeht, Theobald.“

„Nein, beunruhigt Euch nicht, Fräulein,“ erwiderte er langsam; „und doch . . . was hilft es, meine eigene Unruhe verbergen zu wollen . . . ich darf es auch nicht thun! Seht, Julia, es macht mich unsäglich glücklich, daß Ihr nicht, wie viele andere Frauen, schon von einem bloßen Schatten erschreckt, die Stadt verließet . . . es kam mir bisher immer auch vor, als hättet Ihr Euch vor keiner Gefahr zu fürchten; jetzt hingegen muß ich selbst wünschen, daß Ihr Euern Cousinen schnell nach Neuenburg folgt.“

„Und Ihr ratet mir das, Theobald?“

„Diese mitternächtliche Ratssitzung ängstigt mich; denn solches mag nur in Zeiten dringender Gefahr vorkommen.“

„Ihr habt noch andere Gründe, Theobald,“ sagte das Fräulein, nachdem sie ihn mit einem langen fragenden Blicke angeschaut, „ich seh' es Euch deutlich an, und sonst würdet Ihr mit Euerm Rate wenigstens zuwarten, bis der Vater zurückgekommen; doch ist's mir auch lieb, wenn ich jetzt nichts weiteres erfahren muß, das meine Angst vermehren könnte. Aber ich kann die Stadt nicht verlassen, wo Du und der Vater zurückbleiben . . . jetzt nicht, Theobald.“

„Julia!“

„Theobald!“

Er lag vor ihr auf den Knieen und lehnte sein glühendes Antlitz auf ihren Schoß; sie saß still, ohne Abwehr, ihre beiden Hände, wie in seliger Andacht gefaltet, auf sein Haupt

gelegt. „O Julia, was machſt Du aus mir,“ rief er, ſein Geſicht erhebend; „ich Unglückſeliger, der durch die geöffneten Pforten des Himmels ſchauen darf, nur um die Qualen ſeiner Verdammnis zu vermehren.“

„Sei nicht ungerecht, Theobald,“ erwiderte ſie leiſe, „ein Augenblick des Glückes gibt die Kraft, jedes kommende Unglück zu ertragen.“ Sie ließ die Hände auf ſeine Schultern ſinken, neigte das Geſicht herab und die Welt verſchwand den Beiden in ein dufthauchendes, wogendes Blütenmeer. —

Mit trunkenen Blicken ſich wieder erhebend, rief er hochaufatmend: „Du haſt Recht, Julia, ein ſolcher Augenblick wiegt das Elend eines ganzen Lebens auf; aber warum ſoll es nur ein einziger Augenblick ſein in dieſer endloſen Reihe ... warum, Julia?“

„Du weißt es,“ erwiderte ſie, ſeine Hand gegen ihre Stirne drückend; „einmal mußte es ſo kommen, Theobald ... ich hab' es längſt gewußt; nun aber iſt mir auch wieder wohl und alle Angſt von meinem Herzen genommen.“

Er ſchaute ſie lange träumeriſch an, wie ſie ruhig vor ihm ſaß, der Lilie gleich, die ihre duftige Blüte weder vor dem drohenden Gewitter, noch vor dem ſengenden Sonnenſtrahle zu bergen vermag; und doch fühlte ſeine Hand, wie ihre Stirne glühte und wie ein leiſes Schüttern durch ihr Glieder bebte. „Und wenn wir uns Deinem Vater anvertrauen,“ flüſterte er endlich, „und gerade jetzt vielleicht, Julia? ... In Zeiten der Gefahr erſt hat ſchon mancher Mann den andern ſchätzen gelernt!“

Sie ſchüttelte das Haupt mit einem wehmütigen Lächeln, das aber ſogleich verſchwand, als er langſam ſeine Hand aus der ihrigen zurückzog. „Ich weiß, was Du denkſt,“ ſagte ſie, ihn mit ihren ſanften Augen anblickend; „aber Du thuſt mir Unrecht, Theobald. Oder warum willſt Du den kurzen Traum meines Glückes ſtören, bevor mir der Tag den ſüßen Schlaf

verſcheucht? . . . Nein, ſprich nicht, mein Freund, ich weiß, es bleibt mir nichts, als Ergebung, und drum glaube mir, es iſt eine ſtarke Kraft vonnöten, ein ganzes Leben lang hoffnungslos dulden und entſagen zu müſſen."

„Nicht hoffnungslos . . . die Hoffnung wenigſtens mußt Du mir laſſen und Dir ſelbſt bewahren, Julia!"

„Hoffen und Entſagen . . . ja, Theobald. Hörſt Du, das ſind die Schritte des Vaters vor der Thüre."

Sie hatte raſch die Hand an ihre Haare gelegt und das zuſammenhaltende Netz losgeriſſen; aber noch rollte die hellſchimmernde Flut erſt langſam über die Schultern herab, als der Oberſt in ſeiner Amtstracht, in Sammtmantel und Baret, ins Zimmer trat. Statt des kleinen Paradedegens hing eine lange Klinge an ſeiner Seite und neben den Schoßenden der Weſte blickten zwei Piſtolengriffe hervor. Sein Geſicht ſah ernſt, faſt drohend aus.

Unter der Thüre blieb er ſtehen und ſchaute die Beiden an, als müßte er ſich erſt beſinnen, was das zu bedeuten habe oder wo er ſich befinde; Julia wollte ſich erbleichend erheben, um ihm entgegenzugehen; aber Theobald, der ſcheinbar unbefangen eine ihrer niederfallenden Flechten ergriffen, hielt ſie mit einem ſanften Drucke der Hand zurück und trat dann ſelbſt gegen den Oberſten vor. „Wenn meine Anweſenheit ſtören ſollte," ſagte er, ſich verbeugend, „ſo kann ich vor die Thüre treten, gnädiger Herr, bis Ihr mit dem Fräulein geſprochen. Erlaubt mir nur einen Augenblick, ihr Haar zuſammenzuſchlingen." Er ſchaute dabei dem Vater ins Geſicht, während er ſich ſo vor die Tochter ſtellte, daß dieſe von ſeiner Geſtalt faſt verdeckt wurde.

„Ah — nein — bleib' Er nur," rief der Oberſt; „ſchon ſo ſpät — was?"

„Das Fräulein hat mich auf heute etwas früher beſtellt, gnädiger Herr." — „Schon gut, mach' Er ſchnell fertig und

komm' Er dann auch zu mir hinab . . . verſtanden? — Du bleibſt hier, Jule, bis ich wieder zurückkomme."

Die Thüre fiel heftig in ihre Angeln und Theobald wendete ſich mit einem fragenden Blicke nach dem Fräulein zurück. „Nein, nein," flüſterte ſie errötend, „er hat nichts bemerkt." —

Aus dem Gemache der Tochter getreten, mußte Theobald ſtehen bleiben, um neue Kraft zu gewinnen, bevor er vor den Vater trat. Der Sturm der Gefühle, die ſo unerwartet aus ihrer ſtill eindämmenden Haft befreit worden, brauſte über ihm zuſammen und drohte ihn mit ſinnverwirrendem Gewölke zu umhüllen. Was hatte er in einer kurzen Stunde erlebt und was konnten die nächſten Augenblicke bringen! „Aber vorwärts," rief er ſich leiſe zu, „und verliere Dich ſelbſt nicht, Theobald!"

Bei ſeinem Eintritte in das Gemach ſtand der Oberſt vor einem offenen, reichgefüllten Waffenſchranke, von dem er ſich langſam gegen den Jüngling wendete; in der Hand hielt er eine Kugelbüchſe von ſchön eingelegter Arbeit, deren Schloß er ſorgfältig zu prüfen ſchien. — „Hör' Er, Meyer," begann er mit leiſerer Stimme, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war, „Er wollte nicht Soldat werden, wie ich's ihm geraten, obwohl Er früher mit allerlei Waffen wohl umzugehen gelernt. Jetzt muß Er's wider Willen thun . . . ich ſuch' Ihm gerade Gewehr und Säbel aus. . . . Da, das iſt ein tüchtig Stück . . . eine engliſche Kugelbüchſe"; damit reichte er Theobald die Waffe entgegen, während er ihm mit ſcharfem Blicke ins Geſicht ſchaute. — „Ich muß Euch um deutlichere Erklärung bitten, gnädiger Herr," erwiderte der junge Mann, mit unwillkürlichem Wohlgefallen die Büchſe betrachtend, „zum Soldaten habe ich ſo wenig wie früher Luſt . . . der gnädige Herr weiß warum."

„Na meinetwegen," erwiderte der Oberſt, indem er in den Schrank zurück nach einem Degen griff, „gilt es ja auch nicht

einen Jugendfreund und Gefährten zu treffen; aber einen Rebellen und Mörder wird Er doch über'n Haufen ſchießen können wie einen Hund . . . was?"

„Ich verſteh' Euch immer noch nicht; oder ſollt' es wirklich Ernſt gelten mit dem Bauernaufſtande?"

„Bauernaufſtand? Dummheiten! . . . Aber hör' Er," fuhr der Oberſt nach einigem Beſinnen fort, „hat Er irgend eine Urſache, ſich über mein Haus zu beklagen, Meyer, über mich ſelbſt oder über meine Tochter?"

Theobald mußte bei dieſer Frage, die mit einem ſcharfen, lauernden Blicke begleitet war, die Augen niederſchlagen; doch raſch erwiderte er: „Nein, das hab' ich nicht . . . Ihr wißt es ſelbſt, gnädiger Herr." — „Schon gut . . . ich weiß; Er hat mir bei ſeiner Ankunft ſeine Verlegenheit mitgeteilt und ich hab's, wie verſprochen, in's Reine gebracht, daß Ihn keine Polizei weiter darnach fragte . . . was? . . . Meine Tochter wird Ihn auch nicht gequält haben . . . denk' mir's. Nun geh' Er einen Augenblick die Treppe hinunter und ſeh' Er, ob nicht zwei rote Kreuze an die Hausthüre gemalt ſind."

„Ich habe ſie ſchon bei meinem Eintritte bemerkt, gnädiger Herr, und ich weiß, daß auch an andern Häuſern ſolche Zeichen angemalt wurden."

„So, das weiß Er?" fragte der Oberſt, indem ſeine grauen Augen in unheimlichem Glanze aufblitzten, „und weiß Er denn auch, was es zu bedeuten hat . . . was?"

„Nein, das weiß ich nicht; ich habe nur gehört, wie dieſe Kreuze mit einem Franzoſeneinbruche oder einem Bauernaufſtande in Verbindung gebracht werden wollten."

„Dummheiten!" — Der Oberſt kam langſam an dem Tiſch, hinter dem er bisher geſtanden, herumgegangen und ſagte dann, hart vor Theobald ſtehen bleibend: „Hör' Er, lügen kann Er nicht und drum iſt Er auch kein Hallunke . . .

das hatt' ich im ersten Augenblick weg. Also kann man Ihm auch etwas anvertrauen — was?"

„Ich hab' Euch am ersten Tage gesagt, wer ich bin, gnädiger Herr."

„Eines Thürhüters Sohn, aber mit dem jungen Edelmann erzogen und dann die Dummheiten . . . schon gut, ich weiß es. Nun hör' Er: in der nächsten Nacht sollte eine Verschwörung ausbrechen in der Stadt, die Regimentsfähigen ermordet und das Regiment in die Hände der Mörder übergehen . . . verstanden? Die roten Kreuze an den Thüren bedeuten Mord und Brand, die schwarzen wollen es gnädigst mit dem Tode der Bewohner bewenden lassen . . . Schurken . . . was?"

„Ist es möglich!" rief Theobald; „und die Verschwörung ist entdeckt und vereitelt?"

„Oh . . . unter solchem Hundepack sind Feigheit und Verrat immer zu Haus; in diesem Augenblick werden die Rädelsführer in aller Stille abgefaßt, um schnell . . ." Der Oberst machte, statt den Satz zu vollenden, eine scharfe Handbewegung durch die Luft, die freilich deutlicher sprach als alle Worte.

Theobald fühlte einen fröstelnden Hauch über sein Herz gehen, als er das kalte Lächeln bemerkte, das dabei wie eine blutdürstige Schlange um den Mund des Mannes spielte, und langsam legte er die Waffe, die er bisher in der Hand gehalten, wieder auf den Tisch zurück. Der Oberst schien es nicht zu beachten und fuhr daher nach einem Augenblicke fort: „Die Rädelsführer . . . ja, abgethan; aber wir wissen noch nicht, wie weit die Schelmerei Wurzeln getrieben; darum nehme Er die Büchse, Meyer, und diese Klinge da und geh' zum Rathaus hinüber, dort wird er das Weitere vernehmen . . . ich komme bald selbst nach."

„Gnädiger Herr," erwiderte Theobald nach kurzem Besinnen, „ich bin mit den Verhältnissen der hiesigen Bürger-

ſchaft zu wenig bekannt, als daß ich mit gutem Gewiſſen Euerm Anſinnen Folge leiſten könnte; Ihr werdet das von mir, dem Fremden, begreiflich finden. Aber gebt mir die Waffen mit der Erlaubnis, mich an Eurer Hausthüre aufzuſtellen; ich ſchwör' Euch, es wird kein Feind die Schwelle überſchreiten, er müßte denn über meine Leiche gehen."

Der Oberſt hatte den Sprecher über dieſe Worte bald verwundert bald drohend angeſchaut. „Iſt das ſein Ernſt? ... Er will nicht?" — rief er endlich.

„Nicht anders als ich geſagt habe," erwiderte Theobald ruhig; „gebt mir die Erlaubnis zu meinem Anerbieten, gnädiger Herr."

Der Oberſt hob raſch den Degen, den er in der Hand gehalten, empor, ließ ihn aber augenblicklich wieder ſinken und warf ihn in den Schrank zurück.

„Art läßt nicht von Art," ſchrie er dann, auch die Büchſe wieder zurückſtellend; „pack Er ſich, Sohn des Thürhüters!"

IV.

Als Theobald mit einem Herzen voll Glück und Leid, voll Zorn und Wehmut die Stadt aufwärts ſchritt, ſah er über die Kreuzgaſſe vier Ratsherren auf das Rathaus zugehen, die mit bloßem Degen einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Dieſer ſchien unvermutet, doch nicht ohne hartnäckigen Widerſtand überwältigt worden zu ſein; der Hausrock, den er trug, war an vielen Stellen zerriſſen und das Geſicht von einem Schuſſe verbrannt. Theobald kannte den Mann, der ihm ſchon früher durch körperliche Schönheit und durch die Größe ſeiner Geſtalt, aber zugleich auch durch ein barſches, prahleriſches Weſen aufgefallen; es war der Lieutenant Fueter bei der Stadtgarniſon, und die Verſchwörung hatte alſo ſelbſt bei dieſen berufenen Wächtern des Geſetzes und der Ordnung

Eingang gefunden; dieſer Gedanke ſchien auch auf das kleine Trüpplein Burger, die ſich in bunter Bewaffnung vor dem Rathauſe eingefunden, einen bedenklichen Eindruck zu machen; denn man ſah da und dort einen von ihnen um die Ecke ſchleichen und nicht wieder zum Vorſchein kommen. Das unbewaffnete Volk, das ſich in dichten Haufen herbeidrängte, verhielt ſich ruhig, offenbar überraſcht und noch unentſchloſſen, auf welche Seite es ſich zu ſchlagen habe. Als der Gefangene ins Rathaus geführt war, trat aus demſelben der Schultheiß, mit allen Zeichen ſeiner hohen Würde geſchmückt, auf die breite Treppe heraus, um die Menge an ihre Pflichten gegen die Obrigkeit zu erinnern und ſie zur Wachſamkeit und zum Gehorſam aufzufordern; aber er hatte ſeine Rede kaum begonnen, als eine drohende Stimme rief: „Schweig du, wir wiſſen längſt, daß du ein glattes Maul haſt.“ Der ganze Haufe brach in ein unehrerbietiges Gelächter aus. Doch erhob ſich keine Hand, als bald noch ein zweiter, dritter Gefangener von bewaffneten Mitgliedern des Rates herbeigeführt wurden, und für Theobald ſchien dies ein deutlicher Beweis, daß die Verſchwörer ebenſo wenig als der Schultheiß die wärmere Anhänglichkeit der großen Maſſe beſaßen. Er ſelbſt hatte keine Luſt, dem unheimlichen Schauſpiele länger zuzuſchauen, und wollte ſich hinwegdrängen; aber zwiſchen faſt banger Erwartung und bald auflodernden Ingrimme blieb er wieder ſtehen, als eben in dem Augenblicke der Vater Juliens hoch zu Roß auf den Platz hereinbog. Die an dieſer Stelle dichtgedrängten Scharen mußten dem Reiter freiwillig Raum geben oder ſie konnten ihm mit leichter Mühe den Weg verſperren und durch das Eine oder Andere ihre Geſinnung gegen den neuen Ankömmling zu erkennen geben. Er ſah trotzig, ſogar herausfordernd aus, der alte Graubart, und ſogleich rief er auch mit ſeiner dröhnenden Stimme: „Alle Wetter, Platz gemacht, Burſche; was habt ihr hier Maulaffen feil,

holt eure Gewehre oder packt euch ſonſt zum Schinder, meinetwegen.“ Aber wie unhöflich das auch klang, das Gedränge wich halb lachend halb ehrerbietig auseinander und da und dort rief es: „Ja, Platz gemacht, dem da . . . auseinander.“

In Theobald gewann bei dieſem Anblicke das Gefühl des Zornes die Oberhand. Wäre der Oberſt von der Menge bedroht worden oder in Gefahr geraten, er würde ſich ohne Beſinnen den Angreifern entgegengeworfen und ſich eher haben in Stücke zerreißen, als dem Alten ein Leides geſchehen laſſen; aber jetzt, da Alles zur Seite wich, hätte er ihm ſelbſt in die Zügel fallen und ihn für ſeine brutale Rückſichtsloſigkeit verantwortlich machen mögen. Das iſt immer der Weg, den plötzlich erregte, noch nicht im Sonnenſtrahle ruhiger Überlegung gereifte Gefühle einſchlagen, ſie taſten an der äußern Erſcheinung herum wie der Blinde, der das Licht des Auges durch die Hand erſetzen muß. Aber bei Theobald trat noch das bittere Gefühl einer gänzlichen Ohnmacht und Hilfloſigkeit gegen dieſen Mann hinzu, der ſein ganzes Lebensglück in Händen hielt und ach . . . es ohne Abwehr mit rauhem Fuße zertreten mußte, wie den Wurm, der auf ſeinem Wege kroch. Der Jüngling hob bei dieſer Vorſtellung, ohne daran zu denken, was er that, die zornig geballte Fauſt empor und in dem nämlichen Augenblicke ſtreifte auch das ſcharfe Auge des Oberſten nach ihm hinüber. Mit einem verächtlichen, faſt grinſenden Verziehen des Geſichtes zuckte er die Achſeln und ließ ſeine Blicke wieder nach einer andern Richtung ſchweifen. Über Theobalds Geſicht flog eine dunkle Glut hinweg, um alsbald einer erſchreckenden Bläſſe Platz zu machen. Mit ſtarren Blicken verfolgte er den Reiter, bis dieſer, ſich aus dem Sattel ſchwingend, die Rathaustreppe hinangeſtiegen und durch das große Portal verſchwunden war; es hatte ſich ein ganzer Schwarm herbeigedrängt, um ihm das Pferd zu halten. „Ja . . . Kanaille . . .“ murmelte Theobald und ſuchte ſich dann, ohne der Stöße zu

BIBL. UNIVERS. LIPS.

achten, die er dabei erteilen mußte, einen Ausweg durch das Gedränge zu bahnen

Er ſchritt die Straße abwärts dem Thore zu, kaum beachtend, wie zu beiden Seiten Thüren und Verkaufsbuden geſchloſſen waren und ſelbſt die Fenſterladen bis in die oberſten Stockwerke hinauf in ihre Haken gezogen wurden. Was kümmerte ihn Angſt und Furcht dieſer Menſchen, deren Wille von jedem Windhauche ſich biegen ließ. Zu ſeinem bittern Unmute war nun noch die beſchämende Vorſtellung getreten, daß der Oberſt glauben werde, ihn über einer Geberde ohnmächtigen Zornes ertappt zu haben, die dem Übermütigen erlaube, der Geringſchätzung die Verachtung beizugeſellen, und ſo bemächtigte ſich ſeiner immer mehr jene ingrimmig verzweifelnde Stimmung, in der es kräftige Menſchen drängt, unheilbringend und zerſtörend in das Leben einzugreifen. „Hätteſt du von dieſer Verſchwörung gewußt," rief es in ihm, „ſo wäre dir Gelegenheit geboten worden, gegen den unmenſchlichen, alles verhöhnendem Übermut dieſer Ariſtokraten mannhaft anzukämpfen; ſie hätten in dir wenigſtens einen Gegner fürchten müſſen, ſo lange du ihren Streichen nicht erlegen wäreſt; jetzt biſt du ihnen nichts als ein Wurm, über den ſie achtlos hinweggehen oder verächtlich die Ferſe auf ihn ſetzen." Er war auf die Brücke gekommen, die zum Thore führt, und beugte ſich über das Geländer, um in den hochgehenden Strom hinabzuſchauen. Die Waſſer ſchoſſen wildflutend heran und brachen ſich aufſchäumend an den mächtigen Steinpfeilern; aber die ganze Brücke war fortwährend von einem unheimlichen Schüttern durchbebt und wer über dieſelbe ging, beeilte ſeine Schritte, als wolle er einer drohenden Gefahr entrinnen. „Einmal werdet ihr doch noch zuſammenbrechen vor dieſen lebendigen Schneewaſſern des Hochgebirges," rief Theobald in den ſchäumenden Strudel hinunter — „ihr ahnt es und zittert, ihr ſtolzen, herzloſen Stützen des alten Bauwerkes." — „Das ſolltet Ihr

nicht wünſchen, Herr," ſagte eine Stimme, „es will ſonſt aller feſte Grund wanken." Es war der Wärter am nahen Thore, der neben Theobald ſtand. „Übrigens wenn Ihr noch hinaus wollt, wie ich denke," fügte er leiſer bei, „ſo beeilt Euch; ich erwarte jeden Augenblick den Befehl zum Thorſchluſſe."

„Wie, mitten am Tage?"

Der Alte hob die Achſeln ein wenig in die Höhe und ſagte ſcheu umherblickend: „Thut wie Ihr wollt, Herr. Mancher möcht' froh ſein, er wäre ſo nah' hier, wie Ihr's ſeid."

Theobald nickte und ſchritt durch den hallenden Schwibbogen ins Freie. Er hatte den Thorwärter wohl verſtanden; aber was lag ihm in dieſem Augenblicke daran, für einen Verſchwörer angeſehen zu werden? „Ja, wär' ich's," rief er abermals laut vor ſich hin, „ich weiß es, ſie ſelbſt würde mich ſegnen, wenn ich dieſe ſtarren Bande ſprengen könnte, die auch ihr Leben, ihr Wünſchen und Hoffen wie zermalmende Ketten umſpannen." Er gedachte die Höhe hinanzuſteigen, die ſich längs dem Fluſſe erhebt, um, durch das ſtille Sommerland ſtreifend, die Qual ſeiner Gedanken zur Ruhe zu bringen; aber kaum war er einige Schritte gegangen, als raſcher Hufſchlag hinter ihm über die Brücke herandröhnte. Es waren zwei Reiter, in deren Einem er von Weitem ſchon den Oberſten erkannte. „Nein, der ſoll mich jetzt nicht ſehen," dachte Theobald in einer plötzlichen Anwandlung jenes bittern Schamgefühles, das die Szene vor dem Rathauſe in ihm erweckt, „jetzt nicht; ja, hätt' ich die Büchſe zur Hand, die er mir heute als Dienſtpfand geben gewollt!"

Kaum zehn Schritte vor ihm ſtand die Herberge zum Klöſterli, die ſich auf dem ſteilen Aarborde erhebt, und dort hinein verſchwand er, während die beiden Reiter mit verhängten Zügeln die Straße hinanjagten.

Hinter dem Hauſe, gegen Fluß und Stadt gewendet, lag eine ſtille Sommerlaube und in dieſe ließ ſich Theobald eine

Kanne Wein bringen. Es war ein Plätzlein, um die Eindrücke der letzten Stunde noch einmal in geordneten Reihen an sich vorübergehen zu lassen. Tief zu Füßen flutete der Strom an den jäh abfallenden Felsen heran, jenseits erhob sich im Halbrunde die Stadt, aus der kein Ruf, kein Laut heraustönte, und hüben und drüben ergoß sich der üppige Sommertag. Was ging hinter jenen Mauern vor, die so schweigend, so starr und kalt in die zitternden Lüfte aufstiegen? — Vorüber, fast am äußersten Ende der langen Häuserreihe, die der Flußwindung folgend sich dahin bog, stand ein breites Haus mit hochragendem Giebel, als müßte er über alle Nachbarn weg weithin das Land überschauen. Aus der Tiefe kletterten Klebebäume an der Mauer empor, deren oberste Zweige noch ein Fenster umrankten. Dort, ja dort lag der Glückstraum seines Lebens, der einen verhüllenden Schleier über allen Schmerz vergangener Tage breitete und das Land der Zukunft in rosigem Morgenschimmer auftauchen ließ; aber er durfte die Hand nicht ausstrecken nach diesem Traume, wenn das süße Bild nicht plötzlich in schwarze Nacht versinken sollte. Und warum darfst du es nicht, Theobald, da sie dir ihre Liebe unverhüllt dargebracht, wie eine reine Opferflamme, die nur für dich angezündet wurde, nur dir leuchtet und dir einzig angehört? Was bist du dem Manne noch schuldig, der unter dem Schilde des Vaterrechtes diese duftige Blüte zertritt, wie er auch dich, dein besseres Teil und deinen freien Willen zertreten möchte? Darfst du diesem Einzelnen gegenüber nicht das nämliche Recht dir nehmen, das sich die Verschwörer gegen den ganzen Stand, dem er angehört, zu nehmen berechtigt hielten? — Aber nein, das kannst du nicht, gab er sich selbst zur Antwort, das darfst du um ihretwillen nicht, die in einem solchen Kampfe erliegen und untergehen würde, wie der stille Stern hinter den kämpfenden Wolken untergeht. O, daß mir ein freundlicher Gott einen Wink gäbe, mir einen Weg aus

dieſem Labyrinthe zeigte — aber es gibt keinen ſolchen Weg, Theobald — keinen!“ —

Aus ſolchen Gedanken, die ihn immer düſterer umſpannen, wurde Theobald durch die Ankunft eines Trupps bewaffneter Männer aufgeſtört, die ſich unter eifrigem Geſpräche an die Tiſche vor der Laube ſetzten. Der Einſame erhob ſich, um weiter zu gehen; aber als er hinter der Laubwand hervortrat, rief eine erfreute Stimme: „Wie, Ihr ſeid's, Herr Theobald ... dem Himmel ſei Dank, ich fürchtete ſchon, es ſei Euch ein Unglück begegnet.“ Der Rufer war niemand anders als der ehrſame Meiſter Hänni ſelbſt, der, bis an die Zähne bewaffnet, ſeinem Geſellen die Hand entgegenſtreckte. — „Ich habe einen Gang in's Freie gemacht, es war mir nicht mehr geheuer in der Stadt,“ erwiderte Theobald, dem ein unabwehrbares Lächeln über das kriegeriſche Ausſehen ſeines ſonſt ſo friedfertigen Herrn auf die Lippen ſtieg, „aber was wollt denn Ihr hie außen, werter Meiſter?“

„Daran habt Ihr wohlgethan,“ ſagte leiſe der Haarkräusler, „wollte Gott, ich wäre auch los und ledig wie Ihr und könnte meine eigenen Wege gehen.“

„Aber was habt Ihr denn vor?“

„Sie haben da droben auf der Burgdorfer Straße den Hauptrebellen eingefangen, wißt Ihr, den kleinen Hauptmann Henzi, und den ſollen wir in die Stadt führen, wenn ſie ihn herabbringen.“

„Und für den einzigen kleinen Hauptmann ſind Eurer ſo viele notwendig, Meiſter?“

„Ja, wißt Ihr, Herr Theobald, Ihr habt ganz recht, es iſt nicht geheuer in der Stadt,“ erwiderte der Haarkräusler, ohne ſich Mühe zu geben, ſeine Ängſtlichkeit zu verbergen; „man weiß nicht, wie viele drinnen bereit ſind, dem Mordbrenner davonzuhelfen.“

„Aber dieſe ganze Schaar da ſteht treu zur Obrigkeit?“

„Es ſind alles redliche Burger . . . fleißige Handwerksleute, die ihr Brot von unſern gnädigen Herren verdienen müſſen, wie ich, Herr Theobald.“

„Und wer hat den Henzi gefangen genommen?“

„Zwei Ratsherren, ſagt man; meiner Treu, ſeht, da bringen ſie ihn ſchon.“

Und in der That kamen den Weg herab langſam die zwei Reiter gegangen, die vor kaum einer halben Stunde vorübergaloppiert. Sie waren von den Pferden geſtiegen und ließen einen kleinen, aber gewandt und kräftig ausſehenden Mann zwiſchen ihnen hergehen, indem der Eine den blanken Degen, der Oberſt eine geſpannte Piſtole in der Fauſt trug. Der Gefangene war unbewaffnet, doch hing ihm noch das leere Degengefäß zur Seite. Vor dem Wirtshauſe wurde Halt gemacht und die Drei traten zu der bewaffneten Schaar auf den freien Vorplatz heran.

Theobald wäre dieſem Schauſpiele lieber ausgewichen, aber es bot ſich kein Ausweg mehr dar, und ſo zog er ſich wieder an die Laubwand zurück, um wenigſtens dem Blicke des Oberſten zu entgehen. Dieſer ſchrie den Bewaffneten zu, ſich vor dem Ausgange am Hauſe aufzuſtellen und ihre Gewehre ſchußfertig zu halten; dann warf er ſich erſchöpft an einem Tiſche nieder und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

„Am beſten iſt's nun,“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, nachdem er ein wenig ausgeatmet, „Ihr geht mit einigen dieſer braven Männer ſelbſt nach dem Rathauſe hinein, um genaue Weiſung zu holen. Ich werde für unſern Hauptmann Sorge tragen, indeſſen . . . was?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“ Der Mann ſteckte ſeinen Degen in die Scheide, nahm ſich zwei der Bewaffneten zum Geleite und ſchritt auf die Straße hinaus.

„Ihr habt über Durſt geklagt!“ fuhr dann der Oberſt zu ſeinem Gefangenen fort, indem er eine der aufgeſtellten Flaſchen

ergriff und ein Glas einſchenkte, „da trinkt; war wohl eine heiße Jagd . . . nicht?“

Der Hauptmann nahm das Glas, um dasſelbe mit einer leichten Verbeugung gegen den Spender auf einen Zug leerzutrinken.

„Noch Eins?“ rief der Oberſt, wie es ſchien, beluſtigt von dieſem Anblicke; „einen guten Zug habt Ihr, Hauptmann, wahr iſt es.“

„Ich dank' Euch.“

Der Gefangene wendete ſein Geſicht, ohne ſich von der Stelle zu rühren, der Stadt zu und Theobald konnte nun aus ſeinem Verſtecke hervor bemerken, wie ſeine klugen braunen Augen mit forſchenden Blicken an den Häuſerreihen auf und nieder gingen; den Fluß abwärts blieben ſie an der Stadtmauer haften, die dort wohl eine Viertelſtunde entfernt in einem Turme endigt, der faſt in ſeinem ganzen Umfange vom Waſſer umſpühlt wird. Es waren daſelbſt mehrere Perſonen zu erkennen, die außerhalb der Mauer am Fluſſe ſtanden, vielleicht Fiſcher oder auch Leute, die zur Turmwache aufgeſtellt waren, denn ſie blieben unbeweglich an ihrer Stelle ſtehen. Der Oberſt trank nun ſelbſt mit ſichtlichem Behagen einen Becher und rief dabei den wachehaltenden Männern unten zu, ſie ſollten ſich ihre Mühe nicht verdrießen laſſen; ſei die Geſchichte einmal vorbei, ſo würden zum guten Schluſſe wohl ein paar der großen Stückfäſſer im Rathauskeller angeſtochen werden. Der Gefangene nickte leiſe mit dem Kopfe, als wär' er einverſtanden mit dieſer fröhlichen Ausſicht, während Theobald faſt zornig in ſich hineinrief: „Warum holſt du dir den letzten Trunk nicht drunten im Strome? Ein Sprung, und du biſt der Quälerei der Menſchen entronnen!“

„Noch ein Glas, Herr Oberſt, wenn ich bitten darf,“ ſagte der Hauptmann.

„Ha, hab's gedacht," rief der Alte, „noch zwei, wenn's Euch ſchmeckt." Der Gefangene legte ſeinen Hut, den er bisher unter dem linken Arme gehalten, auf den Tiſch, trank das große Glas wieder bis zur Neige und beugte ſich dann vorwärts, als wollte er's ſorgſam niederſtellen; aber der Becher klirrte auf den Boden und der Mann ſchoß wie ein aufſchnellender Federball über den ſteilen Flußrand in die Fluten hinunter. Ein Schrei der Überraſchung und Beſtürzung erfolgte, es knallte ein Schuß; aber mit bebender Hand ſchleuderte der Oberſt die rauchende Piſtole über den Felſenrand dem verwegenen Flüchtlinge nach.

Theobald ſtürzte aus ſeinem Verſtecke hervor mit den andern der Stelle zu, von welcher der Gefangene verſchwunden war. Die Waſſer waren infolge eines warmen Föhnes, der im Gebirge geherrſcht, hoch angeſchwollen und trüb gefärbt, mit Reiſig und allerlei Treibholz bedeckt; von dem Hauptmanne war nichts mehr zu entdecken — die wilde Flut ſchien ihn augenblicklich in die Tiefe gezogen zu haben.

Der Oberſt ſtand ſtarr, mit vorgeſtreckten Händen über den Abhang gebeugt, und hätte nicht ſein unſtäter, verzweifelnder Blick das Leben verraten, das in ihm kochte, würde man ihn für eine graue Steinſäule habe halten können. Theobald erhob unwillkürlich den Finger und deutete auf einen dunkeln Fleck, der ſich ſchon ziemlich entfernt in ſtetiger Richtung der Brücke zubewegte. „Er iſt's, er ſchwimmt," ſchrie der Oberſt aus ſeiner Erſtarrung emporfahrend; „he, wer kann ſchwimmen von euch . . . wer wagt ſich dran? Hölle und Teufel, daß ich im Waſſer ſinke wie ein Mühlenſtein!"

„Und dort am untern Ende der Stadt ſcheinen ihn gute Freunde zu erwarten, wenn ihm die Kräfte ſo weit reichen," rief Theobald, dem ein wildverworrener Sturm von Schadenfreude, Mitleid, Furcht und hoffendem Mute das Herz erfaßte; „er hat den Brückenpfeiler glücklich ausgewichen."

Der Oberſt heftete ſein Auge auf die Gruppe, die weit unten am Mauerturm in Bewegung geraten, mit einem roten flatternden Tuche auf den Fluß hinaus winkte. Er ſchien mit einem Blick den weiten Umweg zu bemeſſen, der über die Brücke in faſt ſtundenweitem Umkreiſe die Stadt hinan zu dieſer Stelle führte; dann wendete er ſich mit bebenden Lippen an ſeine Umgebung zurück. „Iſt Keiner unter euch," rief er mit dumpfer Stimme, „der ſich dran wagt, meine Ehre — eure Ehre zu retten — was? Zwanzigtauſend Kronen für den Gefangenen — mein ganzes Vermögen — Hab und Gut — Keiner?" —

Nein, es regte ſich Keiner; die Männer blickten einander mit ängſtlichen Geberden an oder ſchauten dumpf in die treibenden Wogen hinaus.

„Und Ihr da, Meyer!" ſagte der Oberſt leiſer, „wie?"

Theobalds Geſicht war plötzlich bleich und fahl geworden, wie dasjenige des alten Mannes ſelbſt, und nur aus ſeinen Augen brach eine dunkle brennende Glut hervor. „Ja, ich will mein Leben für Eure Ehre wagen," rief er, „nicht um Eure Goldkronen; aber gegen das Verſprechen, Eurem Kinde, Eurer Tochter den freien, ungehemmten Willen zu laſſen!"

Der Oberſt blickte mit großen, erſtaunten Augen auf und langſam, als müßte er ſich über ſeine Worte beſinnen oder als traute er dem geſunden Verſtande des jungen Mannes nicht mehr: „Verſteht ſich, den ungehemmten Willen ſoll meine Jule ſchon haben und Ihr die verſprochenen Kronen obendrein, Meyer."

„Wohlan denn ... gedenkt Eures Wortes," rief Theobald, das Oberkleid von den Schultern ſtreifend und einen Blick den Fluß hinabwerfend, wo der Flüchtling bereits die Brücke hinter ſich gelaſſen; „bleib' ich unten, ſo bringt Julien meinen letzten Gruß, Herr Oberſt."

Dieſer ſtreckte plötzlich die Hand aus, als ob er den Sprungfertigen noch zurückhalten wolle, nicht aus Mitleid und Beſorgnis, denn es ging ein grimmiges Zucken und Beben über ſein Geſicht, da er wohl erſt mit dem letzten Worte Theobalds den vollen Sinn und die Tragweite ſeines Verſprechens erfaßt haben mochte; aber er kam zu ſpät und es achtete ſeiner auch niemand in dem Augenblicke, wo die trüben Fluten bereits über dem kühnen Schwimmer zuſammenſchlugen.

Aber nicht lange bedeckten ſie ihn; nach einer kurzen ängſtlichen Pauſe tauchte er zur nämlichen Stelle, auf der er niedergeſunken, wieder empor und glitt dann flußabwärts, wie ein ſchlanker Kahn, der mühelos gerudert wird.

V.

Schon bei einbrechendem Abend war die ganze Stadt in ein buntes Kriegslager verwandelt. An allen vier Thoren, vor dem Zeughauſe und an der Kreuzgaſſe gegenüber dem Rathauſe ſtanden zahlreiche und regelmäßig ſich ablöſende Wachtpoſten, während ebenſo zahlreiche Streifpatrouillen da und dort ein Haus umzingelten oder einen Gefangenen durch die Straßen führten. Die Verſchwörung war vollſtändig und widerſtandslos niedergeſchlagen. So lange das Haupt und die Seele derſelben, Herr Hauptmann Henzi, nicht in feſtem Gewahrſam geweſen, hatte das Zünglein der Waage in bedenklicher Weiſe geſchwankt und manche vornehme Ratsherrenfrau ſtand am Mittage am Kochherde, nicht um ein fröhliches Mahl, ſondern um große Töpfe ſiedenden Waſſers zu rüſten, mit dem ſie die befürchteten Angreifer ihres Hauſes von den Fenſtern herab zu begrüßen gedachte. Die Maſſe der mindern Burger und Einſaſſen hatte um dieſe Zeit eine Haltung angenommen, die ſolche Vorkehren nur zu ſehr rechtfertigte; wußte man doch, daß das Aarbergerthor und die ganze befeſtigte Mauerlinie bis zum

Turme an der Aare hinab ſich in Händen der Verſchwörer befand mit all' den Waffenvorräten, die dort aufbewahrt lagen.

Aber als Nachmittags die Kunde durch die Stadt flog, der Hauptmann Henzi ſei bei einem verzweifelten Fluchtverſuche und erſt nach grimmigem Kampfe mitten in der Aare von dem Haarkräuslergeſellen des Meiſters Hänni feſtgenommen worden, da hatte ſich die Lage mit einem Schlage gewendet. Die Straßen bedeckten ſich plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen mit bewaffneten Scharen, die nach dem Rathauſe zogen, um ſich dort unter die Befehle der Baretliherren zu ſtellen, und in kaum zwei Stunden ſtand die Stadt gerüſtet wie in den Nottagen langvergangener Heldenzeit. Bald jedoch mußte die Einſicht Oberhand gewinnen, daß nun ſelbſt dieſe Rüſtungen überflüſſig geworden. Vom Lande her, von dem man befürchtet, daß es mit der Verſchwörung im Bund ſtehe, kamen alle ausgeſchickten Kundſchafter mit der Botſchaft zurück, daß die Bevölkerung weit und breit ſich wie ein Mann erhebe, um dem Regimente der gnädigen Herren und Obern zu Hilfe zu eilen, und in der Stadt waren ja die Verſchwörer gefangen oder von ihren eigenen Freunden verraten und im Stiche gelaſſen. So kam es denn, daß die ganze Waffenerhebung bald ein mehr heiteres und lebensluſtiges, als Gefahr und Tod drohendes Ausſehen gewann, wie ja der Menſch ſtets nach kaum überſtandener Not wieder am eifrigſten dem frohen Genuſſe ſeines Daſeins nachjagen mag. Und für dieſen Genuß wurde reichlich Vorſorge getroffen. Neben jedem Standpoſten, an den Thoren, am Zeughauſe und in der Kreuzgaſſe lag ein mächtiges Weinfaß, das ſeit einem halben Jahrhundert heute zum erſtenmale wieder die feuchte Nacht des Rathauskellers mit dem milden Tageslichte vertauſcht, und vor all jenen Häuſern, die am Morgen mit den verhängnisvollen Kreuzen bezeichnet geweſen, ſtanden nun lange Tiſche mit leckeren Speiſen bedeckt. Daran ſaßen die vornehmſten und

holdeſten Frauen, um mit eigener Hand die vorüberziehenden Patrouillen zu bedienen und neugierig mit ihnen über die Vorgänge des Tages zu diskurieren.

Eine Hauptrolle ſpielte, wie leicht zu begreifen, in all' dieſen Geſprächen der mutige Haarkräuslergeſelle Theobald, und wieder flog ſein Name von Mund zu Mund, wie am erſten Tage ſeiner Ankunft in der Stadt. Und wie damals rankten ſich auch heute ſeltſame, für viele faſt unglaubliche Gerüchte an ihm empor, während manches, um das einſt Meiſter Bölzlein verſpottet worden, nun plötzlich wieder neue Glaubwürdigkeit gewann. Daß der Haarkräusler den durch ſeine gewandte Körperkraft und Verwegenheit bekannten Rebellenhäuptling mitten in dem reißenden Fluſſe überwältigt, ohne der Kugeln zu achten, die von dem ſchon nahen untern Aarturm ihm entgegenpfiffen, konnte man noch begreiflich finden, obwohl es von Tauſenden keinem Zweiten gelungen ſein möchte, bloß mit einem Arme die wilden Strudel zu durchrudern, und mit der andern Hand den ſich ſträubenden Gegner feſtzuhalten; faſt übermenſchlicher Kraft und Gewandtheit bedurfte es dazu. Aber unbegreiflicher lautete doch etwas Anderes, was namentlich der Meiſter Hänni mit ebenſo geheimnisvollem Geſichte als hohem Selbſtgefühl Jedem erzählte, der ihn anhören mochte. Und es hörten ihm viele zu, manche drei-, viermal, gleichſam als könnten ſie das Unglaubliche durch ein öfteres Wiederholen ihrem Begriffsvermögen gewöhnlicher und zugänglicher machen. Als nämlich der Theobald mit ſeinem Gefangenen an's Ufer geſtiegen, habe der Oberſt ihn alſogleich ein wenig beiſeits gezogen und mit einem Geſichte, aus dem in jeder Miene ängſtliche Erwartung geſprochen, gefragt: ob er nun ſeine Tochter nicht ſogleich zur Gemahlin begehre? — Darauf aber habe der Theobald ſich noch erſt eine Weile beſonnen und dann erwidert: je nachdem; darüber müſſe das Fräulein befragt werden; begehre ſie ihn, ſo werde er nicht Nein ſagen.

Dieſe Geſchichte nun würde unbedingt und ohne Beſinnen ins Gebiet der Fabel verwieſen worden ſein, wären nicht ſo viele unbeteiligte Zeugen zu ihrer Beſtätigung vorhanden geweſen. Wer den Oberſten genauer kannte, war wohl überzeugt, daß er ſich ſelbſt in die Aare geſtürzt oder ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn der ſeiner Obhut anvertraute Gefangene entwiſcht wäre; aber daß der ſtandes- und geſchlechtsſtolze Patrizier einem Haarkräuslergeſellen ſeine einzige Tochter anerboten hätte — nimmermehr; da mußten noch verborgene Gründe obwalten und am Ende war doch etwas Wahres geweſen an den frühern Prinzen-Gerüchten. Drum auch mochte, beſſer unterrichtet als andere, der Oberſt gleich anfangs für den Fremden bei der Polizei Fürſprache eingelegt haben, wie nun mit einemmale ruchbar wurde. Immerhin, ſchloſſen die Männer dieſe Geſpräche, auch ein Prinz hätte ſich der holden Julie nicht zu ſchämen, und die Frauen meinten unverhohlen, einen ſchönern Gemahl würde ſie nie finden können, ob Prinz oder Haarkräusler.

Während Theobald auf ſolche Weiſe gefeiert und glücklich geprieſen wurde, ſaß er ſelbſt in banger Unruhe auf ſeinem einſamen Kämmerlein, mit dem unabwehrbaren Zweifel ringend, ob er ſeine That nicht mehr zu bereuen, als ſich derſelben zu freuen habe. Das Letztere einmal mochte ihm nicht gelingen, wie ſehr er auch ſich Mühe gab, die dunkel heranziehenden Schatten wegzuſcheuchen. War es ihm ja doch kaum möglich, klar zu werden, was ihn eigentlich zu der That bewogen hatte, da der Augenblick, in dem er den Entſchluß gefaßt und die Ausführung begonnen, wie ein dumpfer, verworrener Traum hinter ihm lag. War es am Ende nicht bloß das ſchadenfrohe Verlangen, den Übermut des Ariſtokraten zu demütigen und ſeinen Stolz zu brechen? — „Nein, das war es nicht, Theobald," rief er, aus ſeinem Sinnen ſich erhebend, „zur Befriedigung eines kleinen Rachegelüſtes wäreſt Du nicht fähig, die

Not eines alten Mannes zu benützen; gewiß nicht. Nein, es war vielmehr das Mitleid mit ſeiner hilfloſen Verzweiflung, es war Deine unnennbare, hoffnungsloſe Liebe zu Julien, die Dich trieb, und nichts anderes." — „Aber," fuhr er nach einer Weile fort, „biſt Du auch wahr gegen Dich ſelbſt? Du wußteſt ja, daß ihre Liebe Dir voll und ganz angehört; ſie hat Dir dieſelbe aus freien Stücken entgegengebracht und mit dem ſtarken Mute des Entſagens eingeſtanden, während Du ... was Theobald? ... während Du, um ihres bloß äußerlichen Beſitzes willen, einen Mann, der Dir in Deinem ganzen Leben kein Leids gethan, der mit Mut und Entſchloſſenheit für ſeine Meinungen eingeſtanden, dem Henker überliefert haſt! ... wird dieſer Gedanke nicht ſtets ſich wie ein geſpenſtiſcher Schatten zwiſchen Dich und Dein Glück, zwiſchen Deine Liebe und Julie ſtellen? ... Ah, Theobald, als Du in jener Unglücksſtunde Deinen Freund und Wohlthäter erſtochen, konnteſt Du den Allwiſſenden zum Zeugen anrufen, daß keine Abſicht, daß nur ein unglückſeliger Zufall Deine Hand geführt, und doch legte ſich dieſe That wie ein Fluch auf Dein Leben, um Dich aus den Bahnen, die Dir ſo freundlich geebnet waren, gleich einem weſenloſen Schemen hinwegzuſchleudern. Und jetzt? ..."

Von unendlicher Bangigkeit erfüllt, mußte er ſich auf ſein Bett werfen, als könnte der ruhende Leib der Seele eine Stütze bieten in dem Kampfe gegen die dunklen Ahnungen, die ſie beſtürmten; aber es mochte ihm wenig helfen, daß er ſich zu überreden ſuchte, der Flüchtling würde ja ſchon in den Fluten der Aare ſeinen Tod gefunden haben oder er gehe nun nur dem Loſe entgegen, das er ſelbſt Andern zu bereiten gedacht; immer wieder ſtand plötzlich das edle, mehr von Wehmut als Zorn erfüllte Antlitz vor ihm, mit dem der Hauptmann ſich mühſam aus den Wellen hebend ihm zugerufen: „Was willſt Du mir anhaben, fremder Mann? Willſt Du

kein Scherge menſchlicher Ungerechtigkeit ſein, ſo überlaſſe mich dem Beſchluſſe des ewigen Richters!" — „Hätteſt Du es gethan!" ſprach es in Theobald, während ſich zugleich ein anderes Bild vor ſein inneres Auge drängte, das ihm mit unheimlich leuchtenden Blicken und krampfhaft zuckenden Zügen entgegenſchaute. Es war das Geſicht des Oberſten, als dieſer ihn, faſt ohne ſich um den zurückgebrachten, halbbewußtloſen Gefangenen zu kümmern, mit der Frage auf die Seite zog: wie die Bedingung, unter der er das Wagſtück unternommen, eigentlich zu verſtehen ſei? — Theobald gab offenen Beſcheid, aber er ſah auch, wie der Vater Juliens ſich erſt zuſammenbog, und dann wieder ſich langſam emporrichtete, bevor er zur Antwort kam. „Ich hab' Ihn vorhin nicht recht verſtanden," hatte drauf der Oberſt geſagt, „doch mein Verſprechen hat Er, und es ſoll gehalten werden. Will die Jule ſeine Frau werden, ſoll er Bericht haben; nachfragen wird Er nicht, Meyer . . . was? . . ." —

Der dumpfe bebende Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, klang in den Ohren Theobalds in anderer Weiſe nach, als in denjenigen ſeines Meiſters, und zur Erinnerung an denſelben geſellte ſich nun auch noch der qualvolle Gedanke, daß er das heiligſte Herzensgeheimnis Juliens verraten und ſie dadurch vielleicht unſäglichem Leide preisgegeben habe; zwar nahte ſich wohl die ſüßflüſternde Hoffnung, ſie werde in ihrer Liebe die Kraft gewinnen, den Kampf um einen glückverheißenden Sieg zu beſtehen, aber auch dieſer Troſt vermochte den an Leib und Seele Erſchöpften nicht mehr aufzurichten, und als ihm endlich der Schlaf die Augen ſchloß, brachte ſelbſt dieſer milde Beſänftiger aller Qualen nur bange, unheilſchwangere Träume mit. —

Gleichwohl ſtand die Sonne ſchon hoch über den benachbarten Giebeln der Stadt, als Theobald durch ein Pochen an ſeiner Thüre geweckt wurde. Es war der Meiſter Hänni,

der, in der einen Hand einen mächtigen Blumenſtrauß, in der andern ein verſiegeltes Papier haltend, unter feierlichen Bücklingen in die Kammer ſeines Geſellen trat. An der Thüre blieb er ſtehen und ſchien mit verlegenen Blicken das geringe Geräte und die mit einer vergilbten Tapete bekleideten Wände des Gemaches zu muſtern, bevor er zu Worten kommen konnte; aber auch als er zu ſprechen anfing, ſchwankte ſeine ſonſt ſo geläufige Zunge, als ob ſie ſich fürchtete, den richtigen Ausdruck zu verfehlen. „Ich möchte Euch um die Ehre bitten, Herr . . . Herr," ſagte er, „für die Zeit, die Ihr noch etwa in meinem Hauſe verweilet, die grüne Stube im erſten Stockwerke zu beziehen; es iſt die beſte, die ich Euch anbieten kann."

„Was gibt es, Meiſter," rief Theobald, den Mann, der ihm in ſeiner feierlichen Unbehilflichkeit wie eine Fortſetzung der kaum verſcheuchten Traumbilder erſchien, verwundert anblickend; „ich muß mich wohl verſchlafen haben."

„Bitt' um Verzeihung, daß ich Euch geſtört habe," erwiderte der Meiſter; „das Frühſtück hätte wohl noch warten mögen; aber hier ſchickt Euch meine Frau dieſe Blumen zum Glückwunſche und da iſt ein Brief für Euch . . . Herr . . ."

„Ein Brief . . . wer hat ihn gebracht?"

„Der ſchwarze Jakob, wißt Ihr, der Reitknecht des gnädigen Herrn, des Oberſten; ich dachte, es werde Eile haben . . . gute Botſchaft kommt nie zu früh."

„Ich danke Euch, Meiſter," erwiderte Theobald leiſe, „und werde bald hinunterkommen."

Der Brief zitterte in ſeiner Hand, als er die ſtarren, wie mit einem Degenknaufe geſchriebenen Buchſtaben der Aufſchrift betrachtete, und vor ſeinen Augen zog ein ſchattenhaftes Flimmern beim Anblicke des großen Familienſiegels; er meinte, ein höhniſches, drohendes Geſicht hinter dem geſchloſſenen Helmviſier, mit dem das Wappen gekrönt war, hervorſtarren zu ſehen. Er wendete das Papier einige Male hin und her,

indem er vor ſich hinmurmelte: „Dein Richterſpruch, Theobald . . . Tod oder Leben, Seligkeit oder Verdammnis; gleichviel. Du mußt Dein Geſchick kennen lernen.“

Als er das Siegel mit einem raſchen Zuge losgelöſt und ſeine Blicke die erſten Zeilen überflogen hatten, ſprang er empor, um wie ein Trunkener durch das Gemach zu ſchwanken. Dabei preßte er das Blatt gegen ſeine Bruſt und rief mit zitternder Stimme; „O Julia, vergib mir, daß ich einen Augenblick an dem Starkmute Deiner Liebe zweifeln konnte . . . Du Herrliche, Du Hochherzige, der mein Leben und Sterben, mein letzter Atemzug gehören ſoll.“

Er warf ſich wieder auf einen Stuhl und drückte beide Hände auf die Augen, als wären ſie, von einem plötzlichen Glanze geblendet, nicht mehr imſtande, das helle Tageslicht zu ertragen.

So ſaß er lange vor ſich hingebeugt, ehe er wagte, den Brief zu Ende zu leſen. Und er that wohl daran, dieſen Augenblick des reinen, unvergällten Glückes in ſeiner ganzen Seligkeit durchzukoſten, bevor er dem Zweifel geſtattete, einen Schatten über das roſige Morgenland ſeiner Hoffnungen auszugießen; denn ach, wie wenige Augenblicke ungetrübten Glückes zählt das Menſchenleben, dieſer ſeltſame Traum des Daſeins, der mit einer Klage beginnt, um mit einem Seufzer zu Ende zu gehen! — Theobald mußte dieſem unabänderlichen Geſchicke ſich ebenfalls unterwerfen, als er endlich das Blatt wieder vor die Augen hob, ſo wenige Worte außer den ſchon geleſenen dasſelbe auch enthalten mochte. — „Es hat ſeine Richtigkeit,“ ſchrieb der Oberſt, „meine Jule hat mir Alles eingeſtanden, ſie will Ihn zum Manne haben. Mein Wort hat Er auch, Meyer, und ſo ſoll die Hochzeit vor ſich gehen, ſobald die Rebellengeſchichte abgethan. Tag und Stunde werden Ihm angezeigt; vorher hat Er ſich um nichts zu bekümmern, ich werde die Sache beſorgen, wie ſich's gebührt.“ Der Leier hielt wieder

inne und legte erbleichend die Stirn in ſeine Hand. Es war nicht der ſtolze, barſche Ton, mit dem ihm der künftige Schwiegervater ſein Lebensglück gleichſam vor die Füße warf, was ihn erſchütterte; wußte er doch, daß der Mann einen edlern Kern in ſich barg, als die rauhe Schale auf den erſten Anblick vermuten ließ; es war auch nicht die deutliche Weiſung, Julien vor dem Hochzeitstage nicht mehr ſehen zu dürfen, gehörte eine ſolche Einſchränkung ja ſogar zu der wunderlichen Standesetikette; aber ein einziges Wort, das ein vorauseilender Blick aus der nächſten Zeile aufgefangen, hatte ihm einen Augenblick den Mut benommen zum Weiterleſen. Doch auch dieſer bitterſte Tropfen mußte gekoſtet werden. „Beiliegend eine Anweiſung auf die zwanzigtauſend Kronen," lautete der Schluß, „die Ihm mein Geldwechsler ſogleich ausbezahlen wird. Er mag ſich daraus gebührlich ausſtaffieren auf den Hochzeitstag. Bis dahin ſein wohl affektionierter ꝛc."

Theobalds Augen blieben eine Weile ſtarr, wie feſtgebannt, auf dieſer Stelle haften, während nur ein leiſes, bitteres Zittern ſich um ſeinen Mund bewegte; aber als er endlich, das Papier wieder zuſammenfaltend, ſich erhob, war auch dieſes verſchwunden und ruhigen Schrittes ging er der Thüre zu.

Er ſtieg die Treppen hinunter, ohne bei ſeinem harrenden Meiſter anzuklopfen, und auch auf der Straße ſchritt er fürbaß, ſo wenig auf manchen ehrerbietigen Gruß achtend, als die Gruppen bemerkend, die flüſternd zuſammenſtanden, um ihm nachzuſchauen. Er ſah und dachte an nichts anderes, als wie er dem Oberſten, ohne abſichtlich zu verletzen, doch mit unverhohlener Feſthaltung ſeines eigenen Selbſtgefühles, das Blutgeld zurückzugeben habe, das er nie verlangt und um das er nicht gedient hatte. „Ja, das Blutgeld," ſagte er laut, als er ſich dem väterlichen Hauſe Juliens nahte, „und es iſt jetzt auch Deine Pflicht, Theobald, dem alten Manne deutlich zu machen, wie ſehr er ſein eigenes Fleiſch und Blut durch

eine ſolche beabſichtigte Mitgift ſelbſt geſchändet habe! Nein, nein, Du hochfahrender Ariſtokrat, Du ſollſt wiſſen, wo Deinem menſchenverachtenden Stolze eine Grenze gezogen ſein muß, mag kommen darüber was da will!"

Unter ſolchen Gedanken ließ er den ſchweren Meſſinghammer auf die Thüre fallen; aber zu ſeiner Verwunderung mußte er zwei-, dreimal pochen, bis ſich langſam ſtolpernde Schritte die Treppe herab hören ließen. Theobald kannte den Alten wohl, es war ein Invalide, der, im Dienſte des Oberſten zum Krüppel geſchoſſen, nun das Gnadenbrot des Hauſes aß und deſſen Hauptgeſchäft ſonſt freilich in der jetzt arg vernachläſſigten Thürhut beſtand. „Bomben und Feldſchlacht, Ihr ſeid es?" rief der Stelzfuß, ſich vor dem Ankömmling augenblicklich in militäriſche Poſitur werfend und dann mit erhobener Hand ſteif wie eine Salzſäule ſtehen bleibend; „Ihr habt die Ordre verpaßt, gnädiger Herr . . . ich auch, halten zu Gnaden . . . der Oberſt iſt wohl ſchon zwei Stunden abgereiſt mit dem Fräulein."

„Abgereiſt mit dem Fräulein?" rief Theobald, „und wohin denn, Chriſtian?"

„Halten zu Gnaden," erwiderte der Alte, „werden das beſſer wiſſen, als ich."

„Kein Wort weiß ich."

„Schock Granaten," ſchrie der Alte mit einer Stimme, die derjenigen des Oberſten nachgebildet war, wie ein Ei dem andern; „hat Euch denn der Schlingel, der ſchwarze Jakob, den Brief meiner Herrſchaft nicht gebracht, gnädiger Herr?"

„Einen Brief hab' ich wohl erhalten, ja."

„Na, dann haltet mich alten Mann nicht zum Beſten, gnädiger Herr . . . darin muß es ja geſtanden haben."

Theobald ſchaute den Alten ſchweigend an, während der Verdacht in ihm aufſtieg, dieſer habe Weiſungen holen müſſen, bevor er die Thüre geöffnet, und daher auch möchte die Zöge-

rung entſtanden ſein. Dieſer Gedanke trieb ihm das Blut wie einen brauſenden Glutſtrom nach dem Geſichte und ſchon ſtreckte er die Hand aus, um ſich im Hauſe ſelbſt darüber Gewißheit zu verſchaffen, als die Straße herauf ſcharfer Hufſchlag erklang. Es war der Reitknecht des Oberſten, der augenblicklich von einem ſchweißtriefenden Pferde ſprang.

„He, Jakob," rief der Alte, vor die Thüre ſtelzend, „gut daß Du da biſt . . . ſollſt gleich Bericht geben dem gnädigen Herrn; wo haſt Du . . ."

„Wird ohne Deinen Befehl geſchehen," erwiderte der Reitknecht mürriſch; wendete ſich dann aber ſogleich, die Mütze ziehend, gegen Theobald und ſagte ehrerbietig: „der Oberſt hat mir noch befohlen, Euch in ſeinem Namen zu vermelden, es würd' ihm eine Ehre ſein, wenn Ihr während ſeiner Abweſenheit zu Eueren Spazierritten über ſeine Pferde verfügen wollet . . . Steh' alſo jeden Augenblick zu Befehl, Junker."

Wie vorhin den thürhütenden Stelzfuß, blickte nun Theobald mit ſchweigender Betroffenheit den Reitknecht an, der in ſteifer Ehrerbietigkeit vor ihm ſtehen blieb und endlich ſagte: „Wenn Ihr meine Tiere, die Pferde meiner Herrſchaft, noch nicht kennt, ſo befehlt nur, was Ihr gerne reitet, Junker; ich denke die braune Leda, ungariſche Zucht und reine Raſſe, prächtiges Feuer . . . das möcht' Euch gerade behagen, gnädiger Herr. Oder auch . . ."

„Laßt nur," erwiderte Theobald, „heute wenigſtens werd' ich nicht reiten. Ihr habt die Herrſchaft begleitet, Jakob?"

„Bis gegen Münſingen hinauf, etwa zwei Stunden weit, Junker."

„Und ſie werden lange fortbleiben?"

Der Reitknecht ſchaute verwundert auf. „Kann nicht dienen, Junker, vielleicht vierzehn Tage, drei Wochen . . . hat mir Mädeli geſagt."

„Ein Landaufenthalt alſo!"

„Ohne Zweifel, Junker, wie Euch wohl bekannt ſein wird.“

„Gut, Jakob,“ ſagte Theobald, dem die Reden und das ehrerbietige Thun dieſer Leute, die bisher Tag um Tag achtlos an ihm vorbeigegangen, wie neckiſcher, verwirrender Traum vorkam. „Ihr könnt etwa morgen nachfragen . . . vielleicht reiten wir dann.“

„Zu Befehl, Junker.“

Theobald kehrte ſich langſam ab und wollte gehen; aber der Stelzfuß, der indes ſchweigend bei Seite geſtanden, legte wieder die Hand an ſeinen Dreieckhut und rief mit kräftiger Stimme: „Halten zu Gnaden, bin länger im Dienſt als der Schwarze da und kenn' die Parole. Der gnädige Herr woll' uns fortan titulieren, wie es gegen geringe Dienſtleute bräuchlich iſt; alle Wetter . . . geht nicht mehr anders.“ — „Ich verſteh' Euch nicht, Chriſtian,“ ſagte Theobald. — „Granaten . . . gnädiger Herr,“ ſchrie der Alte, „nehmt's mir altem Soldaten nicht übel; ein Er bin ich, nichts weiter, der Schwarze da auch. Alle Wetter, der Oberſt würd' uns, wenn er's hörte. Für mein Zuſpätkommen an der Thür hab' ich ſchon Pardon verlangt . . . dacht' nicht, daß Ihr oder ſonſt jemand Wichtiges käm', gnädiger Herr, und hatt' mich ein wenig aufs Faulbett gelegt.“

„Schon recht, Chriſtian . . ., beruhige Er ſich darüber.“

„So gilt's, dank Euch,“ rief der Alte, mit ſeinem Stelzbeine auf das Pflaſter ſtampfend; „aber noch Eines,“ fügte er leiſer hinzu, „ſeine Ehre hat unſer Eins bei Alledem und drum würd's mich alten Burſchen freuen, wenn Ihr nun das Geheimthun ließet, gnädiger Herr; hilft doch nichts mehr.“

„Geheimthun, Chriſtian?“

„Na, zu Gnaden halten, gnädiger Herr,“ erwiderte der Alte mit treuherzigem Geſichte, „wißt, bin ein alter Soldat und hab' meine Kompliment vom Korporal gelernt, bis ich

ſelbſt ein ſolcher Schwerenöter geworden; bin aber auch da nicht viel weiter gekommen, gnädiger Herr. Freut mich nur, daß ich ſowas noch erleben konnt' in dieſem Hauſe. Iſt doch ein gar zu gutes, prächtiges Frauenbild, unſer Fräulein."

Theobald, der kaum wußte, was er that und wie ihm geſchah, warf nochmals einen langen, fragenden Blick auf die beiden Männer, die ihm ehrerbietig ihre Grüße boten, und begann dann wieder die Straße aufwärts zu gehen. Dabei zog er unwillkürlich den Hut tief über die Augen herab, als ob er von der ganzen Welt nichts ſehen oder ſich vor ihr verbergen möchte, während ein verworrenes Heer von Gedanken wie ein lärmender, bald höhnender, bald freundlich lachender Maskenzug an ihm vorüberſtürmte. Was ſollte das zu bedeuten haben? Wagte man ein freches Spiel mit ihm zu treiben oder war es wohlgemeinter Ernſt, deſſen Abſicht er noch nicht begreifen konnte? — Der Oberſt hatte ihm ſeine Tochter zugeſagt in jenem barſchen Tone, den er gegen geringe Leute oder Untergebene zu gebrauchen pflegte; aber dieſe Untergebenen ſelbſt richteten in ſeinem Namen Aufträge aus mit einer Ehrerbietung, die ſie nur ihrer Herrſchaft zu erweiſen gewohnt waren und auch bloß von dieſer empfangen haben konnten. Braut und künftiger Schwiegervater verſchwanden, ohne dem Bräutigam eine Spur ihrer Wege zurückzulaſſen und doch war es offenbar, daß ſie ſelbſt vor ihren Dienſtboten kein Geheimnis gemacht aus dem neu entſtandenen Verhältniſſe, ja, daß eine ſolche Geheimhaltung überhaupt nicht in der Abſicht des Oberſten lag, ſonſt würde er ſeine Pferde ſchwerlich zu offenem Gebrauche anerboten haben. Und was meinte der Stelzfuß mit dem Geheimthun, wo kein Geheimnis mehr zu bewahren war? — Theobald legte bei dieſer Selbſtfrage die Hand auf die Stirne, während die Lippen ein bitteres Lächeln umkräuſelte. Er erinnerte ſich des müßigen Klatſches, der ihn in den erſten Tagen ſeiner Herkunft verfolgt, und

wie eine eiskalte Hand griff der Gedanke an ſein Herz, daß nun die Farce zu ſeiner blutigen Verſpottung fortgeſpielt werden möchte; doch nein, beruhigte er ſich alsbald wieder, dazu haben die beiden Burſche da drunten zu unbefangen, zu ehrerbietig ſich benommen; das könnte ja dem Vater auch nichts nützen, ohne ſeine Tochter ſelbſt dem nämlichen Spotte preiszugeben — jetzt nicht mehr, nachdem es ſoweit gekommen. Ach Julia, warum kein Wort, keinen Blick von Dir! —

Als Theobald zu Hauſe angelangt, wieder nach ſeinem Gemache hinaufſteigen wollte, trat ihm oben an der erſten Treppe die höfliche Meiſterfrau entgegen, die ihn unter Erröten und Knixen zur offen ſtehenden „grünen Stube" führte. Es war das Prunk- und Paradegemach des Haarkräuslers und nun recht freundlich mit friſchen Blumen ausgeſchmückt. „Ich hab's wohl gedacht, mein Mann werde ſich ungeſchickt benommen haben, heut' früh," ſagte die Meiſterin lächelnd und nicht ohne deutliche Befriedigung auf die eben vollendeten Anordnungen ihres Haustempels blickend, „aber Ihr müßt ihm verzeihen, Junker Theobald, wer konnte das wiſſen, da Ihr immer geheim gethan habt uns geringen Leuten gegenüber. Freilich, freilich, mir hat immer was ſchwanen wollen, wenn ich Euch anſah, wie gar herrlich und ſchön Ihr ſeid, ſtattlicher, wie gar keiner unſerer gnädigen Herrn; gewiß, gewiß, werteſter Junker."

„Abermals und auch hier," rief Theobald, den über der fortwährend knixenden Beredtſamkeit ſeiner ſonſt nicht eben herablaſſenden Hauswirtin eine unwillkürliche Lachluſt anwandelte, „und habt Ihr denn nicht ſelbſt gewußt, daß ich ein hoher Herr bin, Frau Suſanne?"

„Ach, gnädiger Herr," erwiderte die Meiſterin mit feinem Lächeln, „des Bölzleins und ſeines Geredes wegen hätt' ich's freilich nie geglaubt, obſchon der Himmel wiſſen mag, wie er's am erſten Tage erfahren konnte; aber Ihr wolltet es ja

nicht leiden und da mußte unſer Einer Reſpekt haben vor Euern Gründen, das gebührte ſich."

„Und jetzt, Frau Suſanne . . . woher habt Ihr beſſere Kundſchaft?"

„Ach, gnädiger Herr, wie Ihr noch immer zu ſpaßen beliebt; meint Ihr, der ſchwarze Jakob . . ."

„Der Reitknecht des Oberſten, der heut' den Brief gebracht?"

„Ei, freilich, der hat kein Hehl daraus gemacht, daß der Oberſt ihm ſelbſt erzählt, wie Euer gnädiger Herr Vater, ein reicher, mächtiger Reichsherr draußen in Deutſchland, einſt ſein Kriegskamerad geweſen und wie Ihr nur des Fräulein Julia wegen . . . ja, was die jungen, gnädigen Herren nicht Alles ausdenken in ihrer Liebe! . . ."

„Gut, Frau Suſanne," ſagte Theobald, ſein errötendes Geſicht abwendend, „grüßet mir den Meiſter; ich danke Euch für Eure Freundlichkeit."

VI.

Zehn Tage vergingen, nachdem Theobald ſich auf das Begehren der Meiſterleute in der grünen Stube einquartiert, bevor er wieder zum erſten Male die Schwelle derſelben überſchritt, um das Haus zu verlaſſen. — Während dieſer ganzen Zeit hatte er weder von Julien, noch dem Oberſten ein Lebenszeichen vernommen, obwohl der ſchwarze Jakob ſich regelmäßig wie die Uhr jeden Morgen einſtellte, um ſich zu erkundigen, ob dem Junker nicht ein Ausritt beliebe. Es verurſachte dem guten Burſchen ſichtlich ſchweren Kummer, jedesmal einen abſchlägigen Beſcheid zu erhalten, und doch trug er daran ſelbſt die Schuld, freilich ohne eine Ahnung darüber zu haben; denn dieſe Schuld beſtand auch nur darin, daß er auf leiſes Anfragen ſchon am erſten Morgen mit unbefangener Freudig-

keit beſtätigte, was die Meiſterin über ihre ſichere Kunde von der hohen Herkunft ihres vormaligen Geſellen ausgeſagt. „Ja, ja,“ hatte der ehrliche Schwarze zum Schluſſe ſeines Berichtes gemeint, „Euer gnädiger Herr Vater muß ein trefflicher Kriegsmann geweſen ſein, Junker; und unſer Herr Oberſt hat auch erzählt, wie oft er auf Eurem Schloſſe fröhlich zu Gaſte geweſen ſei. Der Chriſtian hat ſchon einen rechten Ärger, daß er Euch nicht gleich wiedererkannt, als Ihr ins Haus kamet, obwohl Ihr damals, als er mit unſerm gnädigen Herrn in Deutſchland war, noch in der Wiege werdet gelegen haben, Junker; doch des prächtigen Schloſſes und der großen Jagden, welche da veranſtaltet wurden, vermag er ſich noch gut zu erinnern.“

Dieſe Entdeckung brachte auf Theobald einen eigentümlich einſchüchternden Eindruck hervor, wie es ſonſt weder offene Gewalt noch Gefahr vermocht hätten. Wie ſollte er ſich wehren gegen dieſen Kunſtgriff des ſtandesſtolzen Ariſtokraten, der ein ſchon vorhandenes Gerede benutzte, um wenigſtens vor dem großen Haufen die nicht ſtandesgemäße Liebe und Verbindung ſeiner Tochter zu vertuſchen? — Oft wollte es ihn ſogar bedünken, als dürfe er dem alten Herrn nicht einmal grollen darüber, zumal auch Julie vor manchem ſchmerzlichen Pfeile des Vorurteils dadurch geſchützt werden konnte; bald aber kam er ſich wieder wie ein Vertauſchter vor, der mit allen Mitteln gegen einen ſchmählichen Verrat, den man an ihm begangen, ankämpfen müſſe, nur um ſich ſelbſt zurückzugewinnen. Und gewiß war es auch bloß die Befürchtung, der geliebten Dulderin, die für ihre Liebe ſchon ſo viel gewagt, vermehrtes Leid zu bereiten, was ihn abhielt, das über ihn geworfene Netz mit feſtem Griffe durchzureißen. „Warte zu,“ ſuchte er ſich zu beruhigen, „bis ſie, fremder Gewalt entrückt, unter deinem Schutze ſteht, dann wirſt du thun, was deine Ehre erheiſcht.“

Ach, für wie manche Bitterkeit ſchloß ſchon der Gedanke, der Herrlichen, der Reinen bald angehören zu können, den ſüßeſten Troſt in ſich.

So verbrachte Theobald die Tage auf ſeinem Gemache verborgen, um wenigſtens nicht vor mehr Menſchen, als durchaus notwendig war, durch ſein zuſtimmendes Schweigen Teilnehmer an dem betrüglichen Spiele zu werden; aber das bunte militäriſche Treiben, das ſich vom Morgen bis zum Abend unter ſeinen Fenſtern entfaltete, ließ auch noch einen andern Gedanken nicht zur Ruhe kommen bei dem Einſamen, die Erinnerung nämlich an den unglücklichen Verſchwörer, der die Urſache dieſes unabläſſigen Trommelſchlages und Pfeifenklanges geworden. Und je banger die Sehnſucht nach Julien, das Verlangen, über ihre Lage Nachricht zu erhalten, ſich bei Theobald regte und je peinlicher er das Benehmen ihres Vaters empfand, um ſo qualvoller kam ihm auch die Überzeugung, daß er an dem gefangenen Hauptmanne ein ſchweres Unrecht begangen; denn wie manchen ſchmerzlichen Schlag mochte dieſer von der ſtolzen Ariſtokratie empfangen haben, bevor er ſein Leben zur offenen Bekämpfung derſelben aufs Spiel geſetzt! — Du haſt kein Recht, dich über die Unbill zu beklagen, die dir angethan wird, ſprach es unabläſſig in ihm; du haſt es an dieſem Unglücklichen verdient ... Scherge menſchlicher Ungerechtigkeit. —

Eines Abends kam der Meiſter Hänni mit der Nachricht, daß der Hauptmann Henzi mit noch zwei andern Verſchwörern, dem großen Stadtlieutenant Fueter und dem Kaufmanne Wernier, zum Tode verurteilt ſeien und bereits morgen hingerichtet werden ſollten. Obwohl dieſer Ausgang von Anfang an vorauszuſehen geweſen, machte die Kunde doch eine erſchütternde Wirkung auf Theobald. — „Und auf die Schuld, die du an dieſem Blute trägſt, wirſt du dein Lebensglück aufbauen," rief er erbleichend aus; „du träumſt von beſeligender Liebe, während vielleicht das letzte Wort des Sterbenden deinen

Namen verflucht. Suche wenigſtens ſeine Verzeihung, da dir Anderes nicht mehr möglich iſt, wenn dich nicht ſein blutiger Schatten mit ewiger Reue verfolgen ſoll! O Julia, meine Liebe hat dich teuer erkauft!“ —

Das waren die Gedanken, die Theobald nach eingebrochener Nacht ſeit langen Tagen wieder zum erſtenmale aus dem Hauſe trieben. Er war entſchloſſen, den zum Tode Verurteilten, den er vor jener Stunde der Gefangennahme kaum geſehen, um Verzeihung anzuflehen; aber ſeine Schritte wurden unſicher und ſchwankend, als er dem Gefangenwärter die ſchmalen Steintreppen des Turmes hinan nachfolgte, und ſein Herz pochte, als ginge er ſelbſt einem hilfloſen, gewaltſamen Tode entgegen.

Und leichtern Gemütes wurde er auch nicht, als ſich bei ſeinem Eintritte in das nur von einem trüben Lämpchen erhellte Gefängnis der Gefangene ſogleich erhob, um ihm mit einem wehmütigen Lächeln auf dem bleich gewordenen feinen Geſichte die Hand entgegenzureichen. Theobald hätte ein augenblickliches Auflackern wilden Haſſes leichter ertragen, als dieſe milde Ruhe, mit welcher der Gefangene ſagte: „Ein unerwarteter Beſuch, wahrlich; aber darum nicht weniger willkommen, mein Herr.“

„Ihr kennt mich alſo,“ rief Theobald, in der tiefſten Seele ergriffen von dem melodiſchen Klange dieſer Stimme und den ruhigen, edlen Geſichtszügen; „wollte Gott, wir hätten uns nie geſehen vor dieſem Augenblicke.“

„Wir haben unſere Bekanntſchaft freilich auf ſeltſame Weiſe gemacht,“ erwiderte der Gefangene, „doch wüßt' ich nicht, weshalb Ihr ein beſonderes Bedauern darüber haben ſolltet.“

„Ich komme, um Eure Verzeihung zu erlangen. Gebt mir den Troſt, daß Ihr mir keinen Haß, keinen Groll tragt über die Schuld, die ich an Euch begangen habe.“

„Haß und Groll gegen Menſchen hab' ich mein Leben lang nicht gekannt; warum ſollt' ich ſolche im Angeſichte des Todes gegen Euch gefaßt haben, junger Mann? . . . Euch überraſcht es, einen Rebellen ſo etwas ſagen zu hören! . . . Und doch hab' ich nie eine andere Sprache geführt; ich haſſe und verabſcheue üble Gewohnheiten, Geſetze und Zuſtände, weil in dieſen die Quellen alles Böſen liegen; aber den einzelnen Menſchen, der von dieſen Verhältniſſen umſponnen wird, ſo daß er ſelten ſein beſſeres, eigenmenſchliches Selbſt zu finden vermag, den hab' ich ſtets nur bedauern, nur beklagen können."

„Euer Troſt trifft nicht einmal ganz zu für mich," ſagte Theobald nachdenklich; „ich habe Euch gefangen genommen und mir dadurch mittelbar eine Mitſchuld an Eurem Verderben aufgebürdet, ohne durch die Macht gewohnter Verhältniſſe zu der That bewogen worden zu ſein. Ich habe ſie ganz aus freien Stücken begangen."

„Glaubt Ihr das?" rief der Gefangene trübe lächelnd; „wär's ſo, dann müßt' ich Euch beneiden um dieſe That, wie um ein ſeltenes, höchſtes Lebensglück, nach dem ich ſtets fruchtlos und vergeblich gerungen. Aber nein, nein, Ihr täuſcht Euch; der Menſch handelt nie voll und unbeirrt aus freiem Willen; denn ſchon in dem Augenblicke, wo dieſer Wille einen Entſchluß in der Seele hervorrufen will, wird er bewußt oder unbewußt durch eine Reihe von Urſachen beſtimmt, die außer uns beſtehen und über die wir nicht gebieten, denen wir nur gehorchen können."

„Bis zu einem gewiſſen Grade muß ich Eurer Anſicht recht geben, obwohl ſie von den Verkündern unbeſchränkter Freiheit ſo wenig geteilt wird, als von den Verfechtern bevorzugter Rechte und abſoluter Gewalt."

„Und dennoch hab' ich recht, und zwar nicht bloß bis zu einem gewiſſen Grade," fuhr der Hauptmann eifrig fort, „da nur auf dieſem Wege eine ſittliche Weltordnung zu begreifen

und eine gerechte Beurteilung der Menſchen möglich iſt; denn eben weil die ſittliche Kraft des Einzelnen, der freie Wille, nie frei und unbeirrt zu wirken vermag, hängt auch der beſten That das Unvollkommene an, aus dem dann die Schuld, die Strafe, das Verhängnis entſpringt. Und ſo liegt die Schuld meines Unterganges nicht in Euch, noch bei jenen, die mir das Urteil geſprochen, ſondern eben in der Unvollkommenheit meiner Handlungen, die ſich nach unabänderlichen Geſetzen rächen muß. Wie ſollt' ich nun einem Menſchen grollen, da ich weiß, daß Jedem aus der Unvollkommenheit ſeiner eigenen Thaten ſein Verhängnis folgt, wie mir ſelbſt? Ob ſich dieſes dann mehr innerlich oder äußerlich vollzieht, kann ja doch nur dem blöden Auge gedankenloſer Kurzſichtigkeit einen Unterſchied gewähren."

Thevbald lehnte ſich von Mitleid und Bewunderung ergriffen ſchweigend an die Mauer zurück. Was konnte er einem Manne erwidern, der, ſchon auf der Schwelle der Ewigkeit ſtehend, das Leben mit dieſer Ruhe, mit dieſer Klarheit und Ergebung maß? Wie gering mußten da die eigenen Bekümmerniſſe erſcheinen und wie verhängnisvoll trat doch auch wieder das ſcheinbar Geringe und Zufällige in die feſtgeſchloſſene Kette des Schickſals ein! — „Ihr habt recht," ſagte er endlich leiſe, „das Verhängnis entſpringt dem Menſchen aus der Unvollkommenheit ſeiner eigenen Handlungen."

„Gewiß, gewiß," erwiderte der Gefangene ſtehen bleibend, nachdem er eine Weile ebenfalls ſchweigend den engen Raum auf- und niedergeſchritten, „und mir iſt auch im Leben nichts Eitleres erſchienen, als jene eigenſüchtige Überhebung, mit der ein Menſch glaubt, dem andern Verzeihung oder Gnade gewähren zu können. Was bedeuten dieſe Worte in unſerm ſtammelnden Munde, während ſich die eigene Schuld wie der Schatten der ewigen Gerechtigkeit über unſerm Haupte erhebt? Wer Verzeihung glaubt ſuchen zu ſollen, ſieht oder ahnt dieſen

Schatten und meint ihm entfliehen zu können; aber es wird ihm nicht gelingen, dem Armen, nie."

„Und doch find' ich nicht nur Troſt, ſondern gewiß auch hilfreiche Kraft in der Überzeugung, daß Ihr ohne einen Rachegedanken gegen mich aus dem Leben ſcheiden werdet;" ſagte Theobald; „iſt ja doch die verſöhnende Liebe, die in der Verzeihung liegt, der reinſte Abglanz des Göttlichen, wie es im Menſchen erſcheint."

„Die Liebe, ja," entgegnete der Hauptmann, „ſie wirft ein milderndes Licht auf die ſtarre Notwendigkeit, aber ſie vermag dieſe nicht aufzuheben, wie die Sonne die Gletſcher unſerer Gebirge nur zu vergolden, aber nicht zu ſchmelzen vermag . . . glaubt es mir, wenn Euch die Erfahrung nicht ſchon die Lehre gegeben. Wie müßte ſie uns ſonſt den herbſten Schmerz dieſes Daſeins bereiten!" –

Den ſonſt ſo ruhigen Klang der Stimme hatte bei dieſen letzten Worten ein hörbares Zittern durchklungen, als ſich vor der Thüre ein Geräuſch vernehmen ließ. „Mein Weib, meine arme Melanie!" rief der Hauptmann leiſe aus.

Theobald trat raſch hervor, um den Gefangenen in ſeine Arme zu ſchließen, während unaufhaltſame Thränen aus ſeinen Augen ſchoſſen. — „Ja geht," flüſterte der Verurteilte, die Umarmung erwidernd; „ſie kennt Euch und weiß die Bitterkeit ihres Schmerzes noch nicht zu ertragen."

„Gebt mir nochmals den Troſt, edler, unglücklicher Mann, daß Ihr verſöhnt von mir ſcheidet," rief Theobald.

„Geht mit Gott," antwortete der Hauptmann, „und tragt das Unvermeidliche, dem Ihr nicht entfliehen werdet, ohne Menſchengroll, wie ich es trage."

Die Beiden hielten ſich noch umſchlungen, als die Thüre aufging und eine ſchwarzgekleidete Frau, von zwei in lautes Weinen ausbrechenden Knaben gefolgt, in das Gefängnis trat. Einen Augenblick blieb ſie zurückbebend ſtehen, die großen,

dunkelglühenden Augen auf Theobald gerichtet, um ſich dann mit leidenſchaftlicher Geberde ihrem Manne entgegenzuſtürzen. — „Wer iſt dieſer Menſch? . . . wie kommt er zu dir?“ rief ſie, die eine Hand ausſtreckend. „Kennſt Du ihn denn nicht mehr, dieſen . . .“

„Still, Melanie,“ entgegnete der Hauptmann raſch, das ſchmerzvolle Weib an ſeine Bruſt ziehend und die Hand auf ihren Mund legend, „er iſt ein Kind des Unglücks, wie ich, wie Du es biſt, Melanie.“ —

Theobald ſtieg die Wendeltreppen des Turmes hinab wie von einem dumpfen Traume umfangen, aus dem ihm nichts deutlich mehr entgegentrat, als die dunkelblitzenden Blicke der armen, bleichen Frau und die letzten Worte des Gefangenen: „Er iſt ein Kind des Unglücks, wie ich und du, Melanie.“ — Und wie plötzlich aus einem Traume geweckt ſchrak er auf, als ihm, zu Hauſe angelangt, der Meiſter Hänni ſchon auf der Treppe mit freudigem Geſicht einen Brief überreichte. — „Der ſchwarze Jakob hat ihn gebracht; es werde wohl eine fröhliche Botſchaft ſein, hat er gemeint,“ ſagte der Meiſter; „die Herrſchaft ſei dieſen Abend wieder angelangt und auch die beiden Junker, die Söhne des Oberſten, ſeien mitgekommen.“ Theobald ſtarrte das Blatt mit dem großen, behelmten Siegel und den feinen Schriftzeichen der Aufſchrift lange an, als ob er ſich nicht getraute, dasſelbe für ſich in Empfang zu nehmen, und winkte dann dem Meiſter, ihn allein zu laſſen.

Es waren die leichten, wie hingehauchten Handzüge Juliens, in denen ihm ſein Name entgegentrat. Er drückte das Blatt an die Lippen, legte es wieder auf den Tiſch und preßte es abermals an Mund und Augen, während er ſchmerzlich ausrief: „O Gott, Julie, warum gerade heute, warum in dieſer Stunde dieſes Lebenszeichen von dir, da ich von einem Sterbenden komme! . . . Doch trage das Unvermeidliche in Glück und Leid, wie er es thut!“

„Mein Theobald," ſchrieb Julie, „ich habe dir im Namen meines Vaters ſeinen Willen mitzuteilen. Morgen Mittag ſollen wir durch das Wort des Prieſters verbunden werden. Du kannſt mir glauben, daß ich die wichtigſte Stunde meines Lebens lieber an einem andern Tage gefeiert hätte; aber wir wollen uns als gehorſame Kinder erweiſen, vielleicht daß wir dadurch den Segen des Himmels für unſere Liebe gewinnen mögen. Meine zwei Brüder werden dich zur feierlichen Handlung abholen. Bis in den Tod deine Julia."

Theobald blickte unbeweglich und bleich wie eine Leiche auf dieſe Zeilen, bis ſie in einer zitternden Thräne vor ihm zuſammenſchwammen; aber es waren nicht Freude oder Schmerz allein, es war ein bitterer Zorn der Seele, der dieſe Thränen in ſeine Augen trieb. — „Ja," rief er endlich aus, „du hältſt dein Wort, harter, ſtolzer Mann; ſobald die Rebellion abgethan, ſagteſt du, ſoll ich dein Eidam werden und du glaubſt, es ſei dies geſchehen mit den fallenden Häuptern der drei Unglücklichen. Aber hüte dich, auch du wirſt dem Verhängniſſe nicht entgehen, das ſich an deine Thaten heftet!"

Es war eine lange, bange Nacht, die er mit ſchlafloſen Augen zu durchwachen hatte; aber er wehrte dem Schlafe, der ſich manchmal auf die müden Lider ſenken wollte, als fürchte er ſich vor den Träumen, die ſchon drohend vor dem wachen Blicke vorüberwehten. Er verſenkte ſich in die ſchmeichelnden Hoffnungen eines reichen Liebesglückes, das ihm nun doch kein Menſchenwille mehr zerſtören konnte, und wenn ſich unheildrohende Geſtalten herandrängen wollten, rief er leiſe aus: „Hebt euch weg von mir; der Sterbende hat mir verziehen und drum tret' ich den Lebenden ohne Furcht entgegen." —

Aber dieſe mühſam ringende Zuverſicht wurde bis in ihre letzten Wurzeln erſchüttert, als am frühen Morgen ſchon die Trommeln ertönten und die kriegeriſchen Scharen ſich unter Theobalds Fenſtern zu einem langen Zuge nach dem Gefäng-

nisturme zuſammenordneten. Die Trommeln verhallten allmählich in der Ferne, aber dafür erhob ſich der melancholiſche Klang eines Glöckleins, der mehr denn eine Stunde in die ſonnige Morgenluft hinauswimmerte und wohl aus manchem mitleidigen Herzen die leiſen Worte lockte: „Gott ſei den armen Sündern gnädig!“ Endlich verklang auch der letzte Schlag des Glöckleins und Theobald warf ſich, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, auf ſeinem Bette nieder. —

So lag er noch, als vor dem Hauſe des Meiſter Hänni eine geſchloſſene Caroſſe, von zwei ſtattlichen Pferden gezogen, anhielt, aus der zwei junge Männer in glänzendem Soldatenkleide ſtiegen und ſich nach dem Junker Theobald erkundigten. Der Meiſter flog zur grünen Stube hinan und eine Viertelſtunde ſpäter führte er den bisherigen Bewohner derſelben unter manchem Bückling und Segenswunſche zu den harrenden Offizieren heraus. — „Der Junker Theobald weiß ſich nicht zu faſſen in ſeinem Glücke,“ ſagte er, der ſchnell davonrollenden Caroſſe ſtolz nachblickend, zu ſeiner Frau; „ich habe ihn faſt mit Gewalt wie ein Kind umkleiden müſſen; als ich hinaufkam, hat er mich wie ſchlaftrunken angeſchaut, bevor er begriff, was ich wollte von ihm.“

„Recht bleich und angegriffen ſieht er ſchon aus,“ erwiderte die Meiſterin; „aber der Schönſte iſt er dennoch von den Dreien.“ —

Der Meiſter hatte recht geſehen; Theobald wußte ſich nicht zu faſſen und noch als er mit ſeinen zwei Begleitern nach kurzer und ſchweigſamer Fahrt vor einem Seiteneingange des Münſters anhielt, mußte er gewaltſam ſeine Gedanken ſammeln, um ſich deutlich zu machen, was eigentlich vorgehen ſollte. Der Sturm widerſtreitender Empfindungen, der nach langen Tagen peinlicher Ungewißheit ſo plötzlich über ihn hereingebrochen, hatte ſeine ſonſt rüſtige Kraft erſchöpft für den Augenblick. Juliens Brüder nahmen ihn höflich in die Mitte und

traten mit ihm durch die Kirchenthüre. Der weite, in einem kühlen Zwielichte dämmernde Raum war menſchenleer und nur von tief anſchwellenden Orgeltönen angefüllt; aber im nämlichen Augenblicke öffnete ſich auch die gegenüberſtehende Thüre, und Theobald konnte nur mit Mühe einen lauten Ausruf zurückhalten, als er in dem einfallenden Lichtſtreifen Julien erkannte, die, von ihrem Vater geführt und von einem Geiſtlichen in vollem Ornate gefolgt, von jener Seite hereintrat.

Die beiden Gruppen näherten ſich langſam dem Altare, der ungefähr in gleicher Entfernung zwiſchen ihnen in der Mitte ſtand. Vor demſelben angekommen, wichen die bisherigen Begleiter plötzlich einen Schritt zurück, der Geiſtliche ſtieg die Stufen hinan und Theobald und Julia ſtanden Auge in Auge geſenkt ihm allein gegenüber.

Sie war bleich wie die weiße Roſe, die, von dem ſchmuckloſen Myrtenkranze feſtgehalten, neben ihrer Schläfe herabnickte, aber von jener duftigen, faſt überirdiſchen Schönheit überhaucht, die ſich manchmal auf das Antlitz guter Menſchen legt, ſobald ſie zur letzten Ruhe eingeſchlummert, als der erſte verklärende Morgenſtrahl eines neuen, ſchönern Lebens. Es glitt auch kein Erröten auf ihre Wangen, als ſie Theobald die Hand entgegenreichte; ſie ſchaute ihn nur an mit einem langen, trübſchimmernden Blicke, der deutlicher denn alle Worte ſagte: „Wie ſchwer mußt Du um mich gelitten haben, mein Lieber!“ Dann ſenkten ſich ihre Augen und mit einem leiſen Drucke der zitternden Hand zog ſie ihn neben ſich auf die Knie vor dem Altare nieder. Die Orgel verſtummte und die Stimme des Geiſtlichen erhob ſich. Er ſprach von der Heiligkeit, von der göttlichen Einſetzung des ehelichen Lebens und von den hohen Pflichten, die zwei Menſchen mit ihrer Verbindung zu demſelben einzugehen haben. Theobald hörte dieſe Rede nur wie einen weithinverhallenden Schall an ſeinem Ohre vorüberziehen, während er deutlicher fühlte, wie Juliens

Hand in der seinigen immer heftiger erzitterte und mit einer fieberischen Glut erfüllt wurde. Aber als der Geistliche mit erhobener Stimme sie aufforderte, zu bezeugen, daß sie in Glück und Leid, in Leben und Sterben in treuer Liebe zusammenhalten und nach dem göttlichen Worte Eines sein wollten, fiel Juliens „Ja" mit demjenigen Theobalds zusammen, wie der reine Klang der Silberglocke. —

Die feierliche Handlung war beendigt. Die tiefen Orgeltöne begannen wieder anzuschwellen und Theobald erhob sich, um seiner Anvermählten den Arm zu reichen; aber im Augenblicke schon stand der Oberst zwischen ihr und ihm und hatte Julien an der Hand gefaßt. Ihre Brüder waren ebenfalls vorgetreten und hatten den Neuvermählten wieder in ihre Mitte genommen. Er streckte, verwundert um sich schauend, beide Arme aus, wie zur Abwehr, und beugte sich vorwärts, Julien entgegen; sie hob langsam den Finger an den Mund und flüsterte angstvoll: „Nicht hier, Theobald; geh' mit meinen Brüdern, wie ich dem Vater folge. Unser Bund ist im Angesichte Gottes geschlossen, er wird uns auch zusammenführen!"

Der Oberst zog stramm und aufrechtgehend die an seinem Arme schwankende Tochter der Thüre zu, durch die er mit ihr eingetreten; Theobald schritt wie im Traume zwischen ihren Brüdern wandelnd zur entgegengesetzten hinaus, wo mit offenem Schlage der Wagen wartete, der sie hergebracht. Aber als die beiden Begleiter ihn zugleich an der Hand faßten, um ihm einsteigen zu helfen, schob er sie zurück und fragte, ob ihn die Fahrt zu Julien bringen werde, oder warum man ihm ihre Begleitung vom Altare weg verweigert habe? — „Ei, Ei, Herr Schwager," lautete die mit einem kalten Lächeln erteilte Antwort; „Ihr scheint noch sehr wenig mit den standesgemäßen Sitten unserer Stadt vertraut zu sein. Vorerst werdet Ihr nach getroffener Anordnung Euern Aufenthalt

auf einem Schloſſe im Aargau nehmen und dorthin ſind wir eben im Begriffe Euch zu begleiten."

„Und Julia?"

„Wird, ſobald es ſchicklich erſcheint, nachfolgen. Das müſſen wir dem Familienhaupte überlaſſen, wie gebräuchlich."

„Aber ich bin augenblicklich zu einer ſolchen Fahrt noch gar nicht vorbereitet," erwiderte Theobald zögernd, „da ich von ſolchen Herkömmlichkeiten allerdings nicht unterrichtet war. Hab' ich doch nicht einmal von meinen Hausleuten Abſchied genommen."

„Bah," rief einer der Herren unwillig, „das hättet Ihr allenfalls heute thun können, aber ſeit Ihr der Gemahl unſerer Schweſter geworden, würde ſich ein ſolcher Abſchiedsbeſuch wahrhaftig ſeltſam ausnehmen. Für alles Übrige braucht Ihr nicht zu ſorgen. En avant, wir haben heute noch ein ſchönes Wegſtück vor uns."

Sie ſtiegen ein und der Wagen raſſelte die Stadt abwärts, über die Brücke durch das Thor an dem verhängnisvollen Gaſthauſe zum Klöſterli vorbei. Auf der Höhe des letztern angekommen, fuhr er an einem langen Zuge von Männern, Frauen und Kindern vorüber, die von einigen Bewaffneten begleitet wurden. — „Was bedeutet das," fragte Theobald leiſe, als er in der Schar die Witwe des unglücklichen Hauptmanns mit ihren zwei Knaben wiedererkannte, „was wollen dieſe Leute?"

„Es ſind einige der Rebellen und die Angehörigen Anderer, die in die Verbannung ziehen." —

Theobald drückte ſich erbleichend und mit geſchloſſenen Augen in die dunkle Wagenecke zurück. Aber wenn er auch mit klaren Blicken ausgeſchaut, er hätte doch nicht wahrnehmen können, wie zur nämlichen Minute am andern Ende der Stadt ebenfalls ein Wagen durch das Thor rollte, der in entgegengeſetzter Richtung nach Süden fuhr. Derſelbe war, wie der

nordwärtsfahrende, mit dem Wappen des Oberſten geſchmückt und führte gleich dieſem eine ſchweigende Geſellſchaft von dannen — den Oberſten ſelbſt und ſeine Tochter, die, auch in eine Wagenecke zurückgelehnt, ihre ſtill rinnenden Thränen mit dem Schleier zu verbergen ſuchte.

Die zwei fuhren den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch ohne Unterbrechung; als ſie in der Morgenfrühe eine Anhöhe erreicht, ſahen ſie vor ſich in der Tiefe den Spiegel des Genferſee's aufſchimmern. Die drei nach Norden Ziehenden dagegen fuhren um Mitternacht durch ein hallendes Bogenthor, hinter dem der Wagen Halt machte. „Endlich am Ziele," rief einer der Brüder Juliens; „ſteigt aus, Schwager."

„Und wo ſind wir denn," fragte Theobald aus ſeinem dumpfen Brüten aufſchreckend; „ich vermag nichts zu erkennen in dieſer Finſternis."

„Auf dem Schloſſe Aarburg . . . dem feſteſten im Gebiete unſerer ganzen Republik, mein Herr."

„Aber wie denn . . . ich glaubte, Aarburg werde nur noch als Staatsgefängnis benützt; nicht ſo?" . . .

„Allerdings, indeſſen nicht für gewöhnliche Verbrecher! Doch ſteigt nur aus, der Kommandant des Schloſſes iſt ein vertrauter und ergebener Freund unſeres Hauſes." —

Faſt zur nämlichen Stunde kehrte in Bern der Meiſter Hänni von einer der Bürgerwachen, die er jeden andern Abend beziehen mußte, nach Hauſe zurück. „Nun weiß ich," erzählte er, kaum durch die Thüre getreten, ſeiner harrenden Frau, „warum unſer Herr Theobald nicht mehr heimgekommen nach der Hochzeit und warum dieſe ſelbſt ſo plötzlich und ſtill gefeiert worden iſt. Der Krieg iſt wieder ausgebrochen in Deutſchland draußen und der Junker hat augenblicklich mit ſeinen beiden Schwägern zum Heere abreiſen müſſen. Die Drei ſind Kriegskameraden zuſammen, wie es einſt ihre Väter

waren. Man hat ihm den Soldaten immer angesehen, wenn er so hochaufrecht dastand, dem Herrn Theobald."

„Und seine gnädige Frau, die Julia?"

„Die zieht, bis der Kriegssturm vorüber ist und sie ruhig zu ihrem Gemahle reisen kann, auf eines der Landgüter ihres Vaters im Waadtlande drinnen."

„Die armen Leute!" seufzte die Meisterin mitleidig, „so vornehm und schön Beide sind, so haben sie nun doch auch schon ihr Kreuz; wer weiß, ob sie einander nur wiedersehen in diesem Leben, wenn der Junker Theobald in den Krieg ziehen muß!"

Ein Jahr später, die Frühblumen hatten verblüht und an den alten Mauern von Aarburg rankte schon da und dort eine wilde Rose aus dem zerklüfteteten Gesteine sich an eines der eisenvergitterten kleinen Turmfenster empor, stand eines Morgens der Befehlshaber der Festung vor der schweren Thüre einer Gefangenenzelle. Eine Weile horchte er und murmelte dann: „Ich wollt', es wär' abgethan." Als er in die Zelle trat, erhob sich der Bewohner derselben und strich langsam die üppigen, aber schon leicht ergrauenden Haare aus der Stirne, unter der zwei dunkle, trübflimmernde Augen lagen. „Ich hab' Euch zwei Botschaften zu bringen, Herr Meyer," sagte der Kommandant; „Julia ist gestorben ... Gott habe sie selig; und der geheime Rat von Bern will Euch in Gnaden Eure Freiheit schenken, jedoch unter dem Beding, daß Ihr innerhalb vier Tagen das Gebiet einer löblichen Eidgenossenschaft zu verlassen habt und dasselbe bei Todesstrafe nie wieder betreten werdet."

„Tot!" rief der Gefangene nach langem Schweigen leise vor sich hin; „tot ... eine Lüge, wie das Leben."

„Hier habt Ihr den Beweis," erwiderte der Kommandant, ein Papier hervorziehend, „daß ſie ſeit vierzehn Tagen in der Schloßkapelle von Vuifflans begraben liegt. Ihr habt eine Stunde Bedenkzeit, ob Ihr das gnädige Anerbieten des Rates annehmen wollt oder vorzieht, hier zu bleiben."

Der Gefangene blickte lange, ohne eine Wimper zu zucken, in das gereichte Blatt und flüſterte dann in ſeinem leiſen Tone: „Vuifflans? ... dein Vater hat mir ſein Verſprechen gehalten; ich halte das meinige ... Eines mit dir im Leben und Sterben, Julia. Ich nehme die Gnadenbedingung an, Herr Kommandant." —

Noch am nämlichen Tage ſchickte der Kommandant durch einen beſondern Boten einen Bericht an den geheimen Rat nach Bern. In demſelben wurde mitgeteilt, der Haarkräusler Theobald Meyer aus Köln, der wegen der Liſten, durch die er eine hohe Standesfamilie der Republik in Kummer und Schande zu bringen beabſichtigt, zu lebenslänglicher Haft verurteilt geweſen, habe zwar die ihm angebotene Gnade willig angenommen, ſei aber dem Hatſchierer, der ihn über die Grenze zu bringen beauftragt worden, alsbald entſprungen und habe ſich in die Aare geſtürzt. Bis zur Stunde habe ſeine Leiche noch nicht aufgefunden werden können.

Die graue Dohle.

(Jugenderzählung.)

(1852.)

Der kleine Stöffele hatte bisher glücklich und heiter gelebt, wie ein Vögelein auf dem Zweige — kein Jammer, keine Sorge hatte noch an das junge Herz geklopft. Wie wäre das aber auch anders möglich geweſen. Der Knabe blühte geſund und friſch, wie eine Roſe im Morgentau, und ſtanden auf ſeinem Tiſche auch nicht alle Tage Kuchen und Zuckerbrot, ſo hatte er dafür eine liebe Mutter, die für ihn ſorgte wie für ihren eigenen Augapfel, ihn hegte und pflegte, wie der Gärtner eine fremde Wunderblume. Ihr Häuschen ſtand droben auf einer grünen Halde und ſchaute ſtill, wie in Andacht verloren, hinunter auf den blauen See im Thale und drüber weg auf die Gipfel der Schneegebirge, die im Morgen- und Abendſcheine leuchteten und glühten, wie prächtige Freudenfeuer. Ach, war das ein Leben, ſo umherzuſtreichen in der grünen Einſamkeit, nach Blumen und bunten Steinen, oder hinein in den ſtilldunklen Wald, den die Vöglein mit ihren Liedern durchtönten und dann am Abend der Mutter zu erzählen, welche Wunderdinge auf der ſchönen Gotteswelt zu finden ſeien! —

Aber leider ſtand die Wolke ſchon am Himmel, die über dieſes freundliche Sonnenbild ihren ſchwarzen Schatten werfen mußte.

Eines Morgens, als Stöffele erwachte, ſtand ſein Vater neben dem Bette der Mutter und weinte. Stöffele erſchrak; er hatte den Vater noch nie weinen ſehen. „Warum weinſt Du, Vater?“ fragte der Knabe ängſtlich. — „Komm, armes Kind,“ antwortete der Vater, den Kleinen auf den Arm nehmend, „komm, ſieh — die Mutter will ſterben.“ — Stöffele ſtieß einen lauten Schrei aus, als er die liebe Mutter erblickte. Das Kiſſen war mit Blut übergoſſen, und ſie lag da mit geſchloſſenen Augen, ſo ſtill und bleich, daß er ſie kaum mehr erkennen konnte.

„Mutter, liebe Mutter, was haſt Du?“ ſchrie das angſtvolle Kind. — Dieſer Schmerzensruf drang an das ſchon halbgebrochene Mutterherz und rief das entſchwindende Leben noch einmal zurück. Sie ſchlug die Augen auf und ſtreckte mit einem traurigen Lächeln die Arme nach ihrem kleinen Lieblinge. Der Vater legte ihn neben ſie aufs Bett; ſie küßte mit ihren bleichen, zitternden Lippen die Thränen von den Wangen des Kindes; aber auf die ängſtlich wiederholte Bitte: „Mutter, liebe Mutter, ſtirb doch nicht!“ konnte ſie keine Antwort mehr geben; ihre Arme ſanken auf die Decke nieder und die müden Augen ſchloſſen ſich zum Schlafe — zu einem tiefen, langen Schlafe. „Komm,“ ſagte der Vater, den weinenden Knaben wieder von dem Bette nehmend, „wir müſſen die Mutter ruhen laſſen; Du mußt Dich ſtill dahin ſetzen, bis ich wiederkomme — ich will den Doktor holen.“

Stöffele ſaß in lautloſen Thränen an ihrem Bette und ſchaute, wie ſie ſchlummerte. — Ach, ſie ſchlief bald ſo leiſe, daß er keinen Atemzug mehr hörte. —

Der Vater kam mit Nachbarn zurück; ſie traten leiſe in die Stube und ſtanden flüſternd um das Bett herum, bis ein

ſchwarzgekleideter Mann herein kam, der mit forſchendem Blicke ſich über die ſchlafende Mutter herbeugte. — „Iſt keine Hilfe mehr möglich, Herr Doktor?“ fragte der Vater ängſtlich. — „Nein,“ antwortete der ſchwarze Mann, „ſie bedarf keiner Hilfe mehr — ſie iſt tot — wohl ſchon über eine halbe Stunde.“

Auf dieſe Worte folgten lautes Sprechen und Weinen durcheinander. Nur Stöffele blieb ſtill; er glaubte nicht, daß die Mutter geſtorben ſei — ſie lag ja ſo ruhig und freundlich da, als ob ſie einen friedlichen, ſeligen Traum träume.

Allmählich gingen die Leute wieder fort bis auf wenige Frauen. „Stöffele,“ ſagte der Vater, die Thränen trocknend, „geh' mit der Baſe ins Dorf hinunter — ſie gibt Dir Blumen für die Mutter.“ — Der Knabe ging nicht gerne von der Mutter weg; aber er dachte, wie ſie die Blumen ſo gerne habe und jetzt war es Herbſt und keine einzige mehr im Gärtchen vor dem Hauſe zu finden. Unterwegs freute er ſich über die Freude, welche die Mutter bei ihrem Erwachen an den Blumen haben würde, und mit ungeduldiger Haſt eilte er mit den zwei weißen Roſen, die ihm die Baſe gegeben, wieder heimwärts.

Als er nach Hauſe kam, lag die Mutter in einem langen, weißen Kleide auf dem Bette; über ihr Haar war ein weißes Häubchen gezogen, wie ſie's allemal zu tragen pflegte, wenn ſie Sonntags zur Kirche ging. Zwei Frauen falteten ihr gerade die Hände über die Bruſt, als ob ſie beten ſollte. —

„Gib mir die Roſen,“ ſagte eine der Frauen zu Stöffele und ſteckte eine von den Blumen zwiſchen die gefalteten Hände der Mutter und die andere in die Haare unter das Häubchen. — Ach, wie lag ſie in ihrem Schmucke ſo lieb und freundlich, ſo ſtill und lächelnd! — Stöffele wartete den ganzen Tag auf ihr Erwachen, bis ihm ſelbſt der Schlaf die Augen ſchloß. —

Die ganze Nacht träumte er von der lieben Mutter. Es war ihm, als ginge er in einem großen, ſchönen Garten voll duftender Blumen und blühender Bäume, auf denen ſeltſame Vögel herumflatterten. Die Mutter war immer einige Schritte voraus in einem Kleide, das hell leuchtete wie Sonnenſchein. Sie winkte und nickte, er ſolle ihr nachkommen; aber nie blieb ſie ſtehen und ging immer ſtarken Schrittes vorwärts; wenn ſie nach ihm umſchaute, legte ſie den Finger auf den Mund, als ob ſie nicht ſprechen dürfe. Dafür ſprachen die großen Vögel, die auf den Bäumen ſaßen. — „Geh' ſchnell, Stöffele," rief ihm da und dort einer vom Zweige herunter zu; „Deine Mutter hat geſagt, wenn Du nicht ſchnell geheſt, werdeſt Du ſie nicht mehr einholen können." — Stöffele eilte und lief, was ſeine Füße vermochten; aber die großen Blumen ſchlangen ſich zwiſchen ſeine Schritte, wie ein verſtrickendes Netz, und dabei dufteten ſie ſo ſüße Wohlgerüche, daß er in ſeliger Betäubung ſtehen blieb, an Nichts mehr denken konnte, bis ihm wieder ein Vogel die Mahnung zurief, der Mutter nachzueilen. Endlich war er ihr nahe bis auf zwei Schritte — auf einen. — „Ich habe Dich, liebe Mutter!" rief er, die Hand nach ihrem weißen Kleide ausſtreckend, „ich habe Dich!" —

An ſeinem eigenen Rufe und der raſchen Bewegung erwachte Stöffele. Es war heller Tag; das ſchöne Traumbild, die duftenden Blumen und redenden Vögel waren verſchwunden und über den Erwachenden beugte ſich das bleiche Geſicht des Vaters herein. — „Was iſt Dir, Stöffele?" fragte er mit trauriger Stimme, „was rufſt Du?"

„Ach, ich hatte einen ſchönen Traum," antwortete Stöffele, ſich langſam aufrichtend und umherſchauend — „ich meinte, ich ſei bei der Mutter — — iſt ſie noch nicht erwacht?"

„Nein, armes Kind," erwiderte der Vater, indem aufs Neue Thränen in ſeine Augen ſchoſſen, „ſie erwacht nicht mehr — Du haſt keine Mutter mehr, Stöffele."

Der arme Knabe ſtand auf und betrachtete die Mutter; ſie lag ſo lieblich lächelnd in ihrem weißen Kleide und Roſenſchmucke, wie er ſie in dem ſchönen Garten geſehen — nur ſtill und regungslos; ſie nickte ihm nicht freundlich, noch winkte ſie ihm, ihr nachzufolgen — und doch — war es auch ſo? — Stöffele meinte, wenn er lange unverwandten Auges auf ſie blickte, die bleichen Lippen fingen an, ſich zu bewegen, um, wie ſonſt, freundliche Worte zu ſprechen, und die geſchloſſenen Wimpern zuckten, um das liebevolle Auge leuchten zu laſſen. Der ſchöne Traum der Nacht und die traurige Wirklichkeit des Tages floſſen in der Seele des Knaben zuſammen und umhüllten ſein Herz mit einem mildernden Dämmerlichte; halb wachend, halb träumend ſaß er den ganzen Vormittag am Bette neben der Leiche. — Gegen Mittag traten ſchwarzgekleidete Männer in die kleine Stube. Sie trugen einen Sarg, den ſie auf den Boden ſtellten, die Mutter hineinlegten und hinaustrugen. — „Komm, Stöffele," ſagte der Vater, den Knaben bei der Hand faſſend; „wir wollen auch mit der Mutter gehen."

Draußen war's ein trüber, neblichter Herbſttag; viele ſchwarzgekleidete Leute ſtanden vor dem Hauſe, die ſich ſtill zu einem langen Zuge hinter dem Sarge her ordneten. Stöffele ging an der Hand ſeines Vaters wie im Traume; er wußte nicht, wie ihm geſchah, noch was überhaupt geſchehen ſollte. Von dem Dorfe herauf klangen die Glocken ſo feierlich, ſo geheimnisvoll, daß er manchmal meinte, das ſeien die Stimmen der Vögel, die ihm zuriefen, der Mutter nachzueilen. Aber als drunten auf dem Kirchhofe der Zug ſtille ſtand, die Mutter im Sarge in das dunkle Grab geſenkt wurde und der dumpfe Ton der darauf geworfenen Erde heraufſcholl, da erwachte der träumeriſche Schmerz des Knaben, und er ſchrie mit herzzerreißender Stimme: „Mutter, Mutter! komm' herauf — Du kannſt da drunten nicht atmen — Du mußt erſticken."

„Die Mutter iſt nicht mehr da im Grabe," ſagte der Vater, den Knaben weinend auf den Arm nehmend; „die Mutter iſt jetzt droben im Himmel."

„Im Himmel, wo die Englein ſind und es ſo ſchön iſt?" —

„Ja, dort; die Mutter iſt jetzt ſelbſt ein Engel."

„Im Himmel — ein Engel" — ſagte der Knabe ſinnend; „jetzt weiß ich's — ich bin die Nacht bei ihr geweſen — es iſt gar ſchön im Himmel, laß mich nur gehen, Vater, jetzt will ich nicht mehr weinen, da die Mutter im Himmel iſt — ich werde ſchon auch bald zu ihr kommen."

Der kleine Stöffele hielt ſein Verſprechen; er weinte nicht mehr. Stundenlang ſaß er ſtill und nachdenklich, ohne ein Wort zu ſprechen; nur manchmal erzählte er dem Vater oder der alten Margreth, die jetzt das kleine Hausweſen auf der Halde beſorgte, was ihm die Mutter vom Himmel und den lieben Engelein geſagt, oder wie er ſie in der Nacht wiedergeſehen habe in dem großen, ſchönen Garten mit den duftenden Blumen und den redenden Vögeln auf den Bäumen. Die alte Margreth ſchüttelte bei ſolchen Erzählungen den Kopf und ſagte oft zum Vater: „Das Kind wird nicht alt — es iſt zu gut für dieſe Welt und lebt jetzt ſchon mehr da droben als hienieden." — Der Vater ſelbſt konnte ſich manchmal einer ſolchen Ahnung nicht erwehren; doch beruhigte er ſich, der Knabe ſei ſtark und geſund, wenn auch nicht mehr ſo friſch blühend wie ehemals, da er noch an dem lieben Mutterherzen gepflegt worden.

Am liebſten war Stöffele im Freien. Er ſchaute hinauf, wie am herbſtlichen Himmel die Vögel in langen Wanderſcharen nach den Bergen ſüdwärts zogen, ſo hoch droben, daß die großen Dohlen kaum wie ſchwarze Pünktchen erſchienen. — „Ach," ſeufzte dann der Kleine, wenn die Vögel über dem Walde oder am fernen Horizonte an den Wolken verſchwunden waren, „ach, wollte nur auch einer von ihnen zu mir her-

unterkommen; die fliegen ſo nahe am Himmel und manchmal in den Himmel hinein, daß ſie mir gewiß von der Mutter erzählen könnten; es wäre ſchön, wenn ich nicht nur ſo im Schlafe von ihr hören dürfte; ich wollte dann den Vögeln wieder erzählen, wie ich ſo gerne bei ihr wäre und daß ſie mich bald einmal am Tage holen ſollte."

Die Vögel, die an den Wolken und über die Wipfel der Wälder davon zogen, achteten lange nicht auf das Futter, das ihnen der Knabe im Gärtchen zur Lockung ausſtreute; aber als der Winter mit ſchneebedeckten Wäldern und Feldern hereinbrach, ſollten ſeine Wünſche erfüllt werden.

Es war ein grimmig kalter Winter. Die wilden Tiere kamen zu den Wohnungen der Menſchen heran, um die Nahrung zu ſuchen, die ſie draußen unter der hartgefrorenen Schneedecke nicht mehr finden konnten. Auch die Dohlen kamen nun in das Gärtchen und haſchten gierig nach jedem ausgeſtreuten Broſamen; aber ſie thaten ſcheu und wild, wenn Stöffele ſich ihnen nähern und fragen wollte, ob ſie die Mutter nie geſehen, wenn ſie ſo hoch droben in den Wolken geweſen. Sie flogen kreiſchend davon und ſetzten ſich auf die Bäume, bis er wieder in die Stube gegangen.

Einmal kam eine große Dohle mit altergrauen Flügeln und grauer Bruſt; die müſſe ſchon älter ſein, als der älteſte Menſch, meinte Margreth. Aber es war ein armes Geſchöpf, dieſe alte Dohle. Der obere Teil des Schnabels war ihr vorn zur Hälfte abgebrochen und nur mühſam konnte ſie das hingeſtreute Futter mit dem untern Teile aufſchaufeln — ihre flinkeren Begleiter ſchnappten Alles weg und hackten ſogar mit den Schnäbeln nach ihr, wenn ſie ihren Anteil verteidigen wollte. Der gute Stöffele fühlte Mitleiden mit dem armen Tiere; er jagte die gefräßigen Gäſte fort und ſtreute neues Futter. Die graue Dohle flog anfänglich mit den andern ebenfalls weg; aber nur wenige Schritte weit, und als Stöffele

mit ſeiner ſanften Stimme anfing: „komm nur her, du Graue und iß — ich wollte nur die andern jagen, weil ſie dir Alles wegnahmen," ſo horchte die Alte, gar bedächtig den Kopf hin- und herneigend, als ob ſie die Worte ganz deutlich verſtehen könnte. Sie trippelte allmählich näher und begann die Nahrung mit ihrem gebrochenen Schnabel ruhig und langſam aufzuzehren; dazwiſchen blickte ſie manchmal mit ihren ſchwarzen, glänzenden Augen aufwärts, als ob ſie Stöffele für die geſpendeten Gaben danken wollte.

Nachdem ſie Alles aufgegeſſen, blieb ſie ganz ruhig auf einem Fuße ſtehen und ſchaute ihren kleinen Wohlthäter an. „Hör' du, Graue!" begann Stöffele, „biſt du noch nie ſo nahe am Himmel droben geweſen, daß du meine Mutter geſehen haſt?" Dabei deutete er raſch mit dem Finger in die Höhe. Der Vogel ſchwenkte den Kopf auf und nieder, als wolle er „ja" ſagen, ſchwang die Flügel und ſchoß mit lautem Geſchrei aufwärts, gerade in der Richtung, wo Stöffele hingedeutet hatte. — „Jetzt weiß ich's," dachte der Knabe, dem Vogel nachſchauend; „die Graue kennt meine Mutter im Himmel, die wird ſchon wiederkommen und mir einen Gruß bringen."

Und richtig — am folgenden Morgen kam die graue Dohle wieder mit einem ganzen Schwarme angeflogen. Sie blieb ruhig ſtehen, als Stöffele die andern davon ſcheuchte und begann gierig das hingelegte Futter aufzuzehren. — „Du haſt wohl ſehr Hunger bekommen auf dem weiten Wege," ſagte Stöffele, „du armes Tierchen; haſt du meine Mutter geſehen, in dem ſchönen Garten, droben im Himmel?" — Die Dohle öffnete den gebrochenen Schnabel und ſtieß laute, klagende Töne hervor; dabei ſchlug und flatterte ſie mit den Flügeln ſo ängſtlich, als ob ſie etwas zu erzählen hätte, das ſie nicht ausſprechen und verſtändlich machen könne. — „Ach, ich verſtehe dich, arme Alte," ſagte Stöffele nach einer Weile, den

Vogel mitleidig betrachtend; „du kannſt nicht reden da drunten, du kannſt nur im Himmel reden, wie ich's gehört habe, als ich einmal Nachts bei der Mutter droben war.“ Die graue Dohle krächzte und flatterte aufs Neue, als wolle ſie dieſer Anſicht beipflichten. — „Geh' nur wieder hinauf,“ fuhr der Kleine traurig fort, „und ſage der Mutter, ſie ſolle mich auch bald hinaufkommen laſſen — Stöffele möchte ſie ſo gerne wiederſehen und bei ihr ſein.“ — Der Vogel nickte mit dem Kopfe und ſchwang ſich in die Lüfte.

Von der Zeit an wurde der Verkehr zwiſchen Stöffele und der grauen Dohle von Tag zu Tag vertraulicher. Während ſie die reichlich geſpendete Nahrung auffraß, gab er ihr ſeine kindlichen Aufträge an die Mutter, die über den Wolken lebte. Die gefiederte Botin brachte immer dieſelben klagenden, unverſtändlichen Antworten zurück; aber Stöffele glaubte ſie recht gut zu verſtehen; er dachte dabei, was das ſehnende Kinderherz ſich wünſchte, und ſann allemal wieder den ganzen Tag, was er der Mutter aufs Neue Freundliches und Liebevolles wolle ſagen laſſen.

Eines Tages — es war ſchon beinahe Abend und der Wind pfiff mit ſchneidendem Hauche über die gefrorenen Schneeflächen heran — kam die graue Dohle wieder geflogen. Eben wollte ſie ihre Mahlzeit beginnen, als eine andere herniederſchoß und mit haſtiger Gier das Futter wegſchnappte, daß dem armen Halbſchnabel nichts übrig zu bleiben drohte. Stöffele verſcheuchte den ungebetenen Gaſt; aber die fremde Dohle ſetzte ſich nur auf den nächſten Baum und ſchrie und lärmte ſo wild, daß die graue, als ob ſie Angſt habe, ebenfalls davonflog. Kaum war ſie einige Schritte weit, ſo ſtürzte die andere von ihrem Baume auf ſie nieder und hackte mit ihrem ſpitzigen Schnabel ſo unbarmherzig los, daß die grauen Federn weit im Winde umherflogen. Die Alte erhob ein klägliches Hilfegeſchrei und Stöffele eilte, ungeachtet des aufwehenden Schnee-

geſtöbers, den Kämpfenden nach. Dieſe wälzten ſich, bald aufflatternd, bald wieder auf dem Boden ringend, dem Walde zu. Stöffele, mit fliegendem Atem nach, rufend und drohend, um den Feind von ſeinem Lieblinge wegzuſcheuchen; aber Alles vergeblich. Der hartnäckige Kampf ſpann ſich immer weiter fort in den Wald hinein, von Strauch zu Strauch, von Buſch zu Buſch, bis Stöffele, immer ängſtlicher hinterdrein laufend, endlich, ermüdet und erſchöpft, tief im Walde an einer Eiche niederſank. Der Schweiß rann von ſeiner Stirn, während Händchen und Füßchen vor Kälte erſtarrten. Das Geſchrei der feindlichen Vögel wurde ferner und ſchwächer; in ſeinen Ohren begann es zu ſummen und zu brauſen, als ſäße er an einem reißenden Strome, und vor ſeinen Augen ſchwammen und flimmerten die Bäume in der abendlichen Dämmerung durcheinander, wie verwehende Traumbilder. Die müden Lider ſenkten ſich bleiſchwer zum Schlafe, und der dünne gefrorene Schnee, den der Wind von den Zweigen ſchüttelte, überdeckte den kleinen Schläfer gar bald mit einem weißen, eiſigen Schlafkleide. —

Als der Vater mit eingebrochener Nacht nach Hauſe kam, eilte ihm die alte Margreth mit der ängſtlichen Frage entgegen, ob er Stöffele nicht im Dorfe geſehen. Er ſei hinausgegangen, die graue Krähe zu füttern, dann habe ſie ihn noch um das Haus herum rufen hören; aber hinein ſei er nicht mehr gekommen. — „Er wird zur Baſe hinunter ſein," ſagte der Vater, „ich will nachſehen." Aber bei der Baſe war der Kleine nicht geweſen. Vergeblich wurde bei allen Bekannten herumgefragt — niemand wußte von ihm. Vielleicht, daß er auf dem Eiſe verunglückt war; aber vergeblich wurde mit Fackeln und Laternen im Bache und auf den Teichen die ganze Nacht herum geſucht — Stöffele ſchlief ja draußen im Walde, auf ſeinem windumrauſchten Schneebette.

Am frühen Morgen, als der Tag kaum zu dämmern begann, kam die graue Dohle mit lautem Geſchrei an das Haus geflogen; ſie kreiſte auf- und niederflatternd herum und ſchrie, als wollte ſie von ihrem kleinen Ernährer die gewohnte Mahlzeit fordern. Man achtete anfänglich des Vogels nicht; der Vater ſaß, von Jammer und den nächtlichen Anſtrengungen erſchöpft, in der Stube; die hilfebereiten Nachbarn ſtanden ratlos herum — Keiner wußte, wohin die Schritte lenken, um das verlorene Kind auffinden zu können. Daß es bei der grimmigen Kälte nach dem Walde gegangen, daran hatte auch keine Seele gedacht. Seine Spuren dahin waren über Nacht zugeweht worden.

Aber draußen ſchrie die graue Dohle immer ängſtlicher und ſchoß immer näher an das Haus heran; zuletzt ſetzte ſie ſich auf das Geſimſe vor dem Fenſter und ſchlug mit den Flügeln ſo heftig an die Scheiben, daß ſie zu zerbrechen drohten. — „Heiliger Gott," ſagte die alte Margreth, „was nur das Tier hat, das weiß am Ende, wo Stöffele iſt — die kannten einander ſo gut, wie zwei Menſchen." — Die Männer wurden aufmerkſam und gingen hinaus. Die Dohle flatterte dem Walde zu, kehrte aber ſogleich wieder zurück, um den Weg von Neuem dahin zu nehmen, als wollte ſie die Leute auffordern, ihr nachzufolgen. — „Das iſt wunderbar," ſagte ein alter Mann, „es iſt eine graue Dohle — wir müſſen ihr nachgehen."

Die Dohle flatterte vorwärts von Baum zu Baum, von Buſch zu Buſch in den Wald hinein. Manchmal kreiſte ſie ſchreiend über der ſuchenden Schar, als ob ſie dieſelbe zur Eile antreiben wolle. Endlich blieb ſie tief im Walde auf einer Eiche ſitzen und erhob ein klägliches Jammergeſchrei.

Am Fuße dieſer Eiche lag Stöffele — als Leiche — über ſeinem Geſichte ein ſeliges Lächeln, als träumte er von der Mutter und dem duftenden Blumengarten, von dem er ſo oft

geträumt, ſeit ſie geſtorben war. Er wird wohl auch mit einem ſolchen Traume zu ihr hinübergegangen ſein und ſie diesmal nicht verloren haben, als er von dem tiefen Schlafe aufgewacht.

Die graue Dohle flog noch oft mit ihrem klagenden Geſchrei an dem Häuschen auf der Halde herum, nachdem ihr kleiner Freund ſchon lange neben der Mutter auf dem Kirchhofe lag. Die Vögel hatten ihm, wie es dem Knaben geträumt, den Weg zur Mutter gewieſen.

Aus ſchlimmen Tagen.

(1860.)

I.

Der Herbſt des Jahres 1798 prangte in der ganzen Fülle der milden und zugleich erhabenen Schönheit, mit welcher dieſe Jahreszeit unſer Hochland zu ſchmücken weiß. Vor allem konnten ſich die älteſten Leute nicht erinnern, jemals in ihrem Leben die Gebirge in ſolch purpurenem Abendglanze leuchten geſehen zu haben. Wo das Auge hinſchauen mochte, vom Säntis bis an die fernen Walliſer Firnen hinüber, erhoben ſich die Firſten und Hörner jeden Spätnachmittag faſt ſtundenlang wie friſch aufgeblühte, unermeßliche Roſenbüſche und ließen ihre höchſten Kuppeln noch erglänzen, wenn ſich drunten in den dämmernden Thälern bereits die Abendnebel über See und Fluß zu kräuſeln begannen. Es war, als ob der große Völkerhirte dem Volke zwiſchen den Alpen und dem Rheine Tag um Tag ein neues Troſt- und Bundeszeichen errichten wolle, das da verkündete: Sei getroſt, ich bin noch immer der Herr, der dieſe ſtrahlenden Wälle deinen Vätern als Schirm- und Schutzmauern aufgetürmt; faſſe Mut und harre aus, die Trübſal wird vorübergehen. —

Aber im ganzen Lande gab es nur Wenige, die dieſe Sprache verſtanden oder verſtehen wollten, da ſelbſt die

Mutigſten begannen zaghaft zu werden und die feſteſten Herzen erzitterten vor dem Wehgeſchrei, das eben erſt vom Geſtade des Vierwaldſtätterſees, aus den Thalſchaften zwiſchen dem Stanſerhorn und dem Pilatus erſchollen war. Das kleine Volk Nidwaldens hatte ſich aus unbezähmbarer Vorliebe für ſein altes Herkommen geweigert, der neuen helvetiſchen Verfaſſung, die unter dem Schutze franzöſiſcher Heerſcharen allen Eidgenoſſen Freiheit und Einigkeit bringen ſollte, den Schwur der Treue zu leiſten, und für dieſe mit den Waffen in der Hand verfochtene Weigerung lagen nun ſeine Hütten in rauchenden Trümmern, ſeine mutigſten Männer und Frauen erſchlagen, und zahlloſe Waiſen irrten brot- und obdachlos im Gebirge umher. Der ſchreckliche Kampftag des neunten September hatte an ſechshundert Wohnungen des Ländchens mit Feuer verzehrt und ſelbſt den Boden der Hauptkirche von Stans bis an den Altar hinan mit Leichen bedeckt. Was Wunder, wenn drum das Schweizervolk bei dem abendlichen Glühen ſeiner Gebirge eher an Blut und Brand dachte, als an göttliche Troſtzeichen, zumal allerwärts in Dörfern und Städten das ſinkende Alte mit dem werdenden Neuen in hadernder Zwietracht lag und jeder kommende Tag ein anderes Unheil in ſeinem Schoße bergen konnte.

Zu verwundern war's nun wohl auch nicht, wenn in ſolcher Stimmung und Lage des Landes kein feſtliches Beginnen gedeihen wollte und jedes derartige Bemühen unwillkürlich an einen Unglücklichen erinnerte, der ein Lächeln auf ſeine bekümmerten Züge zu erzwingen verſucht.

Einem ſolchen kummerlächelnden Geſichte glich denn auch die Stadt Luzern, die ſonſt ſtets frohe und heitere, in den letzten Septembertagen des genannten Jahres, obwohl ſie ſich äußerlich aufgeſchmückt hatte wie eine Braut, die den Bräutigam erwartet. Thore und Straßen waren mit Laubgewinden geziert, denen der mannigfaltige Farbenwechſel der herbſtlichen Vege-

tation die freundlichſte Anmut verlieh; aus allen Fenſtern hingen bunte Tücher und von den Erkern und Türmen wimpelten zahlloſe grün-rot-goldene Fahnen und Fähnlein herab, während von der nahen Anhöhe des Gütſch in gemeſſenen Zwiſchenräumen Kanonenſchüſſe die Luft erſchütterten. Auch der Himmel ruhte mild und klar über See und Gebirg und ſelbſt der ſonſt mürriſche Pilatus hatte ſeit mehreren Tagen nicht daran gedacht, ſich ſeine Nebelkappe aufzuſetzen; aber bei alledem blieb es in den Straßen der Stadt auffallend öde und ſtill, oder wenn ſich da und dort eine Schar durch dieſelben bewegte, zog ſie lautlos dahin wie eine große Welle, die, nachdem ſich der Föhn gelegt, langſam und ermüdet über den See heran an's Ufer ſchwimmt. Die Menſchen beſchauten in dumpfer Neugierde lange Wagenzüge, die, mit mächtigen Kiſten beladen und von einzelnen Berittenen begleitet, von der Emmenbrücke her in die Stadt zogen, und verliefen ſich dann unter leiſen Geſprächen und Kopfſchütteln in die engen Seitengäßchen.

Bewegter und lebhafter wurde es in den erſten Nachmittagsſtunden des 29. September, als in raſcher Folge fünfundzwanzig Kanonenſchüſſe vom Gütſch erdröhnten und ſich bald in den Straßen der Ruf erhob: „Die Regierung, das Direktorium kommt!“ — ein Ruf, der wirklich der Ankunft der oberſten Behörden der Einen und unteilbaren helvetiſchen Republik galt, die eben von ihrem bisherigen Sitze Aarau nach Luzern überſiedelte. Alles drängte ſich nun dem Baſelthore zu, vor dem ſich am Fuße eines hochragenden Freiheitsbaumes eine Muſikbande aufgepflanzt hatte, um den Ankömmlingen einen ſchallenden Feſtgruß darzubringen; aber nicht etwa in heimatlichen Liederweiſen, ſondern mit dem unaufhörlich wiederholten „ça ira“, dem Nationalgeſange der fränkiſchen Freiheitsbringer und Volksdränger. In der raſch anſchwellenden Volksmenge ließ ſich da und dort eine Stimme hören, welche die Geigen und Muſikhörner mit Geſang begleiten wollte; aber nach kurzem Anlaufe

verſtummte ſie wieder, wohl nicht bloß aus dem Grunde, daß die fremde Melodie weder Begeiſterung, noch allgemeine Geſangesluſt zu erwecken vermochte, ſondern mehr noch, weil ſich um den Sänger augenblicklich ein unruhiges Drängen und Stoßen erhob, das zugleich mit drohendem Gemurmel Schweigen verlangte. —

Auf dieſes bewegte Treiben ſchaute von der Altane eines ſtattlichen Hauſes, das hart neben dem Thore ſtand, mit großer Aufmerkſamkeit ein vornehm und zierlich gekleideter Mann herab, als ob er irgend etwas in der Menge entdecken möchte, das ſich auf den erſten Anblick nicht zeigen wollte. Sein feurigdunkles Auge folgte ſpähend einigen Geſtalten, die ſich ſcheinbar harmlos in dem Gedränge hin- und herbewegten und bald da, bald dort mit Bekannten plaudernd ſtehen blieben, aber immer die Erſten waren, die auf einen Sänger zuſteuerten, der einen neuen Verſuch mit dem ça ira wagte. Der Beobachter mußte jetzt etwas bemerkt haben, was ihn betroffen machte, wenigſtens glitt plötzlich ein halb ſpöttiſches, halb zorniges Lächeln über ſein bräunliches Geſicht hinweg, und mit einer raſchen Bewegung wollte er ſich der Glasthüre nähern, die in's Innere des Hauſes führte, als ſich dieſelbe öffnete und zwei junge Damen auf die Altane heraustraten. „Ich bitte für mich und meine Begleiterin um gütigſte Entſchuldigung, Bürger Kommiſſär," ſagte die Größere der beiden, eine ſchlanke, dunkeläugige Brünette, mit ſchalkhafter Anmut; „aber da ſich Papa nach dem Rathauſe begeben hat, ſo haben wir Niemanden, der uns die herannahenden Landesväter, wenigſtens aus der Ferne, vorſtellen könnte. Dürften wir Sie nicht um dieſen Ritterdienſt erſuchen, Herr Olivier?"

„Mit dem größten Vergnügen, meine ſchöne Hausherrin," erwiderte der Angeredete, ſich zierlich verbeugend, nachdem er noch einen raſchen Blick auf die unten verſammelte Menge geworfen; „nur befürchte ich, ein ſchlechter Ceremonienmeiſter

zu ſein und Ihnen die wenigſten Namen der ſich Anmeldenden nennen zu können. Aber wahrhaftig, dort lenkt die erſte Equipage der hohen Herrſchaften bereits in die Straße herein.“

Und in der That wurde am äußern Ende der Straße im nämlichen Augenblicke ein Wagen ſichtbar, der, mit vier Pferden beſpannt und von einigen berittenen Jägern in grüner Uniform begleitet, in ſcharfem Trabe gegen das Thor heranfuhr. Drunten unterm Freiheitsbaume ſtimmte die Muſikbande ihr ça ira mit verſtärkter Kraft an, aus der Menge ließen ſich vereinzelte Vivatrufe hören, und auf den Türmen der Stadt begannen alle Glocken, groß und klein, anzuſchlagen, während vom Gütſch herab die Kanonen in ununterbrochenem Krachen niederdonnerten; aber von den ankommenden Gäſten ließ der um die lange Wagenreihe aufwirbelnde Staub kaum ſchattenhafte Umriſſe erkennen, ſo daß Herr Olivier bald lachend ausrief: „Sie ſehen, meine ſchönen Bürgerinnen, die Regenten und Geſetzgeber des Landes hüllen ſich in den Dunſt ihrer Weisheit ein, und ich kann meine Pflicht als Cicerone mit dem beſten Willen nicht erfüllen.“

Wirklich raſſelte auch der ganze Zug ſo raſch vorüber, daß die reitende Schlußeskorte desſelben bereits durch das Thor trabte, bevor Herr Olivier imſtande geweſen wäre, ſeinen Begleiterinnen auch nur einen einzigen der Ankömmlinge kenntlich zu machen. Enttäuſcht und mißvergnügt wollte ſich die Brünette ſchon wieder zum Verlaſſen der Altane anſchicken, als die Jüngere, auf deren lichtem Antlitz kaum der erſte Roſenſchein knospender Jungfräulichkeit zu dämmern begann, mit heller Stimme rief: „Sieh, Franziska, dort rückt noch ein Nachtrab an, der unſerer Neugierde am Ende eine kleine Entſchädigung gewährt. Stattlich genug nehmen ſich die beiden Reiter wenigſtens von weitem ſchon aus.“ — „Du haſt Recht, Nanny, wahrhaftig,“ erwiderte die Angeredete, ihre braunen Augen wieder nach der Straße zurückwendend, „die Beiden

machen ſich hübſch in den kleinen, grünen Federhüten; aber um Gotteswillen, Herr Olivier," fuhr ſie in heitre Luſtigkeit ausbrechend fort, „wer iſt wohl das Ungetüm in dem altmodiſchen Wägelchen, dem die ſchmucken Reiter ſo ehrerbietig das Geleit zu geben ſcheinen?"

Herr Olivier hatte die langſam ſich nahende Gruppe ebenfalls mit ſcharfen Blicken betrachtet und zog ſich nun, bevor er Antwort gab, mit einer unmerklichen Bewegung hinter die dichtbelaubten Schlinggewächſe zurück, die auf der einen Seite über dem Geländer der Altane ſich emporrankten. „Den ſtruppigen, bärtigen Geſellen, meinen Sie," ſagte er ſodann, indem ſich das ſpöttiſche Lächeln wieder um ſeine Lippen zu kräuſeln begann, „deſſen Geſicht von den Schultern einer alten Wahrſagerin geſtohlen zu ſein ſcheint? Ja, wahrhaftig, das iſt ein Prachtexemplar und man könnte Mitleiden mit ihm haben, wenn er nicht ein ſo verzweifelt geſcheidter Narr wäre; Peſtalozzi heißt er . . . ein Zürcher."

„Wie, Peſtalozzi?" rief die jüngere der Damen, ſich raſch an dem Geländer vorbeugend, „das wäre Heinrich Peſtalozzi?"

„Kennſt Du ihn denn?" fragte Franziska, die ihre Lachlaune noch immer nicht überwinden zu können ſchien; „wirklich eine äußerſt liebenswürdige Bekanntſchaft für ein ſiebenzehnjähriges Jungfräulein!"

„Nein," erwiderte Nanny ernſt, „ich kenne ihn nicht; aber ich weiß, daß mein Vater nie ohne die größte Ehrerbietung von dem Manne geſprochen hat."

„Nun denn geſchwind, bevor ſie vorüber ſind, Herr Olivier," ſagte Franziska, „wer ſind ſeine beiden Begleiter? der zur Rechten zuerſt?"

„Der ſieht freilich etwas ſchmucker aus," antwortete der Befragte; „es iſt der Bürger Zſchokke, der als Abgeordneter der vertriebenen Bündner Patrioten ſich hier befinden wird. Der zur Linken aber, geben Sie Acht, ſchöne Bürgerin — das iſt

der glückliche Held von Holligen. Hier hätt' ich ihn freilich jetzt nicht erwartet."

„Der Berner Hauptmann König?" rief nun Franziska ihrerseits überlaut und machte eine so rasche Bewegung gegen das Geländer hin, daß die beiden Reiter, die unterdessen unmittelbar an das Thor herangekommen waren, aufmerksam wurden, und zu gleicher Zeit emporblickten. Herr Olivier versuchte noch tiefer hinter das Blätterwerk niederzutauchen; Franziska konnte sich in ihrer Neugierde nicht enthalten, dem Hauptmanne mit wenig Zurückhaltung in das männlich schöne Antlitz zu schauen, und so bemerkte Keines von Beiden, daß die schüchterne Nanny erglühte, wie eine aus der Knospe springende Rosennelke, als ihr Blick mit demjenigen des Reiters zur Rechten zusammentraf. Dieser selbst hielt den Zügel seines Pferdes einen Augenblick an und schaute sinnend und nachdenklich empor, als ob er sich über der lieblichen Erscheinung, die ihm entgegentrat, auf irgend etwas Vergangenes besinnen müßte; dann fuhr er rasch mit der Hand über die Augen und legte sie zu einem lächelnden Gruße an den Hut, von dem eine dunkelgrüne Feder in kecker malerischer Art herabnickte.

Als Wagen und Reiter durch den Thorbogen verschwunden waren, klatschte Franziska, wieder vom Geländer auf die Altane zurücktretend, in die kleinen Hände und rief: „Nun haben wir am Ende vom ganzen Zuge wohl auch das Beste gesehen; der Pestalozzi und der Haupmann König machen ein prächtiges Ensemble zusammen, ein voller Rosenstrauch und eine magere Distel am nämlichen Stämmchen. Aber daß wir den Dritten nicht vergessen, ist das wohl der nämliche Zschokke, Bürger Kommissär, der schon so hübsche Sachen geschrieben hat? z. B. die Geschichte vom Abällino, dem großen Banditen?"

„Darüber weiß ich leider keinen Bescheid, schöne Bürgerin," sagte Herr Olivier, seine schnellen Blicke wieder auf die Menge werfend, die sich unten auf dem Platze nach allen Seiten zu

zerſtreuen anfing. „Zu allerlei tollen Streichen nach Poetenart ſcheint der junge Herr wohl aufgelegt zu ſein, wie ich mir in Aarau habe erzählen laſſen. An Gelegenheit wird es nun bald auch nicht fehlen, mehr von ihm zu erfahren, wenn ſich die Damen, die ich jetzt verlaſſen muß, darum intereſſieren ſollten.“ Mit dieſen Worten machte er eine raſche, aber höfliche Verbeugung und trat von der Altane durch die Glasthüre ins Haus zurück.

Franziska blieb horchend ſtehen, bis die Tritte des ſich Entfernenden verhallt waren und fing dann an, die Hände vor ſich hingefaltet und das Antlitz leicht vorgebeugt, langſam auf- und niederzugehen. Auch ihre Begleiterin ſaß in ſchweigendem Sinnen, bis ſie endlich beinahe ſchüchtern ſagte: „Wie iſt es denn nur mit dem Herrn König — ich habe wohl ſchon davon ſprechen gehört, aber nicht beſonders Acht gegeben darauf.“

Franziska blieb ſtehen und ſchaute ihre junge Freundin einen Augenblick zerſtreut an, als ob ſie die Frage nicht verſtanden habe; dann aber gewann das ernſte Geſicht plötzlich wieder einen heitern Ausdruck und mit neckiſchem Lächeln rief ſie: „Ah, jetzt intereſſierſt Du dich mit einem Male für den Herrn — ja, ja, in der That ein ſchöner Mann; aber leider — er iſt ſchon verlobt.“

Nanny ſchüttelte das blonde Köpfchen faſt unwillig und erwiderte ſchmollend: „So viel iſt mir ſchon in Erinnerung geblieben, Franziska!“

„Nun, viel mehr weiß ich ſonſt auch nicht,“ ſagte dieſe wieder etwas ernſter werdend. „Seine Braut, Adelaide von Holligen, habe ich dieſen Sommer am Genferſee kennen gelernt, und nach ihrer Schilderung muß der Hauptmann nicht nur ein wackerer Mann, ſondern faſt ein Halbgott ſein. Vor dem Einmarſche der Franzoſen ſaß er in Bern unter der Anklage frankenfreundlicher Geſinnungen in heimlicher Gefangenſchaft

und es mußte gefährlich genug ausgeſehen haben für ihn; ſelbſt der Herr von Holligen, Adelaidens Vater, gehörte unter ſeine erbittertſten Gegner, vielleicht auch noch aus dem Grunde, weil er die Liebe ſeiner einzigen Tochter zu dem armen Maler entdeckt hatte. Denn das war der König; da dieſer aber bei dem losbrechendem Sturme freigegeben werden mußte, erzeigte er ſich als ſo tapferer und einſichtiger Offizier, daß die Berner Regenten das Unrecht zu ſpät bereuten, das ſie ihm und dadurch dem ganzen Lande angethan. Beſonders ſchwer mußten ſie es büßen, ſeinen Warnungen vor einem fränkiſchen Spion, der ſich in ihr Vertrauen einzuſchleichen gewußt, nicht beachtet zu haben. Um wenigſtens ſeinen Teil an dem Unrechte ſo weit möglich wieder gut zu machen, verlobte dann der Herr von Holligen dem früher ſo bitter gehaßten Hauptmanne ſeine Tochter. Iſt das nicht hübſch?“

Dieſe ganze Mitteilung war in ſo gleichgültigem Tone gegeben, und die letzte Frage in ſo ſichtlicher Zerſtreuung geſtellt worden, daß Nanny mit dem Ausdrucke aufrichtiger Bekümmernis ihr Köpfchen tiefer ſinken ließ, ohne zu antworten. Doch nach wenigen Augenblicken erhob ſie ſich wieder und ſagte mit wehmütigem Ernſte: „Franziska — ich werde morgen heimgehen.“

„Morgen — du?“ rief Franziska wie aus tiefen Gedanken erwachend und überraſcht; „was fällt dir ein, Kind?“

„Ich bin hier überflüſſig, wo nicht gar läſtig, Franziska.“ Bei dieſen Worten wollten ſich die blauen Augen mit Thränen füllen, ſo daß nun die ältere Freundin leiſer, aber erſchrocken fragte: „Mein Gott, was haſt Du denn — ich verſtehe gar nicht, was Du ſagen willſt!“

„Du thuſt mir weh, ſehr weh, ohne daß Du es willſt oder daran denkſt,“ erwiderte Nanny mit noch immer gleichbewegter Stimme; „denn ſieh' — Du verſtellſt Dich vor mir, Franziska.“

„Ich? vor Dir?“ fragte dieſe halb errötend, halb mit beſchwichtigendem Lächeln; „nein, vor Dir verſtelle ich mich nicht, wahrlich nicht.“

„Doch, doch!“ beharrte Nanny bekümmert, „vor mir, wenigſtens in meiner Gegenwart, und wenn es dann auch nur auf den Bürger Olivier gemünzt ſein ſollte. Sieh', Franziska, wüßte ich nicht, daß Du die Braut eines Mannes biſt, der Dir teurer als Dein Leben iſt — es wären mir dieſe Tage ſeltſame Gedanken gekommen. Sobald der Franzoſe in der Nähe iſt, biſt Du heiter, mutwillig und ſogar — nimm es mir nicht übel — beinahe ausgelaſſen. Aber dieſe Art will Dir auch ſo gar nicht anſtehen, und Du gibſt Dir noch jeden Augenblick eine Blöße dazu! — Gerade vorhin — wie haſt Du über den edeln Peſtalozzi Dich luſtig gemacht, und doch weiß ich, daß ſein Name in Euerm Hauſe ſonſt mit nicht weniger Achtung und Verehrung genannt wird, als daheim bei mir. Und dann haſt Du Dich auch noch ſo raſch an das Geländer vorgedrängt, daß — daß —.“

„Nun?“

„Daß die beiden andern Herren verwundert nach uns heraufgeſchaut haben.“

Das unſchuldvolle und reizende Erröten, von dem dieſe Antwort begleitet war, würde zu einer andern Zeit einer gutmütigen Neckerei Franziskas ſchwerlich entgangen ſein; jetzt aber entgegnete ſie befangen und leiſe: „Und was willſt Du mit all' dem ſagen, was meinſt Du eigentlich?“

„Ach, ich weiß es ja eben nicht, was ich denken und ſagen ſoll,“ antwortete Nanny; „daß Du Dir des Franzoſen wegen Zwang anthuſt, iſt mir wohl deutlich, wenn ich oft auch nicht einmal ſagen könnte, worin dieſer Zwang beſteht. Im ganzen ſieht es aus, als ob Du ihm ſtets und überall zu gefallen Dich bemühteſt; aber — mir komm' es vor, als ob jedesmal bei ſeinem Anblicke ein Erſchrecken durch Dich ginge, und doch

ſuchſt du ſtets in ſeiner Nähe zu ſein, ſobald du ihn daheim weißt.“

„Du argloſes und doch ſo ahnungsvolles Herz!“ ſagte Franziska bewegt, indem ſie ihre beiden Hände auf die lichten Haarwellen ihrer jugendlichen Freundin legte; „ja, Du haſt recht; ich wollte den harmloſen Frieden Deiner Seele nicht ſtören durch Befürchtungen, die vor meiner eigenen Seele ſelbſt nur wie unfaßbare, geſpenſtiſche Schreckensgeſtalten ſtehen. Doch nun iſt's beſſer ſo. Aber komm', hier können wir nicht ſprechen davon, denn ich fürchte, wir haben es mit einem Gegner zu thun, dem all' unſere Vorſicht nicht gewachſen ſein wird.“

II.

Während Franziska in der Stille ihres Gemaches der jüngern Freundin die Bekümmerniſſe anvertraute, die ſie ſeit dem vor einigen Wochen erfolgten Einzuge des franzöſiſchen Kommiſſärs in das Haus ihres Vaters, des wackern, gradſinnigen Alt-Ratsherrn Meyer, bedrängten, folgten die beiden Reiter dem kleinen Wagen ihres Gefährten langſam durch das Gedränge der Straßen, bis dieſer endlich das Gefährt vor dem altertümlichen Gaſthauſe „zu Pfiſtern“ anhielt und mit größerer Behendigkeit auf den Boden ſprang, als ſeine ſcheinbar unbehilfliche Geſtalt erwarten ließ. Franziska hatte übrigens in ihrem, wenn auch blos angenommenen Mutwillen vollſtändig recht gehabt; der Mann nahm ſich neben ſeinen ſchmucken, nun ebenfalls aus den Bügeln geſtiegenen Begleitern in der That äußerſt ſeltſam aus. Das hagere, ſchmale Geſicht, das in der dunkeln Umrahmung eines verworrenen Haares und Bartes wohl noch unſcheinbarer ausſah, als es in der Wirklichkeit ſein mochte, der nachläſſig und weitfaltig um die etwas vorgebeugte Geſtalt ſchlotternde Rock, die übelausſehenden

Strümpfe, deren obere Teile mit bedenklicher Sehnſucht nach den ausgetretenen Schuhen niederſtrebten, dies und noch manches Andere im Äußern des Mannes ſchien wenig geeignet zu ſein, ihn zum vertrauten Genoſſen zweier ſtattlich ausſehenden Kavaliere zu machen, und doch reichte er ihnen jetzt mit ſo unbefangener Freudigkeit beide Hände entgegen, als ob ſie ſich nach langer, ſchmerzlicher Trennung begrüßen müßten. „Da wären wir endlich mit Gottes Hilfe," rief er mit einem hellen Aufblicke ſeiner großen, milden Augen; „daß der Himmel unſern Eingang ſegnen möge! Das kann ich Euch verſprechen, bei Vater Reber ſind wir aufgehoben wie Haſen im Maienklee, und wenn das Haus bis unter die Firſt mit Gäſten vollgepfropft wäre." Und wirklich, als ſollte dieſes Verſprechen alsbaldige Beſtätigung erhalten, kamen im Augenblicke zwei Hausknechte über den Hausplatz hergelaufen, die, ohne ſich um etwas Anderes auf ihrem Wege zu bekümmern, wie beutelluſtige Wölfe über die kleinen vor das Wägelchen geſpannten Rappen herfielen, während ſie deren Herrn mit lachenden Geſichtern ihre Grüße zuriefen. „Grüß Euch Gott, grüß Euch Gott," rief auch dieſer den Burſchen entgegen; „aber was denkt Ihr, meine Kinder, Chriſtoph, Andres — zuerſt die beiden Herren da bedient, es ſind meine Freunde; nur zu, ich kann warten. Wo iſt denn Vater Reber, zu Hauſe? geſund und wohlauf, hoff' ich!" — Die Frage mußte im Hauſe gehört worden ſein, denn plötzlich rief eine helle Kinderſtimme: „Der Herr Peſtalozzi iſt draußen!" und augenblicklich kam es wie ein kleines wildes Heer purzelnd und ſpringend durch die Thüre gekollert — ein Haufe pausbackiger Knaben und Mädchen, die mit lautem Gejubel auf ihren angekommenen Freund loſtürmten, ohne ſich in ihrer Freude durch die beiden andern Gäſte im mindeſten ſtören zu laſſen. „Daß Euch —" rief Peſtalozzi, über deſſen bleiches Geſicht es dahinglitt wie ein Strahl milden Sternenſcheines; „da haben wir ja die ganze

Beſcherung beiſammen — den Reſli, den Peter, den Balz und meine kleine Fränzel zu allererſt; aber wa[illegible]t nur, Ihr kleinen Weltbürger, die Aarauer Bäcker ſind auch nicht auf den Kopf gefallen.“ Mit dieſen Worten ſchob er ſeine Hände in beide Seitentaſchen des Rockes und brachte aus denſelben eine ſolch endloſe Reihe mächtiger Düten hervor, daß die beiden Freunde, die bisher dem lieblichen Schauſpiele ſtill vergnügt zugeſchaut, in ein unaufhaltſames Gelächter ausbrechen mußten. „Wahrlich Freund,“ rief Zſchokke, „ſonſt glaubt' ich, nur dein Wohlwollen ſei unerſchöpflich, aber nun ſeh' ich, daß Deine Taſchen es noch vielmehr ſind; gewiß, Du haſt des Fortunatus Wünſchhütlein unter deinem Rock eingenäht!“ — „Ja, ja,“ erwiderte Peſtalozzi, vergnügt die Hände reibend und mit lachenden Blicken die Freude der Kinder betrachtend, „an Wünſchen fehlt's mir wenigſtens nicht für die kleine Welt; aber ſeht, da rückt Vater Reber an; dem wirſt du ſtatt Dütenkrams heut Abend eines deiner patriotiſchen Lieder ſingen, Heinrich Apollo!“

Der Genannte, der jetzt unter die Hausthüre trat, war ein Mann mit wohlwollendem und zugleich klugem Geſichte, der ſeinen alten Bekannten mit großer Herzlichkeit, und die Begleiter desſelben mit einem Anſtande begrüßte, welcher weit entfernt war von jener handwerksmäßigen Höflichkeit, mit der ſonſt vornehmere Gäſte von den Wirten empfangen werden. Er führte ſie dann an der großen Gaſtſtube, in der ſich ein buntes Gedränge durcheinandertrieb, vorüber, nach einem freundlichen Seitengemache, und bald ſaßen die Drei behaglich vor einem dampfenden Imbiſſe, dem ſie nach der anſtrengenden Fahrt alle Ehre erwieſen. Aber nach beendigtem Mahle trieb es den raſtloſen Peſtalozzi ſchon wieder fort, da er ſich bereits ſchon mit jenem großartigen Gedanken beſchäftigte, deſſen bald darauf erfolgte Verwirklichung allein hinreichen würde, ihm in der Geſchichte der edlern Menſchheit einen unſterblichen

Namen zu bewahren — mit dem Gedanken nämlich, den Waiſen der im Kampfe gefallenen Nidwaldner Vater und Erzieher zugleich zu werden. Seine beiden Freunde, die einander erſt ſeit einigen Tagen kennen gelernt und ſich ſchnell liebgewonnen hatten, gingen an die Reuß hinunter, die hart vor dem Gaſthauſe niederſtrömt, und folgten dem Laufe derſelben aufwärts nach der Brücke, welche, am Ende des Sees, den Strom in weitem Bogen überſpringend, ehemals zu den ſtolzeſten Bauzierden der Stadt gehörte und noch heute eine der ergreifendſten Ausſichten im ganzen herrlichen Schweizerlande gewährt. Hier ſetzten ſie ſich auf eine der Ruhebänke, die an der innern Seite des Brückengeländers hinliefen und ſchauten lange ſchweigend hinaus auf den ſilberblinkenden See und die aus ſeinem Spiegel emporſteigenden Gebirge, deren höchſte Spitzen und Halden ſich bereits mit einem rötlichen Dämmerdufte zu umſpinnen begannen.

„Ich vermag dieſen Anblick nicht länger zu ertragen,“ ſagte der Hauptmann nach einer Weile, die Hand über die Augen legend; „je mächtiger mir die Schönheit dieſes Landes entgegentritt, um ſo ſchmerzlicher muß ich das Loos ſeiner Bewohner beklagen. Sieh' einmal die Unterwaldner Berge, wie ſie mit dem Schmucke junger Roſen angethan vor uns aufſteigen; und doch welch ein Jammer zu ihren Füßen, wie viel Schmerzen und Todesangſt, die ſich vergeblich in ihren Klüften zu verbergen ſuchen!“

„Du haſt recht,“ erwiderte Zſchokke, „und doch wollt' ich Dir wünſchen, daß Du dieſe klagende, gedrückte Stimmung, die Dich zu keinem Handeln kommen läßt, bald überwinden möchteſt. Füge Dich in das Unvermeidliche, das mit jahrhundertalten Wurzeln in die Gegenwart hineingreift: aber hilf rüſtig arbeiten an einer beſſern Zukunft. Deine Idee wird in ihrer Verwirklichung dem Lande und ſeiner Freiheit die herrlichſten Früchte bringen, ich bin es tief überzeugt. Sammlung und

Gründung einer ſtarken, einheimiſchen Wehrkraft, um im eigenen Hauſe ſelbſt die Ordnung aufrecht erhalten, um nach Weſt und Oſt eine achtunggebietende Stellung einnehmen zu können — ja, das iſt es, was not thut; aber darum auch friſch Hand an's Werk gelegt, da du mehr als tauſend Andere in der glücklichen Lage biſt, es fördern zu können."

„Ich muß dich um deine ſtets friſche Zuverſicht beneiden, Freund," ſagte der Hauptmann, ſich erhebend; „aber glaube mir, wäreſt du das eingeborene Kind dieſes Landes, es würde dir nicht ſo leicht, Tag um Tag die liebſten Hoffnungen ins Grab ſinken zu ſehen. Nun mag es freilich für uns alle ein Gewinn ſein, daß du unbefangener, unbeirrt von den tauſend unſichtbaren Fäden, die uns Andere von Kindesbeinen an umſponnen und da oder dort feſthalten, in das entbrannte Getriebe der Leidenſchaften hineinzuſchauen und mit herzlichem Wort und friſcher That auch einzugreifen im Stande biſt. Doch komm', wir wollen uns an dieſen Bildern Kraft und Ruhm vergangener Tage auf's Neue in Erinnerung bringen; ſei's zum Troſte, ſei's zur Lehre."

So gingen die Beiden langſam auf der Brücke dahin, um die mannigfaltigen Schildereien zu betrachten, die, am Balkenrande der Dachbrüſtung angebracht, hervorragende Szenen der Schweizer- und Luzernergeſchichte darſtellten. „Es war das eine ſchöne und ſinnige Art der Alten, öffentliche Plätze und Gebäude auszuſchmücken," ſagte der Hauptmann, „eine fortwährend lebendige und für Jeden verſtändliche Ermahnung zum Tüchtigen und Großen, zur Liebe und Opferbereitwilligkeit für das Vaterland, wie ſie das gedruckte Wort ſo allgemein bei weitem nicht eindringlich zu machen vermag. Aber ſieh' da, ein Bild von äußerſt kräftiger Zeichnung und Farbe, das ich mich nicht erinnere, früher einmal hier geſehen zu haben."

„Es iſt offenbar auch nur eingefügt," erwiderte Zſchokke, das Gemälde näher betrachtend, „obſchon es ſelbſt älter als alle andern zu ſein ſcheint; in der That ein ſchönes Bild, nur kann ich nicht denken, welche geſchichtliche Szene es darſtellen will."

„Ich ebenfalls nicht," ſagte der Hauptmann, den Blick mit dem Wohlgefallen eines Künſtlers auf der Schilderei ruhen laſſend; „doch ſieh' nur, wie ſicher die kräftige und doch feingehaltene Geſtalt des Schiffers auf dem Vorderteile des kleinen Kahnes ſteht, deſſen Hinterteil erſt aus dem Grabe ſchäumender Wogen emporſteigt — ein wahrer Götterjüngling, an welchem keine Anſtrengung, keine menſchliche Furcht ſichtbar würde, flöge nicht ſein gelbes Haar wie ein Knäuel verworrener Blitze im Sturmwinde. Im Hintergrunde treibt ein ruderloſes Boot auf den Waſſern, zu deſſen Rettung er zu ſpät gekommen zu ſein ſcheint; ein wirkſames Motiv des Malers, um die an ſeinem Helden ſiegreich dargeſtellte körperliche Kraft mehr hervorzuheben und ſie zugleich im Bunde mit einem ſchönen, menſchlichen Wollen zu zeigen."

„Ich weiß nicht," erwiderte Zſchokke, über den warmen Eifer lächelnd, in den ſich ſein Freund an dem Bilde ſo raſch hineingeredet, „mir ſcheint es faſt, Dein Held werfe eher einen kalten, verächtlichen Blick nach dem verunglückten Schiffchen hinüber, als daß er das Schickſal desſelben bedaure — etwa ein Tell, der auf die Platte ſpringt. Aber ſieh', da in der Ecke läßt ſich am Ende der Schlüſſel des Geheimniſſes entdecken, eine Inſchrift — halt: Zum Andenken — nein, da ſind einige Worte gänzlich erblichen — Konrad Meyer — 1522."

„Das hilft uns freilich nicht viel weiter," ſagte der Hauptmann, indem er ſich von dem Bilde abwendete, als ob er ſich nach einem eingeborenen Erklärer umſehen wollte; aber auf der ganzen Brücke war keine Seele zu erblicken, als ein altes

Weib, das ſich den Beiden offenbar in der Abſicht näherte, ſie um eine Gabe anzuſprechen. Der junge Bündner Abgeordnete zog auch ſogleich die Börſe und ſagte, der Alten eine kleine Münze reichend: „Du bekommſt das Doppelte, gutes Mütterchen, wenn Du uns erklären willſt, was dieſes ſchöne Bild da darſtellt — das mußt Du wohl wiſſen, denk' ich.“ Die Bettlerin ſchlug bei dieſem Verſprechen behende die Augen auf; aber kaum hatte ſie den Schiffer mit dem rötlich flatternden Haare auf dem dunklen Nachtgrunde erblickt, als ſie ebenſo behende mit der Rechten ſich bekreuzigend über Geſicht und Bruſt herabfuhr und mit hörbarem Schrecken murmelte: „Alle Heiligen ſeien gelobt, der rote Schiffer iſt's.“ Dabei ließ ſie das erhaltene Geſchenk auf den Boden fallen und trollte ſich, ohne weitere Rede zu ſtehen, mit einer Schnelligkeit davon, als ob ihre Füße im Augenblick um ein halbes Menſchenalter jünger geworden wären.

„Da haben wir's,“ rief Zſchokke, der Alten lachend und zugleich verwundert nachſchauend, „am Ende verwandelt ſich Dein Götterjüngling gar in ein Teufelskind, über das uns kein aufrichtiger Chriſtenmenſch Auskunft geben mag. Roter Schiffer — das klingt wohl bedenklich genug in einem Zeitalter, wo das reinſte Gold der Locken als eine böſe Mitgift des Schickſals angeſehen wird; aber freilich, jetzt müſſen wir erſt recht wiſſen, woran wir ſind mit unſerm Helden.“ Und die beiden Männer blickten zugleich nach den entgegengeſetzten Enden der Brücke, um offenbar entſchloſſen abzuwarten, bis ihrer Neugierde jemand zu Hilfe kommen werde; doch nach wenigen Augenblicken ſchon wurde ihre Aufmerkſamkeit von einem andern Gegenſtande in Anſpruch genommen.

III.

Nach der Schifflände hin nämlich, welche unweit der Brücke gelegen war und an der soeben ein kleines Segelboot mit grün-rot-goldenem Wimpel angelegt hatte, machte sich ein auffallendes Laufen und Gedränge bemerkbar, das wohl einem besondern Umstande gelten mußte; bald auch ließ sich erkennen, daß zwei französische Grenadiere ausstiegen und sich wie zwei regelrechte Schildwachen vor dem Schiffchen aufstellten, während ein Dritter die andrängenden Zuschauer auseinander schob und eiligen Schrittes den Weg nach der Stadt hinab einschlug.

„Ein sehenswertes Schauspiel, dem die Leute zurennen — fürwahr," sagte der Hauptman bitter, „fränkische Soldaten, die ganz auf eigene Faust unter helvetischer Flagge fahren. Kein übles Bild unserer Lage und Zustände, mein' ich!" — „Es muß noch etwas Anderes dabei sein," erwiderte Zschokke, aufmerksam hinschauend, „wir wollen doch einmal nachsehen; unser Schiffer hier wird unterdessen schwerlich in See stechen." Der Hauptmann nickte beistimmend; aber als sie zur Stelle kamen, hatten sie bereits Mühe, zu dem Schiffchen hindurch zu gelangen. Die Menge, größtenteils aus Landleuten und Schiffern bestehend, zeigte keineswegs bereitwillige Höflichkeit, ihnen freien Paß zu lassen, und sie bemerkten wohl auch, daß sich mehr als ein drohender Blick nach der kleinen, helvetischen Kokarde richtete, die sie an ihren Hüten trugen. Im Hinterteile des Bootes aber lag, als sie endlich ans Ziel gelangten, ein großer, kräftiger Mann, in die einfache Linnentracht des Älplers gekleidet, die Hände kreuzweis mit einem groben Stricke übereinander gebunden und um die Stirn ein Tuch geschlungen, an dem, trotz seiner roten Farbe, deutliche Blutspuren erkennbar waren. Die Augen hatte er geschlossen, man wußte nicht, ob aus körperlicher Ermattung, oder aus Scheu, seine Umgebung anzusehen. „Was ist's mit dem

Manne," fragte der Hauptmann einen der Grenadiere, „wo bringt ihr ihn her?" Aber der Soldat antwortete nur mit einem kurzen Kopfschütteln und erwiderte dann, als die Frage französisch wiederholt wurde, sein Gewehr fester anziehend: „Ich habe keine Ordre, Auskunft zu erteilen." Der Hauptmann preßte die Lippen zusammen und wendete sich zur Seite nach dem Fährmann, der, neben seinem Boote stehend, langsam das Segel aufrollte; doch kaum hatte der zweite Grenadier diese Bewegung bemerkt, als er die Muskete erhob und mit dem Kolben derselben den Schiffer zurückzudrängen versuchte. „Halt, Kamerad," rief nun Zschokke, das Gewehr mit raschem Griffe anfassend, „der Fährmann wird schwerlich euer Gefangener sein und deshalb soll ihm auch freistehen, auf eine ungefährliche Frage Antwort zu geben." Der Soldat, der seine Waffe wie von einem eisernen Schraubstocke festgehalten fühlte, blickte halb verblüfft, halb zornig nach seinem Gefährten, welcher auch wirklich, ohne langes Besinnen, seine Muskete senkte, um mit dem Bajonette auf den verwegenen Bürger einzudringen, aber noch bevor er einen Schritt vorwärts gethan, war sein Gewehr schon in den Händen des Hauptmanns, während er selbst, von einem kräftigen Stoße aus dem Gleichgewichte gebracht, gegen das Schiffchen zurücktaumelte. Dieser ganze Auftritt war so unerwartet und rasch gekommen, daß die Zuschauer erst jetzt zur Besinnung kamen, um was es sich handle, und nun mit unzweideutigen Geberden gegen die Grenadiere vorzudringen begannen; der Hauptmann jedoch rief, dieses bemerkend, den Leuten zu, sich ruhig zu verhalten, und wollte sich eben wieder an den Schiffer wenden, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine Stimme an sein Ohr flüsterte: „Ihr thut wohl daran, Ordnung zu schaffen!" Halb um sich schauend, konnte er einen leisen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken, da er das kalte, lauernde Gesicht des Franzosen Olivier erkannte, der mit einem un-

verkennbaren Ausdrucke höhniſcher Schadenfreude nach der Muskete blickte, die der Hauptmann noch immer in ſeiner Rechten hielt. „Ein unerwartetes Wiederſehen, Bürger Kapitän,“ ſagte der Franzoſe mit einem höflichen Neigen des Kopfes, indem er an der breiten, dreifarbigen Schärpe drückte, welche er über die Bruſt trug; „nur thut es mir leid, Euch in einer, wie es ſcheint, unangenehmen Unterhaltung anzutreffen.“

„Unangenehm wohl für einen Schweizer, Bürger Kommiſſär,“ erwiderte der Hauptmann mit einem ſcharfen Blick auf die Beamtenauszeichnung ſeines Gegenübers; „wollten mir doch Eure Grenadiere verwehren, ein Wort an dieſen Schiffer zu richten, welcher, wie ich denke, ſo gut ein freier Mann iſt, als Ihr und ich.“

„Wenn es ſich, wie ich vermute, nur um eine Auskunft über jenen Gefangenen handelt,“ ſagte der Franzoſe in ſeiner kalten Höflichkeit, „ſo kann ich Euch dieſelbe beſſer erteilen, als unſere Soldaten da. Der Burſche iſt, was Ihr ohne Zweifel erwartet, ein Nidwaldner Rebell, der auf meinen Befehl aufgegriffen und zu ſeiner Beſtrafung nach Frankreich abgeführt werden ſoll.“

„Auf Euern Befehl nach Frankreich!“ rief der Hauptmann, indem ein dunkles Rot über ſeine Stirne flog, „haben wir denn kein Recht und Gericht im Lande, um zu ſtrafen, wo es nötig erſcheint?“

„Dieſe Frage ſolltet Ihr an unſere braven Soldaten richten,“ erwiderte der Franzoſe ſtolz, „die im Kampfe gegen die barbariſchen Fanatiker Eurer Berge ihr Blut vergoſſen haben. Übrigens möchte hier weder die Zeit noch der Ort ſein, ſolche Dinge zu verhandeln, Bürger Kapitän.“ Mit dieſen Worten wendete er ſich ab und winkte einem kleinen Fuhrwerke, das, eben angefahren, von zwei helvetiſchen Gensdarmen in ihrer grünen Uniform begleitet war. Dieſe betraten das

Schiffchen, ſchoben den Gefangenen, der ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, hinaus und hoben ihn auf das Wägelchen empor, das, nachdem ſie mit blanken Karabinern neben dem Unglücklichen Platz genommen, unter dem dumpfen Schweigen der Menge davonrollte. Der Kommiſſär grüßte den Hauptmann und ſeinen Begleiter mit einer kurzen Handbewegung und machte ſich dann im Geleite der Grenadiere, welche den Fährmann mit ſich führten, ebenfalls auf den Weg zur Stadt hinein.

Die beiden Freunde blieben am Geſtade zurück, bis ſich die Menge grollend und unter leiſen Verwünſchungen verlaufen hatte. „Dieſe Leute würden bereitwillig zur Befreiung des Gefangenen mitgewirkt haben," ſagte Zſchokke, den Abgehenden nachblickend, „und ich weiß nicht, ob wir's nicht hätten probieren ſollen."

„Was würd' es ihm und uns genützt haben," erwiderte der Hauptmann düſter, „an ſeine Rettung wäre doch nicht zu denken geweſen und iſt ja das Schickſal des Einzelnen auch nur ein Tropfen in der großen Unglücksflut, die das ganze Land überſchwemmt. Aber komm', laß uns ein wenig auf den See hinausfahren; mir iſt's ſo ſchwül und dumpf, als läge die Laſt eines Gebirges auf meiner Seele." — „Du haſt recht," rief Zſchokke, in eines der am Ufer liegenden Boote ſteigend und ein Ruder ergreifend, das mit wenigen Schlägen das Schifflein auf die ruhige Fläche gleiten ließ. — „Das Waſſer iſt das Element, das Freie ſchützt."

Schweigend ging lange die Fahrt und man hörte nichts, als den gleichmäßigen Takt der Ruder, die mit kräftigen Stößen ins Waſſer ſanken, und das Plätſchern der leicht erregten Wellen, die ſich an dem Schifflein brachen. Jeder der beiden Dahingleitenden hing ſeinen eigenen Gedanken nach oder überlegte bei ſich, wie der am Ufer erfolgte demütigende Auftritt zu beſprechen ſei. Zſchokke ſchaute nachdenklich auf die

gekräuſelte Fläche, die von der bereits tief ſinkenden Sonne mit hellen Lichtern übergoſſen wurde, während der Hauptmann finſter, über ſein Ruder gebeugt, vor ſich niederblickte, bis das Ufer immer weiter zurücktrat und die am Landungsplatze hantierenden Schiffer kaum noch wie kleine Knaben erſchienen. „Höre," ſagte endlich Zſchokke, „ich kann mir das Auftreten dieſes Franzoſen noch immer nicht zurechtlegen; offenbar müßt Ihr Beide Euch kennen und ſogar genau kennen."

„Ob ich ihn kenne?" erwiderte der Hauptmann, „hab' ich Dir denn nicht ſchon mehrmals erzählt von ihm, von dieſem Menſchen, den ich aus dem innerſten Grunde meiner Seele verabſcheuen und dem ich doch meine Freiheit, wenn nicht gar das Leben verdanken muß?"

„Wie," rief Zſchokke, ſeine Blicke unwillkürlich nach dem Landungsplatze zurückwendend, „das war der ehemalige Helfershelfer Mengauds, Dein Gefangener am Grauholze und Dein Richter am folgenden Tage?"

„Eben derſelbe, ein Meuchelmörder vielleicht, gewiß aber ein im Finſtern ſchleichender Dämon, der zum Unheil unſers Landes Menſchengeſtalt angenommen hat. Haſt Du ihn noch nie geſehen bis heute?"

„Ich entſinne mich nicht," ſagte nachdenklich der bündneriſche Abgeordnete.

„Und haſt Dich doch im öffentlichen Auftrage Deiner Landsleute bereits zwei Monate in Aarau aufgehalten?"

„Seit Ende Juli — ja."

„Dann glaube mir, daß er Deine Abſichten, Deine Verhältniſſe und Beziehungen, ja ſelbſt Deine geheimen Neigungen ſo genau kennt, als ein Geizhals das Innere ſeiner Schatzkammer."

„Wenn mir Deine Befürchtungen auch übertrieben erſcheinen — denn was hätte der Mann ſich groß um mich zu

kümmern! — ſo machſt Du mich doch neugierig. Was mag er nun wohl hier beabſichtigen und zu ſchaffen haben?“

„Übertrieben, meinſt Du?“ erwiderte der Hauptmann kopfſchüttelnd; „nein, nein, Du kennſt den Menſchen noch nicht, und wenn ich ſelbſt ihn in Bern nur kurze Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, ſo ſah ich doch bald, daß er überall und nirgends war, in allen Kreiſen, in allen Geſtalten auftrat; am Morgen im Hauptquartier oder in den geheimen Beratungen der Staatsmänner, und abends in irgend einer abgelegenen Weinſpelunke, wo ſich wildes und lichtſcheues Volk zuſammenfand. Und glaube mir, überall ſpielte er ſeine Rolle mit ſolch ſicherer Gewandtheit, als ob er von Kindesbeinen an auf dem Boden geſtanden, auf dem er ſich eben im Augenblick zu bewegen hatte. Was er hier will? Ohne Zweifel hat ihn der Nidwaldner Aufſtand hergerufen; aber ſicher verfolgt er für ſich noch einen beſondern Zweck, drum erſcheint er in der Geſtalt eines Kommiſſärs, die ihm in bürgerlichen wie militäriſchen Angelegenheiten gleich freie Hand läßt.“

„Mir iſt's nun auch wirklich, ich müßte das Geſicht ſchon irgendwo geſehen haben,“ bemerkte Zſchokke nachdenklich; „aber immerhin muß es bei einem ganz bedeutungsloſen Anlaſſe oder dann unter total verändertem Äußern geſchehen ſein. Ich habe ſonſt ein ziemlich genaues Erinnerungsvermögen; diesmal läßt es mich im Stich mit einem traumhaften Nachdämmern.“

„Nun ſiehſt Du,“ ſagte der Hauptmann nach einer Pauſe, während welcher ſelbſt die Ruder ruhten, „das eben iſt es, was mit ſo unnennbarer Laſt mich niederdrückt und mir den friſchen Mut des Handelns, des zuverſichtlichen Eingreifens in das wirre Getriebe unſerer Zuſtände benimmt. Ich hab' es ſchon genug bemerkt, Du hältſt mich oft für zu kleinmütig und zaghaft, und doch hab' ich in meinem frühern Leben den ſchwierigſten Verhältniſſen und dem ſtärkſten Gegner gegenüber

keine Furcht gekannt; nur mußt' ich dieſe feindlichen Verhältniſſe überſchauen und den Gegner ſehen können. Aber jetzt — iſt es nicht, als tappten wir in tiefſter Finſternis, aus welcher uns bei jedem Schritte, ob vorwärts oder rückwärts, verborgene Fußangeln entgegenlauern? Wahrlich, es ſind nicht die fränkiſchen Kommiſſäre, welche öffentlich im Namen der Brüderlichkeit unſere Schätze plündern, und nicht dieſe zahlloſen Heerhaufen, die unter dem Titel freier Bundesgenoſſenſchaft das Mark unſers Landes aufzehren — nein, nicht dieſe ſind es, die ich fürchte; aber was mich ängſtigt, das iſt das unſichtbare Heer der ungezählten Spione, die uns tauſendgeſtaltig auf Weg und Steg entgegentreten, die, ohne daß wir's ahnen, uns ſchon den erſten Gedankenkeim einer That ablauern und jede unſerer Handlungen, auch die unſchuldigſte und abſichtsloſeſte, in ihr großes Intriguennetz einflechten, um uns nach Belieben einmal die Schlinge um den Hals werfen zu können. Glaube mir, mit dieſen geheimen Fäden hält uns der Franke feſter an ſeine Willkür gebunden, als durch die Bajonette ſeiner Bärenmützen und die Winkelzüge ſeiner Staatsmänner in den Ratsſälen Du lächelſt ungläubig, aber Geduld, die Erfahrung wird Dir nur zu bald den Glauben bringen."

„Nein, nein," machte Zſchokke mit abwehrender Geberde, „ich begreife Dein Mißtrauen nach dem, was Du erlebt, und mir ſelbſt iſt auch in der kurzen Zeit, daß ich die ſtillen Mauern von Reichenau verlaſſen, ſchon manches Rätſelhafte vorgekommen, dem ich nicht auf den Grund zu ſehen vermochte; aber ich meine, man könne auch das berechtigtſte Mißtrauen übertreiben. Sollen wir uns doch die Dornen nicht ſpitziger vorſtellen, als ſie es in der Wirklichkeit ſind, ſonſt getrauen wir uns erſt nicht ſie anzufaſſen."

„Ja, ja, ich verſteh Dich," erwiderte der Hauptmann nicht ohne einen Ton verhaltener Bitterkeit, indem er das Ruder

mit einem faſt zornigen Schlage niedertauchte; „aber was meinſt Du, wie wird der Herr Kommiſſär unſern ganz abſichtsloſen Wortwechſel mit den Soldaten gegebenen Falls ausbeuten? Oder weißt Du auch nur, ob er bloß zufällig gerade in dem Augenblicke an dem Landungsplatze erſcheinen mußte? Ich wollte ſchwören darauf, er hat uns ſchon beim Einzuge in die Stadt bemerkt und iſt uns, oder wenigſtens mir, aus irgend einem Grunde nachgeſchlichen. Schweig, ſchweig — ich ſeh' es deinen Augen an, was Du mir erwidern willſt; aber wer bürgt Dir dafür, daß wir ſelbſt hier, mitten auf den ſtummen Waſſern, nicht belauſcht und nicht beobachtet werden?“

„Das wäre!“ — lächelte Zſchokke; „wenn die Franken ſogar die Fiſche in Sold genommen haben, dann freilich iſt es ſchlimm beſtellt.“

„Du magſt immerhin ſpotten, ich muß die Sache um ſo ernſter nehmen.“

Der dumpf verhaltene Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, verſcheuchte den heitern Zug, der um die Lippen des Bündner Abgeordneten ſpielen wollte, und die rechte Hand gegen ſeinen Freund ausſtreckend, ſagte er begütigend: „Unverzagt — wenn's ſelbſt ſo ſchlimm wäre, wie Du glaubſt, Rudolf.“

„Wo nicht noch ſchlimmer; doch gleichwohl unverzagt, Heinrich.“

Die Ruder fielen wieder raſcher ins Waſſer und das Schifflein glitt in den Schatten eines Felſens, der mit ſchroffem Vorſprunge in den See hinausragte. Die Gegend war mit einemmale einſam, faſt wild geworden, obwohl man in nicht allzugroßer Ferne noch deutlich Türme und Häuſer der Stadt unterſcheiden konnte.

„Da haben wir die Nacht plötzlich vor der Dämmerung,“ ſagte Zſchokke, die Hand über ſeine Augen legend; „ſiehſt Du,

oben um die Spitzen des Felsens spielt ein noch fast blendender Abendschein, und hier an seinem Fuße ist's auf dem Wasser so dunkel, daß ich kaum mehr einen Gegenstand zu erkennen vermag."

„Einen doch wohl noch," antwortete der Hauptmann langsam, indem er scharf nach einer von hängendem Gestrüpp halbverdeckten Einbuchtung des gigantischen Gesteins hinschaute; „oder sollte das nicht ein Kahn sein, der dort gegen die scharfe Ecke steuert?"

„Wahrhaftig, Du hast recht," sagte Zschokke nun selbst mit unwillkürlich leiserer Stimme; „aber einen Fährmann seh' ich nicht darin."

„Und doch bewegt sich das Schifflein sicher und gleichmäßig," erwiderte der Hauptmann, „und zwar gegen die vom Gestade zurückgehende Strömung; das werden die stummen Fische, von denen Du vorhin gesprochen, schwerlich zu Stande bringen."

„Daran zweifle ich auch; doch mögen wir es statt mit einem menschenfangenden, wohl eher nur mit einem sehr unschuldige Netze werfenden Petrus zu thun haben."

„Das wollen wir bald des Genauern erfahren, Freund," rief der Hauptmann leise; „halte mehr links, gerade dort auf die graue Spitze, damit wir dem Burschen den Vorsprung um die Biegung abgewinnen; so recht, und nun fest zugegriffen!"

Dieser Weisung wurde getreulich Folge geleistet, und das Schifflein schoß, von vier rüstigen Armen getrieben, laut rauschend in die Schattennacht hinein; aber auch das andere begann sich, wie dem nämlichen Kommando gehorsam, rascher vorwärts zu bewegen, obwohl nicht das leiseste Geräusch eines Ruderschlages vernehmbar wurde.

„Da steckt der Teufel drin," murmelte der Hauptmann, „oder wenigstens haben wir es mit einer Art fliegendem Holländer zu thun. Sieh', sieh' — bei Gott, jetzt hat er mit einem einzigen, pfeilschnellen Rucke die Biegung erreicht."

Zschokke hatte trotz aller rüstigen Anstrengung dem seltsamen Schauspiele wie sein Gefährte mit steigender Verwunderung zugeschaut; aber jetzt machte diese einer plötzlichen Überraschung Platz, die sich in einem lauten, halberschreckten Ausrufe verkündete. Bisher hatte er immer noch gedacht, daß sie beide den vielleicht dunkel gekleideten Fährmann in der schattenhaften Dämmerung bloß nicht zu unterscheiden vermöchten und sich das Rätsel bei größerer Annäherung auf eine ganz natürliche, und dann wohl auch ergötzliche Weise lösen werde; aber wie nun das Schifflein kaum Steinwurfslänge von ihnen entfernt über einen lichten Wasserstreifen weg um die Felsenecke glitt und auch in dem deutlichern Lichte die Hand, die es regierte, nicht sichtbar wurde, da konnte er sich eines kühlen Fröstelns nicht mehr erwehren. Und doch — jetzt im Augenblicke des Verschwindens regte sich's in der geheimnisvollen Barke und hinter ihrem Rande tauchte der obere Teil eines Kopfes empor, der mit einem rötlichen Tuche oder dichten, lichthellen Haaren bedeckt erschien; aber die ganze Erscheinung glich nur dem zweifelhaften Wiederschein eines Blitzes, der hinter einer dunklen Wolke aufglimmt, um sogleich wieder in Nacht zu versinken. Das Schifflein war scharf um die Ecke biegend verschwunden.

„Nun siehst Du wohl," sagte der Hauptmann, dem keine dieser Bewegungen entgangen war, „der Bursche kennt sein Fahrwasser auswendig und regiert seinen Kahn, auf dem Boden desselben ausgestreckt, sicherer, als wir's mit aller Anstrengung unserer Arme und Augen vermögen; aber gerade deshalb scheint es ein Einheimischer zu sein."

„Das glaub ich auch," erwiderte Zschokke, das unangenehme Gefühl plötzlichen Erschreckens abschüttelnd, „und am Ende behalt' ich doch recht — es ist ein harmloser Fischer, den wir in seinem Geschäfte gestört haben."

„Kann sein," machte der Hauptmann; „gleichwohl werden wir gut thun, eine etwas größere Biegung dort um die Ecke

zu nehmen, um genauer zu überſehen, was auf der andern Seite des Felſens vorgehen mag.“

So wurden die Ruder wieder feſter gefaßt, und nach wenigen kräftigen Stößen bog das Schifflein in weiterm Kreiſe um die Ecke herum. Der Felſen ſtieg auf dieſer Seite weniger ſteil auf und war in einem breiten Gürtel bis zum Fuße herab mit gleichmäßigem, dichtem Laubgebüſche bekleidet. Die Dunkelheit machte hier noch auf eine weite Strecke einer milden Abendhelle Raum, wenn auch der lichtere Schein an den kahlen höhern Spitzen zu erbleichen begann. In dieſem raſchen Licht- und Schattenſpiele liegt einer der Hauptreize des felſenumtürmten Vierwaldſtätterſees, und unſere Schiffer beſaßen beide genug Schönheitsſinn, um dieſen ſchnellen Übergang trotz ihrer auf anderes geſpannten Aufmerkſamkeit mit einem gleichzeitigen lauten Ah zu begrüßen; doch war es freilich nicht die günſtigſte Gelegenheit, ſich länger, als der erſte Eindruck erforderte, mit dem lieblichen Naturſpiele zu beſchäftigen, und Beider Blicke ſchweiften ſofort wieder dem Fuße der Felſenwand entlang nach dem Gegenſtande ihrer gemeinſamen Neugierde; aber nachdem ſie hin und wieder geſchaut, von der naheliegenden Ecke bis weit hinauf, wo ſich das Ufer in neuer Biegung abermals in ſchattige Nacht verlor, blickten ſie ſich ſelbſt gegenſeitig betroffen an, die Ruder ruhen laſſend. Das Schiffchen war nirgends zu erſpähen, obwohl es in der kurzen Friſt die jenſeitige Schattenfläche unmöglich erreicht haben konnte; es war, als ob es plötzlich in der Tiefe verſunken wäre. „Wir fahren noch eine Strecke da am Felſen hin,“ ſagte der Hauptmann in halb ärgerlichem, halb ſcherzhaftem Tone, „hier iſt's immer noch zu hell, um ſich vor Geſpenſtern zu fürchten. Sind Deine Piſtolen in Ordnung?“ — Zſchokke nickte ſchweigend und die Ruder tauchten abermals, doch etwas langſamer als bisher, ins Waſſer. Sie fuhren ſcharf ausſpähend die langgeſtreckte Felſenmauer hinan und wieder zurück, ohne ein Wort

zu ſprechen; aber ſie kamen auch wieder zur Stelle, von der ſie ausgegangen, ohne nur das mindeſte Zeichen, daß hier herum ein Leben atme, entdeckt zu haben; nicht einmal das Aufplätſchern eines Fiſches oder der Abendruf eines einſamen Waſſervogels waren vernehmbar geworden.

„Das nenn' ich doch ein Abenteuer," nahm endlich Zſchokke das Wort, als das Schifflein wieder anhielt; „ein Begegnis, das unerklärt bleibt, hat ſtets den größten Reiz für mich."

„Eine Erklärung wäre wohl noch übrig," entgegnete der Hauptmann, „und ſie iſt nicht einmal ganz unwahrſcheinlich. Der Burſche, der uns durch ſeine bequeme Ruderkunſt geneckt, hatte nahe Helfer, die ſeine Naue, ſobald ſie unſern Blicken um die Felſenecke entſchwunden war, aus dem Waſſer ins Gebüſch hinaufzogen. Ein Einzelner freilich hätte das in ſo kurzer Zeit nicht zu Stande gebracht."

„Ach was," erwiderte der junge Dichter lächelnd, „wir wollen uns weiter keine Mühe mehr geben über das wie und wo; du haſt mich vorhin mit deinen Andeutungen über das geheimnisvolle Treiben der fränkiſchen Intriguenkunſt ſelbſt zu einer Stimmung angeregt, in welcher mir das Unerklärliche willkommener iſt, als die greifbare Wirklichkeit. Drum möcht' ich aber jetzt auch lieber noch eine Weile in dieſer traumhaften Waſſereinſamkeit bleiben, als ſogleich die Heimfahrt antreten."

„Da ſeht mir einmal den plötzlich bekehrten Saulus," erwiderte der Hauptmann, „dem ich ſeine weitere Straße nach Damaskus jetzt wohl um ſo weniger verſperren darf, da er ſich trotz der heimlichen Gefahren als Ritter ohne Furcht erzeigt. Überdies wird uns bald der Mond den Rückweg weiſen."

Mit dieſer Zuſtimmung glitt das Schifflein vom Felſengeſtade weiter in den See hinaus, über den ſich nun allerwärts die Dämmerung niedergeſenkt. Weiter aufwärts war mitten

auf demſelben noch ein ſchwarzer Punkt bemerkbar — eine Barke, die ihren Heimweg ſuchte, ſonſt allerwärts lautloſe Stille, durch welche die leichten Ruderſchläge faſt wie ein ſchrilles Rauſchen ertönten; aber auch dieſe wurden allmählich leiſer und hörten bald gänzlich auf, als von benachbarter Höhe die zitternden Klänge eines Abendglöckleins herabzuſchwimmen begannen. Die Laute, welche die Seele ſo tief zu ergreifen vermögen, von einem unſichtbaren Munde zu den eben erwachenden ewigen Sternen und zu den ſich zur Ruhe rüſtenden, vergänglichen Menſchen wie in verſöhnender Zwieſprache geſprochen, waren ſchon längſt verhallt und noch immer ſaßen die beiden Schiffer mit vorgebeugtem Haupte im Kahne, wie im ſtillen Gebete verloren. Es mochte auch ein Gebet ſein, das durch ihre Seele gegangen; wenigſtens ſagte endlich der Hauptmann wieder nach ſeinem Ruder greifend: „Was müßte aus dem Menſchen werden, dieſem ſtets begehrlichen, ewig hadernden Geſchöpfe, wenn ihm nicht der heilige Friede der Natur zur Seite ginge und ihn dann und wann an die höhere Heimat ſeines beſſern Selbſt erinnerte.“ — „Dieſes beſſere Teil ſeines Weſens ginge ihm eben verloren, und wie er dann mit ſeinem ſchlimmern Erbe, ſeinen Begierden und Leidenſchaften wirtſchaften möchte,“ erwiderte Zſchokke, „davon mag uns manche Erfahrung eine Ahnung geben. Seltſam kommt es mir nur vor, daß ſelbſt gute und denkende Menſchen bloß die ſchlimmen Regungen, die von außen in ihr Gemüt fallen, dem Einfluſſe der Natur zuſchreiben wollen, während dieſe doch ſtets und überall der unendliche Schleier iſt, durch deſſen Gewebe uns allein die Lichtblicke des Ewigen zufallen können.“

„Ich weiß nicht, ob ich Dich ganz verſtehe,“ entgegnete der Hauptmann ſinnend, „doch irre ich mich nicht, ſo iſt das eben Ausgeſprochene der Anfang des kürzeſten Weges, der Dich zu den Spekulationen über Dein ſogenanntes zweites Geſicht führt. Oder nicht ſo?“

„Ganz richtig, und das wohl um ſo eher, als ich gerade heute das zweite Geſicht gehabt habe. Du ſchüttelſt ungläubig den Kopf und lächelſt? . . . Nun wohl; haſt Du die zwei Damen geſehen, die von einem Balkone aus neben dem Baſelthore unſerm Einzuge zuſchauten?“

„Ach, da will es hinaus?“ lächelte der Hauptmann; „dann ja — zwei Geſichter hab' auch ich bemerkt auf jenem Balkone, und zwar noch recht hübſche dazu.“

„Du mißverſtehſt mich,“ erwiderte Zſchokke ernſt, aber wie in lautem Selbſtgeſpräche und ohne aufzublicken; „kannteſt Du die Damen, die dort ſtanden, oder haſt Du ſie vielleicht früher ſchon geſehen?“

„Ich kenne meines Wiſſens kein Frauenzimmer in Luzern; an eine Einzige habe ich Aufträge von meiner Adelaide, an eine Ratsherrentochter Meyer, doch hab' ich auch die noch nie geſehen.“

„Auch mir geht es ſo,“ fuhr Zſchokke fort, „ich habe Luzern heute zum erſtenmale betreten in meinem Leben; und doch ſag' ich Dir, daß jenes blonde Mädchen auf dem Balkone noch irgend eine bedeutſame Rolle in meinem Leben ſpielen wird. Ihr eben hat mein zweites Geſicht gegolten.“

„Wahrhaftig, da wäre ich doch begierig.“

„Du beirrſt mich nicht, Freund, mit Deiner ungläubigen Neckerei, um ſo weniger, als ich den angedeuteten Zuſtand weder ſelbſtwillig herbeiführen kann, noch auch nur einen halbwegs hinreichenden Erklärungsgrund für denſelben wüßte. Magſt Du die ganze Sache ſelbſt unbedenklich ins Gebiet leerer Träumerei verweiſen — gleichviel; als ich heute die Augen zufällig nach jenem Balkone richtete, war mir's beim erſten Anblicke, als müßt' ich das Mädchen ſchon irgend einmal geſehen haben, aber vor langen, langen Jahren, die ſelbſt außer meinem Lebensumfange zu liegen ſcheinen. Sogleich jedoch, mit der Schnelligkeit des Gedankens, ſtand ihr Doppel-

bild vor mir. Ich ſah ſie in fremder Umgebung an einem mir gänzlich unbekannten Orte, um einige Jahre älter und das Geſicht von dem Glanze mütterlicher Liebe verklärt, während ſie mir ein neugebornes Kind auf den Armen entgegenreichte."

Bei dieſer unerwarteten Wendung hatte der Hauptmann Mühe, einen Ausbruch lauter Heiterkeit zu unterdrücken — eine Mühe, die er ſich wohl umſonſt gegeben hätte, wäre ſein Freund nicht mit Miene und Stellung ſinnenden, in ſich ſelbſt verſunkenen Ernſtes vor ihm dageſeſſen. Dieſer Anblick half ihm über den erſten ſeltſamen Eindruck weg, ſo daß er nach einer Weile bedächtlich erwidern konnte: „Das muß man Deinem dichteriſchen Talente laſſen, Heinrich; Du verſtehſt die Gelegenheit trefflich zu wählen, Deine Mitteilungen wirkſam anzubringen. Jetzt, da die Abendglocke ſchweigt, führſt Du ihre träumeriſchen Klänge in Worten weiter, bis unſer Schifflein endlich mit vollen Segeln am Geſtade des Märchenreiches landet. Zöge nur nicht dieſes ſchwarze Wolkenheer, das uns um den Mondſchein betrügen wird, vom Pilatus herüber, würd' ich Dich gerne auf dieſer Fahrt begleiten. So aber denk' ich — doch halt, was war das?"

„Ein Schuß," rief Zſchokke, ebenfalls aus ſeiner vorgebeugten Stellung auffahrend; ein zweiter — ſieh' dort droben! nach dem Pulverblitze muß es auf dem Schiffe ſein, das wir vorhin noch bemerken konnten."

Dieſen Worten folgte raſch aufeinander noch ein Knallen, das mit vielfach gebrochenem Nachhalle an den Uferfelſen dahinlief und die eben noch ſo ſtille Gegend mit lautem Tumulte erfüllte. „Es ſind ſcharfe Schüſſe," ſagte der Hauptmann mit geſpannter Aufmerkſamkeit hinhorchend; „aber wie Knall und Blitz zeigen, müſſen ſie von einem Punkte aus abgefeuert werden. Ein Gefecht zwiſchen zwei Parteien iſt es nicht."

„Eine Verfolgung ohne Zweifel," bemerkte Zſchokke, „wenn nicht ein blinder oder übermütiger Lärm, der bereits ſein Ende erreicht zu haben ſcheint, — nein, noch ein Blitz!"

„Und da auch ſein Begleiter — bei Gott, die Kugel hat keine zehn Schritte vor uns aufgeſchlagen. Rückwärts gerudert, wenn wir nicht eine wenig beneidenswerte Zielſcheibe abgeben wollen!"

Eine abermalige Salve von vier bis fünf Schüſſen, deren im Waſſer aufprallendes Kugelgeziſch ſich deutlich hörbar machte, war ganz geeignet, dieſer Mahnung Nachdruck zu geben, und die beiden Freunde legten mit kräftigen Ruderſchlägen aus, um aus dem gefährlichen Bereiche wegzukommen; aber kaum hatten ſie einige Schiffslängen zurückgelegt, als ſich hinter ihnen ein dumpfes Rauſchen erhob, das, pfeilſchnell heranſchießend, einer aufgejagten Sturmwelle glich.

„Eine Barke!" rief Zſchokke leiſe, und im nämlichen Augenblicke ertönte auch ſchon die kräftige Stimme des Hauptmanns mit einem „Halt — werda!" — dem unmittelbar das Knacken eines ſich ſpannenden Piſtolenhahnes folgte. Statt der Antwort jedoch kam ein ſcharfes Krachen zurück, zwiſchen deſſen Geräuſch man deutlich die Laute eines unterdrückten Fluches vernahm, indem das fremde Schifflein mit einer matt auslaufenden Schwingung gegen die beiden Freunde heranglitt. Es war eine kleine Naue, in der ein einzelner Mann in aufrechter, etwas vorgebeugter Stellung ſtand. Bei dem Schein neuaufblitzender Schüſſe war eine kräftige Geſtalt in der Landestracht zu erkennen, die mit vorgeſtreckten Armen eine Ruderſtange in den Händen hielt, wie ungewiß, ob ſie dieſelbe fallen laſſen oder mit ihr zu einem Schlage ausholen ſollte. „Noch einmal, wer ſeid Ihr?" rief der Hauptmann, ſeine Piſtole in Geſichtshöhe haltend, während auch Zſchokke bei dem ebenſo drohenden als unerwarteten Anblicke ſich ſchußfertig machte;

„ſprecht, bevor es zu ſpät werden könnte. Gelten die Kugeln Euch, die da heranfliegen?“

Der Fremde ſchien einen Augenblick unſchlüſſig; dann aber ließ er die Arme ſinken und erwiederte haſtig: „Ich wollt' ihnen wenigſtens ausweichen und da iſt mir über der zu ſtarken Anſtrengung die Ruderſchaufel zerbrochen.“

„Sind es Franzoſen, die dort ſchießen?“

„Ich glaub' es.“

„Und Ihr — der Sprache nach ein Landsmann?“

„Ein armer Schiffer, wie Ihr ſeht, ihr Herren.“

„Dann raſch zu uns herein,“ rief Zſchokke, da eine neue Kugel über das Waſſer heranziſchte; hier iſt keine Zeit zu verlieren — die Jäger dort ſind noch immer auf der Fährte.“ Der Fremde ſchien, obwohl dieſe Einladung im Tone entſchloſſener Theilnahme erfolgt war und auch der Hauptmann ſeine Waffe ſenkend bereits wieder nach dem Ruder griff, immer noch zögern zu wollen und die Beiden durch die Dunkelheit mißtrauiſchen Blickes anzuſtarren; auf einen erneuerten Zuruf ſprang er jedoch mit einem einzigen Satze und lautem „Gelobt ſei Jeſus Chriſt“ ins Schiffchen hinüber, während er die eigene Nauе durch einen Fußtritt ſeitwärts umſtürzte. Sein Aufſprung ſelbſt war ſo ſicher und gemeſſen, daß das Schiffchen trotz des harten Stoßes kaum ins Schwanken geriet und keine Linie aus ſeiner Längenrichtung gebracht wurde.

„Habt Ihr das abſichtlich gethan?“ fragte der Hauptmann, auf die umgeſtürzte Nauе deutend; „ſo wird Euch das Ding verloren gehen.“

„Im Gegenteil,“ erwiderte der Schiffer kurz; „es wird ſich weniger mit Waſſer füllen — durch Regen oder einen andern Zufall!“ —

Das ganze Begegnis war ſo gedankenſchnell gekommen und vorübergegangen, daß die beiden Freunde die Überraſchung, in die ſie durch die plötzliche Vermehrung ihrer Geſellſchaft ver-

ſetzt worden waren, augenblicklich durch nichts Anderes zu bemeiſtern wußten, als daß ſie inſtinktartig mit feſter Hand die Ruder faßten und ſie in Bewegung ſetzten. Auch der unerwartete Ankömmling ſchien nicht ſogleich Worte finden zu können; er ſtand ſchweigend mitten im Schiffchen, abwechſelnd auf den einen und andern ſeiner neuen Gefährten blickend und dann mit vorgebeugtem Geſichte nach den Verfolgern zurückſpähend. „Die werden uns nicht mehr ſtark plagen," ſagte er nach einer kurzen Weile ſich wieder aufrichtend, „Füchſe ſpringen und Fiſche ſchwimmen — das iſt zweierlei; aber zu Dreien iſt die Laſt ſchwerer — ich will Euch ablöſen, Herr." Mit dieſen Worten hatte er ſich raſch nach Zſchokke umgewendet und deſſen Ruder angefaßt, bevor ſich's dieſer verſehen konnte. „Laßt nur, guter Herr," fügte er hinzu, als er einiges Widerſtreben fühlte, „Ihr ſeid's weniger gewohnt als ich."

Damit war das Ruder in ſeiner Hand, und wie der erſte Schlag bewies, in einer Meiſterhand. Das Schifflein ſchien ſich bei ſeinem Anſtoße aus dem Waſſer zu heben und dann mit einem mächtigen aber ſichern Sprunge vorwärts zu ſchießen; in wenigen Sekunden war es gänzlich außer dem Bereiche der Kugeln, die bisher noch immer ſich nahe genug bemerkbar gemacht. —

Menſchen, bei denen in den alltäglichen Lebensverhältniſſen ein ausgebildetes Zartgefühl vorwaltet, begegnet es leicht, daß ſie in manchen außerordentlichen Lagen ſich anfänglich faſt blöde benehmen. So kam es auch, daß unter den drei Dahinfahrenden nun bald der Fremde der Unbefangenſte ſchien. Die beiden Freunde hielten ihn für einen verfolgten, vielleicht der Gefangenſchaft entfloßenen Nidwaldner und mochten daher bei aller neugierigen Teilnahme ſich nicht ſofort mit Fragen hervordrängen, wohl in der Erwartung, daß ihr Schützling von ſelbſt mitteilen werde, was er zu ſagen für gut finde. Vielleicht mochte auch die äußere Erſcheinung des Mannes ihres

Eindruckes nicht verfehlen; denn in der Nähe ließ ſich nun trotz der Dunkelheit erkennen, daß es bei aller ſchon bewieſenen Gelenkigkeit eine herkuliſche Geſtalt war mit einem feſtentſchloſſenen Geſichte, das durch eine Flut lichtheller Haare, die unordentlich um Stirn und Nacken lagen, einen eigentümlichen, faſt wilden Ausdruck erhielt.

So kam es, daß kein Wort laut wurde, bis endlich der Schiffer wieder ſagte: „Wenn ich die gütigen Herren nun noch bemühen dürfte, einen Augenblick dort drüben am Ufer anzulegen, ich bin dort daheim.“

„Hier auf dieſer Seite, ſo nahe der Stadt wohnt Ihr?“ erwiderte der Hauptmann, „ich hätte das nicht geglaubt.“

„So nahe der Stadt?“ — entgegnete der Schiffer, der nur dieſe Worte der Frage zu beachten ſchien, „es iſt immer noch eine gemeſſene Stunde bis dahin.“

„Eine Stunde?“ fiel Zſchokke ein; „ſo ſind das wohl nicht zur Stadt gehörige Lichter, die manchmal dort den See abwärts auftauchen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete der Fremde, indem er dem Schiffchen mit einem einzigen Ruderſchlage eine ſcharfe Wendung dem Geſtade zu gab, „das ſind Zeichen, die dort kreuzende Wachtſchiffe wechſeln. Ohne Zweifel gelten ſie auch den Burſchen, die da droben hinter uns her waren.“

„Wenn Ihr mit dieſen Dingen ſo genau vertraut ſeid,“ bemerkte der Hauptmann mit etwas ſcharfer Betonung, „ſo müßt Ihr ohne Zweifel auch wiſſen, was ſie zu bedeuten haben. Denn zu den Alltäglichkeiten wird eine ſolche Seewache ſchwerlich gehören.“

„Ach, meine Herren,“ erwiderte der Schiffer, „es ſind unglückliche Zeiten, in denen wir leben; kann ich doch meinem täglichen Beruf nicht mehr nachgehen ohne Lebensgefährde; und mich hat es auch gewundert, wie ſich die Herren dieſen

Abend einzig so weit auf den See hinausgewagt haben. Zu einer Lustfahrt war die Zeit übel gewählt."

„Ihr habt uns vorher schon gesehen?" riefen die beiden Freunde, wohl vom nämlichen Gedanken geleitet; „und wo denn?"

„Nur von weitem — aber hier sind wir am Gestade, und wenn ich den Herren für ihre Güte nun einen Rat geben darf, so ist's der, von hier an zu Fuß nach der Stadt zurückzukehren. Ich werde Euch auf den rechten Weg führen, und um das Schifflein dürft Ihr keine Sorge tragen — es soll rechtzeitig zur Stelle sein, von der Ihr ausgefahren." — Mit den letzten Worten hatte der Fremde den Vorderteil des Kahnes an's Gestade laufen lassen und war selbst mit einem raschen Satze an's Land gesprungen.

Die beiden Freunde sahen sich einen Augenblick betroffen an, bis der Hauptmann mit fester Stimme rief: „Hört, Mann, für unsere Güte, wie Ihr's nennt, werdet Ihr uns nun auch sagen, warum wir nicht ungefährdet nach der Stadt zurückrudern, oder aus welchem Grunde uns dabei Gefahren drohen sollten!"

„Vertraut dem Worte eines armen, aber ehrlichen Mannes," erwiderte der Schiffer hastig; „Ihr habt mir zur Rettung geholfen und ich bin Euch Dank dafür schuldig; doch hier können wir nicht verweilen — seht, dort fährt schon ein Signallicht auf."

Diese Hindeutung war richtig und entscheidend. Nahe am Ufer und kaum etwas mehr als in Büchsenschußweite war ein rotes Lichtlein auf dem Wasser erglommen, das in raschem Farbenwechsel wieder in die Nacht verschwand, ohne daß das mindeste Geräusch vernehmbar wurde. „Am Ende hat er recht," flüsterte der Hauptmann, nachdem er über den dunkeln See hinausgespäht; „zu unserer heutigen Geschichte am Landungs-

platze haben wir keine neue Verfänglichkeit mehr nötig. Komm' — aber vorsichtig!"

So ſtiegen die Beiden aus dem Kahne, den der Fremde augenblicklich am Vorderteile faßte, wie ein leichtes Schindelwerkzeug auf's Land herauszog und auf den Rücken wälzte. „Kommt, Ihr Herren — hier geht es durch." —

Der angeutete Pfad, bald durch niedriges Buſchwerk, bald wieder über kleinere Lichtungen führend, war anfänglich ſo ſchmal, daß nur Einer hinter dem Andern gehen konnte; der Führer jedoch ſchritt mit der Sicherheit eines alten Soldaten, der auf ſeinem Paradeplatz grau geworden, voran, indem er jede Unebenheit ſorgfältig rückwärts rapportierte. Nach ungefähr einer Viertelſtunde, die ſchweigend zurückgelegt wurde, blieb er plötzlich ſtehen und ſagte, auf eine Fahrſtraße deutend, die kaum ein paar Schritte vor ihm in der Tiefe lag: „Hier, meine lieben Herren, geht's nach Luzern, — in einer kleinen Stunde ſeid Ihr dort und könnt nicht mehr irre gehen."

„Ich glaubte, Ihr werdet uns zu Eurer Wohnung führen," erwiderte der Hauptmann.

„Die liegt weiter oben, und ſo hätten wir einen weiten Umweg machen müſſen."

„Gut denn; aber nach ſo ſeltſamer Reiſegemeinſchaft wünſchten wir doch Euern Namen zu erfahren. Wer weiß, wie und wo es uns Allen nützlich werden kann."

„Euch vorerſt wohl nicht, liebe Herren," erwiderte der Fremde in eigentümlichem Tone, der zwiſchen Gutmütigkeit und Drohung zu ſchwanken ſchien; „Eure Namen begehr' ich nicht, mich aber nennt man den — „roten Schiffer"."

„Den roten Schiffer?" rief Zſchokke halb lachend; „da ſeid Ihr ja wohl drinnen auf der Reußbrücke abgemalt?"

„Nein, Herr," erwiderte der Mann rauh, „ich nicht — das war mein Vetter." Dabei hatte er ſich umgedreht und war im Gebüſche verſchwunden.

„Das iſt recht hübſch,“ ſagte der Hauptmann, ärgerlich ſich der Straße zuwendend — „wirklich hübſch, unter ſolchen Umſtänden den Faſtnachtsnarren ſpielen zu müſſen. Komm', laß uns gehen und von unſerm Abenteuer ſchweigen.“

Schweigend ging es nun allerdings den Weg vorwärts, von dem aus die Lichter der Stadt bald bemerkt werden konnten; jedoch war jeder der zwei Wanderer innerlich nur um ſo mehr beſchäftigt, ſich den Vorfall zurechtzulegen. Als ſie endlich eine kleine Anhöhe erreichten, an deren Fuß der Landungsplatz lag, blieben Beide überraſcht ſtehen und betrachteten das von Lichtern und Fackeln beleuchtete Gedränge, das ſich dort noch herumzutreiben ſchien. „Mir iſt's, als wär' auch für uns der Tag noch nicht zu Ende,“ ſagte Zſchokke; „gehen wir.“

Bei dem Gewühle angekommen, drängte ſich augenblicklich ein Mann mit einer Laterne an ſie heran, in dem Beide einen der Knechte ihres Wirtes erkannten. „Joſeph und Maria, Ihr ſeid es!“ flüſterte der Burſche, ſeine Laterne haſtig auslöſchend; „kommt, kommt — mein Herr und der gute Vater Peſtalozzi ſind ſchon den ganzen Abend in Todesängſten um Euch.“

„Um uns — und warum denn?“

„Ja — ſeid Ihr dieſen Abend nicht auf den See hinausgefahren?“

„Wenn auch — was wäre ſich's deshalb zu ängſtigen und was geht denn hier noch vor?“

„Heilige Jungfrau, wie man ſo reden kann,“ erwiderte der Knecht mit hörbar zitternder Stimme; „kommt, kommt nach Haus — gebenedeit ſei die Gnadenreiche, daß Ihr geſund und wohlbehalten wieder da ſeid.“

IV.

Auf dem Wege nach dem Gaſthauſe bemühten ſich die Ankömmlinge vergeblich, zu erfahren, warum man ihretwegen in ſo großer Beſorgnis geweſen ſein ſollte; der Knecht erwiderte alle dahinzielenden Fragen mit einem bloßen Kopfſchütteln und meinte endlich, ſtärker gedrängt, während er ängſtlich nach allen Seiten umblickte: „Es iſt nicht gut, von ſolchen Dingen zu reden bei Nacht und auf offener Straße, Ihr Herren. Mein Meiſter wird's Euch ſchon ſagen und eine mächtige Freude haben, daß Ihr wieder da ſeid; lag's ihm doch ſchwer genug auf dem Herzen, Euch vor dem See nicht gewarnt zu haben." —

Und eine herzliche Freude bezeugte Vater Reber allerdings beim Anblick der beiden Freunde, obgleich ſich derſelbe zu ihrer Verwunderung faſt ebenſo geheimnisvoll äußerte, wie dies bei dem Knecht der Fall geweſen. „Dem Himmel ſei Dank," rief der wackere Mann, ihnen beide Hände entgegenſtreckend, „wir haben große Angſt gehabt um Euretwillen. Der gute Peſtalozzi iſt kaum vorhin noch zu ſeinem alten Bekannten, dem Ratsherrn Meyer, gegangen, um auch bei ihm Rat oder Troſt zu ſuchen. Hurtig, Andres," wendete er ſich an den Knecht, „lauf' an's Baſelthor hinaus, die beiden Herren ſollen ſchnell herkommen. Heute wird zu guter Letzt noch ein Glas vom Beſſern getrunken, wobei Ihr uns wohl genug zu erzählen haben werdet."

„Umgekehrt, mein werter Gaſtfreund," rief Zſchokke, „zu einem Glas von Eurem Beſten ſogar bin ich jetzt wie zu jeder Zeit von Herzen bereit; dabei werdet aber Ihr uns erzählen, was hier vorgegangen und warum Ihr für uns ſo ſehr gefürchtet habt!"

Vater Reber ſchien über den heitern Ton dieſer Interpellation betreten und mit zweifelnder Miene ſagte er: „Ich

dächte doch, Ihr würdet uns im Vertrauen Mancherlei und Seltſames dazu mitzuteilen haben."

„Seltſames! — Ihr könnt doch unmöglich hier ſchon wiſſen, was uns kaum vor einer Stunde droben auf dem See begegnet iſt?"

„Alſo Ihr ſeid doch in der Nähe geweſen und habt ihn vielleicht geſehen ſogar?"

„Aber wen denn um's Himmels willen?"

„Wen, fragt Ihr?" erwiderte Vater Reber mit leiſerer Stimme; „nun, wen anders ſollt' ich denn meinen, als den roten Schiffer oder wenigſtens, was ſo genannt wird."

Bei Nennung dieſes Namens ſchauten ſich die beiden Freunde betroffen an und unwillkürlich murmelte jeder von ihnen: „Sonderbar — ſie wiſſen's." Der Hauptmann jedoch begleitete dieſe Worte mit einem Blicke, der die deutliche Frage zu ſtellen ſchien: „Nun, erinnerſt Du Dich, was ich Dir auf dem See über Spionage geſagt habe?"

Zſchokke verſtand dieſe Frage; aber ehe er ſich noch zu einer Antwort geſammelt hatte, eilte Vater Reber nach der Thüre mit dem Rufe: „Sie kommen — ich kenn' ihn am ſchnellen Schritt," — und in der That trat im Augenblicke Peſtalozzi herein, gefolgt von einem hohen, ſtattlichen Herrn, deſſen ganze Erſcheinung geeignet war, ſchon beim erſten Anblicke Achtung und Vertrauen einzuflößen.

Es war ſtets rührend anzuſehen, wie eine tieffreudige Seelenbewegung ſich bei dem zürcheriſchen Philoſophen und Menſchenfreunde auszudrücken pflegte. Die Hände ſanken leisgefaltet über die Bruſt herab, das Haupt neigte ſich ein wenig zur Seite und die ſtillen Blauaugen leuchteten auf, während über das bleiche Antlitz ein rötlicher Schimmer glitt, der an einen Buſch weißer Roſen erinnerte, die vom Golde der Morgenſonne überhaucht werden. Auf dieſe Weiſe feierte er auch jetzt einen Augenblick das Wiederſehen ſeiner Freunde,

dann rief er, die Arme gegen ſie ausbreitend: „Hat mir's doch ein tröſtender Genius zuflüſtern wollen; die Vorſehung wacht über alle reinen Herzen, ob ſie in der Bruſt von Kindern oder Männern ſchlagen. Drum laßt uns denn der guten Stunde froh werden; hier ſteht gleich noch Einer, der, mit den Traurigen traurig, ſich mit den Fröhlichen zu freuen weiß.“ Mit dieſen Worten ſtellte Peſtalozzi ſeinen Begleiter vor; „ein Ratsherr, dem ſein Titel unter jedem Wechſel des Regiments bleibt,“ fügte er mit gutmütigem Lächeln hinzu, „da er ihn von jeher dadurch verdient hat, daß er ſeinen beſten Rat den Bedürftigen und Notleidenden aufgeſpart.“

„Dem Namen nach ſeid Ihr mir längſt bekannt, meine Herren,“ ſagte der Ratsherr, die beiden Freunde mit herzlichem Handſchlage begrüßend, „und beſonders iſt der Ihrige, Herr Hauptmann, in letzter Zeit oft genug genannt worden in meinem Hauſe.“

So ſaß der kleine Kreis nach wenigen Augenblicken in raſch gewonnener Vertraulichkeit um den runden Tiſch herum, und nun ließ ſich auch die gegenſeitig erregte Neugierde nicht länger zügeln. Die beiden Seefahrer erzählten, von manchem beſorgtem Blicke und manchem Ausrufe des Erſtaunens begleitet, ihr Abenteuer; aber als ſie geendigt, riefen die Zuhörer faſt wie aus einem Munde: „Und von dem andern habt ihr gar nichts gewußt oder geſehen?“

„Meiner Treu,“ erwiderte Zſchokke ungeduldig, „jetzt iſt's an Euch zu erzählen, was Ihr weiter wißt.“

„Nun denn,“ nahm Peſtalozzi das Wort, „als ich dieſen Nachmittag, bald nach Euerm Weggange, hieher zurückkehrte und hörte, welchen Weg Ihr genommen, ging ich Euch nach der Brücke zu. Am Landungsplatze ſah ich ein lautloſes, aber geſchäftiges Treiben, das mich dorthin lockte. Es wurden mehrere Barken zur Abfahrt gerüſtet, in welche ländlich gekleidete Männer einſtiegen; in einer einzigen ſaßen drei

fränkiſche Grenadiere mit ihrem Schiffsmanne. Doch kam mir auch die übrige Mannſchaft mit ihren trotzigen, braunen Geſichtern verdächtig vor, und ich mußte ſie bald für verkleidete Gensdarmen halten, abgeſehen davon, daß ein franzöſiſcher Kommiſſär, wenn auch nur ganz unmerklich, bei der Anordnung des Ganzen thätig war und zwei etwas rückwärts aufgeſtellte Poſten die wenigen Müßigen, die herumſtanden, aufmerkſam zu beobachten ſchienen. Die Schiffchen fuhren eins nach dem andern hinaus, verſchiedene Richtungen einſchlagend, dasjenige mit den Soldaten der Mitte des Geſtades zuſtrebend, während die andern bald in ziemlichem Abſtande zurückblieben. Da ich Euch nirgends erblickte und niemanden kannte, bei dem ich hätte Nachfrage halten können, kehrte ich langſam zurück und gedachte ſchon hier meinen alten Freund aufzuſuchen, als mir unſer wackerer Doktor Rengger begegnete, deſſen menſchenfreundliches Herz ſich wohl auch nie hätte träumen laſſen, daß er einſt in die Lage kommen ſollte, übermütigen Franken Polizeidienſte gegen ſeine Landsleute zu leiſten. Mit beſorgter Miene fragte er, ob ich Euch nirgends geſehen habe, und teilte mir dann mit, es ſei ihm die Anzeige gemacht worden, daß Ihr Euch gegen fränkiſche Soldaten, die einen Gefangenen hergebracht, aufrühreriſcher Worte und Handlungen ſchuldig gemacht und dann ſofort nach dem See hinausgefahren wäret. Das letzte hingegen ſei es, was ihn ängſtige, denn eben jene Soldaten hätten die Nachricht gebracht, daß ſie auf der Herfahrt von Stansſtad ein verdächtiges Schifflein bemerkt, in dem ſie den roten Schiffer vermutet, und auf den werde jetzt eine ſcharfe Jagd veranſtaltet, in die Ihr auf die gefährlichſte Weiſe verwickelt werden könntet."

„Endlich!" rief Zſchokke; „da wirſt Du doch von unſerm Freunde auch erfahren haben, was dieſes rote Rätſelungetüm eigentlich ſein ſoll!"

„Das wohl,“ fuhr Peſtalozzi ſein Geſicht tiefer ſenkend fort, wie es ſeine Gewohnheit war, wenn ihn ein ſchmerzlicher Gedanke erfaßte, „und Ihr werdet es ſelbſt bald hören; vorerſt jedoch ging ich mit Rengger wieder hinaus an den Landungsplatz und weit hinauf dem Ufer entlang, um nach Euch auszuſpähen. Vergeblich, die jenſeitigen Schatten der Rotfluh fielen ſchon weit über den See herüber und mußten Euch den Blicken entziehen, auch wenn Ihr nicht drüber hinaus den Alpnacherſee erreicht hattet. Ich hätte augenblicklich ſelbſt ein Schifflein genommen, um Euch draußen aufzuſuchen; aber die Wachen am Landungsplatze hatten ſtrengen Befehl, nach der Abfahrt des kleinen Verfolgungsgeſchwaders keinen Menſchen mehr auf den See zu laſſen. So begaben wir uns bekümmert hieher und dann nach der Hauptwache, um dort Nachrichten abzuwarten. Sie blieben nicht lange aus, denn kaum war die Dämmerung eingetreten, als die Meldung kam, der rote Schiffer habe die Barke mit den drei Soldaten im Angeſichte einiger der am Ufer nachrudernden Begleitſchiffchen umgeworfen und ſei ebenſo unverſehens wieder verſchwunden geweſen, wie er erſchienen war. Die drei Grenadiere ſeien im See verſunken und einzig der Fährmann habe ſich durch Schwimmen retten können. Die Verfolgung wurde begreiflich fortgeſetzt,“ ſchloß Peſtalozzi, „aber allem Anſchein nach ſeid Ihr's geweſen, die den Verfolgten gerettet haben.“

Auf dieſe Bemerkung folgte eine Pauſe, in der ſich die Beieinanderſitzenden abwechſelnd mit bedenklichen und zweifelhaften Blicken anſahen, bis endlich der Hauptmann wieder ſagte: „So mag es ſein und Vergangenes läßt ſich nicht ändern, obwohl ich lieber einem weniger Schuldigen zur Rettung verholfen haben möchte; aber es muß hier noch Weiteres bekannt ſein von dem gefährlichen Schiffsmanne.“

„Das können Euch unſere Freunde erzählen,“ erwiderte Peſtalozzi traurig; „es iſt zu ſchrecklich.“

„Ich hab' ihn nie für ein Weſen von Fleiſch und Bein gehalten," ſagte Vater Reber vor ſich hin, „und kann es jetzt noch nicht."

„Die Sache iſt freilich zu dunkel und bleibt es ſelbſt nach dem heutigen Vorgange," nahm der Ratsherr das Wort, „daß wir uns noch immer mit Vermutungen werden begnügen müſſen. Thatſache bleibt nur, daß ſeit zwei Wochen mehrere Schiffchen, in denen ſich Franzoſen oder auch helvetiſche Gensdarmen befanden — das heutige wird bereits das ſiebente ſein — bei ruhigem Wind und Waſſer verunglückt ſind. Das erſte Mal, ungefähr acht Tage nach dem ſchrecklichen Kampfe der Nidwaldner, ſollte ein Gefangener von Beckenried herübergebracht werden. Es war ein ehemals ziemlich wohlhabender Schiffer von Stansſtad, der, zur Waffenerhebung aufgereizt, im Streite ſelbſt eine Schar angeführt und ſich mit verzweifelter Tapferkeit bis zum letzten Augenblicke gewehrt hatte. Er konnte ſich ins Gebirge flüchten, kam aber nach einigen Tagen, von Hunger getrieben oder aus einem andern Grunde, wieder ins Thal herab und wurde gefangen genommen. Sechs Franzoſen, von denen zwei ſelbſt die Ruder führten, ſollten den Mann, deſſen Verwegenheit und rieſige Kraft bekannt war, hieher bringen, von wo er nach Aarburg oder vielleicht nach einer franzöſiſchen Feſtung transportiert werden ſollte. Aber das Schifflein kam weder hier an, noch kehrte es zurück oder wurde anderswo bemerkt, und iſt auch ſeither ſo wenig als irgend eine Spur ſeiner Mannſchaft aufgefunden worden. Was ihm widerfahren, kann man bloß aus dem Schickſal der andern vermuten, die ſeither in raſcher Folge zu Grunde gegangen. In mehreren der letztern haben ſich hieſige oder nidwaldniſche Fährleute befunden, von denen ſich wenigſtens einige retten konnten; auch wurden die Barken umgeſtürzt, den Bauch nach oben auf dem Waſſer ſchwimmend wieder aufgefunden, während die übrige Mannſchaft, wie geſagt, durchweg Franzoſen, oder

letzter Tage auch einmal helvetiſche Gensdarmen, ſpurlos verſunken blieb."

„Aber die geretteten Fährleute," bemerkte Zſchokke, „welche Auskunft haben denn die gegeben?"

„Ihre Ausſagen waren, auch nach dem ſie ſich vom Schrecken erholt, ſo verworren und widerſprechend," fuhr der Ratsherr fort, „daß ihr Zeugnis bis jetzt nicht imſtande war, zuverläſſige Anhaltspunkte zu geben. Der Eine behauptete, ſein Schifflein ſei aus der Tiefe des Waſſers in die Höhe gehoben und umgeſtürzt worden, ohne daß er das Mindeſte von der Gewalt, die dies vollbracht, habe ſehen können. Ein Anderer erzählte, er habe, durch ſeine Neugierde angelockt, ſich einem Schifflein genähert, das menſchenleer und ohne Fährmann ſich auf den Wellen dahergetrieben; aber unverſehens habe ſich eine Geſtalt von übermenſchlicher Größe in demſelben erhoben, ihren rieſigen Fuß auf den Rand der in die Nähe gekommenen Barke geſetzt und ſie umgeworfen. Der Dritte endlich meinte geſehen zu haben, wie ein fremdes Schifflein pfeilſchnell gegen das ſeinige herangeſchoſſen und dasſelbe von der Seite her mit ſcharfem Schnabel und unter wildem Hohngelächter über den Haufen geworfen habe; aber von einem Fährmann ſei nichts bemerkbar geweſen, als ein rötlicher Schatten, der, als der verunglückte Schiffer wieder aus dem Waſſer emporgetaucht, ſamt ſeinem Fahrzeuge verſchwunden war."

„Ob dieſe Fährleute nicht unter ſich und mit Andern in geheimem Einverſtändniſſe ſtehen," ſagte der Hauptmann nachdenklich, „und vielleicht ſolche Angaben abſichtlich vorbringen?"

„Auch hiefür hat der gewiß ſcharflauernde Argwohn der Franken, wie der hieſigen Polizeibehörde, keinen hinlänglichen Annahmsgrund finden können," erwiderte der Ratsherr, „obwohl weder gute Worte noch liſtige Überredung und Drohungen geſpart wurden. Im allgemeinen wird vielmehr den Ausſagen

dieſer Schiffsleute voller Glaube geſchenkt. Es herrſcht nämlich ſeit uralten Zeiten an allen Geſtaden unſers Sees eine Sage von einem geiſterhaften Schiffer, die mir mit der Geſchichte des ebenſo hilfebereiten Fährmanns als Schützen Tell verwandt zu ſein ſcheint oder ſogar nach der Meinung einiger unſerer Gelehrten ein Ausfluß derſelben wäre. Wie nämlich Tell den verfolgten Allzeller Mann über den tobenden See flüchtet, oder ſich ſelbſt mit einem Sprunge auf die Felsplatte rettet, während er das Fahrzeug ſeiner Feinde mit einem Fußſtoße in die Wellen zurückſchleudert, gerade ſo tritt der Held unſerer Sage, der rote Schiffer, überall als Retter der Verfolgten oder als Rächer geſchehenen Unrechtes auf. So wenigſtens war es früher; in den letzten Tagen, da ihm an dreißig Menſchenleben zum Opfer gefallen, hat ſein Name freilich einen dämoniſchen Klang bekommen. Denn kaum war die Kunde von den zwei erſten verunglückten Fahrzeugen ruchbar geworden, als auch ſchon gleichzeitig überall am See, in Nidwalden wie in Uri, in Schwyz wie hier, der rote Schiffer als Urheber ihres Unterganges bezeichnet wurde."

„So erklärt ſich das Bild droben auf der Brücke," bemerkte Zſchokke, „als dieſem Sagenkreiſe angehörend."

„Und legt zugleich Zeugnis für deſſen Alter ab, ungerechnet, daß es zu den Überlieferungen meiner Familie zählt."

„Richtig, ich entſinne mich, es iſt noch deutlich der Name Konrad Meyer bemerkbar daran."

„Es iſt der Name eines meiner Vorfahren," ſagte der Ratsherr, „der in den wilden Parteiungen, welche die ſogenannte Kronenfreſſerei im erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts auch in unſerer Stadt hervorrief, ſich flüchten mußte. Es war eine ſtürmiſche Nacht und das Schiff ſeiner Verfolger ihm ſo nahe, daß er ſchon das Ruder ſinken ließ, um ſich in ſein Schickſal zu ergeben. Aber wie er die Hände noch zu einem Gebete erhob, hörte er ein wildes Angſtgeſchrei hinter

ſich und ſah ſeine Feinde neben dem umgeſtürzten Schiffe mit den Fluten kämpfen, während ein anderer Kahn an ihm vorüberſchoß, in dem ein rieſiger Fährmann ſtand. Es war der rote Schiffer, zu deſſen Gedächtnis der Gerettete ſpäter eben jenes Gemälde in eine Kapelle ſtiftete, die bis vor Kurzem droben am See geſtanden. Bei der Erweiterung des Landungsplatzes wurde ſie abgebrochen und das noch wohlerhaltene Bild auf der Brücke eingefügt."

„Grauſame Belehrung über das, was die Freundſchaft der Franzoſen unſerm Lande von jeher eingetragen," ſagte Peſtalozzi langſam; „damals hat dieſe Freundſchaft flimmerndes Gold und Silber gebracht, aber dafür unſern Vorfahren Ehre und innern Frieden genommen; heute bringt ſie ſcheinbar Freiheit und nimmt dafür all' jenes Gold mit Wucherzinſen zurück. Und nicht dies allein — was läßt ſie uns eigentlich, beim Lichte betrachtet, noch?"

Die nachdenkliche Stille, die dieſen Worten folgte, mochte andeuten, daß Jeder die tiefgehende Frage bei ſich ſelbſt zu beantworten ſuchte, aber Keiner geneigt oder vorbereitet war, dieſe Antwort offen auszuſprechen. Daher ſagte der Hauptmann nach einer Weile mit jenem hörbaren Aufatmen, das oft unbewußt, gleichſam als Nachklang ſchwerer Gedanken, aus der Bruſt aufſteigt, ſich an den Ratsherrn wendend: „Ihr habt, wie ich glaube, durch unſern Freund unterbrochen, noch keine eigene Meinung geäußert über die geheimnisvollen Vorfälle; glaubt Ihr, der heute gerettete Fährmann möchte genauere Aufſchlüſſe geben können?"

„Ich zweifle daran," erwiderte der Gefragte, „obwohl ich natürlich den Mann nicht kenne; immerhin aber iſt die Einbildungskraft bei dieſen Leuten im allgemeinen bereits ſo ſehr aufgeregt, daß ſie das wirklich Wahrgenommene nur ſchwer mehr von einem vorher Gedachten oder Gehörten zu unterſcheiden vermögen, zumal der Erſcheinung, mag ſie nun ſo

oder ſo auftreten, plötzlicher Schrecken und die Angſt der Todesgefahr folgen müſſen. Jedenfalls können wir Eure eigenen Begegniſſe von dieſem Abend als die unbefangenſten Anhaltspunkte betrachten, und doch ſeid Ihr ſelbſt, meine werten Herren und Freunde, nicht ſicher, ob der Mann nicht bloß ein zufällig Verfolgter geweſen, der ſich ſchließlich einen, freilich ſehr unzeitigen, Scherz erlaubt."

„Mir ſcheint es faſt, Ihr möchtet der allgemeinen Volksanſicht das Wort reden," bemerkte Zſchokke mit einem lächelnden Blicke auf den Vater Reber, der bisher lautlos dageſeſſen, „und wer weiß —"

„Ja, wer weiß oder wüßte," entgegnete der Ratsherr, dieſen Blick bemerkend, in gleichem Tone; „wenn die Sache nur nicht ſo grauenvoll wäre. Aber nein, meine Herren," ſetzte er ernſt hinzu, „was wir wiſſen, beſteht jetzt einzig darin, daß ſich eine blutige Rache geltend machen will für manches ſchmählich geſchändete Recht unſerer Landsleute; ob dieſe Rache, in ihrer Blindheit wohl auch den Schuldloſen mit ins Verderben reißend, von einem einzelnen Verzweifelten oder von mehreren vollzogen werde — genug, das niedergetretene Volk beginnt zu glauben, daß ſich über den ſchlafenden Kirchenheiligen hinaus ſeiner Not wieder jene Mächte annehmen wollen, die ſchon den Vätern geholfen, und wer weiß, welche Frucht aus dieſem Glaubensſamen entſprießen mag."

Mit dieſen Worten erhob ſich der alte Herr raſch, um Abſchied zu nehmen; aber wie auf den herben, faſt leidenſchaftlichen Ton, in dem er zuletzt geſprochen, ſich beſinnend, ſagte er in einer freundlichen, gewinnenden Weiſe: „Es iſt ſpät geworden und um Mitternacht nehmen unſere Gedanken oft eine Richtung, der wir am hellen Tage nimmer folgen mögen; daher zähle ich mit Freuden darauf, daß die Herren meinem geringen Hauſe auf morgen einen kleinen Beſuch abſtatten werden. Ihr, Herr Hauptmann, ſeid wohl ſchon heute dort

erſehnt geweſen, da meine Tochter mit Ungeduld auf Nachrichten von ihrer Jugendfreundin, dem Fräulein von Holligen, wartet, die ſie bei Euch aus beſter Quelle erfahren kann. Und auch für Euch, Herr Deputierter," wendete er ſich lächelnd an Zſchokke, „findet ſich dermalen bereits eine kleine Ungeduld in meinem Hauſe, oder ich müßte denn dieſen Abend ſehr übelhörig geweſen ſein. Für meinen Sokratiker braucht's hoffentlich kein weiteres Lockmittel," ſagte er, Peſtalozzi's Hand ſchüttelnd. —

Die Geſellſchaft begleitete ihn, den voranleuchtenden Vater Reber an der Spitze, die Treppe hinunter; aber eben als ſie an der Thüre mit nochmaligem Händedruck Abſchied nehmen wollten, trat mit bloßem Degen ein fränkiſcher Offizier vor dieſelbe. „Ich muß die Herren erſuchen," ſagte er nicht unhöflich, aber in feſtem Tone, „bis auf weiteres keinen Verſuch zu machen, das Haus zu verlaſſen."

„Was," ſchrie Vater Reber, „meine Gäſte ſollten mein Haus nicht verlaſſen können, wie und wann es ihnen beliebt?"

„Ihr im Augenblicke ebenſo wenig, wenn Ihr der Herr des Hauſes ſeid," erwiderte der Offizier. Damit hob er die Degenſpitze in die Höhe und im Augenblicke ſtand, Gewehr im Arm, ein Trupp Grenadiere vor der Thüre. —

V.

Die Überraſchung, mit der die Freunde einander anſahen, war zu groß und plötzlich, als daß ſie ſich ſofort in Wort oder That hätten äußern können. Es mochte Jeder in Gedanken nach der Urſache des unerwarteten Begegniſſes ſuchen, und deshalb ſagte der Hauptmann, nach einer Pauſe ſich an den Offizier wendend: „In weſſen Auftrag ſeid Ihr hier, mein Herr?"

„Auf Befehl meiner Vorgeſetzten.“

„Und Ihr ſeid beordert, uns oder jemand unter uns gefangen zu nehmen?“

„Das nicht; mein Befehl lautet bloß, dieſes Haus zu bewachen und niemanden hinauszulaſſen.“

„Dann geht Ihr ohne Zweifel weiter, als es in der Abſicht Eurer Ordre liegt. Dieſer Herr da,“ fuhr der Hauptmann, auf den Ratsherrn deutend, fort, „iſt nur als zufälliger Gaſt hier geweſen und eben im Begriffe, nach Hauſe zu gehen. Laß ihn unbehindert gewähren und wir Übrigen wollen uns die ſonderbare Ehrenwache, die ihm nicht gelten kann, bis auf weiteres gefallen laſſen.“

„Mein Befehl geſtattet keine ſolche Ausnahme!“

„Wir ſind Bürger der Republik, die nur auf einen von ihren Behörden ausgeſtellten Befehl angehalten oder verhaftet werden dürfen; nehmt deshalb unſere Bürgſchaft an für dieſen Herrn.“

„Ich habe nicht die Ehre, den Einen oder Andern von Euch zu kennen und weiß überhaupt nicht, wer ſonſt im Hauſe hier ſich befinden mag.“

Der Hauptmann legte die Hand an die Stirne und fragte mit gepreßter Stimme: „Erlaubt Ihr, durch einen Eurer Grenadiere ein Paar Zeilen auf das Direktorium zu ſenden?“

„Auch hiezu hab' ich keine Vollmacht,“ erwiderte der Offizier achſelzuckend.

„Nun denn,“ rief der Hauptmann nach augenblicklichem Beſinnen, „ſo werden wir uns ſelbſt Recht verſchaffen. Bei meiner Ehre, das iſt nicht länger erträglich!“ Mit dieſen Worten war er mit der Rechten raſch unter das Oberkleid gefahren, und kaum hatte Zſchokke dieſe Bewegung bemerkt, als auch in ſeiner Hand ſchon der Hahn einer Piſtole knackte. Ohne Zweifel würde ſich nun die Szene vom Landungsplatze in viel gefährlicherer Weiſe wiederholt haben, wenn Zſchokke

nicht den bereits nach dem Offizier erhobenen Arm mit dem überraschten Ausrufe: „Beim Himmel — der Bürger Kommissär Olivier!“ wieder hätte sinken lassen!

„Ganz recht,“ sagte der neue Ankömmling mit leichter Verbeugung; „nur thut es mir leid, den Bürger Deputierten aus Bündten heute zum zweiten Male in einer Unannehmlichkeit zu sehen, wie die hier eben vorgefallene zu sein scheint.“

„Ja, gut, daß Ihr's zum zweiten Male trefft,“ rief der Hauptmann zornig; „hier habt Ihr Gelegenheit, zu sehen, welchen Insulten gute Bürger durch Eure Soldaten ausgesetzt werden.“

„Ruhig, Freunde,“ fiel der Ratsherr, einen Schritt vortretend, ein, „nun wird das Mißverständnis ohne Zweifel seine Lösung finden. Man will, Bürger Olivier, sonderbarer Weise mir und meinen Freunden nicht gestatten, dieses Haus zu verlassen.“

„Was seh' ich,“ rief der Kommissär scheinbar voll Erstaunen, „auch Euch treff' ich hier an, mein Werter! Wahrhaftig, das ist sehr seltsam. Aber was hat denn all' das zu bedeuten, was thut Ihr hier?“

„Ich habe auf Befehl meines Obersten dafür zu sorgen, daß niemand aus diesem Hause gehe,“ erwiderte der Offizier, an den die letzte Frage gerichtet war; „diese zwei Herren aber haben soeben gewaltsame Widersetzlichkeit versucht.“

„Das bedaure ich,“ sagte der Kommissär, während ein ironisches Lächeln um seine schmalen Lippen spielte, „dagegen freut es mich außerordentlich, daß ich zufällig diesen Heimweg gewählt habe. Ihr vollzieht natürlich Eure Befehle, Bürger Kapitän, und habt, wie mich dünkt, Mannschaft genug zur Verfügung, um nötigenfalls Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Diesen Bürger jedoch könnt Ihr frei passieren lassen; es ist mein wackerer Hauswirt, für den ich selbst Garantie leiste, daß Eure Ordre ihn nicht betrifft.“ Der Offizier hob gegen

den Ratsherrn ſogleich die Degenſpitze ein wenig in die Höhe und ſagte kurz: „Geht, mein Herr, Euer Weg iſt frei!“

„Wie,“ fragte der Hauptmann leiſe, „der Kommiſſär wohnt in Euerm Hauſe?“

„Seit mehreren Wochen,“ erwiderte der Ratsherr in vergnügtem Tone, „und nun wird ſich unſer Handel auch leicht zur Zufriedenheit ausgleichen laſſen. Unter andern Umſtänden würde es für mich zur Pflicht geworden ſein, hier bei meinen Freunden auszuharren; jetzt dagegen bin ich überzeugt, wird Bürger Olivier mich gerne zum Platzkommandanten führen, um meine Beſchwerden zu unterſtützen über die Mißverſtändniſſe, die hier obwalten.“

„Mit aller Bereitwilligkeit,“ ſagte Olivier, ſich leicht verneigend, „wenn ich durch dieſen Gang Euch eine Gefälligkeit erweiſen kann.“

Den Hauptmann drängte es, als riefen ihm tauſend verworrene Stimmen zu, dem Ratsherrn von ſeinem Vorhaben abzuraten und ihn zurückzuhalten; er hatte auch deutlich bemerkt, daß über Oliviers Geſicht ein verſchmitztes Lächeln geglitten war, als der Wunſch um ſeine Begleitung ausgeſprochen wurde. Aber was ließ ſich im Grunde gegen einen ſolchen Verſuch einwenden, mittelſt deſſen man wohl am ſchnellſten und einfachſten aus der unangenehmen Lage herauskommen konnte? bei der Einwilligung der übrigen Freunde mußte das dunkle und Schlimmes ahnende Gefühl ſchweigen und der Ratsherr trat, von Olivier begleitet, raſch durch die ſich öffnende Grenadierreihe in die Nacht hinaus. Der Hauptmann ſchaute ihm mit zweifelhaften Blicken nach, bis Zſchokke den Vorſchlag machte, wieder ins Haus zurückzukehren. „Unter ſolchen Umſtänden glaub' ich auch, können wir es für einmal dieſen Herren hier überlaſſen, ſich gegenwärtig den Schlaf zu vertreiben,“ ſagte Vater Reber, ſich mit dem Lichte der Treppe zuwendend.

Ungeachtet des trotzig heitern Anlaufes, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, wurde es bald wieder ſtill, als die Männer den kleinen Saal erreicht hatten, und man hörte lange nichts, als die bald raſchern, bald langſamern Schritte der gedankenvoll nebeneinander Auf- und Niedergehenden. Bei den zwei jüngern der Freunde mochte der Grund dieſes ſtummen Schweigens zunächſt in dem Gefühle der Demütigung liegen, die ihr bürgerliches Selbſtbewußtſein ſich abermals hatte gefallen laſſen müſſen; die zwei ältern dagegen ſchwiegen, mit den Befürchtungen beſchäftigt, die ſich nun unabweislich für die beiden Andern geltend machten. Denn zweifelhaft konnte es wohl nicht mehr ſein — die unerwartete Wache vor dem Hauſe ſtand in Verbindung mit den Vorgängen, um deren willen der Hauptmann und der Bündner Abgeordnete ſelbſt bei der helvetiſchen Polizei verklagt worden waren. Und dazu war nun noch ein neuer Grund oder wenigſtens Vorwand zur Klage gekommen! — Aus dieſen Gedanken heraus ſagte denn auch endlich Peſtalozzi beſorglich: „Ja, ja, Vater Reber hat Recht, die Burſche drunten vor der Thüre könnten einander lange angaffen und ſchließlich wäre dieſe Burg hinlänglich verproviantiert, um eine kleine Belagerung darin auszuhalten, wenn nur Ihr Zwei außerhalb der bedrohten Mauern wäret.“

„Wenn es ſich bloß darum handelt,“ ſagte Zſchokke, der gerne aus der bedrückten Stimmung herausgekommen wäre, „ſo brauchen wir ja nur eine romantiſche Belagerungsſzene auszuführen. Unſer beranntes Schloß hat nicht allein Thore, ſondern zum Glück auch Fenſter, die auf geheime Rettungswege führen müſſen. Ebenſo iſt die Nacht hübſch dunkel; darum ſchnell ein tüchtiges Seil herbei, oder beſſer noch, wir zerſchneiden die feinen Tiſchtücher Vater Rebers und die Geſchichte geht vorwärts, wie ſie in ſo manchem ſchönen Ritterbuche geſchrieben ſteht.“

Der junge Dichter öffnete leise und mit glücklich nachgeahmter Theaterhaltung das nächste Fenster, um hinauszuschauen; aber im Augenblicke zog er den Kopf wieder zurück und sagte in ernsterem Tone: „Nein, zum Kuckuck — da drunten stehen ebenfalls ein paar Bärenmützen, von denen die eine sich schnell das Vergnügen machen wollte, mit ihrer Flinte nach meiner Nase zu zielen.“

Vater Reber öffnete ein anderes Fenster, ließ es aber gleichfalls rasch wieder zuklappen. „Beim heiligen Georg,“ murmelte er, „wir sind umgarnt, als gält' es einer Mörderbande. Ich bin nur froh, daß Alles im Hause längst zur Ruhe gegangen ist.“

„Das eben ist es,“ sagte der Hauptmann bitter, „um mich selbst bin ich unbekümmert, kommt es am Ende doch wenig darauf an, wo man sich in Verteidigung seines bischens freier Luft eine Kugel durch den Leib jagen läßt; aber daß der Schuldloseste jeden Augenblick wie ein Verbrecher behandelt werden darf, und das Alles noch unter dem heuchlerischen Rottengeschrei von Freiheit und Brüderlichkeit — das muß einen zum Wahnsinn bringen.“

„Geduld, meine Freunde,“ entgegnete Pestalozzi mit dem eigentümlich schmerzlichen Vorneigen seines Gesichtes, „die edelsten Früchte verlangen die mühevollste Pflege zu ihrer Zeitigung; zudem tröste ich mich, daß unser trefflicher Ratsherr auch für uns bald guten Rat gefunden haben wird. Der Kommissär scheint ihm recht zugethan, und gebührende Genugthuung werden uns unsere Behörden sicherlich zu verschaffen wissen.“

„Schöne Träume soll man nicht stören,“ sagte der Hauptmann finster, „seien wir indessen froh, wenn der Ratsherr selbst ungefährdet bleibt. Drüber hinaus werde ich meinesteils unsere Freunde in den Behörden mit persönlichen An-

liegen nicht behelligen — haben ſie doch ſonſt unerträgliche Laſten zu ſchleppen, die Bedauernswerten!"

„Recht aber muß uns werden," rief Zſchokke; „ein Mehreres verlangt natürlich Keiner von uns!"

„Recht, meinſt Du?" entgegnete der Hauptmann, indem er ſich, das Geſicht mit der Hand bedeckend, auf einen Stuhl niederließ, „ja, etwas, dem man dieſen Namen anlügt, mag man uns geben, weil wir keine ſchutz- und hilfentblößten armen Teufel ſind, wie hunderttauſende unſerer Mitbürger. Aber wirkliches, volles Recht können wir im beſten Falle nur erlangen, wenn wir dasſelbe unter dem Titel ganz beſonderer Gnade annehmen wollen. Zählt darauf, es wird uns nichts Anderes übrig bleiben."

Auf dieſe bitter und zugleich traurig geſprochenen Worte trat abermals eine Pauſe ein, in die lange Zeit nur das gelegentliche Klirren eines Gewehres, das drunten auf das Pflaſter geſtellt wurde, oder der Tritt einer auf- und niedergehenden Schildwache hereintönte. Zſchokke blickte, neben dem Fenſter an die Wand gelehnt, über den nachtdunklen See und die ſchlafende Stadt hinaus, während die drei Andern, vor ſich niederſchauend, am Tiſche ſaßen. Die noch immer gefüllten Gläſer blieben unberührt ſtehen und ſelbſt der ſonſt ſo aufmerkſame Vater Reber ſchien nicht zu beachten, daß das tief herabbrennende Licht nur noch eine kümmerliche Helle verbreitete. Wie die leiswandelnden Gedanken Aller die gleichen Pfade eingeſchlagen haben mochten, fuhren auch Alle mit gleich raſcher Bewegung empor, als drunten ein „Halt — werda" ertönte, auf das ein unverſtändlich geführtes Geſpräch folgte. Wenige Augenblicke und es wurde kräftig gepocht an der Hausthüre. „Was hab' ich geſagt," rief Peſtalozzi, „mein wackerer Ratsherr hat Recht geſucht und gefunden — das kann niemand anders ſein zu dieſer Stunde."

„Ich glaub' es ſelbſt," erwiderte Vater Reber, der, ſchnell das Licht ergreifend, der Thüre zueilte, „und ſolch ſpäte Gäſte darf man nicht zu lange warten laſſen." Peſtalozzi eilte ihm nach, während der Hauptmann ſich langſam wieder niederſetzte und zu Zſchokke ſagte: „Laß nur — mir iſt's, wir können die Botſchaft abwarten."

Von unten ertönte das Geräuſch des raſch zurückgeſchobenen Riegels und das Knarren der ſchweren Hausthüre; aber zwei, drei lange Sekunden vergingen, ohne daß die Laute einer frohen Begrüßung folgen wollten. Eine fremde Stimme ſtellte eine kurze Anfrage und nach einiger Wechſelrede begannen die eben noch ſo raſchen Schritte wieder langſam und unſicher die Treppe heraufzuſteigen. „Ihrer Drei ſind es," ſagte Zſchokke, ſich zweifelnd der Saalthüre nähernd, „ſei es nun, wer es wolle." Doch unwillkürlich that er wieder einen Schritt zurück, als hinter dem vorleuchtenden Vater Reber ein großer Mann in der Uniform der helvetiſchen Gensdarmerie hereintrat und Peſtalozzi faſt nur wie ein wankender Schatten nachfolgte.

„Dort ſitzt der Herr, den Ihr ſucht," ſagte Vater Reber, ſein Licht auf den Tiſch ſtellend, „hoffentlich wird Eure Botſchaft keine ſchlimme ſein, wenn Ihr vom Doktor Rengger geſchickt ſeid."

„In deſſen Auftrage komm' ich," erwiderte der Gensdarm, auf den Hauptmann zutretend, „und muß Euch erſuchen, mich unverzüglich zu begleiten, mein Herr."

„Er Euch begleiten und wohin?" rief Zſchokke, „da werde ich wenigſtens dabei ſein dürfen!"

„Diesmal nicht," entgegnete der Gensdarm; „doch habe ich noch einen weitern Auftrag an den Herrn Kapitän," fügte er, mit einem fragenden Blicke an dieſen gewendet, hinzu.

„Nur zu," ſagte der Hauptmann, ſich erhebend, „vor dieſen Freunden hier braucht es keine Geheimniſſe."

Der Gensdarm ſteckte die Finger ſeiner rechten Hand zwiſchen den grünen Ärmel und den blaßgelben Aufſchlag ſeiner Linken und zog ein kleines Papier hervor, das er dem Hauptmanne entgegenreichte. Sogleich hefteten ſich die Blicke der Andern auf das Geſicht ihres Freundes, der das Blättchen auseinanderfaltete; aber der Inhalt desſelben ſchien ein wenig erfreulicher zu ſein und je weiter der Leſende ihn entzifferte, um ſo finſterer zogen ſich ſeine Brauen zuſammen und um ſo dunkleres Rot begann ſich ihm auf Wangen und Stirne zu legen. Endlich drückte er das Papier in zorniger Hand zuſammen und ſagte, nach ſeinem Hute greifend, mit gepreßter Stimme: „Ich bin bereit — gehen wir.“

„Aber nicht bevor ich weiß wohin, und ob Dir keine Gefahr droht,“ entgegnete Zſchokke, entſchloſſen zwiſchen den Gensdarmen und ſeinen Freund tretend; „ſonſt will ich ſehen, wer mich verhindert, mit Dir zu gehen.“

„Nein, bleib' — ſei ruhig,“ rief der Hauptmann mit einer abwehrenden Handbewegung, „laßt mich wenigſtens ſehen, woran wir ſind — ich werde Euch Bericht bringen.“ Damit drückte er ſeinem Freunde das zerknitterte Papier in die Hand und ſchritt, von dem Gensdarmen gefolgt, der Thüre zu. „Auf Wiederſehn!“ rief er ſchon unter derſelben, „und — nehmt Euer Latein zuſammen,“ fügte er bitter hinzu; „es war die Sprache der Brutuſſe und Gracchen, aber auch der Nero's und Caligula's.“

Die Zurückbleibenden waren über den Vorgang ſo betroffen und verwirrt, daß Vater Reber zwar das Licht ergriff, aber vergaß, den Davoneilenden die Treppe hinabzuleuchten, und Zſchokke ſelbſt des Papiers in ſeiner Hand ſich erſt wieder zu erinnern ſchien, als drunten die Hausthüre mit einem langnachhallenden Schlage in ihre Angeln fiel.

VI.

„Wahrhaftig, ein ſeltſamer Anfang in der neuen Reſidenz der Republik,“ ſagte endlich Peſtalozzi in bekümmertem Tone; „aber was iſt's denn mit dem Papiere, das Du in der Hand hältſt, Heinrich?“

Zſchokke faltete dasſelbe ſchweigend auseinander. „Von Rengger iſt es geſchrieben — es ſind ſeine Schriftzüge,“ ſagte er nach einigen Augenblicken, „und zwar lateiniſch, ohne Zweifel aus irgend einem vorſichtigen Grunde. Und meiner Treu, der Inhalt iſt ganz geeignet, dieſe Vorſicht begreiflich zu machen. Ich will wörtlich überſetzen: „„Folge dem Überbringer augenblicklich zu mir. Er hat an den Euch bewachenden Offizier nur eine untergeſchobene Ordre, die durch ein Zaudern oder Widerſtreben Deinerſeits verraten werden könnte. Daß Ihr Hausgefangene ſeid, weiß ich erſt ſeit einer Viertelſtunde, denn bis dahin war ich faſt nicht minder bewacht, als Ihr ſelbſt. Eile um Deiner und Deiner Freunde willen und mir zu lieb. Wem die geworfenen Netze gelten, weiß ich noch nicht zu erraten.““ „Ein ſchlimmer Ariadne-Faden,“ fügte Zſchokke, das Blättchen um und um betrachtend, hinzu, als ob er in demſelben ſelbſt eine Falle ahnte; „aber Renggers feſte Züge ſind es, und wenn auch haſtig hingeworfen, fehlt es nicht an all' ihren charakteriſtiſchen Merkmalen. Und richtig, da iſt auch ein C. m. unterzeichnet, Cato minor, wie wir ſelbſt ihn getauft haben.“

„Und der Polizeidirektor ſelbſt ſollte dieſe Nacht ein Gefangener geweſen ſein?“ rief Vater Reber; „nun dann, bei allen Heiligen, weiß ich auch nicht mehr, in welchen Geleiſen wir fahren ſollen.“

„Ich ebenſo wenig,“ ſagte Peſtalozzi mit ſeinem bekümmerten Neigen des Antlitzes, „und Wunder ſollt' es mich nicht nehmen, wenn ich in einem Augenblicke auf die nämliche Frage

Ja und Nein zur Antwort gäbe; doch werden die Wirren sich wohl lösen müssen und gewiß ist Rengger zunächst durch die Schritte, welche unser wackerer Ratsherr bei dem Platzkommandanten gethan, seiner lästigen Hüter ledig geworden. Die Reihe wird nun auch bald an uns kommen."

„So mög' es werden," rief Zschokke, das Blättchen Papier an das brennende Licht haltend, daß es in hellen Flammen aufflackerte, „und sollt' es anders kommen — die da drunten dürfen nicht glauben, wir seien aus Furcht und Sorge stumm geworden. Her da, Vater Reber:

Noch ein Glas, noch ein Glas vom allerbesten Wein,
Zu Ehren freier Freunde soll's getrunken sein!"

Pestalozzi bückte sich zu einem kleinen Schranke nieder und zog aus demselben eine Zither hervor. „Ich habe ja schon heute bei der Ankunft unserm braven Vater Reber ein Lied von Dir versprochen," sagte er, das Instrument mit freundlichem Nicken dem jungen Dichter entgegenreichend; „nun aber spiel' uns wieder einmal den Bernermarsch, weißt Du. Seine Klänge werden unsern Hauptmann, wenn er indessen zurückkehrt, gewiß mehr erfreuen, als besorgte Gesichter, die wir ihm entgegenbrächten."

Der begünstigte Zögling der Musen fuhr präludierend durch die Saiten und bald entlockte er ihnen jenes wunderbar ergreifende Gemisch von Melodien, die eine in Töne übertragene Geschichte der Berner Heldentage zu enthalten scheinen. Jetzt die fröhlichen Pfeifen, welche die mutige Jugend vom Tanze weg zum Kampfe geleiteten; dann das Krachen zerschmetterter Helme und Harnische und wieder das dumpfe Rollen der Donnerbüchsen, welche die festen Burgmauern zu brechen suchen. Aber all' das beherrschend und verbindend die Taktschläge eines weit ausschreitenden Siegesganges, der kein Zurückweichen kennt. In einem leisen Nachspiele wiederholte der Zitherschläger die letzten Weisen, so daß sie fast wie

die traumhaft verſchwindende Erinnerung an eine ſtolze Vorzeit erſchienen; doch ſeltſam, gerade dieſe letzten leiſern Takte ſchienen mit der Wirklichkeit in Eins zu verfließen und immer deutlicher hörte man ſich einen ſoldatiſchen Marſchſchritt nach denſelben bewegen. „Was iſt das," rief Zſchokke aufhorchend; „mir war's, ich höre marſchieren vor dem Hauſe."

„So iſt's auch," erwiderte Vater Reber, ans Fenſter tretend; „da marſchiert eine ganze Abteilung die Straße hinunter, vielleicht unſere Herren Wächter, die abgelöſt worden."

„Laßt doch einmal ſehen," ſagte Zſchokke, behutſam einen Fenſterflügel öffnend, „die Anmarſchierenden hätten wir ja faſt eher hören ſollen, als die Abgehenden." Er hielt den Kopf zuerſt nur unmerklich, aber allgemach weiter und weiter hinaus, bis er mit beiden Schultern über die Fenſterbrüſtung ragte. „He da, guter Freund!" rief er endlich hinunter; aber es kam keine Antwort, und halb verwundert ſagte er, ſich ins Zimmer zurückwendend: „Da drunten regt ſich keine Ratte mehr, geſchweige denn ein Wachtpoſten. Sollte der Bernermarſch oder der Berner Hauptmann den Abzug bewirkt haben? Sehen wir doch einmal vor der Thüre nach." Alle Drei eilten erwartungsvoll die Treppe hinab; aber Vater Reber leuchtete vergeblich nach allen Seiten zur Hausthüre hinaus; es war kein Halt- und Werbarufer mehr zu entdecken; nur von weitem tönte noch der ſchwache Nachhall eines Marſchſchrittes zurück.

Die drei Freunde ſahen ſich faſt ebenſo betroffen an, als vor zwei Stunden, da ihnen der freie Ausgang verweigert worden, nur löſte ſich dieſe Betroffenheit diesmal in eine heiterere Stimmung auf. Über Peſtalozzi's Geſicht glitt das leichte, freudige Erröten weg und fröhlich rief er ſeinen Gefährten, ihnen beide Hände entgegenſtreckend: „Was hab' ich geſagt? — Mißverſtändniſſe der Nacht, die ſogar noch vor dem erſten Morgenlichte wieder verſchwinden mußten. Freuen

wir uns deſſen, meine Freunde.“ — Vater Reber drückte die Befolgung dieſes Rates durch ein behagliches Händereiben aus und man ſah ihm nun erſt recht deutlich an, wie ſchwer ihm der Belagerungszuſtand ſeines Hauſes auf dem Herzen gelegen haben mochte. Zſchokke beglückwünſchte ihn deshalb auch ſcherzend als den Ritter von Bärenburg, deſſen Feinde durch einen freundlich geſinnten Zauberer über Nacht von den hartbedrängten Schloßmauern vertrieben worden. „Nebenbei glaub' ich,“ bemerkte er gegen Peſtalozzi, „iſt diesmal der Kriegsmann ſchneller zum Ziele gekommen, als der Ratsmann; ohne Zweifel wird der Hauptmann deutlich geſprochen haben mit den Anordnern unſerer Bewachung.“

„Streiten wir nicht darüber,“ erwiderte Peſtalozzi, das Licht ergreifend, das Vater Reber in ſeinem ſtillvergnügten Thun auf den Boden geſtellt hatte; „Beides ſind wackere Männer nach meinem Herzen und ich will gerne glauben, daß ſie einander zu unſerer Erlöſung mit Rat und That unterſtützt haben. Gehen wir nun getroſt hinauf; hoffentlich werden Beide nicht lange auf ſich warten laſſen.“

„Und doch will es mich faſt ärgern,“ rief Zſchokke, den Voranſchreitenden folgend, „daß das ſo hübſch begonnene Abenteuer nun ſo blöde abklappen ſoll; es kömmt mir vor, als könnte es noch gar nicht zu Ende ſein.“

„Der Poet will ſein Recht behaupten, wie billig,“ entgegnete Peſtalozzi; „dafür wird er uns nun mit Lied und Muſik erfreuen. Schlafen einmal kann ich nicht, bis unſere Freunde, oder wenigſtens einer von ihnen zurück iſt.“ —

Die Gläſer ſtießen fröhlicher zuſammen und bald erklangen Geſang und Saitenſpiel in ſo munterem Wechſel, daß mancher davob aufwachende Schläfer der Nachbarſchaft ſich verwundert fragen mochte, was das ungewohnte Thun in dem ehrbaren Hauſe zu Pfäffern wohl zu bedeuten habe, und den Wachenden verginnen die Stunden ſelbſt wie ein flüchtiges Traumbild.

Endlich war Peſtalozzi über den weichern Melodien, die der Sänger allmählich angeſtimmt, doch feſt eingeſchlafen, und auch Vater Reber nickte ſo bedeutſam mit dem Kopfe, daß er es nicht mehr zu beachten ſchien, als Zſchokke die Zither aus den Händen legte. Über den See heran dämmerte bereits der bleiche Schein des Herbſtmorgens und von der Straße machte ſich das Geräuſch vereinzelter Schritte bemerkbar, welche die nahende Geſchäftigkeit des Tages ankündigten.

„Hier trinken, ſingen und jubilieren wir," ſagte Zſchokke leiſe an's Fenſter tretend, „um endlich mit der tröſtlichen Erwartung eines frohen Erwachens einzuſchlafen, gerade wie Kinder, die mit dem Entſchlummern die Rechnung des Tages abgeſchloſſen haben, ohne daran zu denken, das Fazit auf den folgenden Morgen zu übertragen. Wie der gute Peſtalozzi daſitzt mit dem ſtillen Lächeln auf ſeinem Antlitze; gewiß führt der Traumgott den Gedanken eines menſchenfreundlichen Engels als verwirklicht an ſeiner Seele vorüber. Und doch iſt noch keiner unſerer Freunde zurückgekehrt, wiſſen wir nicht einmal, ob wir unſern Weg für den anbrechenden Tag frei zu wählen haben, oder ob wir nicht in dieſem Augenblicke bloß einer Scheinfreiheit uns erfreuen, die von Andern mit ſchweren Opfern erkauft werden mußte." Dieſer letzte Gedanke, daß nämlich den beiden Abweſenden irgend etwas Schlimmes begegnet ſei, ja vielleicht all' die feindſeligen Vorkehren nur ihnen oder wenigſtens dem Hauptmann gegolten, ſtand plötzlich mit neuer Bangigkeit vor Zſchokke's Seele. Er machte ſich Vorwürfe, daß ſie ſich eines Ausganges gefreut, der noch Keinem von ihnen bekannt, und daß ſie dadurch möglicherweiſe eine koſtbare Zeit vertändelt hätten. Schon war er im Begriff, die Hand auf Peſtalozzi's Schultern zu legen, um ihn aufzuwecken und ihm ſeine immer drückender werdenden Befürchtungen mitzuteilen; aber ſoeben ſchwebte ein Lächeln um die Lippen des Träumenden und er murmelte: „Weinet

nicht mehr, meine Kinder — ich will wachen über euch und euer Vater sein" — „Er ist wieder bei den armen Waisen der gefallenen Nidwaldner," sagte Zschokke leise, während er mit Rührung auf das milde Angesicht des Schlummernden blickte; „man soll keinen Schlaf stören, der göttliche Traumbilder an der Menschenseele vorüberführt." Er kehrte sich ab, ergriff ein Stück Kreide, das auf einem kleinen Wandgesimse lag, und schrieb mit großen Zügen auf den Tisch, daß er einen Ausgang vorhabe und die erwachenden Freunde sich über seine Abwesenheit keine Sorge machen sollten. Damit schritt er leise der Thüre zu und erreichte geräuschlos den stillen Hofraum.

Die herbstlich frische Morgenluft, die ihm entgegenwehte, verscheuchte die unklaren, bangen Bilder, die im Hause drinnen unheimlich an seiner Einbildung vorübergeschwebt, und bald war der junge Dichter im Stande, sich auf seinem Gange dem ahnungsvoll erregenden Eindrucke des aufdämmernden Tages hinzugeben. Die Straßen waren noch still; nur hie und da wurde der Riegel einer Thüre zurückgeschoben und mit schlurfendem Schritte trat eine Gestalt in das graue Zwielicht heraus, um gleich wieder hinter einer nahen Hausecke oder am dunklen Gesteine eines Brunnengeländers niederzutauchen. Vom See und vom Flusse herauf kräuselten sich flüchtige Nebelstreifen durch die Gassen und Gäßchen und schienen bemüht, sich verborgene Winkel aufzusuchen, um dem hellern Lichte zu entfliehen, das oben an den höchsten Häusergiebeln zu spielen begann. Der einsame Wandler schaute diesem seltsam wechselnden Spiele mit der träumerischen Müdigkeit zu, die den Morgen einer durchwachten Nacht zu begleiten pflegt, und fast verwundert blieb er stehen, als er durch einen dunklen Bogen ins Freie gelangt war. Er hatte den Weg nach der Gensdarmeriehauptwache, wohin doch seine Absicht gegangen, verfehlt und stand nun vor dem Baselthore, durch das er vor kaum vierzehn Stunden eingeritten. Zschokke mußte unwillkürlich

lächeln, als er ſeinen Irrtum bemerkte, und murmelte leiſe vor ſich hin: „Mangel an Straßenkenntnis — wer wird mich zurechtweiſen?“ Die Richtung jedoch, welche ſeine Blicke während dieſer kurzen Selbſtrechtfertigung genommen, ſchien von etwas Anderem beſtimmt worden zu ſein, als dem Verlangen, ſogleich einen Wegweiſer zu finden, denn ſie ging von der Tiefe der Straße aufwärts nach einem Balkone, der, von mancherlei Laubwerk umdunkelt, ſich am Hauſe neben dem Thore erhob. Sie verließen dieſe Richtung auch nicht ſobald, ſeine Blicke, ſondern blieben wie mit einer immer neugieriger werdenden Frage an einem bleichen Lichtſchimmer hängen, der aus den Fenſtern über der Altane hervordrang. Was mochte das einſame Licht zu bedeuten haben in dieſer ungewohnten Stunde mit ſeinem müden, unſichern Scheine? War es die ganze Nacht nicht gelöſcht worden und hatte bei ſchlafloſen Augen gewacht oder half es frühem Fleiße den Tag erwarten? — „Schwerlich, in ſolchem Hauſe,“ beantwortete Zſchokke die letztere Frage bei ſich ſelbſt, und es begannen unklare Vorſtellungen unabwehrbar auf ihn heranzurauſchen, wie ein plötzlich aufgeſcheuchter Rabenflug. „Bah,“ machte er, mit der Hand über die Stirn fahrend, „du biſt doch manchmal ein nichtswürdiger Träumer, Heinrich; was ſtehſt du nun hier und vergiſſeſt über einer Spätlampe in fremdem Hauſe deines Freundes!“ — Er zog die Hand von ſeinen Augen zurück und that einen Schritt nach dem Thorbogen hin; aber er blieb wieder feſtgewurzelt ſtehen, als ſein Blick noch einmal nach dem Fenſter hinaufſtreifen mußte. Die Gardine hatte ſich ein wenig zurückgeſchoben und durch die nun lichthellere Öffnung ſchauten hart aneinandergedrängt zwei Geſichter auf den dämmergrauen Platz herab. „Sie ſind es,“ ſagte Zſchokke leicht errötend in ſich hinein, während er die Augen, wie auf unberechtigtem Lauſchen ertappt, niederſchlug; „und ſie warten auf Jemand — ich wollte ſchwören darauf.“ Er ſchaute raſch um-

her, als müßt' er mit erſpähen helfen, ob ſich ſonſt noch Jemand in der Nähe befinde oder von irgend einer Seite herankomme; aber hier draußen war es noch ſtiller, als drinnen in den Stadtſtraßen, und nur der Nebel wälzte ſich in dichteren Ballen vom See längs den Mauern herüber. Droben blickten die beiden Geſichter noch immer unbeweglich vom Fenſter herab. „Wahrhaftig, eine ſeltſame Nachtwächterrolle, die ich da ſpiele," ſagte Zſchokke halblaut, und mit wenigen Schritten hatte er die Wölbung des Thorbogens erreicht.

Mit wie augenblicklicher Schnelligkeit auch die Szene vorübergegangen war, ſo ließ ſich der Eindruck, den ſie auf die leicht erregbare Einbildungskraft des Dichters hervorgebracht, nicht mehr verwiſchen. Wie um die verlorne Zeit wieder einzuholen, begann er haſtig die Straße hinabzugehen; aber ſeine Gedanken kehrten unabläſſig in verworrenen Gängen vor das Thor zurück und ſchwangen ſich nach dem Balkone hinauf, um von dort einen Blick in das matterhellte Gemach zu werfen. Er mußte ſich ordentlich zuſammennehmen, als nicht weit von ihm ſich eine Thüre öffnete und ein Mädchen mit einem Waſſereimer unter dem Arme auf die Straße heraustrat. Es beantwortete die Frage nach dem Wege zur Gensdarmeriehauptwache mit einer Handbewegung, die auf ein ſchmales Seitengäßchen deutete, und wollte dann ſeinen Weg zum Brunnen fortſetzen. „Halt, gutes Kind," fuhr aber Zſchokke mit einigem Zögern fort, „kannſt du mir nun auch noch ſagen, wer in dem großen Hauſe mit der Altane da droben neben dem Baſelthore wohnt?"

„J, warum nicht," lautete die Antwort, „dort wohnt ja der Ratsherr Meyer."

„Der Ratsherr Meyer, ſagſt du — und wohnt der einzig dort mit ſeinen Töchtern?"

„Ich höre ſchon gut, Ihr braucht deshalb nicht ſo laut zu ſchreien," erwiderte das Mädchen in etwas ſchnippiſchem Tone,

indem es ſeines Weges zu gehen anfing; „Meyers haben nur eine Tochter, aber ſeit zwei Wochen iſt ein fremdes Fräulein auf Beſuch bei der Franziska.“

„Dann iſt der Ratsherr auch noch nicht nach Hauſe zurückgekommen,“ ſagte Zſchokke nach einigem Beſinnen laut vor ſich hin, „und das Lichtlein hinter'm Balkone hat vergeblich die ganze Nacht auf ſeine Heimkehr gewartet.“ Dieſe Vorſtellung war mit ſo überzeugender Klarheit durch ſeine Gedanken geſchoſſen, daß er, ohne noch einem Zweifel an einem übereilten Schluſſe Raum zu geben, in das Seitengäßchen lief, das ihm das Mädchen angedeutet. Bei der größern Dunkelheit, die noch in dem ſchmalen Raume herrſchte, und wohl auch in ſeiner eilfertigen Haſt, zu welcher ihn eine Reihe plötzlich aufſteigender verworrener Ahnungen antrieb, achtete er es kaum, daß ſich eine ihm von der andern Seite entgegenkommende Geſtalt bei ſeiner Annäherung zur Seite drückte, in der offenbaren Abſicht, ſich hinter einem vorſtehenden Mauerpfeiler unſichtbar zu machen. Der Eilfertige war auch ſchon an der Stelle vorübergegangen, als er ſich, ohne ſtehen zu bleiben, nur halb zurückwandte und fragte: „Nicht wahr, guter Freund, das iſt doch der rechte Weg zur Gensdarmeriehauptwache?“

„Das wohl,“ antwortete der Mann, der bereits wieder von dem Pfeiler weggetreten war, „aber Eure Eile wird wenig mehr helfen — Euer Kamerad iſt ſchon längſt abgereiſt.“

Über dieſe Worte verwundert, mehr noch aber von dem Klange der Stimme, die ſie geſprochen, betroffen, blieb Zſchokke ſtehen und rief: „Was ſagt Ihr da! Ihr werdet wohl mich und meinen vermeintlichen Kameraden nicht mehr kennen, als ich Euch ſelbſt.“

„Kann wohl ſein,“ entgegnete der Andere, während er ſchon anfing, ſeinen Weg wieder fortzuſetzen; „doch werdet Ihr, mein' ich, noch nicht viel Salz gegeſſen haben, ſeit wir unſere Bekanntſchaft gemacht.“ Dieſen Worten folgte ein eigentüm-

liches Gurgeln unverſtändlicher Töne nach, das wie ein unterdrücktes Gelächter klang, mit dem aber der Fremde auch ſchon ein beträchtliches Stück des Gäßchens aufwärts gegangen war. Zſchokke ſchaute ihm verwirrt einen Augenblick nach und murmelte ärgerlich: „Der Kerl will mich foppen, glaub' ich;“ aber alsbald ſchlug er ſich mit der Hand an die Stirn und rief ein lautes „Halt, guter Freund!“ während er ſich anſchickte, dem Angerufenen nachzueilen. Der jedoch war mit einem Male verſchwunden, als hätt' er ſich durch die dunkeln Mauern gedrückt oder in einen Streifen daherſchleichenden Nebels aufgelöſt. Zſchokke lief in faſt atemloſer Haſt an der Häuſerreihe dahin bis an die Ausmündung des Seitengäßchens in die Hauptſtraße und als er auch hier in der hellern Dämmerung nichts weiter bemerkte, als das Mädchen, das weiter abwärts am Brunnen ſtand, ging er wieder zurück, mit ſpähendem Blick und taſtender Hand jede Thüre unterſuchend. Aber von allen zuſammen in der ganzen Reihe war noch keine einzige geöffnet, durch die der Fremde hätte in ein Haus treten können, und auf der andern Seite des Gäßchens zog ſich nur eine alte hohe Mauer entlang, in der ebenfalls keine Öffnung zu entdecken war. Verwirrt und beſtürzt blieb der Verfolger an dem Pfeiler ſtehen, bei welchem er den Verſchwundenen vorhin angetroffen hatte. „Daß ich ihn nicht gleich an der Stimme erkannt habe,“ ſagte er mit einem abermaligen, faſt zornigen Schlage der Rechten an die Stirne vor ſich hin; „denn bei meiner Seligkeit, es iſt der rote Schiffer geweſen.“

VII.

Zſchokke lehnte ſich an den Pfeiler zurück, um der Aufregung, die durch dieſe unerwartete Begegnung über ihn gekommen, wieder Meiſter zu werden und den verworrenen Knäuel ſeiner Vorſtellungen auseinanderzuwickeln. Sein erſter

Gedanke war, die Sicherheitsbehörden zu benachrichtigen, um ſie auf die Spur des Unbekannten zu lenken; „aber nein,“ ſagte er nach einigem Beſinnen wieder zu ſich ſelbſt, „am Ende iſt der Burſche doch nur ein hieſiger Schiffer oder Fiſcher, der ſich geſtern Nacht einen Scherz gegen uns erlaubt, wohl in der Abſicht, unſere Geſellſchaft los zu werden, um, klüger als wir, nicht ſogleich nach dem Treibjagen auf den Noten in die Stadt zurückkehren zu müſſen. Gewiß, ſo iſt es, und da ihm der Streich einmal gelungen, ſo hat er jetzt mit ſeiner Nachricht von der Abreiſe des Hauptmannes, den er wohl etwa auf ſeinem Herwege geſehen haben mag, abermals verſucht, mich in den April zu ſchicken. Ich wette darauf, daß er hier herum wohnt und vorhin in ein ihm bekanntes, wo nicht gar in ſein eigenes Haus verſchwunden iſt und die Thüre hinter ſich verriegelt hat. Das wäre recht hübſch, wenn ich mir zu all' den Geſchichten noch den Spott einer verfehlten Polizeihatz aufbürden würde! — Heinrich, Heinrich, wie lange ſoll es noch dauern, bis du die Zügel kühler Überlegung mit ſicherer Hand zu lenken verſtehſt?“

Mit dieſer Selbſtermahnung begann er ſeinen Weg wieder fortzuſetzen. Aus dem Dunkelgäßchen in die hellere Straße gelangt, auf der nun ſchon Leute hin und wieder gingen, die ihm den Weiterweg weiſen konnten, gewann der beruhigende Gedanke, daß er ſich abermals unnötigen Befürchtungen hingegeben, immer feſter die Oberhand. Es geht uns mit nachtgebornen Vorſtellungen wie der Menge mit ihren Geſpenſtern, dachte er, ſie ſchwinden vor dem lebendigen Tageslichte in ihr dunkles Nichts zurück; jetzt wundert's mich nur, ob es unſerm Cato mit ſeinem beſorgtem Briefchen an den Hauptmann nicht ebenſo ergangen ſein wird. Peſtalozzi hatte wohl recht; das ganze Nachtabenteuer mag ſich am hellen Morgen in ein anderes Gewand hüllen und uns den Tag über als lächerliches Mißverſtändnis ergötzen.

Aus dieſer zuverſichtlichen Stimmung wurde er indeſſen plötzlich aufgeſchreckt, als er, um eine Ecke gegen die Gensdarmeriehauptwache biegend, mit haſtigen Schritten Peſtalozzi herankommen ſah. Die ganze Erſcheinung des Freundes mußte beim erſten Anblick ſeine heftige Aufregung verraten. Er kam mit vorgebeugtem Haupte, die langen Haare unordentlich um Stirn und Schläfen hängend, wie ein vor nahen Verfolgern Fliehender eilfertig dahergelaufen, den Hut trotz der feuchtkühlen Morgenluft in der Hand tragend und den Überrock weit über die Schultern zurückgeſchlagen, als ob er ihm an ſeinem raſchen Gange hinderlich wäre, während er mit der Linken in eckigen Bewegungen auf und nieder fuhr wie ein Schwimmender, der den Widerſtand einer Strömung überwinden will. „Was gibt es," rief Zſchokke, betroffen ſtehen bleibend, „was treibt Dich denn ſchon auf die Straße, da ich Dich noch im beſten Morgenſchlafe glaubte, mein Freund!"

„Ah, Du biſt's," entgegnete Peſtalozzi wie aus ſchwerer Sorge aufſeufzend; „gottlob, daß ich wenigſtens Dich wieder habe. Gib mir die Hand, daß ich Dich nimmer verlieren kann."

„Aber Du wirſt Dir doch meinetwegen keine Sorge gemacht haben — wo kommſt du denn ſo eilfertig hergelaufen?"

„Sorge, meinſt Du?" entgegnete der Andere, indem er die Hand des Freundes mit ſpürbarem Zittern in die ſeinige preßte; „doch, ich habe große Sorge gehabt — es iſt auch Sorgenszeit jetzt. Komm nur mit, Heinrich, komm nur mit mir — Du haſt den Hauptmann doch nicht geſehen?"

„Nein, aber eben darum will ich jetzt zu Rengger, um ihn zu ſuchen."

„Er iſt nicht dort," flüſterte Peſtalozzi, mit unſichern Blicken hin und her ſpähend: „er iſt nicht dort und Rengger auch nicht."

„Und er iſt auch nicht in den Gaſthof zurückgekommen?"

„Nein, nein; aber ſprich nicht ſo laut; er iſt fort mit Rengger, ſchon vor zwei oder drei Stunden, ſobald er von uns weggangen war. Doch da droben weiß keine Seele wohin — ich habe ja eben nachgefragt.“

„Fort mit Rengger,“ rief Zſchokke mit gedämpfter Stimme, „zur Stadt hinaus, meinſt Du?“

„Vielleicht — wahrſcheinlich; doch komm jetzt mit,“ drängte Peſtalozzi, „wir müſſen auch noch nach einem Andern ſehen und ich will Dir's ja erzählen unterwegs — Alles.“

„Nach einem Andern?“ entgegnete Zſchokke, ob der Angſt und bangen Eilfertigkeit ſeines Freundes beklommen; „wer iſt dieſer Andere und was haſt Du mir zu erzählen?“

„Hu,“ machte der menſchenfreundliche Philoſoph, ſich wie von einem Froſte ergriffen ſchüttelnd; „wo ſoll ich anfangen und aufhören; in meinem alten Kopfe wirbelt's durcheinander wie eine Windsbraut im hohen Ährenfelde. Wart — ja richtig. Als ich erwachte und Deine auf den Tiſch geſchriebenen Worte ſah, dacht' ich mir gleich, du möchteſt zu Rengger gegangen ſein, um nach dem Hauptmanne zu fragen, und ſo habe ich mich denn auch ſogleich dahin auf den Weg gemacht. Aber, wie geſagt, die Beiden waren ſchon lange fort — der Direktor werde mir wohl ſelbſt mitteilen wohin, wenn er zurückkomme, ſagten mir die Leute auf der Wache, die ſelbſt nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht.“

„Iſt denn dort etwas Beſonders vorgefallen?“ rief Zſchokke, da ſein Begleiter inne hielt; — „es wird ſich doch nicht um den Hauptmann handeln!“

„Nicht gerade, nein, das iſt's nicht,“ erwiderte Peſtalozzi leiſe und wieder ängſtlich um ſich blickend; „aber draußen auf der Schiffländе ſei vor kaum einer Stunde ein franzöſiſcher Poſten in den See geſtürzt und erſt tot wieder herausgezogen worden. Es könne das kein Anderer gethan haben, als der

rote Schiffer, der, durch die letztnächtige Jagd vielleicht vom See verdrängt ſich nun bis zur Stadt hereingewagt haben müſſe."

„Hat man Spuren davon," fragte Zſchokke nun ebenfalls mit leiſerer Stimme, indem er ſtehen blieb; „oder warum ſoll's gerade der rote Schiffer ſein, der's gethan haben mag?"

„Ja," erwiderte Peſtalozzi bekümmert, „man will ihn geſehen haben ſich über die Reußbrücke hereinflüchten, und jetzt heißt es ſchon allgemein da auf der Wache droben, er finde bei den Ariſtokraten in der Stadt Unterſchlauf oder ſei ſogar unterſtützt und beſoldet von ihnen. Du wirſt ſehen, es iſt wieder einmal auf eine Ariſtokratenjagd angelegt, es ſollen wieder ein paar ſchuldloſe Familien ins Unglück geſtürzt und um Hab und Gut gebracht werden."

„Du glaubſt alſo nicht an den ausgeſprochenen Verdacht," ſagte Zſchokke zögernd, „oder hältſt ſogar dafür, der Vorfall mit der verunglückten Schildwache am See ſei planmäßig angezettelt worden?"

„Das will ich gerade nicht ſagen," erwiderte Peſtalozzi traurig, „und was ich auf dieſem von Leidenſchaft, Irrtum, falſcher Lüge und all' ihrem Unheil unterwühlten Boden glauben oder denken ſoll, weiß ich endlich ſelbſt nicht mehr; aber eine große Angſt iſt über mich gekommen um unſern Freund, den Alt-Ratsherrn, deſſen Familie, wie Du gehört haſt, mit dem Namen des ſchrecklichen Schiffers auf ſo ſeltſame Weiſe in Verbindung ſteht. Es läßt mir keine Ruhe, ich muß ſogleich zu ihm gehen und Du wirſt mich begleiten, Heinrich."

Dieſe aus tiefem Erbangen geſprochenen Worte konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Die beſorgnisvolle Gedankenverbindung ſeines Freundes kam Zſchokke ſo unerwartet und packte ihn mit einem ſolchen Sturme ſich kreuzender Vorſtellungen, daß er kaum noch einen Verſuch wagen mochte, ſich dieſelben zu entwirren und deutlicher zu machen. Ebenſo

wenig getraute er ſich, ſeinem Begleiter von der Begegnung mit dem Unbekannten zu ſprechen oder deſſen Angſt durch die Mitteilung der Beſorgniſſe zu vermehren, welche das einſame Lichtlein neben dem Baſelthor in ihm ſelbſt erregt hatte. Er folgte ihm ſchweigend, faſt willenlos durch die nun hellern Straßen, die er vorhin im Dunklen gegangen, kaum beachtend, wie ſich in denſelben ſchon ein lebendiges Treiben zu entfalten begann. Der Gedanke, daß gerade das Rätſelhafte und Entſetzliche, das er in den letzten zwölf Stunden erlebt und gehört, ihn mit jenen Verhältniſſen in Berührung bringen ſollte, die bei ſeinem Eintritte in die Stadt gleich einem ahnungsvollen Morgenwölklein am Horizonte ſeiner Zukunft emporgeblüht, erfüllte ſeine Seele ſo ganz und gar, daß er wie aus einem Traume aufſchrak, als Peſtalozzi den metallenen Klopfhammer auf die Thür des Ratsherrenhauſes fallen ließ. „Noch nicht," ſagte Zſchokke leiſe mit einer abwehrenden Handbewegung; „warte noch einen Augenblick." Aber es war ſchon zu ſpät und von innen wurde das Geräuſch leichter, flüchtiger Tritte hörbar, die ſich über die Treppe gegen die Thüre herannahten. Die Beiden horchten mit verhaltenem Atem, bis eine halb ängſtliche, halb freudige Stimme rief: „Biſt Du es, Väterchen? — Denke nur, Nanny und ich haben die ganze, lange Nacht gewartet auf Dich." Zſchokke wagte ſeine Augen nicht aufzuſchlagen bei dieſer Anfrage. Ohne es geſehen zu haben, fühlte er, mit welchem Erſchrecken die Blicke ſeines Freundes auf ihn gerichtet waren, bis dieſer endlich mit mühſamer Faſſung die Antwort hervorbrachte: „Macht nur auf, Fräulein Franziska; wir, die Freunde Eures Vaters, können Euch Nachrichten bringen von ihm." — „Heilige Jungfrau; ich hab' es wohl gedacht," ertönte es von innen, und dem bangen Ausrufe folgte ein Geräuſch, als ſänke jemand, widerſtrebend und ſich noch an einer Stütze haltend, langſam zu Boden. „Es iſt Herr Peſtalozzi," flüſterte eine andere Stimme:

„gewiß, Du ängſtigſt Dich umſonſt — ſei ſtark, Franziska, wir müſſen aufſchließen.“ Der Riegel wurde zurückgeſchoben und den beiden Freunden ſtellte ſich ein Bild vor Augen, wie es noch nie einem Maler in ſeinen Viſionen ergreifender und zugleich anmutigerer Schönheit voll erſchienen iſt.

Auf der unterſten Treppenſtufe ſaß, mit dem Oberkörper halb gegen das maſſive Eiſengeländer zurückgelehnt, die Tochter des Ratsherrn, deren ſonſt mutige Beſonnenheit in dieſem Augenblicke der Angſt des kindlichen Herzens erlegen war. Das von dunkler Lockenfülle umrahmte Antlitz mit den feinen Zügen war blaß geworden, als hätte der Tod verſucht, mit ſeiner kalten Hand darüber wegzuſtreifen, während die leichtgeöffneten Lippen, nicht imſtande, dem Worte ihre Dienſte zu leihen, den unſtäten Blicken der braunen Augen eine bange Frage ſchienen anvertraut zu haben. Neben ihr ſtand ein Weſen, das an jene Lichtgebilde gemahnte, welche die fromme Künſtlerhand als tröſtende Genien dem ſchmerzerfüllten Menſchenkinde beizugeſellen pflegt. Es war die jugendliche Freundin Franziska's mit dem kindlich jungfräulichen Unſchuldsgeſicht. Vornübergebeugt hielt ſie ihre Rechte um den Nacken ihrer Gefährtin geſchlungen und in der Linken trug ſie die nur noch ſchwach brennende Lampe, deren Flämmchen in dem dunklen Korridore mit beweglichen Lichtſtreifen an dem lieblichen Kinde auf- und niederſpielte, bald die halbaufgelöſten, blonden Haarwellen wie ein Goldnetz ſchimmern laſſend, bald die Stirn und blaßangehauchten Wangen mit bräunlichen Schatten übergießend. Als ſie aber hinter dem eintretenden Peſtalozzi den ſchlanken Reiter vom geſtrigen Feſtzuge erkannte, begann die Lampe ſo heftig zu zittern in ihrer Hand, daß ſie dieſelbe auf die Treppenſtufe niederſtellen mußte und dann beide Arme um Franziska ſchlang, als wäre ihr nun ſelbſt eine Stütze nötig geworden. Zſchokke wollte mit einer raſchen Bewegung nach der Lampe faſſen, aber wie feſtgebannt von dem ergreifen-

den Anblicke blieb er mit der ausgeſtreckten Hand unbeweglich ſtehen, der bangen Pauſe vergeſſend, in der keines das erſte Wort zu ergreifen wagte. Endlich näherte ſich Peſtalozzi dem Fräulein und ſagte, ihre Hand ergreifend, mit weicher Stimme: „Wir haben Euch erſchreckt, Franziska — wir hätten nicht ſo frühe kommen ſollen.“ — „Nein, Herr,“ erwiderte ſie langſam, indem ſie, ſich auf die dargereichte Rechte ſtützend, ſich zu erheben ſuchte, „es iſt nun ſchon vorüber; ich weiß ja, der Vater iſt bei Euch geweſen.“ Peſtalozzi neigte ſein bleiches Geſicht vorwärts und hob die Lampe auf. „Wir haben ihn geſehen, Ihr dürft Euch nicht ängſtigen,“ ſagte er; „aber kommt, wir wollen lieber hinaufgehen.“ — „Ja, gehen wir,“ antwortete das Fräulein, die Hand einen Augenblick auf die Stirn legend; „wir müſſen allein ſein, meine Freunde.“

Zſchokke folgte der Voranſchreitenden lautlos und erſt, als er in ein Gemach getreten und Franziska's Freundin die Gardinen zurückſchlug, um das Tageslicht hereinzulaſſen, war er imſtande, Sammlung und Faſſung wiederzugewinnen. Sein Gemüt war von einer dumpfen Beklommenheit umfangen und er mußte ſich faſt Gewalt anthun, der nächſten Minute mit offenem Auge entgegenzuſchauen; aber jetzt, als Nanny ſich wieder von dem Fenſter abwenden wollte, glitt der erſte Sonnenſtrahl über die Nebel herein und ſchien die ganze Geſtalt in ein wallendes Feuergewand einzuhüllen. „Der Engel des Lichts, der durch die Wirrniſſe der Nacht führt,“ ſprach Zſchokke unwillkürlich zu ſich ſelbſt bei dieſem Anblicke, und mit einem Male war es ihm, als ſei plötzlich jeder beengende Druck von ſeiner Seele gewichen. „Unverzagt,“ rief es in ihm, „hier gilt es mit friſcher, freier That das Leben anzufaſſen.“

Mit dieſem Entſchluſſe trat er an Franziska heran und ſagte, ihre Hand an ſeine Lippen führend: „Erlaubt auch mir, Fräulein, dem Fremden, mich in Euern Rat einzudrängen,

und verzeiht mir, wenn ich ohne Umſchweife mich auszuſprechen wage. Der Vater hat uns bald nach Mitternacht verlaſſen, und Ihr habt ihn ſeither nicht geſehen?"

„Nein," ſagte die Tochter leiſe.

„Ihr könnt Euch auch nicht denken, wohin er gegangen ſein möchte?"

„Er iſt ſchon Monate lang nach eingebrochener Nacht nie mehr aus dem Hauſe gekommen bis geſtern Abend."

„Er verließ uns in Begleit des franzöſiſchen Kommiſſärs, der, wie ich gehört, in Eurem Hauſe wohnt; — iſt der auch nicht heimgekommen?"

„In Begleit Oliviers," rief Franziska, aufs Neue erbleichend, „heilige Jungfrau! — nun ſiehſt Du, Nanny, daß meine Befürchtungen nur zu begründet waren!"

Zſchokke warf bei dieſem Ausruf einen Blick nach Peſtalozzi hinüber und fragte dann nachdenklich: „Wie, Fräulein, Ihr traut dem Manne Böſes zu gegen Euern Vater?"

„Gütiger Gott," erwiderte ſie, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, „mein Herz ſagte mir's vom erſten Augenblick an, daß mit ihm das Unglück in unſer Haus eingezogen ſei, obwohl mir's der arme Vater ſtets auszureden verſuchte."

„Habt Ihr Gründe für Euern Verdacht? Ich bitt' Euch, ſchenkt mir offenes Vertrauen — die Zeit drängt, und es ſoll an keinen Undankbaren verſchwendet ſein."

„O nein, edler Freund in der Not," erwiderte Franziska, Zſchokkes Hand ergreifend, „es rufen mir tauſend Stimmen meines Innern zu, daß Ihr auf dem rechten Wege ſeid, der Gefahr zu begegnen, und darum laßt Euch nicht beirren, wenn ich keine Gründe zu ſagen weiß, die dem ruhigen Verſtande genügen könnten; wollte mir doch der Vater ſelbſt nie glauben und hat mich meiner Angſt wegen oft genug ein thörichtes Kind genannt. Aber ich fühlte es mehr, als ich's ſo mit leiblichen Augen ſah, wie er ihn auf Schritt und Tritt

umlauerte, wie ſein ſpürender Blick unter der Maske artigſter Höflichkeit auch auf mir lag, ohne daß ich die Urſache zu ergründen vermochte; es half mir auch nichts, daß ich ſelbſt eine Maske vorzulegen verſuchte — ich wußte nur, es war auf unſer Verderben abgeſehen."

„Seltſam," ſagte Zſchokke nach ſtillem Beſinnen mehr für ſich als zu ſeiner Umgebung, „daß der Hauptmann uns gerade in dieſem Augenblicke fehlen muß! — Iſt es darauf abgeſehen, daß er uns fehle, oder gilt es beiden zugleich?" — Er ſchwieg eine Weile, die Hand über die Augen gelegt, in Gedanken verloren; dann ſagte er, ſich raſch erhebend: „Folgen wir einmal den Spuren, die ein liebevolles Herz in ſeiner Beſorgnis aufgefunden; ſeine Ahnung iſt doch immer die Lichtquelle, an welcher der Verſtand ſein dürftiges Lämplein anzündet. Du, mein Guter," richtete er ſich an Peſtalozzi, „bleibe mit Deinem Troſte hier, bis ich zurückkomme."

Mit einer ſtummen Verbeugung gegen die Damen ſchritt er der Thüre zu. Nanny folgte dem Manne, auf deſſen Antlitz der Wiederſchein eines hingebenden Eifers aufgeblüht war, mit glänzenden Blicken, bis er das Gemach verlaſſen hatte; dann ſchmiegte ſie ſich an die Freundin und ſagte mit tröſtlicher Zuverſicht: „Nun ſei nur ſtill, auch mir ſpricht es jetzt im Herzen, daß dem Böſen ein ſtarker Widerſacher gekommen iſt."

VIII.

Es gibt Tage, deren eigentliche Beſtimmung es zu ſein ſcheint, dem Menſchen die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte im Kampfe gegen das Schickſal zum Bewußtſein zu bringen und ihn im Gefühle ſeiner Ohnmacht der Verzweiflung Preis zu geben oder ihn zum demütigen Vertrauen auf eine höhere Lenkung der Dinge hinzuweiſen. Ein ſolcher Tag war heute

für den Abgeordneten der Bündner Patrioten angebrochen. Trotz all' der frischen Energie, mit der er in der Morgenfrühe begonnen, das dunkle Gewebe des Unheils, das seine Freunde und ihn selbst so plötzlich umgarnt, aufzulösen, stand er nun am Abend nach bereits eingebrochener Dunkelheit in dumpfer Mutlosigkeit vor dem Baselthore und schaute wieder nach dem Lichtschimmer empor, der aus den Fenstern über dem Balkone des stattlichen Ratsherrenhauses brach. Er wußte, daß er dort droben mit banger Sehnsucht erwartet wurde; aber wie oft er auch seine Schritte langsam der Thüre zulenkte, er kehrte jedesmal wieder zurück, um nochmals zu überlegen, in welcher Weise er den verzweifelnden Bewohnern die Botschaft von der Erfolglosigkeit seiner letzten Anstrengungen überbringen solle. Den Tag über hatte er, mehrmals von seinen rastlosen Gängen zurückkehrend, sich immer noch bemüht, Hoffnungen aufrecht zu erhalten, auf die er vielleicht selbst kein allzugroßes Vertrauen setzte; aber jetzt — was half es, das Unvermeidliche länger zu verschieben, mochte dieses auch noch so erschrecklich sein!

Der Hauptmann war noch in der Nacht nach der Waadt verreist mit dem Auftrage des Direktoriums zur unverzüglichen Organisation einiger neuer Bataillone der helvetischen Legionen. Es war dies der einzige Ausweg gewesen, mittelst dessen Rengger und selbst einige Direktoren geglaubt hatten, den Freund einer drohenden Gefahr entziehen zu können. Der französische Kommissär Olivier nämlich hatte die Anklage gegen ihn erhoben, er sei mit geheimen Aufträgen der Berner Aristokraten an den Alt-Ratsherrn Meyer versehen und dieser selbst das Haupt einer längst vorbereiteten und weit verzweigten Verschwörung gegen die helvetischen Einrichtungen, von welcher der blutige Aufstand in Nidwalden nur ein vereinzelter Ausbruch und Vorläufer künftiger Schilderhebungen gewesen sei. Von englischen Geldern unterstützt und auch

noch die von ihnen verheimlichten, frühern Staatsschätze aufzehrend, suchten diese Verschwörer den Fanatismus des Volkes gegenwärtig durch eine organisierte Mörderbande auf dem Waldstättersee wach zu erhalten, und um ihre Plane zu decken, hätten sie ihren blutdürstigen Söldlingen den sagenhaften Namen des roten Schiffers beigelegt. Ein Beweis, wie wohlvorbereitet diese Plane worden seien, liege unter anderm darin, daß der Ratsherr Meyer schon vor Monaten jenes Bild des Schiffers, das früher in einer Kapelle verborgen gewesen, auf die öffentliche Brücke habe bringen lassen, natürlich in der bloßen Absicht, die Erinnerung an den alten Aberglauben dadurch wieder aufzufrischen, um denselben alsdann zu meuterischen Zwecken ausbeuten zu können. Die Bekanntschaft Franziskas mit der Braut des Hauptmannes wurde zum schweren Argwohn eines politischen Einverständnisses erhoben und nun hatte das Benehmen des Berners gegen die fränkischen Soldaten, sowie manche offen von ihm gethane Äußerung über die herrschende Willkür und den schnöden Druck der Fremden plötzlich einen festen Grund gefunden. Der biedere Ratsherr also, der in den neuen Landesbehörden keine vertrauten und vorsorglichen Freunde besaß, lag draußen am See als Gefangener im wohlverwahrten Turme und sollte mit dem nächsten Morgen vor ein französisches Kriegsgericht gestellt werden. Sein Los konnte in diesen Zeiten nicht zweifelhaft sein; entging er dem Tode, so war ihm wenigstens die Deportation nach einer französischen Festung und die Konfiskation seines Vermögens gewiß. Zschokke, den vielleicht nur sein Charakter und seine Stellung als Abgeordneter der Bündner vor einer Mitanklage geschützt, hatte sich vergebliche Mühe gegeben, dem Unglücklichen wenigstens ein einheimisches Gericht zu erwirken. Wie sehr er auch von der vollständigen Unschuld seines neuen Bekannten, dessen einzige Schuld wohl in seinem großen Vermögen bestand, in tiefster Seele überzeugt war — es gelang

ihm nicht einmal, die entſchloſſene Teilnahme ſeiner Freunde in den Behörden anzuregen. „Wir haben es immerhin mit einem Ariſtokraten zu thun," lautete die achſelzuckende Antwort, und mit ſchmerzlicher Bitterkeit konnte nun Zſchokke zum erſten Male erfahren, wie tief der Parteiargwohn alle Bande einheimiſcher Zuſammengehörigkeit zerfreſſen hatte. War ja doch der harmloſe Peſtalozzi in ein ſcharfes Verhör genommen worden über ſeine Beziehungen zu dem Alt-Ratsherrn! „Unſer heutiges Geſchlecht iſt zu ſchlecht, die Idee eines freien und einig verbundenen Vaterlandes auszuführen," hatte der Zürcher Philoſoph dem Direktor Laharpe geantwortet, als dieſer ſich mißfällig für den Ariſtokraten geäußert, „wir ſind alleſamt zu tief von dem Roſte einer unſeligen Vergangenheit angefreſſen; es iſt drum an der Zeit, daß wir ein neues Volk erziehen — das Einzige, was uns als Rettung bleibt." Ein Glück für Zſchokke und den Gefangenen war es, daß das geſtrige Abenteuer auf dem See und ſeine nachherige Beſprechung noch ein Geheimnis geblieben, ſonſt würde dasſelbe den letzten Eckſtein geliefert haben zu dem Gebäude, das die Bosheit und Leidenſchaft aus den zerſtreut herumliegenden Bauſteinen zufälliger Vorkommenheiten aufgerichtet.

In trübem Sinnen dieſe Dinge überdenkend und in unruhiger Haſt vor dem Baſelthor auf- und niedergehend, rief Zſchokke, vom tiefſten Mitleiden ergriffen: „Armer Vater — arme Tochter!" — Ohne daran zu denken, hatte er dieſe Worte ſo laut geſprochen, daß er ſich unwillkürlich umſchaute, ob ihn niemand behorcht haben könnte; aber heftig erſchrak er, als er im nämlichen Augenblicke hart neben ſich eine dunkle Geſtalt erblickte und ſich ihm eine ſchwere Hand auf die Schulter legte. „Etwas mehr Vorſicht dürfte nicht ſchaden diesmal," ſagte eine tiefe Stimme. Der ſo unerwartet Angeredete war im Begriffe, in einen lauten Ruf der Überraſchung auszubrechen; aber der Andere mußte dies erwartet haben und hielt

ihm die Hand vor den Mund, während er in faſt drohendem Tone flüſterte: „Still, Herr, wenn Euch Euer Leben lieb iſt.“ Zſchokke faßte den Arm des Fremden und entgegnete, all' ſeine Beſonnenheit zuſammenraffend: „Ich will aber reden, Mann, und gebe Euch die Drohung zurück; die geringſte Bewegung, und Ihr ſeid ein Kind des Todes.“ Hiemit hatte er eine Piſtole unter dem Oberkleide hervorgezogen und ſie ſeinem Gegenüber mit geſpanntem Hahn auf die Bruſt geſetzt. Dieſer jedoch erwiderte kaltblütig: „Laßt das Spielzeug da, guter Herr, mir iſt's ſchon recht, daß Ihr mich trotz der Dunkelheit ſogleich erkannt habt — ein gutes Zeugnis für Eure Augen, mein' ich; kommet nur ein wenig bei Seit' — da an der Mauer hinauf, hier können wir nicht ungeſtört ſprechen miteinander.“

„Ihr bleibt ſtehen, bis ich Auskunft habe,“ entgegnete Zſchokke in feſtem Tone; „ſeid Ihr Derjenige, für den Ihr Euch geſtern Abend ausgegeben, ſo iſt Euer Leben der Gerechtigkeit verfallen; doch ſoll Euer Zeugnis vorher ein anderes ſchuldloſes Leben vor dem Untergange retten.“ Der Fremde ſchwieg einen Augenblick auf dieſe Apoſtrophe, als müſſe er ſich betroffen auf einen Ausweg beſinnen; aber plötzlich packte er dann Zſchokkes Hand mit ſolch eiſernem Griffe, daß ſie die Piſtole machtlos zu Boden fallen laſſen mußte. „Hört, junger Mann,“ tönte die tiefe Stimme dabei, „wir haben jetzt keine Zeit zu eitlem Geſchwätze. Sei ich, wer ich wolle, ſo bin ich hier, um Euch meine Hilfe zur Rettung eines Biedermannes anzubieten; aber nicht durch mein Zeugnis, wie Ihr denkt, ſondern durch die That. Mein Leben iſt auch einem ganz andern Richter anheimgegeben, als diejenigen ſind, denen Ihr thörichter Weiſe dieſen Namen beilegt.“

Es lag in dem Tone dieſer Worte eine ſo imponierende Entſchiedenheit und zugleich fühlte ſich Zſchokke von ſolch unwiderſtehlicher Kraft angepackt, daß er dem Fremden wohl oder übel

eine Strecke der dunklen Mauer entlang folgen mußte. Endlich blieb der Führer ſtehen und ſagte leiſe: „Hier werden wir ſicher ſein, mein Herr.“ — „Hört,“ entgegnete Zſchokke, nur mit Mühe ein beklommenes Aufatmen unterdrückend, „bevor ich ein weiteres Wort mit Euch verliere, habt Ihr mir meine vorige Frage zu beantworten. Seid Ihr der Mann, deſſen Name gegenwärtig von vielen Tauſenden nur mit Grauen genannt werden kann?“

„Wenn ich meinen Feinden Grauen einflöße,“ erwiderte der Andere nach einer kleinen Pauſe, „ſo geſchieht es nur einer geringen Vergeltung wegen für das Elend, das ſie über mich gebracht haben.“

„Ihr geſteht alſo, die ſchrecklichen Thaten, die dieſer Tage auf dem See geſchehen, begangen zu haben!“

„Ihr ſeid weder mein Richter, noch mein Beichtiger; wäret Ihr aber das Eine oder Andere in gerechtem Sinne, ſo müßtet Ihr auch von Thaten ſprechen, die nicht auf dem See begangen worden. Oder habt Ihr nichts gehört von dem Morde ſchuldloſer Frauen und Kinder und nichts geſehen von dem Flammen, die das letzte Obdach armer verlaſſener Waiſen verzehrt haben?“

„Ihr ſeid alſo doch ein geächteter Nidwaldner,“ entgegnete Zſchokke, ergriffen von dem zwiſchen Schmerz und Wildheit ſchwebenden Tone der Stimme des Fremden, „und habt Euch nun eine Rache zum Ziele geſetzt, die Euch ſelbſt in zeitliches und ewiges Verderben ſtürzen muß.“

„Zu wiſſen, wer ich bin, kann Euch nichts nützen, und mein Schickſal iſt dem Himmel anheimgeſtellt. Genug, wenn ich meine Feinde bekämpfe, ſo ſoll doch ohne Not kein Unſchuldiger meinetwegen ins Unglück kommen. Drum bin ich auch hier, um Euch meine Hilfe zur Befreiung des Ratsherrn da drüben anzubieten.“

„Ihr?“ erwiderte Zſchokke zögernd, „kennt Ihr denn den Ratsherrn?“

„Ich kenne ihn nur, wie ihn von jeher jedermann gekannt hat,“ lautete die Antwort, „als einen wahren, gerechten Ehrenmann, der nun vielleicht auch um meinetwillen ins Elend gebracht werden ſoll. Gebt mir alſo runden Beſcheid: Habt Ihr Mut und Willen, ihn dieſe Nacht über den See zu bringen? — Bekannte wird er wohl haben in den Ländern drinnen, in Uri oder Schwyz, die ihm alsdann weiter helfen mögen.“

Zſchokke konnte ſich eines Fröſtelns nicht erwehren bei dem Gedanken, ſich mit dem Unheimlichen zu gemeinſamer That verbinden zu ſollen. Er ſagte daher nachdenklich: „Wenn das auch der Fall ſein möchte, wie könnten wir den Gefangenen aus dem ſcharf bewachten Turme bringen? Habt Ihr Helfer, die uns beiſtünden?“

„Dafür laßt mir die Sorge,“ entgegnete der Fremde, „und ſagt mir bloß, ob Ihr nach Mitternacht, ſobald die zweite Wache aufgezogen ſein wird, Euch draußen oberhalb des Turmes einfinden wollt. Dort werdet Ihr an der Mauer, die bis an den See hinabgeht, ein Schiffchen antreffen und das weitere dem Schutze der Heiligen anheimſtellen.“

„Aber wie ſoll ich Euern Worten trauen,“ ſagte Zſchokke, deſſen kecke Unternehmungsluſt an der entſchloſſenen Zuverſichtlichkeit des Mannes ſchon in neue Hoffnung ausgeſchlagen hatte, „und wer bürgt mir dafür, daß Ihr nicht ſelbſt Schlimmes im Schilde führt?“

„Ein Mann, auf den der Tod mit tauſend Augen lauert, hat nichts mit der Lüge zu ſchaffen,“ entgegnete der Andere; „von Euch ſelbſt hab' ich auch kein Verſprechen begehrt, daß Ihr mich weder verraten, noch einem Menſchen unſer Vorhaben anvertrauen wollt.“

„Das Letztere könnt' ich auch nicht verſprechen,“ antwortete Zſchokke beſtimmt.

Die Blicke des Fremden erglänzten bei dieſen Worten wie ein falber Wetterſchein durch die Nacht und, mit einem raſchen Schritte nähertretend, fragte er mit dumpfer Stimme: „Was ſoll das heißen, Herr?“

„Ich muß der Tochter des Gefangenen von unſerm Plane ſprechen und einem Freunde, der ſich heute, wie ich, vergeblich zu deſſen Gunſten verwendet hat.“

„Nun ja,“ ſagte der andere nach einigem Beſinnen, „da mögt Ihr ſelbſt zuſehen. Sonſt kann ich mich auf Euch verlaſſen — Ihr werdet zur Stelle ſein?“

„Hier meine Hand.“

Der Fremde faßte die dargereichte Rechte mit einem Drucke, als wäre ſie zwiſchen die Klammern eines Schraubſtockes geraten. „Alſo auf Wiederſehen nach Mitternacht,“ murmelte er und ſchritt dann raſch, aber geräuſchlos wie ein Schatten der Mauer entlang aufwärts. —

Einige Stunden ſpäter glitten ebenſo geräuſchlos drei dunkle Geſtalten in der nämlichen Richtung durch die ſchweigende Nacht dahin. Die Tochter des Ratsherrn hatte mit aller Entſchiedenheit erklärt, ihr Los nicht von demjenigen des Vaters trennen zu laſſen, und mit gleicher Entſchloſſenheit beharrte auch Nanny dabei, ihre Freundin begleiten zu wollen. Zſchokke freute ſich trotz aller Einwürfe des Verſtandes innerlich dieſes Geleites; es kam ihm vor, als müſſe er geheimen Schutz und Segen gewähren, während der jammervolle Peſtalozzi ſich fügte, in dem Hauſe des Freundes zurückzubleiben und allzufrühe, gefahrdrohende Nachfragen wo möglich auf Irrwege zu leiten.

Zur bezeichneten Stelle gelangt, fanden die Drei das Schiffchen halb ans Ufer gezogen. Drunten vom Turme her ertönte eben der Anruf des ablöſenden Poſtens, dem der raſch verhallende Schritt des abgehenden folgte. Sonſt herrſchte lautloſe Stille, die nur von dem am flachen Geſtade ermattenden Wellenſchlage und von dem faſt hörbaren Herzſchlage

der drei in banger Erwartung Harrenden unterbrochen wurde. Es mochten jedoch wenige Minuten vergangen ſein, als weiter unten die Waſſer raſch nacheinander zweimal aufplätſcherten, als wäre ein ſchwerer Stein in dieſelben geworfen worden, und ein paar Augenblicke darauf kamen flüchtige Schritte gegen die Mauer heran. „Er iſt es,“ rief Franziska mit erſtickender Stimme — „gnadenreiche Jungfrau — ich kenne ihn am Gange.“ Zſchokke wollte der um die Mauerecke Hervorſtürzenden den Weg vertreten, da in der Finſternis ebenſowohl der Verrat als die Liebe nahen konnte; aber er kam zu ſpät, und einen Augenblick darauf hatte Franziska ſchon in lautes Schluchzen ausbrechend die Arme um eine dunkle Geſtalt geſchlungen.

„Meine Kinder, mein Freund,“ ſagte der Vater erſchüttert, „iſt es ein Traum, der mich höhnen will?“

„Um Gotteswillen zu Schiffe,“ rief Zſchokke, indem er Franziskas Freundin, die ſich zitternd an ihn geſchmiegt, in das Boot trug und die beiden andern nach ſich zog; „eilt, ſonſt ſind wir verloren.“ Die Mahnung ſchien in der That nicht überflüſſig zu ſein, denn vom Turme her wurde plötzlich eine laute Stimme gehört, die wie eine ziſchende Schlange in Zſchokkes Ohren drang. Es war deutlich erkennbar die Stimme Oliviers, die zwei raſch folgende Rufe ausgeſtoßen und dann wieder verſtummte.

Die Ruder tauchten ins Waſſer und das Schiffchen flog auf die dunkle Fläche hinaus. Noch einmal ertönte am Ufer die Stimme, aber leiſer als zuvor und mühſam, als hätte ſie nur mit Gewalt aus der Bruſt zu bringen vermocht. In dem Schiffchen ſelbſt war es ſtille, wie im Kahne Charons, des Totenführers, bis endlich Zſchokke flüſterte: „Nun mögen wir wenigſtens ſoweit ſicher ſein, daß vom Geſtade aus uns keine Kugel mehr erreichen kann.“

„Mir iſts jetzt noch, als ob ich im Traume läge," erwiderte der Ratsherr; „ſagt mir um des Himmels willen, wie all' das gekommen, was man von mir gewollt und wer mich aus dem Turme geführt, daß ich mich von der Wirklichkeit überzeugen kann!"

„Habt Ihr Euern Führer nicht erkannt?"

„Nein; er ſagte mir bloß, er handle im Auftrage mächtiger Freunde, von denen ich Einen drüben am Ende der Mauer antreffen werde.

„Und die fränkiſchen Wachtpoſten?"

„Ich habe ſie kaum einige Minuten, bevor mein Gemach ſich öffnete, wechſeln gehört; aber geſehen hab' ich keinen."

„Dann will ich den Namen des Retters auch nicht nennen, bevor es Tag geworden," ſagte Zſchokke leiſe; „weiß ich doch ſelbſt nicht, wer und was er iſt, Engel oder Dämon." —

Die Fahrt ging wieder raſch und ſchweigſam weiter, ohne daß die Flüchtigen irgend ein Begegnis beunruhigt hätte. Nur ſchien ſich hin und wieder ein Geräuſch vernehmen zu laſſen, als ob ihnen ein Schifflein bald nachfolge, bald zur Seite an ihnen vorbeifahre. Erſt als ſie im Morgengrauen bei Gersau ans Land zu ſteigen im Begriffe waren, glitt ein Kahn an ihnen vorüber, deſſen Fährmann ein kleines Bündelchen ins Schiffchen warf. „Nehmt das zum Andenken an den roten Schiffer," „es iſt das letzte von ihm."

Zſchokke hob das Geſchenk in die Höhe. Es war ein kleines Päcklein, um welches eine zerknitterte Schärpe gewickelt war, wie ſie die Kommiſſäre zu tragen pflegten. —

Schon am folgenden Vormittage liefen in Luzern allerlei ſeltſame und verworrene Gerüchte um. Die Wache, welche gegen Morgen zur Ablöſung nach dem Turme am See marſchiert war, hatte den Poſten leer gefunden, und bald zeigte ſich's auch, daß der Gefangene verſchwunden war. Aber nach Hauſe war dieſer nicht zurückgekehrt; vielmehr hieß es

dort, daß auch das Fräulein samt seiner Freundin heimlicherweise verschwunden sei, und ebensowenig hatte sich der Kommissär Olivier mehr im Hause gezeigt. Wie dies zusammenhängen mochte, deutete der geöffnete Schrank, in welchem der Ratsherr sonst seine Wertpapiere verwahrte. Diese waren nicht mehr zu finden, und nun hieß es bald, Franziska werde den Kommissär bestochen haben, daß er dem Vater das Gefängnis geöffnet und dann mit den Flüchtigen selbst entflohen sei.

Lange konnten sich solche Vermutungen und Kombinationen freilich nicht halten; denn noch vor Abend wurde nicht nur die Leiche der verschwundenen Schildwache, sondern auch diejenige des Kommissärs unweit des Turmes aus dem Wasser gezogen. Ein dunkler Streifen am Halse Oliviers zeigte deutlich, daß er erdrosselt worden war, und nun wurde auch von jedem Munde wieder schreckenvoll der rote Schiffer genannt. Aber in welcher Verbindung stand der Furchtbare mit dem entflohenen Ratsherrn? Waren die Anklagen des verunglückten Kommissärs über ein geheimes Einverständnis doch nicht unbegründet gewesen? — Diese Fragen beschäftigten selbst die helvetischen Behörden aufs Lebhafteste, bis ein Briefchen Zschokke's an Pestalozzi einigen Aufschluß gab. Dieses war von Schwyz aus datiert und meldete, daß der Ratsherr samt seiner Tochter sich bereits in Lindau bei dem Bräutigam der letztern in Sicherheit befinde. „Über die Absichten des Kommissärs Olivier," hieß es weiter, „haben einige Notizen seines Taschenbuches, das uns in die Hände fiel, teilweisen Aufschluß gegeben. Die abgebrochene Kapelle, in welcher sich das Bild des roten Schiffers ursprünglich befunden, besaß ein bedeutendes Stiftungsgut, das aber im Laufe der Zeit ausschließlich von der Meyerschen Familie ausgegangen war. Dieser beabsichtigte der Ratsherr dasselbe auch zu erhalten und wußte deshalb sämtliche bezügliche Urkunden in seine

Verwahrung zu bringen. Der auf Erpreſſungen jeder Art erpichte Franzoſe mußte davon Wind bekommen haben, und das war der Grund, warum er ſich unter dem Scheine beſondern Wohlwollens im Hauſe des Ratsherrn einquartierte. Hatte er Alles genau ausgekundſchaftet, ſo war dann durch eine Anklage gegen den getäuſchten Gaſtfreund ein goldener Fang zu thun. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß die Ankunft des unbequemen Berner Hauptmannes den Ausführungsverſuch des ſchurkiſchen Planes beſchleunigen half; wer jedoch derjenige iſt, der dieſen Plan auf immer vereitelt — ich weiß nur ſoviel, daß uns die Schärpe des Kommiſſärs, in welche ſein Taſchenbuch eingewickelt war, als ein Andenken an den roten Schiffer übermacht wurde. Daß aber von dieſem auch dem Ratsherrn nicht mehr bekannt iſt, als mir und Euch in Luzern, dafür kann ich mit meinem Gewiſſen einſtehen." —

Dieſer Vorgang war der letzte, mit dem der Name des geheimnisvollen und furchtbaren Rächers eines zur Verzweiflung getriebenen Volkes in Verbindung gebracht wurde. In dem vielbewegten Wellenſchlage der Zeitereigniſſe wurde ſelbſt die Erinnerung an den roten Schiffer in den Hintergrund gedrängt, und auch der Berner Hauptmann mochte ſchon lange nicht mehr an denſelben gedacht haben, als ihn nach Jahren ein Briefchen Zſchokke's nach dem ſtillen Schloſſe Biberſtein im Aargau einlud: „Erinnerſt Du Dich noch, alter Freund," hieß es unter Anderm, „wie Du einſt das zweite Geſicht belächelt, von dem ich Dir am verhängnisvollen Tage unſerer Ankunft in Luzern erzählt habe? Beeile Dich, daß Du übermorgen hier biſt, und Du wirſt den Anfang der Erfüllung

desſelben mitfeiern, indem Du mich mit dem blonden Engel vom Balkone des Luzerner Ratsherrenhauſes zum Altare führen ſollſt. Mit Ausnahme des roten Schiffers werden hoffentlich alle Bekannten, die in jenen Tagen mit uns waren, in der ſchönſten Stunde meines Lebens um mich verſammelt ſein. Behaglich iſt's, im ſichern Hafen der durchlebten Stürme zu gedenken." —

Der Alpenwald.

(1858.)

Von dem Hochthale aus, durch das der junge Fluß zwiſchen ſteinigen Ufern herabſchäumt, öffnet ſich ſeitwärts ein ſchmales Gebirgsthälchen. An den ſteilen Halden, die dasſelbe auf beiden Längenſeiten einſchließen, klettern die weit auseinander liegenden Hütten eines Dörfchens hinan, wie eine zerſtreute Herde, die nach Willkür und Belieben ihre Weide ſucht. Weiter aufwärts rücken dieſe Halden raſch näher zuſammen und werden bald durch eine wohl an halb tauſend Fuß hohe Felswand verbunden, die in jäher Flucht anſteigt und das Thälchen abſchließt. Über dieſem Felſen jedoch dehnt ſich eine ziemlich ebene Trift, die ſich in Länge und Breite mehr denn eine Viertelſtunde erſtreckt, bis ſie weiter rückwärts von einem Gürtel dunkler Tannenwaldung abgegrenzt wird. Unmittelbar hinter dem Walde türmen ſich gewaltige Felshörner, deren Klüfte und Schründe drei Vierteile des Jahres oder noch länger mit Schnee und Eis angefüllt liegen.

Hinteralm heißt dieſe Alpentrift, eine jener Stellen, von denen das Volkslied kurz und gut ſingt: Im Sommer iſt's luſtig, im Winter iſt's kalt. Luſtig iſt es wohl, im Schatten einer knorrigen Bergtanne nach dem grünen Thale hinabzuträumen, das ſich zwiſchen wolkenhohen Bergſtöcken durchwindet,

bis es weitab in einen See zu verſinken ſcheint, der wie ein vom Mondſchein übergoſſenes Nebelfeld aus der Ferne zu uns heraufſchaut; oder nach den Felswänden auf der gegenüberliegenden Thalſeite zu blicken, von denen helle Sturzbäche wie weiße, luftbewegte Bänder in die Tiefe flattern. Zu dieſem vergnüglichen Schauen klingt das Gebimmel einer nahen Herdenglocke ans Ohr oder das Kollern und Gurren eines ſommerfrohen Gebirgsvogels. Manchmal weckt auch ein kräftiges Hallihoh die eindämmernde Beſchaulichkeit.

Anders freilich ſieht's im Winter aus da droben auf der Hinteralm und an einſamen Stunden mangelt es nicht, den ſchönen Sommertagen nachdenken zu können oder auf ihre Wiederkunft ſich zu freuen. Zwar wäre es wohl noch vergnüglich, die wechſelnden Lichter zu betrachten, welche die Sonne über die ſchneebedeckten Höhen und Thaltiefen ausſtreut, bald golden und blendend, wie eine emporlodernde Feuersbrunſt, bald weich und milde, wie ein verwehender Sternenſchimmer; aber der eiskalte Wind, der faſt vom Morgen bis zum Abend über die freigelegene Hochfläche fegt, bannt die Schauluſt nur zu bald in die niedrige Stube, an den warmen Ofen zurück. Da läßt ſich's freilich behaglich plaudern und noch behaglicher die den grünen Kacheln entſtrömende Wärme empfinden, wenn ein neuer Schneeſturm über den Wald herab nach dem Thale brauſt; aber daß der Menſch nun einmal für den Menſchen geboren iſt und, wo nicht eigenſüchtige Zwietracht ihn ſcheidet, nach ſeines Gleichen begehrt, zeigt ſich freundlicher als in belebten Städten und Dörfern in ſolch winterlicher Bergeinſamkeit. —

Es ſtanden nur zwei menſchliche Wohnungen auf der Hinteralm. Die eine faſt mitten auf der kleinen Hochebene, ziemlich geräumig mit mehreren Gaden und anſehnlichen Stallungen; die andere wohl an dreihundert Schritte ſeitwärts und näher an den Wald gerückt, klein und nur mit einem

faſt winzigen, an das Häuschen angebauten Scheuerlein; aber Alles ſauber und friſch, wie die darüber wehende Bergluft.

Wenn nun nach durchſtürmter Winternacht am Morgen die Fenſterladen nur mühſam aufgeſtoßen werden konnten und der draußen angewehte Schnee manchmal bis zur Hälfte der kleinen Fenſter hinaufreichte, trat der alte Steinberger, ſo wurde der Beſitzer der größern Wohnung auf der Hinteralm genannt, mit einem Hüfthorne vor die Hausthüre. Hier ließ er drei kräftige Stöße erſchallen, die weit über die totenſtillen Schneelager dahinfuhren, und nicht lange, ſo wurde von der Richtung des kleinern Hauſes her mit einem ähnlichen Hornrufe, manchmal auch mit zwei raſch auf einander knallenden Schüſſen Antwort gegeben. —

Nach eingenommener Morgenſuppe machte ſich der Steinberger mit ſeinen Knechten ſofort an die rüſtige Arbeit. Zuerſt wurde der Schnee um einen Teil des Hauſes herum weggeſchaufelt, die Fenſter frei gemacht und der Weg nach Brunnen und Ställen gebahnt. Dann ging es vorwärts in der Richtung nach dem kleinern Hauſe hinüber, wohin eine Reihe von Vogelbeerbäumen, die mit ihren nackten Kronen aus dem Schnee hervorragten, zur Weiſung diente. Wie leicht auch die breiten Schaufeln in die weichen Schneemaſſen einſtachen, war dieſe Wegbahn doch ſtets eine männliche Arbeit, die friſche Gelenkigkeit und kräftigen Muskelſchwung verlangte. Die Männer waren bald bis an die Köpfe zwiſchen den zu beiden Seiten ſich auftürmenden weißen Wällen verſchwunden und vom Hauſe ſahen die nachſchauenden Mägde nur noch die taktmäßig aufſliegenden Schneewürfe. Hie und da ertönte dazwiſchen ein fröhliches Halliho, das von der andern Seite ebenſo friſch erwidert wurde, gerade als hinge die Sommerſonne mit ihrem hellſten Scheine über der Alp und lägen die Kühe mit wiederkäuendem Behagen am Schattenrande des Waldes umher; manchmal auch bieten die Männer aus-

ſchnaufend inne und beſprachen, auf die Halme ihrer Schaufeln geſtützt, den ungewöhnlich hohen Schneefall, wie ſie ſeit dieſem oder jenem Jahre oder Monate keinen erlebt hätten. Jetzt endlich, nach wohl zweiſtündiger Arbeit, ſind ſie an die alte, knorräſtige Steinbuche gelangt, die etwa zwei Dritteile des Weges nach dem Nachbarhauſe von der eigenen Wohnung entfernt ſteht. Sie halten einen Augenblick inne. „Richtig,“ ſagt der alte Steinberger ſchmunzelnd, „ſie ſind wenigſtens ſchon am Dornbuſche; das Änneli, die flinke Hexe, muß wieder tüchtig zugegriffen haben. — Guten Tag, Schneehühnchen!“ ruft er lauter.

„Guten Tag, alter Schneemarder!“ tönt's mit heller Stimme, die ganz in der Nähe unterm Boden hervorzukommen ſcheint, zurück, und lachend und neckend, nun ſchon unter gegenſeitigem freundlichem und ſcherzendem Zurufe, werden die Schaufeln aufs Neue geſchwungen.

Noch wenige Minuten, und der Schneeſtollen, der die unſichtbar mit einander Sprechenden trennt, ſinkt zuſammen und ſeine letzten Überreſte fliegen mit einigen Schaufelwürfen auf die Seitenwälle empor.

„Gott willche, Nachbar Sepp,“ ſagt der alte Steinberger, ſeine Rechte einem hochgewachſenen Manne darreichend, der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Schneegrabe heraustritt, „heut' habt Ihr Euch wacker gehalten; mehr als ein Drittel.“

„Ja — die Kleine hat friſch zugegriffen,“ erwidert der Angeredete, mit der Hand den Schweiß von der Stirne wiſchend.

„Aber wo iſt denn der wilde Tannmarder?“ ruft der Steinberger vergnügt und doch verwundert um ſich ſchauend.

„Da iſt er, alter Fuchs,“ klingt's hell zurück und im nämlichen Augenblicke fliegt dem muntern Alten, von einer wohlgezielten Schneeballe getroffen, die weiße Zipfelmütze vom

Kopfe, während aus einer in die Seitenwand des Schneegrabens gedrückten Vertiefung lachend und in die Hände klatschend ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen hervorspringt.

Der Steinberger zieht seine Zipfelmütze bedächtig wieder über die Ohren und betrachtet dann einen Augenblick wohlgefällig das Mädchen, das mit luftgerötetn Wangen und flinken braunen Blicken einen Angriff zu erwarten scheint.

„Nein, nein," sagte der Alte lächelnd, „wir machen's im Frieden ab, Du gibst mir ein Müntsche und wir sind quitt und gute Freunde."

„Hoho," erwidert das Mädchen, „Du kommst so ein dreißig Jährchen zu spät mit Deiner Freundschaft, altes Vetterchen — lieber noch eine Schneeballe!"

„Wart', Du kleine Hexe," ruft der Geneckte und versucht, die Schaufel fallen lassend, seine Gegnerin einzuhaschen. Aber trotz des schmalen Schneeganges ist all sein Bemühen umsonst; das Mädchen schwingt sich um seinen mit ruhigem Lächeln daitehenden Vater herum, wie ein Eichhörnchen um den Eichenstamm, und neckt den unbehilflichern Verfolger fortwährend mit neuen Stichelworten. „Wart' nur," ruft dieser, endlich aufatmend, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben — ich erwisch' Dich schon ein andermal, Du wilde Hummel!"

Das Mädchen schaut dem nun stillstehenden Alten mit schalkhafter Gutmütigkeit ins Gesicht. „Nein, nein, Vetterchen," lächelt es ihn an, „ich war unartig, da Du doch so fleißig an einem Wege für Dein Gottchen geschaufelt hast; Du kannst Dein Müntschle gleich haben." Damit streckt es sich auf die Fußspitzen und hält dem Alten die lächelnden Kirschenlippen entgegen.

Diese heitere Begrüßung hatte die im Schnee begrabene Gesellschaft noch heiterer gestimmt und besonders war der alte Steinberger, wie übrigens gewöhnlich, gar munter gelaunt. „Weißt was, Sepp," sagte er, seinem Nachbar die Hand auf

die Schulter legend, „Ihr kommt gleich mit uns hinüber, so bleiben wir den ganzen Tag bei einander. Zu Hause stiehlt Euch heute gewiß niemand, wenn Du schon nicht riegelst, und nach den Gemsen wirst bei diesem Schnee wohl auch nicht gehen.“

„So wenig als Du nach den Sommervögeln,“ erwiderte Sepp heiter; „aber mir ist Dein Vorschlag schon recht. Ich will bloß noch meinen bärtigen Kühen Heu aufstecken und die Schnitzlerei holen, dann kommen wir. Sorg' nur für große Platten, Du weißt, ich hab' gottlob gesunden Appetit.“ —

Die Abrede wurde getreulich eingehalten. Nach kaum einer halben Stunde kamen Sepp und Änneli die neueröffnete Schneebahn herüber zu Steinbergers gegangen. Änneli brachte den Rocken mit; aber Sepp trug neben der Schnitzlerei noch einen umfangreichen Topf unterm Arme. „Ich habe da noch so ungefähr ein Dutzend eingebeizter Schneehühner,“ sagte er, denselben auf den Tisch stellend; „die Kleine kann sie den Mägden auf den Mittag braten helfen. Ins Thal hinunter bring' ich sie bei dem Schnee doch nicht zum Verkauf.“ —

Das war wieder einer der vielen stillfrohen Tage, wie die auf der Hinteralm oft wochenlang Eingeschneiten sie gemeinsam zu verbringen pflegten. Die Mägde mit Änneli spannen; die Knechte lungerten, nachdem sie das Vieh besorgt, um den Ofen herum und hörten mit dem Meister und den andern gerne dem Sepp zu, der, während er aus einem harten Stück Ahorn eine Gemse schnitzte, von den halsbrechenden Abenteuern erzählte, die er auf den Jagden nach dem klugen Tiere in seinem langen Jägerleben bestanden hatte. Als endlich bei einbrechender Nacht die Sorge um die bärtigen Kühe, wie Sepp seine Ziegen nannte, zur Heimkehr mahnte, meinte Jedes, heute sei wieder einmal der kürzeste Tag gewesen. Jedenfalls waren Alle mit sich selbst einverstanden, daß es ein kurzweiliger und vergnügter Tag war, wenn nicht etwa

bei dem alten Mädi, das ſeit dem Tode der Meiſterin das weibliche Regiment im Hauſe führte, einige Skrupel darüber obwalteten. Wenigſtens ſagte es beim Schlafengehen: „Mich nähm's nicht Wunder, wenn der Meiſter das Änneli, die junge Gexnaſe, noch heiraten thäte — der alte Narr, ſo thut er.“

„Ach,“ kicherte Gritli, „ich glaube, mit der Narrheit des Alten wär's nicht ſo weit her, wenn er Dich nähme.“

„Du biſt ein unverſtändiges, dummes Ding,“ brummte Mädi, das gleichwohl nicht unterlaſſen konnte, ſein Lämpchen etwas näher gegen den kleinen Spiegel zu halten, der in halbfingerbreitem Papprähmchen neben dem Bette hing.

„Nu, nu,“ beſchwichtigte das gutmütige Gritli, „ſo ganz dumm bin ich doch nicht und weiß ſo gut als Du, daß der Meiſter aus Änneli und Chriſten ein Paar machen möchte. Eine brave und freundliche Meiſterin gäb's gewiß.“

„Der Chriſten — ja der Chriſten,“ erwiderte Mädi bedächtig, „da glaub' ich immer weniger, daß es etwas daraus gibt. Der wird drunten in der Stadt ein halber Herr und bringt uns am Ende auch ſo ein ſtädtiſches Kutt auf den Hals, das nicht einmal weiß, ob die Säue Schwänze haben. — Meinetwegen.“

Gritli konnte dem aufgeworfenen Zweifel ſeiner ältern Schlafgenoſſin nicht ganz widerſprechen und ſtatt des Nachtgebetes wurde die ſchon hundertmal wiederholte Thatſache noch einmal feſtgeſtellt, daß Chriſten, des Meiſters einziger Sohn, bei ſeiner letzten Anweſenheit auf der Hinteralm ein gar herrſcheliges Weſen gezeigt habe. —

Gritli war über dieſem Werweiſen kaum eingeſchlafen, als es durch ein dumpfes Stöhnen, das aus der Tiefe zu kommen ſchien, wieder aufgeweckt wurde. Das Mädchen horchte einen Augenblick, um ſich dann angſtvoll unter der Decke zu verbergen, ohne den Mut zu haben, ſeine bereits feſtſchlafende Genoſſin aufzuwecken. Das klang ja gerade ſo ſchaurig, wie

der bange Mahnruf des Hauri, das den einſamen Gebirgswanderer vor verſchüttenden Schneeſtürzen und hereinbrechenden Stürmen warnt. Sepp hatte den Nachmittag wieder einmal von dem geheimnisvollen Geiſte erzählt, der in den verborgenen Schluchten wohnt, wohin ſich nie ein Menſchenfuß verirrt, und deſſen Mahnung nie ein Menſchenohr unbeachtet laſſen darf. Das war es hinwieder auch, was das Mädchen immer wieder von Neuem zum Horchen zwang. Das Stöhnen klang bald tiefer, bald vernehmlicher durch die nächtliche Stille und endlich ſchien es nur noch ein halberſtickter Hilferuf zu ſein. Horch — jetzt war's, als ob der Name Mädi mit lallender Zunge gerufen worden wäre — noch einmal — und jetzt ertönte ganz deutlich, wie mit erneuter Anſtrengung, der Ruf Gritli. Das Mädchen warf die Decke zurück und ſprang, ſeine Schlafkamerädin weckend, aus dem Bette; der Ruf war aus der Stube des Meiſters gekommen.

Die Mägde zogen eilfertig ihre Kleider an und eilten mit dem Lämpchen die kleine Treppe hinunter. Da lag der Meiſter mit totbleichem, entſtelltem Geſichte auf ſeinem Bette, über das die Arme wie gelähmt herabhingen, während aus dem Munde nur dann und wann ein unverſtändliches, dumpfes Stöhnen drang.

Das Geſchrei der entſetzten Mägde hatte die Knechte ſchnell geweckt und alsbald war einer von ihnen die Schneebahn zu Sepp hinübergeeilt, der in allerlei ſolchen Notfällen Rat wußte und ſelbſt in ſeinem Leben noch nie einen Arzt gebraucht hatte. Als der aber nach kurzer Friſt hereintrat und den nun ſtiller gewordenen Kranken ängſtlich beſchaut hatte, ſagte er bedenklich: „Da kann ich nichts helfen, es muß ſogleich ein Doktor herbei. Wer von Euch wagt es, für den Meiſter nach dem Thal hinabzugehen?“ — Die Knechte ſchauten ſich verlegen an und es ſchien keiner Luſt zu haben, das lebensgefährliche Wageſtück auszuführen. Nacht war es, der Schnee lag nahe

mannstief und drunten am Felsensteige konnte ein einziger Fehltritt dem plötzlichen Tode rufen. Sepp betrachtete die Burschе einen Augenblick, dann sagte er wie für sich: „Es ist auch besser so. Ihr geht nur gleich mit Schaufeln hinter mir drein und schafft bis neben den Felsen hinab eine notdürftige Bahn, damit der Doktor herauf kann. Du, Kleine," fügte er, sich an Änneli wendend hinzu, das stillweinend zu Häupten des Kranken stand, „bleibst da, bis ich wiederkomme."

Unter diesen Worten hatte der Gemsjäger sein Wams fester zugeknöpft und schritt nun rasch in die wolkendunkle Nacht hinaus.

Halb beschämt und doch innerlich froh, daß ein Anderer den halsbrechenden Gang unternommen, machten sich die Knechte an die befohlene Arbeit. Die Mägde saßen mit Änneli drinnen am Bette des Kranken und horchten mit Schrecken und Mitleid auf das dumpfe Stöhnen, das manchmal durch die Brust des Bewußtlosen zog. Das war eine bange Nacht, die dem frohen Tage gefolgt, und es wurde dem Morgenlichte mancher Seufzer entgegengeschickt, bevor es hinter den fernen Schneehörnern emporstieg. Kaum war dasselbe indessen mit voller Klarheit angebrochen, als den Knechten, die noch immer rüstig den tief im Schnee versunkenen Tritten des verwegenen Nachtgängers nachschaufelten, vom Thale herauf auch schon der Doktor entgegengeschritten kam. Es war ein junger, kräftiger Mann, der die Mühseligkeiten seines Berufes in diesen Hochgegenden zu ertragen wußte; aber mit den Knechten bewunderte er nun die Sicherheit, mit welcher der Gemsjäger am Felsen hinabgeschritten war, wo ihm kein Strauch, kein hervorragendes Gestein die schmale Bahn zwischen Tod und Leben angedeutet hatte. „Das heiß' ich einen Freund und treues Zusammenhalten in der Not," sagte der Arzt, mit Verwunderung und Grauen von dem nun ausgeschaufelten Wege in die schreckliche

Tiefe ſchauend; „ſolche Früchte wachſen nicht in jedem Herrengarten.“

„Aber wo iſt denn der Sepp geblieben?“ fragte einer der Knechte, der den Nachbar immer noch nicht nachkommen ſah.

„Er iſt nach dem Städtchen hinab,“ bedeutete der Arzt, „er will den Chriſten holen; wie er geſagt hat, wird's wohl nötig ſein.“ —

Gegen Mittag kam auch Sepp mit Chriſten auf der Hinteralm angelangt. Der Arzt war ſchon wieder fortgegangen, ohne den Bekümmerten eine Tröſtung zurückgelaſſen zu haben. Er hatte verſucht, dem Kranken eine Ader zu ſchlagen; aber das Blut war nur tropfenweiſe gefloſſen und das Bewußtſein trotz aller verordneten und angewendeten Mittel noch immer nicht zurückgekehrt. Der Sohn warf ſich mit aufrichtigem Kindesſchmerze auf das Leidensbett, er klagte ſich ſelbſt an, daß er ſo lange nicht mehr nach ſeinem alten Vater geſehen, und rief dieſem die zärtlichſten Worte bekümmerter Liebe zu. Und in der That, es war, als ob die Stimme des Kindes durch den tödlichen Schlaf bis an das Vaterherz gedrungen wäre. Der Kranke ſchlug die Augen auf und ſchaute mit verwirrten, unſtäten Blicken um ſich, wie ein Erwachender, der ſich an fremdem Orte befindet und ſich erſt wieder erinnern muß, wie er dahin gekommen. Allmählich jedoch wurde das Auge ruhiger und als Chriſten rief: „Vater, mein armer Vater, kennſt Du mich nicht mehr?“ glitt ein leiſer Schimmer über die bleichen Züge, wie ein Wiederſchein innerer Zufriedenheit; die farbloſen Lippen bewegten ſich, aber ſtatt herzlicher Wiederſehensworte drang nur ein unverſtändliches Lallen über dieſelben hervor, das die Umſtehenden mit neuem Bangen und Mitleid erfüllte.

Eine Weile ſchien der Kranke mit ſich ſelbſt zu Rate zu gehen und neue Kräfte zu ſammeln. Dann neſtelte er ſeine Rechte langſam von der Decke los und bemühte ſich, ſie ſeinem Sohne entgegenzuſtrecken. Dieſer ergriff die zitternde Vater-

hand, über die ſchon die Kälte des Todes gegangen zu ſein ſchien, und drückte ſein thränenbenetztes Geſicht auf dieſelbe; aber der Kranke machte eine abwehrende Bewegung und deutete mit den Augen und leiſer Kopfneigung nach Änneli hin, das fortwährend mit ſtillem Weinen am Bette ſtand. „Was ſoll ich, Vetter?“ fragte das Mädchen ſich niederbeugend mit wehmütiger Stimme, „was ſoll dein Gottchen thun?“

Um den Mund des Kranken ging ein ſeltſam heiteres Lächeln, als die beiden jugendlichen Geſichter ſich ſo nah vereint auf ihn herabneigten; er ſchien die Hand mit Anſtrengung nach Sepp ausſtrecken zu wollen, aber ſie ſank kraftlos auf das Bett herab und die Augen begannen mit brechendem Flimmern zuzufallen.

Sepp ſchaute eine Weile ſchweigend auf das Antlitz, über das ein leiſes Zucken ging, dann ſagte er, ſich abwendend und die Augen mit der Hand verdeckend: „Jetzt hat er überwunden, der brave Mann.“ —

Es kamen nun recht trübe Tage auf der Hinteralm, die um ſo peinlicher waren, als ſie nicht die Stille brachten, die ſonſt ein Totenhaus zu umgeben pflegt und dem von friſcher Trauer berührten Gemüte ſo wohlthätig iſt. Nach dem Dorfe hinunter mußte für das Leichenbegängnis ein weiterer und bequemerer Weg gebahnt werden, wodurch ſchon mancherlei äußerliche Unruhe und ſtörendes Geräuſch veranlaßt wurde. Zwar kamen die Dörfler freiwillig und unaufgefordert, wie es bei ſolchen Fällen die Sitte mit ſich brachte, dieſer Arbeit rüſtig zu Hilfe; aber daraus ſchöpfte dann auch Mancher die Befugnis, im Trauerhauſe ſelbſt einzuſprechen, der früher nie oder durch ſeltenen Zufall darin geſehen worden. Man wußte wohl, daß ſein jetziger Beſuch weniger aus wirklicher Teilnahme an dem Unglücksfalle, als vielmehr aus der Abſicht entſprang, ſich an der bei ſolchen Anläſſen herkömmlichen Freigebigkeit ſeinen Anteil zu ſichern; Andere freilich kamen

ſogar von entfernten Höfen und entlegenen Seitenthälern, welche die unerwartete Trauerbotſchaft mit Beſtürzung und Mitleid erfüllt hatte. So war auf der ſonſt ſo ſtillen Hinteralm ein unruhiges Treiben entſtanden und ſelbſt bei der nächtlichen Leichenwacht ſaßen Leute, die bisher jahrelang nie da droben geſehen worden waren. —

Erſt als der alte Steinberger zur letzten Ruhe gebracht war, fand ſein Sohn und einziger Erbe die nötige Stille, um ſich in ſeine ſo plötzlich veränderte äußere Lage hineinzufinden und die Eindrücke der letzten Tage ſich innerlich näher zu beſchauen. Das erſtere jedoch begann er auf eine Weiſe, die ſeinen Hausgenoſſen keineswegs behagen wollte und unter ihnen manches einverſtändnisvolle Kopfſchütteln und geheime Zwiegeſpräch veranlaſſen mußte. —

Dem jungen Steinberger hatte, ſobald er etwas herangewachſen war, das abgeſchloſſene Leben mit ſeiner einförmigen Thätigkeit auf der Hinteralm wenig zuſagen wollen. Vielleicht war das ein Erbteil ſeiner Mutter geweſen, die aus dem Unterlande ſtammte, d. h. aus jener breitern Thalſchaft, wo der Fluß in ſtillerer Strömung aus dem See tritt, um nun an größern Dörfern und belebtern Geländen vorbeizufließen. Den Neigungen des einzigen Sohnes mochte der verſtändige Vater keinen allzugroßen Zwang anthun; er empfand ſelbſt in ſeinem eigenen Handel und Wandel, daß die neue Zeit ſogar von dem einſamen Gebirgsbewohner manches verlange, wenn er ohne Benachteiligung durch das Leben kommen wolle, was der Vergangenheit unbekannt oder wenigſtens nicht durchaus notwendig geweſen war. Chriſten fand daher keine großen Schwierigkeiten, als er ſchon im angehenden Jünglingsalter noch die ſtädtiſche Schule zu beſuchen verlangte. So auf ein Jährchen oder zwei kann das nichts ſchaden, dachte der alte Steinberger; ich ſelbſt kann die Sache da droben wohl noch einzig beſorgen. Zwei Jährchen aber vergingen und auch noch

eines dazu. Chriſten hatte nun allerdings keine Luſt mehr, auf der Schulbank zu ſitzen; aber ebenſo wenig begehrte er auf die Hinteralm heimzukehren. „Was ich dort oben zu verſtehen brauche,“ ſagte er, „habe ich ſchon als Kind gelernt; da drunten hingegen kann ich Vieles lernen, was ich noch nicht weiß und doch ſpäter vielleicht notwendig habe.“ Der Vater gab nach, wenn auch nicht ohne einige Widerrede, und Chriſten trat in das Büreau eines Geſchäftsagenten, der neben kleinen Rechtsgeſchäften bedeutenden Holz- und Käſehandel trieb. Hier war er geblieben bis auf den heutigen Tag und der alte Steinberger hatte ſich um ſo eher darein gefügt, als ihm allerdings durch die Vermittlung des Sohnes namentlich im Verkaufe der Käſe mancher Vorteil erwuchs und die Sache daheim wie von jeher ihren geregelten Weg ging. —

Nach der angelernten Art des Geſchäftsmannes, der die wahre Ordnung eines Haushaltes nur noch in einer geſchriebenen Kontrolle zu finden glaubt, dagegen die ins Leben eingewöhnte Planmäßigkeit alles Thuns und Laſſens für verderblichen Schlendrian hält oder vielmehr dieſe Planmäßigkeit gar nicht mehr zu erkennen vermag, begann nun auch Chriſten ſeine neue häusliche Thätigkeit. Zuerſt nahm er die Knechte ins Gebet. Sie mußten mit ihm in die Ställe, um Name und Alter jedes darin vorhandenen Hauptes feſtzuſtellen; das wurde nebſt Farbe und Zeichnung des Tieres ausführlich aufgeſchrieben; aber nicht das allein, ſondern auch jedes Stück Stallgerät, vom Melkkübel bis zur Miſtgabel, mit ungefährer Wertangabe. Von den Ställen ging es in gleicher Weiſe auf die Heuboden, in die Käſerei, wo das vorhandene Futter, die vorrätige Ware gemeſſen, gezählt, geſchätzt und aufgeſchrieben wurde. Die Knechte wunderten ſich über dieſes Thun und fragten endlich auf gehörigem Umwege, ob die Sache vielleicht verkauft werden ſolle? — Ihre Verwunderung wurde nicht geringer, als Chriſten kurz antwortete: „Warum nicht gar;

aber Ordnung will ich haben.“ — Ordnung ſei auch vorher ſchon geweſen, dachten die Burſche, das habe der alte Steinberger ſo gut verſtanden als Einer. Dabei waren ſie nicht recht im Klaren, ob nicht auch ihnen der Vorwurf der Unordentlichkeit gemacht werden wolle. Der Zweifel dauerte nicht mehr lange, als Chriſten jeden fragte, was er bis auf den heutigen Tag an Löhnung zu gut habe. Der Meiſterknecht antwortete trotzig, das wiſſe er nicht, ſeitdem er im Hauſe geweſen, ſei ihm jedesmal der Lohn auf Jahr und Tag ausbezahlt worden; kleine Auslagen, die er in der Zwiſchenzeit in des Meiſters Nutzen gemacht, habe er gewiſſenhaft zuſammengerechnet und angegeben. — „In Zukunft will ich dieſe Ausgaben im Einzelnen verzeichnet und aufgeſchrieben haben,“ bemerkte Chriſten, nicht unfreundlich und ohne den gereizten Ton des Knechtes zu beachten. Dieſer gab auch nur ein kurzes „ſchon recht“ zur Antwort und ging. Drunten in der Küche erklärte er aber laut und vor allen Andern, daß er keine Stunde länger als bis nächſtes Ziel in einem Hauſe bleiben werde, wo man ſeinem Worte keinen Glauben mehr zu ſchenken ſcheine.

Während auch die andern Knechte ähnliche Entſchlüſſe verlautbarten, konnte Mädi eine gewiſſe Schadenfreude nicht ganz unterdrücken. Den Knechten mochte es um ſo eher etwas gönnen, als es ſich ſicher hielt, daß ihm in ſein Küchenregiment kein Meiſter etwas darein reden könne. Aber ſchon am folgenden Tage mußte es erfahren, daß es die Rechnung ohne den Wirt gemacht. In Küche und Keller, in Schrank und Laden wurde nachgezählt, ausgemeſſen und das Ergebnis in ein großes Buch eingeſchrieben.

So hatte Chriſten in den erſten Tagen ohne Abſicht ein dem Hauſe aufrichtig zugethanes Geſinde ſich entfremdet und an die Stelle bisherigen Vertrauens und hergebrachter Ord-

nung waren augenblicklich Mißtrauen und Nachläſſigkeit getreten.

Eine glücklichere Richtung nahm Denken und Thun des jungen Hinteralmbeſitzers, wenn er abends nach dieſen Tagesgeſchäften in ſeinem einſamen Stübchen ſaß. Der Einblick in Stand und Gang der Haushaltung machte ihn alsbald mit einem Gedanken vertraut, dem er in der Abgeſchiedenheit von aller bisher gewohnten geſelligen Zerſtreuung nur mit um ſo größerer Ruhe nachhängen konnte. „Es geht nicht anders, ich muß eine Frau haben," ſagte er halblaut vor ſich hin; „denn am Ende gibt es doch mancherlei Dinge in der Haushaltung, von denen ich zu wenig verſtehe und die ich deshalb auch nicht gehörig überwachen kann." Chriſten ſpürte recht deutlich, daß er über dieſen ſelbſt geſprochenen Worten leiſe errötete, wie wenn ſie ihm von einem fremden Menſchen geſagt worden wären. Er hatte wohl auch ſchon an's Heiraten gedacht, ſchon dieſes oder jenes Mädchen hatte ſein Wohlgefallen erregt und ſein Blut zu ſchnellerem Herzſchlage getrieben; aber gleichwohl hatte er ſich die Sache ſtets nur als einer fernen Zukunft vorbehalten vorgeſtellt, bis wohin ſich noch manches Unerwartete zutragen, Manches anders ſich geſtalten konnte. Jetzt ſtand ſie ihm plötzlich, als durch eine äußere Notwendigkeit geboten, beſtimmt und nahe vor Augen gerückt. Er durchging die Zahl der bekannten Mädchen drunten im Städtchen, er vergegenwärtigte ſich die Vorzüge Dieſer oder Jener, die ſich dem hübſchen und vermöglichen Sohne des alten Steinberger freundlich erzeigt; aber ſonderbar, neben all' die geputzten Geſtalten, die niedlichen Figuren und zierlichen Manieren der ſtädtiſchen Bürgerstöchter drängte ſich fortwährend ein demütig beſcheidenes Bild, das ſich mit ſtillen Thränen über die Leiche des Vaters beugte. Chriſten machte anfänglich halb unwillig eine abwehrende Kopfbewegung, und unwillkürlich ſtreckte er die Hand auf den Tiſch, während Daumen und Zeigefinger

ſich raſch wie zum Geldzählen über einander hin und her bewegten. Der Gedanke jedoch, der in dieſer Bewegung einen wortloſen Ausdruck fand, vermochte nicht das liebliche Bild zu verdunkeln; vielmehr ſtieg es bei jedem Verſuche, ſich von ihm abzuwenden, mit herzlicherer Freundlichkeit vor dem innern Auge empor. Der Nachdenkliche legte die Hand über's Geſicht, als ob er das Licht abwehren wollte; aber da kam es plötzlich wie eine das Gewiſſen bedrückende Frage über ihn, an die er bisher nicht näher gedacht hatte. Was wollte der Vater im letzten Augenblicke, da er ihn und Änneli zu ſich herangewinkt? Wie hätte ſein letzter Wille gelautet, wenn er nicht dem ſterbenden Munde entfallen wäre? —

Chriſten ſtand auf und ging mit unruhigen Schritten im Stübchen umher, als müſſe er etwas ſuchen, was er nicht finden konnte. Es fiel ihm ein, daß ſeit dem Begräbnis des Vaters weder Sepp noch Änneli herübergekommen waren, obwohl es ſeitdem nicht geſchneit und der Weg offen und trocken ſtand. So lange die Leiche im Hauſe gelegen, war Änneli nie heimgegangen, auch über Nacht nicht. Es hatte die zu- und abgehenden Leute bewirtet, ohne an Chriſten eine Frage zu ſtellen, ob es dieſes oder jenes thun oder laſſen müſſe. Er ſelbſt hatte im Schmerze und in der allgemeinen Verwirrung nicht einmal daran gedacht, auf weſſen Geheiß Änneli ſchalte und walte, als ob es zum Hauſe gehöre. Er war froh, daß es geſchah, ohne ſich weiter über das Wie und Warum Rechenſchaft zu geben. Aber mit den letzten leidtragenden Verwandten hatte auch Änneli das Haus verlaſſen und war ſeitdem ebenſo wenig als Sepp mehr hergekommen. Ob ihnen ſelbſt etwas zugeſtoßen? — Chriſten löſchte das Licht und ging den Weg nach dem Nachbarhauſe hinüber.

Durch die ſternklare, windſtille Nacht ſchimmerte ihm anheimelnder Lichtſchein entgegen, in dem ſich plötzlich die wiedererwachten Geſtalten freundlicher Kindheitserinnerungen bewegten.

Als er leisen Schrittes an das Häuschen herangetreten war, schaute er durch das Fenster hinein. Sepp saß rückwärts auf dem Ofensitze, Änneli am Spinnrade, aber es hatte die Hände mit dem gezogenen Faden auf den Schoß sinken lassen, und drinnen wars so stille, daß das Picken der kleinen Wanduhr wie ein mächtiger Pendelschlag herausklang. Christen konnte das Auge nicht von dem Antlitze wenden, das bald vom rötlichen Lichtscheine übergossen, bald wieder vom leichten Schatten überstreift, wehmütig sinnend vor sich nieder schaute. Wie hatte er bei gelegentlicher Erinnerung an das Nachbarhaus sich das Mädchen so ganz anders gedacht, das in jüngern Jahren wie eine wilde Katze herumgesprungen und geklettert und das ihm auch später bei seinen heimatlichen Besuchen scheu auswich oder, wo das nicht anging, stets mit einer übermütigen Neckerei bei der Hand war! — Hatte wirklich nur die Teilnahme am Tode des Vaters eine augenblickliche Veränderung bewirkt, oder war mit der äußern Schönheit, die über das Mädchen gekommen, auch der milde, stille Sinn gereift, dessen Widerschein aus jedem Zug[illegible]s Antlitzes leuchtete und der Christen so mächtig anmutete?

In diesen schnell vorübergleitenden Betrachtungen wurde er durch einen schweren Seufzer unterbrochen, der vom Ofensitze herkam. „Es ist mir immer," sagte Sepp, „als hätte man mit dem Steinberger ein ganzes Stück von mir selbst fortgenommen. Ich bin froh, wenn ich bald wieder in die Berge kann. Der Christen paßt nicht mehr zu unser einem." — „Es ist mir selbst auch so," erwiderte Änneli, mit der Hand über die Augen fahrend, „es wird mir halb bang, wenn ich mit ihm reden soll; aber vielleich kommt das bald anders."

„Nicht so leicht," gab Sepp zurück; „ja, wenn er noch zu Lebzeiten des Vaters hergekommen wäre, möcht's eher gegangen sein; aber wenn er nun erst eine fremde, vielleicht vornehme Frau herbringt, dann ist's ganz vorbei — Du wirst's sehen."

Anneli bog das Geſicht vor und das Spinnrad begann ſich ſchnurrend umzudrehen. Chriſten ſtand eine Weile betroffen und ohne recht zu wiſſen, was er thun ſolle. Endlich ſagte er halblaut: „Ich will ihnen zeigen, daß ich ſo freundlich ſein kann, als der Vater,“ und mit dieſem Vorſatze öffnete er die kleine Hausthüre. — —

Als Chriſten ſpät in der Nacht heimkam, mußte er ſich ſelbſt wundern, wie ſchnell ihm die Zeit vergangen war. Am folgenden Tage machte er den nämlichen Weg, und als einige Nächte ſpäter die Bahn aufs Neue zugeſchneit wurde, half er gleich am andern Morgen den Knechten ſelbſt dieſelbe wieder öffnen, ohne die Nachbarn mit dem gewohnten Zeichen um Mithilfe gemahnt zu haben.

Der Schnee war noch lange nicht geſchmolzen, als es ſchon im Dörfchen und das ganze Thal hinab hieß, des Gemsſeppen Anneli werde die Frau des jungen Steinberger, und als die Hinteralm endlich wieder grün geworden, zog von derſelben ein froher Hochzeitszug zu Thal.

Einer aber befand ſich in dieſem Zuge, der trotz aller Mühe, die er ſich dazu gab, innerlich nicht recht froh werden konnte; und doch, ſollte man meinen, hätte gerade er den rechten Grund zur Freude gehabt. Oder ſoll ein Vater ſich nicht freuen, der ſein Kind einem verſtändigen, wohlhabenden Manne verbunden weiß, der die geheimſten Herzenswünſche ſeiner Tochter in faſt unerwartet glückliche Erfüllung gehen ſieht? Das ſagte ſich Sepp ſelbſt genugſam; er bedachte, daß der reichſte Vater in weiter Umgebung mit Freude dem jungen Steinberger eine Tochter zum Weibe gegeben haben würde — warum ſollte nun er, der unbemittelte, faſt arme Mann ſich nicht ebenfalls freuen? — Aber die Freude, zu der man ſich überreden muß, iſt eben ſchon nicht mehr die rechte Freude, und das mußte auch Sepp am Hochzeitstage ſeiner Tochter erfahren. Er ſchalt ſich ſelbſt darüber, wenn er das glück-

ſtrahlende Geſicht ſeines Kindes anſchaute; aber er konnte nun einmal nicht anders und unaufhörlich rief es in ihm: Und der Chriſten paßt doch nicht recht zu uns.

Es hat eine gar eigentümliche Bewandtnis um Ahnungen, die ſich einmal des Gemütes bemächtigt haben. Im Grunde genommen ſind es doch nur Überzeugungen, die ſich in ihren Gründen noch nicht klar geworden; aber gerade aus dieſem Mangel an Klarheit ſchöpfen ſie ihre zähe Lebensdauer. Die unbeſtimmte Empfindung, der unklare Eindruck ringt und ſtrebt fortwährend nach Klarheit; drum heftet er ſich an jedes Ereignis, an jede Vorkommenheit, in der Hoffnung, darin das geſuchte Licht zu finden. Durch dieſe ſtete Thätigkeit aber bleibt er eben friſch und lebendig und greift ſo manchmal verwirrend ins Leben ein. Es war die ganze Zähigkeit ſolcher unklaren vorahnenden Eindrücke notwendig, um bei Sepp über der freundlichen Geſtaltung des Lebens eine fortwährende Unruhe und innere Beängſtigung zu erhalten; denn wirklich ſchien das Glück des jungen Eheſtandes mühelos und friſch aufzublühen wie eine Alpenroſe. Das Mißbehagen und die drohende Unordnung, welche Chriſten durch ſeine äußerlich angewandte Ordnung bald in ſeinem Hausweſen heimiſch gemacht hätte, verſchwanden wieder vor der einfachen Thätigkeit und dem ſtets heitern, oft genug in helle Luſtigkeit ausſchlagenden Weſen der jungen Hausfrau, wie ein verſpäteter Morgennebel vor dem Sonnenlichte. Das griff alles wieder ſo genau und geräuſchlos in einander, wie die Räder einer Maſchine, deren treibende Waſſerkraft wir nicht ſehen, deren luſtiges Niederplätſchern wir nur hie und da hören können. Chriſten ſelbſt fühlte ſich bei dieſem bequemen Gange der Dinge anfänglich unendlich wohlbehaglich und oft ſagte er ſcherzend zu ſeiner unabläſſig thätigen Frau: „Mir geht's lange gut; ich hab's wie die Schiffer drunten auf dem See bei günſtigem Winde. Sie ſpannen das Segel, legen ſich ins Schiff und laſſen ſich

luſtig vorwärts treiben." — „Wenn nur keine Windſtille oder gar ein Sturm kommt," meinte Änneli nachdenklich — „ausbleiben wird's wohl auch nicht."

„Ach," erwiderte Chriſten, ſein blühendes Weibchen an ſich ziehend, „mein Segel weiß ſich von ſelbſt nach jedem Luftzuge zu richten — das iſt aus gutem Tuche."

Chriſten ſprach mit dieſem Scherze gewiß ſeine volle Herzensmeinung aus. Er fühlte ſich glücklich und glaubte dieſes Glück auch auf eine lange Zukunft ſicher geſtellt. Er mußte oft über die Vorſtellung lächeln, wie ſich eine ſeiner ehemaligen ſtädtiſchen Bekannten in dieſer Bergwirtſchaft ausgenommen haben würde. Das wäre wohl in doppeltem Sinne bergab gegangen, dachte er. Als aber erſt die Hinteralm ſich abermals begrünte und der erſte Kuckuck des neuen Jahres ein hübſches, munteres Büblein ins Haus brachte, da flüſterte Chriſten, ſich auf die wehmütig lächelnde Wöchnerin niederbeugend: „Ach, Änneli, mir iſt's, ich habe all' dies Glück nicht um meinen Vater verdient!"

Sepp hatte der Ankunft des jungen Hinteralmbewohners mit einer verſchwiegenen Beſorgnis entgegengeſehen. Es iſt nämlich ein altherkömmlicher, ländlicher Brauch, daß noch lebende Großeltern dem erſten Enkelkinde zu Gevatter ſtehen. Ob Chriſten dieſes Herkommen halten, ob der Großvater angeſucht würde, den Kleinen in die Gemeinſchaft einzuführen? — Sepp hatte durchaus keinen beſtimmten Grund, daran zu zweifeln, behandelte ihn doch Chriſten ſtets, wie es einem wohlmeinenden, guten Schwiegerſohne anſteht; aber vielleicht konnte ſich gerade bei einem ſolchen Anlaſſe ein gewiſſer Stolz regen und einer der vielen ſtädtiſchen Bekannten zu Gevatter gebeten oder wenigſtens dem Großvater ein ſolcher vornehmer Gefährte beigegeben werden. Der alte Gemſenſepp jauchzte innerlich auf vor Glück und geheimem Stolz, als er einzig

mit einer muntern Schweſtertochter des alten Steinberger ſeinen Enkel zur Taufe tragen durfte.

Jetzt that er freiwillig und unangefragt, um was ihn Änneli und Chriſten anfänglich vergeblich erſucht hatten. Er ſiedelte zu ſeinen Kindern über und half ſelbſt, einen Teil der Wände, zwiſchen denen er ſo lange gelebt, niederreißen, um das Häuschen zur Aufbewahrung von mancherlei Vorräten und Gerätſchaften geeigneter zu machen.

Nun erſt ſchienen Zufriedenheit und Glück der kleinen Familie auch äußerlich gegründet und feſtgeſtellt; aber das eben iſt die dämoniſche Macht des Glückes, daß es den Menſchen von den Wegen, auf denen er's gefunden, ablenkt und neue aufſuchen läßt. Manchmal liegt dahinter die wohlgemeinte und überdachte Abſicht, das bereits Gewonnene durch einen neuen Erwerb zu mehren und zu ſichern, manchmal iſt's aber auch die ungenügſame Undankbarkeit, welche die freundlichen Geſchenke des Lebens nicht zu ſchätzen weiß. Bei Chriſten war es wohl nur das erſtere, beſſere Teil, als das ſcharfe Liebesauge eines Weibes gar bald an ihm eine bisher ungekannte Unruhe bemerkte, über die er ſelbſt keine rechte Auskunft zu geben wußte. Endlich mußte ſie ſich aber auch klar werden, dieſe Unruhe.

Der Vater ſaß in der Dämmerung am Fenſter, den Kleinen auf den Knieen wiegend, deſſen Lallen bereits nach verſtändlichern Lauten ſuchte. Die Mutter kam herbei und das Kind ſtreckte ihr verlangend die Ärmchen entgegen. Sie wollte es herzend aufnehmen, als Chriſten mit zärtlichem Schmollen ſagte: „Ich komme immer zu kurz; Du magſt mir das Bübchen auch gar nie gönnen.“ Änneli beſann ſich lächelnd einen Augenblick; dann flüſterte es, ſich an das Ohr ſeines Mannes niederbeugend: „Wart nur ein wenig; im Frühjahr kann Jedes von uns ein kleines auf den Armen halten.“

Chriſten ſchaute, ohne eine Antwort zu geben, mit nachdenklichem, faſt beſorgtem Geſichte zu ſeiner Frau auf und blickte dann ebenſo nachdenklich und ſchweigend in den dunkelnden Abend hinaus. Änneli war darüber betroffen und es fühlte, wie über dieſem Schweigen des Mannes ein unklares Bangen ſich auf ſein Herz legte. „Warum ſagſt Du nichts, Chriſten?“ fragte es nach einer Weile ſchüchtern.

„Ich habe an etwas gedacht,“ erwiderte er langſam.

„Und an was denkſt Du denn, lieber Mann? Darf es Dein Frauele nicht auch wiſſen?“

„Ei freilich — warum ſollteſt Du das nicht?“ gab er zur Antwort, „geht's Dich doch faſt ebenſo gut, wie mich ſelbſt an. Aber ſieh', ich habe ſchon lange gedacht, es könne nicht mehr ſo fortgehen, wie bisher, ich müſſe noch etwas anderes anfangen und treiben.“

„Ich verſtehe Dich nicht recht,“ ſagte die junge Frau zweifelnd.

„Nun, das iſt doch leicht zu verſtehen. Sieh' nur, ich habe mir ſchon oft im Stillen Vorwürfe gemacht, daß ich die ganze Zeit hier oben eigentlich noch nie recht gearbeitet und nur ſo in den Tag hinein gelebt habe.“

„Das kann ich immer weniger verſtehen“

„Aber ſo halte mich doch nicht für ſo blind und gedankenlos,“ fuhr er faſt unwillig fort; „oder meinſt Du, ich ſehe nicht recht gut ein, daß das Hausweſen hier ſeinen ungeſtörten Gang fortgehen würde, auch wenn ich gar nicht da wäre? Glaubſt Du, ich bemerke nicht, daß alle Anordnung eigentlich von Dir ausgehe und daß Jedes ſich nicht an mich, ſondern an Dich wendet, wenn es etwas wiſſen oder thun will?“

„Aber mein Gott, wo willſt Du denn mit all' dem hinaus?“ fragte Änneli leiſe.

„Einfach da hinaus, daß ich arbeite, wie Du auch, und wie Du das treibe, was ich verſtehe. Ich will irgend einen

Handel anfangen, mit Vieh, Käse, oder noch am liebsten de
Holzhandel."

Änneli mußte unwillkürlich über sich selbst und seine aus
gestandene Bangigkeit lächeln. Das Vorhaben Christens wa
nun ja nichts, vor dem es sich besonders zu ängstigen brauchte
aber doch übersah es auch mit einem einzigen Blicke, daß durch
die Ausführung desselben das freundlich-stille Leben auf de
Hinteralm vielfach gestört und umgeändert werden müßte
Deshalb sagte es nach einigem Besinnen: „Ich kann Dir nich
in Dein Vorhaben reden, weil ich zu wenig davon verstehe
doch sehe ich nicht recht ein, warum Du Dir neue Plage und
Unmuß machen solltest. Wir haben ja Gottlob zu leben au
dem, was wir besitzen und täglich erwerben."

Christen schüttelte den Kopf. „Ihr Weiber seid doch alle
gleich," entgegnete er, „und wollt nie über die nächste Stunde
hinausblicken. Denk' nur auch, was Du mir vorhin gesagt
hast; wenn nun einst zwei oder wer weiß wie viele erben
wollen, so fällt meine Sache, die ich einzig antreten konnte
schon in kleine Teile. Wo eben anfänglich nichts zugebracht
wird, sind die Kinder später immer verkürzt, wenn die Eltern
die Lücke nicht auszufüllen suchen."

Die junge Mutter zuckte über diesen Worten so heftig zu
sammen, daß das Kind, das auf ihren Armen eingeschlafen
war, erwachte und zu weinen anfing. Sie sang ihm mit leiser
Stimme ein Schlafliedchen, und bald auch zeigte das träumende
Lallen des Kleinen, daß der Friede des Schlummers wieder
bei ihm einkehrte; der Mutter aber ward kein Liedlein gesungen,
das ihr plötzlich erwecktes Leid einschläfern konnte.

Christen hatte keine Ahnung davon, wie schmerzlich seine
Frau von seinen Worten getroffen worden; war ihm ja nie
auch nur im Traume eingefallen, ihre Armut ihr vorzurücken
und die geäußerte Vorsorge für die Zukunft der Kinder war
auch lediglich dem Bedürfnisse nach Bethätigung der eigenen

Kraft und Befähigung entſprungen. Drum beachtete er, nun ſchon aufs Lebhafteſte mit der Inswerkſetzung ſeiner Pläne beſchäftigt, auch gar nicht, wie Änneli ſtiller und zurückhaltender geworden war, oder bemerkte er's irgend einmal, ſo gaben ihm ja die Umſtände der jungen Frau genügenden Aufſchluß dafür, ohne daß er weiter nachzufragen brauchte. Auch dem Schwiegervater teilte er ſeine Abſichten mit der freudigen Zuverſicht mit, die an keinen Widerſpruch denkt, ſondern vielmehr der anerkennenden Zuſtimmung Anderer verſichert iſt. Und in Wahrheit hätte Sepp auch keine begründete Einwendung vorzubringen gewußt.

Chriſten ging mit der Haſt, die eine bisherige Unterlaſſung meint gut zu machen, an die Ausführung ſeines Vorhabens. Noch vor dem Eintritte des Winters wurde am jenſeitigen Thalabhange ein bedeutendes Stück Waldung gekauft und der Schlag desſelben auch alsbald mit zahlreichen Arbeitern begonnen. Die Witterung ſelbſt ſchien das Unternehmen begünſtigen zu wollen. Es kam ein ſo geringer Schneefall, wie man ihn ſeit Jahren in dieſer Gegend nicht mehr erlebt hatte; dagegen herrſchte fortwährend trockene Kälte, wodurch eine Schlittbahn entſtand, wie man ſie nicht günſtiger wünſchen konnte. Noch vor Ablauf des Winters war der geſchlagene Wald mit verhältnismäßig geringen Koſten und wenig Mühe bis auf den letzten Stamm fünf Stunden weit das Thal hinabgeſchafft und das Kleinholz zu anſehnlichen Preiſen im Städtchen und den umgelegenen reichern Ortſchaften abgeſetzt. Die größern Stämme ſchwammen den See hinab, um an deſſen Ausgange ſich von dem breiter und regelmäßiger fließenden Strome noch weiter ins Land hinabtragen zu laſſen. Natürlich mußte Chriſten die Reiſe ebenfalls machen, um an geeignetem Orte den Verkauf ſelbſt bewerkſtelligen zu können. So geſchah es, daß er ſich in weiter Ferne befand, als für ſein Weib auf der ſtillen Hinteralm abermals die ſchwere

Stunde kam, die einem muntern Mädchen das Leben gab. Das Glück der jungen Mutter war diesmal nicht so ungetrübt, wie vor einem Jahre, da ihr der besorgte Gatte die Schmerzensspuren von der Stirne gestreichelt hatte, und als ihr die Wehfrau das feine, zierliche Wesen in die Arme gab, mußte Änneli unaufhaltsam weinen, als ob es eine Waise an die Brust legte. Sogar die Taufe mußte gegen herkömmlichen Brauch lange verzögert werden, da der Vater vor seiner Heimkehr noch sein Geschäft beendigen wollte.

Gleichwohl hatte die sorgliche und haushälterische Frau Ursache, sich aufrichtig mitzufreuen, als Christen endlich überglücklich heimkehrte. Er hatte durch die Arbeit des Winters, der in der Bergwirtschaft stets ohne namhaften Erwerb verfloß, mehr bares Geld gewonnen, als das ganze Besitztum in Jahren zusammen abwarf.

Dafür wurde nun aber auch eine Taufe ausgerichtet, wie die Hinteralm sicherlich noch keine gesehen hatte. Die junge Mutter hätte gewünscht, daß die Patenschaft wieder aus der Verwandtschaft genommen und besonders eine Bruderstochter ihres Vaters, die drunten im Dörfchen lebte und Änneli während der letzten schweren Zeit getreulich beigestanden, Gotte werden möchte; aber der Wunsch war kaum ausgesprochen, als Christen denselben mit großer Entschiedenheit ablehnte. „Du mußt wissen, daß ich's meinem Geschäftsfreunde drunten in der Stadt schon lange, bevor das Kind da war, zugesagt habe. Er will wieder heiraten, die reiche Wirtin des ehemaligen Sternenwirtes, und das gibt nun eine prächtige Gelegenheit, die Beiden zusammenzubringen, drum muß sie auch Gotte werden." — Änneli fröstelte leise zusammen bei diesem Vorschlage. Es schnitt ihm tief ins Gemüt, daß über das Kind ohne sein Wissen gleichsam schon verfügt worden war, während es noch unter seinem Herzen lag; es kam ihm als Sünde vor, daß die Taufe als Mittel gebraucht werden sollte, um eine

Ehe zu Stande zu bringen, die kein Bund der Herzen, sondern nur des ſchnöden Geldes ſein konnte. Die junge Mutter ſcheute ſich auch nicht, dieſen Gedanken ihrem Manne mitzuteilen; der aber ſchüttelte verdrießlich den Kopf und meinte, von ſolcher überflüſſiger Empfindſamkeit habe man nicht gelebt. Sein alter Geſchäftsfreund habe ihm während des vergangenen Winters manche vorteilhafte Gefälligkeit erwieſen und er müſſe ſehen, wie er ihn auch für die Zukunft ſich verbinden könne; das werde ihnen beiden noch manchen Vorteil bringen.

Änneli ſchwieg und ließ geſchehen, was es, ohne offenen Unfrieden zu ſtiften, nicht verhindern konnte; aber die goldenen Ketten und ſeiderauſchenden Kleider der vornehmen Patenſchaft waren wenig geeignet, das verletzte Muttergefühl zu verſöhnen; wurde doch all' dieſer Prunk nicht aus teilnehmender Feſtfreude an dem jungen Täuflinge, ſondern aus ganz andern und eben nicht ſehr reinen Abſichten zur Schau geſtellt. Auch die reichen Angebinde, die aus der Stadt mitgebracht wurden, legte Änneli raſch bei Seite und verſchloß ſie im hinterſten Schrankwinkel; ſie kamen ihm vor, wie verräteriſche Silberlinge, um die ein frommes Feſt ſtiller Häuslichkeit, eine heilige Elternpflicht dahingegeben worden war. Wie war das vor einem Jahre ſo ganz anders geweſen, als der Vater wieder einmal das Kleid anzog, in dem er vor einem Vierteljahrhundert die Mutter zum Altare geführt, und zwiſchen Scherz und thränennaher Rührung einen blühenden Strauß an ſeinen Hut ſteckte, als ob es nochmals zum Brauttanz ginge! —

Ein reines Herz empfindet in Dingen, die es nahe berühren, immer das Richtige, und die Strafe erfolgt, wenn ſeine warnende Stimme überhört wird, oft gar bald auf Wegen, die kein berechnender Verſtand vorausſehen konnte. So geſchah es auch auf der Hinteralm, wo der entweihte Tauftag den Samen zu bittern Früchten ausſtreute. —

Dem guten Sepp lag das immer ſchweigſamer werdende und bekümmerte Weſen ſeines früher ſo heitern Kindes ſchon lange ſchwer auf dem Herzen; gleichwohl hütete er ſich, Klagen hervorzulocken, die nicht aus freien Stücken vor ihn gebracht wurden. Er war ſogar froh, daß Änneli ſeinen Kummer für ſich trug. Eheſtand — Weheſtand, dachte er und wußte dabei recht gut, daß, wo zwei durch dieſen Stand verbundene Menſchen ihre Mißverſtändniſſe und gegenſeitigen Bekümmerniſſe nicht unter ſich ſelbſt zu löſen ſuchen, ein Dritter auch mit dem beſten Willen gar oft aus ſchlimm nur ärger macht. Die vornehme Gevatterſchaft behagte ihm ſo wenig, als der Wöchnerin; aber er wollte nichts merken laſſen und gab ſich alle Mühe, ebenfalls ſeinen Tribut an dem bevorſtehenden Feſttage abzutragen. Als richtiger Jäger hätte er in dieſer Jahreszeit kein Tier geſchoſſen, aber ſeit dem Tage der Geburt war er um Auffindung einiger Berghühnerneſter beſorgt, deren wohlgenährte Brut als Leckerbiſſen auf dem Pathentiſche erſcheinen ſollte. Über der Verzögerung des Feſtes waren jedoch die auserſehenen Opfer flügge geworden und hatten das Weite geſucht. Sepp kletterte über die hinter dem Walde emporſteigenden Felshörner, zwiſchen denen in unwegſamer Wildnis ein kleiner, aber tiefer Bergſee lag, in deſſen reinem, gletſcherkaltem Waſſer ſchimmernde Goldforellen ſchwammen. Der alte Mann mußte, um dieſe Schätze zu heben, jäh verſinkende Schründe überſteigen, deren mattwerdender Schnee jeden Schritt mit Todesgefahr bedrohte. Es gehörte drum neben der Waghalſigkeit auch ſeine ganze erprobte Geſchicklichkeit dazu, um bei dieſer Jahreszeit eine Tracht des köſtlichen Fiſches auf die Hinteralm herabzubringen; aber mit dem eingefangenen Floſſentiere war dem Jägersmann noch nicht genug gethan und in ſeiner hingebenden Teilnahme entſchloß er ſich nun zu etwas, das er in ſeinem ganzen Leben vermieden hatte. Er wußte nämlich in dem Walde, der die Hinteralm von den rückwärts

liegenden Flühen abgürtete, einige Wildtaubenneſter, und noch am Abend vor dem Tauftage kletterte er in die hohen Tannenwipfel, um deren junge Inſaſſen herabzuholen. Das war ein ſchwerer Schritt für den alten Sepp, und noch als er ſchon in das erſte wipfelhohe Neſt hineinſchaute, zog er die Hand wieder zurück und ſagte kopfſchüttelnd vor ſich hin: „Ich ſollt' es nicht thun — es iſt eine Sünde.“ Aber endlich that er's doch; was der Mann für ſich und Andere noch nie gethan, that nun der Großvater für den Tauftag ſeiner Enkelin. In ſeinem ganzen Jägerleben hatte er in dieſem Walde noch nie einen Schuß abgefeuert, noch nie eine Vogelbrut geſtört, nicht einmal diejenige eines ſonſt ungebetenen Raubvogels. Das war ſo von Vater und Großvater herübergekommen — der Wald galt ihren Eigentümern, den Hinteralmbewohnern, heilig und blieb drum ſelbſt den Tieren eine ſichere Freiſtatt; daher erklang er auch vom Frühling bis zum Herbſte von unzähligen Vogelſtimmen, zwiſchen die ſich oft Jahre lang weder ein Schwirren der Säge, noch ein ſchallender Axthieb miſchte. Den benötigten Bedarf von Brennholz holten die Hinteralmer im Herbſte von den Stämmen, welche im Vorſommer zu hinterſt am Waldſaume am Fuße der Flühen von den niederſtürzenden Lauenen zuſammengebrochen worden waren. Nur in ſeltenen Fällen wurden etwa einige Stämme Bauholz gefällt; aber auch das geſchah immer mit großer Vorſicht und einer Art geheimnisvoller Scheu, die vom Vater auf das Kind vererbt worden.

Dieſe wohlbewahrte Scheu war es, die dem Großvater Sepp das Wegnehmen der jungen Schlagtauben ſo ſchwer gemacht; aber die That fiel ihm erſt recht drückend, als er für all' ſeine Mühe und Überwindung am Tauftage noch ſchlimmen Dank erntete. Er hatte das Braten der Wildtauben und das Backen der Forellen nicht einmal Änneli anvertraut, geſchweige den Mägden. „Habe ich ſo viele Mühe mit den Dingern

gehabt, ſo will ich auch bis ans Ende dabei ſein," ſagte er und ſtellte ſich mit erprobter Geſchicklichkeit ſelbſt an den Feuerherd. Beim Taufmahle zwar ſaß der alte Großvater ſchweigſam und beſcheiden zu unterſt am Tiſche; es war ihm auch ganz recht, dem großſprechenden Gevatter und der flunkernden Gevatterin nicht allzu nahe ſein zu müſſen; aber im Geheimen freute er ſich doch auf das Erſcheinen ſeiner Gerichte, die in der Stadt drunten ſelbſt für gutes Geld nicht immer leicht zu erhalten waren.

Die ſchmeichelhafte Hoffnung des guten Alten wurde bitter getäuſcht. Der vornehme Holzhändler erklärte, mit ſeiner breiten Hand über den Mund wiſchend: Er habe ſein Lebtag nichts nach Fiſchen gefragt, unter Wahl ſei ihm eine Leberwurſt ſtets lieber geweſen; und die kochkundige Sternenwirtin meinte: Das beſte Geflügel ſei immer dasjenige, das man im Hühnerhof ziehe; da könne man's gerade ſo fett werden laſſen, als es für nötig erachtet werde.

Der alte Jäger, der nie nach etwas Anderm gefragt, ſo lange er ein Stück Schwarzbrot und Käſe in der Waidtaſche trug, aber gleichwohl die edlen Gottesgaben, die dem Menſchen in Wald und Waſſer geboten ſind, richtig zu ſchätzen wußte, hätte auf dieſe vornehm verächtlichen Urteile gerne den richtigen Trumpf ausgeſpielt. Er ſchluckte jedoch den Ärger hinunter, legte Meſſer und Gabel leiſe zuſammen und ging hinauf in ſein Stübchen.

Dort ſaß er lange, den Kopf in die Hand geſtützt; dann öffnete er das Fenſter und ſchaute, um das unheimliche Sinnen los zu werden, auf die ſonnenbeſchienene Alm hinaus.

Mit dem Anſtandsgefühle, das dem einfachen, verſtändigen Menſchen eigen iſt, hatte Sepp ſeinen Verdruß bald verwunden und dachte eben wieder daran, hinunterzugehen, als er Chriſten mit der Gevatterſchaft aus dem Hauſe treten ſah. Sie gingen langſam und, wie es ſchien, unter heitern Geſprächen die Alm

aufwärts dem Walde zu; ebenſo langſam, oft ſtilleſtehend, ſchritten ſie im Schatten ſeines Saumes dahin und traten endlich, an den ſchmalen Fußweg gekommen, in die Nacht der dunklen Tannen hinein.

Mir iſt's ſchon recht, noch ein wenig hier allein zu bleiben, dachte Sepp; aber kaum hatte er ſeinen Blick wieder auf die in lichtem Grün aufſchwellende Alm gerichtet, als ſich von hinten eine Hand leiſe auf ſeine Schulter legte. „Ach, biſt Du's?" ſagte er, faſt erſchrocken zurückſchauend.

Änneli blickte ihm bekümmert in die Augen und fragte dann leiſe: „Warum biſt Du drunten fortgegangen, Vater?"

„Ich wollte nur ein wenig friſche Luft ſchöpfen da droben," erwiderte Sepp, mit der Hand langſam über das Geſicht fahrend, „es war ſo heiß drunten. Ich komme gleich wieder, wenn ſie zurück ſind."

Änneli gab keine Antwort. Eine Weile ſtand es mit geſenktem Geſichte vor dem Vater; dann warf es ſich mit beiden Armen um ſeinen Hals und fing bitterlich zu weinen an. Sepp hielt ſein ſchluchzendes Kind lange ſchweigend an der Bruſt, bis es ſich von ſelbſt wieder etwas beruhigt hatte. Dann ſagte er weich: „Geh' jetzt hinunter und waſche Dein Geſicht; ich denk', es braucht niemand zu wiſſen, daß Du geweint haſt." Änneli ging, ohne ein Wort zu erwidern oder ſeinen Vater anzuſchauen. Die Beiden hatten ſich verſtanden, obwohl es die erſte Klage war, die zwiſchen ihnen laut geworden.

Als Sepp den Kopf wieder aus dem Fenſter beugte, ſtanden der Gevatter und Chriſten gerade vor der Hausthüre; die Gevatterin mußte ſchon hineingetreten ſein. „Hört, Steinberger," ſagte der Gevatter mit erhobener Stimme, „Ihr könnt in dem Walde wenigſtens zweitauſend Stämme ſchlagen laſſen; das iſt ja eine wahre Goldgrube, an die Euer Vater glücklicherweiſe für Euch nicht gedacht hat."

„Ich habe, ſonderbar genug, ſelbſt noch nie daran gedacht,“ erwiderte Chriſten nachdenklich; „ich meinte immer, der Wald gehöre zur Hinteralm wie Grund und Boden, an dem nichts zu ändern ſei.“

„Ihr ſeid eben erſt wieder Anfänger im Geſchäft,“ ſagte der Gevatter etwas vornehm; „aber wißt Ihr was, ich geb' Euch für den einzigen Schlag zwiſchen den beiden Fußwegen fünftauſend Franken und hole das Holz vom Stock, ohne daß Ihr eine Hand zu rühren braucht.“

Chriſten beſann ſich einen Augenblick; dann erhob er raſch die Rechte und ſchlug ſie mit lautem Klatſchen in diejenige ſeines Gegenübers. „Ein Mann, ein Wort — Herr Gevatter.“

Die beiden Männer traten, Hand in Hand, ins Haus herein, während Sepp unbeweglich weit hervorgebeugt unter ſeinem Fenſterchen liegen blieb. Er ſchaute unverwandten Auges nach dem Walde hinauf, über deſſen dunklen Wipfeln die Flühen noch mit ſonnenbeglänzten Schneefeldern hereinragten. War er bei wachen Sinnen oder hatte er bloß geträumt? War es Ernſt, was die Beiden mit einander geſprochen, oder hatten ſie bloß Scherz getrieben? — „Ernſt kann es Chriſten nicht ſein,“ ſagte Sepp vor ſich hin, indem er aufſtand, „ſie haben mich bemerkt und wollten mich necken.“ Iſt's aber anders, dachte er weiter, ſich zum Hinuntergehen anſchickend, nun ja — dann iſt der Gemſenſepp auch noch am Leben.“

Drunten in der Wohnſtube ging's laut und lebhaft her; die Gevatterſchaft rüſtete ſich zum Aufbruche und es wurden auf glückliche Heimkehr und baldiges Wiederſehen noch raſch einige Gläſer getrunken, die nicht ermangelten, die ſchon vorhandene Heiterkeit auf die rechte Höhe zu bringen. Sepp mußte ebenfalls mit anſtoßen; aber es kam ein leichtes Fröſteln über ihn, als ſein Glas mit demjenigen des Gevatters zuſammenklang; es gab auch einen ſo ſchrillen Laut, als ob

eines der beiden Gläſer geſprungen wäre. Gleichwohl ward dem alten Manne wieder leichter zu Mute, als von dem Handel kein Wörtchen mehr geſprochen wurde. Es war alſo offenbarer Scherz geweſen. Endlich ward Abſchied genommen; Chriſten begleitete die Gevatterſchaft noch gegen das Dörfchen hinab und Sepp ging, da Änneli mit den Mägden das Abräumen zu beſorgen hatte, nach dem Walde hinauf.

Es war ſchon dunkel geworden, als er von ſeinem Streifzuge durch all' die ſchmalen, verſchlungenen Waldwege zurückkehrte. Änneli ſaß mit Chriſten in der Stube und dieſer erzählte hoch vergnügt von dem Handel, den er abgeſchloſſen und wie er dabei ein ſchönes Stück Geld gewinne, ohne nur einen Schritt über die Thürſchwelle thun zu müſſen. Bloß die Arbeiter habe er zu beſtellen verſprochen, und das wolle er auch gleich morgen beſorgen, damit der Schlag ſpäteſtens in acht Tagen beginnen könne.

Sepp hatte ſich bei ſeinem Eintritte auf die nahe Ofenbank geſetzt, da ihm ſchon die erſten Worte Chriſtens wie ein lähmender Schreck durch die Glieder gefahren waren. Er war froh, daß es dunkel war in der Stube, denn er meinte zu ſpüren, wie über der Erzählung Chriſtens Ännelis Augen mit banger Bekümmernis an ſeinem Geſichte hingen; drum ließ er auch kein Wort hören und gab ſich Mühe, den beiden Gatten möglichſt unbefangen und freundlich eine gute Nacht zu wünſchen.

Die Ruhe jedoch, die der alte Mann ſeinen Kindern gewünſcht, konnte er ſelbſt dieſe Nacht am wenigſten finden, und der erſte Frühſchein traf ihn noch ſo ſchlaflos, wie er ſich niedergelegt. Er ſtand leiſe auf und ging hinunter. Auf der kleinen Bank neben der Hausthüre wartete er, bis einer der Knechte herabkam, und dieſem ſagte er, man möge beim Morgeneſſen nicht auf ihn warten — er wolle einen Gang in die Flühen machen.

Dahin ging er nun freilich nicht. Er durchſtreifte nur mit unſtäten Schritten den Wald, der von unzähligen Vogelſtimmen erklang, bis die Sonne höher geſtiegen war, und ſich drunten auf der Hinteralm die Geſchäftigkeit des Werktages bemerklich machte; dann ſchritt er am hintern Rande der Alm hinunter und ſtellte ſich neben dem Felſenhang auf den Weg, der nach dem Dorfe hinabführte.

Sepp hatte ſich nicht verrechnet und er befand ſich noch nicht lange auf ſeinem Poſten, als Chriſten wohlgemut den Weg herabgegangen kam.

„Ei, guten Tag, Vater,“ rief ihm dieſer entgegen; „ſie ſagten daheim, Du ſeieſt in die Flühen gegangen.“

„Ich habe mich anders beſonnen,“ erwiderte der alte Mann trübe; „aber wo willſt Du ſchon hin?“

„Ich will drunten im Dorfe nach den Arbeitern ſehen, die ich dem Gevatter zu beſtellen verſprochen habe.“

Sepp ſchaute einen Augenblick ſchweigend um ſich, als ob er unſichtbare Zeugen befürchte. Dann trat er näher an ſeinen Schwiegerſohn heran und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Aber es wird Dir doch nicht Ernſt ſein, Chriſten, mit dem ganzen Handel? Du wirſt doch nicht die volle Strecke zwiſchen den beiden Fußwegen bis an die Flühen hinauf ſchlagen laſſen wollen?“

„Und warum ſollt' es mir nicht recht ſein,“ entgegnete Chriſten, „das iſt ja der beſte Handel, den ich machen könnte, Vater.“

„Aber die Lauenen,“ fuhr Sepp ängſtlich fort, „wie wird es gehen, wenn die einen offenen Weg von den Flühen nach der Hinteralm finden? — Und das Hauri — glaubſt Du, das werde mit ſeiner Warnung noch ein einziges Mal herabkommen, wenn der Wald durch einen ganzen Schlag gelichtet wird?“

Bei Erwähnung der Lauenen war eine leichte Röte über Christens Gesicht geglitten und er hatte den vor ihm stehenden alten Mann einen Augenblick betroffen angeschaut; als dieser aber mit noch gedämpfterer Stimme den Namen Hauri nannte, brach Christen in ein lautes, gezwungenes Gelächter aus.

„Was zum Kuckuck," rief er halb höhnisch, halb unwillig, „soll ich mich bei einem ernsthaften Geschäfte um Deine alten Märchen kümmern! — Hauri hin, Hauri her — das ist gut auf der Ofenbank im Winter, wenn man nichts Anderes zu thun hat. Übrigens weißt Du so gut als ich, daß es kein Geist ist, sondern einfach das Pfeifen des Windes durch die Flühenschründe."

Über diesen Worten war Sepp einige Schritte zurückgetreten und hatte sich auf den Plankenzaun gesetzt. Nach einem Augenblicke tiefen Schweigens sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen: „Das kann Dein Ernst nicht sein, Christen, sag' mir's, es ist Dir nicht ernst."

„Freilich ist's mir das," entgegnete der Andere unwillig, den Hut tiefer auf die Stirn drückend und sich zum Gehen anschickend; „im weitern kann man ja am Fuß der Flühen einige Stämme stehen lassen, obschon seit Menschengedenken keine Lauc auch nur zwanzig Schritte in den Wald hineingestürzt ist."

Damit wandte er sich und begann den Weg niederzusteigen; aber hinter ihm drein rief der Alte nun fast drohend: „Besinn' Dich, Christen — das kann und darf nicht geschehen; ich werd's nie zugeben!"

Durch diesen Ton wurde der junge Mann ebenfalls gereizt. „Hör' Du," rief er, ohne im Gehen einzuhalten, zurück, „misch' Dich nicht in anderer Leute Sache; ich kann die meinige ohne Deinen Rat besorgen."

Sepp blieb noch eine Weile unbeweglich auf seiner Planke sitzen und schaute dem am Felsen Hinabsteigenden nach, bis er,

ohne nochmals umzublicken, hinter dem Gebüsche verschwunden war; dann erhob er sich und seufzte, die Schritte langsam heimwärts lenkend, laut vor sich hin: „Das arme Änneli — aber ich bin's auch ihm schuldig.“ —

Zu Hause gab es zwischen Vater und Tochter eine lange geheime Unterredung. Die Mägde steckten neugierig und teilnehmend die Köpfe zusammen, als die Meisterin nach derselben mit rotgeweinten Augen in die Küche trat und sich stiller Thränen noch immer nicht zu erwehren vermochte. So etwas war auf der Hinteralm nicht mehr gesehen worden, seit sie den alten Steinberger nach dem Kirchhofe getragen hatten. Das Erstaunen und Verweilen erhielt bald noch mächtigere Nahrung, als befohlen wurde, dem Großvater behilflich zu sein, seine Sachen nach dem alten Häuschen hinüberzuschaffen, und Änneli selbst sich dahin begab, um das Notwendigste einzuräumen.

Christen kam erst am Spätnachmittage von seiner Wanderung heim und schien müde und verdrießlich zu sein. Das thränenbleiche, bekümmerte Antlitz seiner Frau konnte ihm nicht entgehen, aber er schien eine Frage nach der Ursache desselben zu scheuen und ging, ohne dieselbe gestellt zu haben, auf die Alm hinaus, nach der Viehhut zu sehen. Am Abend, als er zurückkam, war Änneli allein in der Stube mit den Kindern beschäftigt. „Ich muß Dir etwas sagen, Christen,“ begann es nach einer Weile leise und wehmütig; „der Vater ist heute wieder in unser altes Haus hinübergezogen.“

„Was sagst Du,“ rief Christen überrascht, „wieder hinübergezogen? Und warum denn das?“

„Du wirst Dir's wohl denken können,“ antwortete Änneli ebenso leise, wie es angefangen; „er sagt, es würde gegenwärtig doch nicht mehr gut thun zusammen unter einem Dache.“

Christen biß die Lippen zusammen und schwieg. Er erwartete, Änneli würde mit lauter Klage ausbrechen und er wünschte dies sogar; vielleicht wäre dadurch ein Anlaß geboten worden, die ganze Angelegenheit, die eine so verdrießliche Wendung nahm, auf irgend eine anständige Weise beseitigen zu können; denn Christen war drunten im Dorfe selbst auf einen ihn höchst unerwarteten Widerstand gestoßen. Von all' den Männern, die ihm den ganzen Winter bei seinem eigenen Holzgeschäfte geholfen und dabei einen schönen Taglohn verdient hatten, waren jetzt nur einige wenige, und das fast lauter die Unbrauchbarsten, bereit, die Arbeit auf der Hinteralm an die Hand zu nehmen. Sogar das Versprechen eines bedeutend erhöhten Lohnes wollte nicht verfangen. Sie erklärten übereinstimmend, ohne daß Einer vom Andern gewußt hätte, der Hinteralmwald sei von jeher als ein Schutzwald betrachtet worden und man könne nicht wissen, ob durch den Schlag desselben nicht das Dorf selbst gefährdet würde. Über den mühsamen und doch beinah vergeblichen Gängen nach den weit aus einander liegenden Hütten war Christen selbst nachdenklich geworden, und wären ihm nun zu Hause zu dem Bisherigen noch die Klagen und Bitten seiner Frau entgegengekommen, so würde er wohl den Entschluß gefaßt haben, sich mit seinem Geschäftsfreunde auf irgend eine Art auseinander zu setzen. Aber Änneli blieb, nachdem es dem Manne die Übersiedelung des Vaters mitgeteilt, stille und bemühte sich, mit leisen, wehmütigen Tönen das Kind auf seinem Arm einzuwiegen.

Der nun schon gereizte Mann wurde darüber vollends verbittert. Er war überzeugt, daß Sepp und Änneli die ganze Angelegenheit des Breiten und Langen, und zwar wohl zu seinen Ungunsten, durchbesprochen; er war auch versichert, daß Änneli weder Bitten noch Thränen gespart hatte, den Vater, an dem es mit vollem Herzen hing, von seinem Weg-

zuge aus dem Hauſe abzuwenden; er ſah ja an den verweinten Augen ſeiner Frau, die nur mühſam neue Thränen zurückhielten, daß ſie ſchweren Kummer trug; und von all' dem ſollte er, der Nächſtbeteiligte, nun nichts erfahren, ihm wurde das Wort nicht gegönnt, das wohl hinter ſeinem Rücken wenig geſpart worden; das eigene Weib behandelte ihn mit einer verletzenden Schweigſamkeit, als ob er keiner Bitte wert wäre, als ob er, der Himmel weiß, ſchon welche Übelthat begangen hätte. Wenn das ſo iſt, dachte Chriſten, nach langem Zuwarten aufſtehend und mit ſchweren Tritten aus der Stube gehend, wenn das ſo ſteht, ſo will ich zeigen, wer Meiſter iſt auf der Hinteralm. Der verblendete Mann! hätte er geahnt, wie ſchwer ſeinem treuen Weibe das dem Vater gegebene Verſprechen, ſich in keinerlei Weiſe in die Angelegenheit einzumiſchen, auf dem Herzen lag, er würde nicht am folgenden Morgen bis weit ins Thal hinab und ſogar in die Seitenthäler gegangen ſein, um für den Herrn Gevatter die benötigten Arbeiter anzuwerben.

Das Vertrauen, das unverhüllte Darlegen der verborgenſten Herzensregungen vor den Augen eines Andern iſt die edelſte, reinſte Gabe, die der Menſch dem Menſchen zu bieten vermag, der treueſte Schutzgeiſt in Liebe und Pflicht verbundener Menſchenſeelen; aber gerade darum verſchließt es ſich auch ſo ſchnell vor dem rauhen Hauche des äußern Lebens, wie die Knoſpen der zarteſten Blumen ſich vor dem ſinkenden Abendnebel zuſammenſchließen. In ſeiner Hülle ſtrebt und regt ſich das verſchloſſene Leben unaufhörlich bei jedem leiſeſten Sonnenblicke und möchte hervorbrechen ans Licht; aber bevor die harte Decke ſich wieder öffnet, iſt ein ganzer voller Sonnenſtrahl notwendig, der manchmal erſt nach einem die Lüfte reinigenden Gewitter durch die dumpfen Dünſte herabzudringen vermag.

Dem Änneli auf der Hinteralm wollte das kalte, verſchloſſene Schweigen, das plötzlich zwiſchen ihm und Chriſten eingetreten, faſt das Herz abdrücken und oft, wenn es in Thränen allein bei den Kleinen ſaß, nahm es ſich vor, dem heimkehrenden Manne, ſobald er unter die Thüre träte, um den Hals zu fallen und all' den ſtummen Kummer vor ihm auszuſchütten. Mag er dann thun, was er will, befeſtigte die bekümmerte Einſame ihren Entſchluß, ich bin ja ſeine Frau und habe Recht und Pflicht, ein Wort mitzureden. Wenn aber Chriſten nach Hauſe kam und ſich die harten, trotzigen Schritte ſchon von weitem hören ließen, dann fing der Mut des armen Weibes wieder zu ſinken an, und wenn der Mann in die Stube trat und raſch mit ſtrengen, faſt mißtrauiſchen Blicken umherſchaute, dann beugte es ſein Geſicht auf die ſchlummernden Kinder herab, um die aufquellenden Thränen zu verbergen. Chriſten ging alsbald wieder hinaus, zornig vor ſich hinmurmelnd: „Man hält ſich zu gut, mir ein einziges Wort zu gönnen, und bald werde ich im eigenen Hauſe behandelt wie ein Hund; aber hollah, ſo haben wir nicht gewettet.“ —

Die trübe, ſchwere Woche verging, und ſchon in der Morgenfrühe des nächſten Montags kam der Gevatter auf der Hinteralm angelangt. Hinter ihm her zog eine Schar Männer, die er nach dem Walde hinaufwies, während er ſelbſt den kurzen Fußweg nach dem Hauſe des Steinbergers einſchlug. Chriſten konnte ſich bei ſeinem Anblicke eines eigenen bangen Gefühls nicht erwehren, und hätte Änneli darum gebeten, ſo würde er jetzt noch geſagt haben: Gevatter, es kann aus den und den Gründen aus unſerm Handel nichts werden, beſtimmt mir den Reukauf; aber die Mutter hatte, als ſie den Geſchäftsfreund gegen das Haus herankommen ſah, beide Kinder auf die Arme genommen und war ſchweigend mit ihnen hinaufgegangen nach dem ehemaligen Stübchen des Großvaters.

Nach kurzer Frist verließen die Männer das Haus und gingen mit einander dem Walde zu. Dort standen die Arbeiter, näherer Weisung gewärtig, müßig herum, beschauten sich die zu fällenden Stämme oder es spannte hie und da Einer die Säge oder schlug die Axt etwas fester an den Halm. „Kommt Alle her," rief der Gevatter, „zum Zeugnis des Waldbrauches." Die Arbeiter stellten sich im Kreise um Christen und den Geschäftsfreund herum, und dieser sagte mit lauter Stimme: „Christen Steinberger, bezeuge vor diesen Männern nach Brauch und Übung, daß Du mir die Waldstrecke zwischen beiden Wegen bis an die Flühen ab Wurzel und Stock zu Recht und Eigen übergeben hast." Christen erhob die Rechte zum Einschlage, sagte dagegen: „Ich übergebe Dir das Benannte mit Ausnahme von zwei Dutzend Stämmen, die zuhinterst an den Flühen sollen stehen gelassen werden, zum Schutz vor Fels- oder Schneestürzen." — „Das war nicht einbedungen," entgegnete der Gevatter, indem er die ausgestreckte Hand ein wenig zurückzog; „indessen kannst Du mir dem Rande entlang so viel andere Stämme anweisen."

„Es soll geschehen," antwortete Christen, und die herkömmliche Übergabe ward mit kräftigem Handschlage festgestellt.

Der Geschäftsmann teilte die Arbeiter in Gruppen und gab Weisung, auf welcher Linie zuerst in den Wald eingebrochen und nach welcher Lage die Stämme gefällt werden müßten. In wenigen Minuten erklangen kräftige Axtschläge und begannen die langen Sägen zu zischen, während weithin aus den Wipfeln ein Schwarm von Vögeln mit verwirrtem Geschrei herumflatterte.

Aber noch hatte kein Stamm mit brechenden Ästen zu Boden gekracht, nur fing erst hie und da eine dunkle Krone sich zu neigen an, als plötzlich durch all' das Klopfen und Zischen eine kräftige Stimme rief: „Haltet ein, Ihr Mannen — ich befehl' es im Namen der Obrigkeit." Im Augenblick

ſchwiegen Axt und Säge, und Alles blickte verwundert auf, woher der Ruf gekommen und was er zu bedeuten habe. Vor dem Graben, der ſich am Walde hinzog, ſtand der alte Gemeindevorſteher aus dem Dorfe mit einem großen Papier in der Hand. „Faſt wär' ich zu ſpät gekommen," ſagte er freundlich zu Chriſten, „ich hab' nicht gedacht, daß Ihr ſchon ſo früh ſeid auf der Hinteralm."

„Ich weiß auch gar nicht, warum Ihr überhaupt gekommen ſeid," erwiderte der erſtaunte Chriſten, „und will gerne erfahren, was das zu bedeuten hat."

„Wird bald geſchehen ſein," gab der Gemeindevorſteher zurück, indem er das Papier in ſeinen Händen auseinander faltete; „der Gemſenſepp, Euer Schwiegervater, hat eben als Miteigentümer des ganzen Hinteralmwaldes gegen Verkauf und Schlag eines Teils desſelben Rechtseinſpruch erhoben und bis zum Austrage der Sache gegen weiteres Vorgehen ein richterliches Verbot ausgewirkt. Hier könnt Ihr's ſelbſt ſehen."

Während Chriſten das dargereichte Papier mit den Blicken überflog, begannen ſeine Hände leiſe zu zittern und auf ſeinem Geſichte ſtritten Glut und Zornesbläſſe. Einen Augenblick biß er auf die Unterlippe, daß ſie blutig anlief; dann aber rief er, in ein höhniſches Gelächter ausbrechend: „Zum Teufel, Herr Gemeindevorſteher, Ihr ſeid zu alt für ſolche Späße; ſeit wann ſollte der Gemſenſepp, der kaum ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat, Miteigentümer des Hinteralmwaldes ſein?"

„Das könntet Ihr beſſer wiſſen als ich," erwiderte der Alte achſelzuckend. „Die Hemden Eures Schwiegervaters gehen mich nichts an, dagegen iſt mir wohlbekannt, daß des Gemſenſeppen von jeher in dieſem Walde das Beholzungsrecht beſaßen, ebenſo gut als auf der Alm ſelbſt ein Weiderecht. Sie werden drum wohl Mitbeſitzer von Beiden geweſen ſein — denk' ich."

Über der Ruhe und dem zurechtweisenden Ernste des Gemeindevorstehers fand auch Christen seine Besonnenheit wieder, wenigstens vermochte er sich äußerlich zu bezwingen, obwohl jedes der gehörten Worte wie ein Schlag auf ihn niederfiel. An das berührte Rechtsverhältnis hatte er wohl in seinem Leben nie gedacht, oder war dies irgend einmal flüchtig geschehen, so hatte er dasselbe jedenfalls in ganz anderer Weise aufgefaßt. Drum sagte er nach einigem Besinnen, das obrigkeitliche Verbot zwischen den Fingern zusammenknitternd: „Ich betrachte die Sache anders als Ihr, Herr Gemeindevorsteher. Was des Gemsenseppen von jeher aus der Alm oder Wald bezogen, war keine rechtliche Nutznießung, sondern ein freiwilliges Almosen der Steinberger. Versteht Ihr?"

„Könnt Recht haben — oder auch nicht," entgegnete der alte Mann; „was Verjährungen zu bedeuten haben, brauch' ich Euch ebenfalls nicht zu lehren; Ihr seid in Rechtssachen besser erfahren als ich. Geht mich übrigens auch gar nichts an; ich hatte Euch bloß nach Amt und Pflicht das Verbot zu weisen, und daß dies geschehen, dafür nehm' ich hier die Mannen als Zeugen. Thut nun, was Ihr wollt — Herr Steinberger."

„Das werd' ich gewiß auch," sagte Christen, sich stolz aufrichtend; „drum meldet nur meinem Schwiegervater, daß ich nun nicht bloß dieses eine Stück, sondern sofort auch auf eigene Rechnung den ganzen übrigen Wald werde schlagen lassen."

„Ist nicht meines Amtes — solche Meldung," lächelte der alte Mann, indem er seinen Hut ein wenig lüftete; „übrigens zürnt mir nicht und lebt wohl."

Er ging ruhig und langsam den Almweg hinab, während die Arbeiter mit fragenden Gesichtern und erwartungsvollem Schweigen herumstanden. Der Erste, der dieses Schweigen brach, war der bisher mäuschenstille Geschäftsfreund. „Kommt

her und gebt mir die Hand," rief er, ſich Chriſten nähernd, der dem davongehenden Gemeindevorſteher noch immer ſchweigend nachſchaute, „die Hand her, Gevatter, Ihr ſeid ein Kapitalmann und habt dem Dorffürſten da prächtig den Paß gewieſen; aber der Gemſenſepp — der Spitzbube, verzeiht —"

„Laßt's gut ſein," entgegnete Chriſten, mit der Hand über das bleiche Geſicht fahrend; „vielleicht iſt's am beſten ſo gegangen. Ihr da, fahrt fort, wo Ihr aufgehört. ſpäter gibt's noch mehr Arbeit."

Die Männer nahmen zögernd ihre Äxte auf und wendeten ſich wieder dem Walde zu; aber der Erſte, der über den Graben zurückſprang, ſtieß einen lauten Ruf des Erſtaunens, wenn nicht g.. des Schreckens aus. „Du da — Gemſenſepp?"

„Nur ich — ja —" erwiderte eine tiefe, wohlbekannte Stimme, nach deren Laut ſich plötzlich alle Blicke überraſcht hinwendeten. Neben dem Stamme einer mächtigen Tanne, die vor andern am tiefſten eingeſägt war und ſich bereits, mit der Krone zur Seite neigend, auf ihre Nachbarn ſtützte, ſtand Sepp in voller Jagdrüſtung; über die knapp anliegenden Lederhoſen hing zur Linken das breite Waidmeſſer vom Gurte, während die Rechte in Schulterhöhe den Lauf des ſchweren Bergſtutzers umfaßte, deſſen Kolben auf einen bemoosten Stein geſtemmt war. „Guten Tag, Ihr Leute," wiederholte der alte Jäger.

„Guten Tag, Sepp," entgegnete der nächſte Arbeiter, ſich von ſeiner erſten Überraſchung erholend — „willſt in die Flühen, mit Schein?"

„Kann ſein — weiß es noch nicht."

„Nun bis Du's weißt, ſei ſo gut und mach' mir an dem Stamme da Platz; er hinkt gottlob ſchon bedenklich."

„Der Baum bleibt trotz ſeines Hinkens einſtweilen ſtehen, guter Freund," ſagte Sepp mit feſter Stimme.

Der Arbeiter, dem dieſe Antwort vielleicht nicht unerwartet kam, trat einen Schritt zurück und ſchaute zweifelnd nach Chriſten, der bisher ſeinen Schwiegervater ſchweigend, aber mit zornigen Blicken betrachtet hatte.

„Macht einmal vorwärts,“ herrſchte er den Arbeitern zu, aber doch nur auf denjenigen blickend, der bereits jenſeits des Grabens ſtand — „es iſt nun ſchon Zeit genug verloren gegangen.“

Der Mann hielt die Axt etwas näher ans Geſicht, als ob er ihre Schärfe prüfen wolle; aber gleichwohl blieb er noch immer zögernd ſtehen, und es war offenbar, daß er ſeine Stelle lieber einem Andern überlaſſen hätte.

Chriſten wurde dadurch noch mehr gereizt. „Und Du da,“ rief er, ſich gegen Sepp wendend, „geh' Du Deines Weges und ſtör' andere Leute nicht in ihren Geſchäften.“

„Das thu' ich auch nicht,“ entgegnete Sepp; „ich beſorge nur mein eigenes Geſchäft.“

„Du — Dein Geſchäft? — das möcht' ich auch ſehen,“ lautete es höhniſch zurück.

„Ja, Chriſten, mein Geſchäft,“ erwiderte Sepp ruhig, aber feſt; „und das beſteht darin, mein Eigentum zu ſchützen, damit ich von einem Steinberger kein Almoſen mehr zu empfangen brauche.“

„Nun aber iſt's des Geſchwätzes einmal genug,“ ſchrie Chriſten zornbebend gegen die Arbeiter; „macht endlich vorwärts und treibt den alten Narren weg, wenn er Euch in den Weg kommt.“

Die Männer machten Miene, dem erhaltenen Befehle Folge zu leiſten; aber Sepp trat raſch einige Schritte gegen den Graben vor und rief drohend: „Nehmt Euch in Acht! Ihr ſeid Zwanzig gegen Einen, aber ich ſteh' für mein Recht, und Gott ſtraf' mich, der Erſte, der noch eine Axt aufhebt, wird's bereuen müſſen.“ Damit hob der Alte, aus deſſen

Augen ein dunkles Funkeln ſchlug, den Bergſtutzer in die Höhe, wie der Jäger zu thun pflegt, wenn er ein nahendes Wild belauert hat.

Bei dieſer ſprechenden Bewegung blieben die Männer wie angewurzelt ſtehen und Chriſten ſelbſt ſtarrte einen Augenblick nach dem Alten, der mit eiskalter Ruhe, das Gewehr hoch erhoben, am Waldrande ſtand; dann aber rief er mit dumpfer Stimme: „Nun, bei Gott, endlich will ich wiſſen, wer hier Meiſter iſt.“ Er riß einem Arbeiter die Axt aus der Hand und ſchritt gegen den Graben zu.

„Chriſten,“ ſchrie ihm Sepp entgegen, „denk' an Weib und Kind — laß den Richter ſprechen — dann thu', was Du willſt — zwing mich nicht, Chriſten!“

Der jedoch ſchien nicht zu hören. Er ſchritt langſam, doch feſten Fußes auf den nächſten angeſägten Stamm zu und machte ſich bereit, die Axt an denſelben zu legen; aber mit jedem Schritt, den er vorwärts gethan, hatte Sepp ſein Gewehr höher erhoben, und als jener nun die Axt zur Führung eines Streiches feſter in die Hand faßte, legte der Alte den Kolben ſeiner Waffe an die Wange, die Mündung ohne das leiſeſte Beben auf ſeinen Schwiegerſohn gerichtet, als gält es einem Grattiere.

Die Zuſchauer ſtanden atemlos und keiner ſchien ein Wort oder einen Schritt wagen zu dürfen. Jetzt endlich, da Chriſten einen Augenblick zögerte und mit innerm Erbeben auf die dunkle Mündung ſtarrte, die unbeweglich nach ſeiner rechten Hand gerichtet blieb, rief der Geſchäftsfreund: „Zum Teufel, Steinberger, laßt's gut ſein — von ſolchen Geſchichten will ich nichts wiſſen.“

Chriſten ließ die Axt ſinken und trat, ſich mühſam auf dieſelbe ſtützend, über den Graben zurück. Sein Geſicht war mit Totenbläſſe bedeckt und die Lippen zuckten unaufhörlich, wie von einem Krampfe bewegt. „Ich nehm' Euch Alle zu

Zeuge deſſen, was hier vorgegangen," ſagte er dumpf, den kalten Schweiß von der Stirne wiſchend; „wir wollen nun ſehen, ob es noch Geſetz und Gerechtigkeit gibt!"

„Ich dank' Dir dafür, Chriſten," rief Sepp aufatmend und ſein Gewehr an einen Stamm lehnend, „ich dank' Dir, Chriſten, und auch Euch, Gevatter, dank' ich für das Wort; aber nun geht mit Gott und kommt nicht wieder, bis die Sach' entſchieden iſt."

Chriſten ging, ohne ein Wort zu erwidern, die Alm abwärts, mit ihm der Geſchäftsfreund und hinten drein die verblüfften Arbeiter. Sepp blieb ſtehen, bis ſie über die Höhe hinabgeſtiegen waren; dann verſchwand er im Dunkel des Tannenwaldes. —

Chriſten hatte es nicht über ſich vermocht, ſein Haus zu betreten. In den nämlichen Kleidern, wie er kam und ſtand, begleitete er den Geſchäftsfreund ins Thal hinunter, um dort am Gerichtsorte ſeine Gegenklage anzubringen und den Prozeß gegen den Schwiegervater einzuleiten. Er war des feſten Glaubens, daß Änneli um den Plan des Vaters gewußt und einverſtandenermaßen geſchwiegen habe, um dem eigenen Gatten vor aller Welt eine Demütigung zuzuziehen und mit den erhobenen Rechtsanſprüchen ſich ſelbſt eine höhere Geltung zu geben. Es kam bei dieſer Vorſtellung eine ſolche Verbitterung über den Mann, daß er ſchwach genug wurde, vor fremden Ohren das eigene Weib anzuklagen. „Es iſt immer ein gefährlich Ding, wenn man dem Bettler aufs Roß hilft," ſagte darauf der Geſchäftsfreund; „aber einmal nun bin ich Euer Gevatter und muß ſchon der Kinder wegen zum Frieden raten. Am beſten iſt's, Ihr gebietet der Frau aufs Strengſte, jeden Verkehr mit dem Alten abzubrechen. Alsgemach wird ſie ſich dann ſchon fügen — ſie weiß, daß ſie mit Euch leben muß." — Chriſten war damit ganz einverſtanden und doch erſchrak er einen Augenblick bei dem Gedanken, wie plötzlich Alles ſo

anders mit ihm geworden. Vor wenigen Tagen noch saß der Schwiegervater in seinem Hause und es war Christen bei seiner Abwesenheit stets ein Trost gewesen, daß er Weib und Kind daheim unter so treuem Schutze wußte; jetzt war der alte Mann nicht nur weggezogen und wo ehemals Achtung und Vertrauen gewaltet, tiefe Feindschaft entstanden; es sollte auch zwischen Vater und Kind, zwischen Großvater und Enkel eine unübersteigliche Mauer gezogen werden. Wenn das der Vater unter'm Boden wüßte — rief es einen Augenblick in Christen; aber der Ruf verhallte rasch vor den lautern Stimmen des Zornes und verletzten Stolzes und die ganze Erinnerung verhuschte, wie ein verlorner Sonnenblick über auftürmenden Sturmwolken. Da Christen am Abend nach der Hinteralm hinanstieg, war sein Gemüt nur noch mit den Entschlüssen des Zornes und herzloser Zwietracht erfüllt.

Als er in die schon dunkle Stube trat, rief Änneli laut: „Gott Lob und Dank, daß Du endlich da bist; aber wo seid Ihr auch so lange gewesen, ohne Euerm Änneli etwas zu sagen, und wo ist denn der Vater jetzt?"

Hätte Änneli den Ausdruck von Hohn und plötzlicher Wut gesehen, der bei dieser Begrüßung über das Gesicht des jungen Mannes glitt, es würde in die innerste Seele zusammengebebt sein. Die frohe Hoffnung zwar, die es den Tag über genährt, versank bald genug, als ihm Christen statt mit freundlicher und versöhnter Rede mit trotzigem Schweigen antwortete, aber doch fand das arme Herz dabei Zeit, sich unterdessen auf das Leid vorzubereiten, dem es entgegenging.

Als Änneli nämlich am Vormittage den Christen mit dem Gevatter und hintendrein die ganze Arbeiterschar vom Wald herab die Alm hinuntergehen sah, war es ihm, als trät' es plötzlich aus einer schweren Nebelnacht an den goldenen Frühlingsschein heraus. Sein erster Gedanke war, Christen habe sich eines Andern besonnen und der ganze Handel sei rück-

gängig gemacht worden. Es war ja auch gar nicht anders möglich, drum gingen die Arbeiter mit dem Gevatter fort, der vielleicht irgendwo in der Gegend noch einen andern Waldkauf abgeschlossen hatte und die nun doch schon zusammengebrachten Männer sogleich dorthin führte. Freilich hätte Christen — der böse Mann — wohl auch einen Augenblick vorbeikommen und seinem Änneli die frohe Botschaft selbst überbringen können; wußte er doch, wie schwer ihm die ganze Angelegenheit auf dem Herzen lag und wie viele Thränen sie ihm schon gekostet. Aber das liebende Weib hatte unter seinen frohen Hoffnungen diesen Gedanken einer unzufriedenen Hintansetzung bald unterdrückt. Es war ja nicht mehr als billig, daß sich Christen nun zunächst dem Gevatter gefällig erwies, der ihm gewiß bei der ganzen Geschichte mit nachgiebiger Freundlichkeit entgegengekommen war.

So freute und tröstete sich Änneli. Als aber mit dem Nachmittage Christen noch immer nicht heimkehrte, wurde der einsamen Frau enge in dem menschenleeren Hause; die Knechte waren draußen auf der Alm und die Mägde ebenfalls auswärts beschäftigt. Änneli zog daher das kleine Rollwägelchen hervor, legte die Kinder hinein und ging mit ihnen nach dem elterlichen Häuschen hinüber. Es traf sich, wie es erwartet hatte — der Vater war nicht daheim. — Dem Waldrande entlang lockte ein milder Schattensaum, in dem die Kinder vor dem allzu hellen Sonnenlichte geschützt waren; dorthin ging es mit ihnen, langsam das Wägelchen hinter sich drein ziehend, in Erinnerungen und Hoffnungen verloren. Als es zur Stelle zwischen die beiden Wege gelangte, sah es mit Verwunderung, daß einige Stämme schon zum Fällen angesägt waren. „Sonderbar," sagte es vor sich hin, „daß Christen sich nicht eher entschließen konnte, als bis die Arbeit schon begonnen hatte; mich wundert's nun erst recht, wie das zugegangen." Weiter vorwärts sah Änneli einen der Knechte von der Alm

gegen eine Waldecke hinanſteigen, wo ſich ein kleines Brünnlein zur Sommertränke des Viehes befand. Vielleicht weiß der etwas, dachte es und winkte dem Manne, indem es ihm ſelbſt entgegenging. „Haſt Du von meinem Vater nirgends etwas geſehen?“ fragte es, um nicht ſogleich die eigentliche Neugierde preisgeben zu müſſen. Der Angeredete ſchien über die Frage verlegen und erwiderte zögernd: „Geſehen eigentlich nichts — nein, ich könnte nicht ſagen.“ Dieſe Antwort fiel Änneli auf und es fragte drum raſch: „Haſt denn etwas von ihm gehört?“ — „Eigentlich auch nicht,“ erwiderte der Mann, indem er ſich mit dem Geſichte tief über das Brünnlein bückte; „nur hat einer der Arbeiter, die heute früh da droben waren, geſagt, Euer Vater ſei mit dem Meiſter drüben am Waldſchlage zwiſchen den Wegen geweſen und drum wäre die Arbeit eingeſtellt worden.“

Über dieſen Worten hatte der Knecht die gefüllte Bütte aus dem Brunnen gehoben und beeilte ſich, mit derſelben wieder in die Alm hinunterzugehen. Änneli achtete nicht auf dieſes haſtige Weſen; es freute ſich nur auf's Neue in dem Gedanken, daß Chriſten auf des Vaters wiederholte Vorſtellungen noch im letzten Augenblicke von ſeinem Vorhaben abgeſtanden ſei und daß nun beide verſöhnt wohl drunten im Thale bei einander ſein möchten. Vielleicht auch hatte der Vater dem ſtädtiſchen Geſchäftsfreunde ſelbſt einen annehmbaren Vorſchlag machen können und war heute nur noch nach Hauſe gegangen, bevor er den Andern nachgeeilt.

Mit dieſen freundlichen Gedanken ging Änneli wieder heimwärts und harrte geduldig, bis Chriſten zurückkommen und den Vater wohl gleich mitbringen werde. Freilich als der Abend nahte und ſich die Schatten des Waldes weiter über die Alm herabſtreckten, wollten ſich auch über die Hoffnungen der einſamen Frau verdunkelnde Schatten des Zweifels hereinneigen; aber ſie wehrte ſich mutig dagegen und ſagte oft laut vor ſich

hin: „Das kommt nur von der Ungeduld — es iſt wohl auch lang, ſo den ganzen Tag warten und harren zu müſſen; endlich werden ſie indeſſen doch kommen.“

Das Scheiden einer Hoffnung wird nicht nur in dem Maße ſchmerzlich, als ſie dem Herzen freundlich genaht und lieb geweſen, die Größe dieſes Schmerzes richtet ſich auch nach der Sicherheit, mit welcher der Verſtand auf eine Erfüllung hatte rechnen dürfen. Je größer dieſe Sicherheit, um ſo ſchmerzlicher und länger dauert der Scheidenskampf. Drum kam wohl ein verſtärktes Bangen über Änneli, als es endlich Chriſten allein und ohne des Vaters Begleit kommen ſah, aber es ließ ſelbſt noch nicht alle Hoffnung ſinken, als er ihm auf ſeine raſche und verwunderte Frage nur mit düſterm Schweigen Antwort gab. Deshalb fuhr es nach einer Weile, ſich Chriſten nähernd und die Hand auf ſeine Schulter legend, fort: „Aber ſo ſag' mir doch, Mannli, wo Du ſo lange geblieben biſt und ob Du den Vater nicht geſehen haſt?“

Chriſten zuckte unter der Berührung zuſammen und unwillkürlich hob ſich die Rechte zu einem Schlage empor. Iſt eine ſolche Falſchheit menſchenmöglich, brauste es in ihm auf, das Weib kennt die Schmach, die mir der Alte angethan, und nun kommt es, um mich darüber noch auszuhöhnen. Die Empfindung, die dieſem Gedanken folgte, war ein tiefes Weh, und Chriſten ſetzte ſich, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, auf die nahe Fenſterbank.

„Aber, mein Gott,“ rief Änneli nun voll banger Ahnung und erſchrocken, „was iſt Dir denn und warum gibſt Du mir keine Antwort?“

„Hör',“ erwiderte Chriſten mühſam, „laß mich in Ruh', ſonſt gibt's noch ein Unglück. Und noch etwas — wenn Du wieder ein einziges Wort mit Deinem Alten ſprichſt, ſo haſt Du mein Haus zum letzten Mal betreten.“

Änneli hatte sich schon beim ersten Tone der Stimme, mit dem Christen zu sprechen anfing, an die Bettchen der Kinder gelehnt, als ob es hier Schutz suchen wollte oder solchen gewähren müßte. Als er den Worten noch ein dumpfes Grollen folgen ließ, das wohl den durch einander wirbelnden und unausgesprochenen Gedanken galt, die sein Gemüt verbitterten, fragte es leise zitternd: „Ist Dir das auch ernst, Christen?“

„So ernst,“ erwiderte er laut auffahrend und der Thüre zugehend, „daß ich eher mein Haus mit mir und den Kleinen zusammenbrennen, als mein Wort nicht halten wollte, das merke Dir.“

Die Thüre fiel mit hartem Schlage zu und Änneli sank mit schwindelnden Sinnen, die Hände halb bewußtlos zum Gebete faltend, am Bette der Kinder auf die Knie nieder. Und im Gebete fand das arme Herz, wenn auch nicht Trost und Licht in diesen Wirrnissen, doch Ergebung und den Mut des Duldens. Als es Christen nach Langem in seine Stube hinaufgehen hörte, ohne daß er vorher noch einmal nach ihm und den Kindern gesehen hätte, legte es sich stille und thränenmüde nieder. —

Der Tag war bereits hell hereingebrochen, als es von einem kurzen Frühschlafe gestärkt aufwachte. Christen war schon fortgegangen. Er habe dringende Geschäfte und könne nicht auf das Morgenessen warten, hatte er zu Mädi gesagt, und wolle deshalb Meisterin und Kinder auch nicht aufwecken.

Änneli empfand wohl, daß Christen ihm auszuweichen suchte, aber gleichwohl übersah es nicht, daß er das Gesinde nichts davon merken ließ und das Ansehen der Meisterin so weit in Ehren hielt. Diese bewiesene Rücksicht half sie auch in Gehorsam gegen die Befehle des Mannes erhalten, als am Nachmittage ein neues, fast unüberwindliches Verlangen nach Aufklärung in diesen Wirrnissen sich ihrer bemächtigte und zugleich das Kindesherz um die Wahrung seiner natürlichsten

Rechte ſprach. Änneli ſtand ſchon vor dem Hauſe, um zum Vater hinüberzugehen, den es ja, ſeit er weggezogen, nie wieder geſehen hatte; aber es kehrte leiſe wieder um und ſchaute, in trüben Gedanken verloren, durch das Fenſter auf die ſonnige Alm hinaus. Es war ihm, als ob dieſelbe plötzlich in einem hellern Lichte aufgrüne, als die junge Baſe, die ihm im Wochenbette ſo freundliche Beihilfe geleiſtet, den Weg hereingegangen kam.

Dieſe bewährte ſich auch diesmal als treue Helferin in der Not, und von ihr erfuhr Änneli, was die Arbeiter über den geſtrigen Vorfall im Walde erzählt und daß nun zwiſchen Vater und Gatten das Gericht entſcheiden werde. Wie traurig und trübe dieſe Wirklichkeit zu den frohen Hoffnungen ſtand, an denen ſich Änneli geſtern erfreut hatte, ſo war ſie ihm doch weniger ſchrecklich, als die bange Ungewißheit, die es gequält. Es konnte nun wenigſtens einen richtigen Weg für ſein eigenes Verhalten finden.

„Chriſten hat recht," ſagte es nach ſchmerzlichem Sinnen, „ich darf während des Streites nicht mehr zum Vater gehen; das müßte bei der beſten Abſicht doch einen falſchen Schein geben. Aber Du thuſt mir den Gefallen und bitteſt ihn um meinetwillen und der Toten wegen, die ſo lange im Frieden hier oben gelebt haben, von der Sache abzuſtehen."

Die Baſe war ſogleich bereit, dieſem Wunſche Folge zu leiſten; aber ſie brachte auch bald den Beſcheid zurück, wie ihn Änneli im Stillen wohl befürchtet hatte. Der Vater laſſe ſein Kind, dem er Kraft und Geduld wünſche, ſich ins Unvermeidliche zu fügen, viel tauſendmal grüßen und es ſolle willig dem Gebote ſeines Mannes gehorſam ſein; was er aber ſelbſt thue, das thue er nicht für ſich, ſondern für Änneli, ſeine Kinder und Chriſten ſelbſt. Übrigens werde der Prozeß bald beendigt ſein und erſt dann ſich zeigen, was weiter kommen wolle. —

Dieſe Erwartung Sepps iſt wohl in Erfüllung gegangen. Auf der Hinteralm war noch kein Fuder Heu in die Winterſcheunen gebracht, als der Richter den Streit zwiſchen Vater und Eidam bereits entſchieden hatte. Aber leider entſprach dieſer Entſcheid weder den Wünſchen des Einen noch den Abſichten des Andern. Sepp hatte mit alten Urkunden nachgewieſen, daß ſich ſeine Vorfahren vor nahezu zweihundert Jahren bei den Steinbergern auf der Hinteralm eingekauft. Sie hatten dadurch das Recht erworben, eine Anzahl Vieh, die dem Drittel des jeweiligen Viehſtandes der Steinberger gleichkommen könne, auf die Alm zu treiben und das benötigte Winterfutter für dasſelbe einzuſammeln. An dem Wald, der zur Hinteralm gehöre, ſollten ſie nach gleichem Verhältniſſe Rechte haben.

Nachdem die friedliche Vermittlung fruchtlos geblieben, mußte der Richter nach dem Pergamente, das in altväteriſcher Einfachheit für andere Menſchen und Verhältniſſe geſchrieben worden, mit heutigen Begriffen das ſtreitige Recht beſtimmen. Sepp verzichtete für ſich auf alle Anſprüche an die Alm und trug dieſelben auf ſein Kind, des Steinbergers Frau, über; dagegen verlangte er, daß der Wald nach wie vor gemeinſchaftliches Eigentum bleiben und keiner der Eigentümer berechtigt ſein ſolle, ohne den Willen des Andern über den häuslichen Bedarf hinaus darin Holz zu ſchlagen.

Chriſten widerſetzte ſich dieſem Begehren hartnäckig und ſo blieb kein anderes Mittel, als die Teilung des Waldes nach dem urkundlichen Verhältniſſe. Demzufolge wurde von dem Dornbuſche an, der zwiſchen den beiden Häuſern ſtand und ehemals wohl zur Grenze der beidſeitigen Arbeit an den freundnachbarlichen Schneebahnen gedient, aufwärts eine gerade Linie bis an den Fuß der Flühen gezogen. Was vorwärts derſelben über der Wohnung des Steinberger lag, wurde dieſem als freiverfügbares Eigentum zuerkannt; der andere Teil rückwärts der Linie fiel Sepp anheim.

Dieſer hatte den Spruch, der ihm ein anſehnlicheres Eigentum zuſicherte, als früher irgend jemand vermutet hätte, mit trübem Geſichte angehört, und der Umſtand, daß Chriſten alle erlaufenen Koſten auferlegt wurden, war nicht imſtande, dasſelbe aufzuheitern. Drum wartete er drunten vor dem Gerichtshauſe nachdenklich, bis ſein Gegner die breiten Steintreppen herabkam.

„Hör' Chriſten," ſagte er, dieſem die Hand entgegenſtreckend, „wir haben ſchon lange, wohl zu lange, nie mehr mit einander unter vier Augen geſprochen."

„War auch nicht nötig," entgegnete der Steinberger, ohne die dargebotene Hand anzunehmen, „es haben's ſchon Andere für uns gethan."

„Es wär' aber wohl gut, wir thäten's ſelbſt wieder," fuhr der alte Mann faſt demütig fort, ohne ſich durch den barſchen Beſcheid ſtören zu laſſen; „ich will Dir gleich zum Anfang einen Vorſchlag machen."

„Wird ein ſauberer ſein."

„Mancher wenigſtens wär' froh darüber; Du vielleicht einſt ſelbſt — wenn's zu ſpät iſt. Ich laß Dir ſogleich meinen Waldanteil gerichtlich zuſchreiben, wenn Du mir verſprichſt, nie auf einmal und ſamthaft eine ganze Strecke ſchlagen zu laſſen. Mit Vorſicht und vereinzeltem Schlag kannſt Du immer noch einen ſchönen Gewinn daraus ziehen."

„Du haſt mir nichts zuſchreiben zu laſſen, ich habe ſonſt genug; und was ich thun oder nicht thun will, iſt meine Sache," gab Chriſten zur Antwort und ging, ſeinen Schwiegervater ſtehen laſſend, nach dem Wirtshauſe hinüber, wo der Geſchäftsfreund aus der Stadt auf den endlichen Ausgang des Handels gewartet hatte. —

Mit dieſem Ausgange kehrten weder Herzlichkeit noch Vertrauen in des Steinbergers Haus zurück, wie das arme Änneli in bekümmerter Ergebung gehofft hatte, wohl aber

brachte er ein Leben auf die ſtille Hinteralm, als ob ſie plötzlich zum Tummelplatze des wilden Heeres geworden wäre. Nach wenigen Tagen langte der Gevatter mit ſeiner Arbeiterſchar an, und ſogleich begann unter Axtſchlägen und Sägegekreiſch zwiſchen den Wegen Wipfel an Wipfel niederzuſtürzen. Und noch bevor ſich die Vogelbeere dunkel gerötet und das Laub am Haſelſtaudenhage nach dem Dorfe hinab gelb geworden, erſtreckte ſich hinter des Steinbergers Hauſe nach den Flühen hin eine öde Fläche, über die nur der friſche Schnitt der Wurzelſtöcke wie weiße Grabſteine hervorragte. Wo früher Jahr aus Jahr ein das dunkle Grün der Tannen wie eine geheimnisvolle Mauer ſich hingezogen, ſtarrten nun die zerriſſenen Felſenhänge und Schründe der Flühen in ſchreckhafter Nähe herein; die wenigen Stämme, die an ihrem Fuße ſtehen geblieben, ſchienen ſich wie erſchrockene Schildwachen zuſammenzuducken und durch ihre Winzigkeit nun erſt recht die rieſigen Felsblöcke und Hörner ins rechte Licht zu ſtellen. Änneli kam es vor, als ob das Dach vom eigenen Hauſe weggehoben worden ſei, als ob es ſich in einer Wohnung befände, die nach einer Seite hin mit eingeſtürzter Wand ins Freie gehe. Beſonders unheimlich war ihm am Abend der grelle Lichtſchein, der von den nackten Felswänden durch die Waldlücke auf die Alm herabfiel — wie der Wiederſchein einer ſinkenden Feuersbrunſt, mußte es oft denken. Es war eben um die ganze trauliche Heimlichkeit, um die ſchattendunkle Verborgenheit der Hinteralm geſchehen, die ſich bei den kalten Lüften, die nun ungehindert von den Flühen herabſtrömten, auch viel früher als andere Jahre mit nächtlichem Reife bedeckte. —

Ob Chriſten all' das nicht empfand und bemerkte? Er war in der letzten Zeit wenig daheim. Er hatte auf den weit auseinander liegenden Alpen thalaufwärts bedeutende Ankäufe von Käſen gemacht und beſorgte deren Weiterſchaffung nach dem Städtchen am See, von wo ſie ſpäter in großen Liefe-

rungen landabwärts gehen ſollten. Aber auch wenn er zu Hauſe war, ſchien er unſtät und unruhig. Es fehlte ihm etwas und er fühlte ſich überall unheimlich. Nachdem der Gevatter mit ſeinem Schlage fertig und das Holz zu Thal geliefert war, behielt Chriſten eine kleine Schar Arbeiter zurück, um ebenfalls noch eine Anzahl Stämme auf eigene Rechnung ſchlagen zu laſſen; aber faſt ſchien es, als ob ihm an der Förderung des Werkes wenig gelegen wäre. Die Arbeiter blieben oft mehrere Tage lang ohne jegliche Aufſicht und thaten bald nur noch, was ſich mit ihrer beſten Bequemlichkeit vertragen mochte, während Chriſten für dieſe Nachläſſigkeit keine Augen hatte, wenigſtens nie eine Bemerkung darüber machte.

Eines Morgens, als er ins Thal gehen wollte, blieb er vor dem Hauſe ſtehen und blickte nachdenklich nach allen Seiten auf die Alm hinaus. Von der leeren Waldfläche herab zog ſich ein weißer Streifen ſchweren Reifes, während weiter vor- und rückwärts das Gras kaum von einem leiſen Duft überflogen ſchien. Chriſten umging langſam die Grenze der bereiften Strecke und fuhr hie und da mit der Hand über das Gras, um ſich von dem Unterſchiede des leichtern oder ſtärkern eiſigen Anſatzes Gewißheit zu verſchaffen. Dann ſchaute er lange gegen die leere Fläche hinauf, wo ſich die Arbeiter gemächlich zum neuen Tagewerk zuſammenfanden.

Änneli hatte dem Thun des Mannes durchs Fenſter zugeſchaut und es wunderte ſich, daß er endlich, ſtatt den Thalweg einzuſchlagen, wieder langſam auf das Haus zurückgegangen kam. Er mußte etwas vergeſſen haben. Aber Änneli ſchaute hoch auf, als er in die Stube trat und bedächtig ſagte: „Ich mein', 's wär' am geſcheidteſten, wenn ich das gefällte Holz droben klein ſpalten und zwiſchen den Wegen aufbeigen ließe. Oder glaubſt Du's nicht auch?“

Dieſe Worte ſetzten Änneli in ſolche Verwunderung, daß es nicht ſogleich eine Antwort geben konnte. Das war ſeit

Monaten wieder das erſte Mal, daß Chriſten über ſeine Abſichten einen Laut fallen ließ; er fuhr auch, ohne Änneli Entgegnung abzuwarten, fort: „Ich glaube, das Holz ſpäter geſpalten ebenſo vorteilhaft verkaufen zu können, als die ganzen Stämme; jedenfalls kann ich's in der Nähe abſetzen und brauche keine größere Reiſe zu machen."

„Das mußt Du am beſten wiſſen," entgegnete Änneli aufatmend; „lieb iſt's mir allweg, wenn Du nicht weit fortzugehen brauchſt."

„Ja, ja, 's iſt am richtigſten ſo," ſagte Chriſten, der Thüre zugehend — „ich will's nur gleich anordnen."

Er ging auch wirklich dem Walde zu, indem er an den ſich öffnenden Fingern der linken Hand abzählend vor ſich hin ſagte: „Es gibt wenigſtens achtzig bis hundert Beigen, die, richtig aufgeſtellt, eine doppelte Reihe vor der ganzen Flühe weg ergeben."

Den Arbeitern wurde alſo befohlen, mit dem Fällen einzuhalten, dagegen ſämtliche Stämme ohne Ausnahme zu zerſägen und zu ſpalten, die Scheiter in mannshohe Beigen aufzuſchichten und dieſe von einem Rande der Waldlücke bis zum andern aufzuſtellen.

Die Männer ſahen ſich verwundert an über dieſen Befehl, indem ſie nicht begreifen konnten, warum die prächtigen Sägebäume zu Kleinholz verſchnitten werden ſollten. „Jedenfalls dürfen wir die Beigen nicht zu hoch machen," bemerkte Einer, „ſonſt werden ſie vom Winde umgeworfen." — „Das iſt eben die Hauptſache," erwiderte Chriſten, „Ihr müßt ſie breit auflegen und von der untern Seite her tüchtig ſtützen."

Als er, ſich zum Gehen wendend, noch einen Blick nach den Flühen hinaufwarf, ſah er am obern Ende der Lücke ſeinen Schwiegervater ſtehen. Der Alte war in voller Jagdrüſtung und ſchien, unbeweglich wie er ſtand, drohend und zugleich höhniſch herabzublicken. Über Chriſtens Geſicht glitt

eine dunkle Röte und doch trat ihm ein kaltes Fröſteln ans Herz heran. Er hatte Sepp ſeit dem Gerichtstage mit keinem Auge mehr erblickt; jetzt aber ſchien ihm ſeine Geſtalt um vieles höher geworden zu ſein, und das ſonſt ſchon markige und wetterbraune Geſicht hatte einen unheimlichen, faſt wilden Ausdruck angenommen. Wie ein Waldgeſpenſt — mußte Chriſten unwillkürlich denken, während er raſchern Schrittes die Alm hinabging.

Der Alte verſchwand ebenfalls hinter einer Felſenecke, als er bemerkte, daß auch die Arbeiter nach ihm emporſahen. Für ſie war ſeine Erſcheinung nicht ſo neu, aber kaum weniger unheimlich als für Chriſten. Seit ſie hier oben mit dem Waldſchlage beſchäftigt waren, hatten ſie ihn beinahe jeden Tag, am frühen Morgen oder am ſinkenden Abend, am Fuße der Flühen hinſtreifen ſehen, ohne daß er ſich je einem von ihnen genähert oder ein einziges Wort geſprochen hätte; während des Tages ſahen ſie ihn oft ſtundenlang auf einem ſchwindelnden Felſenrande ſitzen und unbeweglich, wie ein drohender Kobold, auf ihre Arbeit herunterſchauen. Wenn hie und da aus den Schründen hervor der ſcharfe Wiederhall eines Schuſſes krachte, zuckte Mancher unwillkürlich zuſammen und dachte an das eiſig kalte Geſicht, mit dem der Alte an jenem Morgen ſeinen Stutzer auf die Hand des Schwiegerſohnes gerichtet, die ſich zum Fällen des angeſägten Stammes erhoben hatte. Und die Kugeln des Gemſenſepp reichten weit und trafen ſicher, davon wußte ſeit vielen Jahren manche Jägerſage zu erzählen. —

„Mich nähm's nicht Wunder, wenn der Chriſten bereits bereute, daß er dem Alten damals nicht gefolgt hat," ſagte einer der Arbeiter; „oder warum meint Ihr, daß wir nun mit Beigen eine hölzerne Mauer da hinüberziehen ſollen?"

„Oh, das läßt ſich an der Naſe abzählen," entgegnete ein Anderer, indem er das Geſicht den Flühen zukehrte, von denen

ein ſcharfkalter Luftzug herabfloß, „wir ſollen dem Winter das Loch verſtopfen, daß er nicht ſogleich von der Stockfluh durch dasſelbe auf die Hinteralm herabfahren kann. Die iſt ja vom Reif ſchon ganz braun gefreſſen.“

„Wird aber wenig nützen,“ ſagte der Erſte, mit dem Kopfe nickend, „und wenn ich etwas vom Wetter verſtehe, ſind wir eingeſchneit, bevor die Hälfte dieſer Stämme aufgebeigt iſt.“ —

Der Mann verſtand ſich wirklich etwas auf die Witterung. Die Beigen ſtanden noch lange nicht zur Hälfte aufgeſchichtet, als ein früher und ungewöhnlich hoher Schneefall Berg und Thal bedeckte. —

Auf den geräuſchvollen Sommer und Herbſt, wie die Hinteralm noch keinen geſehen, kamen nun plötzlich die ſtillen, einſamen Wintertage. Die Arbeiten im Walde mußten ſofort eingeſtellt werden, da die liegenden Stämme über Nacht tief unterm Schnee begraben wurden, der ſogar bis zur Hälfte an die ſchon errichteten Beigen hinaufreichte. Auch an die Eröffnung einer Schlittenbahn, auf der das Holz zu Thal gebracht werden konnte, war vor der Hand nicht zu denken; der Schnee lag nicht nur zu hoch, er war bei der im allgemeinen noch milden Witterung auch zu weich, um Laſten tragen zu können. Dagegen hatte Chriſten im Thale noch mit ſeinem Käshandel zu ſchaffen, und durch ſeine Abweſenheit wurde es nur um ſo einſamer in ſeinem winterſtillen Hauſe daheim. Dabei kam denn auch eine Sehnſucht, eine bange Bekümmernis um den Vater über Änneli, die es nicht länger mehr zu bewältigen vermochte. Den Spätſommer und Herbſt hindurch hatte es ſich wohl noch beruhigen können, die täglichen Geſchäfte brachten ihm Zerſtreuung, und zudem wußte es, daß der Vater von jeher mehr im Gebirge als daheim geweſen. Wenn es etwa einmal aus den nähern Flühen herab einen Schuß knallen hörte, dachte es jedesmal mit wehmütigem Lächeln: „Das iſt ein Gruß für mich — Gott grüß auch

Dich, Vater.“ Aber wie ſtand es jetzt, da der alte Mann in ſeiner einſamen Wohnung eingeſchneit war? Konnte ihm nicht jede Nacht, jeden Augenblick ein Unfall begegnen, wo er hilfebedürftig, vielleicht ſterbend lag, ohne daß ein Menſch darum wußte? Das Kindesherz ſchauderte zuſammen bei dem Gedanken, der Vater könnte ſchon geſtorben ſein, vielleicht ſchon tagelang eine Leiche, der keine Hand die Augen zugedrückt, für die keine Sorge einen Sarg, ein Grab bereit hielt! —

Änneli vermochte dieſe Angſt nicht länger mehr zu tragen. Am Morgen, als Chriſten wieder ins Thal hinab wollte, hielt es ihn, da er ſchon die Thüre ergriffen, bei der Hand zurück und ſagte ſchüchtern: „Ich muß Dich noch etwas fragen, Chriſten.“

„Was iſt's?“ gab er in der kurzen Weiſe, die er ſich ſchon angewöhnt hatte, zurück.

„Ich möchte Dich fragen, ob die Knechte nicht Bahn machen dürften zum Vater hinüber — ich muß ihn wieder einmal ſehen.“

Chriſten drückte die ſchon halb geöffnete Thüre ſtark wieder zu und fragte nach einigem Beſinnen: „Was haſt denn Wichtiges, daß es ſo preſſiert? — Ich mein', ein paar Tage könnteſt Du es doch wohl daheim bei den Kindern aushalten.“

„Wichtiges weiß ich gerade nichts,“ erwiderte Änneli wehmütig, „und die lange Zeit her konnt' ich's wohl auch aushalten, ohne ihn zu ſehen; aber jetzt, ſeit es geſchneit hat, habe ich ſo Angſt, es möcht' ihm etwas begegnen, und ich wüßt' es nicht einmal.“

„Die lange Zeit her,“ entgegnete Chriſten faſt höhniſch und die Thüre ungeduldig wieder anfaſſend, „wie lange wird's ſein, daß Du ihn nicht geſehen haſt!“

„Seit er wieder hinübergegangen iſt — es ſind heute gerade fünf Monate und drei Tage, Chriſten.“

„So — ſeit dem Tag haſt Du ihn nie mehr geſehen?“

Bei dem Tone, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, ſenkte Änneli das Geſicht etwas tiefer auf die Bruſt herab; es ſpürte, daß ihm die Thränen in die Augen kommen wollten, und doch hatte es ſich vorgenommen, feſt zu bleiben, und wenn die Bitte nichts helfen würde, einmal ein ernſtes, entſchiedenes Wort zu wagen. Chriſten deutete dieſes Schweigen in ſeinem Sinne, drum ſagte er hart: „Hör' Du, worüber ich Dich nie gefragt, brauchteſt Du mir auch keine Antwort zu geben; aber jetzt, da Du ſelbſt von der Sache angefangen, will ich nicht, daß Du mich anlügeſt.“

Bei dieſen Worten richtete ſich die niedergebeugte Geſtalt Änneli's plötzlich hoch auf und aus dem eben noch thränenfeuchten Auge blickte ein Schein, vor dem der Mann den eigenen Blick unwillkürlich ſenken mußte. „Was ſagſt Du, anlügen?“ rief Änneli mit gepreßter Stimme, „ſeit wann glaubſt Du, daß ich Dich in meinem ganzen Leben je einmal angelogen hätte?“

„Wenn auch noch nie, doch jetzt,“ erwiderte Chriſten, „ſeitdem Du mir weißmachen willſt, Du habeſt den — Deinen Vater nie mehr geſehen, ſeit er von uns ausgezogen iſt.“

Änneli bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und brach in lautes Weinen aus. „Ja, Gott ſei's geklagt,“ ſchluchzte es, „daß ich Dir zu lieb meine Kindespflicht gegen den guten alten Mann ſo lange vergeſſen konnte — ich werd' es nicht mehr thun.“ Der aufrichtige Ton der Entrüſtung, mit dem es den Vorwurf der Lüge zurückgewieſen, und der tiefe Schmerz, der aus den unaufhaltſam ſtrömenden Thränen ſprach, konnten an dem Herzen des Mannes nicht ſpurlos vorübergehen. Nach einigem Zögern trat er näher und ſagte, die Hand auf ſeines Weibes Schulter legend: „Aber höre, wenn Du wirklich ſeit jener Zeit nie mehr bei Deinem Vater geweſen biſt, ſo konnteſt Du ja auch nicht wiſſen, was er gegen mich im Schilde

führte." — „Das wußt' ich auch nicht," erwiderte Änneli, die Augen zwiſchen Thränen zu Chriſten aufſchlagend, „und mußte immer lange hintendrein von fremden Leuten erfahren, was geſchehen. Nicht einmal Du ſagteſt es mir."

„Ich glaubte, Du wüßteſt Alles vor mir," gab er nachdenklich zurück; „aber wenn's ſo iſt, können die Knechte meinetwegen Bahn machen, nur ſag' mir nie etwas von Deinem Vater, wenn's nicht ſein muß — er hat recht, wir paſſen nicht zuſammen."

Chriſten trat an die Bettchen, in denen die Kinder noch in ruhigem Morgenſchlafe lagen, und dann ging er mit einem leiſen B'hüt Gott durch die Thüre; aber kaum einige Schritte von dem Hauſe blieb er einen Augenblick ſtehen und kehrte langſam wieder zurück. „Haſt Du mir nachgerufen?" fragte er in die Stube hinein. — „Nein," antwortete Änneli, das die Thränen trocknend am Kinderbette ſtand, „nur der Kleine iſt erwacht; gib dem Vater das B'hüetgott-Händli." Es nahm das Bübchen auf den Arm, das dem Vater mit roſenrotem Geſichtchen die Händchen entgegenſtreckte. Er küßte das Kind und ſagte nachdenklich: „'s iſt mir immer, ich habe noch etwas vergeſſen — heut' Abend werd' ich wohl etwas früher heimkommen — leb' wohl, Änneli."

Aber heute war's dem Manne, als ob er nicht ins Thal hinunterkommen könnte, und wenig hätt' es gefehlt, ſo wäre er noch einmal zurückgekehrt. Drunten am Felſen, an dem der Weg von der Hinteralm hinabſteigt, blieb er lange ſtehen und ſchaute ſinnend auf eine Planke, die kaum mit ihrem obern Rande aus dem Schnee hervorragte. „Ja, da iſt er geſeſſen," ſagte er endlich, mit der Hand über das Geſicht fahrend, laut vor ſich hin, „als der Streit anging; aber Änneli hab' ich doch ſchwer unrecht gethan — das muß anders werden." Er ſchaute noch einmal nach dem Hauſe zurück, in dem ſich durch die winterliche Einſamkeit kein Laut zu regen ſchien; nur droben

über dem Walde regte ſich ein verworrenes Toſen und durch die Lücke wurde gelbgraues Gewölk ſichtbar, das in ſchweren Maſſen über den ſchneeſtrotzenden Flühen emporſtieg.

Chriſten hatte auf ſeinem Gange kaum das Dörfchen hinter ſich und die Thalſtraße gewonnen, als auch ſchon ein heftiger Wind von den Höhen niederbrach, der nach den erſten kühlern Strömungen mit unheimlich warmem Hauche über die weiten Schneefelder dahinfuhr. Sogleich fingen die Bäume am Wege an, ihre weiße Laſt aus den Zweigen zu ſchütteln, und als Chriſten gegen Mittag an ſein Reiſeziel gelangte, überfloſſen ſchon alle Waſſerinnen und ſtürzten mit dumpfem Falle ſchwere Schneemaſſen von den Dächern auf die Straße herab.

Es gibt Tage, an denen ſich ein unſichtbares Gewicht, wie eine Bleiſohle, uns anhängt. Wir können mit unſerm Thun, das ſonſt faſt mühelos von ſtatten ging, nicht vom Flecke kommen; was wir als ſicher vorausgeſetzt, trifft nicht ein und was wir von Neuem beginnen wollen, iſt nach langem Abmühen mehr verwirrt, als in klarer Ordnung vorwärts geführt. Einen ſolchen Tag hatte Chriſten heute. Leute, die er in Geſchäften herbeſchieden, waren dageweſen, aber vor ſeiner Ankunft ſchon wieder fortgegangen; ſie hatten bei dem anbrechenden Föhn befürchtet, ſpäter nicht mehr gefahrlos über die anſchwellenden Bergwaſſer zurückgehen zu können. Andere, die ebenfalls verſprochen, rechtzeitig einzutreffen, waren noch nicht angelangt; Chriſten wartete vergeblich bis am Spätnachmittage — ſie erſchienen nicht, vielleicht aus dem nämlichen Grunde, der die andern alsbald wieder heimgeführt hatte. Für die Geſchäfte im Orte ſelbſt war darüber die Zeit verſäumt, und Chriſten machte ſich ſpäter, als er beabſichtigt, wieder auf den Heimweg, ohne auch nur das Geringſte gethan oder erreicht zu haben.

Der Föhn hatte noch nicht nachgelaſſen und der Weg war unter dem raſchen Auftauen mühſam und beſchwerlich gewor-

den. An manchen Stellen mußten feuchte Schneemaſſen durchwatet werden, die von ſteilen Halden auf die Straße herabgeſtürzt waren, an andern Orten trieben die angeſchwollenen Bergbäche bereits fußtiefes Waſſer auf den Weg.

Dieſe Hemmniſſe verdroſſen Chriſten anfänglich und vermehrten noch die üble Stimmung, in die ihn der ganze verlorne Tag verſetzt hatte; aber bald überſchritt er ſie ſo unachtſam und eilte auf der mühſamen Straße ſo raſch vorwärts, als ob er auf trockener oder kaum taubenetzter Bahn durch einen friſchen Maimorgen dahinginge. Er bemerkte dieſe Haſt ſelbſt nicht, bis ihm ein kalter Tropfen auf die Wange fiel. „Jetzt gibt's Regen, dachte er, der Wind hat alſo in der Höhe nachgelaſſen; er ſtreckte die Hand aus, um zu prüfen, ob die Tropfen ſchon dichter kämen. Auf die Hand jedoch fiel ihm keiner, wohl aber ein zweiter auf die Wange, und jetzt erſt merkte Chriſten, daß es der Schweiß war, der ihm von der Stirne rann. „Was rennſt du auch wie nicht geſcheidt," ſagte er vor ſich hin, und begann einen langſamern Schritt anzuſchlagen; aber die Füße hoben ſich unmerklich immer wieder ſchneller, ſchritten immer weiter aus, als ob er irgend einem Unheile entfliehen oder einem ſolchen zuvorkommen müßte. Und je eiliger er dahinſchritt, um ſo banger wurde ihm zu Gemüte; es war, als müßte er ſich fürchten, von dem herannahenden Dunkel auf der einſamen Straße überfallen zu werden, als würden alsbald alle menſchlichen Wohnungen verſchloſſen und er müßte in der unheimlichen Sturmnacht allein auf weiter Einöde unter freiem Himmel bleiben. Solche Vorſtellungen fuhren ihm verworren durch den Kopf, und wie ſehr er ſich auch innerlich über die kindiſche Einbildung ausſchalt, er konnte ſie nicht los werden, ſie kehrte jeden Augenblick wieder mit einem neuen Schreckbild vor die Seele zurück. Daran mochte nun wohl die ganze unheimliche Umgebung, die beklommene Einſamkeit des Weges die Schuld tragen. So weit das

Auge reichte, konnte er keinen zweiten Wanderer auf der Straße entdecken; die zerſtreuten Häuſer jenſeits des Fluſſes ſchienen alle ausgeſtorben und es ließ ſich um dieſelben herum kein menſchliches Weſen erblicken; nur hie und da übertönte das ängſtliche Geheul eines Hundes das Brauſen des trüb anſchwellenden Fluſſes oder brach von den Höhen herab ein dumpfes verworrenes Toſen, das wie eine unſichtbare Windsbraut weiter zog. Das ſieht eben aus, wie allemal an ſolchen Föhnabenden, dachte Chriſten, einen Augenblick ausſchnaufend; ich komme ja bis zur einbrechenden Nacht immer noch heim. Aber eilen mußt du doch — die Dunkelheit wird plötzlich eintreten und der Weg am Felſen hinauf muß jetzt bedenklich geworden ſein. Und der Schnellauf begann von Neuem und wurde immer haſtiger, obgleich das Dörfchen bereits durchſchritten war und der Weg jetzt neben dem Felſen hinaufzuklimmen begann. Er war in der That beſchwerlich und ſchlimm; durch die ſchmale, ausgetretene Rinne drückte ſich halb geſchmolzener Schnee herab, in dem der Fuß keinen feſten Halt finden konnte und an der jähen Tiefe jeden Augenblick auszuglitſchen drohte. Chriſten mußte behutſamer gehen, zumal jetzt das Abenddunkel auch mit aller Macht hereinbrach. Plötzlich blieb er ſtille ſtehen, um mit erſchrockenem Geſichte aufzuhorchen. Was war das? Ein fernes verworrenes Toſen, durch das mit unterbrochenen Klängen der bange Ruf eines Glöckleins erſcholl. „Das iſt drüben im Riesberg," ſagte er vor ſich hin, „ſie haben Waſſernot oder Lauenen —"

Das letzte Wort ſprach Chriſten ſo laut, als ob es eine fremde Stimme aus ihm herausgerufen hätte, und als ob ihn auch plötzlich eine fremde, unſichtbare Gewalt angefaßt, begann er wieder mit atemloſer Haſt den Weg hinanzuſteigen. Er beachtete nicht, wie oft er halb ausglitſchend hart über dem Abgrunde ſchwebte, und wendete ſich nicht einen Augenblick, als ihm ein ſcharfer Windſtoß den Hut vom Kopfe trug. Es ſchien

ihm, als ob das dumpfe Toſen vor ihm liege und nicht im jenſeitigen Gebirge und mit jedem Augenblicke näher heranbrauſe. Der Atem ſtockte in der Bruſt und die Gedanken wirbelten wie ſturmgejagte, dunkle Wolkengebilde durch einander; aber die Füße eilten wie von fremder Kraft gehoben windſchnell vorwärts und wußten ohne des Auges Beihilfe den ſchmalen Steig zu finden.

Jetzt endlich war der Rand der Alm erreicht und — dem Himmel ſei gedankt — dort ragte das heimatliche Haus ſtill und dunkel aus dem weißen Schneefelde hervor. Chriſten atmete hoch auf, und ſchon wollte ein frohes Lächeln über die ausgeſtandene Angſt in ihm aufſteigen, als das heftige Pochen der Bruſt vor jähem Entſetzen ſtille ſtand. Über den Wald herab erſchollen drei lang gezogene Töne, wie der Verzweiflungsſchrei eines an ſteiler Felſenſpitze hängenden Menſchen, und dem Rufe folgte von den Flühen her ein ſo betäubendes Toſen, als ob ein rollender Donner aus der Erde hervordränge. „Das Hauri — die Laue“ ſchrie Chriſten entſetzt gegen das Haus hinanſtürzend; die Haare ſträubten ſich und die Hände ſtreckte er im Laufe weit vor ſich hin, als könnte er ſie den Seinigen ſchon aus der Ferne zur Hilfe darreichen. „Änneli — die Kinder — die Laue,“ ſchrie er nochmals mit der Anſtrengung der Verzweiflung; aber der Ruf verhallte in dem donnernden Toſen, und im Hauſe ſchien Alles in tiefſter Ruhe zu liegen; nicht einmal ein Lichtſchimmer drang durch die Dunkelheit heraus. Doch, jetzt glimmte ein ſchwacher Schein auf, und Chriſten war's, als ob ein pfeilſchneller Schatten gegen die Hausthüre hinſchwebe. „Rettung — flieht!“ ſchrie er nochmals; aber der Ruf wurde kaum ſeinem eigenen Ohre hörbar. Am Walde herab erſcholl es wie wütendes Sturmgebraus, durch das ſich nur das ſchrille Krachen zuſammenbrechender Stämme erkennen ließ. Der hellere Schein am Hauſe war wieder erloſchen, und

Christen stürzte sinnlos und betäubt durch die offene Thür in den Gang hinein.

Er mußte sich an der Wand halten, um nicht niederzusinken; er wollte nach Änneli rufen, aber die Stimme vermochte nicht aus der Kehle zu dringen; die Glieder bebten zusammen und vor den Augen schossen in der Dunkelheit blitzende Funken durch einander. Ein donnernder Stoß erschütterte das Haus, und Christen fühlte sich plötzlich von übermenschlicher Gewalt gepackt und in die Tiefe geschleudert. Neben ihm weg dröhnte und schütterte es, als ob die Erde zusammenbrechen müßte. —

Das Tosen und Dröhnen ging vorüber und hallte bald nur noch nach wie ein mächtiger Donner, der rasch am Gebirge dahinzieht. Die erste Empfindung Christens nach seiner plötzlichen Fahrt in die Tiefe war die, daß er sich von einer umrollenden Masse gepackt und davongeschleudert glaubte; jetzt aber, da sich die betäubten Sinne wieder zu klarerem Bewußtsein sammelten, fühlte er sich in halbliegender Stellung mit dem Rücken gegen einen kaltfeuchten Gegenstand gelehnt, der fest und unbeweglich dastand. Eine bis zur Hilflosigkeit gehende Ermattung lag ihm in den Gliedern, sonst aber empfand er am ganzen Körper keinen erheblichen Schmerz; nur auf der Brust drückte es, wie eine den Atem hemmende schwere Last, und die Augen umgab tötliche Finsternis. „Allmächtiger Himmel, was war das," stöhnte der Beängstigte, indem er sich aufzurichten suchte; aber mit einem dumpfen Schrei des Entsetzens sank er wieder zurück, als hart neben ihm eine Stimme antwortete: „Das war eine Laue, Steinberger."

Christen preßte unwillkürlich beide Hände über die Augen, als müßte er den Anblick einer Schreckensgestalt abwehren, die aus der Finsternis emportauchen würde — war das doch Sepps Stimme gewesen, die tief aus der Erde hervorgekommen schien. „Änneli, mein Weib, meine Kinder!" brach es halb bewußtlos und mit erschütternder Angst aus seiner Brust her-

vor. „Ihretwegen kannſt Du ruhig ſein," kam's mit milderm Tone zurück, „die ſind mit den Andern in meinem Hauſe drüben; aber wie's um uns ſteht, müſſen wir erſt noch ſehen, Chriſten."

Bei dieſen Worten flackerte eine bläuliche Flamme durch die Finſternis und der erſte Gegenſtand, auf den ſie ihr Licht warf, war das Antlitz des Schwiegervaters, der ſich bemühte, einen kleinen Docht anzuzünden. Das Lichtlein verbreitete alsbald einen hellern Schimmer, bei dem Chriſten erkannte, daß er ſich im Keller ſeines eigenen Hauſes befand. Ihm gegenüber ſtand der Alte, das kleine Lämpchen in der Hand, und ſchaute ihn ernſt und ſchweigend an, als ob er eine Frage erwartete. Chriſten erhob ſich und drückte beide Hände gegen die Stirne. „Nicht wahr, die Kleinen und Änneli ſind gerettet — haſt Du geſagt?"

„Ja, ſie ſind mit allem Lebenden, das in Deinem Hauſe war, bei mir drüben," erwiderte Sepp; „aber das Haus ſelbſt wird bis auf den letzten Balken drunten am Felſen liegen." „Dann ſei Gottes Gnade geprieſen," ſagte Chriſten, die Hände in einander legend; „am Ende haſt Du auch mich gerettet." „Ich glaube wohl, Du wäreſt nicht hier," antwortete der Alte, „wenn ich Dich nicht zur rechten Zeit da hinabgeworfen hätte." Chriſten ſchwieg einen Augenblick, dann ſtreckte er beide Hände gegen Sepp hin und fragte leiſe: „Kannſt Du mir verzeihen, Vater?"

Dieſer legte die Hand auf Chriſtens Haupt, um das die dunklen Haare durchnäßt und verworren herumhingen. „Es war ſchon Alles verziehen und vergeſſen, als ich Dich vorhin droben nach Weib und Kind ſchreien hörte. Gott hat's gethan. Übrigens kommt's darauf an, ob wir beide in dieſer Nacht nicht noch ſeine Verzeihung und Barmherzigkeit nötig haben."

Der Alte hob das Lämpchen gegen die Decke, die, nur aus Holz gebildet, gegen die Mitte ſich tief herabſenkte. „Wenn die Laſt droben zu feſt und ſchwer liegt, ſo ſind wir erdrückt, bevor Hilfe kommen kann — im Tod iſt Friede und wir ſtehen in des Herrn Hand.“

Die Befürchtung war nur zu begründet, und nach kurzer Friſt ſtürzte unter dumpfem Krachen eine ſchwere Maſſe Schnee und Steingeröll in den Raum hinab. Chriſten empfahl ſeine Seele erbleichend der ewigen Barmherzigkeit. „Ich ſterbe nicht gern,“ ſeufzte er leiſe, „aber der Tod wäre mir doch leichter, wenn ich vorher Änneli noch einmal ſehen könnte.“

Sepp beleuchtete unterdeſſen mit feſter Hand die herabgeſtürzte Maſſe und den Rand des Deckenbruches. „Ich glaube faſt,“ rief er nach einer Weile, „Dein Wunſch kann erfüllt werden; denn ſieh' da, die Scheiter Deiner Holzbeigen, die mitgewandert ſind, haben ſich hier geſperrt und bilden uns einſtweilen ein Schirmdach gegen die Laſt der Schnee- und Eisklumpen.“ —

So war es auch. Dieſes glückliche Ungefähr — wenn überhaupt ein ſolches in die Geſchicke des Menſchenlebens eingreifen kann — rettete die Verſchütteten. Nach einer bangen Nacht folgte dem Sturm ein klarer Wintermorgen, deſſen Frühſchein ſich über einer grauſen Trümmerſtätte ergoß; aber auf den Trümmern fand ſich in neubegründeter Liebe zuſammen, was Eigennutz und Leidenſchaft getrennt hatte. Die ſtattliche Wohnung mit reichen Vorräten war vom Boden getilgt, ſo daß kaum ihre weit umher zerſtreuten Trümmer aufgefunden werden konnten; aber Änneli ging zwiſchen Gatte und Vater glücklicher von dieſem Orte der Zerſtörung, als es am Tage der Hochzeit von der Hinteralm nach der Kirche hinabgegangen war.

Chriſten ſprach ſeinen Dank gegen den alten Vater nicht in Worten aus; aber dieſer wußte doch, daß er nun erſt einen

ganzen Sohn beſaß. Bei der Ängſtlichkeit, mit der er ſeit dem Beginne des Winters jedes Zeichen der Witterung beobachtet, hatte er ſofort bei einbrechendem Föhne Gefahr von Schneeſtürzen vorausgeſehen, und noch bevor die Knechte den von Änneli befohlenen Bahnbruch begonnen, war Sepp im Hauſe ſeiner Kinder ſelbſt erſchienen. Er hatte ſich mühſam durch den hohen Schnee hindurchgearbeitet und befahl den Knechten, ſogleich das Vieh auf den vorgezeichneten Spuren nach ſeinem Hauſe hinüberzutreiben. Änneli ängſtigte ſich über dieſe Vorkehren, indem es befürchtete, ſie möchten den Zorn Chriſtens aufs Neue gegen den Vater erwecken; aber gegen die Entſchiedenheit, mit welcher der Alte auftrat, wagte weder es ſelbſt noch das Geſinde Einſpruch zu erheben. Auf der Bahn, die das vorangetriebene Vieh zurückgelaſſen, wurde ſpäter noch fortgeſchafft, was ſich in der Eile zuſammenraffen ließ. Am Abend bemerkte Änneli, da es in aller Not den Retter aus allen Nöten anrufen wollte, daß es das kleine Gebetbuch, das es einſt von der Mutter erhalten, zurückgelaſſen hatte. Der Vater entſchloß ſich, da das Toſen in den Flühen drohender wurde, Chriſten ſelbſt ins Dorf hinab entgegenzugehen, ihm das Vorgegangene mitzuteilen und ihn zu warnen vor dem Wege am Felſen herauf. Im Vorbeigehen wollte er noch das vergeſſene Gebetbuch mitnehmen; aber das Unheil nahte ſchneller, als er ſelbſt befürchtet. Er ſah Chriſten durch die Dämmerung heranfliegen und hörte die Laue niederdonnern. So blieb ihm zur eigenen Rettung nichts mehr übrig, als der Zufluchtsort, der Beiden Schutz gewährte. —

Den Winter hindurch ſuchte man ſich in dem kleinen Hauſe ſo gut zu behelfen, als es eben gehen wollte. Liebe und Eintracht finden zwiſchen engen Wänden Raum. Im Frühling aber wurden zu der neuen Wohnung die Stämme mit großer Umſicht auf verſchiedenen Stellen im Walde gefällt und das Haus ſelbſt nicht auf dem Platze des frühern, ſondern

weiter rückwärts im Schutze des grünen Tannengürtels hingestellt. —

Den alten Sepp haben sie schon vor Jahren von der Hinteralm nach dem Kirchlein hinuntergetragen; aber er sah doch noch mit herzinnigem Vergnügen, wie die sorgfältig neubepflanzte Lücke zwischen den Wegen sich rasch mit dichtem, hochschießendem Jungholz bedeckte.

Der Diebsbann.

(1837.)

Im Ried.

Beim äußerſten Hauſe des Dorfes, das ſich in zerſtreuten Gruppen an der langſamen Abdachung der Anhöhe dahin dehnt, führt ein ziemlich breiter Fahrweg über das Hard nach dem Ried hinüber. Derſelbe geht anfänglich eine Strecke zwiſchen Äckern, bis er in den Laubwald tritt. Hier verengt er ſich zuſehends zwiſchen hohen Borden, von deren oberſtem Rand ſich zur Sommerszeit dichtes Haſelgebüſch und anderes Laubwerk zu einem förmlichen Dach zuſammenwölben. Er iſt ſehr ſtill und einſam, faſt unheimlich, dieſer Weg. Kaum einige Minuten in demſelben aufwärts, und ſchon meint man, das heitere Thal eine weite Strecke hinter ſich zu haben. Etwa in der Hälfte, da, wo ein ſchmaler Fußweg nach dem dunklern Tann hinüberlenkt, ſteht ein verfallener Brunnen; der halbverfaulte Trog liegt umgeſtürzt, und das Waſſer ſickert ſeitwärts in Moos und hohes Waldgras hinunter. Die Stelle heißt zum „Waldbrünnle", und hier wurde früher, da noch die Gemeindeherde auf die gemeinſame Waldweide getrieben wurde, das Vieh getränkt. Es iſt immer etwas recht Melancholiſches ſo um einen zuſammengeſtürzten Brunnen. Die Menſchen, die ihn errichtet, die ſich an ſeinem Trunke erlabt, ſind dahin-

gegangen, die Zeiten haben anderes Streben und andere Zwecke gebracht, was ein früherer Fleiß aufgebaut, wird nun unbeachtet dem Verfalle preisgegeben; aber der Wald grünt fort, wie vor hundert Jahren, wir sehen die Stämme nicht, die seitdem gefällt worden. —

Weiter aufwärts wird der Weg freundlicher, der Wald lichter; das dichtverschlungene Gebüsch bleibt zurück an der steilern Halde. Über den Rücken der Anhöhe, der sich wie eine breite, sanftgehobene Welle hinwölbt, dehnt zwischen glattstämmigen Buchen die Eiche ihre gewaltige Krone aus, und weiterhin läßt die Birke ihre träumerischen Zweige säuseln.

Nicht mehr lange und der Weg tritt aus dem Walde auf die freie Halde hinaus, an deren Fuß sich ein schmales, einsames Thälchen schmiegt. Die gegenüberstehende Anhöhe steigt in steilern Anläufen aufwärts und ist bis nahe an ihren Fuß herab mit dunklem Nadelholze bekleidet. Linkerhand, gegen Süden, liegt in der Tiefe, an einem runden, mit Gebüsch bekleideten Vorsprunge, ein armseliges Strohhüttchen. Hinter demselben verliert sich das Thälchen in schluchtartige Windungen, aus denen ein lustiger Bach herabrauscht. In den stillen Wiesengründen, die sich rechtsab mehr in die Breite dehnen, besänftigt sich der Lauf des Baches und bald lenkt er einen Teil seines Gewässers in ein seitwärts gezogenes Rinnsal, das zur Mühle leitet. Zur Mühle führt auch der breitere Weg vom Hard hinab. Sie steht unter einer Reihe von Nußbäumen am untern Ende des Thälchens, mit starkem, aber altersgrauem Mauerwerke und stattlichen Scheuern, seit Menschengedenken das einzige Mahlwerk für das über dem Harde liegende Dorf und die einzelnen Bauernhöfe, die sich weiter aufwärts gegen die Luzerner Grenze in die breiten Waldflächen eingebaut haben. Sie muß schon sehr alt sein, diese Mühle im Ried, da die Sage behauptet, es haben einst Heiden darin gehaust.

Über Wald und Wiese lag noch tiefe Dämmerung und kaum stiegen hinter den Gebirgen im Osten einzelne Rosenwölkchen empor, als sich auf dem geräumigen Platze zwischen der Mühle und den Scheuern schon frisches Leben regte. Dem mutigen Rosse, das an das Reitwägelchen gespannt war, wurde das Warten bereits zu lange und ungeduldig begann es den gepflasterten Boden zu stampfen, daß helle Funken um die Hinterhufe flogen. Von der Scheuer herüber kam ein großer Bursche mit einer Laterne in der Hand. „Na, na, Brauner," sagte er, das Tier am Zügel fassend und die Laterne neben sich auf den Boden stellend, „nur Geduld, vielleicht kannst heute noch mehr springen, als dir lieb ist." Der Braune schüttelte den Kopf, daß die kleinen Glöcklein an seinem Halse hell zusammenklangen, und ließ ein kräftiges Gewieher ertönen. Der Bursche stand lässig an das Tier hingelehnt und sagte nachdenklich vor sich hin: „Wenn ich nur mit dürft'. Sie haben dem Meister geladen, und Verstand ist jetzt nicht viel daheim, da droben. Er kommt, glaub' ich." Drüben auf der Haustreppe ließen sich schwere Tritte hören und eine laute Männerstimme sagte: „Du bist ein Närrle, accurat wie die Mutter selig. Das Pack kann mich doch nicht fressen." — „Ach, bitte, Vaterle," erwiderte es weich und schmeichelnd, „bitte, nimm den Jörg mit. Geb's, was es wolle, der läßt Dich nicht im Stich und dann kann ich doch auch ruhiger sein den Tag hinüber." — Der Bursche, der bei dem Pferde stand, bückte sich rasch nach seiner Laterne nieder. War's der Widerschein des bleichen Lichtes oder war's etwas Anderes, sein Gesicht glühte, wie der dunklere Purpur, der jetzt über den fernen Bergen höher stieg.

An den Armen des herankommenden Riedmüllers schmiegte sich eine schlanke Mädchengestalt. „Hörst, Jörg," sagte der Müller, „die Kleine will durchaus, Du sollst mitfahren, von wegen —"

„Schaden könnt's auf alle Fäll' nichts," fiel der Angeredete ein; „'s gibt auch keinen Aufenthalt, wenn Ihr's erlaubt, daß ich mitgehe. Ich hab' mich schon gerüstet."

„Glaub' fast, Ihr habt's zusammen, mir Angst zu machen, Du und Ameile," rief der Müller heiter. „Nun denn, wenn's sein muß — steig' auf!"

Als der Bursche dem Mädchen die Laterne entgegenreichte, hob er dieselbe ein wenig in die Höhe und ließ ihren Schein auf ein feines, aber recht bekümmertes Antlitz fallen. „Hab' nur keine Angst mehr," sagte er leise, „jetzt ist's schon recht. B'hüt Gott." Der Jüngling schwang sich mit leichtem Satze zu dem Müller auf das Wägelchen, und rasselnd ging es über den Hof in die Morgendämmerung hinaus.

Ameile horchte den Davonfahrenden nach, bis sich das letzte Geräusch gegen das Hard hinauf verloren hatte. Dann hob es sinnend die Laterne empor, um sie auszublasen; aber fast erschrak es über die tiefe Dunkelheit, die dem nun plötzlich vom Lichte entwöhnten Auge noch entgegentrat. Als sich das Mädchen rasch nach der Mühle hinüberwendete, war's ihm, als ob von der Treppe weg ein flinker Schatten um die Hausecke husche. Es blieb ängstlich horchend stehen; droben in der Mühle war ja noch keines aufgestanden als die alte Kathrin, die jetzt in der Küche beschäftigt war, und die Treppe herab war auch niemand gekommen. Was konnte das sein? — Aber Alles blieb still und lautlos, nicht das geringste Geräusch davoneilender Tritte, und auch der wachsame Hofhund, der auf jener Seite der Mühle lag, gab keinen Laut von sich. Du bist recht einfältig, dachte das Mädchen, mit der Hand über die flimmernden Augen fahrend, ein rechtes Kind; aber so geht's, wenn man einmal in der Angst ist, gibt's überall Gespenster. —

Ameile nahm sich recht vor, seine Besorgnisse nun wegzuwerfen und heiter seinem Tagewerke nachzugehen. „Es sind

nun doch ihrer Zwei," ſagte es, die Treppe hinaufſteigend, vor ſich hin, „und Jörg allein nimmt's im Notfall mit einem ganzen Haufen auf." In die feuerhelle Küche tretend, befahl das Mädchen der alten Magd, die Knechte zu rufen. Bald auch kamen dieſelben die obere Stiege herabgetrappt und verlangten den Schlüſſel zur Mühle. Ameile ging nach Jörgs Stübchen, ihn zu holen. Jörg, als Meiſterknecht, verwahrte denſelben, ihn jede Nacht am Kopfbrette ſeines Bettes aufhängend. Diesmal fand ſich der Schlüſſel nicht an ſeinem gewohnten Orte, und Ameile dachte bereits an die Verdrießlichkeit, Jörg könnte ihn im Vergeß mitgenommen haben. Als jedoch die Magd mit dem Lichte herbeikam, lag der Schlüſſel auf dem Tiſche unter dem kleinen Spiegel. Er wird ihn da zum Voraus zurecht gelegt haben, dachte Ameile, und bald darauf klang das luſtige Mühlengeklapper in den aufdämmernden Morgen hinaus.

Dieſem folgte ein heiterer, frühlingsmilder Apriltag. Ameile hatte im Garten alle Hände voll zu ſchaffen. Die Wirren und Nöten, infolge der Freiſcharenzüge, die Einquartierungen, die in der Mühle bis auf die letzten Tage angedauert, hatten an keine Arbeit außer dem Hauſe denken laſſen. Nun ſtand die Stachelbeerhecke, die den Garten auf der äußern Seite einrahmte, ſchon in ſammetweicher Blätterfülle, über den Buchenhang am Harde zog bereits jener goldgrüne Schimmer, der die Laubwälder im Frühlingsbeginn mit ſo rührend jungfräulicher Schönheit ſchmückt, und noch hatte Ameile kein einziges Samenkörnlein im Boden. Heute nun ſollte ein großer Teil dieſes wichtigen Werkes gethan werden. Der Boden war endlich umgegraben, die Beete für die verſchiedenen Gemüſearten, für Reſeden und Levkojen ausgeſteckt; Jörg hatte die letzten Tage nach dem Feierabend Ameile noch bis in die ſpäte Nacht ſchaufeln und planieren helfen. Aber mit dem Säen wollte es heute nicht vom Flecke rücken. Ameiles

Herz blieb, wie es ſich auch dagegen wehren wollte, von einem ungewiſſen, bangen Sinnen beklommen, das dem Auge und der Hand jene Ungeſchicklichkeit mitteilte, die den Zerſtreuten zum unbehilflichen Kinde macht. Bald fehlte dies, bald jenes; jetzt hatte die ſchöne Gärtnerin das unrechte Samenpaket ergriffen, bald blieb ſie wieder, den Samen in der ausgeſtreckten Hand zum Auswerfen bereit, minutenlang unbeweglich ſtehen und ſchaute nach dem Wege hinauf, der vom Hard herabführt. Als das Mittagsläuten, von dem leiſen Winde getragen, über den Wald herüberklang, waren erſt wenige Beete beſät, und wie verdrießlich wurde Ameile, da es bemerkte, daß es ein Beet, das Jörg für Sommerflor beſtimmt, mit grobem Krautſamen beſtreut hatte. Das Mädchen packte ſeine Sämereien zuſammen und ging ins Haus zurück, um nach der Zurüſtung des Mittageſſens zu ſehen. —

Lange hielt es jedoch das einmal beunruhigte Gemüt nicht aus zwiſchen den engen vier Wänden. Draußen lag der Sonnenſchein, der ſeine goldenen Netze über aufkeimende Wieſengründe ſpannte, in den nahen Gebüſchen probierten Amſel und Droſſel das winterlang vergeſſene Feſtlied und an die Fenſter hauchte ein mildes Wehen, das ſchmeichelnd ins Freie lockte. Ameile folgte faſt unwillkürlich der lieblichen Mahnung. Zuerſt ſchlug es den Weg nach dem Harde ein; aber kaum einige Schritte die Halde hinangeſtiegen, blieb es ſtehen und ſagte zu ſich ſelbſt: „Was will ich da droben thun. Vor Abend kommen ſie doch nicht heim.“ Seine Blicke gingen über das kleine Thal weg und eine tiefere Röte legte ſich auf ſein Geſicht, als ſie an der kleinen Strohhütte droben am Bache haften blieben. „Ei was,“ dachte das Mädchen nach einigem Beſinnen, „der gute Burſche kann ja doch nichts dafür, was die alte Frau plaudert, und es freut ihn, wenn ich hingehe.“ Ameile verließ den Fahrweg und ging über die Wieſen, dem Bache entlang, aufwärts.

Vor der niedrigen, ſchwarzberauchten Thüre der Hütte ſaß eine eisgraue Frau im Sonnenſcheine, ihren Schoß mit Kräutern und Wurzeln bedeckt, die ſie auseinanderlas und bedächtig in kleine Bündel ſortierte. Das war die Kräuter-Elſe, Jörgs Mutter. Den Namen trug ſie von ihrem kleinen Gewerbe, da ſie im Sommer in den Wäldern und an den hohen Borden herum allerlei Kräuter und Wurzeln ſammelte, die ſie den Apothekern verkaufte. Im Winter ſpann die Alte. Die Leute hatten ihr in frühern Tagen nicht viel Gutes nachgeredet und deshalb war auch der kleine Jörg ihr weggenommen und bei dem Riedmüller verkoſtgeldet worden; jetzt aber war ſie eine arme, verſtandesſchwache Frau, die neben ihrem geringen Verdienſte von den Unterſtützungen ihres Sohnes lebte. Auch hielten umherziehende Korbmacher, Geſchirrheiter und dergleichen Volk gerne bei ihr Abſteigequartier und ließen dafür geringe Gaben zurück. Als Ameile das runzelvolle, verwitterte Geſicht und die faſt blödſinnig dreinſchauenden Augen der Alten anſah, mußte es über einen Gedanken lächeln, der ihm ſchon oft in Sinn gekommen. Das gute Mädchen mochte nie begreifen, wie eine ſolche Mutter einen ſo hübſchen und geſcheidten Sohn haben konnte, der doch Jörg gewiß vor Allen war.

Als die Alte die reiche Müllerstochter herankommen ſah, rief ſie ſchon von Weitem: „Ach du mein Himmel, wie ſchön und brav iſt das, daß Ihr auch wieder einmal zu mir kommt, es iſt ſchon ſchrecklich lang ſeitdem.“

„Man kann eben im Winter nicht ſo aus dem Hauſe kommen,“ erwiderte Ameile freundlich.

„Nein, nein,“ rief die Alte mit wichtigem Kopfnicken, „ich weiß ſchon, weiß Alles, und der Jörg hat recht wüſt mit mir gethan. Ihr waret böſe, daß ich drüben im Dorfe geſagt, Ihr werdet dem Jörg ſeine Frau und habet es ihm heimlich verſprochen. Drum kommt Ihr auch ſo oft zur alten Elſe.“

„Nun ja,“ ſagte Ameile unmutig, „das war aber auch

nicht recht von Dir. Denk' nur, wenn's der Vater erfahren — wär's Dir dann recht geweſen?" —

„Nein, nein, nein" — murmelte die Alte haſtig und wie für ſich ſprechend, „reich und arm paßt ſchlecht, wie Hexenkraut und Rosmarin; mir war's nur ſo — ich glaub', es hat mir geträumt, er hätt' Euch gern. Iſt er daheim, der Jörg?" —

„Nein," bedeutete Ameile, „er iſt mit dem Vater zum Kornkauf ins Luzernbiet gefahren."

„Ins Luzernbiet?" rief die Alte aufſpringend, Wurzeln und Kräuter achtlos durcheinander auf den Boden werfend, „heiliger Himmel, da gibt's ein Unglück. Erſt heute hat mir's der Hirtenfritz geſagt, ſie wollen dem Riedmüller an's Leben, wenn er einmal hinauf komme. O, der arme Jörg!" —

Ameile, obwohl durch dieſe Kunde auf's Neue tief erſchreckt, ſuchte der jammernden Alten einen Troſt zu geben, an dem ſein eigenes Herz ſelbſt zweifelte. Ängſtlicher und beklommener, als es hergekommen, ging es die Wieſen hinab heimwärts. Der Hirtenfritz, ein auf dieſem Grenzgebiete umhervagierender Korbmacher, mochte die feindſelige Stimmung der luzerniſchen Nachbarn gegen den Riedmüller wohl kennen. Ameile und der Vater wußten auch ſonſt ſchon darum. Dieſer war zwar nicht mit den Freiſcharen ausgezogen; aber angeſehene luzerniſche Freiſinnige, die während des Winters ihre Heimat verlaſſen und ihm von früher her befreundet geweſen, hatten in der Riedmühle Aufenthalt gefunden und von da aus eine lebhafte Thätigkeit entwickelt. Ohnedies war die Grenzbevölkerung gegenſeitig ſo erbittert, daß man faſt täglich von blutigen Schlägereien hörte. Ameile hatte den Vater vergeblich gebeten, von ſeinem heutigen Geſchäftsgange abzuſtehen. Der wackere Mann getröſtete ſich ſeiner alten Bekanntſchaft, und, gegen die einzelnen Mißleiteten ſelbſt nicht perſönlich verbittert, glaubte er, auch bei ihnen ein Gleiches vorausſetzen zu können.

Die Tochter, über dieſe Dinge ſinnend und bekümmert, blieb am Mühlebache vor einem Weidenbuſche ſtehen, deſſen Zweige Jörg vorigen Sommer für ſie zu einem artigen Schattenſitze zuſammengeflochten hatte. Die durcheinandergebogenen Zweige hatten ſich bereits mit gelbbrauner Rinde geſchmückt und an ihren äußerſten Spitzen begannen zarte Blättchen hervorzubrechen.

„Armer Jörg!“ ſeufzte Ameile unwillkürlich. Faſt erſchrak es über den Ton, der wie von einer fremden Stimme in ihm geſprochen worden. Es begannen wohl auch zweierlei Stimmen zu ſprechen in dem Herzen des guten Kindes. Die eine tröſtete mit dem hilfreichen Schutze, den der Vater im Notfalle an dem gewandten und kräftigen Jörg finden würde; die andere aber flüſterte immer vernehmlicher: Und Jörg — wenn ihm ein Leids widerführe — der armen Mutter einzige Stütze — müßt' ich mir nicht auch ein Gewiſſen machen? —

Ameile ging langſam und ſinnend weiter. Als es zur Mühle kam, umſpielte der ſinkende Abendſchein nur noch die höchſten Wipfel des Tannenwaldes.

Aber es dauerte noch eine lange, bang erwartungsvolle Friſt und die Nacht war ſchon hereingebrochen, als ſich auf dem Hofe langſamer Hufſtritt hören ließ. Ameile eilte beim erſten Geräuſche die Treppe hinunter; der Vater war ſchon abgeſtiegen und ſtand neben dem Wägelchen, als es heran kam. „Still, nur ſtill,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme. „Er hat bis vorhin noch immer mit mir geſprochen und muß erſt da den Weg herunter ohnmächtig geworden ſein.“ — —

Mitternacht war ſchon vorüber, als Ameile allein am Bette des Verwundeten ſaß. Der kurzen Ohnmacht war ein heiteres Erwachen und nun dieſem ein ruhiger Schlummer gefolgt. Der Vater hatte erzählt, wie ſie auf dem Heimwege nach einem unbedeutenden Wortwechſel, den er mit Landſtürmern im Wirtshauſe zu Büren gehabt, oben im Etzelwyler Walde von einer

zum Teil bewaffneten Bande überfallen worden ſeien, unter wildem Gebrüll, dem Riedmüller müſſe der Garaus gemacht werden. Er ſei auch, eh' er's verſehen, vom Wägelchen zu Boden geriſſen geweſen und habe ſeine Seele im Stillen bereits der himmliſchen Barmherzigkeit anempfohlen; aber mit übermenſchlicher Kraft ſei Jörg in den Haufen gefahren, die wütenden und teils berauſchten Geſellen zu Boden ſchlagend oder in die Flucht jagend. Da hab' er hinterrücks den Hieb über den Kopf erhalten. In der Hitze habe er's nicht bemerkt, bis ihm das Blut in die Augen gefloſſen ſei. Zum Glück hätten ſie ſogleich im Bade unten am Wald den Doktor angetroffen, der die Wunde verbunden und verſichert habe, es ſei gar keine Gefahr vorhanden, höchſtens werde eine Schwäche folgen wegen des ſtarken Blutverluſtes. „Ich glaube nun ſelbſt," ſchloß der Riedmüller, „der Himmel muß Dir heute deine Beſorgniſſe eingegeben haben. Ohne den Jörg läg' ich wohl droben im Etzelwyler Walde."

Ameile ſchaute unbeweglich auf das bleiche Geſicht des Schlummernden und zählte ſorgſam die leiſen Atemzüge. Sie gingen gleichmäßig und ruhig, als läg' er nach ermüdender Arbeit in einem friedlichen Traume. Und auch der Doktor hatte es ja geſagt, daß keine Gefahr vorhanden ſei; aber gleichwohl war das Herz des Mädchens von einer ſchweren Beklommenheit erfüllt, nicht mehr blos aus Angſt und Furcht; manchmal regte ſich's wie ein heimlich ſüßer Stolz und dann wollte der Atem in der Bruſt ſtocken, als ob er keinen Ausweg mehr fände. Ameile ſtand leiſe auf und öffnete das kleine Fenſter, in die friſchkühle Nacht hinausſchauend. Das leiſe Plätſchern des Mühlenbaches und vom Dache herab manchmal ein kaum hörbares traumverlorenes Zwitſchern ſprachen wie tröſtende Stimmen aus der tiefen Stille. Wald und Wieſe lagen von einem milden Sternenſcheine überfloſſen, und Ameile war's, als möcht' es weit, weit hinausziehen über Berg und Thal,

hinauf zur Heimat der ſtillen Sterne; aber wieder mußte es zurückſchauen auf das bleiche Antlitz des Schlafenden, über das manchmal ein ſchneller rötlicher Schimmer dahinglitt. Die langen, dichten Wimpern des geſchloſſenen Auges warfen einen durchſichtigen Schatten auf die Wangen herab, und unter der weißen Binde, die um die Stirn ging, quoll ein dichter Kranz dunkler Haarröllchen hervor. Wenn er doch ſtürbe, fuhr es Ameile durch die Seele, ſo ſchön iſt er ja in ſeinem Leben nie geweſen, ſo ſtill und ſchön wurde die Mutter beim Sterben. Es beugte ſich hinüber und neigte ſeinen Mund auf die leiſe geöffneten Lippen. Die Bruſt des Schlafenden hob ſich in einem ſchweren Seufzer und als Ameile emporblickte, ſchauten es zwei große, dunkle, und doch ſo freundlich milde Augen ſo wunderbar ſchimmernd an, daß es ihnen unwillkürlich antworten mußte: „Armer, lieber Jörg, ſtirb nur nicht und werde bald wieder geſund, mir zu lieb.“

Arm und Lieb.

Eine liebe Hand hat den beſten Verband, ſagt das Sprichwort, deſſen Wahrheit ſich ſichtlich auch an Jörg bewährte. Seine Wunde ſchloß ſich auffallend ſchnell und nach wenigen Tagen ſchon ging er ſeiner gewohnten Arbeit nach. Gleichwohl ſah er trotz der fröhlichen Lebendigkeit, die aus ſeinen Augen leuchtete, bleich und manchmal leidend aus; im Kopfe empfand er oft plötzlich einen brennend ſtechenden Schmerz, beſonders, wenn er eine Laſt heben oder tragen wollte. Jörg ſagte niemanden davon, im Gedanken, das werde ſich mit der Zeit von ſelbſt verlieren. Faſt lächerlich kam es ihm vor, wie er oft ganz unabſichtlich den milden Sonnenſchein aufſuchte; unwillkürlich blieb er da an einem ſonnigen Plätzchen mitten in ſeiner Arbeit minutenlang ſtehen, ohne zu wiſſen, warum. Recht wie ein alter Mann, dachte er im Weitergehen.

Am Oſtertage war Jörg das erſte Mal ſeit dem Unfalle zu ſeiner bekümmerten Mutter gegangen. Auf der Rückkehr ſtieg er die Halde aufwärts nach dem Hardwege. Da ſetzte er ſich am Waldrande unter eine Buche und ſchaute ſinnend auf die ſtille, blühende Einſamkeit. Es kam dem Jüngling vor, als hätt' er noch keinen ſo herrlichen Frühling erlebt, wie dieſes Jahr. Die Wieſengründe waren mit dem Golde der Ringerblumen überſponnen und daraus hervor ragte Baum an Baum, bereits mit einem rötlichen Lichte umhaucht, das die ausbrechende Blüte verkündete. Über dem Walde weg ſtanden in dämmerndem Schimmer die Schneeberge, von deren weißen Gipfeln ſich der blaue Himmel über das Land hereinwölbte. Wie quoll da ſo warm und erquickend die Sonne herab auf jedes Hälmchen und Knöspchen, das ſich faſt hörbar atmend emporrichtete. Aus dem Walde von hüben und drüben klang und ſang es, als ob die Vögelein um das ſtille Ried ihre Oſterfeier hielten. Jetzt erhob hinten in den Erlen der Kuckuck ſeinen weittönenden Ruf. Es war der Erſte, den Jörg dieſes Frühjahr gehört. Halt, dachte er lächelnd, wenn ich jetzt Geld bei mir habe, ſo werde ich das ganze Jahr ſolches haben. Er ſuchte in allen Taſchen herum, aber ſie waren leer und kein Kreuzer darin zu finden. Das kann ja nicht anders ſein, ſagte der Burſche vor ſich hin, hab' ich doch Alles der Mutter gegeben. Nun, Geld iſt Geld — laß' ſehen, hab' ich ſonſt Glück. Kuckuck — „Glück!“ Kuckuck — „Unglück!“ Kuckuck — „Glück! Kuckuck — „Unglück!“ Der prophetiſche Rufer ſchwieg, und im Augenblick darauf rauſchte ein ſcharfer Flug durch die Zweige. „Ja, pack' dich nur,“ rief Jörg halb ärgerlich dem Vogel nach, der über das Ried weg hinüber nach dem Tannenwalde flog, „diesmal biſt du ein ſchlechter Lügenprophet.“ Und doch, dachte er ſinnend, bin ich froh, daß Ameile nicht da iſt.

Vom Dorfe klang die Glocke durch den Hardwald herauf. Jörg erhob ſich und ging langſam den Weg waldeinwärts.

Beim Waldbrünnle ſetzte er ſich auf den umgeſtürzten Trog, neben dem der feine, hellglitzernde Waſſerſtrahl niederſickerte. „Ach,“ atmete Jörg nach einer ſtummen Weile auf, „hätt' ich den Schatz, der da drunten liegen ſoll, und Ameile wär' arm, ärmer als ich jetzt ſelbſt es bin!“ —

Aus den ſüßen Träumereien, die ſich an dieſen Wunſch ſchmiegten, wurde er durch ein leichtes Geräuſch vom Wege herauf geweckt, und nach wenigen Augenblicken tauchte Ameile aus dem ſchattendunkeln Ranke hervor. Jörg, der ſeine Gedanken nicht ſo ſchnell los werden konnte, wollte bei ſeinem Anblicke ein ſchmerzlich wehmütiges Gefühl überkommen. Um das feine Geſichtchen mit den tiefblauen Augen der reichen Müllerstochter kräuſelte ein leichtes Florhäubchen, und den ſchlanken Leib umſchloß das ſchwarzſeidene Tſchöple, die Ärmel bis auf den Vorderarm herab in zierliche Falten geheftet. Von dem ſamtenen Göller hingen zu beiden Seiten des ſchneeweißen Mänteles Silberkettchen, aus deren fein durchbrochenen Endhaften helle Goldblättchen ſchimmerten; um den kleinen Fuß, der beim Heraufſteigen unter der weitfaltigen blauen Jüppe hervortrat, ſchmiegte ſich bis an den Knöchel herauf ein weiches Samtſtiefelchen. Jörg blickte in nicht abzuwehrender Betrübnis vor ſich nieder auf ſeine ſchweren, unförmlichen Lederſchuhe und die elbbraunen Halbleinhoſen, die einen ſchon mehr als ſonntäglichen Gebrauch verrieten.

„Das iſt brav, Jörg, daß Du gekommen biſt,“ rief Ameile ſchon von Weitem; „mir wird's allemal Angſt da beim Waldbrünnle, beſonders ſeit das alte Heſtermannle da tot gefunden worden iſt.“ Das Mädchen blieb vom raſchen Gehen ausatmend ſtehen und ſchaute Jörg mit freundlichem Lächeln ins Geſicht. „Du biſt recht bleich,“ ſagte es teilnehmend, „fehlt Dir Etwas?“ — Jörg ſchüttelte Nein mit dem Kopfe „Ich hab' aber recht gewünſcht, Du wäreſt auch in der Kirche,“ fuhr des Riedmüllers Tochter, ſich zum Weitergehen anſchickend,

fort, „die Predigt hätt' ganz gepaßt für Dich." — „Ich will ſie lieber von Dir hören," meinte Jörg.

„Ja, aber ich kann Dir's nicht ſo wiederſagen. Der Pfarrer zeigte ſo ſchön, wie der Menſch manchmal Ahnungen habe von guten oder ſchlimmen Ereigniſſen, die ihm bevorſtehen, gleichſam ein Schatten, der vor den Dingen her ins menſchliche Herz falle. Da hab' ich gedacht, es ſei gerade ſo mit mir gegangen, als ihr ins Luzernbiet fuhret. Aber Du glaubſt nicht an ſo Etwas." — „Nein," ſagte Jörg halb lächelnd, da er an den Kuckuck dachte; „'s iſt manchmal auch nicht gut, daran zu glauben. Aber ſag, haſt Du jetzt auch ſo Ahnungen?" —

„Ach," antwortete Ameile leiſe, „wenn nur die Mutter noch lebte; ich mußte heute recht weinen, als ich auf ihr Grab kam."

Jörg gingen dieſe Worte ſcharf in die Seele. Er glaubte darin wieder deutlich zu ſehen, wie kleinmütig ſich Ameile in ſeiner heimlichen Liebe fühle, zumal dem reichen Vater gegenüber, und obwohl der arme Burſche keine Worte fand, dieſe bedrückende Empfindung auszuſprechen, wollte ſich doch faſt Etwas wie Trotz in ihm regen. Hab' ich ja den Anlaß nicht gegeben, daß es ſo ſteht, dachte er; aber dieſer Gedanke verſank ſchnell wieder in der Erinnerung, wie lieb ihm das freundliche Kind ſchon all die Jahre her geweſen ſei.

Am Rande des Waldes blieb Jörg ſtehen. „Geh' Du voraus," ſagte er leiſe, „ſie brauchen uns drunten nicht beiſammen zu ſehen." — „Du haſt recht," erwiderte Ameile raſch, „aber gelt, Du kommſt bald nach?" dabei ſchaute es dem Stehenbleibenden mit ſo holdſeliger Freundlichkeit in die Augen, daß der letzte Schatten aus ſeinem Gemüte wich und er mit klopfendem Herzen der ſchönen Wandlerin nachſchaute, wie ſie leicht und zierlich im Hinabgehen winkend nach ihm zurückblickte. —

Am ſtillen Nachmittage ſaß Jörg in der kleinen Weidenlaube draußen am Mühlbache. Er ſchaute träumend in das ſummende Waſſer, wie die Wellchen kamen und gingen und in der kleinen Einbuchtung hinter dem knorrigen Wurzelſtocke zu ſeinen Füßen in verſchwimmende Ringel zuſammenfloſſen. So ging es im Innern des ſtillen Beſchauers. Die heftiger bewegten Empfindungen und Gedanken beſänftigten ſich allmählich wieder im Nachdenken über das heimliche Glück, das er im Herzen trug, das immer nur wie ein fernes, zerfließendes Traumbild vor ſeiner Seele geſtanden, an das er nie zu hoffen gewagt und das ihm nun doch ſo plötzlich zu Teil geworden. Aber freilich, es müſſen ſich ja auch am reinſten Sommerhimmel immer wieder dunkle Wolken ſammeln.

Der Riedmüller hatte am Mittageſſen erzählt, es ſei vergangene Nacht dem Bodenbauer in der Rüti droben eingebrochen und wohl an fünfhundert Franken bares Geld geſtohlen worden. Ein junger Burſche, den der Bauer letzten Herbſt aus Erbarmen aufgenommen, ſei aus dem Hauſe verſchwunden und werde wohl der Dieb ſein. „Wenn der alte Bodenbauer noch lebte, es würde aber dem Schelm ſchlimm ergehen," meinte der Riedmüller; „der konnte mehr als Brot eſſen. Er hat einmal Einen, der ihm eine Speckſeite geſtohlen, gezwungen, dieſelbe in einer einzigen Stunde vom Müswanger Berg her auf den Achſeln zurückzubringen. Meine Mutter hat's tauſendmal erzählt, wie der Schelm ſchweißbedeckt und atemlos hergekommen und dann wie tot umgefallen iſt."

„Ich möcht' nur auch wiſſen, wie das hergeht," ſagte Ameile, das nur mit halbem Ohre auf des Vaters Erzählung gehört hatte; „das muß aber ſchrecklich ſein."

„Ja, wie das genau geht, weiß ich eben auch nicht," meinte der Müller; „aber ſo ſchnell der Banner zu ſeinen Sprüchen ein Rad dreht, ſo ſchnell muß der gebannte Schelm laufen, wenn er keine Gegengewalt hat."

„So Etwas kann ich einmal gar nicht glauben," ſagte Jörg, „daß einem Menſchen über den andern ſolche Gewalt gegeben iſt. Ich mein' immer, das ſind alte Märchen."

„So Etwas iſt aber ſo wahr," entgegnete der Müller eifrig, „als es wahr iſt, daß das Lumpenpack heutzutage Nichts mehr glaubt und darum betrügt und ſtiehlt, weil es vor Nichts keine Furcht mehr hat."

Jörg fuhr mit der Hand raſch nach dem Kopfe, es war ihm der heftig ſtechende Schmerz durch die Narbe gefahren. Er ſpürte auch, wie eine brennende Röte ihm über das Geſicht kam, und in ſeinem Innern haſtete es nach einer Antwort auf des Müllers Rede. Da ſah er, wie Ameile das Geſicht niederbeugte und ihn mit ſeinen lieben Augen ſtillbittend anſchaute. Sogleich preßte er die Lippen feſt aufeinander, wie um ſie in ſichern Gewahrſam zu nehmen, und ging ſchweigend aus der Stube. Als der Jüngling, ſich mit Mühe beruhigend, draußen an der Stiege ſtehen blieb, kam Ameile raſch durch den Gang nach, legte den Arm um ſeinen Hals und küßte ihn heftig auf den Mund. „Du Böſer," flüſterte es ſchnell, „der Vater hat's ja nicht ſo gemeint; aber Du biſt brav und lieb, Jörg." Damit huſchte die lächelnde Verſöhnerin in die Küche und trug aus derſelben eine Schüſſel nach der Stube zurück.

Jörg ſtolperte in vergnügter Verwirrung die Stiege hinunter und ging am Mühlbache hinaus in die ſtillen Wieſen. Da aber regte ſich wieder der ſchnell verſcheuchte Unmut, und er hatte in ſeiner Weidenlaube ſchon lange darüber nachgedacht, welch ſchweres Los die Armut ihren Kindern auferlege, als plötzlich Ameile's freundliches Geſicht um die Blätterhecke hervortauchte. „Machſt Kalender?" fragte es neckend, „ich kann Dir auch ein Stücklein dazugeben. Was meinſt zum Exempel, was iſt das?" Dabei hielt das Mädchen einen zierlich gefalteten Brief in die Höhe.

„Zeig her!“ rief Jörg, nach dem Papiere langend.

„Nur gemach, Meiſter,“ entgegnete Ameile frohgelaunt, „vorerſt verſprichſt Du mir Nummer Eins, nicht verdrießlich zu werden, und zweitens, mir Alles, wie ich Dir's ſage, aufs Wort zu glauben.“

„Das thu' ich ja immer,“ ſagte Jörg gutmütig.

„Nun denn,“ fuhr das Mädchen, ſich mit komiſcher Wichtigkeit neben Jörg ſetzend, fort, „ſo lies einmal die Unterſchrift.“

„Ah“ — machte Jörg errötend — „Ba — Banner — Banner — das iſt der Scharfſchützenhauptmann, der zuletzt hier im Quartier war.“

„Eben der“ — ſagte Ameile wichtig, „der ſchöne freundliche Herr, der den ganzen Tag ſo blank und ſauber daſtand, als käme er aus einem Truckli und von dem Du ſelbſt ſagteſt, daß, wenn Du ein Mädchen wäreſt —“

„Ich weiß wohl, was ich damals ſagte,“ murmelte Jörg.

„Daß Du ihn in dieſem Falle zum Mann haben möchteſt,“ ſchloß die Quälerin. „Und der ſchreibt mir nun, daß ihm die ſchöne Welt droben am Zürichſee zu eng werde und er deshalb mit meiner und des Vaters Erlaubnis bald wieder einmal ins Ried kommen möchte.“

„Und die hat der Vater ſogleich erteilt,“ ſagte Jörg, die Augen niederſchlagend, „da Du jetzt ſo fröhlich biſt.“

„Nun, wenn Dir meine Fröhlichkeit nicht recht iſt, kann ich's bleiben laſſen,“ lächelte Ameile in ſich hinein; „aber nein, der Vater hat noch Nichts erlaubt, er weiß auch Nichts von dem Briefe, da er gleich nach dem Eſſen hinauf zu dem Bodenbauern gegangen iſt. Und weißt was — am beſten iſt's, er erfährt auch Nichts davon. Nimm Du den Brief zu Dir und bring ihn am Abend in die Küche, wir wollen ihn zuſammen verbrennen.“

„Iſt Dir das Ernſt?“ fragte Jörg leiſe.

„Gewiß iſt's mir Ernſt," flüſterte Ameile, indem es ſeine Stirn gegen die des armen Knechtes lehnte und ihm den Brief des reichen Freiers in die Taſche ſchob, „warum ſollt's mir auch nicht Ernſt ſein, lieber Jörg?" —

Jörg gab keine Antwort. Sie ſaßen lange ſchweigend, Stirn an Stirn gelehnt, zu Füßen den murmelnden Bach, zu Häupten das von der ſinkenden Sonne umfloſſene, leiswehende Gezweig und in den Herzen die Seligkeit einer die Welt und ihre Sorge vergeſſenden Liebe. —

Als Jörg am Abend, um die Pfeife anzuzünden, in die Küche trat, wo Ameile ſchon im Hauskleide an den brodelnden Töpfen ſtand, mußte die alte Kathrin ſogleich nach dem Stalle wandern, da es hohe Melkenszeit ſei. Kaum war ſie die Treppe hinunter, kniſterte auch ſchon des Hauptmanns Brief, ſorgfältig auf ein mächtig brennendes Scheit gelegt, in ein zitterndes Aſchenhäufchen zuſammen. Während Jörg, den einen Fuß auf den Herd geſtützt, dieſem Feueropfer der Liebe andächtig zuſchaute, ſprang ein blitzender Funken aus dem Feuer, und ehe er denſelben abgewehrt, war in die ſonntäglichen Halbleinhoſen ein umfangreiches, glimmendes Loch gebrannt. „Da haben wir's," ſagte er, mit betrübter Verdrießlichkeit die fatale Brandſtätte betrachtend; „das ſind meine einzigen Sonntagshoſen." Ameile mußte hell auflachen über den poſſierlichen Jammer, in dem Jörg vor ihm ſtand. „Ja, Du kannſt wohl," murmelte er ärgerlich, das ſchwarz veränderte Loch, das ſich gerade auf dem Knie befand, ſo angelegentlich reibend, als wär's ins Fleiſch gegangen, „Du haſt gut lachen, die hätten's aber noch wer weiß wie lang gethan." — „Nein, das hätten ſie gewiß nicht," meinte Ameile, das ſeines Lachens immer noch nicht recht Meiſter werden konnte, „das hätten ſie gewiß nicht, Jörg; ich dachte ſchon heut' im Hard droben, Du ſollteſt Dir doch jetzt andere Sonntagskleider anſchaffen. In dieſen da dürfteſt Du ja nicht einmal mehr in die Kirche."

Jörg blickte nachdenklich in das Feuer. Er hatte zwar heute beim Waldbrünnle, da ihm Ameile ſo anmutig und zierlich geputzt entgegengetreten, das ganz Gleiche gedacht, was ihm jetzt zugemutet wurde; aber es that ihm gleichwohl weh und verdroß ihn, dieſen Gedanken von Ameile ausſprechen zu hören. „Ich hab' jetzt kein Geld für Kleider," ſagte er faſt trotzig; „übrigens weißt Du wohl, ein armer Knecht kann nicht ſo aus dem Truckli kommen, wie gewiſſe andere Leute."

„Jetzt biſt Du wüſt," entgegnete Ameile gekränkt; „aber," fügte es bald in begütigender Abſicht bei, „wenn Du kein Geld haſt, will ich Dir ja gerne geben. Mir thut's doch nichts im Kaſten."

Jörg richtete ſich langſam auf und dehnte ſich aus, daß er faſt um einen Kopf größer ſchien als gewöhnlich. Dabei ſchaute er Ameile mit Augen an, daß dieſes innerlich zuſammenſchrak. „Hörſt," ſagte er endlich mit dumpfer Stimme, „hätteſt Du lieber geraten, ich ſollt' ſtehlen, ich thät's eher, als ſo von Dir Geld nehmen." Damit kehrte er ſich ab und ging mit ſchwerem Tritt zur Küche hinaus, die Treppe hinunter.

Ameile ſetzte ſich tief erſchreckt und gekränkt auf den breiten Herd nieder. So hatte es Jörg noch nie geſehen und doch konnte es nicht begreifen, warum er ſo zornig geworden, warum er von ihm kein Geld nehmen möchte, da es dasſelbe ſo gerne gegeben hätte. Lieber ſtehlen — ſtehlen — flüſterte das Mädchen, mit leiſem Schauer ſich über die ſchreckhafte Vorſtellung in verworrenes Sinnen verlierend — aber was hat man von ſeinem Vater geſagt? —

Beim Nachteſſen erzählte der Riedmüller wieder von dem Einbruche bei dem Bodenbauer. Glücklicherweiſe ſei heute Nachmittag der Hirtenfritz in die Rüti gekommen und der verſtehe noch etwas von dem Bannen. Der Bodenbauer woll' es drauf ankommen laſſen, bei den Behörden finde man doch keinen Schutz. Für Ameile war dieſes Geſpräch unheimlich

und beängſtigend. Jeden Augenblick mußte es nach Jörg hinüberſchauen; aber der ſaß ſtill und in ſich gekehrt, als höre er nichts von dem, was um ihn her geredet wurde. Er war noch bleicher als heute, und als er einmal aufblickte, meinte Ameile, dieſe trüben Augen müßten ſoeben geweint haben. Dieſer Gedanke that dem bedrückten Gemüte wohl, und bald flüſterte das Mitleid mit dem Betrübten dem Mädchen zu, daß es doch eben allein ſchuld ſei an dieſer Traurigkeit, wenn es ſchon nicht recht wiſſe warum und Beide ſich wohl gegenſeitig müßten mißverſtanden haben. Bei einer ſolchen Stimmung findet das liebende Herz ſchnell ein ausreichendes Mittel zur Verſöhnung, und bald auch glitt über Ameile's bisher bekümmertes Geſicht ein leichtes Lächeln, das einen gefundenen Herzenstroſt verkündete. Als der Vater dem Karrer befahl, morgen früh einen Zweiſpänner zu rüſten, ſie wollten bei dem Schloßbauer in Liebegg Korn holen, ſagte die Tochter ſchmeichelnd: „Aber Vaterle, weißt denn nicht, wie lange ich der Baſe in Lenzburg ſchon verſprochen, am Oſtermontag gewiß einmal zu ihr zu kommen? — und jetzt wird es wieder nichts draus, da Du nach Liebegg gehſt.“ — „Ja, Kleine,“ meinte der Müller behaglich, „was Du Alles verſprichſt, kann ich doch nicht wiſſen; aber nach Liebegg muß ich, wie Du weißt. Der Jörg kann Dich ja nach Lenzburg führen, meinetwegen.“

Ameile ſchaute mit einem Blicke nach Jörg hinüber, daß dieſem aus aller Bekümmernis ein plötzliches Lächeln aus dem Herzen ſtieg. Er empfand, daß Ameile das ihm angethane Leid wieder gut machen wolle; aber er mußte noch Zeit haben, die Kränkung abzuſtreifen, und ſchlich ſich bald, nach einer beſonders heimlichen Zwieſprach mit der alten Kathrin, auf ſein Kämmerchen. Es iſt doch gut und hat mich lieb, dachte er ſtatt des Nachtgebetes, wenn's ſchon nicht weiß, wie's einem armen Teufel manchmal zu Mute iſt. —

Als der Müller am Morgen das Kiſſen auf das Wägelchen brachte, an das Jörg den Braunen ſpannte, ſagte dieſer: „Ihr ſolltet mir etwa einen Kronenthaler geben, Meiſter, damit ich abſchaffen kann und für alle Fäll' etwas Geld habe.“ — „Du kannſt's ja aus dem Deinigen zuthun,“ meinte der Müller obenhin, „und mir dann ſagen, wie viel es iſt.“ — „Ich hab' kein Geld mehr,“ antwortete Jörg, das Geröll aufſchnallend, „ich habe Alles der Mutter gegeben.“ — „Jörg, Jörg,“ mahnte der Müller, in den Sack langend, „ich kann Dir nicht befehlen, was Du mit Deinem Verdienſt machen ſollſt; aber Du ſollteſt endlich doch auch an Dich denken. — Da haſt auch noch zu einer Maß für Dich.“ Jörg ſpürte in der Hand, daß es ein Zwanziger war. Das gibt ein ſchönes Stück an ein Paar Hoſen, dachte er vergnügt, und fing dann an, das mutige Roß zu beſänftigen.

Das Reitwägelchen rollte bereits vom Hardwalde zwiſchen den Äckern gegen das Dorf hinab, und noch hatten die beiden Dahinfahrenden kein Wörtchen miteinander verloren. Über dem breiten Thale qualmte der von der Sonne angeglühte Morgennebel wie ein wechſelndes Feuermeer, aus dem Häuſer und Bäume wie ſchwarze Ruinen hervorragten. Ameile ſchien ganz in den ſeltſamen Anblick verloren; aber Jörg kam es vor, als fände es gleichwohl noch Zeit, manchmal unvermerkt einen halbſpöttiſchen Blick über ihn herablaufen zu laſſen. Der arme Burſche ſaß in der quälendſten Verlegenheit. Er hatte ſich vorgenommen, dem lieben Mädchen ſogleich zu erklären, wie's ihm geſtern Abend um's Herz geweſen, wie es ihn überhaupt plage, daß er ſo arm, Ameile dagegen ſo reich ſei, wie er wohl auch merke, daß es ſich ſeiner Liebe wegen vor dem Vater ängſtige und er deshalb lieber von ihm abſtehen wolle, wenn's ſein müſſe. Er hatte ſich das Alles ſo beſtimmt und ſchön ausgedacht, und jetzt war ihm die Kehle wieder wie zugeſchnürt, er vermochte kein Wort hervorzubringen.

Gerade vor ihm auf dem Knie, das nirgends zu verbergen war, glotzte ein tiefbrauner Fleck, den die alte Kathrin ungeschickt genug auf das gebrannte Loch gesetzt, wie ein großes Spottauge, und gleich daneben breitete sich über dem Schoße Ameile's das schwarzseidene Fürtuch, vom leisen Winde leicht bewegt, ein beständiges Hohnzeichen. Und nun erst noch in die Stadt, vielleicht gar zu der vornehmen Base! — Jörg schämte sich seiner Dürftigkeit nicht, aber er wußte nun, daß sich Ameile derselben schäme, und ja doch auch nur, weil es ihn lieb habe. Fast reute ihn schon, daß er das freundliche Anerbieten gestern Abend so schnöde abgewiesen, und doch — nein, er hatte nicht anders gekonnt. Ja, wenn er einmal sein Herz ausgeschüttet hätte, dann möcht's eher gehen! —

In diesen Gedanken ließ Jörg den Braunen wacker das Dorf hinabtraben, als Ameile vor einem großen Hause plötzlich die Hand auf seinen Arm legte und sagte: „Halt da und warte ein wenig, ich muß sehen, ob Friedensrichters Rosele mitfahren will." Jörg wußte nicht recht, wie er diese Botschaft aufnehmen solle. Er wäre gerne mit Ameile einzig gewesen, aber in die bisherige drückende Stille hinein konnte das immer frohe und lachende Rosele auch keine unangenehme Gefährtin sein. Gleichviel, er hatte nicht zu entscheiden; nach langem Warten kamen die beiden Mädchen Hand in Hand mit froher Lachlaune herangetrippelt.

Nun mußte Jörg, um bequemer Platz für seine beiden Gefährtinnen zu finden, bedenklich zusammenrücken und das eine Bein mit dem fatalen braunen Auge auf dem Knie fast über das Leiterbäumchen lehnen. „Jemine," rief Rosele, sobald das Pferd angezogen hatte, lachend auf die schlimmgeheilte Brandwunde deutend, „was hast Du da für einen geschickten Schneider gehabt, Jörg? Gewiß nicht den Herren-David." Jörg wurde über und über rot; Ameile aber war rasch bei der Hand, ihm von einer Verlegenheit in die andere zu ver-

helfen. „Ja," ſagte es, in Roſele's heiteren Ton einſtimmend, „denk', das hat unſere alte Kathrin unter meiner höchſt eigenen Beihilfe ſo geſchickt gemacht. Jörg iſt uns geſtern Nacht ob ſeinem Tabaken faſt in Brand geraten und da konnten wir in der Eile nicht beſſer helfen. Drum hat er mir jetzt aber auch einen großen Bündel Geld mitgegeben, daß ich ihm Tuch zu neuen Kleidern kaufen ſoll. Mich wundert's von dem Knicker, daß er mir's anvertraut; aber er ſagt, er verſtehe nichts von der Sache." — „Da wollen wir ihn ſchon ausſtaffieren," rief Roſele, „daß ihn das Geld auf dem Heimwege nicht ſchwer mehr drückt — da will ich mit dabei ſein."

Jörg hörte nicht weiter. Er ließ den Braunen über die friſch bekieſte Straße dahin brauſen, daß die beweglichen Plaudermäulchen wohl zur Ruhe kommen mußten.

Als die muntere Geſellſchaft beim Bären in Lenzburg abſtieg, ſagte Ameile: „Jetzt wollen wir gleich dem Jörg ſeine Sach abthun; ſpäter könnten wir nicht mehr Zeit haben." Jörg verſuchte zwar allerlei verlegene Einwendungen; es könne ſpäter doch wohl noch geſchehen, er wolle ſich unterdeſſen ſelbſt etwas anſehen; aber das half Alles nichts, unter allerlei Neckerei Roſele's über ſeine Häuslichkeit mußte er wohl oder übel mit in den nächſten Laden treten. Da wurde denn eingekauft, daß dem armen Burſchen faſt Hören und Sehen verging. Ein feines, hellblaues Tuch, wie es reiche Müller zu tragen pflegen, zu einem Feſttagskleide, grauer Halblein zu einem gewöhnlichen Sonntags- und Ausgangskleide, zweierlei dazu paſſende Weſtenzeuge und ſchließlich noch zwei Halstücher. Roſele, welches Jörg's Sträuben für übertriebene Sparſamkeit hielt, half dem nicht lange marktenden Ameile getreulich nach. Jörg mußte die Beiden willenlos ſchalten und walten laſſen. Endlich wurde ihm der zuſammengepackte Kram aufgeladen, Ameile drückte ihm dazu lächelnd einen Thaler in die Hand und ſagte: „Da, das iſt übrig geblieben, das kannſt

Du nun meinetwegen noch vertrinken, bis wir von der Baſe zurückkommen.“ Die Mädchen gingen Arm in Arm die Straße hinunter, während Jörg wie im Traume mit ſeiner koſtbaren Laſt nach dem Bären zurückkehrte. Er war froh, daſelbſt einen bekannten Fuhrmann aus dem Suhrenthale zu finden. So konnte er unter allerlei Geſpräch und einem herzhaften Trunke dem Wirrwarr von Freude und unklarer Bangnis entgehen, bis die fröhlichen Gefährtinnen zurückkehrten.

Auf dem Heimwege, den der Braune durch den duftenden Abend in raſchem Trabe zurücklegte, mußte Jörg noch manche Neckerei über ſich ergehen laſſen. Als ſie unterhalb des Dorfes an das Haus des Herren-David kamen, ſagte Ameile: „Es wär' ja einfältig, wenn wir den Plunder nach Haus hinüberſchleppten, um ihn morgen wieder zurückzutragen. Gib ihn da gleich ab, Jörg, und laß Dir das Maß nehmen; ich kann den Braunen unterdeſſen ſchon halten.“ Jörg konnte nun nichts Beſſeres mehr thun, als dieſem Rate Folge leiſten.

Die Beiden waren jetzt wieder allein, als ſie langſam den nachtdunklen Hardweg hinauffuhren. „Ach, Ameile,“ ſagte Jörg mit einem halben Seufzer, „ich weiß ſelbſt nicht, wie mir's iſt, oder was ich denken ſoll; 's iſt mir ganz ſchwindlig.“ — „Biſt Du böſe,“ flüſterte die ſüße Stimme ſo nahe, daß der warme Hauch des Mundes ſeine Wange berührte, „biſt Du böſe, Lieber? Denk' doch, was mein iſt, ſoll ja auch Dein ſein.“ —

Das ſtille Ried lag ſchon geraume Zeit in duftigem Sternenſchimmer, als das Wägelchen mit zwei glücklichen Herzen auf den Mühlenhof hereinrollte.

Eine ſeltſame Geſchichte.

Über den Wieſen dämmerte noch ein graues Zwielicht, als Ameile ſchon am Fenſter ſeines Kämmerchens ſtand und nach-

denklich in den erwachenden Tag hinausſchaute. Hinter den noch dunklen Spitzen der fernen Gebirge wallte der purpurne Morgen herauf, dem im nahen Walde ſchon Amſel und Droſſel entgegenſangen. In der Mühle ſelbſt war's noch ſtille, nur die Waſſer plätſcherten von dem ſtillſtehenden Rade mit ſchwerem Falle in die Tiefe hinunter. Ameile aber hatte eine ſeltſame Beklommenheit im Bette keine Ruhe mehr gelaſſen. Nach der Heimkehr von der frohen Fahrt hatte es ſich mit heiteren Gedanken im Herzen und einem Lächeln auf den Lippen niedergelegt; aber wie neidiſch auf das ſtille Glück, kam der Schlaf mit ſchweren Träumen heran. Ameile war an ſeinem eigenen Angſtrufe erwacht und hatte das Kiſſen von Thränen benetzt gefunden; es erinnerte ſich wohl auch deutlich, im Traume heftig geweint zu haben, aber alles Sinnen war nun vergeblich, ſich die Bilder und Vorgänge dieſes Traumes wieder deutlicher ins Gedächtnis zurückzurufen. Es wußte nur, daß es Jörg's wegen in großem Jammer geweſen. Während es noch unruhig darüber nachdachte, ließen ſich unten von den Nußbäumen her leiſe Tritte hören, die jetzt ſtehen blieben und dann wieder vorſichtig heranzukommen ſchienen. Ameile ſchaute ſorgſam hinter dem hohen Geranium hinunter und ſah Jörg langſam und ſpähend um die Ecke herbiegen. Er blickte ſcharf auf den Boden und dann wieder unruhig nach allen Seiten um, während er kaum mit den Fußſpitzen aufzutreten ſchien. „Guten Tag, Jörg," rief Ameile dem Näherkommenden leiſe hinunter, „haſt gut geſchlafen?" — Der Angerufene fuhr ſichtbar zuſammen und blieb die Antwort eine gute Weile ſchuldig. „Wie Du mich erſchreckt haſt," ſagte er endlich, „ich glaubte, es ſchliefe noch Alles." Mit dieſem kurzen, faſt unfreundlichen Beſcheide ging er raſcher, nun in ſeinem gewöhnlichen Schritte, über den Hof nach der Scheune hinüber.

Ameile ſah ihm verwundert und betroffen nach. Es hätte ſo gerne ein wenig geplaudert, um die unheimliche Stille der

nächtlichen Unruhe loszuwerden, und nun war es durch das ſonderbare Benehmen Jörgs nur noch banger geworden. Was er doch nur haben konnte. Reute ihn vielleicht das geſtern Geſchehene und war er jetzt böſe darüber? — Aber warum erſchrak er bei dem freundlichen Anrufe ſo heftig und warum ſchlich er überhaupt in der frühen Dämmerung umher, wie — Ameile, das während dieſer Gedanken die blonden Haare zu flechten angefangen, ließ die halbvollendete Flechte plötzlich den Fingern entfallen und blickte mit einem leiſen Schreckensrufe hinter ſich. Es war ihm, als hätte da jemand deutlich geflüſtert: „wie ein — Dieb!“ — Es war aber niemand in dem Stübchen, als der über das Hard heraufſteigende Morgenſchimmer, der mit allerlei bunten Schattengeſtalten an den Wänden herumſpielte. Ameile wollte ſchon über ſeinen einfältigen Schreck lächeln; da plötzlich ſtand mit all ſeinen Einzelheiten der vergeſſene Traum deutlich und klar vor ſeiner Erinnerung, wie ein verdecktes Bild, vor dem unverſehens der Vorhang verſchwindet. Ja, es hatte ihm geträumt, es ſei von einer weiten, weiten Fahrt matt und müde heimgekommen; aber das Haus ſtand mit offenen Thüren leer und ſtill, wie ein Totenhaus; kein Laut wollte ſich regen, kein lebendes Weſen erſcheinen. Ameile ging angſtvoll von Stube zu Stube; aber nichts ließ ſich hören, als die eigenen Tritte, die in einem dumpfen Widerhall durch das ganze ausgeſtorbene Haus ertönten. Ameile wollte nach dem Vater, nach Jörg rufen; aber die Stimme war tief in der Bruſt verſchloſſen und kein Laut vermochte über die Lippen zu dringen. Vor Angſt und Bangigkeit weinend, ging es in die Mühle hinunter. Da ſtanden in langen Reihen hohe, gefüllte Säcke herum; manchmal klang das Glöcklein, zum Zeichen, daß wieder ein Maß aufgeſchütteter Frucht fertig gemahlen ſei; aber die Werke ſtanden doch alle ſtill, kein Rauſchen des Waſſers oder Knarren des Rades, und aus den runden Öffnungen der Mahlgänge fiel kein

Mehlſtäubchen in die bereit hängenden Beutel herab. Endlich, am hinterſten Kaſten, ſah Ameile einen Mann ſtehen, der eifrig Mehl in einen ſchwarzen Sack ſchöpfte. Es war Jörg, aber mit wilden feurigen Augen, die aus einem totbleichen Antlitz hervorleuchteten. „Um Gotteswillen," rief Ameile ihm entgegen, „was haſt Du auch und wo iſt der Vater und die Andern?" — „Der Vater und die Andern ſind geſtorben ſchon vor vielen, vielen Jahren," antwortete Jörg mit dumpfer Stimme; „ich bin auch geſtorben, muß aber hier bleiben, weil ich dem Vater Mehl geſtohlen hatte, und das that ich, um mir ein feines Sammetkleid kaufen zu können." Mit dieſen Worten ſtreckte die Geſtalt ihre Hände aus, die immer länger und länger wuchſen, bis ſie zu Ameile hinüberreichten. Es ſtieß einen lauten Angſtſchrei aus und erwachte.

In verworrenem Sinnen über dieſe Dinge ging jetzt das Mädchen nach der Küche hinunter, um das Morgeneſſen zu bereiten. Als das Feuer ſo luſtig auf dem Herde emporloderte und das auf dem langen Schranke aufgeſtellte Geſchirr mit glitzernden Lichtern übergoß, fiel plötzlich auch ein heller Schein in das umdüſterte Gemüt Ameile's. „Ach," ſagte es laut, „jetzt weiß ich's; der dumme Traum kommt nur daher, daß mich Jörg vorgeſtern hier ſo erſchreckt hat mit ſeiner Rede, er wolle lieber ſtehlen, als von mir Geld nehmen — ja gewiß, das iſt's." Ameile fand in dieſer Aufhellung ſeiner dunklen Gefühle und Vorſtellungen einen ſo ſchnellen und wirkſamen Troſt, daß es mit heiterm Lächeln an den Jammer zurückdenken konnte, mit dem Jörg ſein verbranntes Kleid betrachtet hatte. Der Schaden iſt ja mehr als gutgemacht, dachte es vergnügt, wenn auch nicht mit einem Sammtkleide.

Dieſe Heiterkeit war indes von keiner langen Dauer und ſollte bald genug wieder durch einen unheimlichen Schatten verdunkelt werden. Ameile hörte die Knechte und den Müller

Trepp auf- und abgehen und ſah ſie drunten auf dem Hofe, alle leiſe und eifrig ſprechend, beiſammen ſtehen; dann gingen ſie wieder nach verſchiedenen Seiten auseinander, als ſuchten ſie etwas. Ameile wunderte ſich, daß weder der Vater noch Jörg in die Küche kamen. Das war faſt immer der regelmäßige Morgengang des Vaters; wenn er drunten am Brunnen ein Glas friſches Waſſer getrunken, kam er in die Küche, um nach ſeiner Kleinen zu ſehen. Endlich, als die Morgenſuppe bereits fertig ſtand und Ameile eben hinübergehen wollte, um die Leute zuſammenzurufen, kam die alte Kathrin mit bedächtigen Schritten und geheimnisvollem Weſen herein. „Denke nur," ſagte ſie leiſe und rings umherſchauend, als ob ſie einen unſichtbaren Zuhörer befürchte, „denke Dir, es iſt uns heute Nacht geſtohlen worden." — „Geſtohlen? —" rief Ameile tief erſchreckt, „um Gotteswillen, wo und was denn?" — „Ja, das iſt kurios," fuhr die Alte flüſternd fort, „mehr als kurios. Als der Jörg heut früh, wie er ſagt, um den Roſſen Kurzfutter nach der Scheune hinüberzuſchaffen, die neue Stoßbähre ſucht, findet er ſie nirgends, und als die Mahler in die Mühle kommen, ſind die zwei Säcke Semmelmehl fort, die ſie geſtern expreß noch für des Junkern in Liebegg zugerüſtet hatten. Die Thüre aber war ganz richtig verſchloſſen und Jörg hatte ſie vor den Andern mit dem Schlüſſel aufgemacht." — „Der Schelm könnte auch durch ein Fenſter eingebrochen ſein," ſagte Ameile leiſe. — „Nein, nein," entgegnete die Alte, „an den Fenſtern fehlt Nichts und die Säcke müſſen durch die Thüre getragen worden ſein, es liegt auch ein kleiner Mehlſtreifen vor derſelben nach den Nußbäumen hinüber."

Dieſer Bericht erfüllte Ameile mit neuer Beklommenheit. Lange ſtand es nachdenklich an den Schrank geſtützt, in das verglimmende Feuer blickend. „Wenn nur Jörg heute nicht der Erſte drunten geweſen wäre," ſagte es endlich im Selbſt-

geſpräche vor ſich hin. — „Das mein' ich auch," fiel die Alte ein, „das iſt mir gleich verdächtig vorgekommen." — „Verdächtig?" rief Ameile, ſich raſch, faſt heftig gegen die Alte wendend, „was iſt Dir verdächtig?" — „Denk' wohl, was Dir auch," antwortete Kathrin brummend, indem ſie eine der Schüſſeln aufnahm, um ſie nach der Stube zu tragen; „aber das geht mich nichts an und ich will nichts davon wiſſen. Ich bin nicht der Schlüſſelwächter."

Der angedeutete Argwohn der Magd verletzte Ameile, und es hätte ſie gewiß hart angefahren, wenn ſie nicht ſo eilig davongegangen wäre. Die raſche Deutung, welche die Alte ſeinem halb unwillkürlich geſprochenen Worte gegeben, kam ihm wie eine ſelbſterduldete Schmähung vor. Und doch wieder — es mußte ſich ſelbſt ernſtlich zürnen, daß es einen immer wiederkehrenden Gedanken faſt nur mit Gewalt niederhalten konnte. „Das iſt ja eine rechte Schande für mich," ſagte es nach langem Sinnen, mit der Hand über die flimmernden Augen fahrend, „ſo Etwas ſollte gar nicht in mir aufkommen; da iſt aber auch gewiß nur der dumme Traum ſchuld daran."

Bei der Morgenſuppe, zu der ſich die Leute nur langſam und nach vielem Rufen zuſammenfanden, wurde wenig geſprochen, Jedes ging ſeinen eigenen Gedanken nach. Dieſe Stille war für Ameile unheimlich und drückend; es empfand eine bange Neugierde, all die verborgenen Gedanken der Tiſchgenoſſen kennen zu lernen; aber es wollten ſich ihm ſelbſt keine Worte finden, ein Geſpräch anzubahnen. Es mußte faſt beſtändig nach Jörg hinblicken, der nachdenklich und mit niedergeſchlagenen Augen langſam einen kleinen Biſſen nach dem andern zum Munde führte. Er hat noch kein einziges Mal aufgeblickt, dachte Ameile, und unwillkürlich entwand ſich ein hörbarer Seufzer ſeiner Bruſt. Jetzt ſchlug Jörg die Augen auf, aber ſie glitten von der Tochter eilig auf den Vater hin-

über. Dieſer ſagte: „Aber iſt es denn auch ganz gewiß, Jörg, daß der Schlüſſel geſtern Nacht nicht vergeſſen worden iſt? Es iſt ja möglich, da Du ſpät und, wie mir's ſchien, ziemlich luſtig heimgekommen biſt.“ — „Ich hab' es ſchon geſagt,“ antwortete Jörg nachdrücklich, „der Schlüſſel hat heut früh, wie gewöhnlich, neben meinem Bette gehangen. Übrigens —“ fügte er nach einer Weile hinzu, „iſt mir's recht, wenn Ihr ihn künftig ſelber verwahren wollt.“ Der Müller ſchnitt ſich bedächtlich ein Stück Brot, brach dasſelbe in viele kleine Bröckchen und antwortete dann: „Das iſt ſchon lang meine Sach nicht mehr geweſen.“ Er trommelte noch eine Weile mit den Fingern auf dem Tiſche und erhob ſich, ohne das zerbröckelte Brot gegeſſen zu haben.

Erſt als Ameile die noch halb gefüllten Schüſſeln nach der Küche trug, fiel es ihm ein, daß weder vor noch nach dem Eſſen gebetet worden ſei. Das war bei ſeinem Gedenken noch nie geſchehen. Das fromme Kind faltete ſogleich die Hände, das Antlitz in tiefer Demut zum Gebete neigend. Die Lippen ſprachen keine Worte, aber das Herz flehte ſtumm um Beruhigung, um Schutz vor böſen Gedanken und Worten. Ein ſolches tief innerlichſtes Flehen bleibt nie ohne Troſt. Als Ameile das Geſicht wieder erhob, war der dunkle Wirrwarr von ſtreitenden Empfindungen und Gedanken von ihm gewichen und mit heiterm Sinne ging es auf den Hof hinunter, um unter irgend einem Vorwande mit Jörg ſprechen zu können. —

Nicht ſo ſchnell war der Eindruck des Vorfalles bei den übrigen Hausbewohnern verwiſcht. Der Vater ſprach nicht viel davon; aber noch mehrere Tage nachher probierte er das große Schloß an der Mühlenthüre und rüttelte an den ſtarken Eiſenſtäben, mit denen die kleinen Fenſter verrammelt waren. Einmal ſagte die alte Kathrin zu Ameile, als ſie Beide zuſahen, wie Jörg einem alten Manne einen ſchweren Sack Korn

von dem Hardwege her nach der Mühle herein trug: „Der Jörg iſt doch ein herzguter Menſch, und wenn er etwas Schlechtes macht, thut er's bloß aus Gutheit gegen ſeine alte Mutter.“ Ameile ſpürte, wie ihm bei dieſem Worte das Blut ins Geſicht ſtrömte. Es ſah, wie tief der Argwohn bei der Alten und drum vielleicht auch bei Andern Wurzel gefaßt, aber es mochte nicht weiter über die Sache ſprechen und ſagte daher bloß: „Der Jörg hat gar nicht nötig, Schlechtes zu thun; wenn er Etwas braucht, ſo weiß er auch, wo er's ſonſt haben kann.“

Es iſt jedoch ein geheimnisvolles Weſen um die Gewalt und Mitteilſamkeit fremder Gedanken, wenn das eigene Gemüt nicht tief befeſtigt iſt. Sie wehen und weben in der Luft, daß wir ſie unbewußt einatmen, ſie verbergen ſich im Waſſer, das wir trinken, ſie treten im Sonnenſchein und in der Dunkelheit an uns heran und klopfen mit unſichtbarem Finger um Einlaß. Wir mögen nicht an eine Vorkommenheit glauben und wir würden ſie daher auch bald vergeſſen haben; aber wir wiſſen, Andere glauben daran und vergeſſen ſie nicht, und ohne daß dieſe Andern davon ſprechen, können wir's nun doch auch nicht vergeſſen. Der Glaube der Andern, mag er ſich noch ſo ſehr verſchließen, beherrſcht uns ſchon durch ſein bloßes Daſein und nötigt uns wider den eigenen Willen, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Auch Ameile konnte ſich von dieſer rätſelhaften Gewalt nicht losmachen. Nach den erſten Worten, die es an jenem Morgen mit Jörg über den Vorgang geſprochen, waren die unklaren Zweifel vollſtändig von ihm gewichen; aber es mußte ſich mit dieſem Nachhalle des Traumes immer wieder bemühen, da es wußte, daß auch in Andern ein ähnlicher Gedanke fortlebe.

Am Sonntag ſtand Jörg, als Ameile aus der Kirche heim kam, drunten unter den Nußbäumen; er trug zum erſten Male die grauen Halbleinhoſen, die am Montag ſo fröhlich

gekauft worden waren. Das neue Kleid ſaß viel beſſer als das alte, abgetragene und plump geſchnittene, Jörg ſah darin zierlicher und faſt größer aus. „Ei der Tauſend,“ ſagte Ameile lächelnd, „Du biſt ja viel hübſcher; haſt denn das Übrige auch ſchon bekommen?“ — „Nein,“ erwiderte Jörg, „ich kann's erſt ſpäter holen; würd' es jetzt doch auch nicht tragen.“ Mit dem einzigen Wörtchen jetzt, das ſo leichthin und ohne Abſicht geſprochen war, verſchwand für Ameile ſogleich das unſchuldige Vergnügen, das es im erſten Augenblick empfunden, und der Gedanke, daß das neue Kleid und jener verhängnisvolle Vorgang von Andern in Verbindung gebracht werden könnte, kam plötzlich mit banger Beklommenheit über ſein Herz. Dieſe Unruhe fand neue Nahrung, als Jörg zum Mittageſſen in die Stube kam. Ameile bemerkte, wie der Vater ſcharf nach dem neuen Kleide hinblickte und dann mit nachdenklichem Geſichte einen Marſch auf den Fenſterſcheiben trommelte. Die Tochter bebte innerlich zuſammen, als ſie bedachte, welch ein Gedanke jetzt im Herzen des Vaters aufgeſtiegen ſein könnte; hatte ſie ſonſt ſchon vor dem Augenblicke gebangt, wo ihr ganzes Herzensgeheimnis offenbar würde, ſo konnte ſie jetzt nur mit Zittern an die Folgen denken, wenn dies zu ſo böſer Stunde geſchehen müßte.

Am Nachmittage war Ameile allein zu Hauſe. Die Dienſtboten waren ins Dorf hinübergegangen, um dem Eierleſen zuzuſehen, und Jörg mit ihnen; der Vater hinauf in die Rüti zu dem Bodenbauer. Ameile hatte Jörg verſprochen gehabt, zu dem luſtigen Feſte nachzukommen; doch jetzt wär's ihm unmöglich geweſen, es hätte ſich lieber vor gar keinem Menſchen mögen ſehen laſſen. Aber die lautloſe Stille durch das weite Haus vermehrte ſeine bange Unruhe eher noch, als daß ſie dieſelbe beſänftigt hätte. Die Einſame fuhr beim leiſeſten Geräuſche, das eine auf dem Gange ſchleichende Katze verurſachte, aus ihrem Sinnen auf und horchte mit klopfender

Bruſt, was kommen wolle; es regte ſich aber Nichts, und durch die leeren Räume ging nur ein ſtilles Wehen, wie das ferne Atmen eines unſichtbaren Schläfers. Das iſt ja ſo ſchaurig, wie mir's geträumt hat, dachte Ameile und ſtand auf, um hinunter zu gehen. Durch den Gang weg und die Treppe hinab eilte es immer ſchneller, von Angſt erfaßt über die unheimliche Stille, durch die jeden Augenblick eine ſchreckhafte Erſcheinung daherſchreiten konnte.

Ameile ging an den Nußbäumen hinaus, dem Bache entlang. Wie lag die Welt ſo ſtill und feierlich in ihrer Frühlingszier! Selbſt die Vögel im nahen Walde ſchienen im Anſtaunen des blühenden Werdens zu verſtummen und der Bach glitt ſo ruhig dahin, daß man nicht wußte, war es ſein Rauſchen oder das leiſe Wehen in den Zweigen, was mit einem tönenden Säuſeln das Ohr umſpielte. Ameile atmete tief auf, da es dem bangen Hauſe entronnen war; aber der Friede, der über Wald und Wieſe wehte, konnte den Weg noch immer nicht zu ſeinem Herzen finden. Es ſetzte ſich in die kleine Weidenlaube, und da löſte ſich in der Erinnerung an Vergangenes das bange Ahnen vor dem ungewiſſen Kommenden in milde Thränen, die faſt unbewußt über die Wangen herabglitten.

Die Tochter hatte ſchon lange ſo ſinnend und träumend dageſeſſen, als der Vater in Begleit eines Andern vom Walde herabgegangen kam. Die Beiden blieben oben in der Mitte der Wieſen ſtehen, da, wo der Weg, von der Mühle her dem Bache entlang aufwärts leitend, über das kleine Brücklein führt. Die Männer beſahen das Brücklein von allen Seiten und beſprachen ſich dann wieder miteinander. Ameile dachte, der Fremde werde ein Maurer oder Zimmermann ſein und der Vater wolle, wie früher ſchon die Rede geweſen, ein Brückengeländer anbringen laſſen. Es trat daher aus ſeinem Verſtecke hervor und ſchritt langſam gegen die Männer aufwärts. So-

bald dies der Fremde bemerkte, verabſchiedete er ſich von dem Müller und entfernte ſich auf dem Wege nach dem Walde zurück. Ameile erkannte ihn jetzt an ſeinem etwas hinkenden Gange: es war der Hirtenfritz.

Ameile ſenkte den Kopf, wie um dem noch immer fernſtehenden Vater das erſchrockene Geſicht zu verbergen. Es wußte ſogleich, worüber er ſich mit dem Hirtenfritz ſo angelegentlich unterhalten hatte — das konnte nur eine einzige Sache betreffen. Und doch, dachte es alsbald wieder, iſt's vielleicht auch gut ſo; wenn der Hirtenfritz durch geheime Kunſt etwas weiß, ſo muß er auch wiſſen, daß Jörg unſchuldig iſt. Aber, flüſterte ein anderer Gedanke, wenn er Alles wüßte und es dem Vater ſagen könnte! — — Ameile mußte ſich alle Gewalt anthun, um den näher kommenden Müller ruhig fragen zu können: „Was hat er geſagt? — weiß er etwas, Vaterle?“ — Der Müller lächelte halb verdrießlich und brach eine niederhängende Blütentraube von dem Apfelbaume, unter dem die ſich Begegnenden ſtanden. „Nun ja, wenn Du doch Alles ausſpionierſt,“ ſagte er endlich, „kannſt Du's ſchon auch wiſſen. Nein, er ſagt, es laſſe ſich nicht wohl Etwas machen; der Schelm werde mit dem Geſtohlenen zweimal über das gleiche Waſſer gegangen ſein. Vielleicht da beim Brücklein und dann wieder droben über den Steg gegen das Neſt der alten Kräuter-Eliſe.“ Ameile zitterte bei dem drohenden Tone, mit dem die letzten Worte geſprochen worden. Mit innerem Zagen ſagte es nach einer Weile: „Vielleicht iſt das auch nur eine Ausrede vom Hirtenfritz, weil er nichts Rechtes weiß“ — „Nein,“ erwiderte der Müller ernſt, „das hab' ich immer gehört, was zweimal über das Waſſer getragen wird, kann nicht mehr zurück gethan werden. Übrigens hat der Hirtenfritz dem Bodenbauer wieder faſt zur Hälfte ſeines Geldes verholfen. Der kann freilich Etwas.“ — „Hatte es wirklich der Bub' genommen?“ fragte Ameile leiſe. — „Das kann

der Hirtenfritz nicht ganz bestimmt sagen," antwortete der Vater; „er meint, der Bursche habe vielleicht bei der alten Zigeunerin, deren Kindeskind er eigentlich sei, Gegengewalt gefunden. Genug, von dem Geld ist so und so viel wieder da. Mir aber," fügte der Müller im Weitergehen bei, „mir wär's um den Plunder gleich, ich möcht' nur wissen, wer's gethan hat und wie es zugegangen. Die Sach' ist kurios, und ein falscher Verdacht hat Teufelsmacht, wie die Alten sagten."

Ameile wagte nicht mehr weiter zu reden oder zu fragen; es meinte, der Vater müsse ihm die innere Bangigkeit an jedem Worte abmerken. Auch der Müller ging schweigend neben ihm her und erst als sie an das Haus herankamen, sagte er: „Aber Du redest mit keiner Seele davon, hast gehört; 's ist gar Keinem mehr zu trauen und besser, Du hast auch mit dem Jörg nicht mehr so viel." —

Von der bangen Unruhe müde und erschöpft, saß Ameile hinter den Blumenstöcken an seinem Fensterchen. Die Sonne war noch nicht auf den Wald niedergesunken und umfloß das bekümmerte Gesicht mit einem schimmernden Lichtkranz. Das hohe Geranium und die knospenden Rosenstöcke bewegten sich leise am offenen Fenster und gerade darüber unterm Dache besprach sich zwitschernd ein Schwalbenpaar über den Ausbau seiner Sommerwohnung, den die kleinen Bauleute auch am Sonntage mit zierlicher Emsigkeit fortführten. Durch diese Stille ließen sich drunten von den Nußbäumen her leise Tritte hören. Ameile beugte den Kopf zwischen den Blumenstöcken hervor und bemerkte Jörg, der fragend nach ihm hinaufblickte. Dem guten Burschen war's bei dem frohen Feste zu einsam geworden, da er unter den drängenden und jubelnden Scharen das einzige Gesicht nicht finden konnte, das seine Augen suchten. Er kehrte daher heim, um zu sehen, warum Ameile nicht nachgekommen. Er ging lange um das Haus herum, hinauf nach seinem Kämmerchen und wieder hinunter nach dem Gar-

ten, dann zurück nach den Nußbäumen, ein leises Liedlein pfeifend; aber Ameile wollte sich nicht blicken lassen, weder an seinem Fensterchen, noch kam es die Treppe herunter: es blieb in seinem Stübchen, langsam ein Stück des zierlichen Sonntagsstaates nach dem andern mit dem Werktagskleide vertauschend. Es wußte wohl, daß Jörg seinetwegen so früh nach Hause gekommen, es wußte auch, daß er jetzt seinetwegen in Sorge und Unruhe war; aber doch vermochte es nicht, hinunterzugehen oder mit ihm zu sprechen. Es empfand dabei recht wohl, daß daran nicht blos die Mahnung des Vaters Schuld trage, es war eben all die Unruhe und Kümmernis, die sich um die frohe Unbefangenheit seines Gemütes gelegt und die ihm nun die liebe Gewohnheit, mit Jörg zu plaudern, in bange Zurückhaltung verkehrte. Die junge Liebe bedarf zu ihrem ungetrübten Gedeihen des heitern, vertrauenden Gemütes, wie die junge Knospe des Sonnenlichtes. — Falscher Verdacht hat Teufelsmacht, dachte Ameile, sich selbst zur Entschuldigung und zum Vorwurfe zugleich, als es endlich nach der Küche hinunter ging. Gleichwohl hoffte es, Jörg werde unter irgend einem Vorwande hereinkommen und dann, nahm es sich vor, wolle es ihm recht freundliche Worte sagen; aber es wartete vergeblich; Jörg hatte schon lange sein neues Sonntagskleid mit traurigem Lächeln ausgezogen und war drüben in der Scheune beschäftigt, bis zum Nachtessen gerufen wurde. Kathrin und die Knechte erzählten dabei fröhlich von den Späßen des Festes, das sie mit angesehen. Jörg saß schweigend und in sich gekehrt und ging dann mit einem kurzen „gute Nacht“ nach seinem Kämmerchen hinauf.

Das menschliche Auge sieht selten scharf, wenn es die feinen Fäden des eigenen Schicksalsgewebes zu zählen und zu bemessen gilt. Wir wissen wohl, daß zu dem äußerlichen Gewebe, das die Hand des Arbeiters fertigt, der erste Faden nur nach mancherlei Vorbereitung gezogen werden kann, sich dann aber

raſch der zweite, dritte und die vielen Tauſende daran ſpinnen, die das ganze Gewebe bilden; die feinen Seelenfäden unſeres Geſchickes fangen wir erſt an zu zählen und zu würdigen, wenn das Gewebe ſchon faſt zu Ende gediehen iſt. So zog das erſte unbedeutend ſcheinende, aber abſichtliche Meiden Jörgs für Ameile und ihn ſelbſt ſeine Folgen über viele der kommenden Tage hinaus. Ameile ſuchte manche Gelegenheit, die Anlaß zu freundlicher Erklärung gegeben hätte; aber Jörg that, als bemerke er die ſonſt ſo wohlverſtandenen Winke nicht, und ging ſchweigſam ſeiner Wege.

Der Bann.

Der in Feld und Wieſe rüſtig beginnenden Sommerarbeit lag Jörg diesmal, gegen ſeine frühere Neigung, lieber ob, als den Geſchäften in Scheuer und Mühle. Er verſpürte dabei zwar oft ſchon mitten im Tage eine eigentümliche Mattigkeit in ſeinen Gliedern, die keine ſo rechte, geſunde Müdigkeit war; auch empfand er bei jeder heftigen Anſtrengung den ſtechenden Schmerz im Kopfe häufiger und viel anhaltender als früher, ſo daß er oft unwillkürlich zu ſich ſelbſt ſagte: „Du biſt doch nur noch ein halber Burſch und wirſt nimmer, was du ſchon geweſen biſt.“ Aber Luft und Sonnenſchein thaten ihm wohl, und ſo zog er, wo es immer anging, mit auf's Feld hinaus. Er blieb auch gerne bei den Arbeitern, die über Mittag nicht heimgingen und denen das Eſſen herausgebracht werden mußte. Vielleicht merkte es ſonſt niemand, aber Jörg war im Stillen nicht undankbar dafür, daß an ſolchen Tagen Ameile das Eſſen immer ſelbſt brachte. Gleichwohl war ſeit dem Sonntage zwiſchen den Beiden Etwas zurückgeblieben, das Beide empfanden, von dem ſich aber Keines Rechenſchaft geben mochte — ein unſichtbarer Schatten, der ſich vor das warme Sonnenlicht ſtellte, eine kühle Hand, die plötzlich nach dem zu alter Ver-

traulichkeit ſich ſehnenden Herzen griff oder ſich auf die Lippe legte, die eben ein inniges Wort ausſprechen wollte. Sonderbarer Weiſe konnten ſie Beide gerade an denjenigen Orten, wo ſie früher am häufigſten und vertraulichſten beiſammen geweſen, faſt gar nicht mehr zu Worte kommen und ſuchten ſie abſichtlich zu meiden. Jörg kam nie mehr in die Küche, wenn er Ameile allein drinnen wußte, und die grüne Weidenlaube draußen am Bache umſchattete immer nur einen Beſucher und hörte nur noch abgebrochene Worte trüber Selbſtgeſpräche.

Einmal, als Ameile abends mit Jörg hinter den Arbeitern her von der Wieſe heimging, ſagte es: „Du haſt mich auch noch gar nie gefragt, warum ich am Sonntag nicht zum Eierleſen nachgekommen bin.“ Jörg ſuchte nach einer freundlichen Erwiderung, Ameile ging hart neben ihm her und hatte leiſe die kleinen Finger in ſeine Hand gelegt; aber nach langem Schweigen ſagte er: „Ich frage nicht gern nach Sachen, die man mir nicht ſonſt ſagen will.“ Das Wort war ihm noch nicht über die Zunge, als er auch ſchon deutlich empfand, daß es nicht das rechte ſei; aber Ameile hatte die Hand ſchon zurückgezogen und Beide verdoppelten ſchweigend ihre Schritte, um die Vorausgehenden einzuholen. An einem folgenden Abend ſagte Jörg: „Ich ſollte hinüber zum Herren-David, die Kleider zu holen, ſie ſeien fertig; aber ich weiß nicht, ich bin ſo müde geworden heute.“ Ameile erwiderte raſch: „So wart' noch ein paar Tage, es wird dann auch ſchon finſterer gleich anfangs der Nacht.“ Jörg ſchaute ihm mit großen, traurigen Augen ins Geſicht; Ameile verſtand dieſen Blick und ſuchte nach einem freundlichen Worte der Aufklärung; aber bevor es ein ſolches gefunden, ging Jörg ſchon über den Hof nach dem Brunnen hinüber.

Er iſt dieſe Nacht trotz ſeiner Müdigkeit und dem gegebenen Rat noch über das Hard zum Herren-David hinübergegangen, aber mit den Kleidern erſt heimgekommen, als in

der Mühle ſchon Alles längſt im Schlafe lag. Er legte das Mitgebrachte, ohne ein Licht anzuzünden, auf den Boden ſeines Kaſtens und ſtreute allerlei Lederbänder und Strickwerk, wie dasſelbe in der Mühle gebraucht wurde, darüber. Am Sonntage, als Jörg zu ſeiner Mutter hinaufging, trug er wieder ſeine alten, abgetragenen Halbleinhoſen.

In einem klaren Teiche ſind die Kreiſe, die ein hineingeworfener Stein zieht, deutlicher und länger ſichtbar, als in einer trüben Lache; aber allmählich verſchwimmen ſie doch in immer ſchwächere und weitere Schwingungen, und wird kein neuer Stein nachgeworfen, ebnet ſich die Fläche wieder zum ruhigen Spiegel, aus dem das reine Blau des Himmels zurückſchaut. So würden wohl auch die aufgeregten Gemüter mit der Zeit ihre ruhige Klarheit wieder gefunden haben, wären ſie nicht von einem neuen Wurfe des Schickſals aufgeſchreckt worden.

Wieder waren eines Morgens zwei Säcke feinen Mehles aus der Mühle verſchwunden, während das ſtarke Schloß der Thüre feſt in ſeinen Riegeln lag und die Fenſtergitter kaum eine Öffnung boten, durch die ſich eine Fauſt zwängen ließ. Begreiflich war Staunen und Unruhe noch größer als das erſte Mal. Als der von dem Vorfalle benachrichtigte Müller herunterkam, fragte er Jörg, der ſchweigend unter den flüſternden und verweiſenden Knechten daſtand: „Haſt Du die ganze Nacht geſchlafen, Jörg?“ — „Nein,“ antwortete dieſer, „ich erwachte einmal und da meint' ich ein leiſes Geräuſch drunten zu hören, ich ging hinab, aber Alles war ſtill und die Thüre da war geſchloſſen; auch der Türk drüben regte ſich nicht.“ Die Knechte ſchauten bei dieſem Berichte einander verſtohlen an und der Müller ſagte: „Nun, wenn der Schelm nicht der Teufel ſelbſt iſt, ſo wird er mit den ſchweren Säcken wohl nicht durch das Schlüſſelloch geflogen ſein. Aber fort iſt die Sach' und wir können für einmal nicht helfen; geht nur hin-

auf zum Morgeneſſen und ſchwatzt mir nicht über die Geſchichte.“ —

Jörg gehorchte mit den Übrigen der Weiſung des Meiſters. Er beachtete nicht, daß ſich Alle vor ihm her an den Brunnen drängten, um die Hände zu waſchen und ſchnell damit fertig waren, als er ſelbſt an den geräumigen Trog herangetreten war.

Der Müller ging langſam und ſcheinbar ganz unbekümmert, wie um ſich in der Morgenkühle zu erfriſchen, nach den Nußbäumen hinüber. Als er ſich hier allein ſah, griff er raſch mit beiden Händen in das hohe Gras und ſagte, dieſelben taunaß zurückziehend, vor ſich hin: „Bei dem Tau muß der Staub weiter oben im Wege doch angefeuchtet ſein — es wird ſich zeigen.“ Er ſchritt raſch am Bache aufwärts, bis da, wo ſich der Fahrweg auf der einen Seite an einem langen Ackerlande hinzieht und mit einer feinen Staublage bedeckt war. Es war richtig, in dem taufeuchten Staube ließen ſich die friſchgetretenen Fußſtapfen ganz deutlich vor den andern erkennen. Sie lenkten nach dem Brücklein. Jenſeits desſelben lagen in dem Fußwege, der ſich nach dem Häuschen der alten Kräuter-Elſe von dem breitern Fahrwege abzweigt, deutliche Mehlſtreifen. Der Müller atmete tief auf und ſagte: „Da wird er die ſchwere Laſt feſter auf die Schulter gerückt haben — ſchon einmal über das Waſſer.“ Dann folgte er raſchen Schrittes der hie und da erkennbaren Spur, die über den obern Steg nach dem ärmlichen Strohhäuschen führte. Kaum fünf Schritte vor demſelben lag der letzte weiße Streifen. — —

Das Häuschen war verſchloſſen und die einſame Bewohnerin ſchien noch im Schlafe zu liegen. Vielleicht hat ſie heute Nacht wenig genug geſchlafen und muß es nachholen, dachte der Müller, näher an die Thüre tretend, ich will einmal anklopfen. Er erhob die Hand nach der hölzernen Klinke, zog ſie aber

ſchnell wieder zurück und murmelte: „Wenn ich die Sach' nicht finde, ſo iſt ſie dann ſchon beſchrie'n und läßt ſich auch der Schelm nicht mehr erkennen. Zweimal iſt er doch über das gleiche Waſſer."

Langſamer als er gekommen, ging der Müller wieder am Bache abwärts. Ein kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn und manchmal mußte er ſtehen bleiben, um tief aufzuatmen. Aber wer hätte das gedacht, ſprach es in ſeinem Innern, daß ich in meinen alten Tagen noch ſolche Dinge erleben müſſe; jetzt iſt es klar —; nein, erhub ſich leiſe flüſternd eine andere Stimme, klar iſt es noch immer nicht. Oder wie, warum iſt dann die Mühlenthüre jedesmal wieder verſchloſſen? Säh' es nicht einem Einbruche von außen ähnlicher, wenn ſie offen gelaſſen worden wäre? Sollte er das nicht auch bedacht haben? Ja, aber wer weiß, entgegnete die erſte Stimme, wer weiß, wie lange das Handwerk ſchon unbemerkt betrieben worden iſt! und wie lange hätte es noch betrieben werden können, wenn ſich der Schelm nicht zufällig an Säcken vergriffen hätte, die expreß hergerüſtet waren! Wie viele lagen noch von mir ſeit Jahren nicht überzählt und ihm anvertraut in der Mühle! Beide Male war er aber am Abend vorher nicht dabei und wußte nichts davon, daß eben dieſe Säcke apart gerade zuvorderſt geſtellt wurden. — Der Müller ſtand ſtill, um ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen. In ſeine Gedanken verloren, ſprach er laut vor ſich hin: „Aber wie hab' ich ihn ſo lieb gehabt, den Jörg." — Wie von dem Namen aufgeſchreckt, erhob ſich im Augenblicke eine Elſter von dem nächſten Baume und flog laut kreiſchend mit ihrem kurzen Flügelſchlage über den Müller weg nach dem Harde hinüber, wo bald ein ganzer Schwarm dieſer verdächtigen Vögel zuſammenflatterte. Nachdenklich und halb erſchrocken ſah der Müller dieſem Schauſpiele eine Weile zu und dachte dann im Weitergehen: ob die es ſchon gehört hat, daß ich einen Namen genannt habe —

jedenfalls ſoll es mir eine Warnung ſein; da ſind die ſtillſten Wege auch die beſten. —

Als der Meiſter auf den Hof hereintrat, ſtanden die Knechte flüſternd, die Köpfe zuſammenſteckend, um den Karrer herum, während Jörg allein drüben am Brunnen die Pferde zur Tränke führte. „Was habt ihr da herumzubuſeln," ſagte der Müller ſtreng, „wollt ihr heute Feiertag machen?" — Die Knechte gingen mit geheimnisvoller Miene auseinander, als hätten ſie ſich durch irgend ein Verdienſt beſondere Nachſicht erworben. Als der Müller in die Stube hinaufkam, ſaß Ameile, den Kopf in die Hände geſtützt, mit verweinten Augen am Tiſche. „Was haſt Du, Kleine," fragte der Vater freundlich, „was fehlt Dir?" — „Ach," antwortete Ameile leiſe, „mir iſt's ſo ſchwer, daß ich mich recht ausweinen möchte." — „Du machſt mir ja ganz angſt," meinte der Vater näher tretend und ſeine Hand auf die blonden Haare ſeines Kindes legend, „ſo ſag' mir doch, was Dir begegnet iſt?" Mit bangem Herzen erzählte Ameile, daß es beim Morgeneſſen beinahe Händel gegeben hätte. Der Karrer habe an einem fort auf die kurioſen Schlöſſer geſtichelt, die Einer aufmachen und wieder ſchließen könne, während doch ein Anderer die Schlüſſel in Händen habe. Endlich habe Jörg zornig geſagt, wenn er ſich noch einmal mucke, ſo ſchlage er ihm die Zähne in den Hals hinunter. „Und Jörg hätt' es gewiß auch gethan," ſchloß Ameile mit thränenvollen Augen zum Vater aufblickend, „wenn ich ihn nicht gebeten hätte, ruhig zu ſein." — „Da hätt' er ganz Recht gehabt," ſagte der Müller und öffnete raſch ein Fenſter, den Karrer heraufrufend. Dieſer trat mit einem wichtig erwartungsvollen Blicke herein, als ob er bereits im Beſitze des meiſterknechtlichen Anſehens ſtehe, das Jörg bisher innegehabt. Aber die Siegesfreude verſchwand bald, als ihn der Meiſter barſch anließ: „Was haſt Du mit dem Jörg gehabt, was hat er Dir zu Leid gethan — Du Schlingel?" — Der Karrer

ſtand lange verdutzt, bis er eine rechtfertigende Anklage zuſammengeleſen hatte. „Schweig,“ rief der Müller ſogleich, als er den Mund öffnen wollte, „ich will Nichts hören von Dir, aber wenn Du noch eine einzige derartige Andeutung über Jörg machſt, ſo weißt Du, wo des Zimmermanns Loch iſt. Das kannſt Du auch den Andern ſagen, wer noch ein Wort über die Geſchichte ſchwatzt, hat zum letzten Male an meinem Tiſch gegeſſen.“

Der Karrer zog halb verblüfft, halb trotzig ab und der Müller ſetzte ſich gemächlich zur kalt gewordenen Morgenſuppe nieder. Scheinbar ganz heiter und unbefangen plauderte er mit der Tochter von den Tagesgeſchäften und teilte ihr mit, daß er am Nachmittag zum Kornkauf über den Berg gehen wolle.

Ameile war wohl von einer bangen Laſt befreit, daß es mit dem Vater nicht weiter über den nächtlichen Vorfall ſprechen mußte; gleichwohl fand ſein Gemüt in dieſer ruhigen Zurückhaltung keine Beſänftigung. Es empfand deutlich, daß der Vater ſeine Gedanken und Abſichten nur zu verbergen ſuchte; aber es konnte in ſeinem eigenen verworrenen Sinnen keinen ſichern Ausweg finden. Endlich nahm es ſich vor, Jörg zu bitten, mit dem Vater ganz offen zu reden und dieſem vor Allem die Schlüſſel zurückzugeben. Mag dann ſpäter kommen, was da will, dachte es, ſo iſt er doch ohne Verantwortlichkeit; aber ſo oft es den Vorſatz aufs Neue faßte, jedesmal fehlte ihm der Mut zur Ausführung. Sobald Jörg in ſeine Nähe kam, erinnerte es ſich des ſchrecklichen Geſichtes, mit dem er den Karrer angeſchaut hatte, und das ſchon auf die Zunge getretene Wort wendete ſich wieder einem andern gleichgültigen Gegenſtande zu oder kehrte in ein nachdenkliches Schweigen zurück. Daneben wollte ſich auch keine Gelegenheit zu einem heimlichern Zwiegeſpräch finden. Es war offenbar, daß Jörg dasſelbe noch abſichtlicher mied als früher. Ameile ängſtigte

ſich aufs Neue darüber, ohne zu bedenken oder zu bemerken, daß ſein eigenes, ängſtlich thuendes Weſen die Urſache von Jörgs Benehmen war. Es erwartete immer, er werde die Schlüſſel von ſelbſt zurückgeben; aber Jörg, der nun wußte, daß wenigſtens unter ſeinen Mitknechten ein Verdacht gegen ihn obwalte, blieb bei ſeinem Amte mit dem Trotze des guten Gewiſſens. So vergingen einige ſtille, für Ameile aber unruhevolle Tage, an denen Jörg von früh bis ſpät auf dem Felde blieb, während der Vater faſt beſtändig in Geſchäften über Land ging.

Am Freitag ſagte der Müller beim Nachteſſen, daß er noch zum Schloſſer ins Thal hinüber wolle; er habe mit ihm wegen einer Änderung am Mühlenſchloſſe geſprochen und wolle ihm nun den Schlüſſel zeigen. Nach dem Eſſen zog er denſelben ab und befahl Ameile, nicht auf ihn zu warten, da er wohl ſpät heimkommen werde. Die Tochter folgte dieſer Weiſung mit heitererem Gemüte, als ſie die letzten Nächte zur Ruhe gegangen war. Es war dieſen Abend das erſte Mal, daß der Vater wieder an die geheimnisvollen Vorfälle erinnert hatte, und Ameile ſah auch wohl, daß das Schlüſſelamt in andere Hände übergegangen und Jörg abgenommen ſei; aber das war's ja gerade, was es gewünſcht, und die ſchonende Art, mit der dies vom Vater geſchehen, ſchloß ſelbſt wieder manche tröſtliche Ausſicht ein. Auch Jörg ſchien gar nichts Arges dabei zu denken. Ameile wünſchte ihm wärmer und traulicher eine ruhſame Nacht, als dies ſeit Langem geſchehen war.

Mit nicht ſo heitern Gedanken ſtieg der Müller durch die eingebrochene Nacht gegen das Hard hinauf. Am Waldrande blieb er ſtehen und ſchaute nach der Mühle zurück, die ſich in immer dunklere Schatten einhüllte. Bald erloſch auch das kleine Lichtlein, das aus Ameile's Kämmerchen heraufgeſchimmert, während hinter dem ſchweigenden Tannenwalde gegen-

über ſchwere Wolken emporſtiegen. Die Nacht wird finſter, ſagte der Müller und glitt geräuſchlos in den ſchweigenden Wald, ſo leiſe dahinſchreitend, als ob ihm ſelbſt vor der geheimnisvollen Stille bangen wolle.

Als der nächtliche Wanderer an das Waldbrünnlein kam, blieb er horchend ſtehen und ließ dann einen leiſen Pfiff ertönen. Hart vor ihm regte ſich das Geſträuch und es richtete ſich über den rauſchenden Zweigen eine dunkle Geſtalt empor. Den Müller überrieſelte ein kalter Schauer, als er leiſe fragte: „Biſt Du es, Hirtenfritz?“ — „Ja,“ erwiderte der Andere gleichfalls leiſe, „ich muß da ein wenig eingeduſelt ſein. Iſt es Zeit?“ — „Sie werden wohl ſchon Alle ſchlafen,“ antwortete der Müller, „wir können wenigſtens vor den Wald hinübergehen.“

Die Beiden gingen ſchweigend miteinander zurück, bis ſie wieder am Waldrande angekommen waren. Durch die Wipfel der Eichen und Buchen ging von Zeit zu Zeit ein rauſchendes Wehen, das ſich in langem Zuge über den Bergrücken verlor. „Wir werden ein Gewitter bekommen,“ ſagte der Müller, nach den Wolken ſchauend, die ſich in mächtigen Geſtalten bereits über das Ried hereinbeugten. „Um ſo beſſer,“ erwiderte der Andere, „wenn die Geiſter der Elemente wach werden.“ — „Meinſt Du, es werde auch gelingen?“ fragte der Müller leiſe. „Das kann ich nicht beſtimmt verſprechen,“ gab der Hirtenfritz zur Antwort, „es kommt drauf an, ob er Gegengewalt übt. Zurückbringen wird er nichts, da er zweimal über das gleiche Waſſer gegangen und Ihr ihn noch beſchrie'n habt am Morgen drauf. Aber die Planeten ſtehen günſtig, ſo daß wir ihn vielleicht ſehen oder doch kennzeichnen können. Ihr müßt nur feſt ſein.“

„Horch, jetzt ſchlägt es im Dorf Elf,“ ſagte der Müller. Die Beiden zählten die langſam durch den ſtillen Wald her-

aufhallenden Glockenſchläge und gingen dann ſchweigend die Halde abwärts.

Als ſie gegen die ſtille Mühle herankamen, flüſterte der Müller: „Ich will ein wenig voraus, daß der Türk nicht anſchlägt.“ — „Das iſt nicht nötig,“ erwiderte der Hirtenfritz, „mich bellt bei der Nacht kein Hund an.“ Sie ſchritten hart an dem Lager des ſonſt ſo wachſamen Tieres vorüber, das ſich zum ſcheuen Erſtaunen des Müllers jetzt mit keinem Atemzuge regte. Geräuſchlos öffnete ſich die Mühlenthür und wurde hinter den Eingetretenen ebenſo leiſe wieder ins Schloß gelegt; der Müller aber ſtieß, als er dies zu Ende gebracht, einen halb erſtickten Schrei aus, da der weite ſchwarze Raum plötzlich von einem glühendroten Schimmer durchblitzt wurde. „S—t, ſtill,“ machte der Hirtenfritz, „ich muß mir doch das Quartier beſehen.“ Als der Müller ſich umkehrte, hielt ſein Begleiter eine kleine runde Laterne in der Hand, die jetzt nur noch einen ſchmalen, bleichen Lichtſtreifen ausſandte, der geſpenſtiſch an den dunklen Mauern herumglitt. „Das iſt der rechte Platz,“ ſagte der Hirtenfritz, indem er ein kleines Drehrad von ſeinem Rücken hob und neben einen hölzernen Stützpfeiler niederſtellte, „da kommt her und vergeßt nicht, was ich Euch geſagt habe.“ Er ſelbſt ſetzte ſich auf einen umgeſtürzten Sack Korn und breitete ein großes Buch über ſeine Knie, auf deſſen Schriftzeichen er das dürftige Licht ſeiner Laterne ruhen ließ. „Jetzt ſprecht noch einmal die drei höchſten Namen und dann beginnt,“ befahl er mit geheimnisvollem Tone. Der Müller kniete vor dem aufgeſtellten Rade nieder und faßte deſſen Wirbel, während der Hirtenfritz mit flüſternder Stimme aus ſeinem Buche zu leſen begann. Bald rieſelte dem Müller ein kalter Schauer durch Mark und Gebein; das Rad, kaum von ihm berührt, fing an, ſich ſchneller zu drehen und bald ſchwang ihm der geſpenſtiſche Wirbel die ermüdende Hand mit unwider-

ſtehlicher Gewalt im Kreiſe herum, während von der ſauſenden Felge bläuliche Funken auszuſprühen ſchienen. Die kleinen ſpringenden Speichen verwandelten ſich in hohnlachende Fratzen, die vor den flimmernden Augen auf- und niederwogten und die ganze Mühle in ihren tollen Wirbel hereinſchwangen. Die ſchweren Mahlgänge tanzten auf und nieder wie leichte Spielbälle, und an die Ohren ſchlug ein dumpfes Brauſen, als ob das ganze Haus auf wogenden Gewäſſern dahin wirble. Der Müller ſchloß die unſtät irrenden Augen, und die erlahmte Hand glitt kraftlos von dem ſauſenden Rade auf den Boden nieder. Da ſchlug plötzlich wieder ein greller Lichtſchein durch die Augenlider und der Hirtenfritz flüſterte, den Halbohnmächtigen an der Schulter ſchüttelnd: „Halt ein — halt ein, ſonſt ſind wir verloren; er übt Gegengewalt.“ Das Rad blieb ſtehen und der Müller ſtöhnte, das Geſicht in die Hände drückend: „Gott helf mir, ich kann nicht weiter.“ — „Ruf keinen heiligen Namen an,“ raunte der Hirtenfritz, „jetzt gilt's Gewinnen oder Verderben — wir müſſen ihn ins Leben treffen.“ Haſtig gab er dem ſchwindelnden Manne das Gipfelkrönchen einer jungen Tanne in die Hand und befahl ihm, dasſelbe in Kopfhöhe an den Stützpfeiler zu halten. Mit zitterndem Finger that der Müller, wie ihm befohlen war, während der Hirtenfritz mit drei kräftigen Hammerſchlägen einen langen Nagel mitten durch das Krönchen in den Pfeiler trieb. Mit dem letzten Hammerſchlage drang ein falber Blitz durch die niedrigen vergitterten Mauerfenſter, dem ein gewaltiger Donner über das Haus nachrollte, daß alle Fugen erzitterten. Der Hirtenfritz ließ den Hammer fallen, und der Müller taumelte an die aufgehäuften Kornſäcke zurück. „Was haſt Du da gethan?“ fragte er mit ſtockender Stimme, „können wir abſtehen?“ — „Jetzt können wir's,“ murmelte der Banner, „jetzt iſt er in die Lebenskrone getroffen; aber herzwingen können wir ihn nimmer.“

Der Müller stand tief atmend an die Säcke gelehnt, als draußen plötzlich ein rascher Tritt gegen die Thüre herankam und die Klinke mit kräftigem Griff angefaßt wurde. Sogleich erlosch das Laternchen, und der Hirtenfritz flüsterte ängstlich: „Teufel und Hölle! jetzt will er doch noch kommen — seid still.“ An der Thüre wurde gewaltig gerüttelt, und Jörg's kräftige Stimme rief: „He da — aufgemacht!“ — „Ach,“ machte der Banner, sich leise zum Müller niederbeugend, „nun wißt Ihr, wer's ist; aber das Krönlein ist schon geschlagen. Jetzt geht und heißt ihn in Gottes Namen ins Bett gehen — vielleicht hilft's dem jungen Leben noch. Geht nur gleich mit ihm weg, ich werd' nachher den Weg schon finden.“ Der Müller preßte beide Hände gegen das Herz, es war ihm, als ob dasselbe von einem dumpfen Schmerz zerspringen müsse; aber draußen rüttelte die Thüre immer gewaltiger und der Hirtenfritz drängte ängstlich, den Halbbewußtlosen fortschiebend: „Zum Teufel, so geht doch und erlöst ihn — sonst gibt's ein Unglück.“ —

Als der Müller die Thüre geöffnet, prallte Jörg gegen ihn heran, fuhr aber eben so schnell zurück, als der Meister mühsam sagte: „Geh' in Gottes Namen zu Bett — nur ich bin's.“ — „Ich meinte, es sei ein Schelm in der Mühle,“ sagte Jörg stockend. „Ich konnte vor Kopfweh nicht schlafen und da glaubt' ich, auf einmal einen Schlag zu hören. An Euch hab' ich gar nicht mehr gedacht, Meister.“ — „Nun, ich“ — wiederholte dieser, „ich bin erst heimgekommen. Geh' in Gottes Namen, es steht ein schweres Gewitter am Himmel.“ — „Ja, es donnert stark, wir werden wohl nicht viel schlafen können,“ sagte Jörg, nachdenklich gegen die Treppe gehend, während der Müller langsam nach dem Brunnen hinüberschritt, um sich das glühende Haupt zu kühlen. —

Das Gericht.

Der Herbſt lag mit ſeinen feuchten Nebeln über dem Lande und bleichte mit nächtlichem Reife die Bäume, die ihr abgetragenes Sommerkleid auf die einſchlummernde Erde ſchüttelten. Es war dies immer eine trübe und melancholiſche Zeit in der einſamen Mühle. Droben in dem ſchmalen Thälchen ſtaute ſich der Bach, von den nächtlichen Regengüſſen geſchwellt, und ergoß ſeine Waſſer über die Wieſen, die alsbald in einen kleinen See verwandelt ſchienen. Aus demſelben ſtiegen ſchon mitten am Tage die ſtillen Nebel empor, zuerſt wie leichte Räuchlein hin und her ſchwebend, aber allmählich dichter und feſter ſtehend, bis ſie als feuchte Wolken, platt auf der Erde nieder, über die Mühle herabwallten. Es kamen zwar um dieſe Zeit immer viele Leute aus dem Thale herüber und von den abgelegenen Berghöfen herab; aber ſie kamen nicht, um mit geſelliger Teilnahme die düſtern Abende und windrauſchenden Nächte verkürzen zu helfen; ſie ließen bloß mit haſtiger Geſchäftigkeit ihre Wintervorräte mahlen und gingen dann wieder davon. Sie kamen und gingen wie die hohen Vogelzüge, die über dem Harde heraufſchwammen, eine kurze Weile über dem Riede ſchwebten und dann wieder hinter dem Tannenwalde hinabtauchten.

Ameile ſammelte am Nachmittage das dichtliegende Laub unter den Nußbäumen und trug dasſelbe in großen Körben nach dem Garten hinüber, um den Beeten, in denen Blumenzwiebeln oder Herbſtſamen lagen, ein ſchützendes Winterkleid zu bereiten. Als es ſo niederkauernd mit ſorglicher Hand Keim um Keim überdeckte, rann eine ſtille Thräne nach der andern über die Wange nieder. Ach, wie manche Blüte war ſchon vor dem Herbſt geknickt, deren Keim auf keinen Frühling mehr hoffen durfte. Ameile gedachte jenes Morgens nach der furchtbaren Gewitternacht, die auch ihm die ſprießende Saat

ſeiner Hoffnungen vernichtet hatte. Das waren ſchmerzliche, qualvolle Erinnerungen, aber ihre Bilder ſtanden ſtündlich vor dem innern Auge und mochten durch keine Thränen gebleicht oder ausgelöſcht werden.

Ameile erſchrak damals über den Anblick des Vaters, der erſt nach langem Rufen zum Morgeneſſen kam; er ſchien in der einzigen Nacht um Jahre älter geworden zu ſein. Das ſonſt noch friſche und volle Geſicht lag in tiefen Falten, aus denen die kleinen Augen halb traurig, halb zornig unſtät hervorflimmerten. „Um Gotteswillen, was haſt Du auch, Vater,“ rief Ameile, „Du ſiehſt ſterbenskrank aus; es wird Dir doch kein Unfall begegnet ſein?“ — „Ich will Dir's nachher ſagen,“ erwiderte der Müller mit gedämpfter Stimme; „ich bin nicht krank — ſei nur unbeſorgt.“ Er faßte den Löffel mit der Hand, ließ ihn aber, immer vor ſich hinſchauend, auf dem Teller liegen, bis ihn die Tiſchgenoſſen durch ihr Aufſtehen aus ſeinem Sinnen weckten. „Bleib' noch ein wenig da, Jörg,“ ſagte der Müller, ohne aufzublicken, „ich muß Dir noch etwas ſagen.“ Der Ton dieſer Worte fuhr dem bangen Ameile wie ein lähmender Schlag durch die Glieder; es wäre nicht imſtande geweſen aufzuſtehen, auch wenn ihm der Vater befohlen hätte, mit den Andern hinauszugehen. Jetzt gibt es ein Unglück, war der einzige Gedanke, den es zu faſſen vermochte, und vor ſeinen Augen ging ein Flimmern, als ob es lichtgeblendet plötzlich in die dichte Finſternis ſchauen müßte. Jörg hatte ſich erhoben und ſtand an das untere Ende des Tiſches gelehnt. „Was ſoll ich, Meiſter?“ fragte er ruhig. Der Müller lehnte ſich zurück und ſagte nach einer Weile mit zitternder Stimme: „Jetzt, Jörg, ſag' mir aufrichtig, warum Du das gethan haſt.“ — „Ich hab's Euch ja ſchon geſagt,“ antwortete Jörg, „ich konnte nicht ſchlafen und da meint' ich, in der Mühle ein Geräuſch zu hören — drum bin ich hinuntergegangen.“ — „Nein, nicht das — darüber nachher,“ ſagte

der Müller, beide Hände wie abwehrend vor ſich hinſtreckend, „zuerſt möcht' ich wiſſen, warum Du das Mehl geſtohlen haſt." — Ameile ſtieß bei dieſem Worte einen leiſen Schrei aus, während Jörg, vom Tiſche zurücktretend, mit lauter Stimme rief: „Geſtohlen, ſagt Ihr? — Nein, das wird doch nicht Euer Ernſt ſein, Meiſter." — „Ja wohl iſt das mein Ernſt," erwiderte der Meiſter mit dumpfer Stimme, „und das Leugnen kann Dir nichts mehr helfen. Ich weiß auch," fügte er leiſer hinzu, „warum Dir der Schmerz in Deinem Kopfe keine Ruhe ließ. Bekenn' es mir, Jörg, wenn noch ein guter Funke in Dir iſt." Der Jüngling ſetzte ſich erbleichend auf die Fenſterbank nieder. „Ich weiß nicht," murmelte er vor ſich hin, „was ich ſagen ſoll, das kommt mir zu unerwartet, Meiſter." — „Du ſollſt unverhohlen bekennen, warum Du es gethan haſt," rief der Müller aufſtehend. „Du biſt der Dieb, ich weiß es beſſer, als wenn ich es mit tauſend Augen geſehen hätte. Sprich nun, warum biſt Du ein ſolcher geworden?" — „Laßt mich einen Augenblick," bat Jörg mit zitternder Stimme, „laßt mich nur einen Augenblick beſinnen, mir wirbelt Alles im Kopfe." — „Laß es gut ſein, Vater," flehte Ameile, das ſich vergeblich aufzuſtehen bemühte; „ich bitte Dich um der Mutter willen, thu' mir's zu lieb." — „Nun," ſagte der Müller, ohne auf ſein Kind zu hören, ſich Jörg nähernd, „wenn Dir das Sprechen ſo ſchwer wird, ſo will ich Dir auf eine Spur helfen. Du weißt, am Oſtermontag hatteſt Du kein Geld mehr und bald darauf heimlich Kleider, die mehr als einen ganzen Jahreslohn gekoſtet haben müſſen. Sag', biſt Du die noch ſchuldig?" — Ameile ließ die Hände vom Geſichte ſinken und ſchaute Jörg mit ſtarren Blicken an, als hätt' es eine angſtvolle Bitte auszuſprechen. Der Jüngling erhob ſich trübläche lnd und fragte, an den Tiſch herantretend, mit unſicherer Stimme: „Nun, Ameile, was ſagſt Du dazu?" — „Gnädiger Gott," ſeufzte zitternd das

Mädchen, die Hände in den Schoß faltend, „ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll.“ — „Du weißt es nicht,“ ſagte Jörg leiſe vor ſich hin, indem er die Hand über ſeine Stirne legte — „Du weißt nicht mehr, was Du ſagen ſollſt? — Nun ja, dann kann ich gehen — dann iſt's genug.“ — Er ſchritt langſam der Thüre zu und ſagte noch gegen den Müller: „Thut nun, was Ihr wollt, Meiſter, ich habe nichts mehr zu reden.“

Als die Thüre zuklinkte, raffte ſich Ameile auf und wollte dem Davongehenden nacheilen; aber der Müller faßte es am Arme und ſagte ſtreng: „Du bleibſt da — Du wirſt dem Schelm doch nicht nachlaufen wollen.“ Das Kind drückte ſein Geſicht an die Bruſt des Vaters und ſtammelte: „Aber ich — ich hab' ihm die Kleider gekauft.“ — „Du“ — rief der Müller, die Tochter von ſich wegſtoßend — „Du haſt ſie ihm gekauft? — und warum denn, wenn ich fragen darf?“ — „Ich hab' ihn lieb gehabt, Vater,“ antwortete Ameile weinend, „aber ich fürchtete mich vor Dir.“ Der Müller hob die Hand zu einem raſchen Schlage empor; als er aber auf das ſtillweinende Kind, das in demütiger Ergebung vor ihm ſtand, niederſah, ließ er ſie niederſinken und ſagte bewegt: „Dann haſt Du nicht nur Deinen Vater hintergangen, ſondern Dich auch an einen undankbaren Dieb weggeworfen. So mag es ihm gehen, wie er's verdient hat.“ Der Müller ging ſchweren Schrittes aus der Stube, das halbohnmächtige Kind ſeinem Jammer überlaſſend.

An dieſe Dinge dachte jetzt Ameile, da es am rauhen Herbſtnachmittage die Beete zum Schutze vor dem Winter überdeckte, die es im Frühling mit Jörgs freundlicher Hilfe beblümt hatte. Es hatte ihn ſeit jenem ſchrecklichen Augenblicke nie mehr geſehen, ſich mit kindlicher Ergebung der Strenge des Vaters fügend, der in harten Worten Gehorſam verlangte. Am Abend jenes Tages war eine alte Bettelfrau gekommen

und hatte Jörg's wenige Habſeligkeiten aus der Mühle abgeholt. Die neuen Kleider, die Ameile mit dazugelegt, ſchob ſie beiſeite und ſagte: „Das darf ich nicht nehmen.“ Seitdem vernahm Ameile noch hie und da, daß Jörg drüben im Thale und noch weiter hinab einen Platz geſucht; aber obwohl der Müller ſeinen Leuten aufs ſtrengſte befohlen, über das Vorgefallene zu ſchweigen, war dem unglücklichen Jüngling doch überall der geſchändete Name vorausgeeilt, der ihn vergeblich an die Thüren klopfen ließ. Er kehrte wieder heim zu ſeiner alten Mutter und ſchlich da lichtſcheu um das verfallene Häuschen herum. Auch da war er ſeit Langem nicht mehr geſehen worden; Ameile hatte nur einmal im beginnenden Herbſte von der alten Bettelfrau gehört, daß er den ganzen Tag ſtumm auf dem Kunſtofen ſitze und ſich bloß dann und wann beklage, wie er kalt habe und frieren müſſe. —

Dieſe Vorgänge hatten auf Ameile eine ſonderbare Wirkung ausgeübt. Während vielleicht in ſeinem eigenen Herzen der erſte unklare Verdacht entſtanden war und es ſich dieſes heimlichen Gedankens nie ganz zu erwehren vermocht, ſtand es ſeit jenem Morgen in ihm ſonnenklar, daß Jörg unſchuldig ſei, wie ein neugebornes Kind. Die Sicherheit, mit welcher der Vater ſeine Anklage feſthielt, konnte dieſen Glauben nie erſchüttern, obwohl Ameile ſich immer ſcheute, den väterlichen Beweggründen nachzufragen. Dieſer Glaube war auch die einzige Stütze, an der ſich das kummervolle Leben emporrichtete. Wenn es Gott gefällt, wird die ſchwere Zeit der Prüfung auch vorüber gehen, dachte Ameile, und kein Gebet wurde beſchloſſen, das nicht auch um Troſt und Stärke für den unſchuldig Verfolgten gefleht hätte.

Als Ameile ſeine Arbeit beendigt hatte und trüben Blickes über die Gartenhecke ſchaute, wie der ſchwere Nebel, von ſcharfen Windſtößen bewegt, an der braunen Halde des Harbes auf- und niederwogte, ſah es die Bettelfrau am Mühlenbache

herunterkommen. Es hatte sie schon wochenlang nicht mehr gesehen und ging ihr eilig unter die Nußbäume entgegen, um einige Worte unbemerkt mit ihr sprechen zu können. Die Frau kam hastig heran und sagte, scheu umherblickend: „Es ist gut, daß ich Euch allein treffe, Ameile. Ihr solltet einmal zu Jörg hinaufkommen, er möcht' noch gern mit Euch reden, und ich glaube nicht, daß er's lange mehr kann." — „Um Gotteswillen, was ist mit ihm," rief Ameile erbleichend, „will er fort, oder —" Die Alte nickte geheimnisvoll. — „Ja, er will fort, glaub' ich, und einen weiten, weiten Weg machen. Wißt Ihr denn nicht, was die Leute sagen?" Ameile schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Nein, ich sehe gar wenig Leute, und sie sagen nichts zu mir darüber." Die Frau kam ganz nahe heran und flüsterte: „Ja, sie sagen, der Hirtenfritz habe den Jörg gebannt und daran müss' er sterben. Der Hirtenfritz hat's selbst erzählt." Ameile senkte das Gesicht, über das von neuem die Thränen niederflossen. „Geh' wieder zurück," sagte es, weinend der Alten eine Gabe in ihr Körbchen legend, „und sag' ihm, ich komme, sobald es dunkel werde."

Es war eine unheimliche, stürmische Nacht, durch die des Müllers Tochter am Bache entlang die Wiesen hinaufschritt. Der Wind fuhr in schweren Stößen von den Höhen herunter und schlug dem bangen Mädchen den eiskalten Regen ins Gesicht. Es achtete nicht darauf und bemerkte kaum, daß es jenseits des Brückleins durch fast fußtiefes Wasser waten mußte. In seinem Innern rief eine unabläßige Stimme: „du hast zu lange gewartet — du kommst zu spät!" — Die nächtliche Wandlerin jagte mit jedem Schritte schneller, die Brust pochte dem Winde entgegen, nach Atem haschend, und mit den kalten Regentropfen floß brennender Schweiß von der Stirne. Jetzt war der Steg erreicht, und drüben schimmerte durch die Finsternis ein mattes Lichtlein aus dem Häuschen. Ameile stürzte ihm, ohne auf den Weg zu achten,

entgegen und drückte das glühende Geſicht an das niedrige Fenſterchen. Drinnen im ſchwach erhellten Stübchen ſaß Jörg's alte Mutter und ſtarrte bewegungslos, die grauen Haare tief über das Geſicht herabhängend, auf das Bett nieder. Ameile horchte, den Atem in der pochenden Bruſt niederhaltend; es ließ ſich kein Laut vernehmen, und nur der Wind rumorte durch das ſchadhafte Strohdach mit unheimlichem Pfeifen in dem leeren Balkenwerk. Ameile eilte um das Häuschen herum nach der Thüre. Als es leiſe in die Stube trat, kehrte ſich die Alte um, ſtarrte ihm lange ins Geſicht und ſagte dann leiſe, mit der dürren Hand auf das Bett deutend: „Er iſt ſtill, ganz ſtill.“ —

Ameile beugte ſich auf den Stillen nieder. Er lag bewegungslos mit geſchloſſenen Augen, über dem eingefallenen Geſichte ein ſchmerzliches Lächeln, als ob er träume. „Schläfſt Du, Jörg,“ flüſterte Ameile, „ſieh', ich bin da.“ — „Nein, er ſchläft nicht,“ ſagte die Mutter, ihre grauen Haare langſam aus dem Geſichte ſtreichend, „er ſchläft nicht; er iſt tot, ſchon mehr als eine Stunde.“

Ameile ſank auf das Bett nieder und drückte ſeine Lippen auf den kalten Mund, wie es in der Nacht gethan, da der Vater den Verwundeten ohnmächtig nach Hauſe gebracht. Jetzt aber gaben die dunkelglänzenden Augen keine Antwort mehr auf die ſtumme Frage. — —

Es war ſchon lichter Morgen, als des Riedmüllers Tochter von der ſtillen Totenwacht nach Hauſe ging. Der Vater ſtand an der Treppe, ihr entgegenſchauend. Als er die verweinten Augen ſah, ſchritt er ohne eine Frage langſam um die Ecke herum nach der Scheune hinüber. —

Zwei Tage ſpäter ging ein ſtiller Zug über das Hard nach dem Dorfe hinüber. Auf einem kleinen Wagen, vor den des Müllers Brauner geſpannt war, lag ein langgeſtreckter Sarg, hinter dem einige Männer in ſchwarzen, abgetragenen

Hüten gingen. Dieſen folgte Ameile, an der rechten Hand die alte Mutter Jörg's führend; auf der andern Seite ging das Bettelweib. Als der kleine Zug an das erſte Haus herabkam, geſellte ſich zu den Frauen noch ein ſchönes Mädchen, das da im Trauerkleide gewartet hatte. Es war des Friedensrichters Roſele.

War es Zufall oder Abſicht — der Tote fand ſein Grab am äußerſten Rande des Kirchhofes, hart an der Umfriedungsmauer. Der Schnee hatte dasſelbe noch nicht lange zugedeckt, als einige Schritte weiter einwärts ein neues Grab ſich öffnete, in das die alte Kräuter-Elſe gelegt wurde.

Im Frühling, als die erſten Knoſpen trieben, kam das alte Bettelweib mit einem hochragenden Roſenſtocke, der bisher in Riedmüllers Garten geſtanden. Die Alte ſuchte und ſchaufelte, und ſetzte den Strauch auf das abgelegene Grab an der Kirchhofmauer. Im Sommer war in dem weiten friedlichen Raume keiner, der vollere und duftigere Roſen trug; aber gleichwohl ſah man vor und nach dem Gottesdienſte keine ſtillen Beſucher um denſelben ſtehen. Sie gingen ſchnell vorüber oder kehrten zurück, wenn ſie in die Nähe gekommen. Nur manchmal, wenn ſich die Menge verlaufen, kam von dem Grabe, auf dem der Name der Riedmüllerin auf einem glänzenden Schilde geſchrieben ſtand, ein bleiches Frauenbild herüber; bisweilen waren es auch zwei, von denen ſich jedes eine der blühenden Roſen brach. Ob die Beiden wohl nicht wußten, daß die Leute ſagten, in dem Grabe liege Einer, den der Diebsbann getötet habe? — Die Leute ſagten und glaubten dies, obwohl der Doktor, der den Geſtorbenen ein einziges Mal, am Morgen ſeines Todestages, beſucht hatte, erklärte, Jörg ſei an einer alten Kopfwunde geſtorben, die anfänglich zu raſch geheilt und nachher vernachläſſigt worden ſei, bis es zu ſpät geweſen. —

So verging der Sommer, der Winter kam und machte wieder einem Frühling Platz. Der dieſem folgende Sommer

war noch nicht ganz abgeblüht, als die Thäler herauf wieder wie vor zwei Jahren zahlreiche Kriegshaufen gezogen kamen. Diesmal galt es einen ernstern Kampf, die Auflösung des Sonderbundes. Auch in der einsamen Riedmühle fehlte es nicht an Einquartierung, und eines Abends rückte mit mehreren Gefährten der Hauptmann vom Zürichsee daselbst ein, der das stille Quartier noch immer nicht vergessen konnte. Aber er würde dennoch die bleiche Wirtin kaum wieder erkannt haben, wenn sie ihn nicht mit der nämlichen Stimme begrüßt hätte, deren Glockenton ihm einst so tief zu Herzen gegangen. Dieser nie vergessene süße Klang hatte die alten Hoffnungen bald wieder aufgeweckt, aber eine einzige vertrauliche Stunde reichte hin, sie für immer niederzulegen. Der Hauptmann wußte nun, warum die frische Jugendblüte Ameile's so schnell abgewelkt, und er mochte auch ahnen, warum der früher so kräftig heitere und gesprächsame Müller jetzt wortkarg und verschlossen einherging.

Diese Erfahrungen waren ganz geeignet, daß der Hauptmann eifriger als vor zwei Jahren seinen Dienstobliegenheiten nachging. Dies war wohl auch notwendig. Das kleine Piquet, das in der Mühle lag, hatte besondern Befehl, die einsamen Waldpfade im Auge zu halten, die über den bewaldeten Bergrücken von der Luzerner Grenze herabführten und zu geheimer Kundschafterei wie geschaffen waren. Eines Abends brachten die wachsamen Schützen einen Gefangenen nach der Mühle, der ihnen verdächtig vorgekommen war. Der Müller erkannte ihn trotz der Dunkelheit auf den ersten Blick; aber er kehrte sich rasch von ihm ab und ging davon. Es war der Hirtenfritz.

Der Gefangene wurde noch in der nämlichen Nacht über das Hard nach dem Hauptquartier gebracht. In seinen Bettelkleidern fanden sich geheime Briefschaften eingenäht, die nach Solothurn hätten gebracht werden sollen. In der Angst vor dem angedrohten Spionentode bekannte der Elende manche

Verbrechen, die er in frühern Jahren begangen, und erzählte dann auch, ſpäter den bürgerlichen Gerichten übergeben, wie er vor zwei Jahren in der Riedmühle einen Diebſtahl bewerkſtelligt habe. Eines Morgens, da er vor Anbruch des Tages die Gegend durchſtrichen, habe er die Leute zu einer Ausfahrt auf dem Hofe beſchäftigt geſehen und ſei ſchnell die Treppe hinaufgeſchlichen; aber in der Eile habe er nur von einem Schlüſſel, der in dem nächſten Kämmerchen neben dem Bette gehangen und der ihm ſeiner Größe wegen wichtig geſchienen, einen Abdruck genommen und ſei dann, da er das Geräuſch der Abfahrenden gehört, ſchnell davongegangen. Der Schlüſſel, den er ſich nach dem gewonnenen Bild ſelbſt verfertigt, habe, wie er vermutet, die Mühle geöffnet, und da ſei er auch in Geſellſchaft eines Gefährten, der einmal beim Bodenbauer Knecht geweſen, zweimal eingebrochen. Den Müller, der im Glauben, er könne durch geheime Kunſt das Geſtohlene wieder zurückſchaffen, ihm gleich anfangs die Sache mitgeteilt, habe er in ſeinem Verdachte auf den Oberknecht beſtärkt, um ſelbſt deſto ſicherer zu ſein.

Dieſes Geſtändnis wurde dem Riedmüller mitgeteilt und er ſelbſt dem Gefangenen gegenübergeſtellt. Der Hirtenfritz wiederholte ſeine Ausſagen mit allen Einzelheiten. Der Müller mußte halb bewußtlos aus dem Gerichtsſaale geführt werden, und am Abend brachte ihn ein langſam fahrendes Wägelchen nach Hauſe zurück. Er lag in heftigem Fieber, in ſeinem Irrſinne beſtändig nach Jörg rufend, der ihm doch die ſchwere Laſt von den Schultern heben ſolle; am Freitag woll' er ihm ja Ameile zur Frau geben. —

Als der Kranke nach Mitternacht einige Ruhe fand und eingeſchlummert war, kniete Ameile an ſeinem Bette nieder und dankte Gott mit inbrünſtigem Gebete, daß ſeine ewigwaltende Gerechtigkeit das lange Flehen erhört und endlich die Schmach von dem Grabe eines Schuldloſen abgewälzt habe.

Der Müller genas zwar unter der liebevollen Pflege ſeines Kindes von der langdauernden Krankheit, aber die frühere Lebenskraft konnte er nicht wieder gewinnen. Sein erſter Gang, den er mit Ameile über das Hard machte, ging nach der Kirche und auf das Grab Jörg's, über dem der Roſenſtock eben wieder ſeine erſten Frühlingsknoſpen trieb. Nicht weit davon hat der Lebensmüde endlich auch ſeine Ruhe gefunden.

Ameile hat bald darauf die Mühle einem Schweſterſohne ſeiner Mutter übergeben und ſich nur ein kleines Kämmerchen und einige ihm ſo lieb gewordene Blumenbeete des großen Gartens vorbehalten. Aber wie ſtill und zurückgezogen es auch lebt, iſt ſein Name doch allen Armen und Notleidenden in weiter Gegend wohlbekannt.

Der Lebensbaum.

(1857.)

Die ganze Stadt war durch einen tragiſchen Vorfall in lebhafte und teilnehmende Aufregung verſetzt worden. Landleute von den benachbarten Dörfern, die am frühen Morgen ihre Produkte zu Markte brachten, hatten erſchrocken erzählt, draußen am Rande des Waldes liege die Leiche eines Herrn, den ſie nach ihrer Meinung ſeit einiger Zeit auf den nach jener Richtung führenden Promenaden oder in den Straßen der Stadt zu Pferde geſehen hatten. Die zuſtändigen Behörden, die ſich ſofort nach der bezeichneten Stelle begaben, fanden die Ausſage leider beſtätigt. Nah' an der Straße, die am Waldſaume hinführt, von wo ſich eine entzückende Ausſicht über das in Maienpracht blühende Thal nach der Alpenkette eröffnet, lag in halbſitzender Stellung, an den Stamm eines blütenweißen Apfelbaumes gelehnt, die Leiche eines noch jungen Mannes, der erſt vor einigen Wochen zu einer äußerſt ehrenhaften höhern Militärſtelle nach der Hauptſtadt berufen worden. Mitten durch das Herz war eine Kugel gegangen. —

Natürlich ging die erſte Frage nach Urſache, Art und Weiſe des Unglücksfalles. An eine That durch Mörderhand konnte in dieſer menſchenbelebten, bis nahe an den Wald heran mit

zahlreichen Landhäusern bedeckten Gegend nicht gedacht werden; die Leiche lag in unverrückter, eleganter Kleidung, die Börse, Uhr und andere Schmuckgegenstände unberührt. Aber ebensowenig konnte man dem Gedanken an einen Selbstmord Raum geben. Der Verunglückte hatte bisher in wahrhaft beneidenswerten Verhältnissen gelebt. Aus einer in seiner Heimat angesehenen Familie, war es ihm in wenigen Jahren gelungen, sich durch hohe geistige Begabung und reiche Kenntnisse einen im ganzen Vaterlande hochgeachteten Namen zu erwerben. Nun eben vor Kurzem von einem längern Aufenthalt im Auslande zurückgekehrt, den er zur Erlangung fertiger Meisterschaft in seinem Fache gemacht, war er, wie gesagt, von der obersten Landesbehörde unter Verleihung eines hohen militärischen Grades zu einer seinen Neigungen durchaus entsprechenden Stellung auf die ehrenhafteste Weise berufen worden. Zu dieser äußerlichen Bedingung eines angenehmen Daseins trat eine Reihe der glücklichsten persönlichen Eigenschaften; eine wahrhaft männliche Schönheit der Gestalt, die mit aller straffen militärischen Sicherheit des Auftretens die zierlichste Geschmeidigkeit seiner Sitte verband; daneben ein hochbegabter, mit gründlichem Wissen ausgerüsteter Geist, den ein tiefpoetisches Gemüt mit jener steten Frische anhauchte, welche bevorzugte Menschen zum Lieblinge Aller macht, die mit ihnen in Berührung kommen. Also ein Überfluß von äußern und innern Gaben, die wohl zur berechtigten Freude an der süßen Gewohnheit des Daseins, nicht aber zum freiwilligen oder gar gewaltsamen Verlassen desselben auffordern.

Zur Erklärung des traurigen Ereignisses blieb somit nichts mehr übrig, als die Annahme eines Duelles, eine Annahme, die, durch den Umstand unterstützt, daß sich bei der Leiche keine Waffe vorgefunden, vom Publikum sofort als unumstößliche Wahrheit betrachtet wurde. Zwar gaben die eifrigsten polizeilichen Nachforschungen für diesmal keine nähern Spuren oder

Aufſchlüſſe; aber man weiß, wie unter Männern von Takt und höherer Stellung ein derartiges Geheimnis, wenigſtens auf lange Zeit, bewahrt werden kann. Die ärztliche Unterſuchung der Todeswunde ſtellte nur feſt, daß der Schuß in großer Nähe mußte abgefeuert worden ſein.

In einer Abendgeſellſchaft, in welche der Tote während der kurzen Dauer ſeiner Anweſenheit in der Stadt durch ſeinen genaueſten Freund am Orte einige Mal eingeführt worden war, war ſeit dem Vorfalle auch dieſer Freund noch nicht wieder erſchienen. Er hatte die Leiche nach der ziemlich entfernten Heimat ſeines Kameraden begleitet und war, wie man hörte, erſt ſeit geſtern von der traurigen Pflichterfüllung zurückgekehrt. Es war wohl begreiflich, daß in dem geſelligen Kreiſe ſeinem Erſcheinen mit großer Spannung entgegengeſehen wurde; vielleicht konnte man von ihm doch nähere Andeutungen oder Aufſchlüſſe erhalten, als ſie unter Umſtänden den Behörden gemacht worden.

Der Erwartete erſchien und wurde von der Geſellſchaft mit den herzlichſten Beileidsäußerungen über ſeinen ſchweren Verluſt empfangen. Nachdem er jedoch von dem ehrenvollen und glänzenden Begräbnis erzählt, das der Tote in ſeiner Heimat gefunden, mußte die Unterhaltung etwas ins Stocken geraten. Der Anſtand verbot, mit einer, wenn auch durch aufrichtige Teilnahme berechtigten, Neugier ſo früh hervorzudrängen, und doch war wieder Jeder zu ſehr mit Fragen beſchäftigt, deren Löſung er erwartete und wünſchte, als daß er ſich ungezwungen andern Gegenſtänden hätte zuwenden können. Dem Freunde konnte dieſe Stimmung nicht entgehen, und er fragte daher, was man ſich im Publikum über den Vorgang erzähle. Nach erhaltener Antwort ſagte er: „Ich begreife recht gut, daß Ihr von mir einige nähere Aufſchlüſſe erwartet, und in der That bin ich Euch dieſelben aus verſchiedenen Gründen auch ſchuldig. Für heute jedoch mögt Ihr mich der traurigen

Pflicht noch entbinden, muß ich mir doch ſelbſt vorerſt frühere Erinnerungen, Briefe und Mitteilungen, die mir erſt in dieſen Tagen in der Familie meines Freundes gemacht wurden, zu einem folgerichtigen Bilde zuſammenordnen."

Die Geſellſchaft war natürlich dankbar einverſtanden, und am nächſten Abend begann der Freund:

„Es thut mir wahrhaft leid, nicht ein beſſerer Erzähler zu ſein, und hiemit möchte ich keine leere Entſchuldigung ausgeſprochen haben, denn was ich Euch mitteilen werde, iſt ſo eigener Art, liegt ſo weit von unſerer alltäglichen Empfindungs- und Denkweiſe ab, daß ich wohl ſpüre, nur eine feine und ſinnige Darſtellung könnte dem Inhalte zu einer gebührenden Anerkennung verhelfen.

Der Oberſt, mein armer Freund, gehörte einer Familie an, die ſich bei aller patriarchaliſchen Einfachheit ihres Haushaltes neben den reichen induſtriellen Emporkömmlingen ſeiner Vaterſtadt durch ein gewiſſes, wie man meinte, ariſtokratiſches Etwas auszeichnete. Worin dieſes Etwas lag, das freilich konnte nicht ſo leicht geſagt werden; einmal in den politiſchen Anſichten der Männer gewiß nicht. Schwammen dieſe auch nicht immer mit dem ſchnell wechſelnden Tagesſtrome, ſo waren doch der Vater und bereits auch der ältere Bruder als entſchieden freiſinnige Männer bekannt, von denen man zudem wußte, daß ſie ſich um manche Dinge des wirklichen Volkswohles angelegentlicher bekümmerten, als viele Andere, die gerne das große Wort führten. Drum mochte ſich denn bei genauerer Betrachtung der demokratiſche Vorwurf wohl in eine perſönliche Lobrede umwandeln. Vater und Söhne waren hochgewachſene, bildſchöne Männer, denen ein ſelbſtbewußtes und imponierendes Auftreten angeboren ſchien; Mutter und Töchter waren an Adel der Geſtalt und Geſinnung der Männer getreues Abbild. So war es begreiflich, daß der kleinſtädtiſche, oft an Leib und Geiſt gleichverkümmerte Geldſack genug Ge-

legenheit zu haben meinte, ſich über die „ſtolzen“ Leute zu ärgern, die wie eine Baronenfamilie, allerdings in einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit, auf einem ſchönen Gute außerhalb der Stadt lebten. Gab die Gegenwart dennoch keine rechte Gelegenheit, das neidiſche Mißbehagen gegen die „Ariſtokraten“ auszulaſſen, ſo meinte man ſich durch die ſtets wiederholte Geſchichte der Abſtammung der Familie einigermaßen revanchieren zu können. Ich muß dieſe Abſtammung ebenfalls näher berühren, da in ihr der Grundton des ganzen Bildes angegeben iſt. —

Der Großvater des Oberſten war in ſeinen jüngern Jahren bei einer der Berner Patrizierfamilien, die damals in den ſogenannten Unterthanenländern noch patrimoniale Gerichtsbarkeiten beſaßen — Jägerknecht, nichts mehr und nichts weniger, nicht einmal Waldaufſeher: dabei aber ein friſcher, intelligenter Burſche, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte. Nun kamen damals die adeligen Gerichtsherren oft genug in Konflikt mit den herkömmlichen Landeseinrichtungen, durch welche ihre „oberherrlichen“ Befugniſſe vielfach beſchränkt wurden. So beſaß die Gegend, von welcher wir hier ſprechen, ein allgemeines Landgericht, dem der ganze Blutbann auch über die Patrimonialgerichtskreiſe zuſtand, und zu welchem daher der „Oberherr,“ ſo wurden die patriziſchen Gutsbeſitzer genannt, neben den Gemeinden ebenfalls einen „Beiſäßen“ zu ernennen hatte. Dieſes bäuerliche Landgericht war dem Oberherrn, bei dem des Oberſten Großvater im Dienſte ſtand, beſonders ein Dorn im Auge, und er ließ auch keine Gelegenheit vorbei, ſeine Stimmung deutlich zu erkennen zu geben. Als er daher wieder einmal einen Beiſäßen, mit welcher Würde ſonſt immer nur die angeſehenſten Landleute beehrt wurden, zu ernennen hatte, erwählte er — ſeinen Jägerknecht. Freilich konnte derſelbe weder leſen noch ſchreiben, welche Eigenſchaften zur Gültigkeit

der Wahl durchaus notwendig waren; aber bei den natürlichen Anlagen des jungen Jägers konnte dem Mangel schnell abgeholfen werden. Der Junker schickte ihn auf ein Vierteljahr zu einem Schulmeister nach dem schon damals als „Propheten-städtchen" bekannten Brugg, und nach Verfluß dieser Zeit war der Gerichtssäß fertig.

Wie es aber zu geschehen pflegt, der Mensch ist selten Herr der Folgen seiner Handlungen; der Stein, den er in Bewegung gesetzt, sucht beim Weiterrollen seine eigene Bahn. Der Junker hatte durch die Wahl seines armen Knechtes dem Landgerichte seine Geringschätzung bezeigen wollen; die Folge aber war die, daß er den mit einer landüblichen Würde bekleideten Mann nun auch in seinem eigenen Haushalte höher stellen mußte. Der einmal geweckte Wissenstrieb des talentvollen Jägers blieb nicht bei den Anfängen stehen, aber er schlug den nächstliegenden und natürlichsten Weg ein. So wurde des Obersten Großvater in wenigen Jahren ein für die damalige Zeit vorzüglicher Forstmann und bald war er unbeschränkter Verwalter der herrschaftlichen Güter, die noch bis auf den heutigen Tag durch ihre herrlichen Waldungen bekannt sind. —

War nun das freilich ein kurzer Stammbaum der „Aristokratenfamilie", über den sich der neidische Kleinstädter beluſtigte, so war dafür in dieser Familie die Vorliebe für Baum und Wald nur um so unversehrter als Erbteil verblieben. Der Vater des Obersten war schon im Anfange dieses Jahrhunderts bemüht, die Landesbehörden auf die Notwendigkeit einer verbesserten Waldwirtschaft aufmerksam zu machen, und wie Ihr wißt, ist auch der Bruder des Verstorbenen, obwohl er sich früher einem reinwissenschaftlichen Berufe gewidmet, später dem eingeborenen Familientriebe gefolgt und jetzt als hochverdienter Forstmann bekannt.

An dieſe Verhältniſſe mit ihren innern Bedingungen knüpft ſich das Verhängnis meines Freundes.

Ihr kennt wohl Alle den alten, noch immer weitverbreiteten Brauch, Kindern bei ihrer Geburt einen ſogenannten Lebensbaum zu ſetzen. Gedeiht das junge Bäumchen, ſchlagen die Wurzeln tief und ſchießt das Stämmchen in eine zweigreiche Krone, ſo kann die Elternfreude auf ein blüten- und fruchtbringendes Leben des Kindes hoffen; mag der Baum nicht gedeihen, ſtirbt er frühzeitig ab oder begegnet ihm irgend ein Unfall, ſo muß ſich auch die Sorge auf ein unglückliches Leben und frühzeitiges Grab bereit halten. Irre ich nicht, ſo behaupten die Gelehrten, dieſes gläubige Herkommen ſei eine unbewußte Erinnerung an die religiöſe Anſicht unſerer heidniſchen Voreltern, nach welcher das Menſchengeſchlecht aus einem Baume entſproſſen war. Gleichviel, nach dem früher Geſagten kann es kaum verwundern, daß dieſer Baum in der Familie des Oberſten noch eine eigentümliche Geltung hatte. Um den Lebensbaum des Vaters, der über einem kräftigen Stamme eine herrliche, breitäſtige Krone wölbte, ſtanden in dem parkähnlichen Garten im Kreiſe die vier Lebensbäume der Kinder, die prächtig, wie die ſtattlichen Söhne und das zu hoher Schönheit ſich entfaltende Töchterpaar, emporſchoſſen.

„Unter den Bäumen“, wie dieſe bevorzugte Stelle hieß, war denn auch ſo recht der trauliche Familientempel, in dem die Mußeſtunden verbracht und all' die kleinen rührenden Feſte und Ereigniſſe gefeiert wurden, welche Eltern- und Kindesliebe erſinnt oder herbeiführt. Die Krone des väterlichen Baumes wölbte ſich weit über die Raſenſitze, auf denen die Kinder ihre erſten Spiele ſpielten, auf denen ſie, größer werdend, der elterlichen Lehre und Mahnung horchten und ſich gegenſeitig als untrennbare Glieder eines geheiligten Bundes lieben und achten lernten. So blieb es auch, als der ältere Sohn ferne Schulen

bezog und die ältere Tochter ſich ebenfalls in die Ferne verheiratete. Da, „unter den Bäumen“, wurden ihre Briefe geleſen, wurde ihrer in gegenſeitiger Liebe gedacht und wurden allerlei Pläne und Hoffnungen auf einſtige Heimkehr und zeitweilige Beſuche aufgebaut.

Es liegt um dieſe Familienwinkel ein unnennbarer Zauber, und wer nicht die Erinnerung an einen ſolchen im Herzen trägt, iſt um ein ſchönſtes Erbteil des Kindesglückes gebracht. Der ältere Bruder kehrte endlich zurück, und es war nun die Zeit der Wanderung für den jüngern gekommen. Der Abend vor der Nacht, die ihn auf lange Zeit dem väterlichen Hauſe entführen ſollte, hatte die ganze Familie „unter den Bäumen“ verſammelt; auch die Schweſter war zum Beſuche gekommen. Es war ein herrlicher Maiabend. Durch die Bäume, die ſich ihre Kronen nun bald zu einem feſt zuſammenhängenden Blütendache entgegenwölbten, zitterte ein leiſer Lufthauch und wehte feine Blütenblättchen auf den Tiſch herab, auf dem das gemeinſame Abſchiedsmahl ſtand. „Die Blüten fallen,“ ſagte der Vater, die Stille mit bewegter Stimme unterbrechend und die Hand gegen ſeinen jüngſten Liebling ausſtreckend, „trage nun Du Sorge, daß Du einſt früchtereif wieder heimkehrſt.“ Der Jüngling kniete, das thränenſchwere Antlitz neigend, nieder, um den väterlichen Segen zu empfangen. —

Seit dieſem Abende waren ungefähr dritthalb Jahre vergangen, als auf das ſtiller gewordene väterliche Haus, das unterdeſſen auch die jüngere Tochter verlaſſen hatte, aus hellem Himmel ein zerſchmetternder Blitzſtrahl niederfiel. Die Nachricht kam, der Sohn, des Vaters Herzblume und der leuchtende Stern ſeiner Hoffnungen, habe die Akademie verlaſſen und — Handgeld genommen, nach Neapel.

Der ſonſt ſo ſtarke Mann ſank, als er die Botſchaft geleſen, ſchwindelnd zuſammen, und der Tod ſchien plötzlich die

kalte Hand nach ſeinem Herzen ausſtrecken zu wollen. Leicht erregbar, wie ſein Weſen war, hatte er ſonſt für unangenehme Eindrücke ſchnell einen lauten, aber damit zugleich beſchwichtigenden Ausdruck gefunden; dieſer Schlag war zu ſchwer und unerwartet, er mußte das Leben in ſeinem innerſten Nerv treffen. Dabei darf man nicht nur an den um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogenen Vater, ſondern eben auch an das Haupt einer Familie denken, die ein beſtimmtes Selbſtgefühl nie verleugnet und auf deren reinen Ehrenſchild nun plötzlich ein ſchwerer Makel geworfen war. Sicher wäre der Tod des Sohnes zehnmal leichter ertragen worden, als ſeine, wenigſtens in den Augen des Vaters, mit Schande begleitete Handlungsweiſe.

Am folgenden Tage ging der Gebeugte ſcheuen Blickes im Baumgarten umher, wo Arbeiter eben mit dem Reinigen und Lichten der Bäume beſchäftigt waren. Der Mann ſchien in der einzigen Nacht um Jahre gealtert zu haben; an den ſonſt ſo entſchiedenen und ſtolzen Lippen zuckten tiefe Falten herab, und das Auge glühte in einem Schimmer, der nur zu deutlich den heftigen Kampf zwiſchen tiefem Leid und ausbrechendem Zorn verriet. Längs der hohen Umfangsmauer war er auf ſeinem langen Gange an die Gruppe der Lebensbäume gelangt, von denen die letzten herbſtlichen Blätter niederwehten. An einer kleinen Bank lehnte ein Beil, das ein Arbeiter hier hatte ſtehen laſſen. Der Vater nahm es auf, prüfte nachdenklich deſſen Schärfe, und plötzlich fielen gegen den Lebensbaum des verlornen Sohnes raſche Hiebe, vor denen zuerſt die blätterloſen Zweige erbebten, der ſchlanke Stamm erzitterte und endlich krachend, wie mit einem brechenden Angſtſchrei, zu Boden ſtürzte. —

Als der ältere Sohn einige Stunden ſpäter den Vater aufſuchte, ſaß derſelbe auf dem gefällten Stamme, das er-

grauende Haupt in die Hand geſtützt, an der langſam eine Thräne nach der andern niederglitt.

Die erſte gewaltſame Aufregung hatte ſich gelegt, und bald kamen auch genauere Nachrichten, die geeignet waren, den unbedachten Schritt des Jünglings in milderem Lichte erſcheinen zu laſſen. Aus unbeſonnener Hochherzigkeit hatte er ſich in Verlegenheiten verſtrickt, denen er ſich im erſten Andrange nur durch ſeine verzweifelte That glaubte entziehen zu können. Das Alles trug wohl bei, den väterlichen Schmerz zu erleichtern; aber der erſte Schlag hatte zu tief getroffen. Der Mann hat ſich nie wieder recht erholt, und nach drei Jahren ging er aus der Welt, ohne ſeinen Sohn noch einmal geſehen zu haben. —

Dieſer hatte unterdeſſen Gelegenheit, den bittern Ernſt des Lebens in einer ſtrengen Schule kennen zu lernen. Es war natürlich, daß das rohe Söldlingstreiben den güterzogenen und gebildeten Jüngling hart berühren und ihm die Bilder des herzlichen und feingeſitteten Lebens im elterlichen Hauſe mit erhöhter, ſchmerzlicher Schönheit vor die Erinnerung zurückrufen mußte. Was waren dieſe ſtillen Lorbeerbüſche, der mit goldner Frucht geſchmückte Orangenbaum gegen die beſcheiden blühenden Lebensbäume, in deren Schatten einſt die ſüßere Frucht eines menſchlich ſchönen Daſeins gereift! —

Bei aller tiefempfundenen Reue über den betretenen Irrweg war der junge Soldat jedoch nicht aus dem Holze geſchnitten, das ſich in nutzloſem Grämen verkohlt. Er wußte, daß Geſchehenes nicht ungeſchehen gemacht, wohl aber die Folgen manchen Mißgriffs mit klarem Auge und feſter Hand aufgehalten werden können; und doch brauchte es lange, ehe er nach Hauſe ſchrieb. Dann that er es aber mit offener Reumütigkeit und männlicher Entſchiedenheit. Er ſagte, daß angeborne Neigung zum Soldatenſtande ihn mit zu dem unbedachten Schritte verleitet; daß er nun freilich vieles anders

gefunden, als er ſich's vorgeſtellt; aber gleichwohl werde er ſeine Zeit auf dem ſelbſtgewählten Poſten ausharren und durch williges Ertragen ſeines Geſchickes ſich der väterlichen Verzeihung würdig zu machen ſuchen.

Die Nachricht von dem Tode des Vaters erſchütterte jedoch tief die Standhaftigkeit des Soldaten, der ſich ſchnell Liebe und Achtung ſeiner Umgebung erworben, und wie ſchonend ihm auch dieſe Nachricht mitgeteilt worden, ging es wie ein geſpenſterhafter Schatten über ſein Herz, daß er ſelbſt die hauptſächlichſte Schuld an dieſem Tode trage. Unter dem ſchmerzlichen Seelenkampfe fing ſeine Geſundheit an zu leiden, und der Regimentsarzt, der dem jungen Manne herzlich zugethan war, ſah bald ein, daß da nur eine gänzliche Veränderung der Verhältniſſe Hilfe bringen könne. Seiner Verwendung gelang es denn auch, ſeinem befreundeten Patienten noch vor dem völligen Ablauf der Kapitulationsfriſt den ehrenvollen Abſchied zu erwirken.

Der junge Feldwebel trat die Heimkehr ins Vaterland mit ebenſo banger Traurigkeit als tiefer Sehnſucht an. Es war abermals eine duftende Maiennacht, als er vor dem Vaterhauſe anlangte. Das ihm ſo wohl bekannte eiſerne Gitterpförtchen, das durch den Garten führte, war nur angelehnt; Mitternacht war nahe, und über dem Hauſe, wo ſeine Ankunft noch niemand erwartet, lag es wie das ſtille Atmen tiefer Träume. Auf den Blütenbüſchen, aus denen ihm tauſend ſchmerzlichſüße Erinnerungen entgegenwinkten, wiegte ſich ein klarer Mondſchein, der bald freundliche, bald phantaſtiſch-ſchreckhafte Schattengeſtalten auf die ſtillbeglänzten Gründe niederwarf. Er ging langſam durch die gewundenen Wege, die noch immer, wie ehemals, mit feinem Sande beſtreut und mit zierlichem Buchsbaum eingefaßt waren. Alles war geblieben, als hätt' er's erſt dieſen Morgen verlaſſen; kein Strauch, kein Blumenbeet oder Raſenplätzchen fehlte, nur waren die Gebüſche hie

und da höher und breiter geworden, und wo bei ſeinem Scheiden ein dünnes Stämmchen geſtanden, bewegte ſich im Nachthauche bereits eine volle Blütenkrone. Es war ihm, als müßt' er jedes Blättchen grüßen, jeden Strauch ans Herz drücken und fragen: kennt ihr mich noch? Ich bin es ja, der ſich ſo oft an euch gefreut, ſo oft in eurem Schatten geſeſſen, geſpielt und geträumt, der ſich ſo oft nach euch geſehnt hat. Ach, es iſt ja nur ein ſchwerer Traum, der zwiſchen einſt und dieſer Nacht liegt, und mit dem aufgehenden Morgen wird er verſchwinden und Alles, Alles wieder gut und froh werden!

So ging er langſam, ſinnend und träumend, nach „den Bäumen". Er ſah die breite Blütenkuppe ſchon von weitem über das niedrige Buſchwerk emporſchimmern und unwillkürlich ſchlug er einen raſchern Schritt an, während das Herz mit ſchweren Schlägen an ſeine Bruſt pochte. Jetzt trat er aus dem buſchumrahmten Gange heraus auf den freien Raſenplatz. Er ſank mit einem lautloſen Gebete auf die Knie, während oben durch das zuſammengehende Blätterdach ein ſtärkerer Lufthauch rauſchte, wie ein banges Willkomm von unſichtbaren Lippen geſprochen. Von heiligem Schauer ergriffen, blickte der ſtille Beter aufwärts; da ſtand der Stamm des Vaters mit der breiten Ruhebank, ihm folgte der des Bruders und die Schweſterbäume; aber — das Auge durchlief die Reihe von Neuem, um mit verſchwimmendem Lichte nach der Stelle zu ſtarren, auf der ſich kaum fußhoch ein mit dünnem Mooſe bewachſener Strunk erhob. Da hatte einſt der eigene Lebensbaum geſtanden. —

Im erſten Morgendämmern fand ein alter Knecht des Hauſes ſeinen jungen Herrn mit feſtgeſchloſſenen Augen auf der Stelle liegen; ob es mehr Schlaf oder Ohnmacht der tief erſchütterten und erſchöpften Lebenskraft geweſen, wußte mein Freund ſpäter ſelbſt nicht zu ſagen." —

Der Erzähler ſchwieg eine Weile, in ſchmerzliches Sinnen verloren, ohne daß ihn einer der Zuhörer zu ſtören wagte. Endlich begann er wieder mit ruhigerer Stimme:

„Dieſe Szene ſteht ſo lebendig vor mir, als ob ich ſie ſelbſt erlebt hätte. Mein armer Freund hat mir die Eindrücke und Empfindungen dieſer Nacht der Heimkehr ſo oft geſchildert, daß ſie unvermerkt mein Eigentum geworden, freilich ohne daß ich jemals die letzte verhängnisvolle Folge derſelben ahnte. Jetzt liegt mir darin nur ein neuer Beweis, wie eng bei feinorganiſierten und ſinnigen Naturen ſich Ring an Ring der Erlebniſſe zuſammenſchließt und wie das Menſchenleben in Wahrheit einem Baume gleicht, der, aus der Wurzel emporſteigend, jedes Jahr ſeine Kreiſe höher anſetzt, für Blüte und Frucht aber ſeine notwendigen Bedingungen immer wieder in der Lage und Bildung der Wurzel ſuchen muß.

Die mit ſehnſuchtsvoller Eile ununterbrochen ausgeführte Heimreiſe und die gewaltſamen Eindrücke, die dieſer gefolgt, hatten die angegriffene Geſundheit meines Freundes aufs Tiefſte erſchüttert. Nach den erſten mütterlichen Umarmungen mußte er an jenem Morgen zu Bette gebracht werden, und der Arzt empfahl aufs Ernſtlichſte Ruhe und Vermeiden jeder Aufregung. Aber ſchon in den erſten Augenblicken des Alleinſeins verlangte der Heimgekehrte von dem Bruder zu wiſſen, wie und warum der verhängnisvolle Lebensbaum gefällt worden. Verweigert konnte die ſo entſchieden geforderte Auskunft nicht werden. Als der Bruder am Schluſſe ſeiner ſchonenden Mitteilung beifügte, wie den Vater die raſche That noch in ſeinen letzten Lebensaugenblicken beunruhigt, fuhr der Andere mit einer ſchnellen, ſchmerzlichen Handbewegung nach dem Herzen. Auf die erſchrockene Frage, was er habe, gab er zur Antwort: „Ach, es iſt nichts, es war mir nur, als ob da drinnen etwas zerriſſen oder geſprungen ſei. Es iſt ſchon

wieder vorbei, und nun will ich ein wenig ſchlafen; nicht wahr, mein Guter?“ —

Der geſchmeidigen und jeden Verluſt raſch ergänzenden Jugendkraft darf vieles zugemutet werden, und ſo erholte ſich denn unter der zärtlichen Pflege mein Freund körperlich und, wie es ſchien, auch gemütlich wieder auffallend raſch. Freilich kamen äußerlich ſehr günſtige Verhältniſſe dazu, die dieſe Geneſung befördern mußten. Man fand bald, daß der junge Mann ſeine Zeit nichts weniger als in einem unthätigen Gamaſchenleben vergeudet, daß er ſie vielmehr gewiſſenhaft zu weitgehenden und gründlichen militäriſchen Studien verwendet und nun neben einem geſetzten, frühgereiften Charakter einen Schatz tüchtiger Kenntniſſe nach der Heimat zurückgebracht habe. Daher eröffnete ſich ihm ſofort eine ehrenvolle Thätigkeit, durch die er, wie Ihr alle wißt, in wenigen Jahren zu allgemeiner und wohlverdienter Anerkennung gelangte.

Während dieſer Zeit lebte ich in ununterbrochenem Umgange mit ihm, und da konnte es mir denn freilich nicht entgehen, daß der Stern ſeines äußeren Glückes die Tiefen ſeiner Seele nicht zu erhellen vermochte. Sein Benehmen, wie ſein ganzes Weſen war ernſt, aber von einer eigentümlichen Liebenswürdigkeit, die Aller Herzen gewann, durchleuchtet; auffallender Weiſe wurde er gerade dann ſtiller, in ſich gekehrter und faſt menſchenſcheu, wenn Andere ſich mit dem aufwachenden Frühling ihres Daſeins beſondes zu freuen pflegten; wenn Maienlüfte und Blüten ins Freie lockten, dann ſuchte er gewiß mit einer Art banger Scheu die Einſamkeit eines abgeſchloſſenen Hofzimmers auf. Die Urſache dieſer krankhaften Erſcheinung war mir nicht verborgen geblieben; aber jeder Verſuch, dieſelbe zu heben, wurde mit einem milden, jedoch entſchiedenen Ernſte zur Ruhe verwieſen.

Schon im erſten Jahre nach ſeiner Heimkehr hatte ein durch Schönheit und Bildung gleich ausgezeichnetes Mädchen

einen tiefen Eindruck auf das Herz meines Freundes gemacht; bei den äußeren Verhältniſſen des Letzteren und deſſen perſönlichen Eigenſchaften war die Erwiderung einer kaum verratenen Neigung natürlich, und Alles ſchien ſich aufs Freundlichſte anlaſſen zu wollen. Mein Freund jedoch, der vielbeneidete, geriet von Tag zu Tag in eine immer lebhaftere, beängſtigende Unruhe.

Wir gingen durch die Abendſtille im duftenden Garten umher; er unſtät und haſtig, riß bald da, bald dort ein Blatt oder einen Blütenzweig herunter, um ihn zwiſchen den Fingern zu zerknittern. „Du biſt mir ein vollſtändiges Rätſel," ſagte ich, „das Glück bringt Dir mit einem Male entgegen, was Andere ſtückweiſe zuſammenſuchen müſſen und oft trotz aller Mühe nicht finden können. Mir iſt's, das Leben ſtehe wie einer dieſer blütenbedeckten Bäume vor Dir, und doch biſt Du nicht zufrieden, geſchweige denn dankbar." — Er blieb ſtehen, mich lange mit einem ſtill ſchmerzlichen Lächeln anſchauend. „Ja wohl," ſagte er endlich, mich bei der Hand faſſend, „gerade wie ein Blütenbaum; aber jetzt komm' nur mit mir." — Er ſchlug den Weg nach „den Bäumen" ein. Langſam, wie von einer bangen Scheu ergriffen, trat er an den kleinen, mit Moos bewachſenen Strunk heran. „Siehſt Du," ſagte er mit gepreßter Stimme, „das iſt das Symbol meines Lebens, und ſieht es nicht aus, wie ein ſchon verwitterter, mit dem Mooſe der Vergeſſenheit bedeckter Grabſtein? — Kannſt Du's leugnen? — Drum kommt's oft auch mit einer entſetzlichen Bangigkeit über mich, als ob ich gegen den Willen der ewigen Ordnung noch unter dem Lebenden weile oder als ob ein zweites Ich ſich da an den milden Sonnenſchein hereindränge, während mein urſprüngliches Sein längſt drunten in der ewigen Finſternis liege."

Über die Sonderbarkeit dieſer Worte lächelnd, zugleich aber von dem dumpfen Ernſte ſeiner Stimme erſchreckt, ſagte ich:

„Wie kannſt Du nur ſolche grillenhafte Träumereien mit einem ſo feierlichen Predigertone behandeln. Sage mir um Alles, was hat denn ein Sinnbild, und wär' es das ſinnigſte und treffendſte, ſo unmittelbar mit der Wirklichkeit, mit dem ihm doch nur durch unſere Vorſtellung verbundenen Gegenſtande zu ſchaffen? Oder warum ſteht denn der Baum Deines Vaters noch in voller Blüte da, während dieſer ſelbſt längſt im Grabe liegt?" — Das Wort war kaum über meine Lippen, als ich's auch ſchon bereute. Ich ſah, wie über ſein Geſicht ein leiſes Zittern glitt und er dann die Hand langſam nach dem Herzen erhob. — „Schweigen wir lieber über dieſe Dinge," ſagte er nach einer Weile wieder mit eigentümlich ſchmerzlichem Lächeln, das ſeinem männlich ſchönen Geſichte einen unbeſchreiblich rührenden Ausdruck gab; „für Wahrheiten, die nur in dem tiefſten Empfinden des Einzelnen exiſtieren, wird der grobe, nach dem Beifalle Aller trachtende Verſtand nie ein richtiges Wort finden. Gewiß aber beſteht zwiſchen dem Gegenſtande und dem Sinnbilde ein tiefgeheimer Zuſammenhang, der im innerſten Weſen der Dinge begründet iſt; die beiden gehören ja zuſammen, wie der Körper und ſein Schatten. Und da fällt's mir immer wieder ein, wie das Volksgemüt ſtets tiefer nach dem geheimen Bande, das die Dinge ſeit Ewigkeit bindet, geforſcht hat, als unſer abgegriffener Schulverſtand. Denke nur einmal an die Sagen von Menſchen, die ihren Schatten dem Böſen verkauft und damit dieſem ſelbſt anheimgefallen ſind! So Etwas wird mir innerlich klar, wenn ich einen blühenden Baum ſehe; dieſer Anblick mahnt mich immer an einen verloren gegangenen Teil meines Daſeins, an meinen Schatten, wenn Du willſt, der ſchon unterm Boden liegt, wohin ich darum ebenfalls gehöre, und daß ich nur widerrechtlich, gleichſam verkappt, um einer mich ſuchenden Gewalt zu entgehen, noch da droben umherwandle." —

So ungefähr ſprach er in einem überſtürzenden Strome teils ſinniger, teils den Verſtand verwirrender Worte und Bilder, zuerſt gegen mich gewendet, dann allmählich vor ſich hin, wie im Selbſtgeſpräche. Endlich kam er auf mich heran und faßte meine Hand. „Komm," ſagte er weich, „wir wollen gehen; aber ſprich nie mehr vom Baume meines Vaters, ich bitte Dich. Denn wer weiß, vielleicht muß derſelbe ſo lange ſtehen bleiben, als das teure Leben ſelbſt noch fortbeſtanden, wenn nicht die That eines gewiſſenloſen Sohnes dasſelbe — verkürzt hätte." „Aber um Gotteswillen," rief ich erſchüttert, „was machſt Du Dir für ſelbſtquäleriſche und ſündhafte Gedanken?" — „Beruhige Dich," erwiderte er leiſe, indem er mir an der Gartenpforte die Hand zum Abſchiede drückte; „Manches läßt ſich nicht mehr ändern, Manches kann wieder beſſer werden, wenn nur erſt einmal dieſe blühenden Bäume, die das Auge immer mit unwiderſtehlicher Gewalt anlocken, vorüber ſind. Ja, die quälen und beängſtigen mich! —"

Dieſe ſonderbare Unterhaltung löſte mir manches bisher Rätſelhafte im Weſen meines Freundes, und jetzt begriff ich auch die Beängſtigung, die ihn beim Gedanken an die Verbindung mit einem lebensvollen und hoffnungsfrohen Weſen erfaſſen mußte. Aber wie er nun einmal war, konnte nur von der milden Hand der Zeit Beruhigung und Geneſung gehofft werden.

Und wirklich, dieſe Hoffnung ſchien nicht getäuſcht werden zu ſollen. Wie er es vorausgeſagt, wurde er mit dem Abblühen des Frühlings ruhiger, und als erſt einmal die Blätter von den Bäumen ſanken und die ganze Natur ſelbſt nur noch als kahler Grabhügel ihres untergegangenen Lebens daſtand, ſchien er wieder zufrieden und froh, wie ich ihn einſt in glücklichern Tagen gekannt.

Als aber der Frühling wiederkehrte, brachte er in ſeinem Geleite auch das ſchon beſiegt geglaubte Unheil wieder mit,

nur von Jahr zu Jahr in bedenklicherm Umfange. Da hatte ich denn Gelegenheit, die Willenskraft anzustaunen, mit der mein Freund der Welt sein tiefes Weh zu verbergen wußte. Ich konnte mich oft der Thränen kaum erwehren, wenn ich sah, wie er durch die Klarheit seines Geistes, durch die Bestimmtheit und Energie seines ganzen Wesens spielend die formlosen Massen bewältigte und sie zu gegliederten Werkzeugen seiner Winke umschuf, während er selbst einem dunklen Dämon erlag, der dem bloßen Hausverstande so mühelos zu bewältigen schien.

Vor einigen Jahren nun bot sich dem Freunde, wie Ihr wißt, eine Gelegenheit zu erweiterter und rühmlicher Thätigkeit im Auslande. Er ergriff dieselbe ohne Zaudern, und obwohl ich ihn so ungern wie jeder seiner Bekannten aus der Nähe verlor, war ich doch der Einzige, der ihm sein Vorhaben nicht abriet. Ich ahnte zwar wohl, daß es nicht allein die Aussicht auf Ehre und Erweiterung seiner Kenntnisse war, was ihn zum zweiten Male aus dem Vaterlande trieb, ich war sogar überzeugt, daß er häufiger an einen frühen ehrenvollen Soldatentod als an eine einstige frohe Heimkehr dachte; aber ich hoffte, ein so vollständiger Wechsel aller Lebensverhältnisse könnte das kräftigste, vielleicht einzige Heilmittel für seine Leiden in sich schließen. Leider hatte ich mich schmerzlich getäuscht.

Die Briefe zwar, die er aus der Fremde schickte, hätten den Unbefangenen nie ahnen lassen, wie oft die Hand, die diese festen Züge schrieb, in bangem Schmerze erzitterte; es waren die Briefe eines Mannes, der mit ruhigem, klarem Blicke Menschen und Verhältnisse beurteilte, eines thatenlustigen Soldaten, der sich nach dem Kriegsschauplatze sehnte und über die Hindernisse seinen Mißmut ausließ, die diesem Wunsche entgegentraten. Ein einziges Mal schrieb er mir, daß er bei dem Klimawechsel bisweilen ein verstärktes Herzklopfen verspüre, das ihm auf Augenblicke die gewünschte Thätigkeit er-

ſchwere; die Gewohnheit werde ſich indeſſen auch da als beſten Arzt erweiſen. Dieſe ſcheinbar leicht hingeworfene Bemerkung war hinreichend, mich über das wahre Sachverhältnis aufzuklären, und im nächſten Briefe riet ich dringend zur Heimkehr.

Die Umſtände, die bald darauf im Vaterlande eintraten, unterſtützten meinen Rat aufs Kräftigſte, indem ſie meinem armen Freunde die Hoffnung gewährten, in der Heimat vielleicht finden zu können, was er im Auslande vergeblich geſucht — den Tod auf dem Schlachtfelde. Wie dieſe Hoffnung durch das Friedensbedürfnis der Welt vereitelt worden, wiſſen wir.

Bei dem mit Sehnſucht erwarteten Wiederſehen meinte ich denn ſelbſt meine Befürchtungen übertrieben zu haben; er ſah jünger und friſcher aus als vor einigen Jahren beim Abſchiede; über ſo manche geſcheiterte Hoffnung ſprach er ſich mit reſigniertem Gleichmute aus und von ſeinem Herzübel behauptete er, daß es ihn faſt gänzlich verlaſſen habe. Freilich, es war noch Winter; aber auch als mildere Tage kamen, als Zweig und Buſch in grüne Triebe ſchoß, ſchien er ſich gleich zu bleiben und mit ungeſtörter Kraft den Pflichten ſeiner neuen Stellung obzuliegen.

Um ſo mehr erſchrak ich, als wir, vor einigen Abenden vergnüglich von einer bevorſtehenden Geſchäftsreiſe plaudernd, durch die Alleen längs dem Fluſſe hingingen und er nach einigem Schweigen plötzlich ſagte: „Im Süden konnte ich's nicht aushalten, weil das Blühen das ganze Jahr nicht aufhören wollte; nun aber kann man auch hier mit dem Dichter ſagen: „Das Blühen will nicht enden“ — und enden ſollte es doch, „wer weiß ſonſt, was noch werden mag“, wie es im nämlichen Gedichte heißt.“

Tief beunruhigt, aber ungewiß, was ich ſagen ſollte, that ich, als ob ich dieſe Worte nicht beachtet, und trat bald mit ihm in eine Geſellſchaft. Er ſchien etwas ſtiller als gewöhnlich, aber nicht düſter, wie ich ihn früher oft geſehen. Als

wir durch die ſtillen Straßen nach Hauſe gingen, ſagte er: „Weißt Du auch, daß heute der Jahrestag meiner Heimkehr aus dem erſten Dienſte iſt? — Wie der Menſch alt werden kann — zwölf Jahre — halt, nein dreizehn — eine verhängnisvolle Zahl. Es war eine Nacht wie heute, ſo ſtill und mild — ich werde ſie nie vergeſſen.“

Ich begleitete ihn bis an die Thüre ſeiner Wohnung. Er gab mir ruhig, wie gewöhnlich, die Hand und ſagte: „Schlaf wohl, mein Lieber, es iſt eine herrliche Sache um den Schlaf.“

Er hat ihn in dieſer Nacht gefunden, den Schlaf, nach dem er ſich wohl lange geſehnt und aus dem ihn kein ſchwerer Traum mehr aufſchrecken wird. Was dieſem Finden vorausgegangen, haben die ſtillen Sterne oder der über der blühenden Welt aufgehende Morgen geſehen. Ich ſelbſt kann nur noch wiederholen, was drei Tage ſpäter an ſeinem Grabe geſprochen worden: „Das Vaterland hat einen ſeiner beſten Söhne verloren.“

L1 gem. 16475

Vb 4567

Gesammelte Erzählungen

von

Jakob Frey.

XI. Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aarau
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.
1897.

Inhalt.

	Seite
Das Schwert-Erbe	1
Das Vaterhaus	126
Der Statthalter	152
Drei Freunde	241
Der ausgezogene Schuß	310
Die Lieblingskatze	334
Einsame Leute	346
Zweierlei Bekenntnis	361

Das Schwert-Erbe.

(1861.)

I.

Es iſt ein gar eigenes Thun, ſo um Mitternacht wachend auf ſeinem Lager zu liegen und in die ſtillſchlafende Welt hinauszuhorchen. Zuerſt vernimmt das Ohr nichts, als etwa das Ticken der Wanduhr oder das Rauſchen des Brunnens draußen vor den Fenſtern; aber allmählich wird es rings herum lebendig von unzähligen Stimmen, von deren Daſein wir zu einer andern Stunde keine Ahnung gewinnen könnten. Hart neben uns in der Wand bohrt ein unſichtbares Geſchöpf ſich ſeine Wohnung mit mannigfachen Winkeln und Gangwindungen; bisweilen hält es inne, vermutlich um auszuruhen von der Anſtrengung, denn wenigſtens verrät der veränderte Ton, daß ein neuer Arbeiter das Werk aufgenommen hat. Und nicht lange, ſo macht ſich ein dritter, ein vierter bemerkbar, bis wir uns bald in der Nähe einer ganzen Armee unermüdlich thätiger Weſen wiſſen. Aber ſein Bewenden hat es noch immer nicht damit; vielmehr erhebt ſich nun ein Wehen und Flüſtern vor den Fenſtern, im Gemache und durch das ganze Haus, als ſprächen tauſend leiſe Zungen durcheinander, um die verborgenſten Gedanken unſerer Seele in traumartigem Vorübergleiten aufzuwecken. Und das gelingt ihnen auch, dieſen Stimmen;

denn während das äußerliche Auge mit Nacht bedeckt wird und sich vergeblich anstrengt, zu den Wahrnehmungen des Ohres Gestalten und Körper zu finden, ist plötzlich das innerliche Auge erwacht, das mit einem Blicke lange Jahre der Vergangenheit überschaut und, dadurch gestärkt, sich bemüht, die verhüllt anschwebenden Bilder der Zukunft festzuhalten.

Mit solch stillem Thun war in einer Vorfrühlingsnacht des Jahres 1653 der Junker Ulrich von Hallwyl beschäftigt. Vor kaum einer Stunde noch hatte das laute Geräusch einer frohen Gesellschaft das Schloß erfüllt; aber jetzt war es still geworden, und der Junker horchte mit einer eigentümlichen Empfindung behaglichen Grauens einem wehenden Hauche, der wie ein einziger, langanhaltender Atemzug durch die Gemächer und hohen Gänge zog. Über den Hof herüber ertönte der dumpfe, einförmige Pendelschlag der Schloßuhr, und von unten herauf kam der Klang der leise sich brechenden Wasser des kleinen Flusses, der die Türme und Vormauern des Schlosses wie ein natürlicher Graben umzieht. Sonst allerwärts die tiefe Stille, durch welche sich das Treiben der winzigen, nachtarbeitenden Tierwelt vernehmen läßt. Der Junker hatte schon lange auf dasselbe hingehört, als er plötzlich den Kopf vom Kissen erhob, wobei der matte Lichtschein der Nachtlampe, der auf sein Gesicht fiel, den deutlichen Ausdruck eines leichten Erschreckens erkennen ließ. Er blieb in horchender Stellung eine geraume Weile halb emporgerichtet, indem er das Ohr geräuschlos näher an die braune Täfelwand heranbrachte. „Es ist so — eine Totenuhr," sagte er endlich mit halblauter Stimme und den Kopf wieder zurücklegend; „die käme jetzt doch etwas ungelegen, wenn ihr Klopfen mir gelten sollte; vielleicht hat sie der Lichtschein in die Nähe gelockt." Mit diesen Worten hauchte er das matte Flämmchen aus und schloß leiser: „Nun ist's auch Zeit zum Schlafen, denn morgen wird's früh genug laut werden."

Aber der Schlaf, der launiſche Herrſcher der Nacht, wollte ſich dem Wunſche nicht fügſam erzeigen, und der Junker mußte unwillkürlich auf's Neue dem leiſen Pochen horchen, das in kurzen, doch deutlichen Schlägen in der Wand nebenan vernehmbar wurde. Er begann dieſe Schläge nachzuzählen, halb in ernſthafter Abſicht, halb in der Hoffnung, an der einförmigen Beſchäftigung den Weg zum Schlummer zu finden; aber der letztere blieb aus, und dafür kam ungerufen ein Schwarm von Gedanken und Erinnerungen, die, bald in raſchem Fluge, bald langſam, wie zu genauer Prüfung ſich vor den Schlafloſen hinſtellend, an ſeinem innern Blicke vorüberzogen. Vorerſt kam mit aller Klarheit, als wäre es geſtern geweſen, das Bild jenes Tages, an dem der Junker, kaum dem Knabenalter entwachſen, draußen im Schloßhofe noch vom Sattel herab von Vater und Mutter Abſchied genommen, um in Frankreich die Pflichten eines Soldaten und zugleich die Sitten ritterlichen Hoflebens, wie ſie dem Sprößlinge eines der älteſten Adelsgeſchlechter Europa's gebührten, zu erlernen und ſich anzueignen. Es waren nun fünfzehn Jahre vergangen ſeit jenem Tage; aber was hatten ſie in ihrem Schoße mitgebracht, und wie war Alles ſo ganz anders geworden, als Wünſchen und Hoffen vorgeſpiegelt! — Der alte Freiherr, an jenem Abſchiedstage noch eine hohe, ritterliche Geſtalt in der vollſten Manneskraft, hatte ſein Schloß wenige Jahre nachher ſchon verlaſſen, um für alle Zeiten eine enge, dunkle Wohnung in der Erbgruft neben ſeinem Ahnherrn, dem Helden von Murten, zu beziehen; der Sohn aber empfing die Todesnachricht nicht am königlichen Hoflager in Paris, ſondern erſt lange Zeit ſpäter im fernen Böhmenlande, gerade in dem Augenblicke, als die Trompeten ihn aufforderten, mit ſeinem Fähnlein ſchwediſcher Reiter den Feind zu attaquieren. Als er den Boten, der ihn lange vergeblich in den unſteten Heerlagern geſucht, angehört hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen,

die ſich in einem zitternden Schleier verdunkeln wollten, zog dann ſeinen langen Reiterdegen und rief mit dröhnender Stimme: „Hie Hallwyl — vorwärts Kinder!“ — Damals, im Sturme eines wildbewegten Soldatenlebens, in dem der Fuß bei jedem Schritte an eine Leiche ſtieß, ließ ſich auch der Tod eines Vaters leichter verſchmerzen; aber nun ſeit den wenigen Tagen der Heimkehr war derſelbe dem Junker in ganz unerwarteter Weiſe ſchwer aufs Herz gefallen, und oft ſchritt er langſam durch die Gänge des Schloſſes, die Wendeltreppen hinauf oder über den Hof hinaus, bis er plötzlich ſtehen blieb, die Augen zu Boden ſchlug und leiſe vor ſich hin ſprach: „Ulli, was treibſt Du da — er iſt ja doch tot, wohl bald zehn Jahre lang.“ Es mochten aber außer dem durch die Heimat wieder friſcher geweckten, kindlichen Gefühle noch andere Gründe mitwirken, die dem Junker Ulrich den Tod des Vaters ſo nahe rückten — Gründe, über die er ſich indeſſen nicht einmal klare Rechenſchaft abzulegen wagte. Als zweitgeborner Sohn hatte er niemals daran gedacht, Erbe und Stammhalter des alten Heldengeſchlechtes zu werden, zumal ſein kaum um ein Jahr älterer Bruder nicht nur ein ſtattlicher, ſchmucker Jüngling war, ſondern ſich auch ſeit Jahren fern von den Gefährden des Kriegslebens unter dem friedlichen Schutze des einſam gelegenen Schloſſes befand; doch nun ſeit einem Jahre, gerade von der Zeit an, mit welcher er der Freifrau im Regimente der immer noch anſehnlichen Herrſchaft hätte folgen können, zerſtörte eine ſchwere Gemütskrankheit das Mark ſeines Lebens, das er, in eine wohlverwahrte Kammer eingeſchloſſen, in kaum menſchenähnlicher Weiſe dahinſchleppte. Der Bruder hatte den Heimgekehrten, an dem er in jüngern Tagen mit ſo warmer Anhänglichkeit gehangen, nicht wiedererkannt und ihn mit einem Blicke angeſchaut, in dem der Glanz des einſt ſo feurigen Geiſtes längſt zu einem nebelhaften Flimmer verblichen war. Über Urſache und An-

ſang dieſer trüben Erſcheinung hatte Herr Ulrich ſeine Mutter noch nie genauer zu befragen gewagt; er wußte ſelbſt nicht recht, waren es die dunklen Gerüchte, die er noch in der Fremde darüber vernommen, welche ihn davon abhielten, oder war es das ſtolze, ſtrengverſchloſſene Weſen der Freifrau, das ihm bisher den Mut des Vertrauens benommen hatte. Er war doch ſonſt wohl gewohnt, dem grimmigſten Feinde feſt ins Antlitz zu ſchauen; aber wenn ihn nun die eigene Mutter mit ihren kleinen, dunklen Augen ſo ſeltſam anblickte, nicht als wollte ſie Liebe in ſeinem Herzen ſuchen, ſondern eher eine verworrene Empfindung entdecken, die im tiefſten Grunde ſeiner Seele ſchlummern mochte, dann mußte er die Blicke niederſchlagen, und auf der Zunge erſtarb das warme Wort, das ſich herangedrängt hatte. — Herr Ulrich atmete ſchwer auf, als er in der nächtlichen Stille dieſe Dinge bedachte, und mit einer Art wehmütiger Enttäuſchung ſprach er in ſich hinein: „Pah, wie Manchen hab' ich ſchon vom Sattel gehauen, der ſein letztes Stündlein noch nicht herbeigewünſcht, und an wie manchem Weibe bin ich, ohne mich umzuſehen, vorübergeritten, das ſchreiend und jammernd ſich auf einen Toten warf — was hätte da all' mein Mitleid nützen und helfen mögen; aber irgendwo will der Menſch ein Flecklein haben, auf dem er erwarmen kann, das hab' ich längſt geſpürt. Doch hier bei meiner Frau Mutter wird das nimmer gehen." An dieſe Vorſtellung ſchloß ſich ein brütendes Sinnen, das lange mit ſcheuem Taſten an den dunklen Pforten der Zukunft hin- und wiederging, bis es plötzlich wieder mit einer Erinnerung aus den letzten Tagen zuſammentraf. Der Junker war nämlich bei ſeinem Heimritte durch das Frickthal herauf vor einer kleinen Schenke abgeſtiegen, um einen Trunk des lange nicht mehr gekoſteten Landweines zu probieren, als ein wanderndes Zigeunerweib die Straße kam und ihn um eine Gabe anſprach. In der fröhlichen Vorausſicht, noch vor dem Abend das väter-

liche Schloß erreichen zu können, ging er ſie mehr im Scherze, als im Ernſte um eine Prophezeiung an mit der Frage: ob ihm auf ſeiner langen Fahrt noch manch ein Abenteuer begegnen werde? Das Weib ſchaute ihm mit großen, dunkelglänzenden Augen keck ins Geſicht und antwortete: „Eure Reiſe dauert noch länger, Herr, als Ihr denkt, und ein Abenteuer wird nicht auf ſich warten laſſen.“ Durch den zuverſichtlichen Ton dieſer Antwort beluſtigt, rief der Junker: „Nun, wenn Du das weißt, ſo wirſt Du auch noch Weiteres wiſſen; was kannſt Du mir von dem feinen Lieb ſagen, das auf mich wartet?“ Die Zigeunerin faßte die Hand des Fragenden, prüfte lange und unter manchem bedenklichen Kopfſchütteln die Linien derſelben und ſprach dann in fremd anklingendem Accente halb ſingend einige Verſe, auf die ſich aber der Junker ſchon in der nächſten Stunde durchaus nicht mehr zu beſinnen vermochte. Anfänglich waren ſie ihm eben als einer jener krauſen Orakelſprüche vorgekommen, die abſichtlich jedes Verſtändnis ausſchließen, und deshalb hatte er darauf auch nicht weiter Achtung gegeben; aber als er und ſein Begleiter, ein armer franzöſiſcher Edelmann und entfernter Verwandter der Freifrau, die Höhe des ſteilen Saumpfades über die Staffelegg erreicht, bemerkten ſie zu ihrem nicht geringen Verdruſſe, daß ſich die beiden Pferde übertreten haben mußten und heute, ohne dauernden Schaden zu nehmen, kaum noch nach dem nahen Städtchen Aarau hinabzubringen waren. Während die Reiter nun ihre Tiere langſam am Zaume den Pfad abwärts führten, ſagte der Junker, das verdroſſene Schweigen unterbrechend, zu ſeinem Begleiter: „Die Hexe hat doch recht gehabt; das Abenteuer ließ nicht auf ſich warten, und unſere Reiſe dauert länger, als wir erwarteten, da wir heute noch einmal fremde Nachtherberge beziehen müſſen. Aber was hat ſie mir denn noch weiter prophezeit — ich hab' es rein vergeſſen.“ Der Franzoſe wollte ſich ebenfalls nicht an den Spruch erinnern,

und der Junker hatte die Tage her manchmal unwillkürlich daran zurückdenken müſſen, ohne daß es ihm möglich geworden wäre, die Worte oder auch nur deren ungefähren Sinn wiederfinden zu können. Aber jetzt, da ihn ſein trübes, mitternächtliches Sinnen auf den Vorgang zurückführte, ſtand der Spruch durch eines jener geheimnisvollen Geiſtesſpiele, die uns längſt Vergeſſenes oder früher blos Geahntes plötzlich mit bleibender Klarheit vor die Seele zurückführen, unverſehens ebenſo deutlich in ſeinem Gedächtniſſe, als wär' er in Feuerſchrift an der Wand vorüber aufgezeichnet:

Der Junker findet Lieb' allein
Mit blutigroter Todespein,
Wo ſeines Hauſes Ehr und Wehr
Schon hundert Jahr und manchen Tag
In Dunkelheit verborgen lag.

Herr Ulrich hob, als er ſich dieſe Worte leiſe, aber langſam und deutlich vorgeſprochen, den Kopf ebenſo raſch vom Kiſſen empor, wie vorhin, da ihm das Pochen der Totenuhr erſchreckt. „Des Hauſes Ehr und Wehr in Dunkelheit verborgen" — murmelte er; „ſollte das fahrende Weib von meinem armen Bruder wiſſen, von dem ich auch nicht begreife, wie ihn die eigene Mutter im dunkelſten Kämmerlein, gleich einem namenloſen Verbrecher, verſchließen konnte? Aber nein, es kann doch nicht ſein — oder was ſollten die hundert Jahre und das übrige Gerede damit zu ſchaffen haben — müßiges Wortgeklimper, nach dem ich thöricht und nutzlos genug im Gedächtniſſe herumgegrübelt. Gleichwohl —." Er konnte den Faden des neuen Gedankens nicht weiter ſpinnen; denn im Augenblicke drang vom Turmgemache herab ein ſo ſchreckhaft jammervoller Klageton durch die Stille, als wäre der letzte Hilferuf eines mit dem Tode ringenden, lebendig Begrabenen erklungen. Herr Ulrich horchte dem Tone, bis er durch die

langen, hallenden Gänge verſchollen war; dann fiel er mit dem leiſen Ausrufe „armer Konrad“ auf ſein Kiſſen zurück.

II.

Der bange Wehruf war nicht innerhalb der langen Gänge und hohen Gemächer des Schloſſes verhallt; er war weit weg über die Hofmauern hinausgedrungen in die von ſchwerziehenden Wolken umfangene Mitternacht und hatte auch dort ſein Echo gefunden. Zur ſelben Zeit nämlich ſtanden an dem Kreuzwege, den die zum Schloſſe führende Lindenallee mit der ſeitwärts ziehenden Thalſtraße bildet, zwei dunkle Männergeſtalten in leiſem, aber eifrigem Geſpräche verloren. Sie hatten, von dem mächtigen Stamme, an den ſie ſich lehnten, halb verborgen, ſchon hier geſtanden, als noch der Lichterglanz und der frohe Lärm der Geſellſchaft vom Schloſſe herabdrang, und ſchienen, nachdem es ſtille geworden, noch weniger an ein Weitergehen zu denken, als es bisher geſchehen. Wenn die Mondſichel zwiſchen den ziehenden Wolken hervor einen falben Schein durch die blätterloſen Äſte der Linde an dem Stamme herabgleiten ließ, zeichneten ſich die Zwei etwas deutlicher ab von dem dunklen Hintergrunde; doch war mehr nicht zu erkennen, als daß es große, in Mäntel gehüllte Geſtalten waren. „Es iſt alſo Dein völliger Ernſt,“ ſagte nun der Eine, „Du willſt nichts mit der Sache zu ſchaffen haben, Schloßbauer, obwohl Du auch dieſen Augenblick wieder geſehen haſt, wie ſie herrlich und in Freuden leben und jetzt nur ausruhen, um morgen von Neuem anzufangen? Die freſſen unſern Speck, ohne uns eine einzige Schwarte übrig zu laſſen.“ — „Ich habe Dir meine Meinung klar geſagt,“ erwiderte der Angeredete, „meine Beſchwerden und Sorgen ſind nicht geringer, als die Deinigen, manche wohl größer und berechtigter; aber ich will mich darum nicht in ein Ding einlaſſen, von dem Keiner weiß, wie und

wo es ein Ende nehmen ſoll.“ — „Ja, ja, Deine Meinung iſt deutlich,“ entgegnete der Andere nicht ohne einen Ausdruck des Hohnes, „der Schloßbauer kennt das Ende des Herrendienſtes beſſer, als ſelbſt den Anfang der Sache geringer Leute; doch weiß er trotz all ſeiner Klugheit auch nicht, wo die Fuchsjagden des neuen Herrn aufhören werden.“ — „Nein, das weiß ich nicht,“ erwiderte der Schloßbauer ruhig; „dafür aber weiß ich, daß die Fuchsjagden auch nicht mit mir anfangen — das kann ich Dich verſichern, Riedlinger.“

„Wie meinſt Du das . . . Du willſt dem Befehl keinen Gehorſam leiſten?“

„Je nachdem,“ lautete die ruhige Antwort auf dieſe raſch und mit lauter Stimme geſtellte Frage, „je nachdem man mich ſucht, werd' ich mich finden laſſen; handelt es ſich um eine bloße Freundlichkeit für den heimgekehrten Junker Ulrich, ſo haben meine Knechte jetzt wohl Zeit, ein paar Tage herumzuſtreifen. Sollt's etwas Anderes ſein, ſo weiß jedermann, daß der Schloßbauer ſo gut wie ſein Vater Nußbaumer heißt.“

„Bei meiner armen Seele,“ lachte der Andere, „da haſt Du viel Neues geſagt, und ſchad' iſt's nur, daß Du nicht Schloßſchreiber geworden biſt; doch hätt' Dein Alter, wie ich ihn gekannt, auch ohne das begriffen, daß man Freundlichkeiten nicht befiehlt und verlangt, wie eine Stockbuße.“

Der verletzende Ton dieſer Worte konnte ſeine Wirkung nicht ganz verfehlen, und der Schloßbauer rückte ſeinem Nachbar raſch etwas näher, offenbar in der Abſicht, ſeiner Antwort einen verſtärkten Nachdruck zu geben; aber noch bevor er den Mund zu derſelben geöffnet, rauſchte ein Windzug durch die blätterloſen Zweige des Baumganges, und, von ihm getragen, erſcholl jener Klageruf vom Schloſſe her mit ſo unheimlichem Klange, daß ſelbſt der Riedlinger zuſammenfuhr und in kurzem Satze zurückſprang von ſeinem Standorte. „Was war das?“

flüſterte er nach einer atemloſen Pauſe, „mir war's, es ſei da von den nächſten Bäumen herabgekommen.“

„Sei's, was es wolle,“ erwiderte der Schloßbauer mit gedämpfter Stimme; „gewiß iſt's ein Zeichen, daß wir ſchon zu lange hier verweilt haben. Gute Nacht, und überleg' Dir's noch einmal, Riedlinger!“ Mit dieſen Worten trat er aus dem dichtern Dunkel des Baumganges auf die Straße hinaus, überſchritt dieſelbe und betrat einen breiten Wieſenplan, ohne ſich nach einem beſondern Pfade umzuſehen.

Der raſch Dahinſchreitende mußte indes ſeinen Weg genau kennen; denn in kurzen Pauſen überſprang er, ohne einen Augenblick mit ſeinen Schritten prüfend zu zaudern, mehrere lautlos fließende Waſſergraben, die das Auge in der Dunkelheit nicht hätte zu unterſcheiden vermögen. Als Zielpunkt diente ihm ein Rauſchen, das aus einiger Entfernung immer vernehmbarer herüberdrang, bis mit einem Male ſich auch die Nacht erhellte und ein bleicher Mondſchein über die braunen Wieſengründe herabſchwamm. Am untern Ende derſelben erhob es ſich in ſchattenhafter Dämmerung weit und groß, bis allmählich immer deutlicher hohe braune Kuppen und dazwiſchen langgeſtreckte Firſten erſchienen. Als der einſame Nachtwandler nahe genug gekommen war, um an den verſchiedenen Gebäulichkeiten ſelbſt Fenſter und Thüren unterſcheiden zu können, blieb er einen Augenblick ſtehen, wendete ſich eine kleine Strecke zur Seite und ſchwang ſich hier über eine niedrige Hofmauer. Dem vorſichtigen Aufſprunge folgte augenblicklich das dumpfe Knurren eines Hundes, das aber ebenſo augenblicklich wieder verſtummte, als der Mann erſt einmal innerhalb der Mauer ſtand. „Es iſt Alles zur Ruhe,“ ſagte er leiſe, durch das Rauſchen des Waſſers hinhorchend, das hinter der dunklen Häuſergruppe hervordrang, „und das iſt mir diesmal lieber, als wenn noch Einer ſeiner Arbeit nachginge, ob's auch zu früh iſt für die Mühle.“ Drauf horchte er nochmals nach allen Seiten hin,

wehrte dem gewaltigen Hofhunde ab, der wie neugierig fragend mit ſeinen Vorderpfoten an ihm emporgeſtanden war, und ſchritt dann leiſe einem kleinen Gebäude zu. Es war das kleinſte unter den übrigen vier oder fünf herumſtehenden und ſchien nicht einmal ein Fenſter zu haben. Der großgewachſene Mann mußte ſich bücken, als er unter das nur wenig vorſpringende Dach trat, und hätte er die Arme ausgebreitet, ſo würde er faſt im Stande geweſen ſein, die Vorderſeite des Hüttchens ihrer ganzen Länge nach umſpannen zu können. Dagegen beſtand dieſelbe aus maſſivem Steinmauerwerk, und an der einzigen Thür hing an einer dicken eiſernen Stange ein ſchweres Vorlegſchloß herab. Der Schloßbauer ſpähte noch einmal nach allen Seiten aus; dann aber ſchob er raſch die Eiſenſtange zurück, drückte mit beiden Händen auf das Schloß, und die Thüre ging augenblicklich von innen auf, einen mit ſchwarzer Finſternis angefüllten Raum hinter ſich zeigend, in den der Mann ohne Zaudern hineintrat und die Thüre ebenſo raſch wieder zudrückte.

In der undurchdringlichen Nacht blieb er eine geraume Weile ſtehen, wie von geheimer Ehrfurcht erfüllt, bevor er Stahl und Stein aus ſeinem Mantel hervorzog, Feuer ſchlug und eine von der Decke herabhängende Lampe anzündete. Die anfänglich unſichere Flamme derſelben ſchien Minuten lang einen ſchweren Kampf mit der eingeſchloſſenen Finſternis kämpfen zu müſſen; aber allmählich erhellte ſich der Raum, ohne jedoch etwas anderes zu zeigen, als die nackten Mauern eines kleinen Gewölbes, in deſſen Mitte unter der an einer Kette hängenden Lampe ein langer, ſchwerfällig gezimmerter Tiſch ſich erhob. Dafür zeichnete das Licht nun den nächtlichen Beſucher dieſer Stätte mit um ſo ſchärfern und kräftigern Umriſſen. Vor dem Tiſche ſtehend, ſchien ſeine Geſtalt über die gewöhnliche Höhe eines Mannesmaßes weit hinausgewachſen zu ſein, während die Wölbung der Bruſt zwiſchen den breiten Schultern auf

den erſten Anblick eine rieſige Körperkraft verriet. Dazu wollten jedoch die Züge des Geſichtes faſt nicht paſſen, das, wenn auch wettergebräunt, eher ruhiges Nachdenken, als das Gefühl trotziger Kraft auszudrücken ſchien, und dieſer Ausdruck wurde noch erhöht, als jetzt der Mann den breitkrämpigen Hut vom Haupte nahm und das Licht von oben auf ſeine Stirne fiel, die ſich in faltenloſer, feiner Wölbung unter hellen Haaren hervorbog. Der üppige, bis auf die Bruſt kraus niederfallende Bart war dagegen wieder wohl geeignet, in die ganze Erſcheinung Einklang und Harmonie zu bringen.

Nachdem der Schloßmüller das Haupt entblößt, ließ er auch den kurzen, aus grobem Wollentuche beſtehenden Mantel achtlos von den Schultern auf den Boden gleiten und zog dann eine der ganzen Länge nach laufende Schublade aus dem Tiſche hervor. Aus dieſer nahm er faſt zögernd eine ebenſo lange, niedrige Truhe, ſtellte ſie auf den Tiſch mitten unter die Lampe und ſchritt einige Male langſam mit über der Bruſt gekreuzten Armen um denſelben herum, bevor er den Deckel von dem ſeltſamen, verborgenen Schatze abzuheben wagte. Sein Anblick mußte ihn mit eben der magiſchen Gewalt anziehen, die der blinkende Glanz verheimlichten Geldes und edler Geſteine auf den Geizhals auszuüben pflegt; denn die erſt milden Blicke begannen ſich allmählich mit einem gierigen Feuer zu füllen, und mehrmals erhob ſich die Rechte, um den Schatz aus ſeinem engen Behälter herauszunehmen; aber jedesmal zog er ſie mit ſichtlich gewaltſamer Anſtrengung wieder zurück und endlich faßte er den Deckel mit plötzlichem Griffe, um ihn haſtig wieder auf die Truhe zu werfen. Sie gab einen hellen Klang, der das ganze Gewölbe erfüllte, ſo daß der Schloßbauer halb erſchrocken den Deckel wieder in die Höhe hob, um ihn dann ruhig und vorſichtig in ſeine Lage zu bringen. Ebenſo ſorgfältig legte er die Truhe in die Schublade, ſchob dieſelbe zu

und löſchte dann die Lampe, noch ehe er nach Hut und Mantel griff. —

Als der Mann, auf den Hof hinaustretend, die Thüre hinter ſich wieder ins Schloß gelegt hatte, ſpähte er wie vor ſeinem Eintritte einige Augenblicke ſcharf umher und begann dann langſam an den nähern Gebäuden vorüberzuſchreiten. Aus dem erſten vernahm man das Stampfen von Roſſen, die ein langſames Verzehren ihres Nachtfutters der Ruhe vorzogen; aus dem zweiten drang das langgehaltene und tiefe Atemholen ſchlafender Kühe, die da drinnen in langer Reihe vor ihren Krippen lagen. Der Schloßbauer bog, ohne ſich dabei aufzuhalten, um die Ecke, warf einen kurzen Blick hinab nach einem dritten Gebäude, neben dem aus hochgehender Leitung die Waſſer auf die Schaufeln eines mächtigen Rades niederſchoſſen, und wandte ſich dann dem Hauſe zu, das ſich ungefähr mitten in der Hofſtatt, auf zwei Seiten von hohen Bäumen überragt, erhob; aber als er auch hier um die Ecke bog, blieb er plötzlich ſtehen und ſchaute nach einem Lichtſchimmer, der ihm aus einem nahen Fenſter entgegenbrach. „Was gibt es da?“ ſagte er leiſe vor ſich hin; „Mitternacht iſt längſt vorüber, ich hab' ihr befohlen, nicht zu warten auf mich, und vorhin muß ſie auch kein Licht gehabt haben.“ Er ſchritt leiſe dem Fenſter entgegen, um durch dasſelbe hineinzuſchauen; doch was er erblickte, mochte ſeine Neugierde wenig befriedigen, denn mit raſchen und geräuſchvollen Schritten wandte er ſich nun augenblicklich der Thüre zu. Er hatte die kurze Hausflur kaum durchſchritten, als ihm ein hochgewachſenes Mädchen, vollſtändig angekleidet, wie zu einem Ausgange bereit, mit dem Lichte in der Hand entgegentrat. „Was iſt das, Elſe,“ rief der Schloßbauer, „warum biſt Du noch nicht ins Bett gegangen?“

„Das bin ich ſchon geweſen, Vater,“ erwiderte das Mädchen; „aber da ich nicht ſchlafen konnte, bin ich wieder aufgeſtanden. Gottlob, daß Du da biſt.“

„Aber warum ziehſt Du denn all' Deine Kleider an, es geht ja noch manche Stunde, bevor's Tag wird!"

„Ich wollt' Dir entgegengehen, Vater."

„Du mir — in dieſer Finſternis, und wohin denn, einfältiges Kind?"

„Nun — nach dem Schloſſe hinauf."

„Da hätt'ſt Du's ſchön getroffen," erwiderte der Schloßbauer zögernd, „ich bin nicht dort geweſen."

„Du warſt nicht dort," fragte das Mädchen langſam mit gedämpfter Stimme, „und biſt doch ſo lange nicht heimgekommen, Vater?"

„Es ſind viel fremde Herrſchaften droben, ich konnte nicht hingehen."

Der Schloßbauer hatte ſich halb abgewendet bei dieſer Antwort, als wollt' er vorübergehen; aber es war ihm mehr darum zu thun, dem ängſtlich fragenden Blicke auszuweichen, der aus Eliens großen, blauen Augen auf ihm haftete, und als ſie fortfuhr: „aber Vater, deshalb hätteſt Du doch zu dem alten Chriſtoph gehen können, der würde Dir immer Beſcheid gegeben haben," erwiderte er faſt rauh: „Laß jetzt das und geh' wieder zu Bett — ich bin einmal nicht dort geweſen; morgen wird ſich's ſchon noch zeigen."

Die Tochter kehrte ſich langſam ab und ſagte leiſe: „Gehen will ich ſchon, Vater, wenn ich auch nicht an Schlaf denken kann."

Sie ging; aber der Schloßbauer ſchritt ihr ſogleich nach und ſagte, ſeine Hand auf ihre lichten Haarwellen legend, in weichem Tone: „Sei ruhig, Eliſe, Du biſt mein gutes Herzenskind und ich habe nicht gethan, was Du fürchteſt, wenn ich auch nicht Alles thun kann, was Du von mir begehren möchteſt."

III.

Über dem Kamme der Berge im Osten zog kaum ein bleicher Morgenschimmer, und im Thale lag noch graue Finsternis, als sich auf dem Hofe zwischen den Häusern des Schloßbauern schon das Klappern schwerer, holzbeschuhter Schritte vernehmen ließ. Es waren die Knechte, die von verschiedenen Seiten herbeigestoffelt kamen, sich nach kurzem Morgengruße an den großen Brunnentrog stellten und die wildbärtigen Gesichter zu waschen begannen; dann schlenkerten sie die Arme in kräftigem Schwunge auf und nieder, um die feuchten Hände rascher zum Trocknen zu bringen, und als auch dieses wichtige Geschäft, ohne ein Wort zu wechseln, beendigt war, fing einer um den andern an, nach dem bleichen Osthimmel auszuschauen, als stände ihm dort sein Tagewerk vorgezeichnet. Zum frischen Anfassen der nächstliegenden und gewohnten Arbeit schien Keiner Lust zu haben, aber auch das müßige Plaudern wollte nicht recht in Gang kommen. Endlich sagte doch Einer, indem er einen prüfenden Blick nach den Fenstern des gegenüberstehenden Hauses hinaufschweifen ließ: „Mich wundert's, daß er noch nicht da ist, ein paar von uns werden doch heut ins Schloß hinauf müssen."

„Aufgestanden ist er schon," lautete die Antwort, „ich habe erst vorhin noch Licht in seiner Stube gesehen."

„Pschi," machte ein Anderer, „das Licht hat die ganze Nacht gebrannt, seit er heimgekommen ist."

„Hast ihn gehört?"

„Ich hab' noch mehr gehört, er ist auch drüben gewesen."

Diese mit leiser Stimme erteilte Auskunft war von einer Handbewegung begleitet, durch welche der Sprecher nach dem Steinschoppen hinüberdeutete, in den der Schloßbauer bei seiner Nachhausekunft getreten war und nach dem sich nun alle Gesichter mit einer haftigen Scheu hinwendeten. „Ich hab' ihn

ganz deutlich hinſchleichen und die Thür aufmachen hören," fügte der Knecht hinzu; „er iſt wohl eine halbe Stunde drin geblieben."

„Ho," kam nach längerem Schweigen die Gegenrede, „ich hab' ihn die drei Jahr, daß ich hier bin, noch nie dabei ertappt, ſo oft ich auch aufgepaßt; aber mein Seel, wenn die weißen und roten Vögel, die dort eingeſperrt ſind, mir ſelbſt ihre Liedlein pfeifen müßten, ich könnt' drob auch ein paar Stunden vom Schlaf abbrechen."

„Eh," machte ein alter, faſt graubärtiger Burſche, nicht ohne eine Geberde der Geringſchätzung. „daß Du doch immer klappern mußt, es müſſe durchaus nur dies da ſein." Die letzten Worte begleitete er mit der deutlichen Fingerbewegung des Geldzählens und fügte dann halb ärgerlich hinzu: „Du verſchreibſt Deine Seele auch noch einmal um einen Sack voll Kronen dem Grünmännchen."

„Heida, wenn ich in redlichem Handel ſo viel bekommen könnt' für das Ding, meiner Treu —; aber ſo klappere doch Du einmal, alter Storch, was denn dahinter ſteckt; Du thuſt ja immer, als wär' Dir die ganze Geſchichte beſſer auf die Zunge geklebt, als ein Tiſchgebet."

„Das iſt ſie nicht," erwiderte der Alte, „und was drum und dran iſt, weiß ich ebenſo wenig; aber das weiß ich, daß allemal etwas vorgeht, wenn die kleine Thür da drüben aufgemacht wird. Wie ging's vor einem Jahre, als der Handel mit dem armen Junker aufkam und die gnädige Frau — —."

Der Erzähler, der offenbar nicht geringe Luſt verſpürte, nun über die Begründung ſeiner Anſicht in redſeligen Fluß zu geraten, konnte die begonnenen Worte nicht vollenden, da im Augenblicke drüben der Schloßbauer aus dem Hauſe trat und geraden Schrittes auf die Knechte herankam, denen er ſchon aus einiger Entfernung einen freundlichen Morgengruß entgegenrief. „Aber was iſt denn das," fuhr er ſogleich fort,

„ist's heut Feiertag, daß ihr da herumsteht wie die Weiber vor der Kirchenthür? Du wirst doch die Rosse nicht erst auf deine Morgensuppe wollen warten lassen, Heiner, he?"

„Das grad nicht," erwiderte der Alte, dem die letzte Frage galt, langsam hinter den Ohren kratzend; „wir haben da eben nur beredet, wer heut' von uns aufs Schloß zur Frohn werde gehen müssen."

„Die Frohnzeit ist um Weihnachten," sagte der Schloßbauer kurz; „ihr geht an eure Arbeit, und was auf dem Schlosse zu thun ist, werd' ich selbst verrichten."

„Ihr selbst?" rief der Alte, während die Andern verblüfft auf den Meister schauten, „das wird ja nicht sein können; denn der Vogt hat mir selbst gesagt, es gebe eine Jagd, bei der die Bauern herumspringen müßten, wie sonst die Jagdhunde."

„Nun, das möcht' ich eben selbst lernen," erwiderte der Schloßbauer mit seiner gewohnten Ruhe; „ihr geht an euer Tagewerk und gebt vor Allem Acht, daß das Wasser nicht in die untere Mühle läuft. Es muß gestiegen sein, diese Nacht."

Damit wandte er sich ab und ging festen Schrittes dem Ausgange des Hofes zu, während ihm die Knechte verwundert und sich selbst gegenseitig fragende Blicke zuwerfend nachschauten; aber schon fast an dem schweren Bretterthore angelangt, kehrte er sich um und rief mit starker Stimme zurück: „Noch Eines, Heiner: wenn allenfalls vom Schlosse her um Pferde geschickt würde, so kannst du die beiden Braunen hergeben; weiter aber nichts, außer ich schicke selbst den Befehl." —

Über diesem Gerede und Thun war es heller geworden, obwohl mit dem steigenden Tageslichte sich auch ein feuchter Nebel erhob, der wie ein weitwallender Schleier das Thal herabzog und den sonnenverkündenden Goldschimmer im Osten einhüllte. Der Schloßbauer warf noch einen langsam prüfenden

Blick auf Haus und Scheunen und betrat dann gemeſſenen Schrittes den breitern Fahrweg, der vom Gehöfte entlang den breiten und tiefen Bach aufwärts führte. Der Mann ſchien auf einem längſt gewohnten Morgengange begriffen, um auf Feld und Wieſe Nachſchau zu halten; denn hie und da blieb er ſtehen, betrachtete die aus Zweiggeflechten angelegten Wehren längs dem Bachrande und ſtieß wohl auch mit ſeinem langen Stocke nach einer Schleuße, um ihre Widerſtandskraft zu prüfen. Als er aber an einen kleinen Graben gelangt war, der von der Wieſe her in den Bach auslief, blickte er betroffen vor ſich nieder und fuhr mit der Hand in plötzlichem Unmute nach ſeinem breiten Hutrande; ſo blieb er einige Augenblicke unbeweglich ſtehen und faßte dann raſch die kleine Schleuße, die den Graben vom Bache abſchloß und über Nacht niedergefallen ſein mußte. „Packt euch,“ rief er, unmutig das Schließbrett emporziehend, „ich wollt' lieber, ihr wäret im Rhein, als daß ich euch gerade jetzt da antreffen muß.“ Dieſen Worten folgte ein zappelndes Plätſchern, mit dem ein dichter Schwarm Fiſche, die vom Bache in den Graben gezogen und dann von der niedergefallenen Schleuße abgeſchnitten worden waren, ſich wieder in ihr waſſerreicheres Zuggebiet zurückflüchteten. Der Schloßbauer ſchaute ihnen nach, bis ſie in die Tiefe tauchend verſchwunden waren, indem er leiſe vor ſich hinmurmelte: „Fiſch am Morgen — Abends Sorgen;“ aber als ſchämte er ſich der beſorglichen Stimmung, die, durch den alten Glauben angeregt, über ihn kommen wollte, richtete er ſich plötzlich ſtramm und ſtraff in ſeiner ganzen Länge empor und begann dann raſcher den Weg aufwärts zu ſchreiten, als er's bisher gethan hatte.

Vor dem Schloſſe angekommen, das wie in verborgenem Feuer glimmend von dem beweglichen Nebel umdampft war, fand er eine Schar älterer und jüngerer Bauern, die an dem großen Hofthore zuſammengedrängt ſtanden und ihm nun teils

verwundert, teils sichtlich erfreut einen „guten Tag“ entgegenboten. „Ei, was da,“ rief Einer, „Du wirst doch die neue Frohn nicht selbst abarbeiten wollen, Schloßbauer? das möcht' Dich sauer ankommen.“

„Wer weiß,“ erwiderte der Angeredete ruhig; „ich würd' doch wohl so viel aushalten können, als irgend Einer von Euch; aber warum steht Ihr Leute denn hier draußen? sind sie noch nicht wach im Schlosse?“

„Das schon,“ lautete die Antwort, „aber es hat uns ein gar stolzes Junkerlein befohlen, hier zu warten, und das Hofthor ist auch verriegelt von innen.“

„Ja, ja, man will die zweifüßigen Hunde nicht einmal in den Stall lassen,“ rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Still mit solchen Worten!“ entgegnete der Schloßbauer in befehlendem Tone; „ein Hund würde nur der sein von uns, der nichts Besseres sein will; aber hat der Junker Ulrich verboten, auf den Hof hineinzugehen?“

„Nein, 's ist ein Fremder gewesen,“ sagte ein alter Bauer, „nach seinem Gewälsch zu schließen ein Franzos.“

Der Schloßbauer trat näher an das Thor heran, um durch das eiserne Gitterwerk hindurchzuschauen. Es war ein bewegtes, buntes Bild, das sich da dem Anblicke entgegenbot. Zunächst auf dem Hofe, der halb und halb vom Nebel verschleiert war, standen ein paar junge Bursche in knapp anliegenden Kleidern, die mehrere Koppeln unruhiger Hunde an langen Leinen hielten. Weiter rückwärts waren Andere mit Gewehren beschäftigt, die geladen und dann an eine lange, aufgestellte Bank gelehnt wurden. Auf der andern Seite, vor den Stallungen, hatte eine Reihe von Reitknechten Posten gefaßt, die Pferde zäumten und sattelten oder bereits eingeschirrte langsam hin und wieder führten. Da und dort saß schon Einer im Sattel, das Gewehr am Riemen über die Schulter geworfen und um die Hüften einen Dachsranzen geschnallt. Alle mit bunten,

nickenden Federn auf den runden Hüten. Zwischen den verschiedenen Gruppen eilte anordnend und befehlend ein zierlicher Herr hin und her, vom Kopfe bis zu Füßen mit einem schwarzen, eng anliegenden Kleide angethan, nur daß auf dem ebenfalls schwarzen Hütchen eine hochrote Feder wankte, wie ein Flämmchen, das auf bereits verkohltem Grunde nach Nahrung umherleckt.

„Der Schwarze dort ist's," sagte ein Bursche, der neben dem Schloßbauer das Gesicht an das Gitterthor drückte, „der uns vorhin so abgekanzelt hat."

„Es soll ein Verwandter von der gnädigen Frau sein," erwiderte der Schloßbauer, „der mit dem Junker Ulrich heimgekommen ist."

„Dort kommen sie ja selbst," rief der Andere halblaut, „der Junker und die gnädige Frau."

Der Schloßbauer drückte den Hut tiefer auf die Stirn, gleich als ob er die eben auf den Hof Tretenden, hinter denen noch mehrere Herren und Damen erschienen, schärfer ins Auge fassen müßte. „Der Junker ist ein schöner, stattlicher Mann, gleich wie sein Herr Vater selig," sagte er halb für sich, halb zu seinem Nachbar; „aber die alte, gnädige Frau wird doch nicht — ja, bei meiner armen Seligkeit, der Franzose hebt sie in den Sattel, als wär's ein Fräulein von zwanzig Jahren. Nun die ist doch schon lange bei Lebzeiten des gnädigen Herrn nie mehr auf ein Pferd gekommen. Was man erleben muß." Er wendete sich ab, um eine Weile, die Hand über die Stirn gelegt, vor sich niederzublicken. „Elise hatte Recht," murmelte er, „nun wär's doch besser, ich hätte die Sache gestern Abend noch mit dem alten Christoph beisprochen; jetzt wird's schwer halten."

Und schwer hielt es auch, auszuführen, was der Schloßbauer im Sinne hatte. Er war mit der Überlegung, wie die Sache nun, da alles so ganz anders gekommen, als er erwartet

hatte, noch immer nicht im Reinen, als das Hofthor in seinen Angeln knarrte und die schwarze Rotfeder mit noch drei andern Männern heraustrat. Die Letztern waren den Landleuten wohl bekannt; es war der Walddieter, wie er in der Gegend genannt wurde, der herrschaftliche Jäger von Hallwyl selbst, der Jägerknecht des Junkers von Landenberg auf dem benachbarten Schlößchen Brestenberg und der Jäger des gnädigen Herrn Landvogtes auf Lenzburg. „So denn, Mann," sagte der Schwarze in fremd klingender, gebrochener Sprache, aber in kurzem herrischem Tone, „nimmt Jeder eine Abteilung von diesen Bauern da mit und thut, wie ich Euch's anbefohlen; aber nur, daß Ihr mir die Burschе gehörig antreibt und nicht zu Atem kommen laßt, bis allemal das Zeichen mit meinem Horne gegeben ist. Versteht Ihr?"

„Wohl, Junker," erwiderte der Walddieter mürrisch; „für Alles möcht' ich aber nicht gut stehen. Hab' mein Lebtag nur mit Hunden, noch nie mit Bauern gejagt."

„Du wirst's bald lernen, alter Murrkopf," sagte der Franzose; „die Bauern sind manchmal nicht halb so widerhaarig, als Deine schlechtdressierten Bracken."

Der Jäger blickte trotzig auf und rüstete sich offenbar zu einer Antwort auf diesen Angriff gegen seine Waidmannskunst; aber noch bevor er damit im Reinen war, trat der Schloßbauer vor und sagte, den Hut vom Kopfe nehmend, in seiner ruhigen Weise: „Um Vergebung, Junker, da Ihr doch einmal hier befehlt; doch ehe ich und diese Leute den Vergleich zwischen uns und den Hunden anstellen lassen, muß ich die gnädige Frau oder den Junker Ulrich um ein geneigtes Wort bitten."

„Was soll's — was gibt's da?" sagte der Franzose, sich rasch gegen den Sprecher wendend, „wer bist Du?"

„Ich bin der Schloßbauer."

„A diable, was geht das mich an,“ machte der Schwarze verächtlich, als ärgere er ſich über die Frage, die ihm dieſe Antwort zugezogen; „packt Euch vorwärts, daß Ihr an Ort und Stelle kommt.“

„Von Ort und Stelle rühr' ich mich nicht und auch keiner dieſer Leute ſoll's thun, ſoweit ich's wehren kann,“ erwiderte der Nußbaumer, „ehe ich ein Wort mit der gnädigen Herrſchaft geſprochen.“

„Ha, Schurke,“ rief der Franzoſe, mehr noch durch die ruhig furchtloſe Haltung des Bauern, als durch ſeine Worte in Harniſch gebracht, „Du hätteſt Luſt, dieſe Leute da aufzuwiegeln und ſie den Pflichten gegen ihre Herrſchaft abwendig zu machen!“

„Von Aufwiegeln weiß ich nichts und die Pflichten gegen die Herrſchaft hab' ich ſtets redlich erfüllt, Herr,“ erwiderte der Schloßbauer.

„Nun denn, zum Teufel, vorwärts,“ rief der Schwarze mit gepreßter Stimme, während eine flüchtige Röte über ſein blaſſes Geſicht hinwegglitt, „ſonſt werde ich Dir Füße machen.“ Mit dieſen Worten hob er ſeine Reitgerte empor und holte zu einem Schlage aus, den der Walddieter mit raſchem Dazwiſchenſprunge aufhalten wollte; aber der Alte kam zu ſpät, und im Augenblicke des kurzen, ziſchenden Klatſchens zog ſich ein blutroter Streifen über die Stirne des Schloßbauern hinweg.

Die Landleute, die bisher bei dem unerwarteten und raſch ſich entwickelnden Vorgange mehr verblüffte als drohende Zuſchauer abgegeben, gerieten nun in unruhiges Stoßen und Drängen, aus dem ſich neben den Ausbrüchen der Überraſchung auch gefährliche Trotzrufe vernehmen ließen. Der Franzoſe faßte, mit verlangendem Blicke nach dem Schloßhofe, in dem der ganze Vorgang unter lautem Gerede und dem Stampfen der Pferde unbemerkt geblieben, an den Griff ſeines Stoßdegens, der ihm zur Seite hing, und die zwei Jäger ſelbſt

rückten an den Gewehren, die sie über den Schultern trugen. Von allen schien einzig der Schloßbauer seine ungestörte Ruhe bewahrt zu haben; zwar blieben seine Augen mit seltsam funkelnden Blicken fest auf seinen Gegner gerichtet, aber in seinem Gesichte verzog sich keine Miene, keine Falte, die einen auflodernden Zorn hätte verraten können. Den langen Stock, den er bisher in der Rechten gehalten, ließ er auf den Boden fallen und stülpte dann gemessen den Hut über die blutrünstige Stirne. Kaum war dies jedoch geschehen, als er mit zwei raschen Schritten an den Franzosen herantrat und diesen mit so gewaltigem Griffe am Arm faßte, daß die bereits gezogene Klinge aus kraftloser Hand auf die Steine klirrte. „Du sollst den Schloßbauer von Hallwyl nicht umsonst geschlagen haben," raunte er mit dumpfer Stimme, und bevor der Walddieter auch diesmal abwehrend dazwischentreten konnte, flog der Schwarze mannshoch in so gewaltigem Schwunge über den Boden weg gegen das Gitterthor, daß die dicken Eisenstäbe in schrillzitternden Tönen zusammenklangen.

IV.

Der schnelle und entscheidende Sieg, den der wehrlose Bauer über den bewehrten Edelmann errungen, hätte für die Bewohner des Schlosses und seine Gäste unter den obwaltenden Verhältnissen leicht verderblich werden und den zu froher Lust ausersehenen Tag in einen trauervollen Jammertag umwandeln können. Es wehte nämlich zu jener Zeit eine drückende Luft in einem großen Teile unseres Vaterlandes, vom hohen Ursprunge der Aare hinweg bis zum Rheine, vom Waldstätterjee bis nach Basel hinunter, eine Luft, die jener dumpfen Schwüle glich, die den nahenden Föhnsturm ankündigt. Und er blieb auch nicht aus damals, der Sturm; denn schon wenige Wochen später stand alles Volk in Waffen, vom graubärtigen

Greiſe bis zum bartloſen Knaben herab, nicht zum Streite gerüſtet gegen einen auswärtigen Feind, ſondern im erbitterten, blutigen Bruderſtreite. Die Bauernſchaft, der die Erinnerung an die gewaltige Rolle, welche ſie in den alten Heldentagen geſpielt, noch nicht verloren gegangen, beklagte ſich mit Recht über manche Unbill und Beeinträchtigung, welche ſie von den regierenden Herren und Städten zu ertragen hatte; denn bei den letztern ſelbſt war der ehemals ſchlichte und einfache Sinn allmählich einer üppigen Prachtliebe, das ſtolze Unabhängigkeitsgefühl einer geldgierigen Herrſchſucht gewichen, die größtenteils auf Unkoſten der Bauernſame zur Geltung kommen wollte. Es war eben die aufgehende Drachenſaat, welche der fremde Fürſtenſold und die damit verbundenen fremden Sitten über das ganze Land ausgeſtreut hatten. Und eine giftige Ähre dieſer Saat war nun auch das von dem Franzoſen im Schloſſe Hallwyl angebahnte Vorhaben, die zu Ehren des Junkers Ulrich anweſenden Gäſte mit einem großen Treibjagen zu vergnügen, wobei die der Herrſchaft pflichtigen Bauern zum Hetzen des Wildes verwendet werden ſollten. Ein ſolches Beginnen war ſeit Menſchengedenken unerhört geweſen in dieſen Bergen und Thälern. Die Herren jagten zwar wohl, wenn es ſie erfreute, durch Wald und Wieſe, durch Korn und Dorn, ohne ängſtliche Rückſicht auf den Schaden, den ſie gelegentlich mit ihrer Meute anrichten mochten; dafür zog aber auch der Bauer in arbeitsfreien Wintertagen auf die Pirſch, und an manchem Wildbraten, der auf ſeinem Tiſche dampfte, freute er ſich mehr des glücklichen Schuſſes wegen, der ihm denſelben eingebracht, als über das köſtliche Mahl, das Weib und Kind ergötzte. Jetzt aber ſollte das anders kommen, der Jäger ſollte zum Hunde gemacht werden und das zu einer Zeit, wo er ſeine Büchſe ſonſt ſchon oft, über einem Schwarm verworrener und unheimlicher Gedanken brütend, in der Hand gewogen hatte.

Ein Funke — und dieſe verworrenen Gedanken ſchlugen in entfeſſelte Thaten aus.

Dieſer Funke war entzündet mit dem Wurfe des Schloßbauern, der den franzöſiſchen Junker mit erblichenem Antlitze am Fuße des Hofthores niederlegte. Einen Augenblick ſtarrte die Menge lautlos, zwiſchen Überraſchung und Grauen ſchwankend, auf die zuſinkenden Augen und zuckenden Glieder des Niedergeſchmetterten; aber es war nur der Augenblick, der zwiſchen der zündenden Lunte und dem ausbrechenden Donner des Schuſſes verſtreicht, die kurze Friſt, welche der einmal zur Leidenſchaft angefachte Wille der weichern Empfindung des Herzens vergönnt, bevor er weiterſchreitet. Noch hatten es ſelbſt die Jäger weder zu einer helfenden Bewegung, noch zu einem Hilferuf gebracht, als eine Stimme mitten aus dem Haufen hervorſcholl: „In den Hof — auf die Gewehre!“ und als hätte dieſes Wort in jedem Einzelnen tauſend unwiderſtehliche Sprungfedern gelöſt, ſtürzte der ganze Schwarm in einen Knäuel zuſammengeballt in den Hof nach der Ladenbank, an welcher die geladenen Gewehre lehnten. Der Schloßbauer ſelbſt wurde durch die Wucht des gemeinſamen Stoßes an der Spitze des Haufens durch das Thor gedrängt; der ſonſt unerſchütterlich ruhige Mann war durch die Notwehr für ſeine Würde und Ehre mit einem Male zum wilden Bandenführer geworden. So wenigſtens mußte der Walddieter glauben, der, um ſein Gewehr ringend, neben jenem hergedrängt wurde. „Tod und Teufel, Nußbaumer,“ keuchte der Alte, als ihm ein unwiderſtehlicher Ruck von hinten die Waffe entrang, „was thuſt Du da!“ „Das, gib Acht!“ entgegnete der Schloßbauer, indem er, plötzlich anhaltend, die Arme ſtraff ausgeſpannt und die Füße vorgeſtellt, ſich mit den Schultern rückwärts ſtemmte. „Die Gewehre weg, Dieter!“ Der Jäger verſtand ſeinen Nebenmann mit der Schnelligkeit des Inſtinktes, der in gefahrvollen und entſcheidenden Augenblicken die Überlegung erſetzen

muß. Während der Nußbaumer durch ſeine rieſige Kraft den enggeſchloſſenen, vorwärtsbrauſenden Strom zurückſtaute, ſprang Jener mit einem Satze an die Ladenbank voran, raffte die Gewehre zuſammen und flüchtete mit denſelben fliegenden Laufes der Schloßtreppe zu. Erſt als er dieſe beinahe erreicht, wendete ſich der Schloßbauer gegen den ins Stocken geratenen Haufen um und rief mit feſter, ruhiger Stimme: „Was ſoll das eigentlich, Ihr Leute — was ſtoßt und drängt Ihr ſo ungeberdig?“

Ein Schifferglaube erzählt, daß Öl, auf die empörte See gegoſſen, die Wogen alſobald glätte und die Brandung zur ſtillen Fläche ausbreite; hier waren die Worte und das Antlitz des Nußbaumers das Öl, das den gefährlichſten aller Stürme, den Aufruhr wilderregter Gemüter, in augenblickliche Windſtille umwandelte. Der Hut war ihm in der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, aber trotz der dadurch ſichtbar werdenden Blutſpur über ſeiner Stirn lag ein faſt wehmütiger Ernſt auf ſeinem Geſichte, als hätte er ſich höchſtens über das wilde Gebahren ungezogener Kinder zu beſchweren. „Ja, ich weiß in der That nicht, was Euch anficht, Ihr Leute,“ fuhr er gleichmütig fort; „wenn es eben auch nicht billig war, uns den Eintritt auf den Hof zu verwehren, ſo liegt Derjenige, der's gethan hat, jetzt ſelbſt noch draußen. Was ſollten wir hier weiter zu ſchaffen haben?“

Die Bauern ſtanden verwirrt und verblüfft, bald ſich gegenſeitig, bald den feſt und kalt daſtehenden Schloßbauer anblickend; manche Blicke gingen auch ſchon nach dem Hofthore zurück. Es war ein eigenes Schauſpiel, das ſich nun in wenigen Sekunden hier abwickelte, aber doch ein ſolches, wie es ſich bei tauſend ähnlichen Fällen in großem und kleinem Maßſtabe zu wiederholen pflegt. Die Leute empfanden wohl, daß der Mann, der ſo ſeltſam zu ihnen ſprach, als ob gar nichts Beſonderes vorgefallen wäre, jetzt ein Spiel mit ihren eben noch vorhan-

denen Entſchlüſſen treibe; aber noch beſſer empfanden ſie, daß er der Einzige ſei, der das zu raſch begonnene Unterfangen zu ihrem möglichſt geringen Schaden zu wenden verſtand; ſie hatten zwar nur auf den von ihm gegebenen Anſtoß gehandelt, aber ohne vorher ſeinen Rat und Willen zu befragen, und darum fügten ſie ſich ſchnell und ohne den geringſten Verſuch des Widerſtrebens jener höhern Macht, welche klare und bewußte Naturen ſtets über unbewußtere ausüben werden. Ein Einziger in dem ganzen Haufen warf dem Schloßmüller einen trotzigen Blick entgegen und ſchien zu überlegen, wie er deſſen Abſichten durchkreuzen könne; es war der Nämliche, der vor dem Thore den Ruf nach den Gewehren hatte ertönen laſſen. Aber der Nußbaumer ſagte gleichmütig: „Du haſt die Flinte aufgehoben, Riedlinger, die der Walddieter hat fallen laſſen — gib her, ſie wird keinen Schaden genommen haben!“ „Meinetwegen,“ murrte der ſo Angeredete, das Geſchoß über die vor ihm Stehenden wegreichend, „meinetwegen, wenn Du Luſt haſt, Dich hängen zu laſſen, was geht's mich an.“

Der Schloßbauer nahm das Gewehr, ohne eine Antwort zu geben und ſtellte es an die Ladenbank; dort blieb er ſelbſt ſtehen, während der Schwarm ſich dem Hofthore zu wieder auseinanderknäuelte und draußen augenblicklich, nun erſt von Schrecken erfaßt über das Vorgefallene, auseinanderſtob, wie eine Schar Tauben, zwiſchen die der Habicht niederſchießt.

Obwohl der ganze Vorgang ſich faſt raſcher verlaufen, als das unbeholfene Wort der ſchnellen That nachzuerzählen vermag, ſo war es doch für Alle wohl ein glücklicher Zufall, daß der Junker Ulrich in dem Augenblicke gerade noch einmal nach ſeinem Gemache zurückgegangen war, um eine vergeſſene Sattelpiſtole nachzuholen. Die übrige Geſellſchaft, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, war erſt aufmerkſam geworden, als die zwei vorausgeſchickten Jäger vom Thore her über den Hof wegflüchteten und der alte Dieter die Gewehre zuſammenraffte; in dieſem

nämlichen Augenblicke war aber auch die Gefahr ſchon beſchworen und der Schrecken, der ſeinen Atem über die Geſichter der Herren und Damen hauchte, nun ein unnötiger. Anders aber hätte es werden mögen, wenn das ſcharfe Auge des Soldaten gleich bei der erſten Bewegung das Gefährliche erkannt und ſein entſchloſſener Sinn ihn zum vereinzelten Widerſtande vorwärts getrieben hätte; dann möchte zwiſchen Schlag und Gegenſchlag die beſchwichtigende Ruhe untergegangen ſein.

Jetzt, nachdem der Haufe auseinandergeſtoben, kam der Junker, von Dieter über das Vorgefallene flüchtig unterrichtet, mit blanker Klinge in der Fauſt die Schloßtreppe herabgeſtürmt. „Wo ſind die Burſche?“ rief er mit dröhnender Stimme auf den Hof ſtürzend, „vorwärts, Kameraden!“ aber als er außer den ihm wohlbekannten Geſtalten nur den ruhig und wehrlos daſtehenden Schloßbauer erblickte, hielt er ſelbſt ſeine Schritte an und ſchaute halb verwundert, halb zornig nach dem Jäger zurück. „Was ſoll das heißen, Dieter,“ herrſchte er ihm entgegen, „was treibſt Du für Poſſen mit mir?“ „Das weiß ich auch nicht,“ erwiderte der Alte, mit nicht geringerer Verwunderung als ſein Herr um ſich blickend, „vorhin ſah's anders aus; aber der Junker muß noch draußen am Thore liegen — von denen da ſcheint ihn Keiner geſucht zu haben.“ Dieſe Worte begleitete er mit einem verächtlichen Seitenblicke auf die Geſellſchaft, die in ſeltſamer Verwirrung, teils zu Pferde ſitzend, teils neben denſelben ſtehend, ſich durcheinanderbewegte, fragend und rufend, ohne daß Einer dem Andern die richtige Antwort gab oder auch nur zu geben wußte. Die Gedanken des Junkers mochten wohl nahe genug mit denjenigen Dieters zuſammentreffen, wenigſtens winkte er dieſem, nachdem er zweimal raſch mit der Hand über die Augen gefahren, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, und eilte dem Hofthore zu. Hier angekommen, ſtreifte ſein Blick zuerſt durch

die ganze Allee hinaus, an deren äußerſtem Ende die letzten Flüchtigen über die Wieſen wegeilten, und erſt dann beugte er ſich auf den noch immer unbeweglich neben dem Gitter liegenden Verwundeten nieder. Er hob leiſe ſein Haupt empor, ſchaute ihm prüfend in das bleiche Antlitz und ſchob dann die Hand unter das losgeknöpfte Sammetwams „Er lebt noch und wird bald wieder zu ſich kommen," ſagte der Junker aufatmend zu Dieter, der all' ſeinen Bewegungen mit ängſtlichen Blicken gefolgt war; „aber ſag' mir, iſt's auch der da drinnen, der's gethan hat?" Dabei deutete er auf den noch immer unbeweglich an der Ladenbank ſtehenden Schloßbauer, nach dem die großen, dunkeln Augen einen flammenden Blick hinüberwarfen. „Freilich iſt er's," erwiderte der Alte, dem dieſer Blick nicht entgangen war, mit zögernder, unſicherer Stimme; „aber ich ſchwöre drauf, gnädiger Herr —."

„Still und hilf da!" erwiderte der Junker kurz, „die da drinnen ſcheinen noch immer nicht ausgeſchlafen zu haben."

Die Beiden hoben nun den Verwundeten auf die Arme und traten mit ihm auf den Hof herein, als ſich eben von der Geſellſchaft eine Gruppe ablöſte, die doch wohl nach dem Schloßherrn ſehen wollte. „Es muß richtig ein halbes Dutzend beiſammen ſein, bevor ſie die Dachtraufe zu überſchreiten wagen," murmelte der Junker mit einem halbverbiſſenen Soldatenfluche; „halte den Kopf des Herrn ein wenig höher, Dieter!"

Als der Zug näher gegen die Mitte des Hofes herankam, erhob ſich ein Jammern, Rufen und Herbeidrängen, als ob die wetternarbigen Schloßmauern Hallwyls noch nie einen wunden Mann aufgenommen hätten. Junker Ulrich warf verächtlich und unmutig den Kopf in die Höhe und befahl mit lauter Stimme: „Gebt Raum, ihren Herren, wenn's gefällig iſt, und bringt die Damen auf ihre Gemächer zurück — aus der Jagd wird für heute nicht viel werden. Und Ihr da,"

rief er einigen waidmänniſch geputzten Dienern der herrſchaftlichen Gäſte zu, „haltet den Mann dort feſt, bis ich zurückkomme.“

„Der entſpringt Euch nicht,“ ſagte ſchüchtern der alte Jäger.

„Schweig — vorwärts!“

Aber trotz dieſes prompten Befehles konnt' es noch nicht ohne weiteres Hindernis vorwärtsgehen; denn im Augenblick ſtürzte die Freifrau, die eben erſt jetzt genauer über das Geſchehene unterrichtet worden war, herbei und wollte ſich in leidenſchaftlicher Erregung mit weit ausgebreiteten Armen auf ihren Verwandten werfen.

„Ich bitt' Euch, Frau Mutter,“ ſagte der Junker abwehrend, „Ihr werdet dem Herrn von Venel Schaden zufügen; geduldet Euch, bis er auf ſein Gemach gebracht iſt und ſich wieder ein wenig erholt hat.“

„Er wird ſich nie mehr erholen — er iſt tot, ſagt man mir,“ rief die Freiin.

„Ich aber ſage Euch, er wird ſich erholen und zwar ſchnell, wenn nur einmal die Betäubung vorüber iſt,“ erwiderte der Junker nicht ohne einen Anflug von Ungeduld.

„Du haſt ihn nie liebgewonnen, wie ich, Ulrich, oder willſt mich jetzt mit leeren Tröſtungen hintergehen.“

„Dazu wüßt' ich keinen Grund, Frau Mutter.“

„Und der da drüben ſoll ſein Mörder ſein,“ fuhr die Dame mit gleicher Leidenſchaftlichkeit fort; „armer, armer Alphons, mußteſt Du hieher kommen, um im Hauſe Deiner Verwandten ein ſo ſchreckliches Ende zu finden; aber ich will Dich rächen, blutig rächen — das ſchwör' ich Dir bei dieſen lieben Augen, die Du nie mehr öffnen wirſt.“ Sie wollte ſich niederbeugen, um ihre Lippen auf die noch immer geſchloſſenen Lider ihres Verwandten zu drücken; aber Herr Ulrich hielt ſie mit der einen Hand zurück und ſagte in ernſtem, entſchiedenem Tone:

„Ich wiederhole Euch, Frau Mutter, daß unſer Vetter weder tot, noch auch nur erheblich verwundet iſt; aber Ihr ſchadet ihm durch die Zögerung, die Ihr hier veranlaßt, ihm die nötige Hilfe zu bringen.“

„Mein Gott, Ulrich, wenn Du Dich täuſchen würdeſt; aber Ihr dort,“ rief ſie, gegen die Bedienten gewendet, die ſich mit gezogenem Waidfänger neben den Schloßbauer geſtellt, „was ſteht Ihr gaffend und müßig herum? Holt die Handeiſen und ſchlagt den alten Rebellen in Ketten — ich befehl' es!“

Der Junker ſchaute ſeine Mutter, die ihre Rechte gebieteriſch gegen die Bedienten ausgeſtreckt, mit großen Augen an und ſagte dann mit gepreßter Stimme: „Nun marſch — Dietrich!“

Dieſer ließ ſich diesmal den Befehl nicht wiederholen. Der Verwundete wurde raſch auf ſein Lager gebracht, wo er in kurzer Friſt nach den Anordnungen, die Herr Ulrich anbefohlen, wieder zum Bewußtſein kam. „Nun kann ich ihn für den Augenblick Eurer Obhut überlaſſen, Frau Mutter,“ ſagte der Junker kalt; „unterdeſſen will ich nach ſeinem Mörder ſehen.“

Die Freifrau warf ihrem Sohne einen Blick zu, der in ihm vielleicht wieder, wie es ſchon oft geſchehen, das unheimliche Fröſteln erregt haben würde; aber er ſah ihn nicht, dieſen Blick, da er ſich bereits der Thüre zugewendet hatte.

Als er die Treppe hinunterſtieg, die zum Hofe führte, ſtand der alte Jäger an den unterſten Stufen. „Was willſt Du, Dietrich?“ fragte er, da dieſer mit demütiger Geberde den Hut von den grauen Haaren nahm, „was gibt's?“

„Euch bitten möcht' ich,“ ſtotterte der Alte, „da es mit dem — dem gnädigen Herrn nicht ſo ſchlimm ſtehn ſoll — der Schloßbauer —.“

„Still, Mann,“ unterbrach ihn der Junker, „ich bin noch nicht der Gerichtsherr von Hallwyl.“

Auf dem weiten Schloßhof war es jetzt still geworden. Nur den Stallungen entlang waren noch einige Knechte beschäftigt, und gegenüber stand der Schloßbauer zwischen dem Trupp Bedienter mit zusammengeschlossenen Händen an die Ladenbank gelehnt. Der Junker trat mit gemessenen Schritten auf ihn zu und schaute ihm, ohne ein Wort zu sprechen und hart vor ihm stehen bleibend, mit strengen Mienen ins Angesicht. Der Gefangene hielt die forschenden Blicke ruhig eine Weile aus und sagte dann, das Handeisen ein wenig erhebend: „Ich hatte noch nicht die Ehre, den gnädigen Herrn zu grüßen seit seiner Heimkehr und jetzt kann ich nicht einmal den Hut abnehmen, wie sich's gebührt."

Der Junker mochte eine solche Anrede nicht erwartet haben und unwillkürlich mußte er sich zur Seite wenden, um ein Lächeln zu verbergen, das eine seltsam frohe Bewegung auf seine Lippen trieb. „Nehmt ihm das Handeisen ab," befahl er nach einer kurzen Pause den Wächtern, „vier Klingen werden doch wohl genügen, einen unbewaffneten Gefangenen festzuhalten."

„Ich mag den Männern die Mühe schon ersparen," erwiderte der Schloßbauer, indem sich seine dichten Brauen tief auf die Augen zusammenzogen, „und ich habe das Ding auch nur so lange geduldet, um mich vorerst keinem Befehle der gnädigen Frau widerspenstig zu erzeigen." Mit diesen Worten bog er die Hände auseinander, und das Eisen fiel klirrend auf das Pflaster nieder.

Herr Ulrich trat bei dieser drohenden Bewegung einen Schritt zurück und unwillkürlich langte seine Rechte nach dem Degengriffe; aber ebenso rasch ließ er sie wieder niedergleiten, als der Gefangene den Hut vom Kopfe nehmend mit Würde sagte: „Nun grüß' ich Euch, gnädiger Herr, und wünsch' Euch Segen zu Eurer Heimkehr."

Der Junker ſtrich langſam mit der Hand über das Geſicht, um ein Erröten zu verbergen, das ihm aus ſolchem Grunde ſchon lange nicht mehr auf die Wangen geſtiegen. Er war die Jahre her gewohnt, mit Fürſten und Feldherren zu verkehren, und hatte manchen bedenklichen Augenblick mit der Gewandtheit des Cavaliers oder der Kaltblütigkeit des Soldaten zu beſtehen verſtanden; aber jetzt auf einmal empfand er, daß dem gefangenen Bauern im groben Mantel und den zwilchenen Pluderhoſen gegenüber ihm jede Sicherheit und bewußte Würde des Benehmens zu ſchwinden begann. Er mußte Zeit und Überlegung gewinnen, ob er es hier mit der ehrbar ſich ſtellenden Verſchmitztheit zu thun habe oder mit dem angeborenen Stolze des rechten Mannes, den er ſchon mehr als einmal unter einem zerriſſenen Kittel verborgen gefunden hatte. Daher ſagte er nach einer Weile in möglichſt gleichmütigem Tone zu den Wächtern: „Führt den Gefangenen hinüber in den roten Turm; das Weitere wird ſich dann finden.“

Der Schloßbauer ſetzte mit einer haſtigen Bewegung den Hut auf den Kopf, den er bisher in der Hand gehalten, blieb dann aber ruhig mit zu Boden geſenktem Blicke ſtehen, als ob er ſich auf etwas beſinnen müßte oder noch eine Gegenvorſtellung anbringen möchte.

„Was ſoll's noch?“ fragte der Junker kurz.

„Ich will mich Eurem Befehle jetzt nicht widerſetzen, gnädiger Herr,“ erwiderte der Schloßbauer, und diesmal ging ein hörbares Zittern durch ſeine ſonſt ſo ruhige Stimme; „aber um was ich Euch erſuche — ſprecht mit dem Gerichtsverwalter, dem Herrn Chriſtoph, bevor Ihr weitere Befehle erteilt.“

„Es wird geſchehen, ſobald er zurückkommt; heut' iſt er abweſend.“

Der Gefangene wendete ſich und folgte ſeinen Begleitern, ohne nun gegen den Junker das geringſte Zeichen eines Grußes

zu machen. Dieſer ſchaute ihm nach, bis er um die Ecke am roten Turm verſchwunden war, und murmelte dann faſt unwillkürlich: „Ein Mann — bei Gott, ein Mann, wenn nicht Alles trügt.“ Mit dieſen Worten kam ein unwiderſtehliches Gefühl über ihn, als hätte er irgend ein folgenreiches Unrecht begangen, und wie in Verlegenheit darüber, beobachtet worden zu ſein, ließ er die Augen rings an den Türmen und Galerien herumſtreifen. Es war kein Menſch ſichtbar, weder an Thüren, noch an Fenſtern, ſelbſt die Knechte drüben am Marſtalle waren verſchwunden; und doch nein, es war eine Täuſchung, ſein armſeliges Gemach lag ja nach der andern Seite auf das einſame Gebüſch hinaus. Der Junker ſchloß die Augen, als wäre ihm ein Gaukelbild erſchienen, das ſogleich verſchwinden müßte; aber als er die Blicke wiederum aufſchlug, entfuhr ein lauter Ausruf der Überraſchung und des Schreckens ſeinen Lippen. Droben aus dem höchſten Fenſter eines Erkertürmchens lehnte mit halbem Leibe der arme, wahnſinnige Bruder heraus, der ihn mit feſten Blicken anzuſtarren ſchien und, als er ſich nun bemerkt ſah, ein helles Lachen aufſchlug. Herr Ulrich war wie feſtgebannt von dieſer Erſcheinung; dann aber ſprang er, ſich gewaltſam aufraffend, mit dem Rufe: „Heiliger Gott, er wird herabſtürzen!“ der Treppe zu.

V.

Schon am Nachmittage, der dem ſtürmiſchen Morgen folgte, war es ſtille, faſt unheimlich ſtille geworden im Schloſſe Hallwyl. Die Gäſte, wenn ihnen auch das für Alle Bedrohliche des Vorganges nicht deutlich war, hatten gefunden, daß ſie überflüſſig ſeien in einem Hauſe, deſſen erſte Obſorge nun die Pflege eines Kranken ſein mußte, und hatten bald nach dem Mittagsmahle Abſchied genommen. Manche, und zumal die Damen, mochten eine weitere Urſache ihres raſchen Scheidens

wohl für ſich behalten; offen ließ ſie ſich gegen die Schloßbewohner und zumal gegen Junker Ulrich immerhin nicht ausſprechen. Als dieſer nämlich am Morgen, von tödlichem Schrecken ergriffen, die engen Wendeltreppen des Erkertürmchens hinaufgeeilt war, ſah er ſeinen Bruder, der ſich bereits wieder vom Fenſter entfernt hatte, langſamen Schrittes, wie in tiefes Nachſinnen verſunken, den Korridor dahinwandeln nach ſeinem Gemache zurück. Er folgte ihm leiſe und unbemerkt nach und ſetzte den Fuß erſt feſter auf, als er hart hinter ihm durch die Thüre der dunklen Kammer trat; aber nur mit Mühe hielt er einen ſtürmiſchen Ausbruch der Freude zurück, als ſich der Andere umwandte und ihn mit Augen anſchaute, in denen es gedankenhell aufdämmerte, wie das ſieghafte Sonnenlicht aus einem nächtigen Nebelmeer. „Kennſt Du mich?“ fragte Herr Ulrich, bang aufatmend, während ſich ſeine eigenen Augen ſelbſt verdunkelten, „kennſt Du Deinen Bruder nicht mehr, Konrad?“ Der Andere beſann ſich eine Weile, ſtrich mit der Hand über das langgewachſene, unordentlich auf Nacken und Schultern herabhängende Haar, faßte dann gierig nach der dargebotenen Rechten und flüſterte haſtig: „Ulrich! Ulrich!“ Aber mit dem Wort und Händedruck war auch die aufjauchzende Bruderfreude ſchon zerronnen, wie ein Sternenblick in der Gewitternacht; die Blicke des Armen begannen ſich plötzlich wieder mit dem unheimlichen Dämmerflimmer zu füllen, und unter einem Gelächter, das ſchmerzlicher durch die Seele Ulrichs ſchnitt, als es das letzte Röcheln eines geliebten Sterbenden vermocht hätte, kollerte er auf ein am Boden liegendes Kiſſen nieder.

Hier jedoch verhielt er ſich ruhig, ohne wieder aufzuſchauen, und Herr Ulrich begann, nachdem er aus dem Schmerze der Enttäuſchung und der widerſtreitenden Eindrücke immerhin noch eine tröſtliche Hoffnung gefunden, ſich genauer in dem Gemache des Unglücklichen umzuſehen. Wie die ſchwere, mit

Eisen beschlagene Thüre geöffnet worden, war nicht zu bestimmen. Der massive, eiserne Riegel, der nur von außen zurückgeschoben werden konnte, schien zwar in der Mitte etwas gebogen, aber immerhin nicht hinlänglich, um ihn ohne übermenschliche Anstrengung aus dem Schließhaken heben zu können. An diesem selbst, wie an dem übrigen Eisenwerke, war nichts Auffallendes zu bemerken, und so blieb nur die Annahme, daß die Thüre aus Vergeßlichkeit eines Bedienten nicht geschlossen worden sei. „Oder war es nicht bloßer Zufall, lag vielleicht doch eine Absicht dahinter," sagte der Junker halblaut vor sich hin, „aber welche denn?" „Schloßbauer" ertönte es hinter ihm so unheimlich klanglos, daß er, von einem kalten Schreck erfaßt, weit zurückfuhr. Es war der arme Konrad, der den Namen ausgesprochen, denn er wiederholte ihn nun noch einmal mit leiserer Stimme, indem er den Kopf dabei wie von einem kindlichen Wohlbehagen erfüllt hin und her wiegte. „Schloßbauer, sagst Du, Bruder?" fragte Herr Ulrich, nachdem er sich von dem Eindrucke erholt, den der Name in diesem Augenblicke und an diesem Orte in ihm erweckt hatte; „aber was hast Du denn mit dem Schloßbauer zu schaffen?" Doch statt einer Antwort rollte sich der Wahnsinnige auf sein Kissen zurück, wieder das helle Lachen aufschlagend.

Wenn einmal der anglimmende Funke eines Gedankens auf dem Grunde der Seele ruht, so braucht es nur des leisesten Hauches, um ihn weiter anzufachen, bis er zur hellen Flamme aufschlägt. Der nach Klarheit ringende Geist ordnet das bisher wenig beachtete Vereinzelte zusammen, rastlos thätig, bis er die Wahrheit oder — den Wahn gefunden. So ging jetzt auch an dem Junker plötzlich wieder das Gefühl der Reue oder wenigstens unklarer Besorgnis vorüber, das er vorhin im Hofe gerade in dem Augenblicke empfunden, als er den Bruder erblickt, und dieser nannte ihm unbewußt den Namen,

der jenes Gefühl erweckt, gleichsam als Antwort auf eine Frage, die abermals nur aus einem unklaren Drange hervorgegangen. Er begann langsam das Gemach auf und nieder zu gehen, so leise auftretend, als dürfe er selbst das Geräusch der Schritte nicht hören, bis er plötzlich wieder stille stand und die Hand mit einem lauten Schlage an die Stirne schlug. „Ja, das ist es," murmelte er, „den nämlichen Namen hat in Versailles der Soldat genannt in seiner verworrenen Erzählung. Ach, warum bin ich so lange aus der Heimat fortgeblieben und meinem eigenen Hause so fremd, fremder als der Fremde selbst geworden? Doch was hilft es — jetzt bist du daheim dafür, Ulrich!"

Mit diesen Worten war ein fester Entschluß gereift in des Junkers Seele, der augenblicklich ausgeführt werden sollte. Er warf noch einen Blick auf das armselige Geräte der Kammer, die außer einem Lager nichts enthielt, als ein paar niedrige Schemel, und ging dann, da der Bruder that, als ob er seine Gegenwart nicht bemerke, zur Thüre hinaus. Er zog dieselbe zu und horchte; es regte sich nichts drinnen, als das Knistern des Binsenkissens, auf dem Konrad sich niedergekauert.

Auf der ersten, niedergehenden Treppenwindung traf er den alten Dietrich, der langsam abwärts stieg. „Was treibst Du hier oben," fragte der Junker, dem ein Verdacht durch den Kopf fuhr, in einem fast strengen Tone, „wann bist Du heraufgekommen?"

„Vor ungefähr einer halben Stunde, Herr."

„Vor einer halben Stunde — wie kam das?"

„Als Ihr über den Hof zum Schloßbauer gegangen seid, hab' ich den Junker Konrad da droben an einem Fenster gesehen und so bin ich denn hinaufgestiegen, um für alle Fälle bei der Hand zu sein."

„Und Du warst schon oben, als ich heraufkam?"

„Ich bin seitwärts im Korridor gewesen; Ihr habt mich nicht gesehen und ich mocht' Euch nicht stören auf Eurem Wege."

„Hör', Dietrich," sagte der Junker stehend bleibend, „ich halte dafür, Du seiest etwas früher hier heraufgestiegen, als Du angibst, oder dann habe mein Bruder etwas später erst auf den Hof geschaut."

„Ich versteh' Euch nicht, Junker."

„Nun, deutlicher meinetwegen; Du hast meinem armen Bruder die Thüre geöffnet."

„Ich?" rief der Jäger, „nein, Herr, das hab' ich nicht gethan." Diese Ablehnung war in so entschiedenem Tone gegeben, daß Herr Ulrich dadurch wohl die Überzeugung gewinnen mußte, er jage hier auf falscher Fährte, und deshalb nach einer Pause in milderm Tone fortfuhr: „Du glaubst also, die Thüre sei von ungefähr offen geblieben; denn von innen konnte sie unmöglich geöffnet werden."

„Das letztere glaub' ich auch," sagte der Alte bestimmt.

„Du denkst also doch, sie sei von außen und nicht ohne Absicht geöffnet worden?"

Der Jäger schwieg und drehte sein Gesicht dem dunkleren Geländer zu, offenbar, um eine Verlegenheit zu verbergen.

„Nun, Dietrich," sagte der Junker, dem diese Bewegung nicht entgangen, nach einigem Schweigen, „ich habe Dich in meinen jungen Jahren als einen treuen, redlichen Burschen gekannt; jetzt freilich bin ich noch fremd in meines Vaters Hause und kenne Vieles noch nicht, das seitdem anders geworden; aber darum will ich Dich doch nicht ohne Not um Dinge plagen, die Du nicht gerne mitteilen magst. Dafür wirst Du mir sagen können, ob mein Bruder seit seiner Krankheit schon öfter aus seinem Gemache gekommen ist?"

„Noch nie, meines Wissens," lautete die Antwort.

„Er hat wohl auch nie verlangt darnach?"

Der Alte ſchwieg abermals; dann wendete er ſein Geſicht wieder dem Junker zu und ſagte bewegt: „Hört, gnädiger Herr, wenn Ihr mir verſprecht, mich nie weiter über dieſe Dinge auszufragen, oder wenigſtens, bis Ihr nicht mehr fremd ſeid in Eures Vaters Hauſe, wie Ihr ſagt, will ich Euch meine Meinung gerade heraus ſagen, geh's, wie es wolle."

„Ich verſprech' es Dir, Dietrich."

„Nun denn," brachte der Alte mit gedrückter Stimme hervor, „ich glaube, die Thüre des armen Junkers iſt vorhin aufgegangen, weil — weil der alte Schloßbauer drunten im Hofe als Verbrecher und Gefangener ſtehen gemußt."

„Der Schloßbauer — deswegen, meinſt Du," rief der Junker betroffen, „und wie ſollte das zuſammenhängen?"

„Denkt an Euer Verſprechen," erwiderte Dietrich mit ſtockender Stimme, während plötzliche Thränen in ſeinen ergrauenden Bart niederrannen; „was ich ſagte, iſt die redliche Herzensmeinung eines alten, ehrlichen Mannes, der an Euch und dem armen Junker Konrad von Kindsbeinen an mehr gehangen, als er am eigenen Kinde hätte hangen können."

Herr Ulrich lehnte ſich ſchweigend an das Geländer zurück, während der alte Jäger nur mit Mühe einen gewaltſam hervorbrechenden Schmerz niederzukämpfen vermochte. Endlich nahm der Erſtere wieder das Wort und ſagte, indem er dem Alten wie zur Beruhigung die Hand auf die Schulter legte: „Hör', Dietrich, mein Verſprechen ſoll Dir gehalten werden, dagegen verlange ich einen Dienſt, wohl einen ſchweren Dienſt von Dir, wenigſtens bis ſich Jemand findet, der Dich ablöſen kann."

„Sprecht, Herr," erwiderte der Alte noch immer ſchluchzend.

„Mein Bruder darf nicht mehr hier eingeſchloſſen bleiben," fuhr Herr Ulrich fort, „er wird das Gemach, das dem meinigen gerade gegenüberliegt, beziehen, das er ja auch früher bewohnt hat. Dagegen muß Jemand da ſein, der Tag und Nacht um

ihn bleibt und ihn nie aus den Augen läßt. Willſt Du das übernehmen?"

„Iſt das Euer Ernſt?" ſagte der Jäger, langſam das Geſicht erhebend.

„Warum ſollt' es nicht, Dietrich?"

„Nun denn," rief der Alte, erſchüttert die Hand des Junkers ergreifend, während auf's Neue Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten, „dann komme aller Segen des Himmels über Euch, den ein alter Mann herabflehen kann."

„Ich werde Dir daran denken, Dietrich," erwiderte der Junker bewegt; „jetzt geh' nun wieder hinauf in den Korridor und warte dort auf meine weitern Befehle."

Herr Ulrich trat mit ernſtem Geſichte in das Gemach der Freifrau, bei der noch mehrere Damen, verſammelt waren.

„Wie geht es dem Herrn Vetter, Frau Mutter?" fragte er, die übrige Geſellſchaft begrüßend.

„Er iſt eingeſchlummert; den alten Verbrecher hätteſt Du aber wohl in Ketten einſperren ſollen, Ulrich. Verdient hat er's ſchon lange tauſendfach."

„Die Mauern und Wächter werden ſtark genug ſein, ihn bis zur Beurteilung feſtzuhalten," erwiderte der Junker ernſt; „vorher haben wir jedoch für Jemanden zu ſorgen, der weniger achtſam bewacht war, obwohl es nötiger geweſen wäre."

„Wen meinſt Du?" fragte die Frau leichthin.

„Meinen Bruder Konrad."

„Konrad," entgegnete die Freifrau, diesmal ihre Blicke von dem Geſichte ihres Sohnes abwendend, „was ſollt' es mit dem armen Junker gegeben haben?"

„Weiter nichts," ſagte Herr Ulrich, „als daß ihn die Engel dieſe Stunde beſſer behütet haben mögen, als die Menſchen; deshalb hab' ich angeordnet, daß er von dieſem Augenblick an wieder ſein altes Gemach, dem meinigen gegenüber, bezieht."

„Um Gotteswillen, Ulrich," rief die Freifrau, von ihrem Lehnstuhle ſich erhebend, „Du wirſt doch nicht einen Wahnſinnigen in unſere Mitte bringen wollen? und gerade noch jetzt, wo —."

„Der Sohn meines Vaters wird von dieſer Stunde an neben ſeinem Bruder wohnen, Frau Mutter," unterbrach ſie der Junker kalt und ſchritt mit einer flüchtigen Verbeugung der Thüre zu.

Dieſer Vorgang, ſowie die Ausſicht, nun hart neben dem Wahnſinnigen wohnen zu müſſen, wirkte entſcheidend auf die Reiſeluſt der Geſellſchaft, die nach wenigen Stunden auf verſchiedenen Wegen von dannen fuhr.

Herr Ulrich ſchritt, als die Letzten Abſchied genommen, erleichterten Gemütes über den Schloßhof dem Thore zu. Dem nebelbedeckten Vormittag war ein ſonniger Vorfrühlingsnachmittag gefolgt, der mit ſeinem milden Scheine den Junker aus den ihm ſo eng gewordenen, väterlichen Mauern ins Freie lockte. Er gedachte hinaufzugehen auf den See, der kaum eine Viertelſtunde oberhalb des Schloſſes die weite Thalfläche mit ſeinem ruhigen Spiegel bedeckt. Dort, auf der verſchwiegenen Einſamkeit der Waſſer, dem Lieblingsaufenhalte ſeiner jungen Tage, hoffte er die verworrenen Eindrücke, Vorſtellungen und Gedanken zu beſchaulicherer Sammlung bringen zu können, als im Gemache; aber gerade als er an das Hofthor gelangte, trat ihm eine Erſcheinung entgegen, vor der ſein Fuß unwillkürlich am Boden haften bleiben mußte. Und doch war es nur ein Mädchen in bäuerlicher Tracht, wie ſie landesüblich war; aber hoch und ſchlank und mit einem Antlitze, auf dem der Ausdruck kummervollen Leidens mit dem ſtolzern Abglanze jungfräulicher Schönheit in rührendſtem Widerſtreite lag. Herr Ulrich wußte kaum, was er that, als er behend nach ſeinem Barette griff und ſich verneigend um ihr Begehr fragte. „Wenn Ihr der Junker Ulrich ſeid, wie ich glaube," erwiderte das

Mädchen in wehmütigem Tone, aber ohne befangene Scheu, „ſo möcht' ich Euch bitten, mich mit meinem Vater ſprechen zu laſſen."

„Mit Eurem Vater —" ſagte Herr Ulrich in zögernder Betroffenheit, „und wer iſt denn Euer Vater?"

„Ich bin Elſe, die Tochter des Schloßbauern, den Ihr im Turme gefangen haltet, Junker."

VI.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Herr Ulrich wieder am Hofthore und blickte ſinnend der Tochter des Schloßbauern nach, wie ſie, von dem Beſuche bei ihrem gefangenen Vater heimkehrend, mit Anmut und Würde durch die Allee hinausſchritt. Er war, während ſie ſich im Turme befunden, nicht vom Hofe weggegangen, und ein eigenes Gefühl von Selbſtſucht, die beinebens ſchon entſchloſſen war, ſich in möglichſte Großmut umzuwandeln, hatte ihm zugeflüſtert, die Tochter werde ihn nach gepflogener Zwieſprach mit Thränen und Bitten angehen für den Gefangenen; er überlegte daher, was er der ſchönen Fürbitterin antworten könne, um ſie zu tröſten, ohne ſeine beſchränkten Befugniſſe zu überſchreiten, immerhin ſchon geſonnen, der Anwendung äußerſter Strenge ſo viel thunlich entgegenzuwirken. Aber ſeltſam war der Junker betroffen, als das Mädchen, aus dem Turme tretend, ihn kaum flüchtig begrüßte und ruhig, ja ſtolz, wie es ſchien, an ihm vorüberſchritt; der feuchte Glanz, der nachſchimmernde Thränentau, war verſchwunden aus ihren blauen Augen, die vorhin ſo bleichen Wangen hatten ſich leicht gerötet, und Gang und Haltung ſprachen eher von ſicherer Entſchloſſenheit, als von beſorgnisvoller Zaghaftigkeit. Herr Ulrich hatte bei dieſem unerwarteten Anblicke zuerſt Mühe, ein zwiſchen Kränkung und Verdruß

ſchwankendes Gefühl niederzukämpfen; aber als er der Weiterſchreitenden nachgeſchaut, bis ſie an dem äußerſten Ende der Allee auf die Wieſen einbog, mußte er unwillkürlich vor ſich hinſprechen: „Schade, daß ſie im Hauſe eines geringen Bauern geboren worden iſt!“

Dieſer Gedanke ging mit ihm auf dem Wege, den er nun nach dem See hinauf einſchlug, und wie oft er auch mit der Hand über die Stirne fuhr, als könnt' er ihn wegſtreichen und einem andern Sinnen rufen — das jungfräuliche Bild ſtand immer wieder unverſehens vor ſeinem innern Blicke, bald kummerbleich mit der letzten Thränenſpur an den geſenkten Wimpern, bald in ruhigem, faſt majeſtätiſchem Gange dahinſchreitend. Herr Ulrich drehte ſich ſtehen bleibend langſam um, als müßt' er ihr noch einmal nachſchauen, als er das Schloß ſchon weit hinter ſich gelaſſen. „Und geſehen habe ich ſie doch ſchon irgendwo,“ ſagte er laut zu ſich ſelbſt, nachdem ſein Blick lange vergeblich an der menſchenleeren Allee hin- und hergeſtreift, „geſehen muß ich ſie früher ſchon haben, wenn auch in anderer Umgebung und Kleidung; aber wo? Nein, es iſt nicht möglich, und doch — ſeltſam!“ Über dieſer neuen Wendung ſeiner Gedanken brütete er, bis das Schifferhäuschen vor ihm ſtand und ihm eine Stimme hinter dem kleinen Fenſter hervor entgegenrief, ob er über den See zu fahren wünſche. Es trat ein eisgrauer Mann aus der niedrigen Thüre, der mit freundlichem Gruße auf eine der ans Ufer gezogenen Nauen zuſchritt und fragte, wohin der Herr gefahren ſein wolle. Der Junker hatte ſonſt vorgehabt, ſich ſelbſt planlos auf dem See herumzurudern, jetzt aber antwortete er ohne langes Beſinnen: „Nach Birrwyl, wenn es Dir nicht zu weit und beſchwerlich iſt.“

Er kennt mich nicht mehr, der alte Jochem, dachte er, während in ſeinem Geſichte ſelbſt ſich ſeit zwanzig Jahren keine Falte geändert zu haben ſcheint. Um ſo beſſer kann ich plau-

dern, was mich gelüſtet. „Zu weit, Herr?“ erwiderte der Alte, die Naue losmachend, „Ihr ſcheint mit Verlaub unbekannt in der Gegend; der Ort, wohin Ihr wollt, liegt da drüben am Berge — 's iſt kaum eine halbe Stunde. Seht dort den kleinen Kirchturm!“ „Schon recht,“ ſagte der Junker einſteigend, „ſo genau bin ich freilich nicht bekannt hier herum.“

„Ja, Herr,“ begann der redſelige Alte, nachdem er das Schiffchen mit einem kräftigern Abheben vom Ufer geſtoßen, als ſich von ſeiner verwitterten Geſtalt erwarten ließ, „gerade dort liegt Birrwyl, und gleich neben der Kirche hinauf geht der Weg über den Homberg ins Wynethal, wohin Ihr vermutlich beabſichtigt, Herr. Nicht? — Ja, ja, ich hab' mir's gedacht; in Birrwyl würd' auch ein fremder Herr von Eurem Ausſehen nicht viel zu ſchaffen haben, 's iſt ein armes, ungeberdiges Völklein. Aber deswegen braucht Ihr doch nicht den ſteilen Weg über den Berg zu gehen, wenn's Euch anders beliebt. Seht Ihr dort außerhalb des Dörfleins die zwei, drei neuen großen Häuſer? Sie ſehen vornehmer aus als die Kirche, mein' ich. Gerade an dieſen vorbei führt der neue Weg, den der Nußbaumer auf ſeine eigenen Koſten hat herrichten laſſen, und den könnt Ihr gehen, um nach Reinach oder ſonſt in's Thal hinüberzukommen.“

„Der Nußbaumer, ſagſt Du? Das muß ja ein mächtig reicher Mann ſein, der ſolche Wege auf eigene Koſten herſtellen läßt.“

„Reich, ſagt Ihr?“ fuhr der Alte fort, „reich, Herr? Ja, das will ich meinen, der könnt' manchen Junker Land auf und ab auskaufen, ohne ſeinen Kronen und Goldgulden ſtark weh zu thun. Hat der dort die Wäſſerlein hoch im Berge droben alle zuſammengegraben und ſie zu ſeinen neuen Häuſern herabgeleitet, wo ſie nun — wartet — ja fünf bis ſechs Räder

treiben. Jetzt hat er ſie ins Lehen gegeben, aber es heißt, auf den Herbſt wolle er ſelbſt hinaufziehen."

„Und wer iſt er denn eigentlich, dieſer Nabob?"

„Den kennt Ihr nicht?" ſagte der Alte verwundert; „ach ja, Ihr ſeid fremd hier. Nu, es iſt der Schloßbauer von Hallwyl."

„Der Schloßbauer von Hallwyl?" rief der Junker; aber ruhiger fügte er ſogleich hinzu: „'s iſt mir, als ob ich ſchon von dem gehört hätte. Doch wie verhält ſich's? ich glaube Birrwyl gehört nicht zum Herrſchaftsgebiet von Hallwyl, und der Schloßbauer kann dort Häuſer bauen und ſogar ſelbſt hinziehen — geſtattet das die Herrſchaft?"

„Ja, die wird wenig dazu zu ſagen haben."

„Das wäre!"

„Wie das ſo genau iſt, weiß ich nicht," ſagte der Alte, „aber ſo viel iſt gewiß, daß der Schloßbauer auch nicht vor das Herrſchaftsgericht, ſondern vor das Landgericht nach Lenzburg gehört oder dann nach Bern vor die gnädigen Herren und Obern, gerad' wie die Junker von Breſtenberg."

„Hat denn der Schloßbauer einen Streithandel?" fragte der Junker raſch.

„Nicht, daß ich wüßt'," antwortete der Alte unbefangen, „ich mein' nur ſo von wegen der Herrſchaft. Aber daß er dahin auszieht, glaub' ich; es geht nicht mehr drunten in Hallwyl, ſchon ſeit der alte, gnädige Herr geſtorben iſt. Und nun erſt ſeit der Geſchichte mit dem Junker Konrad — daß Gott erbarm'."

„Davon glaub' ich ſchon etwas gehört zu haben," ſagte Herr Ulrich, ſeine Unruhe verbergend, „wie iſt das nur hergegangen?"

„Wie das hergegangen iſt, Herr? Ja, das iſt eine ſeltſame Geſchichte, von der mancherlei geredet worden iſt unter den Leuten. So recht ausgekommen iſt's nie; die gnädige Frau

im Schloſſe wird es wohl für ſich behalten, und der arme Junker iſt am Morgen wahnſinnig geweſen, der kann's auch nicht erzählen."

„Ja, wie denn," fragte Herr Ulrich, „ich meine gehört zu haben, der Junker Konrad habe den Verſtand in Folge einer ſchweren Krankheit verloren?"

„Einer Krankheit?" machte der Alte mit den Augen zwinkernd, „eine Krankheit iſt ſo was freilich auch, wenn es ein ſo unglückliches Ende nimmt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß der Junker noch am Abend geſund und friſch, wenn auch nicht ſo fröhlich wie ſonſt, in meinem neuen Schifflein auf dem See gefahren iſt und am Morgen — na, da war er, was er jetzt noch ſein wird. Schade, jammerſchade um ihn, er war ein ſchöner, ſchmucker Mann, wie Ihr ſelbſt, Herr."

„Aber was hatte denn der Nußbaumer dabei zu ſchaffen, daß ihm ſeitdem der Aufenthalt auf ſeinem Hofe verleidet iſt, wie Du ſagſt?"

„Nun Herr, nehmt's nicht übel," erwiderte der Alte, „Ihr ſeid noch jung und werdet manche Dinge anſehen, wie es eben die Jugend gewohnt iſt; aber habt Ihr einmal eigene Töchter, ſo werdet Ihr wohl auch ein Wort dreinſprechen wollen, wenn es ſich um Dinge handelt, wie es hier der Fall war. Doch da ſind wir am Ziele, Herr."

„Ich hätte Luſt, mich noch ein wenig auf dem See umherfahren zu laſſen," ſagte der Junker, „das Wetter iſt hell und mild, und meine Nachtherberge kann ich immer noch früh genug erreichen."

„Thät's gerne," entgegnete der Alte, „aber ſeht, dort kommen ſchon Zwei den Weg herab, die nach Fahrwangen übergeſetzt ſein wollen."

Der Junker ſprang, wenn auch ungerne, doch behende aus dem Schifflein auf dieſe Bemerkung, da er es nicht dem Zufalle anheimgeben mochte, ob die Ankömmlinge ihn vielleicht

kennen und ſein Inkognito dem Fährmann verraten möchten. Er warf dieſem deshalb ein reichliches Fährgeld in den vorgehaltenen Hut mit dem Vorſatze, ſeine Dienſte möglichſt bald wieder in Anſpruch zu nehmen.

Aber der ſchmale Fußſteig, der zwiſchen hohen, mit Buſchwerk bedeckten Borden hinanführte zur Straße, die längs dem Höhenzuge wieder nach dem Schloſſe und thalabwärts lenkte, wurde dem Junker ſchwer diesmal, ſo rüſtig er auch ſonſt auszuſchreiten pflegte; denn ſchwere Gedanken ſind gar oft die ſchwerſte Wanderbürde, und Herrn Ulrich war durch die Reden des alten Jochem die ſchon hergetragene Laſt noch vermehrt worden. Daher mußte er im Hinanſteigen manchmal ſtehen bleiben, als wollt' ihm der Atem verſagen. Alſo war doch etwas Wahres daran, was ein aus dieſer Gegend gebürtiger Soldat vor bald einem Jahre in Verſailles erzählt! Der arme Konrad hatte nicht in Folge einer ſchweren Krankheit ſeine geſunden Sinne verloren, wie es die Freifrau dem Bruder geſchrieben — oder was konnte ſonſt den alten Schiffer veranlaſſen, ſolch eine beſtimmte Angabe zu machen? Jener Soldat hatte noch weiter geplaudert, der Junker habe ſeinen Verſtand verloren, weil ihm die Freifrau verwehrt, die Tochter eines Bauern, zu der er große Liebe getragen, als Gattin ins Schloß einzuführen — ſich dann aber auf weiteres Befragen wieder ausgeredet, dieſe Dinge nur im Rauſche erfunden und geſchwatzt zu haben. Herr Ulrich hatte dieſes Gerede damals auch keiner beſondern Beachtung gewürdigt, da ihm ein ſolch tiefgehendes Verhältnis ſeines Bruders zu einem Landmädchen eben nicht ſehr wahrſcheinlich vorkommen mochte, und die Worte des Schiffers deuteten nun auch freilich etwas Anderes an. „Aber immerhin," ſagte der Junker aus dieſen Gedanken heraus, „wo ſo viel Rauch, muß auch ein Feuerlein zu finden ſein, ſo oder ſo, und es wird allgemach deutlich, warum der alte Dietrich für einmal reinen Mund zu halten verlangt.

Was mag da zu Tage kommen! Aber faſt," fuhr er nach einer Weile mit einer neuen Wendung ſeines nachdenklichen Sinnes fort, „faſt wär' mir's lieber, der Soldat hätte die Wahrheit getroffen und Konrad mit einer echten, gerechten Herzensliebe an dem Kinde gehangen, denn ſchön iſt ſie wahrlich, trotz ihres niedrigen Standes und bäuerlichen Gewandes, wie ich noch ſelten ein Weib getroffen. Aber geſehen hab' ich ſie doch ſchon irgend anderswo," rief Herr Ulrich wiederum nach einer Pauſe ſo laut vor ſich hin, daß er ob dem Schalle betroffen umherſchaute, als könnte jemand ſeine Gedanken belauſcht haben.

Ein lauſchendes Menſchenohr war nun wohl nicht in der Nähe, dafür ſtand kaum hundert Schritte vor dem Wanderer auf einem luftigen Hügelvorſprunge ein ſauberes Häuslein, das ihn wie ein Erinnerungsmal vergangener, glücklicher Zeiten anmutete. Wie oft hatte er in frühern Tagen dort unter dem breitvorſpringenden Dache geſeſſen und ſich mit ſeinem Bruder, ermüdet von den Streifereien durch Wald und Gebirg, an einem Trunke kräftigen Landweines erfreut! Wie oft hatten ſie da zwiſchen Ernſt und Scherz den Erzählungen waidmänniſcher Thaten und Fahrten zugehört, die ihnen ihr gewöhnlicher Begleiter bei ſolchen Ausflügen, der Jäger Dietrich, oder einer ſeiner Berufsgenoſſen auftiſchte! Es ging ein freundliches Aufleuchten über das gedankenvolle Antlitz des Junkers, als er des Hauſes anſichtig wurde, und er erfreute ſich um ſo mehr an dieſem Funde, als er vorher gar nicht daran gedacht hatte. Ohne Säumen ging er über die Wieſen ſeinem Ziele entgegen, das er freilich in der Nähe vielfach anders fand, als es ſeiner Erinnerung ſich dargeſtellt hatte. Der alte, fröhliche Wirt mit dem runden, ſtets lachenden Geſicht war längſt zu ſeinen Vätern verſammelt, und der nun ebenfalls ſchon gealterte Sohn begrüßte den Gaſt mit Mienen, die wohl gedeutet werden konnten: Mir iſt's recht, wenn du dich gleich wieder

von dannen trollſt. Er erkannte den Junker ſo wenig als der alte Jochem drunten am See; doch ließ er ſich auf freundliche Einladung zu einem Becher Weines aus der großen, zinnernen Kanne herbei, vom Tode ſeines Vaters zu erzählen; begann dann aber alsbald über die ſchlechten Zeiten zu klagen und über die Unbill der gnädigen Herren und Obern in Bern, die den Landmann mit Erhöhung der Steuern und Abgaben bedrückten, dagegen den Wert des Geldes um die Hälfte herabgeſetzt hätten; ſich von großen Penſionen fremder Potentaten mäſteten und dafür die heimgekehrten Reisläufer geringern Standes am Hungertuche nagen ließen. Es ſeien aber viele von dieſen im Lande, die Haar auf den Zähnen hätten und den „Kronenfreſſern" ſchon eine tüchtige Suppe einbrocken würden. Der Wirt ſchaute dabei Herrn Ulrich mit zwinkernden Augen an und ſagte, auf den ſchmuckloſen Degen deutend, den dieſer zur Seite trug: „Ich denke faſt, das Ding da iſt auch ſchon als Eiſen in die Fremde gegangen, ohne verſilbert heimgekommen zu ſein." „Kann ſein," erwiderte der Junker kurz, dem dieſes Geſpräch bei der Stimmung, in welcher er das Haus betreten, ungelegen kam und der deshalb für den Augenblick froh war, daß der Wirt von zwei neuen Gäſten, die ſich am andern Ende der offenen Laube hinſetzten, abgerufen wurde. Es waren Landleute, doch der Tracht nach zu ſchließen, nicht aus der nächſten Umgegend, die ſich mit dem Gaſtgeber bald in ein eifriges, leisgeführtes Geſpräch einließen. Der Junker erhob ſich, um, vor der Laube auf- und niedergehend, der untergehenden Sonne nachzublicken, die das Thal zum Abſchiedsgruße mit zauberhafter Schönheit übergoß. Zur Linken lagen die Türme und Giebel des Schloſſes Hallwyl ſchon in graue Schatten gehüllt, aber der See flimmerte und glühte, wie ein mächtiges Feuerbecken und warf auf die jenſeits leis anſteigenden Höhen einen Wiederſchein, von dem die noch kahlen Gebüſche wie mächtige Roſenhecken aufleuchteten.

Drüber weg, dem ſanftgebogenen Lindenberge entlang, glomm in endloſer Kette Feuer an Feuer, die ſich im Abendglanze wiederſpiegelnden Fenſter der Schlöſſer, Dörfer und Weiler, bis weit an den dunkeln Fuß der Hochgebirge hinan, deren Häupter wieder mit Purpur angethan über das Land herabſchauten.

Der Junker ſtand verloren im Anſchauen dieſes ihm nun längſt ungewohnten Schauſpiels, bis ein Name des in der Laube lauter werdenden Geſprächs ſein Ohr berührte. Er horchte unwillkürlich auf, und als der Name nochmals mit Nachdruck genannt wurde, kehrte er langſam und ſcheinbar unbefangen zu ſeinem Kruge zurück. Gleichwohl deutete einer der Gäſte nach ihm hinüber, dem Andern, der gerade das Wort führte, mit dem Geſichte zuwinkend; der Wirt aber ſagte vernehmlich: „Laßt nur, den braucht ihr nicht zu ſcheuen; 's iſt auch einer von Denen, die lieber vom Leder ziehen, als den Karſt wieder zur Hand nehmen.“

„Um ſo beſſer,“ machte der Wortführer, ein kurzgewachſener, aber breitſchultriger Geſelle mit trotzigem, bräunlichem Geſichte, „die wird man wohl gebrauchen können, ſo viele ihrer kommen. Aber was ich ſagen wollte,“ fuhr er nun ohne beſondere Zurückhaltung fort, „ich halt's für einen wahren Kapitalſpaß, wie es da gekommen iſt. Ohne den Nußbaumer wäre gar nichts anzufangen geweſen, der hätte die Herrſchaftsleute in allen Dörfern herum beſſer im Zaume gehalten, als ein Regiment Soldaten, das ihnen der Oberherr auf den Hals geſchickt. Das hat ſich ja heut ſelbſt am beſten gezeigt. Der Riedlinger und ein paar Andere waren im beſten Zuge, mit dem ganzen Plunder, wie er im Schloſſe verſammelt war, fertig zu machen und dann den roten Hahn auf das leere Neſt zu jagen; der übrige Haufe iſt auch mitgelaufen, ſo lange er der Meinung war, der Schloßbauer ſei einverſtanden; doch ſobald der das Maul aufthat, nahmen ſie den Finkenſtrich,

als hätten ſie Eier geſtohlen. Nu, ſag' ich, 's iſt beſſer ſo, der Nußbaumer iſt mehr wert, als ein paar tote Schloßhaſen."

„Aber weißt Du auch ſo gewiß, daß er nun herüberſchlagen wird?" ſagte der andere der Gäſte, ein Mann mit ſpitzem, dürrem Geſichte und kleinen, lauernden Augen; „zudem ſitzt er für einmal feſt und mag da nicht viel ausrichten können für unſere Sache."

„Bah," machte der Erſtere verächtlich, „was das Feſtſitzen betrifft — je länger, deſto beſſer; haben wir ihn einmal nötig, ſo wird ſich ſchon ein Thürlein finden und er dann nur um ſo brühwarmer ſein. Für ſeine Bekehrung laß Du aber nur die allergnädigſte Freifrau ſorgen, die wird's geſchickter anreifen, als wenn wir ihm ein paar Pfaffen mit ganzen Säcken voll Überredungskünſten auf den Hals gejagt hätten. Wie iſt's denn mit dem Schybi im Entlebuch gegangen? Er wollte anfänglich auch nichts wiſſen von der Sache, meinte, man ſolle in Liebe und Minne unterhandeln mit den Herren, die werden ſchon billige Rückſichten tragen und dergleichen Dummheiten mehr; aber zum Danke dafür fuhren ſie ihn grob an, ſteckten ihn ein paar Wochen ein, und das hat richtig geholfen. Als er herauskam, war der Teufel mit einem Schlage los durch die ganze Thalſchaft — das Ding hatte Kopf und Hand zugleich gefunden an dem Schybi."

„Ja, ja, er hat recht," wendete ſich der Wirt an den Spitzen, „accurat ſo Einer iſt der Schloßbauer; wird der einmal hart*, dann gibt's Funken, rechnet darauf. Des lieben Friedens wegen hat er ſchon manchem kleinen Schlucker, der hinter ihm herumgehen wollte, durch die Finger geſehen;

* Harte wurden im Bauernkriege die entſchiedenen Anhänger der Volksſache, Linde die Unentſchiedenen oder zu friedlichem Vergleiche Geneigten genannt.

aber von den großen Hansen läßt er ſich am allerwenigſten auf die Füße treten, wenn er auch dem alten Herrn im Schloſſe noch ſo dienſtfertig geweſen iſt. Man ſagt freilich, er habe dem, ohne einen Titel zu verlangen, ſo viel vorgeſchoſſen, als die halbe Herrſchaft wert ſei; doch wie hat er letzten Winter den dicken Landvogt auf Lenzburg abgeputzt — he?"

„Was war das?" fragte der Spitze, „ich hab' nichts gehört davon."

„Nun," erzählte der Wirt, „der kleine Korber da draußen, zunächſt den neuen Häuſern des Nußbaumers, wollte den Schuldenboten die Steuern mit abgeſchätztem Gelde bezahlen, aus dem guten Grunde, weil er kein anderes hatte, und als der Burſche ſich weigerte und ſich anſchickte, die Kuh aus dem Stalle wegzuführen, gerieten ſie aneinander, ſo daß dem Korber ein Bein lahm geſchlagen wurde. Gleichwohl ſollte er bei der grimmigen Kälte gedäumelt mit dem Hatſchier nach Lenzburg ſtoffeln; aber er konnte nicht und fiel ein paar Mal hin auf das wunde Bein. Was that der Nußbaumer, der gerade dazu kam? Er ſpannte ein Wägelchen an und führte den Korber ſelbſt nach Lenzburg, bis in den Schloßhof hinein. Dafür ſchrie der Landvogt ihn nun an, ob er ſein Fuhrwerk zu nichts Beſſerem zu brauchen wiſſe, als ſolches Strolchenpack im Lande herumzukutſchieren. „Herr Landvogt," ſagte drauf der Nußbaumer, „wenn's Euch einmal paſſieren ſollt', daß Ihr nicht mit dem Hatſchier gehen könnt, was wohl einem begegnen kann, ſo ſchickt nur zu mir, ich will Euch den nämlichen Dienſt thun, wie dem Korber." Der Landvogt wollte ſolche Rede nicht leiden und ſchrie dem Hatſchier zu, den Grobian am Kragen zu packen; der Schloßbauer meinte aber ganz gemächlich: „Laßt's nur gut ſein, ich habe da die Geißel bei mir, obſchon ich ſie für meine Roſſe ſonſt nie brauche. Im Übrigen heiß' ich Nußbaumer, und Ihr wißt, wo ich daheim bin," und damit fuhr er zum Thor hinaus mit ſeinem Wägelchen."

Die Bauern lachten, auf die Gesundheit des Schloßbauern anstoßend, aus vollen Hälsen über diese Geschichte, und selbst Herr Ulrich konnte sich eines augenblicklichen Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken an den Ärger, der den unbehilflich wohlgenährten Landvogt mit dem krebsroten Gesichte gewürgt haben mochte ob dieser groben Antwort. Der Wirt, der dies Lächeln bemerkt und nach seiner Art deutete, rief, sich an den Junker wendend: „He da, Herr Kriegsmann, gelüstet Euch nicht auch, einen Becher mit uns zu leeren? 's ist reiner Brestenberger, wie der Eurige."

Der Angerufene verspürte nun freilich keine Neigung, dieser Einladung Folge zu leisten; andrerseits widerstrebte es ihm jedoch auch, der Unterhaltung, so mächtig sie ihn interessierte, gleichsam hinter der Wand zuzuhorchen. Einen Augenblick besann er sich, ob er nicht vor die Leute hintreten und sie für ihre Reden haftbar machen sollte; aber, dachte er sogleich wieder, steh' ich doch nicht auf dem Gebiete meiner väterlichen Herrschaft, noch bin ich der Häscher für meine Herren Vettern in Bern; für mich hab' ich genug gehört. Somit stand er auf und sagte kurz: „Mein Weg ist der weitere; gehabt Euch wohl."

Es fing bereits an, stark zu dunkeln, als der Junker von der Höhe nach dem Schlosse hinabschritt, in dem sich da und dort einige unruhige Lichter zeigten. Er freute sich auf die Ruhe der Nacht, die ihm bringen sollte, was er den Nachmittag vergeblich gesucht, ruhige Stille, um die tausendfach sich kreuzenden Gedanken zu klarer Überlegung zu sammeln. Was er da droben in dem Wirtshause gehört, kam ihm auf dem Heimwege bald wie ein neckisches Märchen vor, das er nirgends recht anzufassen wußte. Hatten die Bauern ihn doch vielleicht erkannt und sich blos einen groben Spaß mit ihm erlaubt? Er errötete bei dem Gedanken und blieb einen Augenblick stehen, sich besinnend, ob er nicht wieder umkehren solle. Aber

nein, zu einem ſolch gewagten Spiele würde der Wirt, der immerhin das Ganze hätte einfädeln müſſen, ſich ſchwerlich herbeigelaſſen haben — die Zeche wäre zu unſicher geweſen. Den Verhältniſſen in der Heimat völlig fremd geworden und ebenſo unbekannt mit der Stimmung und den Anſichten des Volkes, hatte er den Vorfall vom heutigen Morgen mehr als einen Zufall betrachtet, der, wenn auch möglicherweiſe von gefährlichen Folgen begleitet, doch nur durch das hochfahrende Weſen des fremden Herrn von Benel und den Ausbruch des Bauerntrotzes hervorgerufen worden war; daß es das erſte Aufflackern eines weitverbreiteten unterirdiſchen Brandes bedeuten ſollte, der, kaum gedämpft, doch wieder benützt wurde, um die ganze verzehrende Glut zu ſchüren, davon hatte der Junker bis zur Stunde keine Ahnung gehabt. Doch wie nun unter dieſen veränderten Umſtänden mit dem Gefangenen verfahren — das war eine Frage, die reifer Überlegung bedurfte. Beſorgliche Furcht war dem Junker unbekannt; im Gegenteil regte ſich das Soldatenblut zu raſcherm Gange bei dem Gedanken an Kampf und Schwertſchlag. Aber gegen wen und mit wem? ſprach es zugleich in ihm, als er den Blick über die friedlichen Lichter der zerſtreut herumliegenden Hütten ſtreifen ließ und dabei das Bild des traulichen Verhältniſſes in ſeiner Erinnerung aufſtieg, in dem der Vater mit ſeiner ländlichen Umgebung gelebt hatte; nein, Ulrich, du biſt des Streites und Getümmels ſatt, heimgekehrt, um Ruhe und Frieden zu ſuchen; ſei auf der Hut drum, was du thuſt.

„Hier iſt ſie wie eine Königin hinausgeſchritten," ſagte er halblaut, in die Allee einbiegend; aber verwundert blieb er ſtehen beim Anblicke mehrerer ſich auf dem Hofe durcheinander bewegender Lichter, zu denen ſich lautes Gerede geſellte. Näher gekommen, erkannte er eine Anzahl Knechte des Schloſſes mit dem Turmwart, die ſämtlich mit Schießgewehr und Hall-

barten hantierten. „Was gibt's da, Ihr Leute," fragte der Junker, „was wollt Ihr mit dem Kriegszeug?"

„O, gnädiger Herr," erwiderte der Turmwärter mit verlegenem Stottern, „dem Himmel sei Dank, daß Ihr da seid."

„Aber was soll's denn? so gib doch Antwort!"

„Der Schloßbauer ist entsprungen, und nun sollen wir ihn auf Befehl der gnädigen Frau wieder herholen."

„Entsprungen, sagst Du?" rief der Junker; „wäre das möglich!"

„O gnädiger Herr, glaubt mir, ich bin unschuldig," antwortete der Turmwächter in wehklagendem Tone, „glaubt es nur, so etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passiert."

„Aber zum Kuckuck —"

„Ja, ja, ich erzähl's schon, haarklein," fiel der Türmer in seiner angestimmten Melodie ein. „Seht, die gnädige Frau wollte den Nußbaumer verhören und befahl mir, ihn hinaufzubringen in den schwarzen Saal, aber gut gebäumelt und geschlossen. Das that ich denn auch, wie befohlen, und er ließ es ruhig geschehen, der hinterlistige Rotkopf; doch kaum daß wir aus dem Turme heraus waren, warf er, der Satan mag wissen, wie er es machte, die Eisen zu Boden und sprang davon."

„Und Du hast ihn nicht festgehalten?"

„Festhalten wollt' ich ihn schon, gnädiger Herr," atmete der Bedrängte auf, „aber er warf mich dabei mit einem teuflischen Stoß vor die Brust rücklings so über den Haufen, daß ich mein Lebenlang einen Resten davontragen werde."

„Und ich sah ihn wohl draußen am Thor," sagte einer der Knechte; „aber da er gar so langsam und ruhig davonging, so meint' ich, er sei ledig gelassen worden von der gnädigen Herrschaft."

„Ist der Verwalter schon heimgekommen?" fragte der Junker nach augenblicklichem Besinnen.

„Noch nicht, gnädiger Herr."

„Nun gut, so ſtellt Eure Gewehre einſtweilen noch bei Seite; wenn es an der Zeit iſt, werde ich ſelbſt mit Euch kommen."

Mit dieſen Worten ſtieg Herr Ulrich die Treppe hinan, wendete ſich aber, oben angekommen, ſtatt nach dem Gemache der Freifrau, zuerſt nach demjenigen Junker Konrads hinüber.

VII.

Der Wahnſinnige ſaß in einem bequemen Polſterſtuhle, auf dem er ſich mit ſichtlichen Behagen hin- und herwiegte; beim Anblick des Eintretenden fuhr er jedoch haſtig in die Höhe und ſuchte etwas zu verbergen, zuerſt in die Falten ſeines Kleides, dann aber, als dies nicht ging, da Dietrich ihm auch andere Gewandung angezogen, zwiſchen den Kiſſen des Lehnſtuhles. Als dies bewerkſtelligt war, ſetzte er ſich ruhig wieder hin und ſchien gedanken- und teilnahmslos vor ſich hinzuſtarren, doch nicht ohne einen Zug der Verlegenheit im Geſichte, wie Herr Ulrich zu bemerken glaubte. Er bot daher dem Bruder die Hand entgegen, die dieſer ſchweigend umfaßte und eine geraume Weile feſthielt, ohne jedoch auf eine der geſtellten Fragen zu antworten oder auch nur zu thun, als ob er ſie höre.

„Nun, Dietrich, wie iſt's gegangen dieſen Nachmittag," wendete ſich der Junker an den Alten, der beſchäftigt war, noch dies und jenes im Hintergrunde des Zimmers zu ordnen und zurechtzurücken, „wie hat er ſich verhalten, der arme Junker?"

„Recht ordentlich, gnädiger Herr," antwortete der Alte vergnügt, „dem Himmel ſei gedankt. Manchmal hat er gelacht, aber nie mehr ſo wild, wie ich ihn ſonſt wohl gehört habe,

beſonders als ich ihm die neuen Kleider anzog. Drauf hat er ſich auch vor den Spiegel geſtellt, ſich hin- und herbeſehen und dann mit einem Bückling gegen ſein Abbild geſagt: So, ſo, ich hab' die Ehre, Euch wieder einmal zu grüßen, Junker Konrad. Er machte ein heiteres, faſt ſpöttiſches Geſicht dazu, wie mir's ſchien. Nur als das Geſchrei kam, der Schloßbauer ſei entſprungen, da wollte er ebenfalls davon, und ich mußte ihn feſthalten eine Weile."

„Was hat er denn verborgen bei meinem Eintritt?" fragte der Junker nachdenklich.

„Ja, das muß ich noch erzählen," fuhr der Alte leiſer fort, „aber tretet da etwas näher, gnädiger Herr; habt Ihr bemerkt, wie er aufſchaute, als ich den Namen des Schloßbauern nannte? Nach einiger Zeit, wie er hier unten war, fing er an, unruhig im Gemache hin- und herzugehen, kauerte in allen Winkeln nieder und durchſtöberte ſie mit den Fingern, als ſuche er etwas. Ich meinte, es ſei das Ungewohnte und werde ſich ſchon geben; aber als ich die Kiſſen von oben herunterbrachte, fuhr er mit einem Sprunge über eines derſelben her, durchwühlte es gierig mit den Händen, bis er etwas daraus hervorzog und lachend damit ans Fenſter ſprang."

„Und was war's denn?"

„Er hat es immer in den Händen behalten, und wenn ich nahe kam, verſteckte er's; aber als ſie drunten nach dem Schloßbauern gerufen, ließ er's auf den Boden fallen, und da hab' ich geſehen, was es iſt — das alte, kleine Bildnis von dem verſtorbenen Fräulein, das ſonſt in dem Gemache des ſeligen Herrn unter dem Spiegel gehangen hat."

„Was ſagſt Du, das Bildnis meiner Schweſter Eliſabeth?" rief der Junker.

„Nicht ſo laut, um Vergebung, gnädiger Herr," erwiderte der Alte, „ſeht, wie er wieder aufſchaut bei dem Namen, als traut' er uns nicht, und Vertrauen muß man wecken bei dem

kranken Junker, das hab' ich ſchon gemerkt. Ja, Herr, es war das Bildnis des Fräulein Eliſabetha. Sie war um drei Jahr, ſieben Monat und neun Tage älter als Ihr und iſt gerade zwei Tage vorher geſtorben, bevor Ihr das vierzehnte Jahr antratet. Aber wie groß, ſchön und gut ſie ſchon war, das arme Fräulein."

„Seltſam," ſagte der Junker nach einer Pauſe, während das Bild der verſtorbenen, einzigen Schweſter wieder lebhaft vor ſeiner Erinnerung emporſtieg, mehr für ſich hin als an den Alten gewendet — „ſeltſam, und doch hat er nie mit beſonderer Liebe an der Toten gehangen. Ihr ſchon früh hervortretendes, ernſtes und ſtilles Weſen konnte ſich nie recht vertragen mit unſerer Beider wilden Art. Jetzt freilich, ja — jetzt möcht' es anders ſein." Er lehnte ſich an das Kamin zurück und blieb lange, das Geſicht auf die Hand geſtützt, ſtehen, ohne daß ihn der Alte in ſeinem Nachdenken zu ſtören wagte; dann aber erhob er ſich raſch und fragte: „Nicht wahr, das große Bildnis der Schweſter ſteht noch an ſeinem alten Platze droben im braunen Saale?"

„So viel ich weiß, ja — wenigſtens vor einigen Wochen noch," antwortete Dietrich.

„Zünde mir einen Leuchter an! Und noch eins," ſagte er, ſchon an der Thüre ſtehend, „wenn Du den Herrn Chriſtoph in den Hof hereinreiten hörſt, melde mir's gleich."

So ſtieg Herr Ulrich die Treppen hinauf und ſchritt durch lange, ſich kreuzende Gänge nach dem alten Turme hinüber, in dem ſich der Ahnenſaal befand. Er hatte dieſen noch nie betreten ſeit ſeiner Heimkehr, ſo oft er ſich's vorgenommen; aus einer Art Scheu vielleicht, die er ſich ſelbſt nicht klar machte. Das Leben und die Lebendigen im väterlichen Hauſe waren ihm ja noch ſo fremd, er mußte zuerſt wieder an der Gegenwart erwarmen, ehe er vor die Vergangenheit treten mochte. Jetzt aber ging er, von einem ſeltſamen Gedanken ge-

trieben, nächtigerzeit, nur von ſeinem eigenen, in gigantiſchen Formen ihm nachſchwankenden Schatten gefolgt, den Denkmälern der Toten, die einſt hier gelebt, gelitten und ſich gefreut, einen Beſuch zu machen, um von ihnen vielleicht einen Wegweiſer zu empfangen für die verworrenen Lebenspfade der Gegenwart ſelbſt. Es zog ein ahnungsvoller Schauer über ihn, als er die ſchwere Thüre öffnete und ſein Licht mit ungewiſſem Scheine über die lange Reihe der ſtummverſammelten Gäſte hinzitterte. „Ruhig, Knabe Ulrich," ſagte er laut vor ſich hin, die Thüre zudrückend, „was dich hertreibt, iſt am Ende doch nur eines der vielen Hirngeſpinſte, die manchmal unnötigerweiſe deinen Kopf verwirren. Beginne am Anfange!"

Langſam trat er an die Wand zur Rechten heran, das Licht emporgehalten, um den bewegungsloſen Bildern ins Antlitz zu leuchten — alte, ſchwergepanzerte Ritter, von denen kaum noch halbverklungene Sagen zu melden wußten, und mit Geſichtern zwiſchen den breiten Helmkappen, wie ſie wohl nie in Wirklichkeit, ſondern blos in der Phantaſie eines unbeholfenen Malers gelebt haben konnten. Doch hier kam ein Antlitz, feurig und lebendig, als wollt' es ſich, dem Adler gleich, eben auf ſeine Beute ſtürzen. Es war jener Rudolf, der, nach langen Jahren aus den Kreuzzügen heimkehrend, ſeine väterliche Burg in ein Kloſter umgewandelt fand und ſein Erbrecht gegen die Anſprüche der geiſtlichen Eindringlinge mit dem Schwerte im Gottesgerichte beweiſen mußte. Dann folgte eine lange Reihe Derer, die in unentwegter Anhänglichkeit den Habsburgern ihre Kämpfe und Fehden hatten ausfechten helfen; die beiden Thüringe, von denen der eine bei Sempach gefallen, der andere ſich zuerſt mit ſeinen Burgen an die Berner ergeben, dreißig Jahre ſpäter aber, im alten Zürichkriege, wieder mit Liſt und Gewalt gegen ſie im Felde lag. Vor einem der nächſten Bildniſſe blieb der Junker mit klopfendem Herzen länger verweilen. „Warum biſt du der Berühmteſte

unſeres Geſchlechtes geworden und lebſt noch in Aller Munde fort," redete er das Bild mit den goldhellen Haaren und den klaren, blauen Augen an, „während doch die vor und nach dir Schwert und Speer ſo wacker zu führen verſtanden, wie du ſelbſt? Sprich, Held von Murten! Du ſchweigſt, aber ich kenne gleichwohl das Geheimnis deiner Größe; du haſt mit und für dein Volk gekämpft, nicht im Solde eines Fürſten, ſondern im Dienſte des Landes, dem du angehörteſt. Das iſt's, alter Degen, was deinen Namen unſterblich gemacht!"

Beim letzten Bilde der ganzen Reihe wollten die Augen des Junkers ihren Dienſt verſagen, und er mußte mehrmals mit der Hand über dieſelben wegſtreifen, bevor er feſt in das Antlitz blicken konnte. So ſtattlich und männlich es auch drein ſchaute, ſchien doch um die Lippen ein leiſer, wehmütiger Zug zu ſchweben, der von irgend einem unabwendbaren Kummer zeugte; gleichwohl wendete ſich Herr Ulrich endlich erleichtert aufatmend mit den Worten ab: „Nein — es iſt nichts, ſchwarz und braune Augen, gottlob! Ja, wenn es den Großvater beträfe, der dem Hans von Murten faſt ſo ähnlich ſieht, wie der Abendſtern dem Morgenſtern, ſo hell und licht an Aug' und Haaren. Doch nun zu euch, ihr toten Schönen!"

So ſprechend trat er an die Wand, an welcher die Bildniſſe der dem Hauſe entſproſſenen Töchter aufgeſtellt waren. Es war eine verhältnismäßig geringe Zahl, vielleicht auch nur diejenigen, die ſich beſonderer, elterlicher Liebe erfreut oder durch Schönheit ſich ausgezeichnet hatten; denn ſchön und von liebreizender Anmut waren ſie alle, dieſe Geſichter, wenn auch das eine mehr den Ausdruck bewußter Würde, das andere mehr denjenigen milden, freundlichen Ernſtes trug. Aber ſchon nach einigen Schritten blieb Herr Ulrich zögernd ſtehen, als getraute er ſich nicht, weiter nachzuſchauen. „Mir iſt's, ich habe das Letzte in jedem einzelnen Bisherigen ſchon geſehen," murmelte er vor ſich hin; „die Männer da drüben ſchillern in

Farben, Tönen und Formen durcheinander, wie ihre Lebensſchickſale. Doch hier, hier iſt ein Zug, ein Charakter und Typus, der ſich in dem ſtillern und gleichförmigern Lebensſtrome erhalten hat und ſelbſt dem blödeſten Auge erfaßlich ſein müßte. Das lichthelle, faſt goldſchimmernde Haar mit den tiefblauen Augen und dichten Wimpern, der kleine Mund mit den runden Lippen und die durchſichtige Stirn, hinter der man die Bewegung jeden Pulsſchlages zu erkennen glaubt — komm heran, Eliſabeth, letzte der ſchönen Schar, ich bin bereit, dir ins Antlitz zu ſchauen!"

Herr Ulrich hatte dieſe Worte mit ſo feſter und lauter Stimme geſprochen, daß ſie noch nicht verhallt waren in dem öden Saale, als er ſchon vor dem Bilde der toten Schweſter ſtand. Aber nach wenigen Augenblicken ſchon fing der ſilberne Leuchter in ſeiner Hand zu zittern an, daß das Licht heftig hin- und herſchwankte und endlich praſſelnd zu Boden fiel. „Löſch' immerhin aus, unglückſelige Flamme, deren Licht mir gezeigt, was mein Auge beſſer nie erſchaut hätte," murmelte der Junker dumpf und tonlos; „nun weißt du, Ulrich, wo du ſie früher ſchon geſehen haſt. Armer Konrad — arme Elſe!"

Als er, langſam durch die Finſternis tappend, das Gemach des Bruders erreicht, rief ihm der alte Dieter erſchrocken entgegen: „Um des Himmels willen, was iſt Euch begegnet, Junker?"

„Nichts Beſonderes, Dietrich, das Licht iſt mir von einem Luftzuge ausgelöſcht worden. Iſt Herr Chriſtoph noch nicht angekommen?"

„Nein, gnädiger Herr; aber ich bitt' Euch, geht zu Bett, Ihr ſeid krank, glaubt es mir; ſo totenbleich hab' ich Euch mein Lebtag nicht geſehen."

„Beruhige Dich, Alter," entgegnete Ulrich, all' ſeine Kraft zuſammennehmend, um ſich die äußerliche Ruhe zu bewahren,

„ich komme ja ſo eben auch von den Toten. Aber nun wirſt Du mir eine Frage beantworten, Dietrich, ſie geht nicht gegen das Verſprechen, das ich Dir heute gegeben, da Du aus der Frage ſelbſt ſehen kannſt, daß ich nicht mehr ſo fremd bin in gewiſſen Dingen, als vor wenigen Stunden noch. Sage mir alſo aufrichtig: Hat meine Mutter, lange bevor mein Bruder krank geworden, von dem Verhältnis zu der Tochter des Schloßbauern gewußt?"

„Gnädiger Herr," ſtotterte der Alte, „wie ſollt' ich —"

„Ehrliche Antwort, Dietrich; wenigſtens kannſt Du mir Deine Meinung ſagen, wenn Du mich lieb haſt."

„Das hab' ich, gnädiger Herr, Gott weiß es," entgegnete Dieter nach längerem Schweigen; „und ja, wenn Ihr es befehlt, die gnädige Frau hat darum gewußt, wohl von Anfang an."

„Du weißt es gewiß?"

„Ich weiß es, Herr; der Schloßbauer hat die gnädige Frau ſelbſt aufmerkſam gemacht, und da eben —"

„Nun?"

„Hat ſie ihn mit Schimpf und Spott heimgeſchickt. Ich vergeſſ' es nicht — die Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er mir beim Fortgehen auf der Treppe begegnete.

„Aber von da an hat die Mutter dem Bruder verboten oder abgewehrt, dem Mädchen nachzugehen?"

„Nicht daß ich wüßte, gnädiger Herr; ich möcht' faſt das Gegenteil eher glauben."

„Unglückſelige Frau," murmelte der Junker, „ſie hat nichts geahnt von dem unheilvollen Geheimniſſe. Aber der Schloßbauer," fuhr er lauter fort, „wie hat ſich der verhalten nach dieſer Erklärung?"

„Nu," ſagte der Alte, „er hat dem Junker verboten, ſich wieder in der Nähe ſeines Hauſes zu zeigen, wenn es nicht Unglück geben ſolle, und das Mädchen hat er auch eine Zeit

lang fortgethan — es wußte Keiner wohin; aber als ſie wieder heimkam und er ſah, wie der Junker die ſchöne Elſe nun in redlicher Liebe gar ſo gern hatte, da würd' er nicht mehr viel dagegen gehabt haben, auch wenn die gnädige Frau ihren Willen nicht geben wollte dazu."

„Der Bauer hätte nichts mehr dagegen gehabt," rief der Junker, „und doch mußt' wenigſtens er die Verhältniſſe kennen!"

„Bitt' Euch, gnädiger Herr, nicht ſo laut," bat der Alte; „ich glaubte, der Junker ſei eingeſchlafen, aber ſeht, wie er gezwinkert hat mit den Augen! Darin war der Nußbaumer ſchon im Unrecht; aber da der ſelige Herr in ſo großer Freundlichkeit mit ihm gelebt, beſonders in den letzten Jahren, ſo mocht' er ſeinen niedrigen Stand wohl etwas vergeſſen haben."

Herr Ulrich lehnte ſein Geſicht gegen das hohe Kamingeſims, um die brennende Stirn an dem kalten Marmor abzukühlen. Am Ende haſt du dir doch durch leere Selbſttäuſchung wieder eine qualvolle Stunde erkauft, ſprach es aus ſeinem dumpfen Sinnen heraus; wäre deine Befürchtung begründet, ſo hätte der Nußbaumer doch nicht das Sündhafte aus eitel Hochmut wagen können — ihm müßt es ja bekannt geweſen ſein. Oder aus Haß gegen meine Mutter, wenn dieſe nichts von der Wahrheit geahnt hätte? Nein, nein, darnach ſieht er mir nicht aus, der Mann, und er würd' es auch ſchon dem toten Vater, der ihm freundlich geweſen, im Grabe nicht zu leid gethan haben. Wie biſt du ſo ein ganz Anderer geworden, ſeit du die väterliche Schwelle betreten haſt, Ulrich! Hüte dich, hüte dich und bewache dein Sinnen und Denken, wenn du nicht bald einſt dem armen Bruder in ſeinem bedauernswürdigen Zuſtande Geſellſchaft leiſten willſt. Wie biſt du eigentlich nur zu der ſchrecklichen Vorſtellung gekommen? durch das unklare oder müßige Gerede fremder Menſchen oder durch eine Sinnentäuſchung? Aber in wie vielen ſeltſamen

Spielen ergötzt sich die Natur bei ihren unzählbaren Bildungen! Nein, sei wahr gegen dich selbst, Ulrich; die Tochter des Bauern hat einen Ton angeschlagen in der Tiefe deines Herzens, einen unklaren, mächtigen Ton, der dir unbewußt all' die andern Klänge zu diesem schreckhaften Mißtone zusammengefügt. Es war die Furcht vor dir selbst, die Furcht vor deinem eigenen Herzen, das ihr erster Anblick getroffen hat! So ist es, Ulrich, und nicht anders!

Mit dieser Selbstbeschwichtigung wendete er sich wieder an den Alten und sagte ruhiger: „Nun noch eins, Dietrich: wie lange ist der Bruder krank gewesen, bevor er in diesen Zustand verfiel?"

„Krank?" zögerte der Alte, „das weiß ich nicht."

„Ist's denn plötzlich gekommen?"

„Seht, gnädiger Herr," erwiderte Dietrich trüb, „ich hab' nun so viel gesagt, daß ich den Rest auch noch sagen muß. Der Junker ging eines Abends, es war gerade um Lichtmeß vorigen Jahres, ins Gemach der gnädigen Frau, wohin er schon viele Tage vorher nie gegangen war. Sie mochten wohl harte Worte gewechselt haben mit einander, wenigstens so kam's mir vor, als die gnädige Frau klingelte und mir befahl, das Bildnis des seligen Fräulein aus dem Gemache des gnädigen Herrn herzuholen. Ich bracht' es und ging wieder; aber ich war noch nicht weit von der Thüre weg, als ich drinnen einen lauten Schrei hörte, und einen Augenblick darauf kam der Junker heraus. Er schwankte hin und her, daß ich meinte, ihn halten zu müssen; aber er stieß mich ohne ein Wort zu sagen weg und riegelte in seinem Gemache die Thüre hinter sich zu. In der Nacht dann fing er an zu rufen und zu schreien, und als wir kamen und die Thüre mit Gewalt aufthaten — da — da kannt' er uns nicht mehr, der arme, gute Junker."

„Alſo doch — und ſie hat gewußt darum," ſtöhnte Herr Ulrich, dem ein kalter Schweiß auf die Stirne trat — „ja, ich will zu Bette gehen, ich bin müde, Dietrich."

VIII.

Auf ſeinem Gemache angekommen, warf Herr Ulrich ſich mit verhülltem Antlitze in einen Lehnſtuhl nieder, während er zugleich das Licht auslöſchte, als könnte deſſen einſamer Schein ſeine wild durcheinander ſtrömenden Gedanken verraten. Und verraten durften ſie ja ſelbſt der ſchweigenden Nacht nicht werden, dieſe Gedanken; denn welch ein ſchreckhafter Abgrund von Schwachheiten, Irrtümern und Leidenſchaften hatte ſich mit einem Male vor dem Blicke aufgethan, und all' das in dem engen Raume, den ſich der Junker mitten unter dem rauhen Lärm ſeines bisherigen Lebensganges ſtets nur als die wohlbehütete Wohnſtatt ſelbſtgenügſamer Ruhe und ungetrübten Friedens geträumt. Er hatte zwar in der Fremde wohl Tag um Tag Gelegenheit gehabt, das ſeltſame Thun und Treiben der Menſchen kennen zu lernen, aus deſſen Folgen ihnen die Schuld und das verderbliche Verhängnis entſpringt; aber mit dem leichten Sinne des Soldaten, der, nicht an eine Scholle gebunden, auf flüchtigem Roſſe über das Elend der Erde hinwegſetzt, war er an dieſen Folgen auch ſtets nur flüchtig vorübergeſtreift, ſo daß ſie ihm kaum wie in fernen Nebeln verwehende Schreckgeſtalten erſchienen waren. Doch hier, innerhalb der feſt und unbeweglich ſtehenden Mauern des väterlichen Schloſſes, waren dieſe Geſtalten ebenfalls feſt und unbeweglich geworden, wie dämoniſche Einſaſſen, die ihn mit offenen Blicken anſtarrten. Ach, und nicht nur die Schuld der Lebenden wandelte durch dieſe Räume, die Schuldigen züchtigend, ſelbſt diejenige geliebter Toter erhob ſich, weit über das Grab hinausreichend, wie eine Denkſäule an jene alte Lebensweisheit, welche

lehrt, daß ſich die Sünden der Väter an den Kindern ſtrafen. Das war von allen der qualvollſte Gedanke, der die Seele des Junkers traf, und ſeufzend ſprach er in die Finſternis hinein: „Das alſo war's, was mich den Tod des Vaters ſeit meiner Heimkehr ſo ſchmerzlich empfinden ließ — die trübe Vorahnung, daß ich ihm eine noch ungeſühnte Schuld zu verzeihen und zu tilgen habe. Verzeihen — wie kommt dieſes Wort auf deine Zunge, die dein eigenes Irren und Verſchulden, wenn ſie es genau erkannt hätte, nicht auszuſprechen wagen würde? — Tilgen — ja, ſoweit die gebrechliche Kraft des Menſchen reicht; geh' zur Ruh', geliebter Schatten. Doch Licht, mehr Licht!“

Herr Ulrich erhob ſich bei den letzten Worten und zündete haſtig den Leuchter an, als könnte ihm nun das äußerliche Licht das erſehnte innerliche gewähren. Und nach einer Seite hin geſchah dies, wenn auch auf andern Wegen. Denn kaum hatte die Flamme das Gemach erhellt, als ſich an der Thüre ein beſcheidenes Anklopfen hören ließ und auf des Junkers Ruf Herr Chriſtoph, der Verwalter, hereintrat. „Ich bin vorhin ſchon da geweſen,“ ſagte der Eintretende, „wie ich aber kein Licht bemerkte, glaubt' ich, Ihr wäret ſchon zur Ruh' gegangen. Nun bin ich froh, noch einmal nachgeſehen zu haben, Junker Ulrich.“

„Ich dank' Euch, lieb iſt's auch mir, Herr Chriſtoph,“ erwiderte der Junker, beide Hände über das Geſicht legend, wie ein Erwachender, „ich muß ein wenig eingeſchlafen ſein — ich war müde von einem Nachmittagsgange.“

„Derweil haben unſere Leute, wie es ſcheint, gegen Euern Wunſch, aber auf wiederholten Befehl der gnädigen Frau drunten bei der Mühle auf den Schloßbauer gefahndet.“

„Beim Himmel, das hatt' ich vergeſſen,“ rief der Junker; „haben ſie ihn wieder hergebracht, und Ihr wißt alſo bereits von der Geſchichte?“

„Bis jetzt weiß ich nur, was ich von Dietrich und dem Turmwart erfahren habe — die gnädige Frau hat meiner noch nicht begehrt," erwiderte der Verwalter mit teils verdrießlichem, teils bekümmertem Geſicht; „aber nein, gefunden haben ſie den Nußbaumer nicht; dagegen eine Wache in ſeinem Hauſe aufgeſtellt."

„Nun, wenn Ihr die Beiden geſprochen, werdet Ihr ſo ziemlich wiſſen, was ich ſelbſt," ſagte der Junker, der immer noch Mühe hatte, einen äußern Gleichmut wiederzugewinnen; „was haltet Ihr von dem Geſchehenen, und was iſt jetzt ferner zu thun?"

„Das ſind zwei Fragen, Junker Ulrich," entgegnete Chriſtoph ernſt, „die ich ſeit einer Viertelſtunde unabläſſig an mich ſelbſt gerichtet habe, ohne zu wagen, mir eine entſcheidende Antwort zu geben. Vor Allem bedaure ich, daß Euerm Wunſche nicht nachgelebt und die Hausſuchung beim Schloßbauern vorgenommen worden iſt. Das wird ihn aufs Neue erbittern."

„Erbittern? und wenn auch," machte Herr Ulrich aufſchauend, doch ſcheinbar gleichgültig; „gerne hätte ich freilich auch Eure Meinung abgewartet, da Ihr in ſolchen Dingen den beſten Beſcheid wiſſen müßt. Immerhin aber wird Euch bekannt ſein, wie ſich der Schloßbauer gegen Herrn von Benel vergangen hat!"

„Das iſt mir erzählt worden, und ich bedaure den Herrn von ganzem Herzen; hoffentlich wird es keine ſchlimmen Folgen haben; gleichwohl war die Herrſchaft nicht befugt, den Schuldbaren länger als zwei Stunden in Haft zu halten, ohne dem Landvogte zu Handen unſerer Obern Anzeige zu machen. In Eiſen durfte er ſchon gar nicht gelegt werden."

„Was Ihr da ſagt!" entgegnete der Junker raſch; „iſt der Schloßbauer nicht unſer Herrſchaftsunterthan — iſt er uns nicht zehnt- und frohnpflichtig?"

„Weder das Eine noch das Andere," lautete die bedächtige Antwort, „sobald der Nußbaumer nur an seinen hergebrachten Rechten festhalten will, wie etwa die Eichenberger droben auf dem Berghofe. Zehnt und Frohn haben zwar die Nußbaumer seit vielen Jahren geleistet, wie die übrigen Herrschaftsleute; aber daneben gleichwohl die Bodengefälle an die landvogtliche Kammer entrichtet, wie die Herrschaft selbst."

„Seltsam — davon hab' ich nie gewußt," sagte der Junker, die Stirn auf die Hand stützend; „von den Eichenbergern weiß ich wohl, daß sie ihre Rechte aus einer Seitenverwandtschaft mit uns herleiten; aber die Nußbaumer — oder wißt Ihr von einem ähnlichen Verhältnis derselben zu unserer Familie, Herr Christoph?"

Herr Ulrich hatte diese Frage in leisem, fast ängstlichem Tone gestellt, und seine Augen richteten sich dabei mit so dunkler Glut auf das faltenreiche Gesicht des Verwalters, daß dieser verlegen erwiderte: „Nein, gnädiger Herr, davon weiß ich nichts; dagegen ist's gewiß, daß die genannten Rechte der Schloßbauern schon mehr denn anderthalb Jahrhunderte zu Kraft bestehen."

„Und Ihr kennt alle bezüglichen Urkunden — sagt keine etwas über den Ursprung dieser Rechte?"

„Was im Archive vorhanden ist, hab' ich genau geprüft und durchgesehen, Junker Ulrich; doch mag Euch nicht unbekannt sein, daß beim Brande des alten Turmes vor ungefähr neunzig Jahren manche alte Familienpergamente zu Grunde gegangen sind. Wie ich glaube, haben die Nußbaumer gegen das Ende des vorvorigen Jahrhunderts schon ihre Freiung durch Kauf erworben. Die Herrschaft ist damals, in Folge der schweren Kriegszeiten, öfters in Geldnöten gewesen und hat nachweisbar manche Rechtsame verkauft oder verpfändet, ohne sie später wieder einzulösen."

Der Junker erhob ſich und begann, das Antlitz tief vorgeneigt, das Gemach auf- und niederzuſchreiten. „Auch dieſe Hoffnung verloren,“ murmelte er, „nach der ich ſchon, wie ein Schiffbrüchiger nach dem hertreibenden Strohhalme, greifen wollte.“

„Ich bitt' um gütige Nachſicht,“ ſagte der Verwalter nach einer Pauſe bekümmert, „ich wollt' Euch nicht betrüben durch meine Reden, gnädiger Herr; aber ich halte die Sache nach dem, was ich heute vernommen, für ſo ernſt und wichtig, daß ich glaubte, Euch in Betreff des Schloßbauern die ganze Wahrheit ſchuldig zu ſein.“

„Dafür dank' ich Euch auch,“ erwiderte der Junker, neben dem alten Manne ſtehen bleibend und die Hand auf ſeine Schulter legend, „ſeid deſſen verſichert, Chriſtoph, und auf eine weitere Frage erwarte ich die nämliche Offenheit von Euch. Iſt etwas an dem, daß der Schloßbauer meinem ſeligen Vater bedeutende Summen dargeliehen habe, ohne Titel noch Pfand darüber zu begehren?“

„Wie kommt Ihr dazu, Junker Ulrich,“ fragte der Verwalter verwundert aufblickend, „doch nicht durch die gnädige Frau? — gewiß nicht.“

„Gleichviel — Ihr ſeht, daß ich darum weiß.“

„Nun wohl,“ erwiderte der Verwalter nach längerem Beſinnen; „durch des Himmels Fügung ſeid Ihr zum Erbherrn beſtimmt, und darum bin ich Euch auch hierüber die Wahrheit ſchuldig. Die Summe, welche der gnädige Herr auf die angedeutete Weiſe vom Schloßbauern empfangen hat, beläuft ſich meines Wiſſens auf nahezu zehntauſend Kronen.“

„Zehntauſend Kronen, ſagt Ihr?“ rief der Junker; „aber um des Himmels willen, zu welchem Zwecke ſollte mein Vater ſolcher Summen benötigt geweſen ſein!“

„Er hat ſie und wohl noch mehr dazu nach Lothringen geſchickt — der Verwandtſchaft der gnädigen Frau, die in Rückgang gekommen war.“

„Nach Lothringen — und meine Mutter wußte, wie und woher dieſe Hilfe floß?“

„Ob ſie es ſchon damals von dem gnädigen Herrn erfahren, kann ich nicht beſtimmt ſagen; ich glaub' es aber, da er ſich anfänglich ihren Wünſchen nicht geneigt erzeigen wollte; wohl aber weiß ich beſtimmt, daß der Schloßbauer ſelbſt bei einem Anlaſſe im Zorne ſie daran erinnert hat.“

„Aber wie kam der Schloßbauer, und ſei er auch noch ſo reich, zu einer ſolch ſeltenen Großmut?“ fragte der Junker, indem er wieder den dunkelleuchtenden Blick auf den Verwalter heftete; „da müſſen doch gewiß beſondere Gründe vorgewaltet haben, abgeſehen davon, daß mein Vater ohne ſolche ein Darlehen in dieſer Weiſe nicht angenommen haben würde.“

„Darüber wüßt' ich keinen andern Beſcheid,“ erwiderte der Verwalter, „als daß die Nußbaumer, der Vater wie der Sohn, ſchon all' die fünfundvierzig Jahre her, die ich im Dienſte der Herrſchaft verbracht, in beſondern Treuen an derſelben gehangen haben. Bisweilen waren ſie faſt Jahre lang kaum einmal zu ſehen im Schloß, ſo daß man hätte meinen können, ſie trügen Groll gegen dasſelbe; aber kam irgend ein Anlaß, bei dem man ihrer bedurfte, waren ſie auch ungerufen da, wie die Schwalben im Frühjahr. Ja, gnädiger Herr, glaubt es einem alten, erfahrenen Manne: wenn die Anhänglichkeit ſolcher Leute zu wanken anfängt, dann braucht man ſich nicht zu wundern, wenn alle Treu und Glauben verſchwindet von der Erde und das Unterſte ſich zu oberſt kehren will. Der Himmel mag denen verzeihen, welche die erſte Schuld tragen daran.“

„Ich hab' Euch unterbrochen vorhin durch meine Frage,“ ſagte der Junker, ſich wieder auf ſeinen Stuhl niederlaſſend,

„erzählt, Herr Chriſtoph, wie Ihr das meint und was Ihr erfahren habt auf Eurer heutigen Fahrt.“

„Nicht viel Gutes, Junker Ulrich,“ erwiderte der Verwalter mit ſeiner beſorgten Miene, „und ich hätte Euch von Herzen gönnen mögen, daß Ihr nach ſo langer Abweſenheit beſſere Zeiten getroffen zur Heimkehr. Die Entlebucher Bauern ſeien bereits in hellen Haufen vor die Stadt Luzern gezogen, und in unſern Gegenden ſoll der Aufruhr ebenfalls jeden Augenblick ausbrechen. Der Oberherr von Rued berichtete mir, wie er durch ſeine Leute erfahren, ſeien letzte Nacht zwei Emiſſäre des Rebellenführers Schybi aus dem Rothenburgeramt über den Berg gekommen, die ſich heute hier im Thale herumtreiben müßten. Zur Sicherheit ſeines Schloſſes hat er durch einen reitenden Boten vierundzwanzig Mann Beſatzung verlangt von Bern, iſt aber freundlich erbötig, Euch die Hälfte davon abzutreten, wenn Ihr's begehrt, Junker Ulrich.“

„Wie — ſo weit ſollt' es ſchon gekommen ſein!“ rief der Junker; „aber unſere Herrſchaftsleute — was iſt von denen zu erwarten? Das könnt Ihr am beſten wiſſen, Herr Chriſtoph!“

„Ach,“ erwiderte der Alte, „ſeit dem Tode des gnädigen Herrn iſt wohl dies und das vorgefallen, was beſſer unterblieben wäre; die gnädige Frau konnte ſich nie ſo recht an Land und Leute gewöhnen und ſie verſtehen lernen. An vielen wackern und treuen Männern fehlt es gleichwohl nicht; aber wenn einmal der Same der Rebellion ausgeworfen iſt — wer weiß, an wie vielen Orten er unerwartet aufgehen wird, Junker Ulrich.“

„Dabei denkt Ihr zunächſt an den Nußbaumer?“

„Ja, Herr, das thu' ich.“

„Nun hört, Herr Chriſtoph,“ ſagte der Junker nach einer Weile, „ich bin heimgekommen, ohne von dieſen ſchlimmen Dingen zu wiſſen, noch hab' ich einen Teil daran; mein Wille

war, Jedermann gerecht und billig zu ſein und das auch von Andern für mich zu verlangen. Wie es nun aber einmal ſteht, werd' ich als ehrlicher Soldat mein Recht und Eigentum zu ſchirmen wiſſen, gegen wen es ſei. Dem Oberherrn von Rued mögt Ihr meinerſeits für ſein Anerbieten gebührenden Dank abſtatten laſſen — Beſatzung begehr' ich keine, ſo lange ſie nicht vom Regiment in Bern ſelbſt verordnet wird; dagegen tragt Sorge, daß wir mit hinlänglichem Mundvorrate verſehen ſind im Schloſſe auf ein paar Monate; Anderes werd' ich ſelbſt beſorgen, und was den Nußbaumer betrifft — darüber wollen wir uns mit meiner Frau Mutter morgen weiter beſprechen, Herr Chriſtoph."

Der Verwalter erhob ſich langſam und ſchritt zögernd der Thüre zu, als ſei er nicht befriedigt von dieſem Entſcheide und möchte noch eine weitere Weiſung erwarten. Die Hand ſchon auf der Klinke, blieb er ſtehen, den Junker mit einem fragenden Blicke anſchauend. „Morgen, morgen," ſagte dieſer, mit der Hand winkend, „ich bin müde, und die Nacht wird uns vielleicht Beſſeres bringen, als es der Tag gethan."

„Das war zu viel auf einmal, zu viel an einem Tage für Kopf und Herz," ſprach er leiſe und bitter vor ſich hin, als der alte Mann mit einem trüben „das walte Gott" das Gemach verlaſſen hatte; „oder biſt Du imſtande, ein Fazit zu ziehen aus dieſen Summen wirklichen und drohenden Unheiles? Nein, es geht nicht, und ſo mögen die Dinge den Lauf nehmen, wie er ihnen in den Sternen vorgeſchrieben iſt."

Mit dieſem Entſchluſſe einer dumpfen Ergebung öffnete Herr Ulrich das Fenſter, um ſein brennendes Haupt ſich von der Nachtluft kühlen zu laſſen. Draußen war es längſt ſtille geworden, und nur noch hie und da leuchtete ein einſames Lichtlein in die Sternennacht hinaus. Dafür lag ein dämmernder Mondſchein über Thal und Höhen ausgegoſſen, jenes

milde, verwehende Licht, das, von der ſichelförmig ſichtbaren Scheibe unſerer Nachtſonne ausgegangen, die Gegenſtände mehr in einen Schleier einzuhüllen, als ſie dem Auge faßbar zu machen ſcheint. Das friſche Wehen, das von dem am Fuße der Mauer hinfließenden Waſſer heraufzog, umſäuſelte den Ermüdeten mit einem träumeriſchen Hauche, der das dunkle Band der beängſtigenden Gedanken und Gefühle endlich allmählich loslöſte und dieſe auf freundlichern Bahnen wandeln ließ. Der Junker ſchaute ſinnend auf die leisrauſchenden Waſſer nieder, deren tauſendfach gewundenes und ſich durchſchlingendes Gekräuſel im Mond- und Sternenſcheine aufflimmerte; aber allmählich kam es ihm vor, als ſchaute er auf leicht ſich kräuſelnde, lichthelle Haarwellen, unter denen hervor ihn ein jungfräuliches Antlitz voll milden Ernſtes und ſüßer Traurigkeit anblickte. Und das Antlitz erhob ſich aus den Waſſern höher und höher, bis das Bild voll anmutiger Schönheit und Würde in freien Lüften vor ihm auf- und niederſchwebte, bald von weichem, weitfaltigem Seidengewande umfloſſen, bald nur mit einem ſchlichten, dunklen Kleide angethan, aber immer umhaucht von Huld und herzbewegendem Liebreiz. „Wer biſt du," redete der Junker das Phantom ſeiner eigenen Einbildungskraft und verſchwiegenen Gefühle an, „wer biſt du, die du mir aus dunklen Tiefen erſcheinſt? Biſt du meine Schweſter oder jenes Unglückskind, das mit der Liebe das Verderben auf unſer Haus gebracht? Sprich, wenn du menſchliche Sprache kennſt!" — „Ich bin Beides zugleich und in Einem," lautete die flüſternde Antwort, „aber ſchuldlos an Unheil und Verderben." Herr Ulrich fuhr erſchrocken empor bei dieſen Worten, mit ſtarren, faſt wilden Blicken um ſich ſchauend. Er war allein im Gemache und vor ihm die Erſcheinung plötzlich verſchwunden in Nacht und Dämmerung; aber nur mit Mühe konnte er ſich's deutlich machen, daß er auf die eigene Frage auch ſich ſelbſt die Ant-

wort gegeben habe. „Und gleichwohl haſt du die Wahrheit geſprochen," ſagte er, langſam das Fenſter ſchließend, wiederum laut; „du mußt ſchuldlos ſein an dem Unheile, ſeieſt du, wer immer du ſein magſt. Wehren wir drum neues Unglück ab von deinem Haupte, wenn es geſchehen kann."

Mit dieſen Worten warf Herr Ulrich raſch einen Mantel über die Schultern und ſtieg, das Gemach verlaſſend, leiſen Trittes durch den Korridor in den Hof hinunter. Im Schloſſe ſchien Alles zur Ruhe gegangen zu ſein, und nur drüben am roten Turme drang noch ein ſchwacher Lichtſchein aus dem Gelaſſe des Turmwartes hervor. Der Junker ſchritt auf denſelben zu und klopfte an dem Schließladen, durch deſſen Ritzen der Schimmer brach. „Wer iſt da?" rief die erſchrockene, halb ſchlaftrunkene Stimme des Turmwartes von innen; „habt Ihr ihn verſpürt oder bringt Ihr ihn?"

„Nicht ſo laut — ich bin's," ſagte der Junker. „Die Wächter ſind alſo noch drunten beim Schloßbauern?"

„Ach ja, gnädiger Herr; ich warte mit Ängſten auf Bericht von ihnen."

„Wie viele ſind es ihrer?"

„Fünf, gnädiger Herr"

„Und haben die Knechte des Schloßbauern nicht Miene gemacht, Euch fortzujagen, als Ihr ankamet?"

„O gütiger Himmel, ich meinte, wir würden keinen geſunden Knochen mehr heimtragen, beſonders da ich wegen des Fauſtſchlages des Nußbaumers noch jetzt nicht zu geſundem Atem komme und keinen rechten Widerſtand hätte leiſten können."

„Alſo haben die Leute ſich Euch nicht widerſetzt," ſagte der Junker ungeduldig.

„Sie wollten, ſie wollten, gnädiger Herr, ich verſichre's Euch. Die Kerle ſtanden nur ſo heimlich lachend herum, als wir kamen — es waren wenigſtens ein Dutzend, ja, was ſag'

ich, zwei Dutzend und griffen heimtückiſch nach Senſen und Flegeln, grad als wollten ſie uns niedermähen, wie Binſengras, oder zerdreſchen wie Haferſtroh.“

„Und warum thaten ſie's denn nicht?“

„Ach, gnädiger Herr, Ihr habt gut lachen — ich weiß wohl, Ihr würdet Euch nicht fürchten ſelbſt vor dem Gottſeibeiuns; aber unſer Einer — na, wir können doch nicht alle ſo brave, wackre Junker ſein.“

„Gib Antwort auf meine Frage!“

„Ei ja — dem Himmel ſei Lob und Dank, da kam gerade noch im rechten Augenblicke die liebe, herzgute Elſe — wißt Ihr, gnädiger Herr, die Tochter des Schloßbauern, und befahl den wilden Kerlen, ſich ruhig zu verhalten und uns gewähren zu laſſen. Sie nahm dann noch zwei von ihnen ins Haus hinein, die uns bald drauf einen Tiſch mit bravem Eſſen und Trinken auf den Hof herausbrachten.“

„Tropf oder Hallunke!“ murmelte der Junker, fragte aber ſogleich in ruhigem Tone: „Du haſt alſo die Elſe geſehen — hat ſie geſprochen mit Dir?“

„Mit mir, gnädiger Herr? Ei, das will ich meinen. Sie ſagte demütiglich, wir müßten warten, bis der Vater heimkomme — er ſei ausgegangen; und dann fragte ſie mich auch noch, ob wir auf den Befehl Junker Ulrichs herkämen?“

„Und Du, Spitzbube, haſt Du geantwortet auf die Frage?“ rief der Junker.

„Barmherziger Himmel — Spitzbube?“ entgegnete der Turnwart weinerlich; „wie mögt Ihr einem armen Manne, der redlich ſeine ſchwere Pflicht erfüllt, ſolch einen Namen geben, gnädiger Herr? Weiß ich doch ſchon ſeit vielen Jahren nie, wem ich gehorſamen ſoll, ob der gnädigen Frau oder dem Herrn Chriſtoph, und immer geht's übel, folg' ich dem oder dem; aber wenn nun Ihr auch noch kommt, mein gütigſter —.“

„Antwort ſollſt Du mir geben!“

Aber bevor die Antwort kam, ließ ſich von innen das Geräuſch eines leiſe vorgeſchobenen Riegels hören, und erſt dann ſagte der Mann nun mit feſterer Stimme: „Kommt gleich, Junker Ulrich; und kurz und gut, ich gab der Elſe den pflichtrechten Beſcheid, Ihr würdet ſelbſt mit uns gekommen ſein, wenn wir ohne den wiederholten Befehl der gnädigen Frau länger auf Euch hätten warten können. Der Herr Verwalter hat mir vorhin ſchon ein ſchief Geſicht gemacht darüber; aber ſo habt Ihr's mit eigenen Worten uns geſagt bei Eurer Heimkunft, gnädiger Herr.“

Der Junker fuhr mit zorniger Hand nach dem Fenſterladen, als müßte er denſelben aus den Angeln reißen; aber eben ſo raſch zog er ſie wieder zurück und wendete ſich dem Hofthore zu.

Als er vom äußern Ende der Allee in den Fahrweg einbog, der dem Bache entlang nach dem Gehöfte des Schloßbauern hinabführte, fing er an, langſamer zu gehen, und allmählich erbleichte das dunkle Rot wieder, das ſich über ſein Geſicht ergoſſen hatte. „Was ſoll ich ihm zürnen, dem armen Wichte,“ ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt; „was vermag er ſich deſſen? Oder liegt die Schuld an ihm, daß er ſtatt eines furchterregenden Vertreters der Gewalt und ſtrafenden Gerechtigkeit nur ein lautzeugendes Exempel der Schwäche und ohnmächtiger Willkür darſtellt? Nein, nein, daran iſt er ſchuldlos, wenn ſich auch die geſunkene Kraft meines Geſchlechtes ſchwerlich in einem deutlichern Bilde verſinnlichen ließe, als in der markloſen Ängſtlichkeit dieſes feigen Tropfes. Ha, wie das ſo kommen konnte und wie es enden wird! — Und dort drunten — wie ſoll ich auftreten in dem Hauſe des Mannes, in deſſen Hand, wäre ſie im Augenblicke auch nicht mächtiger als die meinige, ſchon ſo lange die Ehre unſers eigenen Hauſes gelegen hat? — Hallwyl, Hallwyl, dein Stern iſt tief ge-

ſunken!“ Herr Ulrich blickte lange ſinnend auf die hohen, ſtillen Baumkuppen, die, aus der Dunkelheit vor ihm aufſteigend, ſich mit ſcharfem Rande gegen den Nachthimmel erhoben, bis er, plötzlich ſtillſtehend, mit bitterm Lachen ausrief: „Halt, Junker, und überlege, was du thuſt! Iſt das dort vielleicht die Dunkelheit, in der deines Hauſes Ehre begraben liegt? — Wenn auch nicht ſchon hundert Jahr und manchen Tag, doch ohnehin ſchon allzulange, und die Wehre wird ſich hoffentlich ebenfalls dort finden — fünf Mann hoch wenigſtens, vermutlich in geſundem Schlafe begraben. Die Liebe fehlte auch nicht ehedem, und kommt nun noch die blutige Todespein dazu, ſo haſt du einen feinen Spruch gethan, verdammte Hexe. Sehen wir, wie er ſich erfüllen mag!“

Die letzten Worte waren kaum über die Lippen gegangen, als von dem Gehöfte her ein Geräuſch ſich erhob, das raſch näher herankam und ſich bald als der Schall eilender Schritte erkennen ließ. Und wirklich — in wenigen Augenblicken tauchten mehrere Geſtalten aus der Dämmerung auf, die flüchtigen Laufes über die Wieſe heranſtürmten. „Halt!“ rief Herr Ulrich, den Degen ziehend, „was gibt's da — ſtillgeſtanden!“ Aber der Befehl ſchien wenig Eindruck zu machen auf die fußſchnellen Flüchtlinge, und nur mit Mühe konnte er denjenigen, der am nächſten gegen ihn losgeſtürmt, am Schopfe faſſen und feſthalten. „Zum Teufel, was ſoll das,“ rief er, dem Gefangenen ins Geſicht ſchauend — „wie, Du biſt's, Jörg?“

„Und Ihr, ah — gnädiger Herr,“ ſtöhnte der Burſche, nach einem erſten Schreckensrufe aufatmend, „Ihr habt ihn auch ſchon geſehen?“

„Wen denn, einfältiger Geſelle?“

„Ah, ah,“ ſchnappte der Schloßknecht, ſcheu um ſich blickend, „gerade den, den Ihr genannt habt — den Teufel!“

„Den Teufel?“ erwiderte der Junker, den Gefangenen fahren laſſend, „wo habt Ihr den geſehen?“

„Drunten — drunten beim Schloßbauern, gnädiger Herr — er ist in feuerrotem Kleide über den Hof schnurgrade auf uns losgekommen."

„Und das sind Deine Kameraden, die dort dem Schlosse zurennen?"

„Dem Himmel sei Dank — ja, gnädiger Herr, er hat keinen erwischt von uns."

„Lauf ihnen nach, Hallunke!" rief der Junker, „sonst wird er Dich einzig am Kragen packen."

Er blickte dem Davoneilenden, der sich den Rat nicht zweimal erteilen ließ, nach, bis er durch die Nacht verschwunden war. „Ehre und Wehre, Freiherr von Hallwyl," murmelte der Junker, mit der Hand über das zu bitterm Selbstohne verzogene Gesicht streifend, und wendete sich dann mit raschen Schritten wieder den Häusern des Schloßbauern zu.

IX.

Die äußersten Spitzen der Mondsichel waren gerade hinter dem gegenüberstehenden Waldsaume niedergetaucht, dem bläulich dämmernden Sternenscheine die Hut der stillen Gegend überlassend, als der Junker das angelweit offen stehende Hofthor des Schloßbauern erreichte. Auch da drinnen, auf dem von einer zwischen den einzelnen Gebäulichkeiten hinziehenden Mauer umfangenen Hofe war es stille, nur daß das gleichförmige Rauschen des Wassers hereintönte und in der Entfernung von wenigen Schritten noch ein Lichtschimmer sichtbar war. Herr Ulrich blieb einen Augenblick stehen und drückte die Hand gegen die Brust, um das lauter werdende Pochen des Herzens zur Ruhe zu bringen; dann aber ging er festen Schrittes auf den Lichtschein zu. Dieser rührte von einem

Öllämpchen her, das auf einem mit zwei großen, strohbekleideten Flaſchen beſchwerten Tiſche an verkohltem Dochte niederglimmte; daneben ſtanden halbgefüllte Gläſer, von denen die Schloßknechte eben erſt zu ſchleuniger Flucht ſich erhoben hatten, und zur Seite lehnten noch zwei Hallbarten an der Wand. Der Junker ſchaute umher und hauchte dann haſtig das Lämpchen aus, als würde mit dem Verſchwinden ſeines Scheines auch die Feigheit derer in Nacht und Dunkel vergehen, die ſeines Hauſes Anſehen ſo übel gewahrt hatten. „Doch was ſoll ich hier," murmelte er drauf zwiſchen Wehmut und Zorn, „die Leute ſind unbekümmert zur Ruhe gegangen, als wären die Wächter zu ihrer eigenen Hut an dieſem Tiſche geſeſſen — kein Laut, kein Atemzug, ich bin zu ſpät gekommen." Mit dieſen Gedanken wollte er ſich wieder dem Hofthore zuwenden, und dem folgenden Morgen das Weitere überlaſſen; aber im Augenblick war es ihm, als ob an der gegenüberliegenden Mauer der ſchwache Wiederſchein eines zweiten Lichtes erzittere. Mit forſchendem Blicke ſchritt er, die Hand am Degen, nach der Richtung hin, und kaum hatte er die Ecke des nächſten Gebäudes erreicht, als ihm auch der hellere Glanz aus einem mit dichtem Zweiggeflechte umſponnenen Fenſter entgegendrang. Der Junker ſchlich erfreut, doch leiſe und vorſichtig heran, um Nachſchau zu halten; aber wie ſein Blick durch das unverhüllte Fenſter in das Gemach fiel, wäre ihm jegliche Vorſicht bald in einem nur halbunterdrückten Ausrufe der Überraſchung verloren gegangen.

Drinnen im einſamen Gemache ſaß, das Geſicht über ein Buch gebeugt, die Tochter des Schloßbauern. Die Stirn ruhte halb verdeckt auf der emporgehaltenen Hand, und die Augen ſchienen ermüdet ſich zum Schlummer geſchloſſen zu haben; wenigſtens deuteten weder die Lider, noch die tiefherabgeſenkten Wimpern eine Bewegung an, mit welcher der Blick den Zeilen über die breiten Blätter hätte folgen können. „Sie

ſchläft — du darfſt ſie nicht wecken", flüſterte Herr Ulrich; aber nur mit um ſo behaglicherer Muße ruhte das Auge auf dem unbeweglichen Lichtbilde, vor dem Sorgen und bange Zweifel zerrannen, wie die in verborgenen Schluchten umherhuſchenden Schatten der Nacht vor dem aufwallenden Tagesgeſtirn. Um das in feinen, lichten Wellen über das Haupt geſcheitelte Haar ſchien ein beweglicher Schimmer zu ſpielen, der ſein rötliches Licht bis über die Stirne herabgoß — ein voller Mondenſtrahl, der auf einem Schneefelde ruht. Auf dem obern Teile der Wangen beſpiegelte ſich der geſenkte Seidenflor der Wimpern in einem bräunlichen Schattenkranze, als ſei er berufen, vor dem lichtern Hauche, der gegen den wie eine friſch aufgebrochene Roſe blühenden Mund herabfloß, Wache zu halten. Aber es war nicht bloß die Schönheit, die auf Stirn, Wange oder Mund ruhte, die das Auge des Beſchauenden ſo mächtig feſſelte; es war noch etwas Anderes, dem äußern Blicke nicht Erfaßbares und doch allerorten wie ein leicht verhülltes Licht Hervorſchimmerndes, das ſo mächtig zum Herzen ſprach — der Wiederſchein der Seele, den nur die verwandte Seele erſchaut. — „Ja, die verwandte Seele," ſprach es in Herrn Ulrich, der wie geblendet die Hand auf beide Augen drückte, „aber wie ſind unſere Seelen verwandt, du unglückſeliges, verlockendes Zauberbild?" — „Wie ſie es nur immer ſein mögen," kam die Antwort des unſichtbaren Zwieſprechers, und die Hand ſank raſch wieder von den Augen herab, um deren ſehnſüchtigem Begehren freien Lauf zu laſſen. Aber an dem kleinſten Finger der vom Lichte purpurn durchſchimmerten Hand, die da drinnen das müde Antlitz ſtützte, glitt jetzt langſam ein glänzender Funke nieder, dem bald ein zweiter und dritter folgte, als wollte ſich ein Diamantenkranz um die feinen Formen ſchließen. Herr Ulrich folgte mit den Blicken dieſem beweglichen Geſchmeide, bis die erſten der flimmernden Lichtlein, von den nachfolgenden gedrängt, verglommen

waren und glanzlos auf das Buch herniederfielen; dann rief er, von einem plötzlichen Gefühle des Mitleids übermannt, ſich ſelbſt vergeſſend: „Du ſchläfſt nicht — Du weinſt, Elſe?“

Während der Rufer, über den Laut des eigenen Rufes erſchrocken, vom Fenſter zurückfuhr, ſchaute auch drinnen ein erſchrockenes Antlitz empor; aber noch ehe der Junker in ſeltſamer Verlegenheit einen Entſchluß gefaßt, hatte Elſe ſich ſchon dem Fenſter genähert und fragte mit freudigbanger Stimme: „Gütiger Gott — biſt Du da?“

„Ich weiß nicht, wen Ihr erwartet,“ antwortete der Junker, wieder ans Fenſter tretend; „doch wollt' ich Euch nicht erſchrecken, Jungfrau Elſe — ich bin's, Ulrich von Hallwyl.“

„Erſchreckt habt Ihr mich gleichwohl,“ ſagte Elſe, nachdem ſie die ergriffene Lampe wieder mit langſamer, zitternder Hand auf den Tiſch geſtellt; „doch iſt's nun ſchon vorüber. Eure Leute im Hofe draußen, die Euch längſt erwartet, werden Euch geſagt haben, daß der Vater noch nicht heim iſt, Junker Ulrich.“

„Meine Leute ſind nicht mehr im Hofe, und iſt der Vater noch nicht heimgekommen, ſo wünſcht' ich ein Wort mit Euch zu ſprechen, Elſe. Ihr dürft Euch nicht fürchten vor mir,“ fügte Herr Ulrich, hinzu, als die Antwort nicht ſogleich erfolgte, „wenn der Vater indeſſen zurückkehren ſollte; ich wiederhole Euch, unſere Leute ſind im Schloſſe droben.“

„Ich wüßt' auch nicht, warum ich Euch fürchten ſollt',“ erwiderte das Mädchen mit ruhiger Stimme; „dort zur Rechten iſt die Thüre, ich werde ſie aufſchließen, Junker.“

Elſe ergriff ſofort die auf dem Tiſche ſtehende Lampe, um auf den Flur hinauszugehen; aber kaum war es dunkel geworden drinnen im Gemache, als eine feſte Stimme hart hinter dem Junker ſagte: „Ein ſpäter Beſuch, Junker Ulrich.“ Bei der unerwarteten Anrede drehte dieſer ſich raſch um und ſprang

mit einem nicht zu unterdrückenden Ausrufe des Schreckens zurück, als er in der Dunkelheit eine, wie es ihm vorkam, über menschliche Größe hinausragende Gestalt in feuerroter Farbe vor sich aufragen sah.

„Wer bist Du?“ rief er, seine Besonnenheit schnell wiedergewinnend, während doch ein kalter Schauer als Nachhall des unvorbereiteten Schreckens über seine Glieder rieselte, „was willst Du hier? Steh' fest!“

„Das werd' ich wohl, bis Licht kommt,“ erwiderte der Rote, „und Ihr mögt deshalb Euern Degen unbesorgt wieder in die Scheide stecken; ich meinte eben, Ihr wolltet etwas von mir oder meiner Tochter, Junker.“

„Nun beim Himmel,“ erwiderte Herr Ulrich ärgerlich, als gerade die Thüre aufging und Elsens Licht auf das ruhige Gesicht ihres Vaters fiel, „ich dachte nicht daran, daß der Schloßbauer sich vergnüge, um Mitternacht im Großvaterstaate herumzuwandeln.“

„Thut Ihr das doch bei Tag und Nacht, von innen und außen, Junker,“ lautete die Antwort; „übrigens irrt Ihr Euch im Alter meines Staates; mein Wams wär' wohl zu klein gewesen für meinen Großvater. Doch hier ist die Thüre geöffnet für Euch, Junker, wenn Ihr erlaubt, werde ich mit eintreten.“

Es lag etwas in diesen Worten, das den Junker bei all' seiner Furchtlosigkeit einen Augenblick überlegen ließ, ob er dem Voranschreitenden folgen solle; war es nun doch klar, daß dieser trotz des Ableugnens der Tochter schon längere Zeit im Gehöfte und kein Anderer als er das Schreckbild gewesen sein mußte, das die Schloßknechte in die Flucht gejagt; auch Else empfing den Ankömmling ohne ein Zeichen des Staunens oder der Überraschung, obgleich ihre Stimme hörbar bekümmert klang, als sie zu ihm sagte: „Du bist lange fortgeblieben, Vater — ich war in Sorge Deinetwegen.“ Doch diese leise

Empfindung der Beſorglichkeit konnte nicht tiefern Boden faſſen in der Bruſt des Junkers, und ohne eine Antwort zu geben, folgte er dem voranſchreitenden Mädchen durch den Flur ins Haus hinein.

Ins Gemach getreten, löſte der Schloßbauer ſogleich einen breiten Gurt von den Hüften und hob das daran hängende kurze, breite Seitengewehr, wie es die Landleute bei feierlichen Anläſſen noch immer zu tragen pflegten, an einen hölzernen Wandhaken empor; darüber warf er den breitrandigen Hut und begann dann zwei-, dreimal, die Hände über den Rücken gelegt, die Stube auf- und niederzuſchreiten, während der Junker auf Elſens unbefangene Einladung ſich am Tiſche niederließ. Herr Ulrich mußte ſich nicht ohne ein Gefühl der Bewunderung geſtehen, daß der Mann, der da vor ihm hin- und wiederging, in ſeiner jetzigen Tracht ganz anders ausſah, als heute droben im Schloßhofe in dem groben Wollmantel und den weiten, zwilchenen Pluderhoſen, und unwillkürlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: Der freilich läßt ſich nicht ſchlagen ohne Gegenſchlag. Der rote Leibrock, über den um den Nacken ein handbreiter, weißer Kragen geſchlagen war und der vornen von einer dichten Reihe kugelförmiger, ſilberner Knöpfe zuſammengehalten wurde, umſchloß den gewaltigen Oberkörper ſo feſt und ſtramm, wie die Rinde den Eichenſtamm; gegen die Knie herab fiel er in halbglockenförmigen Falten auseinander, um den mit knapp anliegenden, gelben Lederhoſen bekleideten Schenkeln freien Raum zum Ausſchreiten zu geben. Vom Fuße weg zogen ſich bis nah' an das Knie herauf ebenfalls gelblederne Stiefelſchäfte, die, auf der einen Seite offen, durch kreuzweis übereinandergehende Riemen zuſammengezogen waren. „Ihr ſeht mich verwundert an in meinem Kleide," ſagte der Schloßbauer in einem ſeltſam freundlich-ſpöttiſchen Tone, vor dem Junker ſtehen bleibend, „und doch iſt's nur mein Hochzeitskleid. Ihr mögt Euch auch

wohl erinnern, daß bis vor etwa zwanzig Jahren das Soldatenkleid unſerer Leute gerade dieſem da geglichen hat. Es gibt noch viele Rotröcke im Lande, wenn ſie auch nicht jeden Tag aus Kiſten und Kaſten kommen, Junker Ulrich!"

Die letzten Worte waren mit nachdrücklicher, wie drohend anklingender Stimme geſprochen, und der Junker entgegnete daher mit einem feſten Blicke auf den vor ihm Stehenden: „Ich entſinne mich deſſen wohl, was Ihr ſagt, und Rotröcke hab' ich ſchon mehr als genug geſehen in meinem Leben; verwundern muß ich mich aber doch, was Euch in ſo hochzeitliche Stimmung verſetzt, daß Ihr gerade heute das Staatskleid hervorholt, Nußbaumer. Unter den mir bekannten Begegniſſen kann ich keinen triftigen Grund finden."

Elſe, die bisher ſchweigend und geſenkten Blickes am Tiſche geſtanden, rückte dem Vater einen Stuhl entgegen, während ſie, wie der Junker wohl bemerkte, ihm mit einer Miene voll ängſtlicher Bitte ins Antlitz ſchaute. Der Schloßbauer ſetzte ſich und ſagte dann, während nun ein faſt wehmütiger Ausdruck ſich auf ſein Geſicht legte: „Da mögt Ihr wohl recht haben, Junker Ulrich, ein Tag der Freude und des Glückes iſt's nicht geweſen; kommt Ihr doch wohl in ſo ſpäter Nacht, Euern Gefangenen zurückzuholen!"

„Mein nächſter Zweck war das nicht bei meinem Gange," erwiderte der Junker ernſt; „ob er's nun wird, hängt von der Antwort auf meine Frage ab, die ich an Euch ſtellen muß, Nußbaumer."

„Und dieſe Frage lautet, Junker Ulrich?"

„Iſt es wahr, Schloßbauer, daß Ihr Euch zu den Rebellen halten wollt, die, wie ich weiß, auch in unſerer Gegend ihr verdammliches Weſen zu treiben ſich unterfangen?"

„Ja, dem iſt ſo, Junker, und eben dieſe Nacht hab' ich mit ſolchen Leuten Rückſprache gehalten."

Elſe ſtieß bei dieſer Antwort, indem ſie das noch immer offen auf dem Tiſche liegende Buch zuſammenlegte, einen tiefen Seufzer aus; der Junker aber rief aufſpringend: „Wie, und das wagſt Du mir mit kaltem Blute ins Geſicht zu ſagen?“

„Ich ſag' es Euch,“ erwiderte der Schloßbauer, ohne eine Miene zu verziehen, „weil Ihr mich drum befragt habt und weil Menſchenfurcht ebenſo fern von mir iſt, als Unwahrheit, Junker.“

„Nun denn,“ fuhr dieſer, von der Kaltblütigkeit ſeines Gegenübers mehr gereizt als beſchwichtigt, fort, „ſo magſt Du auch den Lohn Deiner Wahrhaftigkeit dahinnehmen. Ich habe mich belehren laſſen, daß Du trotz Deines an unſerm Vetter begangenen Frevels heute von uns in Deinen hergebrachten Rechten verletzt worden ſeieſt; deshalb bin ich hergekommen. Jetzt aber verhaft' ich Dich als Verſchwörer und Rebellen.“

„Das thut Ihr nicht, Junker!“

„Ob ich's thu'? Hier ſiehſt Du's!“

Unter dieſem Ausrufe hatte Herr Ulrich mit der Rechten den Degen gezogen und wollte mit der Linken nach dem unbeweglich vor ihm Sitzenden greifen; aber noch bevor er ihn berührt, wurde ſein ausgeſtreckter Arm niedergezogen, und ſein Blick fiel auf zwei thränenglänzende Augen, die ihm mit plötzlicherer Gewalt Halt geboten, als es vielleicht die unbewehrte Kraft ſeines Gegners für den Augenblick vermochte hätte. Es kam kein Laut über Elſens Lippen, die mit ihren beiden Armen den ſeinigen umſchlungen an ſich zog; aber das bange Beben ihrer Glieder ergoß ſich wie ein lähmender Strom nach ſeinem Herzen, ſo daß er, faſt widerſtands- und willenlos der leiſen Gewalt nachgebend, ſich auf ſeinen Stuhl zurückziehen und die erhobene Klinge gegen den Boden ſinken ließ.

„So laß doch den Junker los,“ rief der Nußbaumer, ohne eine Hand zu erheben, während jener ſein Antlitz den nahen

Atemzügen der Jungfrau entgegenhielt, als wollt' er ſich die aufſteigende Glut weghauchen laſſen; „ſo laß ihn doch, Elſe; zwei redliche Männer werden ſich ſchon verſtändigen ohne Weiberhilfe.“

Elſe mochte jedoch im Augenblicke nicht ganz der Meinung ihres Vaters ſein; wenigſtens fühlte der Junker, wie ſie trotz der beſchwichtigten Gefahr und ergangenen Ermahnung ſeinen Arm nochmals mit einem langen Drucke und aufleuchtenden Blicke an ihre Bruſt preßte, bevor ſie ihn dann langſam und zögernd fahren ließ.

„Ihr ſcheint ganz das raſche Blut Eures Vaters, des ſeligen Herrn, in ſeinen jüngern Jahren zu haben, Junker,“ fuhr der Schloßbauer ſogleich in ſeiner unverwüſtlichen Ruhe fort, als ob kaum ein lautes Wort gewechſelt worden wäre; „aber das legt ſich bald wieder, wenn nur der Quell geſund iſt, aus dem es entſpringt. Und der muß geſund ſein bei Euch, Herr Ulrich, ich glaub' es. Drum wär' ich ſchon auch noch gekommen, Euch zu danken, daß Ihr mein gutes Recht nicht ganz wollet zertreten laſſen. Ihr habt befohlen, mir die Eiſen abzunehmen; das vergißt Euch der Nußbaumer nie, Junker Ulrich!“

„Und doch willſt Du zum Rebellen werden gegen mich!“ rief der Junker.

„Nicht gegen Euch, Herr Ulrich, nicht gegen Eures Vaters Sohn und Erben — glaubt es mir.“

„Nicht gegen mich, und gegen wen denn?“ erwiderte der Junker, an dem der warme Ton der letzten Worte nicht wirkungslos verklungen; „was meint Ihr denn, daß Rebellion und Bürgerkrieg ſei? Habt Ihr ſie ſchon geſehen in der Nähe, im eigenen Lande? Nein, das habt Ihr nicht, Nußbaumer; aber ich — ich bin dabei geweſen und ich ſag' Euch, mir graut trotz langer Angewöhnung jetzt noch manchmal bei der Erinnerung an die ſchrecklichen Bilder, die mir entgegengetreten

ſind. Oder glaubt Ihr, es laſſe ſich da genau ausſcheiden und markten über Mein und Dein, zwiſchen mir und dir? Meint Ihr nicht, ich müßte Euch von dem Orte aus, auf den ich geſtellt bin, niederſtoßen, ſobald Euch meine Degenſpitze erreichen möchte? Nein, nein, Mann, iſt der Brand einmal angefacht, ſo legt er Haus und Hof in Aſche, ohne zu fragen, wem ſie gehören und wer darin zu Grunde gehe!"

„Gerade weil ich mir Alles das vorſtelle, wie Ihr es beſchreibt, hab' ich meine Zuſage gegeben, mitzuhalten."

„Ihr ſprecht das aus, als ob es ſich um ein Kartenſpiel handelte," rief der Junker mit einem zornigen Blicke; „aber ich ſag' Euch, der Trumpf wird mit Eurem Kopfe ausgeſpielt werden, verblendeter Mann!"

„Das ſteht in Gottes Hand," erwiderte der Schloßbauer gelaſſen; „aber ſeht, Herr Ulrich, als heute der ganze Haufe hinter mir her in den Schloßhof ſtürzte, wie eine Meute Hunde, die den Schweiß des wunden Thieres gefunden, und dann doch wieder auf ein Wort zurückging, da hab' ich den Entſchluß gefaßt, zu thun, was ich bisher verweigert hatte. Jetzt iſt's geſchehen und bleibt."

„Ihr hättet es alſo nicht gethan, weil Ihr Euch gekränkt und von Gefahr bedroht glaubtet?"

Der Schloßbauer ſchüttelte langſam mit dem Kopfe. „Deswegen noch nicht, Junker; ich würde mich wohl gewehrt haben zur rechten Zeit. Was ich aber Euch bitten wollte — Ihr ſolltet von dem Dinge fern bleiben, Junker Ulrich."

„Ich? — Ich glaube, es gelüſtet Euch, Euren Spott mit mir zu treiben!"

Der Schloßbauer machte abermals eine langſam abwehrende Bewegung mit dem Kopfe und faßte dann ſchweigend nach dem Buche, das auf dem Tiſche lag. Es war ein großer Band, den der Junker für eine Hausbibel gehalten hatte, mit ſchweren an den Kanten ſilberbeſchlagenen Deckeln und mit

zwei maſſiven, ſilbernen Schließhaken; aber als der Nußbaumer ein paar Blätter umgeſchlagen und nun das Buch Herrn Ulrich entgegenſchob, fiel der Blick des letztern ſogleich auf ein großes Schlachtenbild; zunächſt jedoch blieb er an einigen feucht-dunklen Flecken haften, die am untern Rande bemerkbar waren. Die Thränenſpuren Elſens, dachte er, zu dieſer aufſchauend, das iſt das Blatt, über das ſie ſich hingebeugt. Er blickte nun haſtig näher auf das Bild und rief betroffen: „Murten — die Schlacht bei Murten!“

„Ja, das iſt das Chronikbild von der Murtenſchlacht,“ erwiderte der Schloßbauer, ſich ebenfalls näher auf das Bild vorbeugend; „und ſeht da in der Mitte des dichten Haufens, der auf das große Burgunderpanner losſtürmt, da ſteht Euer Ahnherr mit dem ſieghaften Schwerte, man meint ſein Funkeln und Blitzen zu ſehen; aber wißt Ihr auch, wer die ſind, die ihn ſo mannhaft umſtehen mit Spieß und Hallbarte, wie eine Eiſenmauer?“

„Dem Fähnlein nach zu ſchließen, iſt es eine Schar Herrſchaftsleute,“ ſagte der Junker, ſeltſam ergriffen von dem unerwarteten Bilde und dem gehobenen Tone der Stimme des Schloßbauern; „da auf den Helmhauben iſt auch unſer Wappen bemerkbar gemacht.“

„So iſt es, wie Ihr ſagt, es iſt das Fähnlein der ſieben Dörfer,“ fuhr der Schloßbauer fort, während auch Elſe ſich ſo nah zu dem Bilde niederbog, daß ihr Atem abermals die Stirn des Junkers umſäuſelte; und ſeht da, der vorwärts drängende Fahnenträger, das iſt einer meiner eigenen Vorfahren; Kunz, der Nußbaumer, hat er geheißen!“

„Wie, das wißt Ihr ſo genau?“ fragte der Junker ungläubig; „es iſt ſchon lange her ſeitdem.“

„Für mich nicht länger als für Euch, Herr Ulrich,“ ſagte der Nußbaumer ernſt, „und was ich weiß, iſt gut bewahrt worden in unſerm Hauſe, von Kind zu Kindeskind, glaubt es

mir. Aber warum ſollte heute der Enkel des Ritters Hans nicht ebenſo getroſt zu ſeinen Herrſchaftsleuten ſtehen, wie dieſer es gethan?“

„Ah, da will's hinaus?“ erwiderte der Junker, über die weitausholende Überredungskunſt des Bauern lächelnd; „nein, nein, da habt Ihr fehlgegriffen, Nußbaumer.“

„Nur, wenn Ihr mich falſch verſtehen wollt,“ lautete die Antwort; „ich hab' Euch ſchon geſagt, Ihr möchtet jetzt dem Dinge fern bleiben. Dafür aber halt' ich, daß die Kindeskinder dieſer Männer, die ſtehend und fallend Eurem Ahnherrn Ruhm und Sieg erſtreiten halfen, nicht zu Jagdhunden dreſſiert werden ſollten.“

Das Lächeln verſchwand von den Lippen des Junkers bei dieſen Worten, um einem zornigen Zucken Raum zu machen; doch bevor dieſes noch einen andern Ausdruck gefunden, fuhr der Schloßbauer fort: „Nein, mein Herr Ulrich, das Wort iſt nicht geſagt, um Euch zu erzürnen oder weh zu thun; weiß ich ja wohl, daß das Vorhaben weder von Euch ausgegangen iſt, noch daß Ihr Freude daran hattet. Doch nun hört, es iſt nach meiner Meinung das Einzige, über das ſich die Herrſchaftsleute ohne Ausnahme mit Fug und Recht beſchweren konnten — alles Andere, was ſeit dem Tode des gnädigen Herrn vorgefallen, wird vergeſſen und vergehen, wenn die Herrſchaft in Eure Hände fällt. Drum ſag' ich Euch auch, Junker Ulrich, die nun trotzig werdenden Begehren des Volkes, die Ihr Rebellion nennt, ſind nicht gegen Euch und Eure Rechte gerichtet, oder wo das geſchehen ſollte, will ich eben dabei ſein; aber was wollt Ihr Euch in Dinge miſchen, die Ihr nicht verſchuldet und für die Ihr Euch darum auch nicht zu verantworten habt? Oder haben die Herren vom Regiment in Bern ſich etwa von jeher großen Dank verdient um Euer Haus, Junker? Die Chronik da weiß nicht viel zu erzählen davon, und Euer ſeliger Herr Vater wußte noch weniger. Wir

wären heute auch noch zur Jagd gegangen, ich voran, wenn der Eimer nicht ſchon von anderer Seite zum Überlaufen voll geweſen wäre, in den der ſchwere Tropfen fallen wollte! Verlaßt Euch darauf, Junker von Hallwyl!"

Die Vorboten des Zorns waren allmählich wieder, wie vorhin das Lächeln, von den Lippen des Junkers verſchwunden, und mit unverhohlener Verwunderung ſchaute er auf den Mann, der, ſonſt kurz und karg in Worten, nun hochaufgerichtet mit erhobener Hand wie ein ermahnender Prophet vor ihm ſtand. Seine Reden hatten mehr als eine lautanklingende Saite in der Bruſt Herrn Ulrichs berührt, und es wehte ihm ein Hauch entgegen aus denſelben wie friſcher Waldesodem. Hatte ſich ja das altfreiherrliche Blut ſchon oft genug empört über den dünkelhaften Hochmut dieſes neugebackenen Städteadels, deſſen Stammbaum mit kaum fingerlanger Wurzel in die Werkſtatt des ehrſamen Meiſters zurückreichte, deſſen Zweige ſich aber um ſo mehr bemühten, mit ihrem üppigen Laubwerk den Glanz der alten Geſchlechter in Schatten zu ſtellen! Und wahr war es ja auch, was hatte der Junker mit den geldſüchtigen Verordnungen, mit dem Zins- und Krämerwucher des Regiments zu ſchaffen, unter denen ſein eigenes Haus am Ende nicht weniger zu leiden hatte, als ſeine Unterthanen! Nein, die Mahnung an dieſe Dinge konnte nicht blos aus der Überredungskunſt eines pfiffigen Rebellen entſpringen, dafür hatte der Mann auch keine Urſache, der aus freier Ergebenheit dem herrſchaftlichen Hauſe ſchon ſo manches Opfer gebracht und der vielleicht mit noch tiefern Banden an dasſelbe geknüpft war, als eben zu Tag lag!

Bei dieſem Gedanken wurde dem Junker wieder ſchwül ums Herz, und er mußte ſich erheben, um einige Schritte hin- und herzugehen; denn gerade in dem noch Verborgenen, Unaufgeklärten mußte ja die Erklärung des Benehmens und der Abſichten des Bauern zu finden ſein, aber wie die Löſung des

Rätſels erlangen, von dieſem ebenſo furchtloſen als ruhig überlegenden Manne, der für einmal außer dem Bereich der äußern Gewalt ſich befand?

Der Schloßbauer ließ ſeine Blicke eine Weile ſchweigend auf dem Hin- und Wiedergehenden ruhen und ſagte dann, ſich ihm nähernd: „Hört, Junker Ulrich, es iſt ſchon ſpät, und ein ſchwerer Tag war der heutige auch für Euch, ich glaub' es. Der Müde aber ſoll keine Entſchlüſſe faſſen, die weit hinausreichen, es fehlt ihnen ſonſt das rechte Mark und die Kraft zur Ausführung. Wollt Ihr, daß ich morgen zur Verantwortung meines Begehens an Eurem Vetter im Schloß erſcheine, ſo ſchickt mir einen Boten, ich werde kommen. Geſchieht dies nicht, ſo gebt unſerm Hauſe am Abend, wenn es ſtill geworden, nochmals die Ehre; dann will ich Euch ſagen, was der ſelige gnädige Herr gewiß wenigſtens Euerm armen Bruder Konrad mitgeteilt haben würde, wenn der Tod nicht ſo unvermutet und plötzlich über ihn gekommen wäre. Das wird Euch für Vieles einen Fingerzeig geben. Wollt Ihr?"

Herr Ulrich drückte die Hand ans Herz, das bei dieſer Frage mit faſt hörbarem Schlagen zu pochen begann. Hier ſtand er alſo unverſehens an der Schwelle, hinter der ihm ſeine beängſtigenden Zweifel und Fragen gelöſt werden konnten. Und doch freute er ſich, daß noch ein Tag vergehen ſollte, bevor er dieſe Schwelle überſchritt! „Ich werde mich einfinden," antwortete er ernſt; „Ihr ſprecht im Namen eines Toten und werdet mir die Wahrheit ſagen."

X.

Die Mondſichel neigte ſich abermals tief auf den bewaldeten Bergſaum nieder, als der Junker, das bereits ſtillgewordene Schloß verlaſſend, den Fahrweg nach dem Hofe des Nußbaumers betrat. Die Erwartung auf die nächſte Stunde ver-

drängte faſt die Erinnerung an das eben erſt Vergangene, und doch war auch der heutige Tag ein vielbewegter und ruheloſer geweſen. Schon am frühen Morgen hatte die Freifrau die gewaltſame Gefangennehmung des Schloßbauern aufs Neue ins Werk ſetzen wollen, wobei es bei dem Widerſtande, den der Junker, von dem Verwalter unterſtützt, dieſem Beginnen entgegenſtellte, nicht ohne verletzende und harte Worte abgehen konnte. „Hab' ich es nicht ſchon tauſendmal Deinem Vater geſagt," rief die leidenſchaftliche Dame ihrem Sohne zu; „es fließen zehn Tropfen Bauernblutes neben einem echten, adeligen in den Adern Eures Geſchlechtes; darum habt Ihr Euch auch von jeher auf die Seite der Canaille geſtellt, wenn ich die Ehre des Hauſes aufrecht erhalten wollte, wie ſich's gebührt."

Der Junker würde vielleicht dieſen Ausfall, der ihm ein ſchmerzliches Streiflicht auf das gegenſeitige Verhältnis ſeiner Eltern warf, aus Achtung gegen die Frau und Schonung für die Mutter ohne beſondere Erwiderung gelaſſen haben, hätte ihn der lothringiſche Vetter, der ſich außer einigen Quetſchungen wieder ziemlich munter befand, drob nicht mit einem ſo geringſchätzig höhniſchen Blicke angeſchaut, als gälte der Schimpf nicht ihm, dem Erben von Hallwyl, ſondern dem geringſten Stadtjunker. So aber rief er erbittert: „Und doch waren die Herren und Bauern von Hallwyl nicht zu gering, Frau Mutter, um in dem verfallenen Burgſtall Eurer Sippe wieder Thor und Fenſter herſtellen zu laſſen!" Die Freifrau ſchleuderte auf dieſe Antwort zuerſt gegen den Verwalter und dann gegen ihren Sohn zwei jener unheimlich flimmernden Blicke, die wie ein im Auge verlängerter Nachegedanken erſchienen; darauf aber wendete ſie ſich gegen den Verwandten und ſagte ſpöttiſch: „Nun ſiehſt Du, Alphons, daß ich nie zu viel geſagt und geklagt habe."

Dieſem Zwieſpalte wurde, noch bevor er die ſchlimmſte Spitze erreicht, ein ebenſo plötzliches als unerwartetes Ende gemacht durch die Ankunft eines reitenden Boten, der vom Landvogte auf Lenzburg abgeſchickt war. Dieſer meldete in einem eilfertigen Schreiben, daß nach Berichten, die während ſeiner kurzen Luſtbarkeit in Hallwyl eingegangen, jeden Tag der Ausbruch eines weitverzweigten Bauernaufſtandes zu erwarten ſei. Leider vermöge er bei den geringen, zuverläſſigen Hilfsmitteln, die dem Regimente in Bern annoch zur Verfügung ſtehen, ſeinen Gaſtfreunden keinen militäriſchen Schutz zuzuſichern, und das Beſte möchte deshalb ſein, ſie kämen ihrer Sicherheit wegen noch rechtzeitig zu ihm auf das feſte Schloß Lenzburg. In einer Nachſchrift war beigefügt, der dem Landgerichte zuſtändige Schloßbauer habe ſelbſt Anzeige machen laſſen von ſeinem ſcheußlichen Vergehen gegen den Herrn von Venel; es ſcheine jedoch nicht rätlich, den Verbrecher gegenwärtig gewaltſam einzufangen, und es ſei auch nicht Zeit vorhanden, gehörig der Gerechtigkeit zu pflegen. So wenig Herr Ulrich ſonſt auch zur Schadenfreude geneigt war, ſo hatte er nun doch Mühe, eine kleine Lachluſt zu unterdrücken, als er über dem Verleſen des Schreibens die übel verhehlte Unruhe des Herrn von Venel bemerkte. Auch die Züge der Freifrau hatten einen plötzlich veränderten Ausdruck angenommen. „O du mein Himmel," rief ſie klagend aus, „daß ich Dich veranlaſſen mußte, in dieſes unglückſelige Land zu kommen, mein armer Alphons; wie werd' ich das vor dem Marquis, Deinem Vater, verantworten!" „Darüber könntet Ihr Euch tröſten, Frau Mutter," ſagte Herr Ulrich kalt, „ich ſtelle mir vor, Euer Bruder, der Marquis, werde ſich Glück wünſchen, daß ſeinem Sohne Gelegenheit geboten wird, Euch im Notfalle ſchützen und ſchirmen zu helfen." „Gegen jeden ritterlichen Feind," intonierte der Herr von Venel in etwas unſicherem Tone, „gewiß; aber gegen die gemeine Canaille zu

kämpfen — hätt' ich doch den Schurken geſtern nur gleich niedergeſtoßen." „Nun, Herr Vetter," ſagte der Junker, ſich gegen die Thüre wendend, „es bleibt wohl noch Zeit zur Überlegung, ob Ihr mit der Freifrau nicht das Anerbieten des Herrn Landvogtes annehmen wollt. Ich meinestheils würde raten dazu."

Herr Ulrich machte ſich hierauf, nachdem er das Gemach verlaſſen und dem Verwalter einige Weiſungen erteilt hatte, unverzüglich an die Unterſuchung der Verteidigungsfähigkeit und der Waffenvorräte des Schloſſes. Beides fand er in ziemlich befriedigendem Zuſtande, und auch die Schloßknechte, von deren Mannhaftigkeit er eben keine großen Erwartungen hegte, ſtellten ſich recht handlich an, als ihnen der Ernſt vor Augen gerückt wurde. Mit bekümmertem und ſorgenvollem Geſichte kam dagegen am Spätnachmittage der Verwalter ins Schloß zurück; er war vergeblich in den Dörfern faſt von Haus zu Haus gegangen, um die benötigten Fruchtvorräte herbeizuſchaffen — nicht zwei Säcke hatte er auftreiben können. Die Bauern waren mit allerlei Ausflüchten bei der Hand, und manche hatten ſich nicht einmal mehr die Mühe genommen, zu ſolchen zu greifen. „Wenn ich das bare Geld auf den Tiſch legen könnte," ſagte der Alte betrübt, „ſo möcht' es da und dort vielleicht noch gelingen; ſonſt aber ohne Gewalt nimmermehr." „Wie . . . auch daran fehlt es?" rief der Junker errötend; „dann freilich ſind wir ſchlimm beſtellt." Der Verwalter zuckte leiſe mit den Achſeln. „Ich kann Euch jeden Augenblick meine Bücher und Rechnungen vorlegen, Junker Ulrich," ſagte er; „es wäre mir lieb, wenn Ihr Einſicht nehmen wolltet davon." „Nein, nein," machte der Junker mit einer abwehrenden Handbewegung, „ſo war's nicht gemeint, Chriſtoph, und alle Rechnungen würden uns auch wenig helfen für den Augenblick. Doch guter Rat iſt teuer hier; Getreide müſſen wir haben und Gewalt dürfen wir für ein-

mal noch nicht anwenden dazu. Wißt Ihr gar keinen Weg mehr, Chriſtoph?"

„Noch Einen vielleicht; aber ich habe mich geſcheut, hinzugehen."

„Und das wäre?"

„Der Schloßbauer."

„Nein, nein," rief der Junker raſch, „da habt Ihr wohlgethan; dort klopfen wir nicht an, wenigſtens jetzt nicht."

So ſtanden die Beiden noch ratlos beratſchlagend, als ein hochgetürmter Wagen, von drei kräftigen Roſſen gezogen, die Allee heraukam und langſam auf den Hof hereinknarrte. „Was haſt Du da, Heiner," rief der Verwalter dem Fuhrmann entgegen, „woher kommſt Du?"

„Nu, weit nit, Herr Chriſtoph," erwiderte der Burſche, die Pelzmütze von dem grauen Kopfe nehmend; „da iſt das Mehl, das Ihr vor einiger Zeit meinem Meiſter abgekauft, und dann ſei auch noch eine Tracht verrechneten Zehntens dabei. Der Schloßbauer hat geſagt, er könnte nicht länger gutſtehen für die Ware in ſeinem Hauſe, und ſo mögt Ihr ſie aufſpeichern."

Der Junker warf einen großen, fragenden Blick auf den Verwalter; aber dieſer ſagte, ohne etwas davon bemerken zu wollen, gelaſſen zu dem Knechte: „Nun ja, Heiner, wenn es Deinem Meiſter daran gelegen iſt, das können wir ſchon machen. Fahre nur dort zum innern Kornboden, die Knechte ſollen Dir abladen."

„Was will das bedeuten," fragte der Junker leiſe, als der Knecht ſeine Roſſe anziehen ließ, „ſolltet Ihr wirklich nicht mehr gewußt haben von dem Kaufe — zum Vergeſſen ſcheint er mir doch zu beträchtlich."

„Was nie geſchehen, iſt auch nicht zu vergeſſen oder vielmehr nicht zu wiſſen," erwiderte Herr Chriſtoph, vergnügt die Hände reibend; „aber was ſollten wir uns viel plagen darum,

Junker Ulrich? Hab' ich Euch nicht gesagt, daß die Nußbaumer schon oft genug unberufen erschienen sind, wenn man ihrer bedurfte?"

„Und Ihr seid wirklich nicht dort gewesen?"

„Pfcht — nein; am Haus vorbei bin ich gegangen, aber den Mut hatt' ich nicht, hineinzugehen. Doch was ich stets sagte, die Rasse ist echt und schlägt nicht so leicht aus ihrer Art." Damit klopfte Herr Christoph auf seine Dose, um mit großem Bedachte eine Prise zu nehmen — ein Luxus, den er sich stets nur in den vergnüglichsten Augenblicken zu erlauben pflegte.

In gleichem Maße konnte sich nun freilich der Junker nicht freuen über die unerwartete Hilfe, auch wenn er sich gestehen mußte, daß es wirklich eine Hilfe in der Not gewesen, die zudem auf eine möglichst schonende Art geboten war. Dem sich wohl auch zudrängenden Gedanken, ob der Schloßbauer glaube, durch solche Mittel einen bestimmenden Einfluß auf seine Ansichten und Wünsche zu gewinnen, gab er nicht weiter Raum, der Mann hatte einen allzu entschiedenen Eindruck auf ihn gemacht; aber eines bedrückenden Gefühls der Abhängigkeit und einer daraus entspringenden Demütigung konnte er sich doch nicht erwehren, und dieses Gefühl kam nun wieder mit vermehrter Stärke über ihn, als er das Gehöfte des Nußbaumers vor seinen Blicken sich aus der Nacht erheben sah. „Wie," sagte er zu sich selbst, indem er seine Schritte langsamer gehen ließ, „wie möchtest du es ertragen, wenn er dir nun anvertrauen würde, daß er All' das, früher und jetzt, nicht meinem Vater oder uns zu lieb gethan, sondern des Kindes wegen, das unter seinem Dache aufgewachsen, ihm wie das eigene Kind lieb geworden? Oder noch mehr, wenn er mir gestünde, daß seine anhängliche Opferbereitwilligkeit nur von einem geheimen Rachegedanken geleitet worden wäre — denn gewiß ist's, daß jetzt ein schöner Teil der Ehre unseres

Hauſes ebenſo gut in ſeine Hände gelegt iſt, als ſeine eigene Hausehre einmal bloßgeſtellt geweſen ſein könnte. Aber wie kommſt du eigentlich zu dieſen Vorſtellungen, Ulrich!“ rief der Junker, ſtehen bleibend; „erſchrickſt du nicht vor den Folgen der Beleidigung, die du dadurch auf das Grab des Vaters ſchleuderſt? — Nein, nein, er konnte menſchlicher Schwachheit erlegen ſein und geirrt haben, beſonders in den Verhältniſſen, von denen ich früher keine Ahnung gehabt und die wohl noch ſchlimmer geweſen ſein mögen, als mich die wenigen Andeutungen über dieſelben jetzt ſchon befürchten laſſen; aber einer unedlen Handlung iſt er nie fähig geweſen, nie, Ulrich; und wären deine Gedanken nicht ſo plötzlich und gewaltſam aus all' ihren bisherigen Geleiſen geworfen worden, ſo würde ſich auch nie eine leiſeſte Ahnung ſolcher Dinge in deine Seele haben einſchleichen können. Elſe mag meine Schweſter und der Nußbaumer nur ihr Pflegevater ſein — ich erwarte das als das Geheimnis, dem ich faſt unbewußt, vielleicht durch den Inſtinkt des Blutes mehr, als durch die Andeutungen äußerlicher Umſtände auf die Spur gekommen und das nach den Worten des Nußbaumers mein Vater dem Bruder noch mitgeteilt haben würde, hätte der plötzliche Tod nicht ſeinen Mund verſchloſſen. Aber der Schloßbauer kann auch nur der wohlvertraute und wohlbeſtellte Pflegevater des Mädchens ſein — eine weitere Unehre iſt nicht verbunden damit, gewiß nicht.“ — Mit dieſer Selbſtberuhigung begann der Junker wieder ſchneller vorwärtszugehen; doch nur, um nach wenigen Schritten aufs Neue ſtehen zu bleiben. „Aber warum der Schloßbauer meinem Bruder das Geheimnis nicht anvertraut? Oder glaubte er anfänglich, Konrad wüßte vom Vater her darum und wagte, als ſich dies nicht beſtätigte, nur verhängnisvolle Andeutungen, die dann jenen Trübſinn zur Folge hatten, von dem mir der alte Johann und Dietrich erzählt? — Ach, was hilft es, all' dieſe Zweifel noch einmal durchzu-

kämpfen; einer kettet ſich an den andern, ohne daß mir Licht käme. Dort magſt du's finden — vorwärts, Ulrich!"

Auf dem Hofe des Schloßbauern war's wieder ſtill, wie in der vergangenen Nacht, und als der Junker durch das ihm nun ſchon bekannte, erleuchtete Fenſter blickte, ſaß der Nußbaumer auch einzig im Gemache. Für Elſens Ohren möchte, was wir zu beſprechen haben werden, freilich wenig paſſen, dachte Herr Ulrich, und doch wäre er froh geweſen, ſie wenigſtens einen Augenblick ſehen zu können; das qualvoll erregte Herz müßte ſich vor dem mildruhigen Ernſte ihres Antlitzes beruhigt und ihm neue Kraft verliehen haben. „So ſuche dieſe Kraft nun in dir ſelbſt," ſagte der Junker halblaut und ließ dann ſeine Finger mit vernehmlichem Pochen auf die Scheiben des Fenſters fallen. Es flog ein Ausdruck ſichtbarer Freude über das ernſte Geſicht des Nußbaumers, als er den Ankömmling erkannte, und mit raſchen Schritten verließ er das Gemach, um ihm die Thüre zu öffnen.

„Ich habe ſchon befürchtet, Ihr würdet nicht mehr kommen," ſagte er, den Junker begrüßend, „und das wäre mir leid geweſen; muß man doch die Zeit zu Rate halten in ſolchen Tagen!"

„Ich hab' es Euch ja verſprochen, Nußbaumer."

„Nun ja, ich dank' Euch; aber wir hatten auch einige harte Worte gewechſelt geſtern Nacht, und dann — ſagen gewiſſe Leute — habe man einem Rebellen kein Verſprechen zu halten."

„Ihr beharrt alſo bei Eurem Entſchluſſe," erwiderte der Junker, froh, dem Geſpräch, bevor es den verhängnisvollen Gegenſtand erfaßte, noch eine andere Richtung geben zu können; „Ihr wollt alſo, abgeſehen von Recht oder Unrecht, mit offenen Augen ins Verderben rennen?"

„Ich habe ja mein Verſprechen gegeben," erwiderte der Schloßbauer; „doch kommt nun, Junker Ulrich, wenn's Euch

beliebt; wir wollen unſere eigene Angelegenheit ins Reine bringen, bevor wir von Anderm ſprechen."

„Und das kann nicht hier geſchehen, ſind wir nicht allein und ungeſtört?" entgegnete der Junker, als der Schloßbauer die Thüre des Gemaches öffnete und mit einer Handbewegung ihn zum Hinaustreten einlud; „ich dächte, für unſere Zwieſprache bedürften wir nichts als Wände, die keine Ohren haben."

„Doch noch etwas mehr," ſagte der Nußbaumer mit einem faſt feierlichen Lächeln; „drum muß ich Euch bitten, mir an einen andern Ort zu folgen. Weit iſt's nicht, Junker."

Vor der Thüre löſchte der Nußbaumer ſeine Lampe und faßte dann Ulrichs Hand, um ihn ſicher über den Hof zu geleiten. Er lenkte ſeine Schritte ſchweigend und langſam nach jenem kleinen Gebäude, in das er bei ſeiner Heimkehr der vorvorigen Nacht getreten, und ließ die Hand des Junkers erſt los, als ſie vor der maſſiven Thüre desſelben ſtanden. „Dahin wollt Ihr mich führen," ſagte Herr Ulrich, verwundert auf die dicke, rauhe Steinmauer blickend, nicht ohne ein heimliches Erbangen über dieſe ſtummen Vorbereitungen; „Eure Mitteilungen müſſen ſeltſamer Art ſein, daß Ihr mir ſie nicht über der Erde machen dürft."

„Unter dieſelbe geht es doch auch nicht, wie Ihr meint, Junker," erwiderte der Schloßbauer, durch die ſich öffnende Thüre in die ſchwarze Finſternis tretend; „es ſind nur zwei kleine Stufen hier, wenn Ihr mir die Hand geben wollt. So — Herr Ulrich von Hallwyl; ſie iſt heiß, Eure Hand — ich werde ſogleich Licht anzünden."

Nachdem die Thüre wieder in ihre Angeln zurückgefallen und die Hängelampe langſam angeglommen war, ſah ſich der Junker erſtaunt in dem Mauergewölbe um, das keine Habe, keine Geräte verwahrte außer dem langen Tiſch, der in der Mitte ſtand. Die nackten Steinwände ſchienen ehemals mit

einem Bewurfe bekleidet gewesen zu sein; doch sah man deutlich, daß sich seit Menschenaltern keine verändernde Hand an sie gelegt; von dem feuchten Modergeruche, der sich sonst in solchen verschlossenen Räumen zu finden pflegt, war indessen nichts bemerkbar, und im Gegenteile schien von der Lampe der Duft eines wohlriechenden Öles auszuströmen. Herr Ulrich hatte sich noch immer nicht erholt von seiner Verwunderung, als der Schloßbauer, langsam an den Tisch tretend, mit feierlicher Stimme sagte: „Seit ich weiß, was hier begraben liegt, bin ich gewohnt, das Haupt zu entblößen, bevor ich das Verborgene ans Licht ziehe; Ihr thut's mir zu Gefallen vielleicht auch, Junker von Hallwyl." Der Angeredete that schweigend und unwillkürlich das Gewünschte, mit unverwandten neugierigen Blicken auf den Schloßbauer schauend, der die Truhe zog und sie, einen Augenblick emporhaltend, langsam mitten unter die Lampe stellte. „Kommt und schaut," rief er dann, den Deckel wegnehmend, „was seht Ihr hier, Freiherr von Hallwyl?" — Der Junker beugte sich mit angehaltenem Atem vor, hatte aber beim ersten Anblick Mühe, einen Ausruf des Unwillens zu unterdrücken. „Wenn das Alles ist, was Ihr mir zu zeigen habt," sagte er, das Gesicht wieder erhebend, verdrießlich, „so hättet Ihr meinetwegen all' diese Mühe sparen können, Nußbaumer; Ihr wißt, daß in der Rüstkammer des Schlosses alte Schlachtschwerter zu Dutzenden aufbewahrt werden und mir ein solches also nichts Seltenes ist."

„Das weiß ich wohl," erwiderte der Schloßbauer in seinem angenommenen, feierlichen Tone; „doch habt Ihr das Gewaffen hier noch nicht genauer besehen. Nehmt es heraus und betrachtet es, Junker Ulrich!"

Der Junker faßte das auf einer roten Sammtlage ruhende Schwert bei dem silbernen, mit eingelegten Goldstreifen gezeichneten Griffe und hob es in die Höhe. Die lange, breite Klinge war noch stahlhell und warf, ans Licht gezogen, einen

glänzenden Widerschein zurück. „Nun ja," sagte Herr Ulrich, die Waffe in der Hand wiegend, „es ist ein wohlerhaltenes, stattliches Ritterschwert; wie seid Ihr dazu gekommen, Nußbaumer?"

„Da könnt Ihr's sehen," erwiderte dieser mit leuchtenden Augen, indem er nach der innern Seite der Klinge deutete; „legt's nur auf den Tisch und lest."

Der Junker bemerkte nun erst, daß der Stahl unterhalb des Griffes eine Inschrift trug und brachte dieselbe näher ans Auge; aber als er die altertümlichen Zeichen entziffert, legte er das Schwert mit eigentümlichem Zittern auf den Tisch nieder und rief, hochaufatmend: „Was treibt Ihr für ein Spiel mit mir . . . wie soll ich das verstehen, Nußbaumer?"

„Nicht anders, als wie es auf dieser guten Urkunde geschrieben steht," antwortete der Schloßbauer mit ernster, bewegter Stimme. „Es heißt: „Dies Schwert, mit dem ich bei Murten geschlagen, verehr' ich meinem Brudersohne Kunz, dem Nußbaumer, zum Gedächtnis seiner adeligen Kriegsthat." Und drunter steht der Name Hans von Hallwyl, Ritter, mit der Jahreszahl 1476. Oder ist's nicht so, Junker Ulrich?"

„So heißt es," erwiderte dieser, in Gedanken verloren auf das Schwert blickend; „aber was weiter nun, Nußbaumer?"

„Was weiter? — das könntet Ihr vielleicht zum besten Teile selbst erraten. Der Kunz, von dem hier die Rede ist, war der Fahnenträger der Herrschaftsleute, dessen Bild Ihr gestern Nacht in der Chronik gesehen habt und der, wie eine alte Pergamentschrift erzählt, das erste Banner der Burgunder gewonnen hat. Sein Vater, der ebenfalls Kunz geheißen, war der jüngere Bruder des Ritters Hans und hatte als Erbteil diesen Hof erhalten, der von den großen und vielen Nußbäumen seinen Namen auf die Besitzer übertrug."

„Und Ihr sagtet gestern, wenn ich mich recht entsinne," erwiderte Ulrich langsam aufschauend, „dieser Fahnenträger Kunz sei Euer Vorfahr gewesen?"

„Gerade wie Ritter Hans der Eurige, Junker."

„Und demnach wären wir Vettern, und Else, Eure Tochter, meine Base!"

„So ist es und so hat es Euer seliger Herr Vater auch stets angesehen, seit er darum gewußt hat," erwiderte der Schloßbauer lächelnd.

„Nun denn," rief der Junker, seine Arme ausbreitend, „so seid mir auch willkommen und gegrüßt als Vetter, Nußbaumer!"

Der Schloßbauer, der keine Ahnung hatte, welch' schwere Last er durch seine Entdeckung Herrn Ulrich von der Seele gewälzt und daher diesen Freudenausbruch auch nur nach seiner Weise deuten konnte, machte mit beiden Händen eine lebhaft abwehrende Bewegung, indem er halb erschrocken hinter sich trat. „Nicht so, Junker, besinnt Euch," rief er um sich blickend mit leiser Stimme, als fürchte er selbst zwischen diesen Mauern belauscht zu werden; „wenn auch von einem Stamme, so sind doch unsere Zweige zu weit auseinandergegangen — der Eurige aufrecht in die freien Lüfte, der meinige abwärts zur dunklen Furche geneigt. Drum bleib' ich nach wie vor der Bauer und Ihr der Freiherr. Auch müßt Ihr das Versprechen geben, nie etwas zu verraten von dem, was Ihr hier erfahrer, nicht einmal Eurem einstigen Erben, den der Himmel segnen möge; denn bis dahin ist mein Zweig mit mir abgedorrt oder das noch vorhandene, schwache Reis auf einen fremden Stamm verpflanzt, Junker Ulrich." Die letzten Worte waren von einem leiswehmütigen Tone durchklungen, der wie ein im Abendhauche verwehendes Vesperglöcklein zum Herzen des Hörers drang; doch mit fester Stimme fuhr der Schloßbauer alsbald wieder fort, indem er das Schwert sorgfältig in die Truhe zurück-

legte: „Nun wißt Ihr, wie wir ſtehen zu einander, Junker, und wenn Ihr ſpäter noch dies oder jenes vernehmen ſolltet, was Euch auffallen könnte, ſo wird Euch die Erklärung nach dieſem Abend nicht mehr ſchwer fallen. Ich mußt' es Euch ſagen jetzt, da von heut an unſere Wege weit auseinandergehen werden, weiter als gut iſt unter alten Blutsverwandten. Ich hab' es nicht gethan geringer, irdiſcher Dinge wegen; aber ich möchte bei dem Gange, der vielleicht bald an der ſchwarzen Grube endigt, von dem Erben von Hallwyl nicht um unrechter Geſinnung wegen angeſehen werden. Denn ja — recht mögt Ihr haben, Junker — der Trumpf kann mit meinem Kopfe ins Spiel fallen."

„Drum bleibt weg von dieſem Spiele," rief Herr Ulrich bewegt; „ſteht zu mir, wo Ihr hingehört, und wir haben wenigſtens den Troſt, zuſammen aufrecht zu ſtehen oder zu fallen miteinander. Gebt mir die Hand drauf, Vetter."

„Hier habt Ihr meine Hand, Junker," erwiderte der Schloßbauer, ſeine Rechte ausſtreckend, „es haftet, ſoweit ich weiß, kein Unrecht daran, das meinen Namen verunehren könnte; aber das Spiel muß ich mitſpielen, und der Bauer darf nur zu ſeines Gleichen ſtehen — komme, was da wolle. Seht, jedesmal, wenn ich das Schwert anſchaute, ſo war ich wieder bewahrt vor unrechten Gedanken, die gegen Euer Haus oder gegen Andere einſchleichen wollten bei mir — es liegt eine wahre Gotteskraft in dieſem reinen Stahl, der einſt unſer Land und Volk aus der Not gerettet, wie das Schwert Gideons das Volk Israels, glaubt es mir. Darum wird es mich auch behüten in dem Streite, zu dem ich es tragen will, vor jedem Unrechte, wenn ich oder meine Mitſtreiter in Verſuchung fallen ſollten."

Dieſe Worte waren wieder mit der feſten, gehobenen Stimme geſprochen, deren Klang allein ſchon jede Einrede im Keime erſticken mußte, und dabei ſtand der Mann in ſo ruhiger Ent-

ſchloſſenheit da, daß Herr Ulrich kaum wußte, ob er ihn mehr zu bedauern oder zu bewundern habe. Die arbeitsrauhe Hand mit warmem Drucke umfaſſend, ſagte er deshalb: „Nun wohl, ſo ſei es, Vetter; es würde doch nichts nützen, wollt' ich Euch prophezeien, daß Ihr dem Unrechte weder hüben noch drüben zu wehren im Stande ſein werdet. Ihr wollt mit dem Strome ſchwimmen und zugleich den Schlamm zurückhalten, den er in der Tiefe führt, ohne zu bedenken, daß Ihr darüber unterſinken müßt. Doch noch eine Frage geſtattet mir, wenn Ihr den Dank für Eure Mitteilungen vollſtändig machen wollt, bevor wir auseinandergehen."

„Redet, Junker!"

„Ihr habt vorhin von unrechten Gedanken geſprochen, die manchmal gegen unſer Haus in Euch aufgeſtiegen, während ich bis zur Beſchämung nur von Thaten weiß, die aus der Geſinnung treueſter Anhänglichkeit entſpringen mußten. Sagt, hat mein Bruder Konrad Euch jemals Veranlaſſung gegeben zu ſolch unrechten Gedanken, wie Ihr ſie nennt?"

Der Schloßbauer warf einen betrübten Blick auf den Junker und ſchlug dann die Augen langſam zu Boden. „Einmal ja," ſagte er endlich, „einmal hat's der Junker gethan."

„Aber er wußte nichts von Eurer Abſtammung — von Eurer Verwandtſchaft mit uns!"

„Er wußte nichts davon, nein; aber die Tochter des Schloßbauern kann die ihrem Alter und Geſchlecht gebührenden Rückſichten verlangen, ob einmal einer ihrer Vorfahren im Schloſſe oder in einer Hütte geboren worden ſei. Sie ſelbſt weiß jetzt ebenfalls noch nichts Näheres darüber."

Herr Ulrich fühlte, daß ſeine Wangen ſich röteten und ihm der Mut entſchwand, über den Punkt eine weitere Frage zu ſtellen. Alſo doch — armer Konrad, dachte er und ſagte dann: „Aber Ihr habt ihm verziehen, Vetter?"

„Längſt, Herr Ulrich, und von ganzem Herzen. Er hat das Unrecht auch redlich wieder gutgemacht, ſoweit ſich ſo etwas hintendrein noch gutmachen läßt, der arme Junker.“

„Und meine Frau Mutter,“ fragte der Junker, ſeine Blicke auf den Boden heftend, „weiß die um Eure Abkunft?“

Der Schloßbauer hob die Schwert-Truhe in die Schublade und ſchob dieſelbe wieder in ihr Gefach zurück. „Ja, Junker Ulrich,“ ſagte er dann mit feſter, faſt trotziger Stimme, „die weiß darum. Euer ſeliger Herr Vater hatte die Unvorſichtigkeit, es ihr einmal anzuvertrauen, oder vielmehr es iſt ihm im Zorne entfahren, und von dem Augenblick an hat ſie mir und meinem Hauſe Feindſchaft geſchworen. Doch über ſolche Dinge werdet Ihr keine Frage mehr an mich zu ſtellen haben, Junker; wir können gehen.“ Mit dieſen Worten erloſch die Lampe und ging die Thüre auf.

Als die Beiden auf den Hof hinaustraten, hörten ſie aus der Ferne ein dumpfes Tönen durch die Stille der Nacht hinziehen, das ſich bald als Schall von Glocken, die an verſchiedenen Orten geläutet wurden, erkennen ließ. „Was iſt das,“ rief der Junker, „Feuerglocken? Und doch iſt keine Röte ſichtbar am Himmel!“

„Gleichwohl ſind es Feuerglocken,“ erwiderte der Schloßbauer, nachdem er ebenfalls mit aufmerkſamem Ohre hingehorcht, „und zugleich iſt's unſer Abſchiedsgeläute, Junker Ulrich. Sie läuten Sturm droben im Hitzkircherthale — zum Aufbruche des Volkes gegen die Stadt Luzern.“

XI.

Für die Schloßbewohner von Hallwyl hatten dieſe mitternächtlichen Glocken trübe, unheimliche Zeiten eingeläutet, und auch manchem Andern, an deſſen ſchlafendem Ohr ihr Schall ſpurlos vorübergegangen, waren ſie zu Grabglocken geworden.

Schon am folgenden Vormittage zeigten ſich bewaffnete Trupps von Landleuten, die über den Berg vom Freiamte herkamen, ſich einige Stunden im Dorfe verweilten und dann in verſtärkter Zahl längs den beiden Ufern des Sees thalaufwärts zogen der Luzerniſchen Grenze zu. „Der Schloßbauer hatte recht," ſagte Herr Ulrich, vom alten Wartturme aus die Gegend überblickend und den vereinzelten, dahinziehenden Haufen nachſchauend, „es ſind noch viele Rotröcke im Lande." Denn all' dieſe Bewaffneten trugen Röcke oder kurze Mäntel von rotem Wolltuche, wie ſie ehemals als Soldatenkleid landesüblich geweſen. Am Schloſſe vorbei zogen ſie ſtill und ohne ein feindliches Gebahren zu äußern, kaum daß da und dort aus einem der Haufen ein Spottwort gegen einen der Knechte heraufflog, die in ſchweigender Aufmerkſamkeit ihre Köpfe über die Mauern ſtreckten oder durch die Schießſcharten hinauslugten. Gleichwohl fand es Herr Ulrich ratſam, ſchon am Nachmittage die nächſten Linden zu beiden Seiten vor dem Hofthore fällen und ihre Stämme und mächtigen Äſte vor dem Eingange zu einem hohen Walle auftürmen zu laſſen. Sie war ihm ſchwer geworden, dieſe Anordnung, ſo unerläßlich ſie auch zur Verteidigung des Schloſſes gegen allfällige Angriffe von außen erſcheinen mußte, und mit düſtern Blicken ſchaute er dem niederkrachenden Falle der alten Thorhüter zu, deren äußerſte Zweige ſich ſchon mit den erſten Blätterknospen geſchmückt hatten. Was mochten ſie Alles erlebt und erſchaut haben, dieſe weithinwurzelnden, wetternarbigen Stämme, ſeit jenen Tagen, in denen ſie als ſchwankes Reis vom ſchwellenden Frühlingstriebe erzittert! Hatten ſie doch ſchon duftige Blütenkronen geſchüttelt, als der Held von Murten unter den heilrufenden Glückwünſchen des Volkes wieder heimkehrend durch dieſes Thor geritten! Wie erklangen damals dieſe Mauern von dem Feſtgelage, das der Hauptmann mit ſeinen ſchlachtenmutigen Herrſchaftsleuten beging, und wie freudeſtrahlend pflanzte der ritterliche Fahnen-

träger Kunz ſein Fähnlein hier am Bogenthore auf! — Und jetzt, Junker Ulrich?

Bei dieſem Gedanken trat er weiter auf die Lichtung hinaus, um über den weiten Wieſenplan nach dem Nußbaumhofe hinabzuſchauen. Die dicht aneinandergereihten Baumkuppen verdeckten die Häuſer und ließen nur einen Streifen der niedrigen Hofmauer nach der Einfahrt zu erkennen; aber Herr Ulrich kehrte von dieſer Ausſchau bald wieder mit düſtern Mienen zwiſchen die eigenen Hofmauern zurück, während den Fahrweg vom Nußbaumhofe her zwei rote Reiter über die Wieſen dahintrabten.

So vergingen die Tage in einſamer Beſorgnis und unruhigen Erwartungen. Von den Schloßleuten erhielt keiner die Erlaubnis, ſich in ein benachbartes Dorf zu begeben, außer Dietrich und Chriſtoph, da Herr Ulrich die Andern ebenſo wenig der Gefahr einer Verführung als derjenigen einer nutzloſen oder gefährlichen Händelmacherei ausſetzen wollte. Er ſelbſt überſchritt ebenfalls nie die nächſte Umgebung des Schloſſes und begnügte ſich, von den Türmen herab ſtundenlang in das allmählich aufblühende Land hinauszuſchauen. Auf Äckern und Wieſen zeigten ſich zur Beſorgung der beginnenden Sommerarbeit nur Kinder und Weiber; oft konnten mehrere Tage vergehen, bevor ſich wieder ein Trupp rotröckiger Männer erblicken ließ. Sie waren fortgezogen in großen Scharen, mit Trommeln und Pfeifen und fliegenden Fähnlein an der Spitze; aber weder Dietrich noch der Verwalter konnten von ihren kurzen Ausflügen genauere Berichte bringen, wo die Maſſen ſich geſammelt hatten oder was ſie zunächſt im Schilde führten. Die zurückgebliebenen Dörfler wußten eben auch nichts darüber und waren mehr noch als die von dem ruhigen Mute Junker Ulrichs beherrſchten Schloßbewohner verworrenen und angſtverbreitenden Gerüchten preisgegeben. Dieſer ſelbſt hütete ſich wohl, ſeine Beſorgniſſe merken zu laſſen, obgleich die Gründe

zu ſolchen ſich bei dem Gange der Dinge für den Erfahrenen von Tag zu Tag vermehren mußten. Vom Regimente, dem Landvogte auf Lenzburg und den Oberherrn benachbarter Thäler ohne die geringſte Nachricht oder Weiſung gelaſſen, konnte Herr Ulrich nichts Anderes annehmen, als daß die Aufſtändiſchen weithin Meiſter der Gegend wären und er mitten in feindlichem Gebiete von jeder Verbindung und möglichen Hilfeleiſtung von außen abgeſchnitten ſei. Dieſe Annahme ſollte auch die Beſtätigung ihrer Richtigkeit bald genug in einem Schreiben finden, das ein reitender Bote den Thorwächtern übergeben hatte. Es war an Junker Ulrich gerichtet und enthielt einen Geleitsbrief für ihn und ſeine Angehörigen auf den Fall, daß ſie ſich zu größerer Sicherheit vom Schloſſe weg nach einem andern Orte begeben wollten. Datiert war derſelbe aus dem wohl neun Stunden entfernten Flecken Langenthal, dem Hauptquartiere der Aufſtändiſchen, und unterzeichnet von ihrem Hauptführer Nikolaus Leuenberger, „dem Obmanne des Bundes“. Es war alſo ſicher, daß die Rebellen auf dieſe ganze Entfernung und natürlich noch weiter hin Herren des offenen Landes waren, wenn ihnen auch einzelne Schlöſſer und Städtchen verſchloſſen ſein mochten.

Trotzdem würde Herr Ulrich dieſen Sicherheitsbrief ohne Beſinnen von der Hand gewieſen haben, hätte ihn nicht ein ſeltſamer Vorfall dem unzweifelhaften Urheber desſelben abermals zu Dank verpflichtet. In dem Verlaufe dieſer einſamen Tage war nämlich dem Junker wenigſtens der Troſt geworden, daß das Verhalten des Bruders zu den fröhlichſten Hoffnungen berechtigte. Unter der ſorgſamen Obhut des alten Dieter ſchien die Wiedergeneſung des Armen die überraſchendſten Fortſchritte zu machen, und in kurzer Friſt ſchon wandelte er ſtill im Schloßhofe umher, mit aufmerkſamen Blicken die kriegeriſchen Vorkehren und Anordnungen betrachtend. Herr Ulrich brachte deshalb bald auch jede freie Stunde in ſeiner Geſellſchaft zu,

mit ängſtlicher Beobachtung die Wege aufſpürend, auf denen das erloſchene Bewußtſein wieder zu neuem Leben zurückgeführt werden könnte, während er gerne dem lothringiſchen Vetter die Sorge überließ, von der Freifrau ſo viel möglich Furcht und lange Weile ferne zu halten. Denn je mehr Konrad wieder über ſeine Schwelle trat, um ſo vorſichtiger und ängſtlicher zog ſich ſeine Mutter in ihre Gemächer zurück, und noch nie hatte ſie ihre Scheu vor dem Wahnſinnigen ſoweit überwinden können, ein Wort an ihn zu richten oder auch nur ihm unter die Augen zu treten. Herrn Ulrich war das nicht entgangen, aber er ließ ſich nichts merken und ſagte nichts, da auch Konrad nie durch irgend ein Zeichen erraten ließ, daß noch eine Spur der Erinnerung an die Mutter in ſeiner Seele haften geblieben ſei. Und doch war das Erinnerungsvermögen des Kranken nach einer andern Seite längſt deutlich wieder aufgewacht. Schon bei ſeinen erſten Gängen an der Schloßmauer hin hatte er die einzige Schießſcharte entdeckt, die einen freien, weder von Bäumen noch Geſträuch verdeckten Ausblick nach dem Gehöfte des Schloßbauern bot, und von der Zeit an konnte er täglich ſtundenlang an der Stelle ſitzen, mit ſtillen Augen nach den hohen Baumkuppen blickend, die ſich mit neuem Laubſchmuck begrünten. Herr Ulrich ſagte leiſe vor ſich hin, wenn er ihn an dieſer Warte verweilen ſah: „Du ſuchſt vergeblich, armer Bruder; ſie iſt fort, verſchwunden, der Himmel mag wiſſen wohin, gerade wie damals, als ſie ſich vor deiner Liebe verborgen hielt.“

Eines Abends kam Dietrich von einem ſeiner kleinen Erkundigungsausflüge zurück und ſtattete dem Junker, der ſich auf dem Gemache ſeines Bruders befand, mit leiſer Stimme die eingezogenen Berichte ab. Die Gewalthaufen des Bundesheeres, hieß es im Dorfe, zögen aus den obern Gegenden das Aarthal herab den Zürchern entgegen, die den Regimente zu Hilfe kommen wollten; ſeien dieſe zurückgeſchlagen, ſo gehe es

an die Schlöſſer und Städte im Aargau, um dann bei dem Hauptangriffe auf Bern ſelbſt freien Rücken zu haben. Der Schloßbauer, der ein mächtiges Wort führe im Kriegsrate der Aufſtändiſchen, habe ſich und ſeiner Schar zum Voraus die Wegnahme der Schlöſſer in dieſen Thälern herum ausbedungen und auch Vollmacht erhalten, mit denſelben zu ſchalten und zu walten nach ſeinem Gutdünken. „Etwas müſſe an dieſen Berichten ſein," fügte der alte Dietrich hinzu; denn dieſen Nachmittag ſei unverſehens auch des Schloßbauern Elſe heimgekommen und mit ihr ein bewaffneter Trupp Aufſtändiſcher, die in aller Stille drunten auf dem Nußbaumhofe Quartier bezogen hätten.

Junker Konrad hatte während dieſes Berichtes mit geſchloſſenen Augen in ſeinem Lehnſtuhle geſeſſen, ruhig eingeſchlummert, wie es ſchien. Herr Ulrich ſagte deshalb ohne weitere Beachtung: „Um ſo beſſer, wenn es einmal zu einer Entſcheidung kommt, mir wird's allmählich enge in dieſen Mauern. Lieb wär's mir freilich, die Freifrau wäre irgendwo ſicherer aufgehoben, als es hier geſchehen kann, auch wenn wir es blos mit dem Nußbaumer zu thun bekommen. Geh' Du noch einmal, da der Bruder eingeſchlafen iſt, zum Thore und ſchärfe dem Poſten Wachſamkeit ein für dieſe Nacht; ich will unterdeſſen auf dem obern Turme nachſehen."

Die Beiden verließen das Gemach, ohne die Thüre abzuſchließen; aber kaum hatte Herr Ulrich die Hälfte ſeines beabſichtigten Weges zurückgelegt, als ſein Schritt durch ein lautes Angſtgeſchrei feſtgebannt wurde. Es kam aus dem Gemache der Freifrau und es war auch ihre Stimme, die um Hilfe rief. Mit fliegenden Schritten ſprang der Junker zurück und ſtürzte, die Stufen überſpringend, die Treppe hinan; aber noch bevor er den Korridor erreicht, ließ ſich auch der Hilferuf des Herrn v. Venel vernehmen, und als er näher kam, ſah er bei dem Lichtſcheine, der aus dem geöffneten Gemache der Freifrau

drang, den Franzoſen ſich in ohnmächtigem Widerſtande in den Armen Konrads winden. „Halt, Bruder!“ rief Herr Ulrich erſchrocken, „was machſt Du da?“ Aber kaum hatte er den Wahnſinnigen berührt, als dieſer ſeinen Gegner fahren ließ und mit einem unheimlichen Lächeln in das Gemach der Freifrau zurückdeutete, die bewegungslos vor einem Stuhle hingeſunken lag.

Konrad ließ ſich durch den ebenfalls herbeigeeilten Dietrich ruhig auf ſein Gemach zurückführen, ohne die geringſte Aufregung zu verraten; die Freifrau dagegen erlangte nur nach langen Bemühungen das Bewußtſein wieder, das ihr der tödliche Schrecken geraubt hatte. Wie Herr v. Benel ſelbſt mit ſchreckenbleichem Geſichte erzählte, waren ſie Beide, in ein Geſpräch vertieft, von der Thüre abgewendet beiſammen geſeſſen, als ſich plötzlich eine Hand auf die Schulter der Freifrau legte und dieſe erſchrocken aufſchauend in das Antlitz ihres wahnſinnigen Sohnes blicken mußte, der leiſe und ungehört in das Gemach getreten war.

Die Folgen dieſer gewaltſamen Erſchütterung traten bei der Freifrau für die gegenwärtigen Verhältniſſe auf die allerbedenklichſte Art zu Tage; ſie wagte kaum mehr, das Bett, geſchweige denn das Gemach zu verlaſſen, und wurde bei dem geringſten Geräuſche von einem krampfhaften Beben erfaßt, ſo daß für den Fall einer Belagerung das Schlimmſte zu befürchten ſtand Deshalb war Herr Ulrich wirklich dankbar für den ihm wenige Tage nach dem Vorfalle zugeſandten Geleitsbrief und auch augenblicklich entſchloſſen, von demſelben Gebrauch zu machen. Schon am folgenden Morgen geleitete er die bereitwillige Mutter und den Herrn Vetter nach dem Schloſſe Lenzburg, das durch ſeine Lage und Beſatzung wenigſtens auf ſo lange Sicherheit gewähren konnte, als das Regiment überhaupt zur Fortſetzung des Kampfes Kräfte fand. Unterwegs konnte der einſichtige Soldat ſich indeſſen ſattſam

überzeugen, daß das Rebellenheer keineswegs aus ungeordneten und nur ihrer Willkür folgenden Haufen bestand, wie er es sich wohl vorgestellt hatte; vielmehr machte sich den ganzen Weg entlang die genaueste und planmäßigste Ordnung bemerkbar, wie sie nur von einer einzigen, regierenden Hand ausgehen konnte. Die Reisenden wurden von kleinen, gleichmäßig verteilten Posten angehalten, aber auf Vorweisung ihres Geleitscheines auch sogleich und mit geziemender Achtung wieder ziehen gelassen, ohne je ein Drohwort oder auch nur eine unehrerbietige Geberde entgegennehmen zu müssen. Herr Ulrich konnte sich trotz seiner Lage eines geheimen Stolzes nicht erwehren bei diesem Anblicke, und er ließ es daher auch mit einer ruhigen Antwort bewenden, als Herr v. Beuel bemerkte: „Man sieht es dieser Canaille von weitem an, daß sich die Edelleute herabgelassen, ihre Lehrmeister abzugeben. Bei uns daheim ist's anders, gnädige Frau"

Der Junker fühlte sich nach der Rückkehr von diesem Ausfluge freier und frischer in seinem Schlosse; die Gegenwart der zwei Personen hatte ihn stets mit einem unklaren Drucke befangen, und jetzt, da er die Mutter geborgen wußte, sehnte er herzlich einen entscheidenden Schlag herbei. Hatte er zwar auf seiner kurzen Reise unabweisbar der Einsicht Raum geben müssen, daß er sich mit seinen schwachen Mitteln einem solcher Art geordneten Feinde gegenüber kaum Tage lang zu halten vermöchte, so war ihm dafür die Überzeugung geworden, er habe es mit einem Gegner zu thun, bei dem auch ein mannhaftes Unterliegen keine Unehre bringen könne, und das war Trostes genug für den furchtlosen Soldaten. Dagegen beschlich ihn nun unabläßig ein anderer Gedanke, der wieder geeignet war, die freie Kampfesluft einzudämmen. So lange er den Schloßbauer und seine Tochter in der Ferne gewußt, hatte er an Beide mit einem gewissen Gleichmute denken können; die eine befand sich nach seiner Vorstellung in wohlgeborgener

Sicherheit, der andere hatte aus freien Stücken Haus und Heim verlassen und stand als offen erklärter Gegner im Felde wie tausend Andre mit und neben ihm. Aber jetzt? War sie geschützt gegen die Wechselfälle eines so zweifelhaften Kampfes in ihrem einsamen Hause? War selbst die Wache, die in demselben lag, zuverlässig und unter Umständen selbst nicht mehr Gefährde als Schirm für die Jungfrau? Der Junker errötete bei dem Gedanken und murmelte ein unwilliges Wort gegen den Schloßbauer, der diese Verhältnisse nicht sorgfältiger überlegt haben mochte; aber der Unwille mußte bald wieder weichen bei der weitern Frage: Und wenn er nun das Spiel vor diesen Mauern selbst beginnen will — wie, Ulrich, darf die Kugel aus dem Verstecke hervor auf den Mann zielen, der mit dem Ehrenschwerte meines Hauses umgürtet im Freien steht? Darf deine Klinge in fröhlichem Schwunge niederfahren nach ihm, der sich diesen Teil des Kampfes doch nur erwählt hat, weil er ihn aus Anhänglichkeit an unser Geschlecht keinem Andern anzuvertrauen gewagt? Nein, Ulrich, das darfst du nicht thun — das darf nicht geschehen gegen den Vater Elsens — komme, was da wolle.

So vergingen zwischen dem Herbeisehnen und in die Ferne Wünschen eines Entscheides wieder einige Tage, als Dietrich eines Abends später denn gewöhnlich von einem Ausfluge heimkehrte und erzählte, er sei wohl die Hälfte Weges nach Lenzburg hinabgegangen, ohne einen einzigen Mann der Aufständischen anzutreffen. Dort sei ihm ein vom Schlosse Lenzburg ausgeschickter Späher begegnet, der ihm berichtet habe, daß das letzte Bein im Laufe des Nachmittags abwärts gegen Mellingen gezogen sei, wo eine Hauptschlacht mit den Zürchern geschlagen werden solle. Während sie nun Beide in das kleine Wirtshaus am Walde getreten seien, um von den Leuten noch Genaueres zu erfahren, sei der Schloßbauer, nur von einem einzigen Mann begleitet, die Straße aufwärts vorbei geritten

und bis zur Stunde noch nicht wieder zurückgekehrt. Der werde allem Anſcheine nach die Nacht daheim zubringen wollen. „Aber ſtattlich ſieht er aus, der Nußbaumer, mit ſeinem großen Schwert an der Seite," ſchloß Dietrich, „recht wie ein geborener Kriegsherr; ich hätte das nimmer geglaubt."

„Und Du ſagſt, thalabwärts ſei alle Mannſchaft zurückgezogen?" entgegnete Herr Ulrich nachdenklich; „der wahrlich ſetzt ein gutes Vertrauen in uns. Doch vermutlich wird er nur die Elſe abholen wollen, um ſie anderwärts in Sicherheit zu bringen — obwohl die Nacht auch nicht die geeignetſte Zeit iſt dazu. Es wird preſſieren, denk' ich, und vielleicht der Tanz nun auch bald bei uns angehen. Drum wollen wir noch gehörig ausruhen, ſo lange es geht, Dietrich."

Der Junker ging; doch an der Thüre blieb er nochmals ſtehen und fragte: „Hat der Lenzburger den Schloßbauer gekannt?"

„Freilich," erwiderte Dieter, „er hat mich zuerſt aufmerkſam gemacht."

„Wenn das einſchlüge," murmelte der Junker und fragte dann weiter, wer die Wacht auf dem äußern Turme habe dieſe Nacht.

„Die Reihe iſt am Turmwart."

„Geh' Du ſelbſt hin, Dietrich," ſagte der Junker, wieder umkehrend; „Konrad ſchläft, und ich will ebenfalls hier ein wenig Schlaf ſuchen. Nach Mitternacht werd' ich ſelbſt dich ablöſen."

Mitternacht nahte jedoch heran, bevor Herr Ulrich den gewünſchten Schlummer finden konnte, der denn endlich als Nachhall des wachen Sinnens auch nur mit ängſtlichen Träumen kam, in denen Elſe und ihr Vater bald in freundlichen, bald in wilden, drohenden Bildern phantaſtiſch durcheinanderſchwebten; doch lange hatten ſich die Augen nicht geſchloſſen, als Dietrich mit dem Rufe ins Gemach ſtürzte: „Es brennt beim

Schloßbauern — das Feuer ſchlägt aus drei, vier Fenſtern zugleich auf, gnädiger Herr!"

„Was ſagſt Du?" rief der Junker aufſpringend; „haſt Du Lärm gehört dabei?"

„Lärm keinen, außer dem Praſſeln des Feuers; vorher war's ſtill, als ob die ganze Welt im tiefſten Schlafe läge."

Die Beiden eilten aus dem Gemache auf den Hof hinunter; aber als Herr Ulrich das Thor erreichte, vor dem die flammenerhellte Nacht ſich ſchon mit blutigrotem Scheine ergoß, hörte er die Wieſen herauf raſch aufeinander Schüſſe knallen. „Es wird ſein, was mir geahnt hat," rief er mit bewegter, zorniger Stimme; „geh' zurück, Dietrich, ſammle unſere Leute und mit der Hälfte komme mir nach auf den Nußbaumhof — nicht mit Musketen, mit Hallbarden — lauf, Alter, ſpute Dich!"

Mit dieſem Befehle flog er ſelbſt die Allee hinaus, in einem Sprunge über die Straße wegſetzend und wie ein gehetztes Edelwild die Wieſen abwärts jagend; dabei bemerkte er nicht, daß noch ein Anderer lautlos hinter ihm drein ſtürmte, und erſt als er ſo nahe herangekommen war, daß die toſende, praſſelnde Feuergarbe mit blendendem Scheine in ſeine Augen drang, war es ihm, als ob ein flüchtiger Schatten an ihm vorhuſchend den Flammen zufliege. In atemloſem Laufe achtete er nicht darauf, ſo wenig als er, die Hofmauer mit einem Satze überſpringend, der qualmenden Glut achtete, die ihm ſinnbetäubend entgegenſchlug. Aber hier drinnen ſtellte ſich ihm ein Anblick dar, wie ihn ohne Verzagen und Entſetzen nur das an die wildeſten Kriegsbilder gewöhnte Soldatenauge zu ertragen vermochte. Aus den zuſammenſtürzenden Scheunen drang das Angſtgebrüll der Kühe und Rinder, mit ſeinem erſchütternden Schalle den Kampflärm übertönend, der ſich ſeitwärts, von einzelnen Schüſſen untermiſcht, durch den flammenhellen Hof wälzte; und hier in der Mitte, kaum zehn Schritte

vor dem Junker, bot ſich eine Szene dar, die gerade durch die ſtumme, von keinem Laut und Ruf begleitete That wie eine geiſtenſtiſche Erſcheinung das Grauen der Seele wecken mußte. Auf dem flachen Dache des Steinhäuschens, in dem ehemals das ſtolze Hauserbe geborgen lag, erhoben ſich zwei Geſtalten, die, bald von einem blutigroten Schein übergoſſen, bald wie weſenloſe Schatten verdunkelt, ſich emporrichteten und in raſcher Bewegung wieder niederbeugten. Die eine ſchwang mit beiden Händen ein ſauſendes Schwert, die andere warf Steine, die ſonſt zum Schirme des Schindeldaches gedient, auf einen Haufen anderer Geſtalten nieder, die ſich bemühten, den niedrigen Dachrand zu erklimmen. Herr Ulrich mußte die Hand gegen die brennenden Augen drücken, vor denen Schatten und Licht, Glut und Nacht wie eine rollende, quellende Flut durcheinanderzuwogen begannen; aber als er den Blick wieder aufſchlug, hatten ſich zwei andere Geſtalten auf das Dach geſchwungen, die einander mit lautloſem Grimme umſchlangen und augenblicklich ringend wieder über den jenſeitigen Rand hinausſtürzten. Ihrem Falle folgte ein lauter Aufſchrei von oben, und erſt jetzt erkannte der Junker, daß es Elſe war, die neben ihrem Vater ſtand. „Haltet ein!“ ſchrie er mit ſo dröhnender Stimme, daß ſie ſelbſt das Toſen des Feuers und das Krachen der einſtürzenden Balken übertönte, „haltet ein, Schurken, wenn ihr nicht des Todes ſein wollt!“ und mit wuchtigem Schlage ſich durch die an der Mauer Stehenden Bahn brechend, faßte er mit beiden Händen nach dem Dachrande, um ſich ſelbſt hinaufzuſchwingen; aber noch im Aufſchwunge drang ein ſchrilles Krachen an ſein Ohr, und als er die Zinne erreichte, ſtand Elſe allein auf derſelben. Sie hatte ſich vorgebeugt, um ebenfalls über den Rand zu ſtürzen, ſank aber mit einem leiſerlöſchenden Wimmern in Ulrichs Arme zurück.

XII.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne, die wie in Blut getaucht über den Bergen emporſtieg, fanden an der Stelle, wo ſie geſtern Abend mit ihrem letzten Scheine die Stätten blühenden Wohlſtandes umleuchtet, nur noch einen qualmenden Schutt- und Moderhaufen. Die mächtigen Nußbäume ſtanden mit verſengten Kronen rings in der Runde, wie trauernde Zeugen der Verwüſtung, die ſie ſelbſt nicht lange mehr überleben wollten. Zwiſchen den Schutthügeln, aus denen noch da und dort eine Flamme emporzüngelte, gingen rauchgeſchwärzte Männer umher, die mit langen Haken in die Kohlenhaufen ſtachen und ſie durcheinanderwarfen, als müßten ſie noch etwas auffinden in dieſen traurigen Überreſten. Aber allmählich blieb einer bei dem andern ſtehen und ſagte, den Kopf ſchüttelnd: „Da iſt nichts — der hat ſich rechtzeitig mit heiler Haut davongemacht, ich wollt' wetten drauf.“ Die Meinung wurde von Andern, geteilt, und endlich ſtand die ganze Schar, müßig an ihre Haken gelehnt, beiſammen, mit ſchweigendem Grauen die Brandſtätte überſchauend.

„Ich will's dem Junker ſagen,“ begann nach langer Pauſe einer der Männer, „zu finden iſt nichts mehr da, und wir können nach Hauſe gehen. Dort treffen wir genug an, Gott ſei es geklagt.“ Dabei legte er die Hand über die Augen, aus denen unaufhaltſam Thränen in den grauen Bart zu rieſeln begannen.

„Thu' das, Dieter, mir wird's ganz weh in dieſer Wüſte; wenn's der Schloßbauer noch ſehen könnte!“

Der Alte wendete ſich langſam nach dem Steinhäuschen hinüber, um das in der Nacht mit ſo ſtummem Grimme gerungen worden. Es war der einzige Raum auf dem weiten Gehöfte, der dem Feuer getrotzt hatte, wenn auch die Mauern mit Ruß und Aſche bedeckt waren. Dietrich horchte zuerſt an

der Thüre, dann klopfte er mit leisem Anpochen. Als sie nach innen aufging, nahm er den Hut vom grauen Haupte und blieb, die Hände faltend, stehen, ohne einen Schritt vorwärts zu wagen. Drinnen in dem Gewölbe lag auf dem Tische hingestreckt der Schloßbauer, auf dessen unbewegliches Antlitz die mattbrennende Lampe zitternde Streiflichter niederwarf. Die Arme hielt er über die breite Brust gekreuzt, und darüber lag ein mächtiges Schwert, dessen Klinge in der Mitte entzweigebrochen war. Jenseits des Tisches saß, an die Mauer gelehnt, Else, die schöne Tochter des Toten, nun selbst in ihrer starren, unbeweglichen Ruhe einem erblichenen Totenbilde ähnlicher, als einem lebenden Menschenbilde.

„Was willst Du, Dietrich," fragte Herr Ulrich, der die Thüre geöffnet hatte, leise, „habt Ihr noch nichts gefunden?"

„Es ist auch nichts mehr zu finden, gnädiger Herr," erwiderte der Alte, „wir haben den letzten Winkel durchstört. Und in die vordern Häuser, die ja schon fast zusammengebrannt waren, als wir kamen, hat er sich doch gewiß nicht geflüchtet. Dort freilich liegt der Schutt noch hoch."

„Das hat er nicht gethan, nein; ist der Bote noch nicht zurück von Lenzburg?"

„Jemand ist vorhin die Straße aufwärts geritten; wer's war, konnte ich nicht erkennen. Vielleicht glaubte er Euch schon im Schlosse droben."

„Ich komme, Dietrich."

Der Junker trat zur Tochter des Schloßbauern zurück, die bisher unbeweglich dagesessen, und reichte ihr schweigend die Hand entgegen. Sie erhob die ihrige langsam, wie im Traume, während sie mit den großen, thränenlosen Augen zu ihm aufblickte und um die Lippen ein leises Zucken hin- und wiederschwebte, ohne daß sie sich jedoch zu einem Laut öffnen wollten. „Wenn Ihr meiner bedürfen solltet, bevor ich wiederkomme, so schickt Ihr zu mir, armes Kind — nicht wahr?"

Sie nickte leiſe mit dem bleichen Geſichte, und der Junker trat zur Thüre, die er hinter ſich in die Angeln zog.

Ein Teil der Männer, die zwiſchen den Trümmern ſtanden, folgte ihm dem Fahrweg am Bache entlang die Wieſen aufwärts. Es war ein heller Morgen voll Blütenduftes und Sonnenſcheines; aber doch ſtill, unheimlich ſtill in der weiten Gegend umher. Die Vögel, von dem nächtlichen Lärm und Feuerſchein aus ihrer Ruhe geſchreckt, flatterten noch immer ohne Sang und Klang ängſtlich in den Zweigen umher, und die Menſchen ſelbſt gingen ſchweigſam ihre Wege. Denn Schweigen iſt das reinſte Opfer, welches das Herz einem großen Schmerze bringt; die laute Klage kommt erſt, wenn der Weihrauch dieſes Erſtlingsopfers ſchon zu Gott emporgeſtiegen.

Am Schloßthore angekommen, meldete dem Junker ein Bote, daß die gnädige Frau wohl ſchon die nächſte Stunde anlangen werde. „Wie, ſie kommt," rief der Junker leiſe, „und der Herr von Venel?"

„Er iſt weder mit der übrigen Schar zurückgekehrt, noch iſt er bis zu meinem Weggange auf Schloß Lenzburg erſchienen," anwortete der Bote.

„Und ſeine Begleiter — halten ſie ihn für tot oder glauben ſie, er ſei verwundet irgendwo liegen geblieben?"

„Nein, gnädiger Herr, um bei der Wahrheit zu bleiben; wenigſtens ſagte mir Einer von den Beſatzungsleuten, der mit beim Überfalle auf den Nußbaumhof war, er habe den Junker faſt in dem nämlichen Augenblicke, als Ihr auf dem kleinen Dache erſchienen, hinter dem Häuschen über die Hofmauer hinausſpringen ſehen. Zwei Andere wollen das Nämliche bemerkt haben."

„Und er war der einzige Führer der Bande?"

„Ja, gnädiger Herr, er war der Einzige. Wie ich gehört, haben ſich die übrigen Offiziere der Beſatzung geweigert, an dem Ausfalle Teil zu nehmen, da ſie nur Ordre hätten, das

Schloß zu verteidigen. Dagegen wollten ſie den Soldaten, die Luſt bezeugten, nicht verwehren, mitzuziehen, beſonders nicht gegen den Willen des Landvogtes."

„Und waren denn Viele bereit zu dem Streiche? Bekamen ſie beſondere Löhnung?"

Der Bote ſchwieg und ſchlug die Blicke zu Boden. „Es waren an zwanzig Mann, gnädiger Herr," ſagte er nach einer Pauſe; „aber gut ſind ſie nun hintendrein nicht zu ſprechen auf den Herrn v. Venel. Er habe für den Zug Jedem drei Dukaten Löhnung verſprochen, denen ſie nun lange nachgucken könnten, wenn nicht etwa die gnädige Frau bezahle — meinen die Leute."

„Gut; macht mir gleich Bericht, wenn die gnädige Frau ankommen ſollte."

Der Junker ſchritt langſam, mit tiefgeſenktem Antlitze über den Hof und die breite Treppe hinan, an deren oberſten Stufen ihm der alte Dietrich entgegentrat. „Er wird auf ſeinem Gemache liegen, der arme Bruder," ſagte der Junker ſchwerauf-atmend, „nicht wahr, Dietrich?"

„So ſtill und freundlich, wie ich ihn in ſeinen glücklichſten Tagen nie im Schlafe habe liegen ſehen," antwortete der Alte, von Neuem in Thränen ausbrechend; „und denkt, gnädiger Herr, dies kleine Bildnis des ſeligen Fräulein Eliſabetha hat er an einem Schnürlein auf der Bruſt getragen. Der Stich muß hart daneben vorbeigegangen ſein."

Herr Ulrich nahm das Bild, drückte es ſchweigend an die Lippen und wollte mit entblößtem Haupte in das Gemach treten, als ſich vom Hofe herauf das Geräuſch eines vorfahrenden Wagens vernehmen ließ. Er kehrte langſam wieder zurück, um der ankommenden Mutter entgegenzugehen; aber ſeine Knie zitterten, als er die Treppe hinabſtieg, und das Herz zog ſich in einem ſo dumpfen Schmerze zuſammen, daß er ſich am Geländer feſthalten mußte, um neue Kraft und

Atem zu ſchöpfen. Haſt du den Mut, ihr ſogleich Alles zu enthüllen, ſprach es in ihm, wird ſie es ertragen können? Iſt es dir doch ſelbſt zu ſchwer, Ulrich!

Wie mancher Schatten ſich auch verdunkelnd zwiſchen Sohn und Mutter ſtellen mochte, ſo fühlte ſich dieſer doch tief erſchüttert von ihrem Anblicke. Die ſonſt ſo lebhafte und leicht erregbare Frau trat ihm langſam und ruhig entgegen, gerade als müßte ſie ihm im Bewußtſein eigener Würde ihre Ehrfurcht bezeigen; aber dieſe Ruhe konnte nichts anderes ſein, als das krampfhafte Ringen der letzten Kraft, bevor ſie zerſplitternd auseinanderbrach. Davon zeugte das fahle, erſtorbene Antlitz mit den halbgeſchloſſenen Augen und die erzitternde, brennende Hand, die ſie dem Sohne entgegenbot. „Ich will ihn gleich ſehen, Ulrich,“ ſagte ſie leiſe, „Du wirſt mich zu ihm führen.“

„Ruht Euch vorher ein wenig aus, Frau Mutter,“ erwiderte der Junker; „ich habe nicht gedacht, daß Ihr ſobald kommen würdet. Ihr könntet Schaden nehmen davon.“

„Nein, nein, jetzt — ſogleich; ich muß ihn ſehen, Ulrich.“

Sie ſtiegen die Treppe hinan dem Gemache zu, in dem Junker Konrad auf einem ſchmalen, ſchwarzbedeckten Bette lag. Dietrich hatte Recht gehabt, er war eine ſchöne Leiche, das Antlitz von Ruhe und Friede überhaucht. Herr Ulrich ſtellte der Mutter einen Stuhl zur Rechten und ließ ſich dann gegenüber zur Linken des Toten nieder.

So ſaßen die Beiden lange, ſtumm auf den ſtillen Dritten ſchauend. Endlich erhob die Freifrau langſam ihre fieberheiße Hand, um ſie auf die kalte Stirn des Verblichenen zu legen. „Nun, Ulrich,“ ſagte ſie ſcheinbar gelaſſen, „erzähle mir, wie das Schreckliche gekommen iſt.“

„Ich kann Euch nicht viel ſagen,“ erwiderte der Junker, der das Beben ſeiner Stimme nicht zu unterdrücken vermochte; „als die Flammenhelle vom Nußbaumhofe heraufkam, mußte

Konrad durch den Lärm aufmerksam geworden sein. Ich eilte zu Hilfe, allen Andern voran; aber als ich zu der unheilvollen Brandstätte kam, sah ich schon eine Gestalt sich auf das niedrige Dach schwingen, von dem herab der Schloßbauer sein und seines Kindes Leben verteidigte; ein Anderer schwang sich nach, um mit seinem Vorgänger sogleich nach hinten über den Rand zu stürzen. Dort haben wir, als der Kampf sich gelegt, Euern Sohn als Leiche gefunden."

„Und wer hat ihn getötet?"

Der Junker beugte sein Gesicht verbergend auf die vorgehaltenen Hände nieder. „Ich weiß es nicht, Mutter," lautete leise die Antwort.

„Was Dein Mund mir nicht sagen will, sagt mir meine Ahnung," fuhr die Freifrau in ihrer totenhaften Ruhe fort; „nun höre aber, was Dir, wie ich glaube, Deine Ahnung ebenfalls schon gesagt hat. Ob ich dieses vergossene Blut zu verantworten habe — der Allwissende wird richten, ich bedarf seiner Barmherzigkeit; denn den Wahnsinn Deines Bruders hab' ich verschuldet, Ulrich."

„Ja, ich hab' es geahnt, Mutter."

„Höre mich — ich weiß nicht, wie lange meine Kraft noch halten wird zur Beichte. Der ganze Stolz meines Lebens ist der alte Glanz meines väterlichen Hauses gewesen; ich mocht' es nie vergessen, daß selbst noch königliches Blut in meinen Adern fließt. Und wie nun dieser Glanz sich verdunkeln wollte, da mußte Dein Vater mir helfen, ihn aufrecht zu erhalten, und er hat es bis auf einen gewissen Punkt gethan, vielleicht nun zu Deinem Schaden, Ulrich — ich glaub' es so; aber gleichwohl wär' er noch weitergegangen, würde meinen Wünschen nicht jener unglückselige Bauer entgegengetreten sein, von dem ich zugleich erfahren mußte, daß er sich zur Verwandtschaft Deines Hauses zähle."

„Und doch hat er selbst große Opfer gebracht zur Befriedigung Eurer Wünsche, Mutter!“

„Er hat sie gebracht, ich weiß es; aber nur unter der entehrenden Bedingung, daß er Kenntnis erhalte, zu welchem Zwecke seine Zuschüsse verwendet werden sollten, und Dein Vater war schwach genug, ihm zu willfahren, Ulrich. Das könnt' ich nie vergessen, Du darfst mir's glauben. Doch wie nun Dein Vater starb, da mußt' ich darauf sehen, daß die Herrschaft bis zu meinem eigenen Tode in meinen Händen blieb — es war nur so möglich, meinen Zweck zu erreichen und das Vergangene in Dunkelheit zu vergraben. Drum war's mir auch nur hoch erwünscht, als ich bemerkte, daß Konrad, statt sich nach einer Gemahlin seines Standes umzusehen, bei der ich ihm in der Herrschaft hätte weichen müssen, seine Blicke auf die Tochter des Bauern warf. Ich nährte und unterstützte seine Leidenschaft, in der Hoffnung, er werde den Stolz des Vaters durch die Unehre der Tochter zu Schanden machen.“

„Unglückliche Frau,“ stöhnte Ulrich auf, „welch eine Seelenschuld!“

„Die Schuld ist schwer, Ulrich,“ fuhr sie fort; „aber sieh', die Strafe ist nicht ausgeblieben. Denn als Konrad mit den Bewerbungen, wie ich sie gewünscht, kein Gehör fand, schlug seine Leidenschaft in eine alles Andere nicht achtende Liebe um, und er verlangte, die Bauerntochter als Gebieterin einzuführen in Dein väterliches Haus, Ulrich.“

„Und dann, Mutter — und dann?“

„Und dann,“ sagte die Freifrau mit schwerem Aufatmen und leiser, tonloser Stimme, „und dann, als er eines Abends zu mir kam mit der Drohung, er werde seine mündigen Rechte auch gegen meinen Willen zur Geltung bringen, da fuhr mir in meiner Ratlosigkeit ein Gedanke durch den Kopf, ein satanischer Gedanke, ich weiß es jetzt. Ich erinnerte Konrad an die fast erschreckende Ähnlichkeit Elsens mit meiner verstorbenen

Tochter und ſagte ihm, Elſe ſei ein Kind der Unehre; aber — ſeine Schweſter."

„Und zum Beweiſe Eurer Behauptung benutztet Ihr dieſes Bildnis Eures toten Kindes?" fragte Ulrich, ſich erhebend und das kleine Bild des Fräuleins über den Toten hinhaltend; „nicht ſo, Mutter?"

Die Freifrau nickte, die Augen ſchließend, langſam mit dem Haupte; „Konrad glaubte es und wurde wahnſinnig," flüſterte ſie mit erlöſchender Stimme; „doch nun iſt's genug, laß mich zu Bette bringen, Ulrich."

Zwei Tage ſpäter traten in die Erbgruft von Hallwyl in aller Stille zwei neue Bewohner ein; neben dem geborenen Erbſohn des Hauſes der bäuerliche Schwerterbe. Dieſer hatte, von dem mordbrenneriſchen Überfall von allen Seiten umgangen, ſein Kind auf das Dach des alten Familienheiligtums geflüchtet und von dort herab die andringenden Gegner mit wuchtigen Hieben zurückgetrieben; aber als er hinter ſeinem ſich heranſchwingenden Todfeinde hart angeſchmiegt den Junker Konrad erkannte, ließ er die ſchon zum Streiche ausholende Klinge wieder ſinken und beugte ſich dann erſchrocken über den Rand vor, um den ſchnell von der ſchmalen Zinne ſtürzenden Ringern nachzublicken. Da fuhr eine tötliche Kugel durch ſeine Bruſt, und nun ſelbſt auf das Pflaſter niederſtürzend, fiel er ſo ſchwer auf die alte Heldenklinge, daß ſie mit ſchrillem Klange mitten entzweiſpringen mußte. Und mit ihr war auch die Kraft des alten ſchweizeriſchen Bauerntums gebrochen, die ſich bislang noch von der Erinnerung an die Großthaten der Väter genährt; denn faſt zur nämlichen Stunde, in welcher der Nußbaumer zu Grabe getragen wurde, erlagen ſeine Mitſtreiter im blutigen Kampfe bei Mellingen und Wohlenſchwyl den Streichen des verbündeten Städteheeres.

Die Zeit hat einen Balſam für jeden Menſchenſchmerz, und als der Frühling abermals über das Land zog, drängte ſich im Schloßhofe von Hallwyl eine fröhliche Menge durcheinander. Es waren die Armen des Herrſchaftsgebietes und der ganzen Thalſchaft, die ſich an reichlich beſetzten Tiſchen der hochzeitlichen Freigebigkeit des Schloßherrn freuten. Als aber Herr Ulrich am Arme ſeiner holdſeligen Braut durch die jauchzenden Scharen ſchritt, blieb er plötzlich vor einem Weibe ſtehen, das ihn mit großen, dunkeln Augen anſchaute. „Ich habe Dich ſchon einmal geſehen hinter dem blauen Berge dort," ſagte er, „und damals haſt Du mir einen ſeltſamen Spruch gethan. Es ſoll Dich nicht reuen, wenn Du mir jetzt ſagſt, wie Du dazu gekommen biſt."

„Ach," erwiderte die Zigeunerin mit einem kecken Lächeln, des Sprüchleins kann ich mich noch wohl entſinnen, gnädiger Herr; ich hab' es als Kind ſchon aus einem alten Liede gelernt."

„Aus einem alten Liede?" rief der Junker, „und was meinſt Du dazu," flüſterte er, ſich zu ſeiner Begleiterin neigend, „glaubſt Du das?"

„Ich glaube an Deine Liebe, Ulrich," antwortete Elſe leiſe, „und das iſt mir genug für dieſe Welt."

Das Vaterhaus.

Aus den Papieren eines Landpfarrers.

(1839.)

Das Dorf, in dem ich vor zwei Jahren Pfarrer geworden, war einer jener traulich einſamen Erdenwinkel, wie ſie nirgends anmutiger gefunden werden, als in manchen abgelegenen Seitenthälern unſeres Vaterlandes. Dem Fluſſe entlang zerſtreuten ſich die einzelnen Häuſer durch die ſchmale Thalebene, die auf den erſten Blick von allen Seiten mit waldbewachſenen Höhen umſchloſſen ſchien; kam man jedoch näher an das Dorf heran, ſo wichen nach Oſten hin die Hügelreihen etwas zurück und ließen im Morgen- und Abendſcheine die Häupter der Schneegebirge auf das ſtille Gelände herreinſchauen.

Die friedſame Ruhe und Beſchaulichkeit dieſes Dorflebens hatte mich anfänglich mit um ſo anmutigerem Reize umfangen, als ich kaum dem bunten, mitunter wohl auch wilden Treiben und Wechſel des Studienlebens entronnen war; aber allmählich thaten mir's die beweglichen Waſſer an, die unter den Fenſtern meines ſtillen Pfarrhauſes vorbei das Thal hinabzogen, um weit drunten Städte und Menſchen zu begrüßen, mit denen ich einſt ein leid- und freudvolleres Leben geteilt.

Wenn ſich das Gemüt eine Zeit lang in einſamer Natur- und Selbſtbeſchauung geſättigt, erwacht in ihm eine erneute Sehnſucht, die gewonnenen Eindrücke und Gedanken einem

mitfühlenden Menschengeiste anzuvertrauen, um sie von ihm in erweiterter und veredelter Gestalt zurückzuempfangen. Diese Sehnsucht zu stillen war mir aber in meiner gegenwärtigen Lage gar selten vergönnt. Kam auch bisweilen einer meiner Freunde des Weges gegangen, so zog er rasch wieder von dannen, wie der Zugvogel, der uns in seinem herbstlichen Nebelfluge auf's Neue die vergangenen Sommertage in Erinnerung ruft. Auch bei meinen Dorfgenossen wollte sich keine rechte Vertraulichkeit finden, die mir wenigstens einigen Ersatz für einen früher gewohnten, geselligen Verkehr geboten hätte. Kam ich irgendwo in ein Haus, so wurde ich mit der Achtung und Freundlichkeit empfangen, die diese Leute ihrem Pfarrherrn von jeher zu erzeigen gewohnt waren, sie erzählten von Acker und Haus und wohl auch von ihren Leiden und Freuden, die sonst schon zu Tage lagen; trat ich dagegen etwa Abends unversehens zu einer Gruppe, die nach gethaner Arbeit plaudernd vor dem Hause saß, so war der Faden des Gespräches sicher plötzlich abgeschnitten, und all' meine Mühe, denselben wieder anzuknüpfen, vergeblich. Und doch hätte ich gerade da so gerne gelauscht!

Es war mir nämlich nicht entgangen, daß hier noch mancherlei alter Volks- und Aberglaube festgewurzelt war, wie es in dem abgelegenen, von Wald, Gebirge und Strom umfangenen Thälchen fast nicht anders sein konnte. Nicht nur an einsamern Stellen der Umgegend sollten geheimnisvolle Erscheinungen umgehen, selbst manche Häuser im Dorfe hatten ihre geisterhaften Insassen, die bei wichtigen Familienereignissen, bei bevorstehendem Glück oder großem Leid auf irgend eine Weise ihre Teilnahme bekundeten. Über diese Dinge nun, von denen ich wohl wußte, daß sie oft genug ihren Einfluß auf Ansichten und Thun meiner Pfarrangehörigen ausübten, hätte ich gerne Genaueres erfahren, um hie und da einem schädlichen Vorurteile sicherer entgegentreten zu können oder auch um

mich selbst an der poetischen Kraft und gemütlichen Tiefe mancher Überlieferung zu ergötzen und zu belehren. Aber alles Bemühen konnte mir nichts helfen. Ob ich, das geborene Stadtkind, den rechten Ton ländlicher Zutraulichkeit nicht zu treffen wußte, ob die Leute sich scheuten, ihrem Seelsorger von einem Glauben, der in der Kirche nicht gelehrt wurde, Rechenschaft abzulegen, es mochte wohl beides zusammenwirken.

So war ich denn herzlich froh, als endlich die Heimkehr eines jungen Mannes aus dem Dorfe nahe bevorstand. Er war der Sohn einer wohlhabenden Bauernfamilie, der, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, aus dem hergebrachten Geleise getrieben worden und sich den Studien zugewendet hatte. Persönlich kannte ich ihn nicht; aber nach Allem, was ich über ihn gehört, mußte er ein aufgeweckter Kopf sein, der sich durch Fleiß und Talent tüchtige Rechtskenntnisse erworben. Seine letzte Universitätszeit hatte er in jener fröhlichen Neckarstadt zugebracht, an die auch mir sich so manche freundliche Erinnerung knüpfte, so daß ich in dem erwarteten Ankömmling nicht nur einen teilnehmenden Gefährten meiner Einsamkeit, sondern auch einen willkommenen Vermittler zwischen mir und meinen Pfarrkindern hoffen konnte. War er ja doch ein Kind des Volkes und hatte dessen Anschauungsweise mit der Muttermilch eingesogen.

Aber auch im Dorfe selbst wurde der Heimkehr des jungen Mitbürgers mit großer Spannung entgegengesehen. Seit Menschengedenken war kein Dörfler ein „Herr“ geworden, denn so bezeichnete der Volksausdruck Jeden, dessen Beruf eine Kleidung von städtischem Schnitte mit sich brachte. Vor Jahren zwar hatte ein junger Bursche den Versuch dazu gemacht und sich ebenfalls den Studien zu widmen begonnen; aber es war bei ihm, der armer Leute Kind gewesen, beim Versuche stehen geblieben. Bald hatten ihm die äußern Mittel zur Erreichung seines Zweckes gemangelt, und darüber war er in Mißverhält-

niſſe geraten, die ihn endlich in die Hände holländiſcher Werber trieben. Unter den Leuten wurde nur noch mit einer Art Scheu von dem verſchollenen „Hochſchüler“ und ſeinem ſonderbaren Treiben und Weſen erzählt.

Anders war's nun mit des Mattenbauern Rudolf beſtellt, denn bereits wagten die Dörfler den Namen aus einem gewiſſen Reſpekte nicht mehr in das landübliche „Ruedi“ abzukürzen. Der Vater war während des Sohnes Aufenthalt in der Fremde geſtorben; aber vor ſeinem Tode noch hatte er den Bau einer eigenen Wohnung für ſeines Herzens Stolz und Hoffnung begonnen, und dieſelbe war nun von dem ältern Bruder, der dem Berufe der Väter treu geblieben, und von der guten Mutter beendigt worden. Ob den Vater bei dieſem Unternehmen eine klar bewußte Abſicht oder nur ein ahnungsvoller Sinn geleitet, das neue Haus war außer der Kirche und dem Pfarrhauſe das einzige ſteinerne und mit Ziegeln bedeckte Gebäude im Dorfe, ſauber und ſtattlich ausgeführt und mit allem äußern Zierrat eines wohlhabenden Stadthauſes; dabei aber hart an die alte Bauernwohnung angebaut, ſo daß zwiſchen beiden nicht einmal ein Durchgang offen gelaſſen blieb und beide Firſten in gleicher Linie fortliefen. Auch der Hofraum war nur in gleicher Breite verlängert, und die niedrige Umfangsmauer friedigte die alte und neue Wohnung in gleicher Höhe ein. Freilich ſtellten ſich das braune Strohdach und die regengrauen Holzwände faſt demütig neben die roten Ziegelreihen und die weißgetünchten Mauern mit den grünen Fenſterläden; doch ein gemütlicher, tiefer Sinn ließ ſich nichts deſto weniger erkennen in dieſer Anordnung. Die beiden Bruderzweige hatten ſich wohl verſchieden entfaltet und mußten verſchiedene Früchte tragen; aber ſie waren Einem gemeinſamen Stamme entſproſſen und ſollten in Freud' und Leid zuſammengehören. Bei der Grundſteinlegung des neuen Hauſes hatte der vorſorgliche Vater geſagt: „Wenn mein

Rudolf heimkommt, kann er gleich ſeine eigene Haushaltung anfangen, des Oberamtmanns Roſette rüſtet ſich ſchon lange darauf; freilich gut iſt's, daß meine Alte noch mithelfen kann."

Am Abend der erwarteten Heimkunft drängte ſich das ganze Dorf des Mattenbauern Hauſe zu. Schon am Vormittage war der ältere Bruder, die zwei ſtarken Ackerpferde vor das altväteriſche Bernerwägelein geſpannt, fortgefahren, um den Ankömmling in dem einige Stunden entfernten Städtchen abzuholen. Das ſehnſuchtsvolle Mutterherz fand in den engen vier Wänden ebenfalls keine Ruhe mehr. Sie trippelte, faſt ſonntäglich angethan, um das Haus herum oder ging eine Strecke weit vor das Dorf hinaus, um mit halb thränendunkeln Blicken nach dem Wald hinabzuſchauen, von dem die Straße heraufführte. Langſam und zögernd zurückkehrend, trat ſie in ein Nachbarshaus und klagte, daß der Vater dieſen Freudentag nicht mehr habe erleben können, nach dem er ſich noch auf dem Todbette ſo ſehr geſehnt hatte. Als am Abend die Dorfbewohner von allen Seiten herankamen, konnte die gute Frau nicht mehr aus dem Weinen kommen.

Ihre Sehnſucht, wie die Geduld der übrigen Harrenden, wurden indeſſen auf eine harte Probe geſetzt. Außerhalb des Dorfes hatte ſich auf einer kleinen Anhöhe an der Straße eine Schar Altersgenoſſen Rudolfs verſammelt, die den ehemaligen Schulkameraden nach herkömmlichem Feſtbrauche mit Freudenſchüſſen zu empfangen gedachten. Von dieſen erwarteten die im Dorfe Verſammelten das Zeichen der Ankunft. Aber es war längſt Nacht geworden, die vorher von gemeinſamer Erwartung um das Haus des Mattenbauern zuſammengedrängten Dörfler löſten ſich bereits zum Heimgehen in einzelne Gruppen auf, und noch immer wollte kein Schuß vom Walde herauftnallen. Endlich doch — eins — zwei — es ließ ſich das Knattern einer ganzen Gewehrſalve hören, und hintendrein

donnerten kräftig einige Mörserschläge. Aber sofort war es wieder still, und der plötzlich aufgeregten Erwartung folgte die unmutige Enttäuschung, daß sich die Schützen entweder selbst getäuscht oder mit den im Torfe Wartenden einen mutwilligen Scherz hätten treiben wollen. Und doch, es ließ sich das Geräusch eines nahenden Gefährtes hören. Es kam langsam, leise die Straße herangefahren. Die Mutter lief ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief schon von weitem durch die Dunkelheit: „Ruedeli, Ruedeli, bist endlich da!“ „Nein, Mutter,“ antwortete der ältere Bruder mit gedrückter Stimme, indem er vom Wägelchen stieg, „der Rudolf ist nicht bei mir; er will später mit einem Herrn aus der Stadt herausfahren, ich bin allein gekommen.“

Dieser Vorgang, den ich von Leuten erfuhr, die der Heimweg am Pfarrhause vorbeiführte, konnte seinen bemühenden Eindruck auf mich nicht verfehlen. Einen Bruder, den man Jahre lang nicht gesehen und der uns jetzt im Drange einer natürlichen Liebe entgegeneilt, allein zurückschicken, um den Weg mit einem andern, wenn auch noch so befreundeten Menschen zu machen, der Gedanke war mir zu seltsam und hart, als daß er die richtige Wahrheit enthalten konnte. Es lag ja nahe genug, der Ankömmling hatte blos beabsichtigt, die zudrängende Menge abzuwehren, um die heilige Stunde der Heimkehr ins Vaterhaus einzig mit seinen Erinnerungen und Denjenigen, die seinem kindlichen Gefühl am nächsten standen, feiern zu können.

Wer nie in ferner Fremde gewesen, der hat auch nie erfahren können, welch süßen Schauer der Name Vaterhaus in sich schließt; wen nie in weiter Ferne die Trauerbotschaft erreicht, daß uns daheim Vater oder Mutter ins Grab gelegt worden, deren letzter Laut noch unsern Namen gestammelt, der kann nicht ahnen, welch geheimnisvolles Band sich von der Schwelle, über die wir ins Leben getreten, zu jenem Grabe

ſchlingt, in das nun ein geliebtes Leben verſunken iſt. Ach, wie tauchen mit lächelndem Schmerze die Bilder empor, die vielleicht ſchon zu lange in unſerer Seele geſchlafen! Dort ſteht ja noch unſer erſtes Bettlein in der Ecke der braungetäferten Hinterſtube; es ſind zwanzig und mehr Jahre vergangen, aber wir ſehen mit deutlichem Blick, wie die Mutter daran niederkniet und uns die Händchen faltend ein Gebetlein vorſpricht; der letzte Abendſchein bricht durch das Fenſter und ſpielt mit zitternden Lichtern an der Decke über unſern Häuptern hinweg. Sind das nicht die Engelein, deren Schutze uns die Mutter empfohlen, die jetzt da auf goldenen Schwingen hereinſchweben? Auf unſere müden Augen ſenken ſich alsgemach Kinderträume, und der leiſe Schlafgeſang verhallt dem Ohre, wie der verwehende Ton eines fernen Abendglöckleins. Die Mutter iſt nun vielleicht ſelbſt aus dem Leben gegangen, aber drum können wir jenes braune Stübchen doch nie vergeſſen, in dem ſie uns zuerſt die Ahnung von einem Ewigen geweckt hat. Wie ſehnen wir uns, es wiederzuſehen mit all' den wichtigen Winkeln des Vaterhauſes, die einſt unſere Kinderwelt geweſen. Und endlich das ſtille Lager, auf dem Vater oder Mutter die Augen zum letzten Schlafe geſchloſſen! Seid mir von fern und nah' gegrüßt, ihr trauten Stätten, auf denen das kindliche Gemüt ſeine Bündniſſe mit dem Vergangenen und Künftigen in heiliger Stille feiert!

So träumte ich, mich in die Empfindungen und Gefühle des erwarteten Ankömmlings verſenkend, am offenen Fenſter meines Pfarrhauſes in die milde Sommernacht hinaus, als über das längſt ſtill gewordene Dorf herauf plötzlich das Knallen kräftiger Schüſſe erſcholl.

Am folgenden Nachmittage ging ich zu des Mattenbauern, um dem jungen Rechtsgelehrten meine Freude über ſeine glückliche Heimkehr zu bezeugen. Er hatte am Mittag ſeinem Freunde aus der Stadt, der ihn wirklich in der Nacht heim-

gebracht, das Geleit gegeben und war noch nicht zurück. Die Mutter konnte nicht genug Worte finden, wie groß und hübsch der Ruedeli geworden, und so vornehm sehe er aus, daß sie fast Angst habe, ordentlich mit ihm zu sprechen; aber freilich, beklagte sie sich plötzlich zwischenhinein, viel Gelegenheit gab's dazu auch noch nicht. Der Herr aus der Stadt ist ihm keinen Augenblick von der Seite gegangen, so daß wir noch fast nichts reden konnten. Der ältere Bruder hörte den Lobpreisungen der Mutter eine Zeit lang schweigend zu, dann ging er hinaus und schlich langsam, ohne eine Arbeit anzufassen, ums Haus herum.

Bei anbrechendem Abend kehrte Rudolf endlich zurück. Er stellte sich in der That als ein schöner, gewandter Mann dar, dem auch ein feingeübtes Auge kaum angesehen haben würde, daß seine Wiege in einem einsamen Bauernhause gestanden. Nach unserer Begrüßung wollte ich mich mit einer freundlichen Einladung ins Pfarrhaus entfernen, um der Familie einmal Gelegenheit zu ungestörter Herzensergießung zu geben. Herr Rudolf wehrte sich dagegen und bald hatte er mit großer Leichtigkeit ein Gespräch angesponnen, das mir eine Reihe drolliger und ernster Bilder aus der alten Universitätsstadt an der Erinnerung vorüberführte.

Es war unterdessen dunkel geworden in der Stube, und die Mutter zündete eben die Lampe an, als hart hinter uns ein gellender Schrei ertönte, der wie der letzte Schmerzensruf eines brechenden Lebens durch Mark und Seele ging. Ich sprang entsetzt auf und sah bei dem ungewissen Lichtscheine eine gebückte Gestalt durch die Thüre wanken, die mit ihren langen eisgrauen Haaren und dem fahlen Gesichte dem Grabe entstiegen schien. „Mein Bettlein, Mutter, mein Bettlein," schrie die durchdringende Stimme noch einmal, indem sich zwei zitternde Hände nach dem Lichte ausstreckten, „mein Bettlein ist gestohlen." „Ach nein, Großvater," sagte die Frau begütigend

und die Hände des Alten faſſend; „aber ſieh' da, der Ruedeli iſt wiedergekommen, kennſt Du ihn nicht mehr?“ Der Greis ſtarrte dem Jüngling eine Weile mit blöden Augen in's Geſicht, ſchüttelte den grauen Kopf und murmelte haſtig: „der Runcival, der Runcival.“

Während ich meinen jähen Schreck abſchüttelnd mich beſann, daß das der alte Vater des toten Mattenbauern ſei, der, ſchon längſt an Kindesſtatt gekommen, ſeine Tage in einem Hinterſtöcklein des Bauernhauſes verbrachte, fragte Rudolf, unwillig über die ſeltſame Störung: „Wie kommt er daher, wer hat ihn herausgelaſſen?“

„Ich ſelbſt,“ antwortete der ältere Bruder, der unterdeſſen in die Stube getreten war; „ich wollte ihn ein wenig an die friſche Luft führen, als er mir an der Thüre unverſehens entſprang und hereinkam. Komm', Großvaterle,“ fuhr er, den Alten an der Hand faſſend, fort, „komm', wir gehen in den Garten.“

„Mein Bettlein, mein Bettlein,“ wimmerte der Greis, indem er ſich willenlos fortführen ließ, „der Runcival hat mir das Bettlein geſtohlen.“

Rudolf ſaß eine Weile ſchweigend, ohne daß die Röte des Unwillens von ſeiner Stirne weichen wollte. „Was meint er denn mit dem Bettlein ſtehlen,“ fragte er endlich. „Ach,“ erwiderte die Mutter ſichtlich bekümmert, „wir mußten ihm während des Bauens das Bett in ſeinem Stüblein an eine andere Stelle rücken, und ſeither ſagt er immer, der Runcival hab' es ihm geſtohlen.“

Der junge Rechtsgelehrte konnte ſeine Mißſtimmung nicht bemeiſtern. Er entließ mich mit dem Verſprechen, mich übermorgen im Pfarrhauſe aufzuſuchen, für morgen ſei er anderweitig in Beſchlag genommen.

Am folgenden Abend, als es bereits dunkelte, wurde beſcheiden an meine Thüre geklopft, und mit ſchüchternem Gruße

trat Rudolfs älterer Bruder herein. Ich hatte ihn immer als einen ſtillen, nachdenklichen Menſchen gekannt, der ſich ſelten in die laute Luſtbarkeit ſeiner Altersgenoſſen gemiſcht; aber jetzt erſchrak ich faſt über den Ausdruck tiefſter Bekümmernis, der auf ſeinem Geſichte lag. „Ei, Jakob," rief ich ihm entgegen, „es wird doch zu Hauſe nichts Unrichtiges gegeben haben, daß Ihr ſo betrübt ausſeht!"

„Wie man's nimmt, Herr Pfarrer; ich möcht' Euch gerne um Rat und Beiſtand bitten."

„Von Herzen gerne, wo und wie ich kann."

„Ich hatte mich," begann er leiſe, „ſchon ſo lange auf des Bruders Heimkunft gefreut, vielleicht ſogar mehr als der Vater ſelig und die Mutter. Der Rudolf iſt mir, ſo lange ich nur weiß, das Liebſte auf Erden; ich hatte ſo eine Art geheimen Stolz auf ihn, und Gott weiß es, ich würde Tag und Nacht für ihn gearbeitet, gehungert und gedurſtet haben, ohne nur ein einziges Mal zu murren." Er hielt inne und fuhr mit der ſchwieligen Hand über die Augen, in die ſich große Thränen drängen wollten.

„Nun ja, Jakob," ſagte ich, von der Äußerung dieſer anſpruchsloſen Liebe ergriffen, „der Bruder wird das aber gewiß auch anerkennen und Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Ich weiß nicht," fuhr er, den Kopf leiſe ſchüttelnd, fort, „vielleicht nehme ich Manches anders auf, als er's meint, und dann kann ich mich auch nicht ſo ausdrücken, wie mir's ums Herz iſt. Aber ſoviel iſt nun ſchon wahr, die langgehoffte Herzensfreude auf das Wiederſehen iſt mir zu Waſſer geworden und — wenn's nur nicht weiter kommt."

„Ihr habt doch keine Uneinigkeit gehabt mit einander?"

„Ach, ich habe gleich gemerkt, daß wir's ihm mit dem Bauen nicht recht gemacht. Nun iſt heute auch noch ſeine Braut, des Amtmanns Roſette, da geweſen, die ihn noch mehr mag aufgereiſet haben. Als er vorhin fortging, um ſie heimzubegleiten,

hat er zu mir gesagt, es bleibe nichts Andres übrig, als das alte Haus abzubrechen ... wenn das der Vater im Grabe wüßte!"

Diese Worte, die in tief klagendem Tone gesprochen waren, überraschten mich; ich ahnte, welchen Weg die Gedanken und Gefühle des einfachen, guten Mannes einschlugen, und konnte meinen Unwillen über die rasche Rücksichtslosigkeit des Bruders nicht sofort bemeistern. Nach einigem Besinnen jedoch sagte ich: „Nun freilich, Jakob, der Bruder, der Vieles gesehen in der Welt draußen, wird eben finden, daß sich das alte Haus neben dem neuen nicht gar stattlich ausnehme; aber Ihr seid ja wohlhabend und könnt' Euch bequem ein ebenso hübsches bauen, als das Eures Bruders selbst ist."

Der Mann senkte das Gesicht einen Augenblick, dann erhob er sich und sagte bekümmert, aber fest: „Das ist's nicht, Herr Pfarrer, und am Geld hab' ich nie so sehr gehangen; aber mit meinem Willen soll mein elterliches Haus, in dem wer weiß wie viele der Unsrigen glücklich gelebt und selig gestorben, nie von Menschenhand zertrümmert werden. Mir wär's, als müßt' ich den Sarg des eigenen Vaters zerbrechen helfen."

„Ein Haus ist auch nur Menschenwerk," erwiderte ich zögernd, „und muß wie alles Irdische vergänglich sein."

„Ja wohl," sagte der Andere bewegt, „durch Gottesgewalt, durch Alter, Feuers- oder Wassersmacht; aber, wie der Menschenleib, soll es nicht durch Menschenhände zerbrochen werden."

Ich sah den Mann erstaunt an, der, sonst blöde und schüchtern, jetzt mit fast beredtem Munde Worte so tiefer Empfindung sprach. Unwillkürlich mußte ich ihm mit warmem Drucke die Hand reichen und versprach, von Herzen gerne mein Möglichstes zur Abwehr des befürchteten Unfriedens anzuwenden. Wie und was ich indessen würde thun können, darüber mußte

erſt eine nähere Kenntnis des Weſens und Charakters des jungen Rechtsgelehrten entſcheiden.

Rudolf kam am folgenden Nachmittage, wie er verſprochen, zu mir. Unter mancherlei Geſprächen, in denen ſich der ebenſo ſcharfe Verſtand als der ergötzlichſte Humor meines Gaſtes widerſpiegelte, war ſchnell der Abend herbeigekommen, und wir beſchloſſen, noch einen Gang ins Freie zu machen. Nachdem wir einige Schritte ſchweigend am Fluſſe hingegangen, ſagte er: „Ich habe ganz und gar vergeſſen, mich wegen der unangenehmen Störung zu entſchuldigen, die der kindiſche Großvater vorgeſtern Abend veranlaßt hat. Es iſt eben immer fatal, mit ſolchen in einem Hauſe leben zu müſſen; ſo lange indeſſen der Staat nicht für zweckdienlichere Anſtalten ſorgt, läßt ſich's nicht wohl ändern."

„Mir iſt dabei eingefallen," entgegnete ich, „daß manche Völker dieſer Art von Geiſtesſchwachen eine ganz beſondere Verehrung erweiſen und ſie als durch Prophetengabe Geheiligte anſehen."

„Beſſer wär's immer, der Himmel würde ſich ihrer erbarmen und ſie in die Zahl ſeiner wirklich heiligen Bewohner aufnehmen."

„Am Ende wohl," ſagte ich, von dem halbſpöttiſchen Tone meines Begleiters nicht eben angenehm berührt, „und doch bieten ſie uns das vollkommenſte Bild menſchlichen Daſeins. Als Kinder betreten ſie das Leben, als Kinder verlaſſen ſie dasſelbe."

„Drum kann auch nur, was zwiſchen dieſen Enden liegt, zum eigentlichen Leben gerechnet werden," entgegnete Rudolf.

Ich hatte keine Luſt, gegen dieſe Auffaſſung des Verſtandes dem Rätſel, das allen Anfang und alles Ende umſchließt, ſeine Bedeutung zu wahren und fragte daher nach einigem Beſinnen: „Was wollte wohl der Großvater mit dem Worte Runcival, das er mit ſo beſonderem Ausdrucke wiederholte."

„Ach," antwortete der junge Rechtsgelehrte, „das iſt auch eine von den dummen Geſchichten, über die ich mich ſo oft geärgert habe. Es ſoll in unſerm Hauſe von Alters her ein Geiſt hauſen, dem ſie jenen Namen geben und der ich vor jedem Unglücke, das die Familie bedroht, bemerkbar nache."

„Glauben die Eurigen an das Vorhandenſein eines ſolchen Weſens?"

„Außer mir hat gewiß noch Niemand daran gezweifelt," ſagte Rudolf lachend.

„Mir iſt's," entgegnete ich, „ich habe das Wort ſchon in der Bedeutung von Unglück oder Nachteil überhaupt ausſprechen hören, und dabei kam mir unwillkürlich das vielbeſungne Thal Ronceval in den Sinn, in dem Kaiſer Karl der Große ſeinen Siegesruhm und ſeine beſten Helden mit Roland verbren."

„Könnte ſein, daß das zuſammenhinge . . . aber was würd' es uns nützen?" ſagte Rudolf leichthin.

„Nun, nützen gerade nicht viel," meinte ich; „immerhin aber wäre es ein neuer Beleg, mit welcher liebevollen Zähigkeit das Herz des Volkes an dem Hergebrachten, an wenn auch halbverklungenen, Erinnerungen feſthält."

Unter dieſem Geſpräche hatten wir eine kleine Anhöhe erreicht, als eben der Mond in ſeiner ganzen Herrlichkeit über dem Walde emporſtieg. Hinter uns in der Tiefe hatte ſich über Thal und Fluß ein raſches Dunkel gelagert, während die bleichen Lichtwellen mit unſäglichem Frieden um die ſtill emportauchenden Baumwipfel ſpielten. Die Häuſer blieben unter den weitſchattigen Kronen verborgen, und das ganze Gelände ſchien blos mit leiswehendem Buſchwerk bedeckt; nur zu unterſt im Dorfe erhoben ſich immer heller die noch freiſtehenen weißgetünchten Mauern des neuen Mattenhauſes, bis ſie ſich zuletzt faſt ſilberſchimmernd gegen den ſchwarzen Waldhintergrund abhoben und einen dämmernden Wiederſchein zugleich auf das daranſtoßende Strohdach warfen. Schweigend betrach-

teten wir das liebliche Lichtbild, bis ich endlich ſagte: „Seht, Herr Rudolf, Euer neues Haus da drunten erſcheint wie ein angezündetes Ehrenlämplein, das ſein Licht auch auf das dunkle Vaterhaus zurückwerfen muß.“

„Da hat ſich Euch ein bedenkliches Bild dargeboten, Herr Pfarrer,“ erwiderte mein Begleiter, „ſeit dem erſten Augenblick meiner Heimkehr hab' ich mich geängſtigt, es könnte in dem alten hölzernen Hauſe Feuer ausbrechen und ſo dem neuen eine frühe Todesfackel angeſteckt werden.“

„Wie ſeltſam! Das alte Haus iſt doch wohl ſchon Jahrhunderte glücklich an dieſer Gefahr vorübergegangen. Und auch ſonſt hat es, wie ich gehört, faſt ſeit Menſchengedenken nie gebrannt im Dorfe.“

„Was lange ausgeblieben, kann jeden Augenblick eintreffen,“ ſagte Rudolf; „ich werde deshalb das alte Strohhaus abbrechen und ein anderes, dem neuen anpaſſendes an die Stelle ſetzen laſſen.“

Der beſtimmte Ton, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, ließ mir wenig Hoffnung, den Wünſchen des Bruders förderlich ſein zu können. Unſicher, was ich entgegnen ſollte, da ich an den angeführten Grund der Feuersgefahr weder gedacht, noch auch wußte, wie ernſtlich derſelbe gemeint war, ſagte ich nach einer Weile: „Mich hat neben allen ſonſt wohlerkannten Übeln des Ahnenſtolzes doch immer jene Sorgfalt angeſprochen, die edle Geſchlechter auf die Erhaltung des verwitterten Trümmerhaufens verwenden, von dem einſt ihres Stammes Hoheit ausgegangen. Es liegt in dieſem Beſtreben wenigſtens ein rührendes Bekenntnis der Zuſammengehörigkeit mit den Vorangegangenen, ein Handreichen über Zeit und Grab hinweg, das ſich gewiß nur dem eigennützigen Verſtande in eitlen Stolz verkehren kann.“

„Recht ſchön geſprochen, Herr Pfarrer,“ rief der Rechtsgelehrte, „aber zum Glück iſt uns Republikanern der Ahnen-

ſtolz ſchon von vornherein unterſagt, obwohl jeder froh ſein mag, einen rechten Ehrenmann zum Vater gehabt zu haben."

„Was nach Ihrer Meinung dem Einzelnen unterſagt iſt, nimmt das ganze Volk dafür um ſo unbehinderter in Anſpruch; denn wirklich wüßt' ich kein ahnenſtolzeres Volk, als gerade das unſerige, und das hat gewiß zur Kräftigung des Gefühles ſeiner Zuſammengehörigkeit nicht wenig beigetragen. Sehen Sie nur, wie ſich dies im Einzelleben oft ſo rührend zeigt. Die Kinder eines Hauſes zerſtreuen ſich weit umher auf den verſchiedenſten Lebenswegen. Nur Eines iſt im Vaterhauſe geblieben; aber Alle kehren oft genug von der nämlichen Sehnſucht getrieben wieder dahin zurück und finden da den Knoten, der die urſprünglichen, durchs Leben vielleicht gelockerten Bande aufs Neue feſter zieht. So iſt das Vaterhaus der Tempel, in dem das ewige Lichtlein der Familienliebe brennt, und drum vergeiſtigt auch die Sprache das Wort Haus ſo tiefſinnig in den Begriff der Familie ſelbſt. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

„Nun, Herr Pfarrer," erwiderte mein Begleiter, „ich muß Ihnen zu meinem Leidweſen geſtehen, daß ich ſeit Jahren ein ſchlechter Kirchgänger geworden bin. Aber im Ernſte geſprochen: in meiner Lage habe ich nur vorwärts und nicht rückwärts zu blicken; gerade deshalb will ich für mich und die Kommenden ein ſicheres Haus gründen, wie ich eines wünſche. Und gewiß, bei Ausführung dieſes Vorhabens werde ich jeden allfälligen Widerſtand zu beſeitigen wiſſen."

Das war deutlicher geſprochen, als für mich gerade notwendig geweſen wäre. Am Pfarrhauſe angekommen, ſagten wir uns kühler „gute Nacht," als wohl Beide am Mittage erwartet hatten.

Eine unerwartete amtliche Angelegenheit nötigte mich, nach der ziemlich entfernten Hauptſtadt des Kantons zu verreiſen. Die Geſchäfte hielten mich einige Zeit daſelbſt zurück und muß-

ten meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen. Um ſo lebhafter traten mir die Verhältniſſe meines Dorflebens wieder entgegen, als ich bei der Rückkunft, von der breiten Thalſtraße ablenkend, den ſtillen Seitenweg einſchlug, der zwiſchen Gebüſch und dunklem Tannenwald nach meiner Einſamkeit hinaufführte. Natürlich war es zunächſt wieder der ſtudierte Sohn des Mattenbauern, der mein ſtilles Sinnen in Anſpruch nahm. Es beſchlich mich ein nicht abzuwehrendes, wehmütiges Gefühl der Vereinſamung, als ich an die freundlichen Hoffnungen und Pläne dachte, die ich an ſeine Heimkehr geknüpft hatte. Ich fühlte, daß etwas zwiſchen uns lag, das kein recht trauliches Zuſammenleben erwarten ließ; und doch, redete ich mir wieder ein, wird es ſich wohl ausgleichen, iſt erſt einmal dieſe Hausangelegenheit beſeitigt und die Angewöhnung an heimiſche Luft und Erde feſtgewonnen. Der Mann hat in der Fremde im gelehrten Formenkram der Schule die urſprünglichen Wurzeln verloren, aus denen ſein natürliches Weſen aufgekeimt; aber ſchon ſein klarer Verſtand wird ſie ihn wieder ſuchen lehren und dann auch ſein Gemüt an den neuen Quellen ſich erfriſchen.

Unter ſolchen Gedanken und Träumereien war ich langſam meines Weges gegangen, kaum beachtend, daß ſich mir der Mond ſchon lange als Begleiter zugeſellt. Als ich aus dem Walde trat, lag das Dorf bereits in tiefſte Ruh' verſunken, kein Lichtlein, kein Laut; nur das Rauſchen des Fluſſes machte ſich vernehmlich durch die nächtliche Stille, ein ununterbrochenes Schlaflied, das Thal und Wald in Schlummer gelullt. Unwillkürlich trat ich ſelbſt leiſer auf, um den ruhevollen Frieden, der mir durch die Sinne in die Seele zog, mit vollen Zügen einzuatmen.

Als ich gegen das Haus des Mattenbauern herankam, meint' ich einen ſchwachen Lichtſchimmer zu bemerken. Nein, ich hatte mich getäuſcht, und doch, es zeigte ſich wieder ein

Flimmer zwiſchen den Bäumen hindurch. Unter Neugierde und Beſorgnis trat ich von der Straße ab, dem Hauſe zu; vielleicht, daß ſich die Bewohner in traulichem Beiſammenſein den Schlaf verkürzten, vielleicht, oder es konnte auch Eines krank geworden ſein, bei dem Nachtwache gehalten werden mußte. Aber ein lauter Ausruf der Überraſchung entfuhr meinen Lippen, als ich, endlich an das Hofgemäuer gekommen, das Wirkliche erſehen konnte. Es brannte kein Licht im Hauſe; nur waren im Innern die Wände niedergeſchlagen, Fenſter und Thüren herausgehoben, und durch ihre leeren Höhlen fiel der Mond in die öden Räume, mit geſpenſterhaftem Flimmern durch das Chaos irrend, als ſuchte er vergeblich die ſtille Heimlichkeit, die vor Kurzem noch hier gewaltet hatte. Es weht ein ſeltſames Grauen um ſolch ein Haus, an das ſich die Hand der Zerſtörung gelegt, wie um eine Leiche, deren klaffende Wunden einen gewaltſamen Tod verkünden, deren ſtummer Mund aber das geheimnisvolle Siegel des Todes nicht mehr zu löſen vermag. Während ich unbeweglich die unheimliche Erſcheinung anſtarrte, erhob ſich langſam gerade vor der Thürſchwelle eine dunkle Geſtalt, die ſich auf dem fahlen Hintergrunde ins Übermenſchliche emporzuſtrecken ſchien. Ein kalter Schreck rieſelte mir durch die Glieder, bis eine tiefe Stimme fragte: „Wer iſt da, was willſt du?“ Ich kannte dieſe Stimme und hochaufatmend erwiderte ich: „Nur ich bin's, Andres, ſei ohne Sorge.“

„Ach, Ihr ſeid es, Herr Pfarrer,“ ſagte der alte Knecht, näher tretend, „ich bin da vor der Thüre faſt eingeſchlafen, glaube ich.“

„Aber ſag' mir, was hat's denn hier gegeben, was ſoll das zu bedeuten haben?“

„Nicht viel Gutes, fürcht' ich,“ erwiderte Andreas wehmütig; „der Herr Rudolf geht raſch zu Werk. Das alte Haus muß ſogleich bis an die Beſcheurung niedergeriſſen werden,

damit an ſeiner Stelle ein neues noch vor dem Winter unter Dach gebracht werden könne."

„Aber der Jakob, Dein Meiſter, mein' ich, und die Mutter, was ſagen denn ſie dazu?"

„Ach, die Mutter hat anfänglich wohl geweint, es war ihr gar nicht recht; aber dem Rudolf kann ſie doch nichts abſchlagen. Und der Meiſter, nun der ſagt auch nicht mehr viel."

„So gibt er ſich zufrieden?" fragte ich raſch zwiſchen Furcht und Hoffnung.

„Das möcht' ich nicht behaupten, Herr Pfarrer," erwiderte der alte Mann nachdenklich; „anfänglich hat er ſich ſtark gewehrt; er hat auch geweint, ich kann's Euch wohl ſagen, ja, es wollte mir faſt das Herz zerſprengen. Er lag droben hinter'm Heuſtocke verborgen und hat dort geweint wie ein Kind. Freilich als er wieder herunterkam, ſah man ihm nichts mehr an. Er war ſtill und hat ſeitdem nicht mehr viel geſagt."

„Und die Leute," fragte ich bange, „wo ſind ſie denn jetzt?"

„Die Mutter mit den beiden Mägden ſchläft heute zum erſtenmale im neuen Hauſe drüben; der Meiſter mit dem Großvater iſt zur Baſe ins Dorf hinaufgegangen, und ich, nun Ihr ſeht ja, ich will dieſe Nacht noch einmal da Wache halten. Morgen früh beginnt der Abbruch von der Firſt herunter, es ſind an dreißig Mann beſtellt."

Voll unruhiger Bekümmernis wünſchte ich dem treuen Knechte, der ſeines Herrn Haus nicht verlaſſen wollte, bis es in einen Haufen rußiger Balken zuſammengeworfen war, gute Nacht, um mich heimzubegeben. Aber trotz aller Ermüdung konnte ich lange keine Ruhe finden, und ſchon dämmerte ein bleicher Morgenſchein, als mir endlich der Schlaf die Augen ſchloß.

Ich mochte etwa zwei Stunden geſchlummert haben, als an meine Thüre geklopft wurde und die wohlbekannte Stimme des Andres draußen bat, ich ſolle doch ſchnell zu des Mattenbauern hinunterkommen. Raſch ſprang ich aus dem Bette, um zu fragen, was vorgefallen ſei; aber Andres hatte ſich auf meine erſte Antwort ſchnell entfernt, und bereits hörte ich ihn die Thüre des Pfarrhauſes hinter ſich zuziehen. Über dem Ankleiden dachte ich, der ältere Bruder werde vor dem Beginne des vollen Zerſtörungswerkes noch einen Widerſtandsverſuch gemacht und der gute Andreas mich zu deſſen Beiſtand heimlicherweiſe beſchieden haben. Der Gedanke war mir nicht angenehm, da die häusliche Angelegenheit nun ohne Zweifel vor vielen unnützen oder gar ſchadenfrohen Menſchen verhandelt werden mußte; aber doch war ich bald entſchloſſen, dem jüngern Bruder mit aller Entſchiedenheit die Schonung und Rückſicht entgegenzuhalten, die der ältere von ihm verlangen konnte. Als ich indeſſen auf die Straße gekommen, ſah ich bereits viele Menſchen das Dorf hinuntergehen, und auf meine Frage wurde mir geantwortet, es habe bei des Mattenbauern ein Unglück gegeben.

Zur Stelle gekommen, bot ſich mir ein erſchütternder Anblick dar. Auf der Schwelle vor dem alten Hauſe ſaß Jakob, von einem dichten Gedränge Männer und Weiber umſtanden, das Geſicht unbeweglich vorwärts gebeugt in beide Hände geſtützt; in ſeinem Schoße hielt er faſt verborgen das Haupt des alten Großvaters, der kaum halbbekleidet regungslos dalag. Zu ſeinen Füßen kauerte laut weinend die Mutter, und neben ihr ſtand ſcheinbar ruhig, aber mit todbleichem Geſichte Rudolf, der junge Rechtsgelehrte.

Es gibt Lagen, in denen ſich auch das wohlgemeinteſte Troſtwort ins Herz zurückdrängen muß, wenn es nicht, ſtatt den vorhandenen Schmerz zu lindern, eine neue Wunde ſchlagen ſoll. So ſah ich bald, daß auch hier weder ein Arzt der Seele

noch des Leibes helfen könne, das Unvermeidliche mußte eben mit der Jedem verliehenen Kraft getragen werden.

Unter Thränen erzählte mir der alte Andres den traurigen Vorfall, mit dem der Tag seinen Anfang genommen. Lange nach Mitternacht hatte ihn auf seinem Posten ein leiser Schlaf beschlichen, als er plötzlich meinte, es sei eine flüchtige Gestalt an ihm vorübergehuscht; aber drinnen im öden Hause war's still, nur daß hie und da ein lose gewordener Balken erkrachte; draußen herrschte tiefe Stille, und der Mond war eben hinter'm Tannenwalde niedergegangen. Andres dachte, es habe ihn ein Traumbild geneckt, oder dann war's ein Wesen, dem doch keine Menschenhand Halt gebieten konnte, wenn es noch einmal die langbewohnten Räume durchschreiten wollte. Erst als nach Tagesanbruch der Meister aus dem Dorfe herabkam und angstvoll erzählte, der Großvater sei in der Nacht aus dem nicht genugsam verwahrten Stübchen verschwunden, fiel es Andres ein, das möchte vielleicht die nächtliche Erscheinung gewesen sein. Man suchte, man rief, vergeblich Aber als die bestellten Arbeiter gekommen waren und Einer droben an der Firstecke die erste Öffnung ins Dach gebrochen hatte, rutschte er pfeilschnell und lautschreiend wieder die Leiter hinunter und erzählte schreckenbleich: droben auf dem obersten Dachbalken über dem alten Fruchtboden sitze der Runcival, der mit grinsendem Gesichte und aufgehobenen Fäusten nach ihm gedroht habe.

Im nämlichen Augenblicke ließ sich unter'm Dache herab ein so schrilles Gelächter hören, daß auch den mutigern Männern der Schreck über die Glieder fuhr; Jakob aber stürzte ins Haus hinein und rief mit bittender, schmeichelnder Stimme: „Großvater, Großvaterle, halt Dich fest und bleibe stille, ich komme zu Dir." Jetzt, da das Licht durch die gebrochene Dachlücke hereinfiel, konnte man's sehen; hoch droben, fast unter der First, saß rittlings auf einem Balken der vermißte Groß-

vater. Kein Menſch konnte begreifen, woher er die Kraft genommen, da hinaufzuklettern.

Man legte Leitern an, und Jakob rief alle Schmeichelnamen, mit denen er ſonſt den kindiſchen Greis begütigt hatte. Umſonſt, dieſer rutſchte vor den Herannahenden mit großer Behendigkeit auf dem Balken hin und her, bis er mit einem erſchütternden Aufſchrei in die Tiefe ſtürzte.

Zwei Tage ſpäter wurde die Leiche des alten Mannes zu Grabe getragen. So lange ich im Dorfe geweſen, hatte ich kein ſolches Totengeleite geſehen. Alt und Jung folgte dem Sarge, und über alle Geſichter ſchienen die Schauer einer geheimnisvollen Geiſtermacht hinzuwehen.

Nach beendigter Feier kam mir Jakob ins Pfarrhaus nachgegangen, um tiefgerührt für die Worte zu danken, die ich am Grabe geſprochen hatte. Dann reichte er mir die Hand und ſagte bewegt: „Und nun lebt wohl, Herr Pfarrer; der Himmel mög' es Euch vergelten. Wenn's die Mutter einmal nötig haben ſollte, ſo wird ſie bei Euch wohl Troſt und Hilfe finden."

„Wie, Ihr werdet uns doch nicht verlaſſen wollen, Jakob?"

„Ich geh' in die weite Welt, Herr Pfarrer."

„Aber bedenkt doch," verſuchte ich ihm zuzureden, „jetzt mag ja Alles noch gut werden. Gewiß wird nun nach dem betrübenden Unglücksfalle der Bruder nicht mehr ſo hartnäckig auf ſeinem Vorhaben beſtehen, und dann, glaubt es mir, wird die Zeit auch bald ihre heilende Hand auf die empfangene Wunde legen."

„Es geht nicht mehr," erwiderte er mit leiſem Kopfſchütteln; „ich gehe ohne Groll und ohne Jemandem an dem Vorgefallenen Schuld zu geben. Der Himmel walt' es, daß es meinem Bruder wohlergeht und die Mutter in ihren alten Tagen Freude an ihm erlebt. Aber in dem Hauſe könnt' ich

nicht bleiben; ich müßte Tag und Nacht das sterbende Gesicht des alten Großvaters sehen."

Der arme, in allen seinen langgehegten Hoffnungen geknickte Mann ging, und ich habe ihn nie wiedergesehen. Später hieß es, er habe sich einen Teil seines Vermögens nachschicken lassen und sei damit nach Amerika gegangen.

Die Zerstörungsarbeit an dem alten Hause hatte durch diese Vorgänge begreiflicherweise eine Unterbrechung erlitten, und ich glaube, sie wäre wohl nicht weitergeführt worden, wenn der ältere Bruder die Heimat nicht verlassen hätte. Herr Rudolf wurde still und nachdenklich, und es war deutlich bemerkbar, daß ihn die unvorhergesehenen Ereignisse tief ergriffen hatten; aber es fehlt im Leben nie an Verhältnissen, die fast wider Willen zur Ausführung eines einmal gefaßten unglückseligen Gedankens drängen.

Dem jungen Rechtsgelehrten konnte nicht entgehen, daß die günstige Stimmung, mit der die Dorfbewohner seine Heimkehr erwartet und begrüßt, nun plötzlich in ihr Gegenteil umgeschlagen hatte. War diese Beobachtung wohl geeignet, ihn zu verstimmen, so glaubte er einem weitern Gerede der Leute um so weniger Rechnung tragen oder gar Nahrung geben zu zu sollen; denn alsbald hieß es: Rudolf wage den Abbruch des Hauses gar nicht mehr fortzusetzen; seit dem Tode des alten Großvaters gehe der alte Hausgeist allnächtlich um, so daß der junge Herr sich nach eingebrochener Dunkelheit nicht mehr vor seine Thüre getraue. Wenn dem nicht so wäre, so würde das halb zertrümmerte Haus bald niedergerissen sein, das ja überhaupt nicht mehr nötig sei, seit der arme Jakob in die weite Welt gegangen.

Herr Rudolf wollte diesem böswilligen und abergläubischen Gerede, wie er sagte, nicht länger Recht geben. Er mochte sich nicht denken, daß das Volk in diesem „Aberglauben" nur ein allgemeines Gefühl der Pietät gegen ein hergebrachtes, dem

einfachen Gemüte teures Vätererbteil ausſpreche, und ſo ſollte das Zerſtörungswerk einmal zu Ende geführt werden. Aber ſiehe da, im ganzen Dorfe war auch nicht ein einziger Taglöhner aufzutreiben, der nunmehr Hand dazu bieten wollte. Herr Rudolf bot zweifachen, dreifachen Lohn, es fruchtete nichts, und jetzt verſchwur er ſich, in ſeinem Stolze beleidigt, hoch und teuer, er würde das elende Pack künftig eher verhungern laſſen, bevor er ihm in der Not mit einem Kreuzer aushelfe. Das Werk, das er ſonſt wohl nur noch als peinliche Nötigung beendigt hätte, wurde ihm nun zum Mittel, den mühſam verhaltenen Groll ſeinen Dorfgenoſſen ins Geſicht zu ſchleudern. So weiß das Verhängnis ſeine dunklen Netze unter allen Geſtalten auszuwerfen.

Drüben, aus dem Amtsorte, wurde ein Werkmeiſter beſchieden, der den völligen Abbruch des Hauſes mit einer tüchtigen Schar Geſellen raſch zu Ende führen ſollte. Es war ein feuchter, nebliger Herbſtmorgen, als ſie die Arbeit begannen; aber noch war es nicht Mittag, als ſich wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus die Sage verbreitete, bereits ſei die Hälfte der Geſellen krank und untüchtig geworden und die übrigen weigerten ſich fortzufahren. Alsbald wallfahrtete eine müßige Menge das Dorf hinab, des Mattenbauern zu, und Mancher ging mit, der ſonſt weder zu den Müßigen, noch Schadenfrohen gehörte. Der Zug nach dem Wunderbaren, Geheimnisvollen iſt in jeder Seele mächtig.

An Ort und Stelle erzeigte ſich's, daß das Gerücht, wie gewöhnlich, übertrieben hatte. Freilich waren zwei Geſellen unwohl geworden und hatten die Arbeit einſtellen müſſen; aber die andern hieben und ſägten rüſtig fort, als ob ſich ein kleines Unpaßſein von ſelbſt verſtünde. In anderer Lage würde es wohl auch für Jeden ſelbſtverſtändlich geweſen ſein. Die im alten Strohdache erſtickte Luft, der aus dem zuſammenſtürzenden Balkenwerke aufwirbelnde rußige Qualm mußten auch der

gesundesten Lunge gefährlich werden; aber hier reichte das Vorgefallene hin, um die Menge, die sich freilich in scheuer Entfernung hielt, festzubannen und ihr eine feste Zuversicht auf neue, geheimnisvolle Erscheinungen einzuflößen. Herr Rudolf wurde durch dieses Zudrängen, dessen Ursache ihm bekannt und dessen Zweck ihm nicht verborgen bleiben konnte, auf's Neue erbittert. Vor der Einfahrt zum Hofe hatte er ein Fäßchen Wein aufstellen lassen, an dem sich jeder der Arbeiter nach Bedürfnis und Belieben erquicken durfte. So oft einer derselben heraustrat, sprach er ihm zu, sich rüstig zu halten; er werde ein hübsches Trinkgeld nicht ansehen, wenn die unangenehme und schmutzige Arbeit rasch beendigt werde. Voll unruhiger Hast ging er, selbst schon von Staub und Ruß bedeckt, vor dem niedrigen Hofgemäuer auf und nieder, jeden Balken, der innen zusammenstürzte, mit einer Art zorniger Freude begrüßend. Da warf der Meister selbst die letzte Dachlatte herab. Froh, daß nun der beschwerlichste und widrigste Teil des Werkes vollbracht, mochte er ihr einen kräftigern Schwung gegeben haben. Das lange, zähe und schwanke Stück fiel mit seinem Vorderteile auf einen Balken nieder, ohne daß die empfangene Schwungkraft gebrochen worden wäre. Es federte und schoß wie eine geworfene Lanze über die Hofmauer. Gerade zur Stelle hatte Rudolf gestanden. Ein kurzer halberstickter Aufschrei — dann lag er bewußtlos, mit Blut übergossen, an der Mauer dahingestreckt.

Seit diesem Unglückstage sind nun nahe an zwanzig Jahre vergangen. Unter Beihilfe vielvermögender Freunde konnte ich die mir unheimlich gewordene Pfründe bald mit einer andern vertauschen. In dem Dorfe hat sich seitdem wohl auch Manches verändert. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen und

vieles Alte, Gutes und Übles in Glaube und Unglaube, Sitte und Unsitte, dahingegangen. Aber ein Wahrzeichen ist bis auf den heutigen Tag geblieben.

Sobald man vom Walde die nun auch breiter und bequemer gebaute Straße herabkömmt, liegt gerade am Anfange des Dorfes linker Hand ein Haus, das sogleich unsere Aufmerksamkeit erregt. Es ist von ansehnlicher, stattlicher Größe und Bauart, aber sein Äußeres scheint schon seit Langem der nötigen Sorgfalt und Pflege entbehrt zu haben. Auf dem Dache liegen ungezählte, zerbröckelte Ziegel umher; der Mauerwurf ist an manchen Stellen herabgefallen und läßt die nackten Steine hervorschauen. Sommer und Winter, bei Tag und Nacht sind die regenverschlossenen Fensterladen zugemacht. Was aber das Unheimliche dieses Hauses am meisten vermehrt, das ist ein großer, dunkler Platz, der sich neben demselben ausdehnt und auf dem aus einem Haufen schwarz modernden Holzwerkes noch da und dort ein Balkenstrunk emporstrebt. Geht man daran vorüber, steigt die steinernen Staffeln hinan und läßt den eisernen Klopfer auf die Thüre fallen, so schlurft durch den Gang, hüstelnd und gebückt, ein altes Mütterchen herbei, das auf die Frage nach dem Hausherrn gewöhnlich zur Antwort gibt, er sei heute nicht zu sprechen.

Geht man aber wieder die Staffeln hinunter und wirft einen raschen Blick zurück, so kann man unter einem leise geöffneten Fensterladen wohl ein narbiges Antlitz bemerken, das einäugig nach uns niederstarrt.

Das ist die Wohnung Herrn Rudolfs, des Sohnes des Mattenbauern.

Die letzte Latte des väterlichen Daches, die der Werkmeister an jenem Herbsttage herabgeworfen, hatte ihn ohnmächtig niedergestreckt. Erst nach monatelangem Schmerzenslager konnte er das Bett wieder verlassen; das eine Auge

war verloren und das früher ſo blühend ſchöne Antlitz durch eine tiefe Narbe entſtellt. Schlimmer war's, daß der empfangene Stoß eine Gehirnerſchütterung bewirkt hatte und nun, wenn auch nur kurzdauernde, doch periodiſch wiederkehrende Geiſtesſtörung folgte.

So war der vor Kurzem noch ſo hoffnungsreiche Mann, der im Vertrauen auf die eigene Kraft das Vorangehende glaubte abwerfen und aus ſich ſelbſt eine Zukunft erbauen zu können, bald ein armſeliges, von aller Welt verlaſſenes Menſchenkind, dem einzig das Mutterherz Liebe und Treue gehalten.

Der Statthalter.

(1832.)

I.

Von Kulm im Aargau führt ein ſchmaler, ſteiniger Weg über den Berg nach dem Ruederthale. In langſamer Steigung windet er ſich dem Walde entlang, durch ein enges, ſchluchtartiges Seitenthälchen, in deſſen Tiefe hie und da ein ſpitzfirſtiges, ſtrohbedecktes Häuslein ſteht, zwiſchen alten Bäumen verſteckt, als ob es ſeine Armſeligkeit auch da draußen in der Einſamkeit noch verbergen müßte. Droben am Ende dieſes Thälchens tritt der Pfad, bevor er ſich in das hochſtämmige Tann verliert, auf eine freie, weitſchauende Lichtung, von der das ganze Hauptthal von Gränichen an bis an die waldigen Höhen gegen Münſter zu überblickt wird. Gerade gegenüber in der Tiefe ſteht die Kirche und erſcheint mit ihrer Umgebung von der Höhe herabgeſehen ſo nahe, daß ein ſcharfes Auge die kleinen Leichenſteine und Roſenſträucher auf dem Kirchhofe zählen kann. „Ebnat“ heißt dieſe kleine freundliche Hochebene, und man würde meinen, das wilde Treiben und Ungemach des Thales dürften nicht in dieſe ſtille Einſamkeit hinaufſteigen, wenn nicht ein verwittertes Gemäuer, das dem Wege entlang mit Brombeergeſträuch und Schlinggras überwachſen iſt, andeutete, daß auch hier ſchon Unglück und Zerſtörung gehauſt haben.

Vor wenigen Jahren noch ſtieg vom Dorfe nach dem Ebnat hinauf faſt jeden Abend ein alter Mann, den ganzen Sommer lang, bis der Schnee die Wege deckte. Seine hohe Geſtalt war von den Jahren gebeugt, und oft blieb er, Atem holend, auf ſeinen Stock geſtützt, ſtehen, um mit trübem Blicke den Weg zu bemeſſen, den er noch zu gehen hatte. Die Leute, die auf dem Felde am Wege arbeiteten, grüßten den Alten mit Ehrerbietung und ſchauten ihm müßig nach, bis er langſam hinter einer Hecke oder am Waldrande verſchwunden war.

„Der alte Statthalter geht auch nicht mehr lange ins Ebnat," ſagte wohl das Eine, „er muß nach dem Kirchhofe trotz ſeines Geldes." „Ich glaube, er geht lieber dahin, als mancher arme Bettelmann," meinte ein Anderes, und dann wendete ſich das Geſpräch gewöhnlich auf den Troſt aller Armen, nämlich, daß Geld und Gut allein das Menſchenleben nicht glücklich machen können. Mancher alte Mann blieb noch eine Weile ſinnend an ſeine Hacke gelehnt ſtehen und dachte an Dinge, die er als Knabe und Jüngling erlebt, und an Menſchen, die er gekannt und die ſchon lange den Weg nach dem Kirchhof gegangen waren.

Der Statthalter hat dieſen letzten Weg nun auch zurückgelegt. Die kleine Bank, die er ſich auf dem Ebnat unter einem breitäſtigen Birnbaume hatte herrichten laſſen und von der er ſo oft nach dem Kirchhofe des Dorfes hinuntergeſchaut, iſt bereits morſch zuſammengefallen, und bald auch wird das Andenken an den alten Mann mit den Wenigen, die ihn noch in jungen Jahren gekannt haben, vergeſſen ſein.

Ich will deswegen hier aufzeichnen, was ich von dieſen Wenigen über ihn und ſeine Schickſale erfahren habe.

Droben auf dem Ebnat ſtand ehemals da, wo jetzt nur noch der verfallene Mauerreſt ſichtbar iſt, ein ſauberes, nettes Haus, das mit ſeinen blanken Fenſtern im Morgen- und Abendſcheine gar freundlich ins Thal herniederleuchtete. Es war das

väterliche Haus des Statthalters oder, wie man ihn damals noch nannte, des Ebnat-Chriſtian.

Chriſtian war zu der Zeit, in der die Erzählung beginnt, etwa 24 Jahre alt und regierte ſchon ſeit dem Tode des Vaters mit Meiſterhand den kleinen Berghof. Mit ſeinen Altersgenoſſen, den „Nachtbuben" im Dorfe, kam er wenig zuſammen; er ging am Sonntage vom „Trüllplatze"* weg gewöhnlich wieder geraden Weges nach Hauſe, wo es ihm wohler war, da droben in ſeiner grünen Einſamkeit, als im Gelärme des Wirtshauſes. Man wußte deshalb wenig mehr von ihm zu ſagen, als daß er ein ſtiller, fleißiger Burſche ſei, und noch, daß er einer der ſchönſten Burſche ſei im ganzen Kulmerthale. Das Letztere ſprach nun gerade Niemand aus, aber manches Mägdlein dachte daran mit unruhigem Herzklopfen, wenn Chriſtian am Sonntag Vormittag in die Kirche kam oder am Nachmittage mit dem Gewehr im Arm auf den Trüllplatz zog. Darum war auch das offenkundige Geheimnis bis jetzt dem Jüngling ſelbſt verborgen geblieben. Sagte die Mutter etwa einmal zu ihm: „Chriſtian, du ſollteſt nun doch bald ans Heiraten denken; ich werde alt und mag nicht mehr ſo nachkommen," antwortete er faſt verwundert: „Mutter, wie kannſt du ſo reden; ſo lange du da biſt, brauch' ich keine Frau." Aber auch ihm ſollte das Stündlein ſchlagen.

Eines Sonntags predigte der Pfarrer mit heiligem Eifer von den Pflichten getreuer Unterthanen gegen ihre gnädige Obrigkeit. Er ſchilderte, wie nun des Himmels ſchwere Hand über Frankreich liege mit Krieg und blutiger Verheerung, weil das rebelliſche Volk an des Königs geweihtem Haupte ſich verſündigt habe, und drohte mit dem nämlichen Gerichte, wenn ſeine Kirchgenoſſen wagen würden, gegen die gnädigen Herren

* Die Milizen wurden damals alle Sonntage dorfweiſe einexerziert oder „getrüllt"; nur ſelten, etwa einmal im Jahre, fand ein größerer Zuſammenzug einer ganzen Thalſchaft ſtatt.

von Bern und ihre Vögte zu murren, wie das schon hie und da von Ruchlosen geschehen solle. Christian kamen diese Worte verwunderlich vor; er hatte in seinem Leben noch nie daran gedacht, sich gegen den Untervogt* oder den Trüllmeister aufzulehnen, und dies waren so ziemlich die einzigen obrigkeitlichen Personen, die ihm bekannt waren. Er schlug die Augen auf, um zu sehen, ob dem Pfarrer auch Ernst sei mit seinem Zorn und Eifer. Aber sein Blick erhob sich nicht ganz zur Kanzel, er blieb unterwegs an einem andern Gegenstande haften, bis sich das Auge langsam wieder senkte und das ganze Gesicht von einer tiefen Purpurröte übergossen wurde.

Christian gerade gegenüber unter der Kanzel saß Untervogts Röschen. Aber wie war das nur? Er hatte das Mädchen schon tausend und tausend Mal gesehen und doch dieses lichte braune Augenpaar, den stillen Ernst über dem sinnigen Gesichtchen, das freundliche Lächeln um die rosenroten Lippen und, er wußte selbst nicht Alles was, noch nie bemerkt. Da mußte eine gewaltige Änderung vorgegangen sein. Röschen schaute ihn gerade an, und es war, als ob in seinen Augen die Frage geschrieben stände: „Nicht wahr, Christian, du könntest meinem Vater, dem Untervogte, kein Leids thun wie die Franzosen ihrem Könige? Mir zu lieb thätest du's nicht, ich weiß es." Gewiß, diese Frage las Christian in den Augen der Tochter des Untervogts und er wollte noch weiter lesen in dem aufgeschlagenen, wundersam rätselhaften Buche; aber Röschen schloß dasselbe mit dem dunkeln Seidenschleier seiner Wimpern tief errötend zu.

Christian fühlte, wie sich die Glut von Röschens Wangen über die seinigen ergoß, wie der Widerschein der Morgenröte. Er wagte nicht mehr aufzuschauen und saß still andächtig, als

* Die Gebiete der meisten damaligen schweizerischen „Stände" waren in Landvogteien eingeteilt. Untervogt hieß der erste Gemeindevorsteher einer ländlichen Gemeinde.

ob er die Predigt, von der er doch kein Wort mehr hörte, tief zu Herzen nähme.

Auf dem Heimwege wendete er sich bei der Ecke, wo der Weg nach dem Ebnat von der Straße ablenkt, plötzlich um. Drüben stand Röschen unter seiner Hausthüre und hatte ihm nachgeschaut.

Als er droben einsam am Waldrande dahinging, blieb er halberschrocken stehen; er meinte, es habe eine Stimme aus dem Walde herausgerufen. Errötend, fast wieder wie in der Kirche, besann er sich, daß er, ohne daran zu denken, laut vor sich hingesungen habe und die Stimme im Walde blos das Echo seines Liedes gewesen sei. Lange schaute er sinnend auf das Thal hinunter, das eben seinen fröhlichsten Frühlingsschmuck angethan hatte. Es däuchte ihm, als hätten die Bäume noch nie so duftend geblüht und der blaue Himmel noch nie so milden Sonnenschein über die Erde gebreitet; das aufwachende Herz schwoll in süßbeklommener Ahnung, und laut auf jauchzte er in den Wald hinein, daß der Widerhall von den fernen Höhen zurücktönte.

Der Nachmittag brachte ein buntes, lustiges Leben ins Dorf. Es war heute der erste Maisonntag des Jahres 1797, und nach altem Herkommen versammelte sich die dienstpflichtige Mannschaft aus den benachbarten Dörfern des Thales auf dem Bärenplatze in Kulm, um mit Wehr und Waffen die Musterung eines Oberoffiziers zu passieren. Von allen Seiten rückten die Trüllmeister mit ihren Scharen heran, und mit hellen Pfeifen und Trommeln und fliegenden Fähnlein ging der Zug das Dorf aufwärts nach dem Musterplatze. Christian marschierte als Flügelmann bei den Grenadieren im ersten Gliede. Er hatte zwar seine Waffen schon gestern in Ordnung gebracht; aber heute nach der Kirche war er nochmals daran gegangen, und Muskete und Bajonnet glänzten und funkelten, als wären sie soeben aus der Hand des Zeugschmieds gekom-

men. Die Uniform hob ſeine ſchlanke Geſtalt, daß ſie noch um Vieles größer ſchien als gewöhnlich, und umſchloß die kräftigen Glieder ſo ſtraff, wie die glatte Rinde den Stamm einer jungen Buche. Als der Zug an des Untervogts Hauſe, unter deſſen Thüre Röschen mit einer Schar ſchauluſtiger Mädchen ſtand, vorübermarſchierte, ſchaute Chriſtian ſo keck hinüber, als ob er nun erſt wüßte, daß jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhen müſſe. Und war dem nicht ſo? Hatte Röschen ihm nicht errötend und lächelnd zugenickt? Wenigſtens glaubte dies eine ſchelmiſche Kamerädin bemerkt zu haben. „Der Chriſtian aus dem Ebnat iſt doch der Schönſte," ſagte ſie neckiſch; „wenn ich ſo eine reiche Tochter wäre, wie Untervogts Röschen, den wollt' ich zum Manne haben, und wenn ein ganzes Fuder Junker von Bern kämen — Herr Jeſes! nur nicht ſo böſe, Röschen — feuerrot biſt Du." „Du biſt doch immer die Wüſteſte," ſagte Röschen, ins Haus zurückſpringend, halbböſe, daß ſeine geheimſten Gedanken errraten waren, und doch wieder froh, daß ein Anderes ausgeſprochen, was es ſich ſelbſt noch nicht deutlich geſtanden hatte. Jetzt erſt wurde ihm recht klar, was bisher im tiefſten Grunde ſeines Herzens geſchlummert hatte.

Am Abend, nachdem die Muſterung vorbei war, ging Chriſtian nicht wie gewöhnlich ſeinen Weg nach dem Ebnat. Arm in Arm zog er mit ſeinen Waffengefährten nach dem Wirtshauſe zum Bären und half mit kräftiger Stimme das Lied ſingen:

Z'Bern bim Bäre händ ſie chüele Wi,
Die junge Soldate ſitzen Alle dadi.

Aber auch beim Bären in Kulm war kühler Wein zu finden und heute an jungen Soldaten und tanzluſtigen Mädchen daſelbſt ebenfalls kein Mangel. Kaum hatten die Pfeifer ihren Durſt gelöſcht und ſchon ſaßen ſie droben in der Tanzſtube auf einem Gerüſte, auf ihren Querpfeifen ſtatt der kriege-

rischen Märsche die lustigen Walzerweisen probierend. Die friedlichen Paare reihten sich, nach dem Beginne des Vergnügens verlangend, den Saal entlang, und zimperlich zierten sich die Mädchen, die noch keinen Tänzer gefunden; aber noch war der Major, der heute Musterung abgehalten und dem nach altem Brauche der erste Tanz gehörte, nicht erschienen.

Um so besser war die Gelegenheit, von ihm sprechen und ihn beurteilen zu können. „Ein Schöner sei er," hieß es; „aber ein Stolzer, wie sie noch keinen gesehen; da sei der Junker Tießbach von Liebegg, der mit ihm gekommen, die lautere Leutseligkeit dagegen. Er sitze so hochmütig auf seinem schwarzen Rosse droben, als ob ihn der Herrgott expreß hinaufgesetzt, und die Soldaten habe er kaum angucken mögen. Freilich hab' er's nicht nötig; grausam vornehm müsse er sein und ein Vetter des gnädigen Herrn Landvogt auf Lenzburg, er zeig's aber auch, daß er so lange warten lasse."

Unter den jungen Soldaten im Bären war Einer, der die Ankunft des Majors noch sehnlicher erwartete als alle Andern, denen die Tanzlust verkürzt wurde. Und dieser Eine war Christian. Der Major war im Hause des Untervogts, Röschen daheim und noch nicht auf dem Tanzplatze erschienen — der arme Jüngling! Er sollte am ersten Tage seiner Liebe nicht nur ihre Lust, er sollte auch schon all' ihre Qualen empfinden.

Endlich kam der Major über den Platz dahergeschritten; aber es flimmerte vor Christians Augen, als ob plötzlich das Licht des Himmels auslöschen wollte: an seinem Arme ging Röschen, des Untervogts Röschen.

Der erste Gedanke, der bei diesem Anblicke Christian durch den Kopf fuhr, rief: „fort, fort über alle Berge, daß du sie nie wiedersiehst." Er beugte sich vor, als ob er einen gewaltigen Anlauf nehmen wolle; aber die Füße versagten ihren Dienst; er blieb wie gebannt an die Mauer gelehnt stehen

und ſchaute verworren, gedankenlos dem Paare nach, das, kaum den Boden berührend, durch den Saal dahinflog. Chriſtian kam erſt wieder recht zu ſich ſelber, als ihn Jemand bei der Hand faßte. Er fuhr erſchrocken auf, es war nur Röschens neckiſche Kamerädin. „Hör' Du," ſagte ſie, den Finger zu einer lächelnden Drohung erhebend, „mach' mir keine ſo Augen nach dem Major hin, der könnt's übel nehmen, Du gloyeſt ihn ja an, als ob Du ihn beißen wollteſt."

Chriſtian fuhr mit der flachen Hand über ſein Geſicht, wie wenn er's verbergen wollte. Er wußte nicht, was ſagen, und doch drängte der Schmerz, der ſeine Bruſt durchwühlte, nach Mitteilung. Das Mädchen hatte Mitleiden mit dem Armen und ſuchte ihn nicht länger zu quälen. „Chriſtian," ſagte es, „mach' kein ſo einfältig Geſicht und paß auf, was ich Dir zu ſagen habe. Röschen geht nach dem dritten Tanze nach Hauſe, unter dem Vorgeben, Etwas vergeſſen zu haben; dann ſollſt Du unten paſſen und ſie zum Tanze nehmen, bevor wieder ſo ein Großhans kömmt. Verſtehſt Du, Traumkaſpar? — das hat mir Röschen aufgetragen."

Chriſtian verſtand Alles recht gut; aber wirklich ſah er aus wie der Traumkaſpar, der nach der Erzählung am hellen Tage träumend, aber mit offenen Augen umhergeht. Es war ihm auch, als ob er träume; er hörte nicht mehr die Pfeifen der Muſikanten, noch das trappelnde Geräuſch der Tanzenden; er hörte nur, wie's in ſeinem Innern klang und jubilierte: Röschen, Röschen hat deine geheimſten Gedanken erraten und hat verſtanden, was dir weh thut. Halleluja! Röschen liebt dich.

Nach dem dritten Tanze ſchlich Röschen davon. Als es an die Thüre kam, überſtreiften ſeine glänzenden braunen Augen Chriſtian mit einem Blicke, daß er nun wohl begriff, wie ſeine verborgenen Gedanken erraten worden waren; dieſer Blick mußte ja in die tiefſten Winkel der Seele dringen.

Bald tanzten Chriſtian und Röschen, als ob ſie einander nie mehr laſſen wollten. Chriſtian hatte in ſeinem Leben noch wenig getanzt und das ihm anfänglich Sorge gemacht; aber nach den erſten Schritten ſchwang er ſich um ſein Röschen, als trüge ihn der Takt der Tanzweiſen mühelos von dannen. Sie ſprachen nicht, die beiden Glücklichen; ſie ſahen einander an und lächelten, und das war genug.

In dieſem Glücke war ſchon eine geraume Zeit vergangen, als der Major wieder in die Tanzſtube trat. Geraden Schrittes kam er auf Röschen zu und faßte es bei der Hand, ohne im Geringſten auf Chriſtian Acht zu geben. Röschen zauderte und Chriſtian hielt es am Arme feſt.

„Nun?“ fragte der Major kurz, indem er Chriſtian mit einem ſtolzen Blicke maß — „wird's bald?“

„Herr Major,“ erwiderte Chriſtian beſcheiden, „Röschen iſt für heute meine Tänzerin.“

„Röschen iſt meine Tänzerin,“ ſagte der Major ſtreng. „Laß ihren Arm los!“

Chriſtian zauderte, durch dieſen harten Ton auf's Tiefſte verletzt, noch immer, als ihn der Major mit einem Stoße vor die Bruſt auf die Seite ſtieß. „Grober Bauer,“ fuhr er ihn an, „weißt du, wer ich bin? Soll ich dir meine Reitpeitſche zu fühlen geben?“

Chriſtians Geſicht bedeckte plötzlich Totenbläſſe. Er beugte ſich haſtig nieder, als ſuche er ein Stuhlbein abzuknicken, um den empfangenen Schlag mit Wucher heimzugeben. „Nicht ſo raſch, Ohnatbauer,“ flüſterte eine tiefe Stimme hinter ihm, indem ſich eine ſchwere Hand auf ſeine Schulter legte, „nicht ſo raſch, guter Freund!“ Chriſtian ſchaute auf. Neben ihm ſtand der wohlbekannte Metzgermeiſter Siebenmann von Aarau, der dem Auftritte zugeſehen hatte. „Kommt mit,“ ermahnte der Meiſter, „kommt mit; gut Ding will Weile haben, und der Zorn iſt ein unbedachtſamer Ratgeber.“

Chriſtian ließ ſich willenlos, mühſam nach Atem ringend, davon führen. An der Thüre ſchaute er nochmals zurück: der Major tanzte mit Röschen in zierlichen Wendungen den Saal hinunter.

In die Seele des bisher harmloſen Jünglings war ein Same geworfen, der, von fremder Hand und den kommenden Zeitereigniſſen gepflegt, ſeine reichlichen Früchte tragen mußte.

Chriſtian ſaß lange ſchweigend in einem Seitenſtübchen, in das er ſich hatte führen laſſen, ohne auf die Worte Meiſter Siebenmanns oder des „Thörlewirts“, wie er im ganzen Thale genannt wurde, die mindeſte Achtung zu geben. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, als ob die ſtattliche, breite Wölbung zerſprengt werden müßte. Manchmal zog er die weit vor ſich hin auf den Tiſch geſtemmte Hand raſch zurück und fuhr nach der Stelle hin, wo er den Stoß des Majors empfangen hatte, wie wenn er da einen tiefen Schmerz empfände. Der Thörlewirt, aus deſſen kleinen, blitzenden Augen ein ſchneller und ſcharfer Verſtand ſprach, betrachtete mit Erſtaunen den ſonſt ſo ſtillen Jüngling, der nun auf einmal ſo gewaltige Leidenſchaften blicken ließ. „Stille Waſſer gründen tief,“ murmelte er vor ſich hin und hatte in dieſem Falle Recht mit ſeiner Volksweisheit. In Chriſtens Seele hatte ſich an der Einen Flamme der Liebe plötzlich alle Glut der entgegengeſetzteſten Leidenſchaften entzündet und gab ihnen die tiefe Innerlichkeit, weil ſie Alles wieder auf ſich zurückbezog. Endlich ſtand er auf und reckte ſich weit aus, wie ein aus ſchweren Träumen Erwachender. „Thörlewirt,“ ſagte er mit feſter, aber tonloſer Stimme, indem er auf ſeine Uniform ſchaute, „ich bin Soldat ſo gut wie er, ich muß den Schlag zurückgeben; nachher iſt's einerlei, ob er mich mit ſeinem Säbel zuſammenhaut oder ich ihn mit dem Bajonnette niederſteche. Röschen weiß dann wenigſtens, daß ich kein Knabe bin.“

In dieſen Worten fand Meiſter Siebenmann den Schlüſſel zu Chriſtians Benehmen, der ihm bisher immer noch gemangelt hatte; aber vergeblich würde er ſich der raſchen und doch kalten Entſchloſſenheit des Jünglings widerſetzt haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein Mädchenkopf unter der Thüre erſchienen wäre. „Ei Bomben und Granaten, ſagt der alte Franzoſenfritz,“ rief ſie lachend, „was geht heute nicht Alles mit Dir vor, Chriſtian! vorhin ſahſt Du aus wie der leibhaftige Gottſeibeiuns und jetzt wie eine graue Milchſuppe; haſt Du in einen Mehlkaſten geblaſen?“ So plappernd ſprang Röschens Freundin in die Stube und ſtreckte ſich, nachdem ſie vor Meiſter Siebenmann einen halb lächelnden, halb ſpöttiſchen Knix gemacht hatte, auf die Zehen, um Chriſtian Etwas ins Ohr zu flüſtern. „So, iſt das wahr?“ fragte er gedehnt. „Ganz gewiß,“ betheuerte das Mädchen ernſthaft, „ſie hab vor, Kopfweh zu haben, und bittet Dich, ihr zu lieb ſollteſt Du vernünftig ſein — verſteht Er, wilder Herr, ihr zu lieb!“

Chriſtian ſtand eine Weile ſinnend, das Geſicht mit der flachen Hand verdeckt, auf ſeine Muskete geſtützt; dann lehnte er das Gewehr in eine Ecke und ſagte ruhig: „Jetzt wollen wir noch eine Flaſche trinken, Meiſter Siebenmann, bevor wir uns auf den Weg machen, wenn Ihr heute Nacht noch über den Berg ins Rueberthal wollt.“

Es war eine helle, duftende Frühlingsnacht, durch welche die beiden Männer den Weg nach dem Ohnat hinanſchritten. Der Mondſchein übergoß die weißen Blütenbäume im Thale mit einem zauberhaften Dämmerlichte und ſpielte in wunderlichen Bildern mit den ſchwarzen Tannenſchatten, die ihre Wipfel vom leichten Winde bewegt über den Pfad herausbeugten. Dieſer ſtille Frieden paßte wenig zu den Reden, die der Thörlewirt mit immer ſteigendem Eifer führte; aber nichts deſto minder lauſchte ihnen Chriſtian mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Das waren ſo neue Dinge, an die er in

seinem Leben noch nie gedacht, und doch war's wieder, als wären sie der bloße Widerhall von dem, was eben im tiefsten Grunde seines eigenen Herzens vor sich ging. „Seht nur," schloß endlich der Meister, „Röschens Vater, der Untervogt, ist sonst ein gerader, wackrer Mann; aber wenn er einen von unsern gnädigen Herren und Junkern sieht, meint er den lieben Herr Gott selbst zu sehen, und wenn so ein Hochmutsritter sein schönes, unschuldiges Töchterchen zur H... verlangte, ich glaube, der Himmel verzeih' mir's, er würd' sie ihm geben, blos weil er meint, er dürfe als Untervogt einem gnädigen Obern Nichts abschlagen."

Christian zuckte bei diesen Worten zusammen und blieb stehen. „Meister Siebenmann," sagte er nach einer langen Pause, „wenn das Alles wahr ist, was Ihr da gegen unsere gnädigen Herren sagt, so wollt' ich lieber mein Gewehr an dieser Eiche zerschlagen, bevor ich's gegen einen Franzosen losschießen würde." „Ob das Alles wahr ist?" entgegnete der Thörlewirt, „wenn Ihr heute nicht selbst schon genug erfahren habt, und ich sollt's doch meinen, so kommt, ich will Euch da noch eine Geschichte erzählen. Seht Ihr dort drunten im Felde die einzeln stehende Tanne? Sie steht, knorrig und verwittert, wie sie ist, im Mondschein zwischen den weißen, blühenden Obstbäumen wie ein schwarzes Nachtgespenst."

„Ich sehe sie wohl," sagte Christian, „es ist die Kleinhänsels-Tanne."

„Die Kleinhänsels-Tanne? Warum heißt sie so?"

„Ach," erwiderte Christian, etwas verwundert über diese Frage, „das ist so eine Sage, was wahr daran ist, weiß ich nicht. Die Leute erzählen, es habe einmal im Dorfe ein Hexenmeister gelebt, der Kleinhänsel geheißen. Dem Teufel habe er seine Seele verkauft und dann die Bauern zu allerlei widersetzlichen Streichen gegen die Obrigkeit aufgewiegelt, bis ihn endlich der Böse geholt und seinen schwarzen, halbverbrann-

ten Leib in jene Tanne aufgehängt habe. So erzählen's die Leute."

„Das weiß ich," sagte der Thörlewirt, „und dachte mir, Du werdest auch nicht besser belehrt sein als Andere. Drum hör', ich will Dir die Geschichte erzählen, wie sie wirklich passiert ist. Es sind etwa hundertfünfzig Jahre her, da lebte drunten im Felde ein wackerer, reicher Bauer, Kleinhänsel genannt. Derselbe hatte ein Weib, das schönste im ganzen Thale, mit der er in Frieden und Treue lebte, bis der böse Feind unter sein Dach trat. Das war ein Berner Junker, der auf irgend eines dieser Schlösser kam, ich weiß nicht mehr, ob nach Rued oder Liebegg. Der feine Herr hatte aus fremden Landen, in denen er seine Jugend in Kriegsdiensten verlebt, lockere, verderbte Sitten mit heimgebracht, aber auch eine glatte Zunge und schöne Worte, mit denen er seine Laster ausschmücken konnte. Die junge Bäuerin gefiel seinen lüsternen Augen und wurde in ihrer Einfalt und Unerfahrenheit die Beute seiner verbrecherischen Versuchungen. Der unglückliche Kleinhänsel rief die Strenge des Gesetzes an gegen den Räuber seiner Hausehre; aber man weiß, daß keine Krähe der andern die Augen aushackt. Der arme Mann wurde von Pontius zu Pilatus geschickt und mußte am Ende seine Schande und sein Unglück ungerächt hinnehmen; aber eine große Verbitterung kam in sein Herz und er schwur, bei Gelegenheit daran denken zu wollen.

Diese Gelegenheit kam günstiger, als er sie erwarten konnte. Schon lange nämlich hatten die Herren in den Städten angefangen zu glauben, das Volk, das doch ein freies Schweizervolk sein sollte, sei bloß ihretwegen da; neue, unerhörte Abgaben wurden ausgeschrieben, und die Landvögte bereicherten sich, wie noch heut zu Tage, aus dem Schweiße des Landmannes. Da standen unerschrockene Männer zusammen, überall im Oberlande, im Aargau und Luzernbiete, und berieten sich,

wie dem Unwesen abzuhelfen sei. Daß der Kleinhänsel nun auch kein Blatt vor den Mund nahm, ist leicht zu denken; aber die Herren wollten Nichts hören von alten, wohlerworbenen Rechten und Klagen der Bauern, bis diese sagten: so wollen wir's mit den Büchsen probieren.* Auch aus dem Kulmerthale zog mit, was einen Kratten trölen konnte, der Kleinhänsel überall voran; aber die Herren halfen einander, die Zürcher und Andere schickten Kriegsvölker, und drunten bei Wellingen wurden die Bauern blutig auf's Haupt geschlagen. Der Kleinhänsel, der an keine göttliche Gerechtigkeit mehr glauben mochte, wehrte sich noch in seinem eigenen Hause und wollte sich nicht ergeben; aber endlich wurde er übermältigt und auf Befehl des nämlichen Junkers, der sein Lebensglück zerstört hatte, an jene Tanne, die damals noch als kleines Stämmchen vor seinem Gartenhage stand, aufgehängt. In späterer Zeit sagten die Herrendiener und Pfaffen, wenn Etwas vom Kleinhänsel gemunkelt wurde, er sei ein Hexenmeister gewesen, und darum habe ihn der Teufel geholt. Das ist die wahrhafrige Geschichte der Kleinhänsels-Tanne. Die Andern, die mit ins Feld gezogen waren, um für ihr gutes Recht zu streiten, konnten froh sein, wenn sie mit abgeschnittenen Ohren oder einer geschlitzten Zunge davonkamen. Vielleicht war Euer Urgroßvater auch darunter. So — und nun gute Nacht! Ich denke, Ihr werdet jetzt wissen, was Ihr zu thun habt, wenn die Franzosen kommen, um unsern gnädigen Herren ein wenig auf die Finger zu sehen. Kommt Ihr nach Aarau, so werdet Ihr hoffentlich beim Thörle einen Schoppen trinken; bis dahin grüßt mir Rösdchen, und wenn der Herr Major etwa wieder mit ihr tanzen will, so denkt an den Kleinhänsel und seine Tanne."

* Der Schweizerische Bauernkrieg 1653.

II.

Es war eine unfreundliche, feuchtkalte Novembernacht, durch die Chriſtian vom Ebnat nach dem Dorfe hinunterging. Der Nebel rollte, vom Winde bewegt, in ſchweren Maſſen die Höhen herab, und nur hie und da vermochte der Mond mit einem falben Schimmer durchzudringen. In der Seele des einſamen Wanderers wogte und ſtritt es durcheinander, wie droben Licht und Finſternis. An der Waldecke blieb er ſtehen und ſchaute in das graue Nebelmeer hinaus. Im nämlichen Augenblicke erhob ſich über dasſelbe auf der jenſeitigen Anhöhe der Turm von Liebegg, von einem vollen Strahle des Mondes ſo hell beſchienen, als ob lichtes Feuer aus den weißglänzenden Mauern hervorbrechen wolle. Chriſtian biß die Lippen zuſammen, einen zornigen Fluch murmelnd. „Bah," ſagte er weitergehend vor ſich hin, „ich denke ſo gut an die Kleinhänſels-Tanne als an das Junkerſchloß, und diesmal könnt's anders werden, Herr Major!" Bei dieſen Worten erhob er die Fauſt drohend nach dem Schloſſe Liebegg, das ſchon wieder vom Nebel verhüllt in Nacht verſunken war. Der Jüngling achtete wenig auf dies zauberhaft wechſelnde Licht- und Schattenſpiel; er ſang oder raunte vielmehr allerlei Töne vor ſich hin, aus denen endlich die Worte hervorbrachen:

„So geht's, wenn ein Madle zwei Knaben lieb hat.
„'s thut wunderſelten gut."

„Ah," ſagte er plötzlich ſtillſtehend und die Hand auf die Stirne drückend, „ich thu' Röschen doch weiß Gott unrecht und mir ſelber mach' ich unnütze Qualen. Es liebt mich mehr als ſein eigenes Leben — ja, ja gewiß — mehr als ſeine Seligkeit; und ich, ich verſündige mich; wie hat es nur geſtern Abend geweint!" Chriſtian fing bei dieſer Erinnerung an ſo raſch zu gehen, als ob er ſeinen eigenen Gedanken entfliehen wollte. „Was kann Röschen dafür," fuhr er immer ſchneller laufend

fort, „was kann es dafür, daß der Major wieder im Reviere iſt, der Teufel weiß, was der hier herumſchnüffelt. Nein, nein, es ſoll's nicht entgelten, daß der Vater ein Junkerſchlecker iſt, bei meiner Treu', es ſoll's nicht entgelten."

Mit dieſem Entſchluſſe, den er ſchon hundertmal gefaßt und hundertmal gebrochen, eilte der Jüngling den Fußweg hinein, der durch den Baumgarten nach des Untervogts Hauſe führte. Als er, etwas geräuſchloſer auftretend, um die Ecke der Scheuer bog, die etwa zwanzig Schritte vom Hauſe entfernt ſtand, rief eine leiſe Stimme hart neben ihm: „Chriſtian!"

„Biſt Du's?" fragte er verwundert, Röschen an beiden Händen faſſend, „biſt Du es?"

„Ich habe hier auf Dich gewartet," antwortete das Mädchen mit leiſer, vor Froſt zitternder Stimme, „ſchon über eine halbe Stunde."

„Und warum da draußen in der Kälte? Komm', wir wollen hinübergehen."

„Nein — nein!" rief Röschen ängſtlich, indem es Chriſtian zurückzog, „Du darfſt nicht hinüber; es iſt Jemand da — Du darfſt nicht."

„So?" fragte Chriſtian ſcharf, indem er eine Hand Röschens losließ, „und wer ſo Wichtiges iſt denn da, wenn ich fragen darf?"

Röschen ſchwieg; aber Chriſtian fühlte auf ſeine Rechte, mit der er das Mädchen hielt, eine heiße Thräne niederfallen. Dieſe Thräne mahnte ihn an die Vorſätze, die er vor wenigen Minuten gefaßt, ohne daß er jedoch vermocht hätte, ein begütigendes Wort hervorzubringen.

„Ach!" ſagte Röschen nach langem Schweigen mit ſchluchzender Stimme, „der Major iſt beim Vater und hat — o ich armes Mädchen — er hat ſchreckliche Dinge von Dir geſagt. Ich glaube, der Vater hätt' mich im Zorn geſchlagen, wenn ich nicht gegangen wäre."

„Aha, der Junker Major iſt da; und was hat er denn geſagt über mich, der ſeine Herr?“

Röschen ſchwieg, ſtill vor ſich hinweinend; aber Chriſtian, über den ſchon wieder der böſe Dämon der Eiferſucht und des Haſſes gekommen war, achtete wenig auf dieſe flehende Beſchwörung. „Nicht wahr,“ fuhr er fort, „der Junker hat geſagt, Untervogts Röschen paſſe beſſer für einen gnädigen Herrn als für einen groben Bauern, wie der Chriſtian einer ſei?“

„O Chriſtian,“ bat das arme Mädchen, „wie kannſt Du mir auch das thun! Ach, nein, er hat geſagt, Du ſeieſt ein — geheimer Patriote*; drum geheſt Du alle Wochen nach Aarau hinunter.“

Röschen würde ſich entſetzt haben, wenn es den Ausdruck von Hohn, Spott und Zorn bemerkt hätte, der bei dieſen Worten über Chriſtians Geſicht zuckte; aber die Nacht verbarg denſelben, und höhnend ſagte er: „Haben's ſeine Zehnbätzner** endlich ausgeſpürt? So, und was hat denn der Herr Untervogt dazu geſagt?“

Die Thränen blieben Röschen vor Schrecken in den Augen ſtehen, und lange ſtarrte es durch die Finſternis, um auf Chriſtians Geſicht zu leſen, ob er nicht blos Spaß treibe.

„Um Gotteswillen,“ ſagte es endlich angſtvoll, „es wird doch nicht wahr ſein, Chriſtian? Der Vater hat geſagt, wenn es ſo wäre, würde er lieber ſein Haus anzünden, bevor er dich wieder durch die Thüre treten ließe.“

„Und Du, was ſagſt Du dazu?“

---

* Die gegen die patriziſchen Städte ſich an Frankreich lehnenden demokratiſchen Parteigenoſſen wurden „Patrioten“, ihre Gegner „Stockerater“ genannt. Letzteres von „Ariſtokrat“, nicht, wie ſchweizeriſche Geſchichtsſchreiber meinen, von „ſtockrot“ — kernfaul. Die Stadt Aarau war ein Mittelpunkt der „patriotiſchen“ Partei.

** So wurden damals, ihres Taggeldes wegen, die Berner patriziſchen Spione genannt.

„O, ich unglückliches Kind, ich will zu Gott beten, daß es nicht wahr sei.“

„Dann gute Nacht, Untervogts Tochter,“ sagte Christian kalt und wandte sich mit raschen Schritten nach der Straße hinaus. Er hörte noch, wie ihm Röschen weinend und bittend nachrief; einen Augenblick blieb er, sich besinnend, stille stehen. „Nein,“ sagte er, entschlossen nach dem Bärenplatze zulenkend, „lügen will ich nicht; einmal kommt's doch zur Abrechnung.“

Christian setzte sich im Bären in eine Ecke nahe an der Thüre, ohne auf die andern Gäste zu achten, die oben in der langen Gaststube an einem runden Tische saßen. In trübe Gedanken verloren, die heiße Stirn in die hohle Hand gestützt, hörte er noch Nichts, als die Unterhaltung droben bereits lebhafter geworden und die Männer sich eifrig hin- und herstritten; manchmal faßte er mechanisch nach dem Glase und setzte es an die Lippen, ohne zu bemerken, daß er's schon lange leer getrunken. Da rief am andern Tische eine laute, kreischende Stimme: „Und ich sag's noch einmal, es leben die Patrioten!“ Christian fuhr auf; der Name, der in tausendfachem Widerhall durch all' seine Gedanken nachklang, seit er von Röschens Lippen so verhängnisvoll ausgesprochen worden, hatte ihn aufgeweckt; und dann war's ihm, als ob er diese schreiende, fast pfeifende Stimme kennen müßte. Drüben hatte sich der Rufer einzig erhoben und leerte, unter den buschigen Brauen hervor hin- und herspähend, langsam sein Glas, während die Übrigen lärmend und zankend sitzen blieben. „Der versteht's, er hat Recht,“ riefen die Einen, und „hinaus mit ihm,“ schrien die Andern, „mit dem fremden Landstreicher!“ Christian trat näher und schaute dem Patrioten scharf in das faltige Gesicht, das von einem herabhängenden breitkrämpigen Hute halb verdeckt wurde. „Ich glaub', ich habe Dich auch schon irgendwo gesehen,“ sagte er, ohne viele Umstände dem Fremden den Hut vom Kopfe nehmend. „Ich weiß nicht, es kann wohl sein,“ erwiderte

der Andere, der sich sichtlich anstrengte, den Trotz zu zeigen, den Christians unhöfliches Benehmen verdient hätte. „So sollst Du wenigstens diesmal daran denken," rief der Letztere, faßte den Fremden mit beiden Armen und trug ihn wie ein Kind, festen Schrittes, der Thüre zu; mit einem Fußtritte öffnete er dieselbe und warf seine Last so unsanft in den Gang hinaus, daß der Fall mit dumpfem Schalle nachdröhnte.

Die Gäste, alles wohlbekannte Männer aus dem Dorfe, drängten sich mit Fragen und Rufen an Christian heran, der noch immer mit vorgestreckten Armen unter der Thüre stand, als ob er den besiegten Gegner zu einem neuen Angriffe erwarte. „Das ist einer von den verfluchten Zehnbätznern," sagte er mit zornbebender Stimme, „ein Spürhund unsrer gnädigen Herren."

Der Niedergeworfene hatte sich ächzend und stöhnend noch nicht ganz erhoben, als unter der Gangthüre zwei Männer erschienen. „Was gibt's da?" fragte der Eine, der in einen weiten Mantel gehüllt war, „wer spricht von Spürhunden und gnädigen Herren?"

Es war der Major mit dem Untervogte.

Christians bisher vom Zorne gerötetes Gesicht wurde bleich wie ein Leichentuch. Er trat einen Schritt zurück, und der zusammengedrängte Knäuel der Gäste wich auseinander, um den Eintretenden ehrerbietig Platz zu machen.

„Was gibt's da, was hast Du mit diesem Manne?" fragte der Major nochmals, indem er an Christian herantrat.

„Wie Ihr seht," erwiderte dieser trotzig, „ich hab' ihn hinausgeworfen, Euern Spion, Herr Major."

Der Major biß die Lippen zusammen und warf einen scharfen Blick auf den Fremden, der mit kläglicher Geberde seine Glieder reibend an der Thüre lehnte.

„Wer sagt dir, Schurke," fuhr er, mühsam seine Stimme

bewältigend, zu Chriſtian fort, „daß dieſer Mann mein Spion ſei?“

„Wenn ich nicht beſtimmt wüßte, daß er's wäre,“ gab dieſer zur Antwort, „würd' ich's keinem Andern glauben, da Ihr ſelbſt ein zu guter Spion ſeid, um Helfershelfer zu brauchen. Den Schurken aber könnt Ihr für Euch behalten.“

Bei dieſen mit trotzigem Hohn geſprochenen Worten ſprang der Untervogt hervor, um ſich auf den verwegenen Frevler zu werfen. Chriſtian wich rückwärts hinter den Tiſch und ſagte ſcheinbar ruhig: „Laßt mich in Ruhe, Untervogt, ich habe Nichts mit Euch zu ſchaffen.“ „Ja, laßt ihn,“ ſchrie der Major, „ich muß den Buben ſelbſt züchtigen.“ Er ſprang um den Tiſch und ſchwang mit hocherhobenem Arme ſeine Reitpeitſche; aber im Augenblicke des Niederſchlagens ließ er ſie aus gelähmter Hand zu Boden fallen und taumelte rückwärts in die Arme des Untervogts; aus dem Ärmel ſeines Mantels tröpfelten raſchrinnende Blutstropfen. „Zum zweiten Mal laſſ' ich mich nicht ſchlagen, Herr Major,“ rief Chriſtian, ein blutiges Meſſer auf den Tiſch werfend.

Die bisher vor Überraſchung ſtummen Zuſchauer ſtoben bei dieſem Anblicke auseinander, als ob ein Blitz aus heiterm Himmel unter ſie gefahren wäre. „Laßt ihn nicht fort,“ ſchrie der Untervogt, „haltet den Mörder!“

„O, das iſt nicht nötig,“ ſagte Chriſtian, ſich wieder in ſeine Ecke ſetzend: „Euer Schwiegerſohn läuft nicht davon. Macht dem Junker nur den Mantel auf; er hat blos eine Ritze im Oberarm; aber er ſcheint das Blut nicht gerne zu ſehen, daß er ſo mit geſchloſſenen Augen daliegt.“

Man kann ſich leicht denken, welche Schreckensberichte die aus dem Bären entflohenen Gäſte nach Hauſe brachten. Über den Chriſtian im Ebnat, hieß es, müſſe der böſe Geiſt gekommen ſein, oder raſend oder hinterſinnig ſei er geworden. Einen fremden Hauſierer habe er plötzlich am Halſe gepackt und in

den Gang hinausgeworfen, daß die Glieder des armen Mannes zusammengebrochen seien, wie dürre Schwefelhölzchen; und dem gnädigen Herrn, dem Junker Major, dem habe er — Gott sei der armen Seele gnädig — ein langes Messer in die Brust gestoßen, daß die blutige Spitze hinten auf dem Rücken einen halben Finger lang herausgeschaut habe; das Blut sei wie aus einer Brunnenröhre dem Stiche nachgeschossen. Mancher riegelte angstvoll die Thüre hinter sich, als fürchte er, der gespenstische Schatten der grausen That könnte ihm über die Schwelle nachfolgen; und manche Mutter faßte ihren Sohn fest bei den Händen, um ihn nicht aus dem Hause zu lassen, in mitleidigen Jammer ausbrechend bei der Erinnerung an Christians Mutter, die arme, einsame Frau auf dem Ebnat.

Röschen saß in schmerzliches Sinnen versenkt in seinem Stübchen am Fenster und schaute unruhig und beklommen in die unheimliche Nacht hinaus. Ein feuchter Wind, der in schweren Stößen vom Walde herniederfuhr, hatte den Nebel aus der Thaltiefe weggefegt und trieb am Himmel schwere, tiefherabhängende Wolken dahin, zwischen denen der Mond nur hie und da mit unsicherm Scheine hervorblickte. „Ach," seufzte Röschen, nach den Schattengestalten der blätterlosen Bäume hinausspähend, „so wird er doch nicht nach Hause gehen, ohne mir gute Nacht zu sagen. Was hab' ich nur gethan, daß er so böse wurde; er weiß doch, wie gut ich's meine; und was kann mein armes Herz dafür, o Gott! daß er ein — Patriote ist. Gieb mir, Himmel!" betete es, die Hände faltend, „gib mir Kraft, wenn die schweren Stunden der Trübsal kommen sollten." Eine unklare, niederdrückende Angst legte sich um sein Gemüt, und bitterlich weinend drückte es das Gesicht in die Kissen des Bettes nieder.

Durch ein leises Pochen am Fenster wurde Röschen aus seinem einsamen Kummer aufgestört. Freudig erschrocken sprang es empor und, plötzlich alles Leid vergessend, rief es: „bist Du

da, Christian? wart' nur, keine Silbe sollt' ich mir Dir reden, Du Böser, ja das bist Du!" Bei diesen Worten riegelte es so hastig an dem kleinen Fenster, daß auch der Blinde hätte sehen müssen, wie aufrichtig das liebende Herz dem Geliebten die Kränkung vergessen und wie gründlich dessen patriotische Sünden im Augenblicke verziehen waren; aber halbverlegen, halb erschreckt wich das Mädchen zurück, als es draußen vor dem Fenster statt des Ersehnten den Nachtwächter erkannte, den alten Franzosenfritz.

„Brauchst nicht zu erschrecken," sagte der mit leiser Stimme, „ich thu' Dir Nichts zu leid, Röschen; aber ich muß Dir Etwas sagen, und wollt, 's wär' was Besseres. Bomben und Granaten, das wollt' ich."

Röschen wurde durch den geheimnisvollen Ton, in dem der sonst derbe alte Soldat sprach, auf's Neue geängstigt. „Um Gotteswillen, was ist es, was weißt Du?" fragte es hastig, und über sein Herz kam plötzlich wieder all' die Bangigkeit, mit der es den ganzen Abend gerungen hatte. „Ja hörst, ich will kein Weibsgeschrei, wenn Du ein Wörtlein von mir erfahren sollst," erwiderte der Franzosenfritz, „und daß Dich, wenn Du die Parole ausplauderst, versprich mir's." „Ja," sagte Röschen, die entgegengestreckte Hand des Nachtwächters fassend, obgleich seine zitternde Stimme die erheuchelte Standhaftigkeit nur zu deutlich Lügen strafte, „ja, ich will ruhig sein." „Nun, so hör' denn," fuhr der nächtliche Botschafter geheimnisvoll fort, „Du weißt, Christian hat viele Freunde in Aarau, mutige, kecke Leute darunter und reiche Herren; aber das hilft ihm Alles Nichts, wenn sie's nicht wissen, wie soll ich sagen? Nun, Du verstehst mich, Granaten, wo nehm' ich nur die Worte her? hörst also, morgen wird der Christian nach Lenzburg gehen müssen, über Suhr, versteht sich, durch den Wald nach Hunzenschwyl, und ich muß jetzt hinunter in den Bären; vielleicht ist er schon über alle Berge, sonst wird er,

verfluchte Amtspflicht, ich habe die Schlüſſel holen müſſen, 's preſſiert nicht, eingeſperrt bis morgen; 's wird aber nicht ſo gefährlich ſein, die Herren haben eine Haut wie von Floretſeide, weil er, er hat den Major geſtochen."

Röschen, das dieſem verworrenen Berichte angſtvoll mit zurückgehaltenem Atem zugehört hatte, ließ bei dem letzten Worte die Lampe mit einem halberſtickten Schrei aus der Hand fallen und wankte ins Stübchen zurück. „Alle Wetter," ſchrie der Nachtwächter leiſe, „Du haſt verſprochen, vernünftig zu ſein, mich nicht um mein Brot zu bringen in meinen alten Tagen, Roſe, Röschen, hörſt Du? antworte doch! Bomben und Granaten, wenn Du nicht hören und reden willſt, ſo geh' ich, Du weißt's jetzt, haſt verſtanden?"

Der alte Soldat würde dieſe Drohung noch nicht ſo ſchnell ausgeführt haben; er ſtreckte den Kopf durch das Fenſter in das finſtere Stübchen; drinnen war's ſtill wie in einer Totenkammer, kein Seufzer, kein Atemzug; aber im nämlichen Augenblicke ſchallten eilige Tritte von der Straße her, die ſich dem Hauſe zu nähern ſchienen. „Blitz und Fahnen! da kömmt ſchon Einer," brummte der Alte, das Fenſterchen zuziehend, „das arme Blut, das arme Herz, ich ungeſchickter, einfältiger Teufel! Holla, ich lauf' ſchon, komm' immer noch früh genug;" und als ob er doch an letzterm Punkte etwas zweifelte, ſetzte er wirklich ſeine alten Beine in einem wunderlich hüpfenden Trab den Baumgarten hinunter dem Bären zu in Bewegung. Aber als er auf die Straße hinaustrat und ihm von Weitem die Lichter aus dem Wirtshauſe entgegenleuchteten, blieb er einen Augenblick atemholend ſtehen. „Na," ſagte er vor ſich hin, mit der Hand über die grauen Wimpern fahrend, „da iſt's naß, Gott ſteh' mir bei, 's wird Schweiß ſein. Die arme, gute Roſe, das beſte Herz auf Gottes weitem Erdboden; bah, 's wird wohl gehen, hoffentlich iſt er davongelaufen; oder ſie hat mich verſtanden, meinetwegen kann er mir den alten Schädel

zuſammenſchlagen, wenn ich ihn bewachen muß; dann hui — nach Baſel."

Unter ſolchen Selbſtgeſprächen lenkte der gute Diener der Gerechtigkeit gerade auf den Bärenplatz ein, als drüben aus dem Wirtshauſe einige Männer traten, unter denen er beim Scheine einer Laterne den Untervogt und Chriſtian erkannte. „Verdammter Tröler," ſchrie der Erſtere, „wo bleibſt Du ſo lange mit den Schlüſſeln?" „Ho! Herr Untervogt," erwiderte der Nachtwächter, „ich mußt' ſie vorerſt ſuchen; 's iſt ſchon gar lange, daß wir ſie gebraucht haben, 's wär' beſſer, auch jetzt nicht!"

„Da nimm die Laterne," befahl der Untervogt „und leuchte voran!"

Der Zug ging lautlos nach dem Gemeindehauſe, wo das kleine Gefängnis des Dorfes war. Keine Seele zeigte ſich mehr auf der Straße, und nur die vom grellen Lichte der Laterne lang hingeworfenen Schatten wankten mit, wie ein ſtilles, ſchwarzverhülltes Trauergeleite.

Was der Gefangene die lange Nacht hindurch gedacht oder geträumt in dem engen Stübchen, das der Schrecken ſeiner Knabentage geweſen und an deſſen vergittertes Fenſter er noch als Jüngling nie ohne geheimes Grauen hinaufgeſchaut, das hat keine Seele erlauſcht. Aber am Morgen ſah er bleich und finſter, als er das Wägelchen beſtieg, auf dem er mit dem Hatſchiere nach Lenzburg fahren ſollte. Groß und Klein ſtand auf dem Platze verſammelt; wohl Wenige aus müßiger oder gar ſchadenfroher Neugierde. Jammernd und weinend klammerte ſich die arme Mutter an die Räder des Fuhrwerkes, und Mancher wiſchte bei dieſem Anblicke mit der Hand über die Augen, der ſchon lange keine Thränen mehr gekannt hatte. Nachdem Chriſtian die hundert Hände gedrückt, die ſich ihm zum Abſchiede entgegenſtreckten, hielt er die ſeinigen ruhig hin, um ſie zuſammenſchließen zu laſſen; aber immer noch ſuchten ſeine

Augen in der Menge herum, ohne den Gegenſtand zu finden, auf dem ſie mit dem letzten ſcheidenden Blicke haften ſollten. Wohl war manches Mädchen gekommen und hatte den Gefangenen weinend dem Schutze des Himmels empfohlen; aber Röschen, des Untervogts Röschen, war zu ſtolz, dem öffentlich Lebewohl zu ſagen, der jetzt eine Handſchelle trug. Wenigſtens war es noch nicht auf dem Platze erſchienen. Ihr Vater ſtand kalt und ſtreng, die Arme über die rote Scharlachweſte gekreuzt, neben dem Fuhrmann; er ſelbſt hatte die Nacht den landvogtlichen Hatſchier in Lenzburg geholt und ſeit der Rückkehr noch nicht nach ſeinem Töchterchen geſehen. „Fahrt fort," ſagte Chriſtian, die Augen niederſchlagend, mit gepreßter Stimme, „b'hüet Gott, liebe Mutter!" Er fühlte, daß eine heiße Thräne in ſein Auge trat; raſch wollte er emporfahren, um ſie wegzuwiſchen; aber — da empfand er zum erſten Male, daß ſeine Hände gefeſſelt waren.

Die Peitſche knallte, die Pferde griffen aus. Ein herzdurchſchneidender Jammerſchrei ertönte, und als Chriſtian zurückſchaute, ſah er ſeine arme Mutter, die ſich am Wagen feſtgehalten, von dem raſchen Stoße ſchwanken und zu Boden fallen. Er ſchloß unwillkürlich die Augen, vor denen es auf- und niederwogte, wie dunkle Meeresfluten, und in raſchem Trabe rollte der Wagen den Bärenplatz hinunter zum Dorfe hinaus.

Der Morgen war kalt und feucht; der dichte Nebel, der platt über dem Thale lag, ließ kaum zehn Schritte weit vor ſich hinſchauen und ſchien mit jedem Augenblicke ſich ſchwerer auf die Erde zu ſenken. Der Gefangene ſaß lautlos, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, neben ſeinem Wächter und horchte ungeſtört auf die Stimmen, die alles Leid und allen Jammer in ſeinem Herzen wach riefen. Es war ja nicht nur die arme verlaſſene Mutter mit ihrem Schmerze über das Unglück ihres Sohnes; es war faſt noch mehr der bittere Gedanke an Rös-

chen, das ihn, ohne ſeine Verteidigung zu hören, vergeſſen, ihm nicht einmal einen letzten Blick zum Lebewohl auf den ſchweren Weg gegönnt hatte. Und wer war denn ſchuld an ſeinem Unglücke? War's nicht Röschen, die Liebe zu dem wetterwendiſchen Röschen, das vielleicht in dieſem Augenblicke neben dem Major ſaß und über dem Verwundeten den unter Jammer und Schmach ſcheidenden Geliebten vergeſſen hatte? Aber nein, fuhr Chriſtian zu ſich ſelber fort, du ſelbſt und du allein biſt ſchuld. Wie biſt du geſtern Nacht kalt und zornig von ihm gegangen, ohne auf ſeine Bitte zu hören? es hat's geahnt, es ſei das letzte Mal! o Gott, nur auch noch einen freundlichen Blick aus ſeinen Augen, und dann komme, was kommen mag, aber jetzt iſt es zu ſpät und aller Jammer kann dir Nichts mehr nützen.

Der Gefangene erhob den Kopf und ſchüttelte ſich, als wollte er jede unnütze quäleriſche Reue von ſich ſchütteln; unheimlich kalt ging es über ſein Herz, als er dachte, daß die Roſſe Röschens Vater gehörten, die ihn zum Gefängnis führten, daß der alte Fuhrmann, der ſo kräftig die Peitſche über ihnen ſchwang, ſeit ſo vielen Jahren in des Untervogts Hauſe Meiſterknecht war und mit Röschen ſo lange an Einem Tiſche gegeſſen hatte. Er biß die Lippen zuſammen und drängte eine Frage nach Röschen, die ſchon auf ſeine Zunge getreten, mit einem halben Fluche wieder in die Bruſt zurück. Dafür brach endlich der alte Martin das Stillſchweigen. „Ja, ja," fing er an, als ſie gegen Schloß Liebegg herabfuhren, „man muß Manches erleben, bis die Haare grau genug ſind. Ich hoffte immer, Dich und Röschen — der Himmel ſei mit dem braven Mädchen — noch einen andern Weg zu führen, Chriſtian; aber das wird nun freilich Zeit haben. Die Feſtung Aarburg hat hohe Mauern und die gnädigen Herren, Gott verzeih's, manchmal Herzen, die kälter ſind als Steine in ihren Schloßmauern." „Halt's Maul," ſchrie der Hatſchier, indem er mit

dem Griffe ſeines Sarras nach dem Fuhrmann ſtieß, „ſonſt will ich dich Reipekt lehren, Läſterzunge.“ „Ho, ho,“ brummte Martin, „ein Wörtchen wird man ſchon noch ſagen dürfen; ein Narr wenigſtens iſt, der ſich einſperren läßt, wenn er davon ſpringen könnte;“ damit hieb er auf die Roſſe, daß ſie hochaufſchlagend im Galoppe davonſchoſſen. Aber kaum hatte der Wagen um die Straßenbeugung hinter der Herberge gelenkt, als Martin plötzlich mit kräftigem Zuge die Zügel an ſich riß. „Halt Brauner,“ ſchrie er, „halt! dort kommt des Meiſters Tochter, mit der ich noch ein Wörtlein reden muß.“ Und wirklich, aus dem Nebel heraus die Straße aufwärts kam ihnen, bleich und entſtellt, mit unordentlichen, halb aufgelöſten Haaren und beſchmutzten Kleidern Röschen entgegen.

Martin ſprang, die Zügel feſt um die Hand gewickelt, von ſeinem Sitze auf die Straße und ſtellte ſich in ſeinem grauen Regenmantel ſo breit vor Röschen hin, daß es den Blicken der Andern vollſtändig entzogen wurde. Den Kopf zum Geſpräche niederbeugend, zog er den umfangreichen, verſchoſſenen Dreiröhrenhut tief in die rechte Seite herab, um ja auch den leiſeſten Ton ihres Geflüſters zu erſticken. Kaum einen Augenblick jedoch dauerte dieſe Heimlichkeit, und noch bevor der argwöhniſche Hatſchier derſelben durch ſein Machtwort ein Ende machen konnte, tauchte Röschen hinter der Verhüllung hervor. Aber Chriſtian ſah Nichts von dem traurig-innigen Blicke, mit dem es zu ihm hinaufſchaute; er bemerkte nicht, wie es neben dem Wagen, die Hände gefaltet, zögernd ſtehen blieb, als ob es ein leiſes Gebet ſpräche; er ſtarrte regungslos vor ſich nieder und biß ſeine Lippen ſo heftig zuſammen, daß ein heller Blutstropfen in den braunen Bart niederrollte. Es iſt in Liebegg geweſen, murmelte er und riß bei dem Gedanken ſo gewaltig an ſeiner Handſchelle, daß das Eiſen tief durch die Haut ſchnitt. Der Hatſchier achtete im Augenblick wenig darauf; über ſein graues, verwittertes Geſicht zog ein freundliches Schmunzeln,

und die ſonſt barſche und harte Stimme modulierte allerlei quiekend-freundliche Töne hervor, mit denen er Röschen fragen wollte, wo es ſo früh ſchon herkomme. Die demütige, bittende Stellung der ſchönen Untervogtstochter, die er als Tribut des Reſpektes hinnahm, ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize gewaltig. „Wo Röschen geweſen iſt?“ fiel Martin raſch ein, indem er die Geißel pfeifend über die Pferde wegſchwang, „hüſt Brauner, vorwärts! das kann ich Euch ſelbſt ſagen, Herr Hatſchier. Röschen iſt in Liebegg geweſen, vielleicht — die verdammten Roſſe, mich wundert's nur, wenn die nicht noch über die Deichſel ſchlagen, ſo kolderig ſind ſie — ja Röschen wird nachgeſehen haben, was der verwundete gnädige Junker Major macht, vermutlich, denk' ich; es iſt ein braves, herzhaftes Mädchen, das Röschen.“ Chriſtian zog ſeinen Fuß, auf den ihn Martin bei dieſen Worten heftig getreten hatte, zurück, ohne das Zwinkern zu beachten, mit dem der alte Fuhrmann nach ihm hinüber ſchielte. Er hörte auch wenig mehr von der Lobpreiſung, mit der des Untervogts Knecht über ſeine Meiſterstochter fortfuhr; er war jetzt ſicher, daß Röschen ihn vergeſſen und ſeine Liebe verraten hatte, und dieſe ſchreckliche Gewißheit verwirrte eine Zeit lang all' ſeine Sinne. Aber das Menſchenherz iſt ein ſeltſam Ding und findet ſeine eigene Kraft manchmal erſt wieder, wenn ihm die letzte Stütze gebrochen iſt.

Chriſtian hatte bis jetzt trotz aller eiferſüchtigen Zweifel im Innerſten immer noch die Hoffnung genährt, Röschen werde über ſein Unglück voll des tiefſten Jammers ſein, und in der Vorſtellung von dem Leid des geliebten Herzens hatte er eine ſchmerzlich-ſüße Beruhigung und Ergebung gefunden; es kam ihm immer vor, als wenn er eigentlich doch blos für Röschen litte, nur ein Märtyrer ſeiner Liebe ſei und für dieſe Leiden genugſam belohnt werde durch die Thränen, die im heimlichen Kämmerlein geweint würden. Aber jetzt war dieſe letzte Tröſtung vernichtet. Röschen hatte ihm kein Lebewohl gegönnt, nicht

weil es ſeinen übergroßen Jammer vor den Leuten verbergen wollte; es hatte ihn wirklich vergeſſen über dem verhaßten Nebenbuhler, der doch nur unreine, ſträfliche Abſichten hegen konnte; es hatte die aufopferndſte Liebe mit undankbarer, herzloſer Untreue belohnt. Für wen ſollte nun der Gefangene noch die Leiden und Schmach des Kerkers ertragen? Für eine That, die in ſeinen Augen kein Verbrechen war, die begangen zu haben er nicht bereuen konnte! „Nein," gab er ſich ſelbſt halblaut und trotzig die Antwort, „du machſt dich frei und fliehſt, ſo weit der Himmel blau iſt."

Gut war's, daß der Hatſchier keine Zeit hatte, auf dieſes unvorſichtig geführte Selbſtgeſpräch Acht zu geben. Er klammerte ſich ängſtlich mit beiden Händen an dem wankenden Sitze feſt und ſchrie dem alten Martin fluchend alle Ehrenbenennungen zu, die in ſeinem nicht geringen Läſterregiſter verzeichnet ſtanden; aber der Fuhrmann fluchte ebenſo mörderlich über die unbändigen Roſſe, die in unaufhaltbarem, ſauſendem Galoppe dahinſchoſſen, während nichtsdeſtoweniger die ſcharfe Geißel beſtändig um ihre Flanken pfiff.

Der Wagen lenkte in vollem Laufe in die ſcharfe Beugung, die durch das Einmünden der Thalſtraße in die alte Bernſtraße gegenüber dem altertümlichen Gaſthauſe zum „Kreuz" in Suhr gebildet wird. Der Fuhrmann hatte die Wendung zu kurz genommen, und mit einem heftigen Krache zerſchmetterte das Hinterrad an dem kantigen Wehrſtein, daß die Felgenſplitter hoch hinaufflogen. Es war ein Glück, daß die Roſſe auf den Ruck und Ruf plötzlich ſtill ſtanden, wie Lämmer, die in ihrem Leben nie Etwas von unbändiger Tücke gewußt; die Achſe hatte Widerſtand geleiſtet und lehnte unzerbrochen gegen den Wehrſtein, ſonſt wären die Fahrenden bei dem gewaltigen Gegenſtoße unfehlbar in den Graben geſchleudert worden.

„Blitzelement," rief Martin herabſpringend, „das iſt gut

gegangen; ja, ich bin ein ganzer Kerl von einem Fuhrmanne; Blitz noch einmal!"

„Was?" ſchrie der Hatſchier, der vor Schrecken zitternd mühſam aus dem Wagen kletterte, „was? ein Schurke biſt Du, ein Hallunke!"

„Ein Schurke, ſagt Ihr?" replizierte der Fuhrmann und machte dabei einen Lärm, als müßten die Toten droben auf dem nahen Kirchhofe ſeine Verteidigung hören, „ein Halunke? So, das iſt der Dank! Wenn ich nicht mit Lebensgefahr die Roſſe ſo geſchickt angehalten hätte, ſo läget Ihr kopfüber im Graben und könntet ſehen, wo Eure dürren Steckenbeine hingeflogen wären — Ihr — Ihr — der Kuckuck mag Euch ein andermal führen meinetwegen!"

Aus dem „Kreuze" kam ein ganzer Trupp Gäſte, um zu ſehen, was der Lärm zu bedeuten habe. Chriſtian fuhr freudig auf, als er unter den erſten derſelben den Meiſter Siebenmann von Aarau mit zwei ſeiner Geſellen erblickte. Er ſprang mit einem Satze vom Wagen und ſtreckte dem Herantretenden die gefeſſelten Hände entgegen; aber bleich vor Zorn und tief innerlicher Kränkung blieb er ſtehen, da der Meiſter kalt, als kenne er ihn nicht, an ihm vorüberging und mit freundlich-höflichem Gruße ſich an den Hatſchier wendete, der ſich noch immer mit Martin herumſchimpfte.

„Ei ei, nur nicht ſo hitzig, Herr Sergeant," ſagte der Meiſter, dem Erboſten die Hand zutraulich auf die Schulter legend, „mußte Euch ein Unfall paſſieren, ſo hätt' ſich's nirgends beſſer ſchicken mögen, als gerade hier beim luſtigen Kreuze. Bei ſolchem Nebel, der Einem faſt die Lunge abdrückt, läßt ſich zur Abwechslung ſchon ein Gläschen vom Beſſern ertragen. Und daß wir da Euer ſauber Vögelein ſo in der Nähe betrachten können, das iſt, mein' ich, wohl einen Schoppen wert."

Der Zorn des geſtrengen Rechtsvollſtreckers milderte ſich bedeutend bei dieſen lockenden Ausſichten; aber deswegen mochte er ſeine obrigkeitliche Würde doch nicht ſo leicht preisgeben. „Ja, ja, ihr Herren," ſagte er, wichtig die Hand auf den Griff ſeines Säbels ſtützend, „wenn nur die ſchweren Pflichten des Amtes nicht wären. Indeſſen, die Not bricht Eiſen. Pack Dich zum Wagner mit Deinem Lumpenkarren; aber für jede Viertelſtunde Zögerung biſt mir mit deinem Halſe verantwortlich. Hörſt Du, Spitzbube?"

Martin nickte vergnügt ſchmunzelnd, als wär' er mit der freundlichſten Bitte angegangen worden, und blickte, die Hände in den Hoſentaſchen, Chriſtian ſinnend nach, der bleich und halbbewußtlos, geknickt und gebrochen ſich von dem lärmenden, ſpottenden Haufen nach dem Kreuze abführen ließ. „Na," ſagte der Alte vor ſich hin, indem er die Roſſe loszuſchirren anfing, „na, die Roſel iſt aber doch ein Blitzding; läuft die bei ſchwarzer Wind- und Wetternacht nach Aarau hinunter und hat bei all' ihrem Jammer eine Liſt erſonnen, bevor ſich unſereins an der Naſe nimmt. Ja, die Weibsleute! Hüſt Brauner! wenn's gelingt, ſo bekommt ihr beide eine doppelte Ration heute, eure Sache habt ihr prächtig gemacht." Der Braune ſcharrte geſenkten Kopfes mit dem Vorderfuße, als wollte er das Kompliment beſcheiden entgegennehmen, und Martin führte die dampfenden Tiere pfeifend dem Stalle zu.

Drinnen im Kreuze ging es bald luſtig her. Dem Meiſter Siebenmann kam es auf ein paar Maß mehr oder weniger nicht an, wenn unter guten Freunden das Wohl der gnädigen Herren und Obern ausgebracht wurde, und dem Hatſchier kam es allbereits vor, er ſei ſelbſt ein gnädiger Herr, ſo höflich und reſpektvoll wurde er behandelt. Sein Mund fing an, von mancherlei Thaten überzufließen, die er bei Tag und Nacht durch Liſt und Gewalt zu des Landes Beſten ſchon gethan und noch thun wolle. Gegenüber ſaß ſtill in ſich gekehrt, die ge-

ſchloſſenen Hände unter dem Tiſche verborgen, der Gefangene, an deſſen Seite ſich Meiſter Siebenmann hingepflanzt hatte.

„Und noch einmal, es leben die gnädigen Herren!“ rief der Meiſter, ſich über den Tiſch beugend, um mit dem Hatſchier anzuſtoßen, „fort mit den Franzoſenfreunden!“ Chriſtian zuckte vor Zorn und Verachtung zuſammen; aber im nämlichen Augenblicke ſpürte er, daß der Schlüſſel an ſeiner Handſchelle losgedreht wurde, und ſah, wie ſich des Meiſters Linke unter dem Tiſche hinſtreckte, während die Rechte das klingende Glas emporhielt. Der Gefangene ſchaute verwirrt und halb erſchrocken auf, und ſein Blut ſtrömte mit ſo tiefer, brennender Glut nach ſeinem Geſichte, daß er kaum zu atmen vermochte; der Meiſter ſchien Nichts zu bemerken; ſein ſcharfes Auge blitzte ſo unbefangen und keck in der Stube herum, als ob ein fröhliches Glas ſein einzig Trachten wäre. Chriſtian zog die eine Hand vorſichtig aus dem eiſernen Ringe heraus, und im nämlichen Augenblicke drückte ihm ſein Nachbar eine kleine, aber ſchwere Börſe in dieſelbe. Der erſtaunte und überraſchte Jüngling hätte faſt laut aufgeſchrien — es war Röschens kleiner, grünſeidener Geldbeutel mit dem zierlichen Silberſchlößchen.

„Ei ſeht doch,“ rief der Thörlewirt, indem er aufſtehend Chriſtian mit einem kräftigen Tritte auf den Fuß trat, „ſeht, wie dort der Fuhrmann das Rad herantreibt!“ Alles lief an die Fenſter, um über die wirklich drolligen Sprünge zu lachen, mit denen Martin das wiederhergeſtellte Rad kunſtgeübt vor ſich herkreiſeln ließ. Jeder hatte einen Witz über den alten Knaben bereit, und dem Hatſchier ſchien's unter dem Gelächter faſt, als fange ſich in ſeinem Kopfe ſelbſt ein Rad zu drehen an; da rief draußen im Gange plötzlich eine helle Stimme: „haltet ihn, haltet ihn!“ Alle Geſichter wendeten ſich, wie am Schnürchen gezogen; aber Chriſtian ſaß nicht mehr in ſeinem Winkel; an ſeinem Platze lag die leere Handſchelle auf dem Tiſche.

Der Hatſchier, vom plötzlichen Schreck wieder nüchtern geworden, ſtürzte der Thüre zu; Meiſter Siebenmann war ebenſo hitzig und rannte ihm in der Haſt ſo wunderlich zwiſchen die dünnen Beine, daß der eifrige Rechtsmann ſeiner ganzen Länge nach zu Boden ſtürzte; erbarmungslos über ihn weg, mit Stoßen und Drängen, wie eine wilde Jagd, der Haufe der lärmenden Gäſte.

Als er ſich mühſam wieder erhoben hatte und fluchend und ächzend vor das Haus hinkte, ſtanden die Männer müßig herum und gafften in den Nebel hinaus. „O, gebt Euch keine überflüſſige Mühe, Herr Sergeant," ſagte Meiſter Siebenmann, „der Ebnat-Bauer hat flinke Füße — gottlob! d. h. daß ich ſonſt auch nicht zu den Langſamen gehöre; aber in dem Nebel iſt Nichts zu jagen. Kommt nur in die Stube, ein Glas auf den Schrecken."

Mit dieſen Worten kehrte er behaglich ins Kreuz zurück.

Eine halbe Stunde ſpäter rollte Martin ohne Begleitung in ſeinem Wagen das Thal aufwärts, ſingend und pfeifend und dazwiſchen mit kindiſcher Freude vor ſich hinſchwatzend. „Na, Röschen, der wird's leicht werden, hui da, Brauner! aber der Untervogt, holla Schimmel, nicht ſo hitzig, preſſiert nicht. Der Thörlewirt, Blitz! das nenn' ich „ein Mann, ein Wort" und redlich zuſammenhalten. Es leben die Patrioten!" Erſchrocken über den unwillkürlich lauten Ruf ſchaute der Alte ängſtlich umher. Glücklicher Weiſe hatte ihn Niemand gehört.

III.

Ein kleiner Stein treibt, in einen ruhigen, glatten Waſſerſpiegel geworfen, beſtimmtere und weitere Kreiſe als ein mächtiges Felsſtück, das in die bewegte Strömung eines Fluſſes geſtürzt wird. Das Kulmerthal war damals noch ein ſtilles, abgelegenes Thal, das bisher nur noch wenig von den geval-

tigen Bewegungen berührt worden, welche zu jener Zeit den übrigen Erdteil erschütterten. Von dem lebhaften Verkehr, durch den dasselbe jetzt mit fernern Gegenden in Verbindung gesetzt wird, war noch keine Ahnung vorhanden; kaum ging wöchentlich ein Bote nach Lenzburg oder Aarau, und immer war es ein Ereignis für eine solche wandernde Post, wenn sie einen Brief mit heimzubringen hatte. In den winternächtlichen „Stubeten" wurde zwar wohl erzählt, daß in Frankreich der König und die schöne Königin, viel hundert gnädige Herren und manch' adelig Fräulein geköpft worden seien; wie sich der Franzos drunten am Rhein und in Italien, jenseits der Schneeberge, mit den Kaiserlichen herumschlage und was der Bonapart für ein gewaltiger Kriegsheld sei; aber all' diese Dinge wurden angehört wie eine halb unglaubliche, schreckhafte Gespenstergeschichte, über der man sich mit geheimem Grauen freut, daß sie schon zu Großvaters Zeiten passiert war. Kein Mensch fürchtete, die Folgen dieser fernen Ereignisse könnten sich in das heimatliche Thal herein erstrecken. Der Name Patriot, der seit einiger Zeit gehört wurde, war ein unverstandener Klang oder galt gleichbedeutend mit „Belzebub", wie's denn der Pfarrer auch ausgelegt hatte.

Jetzt war das mit Einem Male anders geworden. Dem einfachen Sinne der Dörfler wurde mit einem Ereignis das Ferne nahgerückt. Die Vorfälle im Bären, Christians Gefangennehmung und Flucht verdrängten im Augenblicke alle Erzählungen vom Robespierre und dem Bonapart; aber nur, um dieselben später um so lebhafter und in einem neuen Lichte wieder in Erinnerung zu bringen. Daß Christian ein Patriot gewesen und deshalb auf so geheimnisvolle Weise von seinen Mitgenossen befreit worden, war bald offenkundig. Die wundersamsten Berichte kursierten über diese Befreiung, und je geheimnisvoller, um so begieriger wurden sie aufgefaßt, obschon beim Kreuz in Suhr wenigstens Etwas von der einfachen

Wahrheit zu erfahren gewesen wäre. Im Walde zwischen Suhr und Hunzenschwyl, hieß es, sei plötzlich aus dem Gebüsche ein großer Mann vor den Wagen getreten, in einer prächtigen Uniform mit Gold- und Silbertressen; hinter ihm drein fünf oder sechs Andere, mit Masken vor dem Gesichte und Jeder eine Pistole in der Hand. „Halt!“ kommandierte der General, denn das müsse er gewesen sei, und die Rosse blieben vor seinem feurigen Blicke wie erschrocken plötzlich stehen. Dann sei er ganz kaltblütig herangetreten, habe Christian die Handschelle gelöst und ihn so herzlich in die Arme genommen, wie einen Bruder; die Maskierten haben den Befreiten jubelnd umringt und ihm die Hand gedrückt. „Hörst du, Bursch!“ habe der General zu dem Hatschier gesagt, „wenn du dich noch einmal unterstehst, einem Patrioten die Handschelle anzulegen, so geb' ich deinen Rippen bei nächster Gelegenheit dies da zu versuchen.“ Bei diesen drohenden Worten legte er die Hand an den goldenen Griff seines Degens und ließ die glänzende, scharfe Klinge aus der Scheide hervorblinken. Der Hatschier sei bei diesem Anblick bleich geworden wie der Tod und habe den Fuhrmann zitternd gebeten, weiter zu fahren. Wurde nun der alte Martin gefragt, ob Alles wirklich auch so zugegangen und ob vielleicht der General nicht der Bonaparte selbst gewesen sei, so nickte er geheimnisvoll und sagte: „Ja — das muß ich am besten wissen, ich bin dabei gewesen. Jedenfalls, das kann ich sagen, die Patrioten sind Leute — ja das sind Leute. Blitz noch einmal!“

Aber was für Leute denn eigentlich? das war die große Frage, welche die Männer jetzt bei dem winterlichen Müßiggange des Weiten und Breiten erörtern konnten. Auf alle Fälle, so schwarz waren sie nicht, die Patrioten, wie sie der Pfarrer und der Untervogt gemalt hatten; sonst wäre der Ebnat-Christian keiner geworden, der doch allweg ein braver, guter Bursche sei, der nie einem Kinde Etwas zu Leide ge-

than. Daß er den hochmütigen Junker ein wenig geritzt, je nun, der brauchte Röschen auch nicht auf Weg und Steg nachzuschleichen; Mancher habe um solcher Dinge willen schon ganz andere Hiebe bekommen und kein Mensch sich weiter drob bekümmert. Sicherlich sei der General da vom Hunzenschwyler Wald von einer andern Sorte, daß er so herzlich mit Christian umgegangen; und doch werde er auch nicht von der Straße aufgelesen worden sein. Ein General! das sei noch ein Unterschied zwischen einem Major. Schön und brav sei es von den Patrioten, daß sie den Gefangenen befreit, sie möchten sonst sein, was sie wollten.

So sprachen die Leute, und Martin ließ hie und da zwischendrein ein Wörtchen fallen, das nicht verloren gehen konnte. „Wenn ich nicht meines Meisters Brot äße," sagte er, „so könnt' ich noch Dieses und Jenes berichten; indessen, geht ihr nach Aarau hinunter, so kehrt nur beim Thörle ein; dort kann Mancher erfahren, was er noch nicht weiß. Der Thörlewirt ist ein Mann, sag' ich, potz Element! am kleinen Finger mehr wert als zehn Junker zusammen am ganzen Leibe."

Solche Winke gingen, wie gesagt, nicht verloren. Dieser und Jener hatte auf einmal etwas Pressantes in Aarau zu verrichten, und bald verging kaum ein Tag, daß nicht ein Kulmerthaler oder ein paar beim Thörle einen Schoppen tranken. War auch der wackere Meister Siebenmann nicht immer zugegen, so waren's dafür andere Aarauer Bürger, die seit einiger Zeit gar freundlich thaten mit den Bauern; oder wenigstens war des Meisters junges, anmutiges Fraulein bei der Hand, von der Mancher bald auf dem Heimwege meinte, sie verstehe mehr von den Satzungen und dem Regimente der Herren in Bern, als der Untervogt oder ein Gerichtssäß. —

Als zwischen Weihnachten und Neujahr der erste Schnee fiel, lieferten sich die kleinen Buben auf dem Bärenplatze in

Kulm hitzige Schneeballengefechte; die Parteien waren immer scharf abgesondert und riefen sich gegenseitig ergrimmt „Patrioten“ und „Stockerater“ zu. Hätte man einen der kleinen lärmenden Aristokraten gefragt: „Sag' einmal, warum schimpfst du dort des Nachbars Hannesle einen Patrioten? würde er geantwortet habe: „So, der sollte kein Patriot sein? Und sein Vater sagt alle Tage, die Junker und die gnädigen Herren seien halbe Schelme und den Untervogt könnte man auch abschaffen. Ja, das sagt er.“

Als in der Sylvesternitternacht die Glocken ertönten und mit feierlichem Klange die erste Stunde des Jahres 1798 begrüßten, dachte manches bekümmerte Herz: Herr, wie wird es werden, bis wir noch ein Jahr älter geworden? Wirst Du den Kelch der Leiden an uns vorübergehen lassen oder hast Du die Tage der Trübsal über uns verhängt? Und diese Frage mit ihren sorgenvollen Zweifeln war wohl gerechtfertigt. Seit Menschengedenken war kein so trübes Neujahr gefeiert worden. Die sonst miteinander froh gewesen und sich durch gemeinsame Freude am ersten Tage des Jahres stillschweigend Beistand und Hilfe für die kommenden zugesagt, gingen jetzt kalt und mißtrauisch an einander vorüber, als müßte Jeder von seinem Nächsten das Schlimmste befürchten. Unfriede und Argwohn war in alle Gemüter, in die kleinste Hütte eingekehrt. Selbst die Natur schien an dem unheimlichen Menschentreiben teilzunehmen. Am Himmel geschahen Zeichen, die auch den Mutigsten mit banger Ahnung erfüllten. Mehrere Male stand der Horizont in Flammen, wie von nächtlichen Feuersbrünsten. Die Sturmglocken riefen das ganze Thal entlang um Hilfe, und von allen Seiten sah man die Windlichter der Feuerrotten durch die Nacht dahineilen; aber auf einmal war die Röte verschwunden und stieg in einer andern Richtung über den Bergen empor. In der Neujahrsnacht selbst zog hoch in der Luft, schräg über das ganze Thal weg ein „feuriger Drache“,

der einer großen, hellflammenden Kanone glich; bald erfolgte ein so erschütternder Knall, als sei die Erde geborsten, und die Erscheinung am Himmel stob in verglimmende Funken auseinander. Das bedeute Krieg, sagten alte, erfahrene Leute, und die rote Glut am Himmel sei — Schweizerblut.

Gewiß aber sah der Zukunft Niemand mit bangerm, leidvollerm Herzen entgegen, als Untervogts Röschen. Ach, die Größe seines Jammers konnte Gott allein ermessen, dem allein es ja noch klagen durfte. Christian, die Augen füllten sich jedesmal mit Thränen, wenn die Lippen leise und unwillkürlich den Namen aussprachen, ob es ihn noch einmal sehen sollte in diesem Leben? wo mochte er jetzt in der Fremde, flüchtig und verbannt, umherirren? Oder vielleicht hatte er schon Ruhe gefunden — für immer. Kam endlich der Schlaf über die thränenmüden Augen, so kamen mit ihm die schweren Träume, die nächtlichen Abbilder von des Tages Bekümmernissen. Röschen sah den geliebten Flüchtling bleich und entstellt, frierend und erschöpft am Rande eines langen, schwarzen Waldes sich hinschleppen; ängstlich blieb er bei jedem Geräusche stehen, das ein aufflatternder Vogel verursachte, und duckte sich, bei jedem Schritte unter die Gebüsche spähend, um einen heimlichen Verfolger zu entdecken. Plötzlich rauschten die dichten Tannenzweige und schlugen auseinander; ein greller Blitz knallte, und Christian stürzte von der Kugel getroffen, blutend auf den hartgefrorenen Boden nieder. Röschen schrie auf vor Entsetzen; aber — es lag, von tiefer Finsternis umgeben, in seinem Kämmerlein und fing an, mit zitternder Stimme laut vor sich hin zu wiederholen, was ihm Meister Siebenmann zum Troste hatte sagen lassen: Christian nämlich sei außer Landes in Sicherheit und werde, wenn es an der Zeit sei, wohlbehalten wieder nach Hause kehren.

Das Morgenlicht, der süße Trost der Schlaflosen, kam für Röschen nur, um das alte Leid mit einem neuen zu vermeh-

ren. Saß es ſo ſtill und bleich, von Tag zu Tag bleicher, mit den nächtlich verweinten Augen an ſeinem Spinnrade, ſo konnte der Vater vor ſein Kind hinſtehen und es lange betrachten mit ſtrengem und doch halbſcheuem Blicke, ohne ein Wort zu ſagen. Röschen fühlte dieſe Blicke tief durch ſeine Seele gehen; es wollte ihm faſt das Herz abdrücken, und doch fand es kein Wort, mit dem es die innere Laſt erleichtern konnte. Es war nicht, wie ehemals, im Stande, dem Untervogt entgegen zu ſpringen, ihm die ſtruppigen Haare aus der Stirne zu ſtreichen und halb bittend, halb ſchalkhaft drohend zu ſagen: „Vaterle, du wirſt deinem Roſele doch nicht böſe ſein?“ es blieb mit niedergeſchlagenen Augen ſchweigend ſitzen, bis ſich der Vater endlich langſam umkehrte und ſchweren, dröhnenden Schrittes hinausging. Dann ließ es den Faden aus dem Finger fallen und fing bitterlich zu weinen an.

Wie war das ſonſt anders geweſen! Der Untervogt hatte ſeit dem Tode ſeiner Frau an Röschen Vater- und Mutterſtelle zugleich vertreten; er hing an ihm mit der innigen, faſt jugendlichen Liebe, deren nur ein Vaterherz fähig iſt, das ſeinen ganzen Stolz in einer aufblühenden Tochter findet. Dafür lag Röschens ganzes Gemüt und Weſen ſo klar und offen vor ihm, wie ein in der Morgenſonne ſchimmernder Tautropfen. Er hatte die Liebe zu Chriſtian keimen und wachſen ſehen, ohne derſelben hemmend entgegenzutreten; zwar wäre ihm Dieſer und Jener willkommener geweſen, doch wollte er der Neigung ſeiner Tochter, ſeines einzigen lieben Kindes, ohne dringende Not keinen Zwang anthun. „Röschen,“ hatte der Vater geſagt, „des Untervogts Sohn von Reinach wäre mir lieber. Chriſtian iſt ein wackerer, braver Burſche, das iſt wahr; doch weißt Du, ſeit Urgroßvaters Zeiten iſt einer von unſerm Hauſe Untervogt geweſen. Wäreſt Du, nun das iſt jetzt nicht zu ändern, Du biſt mir eben ſo lieb, vielleicht noch lieber; aber wenigſtens muß mein Schwiegerſohn mein Nachfolger

werden; das bin ich denen, die unter dem Boden liegen, schuldig. Der Kuckuck weiß, was der Christian und der Major gegen einander haben, der hier doch das beste Wort einlegen könnte. Es muß aber sein, wenn er Dein Mann werden soll, und thät's meinen halben Hof kosten." Röschen hätte nun wohl Aufschluß geben können über das, was Christian und der Major gegen einander hatten; aber es besaß wenig von dem erbadeligen Amtsstolze seines Vaters. Bin ich nur erst seine Frau, dachte es heimlich, dann mag er Unter- oder Obervogt werden; mir ist's einerlei. Brav und gut und lieb ist er alleweg.

Man kann sich denken, wie die erzählten Ereignisse auf den Untervogt wirken mußten. Seine Ansichten waren das Erbgut, das er mit der Muttermilch eingesogen; ein ererbtes, unantastbares Heiligtum seiner Seele, die sich von dem Wehen einer neuen Zeit wie von einem Pesthauche berührt fühlte. In seinen Augen war jetzt Christian an Allem schuld, was seit dem Vorgange im Bären im Dorfe und im ganzen Thale sich geändert hatte; er war der Urheber des offenen und geheimen Murrens gegen die Obrigkeit, des rebellischen Trotzes, der sich überall zu zeigen anfing, und gegen ihn wendete sich alle Bitterkeit, aller Zorn, den der Untervogt täglich verschlucken mußte. Aber bei all' diesem Hasse bereute er heimlich doch Eines, was er in der ersten leidenschaftlichen Hitze gethan hatte; es war dies der Eifer, den er bei Christians Gefangenehmung an den Tag gelegt und der nun doch nutzlos gewesen. Er fühlte, daß er dadurch dem Herzen seines Kindes eine tiefe Wunde geschlagen, und scheute sich drum auch, mit ihm über Christian offen herauszusprechen. Er harrte und wartete, bis Röschen, sein einziges, treues Kind, die Blume seines Herzens und seiner Hoffnungen, kommen und sagen würde: „Vater, ich will ihn vergessen, der Dir so vielen Kummer bereitet hat." Aber Röschens Zunge war ja ebenfalls durch ein Geheimnis

gebunden; es hatte dem Vater, dem es ſonſt Alles anvertraut, nie geſagt, welchen Anteil es an Chriſtians Befreiung habe; und dann, ach Gott! es konnte den, der wohl auch ſeinetwegen im fernen Elende ſchmachtete und ſich nach ihm heimſehnte, doch nicht vergeſſen.

So war das Leben in des Untervogts Hauſe ein trübes und kummervolles; aber die ſchwerſten Prüfungen blieben der verhängnisvollen Zukunft anheimgeſtellt.

Die Gerüchte und Prophezeiungen von einem nahen Franzoſenkriege lauteten immer drohender und beſtimmter und gaben der Zwietracht, die unter den Thalbewohnern ausgebrochen, von Tag zu Tag neue Nahrung. Die Patrioten, die vom Thörle in Aarau heimkehrten, erzählten, drinnen in der Stadt ſei ein Ambaſſador, ein reicher, mächtiger Herr von der franzöſiſchen Regierung, der ſage, die Franzoſen wollen blos ins Land kommen, um die gnädigen Herren und faulenzenden Junker zu verjagen, die mit ungerechter Gewalt herrſchten und den armen Bauern den letzten, mühſam erarbeiteten Kreuzer abdrückten. Zehnten und Bodenzins müſſen abgeſchafft werden und das Volk aus freien Stücken diejenigen wählen, von denen es regiert ſein wolle; dann könne es ſelbſt beſtimmen, wie viel Steuern bezahlt werden müſſen. Solches ſei nur gerecht und billig; an manchen Orten ſei's vor Alters ſo geweſen und ſo ſei es noch jetzt in den kleinen Ländern* drinnen. Ein Narr, wer ſich von den Franzoſen, die's gut meinten, wollte totſchlagen laſſen für die adeligen Herren, die's ſchon lange ſchlecht gemeint mit dem Volke. Die ſollten die Suppe, die ſie eingebrockt, ſelbſt auseſſen, wenn ſie Luſt hätten. Von den Aarauern, die beſſer wüßten, was an der Zeit ſei, werde kein Mann ausziehen, und ſo müſſe man's auch halten.

* So heißen im Volksmunde die Urkantone.

„Ihr ſeid die Narren und Schelme dazu," ſagten dagegen die „Stockeraten", der Untervogt und ſeine Anhänger; „der Obrigkeit, die von Gott eingeſetzt und von jeher dageweſen, ſeid ihr den geſchwornen Gehorſam ſchuldig. Die Aarauer, die uns ſonſt mit keinem Schuh angeſehen, ſind Spitzbuben; ſie wollen das Land dem Franzos verkaufen, um ſelbſt die Herren ſpielen zu können; aber man wird ihnen ſchon auf die Haube kommen. Ein Vaterlandsverräter, wer's mit ihnen hält"

Dieſen Streitereien, die ſchon hie und da mit ſehr handgreiflichen Gründen weiter geführt wurden, ward durch ein plötzliches Ereignis ein Ende gemacht. Am vorletzten Nachmittage des Jänners ging der alte Franzoſenfritz in ſeiner ausgelebten Uniform, die nur bei wichtigen Gelegenheiten angezogen wurde, ſchnellen Schrittes, aber ernſten, bedenklichen Geſichtes von Haus zu Haus und verkündigte mit feierlicher Stimme den Wehrpflichtigen: Macht, daß ihr morgen, punkt 8 Uhr, in der Uniform auf dem Bärenplatze ſeid — es geht gegen die Franzoſen.

Bei dieſer Botſchaft wurde Mancher ſtill, der kaum noch mit lautem Eifer behauptet, es ſei Pflicht und Schuldigkeit jedes Ehrenmannes, ohne Furcht und Zagen für die Obrigkeit in den Tod zu gehen, und Manchem wurde mit Einem Male faſt zu Mute, als könnten die Patrioten doch etwas Recht haben. Dieſe ſelbſt jedoch wagten ebenfalls nicht mehr, laut zu ſprechen, wie ſie's noch geſtern gethan; ſie waren zu gering an Zahl und zu wenig geneigt, gegen den obrigkeitlichen Befehl, der auf Strafe „an Leib und Gut" lautete, Widerſtand zu verſuchen. Was helfen mir, ſo dachte Jeder bei ſich, was helfen mir die Verſprechungen des Ambaſſadors in Aarau oder die Franzoſen ſelbſt, ſo lange ſie noch hinter den blauen Bergen ſind? Bis die Meiſter ſind, könnt' ich noch manchmal eingetürmt oder erſchoſſen werden. Klüger iſt's, ich ziehe vorläufig gutwillig mit; ſpäter, nun, dann wird ſich's zeigen."

So gingen die Männer daran, ihre Waffen in Ordnung zu ſtellen, und die Frauen und Töchter liefen jammernd und klagend zuſammen, um durch gegenſeitige Erzählung ihrer Befürchtungen ſich ſo bange zu machen, als wäre der jüngſte Tag vor der Thüre. Dieſe Nacht iſt über manches ſchöne Auge kein Schlaf gekommen, und die Thränen wären nicht zu zählen, die offen und heimlich geweint worden.

Mit Tagesanbruch rückte das Fähnlein aus den obern Thalgemeinden heran. Noch einmal wurde auf dem Bärenplatze von den Lieben Abſchied genommen, und dann marſchierte der ganze Zug ohne Sang und Klang, ſtill wie ein Leichengeleit, zum Dorfe hinaus, die Straße nach Suhr hinunter. Für manchen Mitziehenden freilich war's auch das Leichengeleit.

Eine Stunde ſpäter fuhr der alte Martin mit dem Untervogte auf einem Bernerwägelchen ebenfalls das Dorf hinunter. Der Untervogt, der jetzt faſt zu ſeinem Leidweſen nicht mehr wehrpflichtig war, wollte erkunden, ob die Franzoſen ſchon im Lande ſeien und wohin und wie weit die Soldaten marſchieren müßten.

Den Daheimgebliebenen war es, als ſei die ganze Welt ausgeſtorben. Überall fehlte ein Gatte, ein Vater, und manches Schweſterherz vergaß im Abſchiedsſchmerze über einen Andern beinahe, daß der Bruder ebenfalls fortgezogen.

Auch in des Untervogts Hauſe war's ſtill und öde. Die Mägde ſtanden auf der Straße und in den Nachbarshäuſern herum, Angſt und Bangigkeit vermehrend, wo ſie tröſten wollten; dafür ließen ſie ſich Gleiches mit Gleichem vergelten, ſo daß ſie Arbeit und Eſſen vergaßen. Röschen ſaß beinahe den ganzen Tag einſam in der Stube an ſeinem Spinnrade; freilich blieb die Spindel manchmal ſtocken, und, in tiefes Sinnen verloren, beugte ſich das bleiche Geſicht auf die Bruſt nieder, während die Hände unbeſchäftigt auf dem Schoße gefaltet lagen.

Aber doch, ſonderbar! mitten unter dem neuen allgemeinen Jammer fühlte es ſich ermutigt und ſtärker, ſein eigenes Leid zu tragen, da es wußte, daß hundert Andere ebenfalls litten. So iſt einmal das menſchliche Herz, und wenn's auch das beſte wäre, ein eigenſüchtig Weſen. Der Bettler erträgt ſeinen Hunger leichter neben dem hungernden Mitgenoſſen als im Anblicke des praſſenden Überfluſſes.

Nichtsdeſtoweniger harrte Röschen mit banger Sehnſucht der Rückkehr des Vaters und Martins entgegen. Es war ſo unheimlich in dem großen, menſchenleeren Hauſe. Der Wind trieb feuchtes Schneegeſtöber gegen die Fenſter und ſtrich mit ſo klagenden Tönen durch den leeren Hausgang, als ob er ängſtlich nach Jemand riefe, Jemand ſuchte, den er nicht finden konnte. So kam's Röschen vor, und manchmal ſchrak es heftig zuſammen, wenn ein dumpfer Stoß an den Giebel des Hauſes fuhr; es glaubte jedesmal den Widerhall eines fernen Kanonenſchuſſes zu hören. Endlich, als es bereits zu dunkeln anfing, ließ ſich eine der Mägde herbei, von Angſt und der Wichtigkeit ihrer Nachrichten nach Hauſe getrieben. „O du himmliſche Güte," fing ſie ſchon unter der Thüre an, „o du ewige Barmherzigkeit, warum hab' ich unnützes Geſchöpf nicht ſterben können, bevor ich ſolchen Jammer erleben mußte! Denke Dir, Roſele, drunten bei Suhr ſind ſo viel Soldaten beiſammen, als auf dem Felde bis nach Aarau hinein Platz haben, ſoviel als Sandkörner am Meere; und jeder hat Pulver bekommen und Kugeln dazu, die ſie nach Aarau hineinſchießen ſollen. Gewiß und wahrhaftig, der Franzoſenfritz hat's geſagt; der Himmel weiß, wie viele jetzt ſchon tot ſind, wenn die Kugeln alle treffen ſollen — o Jammer und Elend! Die Aarauer haben mitten in der Stadt, gerade vor dem Rathauſe, eine große Tanne aufgerichtet — einen Freiheitsbaum nennen ſie's; o die verblendeten Thoren, die der Herr mit Finſternis geſchlagen! Oben auf dem Baum haben ſie eine alte Nachtkappe,

eine rote Zipfelkappe gehängt, die den Teufel, Gott verzeih's, vorſtellen ſoll, und dem zu Ehren um die Tanne herumgetanzt, Herren und Frauen durcheinander, wie die Hexen an Frohnfaſten auf dem Kreuzwege. Ach, und jetzt wird die Strafe des Himmels über ſie kommen, und die Stadt ſoll ausgerottet werden mit Kind und Kindskindern. Die armen, unſchuldigen Würmlein! An allen vier Ecken ſoll ſie angezündet werden! Heiliger Gott, wie manches gute Bißlein wird da verbrennen, an dem ſich Unſereins erlaben könnte. Du himmliſcher Troſt! Aber die Thore haben ſie geſchloſſen und wollen mit einer Kanone herausſchießen gegen unſere Soldatenleut', Kugeln ſo groß wie ein Tennsthor, ſagt der Franzoſenfritz. Wenn nur der Meiſter und Martin nicht zu nahe kommen; aber gewiß, den Martin wird's treffen, er iſt immer ein Waghals geweſen. Drum hat mir's geträumt die letzte Nacht, er war ſchön aufgeputzt im Sonntagsſtaat mit dem ſcharlachenen Leible und dem Wamſe mit den großen Stahlknöpfen; er that ſo freundlich und wollte mich durchaus zur Frau haben. O gewiß! das iſt ein ſicheres Todeszeichen. Ich arme, unglückſelige Kreatur!"

Dieſer ſchreckliche Gedanke übernahm die Hiobsbotſchafterin ſo ſehr, daß ſie ſich erſchöpft auf die Ofenbank ſetzte und ihr Geſicht laut klagend und jammernd mit der Schürze verbarg. Röschen, das trotz ſeiner eigenen Bekümmernis über die Alte lächeln mußte, würde mit ſeinem Troſte wenig ausgerichtet haben, wenn nicht im nämlichen Augenblicke ein Wägelchen an das Haus herangerollt wäre. Es war Martin, um deſſen Tod bereits ſo bittere Thränen floſſen.

Der Angekommene ſchien ſich wenig um die ihm gewidmete Teilnahme kümmern zu wollen. Finſtern Geſichtes trat er in die Stube und, ohne deren Bewohner zu grüßen, ſagte er barſch zu der Alten: „Mach Dich in die Küche, Käther; ich habe Hunger; ein Hundewetter, das." Die neugierigen und klagenden Proteſtationen gegen eine ſo rauhe und raſche Verabſchie-

dung wollten nichts verfangen. „Hörſt Du nicht, altes Plappermaul, daß ich Hunger habe?“ ſchrie Martin; „was zum Kuckuck ſcherſt Du Dich um Krieg und Welthändel — marſch!“ Mit dieſen Worten ſchob er die ſich beleidigt fühlende und ſich ſträubende Alte ziemlich unſanft zur Thüre hinaus und verriegelte dieſelbe.

„Aber um Gotteswillen, Martin, wo haſt Du den Vater?“ fragte das ängſtliche Röschen.

„Wo ich den Vater habe?“ erwiderte der Knecht bedächtig, den Regenmantel an die Wand hängend, „den hab' ich nicht bei mir, er iſt noch drunten bei Suhr.“

„Aber was thut er dort, warum iſt er nicht mit Dir heimgekommen?“ drängte Röschen, immer ängſtlicher werdend, „warum haſt Du ihn zurückgelaſſen?“

„Na, na, nur nicht ſo laut,“ bedeutete Martin, „die da draußen braucht's nicht zu hören; 's iſt für Dich allein, was ich weiß, Du verſtehſt mich.“

„Nein,“ ſagte Röschen bang und leiſe, „nein, ich verſteh' Dich nicht; aber ſag's nur — 's wird wohl Nichts Gutes ſein.“

„Je nachdem's ausfällt; ich fürcht' ſelbſt, 's wird Nichts Gutes draus; aber hör' nur. Drunten bei Suhr und Buchs ſind heut' wohl an die dreitauſend Mann zuſammengekommen und die ſollen, bevor's gegen die Franzoſen geht, über die Aarauer her, die den Gehorſam gegen die gnädigen Herren verweigern und nicht mitziehen wollen. Der Major kommandiert auch bei den Truppen und hat geſchworen, das Patriotenneſt müſſe zuſammengeſchoſſen werden, daß kein Stein auf dem andern bleibe.“

„Aber ums Himmelwillen, was hat denn der Vater dabei zu thun?“

„Ja das will ich Dir eben ſagen,“ fuhr Martin fort, „das will ich Dir eben ſagen, d. h. ich weiß es ſelbſt nicht recht.

Siehſt Du, die Aarauer hoffen, der Franzos werde ihnen bald zu Hilf' kommen; und bis dahin hätten ſie Pulver und Blei genug, um Jedem das Licht auszublaſen, der ohne ihre Erlaubnis zum Thor hinein möchte, meinen ſie. Du weißt, es ſind kecke Leute, die Aarauer Patrioten."

„Martin," ſagte Röschen aufſtehend, „Du haſt mir noch etwas Anderes zu ſagen; das Verſtellen ſteht Dir ſchlecht an, dem Vater iſt ein Unglück begegnet."

„Nein doch — Blitz noch einmal," fuhr der Alte heraus, „ich glaube blos, Chriſtian iſt drinnen bei den Aarauern."

„Chriſtian!" rief Röschen, „Chriſtian, ſagſt Du?"

„So ſchrei doch nicht ſo," flüſterte Martin, das Mädchen auf den Stuhl niederziehend, „ich weiß es ja nicht genau — hör' nur, wie's gegangen iſt. Als wir heut' nach Suhr hinunterkamen, merkt' ich zeitig, daß der Meiſter und der Major etwas Apartes zuſammen hatten. Bald kam auch der Judenbub und flüſterte dem Major Etwas ins Ohr. Der Judenbub, mußt Du wiſſen, iſt der Kerl, der Spitzbub, der Spion, den der Chriſtian an jenem Abend drunten im Bären ſo wacker auf den Rücken gelegt hat. Halt, dacht' ich, da kannſt du Etwas erfahren und ſchmutzig wirſt du auch nicht, wenn du ſchon mit einem Schelmen ein Glas trinkſt. Ich lockt' ihn ins „Kreuz" hinein und that nicht knickerig. Da ſagt' er denn, wie ich's Geſpräch ſo drauf bringe, der Ebnat-Bauer ſei ſeit zwei Tagen in Aarau und woll' den Patrioten die Stadt vertheidigen helfen; diesmal werde ihm der Major die Zeche heimzahlen, und der Untervogt wolle auch dabei ſein oder müſſe [illegible]mehr, gern oder ungern. Jetzt wußt' ich genug; aber es ließ mir keine Ruhe. Ich lief hinauf in den Gönhart, hinüber bis an den Binzenhof und dann durch's Feld hinein Aarau zu. Drinnen am Bache ſtand ein Poſten — denke Dir, 's war der Thörlewirt mit noch einigen Andern, der mir fröhlich entgegenrief: „Hätteſt den Umweg nicht zu machen brauchen,

ehrlicher Sünder," ſagte er, „wir beißen Keinen, ſo lange uns der Krieg nicht angekündigt iſt, und wie Banditen werden ſie uns doch nicht überfallen wollen; übrigens wart' nur noch einen Augenblick, er wird bald kommen. Und er kam auch, der Chriſtian nämlich. Ja, ja, du brauchſt das Geſicht nicht zu verdecken; ich ſchämte mich auch nicht, ich alter Knabe; die Thränen ſind mir über die Backen gelaufen wie einem Kinde, als er mir die Hand gab. Faſt hätt' ich ihn nicht mehr gekannt, ſo hat er ſich verändert, bleich iſt er, und der Kummer ſieht ihm aus den Augen; aber dabei feſt und gradauf, wie eine junge Tanne. Er läßt Dich vielhunderttauſend Mal grüßen — ich hab' es wohl gemerkt, er zitterte, als er das ſagte, und zum Zeichen, daß ich ihn geſehen, hat er mir dies da gegeben, er woll' es bald ſelbſt wieder von Dir holen, wenn Du's ihm dann laſſen wollteſt."

Bei dieſen Worten zog Martin Röschens kleinen grünſeidenen Geldbeutel mit dem Silberſchlößchen aus der Taſche, den Chriſtian vor ſeiner Flucht von Meiſter Siebenmann empfangen hatte.

Erſt jetzt kam über das arme Mädchen das volle, unausſprechlich bange Gefühl des gänzlichen Verlaſſenſeins; es war ihm wie dem Schiffbrüchigen, dem im weiten, uferloſen Meere der Wellenſchlag die letzte Planke zwiſchen den müden Händen zuſammenbricht. Hatte es auch lange ſchon ſein Leid allein getragen und Gott allein ſeine Klage anvertraut, ſo war der Vater doch immer noch da, an deſſen Herzen das Kind in der größten Not die letzte Zuflucht, an deſſen Liebe es die letzte Stütze finden konnte. Röschen erfuhr, was die meiſten Menſchen zu ihrem Unglücke zu ſpät erfahren; erſt wenn ſie ein Gut verloren, lernen ſie den Wert desſelben vollſtändig ſchätzen; erſt am Grabe, in das der Tote gelegt wird, empfindet manchmal der Zurückbleibende in vollem Maße, was ihm der Lebende geweſen. Als es in ſpäter Nacht vor ſeinem Bette nieder-

kniete, wußte das arme Herz nicht, für wen es inniger den Schutz des Himmels anrufen ſollte, für Chriſtian oder den Vater, die ſich in dieſem Augenblicke als Todfeinde gegenüberſtanden.

Nach bangdurchwachter Nacht konnte Röschen auch am Tage keine Ruhe finden. Eine beſtimmte Ahnung ſagte ihm, daß das Maß ſeiner Leiden noch nicht voll, daß jeder nächſte Augenblick ein neues Unglück bringen müſſe. Schweigend vor ſich hinſchauend, ſaß es in der Stube und blickte nur bang und erſchrocken nach der Thüre auf, wenn ſich im Gange ein Tritt hören ließ: jeder Kommende konnte doch nur eine Trauerbotſchaft bringen.

„Ich vermag's nicht mehr länger zu tragen," ſagte Röschen am Nachmittag zu Martin; „aber gehen kann ich auch nicht ſo weit, 's iſt mir, als wären all' meine Glieder mit Blei ausgegoſſen; Du mußt mich hinunterführen, ich will den Vater holen."

„Ich thät's nicht," riet der Alte bedächtig: „Du weißt ja, wie er iſt, und 's wird Nichts nützen; aber wenn's Dir zu eng iſt daheim, ſo könnteſt Du einmal hinauf ins Ebnat, der alten Frau den Gruß überbringen."

Röschen errötete über ſich ſelbſt bei dieſer Mahnung. So oft es auch an Chriſtians Mutter gedacht und wie viel es auch mit ihr gelitten, ſo hatte es die arme Frau doch nie aufgeſucht, aus Scheu vor dem Vater vielleicht oder noch mehr von dem Gefühle abgehalten, daß es doch nicht zu tröſten vermöge. Jetzt machte es ſich mit Martins Botſchaft auf den Weg nach dem einſamen Berghofe.

Als der Abend mit Wind und Schneegeſtöber herankam, kehrte Röschen mit rotgeweinten Augen und vermehrtem Herzeleid nach dem Dorfe zurück. Chriſtians Mutter hatte ſich in ihrem Schmerze nicht enthalten können, den Untervogt als

Urheber des Jammers anzuklagen, der ihre grauen Haare mit raſchen Schritten dem Grabe entgegenführe.

So vergingen vier bange, kummervolle Tage; jede Stunde brachte ein neues Gerücht, das die Angſt des Dorfes vermehren mußte. Manches alte Mütterlein, das ſonſt nur noch an einem warmen Sommertage mit kurzem Atem auf den nächſten Acker hinausgeſtöpfelt, packte jetzt am frühen Morgen ein Bündelein von dem Beſten, was Küche und Keller vermochte, um es dem Sohne oder Tochtermann, der drunten bei Suhr oder Buchs lag, zu bringen, und kehrte am ſpäten Abend mit der Schreckenskunde heim, daß in nächſter Nacht der Kampf beginnen werde. Der Untervogt hatte ſagen laſſen, Röschen ſolle ſeinetwegen unbekümmert zu Hauſe bleiben, da er ſelbſt jeden Augenblick zurückkehren könne.

Und er kam auch, der eifrige, unglückliche Mann. Gegen Abend des vierten Hornung hieß es auf einmal, die Aarauer hätten übergeben und die Truppen ſeien ohne einen Schuß zu thun in die Stadt eingezogen; der Freiheitsbaum ſei umgehauen, und der rote Wein werde den Soldaten in großen Standen vor die Häuſer geſtellt; die Patrioten müßten froh ſein herzugeben, was ſonſt im geheimſten Schrank und Kaſten verborgen geweſen, wenn man ſie damit nur laufen laſſe. Viele Soldaten zögen ſingend und jauchzend mit einem Weißbrot in der Hand und einem mächtigen Stück Braten am Bajonnet in den Straßen herum.

Dieſe Nachricht, die bei Manchem eine mutige Kriegsluſt erweckte, der bisher gezagt hatte, und manche Seele von ſchwerer Betrübnis befreite, war wenig geeignet, dem bekümmerten Röschen Troſt zu bringen. Es dachte nun kaum mehr an den Vater, der jetzt ungefährdet heimkommen konnte; aber Chriſtian! du armes, unglückliches Herz! jetzt wurden alle Ahnungen und Träume zur Wahrheit, die dich ſo lange gedrückt und aus dem

Schlafe aufgeſchreckt, und Alles, was du gewagt und gelitten, war vergeblich gelitten.

Es ſaß noch ſpät in der Nacht in der Stube an dem runden Tiſche, das Geſicht in die hohlen Hände geſtützt, zwiſchen denen hie und da eine langſame Thräne herabträufelte. Das tief herabgebrannte Licht flackerte mit unſicherm Scheine, und die unheimliche Stille wurde nur manchmal durch einen ſchweren Seufzer Martins unterbrochen, der ſchon ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen, hinter dem Ofen kauerte. Er ſaß vom Lichte abgewendet, um Röschen nicht anſehen zu müſſen, und zog in langen Zwiſchenräumen mächtig an ſeiner Stummelpfeife, ohne zu bemerken, daß dieſelbe ſchon mehr als eine Stunde ausgebrannt war.

Endlich, es ging bereits auf Mitternacht, rollte die Straße herauf langſam ein Fuhrweg gegen das Haus heran. „Das wird der Meiſter ſein," ſagte Martin, indem er aufſtand und die Laterne von der Wand herunterlangte; „wenn er nur gute Nachricht bringt." „Ja, er iſt's," ſagte Röschen, das ans Fenſter getreten war, mit leiſer, banger Stimme, „und noch viele Andere mit ihm. Geh' hinunter, ich will vorerſt in die Küche, um Feuer zu machen. Er nahm die Lampe und ging ſchwankenden Schrittes hinaus. „Arme Roſel," murmelte der Alte, die Laterne anzündend, „dir preſſiert's nicht, Neuigkeiten zu erfahren; mir auch nicht, und doch wollt' ich, ich wüßt' ſie ſchon. Am Ende haben ſie den Chriſtian mitgebracht, wenn's ihrer Viele ſind. Halt, wer ruft da? Teufel, der Major! ich komm', ich komme."

Röschen hatte in der Küche die rufende Stimme ebenfalls gehört und erkannt. Es bebte zuſammen und ſetzte ſich zitternd auf den Herd nieder. Eine unausſprechliche Angſt verwirrte ſeine Gedanken, und wie im Traume ſtarrte es regungslos in das aufflackernde Feuer, an deſſen Scheine die Thränen, die an ſeinen dunkeln Wimpern hingen, wie blitzende Tautropfen

widerleuchteten. Kaum hörte es, daß viele ungleiche und ſchwere Tritte, als würde Jemand gewaltſam geführt oder eine Laſt getragen, durch den Gang nach der Stube gingen; es blieb unbeweglich in das Feuer ſchauend ſitzen, bis ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte.

„Du ſollſt hereinkommen, Roſele," ſagte Martin mit weicher, trauriger Stimme, „es ſind Leute drinnen; aber erſchrick nicht, der Major iſt da, es iſt ein Unglück paſſiert.

„Ja, ja," erwiderte Röschen, haſtig aufſtehend, „ich weiß ſchon, ſie haben ihn mitgebracht, ich komme, ich komme." Raſch ergriff es die Lampe und eilte durch den Gang der Stube zu, ohne deutlich zu wiſſen, was es that, oder auf Martin zu achten, der es mit einer bittenden Miene zurückhalten wollte. „Oh," ſeufzte der Alte, in die Küche zurücktretend und das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, „das können meine Augen nicht mit anſehen. Ach, daß der brave, unglückſelige Chriſtian das thun mußte — wie er ſo mit dem alten Manne, dem Vater ſeines lieben Roſele, umgehen konnte — das wird dem armen, armen Kinde vollends das Herz brechen." Er lehnte den Kopf vorwärtsgebeugt gegen die Mauer und ließ den Thränen freien Lauf, die unter lautem Schluchzen über ſeine wetterharten Wangen rollten.

Als Röschen in die Stube trat, ließ es vor Entſetzen und Schmerz lautaufſchreiend die Lampe auf den Boden fallen. Neben dem Major ſtanden im Kreiſe herum ernſt und ſchweigend mit entblößtem Haupte eine Anzahl bekannter und fremder Männer, zwiſchen denen eine mit Betten bedeckte Bahre ſtand. Auf derſelben lag, vom trüben Scheine der Laterne beleuchtet, regungslos mit totbleichem Geſichte und halbgeſchloſſenen Augen, die Stirn mit einem blutigen Tuche umwunden, Röschens Vater, der Untervogt

Die Nachricht von dem traurigen Vorfalle durchlief noch die Nacht und in der erſten Morgenfrühe mit Blitzesſchnelle

das Dorf von Haus zu Haus bis in die entlegenſte Berghütte. Mit welcherlei Zuſätzen und Ausſchmückungen iſt leicht denkbar. Der Tag dämmerte kaum ins Thal herab, als ſchon eine dichte Menge vor Röschens Hauſe verſammelt war, Männer und Weiber, Groß und Klein, die wiſſen wollten, was der Untervogt mache und ob er davon komme; auch die, welche ihm ſonſt gram waren, fühlten ein inniges Mitleiden, wenigſtens Röschens und Chriſtians wegen. Er ſei noch immer „verirret", der Untervogt, teilte Martin den teilnehmenden und neugierigen Fragern mit, und der Doktor habe befohlen, man dürfe Niemand zu ihm laſſen. Die letzte Nacht — ja, da haben ſie anfänglich geglaubt, er ſei geſtorben; es ſei aber gottlob blos die Schwäche geweſen vom Blutverluſt und dann vom Fahren, habe der Doktor geſagt. Freilich, der Hieb über den ganzen Kopf weg ſei erſchrecklich anzuſehen, und er glaube einmal nicht, daß das der Chriſtian gethan habe, die Leute könnten ſagen, was ſie wollten.

Das thaten nun die Leute freilich und, wie Martin wohl wußte, mit gutem Grunde. Die Soldaten, die den Verwundeten von Aarau herbegleitet hatten, erzählten die Geſchichte zu deutlich und glaubwürdig. Der Untervogt, berichteten ſie, ſei allen Andern voraus in das Haus des Meiſters Siebenmann gegangen, nur von dem Judenbuben begleitet; kein Menſch ſei in der Stube geweſen als das junge Frauele, das die Eindringenden unter der Thüre mit dem kleinen Büblein auf dem Arme erwartet habe. Wo iſt dein Mann und der Chriſtian, die beiden Spitzbuben? fragte der Untervogt wild. Mein Mann iſt kein Spitzbube, habe das Frauele keck geantwortet, und von einem Andern weiß ich Nichts, vielleicht daß Ihr einen Spitzbuben beſſer kennt. Auf das ſei der Judenbub wütend geworden, habe ſeine Piſtole in die Höhe gehalten und geſchrie'n: Wart' du Hexe, ich will dir's zeigen; wenn du nicht ſogleich ſagſt, wo die beiden Verräter verſteckt ſind, ſchieß' ich

deinem Buben da die Kugel durch den Leib. Die junge Meisterin sei darüber so heftig erschrocken, daß sie rückwärts weichend über einen Stuhl gefallen sei und das arme Kind dabei ein Ärmlein gebrochen habe. Im ersten Schrecken und in der Todesangst jammerte sie: Barmherziger Gott, thut dem Kinde Nichts zu leid; mein Mann und der Christian sind ins Baselland geflohen — vor kaum fünf Minuten. Der Untervogt und der Judenbube ließen die Frau, die beim Falle ihren Kopf blutig an eine scharfe Stuhllehne geschlagen, liegen und eilten über die Aare den Flüchtigen nach, dem Hungerberge zu.

Nach einer Stunde ungefähr, als es bereits dunkel geworden, kam der Judenbub allein nach der Stadt zurück. Draußen vor dem Walde, erzählte er, da wo der Fußweg rechts nach der Schafmatt hinüberlenke, haben sie die Fliehenden eingeholt und er selbst den Thörlewirt mit einer Kugel getroffen, daß derselbe gewankt und dann zu Boden gestürzt sei. Der Ebnat-Bauer habe den Gefallenen auf die Schulter geladen und sei so rasch mit ihm den steinigen Weg hinabgeflohen, als ob er eine Feder trüge. Nach vergeblichem Haltrufen habe auch der Untervogt geschossen. Die Kugel müsse nahe vorbeigepfiffen haben, denn Christian habe den Thörlewirt plötzlich niedergesetzt und sei wie ein Rasender gegen die Verfolger zurückgerannt. Ihn selbst habe er an der Brust gefaßt und zu Boden geworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Was im nächsten Augenblick vorgefallen, konnte er nicht sagen. Als er sich wieder erholt, lag der Untervogt einige Schritte abwärts besinnungslos in seinem Blute. Ohne sich weiter um den Verwundeten zu bekümmern, floh sein feiger Begleiter nach der Stadt zurück, um von dem Geschehenen Anzeige zu machen.

Als der Major mit vielen Andern hinauskam, lag der Untervogt immer noch bewußtlos an der nämlichen Stelle; aber sorgfältig war er mit dem Rücken gegen ein Bord gelehnt und der Kopf mit einem Halstuche verbunden. Um ihn vor

der Kälte zu schützen, war ein weiter Winterrock über ihn ausgebreitet, der sogleich für denjenigen erkannt wurde, den Christian die letzten Tage getragen hatte. Die dünne Schneelage war ringsum aufgestampft, zum deutlichen Zeugnisse, daß ein hartnäckiges Ringen stattgefunden; aber von den Flüchtigen war keine Spur mehr zu entdecken, außer einigen Blutstropfen, die am Wege nach der Schafmatt hie und da den Schnee röteten.

Diese Dinge wurden im Dorfe mit verschiedenen Gefühlen erzählt und angehört. Wohl am bedenklichsten schüttelte der alte Franzosenfritz sein graues Haupt. „Eines," sagte er, „will mir am wenigsten gefallen; müßte der Untervogt sterben — Gott verhüt's, und doch wer weiß, ob es nicht ein Glück für ihn wäre. Ich sah manchmal nach einem Scharmützel viel Hundert jüngere Leute, als er ist, neben einander liegen, bah, es war ihnen wohl und sie hatten ausgestritten; aber daß der Untervogt mit schuld ist an dem Unglücke des armen Büblein da drinnen in der Stadt, diese Sünde möchte ich nicht auf meinem Gewissen haben. Wir hatten in Frankreich beim Regimente einen Sergeanten, einen braven Graukopf, der wohl an die vierzig Jahre die Muskette getragen. Burschc, sagte der allemal, wenn's zum Treffen ging, haut meinetwegen zusammen, was eine Feder am Hute trägt; aber die Weiber und unschuldigen Kleinen laßt mir in Ruhe; es straft sich immer, am eigenen Weib und Kind, so oder so. Der Mann wußte, warum er das sagte, und ich hab' es selbst an einem Kameraden erfahren. Er war ein harter, wilder Gesell und warf einmal drunten in den Niederlanden im Jähzorn ein Kind ins Wasser. Nach Jahren, als er das Kriegshandwerk abgelegt, heiratete er ein braves Weib und hatte ein herziges Büblein. Vielleicht dachte er manchmal an die Geschichte, aber mochte glauben, es sei längst Gras darüber gewachsen. Gleichviel — sein Büblein spielte einmal am tiefen Sodbrunnen und fiel

hinein. Nachdem es begraben war, zeigte ſich's, daß die alte Geſchichte nicht vergeſſen war; das Weib erfuhr davon und wurde halb wahnſinnig oder ganz, ſagten die Leute. Mich dauert am meiſten das gute Röschen, Gott mög' es tröſten."

Röschen wußte wenig von dem, was ſich die Leute erzählten, und gar Nichts von der prophetiſchen Befürchtung des alten Franzoſenfritz; aber ohne den Troſtſpender, den er ihm gewünſcht, hätte es ſeinen Jammer kaum zu tragen vermocht. Es ſaß unbeweglich am Bette des Vaters und horchte mit Entſetzen auf die Worte und Verwünſchungen, durch die der Kranke im Fieberwahne die geheimſten Gedanken verriet, die er ſchon ſo lange unter Qual und Schmerz im Herzen verborgen gehalten. Bald bat er leiſe mit gebrochener Stimme, Röschen ſolle von Chriſtian laſſen und den Verruchten vergeſſen, wenn es nicht ſeinen guten, treuen Vater mit Gram unter den Boden bringen wolle; bald fuhr er im Grimme auf und forderte den Gegner zum Kampfe heraus, der ihn um ſein und ſeines Kindes Glück gebracht habe. „Ja," raunte er wieder unheimlich, von der gewaltſamen Aufregung ermattet, „ja, wenn er tot wäre, der Vaterlandsverräter, dann wär' ich glücklich — Röschen, mein Kind, wär' wieder mein, ich ſein Vater und die Schmach unſerm Hauſe abgenommen; aber ſiehſt, ſiehſt, unter dem Hag dort läuft er, Schelm du, haſt gefehlt, halt, halt!" Die letzten Ausrufe erſtarben gewöhnlich in einem kurzen unruhigen Schlummer, der, immer häufiger wiederkehrend, von Mittag an mit einem feſten, langdauernden Schlafe endigte.

„Jetzt iſt's gewonnen," ſagte der Doktor, nachdem er den Schlafenden eine Weile ſorgfältig beobachtet, „die größte Gefahr iſt vorüber, Röschen, Ihr dürft ruhig ſein, und ich kann gehen: aber ſorgt mir recht dafür, daß der Vater nicht über irgend Etwas erzürnt oder aufgebracht wird, wenn er er-

wacht; thut ihm seinen Willen, das ist vorläufig die beste Arznei."

Der Kranke schlief an Einem fort bis tief in die Nacht hinein. Draußen auf der Straße war's schon lange still geworden; ein bleicher Mondschein lag über dem schlummernden Dorfe und den schneebedeckten Anhöhen, die über dasselbe hereinschauten. Röschen saß noch immer am Bette des Vaters, das Paradiesgärtlein in der Hand; es betete leise die Gebete für Kranke und Sterbende und fand allmählich in dem Gedanken an Tod und Jenseits, in der Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen eine ruhige Ergebung, die sein Herz mit geduldiger Kraft erfüllte, die Last zu tragen, die ihm von höherer Hand zu tragen verordnet war. „Laß mich nicht zur Waise werden in dieser schweren Zeit, Herr," flehte es, die Hände gefaltet neben dem Krankenbette niederkniend; „doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"

Die letzten Worte hatte es, in tiefer Inbrunst verloren, mit lauter, andächtiger Stimme ausgesprochen. Da fing der Schlafende an sich zu regen und legte mit einem schweren Seufzer die Hand auf die Stirne. Röschen beugte sich über ihn herein; er hatte die Augen geöffnet und schaute mit verwunderten Blicken in der Stube herum. „Wo bin ich?" fragte er endlich mit matter Stimme, „bist Du da, Röschen?" „Du bist bei Deinem Röschen," sagte es, den bleichen Mund des Kranken küssend, hocherfreut, daß die schreckliche Verwirrung der Sinne gewichen war, „und sieh', da kommt Martin, kennst Du ihn nicht?" „Ja freilich, warum sollt' ich ihn nicht kennen," erwiderte der Vater, dem Alten, der lautschluchzend herantrat, die Hand entgegenstreckend; „aber — o ich armer Mann" — die Augen schlossen sich wieder, und die Hand sank matt auf die Bettdecke nieder.

So lag er wieder still über eine Stunde lang, ohne ein Wort zu sprechen oder aufzublicken; nur fuhr er manchmal

mit der Hand über das Geſicht, wie Einer, der ſich mühſam auf Vergangenes beſinnt oder mit einem ſchweren Vorſatze ringt. „Ich traue immer noch nicht recht," flüſterte Martin zu Röschen, das tötliche Schweigen unterbrechend, „wenn nur das Scheiden zwiſchen Nacht und Tag vorbei wäre, das iſt eine böſe Stunde!" „Du haſt Recht, Martin," ſagte der Untervogt, die Augen aufſchlagend, „ich weiß nicht, ob ich den Morgen noch erleben oder die Sonne in einer andern Welt werde aufgehen ſehen; aber ich habe noch Etwas auf dem Herzen — ſo könnt' ich nicht ſterben." Er ſchwieg eine Weile, als müßte er neue Kräfte ſammeln. „Komm, Röschen," fuhr fuhr er dann mit matter, bittender Stimme fort, „komm, gib mir die Hand, Kind. Siehſt Du, vielleicht werde ich bald vor Deiner Mutter ſtehen und ihr Rede geben müſſen, wie ich für Dich geſorgt habe; aber ich könnt' ihr nicht froh entgegentreten, wenn Du mir nicht vorher verſprichſt, daß Du von Chriſtian laſſen und ihn vergeſſen wolleſt. Verſprich mir's, Kind, daß ich freudig aus der Welt gehe." „O denkt nicht ans Sterben, Vater," ſchluchzte Röschen, neben dem Bette niederkniend und die Hand des Kranken mit Thränen benetzend, „laßt mich nicht allein zurück in dieſem Jammerthal; ich will ja von ihm laſſen, Vater; und ach Gott! der Himmel wird mir auch Kraft geben, ihn vergeſſen zu können." „Dann ſei der Segen des Herrn mit Dir," ſagte der Kranke, ſich erſchöpft in die Kiſſen zurücklegend, „und ihm wollen wir unſere Wege anvertrauen."

IV.

Seit der ſchweren Nacht, in der Röschen durch ſein dem todkranken Vater gegebenes Verſprechen auf ſeine ſchönſten Hoffnungen, auf jedes Erdenglück verzichtet hatte, war über ein Jahr vergangen, trübe, verhängnisvolle Tage, wie ſie unſer Vaterland zuvor nie geſehen. Dieſer und jener Bekannte aus

dem Dorfe und dem übrigen Thale, der kecken Mutes ins Feld gezogen, war nimmer heimgekommen; er lag im Schalunerwalde oder auf dem Felde bei Fraubrunnen oder hatte sein letztes Ziel im Grauholze gefunden. Mancher, der früher stark und gewaltig gewesen, war flüchtig und verbannt; auch der Major mußte jetzt das bittere Brot der Fremde essen. Er sei draußen im Schwabenlande, hieß es, beim Oberst Roverea, der in kaiserlichem Sold ein Schweizerregiment gegen die Franzosen führe. Dagegen waren Andere mächtig geworden, die bisher ihre Zeiten der Not erlebt. An der Spitze der ersten Schwadron französischer Husaren, die einige Tage nach dem blutigen fünften März* ins Dorf hereinsprengten, ritt neben dem Kapitän der Ebnat-Christian. Mit lautem Jubel wurde er von den Patrioten empfangen, und auch die Andern freuten sich, in der Hoffnung, in ihm einen Beschützer vor den Gewaltthätigkeiten der fremden Soldaten zu finden. Wenige Stunden nach seiner Ankunft wurde den ins Gemeindehaus zusammenberufenen Bürgern angezeigt, daß Christian der Statthalter der neuen Regierung sei und der alte Untervogt nun nichts mehr zu befehlen habe. Und dieser selbst — der Tod war an ihm vorbeigegangen; aber zu der frühern, frischen Lebenskraft vermochte er nicht mehr aufzukeimen. Der ehemals breitschultrige Mann ging langsam und hüstelnd einher oder saß stundenlang in finsteres Sinnen verloren an der Sonne, wie ein lebenssatter Greis, der sich an der erquickenden Wärme des Frühlings erlabt. Er schien sich wenig um das zu bekümmern, was um ihn vorging und sich umgestaltete, und nichts weiter mehr zu verlangen, als daß Röschen nie von seiner Seite wich.

Wie die meisten und schönsten Hoffnungen der Patrioten unerfüllt blieben oder sich erst nach langen, wirrsalvollen Jah-

* Tag der Gefechte bei Fraubrunnen und Grauholz, die der Übergabe Berns vorausgingen.

ren verwirklichten, steht in den Büchern der Geschichte verzeichnet; wie manche Unthat des fremden Kriegsvolkes von dem schwachen Gesetze ungerächt blieb, lebt nach mehr als einem halben Jahrhundert noch im Gedächtnisse derer fort, die damals Kinder waren; aber in dem allgemeinen Wechsel der Dinge war sich doch Eines gleichgeblieben, die stille Liebe Röschens zu Christian, die es trotz aller Vorsätze und Kämpfe nicht aus seinem Herzen zu bannen vermochte. Kein Mensch wußte, wie tiefglühend dieser Funke der Liebe unter der kalten äußern Hülle fortglimmte. Röschen sprach selten und dann scheinbar ruhig und gleichgültig von dem jungen Statthalter, und wenn es ihm auf der Straße begegnete, ging es mit einem bescheidenen Gruße vorbei, als ob ihm der jetzt ernste, fast finstere Mann nie einen schnellern Herzschlag verursacht hätte. Man sagt sonst, die Liebe habe scharfe Augen; aber selbst Christian hatte keine Ahnung mehr von dem, was in der Brust des armen Mädchens für ihn fortlebte. Freilich sah er ja nicht, wie über Röschens bleiches Gesicht eine feine Röte glitt, wenn es ihn unbeachtet betrachten konnte, wie sein trübes Auge im alten Glanze aufleuchtete, wenn er gewandt und sicher in eiligen Geschäften an des Untervogts Hause vorüberritt, wie es sich fast stolz emporrichtete, wenn erzählt wurde, daß er sich da oder dort eines Bedrängten angenommen und der übermütigen Anmaßung der Franzosen unerschrocken entgegengetreten sei, oder wie es den Blick schmerzlich senkte, wenn dem Statthalter Mitschuld an mancherlei Bedrückung, an den fast unerschwinglichen Requisitionen und Einquartierungslasten aufgebürdet werden wollte; das Alles sah Christian nicht, aber er dachte dafür an die Worte, die ihm Röschen in der Nacht nach dem Tage seiner Heimkehr gegeben hatte.

Als Alles still geworden und das letzte „qui vive“ des Postens vor dem Gemeindehause schon lange verhallt war, hatte er sich, das Herz voll Sehnsucht und banger Hoffnung, an

das Kammerfensterchen herangeschlichen, unter dem er in schönern Zeiten so manche süße Stunde verplaudert. Es brannte kein Licht mehr in dem Kämmerchen; aber doch auf den ersten leisen Ruf öffnete sich das Fenster, und die liebe, wohlbekannte Stimme fragte langsam und kalt: „seid Ihr es, Christian — Statthalter?“ Der so Angeredete erbebte bei diesen wenigen Worten und lehnte sich zitternd mit geschlossenen Augen gegen die Mauer zurück. Nach langem Schweigen fragte er schmerzlich: „So sollt' es denn vorbei sein, Röschen? auch Du verdammst mich und willst mir nicht verzeihen, was ich that, was ich thun mußte, um den zu retten, der einst auch mir geholfen in der Not? Glaub' mir, wär's nur meinetwegen gewesen, ich hätte gegen Deinen Vater keine Hand erhoben!“ „Nein,“ erwiderte Röschen, nur mühsam die Thränen zurückhaltend, die sich in seine Augen drängen wollten, „nein, Christian, ich verdamme Euch nicht; ich verzeihe Euch, was Ihr gethan und was ich gelitten, wie Gott Euch verzeihen möge; aber das Blut, von dem Eure Hände rot geworden — nein, ich bitte Dich, sei still und trag's mit Geduld, ich will Dir keine Vorwürfe machen; es darf uns Niemand hören; ich hab' dem Vater versprochen, nie mehr so mit Dir zu reden, Du weißt, ich muß es halten; gib mir die Hand und denk', es konnte nicht anders sein, ach Gott, es wär' zu schön gewesen.“ Christian umfaßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen und preßte sie schweigend an seine Augen, die sich mit großen Thränen füllten. Röschen zog sie langsam, aber fest zurück. „Nun ist's genug,“ sagte es, „wir müssen uns dem Willen des Herrn fügen. Lebt wohl, Christian, und Gottes Segen sei mit Euch. Noch Eines bitt' ich Euch: kommt nie mehr hieher, ich müßte sonst dies Kämmerchen verlassen und — ich thät's nicht gern.“

Das Fenster schloß sich, und Christian stand wieder allein in der Finsternis. Er ging langsam dem Berge zu, wie ein Träumender, der zwischen Schlaf und Wachen ringend noch

nicht genau unterſcheiden kann, was wirklich iſt, die halbverſchwebenden, nächtlichen Gaukelbilder oder die Gegenſtände, die ſich vor dem ſchlaftrunkenen Auge mit unſicherer Dämmerung umhüllen. Seit der That, die er zur Rettung des Freundes und aus eigener Notwehr am Untervogte begangen, hatte er ſich tauſendmal geſagt, daß Röschen für ihn verloren ſei, hatte alle Qual und jeden Schmerz der Trennung und des Entſagens vorausempfunden und jede Stunde von Neuem durchgelitten; und doch, ſo iſt einmal das Menſchenherz, es läßt ſich, wo es wünſcht und ſich ſehnt, mit tauſend unſichtbaren Fäden ſchmeichelnder Hoffnung umſpinnen und wehrt ſich gegen die Sprüche des Verſtandes wie das Kind, das beim Anblicke eines ſchreckbaren Gegenſtandes die Augen ſchließt; Chriſtian kam es jetzt vor, als habe er noch nie an die Möglichkeit ſeines Unglückes gedacht, und das Unerwartete, Plötzlichhereingebrochene ſei zu erſchrecklich, um nicht blos ein beängſtigender Nachtſpuk zu ſein, der vor dem lichten Morgen weichen müſſe.

Aber dieſer Morgen, der einen freundlichen Märzſonntag über die Berge heraufführte, brachte eine neue und verhängnisvolle Beſtätigung des nächtlichen Ereigniſſes. Von den hundert Augen, unter denen der unbedeutend ſcheinende Vorfall geſchah, hatte ihn vielleicht keines bemerkt, und doch erſtickte er im Herzen des Statthalters jeden letzten Hoffnungsſchimmer und erfüllte dasſelbe gegen das arme Röschen mit bitterer Ungerechtigkeit. Er ſetzte ſich in der Kirche auf den Platz gegenüber der Kanzel, wo ihm die Liebe zum erſten Male den Blick geöffnet. In ſchmerzlichſüße Erinnerung verloren, harrte er auf Röschens Ankunft, das ſich, wenn es ihn je wahrhaft geliebt, doch ſehnen mußte, ihm in verſöhnender Andacht Auge in Auge zu ſchauen. Es kam; aber als es den Statthalter, der das Ziel aller Blicke war, bemerkte, ging es langſamen Schrittes an ſeinem gewöhnlichen Sitze vorbei und wählte ſich in abgewendeter Richtung einen Platz im Dunkel des Chores.

Chriſtian ſenkte den Kopf, um die tiefe Glut zu verbergen, die ſein Geſicht übergoß. „So ſei's denn," murmelte er halblaut vor ſich hin und preßte das Geſangbuch ſo feſt zwiſchen ſeinen Händen, daß ſich die ſilberne Spange daran zuſammenbog. Er konnte ja freilich nicht ſehen und ahnte in ſeiner Verbitterung auch nicht, was im Herzen Röschens vorging, das, der Kraft ſeiner Entſchlüſſe mißtrauend, die dunkle Verborgenheit des Chores ausgewählt hatte. Als die Predigt beendigt war, lenkte der Statthalter raſch und finſter von der Straße nach dem Ebnatwege ein, ohne noch einmal nach dem Hauſe des alten Untervogtes zurückzuſchauen.

Wenn der Menſch einmal den Glauben an den Menſchen verloren, wenn er ſich um Liebe und Vertrauen betrogen meint, dann fliehen aus ſeinem Herzen die milden Geiſter des Wohlwollens und Mitleidens, und an ihre Stelle treten nicht ſelten Härte und Ungerechtigkeit. Chriſtian traf zudem bald noch ein anderes Unglück. Seine gute alte Mutter, die hie und da noch in die Verbitterung ſeines Gemütes ein erheiterndes, tröſtendes Wort geſprochen, erkrankte und ging nach wenig Tagen den Weg, von dem Keiner wiederkehrt. So war er allein mit ſeinem Kummer und Mißmute, der über ſo manche an die Befreiung des Vaterlandes geknüpfte und jetzt fehlgeſchlagene Hoffnung ſich allmählich in einen ſtrengen, finſtern Ernſt verwandelte. „Man kenne den Ebnat-Chriſtian gar nicht mehr in dem Statthalter," ſagten die Leute, „ſo ſtolz und herriſch ſei er geworden; früher ſei kein Junker ſo geweſen. Dem gemeinen Manne möge er kaum ein Wort gönnen und ſchnurre ſelbſt ſeine alten Freunde ab, wenn ſie ihm mit einer gerechten Klage ungelegen kämen."

Dieſes Urteil war einſeitig, wie gewöhnlich das Urteil der Welt, die nicht nach den innern Gründen des äußerlichen Thuns eines Menſchen fragt; aber daß der Statthalter ſelbſt ſeinen

ehemaligen Freunden nicht immer zu ihrem Rechte verhelfen konnte, mußte sogar der wackere Martin erfahren.

Es war in den ersten Tagen des Aprils 1799; der Frühling war diesmal frühe gekommen, als wollte er den verbitterten und kämpfenden Menschenherzen mit seinen milden Lüften und sprossenden Blüten eine Versöhnungsbotschaft bringen. Der gute Alte hatte einige Säcke Korn in die Mühle nach Schloßrued geführt und ließ nun auf dem Rückwege den Braunen langsam den schmalen Waldweg hinangehen. Aus den schon grünenden Büschen schlug die Drossel, und der Kuckuck bewillkommnete mit weithintönendem Rufe den Sonnenschein, der um die jungen Blätter spielte. Martin achtete wenig auf diese freundlichen Frühlingsgrüße; er saß gedankenvoll auf seinem Wägelchen und dachte an die Dinge, die ihm der Schloßmüller erzählt hatte. Die Franzosen seien draußen im Schwabenlande von den Kaiserlichen aufs Haupt geschlagen, worden und über Schaffhausen her wolle der Erzherzog mit mehr als hunderttausend Mann in die Schweiz einrücken, um auch hier die übermütigen Franzmänner aus dem Lande zu klopfen. Dann werden die gnädigen Herren von Bern mit denen an den Tanz gehen, die verräterischer Weise zu den Welschen gehalten, und z. B. dem Ebnat-Bauer zeigen, daß er von Gott und Rechtswegen schon vor anderthalb Jahren an den Galgen gehört hätte. Das habe der Junker May im Schlosse gesagt. Sicherlich wären die Meisten im Ruederthale froh, wenn's schon morgen losginge. Erst vorgestern habe der „Statthalterles Junker" einen Mann in Schmiedrued um fünfzig Pfund gebüßt, weil er so einen welschen Cujon abgeprügelt; aber der Krug gehe zum Brunnen, bis er breche. „Ha," sagte Martin laut vor sich hin, indem er mit einem leichten Rucke des Zügels den Braunen zum Stehen brachte, wie wenn er in seinem Sinnen durch die Bewegung des Wägelchens gestört würde, „ha, der Christian war doch einmal eine gute, redliche Seele,

und aus einem echten Dukaten iſt noch nie ein falſcher Batzen geworden. Na, hüſt Brauner, du brauchſt nicht ſtill zu ſtehen und deine Mausohren zu ſpitzen, du verſtehſt doch Nichts von den Dingen; freilich, ja, es hat ſich Manches geändert, wir ſind alle ſündige Menſchen; iſt er ſchuld, daß unter den Franzoſen ſolche Spitzbuben herumlaufen? Kummer macht's ihm, er ſieht ja bleicher aus, als unſer armes Roſele; ach, wenn die ſeine Frau geworden und das Unglück nicht paſſiert wäre, dann wär' Alles, Alles anders gekommen. He da, Brauner, nein, Blitz noch einmal, wenn's drauf ankäm', ich thät's zum zweiten Mal für ihn wagen."

Unter ſolchen Betrachtungen und Selbſtgeſprächen war Martin auf die Höhe des Berges gekommen, wo der Weg aus dem niedern Laubholze durch den Tannenwald nach dem Kulmerthale abwärts lenkt. Von da herauf kam ihm ein großer Mann mit verwittertem Geſicht und einem noch verwittertern Soldatenkleide entgegen. Halt, dachte der Fuhrmann, dem Ankömmling ſcharf entgegenſehend, iſt das nicht der wilde Elſäßer, der Dolmetſch von dem Kapitän, der letzthin bei uns im Quartier lag? Richtig, wo der ſo eilig herkommen mag? Der Fremde blieb eine kleine Strecke vor dem Fuhrwege ſtehen und blickte raſch nach allen Seiten um ſich, wie wenn noch Jemand nachkommen ſollte. „He, guter Freund," rief ihm Martin entgegen, „woher des Weges? Ich glaubte, Ihr wäret jetzt draußen am Bodenſee oder noch weiter — iſt der Herr Kapitän auch wieder da?" „Freilich iſt er da," ſagte der Soldat, raſch an das Wägelchen herantretend, „er hat ſich bereits wieder in Euerm Rattenneſte drunten einquartiert; die Dirne, die Roſe, glaub' ich, hat's ihm angethan; aber gut, daß ich Dich ſchon treffe, ſo hat mir der Franzoſenfritz, der alte Spitzbube, doch den rechten Weg gewieſen; Du mußt auf der Stelle umkehren und mich nach Zofingen führen, zum General — 's preſſiert verteufelt." „Nach Zofingen?" fragte Martin halb

verlegen, halb mißtrauiſch, „ja, aber —“ „Was aber?“ rief der Andere, den Braunen am Zügel faſſend, „was aber, alter Murrkopf? willſt Du etwa dem Befehl des Statthalters nicht Folge leiſten? Siehſt Du, da ſteht's geſchrieben, ſchwarz auf weiß, und Deine Meiſterin, die Roſe, hat geſagt, Du ſolleſt drauf losfahren, daß die Rippen krachen, es geht ans Leben, mußt Du wiſſen, grauer Burſche, die Pfaffen da droben im Luzernbiet wollen einen Aufſtand machen und ich muß Verſtärkung holen.“

Martin ſchaute mit großen Augen auf das Blatt, das ihm der Soldat entgegenhielt; er ſah da wohl, daß Etwas ſchwarz auf weiß geſchrieben ſtand, und erkannte ſogleich das Statthalterſiegel; aber das Leſen, beſonders das Geſchriebene, war nie ſeine Sache geweſen. Indeſſen fiel ihm jetzt plötzlich die Drohung ein, die der Junker gegen Chriſtian ausgeſtoßen, und daß der Schloßmüller geſagt hatte, es wären Viele dabei, wenn's morgen ſchon losginge. „Wenn's ſo iſt, werd' ich Euch folgen müſſen,“ meinte er, „obgleich ich gerne noch vorerſt nach Hauſe gefahren wär', wir könnten dann das Thal abwärts über Entfelden; ich ſollt' noch was berichten daheim.“ „Dummer Teufel,“ ſchrie der Elſäßer erboſt, „meinſt Du, ich könn' warten bis morgen, da uns die Rebellen heut Nacht überfallen wollen? Meinetwegen pack' Dich 'ns Pfefferland, ich kann ſelbſt fahren.“ Mit dieſen Worten ſprang er auf das Wägelchen und wollte nach dem Leitſeile greifen. „Halt da, guter Freund,“ ſagte Martin abwehrend, „wo der Braune hingeht, da will ich auch dabei ſein; wir Beide haben ſchon ſo manche Fahrt mitſammen gemacht, um ſo leicht von einander zu laſſen.“ So ſprechend lenkte er das Fuhrwerk um und fuhr vorſichtig wieder den abſchüſſigen ſteinigen Weg nach Schloßrued zu.

Sein Begleiter ſaß ſtumm und in ſich gekehrt, und Martin ſelbſt war zu ſehr durch einen Wirrwarr von Gedanken, ſowie durch die Sorgfalt für den Braunen, der auf der ungleichen

Waldſtraße ſo leicht ſich ſtoßen und ſtolpern konnte, beſchäftigt, um ſogleich ein Geſpräch anzuknüpfen. Als er in das dichtere Erlengebüſch kam, wo ſich der Weg ſchroffer nach dem „Junkernholze“ abſenkt, wollte der ſorgliche Fuhrmann ausſteigen, um das Pferd an der Hand zu führen. Er erhob ſich und ſetzte den einen Fuß auf den kleinen Leiterbaum, um ſicherer abzuſpringen; aber im nämlichen Augenblick faßte ihn ſein Begleiter blitzſchnell um den Leib und warf den alten Mann ſo gewaltig gegen die kantigen Steine des Straßenbordes, daß derſelbe beſinnungslos, die grauen Haare mit Blut beſprengt, liegen blieb.

Als Martin wieder zu ſich ſelber kam und den ganzen Vorfall ſich mühſam ins Gedächtnis zurückrief, war Roß und Wagen verſchwunden. Mit heftig ſchmerzendem, brennendem Kopfe und vom Blutverluſte geſchwächt, taumelte er nach Rued hinunter. Als ihn der Schloßmüller in dieſem Zuſtande herankommen ſah, rief er ihm erſchrocken entgegen: „Um Gotteswillen, Martin, was iſt Dir begegnet?“ „Der Braune, der Braune,“ ächzte der Alte, „habt Ihr meinen Braunen nicht geſehen?“ „Freilich hab' ich den geſehen,“ erwiderte der Müller, „vor anderthalb Stunden kam ein Franzoſe mit ihm im Galopp den Berg herabgeſprengt — auf Requiſition dacht' ich; aber um's Himmelswillen, wie biſt Du ſo ſchrecklich gefallen, oder wer hat Dich ſo blutig geſchlagen?“ Martin ſetzte ſich auf einen Wehrſtein und murmelte: „Im Galopp den Berg herabgeſprengt, den gähen ſteinigen Weg herabgeſprengt, mit dem Braunen, Blitz und Mord, wenn ihm ein einziger Nagel fehlt, jag' ich dem verfluchten Spitzbuben den Heurüpfel durch den Leib.“

Es dauerte lange, bis der Müller die Erzählung des Vorfalles, von manchem Ausrufe des Mitleidens für den geliebten Braunen und allerlei ſchrecklichen Drohungen gegen den heimkehrenden Elſäſſer unterbrochen, zu Ende hören konnte; da

aber ſchüttelte er bedenklich den Kopf und ſagte: „Martin, Martin, wie kannſt Du nur die Hauptſache vergeſſen? es iſt eine große Frage, ob der Kerl mit dem Braunen je wieder heimkommt, warum hätte er Dich ſonſt vom Wagen geworfen?“ Der Alte ſtand auf und ſtarrte dem Sprecher erſchrocken ins Geſicht. „Der Braune nicht mehr zurück,“ ſagte er nach einer Pauſe, die Hand auf die blutige Stirne legend, „heiliger Himmel! daran hab' ich noch nicht gedacht — ich geſchlagener Mann.“

„Nun, ich weiß nicht,“ verſuchte der Müller mitleidig zu tröſten, „am beſten iſt's, dem Statthalter ſogleich Anzeige zu machen; wenn er's befohlen hat — den Andern vor Nacht zu ſuchen, könnt' doch nichts helfen; aber ſo kann ich Dich nicht gehen laſſen; ich komme mit.“

Wenige Minuten ſpäter ſaßen die Beiden auf des Müllers Wägelchen, der ſein Roß den Berg hinan weniger ſchonte, als es Martin mit ſeinem Braunen gethan hätte. Es ging ſchon ſtark gegen Abend, als ſie nach dem Ebnat hinabfuhren. Der teilnehmende Müller lenkte mit ſeinem Fuhrwerke dem Dorfe zu, um dort den Entſcheid zu erwarten, und Martin ſchritt ſchweren Herzens durch den Baumgarten hinein nach dem Hauſe des Statthalters. Als er herankam, hörte er drinnen zorniges, lautes Schelten, und einen Augenblick darauf kam eilfertig der Franzoſenfritz heraus. Ohne auf Martin, der ihn fragen und feſthalten wollte, zu achten, rannte er den Baumgarten hinaus und krächzte blos: „Nichts, Nichts, laß mich, hörſt Du nicht, wie ich ausgepudelt werde, weil meine alten Knochen nicht ſchon ein paar Stunden weiter ſind, Bomben und Granaten, wer da etwas recht machen könnte!“ Martin war von dieſem Benehmen ſeines alten Freundes wenig erbaut. „Du, Du,“ rief er ihm in komiſchem Zorne nach, „haſt Du dem Spitzbuben den Weg gezeigt, ſo könnteſt Du mir auch ein vernünftig Wort gönnen, Du Spießläufer!“

Zaudernd und von einem unheimlichen Bangen geängſtigt, trat er in die Stube. Der Statthalter ſaß ermüdet an einem Tiſche, auf dem allerlei Papiere lagen, das bleiche Geſicht in die hohle Hand geſtützt. „Was willſt Du, Martin?“ fragte er aufſchauend, kurz, aber nicht unfreundlich. „O Chriſtian, Herr Statthalter, wollt' ich ſagen,“ erwiderte der Alte, „der Kerl, der Elſäſſer, iſt mit dem Braunen davongefahren, in vollem Galopp den Berg hinuntergeſprengt, der Spitzbube.“ „Welchen Kerl meinſt Du?“ „Nu, den Elſäſſer, den ich auf Euern Befehl nach Zofingen führen ſollte.“ „Den kenn' ich nicht und habe nichts Derartiges befohlen.“ „Herr Gott,“ ſagte Martin zitternd, „das wird doch nicht Euer Ernſt ſein.“ „Noch einmal, ich habe nichts befohlen, aber was iſt's denn eigentlich?“ Martin erzählte unter Wehmut und Zorn den Vorfall im Walde und bat endlich mit Thränen im Auge den Statthalter, ihm wieder zu ſeinem Braunen zu verhelfen. Chriſtian ſtampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden. „Teufel auch,“ ſagte er ärgerlich, „ſoll ich denn alle Dummheiten austragen, die Ihr macht? Warum biſt Du dem Kerl von Rued aus nicht gleich nachgefahren, ſtatt über den Berg herüber zu krabbeln und die Zeit zu verlieren? Wenn Dein Brauner zum Kuckuck iſt, ich kann Nichts dafür.“ „Aber es iſt ja der Braune, der in Suhr beim Kreuz ſo folgſam gegen den Wehrſtein fuhr,“ erwiderte Martin zaghaft, „wißt Ihr, damals — ſeitdem iſt er mir viel lieber geworden.“ Über Chriſtians bleiches Geſicht flog eine tiefe Glut bei dieſer Erinnerung; er wandte ſich raſch ab und ſchaute eine Weile ſchweigend durch das Fenſter in den Abend hinaus. Ohne den Alten anzuſehen, ſagte er endlich rauh: „Geh' jetzt, Martin, ich kann Dir keinen weitern Beſcheid geben; Du brauchſt mich nicht an Vergangenes zu mahnen — dem Hauſe des Untervogts bin ich keinen Dank ſchuldig.“

Martin ging; obſchon er zu Hauſe weder einen Kapitän

noch franzöſiſche Truppen im Dorfe fand und nun wohl ſah, wie er ſich thörichter Weiſe habe betrügen laſſen, ſo konnte er dem Statthalter doch nicht verzeihen, daß er ſo kalt und teilnahmlos über das Schickſal des Braunen geblieben war. „Undank iſt der Welt Lohn," ſeufzte der gute Alte, und — Chriſtian hatte eine treue, aufopfernde Seele mehr verloren.

Das mochte dieſer übrigens bald ſelbſt gefühlt haben. Als er Martin unſichern Schrittes und die Thränen trocknend am Waldrande hinabgehen ſah, empfand er, daß er dem guten Manne in ſeiner Verſtimmung wohl zu kurz und rauh begegnet ſei. Er ging ihm ſogleich nach, um ihn mit dem Verſprechen zu tröſten, Alles anzuwenden, um des Frevlers und des Braunen wieder habhaft zu werden; aber er konnte Martin nicht mehr einholen, und in des Untervogts Hauſe ſelbſt zu gehen, das vermochte Chriſtian nicht über ſich zu bringen.

In trübe Gedanken verloren — die Dämmerung war bereits angebrochen und nur noch der Schein der Abendröte, die über dem Walde lag, wehrte der nahenden Nacht — lenkte er ſeine Schritte nach dem Kirchhofe. Er wollte auf das Grab ſeiner Mutter, das er ſeit dem Herbſte nie mehr beſucht hatte. Zu ſeinem Erſtaunen war dasſelbe mit friſchem Raſen beſetzt, und aus einem mächtigen Rosmarinſtrauche hervor ragte das Stämmchen einer jungen Trauerweide, deren ſchlanke herabhängende Zweige ſich bereits mit zarten Blättchen bedeckten. Der Statthalter ging nach dem Hauſe des alten Sigriſten, um ihm für dieſe rührende Aufmerkſamkeit zu danken. „Ich hab's nicht gethan," ſagte der ehrliche Alte, „aber wer's iſt, darf ich auch nicht ſagen; 's wird wohl Jemand ſein, der ſich ſelbſt nach einem Grabe ſehnt."

Wie dem guten Martin, war es hundert Andern auch ergangen; Vielen noch ſchlimmer. Man hörte aus nah und fern von Raubanfall und Totſchlag, der durch franzöſiſche Marodeure begangen worden. Manches Mädchen, das früher in un-

beſcholtener Einfalt gelebt, war durch einen ſchmeichleriſchen Fremdling um ihre Ehre gekommen und hatte über das väterliche Haus Jammer und Schande gebracht. Im Gefolge der neuen Freiheit gingen bisher ungekannte Pflichten und Laſten, die den Landmann mehr drückten und plagten, als jene ihn erfreuen konnte. So war es kein Wunder, daß ſich aller Orten Murren und Klagen erhob und mit der ſteigenden Unzufriedenheit über das Gegenwärtige die Sehnſucht nach dem ehemaligen Zuſtande lebendig und mächtig wurde; was man früher getadelt und gelitten, war bei Vielen vergeſſen, und die vielen guten Keime, die eine ſchöne Zukunft verſprachen, blieben neben dem wuchernden Unkraute unbeachtet. Mancher, der ſich vor einem Jahre mit Stolz „Patriote" genannt, wehrte ſich jetzt gegen dieſen Namen, als ſei er ehrenräuberiſch. Die Behörden und ihre Beamten wurden als Urheber von allerlei Unbill angeklagt, unter der ſie doch ſelbſt am meiſten litten. So ſtanden die Dinge, als Ende Märzmonat 1799 die Franzoſen von den Kaiſerlichen bei Pfullendorf und Oſtrach geſchlagen wurden und die Letztern nun mit Heeresmacht gegen die Schweizergrenze heranrückten, um die Franzoſen auch hier zu vertreiben, das neue Regiment zu ſtürzen und die gnädigen Herren wieder in ihre ehemaligen Rechte und Herrlichkeiten einzuſetzen.

Röschen hatte zu ſeiner Verwunderung und Freude ſeit einigen Tagen an dem Vater eine auffallende Veränderung bemerkt; es war, als ob die belebende Frühlingsſonne neue Kraft und Wärme in den hinfälligen Leib ergieße, als ob das ſchon halbverglommene Licht auf's Neue aufleuchten wolle. Der alte Mann, der ſich ſeit Langem kaum vom Hauſe entfernt, nahm jetzt ſchon am frühen Morgen ſein mächtiges, ſilberbeſchlagenes Rohr und kehrte oft erſt am ſpäten Abend von ſeinen Wanderungen heim. Bald war er bei ſeinem Freunde, dem Eggbauer in Gontenſchwyl, geweſen, bald bei ſeinen ehe-

.maligen Amtsgenossen, dem alten Untervogte in Reinach oder dem Gerichtssäß in Zezwyl; bald sogar auf Liebegg, beim Junker Dießbach, der ihn mit gastlicher Bewirtung und traulichem Gespräche bis in die Nacht aufgehalten hatte. So erzählte der Untervogt alle Mal nach der Heimkehr seinem Röschen, und dieses bestrebte sich nur um so eifriger, Alles zu vermeiden, was die wohlthätige, heitere Stimmung des lieben Vaters stören konnte. Drum erschrak es auch ins tiefste Herz hinein, als Martin unter Zorn und Thränen zugleich mit der Botschaft heimkam, daß ihm der Braune gestohlen und der Statthalter ein — undankbarer Hallunke sei. Der Untervogt hatte den sonnigen Nachmittag ebenfalls zu einem Ausfluge benutzt und war noch nicht heimgekommen. Röschen hätte ihm aus kindlich besorgter Schonung den unglücklichen Vorfall gerne verheimlicht, wenn es möglich gewesen wäre. Es dachte ängstlich darüber nach, wie es die Geschichte erzählen könne, um ihr, allmählich auf das verdrießliche Ende vorbereitend, den scharfen Stachel zu nehmen, und gebot Martin, außer der Stube zu bleiben, um durch seine Aufregung nicht sogleich Alles zu verraten, wenn der Vater heimkomme. Als dieser endlich hereintrat — es war schon lange Nacht und Röschen saß allein bei seinem Lämpchen — fragte er rasch und freundlich: „Wo ist er? hat er sich versteckt? der wird mir aber ein Gesicht gemacht haben.“ Röschen schaute den so Sprechenden, der mit ganz heiterm Gesichte vor ihm stand, bang fragend an, ohne zu wissen, was es sagen solle. „Oh, oh,“ lächelte der Untervogt, „ihr habt gewiß Angst gehabt. Nein, ich weiß Alles, 's ist einerlei und wird wohl bald mit dem Übrigen in Abrechnung kommen. Man muß auch etwa einen Schaden tragen können, zum Besten des Landes nämlich.“ Diese Worte begleitete er mit einem eigentümlich frohen Blinzeln, rief dann nach Martin, den er über den Verlust des Braunen zu trösten suchte, indem er sagte, er wolle ihn morgen

ſelbſt nach Rued begleiten, er möchte ſonſt auch gerne wieder einmal mit dem Schloßmüller ſprechen und den Junker May beſuchen.

Nachdem die nächſte Sorge um des Vaters willen auf dieſe unerwartete Weiſe beſchwichtigt war und Röschen endlich mit ſeinen Gedanken allein in ſeinem Kämmerlein ſaß, konnte es erſt ungeſtört der eigenen Betrübnis und Trauer nachhängen. Sah es die Handlungsweiſe des Statthalters auch mit ganz andern Augen an, als Martin, der wie die meiſten Menſchen im Unglück die Schuld lieber Andern als ſich ſelbſt beimeſſen mochte, ſo hatte doch der ganze Vorfall ſein Innerſtes tief ſchmerzlich berühren müſſen.

Wie der arme Kranke auf ſeinem einſamen Lager ſich der geringſten Gabe freut, die ihm das Mitleid ſchenkt, für jede ſchmerzensfreie Stunde, für jeden freundlichen Blick, den die Sonne durch ſein Fenſterchen wirft, dankbar iſt, ſo hatte Röschen in ſeinem Leid oft einen Troſt darin gefunden, daß Martin der ſtille Verbündete der geheimſten Gedanken und Empfindungen ſeines Herzens geblieben war; es that ihm jedesmal in tiefſter Seele wohl, wenn der Alte etwa herauspolterte: „Blitz noch einmal, ſo laßt mir den Statthalter in Ruh; mancher Heilige iſt ein ärgerer Sünder geweſen, als der Chriſtian einer iſt.“ Das war für das Mädchen, das ſich nicht ſelbſt zur Verteidigung erheben durfte, immer ein ſüßer Troſt. Die hoffnungsloſe und entſagende Liebe iſt ja doch die reinſte, kann ſich nur an der Stütze emporranken, welche die Achtung vor dem geliebten Gegenſtande darbeut. Röschen empfand, daß nun auch noch der an dieſer Stütze rütteln würde, der dieſelbe bisher unentwegt feſtgehalten. „Nein,“ ſeufzte es, die Thränen trocknend, die in ſeine Augen traten, „nein, wahrlich, ich verlange keinen Dank von ihm; ach, könnten ihm alle Leute verzeihen, wie ich es thue — doch Gott allein weiß, wie ich's meine.“

Das arme Mädchen löſchte ſein Lämpchen und ſetzte ſich in kummervolles Sinnen verloren ans Fenſter. Draußen lag eine helle, frühlingsmilde Mondnacht. Die vom leichten Winde bewegten Zweige der Bäume warfen ein buntes Schattenſpiel auf den lichtgrünen Raſen, und drüberherein ertönte aus dem Gebüſche jenſeits des Baches in langen Pauſen ein zwitſchernder, wie im Traum ſich wieder verlierender Amſelſchlag.

„So war's eine Nacht," ſagte Röschen leiſe vor ſich hin, die Stirn an die Fenſterſcheiben lehnend, „ſo ſtill und mild, als er mir zum erſten Male ſagte, daß er mich lieb habe; es ſind nun bald zwei Jahre her, an Pfingſten; er ſtand lange dort im Schatten an der Scheuer und traute ſich nicht recht herüberzukommen; ach Gott, wer hätt' es damals denken können." Es ſchaute lange träumend nach der Scheuer, als müſſe ſich im Dunkel des Schattens Etwas regen, wo ehemals der Erſehnte mit geräuſchloſem Tritte hervorgetreten war; und wirklich, es regte ſich, und eine hohe Geſtalt kam vorſichtig umherſpähend ans Mondlicht hervor. Röschen fuhr mit einem leiſen Ausruf des Schreckens vom Fenſter zurück und ſtarrte eine Weile unverwandten Blickes nach der Erſcheinung hinüber. War er's ſelbſt, der früher ſo oft lauſchend und harrend dort geſtanden? Was trieb ihn um Mitternacht zu dem Hauſe, dem er keinen Dank ſchuldig war? Röschen lehnte ſich zitternd an ſein Bett und bedeckte mit der Hand die Augen, wie wenn es ſich die geliebte und gefürchtete Erſcheinung verbergen wollte. Da ertönte ein leiſes Pfeifen, und ſogleich darauf knarrte die Haustüre, die langſam und vorſichtig geöffnet wurde. Über die mondbeſchienene Fläche vor dem Hauſe ſchritt eilig ein Mann nach der Scheune hinüber, in dem Röschen ſeinen Vater erkannte, den es längſt in tiefem Schlafe geglaubt.

Es bebte vor Schreck zuſammen und meinte im erſten Augenblicke zu ſehen, wie die beiden Männer die Arme gegen

einander zum Kampfe emporhoben; aber Alles blieb still, und die draußen ſchienen in traulichem Flüſtern ganz friedlich neben einander zu ſtehen. Auf ein zweites leiſes Pfeifen kamen um die Hausecke herum drei andere Männer, die ſchwere Laſten, wie gefüllte Kornſäcke, auf den Schultern trugen. Sie gingen zu den beiden Andern nach der Scheune, und alſobald drehte ſich der Schlüſſel in dem ſchweren Schloß der Treppenthüre, die nach dem Kornboden hinaufführte, durch welche die fünf Männer einer nach dem andern verſchwanden.

Röschen harrte mit atemloſer Angſt auf das Ende des rätſelhaften Schauſpiels; doch hörte es keinen Laut, außer einmal ein Klirren, wie von zuſammenſchlagenden Eiſenſtäben. Nach einer ziemlich langen, unendlich bangen Weile kamen die Männer wieder die Treppe herunter. Die vier Fremden gingen auf verſchiedenen Wegen auseinander, aber Keiner nach dem Ebnat hinauf; der Untervogt ſchlich geräuſchlos ins Haus zurück, nach ſeinem Schlafkämmerchen.

Als Röschen nach einer zweifelvollen und unruhig durchwachten Nacht aufſtand, trat ihm der Vater ſchon völlig angekleidet mit einem heitern Gruße entgegen und ſagte, er wolle gleich den Morgen mit Martin nach Rued hinüber, vielleicht dann noch weiter, um Erkundigung über den Weg einzuziehen, den der franzöſiſche Spitzbube mit dem Braunen eingeſchlagen habe.

Wie die Beiden fort waren, ließ es Röschen keine Ruhe mehr; es mußte hinüber nach dem Kornboden, um dem nächtlichen Geheimniſſe nachzuſpüren. Nach langem Suchen fand es die drei Säcke hinter Strohbündeln verſteckt; als es einen derſelben öffnete, war er mit blanken Gewehren und ſcharfgeſchliffenen Säbeln angefüllt.

Bei dieſer Entdeckung war's dem armen Mädchen, als ſei ihm ſelbſt ein ſcharfer Stahl ins Herz gedrungen. „So, iſt noch nicht genug Jammer dageweſen und noch nicht genug

Blut vergoſſen worden," ſeufzte es, die Hände faltend und den trüben Blick zum Himmel erhebend: „ach, ſoll das die Rechnung ſein, von der der Vater ſagte, ſo nimm mich, gütiger Gott, von dieſer Welt zu dir, ehe das neue Elend, das ich nicht mehr zu ertragen vermöchte, herankommen wird."

Der lange Tag ſchien ihm zu einer Ewigkeit werden zu wollen; es zählte Stunde um Stunde, Minute um Minute, bis der Vater und Martin heimkommen würden; aber ſchon war es ſpät am Nachmittage, und noch war Keiner erſchienen. Die Mägde waren draußen auf dem Felde, und eine drückende Bangigkeit ließ Röschen keine Raſt in dem menſchenleeren Hauſe, wo es von Stube zu Stube, von Kämmerchen zu Kämmerchen ging, ohne eigentlich zu wiſſen, was es ſuchen wollte. Als ſich die Sonne bereits auf den Wald niederneigte und immer noch Niemand heimkehrte, ſchloß es die Thüre und ging das Dorf hinunter, nach dem Kirchhofe; dort hatte es ſchon ſo oft in trüber Stunde Troſt und neue Kraft zum Dulden gefunden und auf dem Grabe ſeiner und Chriſtians Mutter den ſchwerſten Kummer niederlegen können.

Drunten beim Gemeindehauſe kam ihm ſchnaufend, mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, der Franzoſenfritz entgegen. „Roſel," rief er dem Mädchen von Weitem entgegen, „iſt Dir der Statthalter nicht begegnet da das Dorf hinauf?" „Nein," ſagte Röschen leicht errötend, „ich hab' ihn nicht geſehen, hab' aber auch nicht Acht gegeben." „Puh, ah," puſtete der Alte, ſich mit dem Dreiröhrenhute Kühlung zuwehend, „würdeſt den doch ſehen, wenn er an Dir vorbeiginge; freilich, freilich, preſſier' nur nicht ſo; ich ſollt' ihn ſuchen, von wegen es iſt Bericht gekommen von Euerm Braunen. Bomben und Granaten, gab das zu laufen! Der Statthalter iſt geſtern Nacht noch ſelbſt nach Aarau geritten, um die Anzeige ſchnell zu machen, und dann noch bis Aarburg und Zofingen, um Erkundigung einzuziehen; es war heller, lichter Morgen, als er

heimkam, und ſein Roß war halb totgeſprengt. Jetzt iſt ein Expreſſer da von Aarau; man hat den Braunen ſamt dem Schelm, der ſo ſchändlich gelogen; ich hab' ihm den Weg gezeigt, der Spitzbube. Nun weißt Du's und kannſt's dem Martin ſagen. Oh, brauchſt nicht ſo rot zu werden, glaub' bald ſelbſt, alte Liebe roſtet nit; mein' wohl, der Statthalter wär' andrer Leute wegen nicht bei Nacht in der halben Welt herumgeritten; aber jetzt muß ich ihn ſuchen, er ſoll da hinaufgegangen ſein — Granaten, gibt das zu laufen." Der Gerechtigkeitsdiener trottierte geſchäftig weiter, und Röschen ſelbſt ging mit wirren Gedanken wie im Traume dem Kirchhofe zu; all ſeine Pulſe pochten in banger Freude zuſammen, und manchmal glitt um die Lippen ein Lächeln, das ſagen wollte: ich hab's wohl gedacht, ich hab' es gewußt, daß er den braven Martin nicht vergeſſen werde — wenn er mir ſelbſt auch keinen Dank ſchuldig iſt; ach, wüßten nur alle Leute, wie gut er iſt.

So mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, blieb es, in immer ſchnellerm Schritte um die Ecke der Kirchhofsmauer biegend, plötzlich erſchreckt, errötend und verwirrt ſtille ſtehen. Kaum zehn Schritte vor ihm ſaß Chriſtian auf dem Grabe ſeiner Mutter, das entblößte Haupt ſinnend in die hohle Hand geſtützt. Als er, von dem Geräuſch in ſeinen Betrachtungen geſtört, aufſchaute und Röschen bemerkte, trocknete er haſtig die Thränen und erhob ſich. Einen Augenblick ſtand er, als ob er ſich auf Etwas beſinnen müßte; dann trat er langſam und ernſt heran, bis er Röschens Hand faſſend hart vor demſelben ſtehen blieb. Seine Lippen bewegten ſich wie zum Sprechen; aber kein Laut trat über dieſelben. Röschen vermochte nicht länger in dieſes einſt ſo freudighelle und jetzt matte und thränentrübe Auge, das mit tauſend ſchmerzlichen Fragen auf ihm ruhte, zu ſchauen; es ſenkte den Blick und ſagte leiſe, faſt zitternd: „Der Franzoſenfritz ſucht Euch, es ſei ein Expreſſer

von Aarau da.“ „Ich will geh'n, ich will Dich nicht ſtören,“ erwiderte der Statthalter mit eben ſo unſicherer Stimme, „aber ſag' mir, Röschen, haſt Du das gethan?“ Er deutete auf das Grab der Mutter, über dem die grünenden Zweige der Trauerweide ſäuſelnd auf- und niederſchwankten. Röschen gab keine Antwort; aber einen Augenblick darauf lag es an der Bruſt Chriſtians, deſſen Lippen brennend ſeine Stirne berührten. Es konnte und mochte ſich nicht wehren; es dauerte auch nur einen Augenblick, und der Statthalter ſtand wieder ernſt und gefaßter vor ihm da. „Ich will gehen,“ ſagte er, ſich zu Röschen niederbeugend, mit weichem Tone, „ich muß gehen — und reden könnt' ich jetzt nicht, obſchon mir das Herz zerſpringen möchte; aber verſprich mir, daß ich Dich das nächſte Mal wieder hier antreffe; verſprich mir's, den beiden Toten zu lieb, die da drunten liegen.“ Röschen nickte ſchweigend und beſtätigte das ſo halbbewußtlos gegebene Verſprechen mit einem innigen Händedruck.

Lange ſaß es, von dem Scheine der ſinkenden Sonne umſpielt, auf den Gräbern, bis dem unter bangen Ahnungen und freundlichlispelnder Hoffnung kämpfenden Herzen heftig hervorbrechende Thränen Linderung gaben. „Ach,“ ſagte es endlich aufſtehend, „könnt' ich doch hier bleiben für immer; guter Gott, wie ſchön müßt' es ſein, jetzt zu ſterben; mit Allen verſöhnt aus der Welt zu gehen, wo doch nur Streit und Hader iſt.“

Als Röschen bei ſchon einbrechender Dämmerung nach Hauſe kam, ſagten die unterdeſſen heimgekehrten Mägde: Martin ſei dageweſen, habe aber im Auftrag des Meiſters noch einige ſchwere Säcke nach Reinach hinaufgeführt. Der Vater werde dieſe Nacht kaum heimkommen; er ſei mit dem Schloßmüller ausgefahren, habe Martin geſagt.

Röschen ging ſogleich nach der Scheune hinüber; es hatte richtig gemutmaßt, die Waffenſäcke waren nicht mehr vorhan-

den. „Nun weiß doch Martin, was das zu bedeuten hat,“ tröſtete es ſich in ſeinen Gedanken, „und der wird mir's bald ſagen müſſen, wenn ich ihn drum bitte; Gott verhüte nur, daß es etwas Schlimmes ſei.“

Aber es dauerte lange, bis der Alte dieſe Ungewißheit löſen konnte. Schon war Alles im Hauſe zur Ruhe gegangen und Martin noch immer nicht heimgekommen. Röschen dachte weder an Schlaf noch Ruhe; eine raſtloſe Bangigkeit trieb es jeden Augenblick von dem Gebetbuche, das auf dem Tiſche lag, ans Fenſter, vor dem ſich über das Dorf hin eine lautloſe Stille ausbreitete. Endlich kam das Wägelchen die Straße herabgerollt. Röschen mußte ſich niederſetzen, um ſeine ſtürmende Unruhe niederzukämpfen; es war ihm, ſo ſehr es ſich ſelbſt ausſcheltend ſich zu beruhigen ſuchte, als würd' es eine Todesbotſchaft empfangen.

Martin kam ganz gegen ſeine Gewohnheit mit faſt ſchleichendem Tritte den Hausgang herein, wie wenn ihn Niemand hören ſollte; kaum hatte er die Stubenthüre geöffnet, als er ſagte: „Biſt noch auf, Roiele? 's wär' denk' Zeit, einmal ins Bett zu gehen.“ „Ich wollt' nur noch auf Dich warten, um Dir eine Neuigkeit zu ſagen, wenn Du ſie nicht ſchon erfahren haſt,“ entgegnete das Mädchen, „weißt ſchon, daß der Braune wieder gefunden und der Elſäßer gefangen iſt?“ „Wa — was ſagſt Du,“ rief der Alte, ſich vorbeugend, „der Braune? Willſt mich zum Narren halten, Roſel?“ „Gewiß nicht,“ verſicherte Röschen, „denk' Dir nur, der Statthalter iſt die ganze Nacht herumgeritten, nach Aarburg und Zofingen, bis er dem Braunen auf der Spur war, ſeinen eigenen Schimmel hat er dabei ganz zu Grunde gerichtet und iſt erſt heut' am hellen Tag heimgekommen; ja ſchau' nur, das hat er Dir zu lieb gethan, Martin, er war Dir immer ſo gut; aber ſag', wo iſt auch der Vater?“

„Iſt das Alles wahr?“ fragte der Alte, Röschen ſtarr anblickend, „der Chriſtian hätt' das gethan, für den Braunen?“ „Für den Braunen und Dich, ganz gewiß, es iſt den Nachmittag deshalb noch expreß ein Poſtläufer von Aarau gekommen.“ „Dann bin ich verloren,“ murmelte Martin, nach der Ofenbank hinſchwankend, „dann bin ich verloren und meine grauen Haare ſollen verflucht ſein.“

Röschen ſprang erſchrocken auf und wollte den Alten, der ſich wankend mit beiden Händen am Ofen feſthielt, ſtützen helfen. „Gott — Martin, Martin, was iſt Dir?“ „Still, ſtill,“ ſtöhnte er, nach Atem ringend, „lauf, bevor's zu ſpät iſt. Ich kann nicht, ich hab' einen Eid gethan, ihm Nichts zu verraten, o ich alter Hund.“ „Um Gottes Willen, Martin, ſo beruhige Dich doch und ſprich deutlich,“ bat Röschen, vor Angſt zitternd, „komm' ſetze Dich und erzähl' es.“ „Lauf, lauf!“ drängte der Arme, „'s iſt über elf Uhr, ſie wollen den Chriſtian fangen, vielleicht töten, der Major iſt da und Dein Vater; denen droben im Thal hab' ich Gewehre gebracht, ſie ziehen über den Berg, den Wald herab nach dem Ebnat, ich hab' einen Eid gethan, dem Statthalter Nichts zu verraten; aber mithelfen wollt' ich nicht. Man müß' ihn lebendig oder tot haben, ſagt der Major, lieber tot, und dann das ganze Thal unter Waffen rufen und die Regierung ausjagen. Heiliger Gott, es wird zu ſpät ſein, auf Mitternacht iſt's abgeſtellt; er that ſo brav an mir.“ „Gnädiger Himmel,“ ſeufzte Röschen, bleich wie eine Leiche die Hand auf's Herz preſſend, „das alſo ſoll die Abrechnung ſein, und meine Ahnung hat mich nicht betrogen; lieber tot als lebendig — geh' Martin auf, nimm Dich zuſammen! und ſag' dem Vater, was Chriſtian gethan hat, lauf', Du weißt, wo er iſt, ich — ich werde meinen Weg auch finden, — mit Gottes Hilfe.“

Das Lämpchen erloſch, und Martin blieb allein in der Finſternis zurück.

Der Abend, den Röschen unter ſo ſchwerer Bangnis verbrachte, war für Chriſtian der glücklichſte, den er ſeit der Nacht verlebt, da er den Major im Bären zu Kulm verwundet hatte. Er kam ſich ſelber vor wie ein Kranker, der, plötzlich vom dumpfen Schmerzenslager erſtanden, verjüngt und neugeſtärkt am milden Sonnenſcheine wandelt; wie ein Blinder, deſſen lang umnachteter Blick wieder hell wird und mit Entzücken in die blühende Frühlingsſchönheit der Welt hinausſchaut. Vor dem einen, allmächtigen Gedanken: Röschen, das arme, gute Röschen liebt dich wieder oder hat dich wohl im Stillen nie zu lieben aufgehört, der wie ein friſch ſprudelnder Quell tauſend neue Wellen ſchimmernder Hoffnung in das öde, erſtorbene Herz ergoß, mußte alles Andere verſchwinden, was geſtern noch neue Erbitterung und Beſorgnis erregt haben würde. Der Poſtläufer hatte von Aarau neben der Nachricht von der Gefangennahme des Pferdediebes noch ein Schreiben gebracht, das weniger Erfreuliches enthielt. Man halte dafür, lautete dasſelbe, daß die bedenkliche Unruhe, welche ſich allerwärts, aber am meiſten in den Gegenden, wo die Junker von Bern ihre Schlöſſer haben, unter dem Landvolke zeige, von öſterreichiſchen und berner-patriziſchen Spionen und Emiſſären erregt werde; in Biberſtein habe man letzte Nacht einen Offizier der Legion Roverea gefangen, der die Bauern mit allerhand Vorſpiegelung von naher öſterreichiſcher Unterſtützung gegen die Franzoſen und die beſtehende Regierung aufgewiegelt habe; der Statthalter werde deshalb ermahnt, in ſeinem Kreiſe die ſchärfſte Wachſamkeit zu beobachten, da ein Aufruhr in gegenwärtiger Zeit, wo die franzöſiſchen Heere am Rheine ſchwer bedrängt wären, von den verderblichſten Folgen ſein müßte.

Dieſe Nachrichten würden, wie geſagt, vor der Begegnung mit Röschen auf dem Kirchhofe des Statthalters Erbitterung und Strenge gegen die Ariſtokraten erhöht haben; jetzt machten ſie einen ganz andern Eindruck. Chriſtian ſaß, halb liegend,

in einem großen Lehnstuhle in seiner Stube; er hatte das Licht ausgelöscht und schaute träumerisch auf die wankenden Schatten, mit denen der durch's Fenster hereinbrechende Mondschein auf dem Boden und an den Wänden herumspielte. „Bah," sagte er endlich, wie durch einen festgefaßten Entschluß erleichtert, „ich will mich nicht mehr länger mit der ganzen Welt und meinem eigenen Glücke verfeinden — ich lege meine Stelle nieder und lasse Streit und Hader denen, die noch länger Freude daran finden. Hat Jeder so lange gelitten und gestritten wie ich, mag er auch Ruhe wünschen — hab' ich doch seit anderthalb Jahren keine stille, glückliche Minute mehr gehabt. Der alte Untervogt wird sich dann versöhnen lassen, und ich und Röschen — ach, all' ihr guten Engel wacht über mir, daß ich das Glück zu ertragen vermag!" Er legte die Hand über die Augen, als fürchte er sich, den glänzenden Bildern der frohen Zukunft ins Gesicht zu schauen. Allmählich senkte sich der Schlaf auf den Ermüdeten und mit demselben die Träume, welche die Gedanken des Wachenden mit phantastischem Zauberfinger weiter spannen. Es war ihm, als ob er sich schwebend emporhebe und mit leichtem, beflügeltem Schritte auf den Strahlen des Mondscheines dahinwandle — tief unten lag die Erde in dämmerndes Dunkel gehüllt; aber droben in dem endlosen Raume schwebte Röschen, von einer Sternenwolke wie von einem weitflatternden Gewande umhüllt, und winkte und nickte lächelnd herab, ihm nachzukommen. Der Träumende flog durch die Lüfte dahin wie vom Sturme getragen; doch eben so rasch hob sich die Sternenwolke und schien endlich dem bang Nachschauenden mit ihrer süßen Beute in dem endlosen Lichtmeere zu entschwinden, da rief er mit atemloser Bangigkeit: Röschen, Röschen — und Röschens Stimme flüsterte hart an seinem Ohre: „Christian, Christian — um Gotteswillen, erwache!" Er öffnete die Augen und streckte beide Hände aus, um die leuchtende Erscheinung festzuhalten, aber

er ſelbſt wurde von einer zitternden Hand angefaßt, und der Traum war Wirklichkeit geworden. Vor dem Erwachenden ſtand Röschen, vom vollen Lichte des Mondes wie von einem heiligen Scheine umfloſſen.

Wenige Minuten ſpäter floh der Statthalter, den Schatten der Bäume ſuchend, über die mondbeſchienene Fläche hinter dem Hauſe abwärts, im Herzen Schreck und Zorn, aber mehr noch unſäglichen Dank und Liebe für das heldenmütige Mädchen, das ihn vor dem drohenden Tode gerettet und dem er ſo bitteres Unrecht gethan. Unwillkürlich ſprachen die Lippen, auf denen noch ein letzter Verſöhnungs- und Abſchiedskuß ſchwebte: Es iſt ein Engel, zu gut für dieſe Welt.

Als der Flüchtling etwa tauſend Schritte weiter abwärts auf dem Fußwege angekommen war, der dem Wald entlang ins Thal nach Gränichen gegen Aarau herabführt, hörte er droben am Abhange des Ebnat einen Schuß fallen. Er blieb, erſchreckt nach der Gegend hinhorchend, ſtehen, bis ein dumpfes Gewirr von ſich gegenſeitig zurufenden Stimmen und der helle Klang eines Jagdhornes, dem auf verſchiedenen Punkten von der Höhe des Waldes geantwortet wurde, ihm zu verkündigen ſchien, daß die wilden Jäger die Fährte des gehetzten Wildes ſuchten. Kaum hatte er mit fliegenden Schritten den einſamen Hof in der „Wäſſere" erreicht, in dem Alles tot und ſtille lag, ſo ertönte von Kulm herab die Sturmglocke. Chriſtian ſchaute atemholend zurück; aus ſeinem väterlichen Hauſe ſtieg eine mächtige Flammenſäule, die mit glutrotem Scheine vom Ebnat ins Thal herableuchtete.

Der flüchtige Statthalter war der Erſte, der die Kunde von dem ausgebrochenen Aufruhre nach Aarau brachte. Auf dem Felde bei Suhr waren ihm die ſtädtiſchen Feuerrotten begegnet, die, von der Röte am nächtlichen Himmel geweckt, zu Hilfe eilen wollten, aber auf die erteilte Auskunft über die Urſache des Brandes haſtig wieder heimkehrten, Schrecken und Angſt durch die Stadt verbreitend. Und wirklich waren genügende Gründe zu Beſorgniſſen vorhanden. Die franzöſiſchen Truppen ſtanden, von den Kaiſerlichen hart bedrängt, draußen bei Schaffhauſen und am Bodenſee; das Landvolk rings herum war, über mancherlei Unbill und Bedrückung empört und von zahlreichen ariſtokratiſchen Ausſendlingen bearbeitet, in gefährlicher Aufregung; für das vielfach angefochtene „Patriotenneſt" ſtand im Augenblicke das Schlimmſte zu befürchten, wenn ein geglückter Aufſtandsverſuch die allerwärts gährenden Elemente vereinigen und in Bewegung ſetzen konnte. Drum wurden noch in der Nacht und am frühen Morgen alle Zugänge zur Stadt von den Bürgern beſetzt und zahlreiche Patrouillen zur Rekognoszierung ausgeſendet; ſelbſt den Kadetten, der waffenluſtigen Schuljugend, wurden ſcharfe Patronen verteilt. Eilboten flogen auf den Straßen nach Solothurn und Baſel, um ſchnelle Hilfe herbeizurufen. Aus dem Thale herab lauteten die Gerüchte von Stunde zu Stunde drohender und wurden bei der einmal erregten Angſt von Mund zu Mund mit neuen Schreckniſſen vergrößert. Die Vorpoſten der Aufſtändiſchen, hieß es, ſeien bis zur Blaienbrücke zwiſchen Liebegg und Gränichen vorgeſchoben; von letzterm Dorfe ſelbſt ſeien viele Bewaffnete zu den Aufrührern geſtoßen, und wer ſich ſonſt die Straße aufwärts wage, werde mit ſcharfen Schüſſen empfangen. Die rebelliſchen Haufen, von eingeſchlichenen kaiſerlichen Offizieren und patriziſchen Emigranten angeführt, erwarten nur noch Zuzug aus dem ebenfalls aufgeſtandenen Luzernbiete, um auf die Nacht das verhaßte Aarau mit Plün-

derung und Mord heimzusuchen. Es war, wie gesagt, ein banger Tag, und mancher Aarauer, der damals kaum die ersten Höslein trug, hat den 13. April des Jahres Neunundneunzig bis heute noch nicht vergessen.

Christian ging in dem lärmenden Tumulte umher wie ein Träumender, und von all' den besorgten Gemütern harrte wohl Keines so sehnlich auf baldige Hilfe von Außen, wie das seinige. Es war weder Schreck noch Furcht vor den kommenden Ereignissen und den Drohungen der Aufständischen, was den sonst so festen und mutigen Mann niederbeugte und seinen klaren Blick verwirrte; es war eine innere Hast, die ihn ruhelos umhertrieb, eine namenlose Bangigkeit vor einem unbestimmten nahenden Unglücke, die den Starken zum schwachen Kinde machte, das sich bei dem geheimnisvollen Rollen eines heranziehenden Gewitters hinter die Falten des mütterlichen Gewandes zu verbergen sucht. Schon gegen Mittag vermochten ihn seine Freunde nur mit Mühe abzuhalten, daß er nicht allein wieder ins Thal zurückkehrte und so einem fast gewissen Untergang entgegen ging. „Ach," sagte er zum Thörlewirt, der den Jammernden aufzurichten suchte, „ach, es ist ja weder Gefangenschaft noch Tod, was ich fürchte; es ist Etwas, das mich beständig ruft, mich mit tausend Stricken heimzieht, und geh' ich nicht, so wird's zu spät und ich kann's nicht mehr gut machen, wenn ich auch hundertmal mein Leben hergeben wollte, ich fühl' es zu gewiß."

Auf diese Weise waren alle Tröstungen fruchtlos, und Christian würde von der gefahrvollen Heimkehr kaum länger abzuhalten gewesen sein, wenn nicht in der Mitte des Nachmittages eine unerwartet glückliche Botschaft eingetroffen wäre. Von Solothurn her waren nämlich drei Kompagien Lemaner-Dragoner auf dem Marsche, die zum französisch-schweizerischen Heere im Thurgau stoßen sollten. Der Eilbote hatte sie unter-

wegs angetroffen, und bereits waren die Braven in verſchärftem Ritte in Olten angelangt, um nach kurzer Raſt der bedrohten Patriotenſtadt zu Hilfe zu kommen; aber doch neigte ſich die Sonne ſchon tief auf den Jura nieder, als die erſehnte Staubwolke, welche die rettende Reiterſchar barg, auf der Straße von Schönenwerd gegen die Stadt heran aufwirbelte.

Der Kantonsſtatthalter, der Chriſtian wohlgewogen und befreundet war, erlaubte ihm, mit einem Fähnlein der angekommenen Reiter trotz des ſinkenden Abends noch das Thal hinaufzureiten, um Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen; freilich nur mit der dringendſten Ermahnung, ſich und ſeine Gefährten keiner unnötigen Gefahr auszuſetzen. Der unerſchrockene Thörlewirt ließ ſich's nicht nehmen, ſeinem Freunde das Geleit zu geben. Schon in Gränichen erfuhren ſie, daß ſich die Haufen an der Blaienbrücke längſt zurückgezogen und wohl gänzlich aufgelöſt hätten; wie es weiter aufwärts ausſehe, könne man nicht ſagen. Die kecke Schar ritt in ſcharfem Trabe weiter, ohne auf einen Feind zu ſtoßen; an der bezeichneten Brücke deuteten blos einige neben der Straße liegende Baumſtämme und ein paar friſch aufgeworfene Erdhügel an, daß ſchwache Anfänge zu ſchützenden Verteidigungsmaßregeln gemacht worden waren. Bereits war's völlig dunkel geworden, als die Schwadron an Liebegg hinaufrückte; nirgends hatte ſie auch nur eine einzige Wache bemerkt. Das Thal lag ſo ſtill und lautlos in der Dämmerung, als wär' es noch nie vom Klange einer Sturmglocke erſchreckt worden. Jetzt fing Chriſtian ſelbſt an zu befürchten, ſie könnten in einen Hinterhalt geraten. Er ließ den Zug halten und befahl dem Thörlewirt als Wegweiſer für den Notanfall bei demſelben zurückzubleiben, er ſelbſt ging zu Fuß, leiſe aber ſchnell die Straße aufwärts Unterkulm zu. Schon war er mehr als einen ſtarken Büchſenſchuß von ſeinen Begleitern entfernt, als vom

Dorfe her raſcher Hufſchlag ertönte. Der Statthalter lehnte ſich an einen Baum neben der Straße, um den Reiter unbemerkt beobachten zu können. Wie dieſer näher herankam, hörte der Horchende zwiſchen dem Pferdegetrappel laut klagende Ausrufe, die ein ſchmerzliches Selbſtgeſpräch zu unterbrechen ſchienen. Chriſtian erkannte die Stimme und, raſch hervortretend und den Zügel des Pferdes ergreifend, fragte er: „Wohin noch ſo ſpät, Martin, was bringſt Du für Botſchaft?“ „Heiliger Himmel,“ erwiderte der Alte, nachdem er den Frager erkannt, ſich zum Abſteigen anſchickend, „armer Chriſtian, ſeid Ihr da? Ich ſollt' Euch von Aarau heimholen, der Untervogt hat mich geſchickt, ſitzt auf und reitet! meine Botſchaft,“ fügte er in lautes Schluchzen ausbrechend hinzu, „werdet Ihr bald genug erfahren.“

Als Chriſtian vor des Untervogts Hauſe von dem ſchnaubenden Roſſe ſprang, tönte ihm von drinnen lautes Weinen entgegen. Ohne die Begegnenden zu fragen oder anzuhalten, wankte er durch den Hausgang Röschens Kämmerchen zu. Es war von einem kleinen Lämpchen erhellt, deſſen bleicher Schein auf Röschen niederfiel, das mit geſchloſſenen Augen ſchon zum letzten irdiſchen Gange geſchmückt auf dem Bette lag. Neben demſelben kauerte der unglückliche Untervogt, in ſtarrem, lautloſem Jammer in das erblichene Antlitz ſchauend, auf dem nach überſtandenem Todeskampfe ein freundlich milder Schein der Verſöhnung lag.

Was das Leben nicht vermocht, mußte der Tod vollbringen; der arme, kinderloſe Vater ſank dem eintretenden Chriſtian in ſprachloſem Schmerze in die Arme, und die beiden, freilich zu ſpät Verſöhnten, hielten, gemeinſam das verlorene Glück beweinend, bis zum Morgen Leichenwacht.

Röschen wurde hart neben Chriſtians Mutter gelegt. Die Trauerweide, die es ahnungsvoll auf ihr Grab gepflanzt, ſenkte

vor wenigen Jahren noch ihre Zweige auch über den kleinen Leichenſtein, der die Stätte bezeichnete, wo das ſchuldloſe Opfer blutigen Bürgerzwiſtes Ruhe gefunden.

Durch Chriſtians Vermittelung und Fürſprache wurden nur über wenige Teilnehmer an dem Aufſtande Strafen verhängt; die Schuldigſten waren ohnedies aus dem Lande geflohen. Die irregeleiteten Haufen der Thalbewohner hatten ſich, über den blutigen Tod Röschens entſetzt, aufgelöſt und ohne weitere Gewaltthat nach Hauſe begeben.

Der Major ſelbſt war, an dem Gelingen ſeines Unternehmens verzweifelnd und wohl auch von ſeinem Gewiſſen geſchlagen, ſchon in der Nacht verſchwunden. Er hatte, die im Mondſchein vom Ebnat herabfliehende Geſtalt für ſeinen Todfeind haltend, den tötlichen Schuß auf Röschen abgefeuert. Wer den Brand in Chriſtians Haus geworfen, konnte nicht ermittelt werden. Die Leute ſagten, es könne nur der Judenbube geweſen ſein, der, des Majors treuer Begleiter, mit ihm gekommen und wieder geflohen war.

Nachdem der Statthalter dieſe letzte Pflicht gegen ſeine Mitbürger erfüllt, legte er ſein Amt nieder und verließ eine Heimat, in der ihm von ſeinem Glücke Nichts geblieben, als die Ruinen ſeines väterlichen Hauſes und ein Grab, das er nie vergeſſen konnte. Statt des Todes, den er in ſeinem friſchen Schmerze unter den franzöſiſchen Fahnen zu finden hoffte, wurden ihm nur Wunden und der Ruhm eines Tapfern zu Teil. Die Zeit bewährte auch an ihm ihre heilende Kraft; aber dem Andenken an die Tote, die ſich für ihn geopfert, blieb er treu, wie er der Lebenden treu geweſen, und ſo manches ſchöne Auge auch nach dem mutigen Kriegsmanne ausſchauen mochte, ſo hat ſich doch nie mehr ein Weib eines freundlichen Lächelns von ihm rühmen können.

Als der vielgeprüfte Mann nach dem Sturze Napoleons, nachdem auch der Untervogt und der gute Martin Röschen längſt nachgefolgt, in die Heimat zurückgekehrt war, lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit, ohne ſich um die Welthändel zu kümmern. Die Leute nannten ihn bis an ſein Ende den „Statthalter", obgleich bald Wenige mehr wußten, was dieſer Titel zu bedeuten hatte.

Noch bis auf ſeine letzten Tage ging er, ein freundlich ernſter Greis, wie wir ihn im Anfange der Erzählung geſehen haben, Tag für Tag ſeinen einſamen Weg nach dem Ebnat hinauf, um nach dem Kirchhof hinüberzuſchauen. Was er ſich dort droben ſo manchmal gewünſcht haben mag, hat er nun auch gefunden.

Drei Freunde.

(1871.)

Auf der ſchönen Juraſtraße, die über einen romantiſchen Bergſattel aus dem Innern des Landes an den Rhein hinabführt, zog an einem heitern Herbſtnachmittage ein Trupp junger, fröhlicher Leute dahin. Es waren lauter friſche Burſche, die heute aus dem erſten Militärdienſte, den ſie ſeit einigen Wochen in der Kantonshauptſtadt geleiſtet, entlaſſen worden waren; und wie es ſo zu geſchehen pflegt, ſolche Ehrentage verlangen immer eine beſondere Feier. Jubel und Geſang erſchallten aus der munteren Schar, und wo ein Wirtshaus am Wege ſtand, mußte billigerweiſe Halt gemacht werden; aber obwohl an ſolchen Ruheſtätten durchaus kein Mangel war, wäre ein friſcher Trunk hier und da auch im Freien noch wünſchenswert geweſen. Drum war ſchon vom erſten Dorfe außerhalb der Stadt ein Mann mitgenommen worden, der ein ziemlich beträchtliches Fäßchen auf dem Rücken trug, und wo nur einer oder mehrere zuſammen vom Hauptzuge abſchwenkten, um auf anderm Wege in die Heimat zu gelangen, wurde am Scheideweg noch ein brüderlicher Abſchiedstrunk gehalten. Was Wunder alſo, wenn die noch Zuſammenbleibenden immer heiterer, immer luſtiger wurden, je länger der Weg dauerte! Aber als allmählich der Abend niederſank, waren von der ganzen Schar nur noch drei übrig geblieben, die nach der kleinen Rheinſtadt hingehörten, deren alte Türme jetzt dort drunten ſchattenhaft in die Dämmerung emporſtiegen.

Sie ſtanden Hand in Hand auf einer waldigen Anhöhe und ſchauten eine kleine Weile ſchweigend nach der Heimat hinunter; dann rief der eine mit weithinſchallender Stimme: „Gott grüß euch alle dort drunten; aber in der nächſten Stunde ſollt ihr uns noch nicht in eure Mauern bekommen! Nein, nein," wendete er ſich an ſeine Kameraden, „ſo ganz ohne Sang und Klang darf der heutige Tag nicht begraben werden. Wir gehen noch nach dem Sommerhauſe, mein' ich!" Obwohl nun dieſer vorgeſchlagene Gang über das Sommerhaus, eine beliebte und von den Städtern zur ſchönen Jahreszeit viel beſuchte Wirtſchaft, einen beträchtlichen Umweg bildete, wurde doch der Vorſchlag von den zwei andern mit froher Bereitwilligkeit angenommen, und im Takte eines munteren Marſchliedes ging es ſeitwärts, dem Saume des Waldes entlang.

Die Nacht war ſchon eine Weile angebrochen, als die Drei das Sommerhaus erreichten, wo keine Gäſte mehr zu ſehen waren; aber deshalb wurden die Ankömmlinge um nichts weniger freundlich empfangen, und ſchon unter der Thüre rief ihnen der Wirt entgegen: „Ei der Tauſend! das Kleeblatt — ſeh' mir einer, wie das ſich in der Uniform ausnimmt! Da wird, denk' ich, ſchon die Großmutter aufmarſchieren müſſen?" „Ja, ja, die Großmutter," riefen alle drei, indem ſie ſich an einen kleinen runden Tiſch ſetzten; „nur ſchnell her damit!" Sie langte auch alsbald dienſtfertig an, die Großmutter, nämlich eine wahre Rieſenflaſche, die wohl einige Maß halten und ihren Namen daher tragen mochte, daß ſie gewöhnlich auf den Tiſch kam, wenn eine ganze durſtige Familie mit Großmutter und Enkeln getränkt werden ſollte. Der Wirt mußte ſich ſogleich mit zu den freigebigen Gäſten ſetzen; nach einer Weile ließ ſich die hübſche, guitarrenkundige Tochter herbeinötigen, und ſo verhallte bei Wein und Geſang der wiederholte Stundenſchlag

der Wanduhr ungehört. Es ging auf Mitternacht, als die drei Freunde endlich vom Sommerhause Abschied nahmen.

Draußen floß ein leisdämmernder, schwankender Sternenschein durch die Nacht, der die Gegenstände manchmal nur deutlicher hervortreten ließ, um sie einen Augenblick darauf desto tiefer ins Dunkel einzuhüllen. Die Fröhlichen achteten jedoch wenig auf dieses Licht- und Schattenspiel, da sie selbst bei stockfinsterer Nacht den bequemen und vielgewohnten Heimweg unbeanstandet gefunden hätten; dafür übertönten sie das bald leiser, bald stärker anschwellende Rauschen des Rheines, der in geringer Entfernung dahinfloß, mit Gesang und Jauchzen, bis sie auf einige hundert Schritte an das Stadtthor gekommen waren. Hier, wo eine weiße Mauer in unmittelbarer Nähe vor ihnen aus der Dunkelheit aufstieg, verstummten sie plötzlich, obwohl ihr Lärm keinen der Schläfer, die hinter dieser Mauer lagen, mehr aufgeweckt haben würde. Denn es war die Friedhofmauer des Städtchens.

Einige Sekunden lang wurde nichts mehr gehört als der Schall der taktgemäßen Schritte; aber das Soldatenkleid, das überall an ein frisches Erfassen des Augenblicks mahnt, scheint oft gerade in den stilleren und sinnigeren Naturen den verborgenen Übermut am kräftigsten aufzurütteln. So wenigstens geschah es hier, als Eugen, sonst im gewöhnlichen Geleise des bürgerlichen Lebens von allen Dreien weitaus der ruhigste und ernsteste, mit einemmal stehen blieb. „Hört ihr, Anton und Leopold," sagte er in keckem, fast spöttischem Tone, „wir marschieren plötzlich so untergeduckt daher, als ob wir uns an einem gefährlichen Feldposten vorüberschleichen müßten. Sollte das etwa von der alten Geyerin herkommen, die heute hier begraben worden? Seht, wahrhaftig, da steht die Friedhofsthür noch halb offen!"

„Was kümmert uns das," erwiderte einer der andern; „der Totengräber wird eben vergessen haben, sie zu schließen."

„Glaubst Du wirklich," rief Eugen neckend; „nein, nein, die Geyerin hat den Riegel zurückgeschoben, damit alle Neugierigen und Wundersüchtigen ungestört ihre Besuche bei ihr fortsetzen können. Die brave Wahrsagerin! Wie oft hat sie uns prophezeit, daß wir alle drei die gleichen Schicksale erleben werden, weil wir nicht nur in der gleichen Woche, sondern auch unter dem gleichen Planeten zur Welt gekommen seien. Freilich, wenn mir dann allemal wissen wollten, wie diese Schicksale beschaffen sein würden, begnügte sie sich mit einem bedenklich geheimnisvollen Kopfschütteln, die zukunftschauende Sibylle."

„Aber, so komm doch," sagte Leopold ungeduldig, „Du kannst der Geyerin Deine Grabrede ja auch unterwegs noch halten."

„Mit nichten, Freund," entgegnete Eugen, in ein komisches Pathos übergehend, „im Leben war die arme Geyerin, wie wir trotz ihrer Beteuerungen alle wußten, sicherlich nicht schicksalskundiger als irgend eine ihrer Kolleginnen, die sich vom Handel mit Zwirn und Nadeln nährt. Aber nun wird sie zum Lichte eingegangen sein, und drum soll sie uns jetzt auch sagen, was ihr früheres Kopfschütteln zu bedeuten gehabt habe. Folgt mir!"

Anton und Leopold zögerten trotz der eigenen Erregung, die infolge des in ungewohntem Maße genossenen Weines und all der andern Erlebnisse des Tages natürlich war, unwillkürlich einen Augenblick, bevor sie der unerwarteten Einladung nachkamen, und der eine oder andere würde wohl auch ein abmahnendes Wort bereit gehabt haben, wenn der Vorschlag nicht gerade von dem sonst so bedachtsamen und feinfühligen Eugen ausgegangen wäre. So folgten sie, wenn auch widerwillig, dem Voranschreitenden und stellten sich vor ein noch kaum halb mit Erde zugefülltes Grab, das hart hinter der Friedhofsthüre lag und in welchem der Gräberordnung nach

niemand ruhen konnte, als die alte Geyerin, die heute, wie die jungen Leute erſt draußen im Sommerhauſe erfahren hatten, beſtattet worden war.

„Höre, ſelige Frau Geyerin," begann Eugen in tiefem, beſchwörendem Tone, aber doch mit etwas unſicherer Stimme, „du biſt aus dem Leben gegangen, ohne dich gegen uns drei einer angelegentlichen Schuld entledigt zu haben. Drum erfülle jetzt, da wir deinen Worten noch größeren Glauben ſchenken, als wir's früher gethan hätten, dieſe deine Pflicht und ſage uns: worin beſteht die Gleichheit unſrer Schickſale, die du ſo oft prophezeit haſt?"

„Wiederum keine Antwort in gewohnter Weiſe," fuhr der Beſchwörende nach einer kleinen, lautloſen Pauſe fort, „nicht einmal mehr das geheimnisvolle Kopfſchütteln; drum will ich etwas beſtimmter fragen und gleich mit dem Ende anfangen. Frau Geyerin, hat das Schickſal vielleicht beſchloſſen, daß wir alle drei dir bald ins Jenſeits nachfolgen ſollen?"

Der dumpfe Ton der fragenden Stimme war kaum verhallt in dem ſtillen Raume, als die drei Freunde, wie von einem unſichtbaren Blitzſchlage getroffen, auseinanderfuhren; denn unmittelbar vor ihnen hatte eine andere Stimme hohl, aber deutlich und langſam zur Antwort gegeben: „Ja bald, alle Drei!"

Eugen war der erſte, der nach dem augenblicklich betäubenden Schreck ſeine Geiſtesgegenwart wieder fand. „Ha," rief er mit noch bebender Stimme, „wer will uns hier zum beſten halten? Komm hervor, Burſche, ſonſt ſoll es dir übel bekommen!" Zugleich bemühte er ſich, ſeine Blicke mit aller Anſtrengung in das wechſelnde, zerfließende Dunkel einzutauchen, das an den bald weißen, bald ſchwarzen Grabzeichen hin und wider ſchwebte; aber Anton faßte ihn am Arme und ſagte leiſe und bewegt: „Sei es, wer es wolle, komm Eugen, wir ſind hier nicht an unſerm Platze."

Als die zwei auf die Straße hinaustraten, schritt Leopold schon vor ihnen her, ohne zurückzublicken oder einen Laut von sich zu geben. Erst am Stadtthore, neben dem sein Elternhaus lag, blieb er stehen und fragte mit leiser Stimme: „Sehen wir uns morgen in der Kirche? Ich werde hingehen.“ „Ja, in der Kirche,“ lautete die kurze Antwort; „gute Nacht, auf Wiedersehen.“

Auf der Emporkirche, ganz in der Nähe der Orgel, hatten sich die drei Freunde von Jugend an, seit dem Festtage, wo ihre hellen Knabenstimmen hier zum erstenmal im Chore zusammen erklungen, einen gemeinsamen Platz bewahrt. Dieser wurde, wie das in den herkömmlich geordneten Verhältnissen kleiner Städte geschehen kann, selten oder nie von jemand andrem in Anspruch genommen, auch wenn die Drei, selbst für längere Zeit, nicht anwesend waren. Einmal mußte das „Kleeblatt“ doch wieder zusammenkommen und dann sein altes Recht geltend machen. Und auf diesem Platze hatten sich also am folgenden Morgen auch rechtzeitig Eugen und Anton eingefunden, ohne daß jedoch der dritte Genosse erscheinen wollte. „Leopold wird sich verschlafen haben,“ meinte endlich Anton; „es wäre mir beinahe ebenso ergangen.“ „Wahrscheinlich,“ pflichtete Eugen bei; „es war eben doch etwas später geworden, als gerade notwendig gewesen wäre.“

Anton nickte langsam und nachdenklich. Er empfand deutlich, daß Eugen so wenig seinen innersten Gedanken ausgesprochen, als er es selber gethan; aber drum mochte er ihn auch nicht weiter berühren, diesen Gedanken, der freilich nur wie ein dunkles, schattenhaftes Gebilde in ihm lag. Dafür sorgten andre ganz unabsichtlich, daß derselbe immer von neuem wach erhalten wurde. Von allen Seiten drängten Bekannte heran, die Heimgekehrten zu begrüßen und sie um ihre kleinen

militärischen Erlebnisse zu befragen. Doch die erste Frage lautete überall: „Aber wo habt Ihr den Leopold gelassen, ist der noch nicht zurück?“ Dieser und jener versuchte wohl auch ein Scherzwort, ob der Kamerad schon im ersten Feldzuge auf die Liste der „Vermißten“ gekommen sei und dergl., wodurch die Freunde unwillkürlich und, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, auf das peinlichste berührt wurden.

Nach beendigtem Gottesdienste nahmen sie, wie sich das von selbst verstand, den Weg geraden Schrittes nach dem oberen Thore. Sie gingen rasch, aber schweigend dahin, und, am Ziele angelangt, ließ Anton den messingenen Thürhammer am elterlichen Hause Leopolds so leise auffallen, als ob er sich scheute, einen Schlafenden zu wecken. Gleichwohl wurde sofort geöffnet, und die Mutter des Freundes begrüßte die Ankömmlinge mit gewohnter Herzlichkeit, ohne eine gewisse Ängstlichkeit verbergen zu wollen. „Leopold hat mir gesagt, daß Ihr Euch in der Kirche sehen wolltet,“ fügte sie sogleich hinzu; „aber der Doktor hat ihm streng befohlen, das Zimmer nicht zu verlassen.“

„Wie, der Doktor war da?“ riefen die beiden Freunde wie aus einem Munde; „aber was ist es denn, was fehlt ihm?“

„Das muß man erst noch gewärtig sein, was kommen will, Gott gebe, nichts Schlimmes,“ sagte die Frau; „wir waren schon lange zu Bett, als Leopold heimkam, wir hatten ihn nicht mehr erwartet so spät; aber er wollte durchaus nicht zugeben, daß noch jemand aufstehe seinetwegen, er sei froh, sogleich zu Bett gehen zu können. Er that es auch, ohne uns länger Rede zu stehen; aber mich wollte es nicht mehr recht zur Ruhe kommen lassen, er hatte auch gar so bleich und angegriffen ausgesehen. Und, gütiger Himmel, wie erschrak ich, als ich den Morgen noch vor Tagesanbruch in sein Zimmer kam; da lag er in heftigen Fiebern, erkannte mich nicht einmal mehr und redete ganz irre, vom Friedhof, von der alten Geyerin und

und dann rief er wieder nach euch Beiden, ihr ſollet doch mit ihm kommen. Natürlich ſchickten wir ſogleich zum Doktor, und der hat ihm die Fieber, gottlob! bald etwas ſtillen können. Ich hätte dann gern auch noch vor der Kirche euch Zweien Bericht gemacht; aber Leopold hat es nicht zugeben wollen, es ſei immer noch früh genug, daß ihr's vernehmt, hat er gemeint."

Unter dieſen mit gedämpfter Stimme gemachten Mitteilungen waren ſie die Treppe hinauf in das Gemach Leopolds gekommen. Er ſaß aufrecht in ſeinem Bette und ſtreckte den beiden mit einem eigentümlichen, verlegenen Lächeln die Hand entgegen. „Ich konnte nicht Wort halten heute," ſagte er; „doch bis morgen wird es hoffentlich wieder beſſer ſein. Es war eben ein augenblicklicher Anfall." Anton und Eugen warfen ſich einen verſtohlenen Blick zu, wobei jedoch jeder das Erſchrecken zu verbergen ſuchte, das ihm das veränderte Ausſehen des Freundes eingeflößt hatte. Die Augen waren matt und trüb und doch von einem eignen ſcharfen Glanz erfüllt, während es über den fahl gewordenen Wangen hin und her zitterte, wie der Widerſchein eines unſtäten Flämmleins. „Was fehlt Dir denn eigentlich," fragte Eugen; „haſt Du Schmerzen?" „Nein, das gerade nicht," antwortete der Kranke, „nur liegt es mir noch ſo ſchwer in den Gliedern, und auch der Kopf — der Kopf iſt nicht in der Ordnung." Er legte die Hand an die feuchte, bleiche Stirn und fügte hinzu: „Der Doktor hat geſagt, ich ſolle mich heute nur völlig ruhig halten, dann werd' es wohl wieder gut ſein." „Thu' Du das," ermahnte Anton mit leiſer Stimme; „wir haben eben geſtern zu viel getrunken, ich ſpür' es ſelbſt auch. Jetzt wollen wir gehen und Dich nicht durch Plaudern ermüden."

Der Kranke machte keine Einwendung; aber als die Freunde ſchon unter der Thüre waren, rief er ihnen noch nach: „Gehen wir morgen zum erſtenmal auf die Jagd, wenn es beſſer wird?"

„Gewiß, ich bin bereit," erwiderte Eugen in ruhigem Tone „hoffentlich werden wir gutes Wetter haben, und dieses Jahr muß die Jagd recht werden." „Du vermagst Dich beſſer zu halten als ich," flüſterte Anton, als ſie die Treppe hinabſtiegen. „Leopold wird auch übermorgen ſicherlich noch nicht auf die Jagd gehen."

Eugen gab keine Antwort. Als ſie auf die Straße hinaustraten, ſahen ſie von weitem den Doktor gegen das Haus zukommen und blieben ſtehen. Er war in ſeinem Benehmen ein etwas rauher und derber Herr, aber wer ihn genauer kannte, mußte denken, dieſe äußere Form ſei ihm notwendig, um das für ſeinen Beruf vielleicht allzu weiche und teilnehmende Herz zu ſchützen. „Nun, nun," rief er den zwei Jünglingen entgegen, „haben Euch die vermaledeiten Kaſernengurgeln denn ſo arg drangſaliert, daß ich gleich mit Pflaſter und Salbe nachhelfen muß — wie?"

„Streng genug war der Dienſt ſchon," antwortete Eugen; „indeſſen hatten wir uns doch nicht gerade zu beklagen."

„Danach ſiehſt Du wenigſtens auch nicht aus," ſagte der Doktor, indem er einen prüfenden Blick über die beiden gleiten ließ; „unſerm Anton da könnte man ſchon eher einige Strapazen anſehen. Oder habt Ihr etwa geſtern zum Schluſſe zu ſtark über die Schnur gehauen?"

„Etwas iſt ſchon gegangen, jedenfalls mehr als gerade notwendig geweſen wäre," erwiderte Eugen, den Blick auf den Boden heftend; „aber was fehlt denn eigentlich unſerm Leopold, Herr Doktor?"

„Ja, was ihm fehlt!" brummte der Gefragte mit verdrießlichem Geſichte, fügte jedoch alsbald freundlicher hinzu: „Zuerſt befürchtete ich ernſtlich, es ſei ein ganz richtiges Nervenfieber im Anzug, und ganz ſicher bin ich natürlich auch jetzt noch nicht darüber, das iſt abzuwarten. Jedenfalls muß ich die Herren erſuchen, die nächſten zwei, drei Tage ihn mit ihren Beſuchen

zu verſchonen und ſich nur bei ſeinen Eltern nach ſeinem Befinden zu erkundigen, wenn wir uns ſelbſt nicht etwa treffen ſollten.“

Der Doktor verabſchiedete ſich mit einer kurzen Handbewegung, und die beiden Freunde gingen wieder unter nachdenklichem Schweigen die Straße abwärts. Als ſie vor Eugens elterlichem Hauſe angelangt waren, ſagte dieſer: „Komm' mit hinauf, wir trinken ein Glas zuſammen.“

Anton machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe, ohne eine weitere Antwort zu geben.

„Nun, was beginnen wir denn mit dem Nachmittage?“ fuhr Eugen fort; „das Wetter iſt faſt zu ſchön, um in der Stadt zu bleiben.“

„Es iſt wahr,“ antwortete Anton langſam; „aber gleichwohl hab' ich keine Luſt zum Ausgehen. Vielleicht, daß ich auf den Abend ein wenig zu Dir hinüberkomme.“

Eugen ſchaute dem Davongehenden einen Augenblick nach und wollte ſich dann nachdenklich der Hausthüre zuwenden, als unverſehens ſeine Schweſter, ein munteres, blühendes Mädchen, vor ihm ſtand. „Wo bleibſt Du auch nur ſo lange?“ rief ſie mit leuchtendem Geſichte; „wir glaubten, Du werdeſt gleich von der Kirche nach Hauſe kommen, und ſeither haben ſich zwei ſchöne Augen ſchon faſt müde nach Dir geguckt.“

„Was gibt's?“ fragte Eugen, offenbar nicht angenehm berührt von der lebhaften Fröhlichkeit der Schweſter; „wer ſollte nach mir ausgeguckt haben?“

„Da ſeh' mir einer den Brummbären,“ ſagte ſie neckend; „aber ja, ich weiß, die Mutter hat Dir nichts davon geſchrieben, und heut' vor der Kirche wollten wir aus guten Gründen auch nichts ſagen davon; drum hör'“ —

Die Schweſter legte ihre beiden Hände auf ſeine Schulter und ſtellte ſich auf die Zehenſpitzen, um mit dem Munde das Ohr des hochgewachſenen Bruders erreichen zu können; doch

kaum hatte dieſer das Flüſterwort vernommen, als auch über ſein eignes Geſicht ein helles Aufleuchten wegging. „Was ſagſt Du, wie wäre das möglich!“ rief er in froher Überraſchung. „Ja, wie das möglich wäre,“ erwiderte ſie altklug und mit der Spitze des Zeigfingers auf die Stirn tippend; „unſereinem iſt eben viel möglich, Verehrteſter. Doch komm jetzt!“

Oben an der Treppe ſtand ein andres Mädchen, das jugendliche Antlitz über und über von Purpur umfloſſen, und auch auf Eugens Stirn und Wangen erblühte es roſenfarbig, als er ausrief: „Amalie, Du hier!“ Mit Tritten, die kaum die Stufen zu berühren ſchienen, flog er die Treppe hinauf, um droben die holde, erbebende Geſtalt in ſeine Arme zu ſchließen. „Aber, Bruder,“ ermahnte die Schweſter, deren ſonſt flinke Füßchen diesmal dem Voraneilenden nicht zu folgen vermochten, mit gedämpfter Stimme die Treppe hinauf, es ſind ja noch Leute in der Gaſtſtube drinnen, es kann jeden Augenblick jemand herauskommen.“ „Ei, was,“ entgegnete Eugen lächelnd, indem er doch die verſchämte Amalie freigab, „mein Bäschen und Bräutchen werde ich überall und vor jedermann begrüßen dürfen.“ Mit dieſen Worten faßte er das Mädchen an der Hand, um es durch den langen und breiten Hausflur hinabzuführen, während die Schweſter durch die nächſte Thür in die Gaſtſtube trat, wo neben ihrem Vater, dem angeſehenen Löwenwirt Walter, noch mehrere behäbige Bürger beim Frühſchoppen ſaßen.

Der „Löwen“, ein altertümliches, aber ſehr ſtattliches Gebäude, war ſeit undenklichen Zeiten im Beſitze der Walter'ſchen Familie geweſen und er erfreute ſich in weiter Umgegend des guten Rufes, den ſolche Gaſthäuſer, die durch Generationen vom Vater auf den Sohn übergehen, nicht ſelten zu bewahren wiſſen. Jetzt jedoch ſtand dem alten Herkommen wenigſtens inſofern eine Veränderung bevor, als der Löwen höchſt wahrſcheinlich an eine Seitenlinie der Familie Walter übergehen

mußte; denn Eugen, der einzige Sohn des Hauſes, beſaß weder Luſt noch Willen zu dem Berufe, den ſeine Vorfahren ſo lange mit beſtem Erfolge ausgeübt hatten. Schon von Jugend auf waren ihm der bunte Wechſel und das Geräuſch der Gaſtſtube zuwider geweſen, und wenn nun gar noch beſondere Anläſſe kamen, bei denen ſich das ganze Haus mit lauten Gäſten füllte, ſo konnte man ſicher ſein, daß Eugen auf irgend eine Weiſe dem Gedränge zu entfliehen ſuchte. Anfänglich hatten die Eltern auf dieſes Weſen des überhaupt ſtillen und in ſich gekehrten Knaben weniger Achtung gegeben; aber als er allmählich größer wurde und ſeine Beihilfe gelegentlich wünſchenswert geweſen wäre, konnten Ermahnungen und ſelbſt ſcharfe Rügen, namentlich von ſeiten des Vaters, nicht ausbleiben. Viel wurde indeſſen dadurch nicht geändert, und endlich mußte der innere Widerſtreit zwiſchen den Abſichten der Eltern und den Neigungen des Sohnes zur Entſcheidung kommen. Als Eugen in ſeinem ſechzehnten Jahre nach dem Welſchlande gehen ſollte, um dort neben der franzöſiſchen Sprache in einem großen Gaſthofe das Wirtſchaftsweſen zu erlernen, erklärte er mit entſchloſſener Feſtigkeit, er wolle ſich zwar nicht weigern, dieſen Beruf zu erlernen, aber ebenſo ſicher ſei es, daß er ihn nie ausüben werde. Das ſetzte nun freilich einen harten Kampf ab zwiſchen Vater und Sohn, und für den ſonſt ſo friedlichen Haushalt wäre wohl eine lange Reihe mißmutiger Tage in Ausſicht geſtanden, wenn nicht die kluge Mutter auf einen vermittelnden Ausweg hingewieſen hätte. Sie machte den Vater aufmerkſam, daß der kaum zwei Jahre jüngeren Schweſter das doppelte Maß der Berufsneigung, die dem Bruder mangle, zugefallen zu ſein ſcheine, wodurch der alte Löwenruhm ſich ja immer noch in der Walterſchen Familie forterhalten laſſe, wenn auch Eugen ſeine eignen Wege gehe. Herr Walter konnte ſich dieſen Anmutungen nicht verſchließen. Er kannte zwar ſehr wohl den mächtigen Unterſchied zwiſchen männlicher und

weiblicher Stammhaltung, aber er war auch ein viel zu verständiger Vater, als daß er dem einzigen Sohne in einer so wichtigen Lebensfrage eigentlichen Zwang hätte anthun wollen, sobald er nun einmal sicher überzeugt war, daß es sich nicht bloß um eine jugendliche Laune, sondern wirklich um inneren Beruf und Anlage handle. So entsagte er denn seinen eignen Wünschen, und Eugen, der von Jugend an eine unbesiegbare Vorliebe für das frische, duftige und geheimnisvolle Leben des Waldes empfunden hatte, widmete sich dem Forstwesen.

Aber zwischen jenen Tagen der Berufsentscheidung und dem heutigen Sonntage lag noch ein andres Ereignis, das an Eugens Lebenswege als ein bedeutungsvoller Meilenzeiger stand. Als er einmal von der Forstschule zu einem Besuche ins Elternhaus gekommen war, fand er in demselben eine entfernte Anverwandte, die er viele Jahre lang nie mehr gesehen hatte. Aus dem kleinen, wilden Mädchen war unterdessen eine sittsam heranblühende Jungfrau geworden, die Eugen an fremdem Orte nicht wieder erkannt haben würde. Nun hatte sie das schwere Unglück betroffen, in kurzer Zeit Vater und Mutter zu verlieren, so daß sie völlig verwaist dastand und eben im Begriffe war, zu einer Tante nach Genf überzusiedeln. Aber es war nicht nur die natürliche Teilnahme an diesem herben Schicksal, was sich beim ersten Anblicke der Waise in der Brust des jungen Forstmannes regte; es war noch etwas andres und dieses andre konnte ihm auch kein Rätsel bleiben. Eugen fühlte das Erwachen der ersten Liebe, welche sich um so getroster entfalten durfte, als ihr alle inneren und äußeren Verhältnisse begünstigend entgegenkamen. Amalie war ihrem ganzen Wesen nach der Neigung des besten Jünglings wert und als einzige Erbin ihrer wohlhabenden Eltern hätte sie auch noch weitergehende Ansprüche erheben können, als der Erbe des Löwenwirts in betracht seiner äußeren Glücksgüter aller Berechnung nach je zu befriedigen im stande war. Aber eine

ſolche Berechnung lag von dem Gedanken- und Gefühlskreiſe Amaliens weit ab. Mitten durch ihre dunkle Trauerzeit ging ihr in der Liebe Eugens ein Stern auf, in deſſen Schimmer ſich die ganze Zukunft wie ein weites Land glücklicher Verheißung vor ihr ausbreitete. Eugens Eltern ſahen dieſe gegenſeitig aufkeimende Neigung mit unverhehltem Wohlgefallen, und ſo ſchieden denn die zwei jungen Leute, als des Forſtſchülers Ferien zu Ende waren, als ein verlobtes Pärchen voneinander. Jetzt war Amalie, ohne Eugens Vorwiſſen, auf heimliche Veranſtaltung der Mutter abermals in ſeinem Elternhauſe erſchienen.

Und welche Veränderung war wiederum mit ihr vorgegangen in dieſen zwei Jahren der Trennung! Die damals kaum aus der Knoſpe gebrochene Blüte hatte ſich nun zur vollen Blume liebreizendſter Jungfrauenſchönheit entfaltet, ſo daß Eugen in beglückter Überraſchung ſich kaum zu faſſen wußte. Aber auch an ihm mochte die Verlobte eine ähnliche Wahrnehmung machen; denn ſie ſtand, nachdem ſie am hinteren Ende des Hausganges in die trauliche Wohnſtube getreten, ebenſo ſtumm und wortlos vor ihm, wie er ſelber. „Wie biſt Du ſchön geworden, Amalie!“ rief er endlich, ſie von neuem in ſeine Arme ſchließend. „Und Du, auch Du,“ erwiderte ſie ſchüchtern, indem ſie ihr Angeſicht an ſeiner Bruſt verbarg. So ſtanden und ſaßen ſie beiſammen, bald plaudernd, bald in ſchweigſame Glückſeligkeit verſunken, bis Pauline, Eugens muntere Schweſter, zum Mittageſſen rief.

Vater Walter war äußerſt heiterer Laune heute und ließ es über Tiſch nicht an mancherlei Scherz fehlen, bis er den Teller von ſich ſchob und gutmütig ſchmollend ſagte: „Es gibt nichts Langweiligeres, als an einem gut beſetzten Tiſche einzig eſſen zu ſollen; drum macht nur, daß ihr fortkommt. Drunten wird eingeſpannt ſein, und der Pauline ſchadet es

auch nicht, wenn sie wieder einmal aus den Mauern hinauskömmt."

Die jungen Leute ließen sich diese vorsorgliche Aufforderung nicht lange vergebens gesagt sein, und bald lenkte Eugen das stattliche Zweigespann mit wohlberechtigtem Selbstgefühle dem oberen Thore zu; aber als er unter dem hallenden Bogen desselben hindurchfuhr, fiel es ihm wie eine trübe Wolke aufs Herz, daß ihn heute keiner der Freunde begleiten sollte, und, gegen den Friedhof hinfahrend, mahnte er die Braunen unwillkürlich so kräftig mit den Zügeln, daß sie in scharfem Ausgreifen an dem stillen Raume vorüberschossen.

Doch das war auch nur ein Wolkenschatten, wie er schnell über das sonnige Landschaftsbild wegflieht; Eugen war von zu reinem Glücke erfüllt, um sich jetzt von düsteren Gedanken und Vorstellungen bemeistern zu lassen. Die froh Dahinfahrenden freuten sich der milden Schönheit, die ringsum über der herbstlichen Gegend ausgegossen lag; sie meinten, die Flut des Stromes noch nie so glänzend blau, das Farbenspiel der welkenden Laubwälder noch nie so bunt und prächtig und die Höhenzüge der fernen Berge noch nie in einem so magischen Dufte gesehen zu haben. Selbst die sonntäglich geputzten Leute, an denen sie vorüberfuhren, kamen ihnen munterer und freundlicher vor, als zu andern Zeiten, und drum fehlte es auch nirgends an gegenseitigem, heiterem Zuruf und fröhlichem Hüteschwenken. Die Glücklichen, sie wußten nicht und brauchten es auch nicht zu wissen, daß all diese erhöhte Schönheit und Lebensfreudigkeit der Außenwelt nur der Abglanz ihrer eigenen Seelenfreudigkeit war.

Nachdem sie in rascher Fahrt bereits zwei Dörfer hinter sich gelassen und nun zwischen grünem Tannenschlag und dem blauen Strome einem dritten sich nahten, begannen schnell aufeinanderfolgende Schüsse den Wald herabzuknallen. Eugen hielt die etwas unruhig werdenden Pferde an, um einen Augen-

blick nach der Gegend, von welcher der knatternde Schall herkam, hinzuhorchen; dann rief er fröhlich aus: „Ich wette, das ſind die Oberhofner Feldſchützen, die droben am Hinterwalde ihre guten Stutzer probieren. Iſt's Euch recht, ſo ſtellen wir im Dorfe ein und gehen zu Fuß den Wald hinauf, hundertmal lieber als zu einer Tanzmuſik.“ Braut und Schweſter erklärten ſich freudig einverſtanden mit dieſem Vorſchlage, und ſo betrat die kleine Geſellſchaft nach kaum einer halben Stunde eine große, auf allen Seiten von Gebüſch und Felſen umſchloſſene Waldwieſe.

Es war ein äußerſt belebtes Bild, das ſich ihnen hier in dieſer Waldeinſamkeit darbot. Am ſchräg gegenüberliegenden Ende der Wieſe, der grauen Felſenmauer entlang, waren mehrere ſchwarz- und weißbemalte mannshohe Bretter aufgeſtellt, über deren jedem ein rotes Fähnlein flatterte und die einer rückwärtsſtehenden, von einer leichten Rauchwolke umfloſſenenen Schützenreihe als Zielſcheiben dienten. Zunächſt dem diesſeitigen Waldrande lohten zwei tüchtige Feuer, über denen an den Äſten eines ſturmzerriſſenen Tannenſtrunkes ein Paar umfangreicher Keſſel hingen. Zwiſchen dieſen Feuerſtellen und der Schützenreihe aber tummelte ſich vergnüglich allerlei zuſchauendes Volk herum, während von den Scheiben mitten durch das Knallen der Schüſſe hier und da ein helles Jauchzen herüberklang. „Ja, die Oberhofner,“ ſagte Eugen, dieſes Treiben überſchauend; „die haben heute ſchon einen mehrſtündigen Marſch über die Berge gemacht, wohl auch ſchon hier und da ihre Scheiben aufgeſtellt und ſcheinen nun hier zum Schluſſe feldmäßig abkochen zu wollen. Seht nur, wie luſtig dort der Koch ſeine Kelle ſchwingt!“ Aber zu weiterer Beobachtung blieb vorderhand keine Zeit. Einige der Schützen mußten Eugen wahrgenommen haben, und ſogleich löſte ſich von der Reihe ein ganzer Trupp ab, der ſchon von weitem grüßend und die Hüte ſchwenkend herankam. Es waren lauter

kräftige, zum größten Teil noch jüngere Männer, die ſich in ihren grünen Überhemden und dem Tannenzweige auf dem Hute halb waidmänniſch, halb ſoldatiſch, aber jedenfalls recht ſtattlich ausnahmen. „Das iſt ſchön, Herr Walter, daß Ihr Euch ein wenig bei uns ſehen laßt," rief es von allen Seiten; „und hoffentlich werdet Ihr auch ein paar Schüſſe probieren," fügten andere hinzu. „Das wäre mir ſchon recht, aber meine Begleitung iſt keine ganz feldmäßige," erwiderte Eugen lächelnd, indem er neben ſeine Begleiterinnen zurücktrat; „meine Schweſter und meine — Braut." Die Frauenzimmer, die bisher halb verborgen hinter ihm geſtanden, wurden erſt jetzt das Ziel aller Blicke, und es begann eine neue Begrüßung. Pauline reichte Dieſem und Jenem, der ihr von der väterlichen Wirtſchaft her wohl bekannt war, mit heiterer Freundlichkeit die Hand, während Amalie mit all der aufmerkſamen Höflichkeit behandelt wurde, die ihrer Anmut und Stellung zukam. „Ah, Eure Braut," ging es bewundernd von Mund zu Mund. Dazwiſchen rief ein junger flinker Schütze: „Auch für Eure ſchöne Begleitung kann feldmäßiger Rat werden, Herr Walter; Ihr dürft nicht glauben, daß wir ſo ohne alle Ausrüſtung ausrücken!" Damit lief er nach einem kleinen Handwagen, der hinter den Feuerſtellen ſtand, und kam ſogleich wieder mit zwei ganz niedlichen Feldſtühlen zurück. „Hier, meine Damen," ſagte er, ſeine Apparate aufſtellend, mit ſchalkhafter Höflichkeit; „hier können Sie mit aller Bequemlichkeit zuſehen, ob Herr Walter im Schießen ebenſo glücklich iſt, wie in andern noch beſſeren und angenehmeren Dingen."

Die Mädchen ſetzten ſich ohne lange Nötigung, dem männlichen Waffenſpiele zuzuſchauen, und Eugen nahm einen der ihm angebotenen Stutzer zur Hand. That es nun der Zufall oder brachte es die bewährte Übung mit ſich — er war auch in der edlen Schießkunſt vom Glücke begünſtigt, und als nach ungefähr einer Stunde ein Hornruf das Signal zur Einſtel-

lung des Feuers gab, hatte er in diesem Zeitraume eine größere Anzahl Treffer geschossen, als irgend ein anderer Schütze. Die ganze Schar ordnete sich nun militärisch in zwei Glieder und kam dann, sich links und rechts teilend, so rasch heranmarschiert, daß die beiden Mädchen, ehe sie sich's versahen, von einem festgeschlossenen Viereck umgeben waren. Jetzt trat der Schützenmeister, ein schon älterer, aber noch frisch aussehender Mann hervor, las die Namen der glücklichen Schützen ab und fügte dann in heiterem Tone hinzu: „Leider können wir nach den Gesetzen, die wir uns selbst gegeben, unserm werten Schützengaste keine Gabe aus der Kasse verabfolgen, wie er sie redlich verdient hätte; dagegen falle ihm der Preis zu, mit dem wir jeweilen nur den glücklichsten und wägsten Schützen zieren." Er winkte, und ein Zeiger reichte ihm einen aus grünen Zweigen zierlich geflochtenen Kranz in den Kreis herein. „Da jedoch," fuhr der Sprecher fort, „unser Freund uns auch mit der Gegenwart seiner holden Herzensfreundin beehrt hat, der er doch fortan das Beste und Schönste darbringt, was er im Leben erringen kann, so sei mir erlaubt, jetzt an seiner Stelle das Gleiche zu thun." Mit diesen Worten trat der Schützenmeister anstandsvoll vor Amalien hin und legte ihr, von einem weithinschallenden Bravorufe begleitet, den grünen Kranz auf die braunen Haare. Aber noch war dieser Beifall nicht verhallt, als er schon von einem Chor volltönender Männerstimmen abgelöst wurde:

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Licht,
Im wonnigen Liebesmai,
Verstummet Klagen, in meinem Gedicht,
Wenn der Himmel herabsieht mit heiterm Gesicht,
Ertöne die frohe Schalmei!

Amalie saß während dieses Gesanges in verlegenster Schamhaftigkeit, ohne den Mut zu finden, einen einzigen Blick aufzuschlagen, und doch war ihre Brust von einem noch nie em-

pfundenen Gefühle ſüßen Stolzes gehoben. Es war der ſchöne Frauenſtolz, der ſich auf die Ehre des geliebten Mannes ſtützt, und es kam ihr vor, als ſei ſie ihrem Bräutigam nun erſt jetzt recht unauflöslich verbunden, da ſie ſich als Mitbeſitzerin eines geiſtigen Gutes fühlte, das ſonſt nur ihm angehören konnte. So wäre ſie wohl noch lange in dieſe neuen Empfindungen verſunken ſitzen geblieben, wenn Eugen ihr nicht den Arm geboten hätte, um ſie zu den brodelnden Keſſeln hinüberzuführen.

Hier geſtaltete ſich augenblicklich ein neues Bild, indem jeder Schütze wie auf einen Zauberſchlag mit einer kleinen Blechſchüſſel bewaffnet war. Auch Amalie hielt, ohne daß ſie recht wußte woher, eine ſolche in der Hand, und drinnen lag, an ein weißes Holzſtäbchen geſpießt, ein dampfendes Fleiſchſtück neben einem tüchtigen Stück Schwarzbrot. Ein ablehnendes Zieren wäre hier ſehr übel angebracht geweſen, und Amalie dachte auch ſo wenig daran, als die heiter kecke Pauline; im Gegenteil kam es den beiden Mädchen vor, ſie hätten die längſte Zeit kein ſo ſchmackhaftes Fleiſch, kein ſo kräftiges Brot zum Munde gebracht. Und auch dem ſilbernen Becher, der Gabe irgend eines Schützenfeſtes, welcher bald die Runde zu machen anfing, ſprachen ſie mit dem lauterſten Behagen zu, ohne ſich im mindeſten durch die bärtigen Männerlippen ſtören zu laſſen, die vor und nach ihnen mit dem vergoldeten Kelchrande in langen Zügen zuſammenzuwachſen ſchienen.

So verfloß das einfache Mahl in heiterſter Fröhlichkeit, bis bei ſchon ſinkendem Abend ein abermaliger Hornruf das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gab. Nun noch freundliche Glückwünſche auf die Heimkehr und treuherziges Händeſchütteln, und Eugen ſchritt mit ſeinen Begleiterinnen wieder den Wald hinab; aber als ſie ſchon faſt die Mitte der Halde erreicht hatten, ſcholl es ihnen noch in vielſtimmigem Geſange durch die Dämmerung nach:

Es iſt doch nichts auf dieſer Welt,
Als wenn ein Herz ſich uns geſellt
In Liebe;
Dann haſt du einen ſichern Stab,
Und fiele alles von dir ab,
Es bliebe, ja bliebe.

Amalie ſchmiegte ſich feſter an ihren Bräutigam. „Nun weiß ich erſt recht, daß wir einander ewig angehören, Eugen,“ flüſterte ſie, während ein leiſes, wonnevolles Schauern ihr durch Leib und Seele bebte.

Unter dem ſchweigſamen Nachempfinden, das angenehm verlebten Stunden zu folgen pflegt, fuhren die drei durch die ſchon angebrochene Nacht nach dem Städtchen zurück; aber Eugen hatte in einiger Entfernung vor dem Friedhofe einen Seitenweg eingeſchlagen, ſo daß ſie diesmal durch das untere Thor nach Hauſe gelangten. Amalie trug noch immer den Kranz in den Haaren, über welchen der Hut nur loſe befeſtigt war, und natürlich gab es nun genug zu erzählen von den fröhlichen Erlebniſſen des Nachmittages; die Mutter jedoch ſchien ganz gegen ihre Gewohnheit den Mädchen nur mit halber Aufmerkſamkeit zuzuhören und endlich unterbrach ſie dieſelben, indem ſie Eugen mitteilte, daß Anton dieſen Abend einen Augenblick dageweſen ſei, aber nicht länger habe warten mögen. Übrigens ſitze auch der Doktor ſchon eine Weile drüben in der Gaſtſtube.

Eugen verſtand dieſen Wink. Er hatte ſich ſchon bei dem erſten Tritt in das Haus erkundigen wollen, ob man keine Nachricht über das Befinden Leopolds habe; aber er hatte es unterlaſſen und dieſes Schweigen vor ſich ſelbſt dadurch gerechtfertigt, daß er die unbefangene Heiterkeit der Mädchen nicht ſogleich durch eine derartige Frage ſtören dürfe. Den eigentlichen Grund, die ſichere Befürchtung, daß die Nachricht doch nur eine ſchlimme ſein werde, wagte er ſich ſelbſt nicht

klar zu machen. Jetzt jedoch ging er sofort nach der Gaststube hinüber.

Der Doktor saß einzig an einem Tischchen, in Zeitungen vertieft, schob jedoch die Blätter zur Seite, als sich Eugen ihm gegenübersetzte. „Na," begann er mit seiner gewohnten, kurzen Handbewegung, die ihm überall statt des Grußes diente, „Euch ist ja heute großes Heil widerfahren, wie ich höre, edler Ritter Eugenius! Ein süperbes Mädchen, das muß wahr sein. Hätte sie das Unglück gehabt, mein Bäschen statt das Eure zu sein, so möchte meine Junggesellenphilosophie wohl auch einen schweren Strauß zu bestehen gehabt haben. Wahrhaftig!"

„Wenn nur das Unheil, wie im Worte, auch im Leben nicht so nah' und unzertrennlich mit dem Heile verbunden wäre," sagte Eugen mit einem hörbaren Aufatmen; fügte jedoch nach augenblicklicher Pause in leichterem Tone hinzu: „indessen gereicht es mir zur Beruhigung, Sie so vergnügt zu sehen, Herr Doktor; wie ich hoffe, ein gutes Zeichen, daß es um unsern Leopold nicht schlimmer steht."

„Ja, dieses Kapitel ist in einem andern Buche zu lesen," entgegnete der Doktor, seine starken Brauen zusammenziehend; „nein, der Leopold gefällt mir durchaus nicht besonders, da er schon den Nachmittag wieder in sein Delirium verfallen ist und ich vorderhand die Dinge gehen lassen muß, wie sie eben gehen wollen oder müssen."

„Nun sehen Sie, da haben wir schon das geahnte Unheil," sagte Eugen mit unsicherer Stimme; „aber sind es noch immer die gleichen Vorstellungen, die nämlichen Fieberphantasien, die ihn quälen, wie vergangene Nacht?"

„Ganz die nämlichen," antwortete der Doktor; „der Friedhof und die alte Geyerin, die wahrsagende Hexe, spielen fortwährend die Hauptrolle. Dann kommt auch Ihr und der Anton, manchmal noch etwa ein Instruktor hinzu; aber gerade die zwei ersten sind es, die mir nicht gefallen."

„Die zwei erſten?“ wiederholte Eugen langſam; „ich verſtehe Sie nicht, Herr Doktor!“

„Ihr verſteht mich nicht!“ verſetzte dieſer ungeduldig; „nun ja, aber ich ſeh' es einmal nicht gerne, wenn meine Patienten von Tod und Grab, von Wahrſagerinnen und Prophezeiungen phantaſieren, und dafür hab' ich meine guten Gründe.“

„Die ich doch auch gerne erfahren möchte,“ erwiderte Eugen, indem er ſich zu einem Lächeln zu zwingen ſuchte; „Tod und Grab ſind zwar freilich nicht die ſchönſten Seiten Ihres Berufes, wenn auch unausweichliche; daß aber Wahrſagereien und Prophezeiungen Sie ſo ſtark beunruhigen ſollten, das wahrhaftig hätt' ich nicht gedacht.“

„Da haben wir's,“ verſetzte der Doktor, indem er ſelbſt ein kurzes, brummiges Lachen ausſtieß; „heut' habe ich wieder einen fatalen Tag, an dem ich rechts und links an allen Ecken anſtoße. Erſt vor ein paar Stunden hat mich unſer Herr Pfarrer einen Deiſten, dann gar einen Atheiſten und hartgeſottenen Ketzer geſcholten, und zwar bloß, weil ich offen bekannte, es ſei mir unmöglich, an drei Gottheiten zu glauben, ſo lange es nur einen einzigen Gott gebe. Die ſogenannte Dreieinigkeit ſei daher in meinen Augen nichts andres, als ein chriſtliches Erbſtück der heidniſchen Vielgötterei, mit dem man ohne Schaden für die Religion, wie für den geſunden Menſchenverſtand endlich einmal abfahren könnte. Jetzt aber, jetzt falle ich bei Euch in den Verdacht eines Altweiberglaubens, wie ich wohl merke. Unglaube und Aberglaube ſind eben von jeher Zwillingsgeſchwiſter, werdet Ihr ſagen,“ fügte der wärmer werdende Doktor nicht ohne einen Anflug von Spott hinzu.

Es war Eugen wohl bekannt, wie gern ſich der klar denkende und ſcharf beobachtende Arzt über dieſe und jene kirchliche Anſchauung ausließ, wäre es manchmal auch nur geweſen,

eine ſich breitmachende Gewohnheitsgläubigkeit in Verwirrung und Alarm zu bringen; daher entgegnete er ruhig: „Ich werde mich wohl hüten, einen Spieß in Ihren Streit mit dem Herrn Pfarrer zu tragen, zwei ſolche Kämpen darf man getroſt ſich ſelbſt überlaſſen; dagegen haben Sie ſich über Ihre Beobachtungen in Bezug auf Fieberphantaſien noch keineswegs ſo deutlich ausgeſprochen, daß wenigſtens ich, der in ſolchen Dingen völlig Unkundige, Sie zu verſtehen vermocht hätte."

„Nun, das kann ſein," ſagte der Doktor in milderem Tone, „obwohl die Sache eigentlich ſehr einfach iſt. Denn ſeht, Fieberphantaſien und Träume ſind eins, oder wenigſtens einander ſo nahe verwandt, daß oft die genaueſte Beobachtung die Grenze nicht zu entdecken vermag, wo die einen anfangen und die andern aufhören. Die einen ſind nur eine krankhafte, ſchärfer ausgeprägte Erſcheinungsform der andern. Gut! Woraus bilden ſich unſre Träume? Durchſchnittlich ſind es lebhaft empfangene Eindrücke, ältere und neuere, welche in buntem Wechſel die von keinem wachen Willen mehr gelenkte Seele beſchäftigen; manchmal, und ſogar ſehr häufig, ſind es aber auch ſolche Eindrücke, die ſo ſchwach auf uns eingewirkt, daß ſie uns nicht einmal zum klaren Bewußtſein gekommen ſind, an die wir deshalb auch ſchon im nächſten Augenblick nicht mehr gedacht haben. Und wohl verſtanden, es handelt ſich dabei nicht nur um Eindrücke, die wir in gewöhnlicher Weiſe von außen her empfangen haben, ſondern irgend eine Vorſtellung, die in uns aufſteigt, irgend eine durch innerliche Zuſtände erregte Empfindung kann die nämlichen Reflexe auf den Grund unſrer Seele werfen, wie ein äußerlich erlebtes Begegnis, eine mit den Augen angeſchaute, überhaupt mit den Sinnen erfaßte Wirklichkeit. Was folgt nun daraus für meine Fiebertheorie? Einem völlig geſund ſcheinenden und ſich ſelbſt geſund fühlenden Menſchen ſteigt plötzlich eine Todesahnung auf, ohne daß im Augenblick die geringſte äußere Veranlaſſung

dazu gegeben wäre. Einen Moment ſtutzt er vielleicht darüber, wird indeſſen ſogleich durch andre Eindrücke wieder davon abgezogen und denkt nicht mehr daran; aber bei nächſter Gelegenheit iſt dieſe Ahnung wieder geheimnisvoll aus dem Innern emporgeſtiegen, wie ein leichtes Nebelwölklein aus dem Wieſengrunde, und ebenſo ſchnell wieder weggeweht. Ja, wie ein Nebelwölklein aus feuchtem Grunde; aber ebenſowenig ohne beſtimmten Grund, ohne naturgemäße Urſache. Denn eine ſolche Urſache iſt gar nichts andres, als die Wirkung einer noch nicht deutlich empfundenen, noch nicht ins Bewußtſein tretenden Störung unſeres körperlichen Organismus. Setzt ſich nun dieſe Störung fort und bricht ſie endlich naturgemäß in eine offene Krankheit aus, ſo bildet ſich ebenſo naturgemäß die Ahnung, welche bisher das Übel begleitet, zum erſten Fieberphantome aus. Mir iſt das dann aber ſehr häufig ein Fingerzeig, daß ich es mit einem ſchon ſeit längerer Zeit geſtörten, vielleicht ſchon völlig unterwühlten Organismus zu thun habe."

„In dieſem Punkte verſteh' ich Sie nun," ſagte Eugen nachdenklich nickend; „aber deutlich iſt mir immer noch nicht, warum Sie in ſolchem Zuſammenhange Wahrſagereien u. dergl. betont haben."

„Nun, aber undeutlich kann Euch doch nicht mehr ſein, wie ich in meinem Sinne von prophetiſchen Träumen ſpreche," fuhr der Doktor fort; „ſind dieſe, ſoweit ſie ſich wenigſtens in der von mir angedeuteten Richtung bewegen, nichts anderes als eine loſe, oft ſehr bizarre oder grobe Verbildlichung eines mehr oder minder bewußten körperlichen Mißbehagens, einer deutlicher oder flüchtiger empfundenen Verſtimmung unſeres phyſiſchen Saitenſpieles, ſo bleiben ſie nur um ſo feſter in der Erinnerung haften, wirken in wachem Zuſtande nach und befruchten dadurch die träumende Seele zu neuen, ähnlichen Bildungen. Auf ſolche Weiſe gerät unſer ganzes Weſen in

Schwankung und Unſicherheit, in ein Herumtaſten nach dem, was werden ſoll, und ſo erkläre ich mir denn manche Erſcheinung des Lebens, für die ich ſonſt keinen Schlüſſel zu finden wüßte.“

„Vielleicht wird mir Ihre Meinung am klarſten, wenn Sie mir eine ſolche Erſcheinung nebſt ihrer Erklärung anführen,“ ſagte Eugen.

„Gut,“ verſetzte der Doktor raſch. „Iſt es Euch z. B noch nie vorgekommen, daß Menſchen ſich plötzlich zu Wahrſagereien oder dieſer oder jener Art prophetiſcher Entzifferung der Zukunft hinneigten, an denen Ihr früher nie eine ſolche Neigung wahrgenommen, von deren Bildung und Einſicht Ihr eine ſolche auch nie erwartet hättet?“

„Ja, doch freilich, das iſt mir wohl ſchon vorgekommen,“ entgegnete Eugen nachſinnend.

„Nun denn,“ ſchloß der Doktor mit Nachdruck, „in hundert und aber hundert Fällen iſt eine ſolche unerwartete Neigung aus den eben bezeichneten Urſachen und Zuſtänden hervorgegangen; denn aller Zukunftsaberglaube entſpringt nur aus dem Gefühle einer unſicheren, unbefriedigten Gegenwart.“

„Aber nun all das beſtimmter auf unſern armen Leopold angewendet?“ fragte Eugen nach einer kleinen Weile in zögerndem Tone; „ich muß geſtehen, daß mein Kopf heute für logiſche Folgerungen ſehr übel beſtellt iſt.“

„Lieber will ich diesmal eine Frage ſtellen,“ entgegnete der Doktor; „habt Ihr in neuerer Zeit an dem braven Jungen nie etwas von Stimmungen wahrgenommen, wie wir ſie eben beſprochen haben? Hat er, wenn auch nur zufällig oder ſcheinbar im Scherze, z. B. nie mit der alten Geyerin zu ſchaffen gehabt?“

„Früher wohl, als Knabe, wir alle Drei,“ antwortete Eugen in Gedanken verloren und langſam; aber plötzlich erhob er das bisher vorgeneigte Angeſicht und rief lebhaft: „Beim

Himmel, Herr Doktor, Sie können am Ende doch auf der rechten Fährte ſein! Ja, ja, ſo iſt's, das hätte ich rein vergeſſen. Ja, geſtern nacht, als man uns draußen im Sommerhaus den Tod der Geyerin mitteilte, da hat der Leopold halb lachend geſagt, nun ſei es doch gut, daß ſie ihm vor ſeinem Abgange zum Rekrutendienſt noch einmal wahrgeſagt, ſonſt wäre er jetzt zu ſpät gekommen."

„Und wißt Ihr nicht, was ſie ihm prophezeit hat?" fragte der Doktor mit dem Kopfe nickend: „hat er das nicht geſagt?"

„Nein," erwiderte Eugen wieder nachdenklicher; „nein, das hat er nicht. Auf die neckende Frage von Sommerwirts Karoline, die uns eben die Todesnachricht mitgeteilt, ob ihm die Alte etwa eine nahbevorſtehende Bräutigamſchaft prophezeit, hat er in gleichem Tone nur erwidert, das ſei ſein Geheimnis, das er in ſolcher Geſellſchaft nicht ausplaudern dürfe. Aber jetzt entſinne ich mich ganz deutlich, er wurde darauf eine geraume Weile ſtiller und nachdenklicher, was wir freilich nicht ſonderlich in acht nahmen, jedenfalls an keinen Zuſammenhang mit dem Geſpräche über die Geyerin dachten. Ei ja, richtig, ſo iſt es gekommen, das hatte ich völlig vergeſſen, das war die eigentliche Veranlaſſung dazu."

„Was meint Ihr?" fragte der Doktor aufblickend; „welche Veranlaſſung?"

„O," entgegnete Eugen, der ſeine letzten Worte mehr für ſich hin als zu einem andern geſprochen hatte, „o, ich meine nur, wir hatten alle Drei etwas zu viel getrunken und waren aufgeregt, wir ſprachen dann auch noch auf dem Heimwege von der alten Geyerin, wie ſie uns ſchon in den Knabenjahren geweisſagt habe."

„So, ſo, Ihr habt auf dem Heimwege noch von der Alten geſchwatzt! recht iſt's, daß ich das erfahre," ſagte der Doktor,

indem er ſich erhob; „aber jetzt will ich noch einmal nach unſerm Patienten ſehen.“

„Kommen Sie vielleicht ſpäter zurück, Herr Doktor?“ fragte Eugen; „oder darf ich —“

„Ja, ja, Ihr könnt mich begleiten, wenn Ihr wollt,“ unterbrach ihn der Arzt; „liegt er, wie wahrſcheinlich, in ſeinen Fieberphantaſien, ſo ſchadet Eure Gegenwart ohnehin nichts. Im andern Falle werde ich das Nötige ſchon vorkehren.“

Schweigend verließen die beiden die Gaſtſtube und ſchweigend ſchritten ſie durch die ſchon ſtill gewordene Straße dem oberen Thore zu. Am Hauſe von Leopolds Eltern wurde ihnen von einer alten Magd aufgemacht; aber ſchon ſtand auch die Mutter mit verweinten Augen auf der Treppe, um dem ſehnlich erwarteten Beſuche des Arztes entgegenzukommen. „Ach, Herr Doktor!“ rief ſie mit leiſer, zitternder Stimme, „dem Himmel ſei Dank, daß Sie da ſind! Helfen Sie, helfen Sie, ich halt' es nicht mehr aus in dieſer ſchrecklichen Angſt.“

„Beruhigen Sie ſich, Frau Stadträtin,“ wollte der Doktor die arme Mutter, ihre Hand ergreifend, zu tröſten anfangen; aber im nämlichen Augenblicke drang ein ſo ſchreckhafter Ruf von dem Zimmer des Kranken her, daß ihm das Wort auf der Zunge erſtarb und Eugen bis in ſein tiefſtes Mark hinein zuſammenbebte. Es ſchien nicht mehr der Laut einer menſchlichen Stimme, ſondern derjenigen eines vor Hunger heiſeren, vor Kälte gepeinigten wilden Tieres geweſen zu ſein. „Hat ſich ſeine Stimme ſchon lange ſo verändert?“ fragte der Doktor, der ſich ſchnell wieder zu faſſen ſuchte; „oder iſt es das erſte Mal, daß —“

„Nein,“ erwiderte die Mutter, indem ihr neue Thränen aus den Augen ſtürzten, „ſchon ſeit bald einer Stunde iſt's ſo; freilich nicht immer gleich ſchrecklich, manchmal ſpricht er leiſe, wie mit ſich ſelbſt.“

Sie traten in das Zimmer, in welchem bei tief gedämpftem Lampenſchimmer der Stadtrat Friedheim am Bette ſeines Sohnes und einzigen Kindes ſaß. Er erhob ſich nur mühſam, wie von einer ſchweren Laſt niedergedrückt, von ſeinem Stuhle, und Eugen mußte unwillkürlich die Augen wegwenden, als er kaum einen Blick auf den Mann geworfen hatte. Die wohlgenährte Geſtalt ſchien völlig in ſich zuſammengeſunken, und das ſonſt ſtets von einem Abglanze heiterſter Zufriedenheit umſtrahlte Antlitz war eingefallen und aſchgrau. Der Mann, ſo ſchien es wenigſtens bei dem matten, ungewiſſen Lichtſcheine, mußte in wenigen Stunden um viele, viele Jahre gealtert haben. „Wie geht es, Herr Stadtrat?“ fragte der Doktor, der von dieſem Anblicke ebenfalls ergriffen war; „Sie dürfen die Sache nicht zu ſchwer nehmen. Hoffentlich — ja gewiß.“

„O, Herr Doktor, das iſt furchtbar, ſo etwas anſehen und anhören zu müſſen,“ ſtöhnte Herr Friedheim; „ich weiß ja wohl, der Tod iſt unſer aller Los, aber —“

„Holla, — alle Drei, ſagſt du, Hexe — alle Drei? Heda, zurück, zurück!“ gellte es in ſo erſchütternden, herzzerreißenden Tönen aus dem Bette hervor, daß der Vater ſein Geſicht in beide Hände verbarg und Eugen ſich rückwärts an die Wand lehnen mußte.

Der Doktor trat an das Bett des Kranken, befühlte ſeine Schläfe, ſeinen Puls und hielt lange horchend das Ohr auf ſeine Bruſt. Endlich erhob er ſich wieder und fuhr mit der Spitze ſeines linken Zeigfingers einigemal leicht über die Stirn weg. „Ein andres Mittel, als die bereits angeordneten, kann nicht zur Anwendung gebracht werden,“ ſagte er dann, langſam ſeine Uhr hervorziehend; „aber beruhigen Sie ſich, Herr Stadtrat, und auch Sie, liebe Frau,“ wendete er ſich zu der Mutter, die erſt jetzt leiſe hereintrat; „in einer Stunde, höchſtens in anderthalb, wird dieſer Paroxismus ſich legen und

dann Ruhe eintreten, sogar ein mehrstündiger und hoffentlich wenig unterbrochener Schlaf. Darauf können sie sich verlassen; und dann gönnen auch Sie sich einige Ruhe, Sie haben es beide sehr notwendig. Morgen früh werde ich rechtzeitig wieder da sein. Gute Nacht — gute Nacht! — Kommt, Herr Walter, ein empfehlenswerter Krankenwärter wäret Ihr diesmal doch nicht."

Eugen reichte Leopolds Vater und Mutter die Hand, ohne imstande zu sein, einen einzigen Laut hervorzubringen. Erst auf der Straße begann er, noch immer nur mühsam: „Das ist schrecklich, Herr Doktor, schrecklich — und schrecklicher wurde es mir erst noch, als ich hörte, daß Sie die armen Eltern hintergehen mußten — daß Sie nicht den Mut fanden, ihnen die Wahrheit zu bekennen."

„So, wer hat Euch denn das gesagt?" fragte der Doktor in seiner kurzen Weise, indem er stehen blieb; „woher ist Euch diese grüne Weisheit gekommen, junger Herr?"

„O, mich täuschen Sie nicht, Herr Doktor," erwiderte Eugen seufzend; „was Sie verhehlen wollten, sagte mir jeder Laut Ihrer Stimme, jedes Ihrer Worte, das gleichsam erst bei sich selbst Trost suchen mußte. Das ist sonst nicht Ihre Art, ich kenne sie, nein, nein. Aber diesmal war Ihr Gefühl stärker als Ihr Verstellungsvermögen, das höchstens die armen, vor Kummer und Schmerz betäubten Eltern täuschen konnte."

„Und doch hab' ich nur die Wahrheit gesagt, wie ich selbst sie kenne," entgegnete der Arzt, der wieder langsam zu gehen anfing; „aber etwas habt Ihr dennoch recht, obwohl ich eine solche Menschenbeobachtung noch nicht hinter Euch gesucht hätte. Ich tauge wenig für meinen Beruf oder der Beruf wenig für mich, und doch könnt' ich nicht mehr leben ohne ihn, wie schwer er auch ist. Ja, wahrlich, junger Freund, es ist schwer, Tag um Tag nur mit der Nachtseite des menschlichen Daseins zu schaffen zu haben, mit den feindseligen, zerstörenden Elementen

des Lebens, mit Jammer, Schmerz und Tod, ohne dieſe Dämonen in ſeine Gewalt zu bekommen oder oft auch nur ihren geheimnisvollen Spuren folgen zu können. Ja, das iſt ſchwer!"

„Ich glaube Sie im allgemeinen und im beſondern zu verſtehen," ſagte Eugen; „dieſes Beſondere aber enthält das Todesurteil für meinen guten Leopold."

„Nein, noch nicht, ich wiederhole es," verſetzte der Doktor wieder in barſcherem Tone; „offen geſtanden, weiß ich im Augenblicke nicht viel mehr als Ihr über ſeinen Zuſtand; indeſſen wird die Entſcheidung nicht lange auf ſich warten laſſen. Doch nun gute Nacht, ich habe jenſeits der Brücke noch einen Beſuch zu machen."

In der Familienſtube daheim war Eugen ſchmerzlich vermißt und ſehnlich erwartet worden. In der Gaſtſtube hatten die Stammgäſte noch nach Pauline gefragt, und das war ihr genug geweſen, einem ſolchen Winke des Vaters unverzüglich Folge zu leiſten. Die Mutter aber konnte es mit aller inneren Bemühung nicht dazu bringen, in den freudig erregten Ton Amaliens unbefangen und voll einzugehen. Die Erkrankung Leopolds, von welcher ihr der Doktor umſtändlichen Bericht gemacht, mußte ſie mit bekümmerter Teilnahme erfüllen, und auch die ſtumme Niedergeſchlagenheit, die Anton bei ſeinem kurzen Verweilen im Hauſe gezeigt, war ihr, ſie wußte ſelbſt nicht warum, ſchwer aufs Herz gefallen. So konnte eine heitere Unterhaltung zwiſchen ihr und Amalie nicht in rechten Fluß geraten, und die letztere wurde nun ſelbſt ſtill und nachdenklich. Bevor ſie ſich's verſah, hatte ſie gegen ein aufſteigendes Gefühl der Vernachläſſigung, der Vereinſamung anzukämpfen und mußte, um über dasſelbe Meiſter zu bleiben, ſich all die Liebe in Erinnerung rufen, die ihr in dieſem Hauſe ſchon zu teil geworden, mußte ſich den jubelnden Empfang vom heutigen Vormittag und das beſeligende Glück des Nach-

mittages vergegenwärtigen. All das war ihr wohl eine kräftige Stütze; aber einen siegreichen Kampf vermag auch die heiterste Vergangenheit gegen eine dunkle Gegenwart auf die Dauer nicht zu bestehen, denn der Augenblick wird sein unerbittliches Recht doch stets zur Geltung bringen. Amalie wendete sich also an die Zukunft und tröstete sich mit der Heimkehr ihres Verlobten.

Aber auch diese Hoffnung schlug fehl oder wollte wenigstens nicht in der erwarteten Weise in Erfüllung gehen. Als Eugen endlich anlangte, sah er bleich und angegriffen aus und sagte bald, daß er sich recht müde fühle. „Darüber hat Anton auch geklagt," entgegnete die Mutter in hörbar besorgtem Tone; „Ihr seid eben die letzte Nacht spät zu Bett gekommen, und drum ist's am besten, Ihr holt es heute nach. Morgen ist ja auch wieder ein Tag." Eugen, der ein schmerzliches Bedürfnis fühlte, allein zu sein, war sogleich bereit, dieser Einladung Folge zu leisten; aber Amalie, die doch auch die ganze vergangene Nacht im Postwagen zugebracht, wäre so gern noch ein Stündchen geblieben, um dem schönen Tage einen heitereren Abschluß zu gewinnen, als es bis jetzt möglich gewesen. Indessen stand es ihr nicht an, diesen Wunsch laut werden zu lassen, und in gedrückter Stimmung, das Herz voll unklarer Bangnis, begab sie sich nach dem zierlich und behaglich ausgestatteten Gemache, das ihr angewiesen war. Als sie hier den Kranz, welchen ihr der Schützenmeister aufs Haupt gelegt, unter dem Spiegel an die Wand hing, traten ihr unwillkürlich Thränen in die Augen. Es war ihr, als ob sie einen Totenkranz, das Erinnerungszeichen eines vergangenen und nie wiederkehrenden Glückes, aus der Hand legte.

Auch Eugen saß in schweren Gedanken noch immer schlaflos auf seinem Zimmer, als die Wanduhr in langaustönenden Pendelschlägen die Mitternachtsstunde verkündete. „Vierundzwanzig Stunden!" rief er halblaut nach der Uhr aufschauend,

deren seiner Glöckleinton ihm nun scharf und schneidend vorkam; „welche Erlebnisse in so kurzem Zeitraume!“ Er erhob sich, um, unhörbar das Gemach auf und nieder schreitend, diese Erlebnisse nochmals an sich vorübergehen zu lassen, nochmals mit ihnen und sich selbst eine Rechnung abzuhalten. Ganz aufrichtig ging er dabei nicht zu Werke, wie er es wohl fühlte, aber sich's nicht klar gestehen mochte. Er wollte den düsteren Vorstellungen, die ihn von allen Seiten zu umgarnen drohten, entfliehen und dabei das lichte Bild Amaliens zu Hilfe nehmen, gleich einem gläubigen Krieger, der dem verborgenen Heiligenbilde auf seiner Brust größere Schutzkraft gegen Tod und Wunden zutraut, als dem Stahlschilde, den er am Arme trägt. Aber Eugen mußte auch das nämliche Schicksal teilen, dem so mancher dieser frommen Krieger zum Opfer gefallen ist. Das helle holdselige Bild seiner Schutzheiligen trat mehr und mehr in den dunkeln Hintergrund zurück, während unheilverheißende Trauerbilder mit aller Gewalt sich vordrängten oder plötzlich in erneuerter, schreckhafter Gestalt vor dem inneren Auge standen. Dem Armen lag der aufjubelnde Augenblick, an dem er seine Verlobte so unerwartet in die Arme geschlossen, wie in unerreichbar weite, dämmernde Ferne entrückt, während der grelle Fieberruf des kranken Freundes mit immer neuen und stärkeren Schauern durch seine Seele drang. Nur die mitternächtige Friedhofszene lag ebenfalls wie ein wüstes, verworrenes Traumbild hinter ihm, an dessen Wirklichkeit er gern gezweifelt hätte, wenn die chaotische Erinnerung daran nicht unabänderlich von dem gleichen, kalten Grauen begleitet gewesen wäre. Einigen Trost suchte und fand Eugen in dem Gespräche, welches er mit dem Doktor geführt hatte. „Was willst du,“ sagte er aus seinen wirren Gedanken heraus laut vor sich hin, als könnte er an dem festen Klange der Worte auch seinen Glauben an dieselben befestigen, „was willst du? — Magst du auch in unbegreiflicher, unfaßbarer Sinnesverwirrung das

Unbegreiflichſte, Unfaßbarſte begangen haben, eine Schuld an dem Unglücke des Freundes kann von daher nicht auf dich zurückfallen. Hat der Doktor nicht ſelbſt, auf gründliche Erfahrung und ſcharfe Beobachtung geſtützt, die Erklärung abgegeben, daß der Keim des Übels ſchon lange in dem Freunde gelegen habe, und dieſer Keim hätte ja doch einmal zur Entwickelung treiben müſſen, früher oder ſpäter. Was kann ich, bei allem herzinnigen Mitleiden mit dem Kranken, dafür, daß es jetzt geſchehen iſt? — Nein, nein, ſteh' du aufrecht und ſchaue der Zukunft frei entgegen, mag ſie bringen, was ſie will, du biſt ſchuldlos!" Er war unter ſolchem Selbſtgeſpräch am Fenſter ſtehen geblieben und ſchaute nun ſinnend in den ſtillen Sternenſchein hinaus, der über der ſchlafenden Stadt lag und ſich weiterhin auf den breiten Strom niederſenkte, der ein gleichmäßiges tönendes Rauſchen heraufſandte. Aber in dieſem ſinnenden Hinausſchauen und dämmernden Träumen ſank ihm allmählich die Zuverſicht wieder unter, welche er ſich im bloßen Anblicke ſeiner vier feſten Wände aufgebaut hatte, und es begann ein neues Selbſtgeſpräch, nur leiſer, oft ſogar ohne Worte geführt. „Aber wer weiß," ſprach es in ihm, „ob nicht der furchtbare Schreck, der den letzten Nerv durchzitterte, Urſache und Anfang der Krankheit zugleich geweſen iſt? Unerhört wäre eine ſolche Erſcheinung nicht, ſagt man ja doch, daß ein ſolcher Schreck ſchon oft den plötzlichen Tod zur Folge gehabt habe. Über dieſen Punkt konnte der Doktor ſich nicht ausſprechen, weil er den Zuſammenhang nicht kennt, und eben weil ihm dieſe Kenntnis mangelt, muß er ſich ein künſtliches Gerüſte aufführen, von dem aus er ſich zu orientieren ſucht. Und dieſes Gerüſte ſelbſt — man weiß ja, daß jeder Menſch die Welt nur von ſeinem Standpunkte aus betrachtet und jede Erſcheinung nach dieſem Geſichtspunkte begreifen und zurechtlegen will; je eifriger aber jemand ſeinem Berufe ergeben iſt, um ſo einſeitiger wird

auch ſein Standpunkt, ſeine Auffaſſungsweiſe ſein. Könnte es alſo vielleicht an der Sache etwas ändern, wenn der Doktor alles genau wüßte, wenn er ſelbſt geſtern nacht bei uns auf dem Heimwege geweſen wäre? Von all dem, mein' ich, müßte der Kranke das beſtimmteſte Gefühl, die ſicherſte Empfindung haben, und ohne Zweifel hätte er ſich darüber auch ausgeſprochen, als er heute bei vollem klarem Bewußtſein war. Pah, und am Ende — wer entwirrt den verhängnisvollen Knäuel dieſes Daſeins, wenn er auch den Anfang des Fadens in feſter Hand zu halten glaubt! Der ſpinnt ſich fort und fort in eine immer dämmernder, immer dunkler werdende Zukunft, für welche uns nicht einmal eine unſichere Ahnung übrig bleibt, geſchweige ein klarer Einblick, eine beſtimmende Einwirkung. Und da wär' ich denn wieder einmal glücklich vor der alten, ewigen Frage, dem nie gelöſten und ſtets neu geſtellten Rätſel angelangt — Beſtimmung, Verhängnis, Schickſal, Wille, Anfang, Ende — lauter Phraſen, hohle Worte, Seifenblaſen und geſpenſtiſche Traumbilder. Ich will ſchlafen, ich will ſchlafen, der Morgen wird eine neue Sonne bringen."

Angekleidet, wie er ſtand, warf Eugen ſich auf das Bett, und dank ſeiner jugendlichen Natur brachte ihm der Schlaf alsbald die erſehnte Ruhe zu; aber der Morgen ſchien der Hoffnung, die er auf ihn geſetzt, nicht Wort halten zu wollen. Der Himmel, der noch um Mitternacht im ſchimmernden Sternenſchmucke geprangt, hatte ſich mit ſchweren Wolken überzogen, durch die der junge Tag nur langſam hervorzubrechen vermochte. Von Zeit zu Zeit fuhren toſende Windſtöße heran, die große Regentropfen an die Fenſter ſchleuderten und drunten am Strome das buntfarbige Laub der Bäume auf die grauen Waſſer ſchüttelten. „Die ſchönen Tage ſind vorüber," ſagte Eugen, dieſem trüben Schauſpiele trüben Sinnes zuſchauend; „die Natur will ſich mit den Menſchengeſchicken in Einklang ſetzen." Nur langſam und zögernd ging er nach der Wohn-

ſtube hinunter, während ihm ſelbſt der Gedanke an Amalie immer drückender wurde. „Daß ſie gerade jetzt hier ſein muß, die Arme,“ dachte er; „welche frohen Tage mag ſie ſich verſprochen haben, und welche werden ihr bevorſtehen!“

Nach dem Frühſtücke, an dem Vater Walter faſt einzig das Wort führte, ſagte Eugen, daß er zu Anton gehen wolle, um gemeinſchaftlich mit ihm nach dem kranken Leopold zu ſehen. Aber es fuhr ihm ein dumpfer Schreck durch alle Glieder bis ans Herz hinan, als er in das Zimmer des Freundes trat und dieſen noch im Bette liegen ſah. „Auch Du biſt krank — nun ja, dann bald alle Drei!“ rief er unwillkürlich aus; „Dein Vater hat mir nichts geſagt davon.“

„Krank bin ich eigentlich auch nicht,“ erwiderte Anton, dem Freunde eine kaltfeuchte Hand entgegenreichend; „ich fühle mich nur ſo müde in den Gliedern und dumpf im Kopfe. Ich habe auch ſchlecht geſchlafen und unruhig geträumt. Doch jetzt will ich aufſtehen; was weißt Du von Leopold?“

„Es wäre wohl beſſer, Du würdeſt bei dieſem Wetter im Bette bleiben,“ ſagte Eugen; „von Leopold will ich Dir ſchon Bericht bringen. Fühlſt Du keine Schmerzen, nirgends?“

„Nein, gar keine, es ſind gewiß auch nur noch die natürlichen Nachwirkungen von vorgeſtern.“

„Ja, ja,“ nickte Eugen langſam; „aber was haſt Du denn für Träume gehabt?“

„Oh, tolles Zeug, ein dummes Durcheinander.“

„Aber unter anderm haſt Du auch von der Geyerin geträumt,“ ſagte Eugen in zögerndem und doch zuverſichtlichem Tone; „wie war das, wie kam es?“

Anton ſah den Freund einige Augenblicke ſtarr an. „Ja,“ ſagte er dann, „es hat mir geträumt von ihr, und zwar mehrere Male; wenn ich erwachte, iſt mir der nämliche Traum von neuem zurückgekehrt.“

„Erzähl' mir ihn!“

„Mir war's, ich ſtände draußen am Grabe der Geyerin, aber allein; es war dunkel, Nacht, doch konnt' ich deutlich ſehen, wie ſie den Arm aus dem Grabe hervor nach mir ausſtreckte. Sie faßte mich bei der Hand, um mich zu ſich hinabzuziehen, und ich war nicht imſtande, ein Glied zu rühren. Doch ſtemmte und ſträubte ich mich und über dieſer Anſtrengung erwachte ich allemal. Die Hand, die mir im Traume angefaßt worden, war beim Erwachen eiskalt, wie eine Totenhand."

Eugen ging einigemal raſch das Zimmer auf und nieder, um ein ſcharfes Fröſteln von ſich abzuwehren. „Und über dieſen Traum haſt Du nun den ganzen Morgen nachgedacht?" fragte er dann, ſich wieder neben das Bett ſetzend.

„Träume ſind Schäume," antwortete Anton ausweichend.

„Darüber hat der Doktor geſtern abend eine andere Anſicht aufgeſtellt," erwiderte Eugen; „aber ſag' mir nun aufrichtig: glaubſt Du, daß unſer Begegnis auf dem Friedhofe an der Krankheit Leopolds ſchuld ſei?"

„Was ſoll ich ſagen," antwortete Anton nachdenklich, „es ſind mir, offen geſtanden, ſchon allerlei Gedanken gekommen darüber; aber zu einer beſtimmten Meinung hab' ich's nicht bringen können."

„Aber darüber wirſt Du doch mit mir einig ſein," verſetzte Eugen, „daß wir den Vorgang dem Doktor mitteilen."

„Nein, nein," rief Anton eifrig, „nur das nicht. Wozu es helfen könnte, ſeh' ich nicht ein; aber gewiß würd' ein ganz unnützes Gerede entſtehen, von dem ich wenigſtens nichts hören möchte."

Eugen durchmaß wieder einigemal das Zimmer und ſagte dann: „Ich werde Dir den Doktor ſchicken, wenn ich ihn antreffe."

„Warum nicht gar," entgegnete Anton, „ich werde augenblicklich aufſtehen und mit Dir zu Leopold gehen."

Mit dieſen Worten war er ſchon aus dem Bette und begann ſich raſch anzuziehen. Nach weniger als einer Viertelſtunde waren die zwei Freunde auf dem Wege zum oberen Thore.

Die Vorausſage des Arztes war richtig eingetroffen. Bald nach Mitternacht hatten ſich die Fieber des Kranken gelegt und einem Schlummer Platz gemacht, der bis zum Morgen andauerte. Auch jetzt war Leopold wieder eingeſchlummert, und der Doktor hatte die ſtrengſte Ruhe anbefohlen. Die Eltern waren wieder von neuer Hoffnung belebt, und leichter, wohlgemuter verließen auch die beiden Freunde das Haus, als ſie es betreten hatten. „Mir wird ſchon wieder beſſer," ſagte Anton; „ich meine, es war am meiſten die Sorge und Angſt um Leopold, die mir in den Gliedern lag. Ich glaube wohl, wenn ihm das Schlimmſte begegnet wäre, würd' ich auch recht krank geworden ſein."

Der Tag, der ſich immer ſtürmiſcher anließ, verging Eugen unter der Anfertigung eines Waldplanes, von welchem er ſich ſelber einredete, daß er Eile habe, nur um ſeine Gedanken auf einen beſtimmten Gegenſtand richten zu können. Dies gelang ihm auch, und zwar um ſo leichter, als die Berichte, welche er im Laufe des Tages noch mehrere Male bei Leopolds Eltern einholte, immer gleich günſtig wie am Morgen lauteten. Dagegen flößte ihm die Anweſenheit Amaliens ein unerklärlich beunruhigendes, faſt drückendes Gefühl ein, von dem er vergeblich ſich loszumachen bemühte und das ſich fortwährend zu ſteigern ſchien. Es war ihm unmöglich, in den heiteren, glücklichen Ton einzugehen, der ſonſt, wie natürlich, ſtets zwiſchen ihnen geherrſcht hatte, und doch wußte er wohl, daß ſie auch die dumpfe Beklommenheit nicht faſſen konnte, die ſeine Seele erfüllte. Amalie ſprach dies deutlich genug aus. „Ach," ſagte ſie, „wie bedaure ich es, daß ich Deinen Freund Leopold nicht

schon früher näher kennen gelernt habe. Ich könnte jetzt an Deinem Kummer viel aufrichtiger teilnehmen, dir ihn viel inniger tragen helfen, und das wäre ein großer Trost für mich, selbst wenn ich Dir dadurch nur für den gestrigen Tag eine Schuld abtragen könnte. Aber so sind wir nun einmal, wir schwachen Menschen, oder wenigstens ich bin so. Was ich nicht unmittelbar erlebe und in seinen Einzelheiten erfahre, kann mein Herz nie so tief rühren, wie ich es oft selbst wünsche oder an andern sehe. Meine Tante hat mich drum auch schon manchmal kaltsinnig gescholten, weil ich über allerlei rührende Bücher nicht weinen kann, wie sie weint. Und doch, ich weiß es, thut sie mir Unrecht mit diesem Vorwurfe." „Gib Dich zufrieden," suchte Eugen nach einigem Nachdenken zu begütigen, „ich glaube, das ist eine Eigenschaft, über die Du Dich nicht beklagen solltest, sondern die vielmehr Tausenden und aber Tausenden Deines Geschlechtes zu wünschen wäre. Sie vergeuden den Schatz ihrer Gefühle und Herzensgüte durch die Phantasie in die Ferne, wo nicht gar an leere Einbildungen, und haben dann der Nähe, der unmittelbaren Wirklichkeit nichts mehr darzubieten, als die ausgebrannte Schlacke. Nein, Amalie, beruhige Dich, nicht wahr, Du thust es? Morgen, vielleicht schon morgen, kann alles wieder gut und anders sein." Und das gute Mädchen nahm sich auch vor, keinerlei Verstimmung in sich aufkommen zu lassen; aber ohne zu wissen, wie es geschah, ertappte es sich selbst immer wieder über dem peinlichen Gedanken, daß es schon wegen der zufälligen Krankheit eines ihm fast gänzlich unbekannten Freundes und jetzt gar noch einer alltäglichen Arbeit zulieb von dem Verlobten vernachlässigt werde. Und doch, wie hatte es sich gefreut auf die wenigen Tage, die ihm für diesen Besuch gegönnt waren.

So ging der Tag vorüber; draußen Sturm und Regen, im Hause trübe Stille und unruhige, bange Erwartung. Nach längst eingebrochener Nacht kam der Doktor, um nach seinem

Gewohnheit die Zeitungen zu leſen. Eugen begab ſich ebenfalls ſogleich nach der Gaſtſtube; aber das Geſicht des Arztes ſchien ihm ſchon auf den erſten Blick wenig Gutes zu verkünden. Es wäre ihm eine große Erleichterung geweſen, wenn der Doktor ſelbſt von dem Kranken zu ſprechen angefangen hätte; aber nach einer kurzen Erwiderung des gebotenen Abendgrußes ſchien ſich dieſer in irgend einen intereſſanten Zeitungsartikel vertiefen zu wollen. „Mit Leopold iſt es heute ordentlich gegangen, wie man mir geſagt hat," begann endlich Eugen, der dieſes Schweigen nicht länger ertrug; „ſind Sie ebenfalls zufrieden, Herr Doktor?"

„Zufrieden?" entgegnete der Arzt erſt, nachdem er ein gutes Stück weiter geleſen; „Zufriedenheit, junger Mann, Zufriedenheit iſt ein Kraut, das noch nie in meinem Garten gewachſen iſt. Das paßt für Euereins, für einen glücklichen Bräutigam."

„Nun," erwiderte Eugen, „ſo nehm' ich es doch als ein gutes Zeichen für meinen Freund, daß Sie zum Scherzen aufgelegt ſind, Herr Doktor."

„Zum Scherzen?" wiederholte der Arzt langſam, indem er die Blätter beiſeite ſchob; „nein, zum Scherzen bin ich wahrlich nicht aufgelegt, Herr Walter; aber ich habe Eure Braut dieſen Nachmittag nur von der Straße aus am Fenſter geſehen', und ich muß geſtehen, ſie gefällt mir wie noch ſelten ein Mädchen. Da darf ich Euch doch wohl beglückwünſchen."

„Dafür dank' ich Ihnen auch; nur wollen Sie meiner Frage ausweichen," ſagte Eugen.

„Auch das will ich nicht," verſetzte der Doktor, indem er etwas näher rückte; „Ihr habt mir ſchon geſtern abend Verſtellung vorgeworfen. Drum werd' ich um ſo weniger Umſtände gegen Euch machen. Nein, um Leopold ſteht es ſchlimm, ſehr ſchlimm; ich hätte nie geglaubt, daß das Fieber in ſo

kurzer Zeit seinen ganzen Organismus so völlig zu Grunde richten würde. Von der Ausbildung einer bestimmten Krankheitserscheinung, wie ich erwartet hatte, wird kaum mehr die Rede sein können. Ich fürchte sehr, er hält einen neuen Fieberanfall, selbst wenn er weniger heftig sein sollte, als der gestrige, nicht mehr aus."

„Und ist ein solcher Anfall wieder zu erwarten?" fragte Eugen leise, mit stockendem Atem; „ist es wahrscheinlich?"

„Er ist schon seit mehr als einer halben Stunde da," antwortete der Doktor, indem er wieder nach einem Zeitungsblatte griff; „eine Abwehr wäre da unmöglich gewesen."

Eugen hatte schon seit gestern eine Art dumpfer Gewißheit von dem unglücklichen Ausgange der Krankheit Leopolds in sich getragen, freilich unter einem steten Widerstreben gegen diese dunkle Befürchtung; jetzt jedoch, da der Arzt so deutlich gesprochen, verdunkelte sich das Licht vor seinen Augen, und er rief mit stockender Stimme: „Da sprechen Sie ja ein Todesurteil aus, Herr Doktor!"

„Still, still," ermahnte dieser, indem er mit den Blicken nach den übrigen Gästen deutete, die am andern Tische saßen; „unsereins spricht nie ein Todesurteil aus; wir signalisieren nur eine unerbittliche Naturnotwendigkeit, die auch ohne unser Wort eintreten würde."

Eugen blieb eine geraume Weile vornüber gebeugt, ohne eines Wortes, ohne einer klaren Vorstellung mächtig zu sein. Endlich fragte er schwer aufatmend: „Und die armen Eltern Leopolds, haben Sie —"

„Dem Vater hab' ich meine Befürchtungen, soweit thunlich, mitgeteilt," antwortete der Arzt; „übrigens ist auch die Mutter auf das Schlimmste wenigstens einigermaßen vorbereitet. Ich habe schon diesen Abend zwei Krankenwärter ins Haus geschickt, mit dem Auftrage, bis zu einem gewissen Zeitpunkte weder die Eltern, noch sonst nähere Bekannte das

Krankenzimmer betreten zu laſſen. Ich halte es für zuträglich, daß der Patient in ſeinen lichten Momenten nur von mehr gleichgültigen, aber in der Pflege geübten Leuten umgeben ſei. Die Mutter jedoch hat aus meiner Anordnung noch andre Folgerungen gezogen, die ich ihr dann auch nicht gänzlich benehmen wollte."

Eugen ſaß wieder ſtumm in ſich verſunken. „Wenn ich Sie verſtehe, ſo könnte der Tod ſchon bald eintreten," fragte er nach langem Schweigen, „vielleicht ſchon in dieſer Nacht, — noch vor dem Morgen?"

Der Doktor zuckte kaum merklich die Achſeln. „Nach aller ſonſtigen Berechnung und Erwartung hätte ich eine Kriſis nie vor dem dritten Tage erwartet," antwortete er; „wie die Dinge aber jetzt ſtehen, möchte ich mich für nichts verſprechen. Es iſt auch nicht die Kriſis, die eintritt, — der Tod wird ſie ſchwerlich abwarten."

Und wiederum ſaß Eugen eine geraume Weile da, ohne den Doktor, der in den Zeitungen herumblätterte, mit einem weiteren Worte anzugehen. Dann erhob er ſich wie im Traume, um langſam der Thüre zuzugehen. Er mußte ſich bemühen, feſt aufzutreten, denn es war ihm, als ob er durch ein ſchwankendes Schiff dahinſchritte, als ob die Wände ſamt den wohlbekannten Bildern, die daran hingen, vor ihm auseinanderwichen. Nur mit Anſtrengung gelangte er die Treppe hinunter ins Freie, ohne daran zu denken, daß ſeine Rückkehr in der Wohnſtube bereits ſehnlich erwartet werde.

Draußen ging er, ohne ein beſtimmtes Ziel, die nur ſpärlich erleuchtete Straße aufwärts. Die feuchten, ſcharfen Windſtöße, die aus den ſchmalen Seitengäßchen hervorbrachen und die Laternen an ihren Ketten hin und her ſchaukelten, thaten ihm wohl, und allmählich wurde es wieder lichter in der dumpfen, brauſenden Brandung ſeines Kopfes. „Zu Anton, zu Anton!" ſprach er laut vor ſich hin, indem er ſich wieder

rückwärts einer Seitengasse zuwandte; als er aber vor dem Hause angelangt war, blieb er unschlüssig stehen, ohne die Glocke anzuziehen. Von droben tönten die Klänge eines Klavieres herab, und aus den Fenstern brach heller Lichtschimmer; bei den Schwestern des Freundes mochte Mädchenbesuch sein, denn sobald das Klavier verstummte, wurden helle, fröhliche Stimmen gehört. Der Horchende trat auf die andre Seite der Straße, um nach den erleuchteten Fenstern aufzuschauen, und alsbald bemerkte er auch durch eine kleine Gardinenöffnung die Gestalt des Freundes, der sich in der munteren Gesellschaft hin und her zu bewegen schien. „Laß ihn," murmelte Eugen, „das Unheil wird ihn noch früh genug erreichen."

Er schritt rasch weiter zur Stadt hinaus und wandelte dann wieder langsamer der verfallenden Umfassungsmauer entlang nach der Gegend des oberen Thores zu. Hier draußen war es so finster, daß man die vor das Auge gehaltene Hand nicht unterscheiden konnte, und der Sturm eilte immer tosender über die Dächer und Stadtmauer heran; es war eben eine jener wilden Sturmnächte, in denen der kurze Spätherbst auf den Schwingen des Westwindes bei uns seinen Einzug hält.

Als Eugen das Ziel seiner stummen Wanderung erreicht hatte, kletterte er eine kleine Erderhöhung hinan und stellte sich an den Stamm einer alten Linde, welche einst die Vorfahren auf diesem ehemaligen Schanzwerke der Stadt gepflanzt hatten. Der mächtige Baum ächzte und stöhnte unter dem wütenden Anpralle der Windstöße und schien manchmal bis in die Wurzeln hinab zu erzittern; aber für Eugen war dieses Ächzen, Schwirren und Brausen über und neben ihm jetzt willkommener, als das milde Säuseln eines Frühlingshauches, der um junge Blüten spielt. „Eine Nacht, wie gemacht zu einem Sterben, das mitten in ein junges Leben hineingreift," rief er laut in den Sturm hinaus.

Von seinem erhöhten Standpunkte konnte er jede Lichterbewegung im Elternhause Leopolds beobachten. Wäre es stille gewesen, so hätte man auch jeden stärkeren Laut aus demselben vernehmen können — und jetzt selbst — horch! Nein, es war nur das Ächzen des Lindenbaumes oder vielleicht der Ruf eines Käuzleins, das drüben am Thorturme seine lustige Residenz aufgeschlagen hatte. Die Lichter im Hause gegenüber blieben gleichmäßig und unbeweglich, im Zimmer des Kranken nur matt, kaum wahrnehmbar durch die Gardinen, in der Wohnstube und darunter in der Gesindestube hell und freundlich in die Nacht herausstrahlend, als ob in dem Hause Friede und ruhiges Glück herrschten. Jetzt hatte der Sturm eine kleine Pause gemacht, gleichsam um neuen Atem zu schöpfen; aber schon hörte man sein Schnauben wieder über die Stadt herauf, und der erste Stoß, der die Linde erreichte, trug auf seinen Flügeln einen Schrei in die Nacht hinaus, der weder der Ruf des Käuzleins, noch das Ächzen des sturmerschütterten Baumes war. Es war der gellende Fieberschrei, den Eugen schon gestern nacht gehört hatte. Er zuckte zusammen, wie von schmerzhaftem Schlage getroffen; aber er blieb stehen und hielt seinen Blick auf den Lichtschein der Fenster gerichtet.

So stand er, fast unbeweglich, bis um die erste Stunde nach Mitternacht. Da entstand plötzlich eine verworrene Bewegung drüben in dem Hause; hinter den Fenstern des Krankenzimmers schoß ein neuer, heller Lichtschein auf, und die Lichter in den andern Gemächern schienen sich hastig hin und her zu bewegen. Der stille Beobachter stieg von seiner windumrauschten Warte herunter und schlich leisen, unsicheren Schrittes durch das Stadtthor an die Thür des Hauses heran. Von drinnen erscholl Weinen und lautes Wehklagen. „Fahr' wohl, armer Freund," rief der Horchende, indem ihm selbst die Thränen aus den Augen stürzten und er sich wieder dem Thore zuwendete, „du hast vollendet."

Eugen lief noch lange, ohne auf einen Weg zu achten, wie im Traume in der Sturmnacht umher, bis ihn der Zufall vor die Friedhofspforte führte. Der Sturm rüttelte an den Eisenstäben des Gitterthores und erfüllte, von der hohen Umfriedungsmauer eingefangen und von den dichten Reihen der Leichensteine aufgehalten, die Wohnstätte der Toten mit einem wilden Getose. Von dem gespenstischen Gelärme, dem hohlen Pfeifen und Heulen festgebannt, mußte Eugen eine geraume Weile stehen bleiben, bis er, in kalten Schauern aufgerüttelt, auf dem nächsten Wege dem Elternhause zueilte.

Hier saß, trotz der späten Stunde, die Mutter mit der Tochter und Amalien noch immer in der Wohnstube, bekümmert und geängstigt durch Eugens ungewohntes Ausbleiben. Sie hatten schon lange vor Mitternacht bei Anton und im Hause Leopolds nach ihm fragen lassen, ohne die erwünschte Auskunft erhalten zu haben, und waren dadurch nur um so mehr beunruhigt worden; aber mit einem gemeinschaftlichen Ausrufe heftigen Schreckens schauten nun alle Drei auf den Ankömmling, der wankenden Schrittes, durchnäßt und totenblaß hereintrat. „Um des Himmels willen, was ist dir begegnet," rief die Mutter; „wie siehst du aus, was ist dir begegnet, Eugen?" Er heftete den starren Blick auf die erschrockene Frauengruppe und sagte mit tonloser Stimme: „Er ist tot — tot; der erste von den Dreien," fügte er leise hinzu. „Wer ist tot, was sagst du?" „Wer sonst, er, Leopold," antwortete Eugen in dem gleichen klanglosen Tone; „aber jetzt laßt mich, ich will zu Bette, ich bin müde."

Der allzu unerwarteten, erschütternden Nachricht folgte ein neuer Ausruf des Schreckens und schmerzlicher Teilnahme. Voll Bekümmernis um den eignen Sohn ließ sich Frau Walter durch keine Einrede abhalten, ihm auf sein Zimmer zu folgen und dort an seinem Bette zu wachen, bis er endlich in einen wenn auch unruhigen Schlummer verfallen war.

Die kommenden zwei Tage war im ganzen Städtchen von nichts die Rede, als von dem unerwarteten Todesfalle. Jung und alt, arm und reich bezeigte eine aufrichtige Teilnahme, da Leopold ein allgemein beliebter, überall gern gesehener junger Mann gewesen war. Wenn der Vater einer der angesehensten Bürger des Ortes war, so fand die Mutter jetzt bei ihrem herben Verluste ein noch innigeres Mitleiden unter den Armen und Hilfsbedürftigen, die in ihr von jeher Trost und eine milde Stütze gefunden hatten. Und wie es immer zu geschehen pflegte, das Gespräch beschäftigte sich in den Häusern und auf den Straßen um so angelegentlicher mit dem traurigen Ereignis, je weniger man von dessen Verlauf wußte, je weniger man es begreifen konnte.

Für Eugen hatte die aus den Umständen natürlich hervorgehende Neugierde, so teilnehmend sie immer sein mochte, etwas so Peinliches und Erdrückendes, daß er nach einem einzigen Ausgange, den er zu Anton und zu dem toten Freunde gemacht, sich entschloß, bis zum Begräbnis das Haus nicht mehr zu verlassen. Sogar der notwendigste Verkehr mit den Eltern, der Schwester, der Braut bekam etwas Schmerzliches für ihn, und am liebsten war es ihm, wenn er sich auf seinem Zimmer ungestört einem dunkeln, grübelnden Sinnen überlassen konnte. Am Morgen des dritten Tages, an welchem Leopold der Erde übergeben werden sollte, fühlte er sich körperlich und geistig so erschöpft, daß er sich ernstlich fürchtete, das Bett zu verlassen.

Eugen war auch noch nicht aufgestanden, als Anton in feierlichem Traueranzuge ins Zimmer trat. „Du wirst doch nicht krank sein," rief der Freund noch unter der Thüre; „der Tag würde mir einzig zu schwer werden, da ich mich selber kaum zu schleppen vermag. Leopolds Eltern lassen uns bitten, möglichst bald hinauf zu kommen. Die Todesnachricht hat sich weiter verbreitet und, wie es scheint, tiefer gewirkt, als ich

ſelbſt erwartet hätte. Sogar von jenſeits des Berges ſoll ein zahlreicher Trupp unſrer Kameraden aus der Kaſerne zum Begräbnis kommen, und die Oberhofner Schützenmuſik hat anfragen laſſen, ob ſie unſerm toten Freunde nicht den letzten Marſch ſpielen dürfte. Ich weiß nicht, ich weiß nicht," ſagte Anton leiſer, indem er die Hand über die feuchten Augen hielt, „ich wollte, all' das wäre ſchon vorbei; ich weiß nicht, wie ich's tragen werde. Aber nun," ſetzte er, das bleiche Geſicht wieder erhebend, hinzu, „nun laſſen uns die Eltern erſuchen, die Leute zu empfangen und ihnen die gebührende Ehre zu erweiſen."

Eugen hatte ſich unter dieſen Mitteilungen des Freundes von ſeinem Lager erhoben und angefangen, ſich langſam anzukleiden. „Ach ja," begann er dann mit einem tiefen Seufzer, „wäre der heutige Tag vorbei, oder könnte ich mich wenigſtens in eine Einſamkeit vergraben, wo ich keines Menſchen Angeſicht ſehen und keines Menſchen Stimme hören müßte. Was ſind doch unſre Leichenbegängniſſe für Qualanſtalten und wahrhaft barbariſche Einrichtungen. Beim Lichte betrachtet iſt es ſchon eine Lüge, daß ſie zu Ehren des Toten begangen werden, denn für einen ſolchen gibt es ſo wenig eine Ehre als eine Schande mehr; er hat mit dem Leben alles abgeſtreift, was nur dem Leben angehören kann, und gerade darin liegt ja die unfaßbare, grauenvolle Großartigkeit des Todes. Nein, wir feiern die Leichenbegängniſſe zu Ehren des Lebens, um den Lebenden allenfalls anzudeuten, was der Verſtorbene im Leben uns gegolten habe; aber wie ungeſchickt, wie unmenſchlich, möchte ich ſagen, geſchieht all' das! die vom Leide zunächſt Betroffenen, die wahrhaft Betrübten, werden in ein wirrvolles Getümmel hineingezogen, und während ihr Schmerz nach Ruhe und Einſamkeit ſchreit, müſſen ſie mit blutendem Herzen den unnützen Eitelkeiten des Herkommens fröhnen."

Noch ehe Anton auf dieſe Betrachtung etwas erwidern konnte, trat Frau Walter in das Zimmer, die mit ihrer Tochter und Amalien draußen auf dem Friedhofe geweſen war, um das Grab, das den Jüngling empfangen ſollte, mit einem Kranze zu umziehen. Kummer und Mitleid lagen auf dem Geſichte der guten Frau, und ihre Augen waren noch immer mit Thränen gefüllt. „Und etwas Seltſames iſt auch noch begegnet," erzählte ſie, „das wohl zu allerlei müßigem Gerede Veranlaſſung geben wird. Der Totengräber hat das Grab für Leopold gerade am entgegengeſetzten Ende der eben erſt neu angefangenen Reihe geöffnet, ganz zu hinterſt an der Mauer. Dadurch iſt die herkömmliche Ordnung auf eine ungewohnte Weiſe unterbrochen, und erſt nach allerlei Ausflüchten hat der wunderliche alte Mann erklärt, er habe das gethan, um das Grab Leopolds möglichſt weit von demjenigen der alten Geyerin wegzurücken, am liebſten würde er es gar ans andre Ende des Friedhofs verlegt haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte. Man darf ſich nicht wundern, wenn die armen Leute und geringeren Bürger über dieſes Verfahren mißmutig den Kopf ſchütteln und unter ſich munkeln, daß der Unterſchied zwiſchen arm und reich in unſrer Stadt nicht auch noch bis auf das Grab ſich erſtrecken dürfe. Denn natürlich können ſie ſich keinen andern Grund denken für das eigenwillige Vorgehen des Totengräbers, hinter dem man irgend eine geheime Weiſung von oben ſucht. Die Leute würden, wie ich ſchon gemerkt habe, ſicherlich ihre Meinung auch lauter ausſprechen, wenn es nicht gerade Leopold oder durch ihn vielmehr ſeine Mutter anginge. Aber es entſteht nun immerhin die wunderliche Frage, wer in die zwei Gräber zu liegen kommen ſoll, welche zwiſchen das Grab der Geyerin und dasjenige Leopolds hineinfallen!" „Zwei Gräber!" riefen die Freunde, wie aus einem Munde, „zwei!"

„Nun freilich zwei," verſetzte Frau Walter mit unwillkürlicher Betroffenheit, „was iſt da Auffallendes? Ihr wißt ja, daß eine Reihe nur für vier Gräber Raum hat."

Schweigend entfernten ſich die Freunde, und auch auf dem Wege zum Totenhauſe wurde kein Wort geſprochen. Dieſes ſelbſt bot einen Anblick dar, der auch weniger beteiligte Gemüter hätte ergreifen müſſen. Der Vater ſaß unbeweglich, wie zu einem Steinbilde erſtarrt, am unteren Ende des Sarges, in welchem der einzige, durch den Tod nur wenig veränderte Sohn lang hingeſtreckt dalag. Der ſchwer gebeugte Mann erhob beim Eintritte der Freunde kaum die müden Augen und reichte ihnen ſtumm die Hand dar, ohne ſich aus ſeiner Stellung zu rühren. Die Mutter, welche mit der lautweinenden Patin des Verſtorbenen ebenfalls am Sarge ſtand, ſchien gefaßter; aber man ſah es ihr deutlich genug an, daß ſie ſich nur mit Aufbietung aller Kräfte aufrecht zu erhalten vermochte. Sie bat die Freunde nochmals, die aus der Ferne herkommenden Leidtragenden zu begrüßen, ihnen im Namen der Eltern ihre Teilnahme zu verdanken und überhaupt dem Vater, der ſich kaum ſelbſt zu helfen vermöge, beizuſtehen oder für ihn einzutreten, wo es nötig ſei. Herr Friedheim unterſtützte dieſes Anſuchen nur mit einem traurigen Nicken des Kopfes.

Es ging nun nicht lange mehr, bis nahe Bekannte und Verwandte in das Haus traten und vor demſelben ſich ſchwarzgekleidete Gruppen zu bilden anfingen. Bald erſchien auch der ernſte Zug der Oberhofner Schützen, denen ſich die neuen Bekannten aus dem Militärdienſte angeſchloſſen hatten. Es fehlten nur wenige von denen, die vor einigen Tagen noch ſo fröhlich miteinander auf der Juraſtraße dahingezogen, und das Erſcheinen der anſehnlichen, wohlgeordneten Schar, an deren Spitze die in ſtundenweiter Umgegend bekannte Muſik mit umflorten Inſtrumenten marſchierte, konnte eines tiefen Eindruckes nicht verfehlen. Eugen und Anton gingen den Männern ent-

gegen, von denen indeſſen kaum einer die Gedanken zu äußern wagte, welche ihnen bei dem Anblicke der beiden Freunde unwillkürlich aufſtiegen. Nur der Schützenmeiſter ſagte ihnen mit warmem Händedrucke kopfſchüttelnd: „Ihr Herren, Ihr Herren, ich kann den Verluſt wohl ermeſſen, der Euch beide betroffen, und wahrlich, mir thut ſelbſt das Herz innerſt weh darob; aber allzuſehr dürft Ihr Euch doch auch nicht grämen und gegen das Unabänderliche euch auflehnen wollen. Denn Ihr ſeht ja beide aus, als ob Ihr ſelbſt eben von einer tötlichen Krankheit erſtanden wäret.“

„Wer weiß, was noch werden mag,“ entgegnete Anton leiſe, indem er ſich abwendete.

Es verſtand ſich für die Einheimiſchen von ſelbſt, daß bei dieſem traurigen Ehrengeleite den Fremden der Vortritt gelaſſen werde, und ſo ordneten ſich, als die Totenglocke erklang, die zerſtreut herumſtehenden Gruppen lautlos zu einem langen, die Straße bis weit in das Städtchen hinein ausfüllenden Leichengeleite zuſammen. Als endlich der Leichenwagen mit dem blumengeſchmückten Sarge ſich in Bewegung ſetzte, hob die Oberhofner Muſik einen Trauermarſch an, deſſen gedämpfte Klänge auch das gleichgültigſte Gemüt mit den Schauern der Vergänglichkeit erfüllten.

Der kurze Weg bis zum Friedhofe war bald zurückgelegt. Der Sarg wurde vom Wagen gehoben und neben das Grab geſtellt, das ſchon ein Kreis von jüngeren Männern umſtand. Es war der ſtädtiſche Männerchor, dem auch Leopold angehört hatte und der in leisanſchwellendem Geſange das Lied begann:

Das Grab iſt tief und ſtille
Und ſchauerlich ſein Rand;
Es deckt mit ſeiner Hülle
Ein unbekanntes Land.

Eugen hatte das Lied nicht nur von Jugend auf gekannt, ſondern ſelbſt bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon mitgeſungen;

aber jetzt kamen ihm die letzten Worte wie eine fremde, bisher nie vernommene Offenbarung vor. Unwillkürlich schloß er die Augen, um sich der neuen Vorstellung, die sich in seinem Inneren aufthat, ungestört hinzugeben, so daß ihm der ganze fernere Verlauf der feierlichen Handlung wie eine dämmernde, fernentrückte Traumerscheinung vorkam. Er hörte wohl das dumpfe, schauerliche Geräusch, mit welchem der Sarg in die Erde gesenkt wurde, und vernahm auch die ergreifenden Worte, welche der Geistliche über dem Grabe sprach; aber sein ganzes Empfinden und Erfassen war in ein andres, seltsam fremdes, schattenhaftes Dasein entrückt. Erst als die laute, allgemeine Bewegung um ihn her ihn wieder zum deutlicheren Bewußtsein brachte und ihm bemerklich machte, daß alles vorbei sei, schlug er die Augen auf und sah am Grabe nur noch den alten Totengräber, der lautschluchzend und mit zitternder Hast die Erde in die Tiefe schaufelte. „Komm'," sagte neben ihm Anton mit tiefer, weicher Stimme, indem er ihn am Arme faßte, „komm', wir wollen gehen."

Sie waren die letzten, die den Friedhof verließen, während die äußersten Gruppen des nun wieder aufgelösten Geleites sich bereits dem oberen Thore näherten. „Wie ist Dir's auch?" fragte Anton, nachdem sie schweigend eine kleine Strecke nebeneinander hergegangen; „ich fühle mich jetzt nicht imstande, zu Leopolds Eltern zu gehen. Willst Du mich entschuldigen?"

„Ich kann auch nicht gehen, wenigstens jetzt nicht sogleich," antwortete Eugen, die Hand über seine Augen legend; „ich wüßte nicht — ich weiß nicht — mir ist es gerade, als sei ich nur im Traume hier, als hätt' ich den eignen Willen, mein eignes Denken an einem andern Orte zurückgelassen, wo ich es nach meinem Erwachen wiederfinden werde. Nein, ich darf es nicht wagen hinzugehen, ich müßte fürchten, kalt und teilnahmlos zu erscheinen, wie ich mir im Augenblicke selbst vorkomme."

„Nur die natürliche und hoffentlich gesunde Abspannung nach der Aufregung dieser Tage," versetzte Anton; „aber wenn Dir's recht ist, so schlagen wir den Weg an der Mauer hin ein; ich möchte den Leuten gern aus dem Wege gehen."

So betraten sie, in neues Schweigen versinkend, den einsamen Weg an der Stadtmauer entlang, auf welchem ihnen ein feuchtkalter Wind vereinzelte Regentropfen ins Gesicht wehte. Der Tag war, obwohl sich die heftigen Stürme gelegt hatten, trüb und unheimlich, und der Himmel hing in schweren grauen Wolkenmassen ringsum bis über die benachbarten Höhen herab. „Du hast," begann Anton, als sie sich bereits seinem Elternhause näherten, „Du hast heute eine Bemerkung über Leichenbegängnisse gemacht, die mir seitdem um so weniger mehr aus dem Sinne gekommen ist, je schmerzlicher ich fortwährend selbst zu leiden hatte. Ja, es ist wahr, die herkömmliche Art unsrer Leichenbegängnisse kann unter Umständen etwas Erdrückendes, unsäglich Qualvolles für die Nächstbetroffenen haben, und es ist mir nun erst recht deutlich geworden, wie man in größeren Städten allmählich mehr und mehr dazu kommt, diese Bethätigung der öffentlichen Teilnahme abzulehnen. Was für den Fernerstehenden schön, erweckend, eine tiefere Teilnahme erregend sein kann, übersteigt die Kraft des Nächsten und drückt ihn zu Boden. Drum möchte ich Dir, da sich der Anlaß gerade bietet, auch einen besonderen Auftrag geben, mein Freund."

„Einen Auftrag?" wiederholte Eugen, der sich von seinen seltsamen, traumhaften Vorstellungen noch immer nicht losmachen konnte, halb zerstreut; „und welchen Auftrag kann ich Dir besorgen?"

„Du sollst bei den Meinigen dafür sorgen," antwortete Anton mit leiser, tiefer Stimme, „daß mein eignes Leichenbegängnis in möglichster Stille vollzogen werde. Ich kann das jetzt sonst noch niemand sagen, werde aber mit meinem

letzten Willen an dich verweisen. Am liebsten wäre mir's, in stiller Nacht begraben zu werden."

Eugen blieb stehen und schaute den Freund mit unsicheren, zweifelnden Blicken an, als ob er sich auf etwas besinnen müsse. „Wie meinst Du das?" fragte er endlich kaum hörbar; „ich verstehe Dich wirklich nicht, Anton. Ich muß all' meine Gedanken verloren haben."

„Nun, so komme nur," versetzte der Freund; „es ist nicht gut, hier im Winde stehen zu bleiben; aber höre mich an, weil es mich nun einmal erleichtert, Dir's sagen zu können. Siehst Du, ich schleppte mich diese Tage bloß noch herum, weil ich schon seit dem Sonntag überzeugt war, was uns bevorstehe. Jetzt aber ist meine Pflicht gethan, und ich werde mich, wie ich nach Hause komme, zu Bett legen. Ich wollt', ich wäre schon so weit; was dann kommen muß, wird wohl nicht zu lange auf sich warten lassen."

Eugen nickte langsam und nachdenklich mit dem Kopfe. Dann sagte er ruhig: „Wie lange meinst Du denn, daß der dritte wird auf sich warten lassen, wenn Du der zweite sein willst?"

Jetzt blieb Anton stehen und erwiderte, indem er die Hand des Freundes faßte, ohne ihm jedoch ins Gesicht zu sehen: „Nein, höre, mein Lieber, auf solche Weise darfst Du nicht sprechen; Du bist, wenn auch jetzt schmerzlich angegriffen, frisch und gesund und hast meines Erinnerns Dein ganzes Leben nie eine kranke Stunde gehabt. Aber ich? — Du weißt, daß ich mich meines Brustleidens wegen hätte vom Militärdienste befreien können, und sicherlich würde ich es nun auch thun, wenn ich am Leben bliebe. Ich habe während dieses ersten Dienstes nur zu deutlich gespürt, daß ich weiteren derartigen Anstrengungen nicht gewachsen wäre, und ohne Zweifel waren auch die jetzigen schon zu schwer für meine schwachen Kräfte. Ich hätte wohl oft genug zu klagen gehabt und würde sogar den Dienst verlassen haben, wenn mich nicht ein gewisses

Schamgefühl abgehalten hätte — freilich ein thörichtes. Wer weiß, ob mit unſerm armen Leopold nicht etwas Ähnliches der Fall war?"

„Wie Du ſprichſt!" rief Eugen mit einem faſt bitteren Lächeln; „nein, Freund, laſſe das, und am Ende, ja, ſchweigen wir darüber! Aber thu' mir wenigſtens den Gefallen, zu glauben, daß ich dem Unvermeidlichen ebenſo feſten Schrittes entgegengehen werde, als Du ſelbſt. Und nun leb' wohl."

Sie waren an Antons Elternhaus gekommen, und ohne ein weiteres Wort gingen die Freunde mit einem Händedruck auseinander.

Eugen begab ſich, ſobald er nach Hauſe kam, auf ſein Zimmer und bat die beſorgt nachkommende Mutter, daß man ihn ungeſtört und allein laſſen möge. Sein Zuſtand kam ihm ſelbſt wie ein waches Träumen vor, nur daß ſich die Vorſtellung, als ob alles Erlebte, die ganze ihn umgebende Wirklichkeit ein Traum, eine Täuſchung ſei, aus der er wieder erwachen müſſe, ſich mehr und mehr in ihm befeſtigte. Schmerz und Furcht, Liebe und Hoffnung, überhaupt alles, was ihn erſt noch am lebhafteſten ergriffen und bewegt hatte, verlor dadurch alle Gewalt über ihn; das waren ja doch bloße Schemen, die bald in ihr weſenloſes Nichts zerrinnen mußten! So verbrachte er den folgenden Tag, ſelbſt ohne ſich nach Anton zu erkundigen; am Abend aber kam die Schweſter mit der Nachricht, der Doktor befinde ſich in der Gaſtſtube und wünſche mit ihm zu ſprechen.

Der Doktor, der wie gewöhnlich einzig an dem Seitentiſchchen mit den Zeitungen ſaß, ſah den Eintretenden ſichtlich betroffen mit prüfendem Blicke an und ergriff ſogleich ſeine Hand, um den Puls zu fühlen.

„Wahrhaftig, Herr Walter,“ rief er dann, „auf den erſten Blick hätte ich faſt geſchworen, daß auch in Euch ein tückiſches Fieber hauſe; indeſſen, der Puls iſt in Ordnung, und körperlich werdet Ihr Euch nicht gerade unwohl fühlen.“

„Nein, nein,“ ſagte Eugen, mit einem ſeltſamen, zerſtreuten Lächeln, „ich habe über nichts zu klagen.“

„Um ſo beſſer, um ſo beſſer,“ verſetzte der Doktor, „ich wünſchte nur ein Gleiches auch von Euerm Freunde Anton ſagen zu können; aber da muß ich mir nun ſelbſt den Vorwurf machen, daß ich ihn nicht entſchiedener vom Militärdienſte abgehalten habe. Der war freilich zu ſtreng für ihn, obwohl ich ihm doch größere Kraft zugetraut hätte.“

„Es ſteht alſo ganz ſchlimm um ihn?“ ſagte Eugen in ruhigem Tone.

Der Doktor ſah den jungen Mann mit einem neuen, verwunderten Blicke an und erwiderte dann: „Wie mir's ſcheint, überraſcht Euch das nicht einmal beſonders, Herr Walter; hat Euch Anton in der letzteren Zeit, namentlich während des Militärdienſtes, vielleicht mehr über ſein Bruſtleiden geklagt, als früher? Habt Ihr irgend etwas Auffallendes an ihm wahrgenommen, das Euch auf eine ſchlimme Wendung vorbereitet hätte?“

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Eugen in dem gleichen ruhigen, ja gleichgültigen Tone; „ich kam im Gegenteil im Dienſte öfter in Fall, ihn bei anſtrengenden Übungen zu warnen, ſich nicht zu übernehmen. Aber ſtünde es nun ſo oder ſo, Anton muß doch ſterben.“

Eugen ſah den Doktor bei dieſen Worten ſo ſeltſam an, daß dieſer unwillkürlich ſich über den Tiſch herüber beugte, um dem jungen Manne näher in den eigentümlich unbeweglichen Blick zu ſchauen. Er ſetzte ſich dann wieder zurück und hielt ſich ein Zeitungsblatt vor die Augen, ohne jedoch einen Buchſtaben darin anzuſehen. „Ich verſteh' Euch nicht,“ ſagte

er endlich rauh; „Ihr jungen Herren habt überhaupt Eure eignen Manieren. Auch der Anton behauptet mit aller Zuverſicht, daß jede Behandlung unnütz ſei; das iſt's aber, was ich bei meinen Patienten am meiſten haſſe, da ſolcher Eigenſinn nicht nur ſchädlich wirkt, ſondern mir ſelbſt auch jede Luſt an der Behandlung benimmt. Der Anton muß Euch alſo doch mit ſeiner fixen Idee angeſteckt haben."

„Nein, nein," verſetzte Eugen mit einem trüben Lächeln; „das war auch nicht nötig. Aber hören Sie, ich will Ihnen das Rätſel löſen, was er ſelbſt, wie es ſcheint, nicht gethan hat." Mit dieſen Worten beugte ſich Eugen über den Tiſch näher an den Doktor und begann ihm mit gedämpfter Stimme das Begegnis auf dem Friedhofe zu erzählen.

„Sie ſehen," ſchloß er dann dieſe Erzählung, „Anton wird der zweite ſein, wie ich der dritte ſein werde."

Mit wachſendem Erſtaunen hatte der Doktor die Mitteilung angehört und voll Erſtaunen ſaß er eine geraume Weile da, ohne ſogleich eine Erwiderung zu finden. Dann rief er mit lauter Stimme: „Wollt Ihr mich zum beſten halten, Herr Walter, oder ſeid Ihr —"; aber Eugen unterbrach ihn, indem er ihm raſch die Fingerſpitzen auf den Mund hielt. „Ich habe Ihnen," ſagte er ſchnell und leiſe, „die Sache mitgeteilt, weil Sie Antons Arzt ſind und wohl bald auch der meinige ſein werden; aber weiter braucht, denk' ich, niemand darum zu wiſſen."

„Tolles Völklein," murmelte der Doktor, nachdem er ſich etwas beſonnen hatte; „erſt malt es im hellen Übermute den Teufel an die Wand und dann bekommt es Gänſehaut, als ob er nun wirklich leibhaftig daſtünde. Aber nein," fügte er in nachdrücklicherem Tone hinzu, „ſagt mir aufrichtig, nehmt Ihr und Anton die Sache, wie Ihr ſie mir eben erzählt habt?"

Über Eugens Geſicht flog wieder das trübe Lächeln weg. „Anton und ich," ſagte er, „waren im Innern, ohne daß wir es uns geſtehen mochten, bald genug überzeugt, daß Leopold ſterben müſſe. Was für den einen gilt, wird auch den andern gelten."

Der Doktor zog ſeine dunkeln Augenbrauen zuſammen und ſchüttelte verdrießlich mit dem Kopfe. „Daß der Vorgang an der raſchen und ſchlimmen Krankheitsentwickelung Leopolds nicht einigen Anteil gehabt, will ich nicht in Abrede ſtellen; jedenfalls aber lag die Urſache anderswo und tiefer. Und was ſoll nun der ſchlechte Witz, den ihr eigentlich ſelbſt euch geſpielt habt, mit Antons angeborener Bruſtkrankheit zu ſchaffen haben oder gar mit Euch, der Ihr meines Wiſſens ſtets geſund geweſen ſeid, wie ein Fiſch im Waſſer! Nein, bleibt mir vom Leibe mit ſolchem Unſinn!"

Eugen zuckte nur leiſe mit den Achſeln, ohne eine Antwort zu geben, auf die der Doktor indeſſen auch nicht wartete, ſondern, halb vor ſich hinſprechend, fortfuhr: „Ja, ja, bei dem Leopold lag mir allerdings etwas unklar, das ich nicht recht anzufaſſen vermochte; aber wenn ich auch gewußt hätte, was ich da eben erfahre, eine andre Behandlungsweiſe wäre dadurch noch nicht angezeigt geweſen, die Sache wäre abſolut die nämliche geblieben. Der Verlauf war zu raſch, zu unaufhaltbar. Aber ſagt mir," wendete er aufblickend ſich wieder an ſein Gegenüber, „habt Ihr beide, als Ihr Leopold am Sonntag Vormittag in klar bewußtem Zuſtande angetroffen, mit ihm über den Vorgang geſprochen?"

„Nein," antwortete Eugen; „aber um ſo mehr haben wir gedacht daran und Leopold ſicherlich in der ganz nämlichen Weiſe, wie wir zwei andern."

„Aber es war doch die Rede davon, daß Ihr am folgenden Tage zuſammen auf die Jagd gehen wolltet?"

„Ja, ja," nickte Eugen; „doch das war auch nur so gesprochen, um eben die Gedanken leichter verbergen zu können."

„Ihr irrt Euch," entgegnete der Doktor nachdrücklich; „das Gedächtnis muß Euch hierüber einen Streich spielen oder vielmehr thut dies jetzt eine verwirrte Vorstellungskraft. Denn mit solchen verborgenen Gedanken hättet Ihr am Sonntag Nachmittag keine so vergnügte Ausfahrt gemacht, dafür kenn' ich Euch."

„Was wollen Sie, Herr Doktor," erwiderte Eugen leicht errötend; „die unvermutete Ankunft Amaliens — ihre beglückende Gegenwart — vielleicht auch der dunkle Vorsatz, daß ich doch noch einmal im Leben recht fröhlich, recht selig sein wolle, all' das mochte zusammen gewirkt haben, ich begreife selbst nicht mehr wie. Aber das weiß ich wohl, daß ich mehr als einmal Mühe genug hatte, die plötzlich wieder anklopfenden Gedanken von mir fern zu halten."

Der Doktor nahm wieder sein Zeitungsblatt vor das Gesicht und sagte erst nach einer geraumen Weile in ernstem, ja strengem Tone: „Hört, Herr Walter, es ist noch immer so gewesen, wenn man dem Unsinne auch nur für einen Augenblick Quartier gibt, so hat er bald genug den letzten Funken gesunder Vernunft zum Tempel hinausgefegt, und seine Herrschaft ist wenigstens für eine Zeitlang festgegründet. Wäre dies nicht so, so wär' es manchmal unmöglich, sich in dieser verrückten Welt zurechtzufinden, wo oft plötzlich sonst ganz verständige Menschen sich mit aller Gewalt den Eintritt in das nächste beste Irrenhaus erzwingen wollen. Doch, mit solcher Predigt ist jetzt wenig bei Euch ausgerichtet. Aber Eines laßt Euch gesagt sein: daß Ihr mir keinen Versuch macht, mit Anton zu verkehren, bevor ich meine ausdrückliche Erlaubnis dazu gebe. Die Weisheit, die ihr einander allem Anscheine nach zutragen würdet, kann unter gegenwärtigen Umständen füglich entbehrt werden. Wäre die Witterung nicht gar so widerhaarig,

würdet Ihr schon von selbst Eure Waldwege aufsuchen, was freilich am besten wäre; so aber bleibt vorderhand ruhig in Euren vier Wänden, wo es Euch an beneidenswerter Unterhaltung auch nicht fehlen kann."

Mit diesen Worten stand der Doktor in sichtlicher Verstimmung auf, um, die übrigen Gäste nur mit einer kurzen Handbewegung begrüßend, rasch das Zimmer zu verlassen. Eugen schaute ihm gleichgültig nach, schüttelte nur leise, wie halb mitleidig den Kopf und ging dann ebenfalls zur Thür hinaus. Als die Mutter nach einer Weile nach ihm sehen wollte, lag er anscheinend schon in einem tiefen und gesunden Schlafe. An der Wohnstube war er vorübergegangen, ohne nur hineinzublicken. „Ich weiß immer weniger, was ich denken soll," seufzte Amalie, eine Thräne verbergend, in sich hinein; „es kann nicht nur Schmerz und Kummer sein, es ist Mangel an Liebe."

Dieser Gedanke hatte sich schon all' die Tage her in dem Herzen des armen Mädchens zu regen versucht; aber jetzt stand er mit einemmal so klar vor ihr, daß sie das Wort beinahe in schmerzvollem Erschrecken darüber laut ausgerufen hätte. Er stand vor ihr wie eine häßliche, hohnlachende Gestalt, die aus jedem Winkel auftauchte, wohin sich nur der Blick wenden mochte. Die Macht der Erinnerung an selig verlebte Stunden fing an zu erblassen vor diesem grinsenden Gespenste, und selbst die verständigen Zureden Paulinens, der einzigen Vertrauten dieser qualvollen Befürchtungen, vermochten immer weniger mehr auszurichten. Ja, Pauline mußte bald selbst völlig an dem Bruder irre werden und der armen Freundin wenigstens in der Verschwiegenheit ihres Herzens Recht geben. Ihre anfänglichen Andeutungen und Winke schien Eugen kaum zu verstehen, und auf die bald deutlicheren Vorstellungen, über den Pflichten der Freundschaft diejenigen gegen die Verlobte nicht zu vernachlässigen, gab er nur mit einem stummen Kopf-

nicken oder einem trüben Lächeln Antwort, ohne in ſeinem Benehmen etwas zu ändern. Es war vielmehr offenbar, daß er den Anblick Amaliens zu vermeiden ſuchte, wo es nur immer anging, und war dies nicht möglich, ſo verhielt er ſich ſo kühl und wortkarg gegen das arme Mädchen, daß dieſes nun oft nach ſeinem Zimmer eilen mußte, um ſich ungeſtört ausweinen zu können. Die Mutter erſchien von Tag zu Tag bekümmerter, und auch der ſonſt ſtets heitere Vater wurde ſchweigſamer, je bedenklicher die Berichte über das Befinden Antons lauteten. Aber noch waren ſeit dem Begräbniſſe Leopolds keine vollen vierzehn Tage vergangen, als eines Morgens die Kunde das Städtchen durchlief, Anton ſei in der letzten Nacht dem vorangegangenen Freunde nachgefolgt.

Die Nachricht machte allerwärts ein um ſo unheimlicheres Aufſehen, als ſie zugleich von einer Prophezeiung begleitet war, von der niemand ſagen konnte, wer ſie zuerſt ausgeſprochen hatte und die doch von jedermann lauter oder leiſer nachgeſprochen wurde. Sie ging dahin, daß Eugen Walter, wie bisher im Leben, nun auch bald durch einen frühen Tod den beiden andern vereinigt ſein werde. Längſt vergeſſene Weisſagungen, die einſt die alte Geyerin über die drei Knaben ausgeſprochen, gingen plötzlich wieder wie aus dem Boden hervorgewachſen von Mund zu Mund, und ſelbſt die Beſonnenen und Verſtändigen wußten nicht, was ſie ſagen ſollten, als es hieß, Eugen habe ſeit dem Begräbnistage Leopolds das Haus ebenfalls nie mehr verlaſſen. Wie ſchwer erkrankt er ſein müſſe, gehe wohl am beſten aus dem Umſtande hervor, daß er in der ganzen Zeit den ſterbenden Anton nie habe beſuchen können. Gar mancher ging nun gegen ſeine Gewohnheit zum goldenen Löwen, um dort ſich am hellen Werktage zu einem Schoppen zu ſetzen, und die große Gaſtſtube war ſchon am Vormittage von ſo zahlreichen Gäſten angefüllt, wie dies ſonſt nur etwa an beſonderen Feſt- oder Markttagen der Fall war. Aber von

all' dieſen Gäſten ging keiner aufgeklärter oder in ſeiner Neugierde befriedigter von dannen, als er gekommen war; denn der Löwenwirt ſah ſo ernſt und ſchweigſam, Pauline ſo bekümmert aus, daß in ihrer Gegenwart niemand von der Sache zu ſprechen oder auch nur nach Eugen ſich zu erkundigen wagte. Damit war nun freilich nichts beſſer gemacht: man mußte ſich vertröſten bis zum Begräbniſſe Antons, wo es ſich zeigen würde, ob Eugen noch imſtande ſei, dem toten Freunde die letzte Ehre zu erweiſen, oder ob er bereits im Sterben liege. Unterdeſſen jedoch wuchſen die ſeltſamſten Gerüchte ins Ungeheuerliche, wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn ein ungewöhnliches, mit dem Zauber des Unbegriffenen angethanes Begegnis die leicht empfängliche Menge einmal in Bewegung geſetzt hat.

Tag und Stunde des Begräbniſſes erſchienen, und in dichten Scharen wandelte die ſtädtiſche Bevölkerung dem Trauerhauſe zu; aber das allgemeine Denken und Empfinden war weit mehr dem noch lebenden Eugen zugewendet, als dem toten Anton, wie beliebt dieſer ſonſt auch geweſen war. Die Teilnahme an ſeinem frühvollendeten Schickſale war gleichſam untergeſunken in der peinlichen Erwartung, wie ein ebenfalls dem Tode Verfallener, noch Lebender ſein dunkles Verhängnis ertragen würde. Einige wenige hatten Eugen doch geſtern durch eine Hintergaſſe gehen ſehen, und auch jetzt ſollte er, wie man ſich in der anwachſenden Menge flüſternd mitteilte, ſich drinnen im Trauerhauſe befinden. Aber wie verändert, wie entſtellt! Eher einem dem Grabe entſtiegenen Schatten, als einem lebendigen Menſchen ähnlich!

Der mit einem einfachen Kranze geſchmückte Sarg wurde auf die Straße herabgebracht und auf den Leichenwagen gehoben. Aus dem Innern des Hauſes hörte man lautes Weinen, und unter der Hausthüre erſchien der Vater nebſt zwei jüngeren Brüdern des Verſtorbenen; aber aller Blicke richteten ſich nur

nach Eugen, der hinter dieſen heraustrat. Er ſah wohl angegriffen und bleicher aus als gewöhnlich; aber ſeine ganze Haltung war ruhig und aufrecht, viel gefaßter als bei dem Begräbniſſe Leopolds. Die Leute warfen einander raſche Blicke zu, manche betroffen und in offenbarer Enttäuſchung die Köpfe ſchüttelnd; aber die Menſchen laſſen ſich nie gern um ihre Erwartungen bringen und begehen, um dieſe zu retten, gar oft lieber eine Selbſttäuſchung. Man hatte noch nicht den Friedhof erreicht, als Eugen in den Augen der Menge gerade ſo totenhaft ausſah, wie ihre Phantaſie ihn ſich ausgemalt hatte. Dieſen Eindruck beſiegelte Eugen ſelbſt noch dadurch, daß er ſich nach der kurzen Feierlichkeit, bei welcher nach dem Wunſche des Verſtorbenen weder Muſik noch Trauergeſang ſtattgefunden, raſch vom Friedhofe entfernte, ohne auch nur mit einem Bekannten ein Wort zu wechſeln.

Und noch etwas anderes beſchäftigte die heimkehrenden Leichenbegleiter. Das Grab Antons war neben demjenigen Leopolds geöffnet worden, ſo daß nun zwiſchen dieſen zweien und dem Grabe der alten Geyerin nur noch für eines Raum war. Drei Gräber in ſo kurzer Zeit, das war etwas kaum Erhörtes in dem kleinen Städtchen, und wie bald das vierte! Dafür hatte auch der alte Totengräber bereits heute ſeinen Dienſt nicht mehr vollſtändig verrichten können. Schon als er den Kranz vom Sarge genommen, war der alte Mann halbohnmächtig zurückgetaumelt und bei der Verſenkung war er nicht mehr imſtande geweſen, eine Hand anzulegen.

Die Unheil weisſagenden Prophezeiungen, die im Städtchen umgingen, hatten, trotz der vorſichtigen Zurückhaltung der Gäſte, ihren Weg auch in den „goldenen Löwen“ gefunden, dort aber bald eine beſtimmtere Geſtaltung angenommen. Noch am Abend des Begräbnistages Antons hatte der Doktor den jungen Walter zu ſich in ſeine Wohnung bitten laſſen und ihm den Totengräber mit dem kurzen Befehle: „nun er-

zähl', Alter!" vorgeſtellt. Der alte Mann ergriff zitternd Eugens Hand und wollte in lautes Schluchzen ausbrechen. Aber eine ſtrenge Ermahnung des Doktors brachte ihn wieder zu einiger Faſſung zurück, und ſo that er, was von ihm verlangt wurde. Er erzählte, wie er am Begräbnistage der alten Geyerin durch einen Verwandten von ſeiner Arbeit auf dem Friedhofe abgerufen und einer dringenden Angelegenheit wegen auf ein benachbartes Dorf hinausgeführt worden ſei. Dort habe ſich der ſtreitige Handel, den er ſchlichten ſollte, in die Länge gezogen; als die Ausgleichung aber endlich gelungen, ſei dann wacker Verſöhnung getrunken worden. So ſei es ſtark auf Mitternacht gegangen, als er auf dem Heimwege den Friedhof erreicht habe; aber kaum ſei er dort eingetreten geweſen, um das am Nachmittage liegen gelaſſene Werkgeſchirr wegzuräumen und die noch offene Thür zu ſchließen, als auch ſchon die drei Freunde erſchienen. Er habe ſie augenblicklich an ihren Stimmen wie an ihrer militäriſchen Kleidung erkannt und ſich, verwundert über ihr ſeltſames Beginnen, hinter den nächſten Leichenſtein geſtellt. Bei ganz nüchterner Überlegung würde er ihrem übermütigen Unterfangen wohl ſofort mit ernſter Abmahnung entgegengetreten ſein; ſo aber habe er ſie in ſeinem unbeſonnenen Übermute durch die verhängnisvolle Antwort geſchreckt, die nun ſchon ſo großes Unheil angeſtiftet habe. „O vergebt, vergebt mir!" rief der alte Mann, von neuem in Thränen ausbrechend.

Der Doktor hatte während der ganzen Erzählung des Alten keinen Blick von den Mienen Eugens weggewendet; aber dieſe Mienen bewegten ſich nicht, bis Eugen jetzt dem Totengräber die Hand reichte und mit bewegter Stimme ſagte: „Ich habe Euch nichts zu vergeben, guter Mann; verzeiht vielmehr mir und meinen Freunden und ſorgt dafür, daß mir der leere Raum neben dieſen erhalten bleibe. Darum bitte ich Euch."

„Nun aber zu allen“ — wollte der Doktor ungeduldig und rauh herausfahren, faßte ſich jedoch ſogleich wieder und ſagte mit ernſtem, gedämpftem Tone: „Nein, junger Freund, nun iſt es endlich wahrlich hohe Zeit, ſolch' trübſelig unſinnigen Gedanken den Abſchied zu geben. Ihr kennt jetzt die Erklärung des ſcheinbaren Wunders und werdet hoffentlich in die Worte dieſes alten Mannes keinen Zweifel ſetzen. Drum laßt nun die Toten ruhen und gebt dem Leben wieder ſein Recht! Ihr ſeid das Euch ſelbſt, Eurer Familie und vor allem auch derjenigen ſchuldig, die ihr ganzes Lebensglück auf Euch geſtellt hat.“

Eugen machte eine ſchmerzlich verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „Herr Doktor, ich danke Ihnen,“ antwortete er weich, „ich danke Ihnen aus vollſtem Herzen für Ihre gute Abſicht und Ihre Teilnahme; nehmen Sie ſich gütigſt derer an, die durch mich in Kummer und Leid verſetzt werden. Sie verdienen dieſe Teilnahme alle, und beſonders ſie, die mich zu ihrem Unglücke lieben mußte. Aber was hilft es, ſich gegen das Unabänderliche zu verblenden, gegen ein Verhängnis zu ſtemmen? Nein, ich hege nicht den leiſeſten Zweifel gegen die Wahrheitsliebe dieſes braven Mannes; aber was ändert es, weſſen Mund jene Schickſalsworte ausgeſprochen habe? Sind darum meine Freunde weniger tot? Und fragen Sie ihn nur ſelbſt, dieſen ehrlichen Freund da, der die Wahrheit von Anfang an kannte, was hat ihn bewogen, das Grab des guten Leopold außer die herkömmliche Gräberordnung zu verlegen, etwas, das er gewiß in ſeinem ganzen, langen Berufsleben ſonſt noch nie gethan hat?“

„Ach Herr, ach Herr,“ rief der Alte klagend, „ich wollte den braven, freundlichen Herrn Leopold nicht ſo nahe neben die alte Geyerin legen; ich meinte, wenn er am andern Ende der Reihe läge, ach Gott, mir ſteht in dieſer Zeit manchmal

mein armer Verstand ganz still, drum verzeiht mir, achtet nicht darauf, lieber Herr."

„Beruhigt Euch, guter Freund," erwiderte Eugen, dem Alten trüb lächelnd die Hand reichend; „Ihr habt alles recht gemacht und werdet es auch ferner recht machen, ich weiß es."

Der Doktor schritt eine geraume Weile das Gemach auf und nieder und sagte dann ruhig: „Nun denn, Herr Walter, so lassen wir das. Ich begleite Euch zum Löwen hinüber."

Unterwegs wurden nur wenige Worte über gleichgültige Gegenstände gesprochen; aber im Löwen angekommen, setzte sich der Doktor nicht an seinen gewohnten Platz am Zeitungstische, sondern er rief den Vater Walter beiseite, und zwischen den beiden Männern wurde eine lange und ernste Unterredung gepflogen. Der Doktor war mit allen Entwürfen und Aussichten der Familie aufs genaueste vertraut, seit er ihr Hausarzt geworden. Er wußte daher auch, daß Eugen den Winter daheim bleiben, den Sommer aber zu seiner weitern praktischen Berufsbildung im nördlichen Deutschland verbringen und dann auf den Herbst wieder nach Hause zurückkehren sollte, um eine Anstellung zu übernehmen und sein eignes Hauswesen zu gründen. Jetzt aber verlangte der Doktor von dem Vater, nachdem er diesem den Zusammenhang der letzten, unglücklichen Erlebnisse auseinandergesetzt, mit aller Entschiedenheit, daß der Sohn sofort nach Deutschland abgehe. „Lieber noch heute nacht als erst morgen," schloß der wohlmeinende Ratgeber; „denn in dieser Luft, in dieser Umgebung kann ich für nichts gut stehen. Veränderung, Entfernung können allein helfen, wenn, wie ich hoffe, Hilfe noch möglich ist."

Herr Walter fand die ihm vorgeführten Gründe des scharfsichtigen und erprobten Arztes zu einleuchtend, als daß er

gegen seine Ratschläge eine Einwendung hätte erheben wollen; er schien einzig von dem Zweifel beunruhigt, ob Eugen wohl auch auf den Plan eingehen werde. „Für diesen Fall bleibt Ihnen immer noch Ihr Vaterrecht," entgegnete der Doktor entschieden; „etwas muß geschehen, wenn die bedenklichen Anfänge nicht zu einem traurigen Ende führen sollen."

Die Befürchtung des Vaters erwies sich indessen völlig unbegründet. Zwar die Mutter, Schwester und Braut wurden schreckenbleich, als sie den Plan und seine Begründung vernahmen; aber Eugen hörte ihn ohne das leiseste Zeichen der Verwunderung an und war sogleich bereit, darauf einzugehen, während nur dann und wann das trübe Lächeln über seine Züge glitt. „Eine einzige Bedingung habe ich zu machen," sagte er nach einem stillen Besinnen, „die ich aber bloß dem Doktor anvertrauen kann." Auf einen Wink des letzteren entfernte sich der Vater Walter, und Eugen fuhr fort: „Noch einmal empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Teilnahme und Bemühungen, Herr Doktor. Ich begreife auch recht gut, welche Gründe Sie zu meiner Entfernung bewegen und welche Hoffnungen Sie auf dieselbe setzen mögen; aber auch von Ihnen verlange ich das Versprechen, daß der leere Raum neben dem Grabe Antons mir aufbewahrt bleibe, wenn doch noch irgend ein andrer mir vorangehen sollte."

„Ich verspreche es Euch," erwiderte der Doktor, ohne eine Einrede zu versuchen, „ich verspreche es Euch — hier meine Hand darauf."

Eugen ergriff die dargebotene Rechte und sagte aufatmend: „Nun, so scheide ich gerne; ach, Sie können keine Ahnung haben, mit welchem Schmerze mich der Anblick Amaliens erfüllt, wie erstickend ihre Gegenwart auf mir lastet! Der Tod erscheint mir wie ein leichtgewagter Sprung in die Ewigkeit, wenn ich nur weiß, daß sie nicht an meinem Sterbebette stehen

muß. Aber daß ich die Frühverwaiſte nun ſchon wieder zur Waiſe machen muß!"

Es lag ein ſo herzergreifender Ton in dieſer Klage, daß der Doktor ſich abwandte und ſchweigend durch das Fenſter in die ſternenloſe Nacht hinausſchaute. „Folgt meinem letzten Rate, junger Freund," wendete er ſich endlich wieder zurück, indem er ſeine gewohnte feſte Weiſe zu gewinnen ſuchte; „ſtrengt all' Eure Kraft an, fürs erſte die Lebenden wie die Toten ruhen zu laſſen. Seid ein Mann, und wir werden uns fröhlicher wiederſehen, als wir jetzt ſcheiden. Friſcher Mut und Gott mit Euch!"

Der Doktor ging, und in der Dämmerung des folgenden Morgens rollte Eugen, tief in eine Ecke des Poſtwagens gedrückt, über die Brücke zum Städtchen hinaus.

Durch dieſe ſo plötzliche und unerwartete Abreiſe kamen die Prophezeiungen und Deutungen der müßigen Städter keineswegs zur Ruhe, während die Bewohner zum goldenen Löwen bald von Tag zu Tag ängſtlicher auf eine Nachricht von dem Verſchwundenen harrten. Aber zwei, drei Wochen vergingen, bevor dieſe Sehnſucht erfüllt wurde, und als es endlich geſchah, kehrte nur neues Unheil in dem Hauſe ein. Als Amalie in banger Haſt den für ſie beſtimmten Brief erbrach, fiel aus demſelben mit hellem Klange ein Ringlein auf den Boden. Sie erkannte es nur zu wohl, ohne ſich danach zu bücken, und mit ſchon ſchwindelnden Sinnen begann ſie die Worte zu leſen: „Das Herz blutet mir, und meine Hand zittert, indem ſie das Gebot einer unbeugſamen Pflicht erfüllt; aber es bleibt mir kein andrer Weg übrig, und drum wirſt Du mir verzeihen, Amalia. Ich darf nicht an den feſtlich bekränzten Brautaltar denken, während der Raum zu meinem Grabe ſchon ausgemeſſen iſt. Möge es Dir leichter werden, die Hoffnung von Dir zu werfen, als es mir geworden iſt; aber gib ihr nur

keine Frist und es wird Dir bald gelingen. Höre vor allem nicht auf diejenigen, die diese Hoffnung erhalten möchten; denn wie sich auch mein Schicksal wenden mag, ich darf Dein blühendes Leben nicht an einen verdorrenden Stamm ketten. Der Tod ist zu grauenhaft zwischen unsere schönsten Stunden getreten, und nie steigt Dein süßes Bild vor meinem inneren Blicke auf, ohne daß sich daneben auch die bleichen Häupter meiner toten Freunde erheben."

Die unglückliche Leserin ließ das Blatt den Händen entgleiten und stürzte in schwerem Falle zu Boden. Schreckenvoll eilten Herr und Frau Walter, die mit ihren eignen Briefen beschäftigt gewesen, herbei, die Ohnmächtige aufzuheben, und in wenigen Minuten war auch der Doktor zur Hand; aber trotz aller Bemühungen verging eine lange, bange Stunde, bevor das entflohene Bewußtsein allmählich wieder zurückzukehren begann, und dann wurde es bald von verworrenen Fieberphantasien aufs neue gefangen genommen. „Um aller Barmherzigkeit willen," klagte Frau Walter, als der Doktor sich erst gegen Abend entfernen wollte, „was werden wir noch erleben müssen, wie wird das enden!"

„Zuerst dachte ich an eine zu starke Gehirnerschütterung infolge des Falles," antwortete der Doktor, indem er mit der Hand wie unwirsch über die Augen fuhr; „jetzt fürchte ich keine nahe Gefahr mehr; aber was noch kommen wird, werden wir abwarten müssen; das war zuviel für das arme Herz."

Und der Doktor hatte richtig geurteilt. Eine nahe Gefahr zeigte sich nicht für die Leidende; aber ein fiebernder Zustand und eine stets zunehmende Körperschwäche, die mit einer tiefen Niedergeschlagenheit des Gemütes Hand in Hand ging, wollten sich durch keine ärztliche Kunst, noch durch die liebevollste Pflege bannen lassen. Allmählich schien der Kranken die Gegenwart des Doktors fast unentbehrlich zu werden, und eifrig

opferte er ihr auch jede Minute, die er von ſeinen Berufspflichten erübrigen konnte. Der ſonſt oft barſche und kurzangebundene Mann war unerſchöpflich an feinfühliger Aufmerkſamkeit, an Ermunterung und erheiternder Unterhaltung. Dabei vertröſtete er auf die ſchöne Jahreszeit, auf die kräftigende Wirkung einer Sommerbadekur; aber als die Erde ſich wieder mit einem grünen Teppich zu bekleiden anfing und die erſten Knoſpen ſprangen, ſchrieb er an Eugen, dem er während des Winters öfteren Bericht über den Zuſtand der Kranken gegeben: „Das Verſprechen, das ich Dir im Herbſte beim Abſchiede gegeben, kann ich Dir nicht länger halten, mein armer, junger Freund. Seit Du von uns weggegangen, iſt auf unſerm Friedhofe ſchon die zweite Gräberreihe angefüllt; aber den noch leeren Raum, den ich bisher durch Verwendung für Dich geſichert, habe ich nun auf ihren Wunſch Amalien abgetreten. Das arme, längſtgebrochene Herz hat zu ſchlagen aufgehört, und morgen werden wir die ſchöne Leiche neben Deinen Freunden zur ewigen Ruhe betten. Nun wird endlich, ich hoffe es, der finſtere Zauber von Dir weichen; denn wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, iſt doch der beſte Teil Deines Lebens an der nämlichen Stelle ins Grab geſunken, wo Du ſelbſt begraben ſein wollteſt. Und wenn Dir das ein Troſt ſein kann — es iſt der beſte Teil auch meines Lebens. Jetzt darf ich's Dir und mir bekennen, ich habe die Arme, Holde, Gute geliebt vom erſten Augenblicke an. Am Ende hat es der Himmel doch noch gut mit mir gemeint, denn wie manchen nutzloſen Kampf hätte ich gegen mein einſames Schickſal wohl noch zu kämpfen gehabt, wenn ſie am Leben geblieben wäre!“

Es ſind nun an die zwanzig Jahre, ſeit der Doktor dieſe Nachricht an Eugen Walter geſchrieben. Aber noch heute wie ſchon eine lange Reihe von Jahren ſieht man an milden Abenden oder an Feſttagen zwei ernſte Männer durch das obere Thor des Städtchens ſchreiten, die von den Begegnenden ehrerbietig als Doktor und Oberförſter begrüßt werden. Sie lenken ihre Schritte dem Friedhofe zu und gehen dort an der erſten Gräberreihe hinter der Thüre ſchweigend oder in leiſen Geſprächen auf und nieder, bis oft die kühle Dämmerung niederſinkt. Dann ſchreiten ſie wieder langſam, wie ſie gekommen, dem Städtchen zu.

Der ausgezogene Schuß.

(1861.)

Einer meiner Freunde, der das ganze Jahr hindurch getreulich auf seiner Amtsstube ausgehalten, erwirkte sich einen Urlaub, um die schönen Tage des abgelaufenen Novembers in seiner Heimat mit der Jagd zu verbringen. Wir trafen die Abrede, daß ich ihn während der Zeit einmal besuchen wolle; „denn," meinte er, „die Jagd im Frickthal ist immer noch besser als in irgend einer andern Gegend der äußern Schweiz, und wenn wir uns auch keinen Rehbraten erjagen sollten, so wird es dagegen sicher weder an Hasen und Füchsen, noch an Hühnern fehlen. Ich kenne das Revier von Jugend auf wie meine Rocktasche."

Ein solcher Zuspruch war mehr als hinreichend, um meine alten Nimrodsgelüste aufzufrischen, und so dampfte ich denn bald mit einem ersten Morgenzuge Säckingen zu. Von dort aus war ich in einer Viertelstunde am vorläufigen Ziele meines Ausfluges und traf meinen Freund richtig im vollsten Waidmannsstaate, eben im Begriffe, ohne weitere Begleitung zu seinem blutdürstigen Tagewerk auszurücken. Das war mir gerade das Erwünschteste; so konnten wir ohne Störung durch Andere ganz nach Bequemlichkeit und aufs Geratewohl Feld und Wald durchstreifen.

Ein paar muntere Hunde thaten ihre Pflicht aufs beste. Bald da, bald dort mußte sich ein Meister Lampe auf die flinken Läufe machen, um uns Gelegenheit zum Beweise zu

geben, daß wir Spaß verſtanden und Fünfe gerade ſein ließen, d. h., daß uns ein Fehlſchuß zum mindeſten ebenſoviel Ergötzen bereitete, als er einem beutegierigen Alltagsjäger Verdruß zu verurſachen pflegt. Und das war abermals gut, denn an Fehlſchüſſen hatten wir keinen Mangel den ganzen Tag hindurch. Mein Freund huldigte nämlich dem unzweifelhaft richtigen Jagdgrundſatze: „kein Schuß iſt zum Voraus ſchon ein halber Fehlſchuß.“ Als jedoch der Abend heranrückte und wir noch kein Härchen oder Federchen in den Taſchen hatten, ſagte mein Freund: „Jetzt aber gilt's endlich ernſt; ganz leer wollen wir doch nicht heimgehen, um dort ausgelacht zu werden.“ Alſo kletterten wir aufmerkſamer als es bisher geſchehen, eine ſteile Halde hinan, und richtig — in ein paar Minuten hatten die fleißigen Hunde abermals ein Tier aufgeſtochen. Raſch wählten wir unſere Standorte, mein Freund am Rande einer kleinen Waldwieſe, ich an einem Kreuzwege im Gebüſche. Die Jagd näherte ſich, ich hielt ſcharf auslugend im Anſchlage, nun auch feſt entſchloſſen, nur auf angemeſſene Diſtanz und mit feſtem Ziele Feuer zu geben; aber paff — paff — knallte es außerhalb des Gebüſches in ſo gemeſſener Regelmäßigkeit, daß ich überzeugt war, mein Freund habe den zweiten Schuß nur abgegeben, um dem Todeskampfe des wunden Wildes ein ſchnelles Ende zu machen. Es war wohl auch nicht anders möglich; denn der Stand auf der Wieſe war ſo gewählt, daß ohne jedes Hindernis geſchoſſen werden konnte, wenn ſich das Tier dort zeigen ſollte. So warf ich mein Gewehr wieder um die Schulter, halb ärgerlich, daß ich diesmal meinen ganzen Ernſt umſonſt zuſammengenommen hatte; doch war ich neidlos genug, um mich ſchon zum voraus über einen ſchönen Treffer mitzufreuen, als ich meinen Freund gebückt am Rande des Gebüſches hingehen ſah, gerade als ob er ſich bereits vorbeuge, ſeine Beute vom Boden aufzuheben. Kaum jedoch erblickte er mich, als er mir mit heftigem Händewinken zurief:

„Schau zurück — ſchau zurück!“ Ich that es, ohne recht zu wiſſen, was es geben ſolle, und hatte dann richtig auch noch das Vergnügen, den Haſen, den ich bereits wohlverſorgt in der ungeheuerlich weiten Taſche meines Freundes glaubte, weit hinter dem Gebüſche in mächtigen Sätzen auf das Feld hinausgaloppieren zu ſehen. An einen Schuß war auf dieſe Diſtanz natürlich nicht zu denken.

„Aber zum Kuckuck,“ rief ich meinem Freunde, der noch immer ſpähend ſich niederbückte, entgegen, „was ſoll nun das heißen — war's dir immer noch nicht recht ernſt?“

„Doch, doch,“ erwiderte er verdrießlich, „aber der Teufel mag wiſſen, was wir heute Beide für eine unglückliche Hand führen; das Tier lief mir an, wie ich's ſelbſt nicht beſſer hätte hinſtellen können. Ich gab meine Schüſſe auf kaum dreißig und fünfunddreißig Gänge ab, und nun ſchau ſelbſt nach — kein Härchen Wolle, kein Tröpfchen Schweiß hat die Beſtie zurückgelaſſen. Wär' mir das Gewehr nur einen Augenblick aus der Hand gekommen, ich würde drauf ſchwören, du hätteſt mir die Ladung herausgezogen.“

Es begann bereits zu dunkeln, und wir mußten uns auf den Heimweg begeben; aber die rechte Stimmung wollte ſich, auch nachdem wir's uns zu Hauſe bequem gemacht, nicht einfinden. Mein Freund war ſichtlich verſtimmt und weniger zu munterm Geſpräche aufgelegt als gewöhnlich, bis ein alter eisgrauer Nachbar zum Abendſitze kam. Dieſer war in jüngern Jahren ebenfalls ein eifriger Nimrod geweſen und verfügte über eine unerſchöpfliche Fundgrube von Jagdgeſchichten und Abenteuern, die er nach gutem Jägerbrauch ungebeten zum Beſten gab. An ſeltſamen Schnurren und lächerlichen Ungeheuerlichkeiten fehlte es dabei nicht, und ſo war denn das verloren gegangene Gleichgewicht bald wieder hergeſtellt, zumal auch der Keller meiner Gaſtfreunde ſich als eine durchaus wohlbeſtellte Bibliothek auswies.

Als aber mein Freund auf seine Äußerung zurückkam, daß beinahe der Verdacht in ihm aufgestiegen sei, ich hätte ihm den Schuß aus der Flinte gezogen, machte der Alte ein nachdenkliches Gesicht und sagte endlich: „Ja, ja, gut ist's schon, wenn man schließlich lachen kann über so etwas; ich hab' aber einmal eine Geschichte erfahren, in der es sich in Wahrheit um einen ausgezogenen Schuß handelte und die ein schlimmes Ende nahm. Mir ist's, ich seh' den jungen Schweizer-Jörg noch jetzt vor mir stehen, und doch sind's mehr als sechzig Jahre seitdem."

„Erzählen, erzählen!" riefen wir.

„Meinetwegen," erwiderte der Alte nach der Uhr blickend, „es mag noch Zeit sein dazu; aber lustig ist die Geschichte nicht, ich sag's zum voraus."

„Nur zu — immer zu!"

Er that noch einen herzhaften Zug und begann dann:

„Ja, wie fang' ich nur gleich an, damit das Erste nicht zuletzt kommt — nun, damals, als ich noch ein Knabe von zwölf bis fünfzehn Jahren war, sah es anders aus mit der Jägerei bei uns, als heutzutage; das Frickthal war zu jener Zeit noch österreichisch, und die Jagd gehörte bis hinauf an die Staffelegg der gnädigen Frau in Säckingen drüben. Die jagte freilich nicht in eigener Person; dafür aber um so eifriger die Amtsleute und benachbarten Edelherren, und mit der Jägerei wurde ein grausamer Aufwand getrieben. Es kam oft eine Schar von fünfzig bis sechzig Herren auf Rossen daher, bisweilen waren auch Fräulein mit langen Schleppkleidern und Federhüten dabei, und hinten und vorn zog erst noch ein ganzer Troß von Jägerknechten; da war es wohl gethan, wenn sich unsereins duckte, d. h. wenn Jung und Alt hübsch parat stand, das Wild aus den steilen Halden auf das Feld herabzutreiben, wo es dann die Herrschaften auf ihren Rossen herumhetzen und niederschießen konnten. Wild gab es damals freilich

mehr als heutzutage Spatzen vor einer Scheune, in der gedroſchen wird; Haſen, Füchſe, Rehe in Fülle, und ſelbſt Hirſche und Wildſchweine waren gar keine Seltenheit; denn die Tiere in Wald und Feld waren mit Ausnahme der Jagdtage wohl beſſer daran, als das Vieh im Stalle des Bauern. Von jeder Ernte mußte zu ihrer Äzung auf Acker und Wieſe ein Teil zurückgelaſſen werden, und im Winter, wenn der Boden anhaltend mit tiefem Schnee bedeckt war, mußten die Bauern Tag um Tag einen Teil der eingeſammelten Fütterung, ſelbſt Roggen und Weizen, hinaus aufs Feld oder in den Wald tragen, damit Reh und Hirſch nicht zu mager würden, bevor ſie auf die herrſchaftlichen Tafeln kamen. Aber wehe dem armen Teufel, dem es etwa beifiel, dafür bei guter Gelegenheit ein Häslein für die eigene Küche einzufangen. Wir hatten einen armen Korbflechter hier im Dorfe — ſein Häuschen lag droben an der Waldecke gegen Münchwylen zu. Von dem wußte man wohl, daß er unter den Weiden und Gerten, die er ſich im Walde für ſein Handwerk holte, manchmal auch noch etwas anderes nach Hauſe trug; aber kein Menſch munkelte laut davon, denn er hatte mit ſeinem geringen Verdienſt ſieben Kinder und noch einen halbblödſinnigen Bruder zu ernähren. Gerade jedoch der war's, der ihn verraten mußte. Der arme Tropf hatte ſeine Freude an den abgeſchnittenen Tierfüßen oder Hörnchen, die er daheim fand, und trug dann dieſelben, wie es Kinder machen, mit ſich in der Taſche herum. Das hatte einmal ein herrſchaftlicher Jäger bemerkt, er paßte dem Körber auf, und eines Morgens wurde dieſer tot im Walde gefunden. Er hing erwürgt an einer jungen Eſche in einer Rehſchlinge, die er ſelbſt dort gelegt hatte.

Doch ja, das gehört nicht eigentlich zu der Geſchichte, die ich erzählen will," fuhr der Alte nach einer kleinen Pauſe fort; „jetzt iſt's anders — gottlob; und wenn ich ſpäter auch manchmal auf der Jagd den ganzen Tag kein Haar und keinen

Schwanz gefunden — die alten, wildreichen Zeiten hab' ich mir doch nie zurückgewünſcht. Verſtanden! Aber droben in der Schweiz, wie wir damals noch ſagten, jenſeits der Staffelegg, ſah es beim rechten Lichte betrachtet, nicht einmal viel beſſer aus in dem Punkte, als bei uns im Frickthale; höchſtens daß die Bauern nicht zum Treiben und zur Äzung des Wildes angehalten werden konnten, wie hier; doch ſelbſt jagen durften ſie ebenfalls nicht, das war ein Vergnügen, das die Landvögte, die Berner Herren auf den Schlöſſern und hie und da noch einzelne reiche Bürger aus den Städten als ausſchließlich für ſie beſtimmt und geſchaffen anſahen, gerade wie unſere gnädigen Herren auch. Dieſe Verwandtſchaft veranlaßte denn auch häufige Beſuche zwiſchen den Jagdvettern dies- und jenſeits des Berges, und die Landvögte von Biberſtein, von Kaſtelen und von Lenzburg, mit den Junkern von Wildegg, Hallwyl, Rued, und wie ſie alle hießen, kamen nicht ſeltener hieher zu den großen Jagdtagen, als die Unſerigen hinüberzogen. Das ging allemal gar hoch her, herrlich und in Freuden, nur nicht bei uns Bauersleuten, die wir ſtatt der Hunde vom Morgen bis in die geſchlagene Nacht in den Halden herum dem Wilde nachrennen mußten und oft genug ſtatt des Dankes mit gnädigen Reitpeitſchenhieben heimgeſchickt wurden. Doch ich für meinen Teil will nicht klagen darüber; ich ging gern mit, und das Jagenhelfen war meine größte Luſt, noch bevor ich die erſten Hoſen abgetragen hatte.

Einen kleinen Zank gab es jedoch bei aller ſonſtigen Freundſchaft immer zwiſchen den jagenden Herrſchaften, und dieſer drehte ſich darum, daß jede Partei die beſſern Schützen haben wollte; nicht etwa daß ſich die Herren ſelbſt gegenſeitig dieſes Vorzuges rühmten, ſondern es galt mehr den angeſtellten Jägern und Forſtleuten. Einen Schützen nun hatten die Säckinger, dem die Schweizer wirklich lange Zeit keinen ebenbürtigen Gegner ſtellen konnten. Wie er eigentlich hieß, weiß

ich nicht einmal; in unſerm Dorfe und auch ſonſt unter den Landleuten wurde er nur der „rote Waldteufel“ oder auch ſchlechtweg der „Waldteufel“ genannt; war er aber zugegen, ſo titulierte man ihn Herr Forſtmeiſter. Gefürchtet und verhaßt war er über die Maßen wegen ſeiner Härte und Strenge und ſeines Hochmutes gegen die Landleute. Auch wußte man recht gut, daß er es geweſen, der dem armen Korber aufgelauert und ihm den Hals in die Rehſchlinge gezwungen hatte; machte er doch ſelbſt kein Hehl daraus und rühmte ſich ſogar noch der ſchrecklichen Handlung. Aber ein Schütze war er, mit Schrot und Kugel, wie es keinen Zweiten gab, das mußte man ihm bei allem Übrigen unbenommen laſſen; es hieß ſogar, daß er Freikugeln habe, die er auf einſamen Kreuzwegen in der heiligen Nacht gieße und mit denen er ſelbſt ein ihm nicht ſichtbares Ziel treffen könne. Sei dem indeſſen, wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß der Waldteufel ſeiner Kunſt wegen nur um ſo mehr gefürchtet wurde; denn man wußte wohl, daß es ihm bei Gelegenheit keine Mühe koſtete, ſelbſt auf Menſchen zu ſchießen.

Das ging ſo einige Jahre, ich mochte damals fünfzehn ſein, als bei einem großen Jagen unter den Treibern, bei denen ich mich ebenfalls befand, plötzlich das Gemunkel ging, jetzt ſei der Waldteufel doch ausgeſtochen in der Schützenkunſt. Ein junger Schweizerjäger, den der Landvogt von Kaſtelen mitgebracht, habe dieſen Vormittag ſchon drei glückliche Kugelſchüſſe gethan, an die ſich der Rote gar nicht hingewagt, und die Schweizerherren hätten dadurch ebenſo viele Wetten von den Säckingern gewonnen. Der Waldteufel, ganz ſturm vor Zorn und Ärger, ſei unter dem Vorwande, daß er ſich einen Fuß übertreten, bereits heimgefahren.

Unter uns Treibern wurde das anfänglich, wie geſagt, nur ſo herumgemunkelt; denn laut auszuſprechen wagte es Keiner — ſo groß war die Furcht vor dem Roten. Mancher meinte

auch, er ſei nur nach Hauſe gegangen, um Freikugeln zu holen, die er heute früh vergeſſen haben möge; vor Abend werde ſich das Blatt dann ſchon wieder gewendet haben. Aber er kam nicht mehr zurück, und nun wagte ſich die allgemeine Schadenfreude ſchon lauter zu äußern. Denn es war wohl bekannt, daß der Waldteufel nur wegen ſeiner abſonderlichen Schützenkunſt bei den Herrſchaften die Gewalt und das Anſehen hatte, daß ſie zu all ſeinen Schurkenſtreichen ein Auge zudrückten oder im Notfalle ſelbſt auf ſeine Seite traten. Die Leute hofften darum, daß es beſſer würde, wenn er einmal ſeinen Meiſter gefunden, und hatten deshalb die große Freude an dem Glücke des jungen Schweizerjägers. Und ja — damit ich's am rechten Orte anbringe, ich ſelbſt ſah dieſen noch am ſelben Abend einen Schuß thun, den ich mein Lebtag nicht vergeſſen werde.

Die Jagd war vorüber, und die Herrſchaften ſtanden droben auf dem Siſſeler Felde beiſammen, von den Vorgängen des Tages plaudernd; wir hinter ihnen im Halbkreiſe, das geringe Veſperbrot verzehrend, das uns zum Schluſſe gewöhnlich gereicht wurde, zugleich aber auch neugierig den Schweizerſchützen betrachtend, der mitten unter den Herren ſtand. Es war ein noch junger, hübſcher Burſche, der kaum etwas über zwanzig Jahre zählen mochte, wenigſtens ſchien das dunkle Bärtchen um Lippe und Kinn noch purer Flaum zu ſein; aber etwas Feſtes, faſt Stolzes hatte er dennoch an ſich und benahm ſich ſo ruhig zwiſchen den Herren, als ob er ihresgleichen wäre. Da flog vom Walde her ein Diſtelfink über uns weg, der ſich wohl an zweihundert Gänge entfernt auf den oberſten Zweig eines Nußbaumes ſetzte. „Na," rief der Baron von Wert, der dem Fluge des kleinen Tieres am hellen Abendhimmel mit den Blicken gefolgt war, „das wäre nun zu guter Letzt noch ein Meiſterſtück für dich, Schweizer-Tell; wenn du mir den Finken dort herunterholſt, ſo ſollſt du dieſe Kugelbüchſe da als

Schußgeld kriegen — es iſt eine der beſten im ganzen Lande und unter Brüdern ihre hundert Thaler wert.“ Damit reichte er dem Schweizer lachend ſein prächtiges, reich mit Silber eingelegtes Gewehr entgegen und deutete nach dem Nußbaume hinüber, wo der Vogel kaum unterſcheidbar neben einigen zurückgebliebenen dürren Blättern ſaß. Ich ſelbſt konnte den dunkeln Punkt nur erkennen, weil ich ihm ebenfalls in ſeinem Fluge gefolgt war.

Der Schütze nahm die Büchſe, betrachtete ſie einen Augenblick wohlgefällig und fragte dann ruhig: „Wie ſtark iſt die Kugel?“

„Es gehen fünfunddreißig aufs Pfund,“ erwiderte der Baron.

„Und richtig geladen?“

„Vollkommen — du kannſt dich darauf verlaſſen.“

Der Schweizer ſchlug an, und wir ſtreckten alle neugierig und mit angehaltenem Atem die Hälſe empor; aber er ſetzte ſogleich wieder ab und ſagte: „Für ſolche Schüſſe iſt Euer Gewehr noch nicht eingerichtet, Herr Baron; das Korn iſt viel zu ſtark und verdeckt mir den Gegenſtand auf dieſe Entfernung mehr als um das zweifache. Gleichwohl — das ließe ſich ſchon ändern, wenn der Lauf etwas taugt; wo nicht — ſo liegt mir auch nichts an dem Gewinn.“ Mit dieſen Worten hob er das Gewehr abermals in die Höhe; aber noch ehe wir mit unſern Köpfen nachkommen konnten, krachte der Schuß. Der Schütze mußte unvorſichtiger Weiſe beim Anſchlagen den Drücker berührt haben, wie wir meinten.

Die Geſichter der Säckinger heiterten ſich ſehr ſichtlich auf, und der Baron konnte ſich nicht enthalten, laut aufzulachen, daß ihm ſchließlich noch ein kleines Manöver gegen die Schweizer gelungen war; denn dieſe hatten ſamt und ſonders ebenfalls kein Hehl daraus gemacht, wie viel ſie ſich auf ihren Landsmann zu gute thaten. „Das iſt ein mutiger Finke,“ rief der

Herr von Wert; „daß er vor der Kugel keine Angſt hatte, iſt wohl begreiflich, aber nicht einmal der Knall des Schuſſes hat ihn erſchreckt. Er ſitzt noch ſo unbeweglich, wie er ſich hingeſetzt, vermutlich weil er dort ein ſicheres Nachtquartier gefunden zu haben glaubt.“

„Darin hat er ſich aber getäuſcht, wie Ihr ſelbſt, Herr Baron,“ erwiderte der Schütze kaltblütig; „was noch unbeweglich dort ſitzt, iſt ein dürres Blatt, der Vogel aber muß am Boden neben dem Stamme liegen, wenn er nicht etwa im Baume hängen geblieben iſt. Euer Gewehr iſt gut, und ich werd' es nun noch beſſer einſchießen, als dies bisher geſchehen iſt.“

„Nein, nein, ſo haben wir nicht gewettet, junger Freund,“ entgegnete der Baron noch immer lachend, aber die Hand ausſtreckend, „einſtweilen, bis ſich der Geiſt des Finken anmeldet, werd' ich mein Gewehr ſchon ſelbſt dreſſieren.“

„Der Geiſt geht mich nichts an,“ erwiderte der Schweizer, die ſchöne Waffe neben ſeine eigene um die Schulter hängend; „ſucht nur den Leib, um den gewettet wurde — ich habe geſagt, wo er zu finden iſt.“

„Das wird wohl das Einfachſte ſein,“ fiel der Landvogt von Kaſtelen vortretend ein; „kommt Baron, wir wollen uns ſelbſt auf die Fährte machen.“

Dagegen ließ ſich nun nichts einwenden, und die beiden Herren trabten miteinander dem Baume zu. Mir brannte der kalte Boden unter den Füßen — ich wäre am liebſten im hellen Sprunge ſelbſt hingelaufen; denn ich erkannte deutlich, daß der dunkle Fleck, den ich für den Vogel gehalten, verſchwunden war; ob dieſer aber vielleicht hinter dem Gezweige niedergeflogen, hätt' ich ebenfalls nicht ſagen können — es war mir faſt ſo vorgekommen.

Unter dem Baume angelangt, bückte ſich der Landvogt ſorgfältig ſuchend nah zum Boden nieder, während der Baron

nur nachläſſig mit dem Stocke herumſtöberte. Es war bereits dunkel, und in dem niedergefallenen Laube konnte das kleine Tier, auch wenn es dort lag, nur von einem ſcharfen Auge entdeckt werden. Es ging eine geraume Weile, während welcher wir alle in atemloſer Spannung daſtanden. Nur der junge Schweizer ſchien ganz ruhig, obwohl auch er ſeine ſcharfen Blicke nicht von den Suchenden abwendete. Endlich ſagte er: „Es iſt ſchon zu finſter — ſuch' Adam!“ Damit hatte er die kurze Leine gelöſt, mit der er einen kleinen Dachſer an der Jagdtaſche führte, und das Hündchen ſetzte mit einem kurzen Anlaut über das Feld hinein.

Anfänglich beſchrieb es einen weiten Kreis um den Baum in ſo ſchnellem Laufe, daß es uns durch die Dunkelheit nur wie ein fliegender Schatten erſchien; mit dem enger Werden des Kreiſes wurde auch der Lauf langſamer, bis endlich das Tier mit ſcharfem Laute am Stamme emporſprang. „Dacht' ich mir's doch,“ ſagte der Schütze, ohne eine Miene zu verziehen, und wendete ſich nach mir zurück; „gib mir deine Stange, Kleiner!“ Ich reichte ihm ſtolz und doch klopfenden Herzens, als hätt' ein hoher Graf mich angeredet, meinen langen Treiberſtecken dar; aber ſchon hatte der Landvogt dort eine unter dem Baume liegende Bohnenſtange ergriffen und ließ nun ein ſo luſtiges à la mort erſchallen, als gält' es eine ganze Jagd um einen verendenden Hirſch zuſammenzurufen.

„Ja,“ fuhr der Erzähler, der ſich förmlich ins Feuer geredet, aufatmend fort, „der Fink lag in der unterſten Gabel, welche die dicken Stammäſte bildeten, ſonſt hätte er hart am Stamme niederfallen müſſen. Als der Landvogt das Tierchen, das gerade am Flügelanſatze durchſchoſſen war, mit leuchtenden Augen auf der flachen Hand herumzeigte, da konnten wir uns nicht mehr halten und wir ſchrieen alle zuſammen wie beſeſſen: „Hurrah — es leben die Schweizer-Schützen — es lebe der Schweizer Tell!“

So endete dieſer erſte Jagdtag, an dem der Schweizerjörg, wie wir den jungen Schützen bald allgemein nannten, Teil genommen. Die nachfolgenden fielen um kein Haar günſtiger aus für den Waldteufel; denn ſo manchen trefflichen Schuß er auch that, es traf jedes Mal etwas zu, daß er durch den Schweizer in Schatten geſtellt wurde. Man ſah es ihm aber auch an, wie es ihn wurmte vor Ärger und Verdruß. Uns Treibern konnte er's ſchon nie mehr vergeſſen, daß wir uns gleich am erſten Tage auf Seite des Schweizers geſtellt hatten — ein Vergehen, das er mit wüſten Scheltworten und reichlichen Püffen zu beſtrafen ſuchte, wo es immer angehen mochte.

Mittlerweile waren die Säckinger Herren vorſichtiger geworden mit ihren Wetten gegen den Schweizer, aber gleichwohl ſtanden ſie fortwährend, ſo gut es nur gehen mochte, zu ihrem Schützen und ſtellten endlich die Behauptung auf: Wenn der junge Jörg auch ſicherer auf große Diſtanzen feſtſtehendes oder in der Luft ſich bewegendes Ziel ſchieße, ſo habe der Waldteufel dafür den zuverläſſigern Schuß auf die im vollen Laufe befindlichen Vierfüßler, namentlich auf Reh und Hirſch. Und wahr iſt es, er hatte einige Male hübſchere Blattſchüſſe als ſein Nebenbuhler. Dieſer jedoch erklärte ſofort in ſeiner ruhigen Weiſe: Dies könnte genau und unparteiiſch nur bei ganz gleichem Stande beurteilt werden; unter den vielen Zufälligkeiten, wie ſie die Jagd mit ſich bringe, ſei es unmöglich. Zu einem Wettſchießen aber unter gleichen Bedingungen ſtehe er jeden Augenblick zu Dienſte.

Dieſe Anſicht wurde von den Schweizern unterſtützt und der Vorſchlag von den Säckingern angenommen. Die beiden Gegner ſollten ſich in einem eigens angeordneten Wettſchießen meſſen und ſo noch die letzte Zweifelfrage gelöſt werden.

Die Leute hier im Dorfe und namentlich wir Treiber waren ſo geſpannt auf den Ausgang des Kampfes, als ob wir ſelbſt mit großen Wettſummen dabei beteiligt wären. Und be-

teiligt waren wir wohl freilich auch; denn ſollte der Waldteufel Meiſter bleiben, ſo ſaß er uns von neuem feſt auf dem Nacken und nun erſt mit doppeltem Gifte. Ich erinnere mich deshalb noch recht gut, mit welcher Spannung wir an den Vorbereitungen zu dem ſeltſamen Schützenfeſte mithalfen; ich vielleicht mit der größten von allen Andern; denn obwohl der Waldteufel mir ſelbſt noch nie gerade etwas zu leid gethan — ich haßte ihn ebenſo ſehr, als der junge hübſche Schweizer mir an's Herz gewachſen war. Dieſer gab ſich zwar während der Jagden auch nicht viel mit uns ab; er hatte, obwohl nur ein armer Burſche, jedenfalls ärmer als die Meiſten von uns, wie ſchon geſagt, etwas Stolzes an ſich; ſo ſchien es wenigſtens, denn er ſprach wenig und blieb gerne einzig zur Seite ſtehen; redete er einen aber an, ſo klang es viel freundlicher, als wenn er ſelbſt mit den Herren verkehrte.

Nun, zu dem Wettſchießen wurden dann gar großartige Vorkehren getroffen, da es zugleich auch zum Schauſpiele für Frauen und Fräulein der Herrſchaften dienen ſollte. Für dieſe und die andern herrſchaftlichen Zuſchauer wurden alſo Sitze und Bänke gerade hieher der Rheinbrücke auf dem freien Felde aufgeſchlagen und überhaupt alles Nötige gleich wie zu einem Feſte zugerüſtet. Das Probeſchießen aber wurde folgendermaßen beſtellt:

Es mußten in Netzen und Schlingen zehn Stück Wildes lebendig eingefangen werden, zwei Haſen, zwei Füchſe, zwei Hirſche und vier Rehe. Dieſe wurden zu gleichen Hälften in zwei Behälter gebracht und ſollten dann auf dem ausgeſteckten Plane je ein Tier um's andere, nachdem es durch Hundegekläff in gehörige Angſt verſetzt worden, laufen gelaſſen und von den zwei Wettſchützen vom nämlichen Standorte aus der Reihe nach niedergeſchoſſen werden. Zuerſt Fuchs und Haſe mit Schrot, der Hirſch mit der Kugel, die Rehe aber, die paarweiſe in Freiheit geſetzt wurden, mittelſt Doppelſchuſſes, das eine

mit Schrot, das andere durch die Kugel. Das Los wurde geworfen, welcher von den Schützen zuerſt an den Tanz käme, und es entſchied für den Waldteufel.

Es war ein kalter, ſchneeloſer Dezembertag zwiſchen Weihnachten und Neujahr und das Feld drunten vor der Brücke mit unzähligen Menſchen bedeckt, die das wunderliche Schauſpiel anſehen wollten. Ich ſelbſt hatte einen Standort im Gipfel eines Birnbaumes gewählt, von wo ich mir Alles genau betrachten konnte; aber ich war ſo unruhig vor ängſtlicher Erwartung, daß der Aſt, auf dem ich ſaß, beſtändig auf- und niederſchwankte. Endlich waren auch die vornehmen Sitze über und neben den Tierbehältern angefüllt, die beiden Schützen zogen, die Büchſen um die Schulter geworfen, mit einander auf den angewieſenen Standort; die Hunde gaben laut, ein Hornruf ertönte, und der freigelaſſene Haſe ſetzte blitzſchnell über den Plan heraus. Der Waldteufel ließ ihn auf die möglichſt entfernte Diſtanz vorlaufen; doch mit dem Knalle ſeines Schuſſes machte das Tier einen hohen Luftſprung, um dann bewegungslos auf dem nämlichen Fleck zurückzufallen.

So ging es fort: Fuchs, Hirſch, die beiden Rehe, das erſte mit dem Schrotſchuß, das andere mit der Kugel wurden abgeſchoſſen, ſicher und regelrecht, daß ſelbſt der Neid nichts dagegen hätte einwenden können; nur das Reh, das den Schrotſchuß erhalten, hatte noch einige kräftige Sätze gemacht, bevor es zuſammenſtürzte. Die Säckinger und viele Andere erhoben nach beendigtem Gange ein lautes Bravogeſchrei für ihren Schützen. Ich für meinen Teil hätte mit dem beſten Willen nicht einſtimmen können; die Angſt für meinen Parteimann ſchnürte mir förmlich die Kehle zuſammen. Wie leicht konnte ein kleines Mißgeſchick begegnen, und dann war Alles verdorben!

Aber das wurde bald anders, und ſchon beim Haſenſchuſſe des Schweizers krähte ich aus vollem Halſe ein Hurrah von

meinem Baume herab; ich hätt' es thun müſſen und wenn der Schütze mein ärgſter Feind geweſen wäre. Ha, das war ein Schießen, gegen das die ganze Geſchicklichkeit des Waldteufels wie das unbehilfliche feuerſcheue Gepülver eines Knaben erſcheinen mußte. Dieſer hatte, ſobald das Wild auf dem Plan erſchienen, das Gewehr hoch genommen und dann in ziemlich langem Anſchlage gehalten, bevor er den Schuß abgegeben; der Schweizer dagegen blieb, die Büchſe beim rechten Fuße, ſcheinbar gleichgültig, als ob ihn der ganze Handel nichts angehe, bis der Haſe die Entfernung erreicht, in welcher der Waldteufel den ſeinigen geſchoſſen hatte. Jetzt aber war Aufnehmen, Anſchlag, Knall und Fall des Tieres, Alles zuſammen ein ſolch wetterſchneller Augenblick, daß man von einer einzelnen Bewegung gar nichts unterſcheiden konnte. Wäre der Haſe nicht regungslos auf dem Flecke gelegen, man hätte darauf ſchwören mögen, das Gewehr ſei gar nicht vom Fuße des Schützen, wo es, ſobald der Rauch ſichtbar wurde, auch ſchon wieder ſtand, weggekommen und zufällig losgegangen. Die Köpfe der Zuſchauer ſtreckten ſich ringsum verwundert empor, und der Waldteufel machte eine tiefe Verbeugung gegen den furchtbaren Nebenbuhler. Als aber in gleicher Weiſe Fuchs und Hirſch erlegt waren, da konnten ſich Erſtaunen und Bewunderung nicht mehr zurückhalten, und es erſchallte durch die ganze Zuſchauermenge ein wildes Bravorufen und Händeklatſchen. Selbſt die vornehmen Frauen erhoben ſich von ihren Sitzen und ſchwenkten luſtig die Tücher gegen den Schützen heraus.

Durch das Rücken und Stoßen aber, das bei der allgemeinen Aufregung entſtand, wurde ein kleiner Unfall herbeigeführt, indem gerade die Bank, auf welcher die Baroneſſen von Wert mit den vornehmſten Damen ſaßen, zuſammenbrach. Es nahm niemand Schaden dabei, aber bis die Bank wieder aufgerichtet und neu befeſtigt war, kam eine geraume Verzögerung in den

Fortgang und die Beendigung des Schauſpieles. Die zwei Jäger ſetzten ſich unterdeſſen draußen auf ihrem Stande auf einen Feldſtein und ſchienen in beſter Harmonie einander aus ihren Jagdflaſchen zuzutrinken, überhaupt nach gutem Waidmannsgebrauche ein gemeinſchaftliches Jagdmahl zu verzehren.

Endlich war Alles wieder in Ordnung gebracht, und es ſollte der letzte entſcheidende Gang beginnen. Das Hornſignal erklang, und die beiden Rehe, zwei ſtattliche Böcke, ſetzten in fliegenden Sätzen auf den Plan hinaus. Der Schweizer hielt, wie bisher, die Doppelbüchſe ruhig bei Fuß, bis das vordere der Tiere die äußerſte Schrotſchußdiſtanz erreicht haben mochte. Mit angehaltenem Atem ſchaute Alles auf das verwegene Spiel, das denn doch zwei Tieren gegenüber tollkühn genannt werden konnte. Die Büchſe flog endlich in die Höhe, der Schuß knallte — aber die beiden Böcke verdoppelten, ſtatt daß einer gefallen wäre, ohne den mindeſten Seitenſprung ihren Lauf und waren zwei Augenblicke drauf gegen die Rheinhalde hin verſchwunden. Den Kugelſchuß hatte der Schweizer gar nicht abgegeben. Er ſtand, das Gewehr in den ſchlaff herabſinkenden Händen haltend, lange tief vorgebeugt, als ob er die entflohenen Tiere mit den Blicken zurückbannen müßte oder auch, als ob ihn plötzlich der Anblick eines Höllengeſpenſtes erſtarrt hätte. Der entſcheidende Ehrentag war verloren für ihn.

Indeſſen war es kurios, nicht einmal bei den beſten Begünſtigern des Waldteufels wollte ſich die Freude über ſeinen Sieg recht Bahn brechen. Im Gegenteil; ſelbſt die Säckinger Herren ſahen einander betroffen an, und die Damen, die an dem hübſchen Schweizer immerhin mehr Gefallen gefunden haben mochten, als an dem ſtruppigen Waldteufel, erhoben ſich faſt ſichtlich verſtimmt über den Ausgang des Schauſpieles, ohne ein Zeichen des Beifalles für den Sieger von ſich zu geben. Und verſtimmt war im Grunde genommen Alles, die Wendung war zu unerwartet gekommen, war zu unerklärlich.

Die beiden Jäger kamen miteinander von ihrem Standort zurückgegangen, wie ſie hinausgezogen; der Waldteufel den Kopf hoch aufrecht, mit einem höhniſchen Lächeln im Geſicht; der Schweizer, wie immer ſcheinbar ruhig, aber bleich und mit ſo unheimlich finſterblickenden Augen, daß ich ſie noch heute vor mir ſehe. Der Sieger wollte ihm die Hand reichen, indem er ſagte: „Hoffentlich grämt Ihr Euch nicht, Kamerad; Schützenglück — heute mir, morgen dir.“ Der Andere hielt die Hand eine ziemliche Weile zaudernd an ſich, gab ſie endlich, ohne etwas zu erwidern, zog ſie aber ſchnell wieder zurück, als ob er's bereue.

In dem Durch- und Auseinandertreiben der Zuſchauer hatte ich mich möglichſt in ſeine Nähe gedrängt und hörte, wie der Landvogt von Kaſtelen zu ihm ſagte: „Aber, zum Teufel, Jörg, warum haſt Du Dich denn zum Doppelſchuß nicht etwas früher in Anſchlag gelegt; wir ſind nun alle gründlich blamiert durch Deine Tollheit.“

Der Jäger zuckte mit den Achſeln, ohne eine Antwort zu geben. „Und warum haſt Du nicht wenigſtens den Kugelſchuß abgegeben, wenn auch der Erſte verloren war? Zeit hätteſt Du doch wohl noch gehabt!“

„Ich konnte nicht vor Überraſchung,“ erwiderte Jörg mit gepreßter Stimme; „aber verlaßt Euch drauf, gnädiger Herr, die Geſchichte iſt noch nicht an ihrem letzten Ende.“

Ja — und zu Ende war ſie auch nicht. Am folgenden Morgen ging ich mit meinem Vater und noch einigen Andern in die Rheinhalde, um dort gefälltes Holz heimzuholen. Während die Größern die Wagen beluden, ſtreiften wir Kleinern im Gebüſche herum, Jägerlis ſpielend. Ich war der Jäger und hatte ein paar Hunde, zweibeinige natürlich, die eine Zeit lang recht wacker laut gaben, aber mit einem Male aus ihrer Rolle fielen und ein lautes Geſchrei erhoben. Als ich zur Stelle kam und die Urſache wahrnahm, half ich den Schreienden und

Rufenden wacker mit, denn was wir da sahen, hätte wohl selbst alte erfahrene Jäger außer Fassung bringen können, und wenn mir auch sonst mancherlei verwunderliche Geschichten in meinem spätern Jagdleben begegnet sind, so ist mir doch Ähnliches nie mehr passiert.

Es war ein stattlicher Rehbock — aber wie? Er stand mit offenen Augen ruhig da, ohne sich vom Flecke zu rühren, die Füße etwas verstellt, etwa wie eine Ziege, die nach langem Stallaufenthalt zum ersten Mal wieder ins Freie kommt; sonst war nichts zu bemerken an dem Tiere, keine Verletzung, weder Schrunde noch Bruch, und wie man es drehte und schob, so blieb es wieder fest stehen. Nach der ersten Überraschung schlang ich ihm einen Strick um den Hals, band denselben an eine junge Buche und schickte einen der Buben nach meinem Vater und den übrigen Holzern ab.

Aber diese gafften das Tier mit nicht weniger verwunderten Augen an, als wir Kleinen es thaten. Nachdem sie vergeblich nach einer Verletzung gesucht und sich überzeugt hatten, daß der Bock vollkommen und in jeder Beziehung bei Kräften sei, brach sich schnell die Meinung Bahn, er sei von einem Jäger, der mehr als Brot essen könne, festgebannt, vielleicht vom Waldteufel selber. Einer behauptete, es sei das nämliche Tier, das er droben an der Sisseler Waldecke im Netze habe fangen helfen und also eines von denen, die gestern dem Schweizer-Jörg vorgetrieben worden waren. Gleichviel, man beschloß sogleich nach Säckingen Anzeige zu machen. Von uns hätte sich nun Keiner mehr getraut, das Tier wegzuführen; das Grauen vor der unheimlichen Macht, die hier im Spiele sein mußte, hatte uns alle bis ans Herz hinan erfaßt.

Es verging kaum eine halbe Stunde, bis der Baron von Wert mit dem Landvogte von Kastelen, der über Nacht in Säckingen zu Gast geblieben, nebst dem Waldteufel und noch einigen Andern zur Stelle waren. Anfänglich wurden die

Herren nicht klüger aus der Sache, als wir's geweſen, und es ſuchten ſich die verſchiedenartigſten Vermutungen geltend zu machen; nur unſere Meinung, daß das Tier gebannt ſei, wollte keinen Eingang finden. Der Rehbock wurde hin- und hergedreht; er blieb, ohne ein Zeichen von Furcht oder Widerſtand zu zeigen, ſtehen, wie man ihn ſtellte, gleich einer lebloſen Maſchine, und nur wenn einer der Hunde, welche die Säckinger mitgebracht, anſchlug oder mit heißem Atem an ihm herumſchnupperte, machte er langſame Zuckungen, als ob er die Flucht ergreifen wolle. „Soviel iſt ſicher," ſagte endlich der Landvogt von Kaſtelen, „es iſt das Tier, auf welches Jörg geſtern den Schrotſchuß abgefeuert, ich würd' es unter Hunderten an dem auffallend ſtarken Rückenſtreifen herauserkennen. Oder nicht ſo, werter Baron?"

Der Herr von Wert nickte langſam mit dem Kopfe. „Ich glaube das ſelbſt," ſagte er; „aber verwundet iſt der Bock nicht, es zeigt ſich auch keine Spur von friſchem oder feſtem Schweiße."

„Gleichwohl muß das Tier an irgend einem tötlich lähmenden Schmerze leiden," fuhr der Landvogt fort, „von allem Andern abgeſehen, ſchließe ich das aus der zitternden Bewegung der Augen, die bisweilen bemerklich wird. Sehen Sie?"

Der Baron bückte ſich nieder, und wirklich bewegte ſich das braune, ſtarrglänzende Auge, als ob es ſich vor einem ſcharfen Lichte ſchließen möchte; doch die Lider blieben unbeweglich, ohne das leiſeſte Zucken zu verraten. „Nun ja," machte der Baron; „aber wie ſoll man dem Rätſel auf die Spur kommen? Ich geſtehe, ſo was iſt mir noch nie begegnet."

„Mit Verlaub," fiel da der Waldteufel ein; „wenn auch nicht in dem Grade, ſo iſt mir Ähnliches doch ſchon vorgekommen. Das Tier hat eine Art Starrkrampf, vielleicht in Folge der Angſt, die es durch das Einfangen und geſtrige Hetzen empfunden. Ich bin überzeugt, durch einen leichten, ganz

in der Nähe abgefeuerten Streifſchuß würde es wieder in Bewegung geraten. Ein kleiner Aderlaß, verbunden mit dem Knalle vor den Ohren, wird den Krampf aufheben."

Der Landvogt warf dem eifrigen Sprecher, der ſonſt bisher ganz ſtill geſchwiegen, einen lauernden Blick zu und ſagte dann nach einigem Beſinnen: „In der That, da könnte etwas Richtiges dran ſein; nur iſt der Schuß ein zu unſicheres Mittel, er möchte leicht zu ſtark treffen. Schieß Du Dein Gewehr in die Luft, ich will dem Tiere im nämlichen Momente einen leichten Blattſtich geben."

Der Waldteufel ſchüttelte den Kopf und wollte eine Einwendung machen; aber der Baron ſagte ſogleich: „Gut, probieren wir's einmal; etwas wird geſchehen müſſen!"

Der Landvogt zog ſeinen Genickfänger und ſtellte ſich ſtichbereit neben das Tier. Der Waldteufel zögerte, neſtelte an ſeinem Büchſenband herum, ließ jedoch endlich den Schuß in das Gezweige knallen. Der Bock zuckte wirklich ziemlich ſtark auf den empfangenen Stich, blieb indeſſen nach wie vor unbeweglich, nur daß er ſich etwas tiefer auf die geſtochene Seite neigte.

„Nicht probat!" rief der Baron von Wert; „wer weiß ein beſſeres Auskunftsmittel!"

„Ein Stich iſt auch kein Schuß," entgegnete der Waldteufel; „er reizt nicht ſo ſcharf und zugleich auf verſchiedenen Punkten, wie es Schrote thäten."

„Das glaub' ich gerne," ſagte der Landvogt in ſpöttiſchem Tone, „an gehörigem Reize würden es Deine Schrote ſchwerlich fehlen laſſen; zugleich aber weiß ich, daß es Waidmännern wenig ziemt, ein Tier, das offenbar noch Schmerz empfindet, länger zu reizen. Ich werde nicht weiter Hand bieten dazu." Mit dieſen Worten hatte er die Rechte erhoben und ſein Meſſer mit ſicherm Schlage tief in das Genick des Bockes

getrieben. Dieſer knickte zu Boden, ohne einen Laut von ſich zu geben.

„Das iſt freilich das radikalſte Mittel, bei meiner Ehre,“ rief der Baron von Wert halb ärgerlich; „nur Schade, daß damit auch zugleich der ganze Spaß verdorben iſt.“

„Vielleicht nicht ſo ganz,“ erwiderte der Landvogt kaltblütig, während er mit aufmerkſamem Blicke die letzten ſchwachen Zuckungen ſeines Opfers verfolgte; „vielmehr lad' ich Sie ein, Baron, mir das Tier nun ſogleich ausweiden zu helfen; da wird ſich die Löſung des ganzen Rätſels wohl am ſchnellſten und ſicherſten finden laſſen.“

„Ha, ha,“ machte der Waldteufel mit heiſerm Lachen, indem er zugleich ſein Jagdmeſſer zog; „das iſt ein Geſchäft, das der gnädige Herr wohl mir überlaſſen wird.“

„In dieſem Falle werde ich's einzig verrichten,“ erwiderte der Landvogt mit einer ſtreng abwehrenden Handbewegung; „ich verſtehe mich gut genug darauf.“

Der Baron mochte verwundert ſein über den Ton dieſer Worte und das ganze ſeltſame Benehmen ſeines vornehmen Jagdgaſtes und ſagte deshalb, etwas zögernd nach dem Meſſer des Waldteufels greifend: „Nun ja, Herr Landvogt, wenn es Euch Vergnügen macht; ich werde ſchon von der freilich etwas unſaubern Partie ſein.“

Der Landvogt ſchien jedoch ſelbſt etwas unſchlüſſig; eine Weile taſtete er an dem Tiere herum, zog es an den Füßen, an der hervortretenden Zunge, bis er endlich beide Ohren anfaßte. Das linke war, wie gewöhnlich, ſchlapp über die Muſchel geſunken, das rechte dagegen ſtand noch gerade in die Höhe gerichtet, als ob es ſteif geworden oder noch von einer Lebenskraft gehalten würde. „Das iſt kurios,“ ſagte er halblaut, „fangen wir einmal hier an.“ Damit trennte er durch zwei kräftige Schnitte den Kopf des Tieres vom Rumpfe, ganz gegen allen Ausweidungsbrauch. „Begnügen wir uns vor der Hand

mit dem da," rief er, den Kopf dem Baron entgegen reichend; „hier wird die Unſauberkeit nicht ſoviel genieren!"

Wir Alle konnten nun wohl merken, daß der Landvogt etwas beſonderes im Schilde führe, obwohl wir nicht errieten, was es ſein möge; drum waren wir nur um ſo geſpannter und neugieriger und mochten uns vielleicht etwas nahe herandrängen. Wenigſtens ſchnauzte uns der Waldteufel bös an, unſere Maulaffen ſeien hier nicht mehr notwendig und wir ſollten uns an unſere Arbeit oder nach Hauſe packen; aber faſt im ſelben Augenblicke rief der Landvogt: „Hier, hier, da ſteckt's; ſehen Sie, Baron, das Schrotkorn, das durch die Ohrmuſchel in die Hirnſchale gedrungen und dieſelbe gebrochen hat. Die ſchwache Blutung iſt nach innen getreten, ſehen Sie! hier im Gehirn, verſteht ſich, das mußte das Tier ſturm machen, ohne ſofortigen Tod zur Folge zu haben!"

„Bei meiner Ehre, ja," rief nun auch der Baron, das Schrotkorn zwiſchen den Fingern emporhaltend und den zerlegten Schädel betrachtend; „aber wie iſt das Ding da nur ſo einzig hineingekommen!"

„Vermutlich hat der Tell geſtern an den Apfelſchuß gedacht," ſagte einer der Amtsleute ſpöttiſch, „und deshalb den Kopf des Tieres überſchoſſen; ein tiefer geſunkenes Schrot mag ſich dann zufällig in das Ohr verirrt haben!"

„Ich meinenteils wette drauf," rief der Waldteufel ebenfalls lachend, „daß dieſes Schrot gar nicht von meinem Kollegen Jörg abgeſchoſſen worden iſt. Der Bock wird wohl dieſe Nacht von einem Wilderer geplagt worden ſein."

„Darüber wird die Schrotform meines Jägers uns einiges Licht verſchaffen," erwiderte der Landvogt, ſich mit ſtrengem Geſichte gegen den Waldteufel erhebend; „meine eigene Meinung will ich aber ſchon jetzt nicht zurückhalten. Jörg erzählte mir geſtern Abend, ſein Gewehr ſei, während Ihr zuſammen auf dem Stande getrunken, neben Dir auf dem Feldſteine

gelegen, ohne daß er beſonders Acht darauf gegeben. Er ſetze nun ſein Seelenheil dran, daß Du ihm unbemerkt die Ladung ausgezogen, er habe das ſchon an dem weichern Knalle des Schuſſes geſpürt und ſei deshalb ſo übernommen geweſen, daß er, ſtatt den Kugelſchuß abzugeben, ſich beſonnen habe, ob er ihn nicht Dir durch den Leib jagen wolle, Burſche. Mir ſelbſt kommt die Sache nun ziemlich deutlich vor; Du hatteſt nicht Gelegenheit, den Lauf ſeines Gewehres umzukehren, und ſo mag eben noch dieſes einzige Schrot in demſelben zurückgeblieben ſein."

Dieſe Rede fiel wie ein Blitz vom klaren Winterhimmel unter uns. Keiner, ſelbſt der Baron nicht, wagte ein Wort zu ſprechen, und alle Blicke waren auf den Waldteufel gerichtet, deſſen Geſicht bald braun, bald grau wie Aſche wurde. „Der Jörg iſt ein Schand- und Lügenbube," würgte er endlich hervor, „ein Lügenbube, ſag' ich!"

„Das magſt Du ihm ſelbſt ſagen," entgegnete der Landvogt, ſich kalt abwendend; „zur nächſten Jagd werd' ich ihn mitbringen, und an der richtigen Antwort wird er's wohl nicht fehlen laſſen."

„Und ja, daß ich's kurz mache," fuhr der Erzähler nach einigem Schweigen fort; „bei der nächſten Jagd, gleich nach dem Neujahrstage, war der Schweizer-Jörg richtig da; aber der Waldteufel nicht, ebenſo wenig bei der zweiten — er ſei ſchwer krank, hieß es. Und in der That, als er gegen Ende des Jenners zum erſtenmal wieder durch unſer Dorf zum Walde hinauf ging, ſah er recht elend und abgemagert aus. Er war einzig und führte nur einen kleinen Dachshund bei ſich; vermutlich wollte er ſich in den Fuchshalden umſehen. Wenigſtens erzählten die Münchwyler, die ihn nach bereits eingebrochener Nacht auf einer Bahre durch's Dorf nach Säckingen hinübertrugen, daß ihn holzſammelnde Kinder in der obern Fuchshalde im Schnee liegend tot gefunden hätten. Er war

ſchon ſteif und ſtarr, und aus dem rechten Ohre fiel wie eine rote Schnur ein dünner Streifen geronnenen Blutes auf die Schulter herab. Am folgenden Tage zeigte ſich's bei der Leichenſchau, daß ihm ein Schrotkorn durch das Ohr ins Gehirn gedrungen war."

„Schweizer-Jörg!" riefen wir unwillkürlich, von dem dumpfen Tone des Erzählers ergriffen.

„Wer kann beſtimmt ſagen, er ſei's geweſen?" entgegnete der Alte, ſich zum Fortgehen anſchickend; die Toten halten reinen Mund, ob ſie Korber oder Waldteufel geheißen; der Jörg ſelbſt aber hat wenigſtens hier zu Land ebenfalls nicht weiter erzählt, ob und was er um die Geſchichte wiſſe; denn als man zur Fahndung auf ihn nach Schloß Kaſtelen ſchickte, hieß es, er ſei ſeit geſtern früh nicht zurückgekommen. Später erfuhr man, er habe gleich am folgenden Tag in Solothurn Handgeld nach Hiſpanien genommen. Dort wird er ein Soldatengrab, vielleicht vor Gott auch Gnade gefunden haben. Wer weiß es. Und ſo — gute Nacht denn!"

Die Lieblingskatze.

(1856.)

Tante Salome war einer von jenen Freude und Gaben ſpendenden Schutzengeln, die ein gütiges Geſchick manchen Kindern noch außer dem elterlichen Hauſe beigeſellt. Sie wohnte vor dem Städtchen an der Aare, in einem ſaubern Hauſe, das mitten in einem großen, von ziemlich hohen Mauern umſchloſſenen Garten ſtand. Das war unſer Kinderparadies. Von der erſten ſich rötenden Kirſche bis zum letzten Apfel, der das fallende Herbſtlaub am kahlen Zweige überdauerte, war da Alles unbeſtrittenes Eigentum unſerer kindiſchen Freiherrlichkeit, das edle Naſchwerk der großen Erd- und Stachelbeeren und Johannistrauben nicht einmal mit eingerechnet. Es kam die gute Tante ſogar ſchwer an, uns Verweiſe zu geben, wenn wir mit ungebändigter Beuteluſt an ihren zierlichen und wohlgepflegten Blumenbeeten ſündigten. Der milde Ernſt, der beſtändig auf dem ſchmalen, bleichen Geſichte lag, wurde nur ſelten von einem unwilligen Worte unterbrochen, und wenn es aber auch zu bunt herging, genügte ein Blick ihrer großaufgeſchlagenen, braunen Augen, uns in die immer nachſichtig weitgezogenen Grenzen zu weiſen. Freilich, wenn ich mich dieſer Blicke lebhaft erinnere, ſo wird mir wohl deutlich, was ich in ſpätern Jahren erfahren, daß Tante Salome in ihren jüngern Tagen nicht immer das ſtille, milde Weſen war, wie ich ſie

noch gekannt, und daß nur ein herbes Schicksal das angeborene, lebhafte und unnachgiebige Temperament in die nachsichtige und schonende Duldsamkeit umzuwandeln vermocht habe. Soweit meine Erinnerung reicht, war die hohe, schlanke Gestalt unabänderlich, Tag für Tag, in ein schwarzes Kleid gehüllt, mit einer schmalen, weißen Halskrause, die immer noch vollen, dunkeln Haare unter einem kleinen, blendend weißen Spitzenhäubchen zusammengefaßt.

Unter den mancherlei Raritäten ihres zierlichen Hauswesens, die unsere kindliche Neugierde beschäftigten, befand sich vor Allem eine ausgestopfte Katze, die in schlafender Stellung zusammengeringelt auf einem schwarzen Kissen lag, das von einem halbrunden Wandtischchen ihres Besuchzimmers getragen wurde. Das prächtig aschgrau und schwarz gestreifte Tier sah in seiner künstlichen Unsterblichkeit so täuschend natürlich aus, daß man meinte, dasselbe müsse bei jeder Annäherung plötzlich den Kopf emporheben und von seinem Lager herunterspringen. Kein Stäubchen auf den feinen, weichen Haaren oder den vorgestreckten, weißen Vorderpfötchen, auf denen der Kopf lag, verriet, daß hier nur eine seltsame Mumie aufbewahrt werde. Durch die schlafgeschlossenen Augenlider war auch der widrig grelle Glanz des Blickes, der sonst an solchen Bildungen zu stören pflegt, glücklich vermieden. Zur Sommerszeit war das tote Tier gewöhnlich mit einer großen Glasglocke überwölbt, und auch sonst wurden wir immer nur mit dem bestimmtesten Versprechen, die Schläferin durch keine Berührung aufwecken zu wollen, in das grüne Zimmer gelassen. Manchmal auch, wenn wir recht artig baten, hob uns die Tante einen kleinen, schwarzen Vorhang weg, der über der stillen Katze an der Wand hing. Dann kam ein bärtiger, schöner Soldat in roter Uniform zum Vorschein. Das sei der Onkel, der, schon lange gestorben, von bösen Menschen erschossen worden sei, sagte uns die Tante. Die Mutter aber befahl uns öfter, die Tante nicht

zu plagen, den ſchwarzen Vorhang wegzuziehen. Später, als wir etwas verſtändiger geworden, unterließen wir dies auch ohne Befehl, da wir bemerkten, daß die gute Tante darnach allemal ſtiller und traurig wurde.

Erſt viele Jahre ſpäter, als ich mich bereits auf der Hochſchule befand, nachdem die gute Tante ihre ſtille Gartenwohnung ſchon für immer mit einer noch ſtillern vertauſcht hatte, erfuhr ich Sinn und Beziehung dieſer Gegenſtände, die einſt meine kindiſche Neugier beſchäftigt und ergötzt hatten. Die einfache Geſchichte läßt ſich in ſchlichten Worten nacherzählen.

Salome war eine friſch und ſtolz aufgeblühte Schönheit, als mein Onkel, ein älterer Bruder meines Vaters, aus holländiſchen Dienſten in die Heimat zurückkehrte. Sie war die Tochter eines nicht ſehr vermöglichen Mannes, der ganz in der Nähe auf einem beſcheidenen Gute lebte. Mein Onkel, der noch faſt als Knabe die Heimat verlaſſen, war bei ſeiner Rückkehr ſchon etwas über die erſten Mannsjahre hinaus, dabei aber eine ſtattlich imponierende Perſönlichkeit. Er hatte ſich in der Fremde weite Weltkenntniſſe und ein geſichertes, hübſches Einkommen erworben und ſehnte ſich jetzt, von früher Jugend allem Familienleben entriſſen, ein ſtilles Neſtchen zu bauen, wie er ſagte. Er kaufte das Haus, das die Tante ſpäter bewohnte, und begann nach einer Gefährtin, die ihm die Einſamkeit beleben ſollte, ſich umzuſehen. Dabei mag er, wie ſeine Verhältniſſe und ſein gereifter Charakter, hinter dem die Stürme jugendlicher Leidenſchaften ſich bereits gelegt hatten, es mit ſich brachten, nicht mit allzuſchwärmeriſchen Anſichten und Forderungen aufgetreten ſein. Er wünſchte, der glückliche Vater geſunder und glücklicher Kinder zu werden, und ſuchte eine Gattin, die ein ſolches Glück zu verſprechen ſchien. Die in jugendlicher Kraft und Schönheit blühende Salome konnte ſeinem Blicke nicht lange entgehen, und kaum nach Verfluß eines halben Jahres führte er dieſelbe beglückt und beglückend zum Altare.

Trotz dieſes raſchen Verlaufes mangelte dem neuen Bunde keineswegs die Weihe eines tiefern Zuſammenhanges der Gemüter. Onkel David hatte mit ſeinem königlichen Namensvetter im alten Teſtamente nicht nur den ritterlichen Mut gemeinſam, ſondern auch ein ſchönes Erbteil reicher Gefühle und zarter Sinnigkeit, die ſich unter dem Treiben des Lebens in der Fremde nicht verloren hatten. Die Zeit, wo dieſe lang im Verborgenen aufgeſpeicherten Schätze ans Licht treten konnten, war nun gekommen, und über das ſchöne, junge Weib ergoß ſich eine Fülle liebreicher Aufmerkſamkeit und herzlicher, hoffnungsfroher Zuneigung. Salome, in deren ganzem Weſen ein gewiſſer Stolz ſich nicht verleugnen ließ, empfand vielleicht anfänglich durch die Huldigung des Mannes, der in den engbürgerlichen Verhältniſſen des Städtchens durch ſeine ganze Perſönlichkeit und Schickſale bedeutend hervortrat, mehr den Reiz befriedigter Eitelkeit als das Glück, das die Ausſicht auf ein friedlich ſtilles Zuſammenleben zu bieten vermag; aber unvermerkt und leiſe wußte die Überlegenheit des guten und gereiften Mannes ſich all' ihres Empfindens und Denkens ſo völlig zu bemächtigen, daß ſie bald mit der vollen Gewalt einer leidenſchaftlichen Liebe an ihm hing. Sie teilte ſeine Wünſche und Hoffnungen mit der ganzen Innigkeit einer jungen Frau, die ſich ihres ſchönen Berufes bewußt iſt.

Ein Jahr, zwei Jahre vergingen, ohne daß ſich eine Ausſicht auf Erfüllung der zärtlichſten dieſer Hoffnungen zeigte. Dies vermochte jedoch noch keinen Schatten in die heitern Tage der Gatten zu werfen. Die mannigfaltige Beſchäftigung mit einer behaglichen Einrichtung, Veränderungen und Erweiterungen in Haus und Garten boten wechſelnde Beſchäftigung und ließen noch keinen heimlich verſtimmenden Betrachtungen Raum; dabei ſchwebte Salome's ſtets reizender ſich entfaltende Schönheit wie ein hoffnungsvolles Morgenrot über einem neuen, erſehnten Tage.

Sie hatte ſich mit beſonderer Vorliebe auf die Blumenpflege gelegt, zu welcher der weite und ſonnig gelegene Garten trefflich geeignet war; der Onkel wußte dabei durch ſeine Verbindungen in Holland mit unermüdlicher Gefälligkeit behilflich zu ſein, und bald ſchmückte ſich der Garten mit Blumen, die in der weiten Umgegend ſelten oder noch gänzlich unbekannt waren. Ein recht ungeſchickter Gärtner aber war die große Dogge, die der Onkel als langjährige, treue Begleiterin aus der Fremde mitgebracht hatte. Es konnte nicht verhindert werden, daß das großpfotige Tier hie und da in die Blumenbeete tappte und mancherlei Verheerung anrichtete. Ein kaum leiſe geäußerter Wunſch Salome's, und das alte treue Tier wurde ohne Zögern fortgebracht. „Es iſt auch ſonſt gut," ſagte der Onkel, „der Sultan konnte ſich, ſo lieb und treu er mir war, zu meinem Verdruſſe nie mit Kindern vertragen, und da ..." Salome durchſchnitt die Weiterrede des gefälligen Mannes mit dankbaren Küſſen.

Die Dogge hätte indeſſen der gerügten ſchlimmen Eigenſchaft wegen wohl noch ihre alten Tage bei ihrem Herrn verleben können. Es vergingen wieder zwei, drei Jahre, und die ſtille Wohnung wurde noch immer durch keinen frohen Kinderlärm belebt. Sie wurde vielmehr ſtiller von Jahr zu Jahr, und Salome mußte manchmal bereuen, daß ſie zu der Entfernung des Hundes, mit dem ihr Mann früher manche Stunde heiter verplaudert und vertändelt hatte, Anlaß gegeben. Über den Onkel kam ſeitdem, immer häufiger wiederkehrend, ein ſtilles Sinnen, aus dem er oft, wie plötzlich aufwachend, nach ſeinem Sultan rief; oder wenn er aus dem Hauſe trat, pfiff er den Ruf, mit dem er früher den alten Begleiter gelockt hatte. Salome wollte ihm bisweilen einreden, ſich einen andern Hund anzuſchaffen. „Nein, nein," gab der Onkel lächelnd zur Antwort, „ſo einen braven Kerl, wie der alte Sultan, gibt's doch nicht mehr; laß nur, das wird ſich ſchon geben." Es

wollte ſich aber nicht geben, und ein bedrückender Geiſt der Schweigſamkeit ſchien ſein Hausrecht immer weiter ausdehnen zu wollen bei den einſamen Eheleuten. Der Onkel konnte lange ohne ein Wort zu ſprechen an dem Fenſter ſtehen. Er ſchaute träumend und ſinnend hinaus auf den Garten. Da wogte blühend und duftend ein weiter, wechſelnder Blumenflor. Das quoll und keimte, blühte und welkte, und über der ſinkenden Tulpe ſchaukelte, vom leiſen Lufthauche bewegt, eine friſchaufbrechende Roſenknoſpe. Drüben von der Straße aber ſchauten durch das eiſerne Gitterthor große, neugierige Kinderaugen auf die ſtille, verſchloſſene Herrlichkeit herein. Der Onkel fuhr langſam mit der Hand über die Stirn und wandte ſich ab. Er hatte erſt jetzt gehört, daß Salome, die am andern Ende des Zimmers ſaß, ihn leiſe angerufen. Sogleich aufſtehend, ging ſie ihm entgegen und ſchloß ihn heftig, aber lautlos in die Arme. Die Gatten nahmen ſich bei der Hand und gingen in den weiten, ſtillen Garten hinaus.

Dieſe einbrechenden, ſtillen Stunden ſind für zwei Menſchen, die zuſammengehören, gar oft verhängnisvolle Erſcheinungen. Über ſtillen Gründen ſchwebt es zuerſt wie ein leichter, kaum ſichtbarer Hauch. Es bewegt ſich, vom leiſeſten Lüftchen bewegt, auf und nieder, und über der Bewegung wird der Hauch zum bläulichen Rauche, der ſich dehnt und zuſammenzieht, und ehe wir's verſehen, wallt der graue Nebel das Thal herauf. Er zieht, durch ſich ſelbſt getrieben, hinüber an das Gebirge, ſteigt mächtigen Schrittes die Felſenwände herauf und bald ſchwingt er ſich vom höchſten Gipfel als drohende Wolke über das Land hinaus. Ob dieſe als milder Regen oder zerſtörendes Gewitter herniederfahren wird? Vielleicht auch wandelt die Wolke weiter und läßt den blauen Himmel wieder über dem Thale ſchimmern.

Es wurde den ſtill durch den ſtillen Garten hinwandelnden Gatten zu enge zwiſchen den hohen Mauern. Sie traten durch

das Gitterthor auf die Straße und gingen hinaus nach dem väterlichen Hauſe Salome's.

Vor demſelben ſchoß den Ankommenden der zottige Hofhund entgegen, der, von der Kette losgekommen, eine junge Katze verfolgte. Das gehetzte Tierchen ſchlang ſich in leichten Windungen wie ein ſchlanker Blitz über den Platz weg und ſchwang ſich auf der andern Seite an einem Baume empor. Während der ungeſchlachte Verfolger in unmächtigem Zorne an dem Stamme aufſprang, ſetzte ſich die Katze in ihrem Giebelaſte in der zierlichſten Weiſe, wie ein aufwartendes Hündchen, auf die Hinterfüßchen, als ob ſie dadurch den feindlichen Hausgenoſſen verſpotten wolle. Onkel David brach über dies poſſierliche Spiel in ein helles Gelächter aus — etwas, das ihm gewiß ſchon ſeit Langem nicht mehr begegnet war. Er verſcheuchte den immer wütender bellenden Hund, und ſogleich kam das Kätzchen ganz zutraulich vom Baume herunter, mit zierlicher Dankbarkeit um die Füße ſeines Befreiers herumſchmeichelnd. „Das nehmen wir mit heim," rief der Onkel, das Tierchen aufhebend; „ſiehſt Du, wie prächtig grau und ſchwarz geſtreift, und die vier weißen Füßchen, und die herrlichen, großen, klugen Augen! Siehſt Du, wie ſie Dich freundlich anguckt?" „Nun ja," lächelte Salome über die plötzlich vergnügte Fröhlichkeit ihres Gatten; „bei uns daheim iſt ſchon Platz, und von Hunden wird der kleine Schelm auch nicht geplagt." „Nein, von Hunden ſchon lange nicht mehr ... überhaupt von gar Niemandem geplagt."

Salome hatte allen Grund, mit dem neuen kleinen Hausgenoſſen zufrieden zu ſein. Es war, als ob der unheimliche Geiſt, der in dem Hauſe zu walten angefangen, plötzlich gewichen wäre. Der Onkel beſaß ein feines Auge und einen gemütlich empfänglichen Sinn für die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten der Tiere. Das Kätzchen wußte ſich ſo poſſierlich und anhänglich zu betragen, daß er oft in ein herzliches Ge-

lächter ausbrechen mußte. Er konnte ganze Stunden vertändeln oder beobachten und ſchien darüber ſein ſtilles Brüten gänzlich zu vergeſſen. Ging er aus, ſo begleitete ihn Miezchen mit ſchmeichelnden Sprüngen bis an das Gartenthor; kam er zurück, ſo hatte es ſchon lange geduldig vor dem Hauſe gewartet und ſprang ihm mit großem Geſchrei entgegen, und ſaß er in der Stube, ſetzte ſich das kluge Tier in zierlicher Stellung vor ihn hin, als ob es ſeine Befehle erwarte.

Salome hatte, wie geſagt, anfänglich ihre innige Freude an dieſem heitern Spiele; aber nach und nach begann ſich in dieſes Vergnügen ein nicht abzuwehrender Verdruß zu ſchleichen. Miezchen that, je anhänglicher es ſich an den Onkel zeigte, gegen ſie oft ungeberdig und wild; ſie mochte ſchmeicheln und ſtreicheln, das half Alles nichts. Miezchen war eben, wie alle geſelligeren Geſchöpfe ſeines Geſchlechtes, eiferſüchtig. Die Beobachtung gereichte dem Onkel oft zu großem Vergnügen, daß ſich ſein Liebling, ſobald er mit ſeiner Gattin freundlich that, ſelbſt von ihm abwandte und wie in gerechter Kränkung mürriſch in eine Ecke ſchlich. „Siehſt Du, Liebe," ſcherzte der Onkel, „nun magſt Du Dich in Acht nehmen, auch das ſtandhafteſte Herz läuft Gefahr, wenn es von zwei verſchiedenen Seiten beſtürmt wird." Salome mußte ſich ſelbſt ſchelten, daß ſie über einen ſolchen Scherz empfindlich wurde, und doch, ſo iſt einmal das wunderliche Menſchenherz! hat eine leiſe, kaum geahnte Seelenregung nur erſt im Worte einen beſtimmten Ausdruck gefunden, ſo ſchlingt ſie ſich ſchnell erſtarkend an demſelben empor wie die Schlingpflanze an dem gefundenen Stabe. Salome wollte zuerſt lächeln über dieſe Entdeckung; aber wenn ihr Gatte ſtundenlang mit dem Tierchen ſpielte und tändelte und ſie, wie es ihr vorkam, unbeachtet und faſt zurückgeſetzt daneben ſaß, ſprach es unwillkürlich in ihr: ich und die Katze! Sie mochte ſich ſträuben und ſich ſelbſt verſpotten, die Empfindung wuchs und gewann feſten Boden

in ihrem Herzen, ſo daß ſie hinausgehen mußte, um ihre Thränen zu verbergen.

Der Onkel fand ſie mit verweinten Augen in der Gartenlaube ſitzen. Die Katze war ihm in ihrer Gewohnheit nachgegangen, mit vergnüglichem Buckeln um ſeine Füße ſtreichelnd. „Was haſt Du," fragte er beſorgt; „was fehlt Dir, meine Liebe?" Salome ſtand auf und legte den Arm um ſeinen Hals. „Ich bitte Dich," ſprach ſie leiſe, aber haſtig, „ſchaffe mir die Katze fort!" Der Onkel trat erſtaunt zurück, während das Tierchen mit ſeinen Vorderpfötchen an ihm emporſtand. „Die Katze fortſchaffen, ſagſt Du ſchon wieder ... was thut denn die Dir zu leid?" Der eigene Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, ſchnitt Salome tief ins Herz. „Ich" — erwiderte ſie ſtockend — „ich kann ſie nicht mehr ſehen." „Du kannſt nicht ſehen, was mir einige Zerſtreuung gewährt," ſagte der Onkel langſam; „das Eine nicht, das Andere nicht und das Dritte ..." er brach ab und trat aus der Laube. „Nein wahrhaftig, ich bin zu alt für ſolche Weiberlaunen," rief er noch von draußen zurück. Er ging den Garten hinab der Aare zu; die Katze in frohen Sprüngen neben ihm her.

Salome mußte ſich auf die Bank zurücklehnen. Ein heftiges Zittern bebte durch ihren ganzen Körper, und die eben noch bleichen Wangen flammten in plötzlicher Purpurglut. Als ſie nach geraumer Weile die Laube verließ, preßte ſie mühſam hervor: „Ich und die Katze — die Katze und ich — wir wollen ſehen."

Salome ſah wirklich zu, ſie ſagte nichts mehr, obwohl ſie zu bemerken glaubte, daß ihr Mann in den nächſten Tagen ſich noch viel angelegentlicher mit ſeinem Lieblinge beſchäftigte. Das war wohl auch wirklich der Fall. Salome konnte die Gereiztheit ihrer verletzten Gefühle, zu der ſich immer lauter der beleidigte Stolz geſellte, hinter ihrer kalten Schweigſamkeit nicht verbergen. Der Onkel trotzte dagegen; er fand das Benehmen ſeiner Gattin ungefällig, faſt herzlos. Er wollte

eben deshalb ſeine Rechte wahren und eine, wie es ihm ſchien, ſo unſchuldige und vergnügliche Angewöhnung nicht einer kindiſchen, mißgünſtigen Laune opfern. Hätte er in dieſem Augenblicke den ganzen Schmerz in der Seele ſeiner ſich auf die ſchlimmſte Art gekränkt und gehöhnt fühlenden Gattin zu leſen vermocht, er würde ſicherlich anders gehandelt haben. Aber das eben iſt die verhängnisvolle Macht der menſchlichen Kurzſichtigkeit. Wir glauben mit den einzelnen Vorgängen, aus denen ſich das entſcheidende Lebensgeſchick zuſammenſpinnt, noch ſpielen und ſie nach Belieben lenken zu können, während wir ſchon lange deren Spielball geworden ſind.

Der Onkel ſchickte ſich zu einem Ausgange an, ohne ſeiner Gattin, die ebenfalls, ohne eine Frage an ihn zu richten, ſtumm bei ihrer Arbeit ſaß, ein einziges Wort zu ſagen. Sie ſah mit zornbleichem Geſichte nach, wie er mit der Katze, die ihm bis ans Gartenthor nachſprang, tändelte und dort noch lange ihr allerlei Schmeichelworte zu ſagen ſchien. Als er nach geraumer Weile zurückkehrte, ſah er ſich ringsum, die Katze war längs der Vorderſeite des Hauſes, wo ſie ſich ſonſt während ſeiner Abweſenheit aufzuhalten pflegte, nirgends ſichtbar. Er ging um das Haus herum und bemerkte am andern Ende des Gartens einen Gärtnerburſchen, der bei ſeinem Anblick eilig auf die dort befindliche Mauerthüre zuſchritt. Die Thüre war geſchloſſen, der Burſche konnte nicht hinaus; er ſah ſich ſcheu um und warf raſch einen unter ſeiner Blouſe verborgen gehaltenen Gegenſtand über die Hecke. Der Onkel ging auf ihn zu. „Was haſt Du da," fragte er, ſich über die Hecke beugend. Der Burſche gab verwirrt und ſtotternd zur Antwort: „Die Frau hat mir's befohlen, Herr."

Der Onkel lehnte ſich mit ganzem Leibe hinüber und hob ſeine Katze auf. Sie war erwürgt. Er faßte ſie bei den noch warmen Vorderpfötchen und ging langſam nach dem Hauſe hinüber. Auf der Flur trat ihm ſeine Gattin entgegen. „Haſt

Du das befohlen?“ fragte er, das tote Tier emporhebend. Salome vermochte keine Antwort zu geben; ihre Zunge war von einem lähmenden Schreck gebunden. Sie hatte ſich auf einen Zornausbruch gefaßt gemacht, und ihr Mann ſtand in eiſig kalter Ruhe vor ihr. „Haſt Du das befohlen?“ fragte er nochmals langſam. Salome nickte: ja.

Der Onkel legte das tote Tier ſchweigend auf ein Fenſtergeſims und ging auf ſein Zimmer, das er hinter ſich abſchloß. Salome war von einer drückenden Angſt beklommen; ſie wagte nicht, ihren Mann zum Mittageſſen rufen zu laſſen. Gegen Abend ſah ſie ihn ausgehen und bald darauf wieder mit einem ihr wohlbekannten Herrn aus der Stadt zurückkehren. Die Männer blieben bis nach eingebrochener Nacht eingeſchloſſen, dann ging der Fremde fort, und der Onkel kam ungerufen zum Abendbrote. Er ſchien nachdenklich, aber ruhig und ſprach über gleichgültige Dinge einige freundliche Worte. Salome wagte nicht, an den Vorfall zu erinnern. Bald reichte er ihr die Hand und ging wieder auf ſein Zimmer.

Salome konnte keinen Schlaf finden. Dieſe ſcheinbare Ruhe ihres Mannes lag als ein unheilverkündendes Bangnis auf ihrer Seele; erſt lange nach Mitternacht kam ein unruhiger Schlummer mit beängſtigenden Traumbildern über ſie. Bei Tagesanbruch ſtand ſie mit dem Entſchluſſe auf, ihrem Manne die ausgeſtandene Seelenqual ihrer krankhaften Eiferſucht zu ſchildern und ihn reuevoll um Verzeihung ihres Begehens zu bitten. Sie klopfte ſchüchtern an ſeine Thüre; keine Antwort. Sie drückte auf die Klinke; die Thüre ging auf, aber das Zimmer war leer und das Bett ſtand unberührt. Auf dem Tiſche lag ein großes, verſchloſſenes Schreiben, an Salome überſchrieben. Als die Magd ſpäter ihre Gebieterin ſuchte, fand ſie dieſelbe bewußtlos neben einem Stuhle zuſammengeſunken.

Das Schreiben enthielt eine amtlich beſiegelte Abtretungsurkunde des Hauſes und Gartens an Salome mit einem

kurzen Lebewohl und dem Wunſche Onkel Davids, daß man ſich keine unnötige Mühe geben möge, ihn von ſeinem gefaßten Entſchluſſe abzubringen. Gleichwohl reiſte ihm Salome's Vater nach Holland nach; aber vergeblich. Er brachte blos die Nachricht zurück, ſein Tochtermann habe ſich nach den indiſchen Beſitzungen der Holländer eingeſchifft.

Nach kaum anderthalb Jahren gelangte der Totenſchein des Verſchwundenen in die Heimat. Er hatte in einem Gefechte mit den Eingeborenen auf der Inſel Borneo den wohl geſuchten Tod gefunden.

Tante Salome hat das damals angezogene Trauerkleid nie mehr abgelegt. Sie lebte noch etwa zwanzig Jahre, wie wir ſie im Eingange der Erzählung geſehen, die verhängnisvolle Katze als ſtetes Wahrzeichen der Schuld und Sühne aufbewahrend.

Einſame Leute.

(1856.)

Des Peter Michele's auf dem Hübeli führten ein gar ſtilles und einſames Leben. Das nicht große, aber ſchmucke und nette Heimweſen lag abſeits vom Dorfe auf der Anhöhe, deren diesſeitiger Abhang mit allerlei Strauchwerk, beſonders mit einem wahren Haſelnußwalde bedeckt war, wodurch das dahinter liegende Haus ein noch einſameres Anſehen gewann. Die beiden Eheleute bearbeiteten ihr Berggütlein faſt ganz allein, nur in den großen Werken hielten ſie einige Taglöhner. Im Winter ſaß die Frau am Spinnrade, der Mann beſorgte Stall und Vieh und was eben ſonſt zu beſorgen war. An den Sommerſonntagen gingen ſie ihren Äckern und Wieſen nach, überlegend, was die nächſte Woche gethan werden ſollte, und am Abend ſaßen ſie hinter dem Hauſe auf dem Bänklein. Gar viel wurde da nicht geredet; ſie ſchauten nach dem Abendrot, das über den dunkelnden Bergen ſchwamm, und blickten hinauf zu den Sternen, wie einer nach dem andern hervorguckte, bis zuletzt das ganze Himmelsgewölbe mit tauſend und aber tauſend Lichtern funkelte. Vom Thale herauf tönte noch allerlei lebendiges Geräuſch durch die ſinkende Nacht, von raſſelnden Wagen auf der Landſtraße und lauten frohen Menſchenſtimmen. Drunten an der Halde, hinter der großen Haſelhecke, trieb ſich ſingend und kreiſchend, jubelnd und rufend das junge Völklein herum, das mit ſeinem Verſteckens- und Fangſpielen in dem

bequem gelegenen Strauchwerke nicht zu Ende kommen konnte. Manchmal ſchlüpfte auch ſo ein naſeweiſes Bürſchlein, das ſich bereits für groß und keck hielt, die Hecke herauf, ein anderes kleines Büblein mit ſich ſchleppend und von weitem rufend: „Peter Michele, willſt Du nicht einen böſen Buben kaufen?... Du haſt ja doch keinen!“ Das gab dann allemal ein lautes Geſchrei und Gelächter hinter der Hecke; die beiden Leute aber ſtanden wohl von ihrem Bänklein auf und gingen hinein oder auf die andere Seite des Hauſes. Über ſolche Vorfälle ſprachen ſie nichts mit einander; aber den Gedanken, die ſo ſtill und mächtig den verborgenſten Winkel des menſchlichen Herzens durchziehen, konnten ſie dabei doch nicht wehren, Vergangenes und Künftiges vor die Seele zu führen.

Als die Beiden einander geheiratet, war Michele bereits in beſtandenem Alter und Kätherle eben auch über die gewöhnlichen Mädchenjahre hinaus. Sie hatten einander ſeit vielen Jahren gerne geſehen und waren zuſammen gegangen; aber Kätherle wollte nicht Hochzeit machen, bis die alte Peterin geſtorben wäre. Das verdroß Michele anfänglich, aber allmählich fügte und gewöhnte er ſich an dieſen Widerſtand, mußte er ja ſelbſt geſtehen, daß ſeine Mutter eine wunderliche alte Frau ſei, der eine Söhnerin den rechten Tramp ſchwer zu treffen hätte. Endlich ſtarb ſie, und nun hatte Kätherle gegen die Hochzeit nichts mehr einzuwenden. Das ſo lange verſchobene Feſt wurde aber in ſo großer Stille begangen, daß die Leute im Dorfe ſagten, es ſei gar keine rechte Hochzeit geweſen. Das neugierige junge Volk, das ſich oben im Dorfe verſammelt hatte, um den Brautzug vom Hübeli herabkommen zu ſehen, ward bitterlich getäuſcht, als es vernahm, die beiden Brautleute ſeien ſchon am frühen Morgen mutterſeelallein auf dem Fußweg nach des Sigeriſten Haus hinuntergegangen, um beim Beginn des Läutens gleich bei der Hand zu ſein. Auch nach der Kirche wurde von einem Hochzeitsfeſte, wie es ſonſt landes-

gebräuchlich, wenig bemerkt, weder bekränzte Leute und Roſſe, noch Muſik oder knallende Freudenſchüſſe. Die Brautleute gingen, einzig vom Sigriſt und ſeiner Frau begleitet, nach dem Bären hinüber und tranken da zuſammen zwei Maß Zehnbatzigen, dann kehrten ſie wieder, noch lange vor Abend, auf dem Fußwege nach dem Hübeli zurück. Was ſollten ſie auch mehr? Nahe Verwandte hatten ſie keine im Dorfe und Jugendbefreundete auch nicht mehr. Michele und Kätherle waren ſchon lange ſo allein für ſich gegangen, nachdem ihre Altersgenoſſen, Eines nach dem Andern, vor Jahren geheiratet hatten.

Jetzt waren ſie endlich auch Mann und Frau, und bald mußten die Dörfler ſagen, das Hübeli-Kätherle ſei gar nicht mehr ſo apart wie früher, man meine faſt, es junge wieder; hätt' es nur zur rechten Zeit geheiratet, ſo wär's eine hübſche und manierliche Frau geworden. Michele ſelbſt glaubte, Kätherle ſei das auch ſo noch, und auf dem Hübeli fehlte weder zufriedenes Glück noch frohe Arbeit.

Das ging ſo etwa ein Jahr, da brachte Kätherle ein Mädchen zur Welt. Die Freude war groß, aber das Leid nicht minder, als das Kind ſchon nach wenigen Tagen getauft werden mußte. Die Hebamme meinte, das Kleine werde nicht alt, und wirklich ſtarb es auch ſchon auf dem Heimwege von der Taufe. Es war ein gar kleines und ſchwächliches Kindlein geweſen. Kätherle weinte und wollte ſich faſt nicht drein ſchicken; auch dem Michele lag's ſchwer auf dem Herzen. Er hörte, daß im Dorfe allerlei Gerede ging. So hatte ſelbſt des Sigriſten Frau geſagt, das Kind ſei nicht größer geweſen als ein ordentlicher Krebs; aber ſo geh' es, des Peter Michele's haben nicht Hochzeit gehalten wie andere Leute und werden wohl auch keine Kinder bekommen wie andere. Andere Frauen ſagten ſogar, das ſei eben die gerechte Strafe des Himmels; Kätherle habe keine Schwiegermutter gewollt und müſſe jetzt auch keine Kinder haben. Michele hütete ſich, ſeiner Frau von dieſen Din-

gen zu ſagen, obwohl er jetzt wieder mehr als früher an ſeine Mutter denken mußte; aber bevor die Wöchnerin das Wochenbett verlaſſen konnte, hatte ſie von dem Gerede ſchon mehr erfahren, als Michele ſelbſt. Die Hebamme wußte faſt jeden Tag etwas Neues zu erzählen und ſie glaubte ſich ſehr klug und verſtändig, wenn ſie ſagte: „Etwas Dümmeres gibt's doch nicht auf der Welt als die Menſchen. Da ſagen ſie jetzt, das kleine Kind habe einen Kopf gehabt nicht größer als eine welſche Baumnuß und ſtatt der Füßlein einen handlangen Fiſchſchwanz". Selbſt die Oberbäuerin habe ſie geſtern gefragt, ob das auch wahr ſei. Es ſei eben erſchrecklich; die Leute ſeien einfältiger als Bohnenſtroh.

Solche Erfahrungen waren nicht geeignet, die ſonſt ſchon einſamen Bewohner auf dem Hübeli mit den Leuten drunten im Dorfe in größern Verkehr zu bringen. Sie lebten ihr ſtilles Leben fort und ſprachen nicht einmal viel unter einander ſelbſt von der Hoffnung oder dem Wunſche, den Jedes im Herzen trug. Übrigens lag ſichtbarlicher Segen auf ihrem Fleiße, und bei der eingezogenen Sparſamkeit wuchs von Jahr zu Jahr ein behaglicher Wohlſtand.

Aber eine ſo rechte Freude darüber konnte doch in den Herzen nicht Raum faſſen, je mehr in denſelben die Hoffnung erloſch, die das erſte Leid noch beſchwichtigt hatte. Da endlich, die Hochzeit lag ſchon wie ein halbvergeſſener Traum hinter den alternden Eheleuten, geſtand Kätherle ſeinem Manne faſt zagend ein doch glückſeliges Geheimnis, deſſen Enthüllung beide mit frohem Bangen entgegenſahen. Als nach dem ſtillen Winter der Frühling ins Land ging, war's der ſchönſte und glücklichſte, der noch je die Bäume vor dem Hauſe auf dem Hübeli mit Blüten bedeckt hatte. Kätherle trug Tag für Tag ein wackeres Büblein im Schatten derſelben herum, ſo rund und pausbackig, wie man's nur irgend ſehen wollte. Aus dem frohen Geſichtchen ſtrahlten zwei helle blaue Augen, und der kleine Mund

ſchrie ſo kräftig, daß Michele meinte, ſein eigenes Mundſtück ſei ein wahres Narrenwerk dagegen. Wie der Winter nochmals gekommen und wieder vergangen, war der kleine Ruedele ein Büblein, wie auf dem Hübeli noch keines geweſen und wie es drum in der ganzen weiten Welt kein anderes geben konnte. Er brauchte nur den lallenden Mund zu öffnen, ſo gab's für die Eltern irgend ein Wunder zu hören; das Mememem und Tututud waren die lieblichſten und anmutigſten Reden, und etwas Geſchickteres als das gelegentliche Umpurzeln oder entenartige Herumwackeln konnt' es ja doch auch nicht geben.

Immerhin, als der kleine Ruedele ſechs Jahre alt geworden, war er ein liebes, ſtilles und ſinniges Büblein. Im Sommer ſaß er ſtundenlang unterm Schatten des großen Birnbaumes im Gärtchen oder plätſcherte an dem kleinen Bächlein herum, das durch den Baumgarten herabrieſelte oder er ging auch mit auf die Äcker und Wieſen und ſchaute nachdenklich den Arbeitenden zu. An die Halde hinunter zu den wilden Dorfkindern war er noch nie gekommen. Im Winter konnte er halbe Tage lang ruhig neben dem Spinnrade ſitzen und Vater und Mutter mit ſeinen klugen Reden und Fragen in Verlegenheit und Verwunderung ſetzen. Daher kam über die Mutter allmälig Angſt und Bekümmernis, ein ſo kluges Kind könne nicht alt werden und müſſe bald ſterben, ſie habe das ſchon tauſendmal gehört. Dieſe Beſorgnis wuchs von Tag zu Tag, da der kleine Ruedele ſo bleich wurde und keine Nahrung recht anſchlagen wollte, wie Kätherle meinte. Und doch wurde ja nichts geſpart oder verweigert, was der Liebling nur immer begehren mochte. Manches Herrenkind in der Stadt bekam das ganze Jahr nicht ſoviel Zuckerbrot zu eſſen, als Ruedele in einer Woche hatte, und Kätherle tötſchelte den ganzen Tag allerlei gute Sachen für den Kleinen. Aber es wollte Alles nicht helfen und anſchlagen; Ruedele blieb mager und bleich, und endlich einmal hörte die Mutter, wie er im

Schlafe leiſe wimmernde Töne vernehmen ließ. Am Morgen wußte zwar Ruedele nichts davon, auch klagte er nicht über Schmerzen; aber die Mutter hatte keine Ruhe mehr. Er ſei krank, vielleicht ſterbenskrank, das müſſe ja ein Blinder ſehen; er klage nur nicht, weil er eben das geduldigſte und verſtändigſte Kind auf Gottes Erdboden ſei. Dem Vater wurde über dieſen Reden ſelbſt bange und er war bereit, zum Doktor zu gehen; er ſelbſt hatte zwar noch nie gedoktert, aber mit einem Kinde mußte es wohl anders ſein.

Der Doktor gab ihm auch ſogleich eine große Flaſche Arznei mit, ſchwarz und bitter wie Tinte, und verſprach, am Abend ſelbſt zu kommen und die Sache zu unterſuchen. Das gab große Betrübnis auf dem Hübeli. Da der kleine Knabe ſagte, er wiſſe nicht, was ihm fehle, es thu' ihm auch nichts weh, nur das ſchwarze, bittere Waſſer mache ihm übel, ſchüttelte der Doktor bedenklich den Kopf und meinte, das ſei ein ſonderbarer Fall, ſolche geheime Krankheiten ſeien eben oft gerade die gefährlichſten. Jedenfalls müſſe der Kleine im Bette bleiben und ſeine Mittel fleißig gebrauchen. Kätherle weinte heiße Thränen, und Ruedele weinte mit der Mutter. Draußen lag warmer, goldener Sonnenſchein, der ganze Baumgarten ſtand voll gelber und blauer Blumen, von den Bäumen zwitſcherten und ſangen die Vögel, in die Stube herein ſummte das leiſe Rauſchen des kleinen Bächleins, an dem der Vater dem Büblein ein luſtiges Waſſerrad gebaut hatte — ach, wie wär' er ſo gerne da hinausgegangen, ſtatt im Bette zu liegen und die ſchwarzen, bittern Waſſer zu trinken! Bat er aber die Mutter, ihn doch hinauszulaſſen, er wolle ja geſund und nicht krank ſein, ſo weinte ſie und klagte: „Du armes, armes Kind, du weißt eben nicht, wie's mit Dir ſteht."

Das waren recht traurige Zeiten für den kleinen Dulder. Der Doktor brachte immer neues bitteres Waſſer, und je länger Ruedele davon trank, um ſo bleicher und magerer wurde er.

Einmal im Herbſte kam Ruedeles Gotte, die drüben im Seethal daheim war. Sie hatte ein großes Bedauern mit dem bleich und traurig daliegenden Kinde, das gar nicht mehr das gleiche Büblein ſei, wie vor einem Jahre. Aber zu dem Doktor hätte ſie nun einmal kein Zutrauen mehr, der kenne gewiß die Krankheit nicht. Drüben im obern Seethal ſei ein berühmter, wie weit und breit keiner, ſie ginge zu dem; am beſten wär's, wenn Michele hinüberführe und das Büblein gleich mitnähme. In dieſem Rate lag eine tröſtliche Hoffnung für Kätherle, und Michele mußte ſogleich in's Dorf hinunter, um ein Fuhrwerk zu beſtellen. Am folgenden Morgen, als die Sonne kaum hinter den Bergen emporgeſtiegen war, fuhr er ſchon auf der Landſtraße das Thal aufwärts; Ruedele lag in Tücher und Kiſſen eingewickelt im Wägelchen, wie er auch gebeten hatte, neben dem Vater ſitzen zu dürfen. Gleichwohl war dieſes wieder ſeit langem der erſte frohe Tag für den Kleinen. Die großen ſchönen Häuſer, an denen ſie vorbeifuhren, der wilde Bach, der hundertmal größer, als der daheim, von einem hohen Felſen herabbrauſte, die Kirchtürme, noch einmal ſo groß als der im Dorfe drunten — das war ja eine Wunderpracht da draußen in der Fremde! Und endlich, als ſie um den Berg herumkamen, wie das da drunten ſo weiß und weit da lag und im Sonnenſcheine glitzerte, wie ein großes Schneefeld. Ruedele war vor Erſtaunen und Verwunderung außer ſich, als ihm der Vater ſagte, das alles ſei lauter Waſſer, viel tiefer als der Kirchturm daheim, und man könne in einem großen, langen Kaſten darüber wegfahren, ohne Angſt zu haben. Nein, das hätte Ruedele doch nicht wagen mögen; ſein Herz klopfte vor Bangen, als auf dem hellen Waſſer hinter den Bäumen hervor etwas Schwarzes erſchien, wovon der Vater ſagte, das ſei eben ein Schiff, in dem die Leute über den See fahren. Ruedele konnte keinen Blick wegwenden, bis der dunkle

Fleck, immer kleiner und kleiner werdend, in nebelhaftem Schimmer verschwunden war.

Der Vater mußte sich selbst wundern, wie das Büblein so frisch und munter war. Das bleiche Gesichtlein war rötlich angehaucht, und die blauen Augen schauten hell und fröhlich unter tausenderlei Fragen nach all' den Wunderdingen aus. Nur als sie endlich gegen das Dorf heranfuhren, in dem der Doktor wohnte, wurde Ruedele wieder still und fragte ängstlich, ob er von dem nun auch noch so bitteres Wasser trinken müsse, wie von dem Doktor daheim. Da der Vater auf diese Frage keinen rechten Trost wußte, legte sich Ruedele wieder traurig auf seine Kissen zurück.

Der Doktor, ein großer, freundlicher Herr mit einem klugen Gesichte, hörte Micheles Bericht über seines Bübleins Krankheit geduldig an, während Ruedele schüchtern und ängstlich nach den großen Gläsern an der Wand ausschaute, in denen gewiß die bittern Wasser eingeschlossen standen. Dann aber wurde er von dem Doktor freundlich herangerufen und über allerlei Dinge ausgefragt; auch der Vater mußte noch über Manches Antwort geben, wovon er fast meinte, der Doktor brauchte es gar nicht zu wissen, das gehöre ja nicht zur Krankheit. Endlich sagte der Doktor: „Hört, guter Freund, Arzneien will ich Euch keine geben, aber einen guten Rat, und wenn Ihr den richtig befolgt, wird's wohl das Beste sein. Einmal sorgt dafür, daß Ruedele mit Euch am Tische ißt und zwar nichts Anderes, als was Ihr selbst habt. Daneben gebt ihm brav Milch zu trinken, frisch von der Kuh weg, und dann laßt ihn mit andern Kindern herumspringen, so viel es ihm Freude macht. Ihr werdet sehen, über's Jahr ist der Kleine frisch und gesund wie ein Fisch im Wasser."

Michele war in großer Verlegenheit über diesen Bescheid. Es wollte ihm vorkommen, als ob der Doktor die Sache gar oberflächlich nähme, und als er beim Fortgehen draußen im

Baumgarten einen ganzen Haufen Kinder erblickte, die sich ziemlich wild herumtummelten, dachte er: Mich wundert's nicht; der weiß nicht, wie's Einem ist, wenn man nur ein einziges Kind hat. Desto froher war Ruedele, daß der Vater keine bittern Wasser mit heim bekommen hatte. Mit neuem Vergnügen bewunderte er die schönen Häuser an der Landstraße, die Leute, die darauf gingen und gar nicht gekleidet waren, wie die daheim auf dem Hübeli, und endlich wieder den See, der nun in der bereits auf den Berg sinkenden Sonne wie ein weites, mächtiges Feuer glühte.

Als die Heimkehrenden vom Breitholze gegen das Thal herabfuhren, stand dort am Wege ein Hausiermannle aus dem Baselbiet, das manchmal auf dem Hübeli einkehrte. Es wolle noch nach Lenzburg diesen Abend, sagte es. Michele lud das Mannle ein, mitzufahren bis da hinunter; er war froh, jemanden zu finden, dem er sein volles, bedrücktes Herz ausschütten konnte. Die Hoffnung, die er auf den neuen Doktor gebaut, war gänzlich erloschen und damit auch der letzte Rest des Vertrauens zu demjenigen daheim im Dorfe. Der Eine hatte das, der Andere jenes gesagt und befohlen; es war aber klar, die Krankheit verstand keiner von Beiden, der neue vielleicht noch weniger, als der alte.

Ganz der gleichen Ansicht war der Baselbieter. „Das ist all' Eins," sagte er; „in den gelehrten Büchern der Herren steht noch nicht Alles geschrieben, was unser Einer alle Tage erfahren kann, wenn man heute da und morgen dort ist und in so manches Haus kommt. Sagt zum Exempel so einem Herrn etwas von bösen Wünschen, durch welche doch schon manches gute Menschenkind zu Grunde gerichtet wurde, so lachen sie Euch aus und sagen, das seien Narrenpossen. Aber ich weiß das besser, und Du kannst's auch wissen, denn wer hat keine bösen Menschen? Weißt Du zum Exempel noch, wie es Dir und Deiner Frau gegönnt wurde, als das kleine

Mädchen ſtarb? . . . Warum ſollt' es Euch jetzt nicht mißgönnt werden, da ihr ein anderes Kind habt, und dazu noch ein ſo liebes und verſtändiges? Der Böſe aber iſt ſtark im Menſchen, das ſteht ſchon in der heiligen Schrift zu leſen."

Michele kam es vor, als ob ihm mit jedem dieſer Worte ein neues Licht aufgehe. Und es war wohl auch ſo. Die Rede hatte nur die Gedanken aufgeweckt, die ſchon unklar in ihm gelegen hatten. Er dachte daran, wie es beim Tode des kleinen Kätherle gegangen, wie böſe Leute damals eine geheimnisvolle Schuld auf ihn und ſeine Frau hatten wälzen wollen. Wer hatte ſo etwas zuerſt gedacht oder geſagt, da es niemand Wort haben und Jeder auf den Andern ſchieben wollte? Der böſe Feind hat es gethan, antwortete eine laute Stimme in Micheles Innerem, der böſe Feind, der unſer Glück auch jetzt wieder verderben will. „Aber," fragte der beklommene Vater nach ſorgenvollem Schweigen den Hauſierer, „aber wie iſt da zu helfen?" „Ja," erwiderte das Mannle, „ich wüßte vielleicht Einen, obwohl er nicht leicht zugänglich iſt. Da hinten in den Solothurner Bergen kenn' ich einen Mann, der Dir ſo gut würde helfen können, als er ſchon hundert Andern geholfen hat. Aber es iſt ſchwer, zu ihm zu kommen oder wenigſtens ihn zu bewegen, ſich in ſolche Händel zu miſchen. Die Doktoren paſſen ihm eben auf wie der Stoßvogel der Taube; aus guten Gründen. Wenn du's indeſſen verlangſt, will ich zu ihm gehen und Dir dann Bericht machen, ob Du ſelbſt kommen dürfeſt." Michele wußte ſeinen Dank über dieſe unerwartete Hilfe in der Not nicht beſſer zu erkennen zu geben, als daß er dem Baſelbieter zum Abſchied einen Thaler in die Hand drückte mit der Verſicherung, daß ihn kein Geld reuen ſolle, wenn dem Kinde nur geholfen werden könne.

Für das mit großer Sehnſucht auf die Heimkehrenden harrende Kätherle war die Ausſicht auf die neue Hilfe ein wahrer Herzenstroſt. Auf den Doktor im Seethale dagegen

ward es bitterböſe. Wenn der für ein krankes Kind kein beſſeres Mittel wiſſe, als was man in jedem Stalle haben könne, ſo ſolle er das Doktern lieber bleiben laſſen. Was das für eine Vernunft wäre, von einem ſolchen Kinde zu verlangen, daß es nichts Anderes eſſe, als die Großen und Geſunden, und gar noch, daß es mit den wilden Grotzen da drunten herumſpringen ſolle. Es glaube einmal, Ruedele wäre ſchon lange nicht mehr am Leben, wenn er mit dem wilden Volke hätte umgehen müſſen. So wurde denn mit großer Ungeduld der Hauſierer erwartet, der auch nach einigen Tagen den Bericht brachte, Michele könne ſelbſt zu dem Mann in den Solothurner Bergen gehen. Da und da wohnte derſelbe, in dem alleinſtehenden Häuschen auf der Waldwieſe, links ab hinter der Schafmatt.

Schon gegen Mittag des folgenden Tages kam Michele an das einſame Häuschen des alten Bannwarts, eine kleine ärmliche Wohnung, deren niedrige Fenſter von dem tief herabhängenden Strohdache beinahe verdeckt wurden. Vor der Thüre lag lang ausgeſtreckt ein grauzottiger Hund, der dem Ankömmling drohend entgegenknurrte, bis ihn eine laute Stimme von innen heraus zur Ruhe verwies. Michele trat faſt zaghaft durch einen niedrigen, ſchwarzrauchigen Gang in eine kleine Stube, in der ein eisgrauer Mann hinter einem großen aufgeſchlagenen Buche ſaß. „Alle guten Geiſter ſeien mit Dir!“ ſagte der Alte, von ſeinem Buche aufblickend, mit leiſer Stimme. „Du biſt der Mann da aus den Thälern herab, der ein krankes Kind hat.“ Michele bejahte dieſe Anrede und wollte ſogleich von dem Befinden Ruedeles Bericht geben; es war ihm, er könnte einen beklemmenden Druck vom Herzen werfen, wenn er nur zur Rede komme; aber der Alte unterbrach ihn nach wenig Worten und ſagte, eine große beſchriebene Tafel zur Hand nehmend: „Wenn ich das nicht ſchon Alles ſo gut und beſſer als Du wüßte, guter Freund, ſo wär' keine

große Hoffnung, daß ich Deinem Kleinen helfen könnte; aber die Sache verhält sich so." Dann fing er, nur dann und wann einen scharfen Blick nach Michele hinüberwerfend, an zu erzählen, wie bei den Eltern die ersten Befürchtungen für des Kindes Gesundheit entstanden, was sie dabei gedacht und gethan und wie die Krankheit ihren Verlauf genommen, Zug für Zug, daß dem Zuhörer ein kalter Schauer über die Glieder rieselte. Als der Alte am Schlusse feierlich fragte: „Oder sage mir, ist es nicht so?" war Michele kaum imstande, ein beklommenes „Ja" hervorzubringen. Es war ihm, als müßt' er vor dem Allwissenden in's Gericht gehen.

Nach einer langen Pause, deren drückende Stille durch den nachtönenden Pendelschlag einer unsichtbaren Uhr noch vermehrt wurde, erhob der Alte sein Gesicht mit einem zufriedenen Lächeln von dem Buche und fuhr freundlicher und zutraulicher fort: „Du darfst nicht verzagen, guter Mann; die bösen Kräfte sind stark über Deinem Kinde, aber wenn Du den rechten Willen und das Vertrauen hast, so mag geholfen werden." Michele versicherte demütig, daß er alles Vertrauen zu der übernatürlichen Kunst des Alten habe, und that dann, wie ihm der Hausierer angeraten. Er zog ein Bündelchen Geld aus seiner Busentasche und legte dasselbe still auf einen kleinen Schrank, der neben der Thüre stand Der Alte schien auf dieses Thun nicht zu achten. Er stand schweigend auf, um in ein hinteres Stübchen zu gehen; als er zurückkam, stellte er ein schwarzes, angefülltes Säcklein auf den Tisch. Dann trat er langsamen Schrittes gegen Michele heran, faßte seine Hand und sprach ernst: „Versprich mir zu thun, was ich Dir sage." Michele versprach in Allem zu gehorchen, was zur Gesundheit seines Kindes dienen könne. „Nun denn," fuhr der Alte fort, „es gibt mancherlei böse Geister in Luft und Wasser, in Feld und Wald. Derjenige, der Dein Kind verderben will, ist ein schwarzer Waldgeist; aber ich erkenne noch nicht, ob er in

Menſchen- oder Tiergeſtalt einhergeht. Mit den Blättern, die jetzt noch an den Bäumen hängen, iſt ſeine Gewalt gekommen; wenn ſie abfallen, muß er überwunden werden. Nun gib Acht: Sobald Du nach Hauſe kommſt, bringt ihr Ruedeles Bettlein, das jetzt neben dem Euern ſteht, in's Hinterſtübchen. In dieſem aber müßt Ihr ſorgfältig jede Öffnung verſchließen, auch das Schlüſſelloch muß von außen mit dem erſten Blatte aus der Offenbarung Johannis verklebt werden; der Kleine darf das Stübchen nicht verlaſſen und keine lebende Seele zu ihm hineingehen, außer Du und Deine Frau. Auch dürft Ihr während der Zeit kein Almoſen durch die Thüre geben. Sind endlich die Bäume kahl und die letzten Blätter abgefallen, ſo nehmt Ihr dieſe Wurzeln in dem Säcklein da, ſie ſind in heiligen Nächten an einſamen Kreuzwegen im Wald ausgegraben. Um Mitternacht, wenn Ruedele ſchläft, werft Ihr ſie in den Ofen. Vorher aber muß Deine Frau zwei Brotmännlein backen, wie ſie ſolche ſonſt für das Büblein gemacht hat; das eine davon werft zu den brennenden Wurzeln und verſchließt den Ofen, das andere aber gebt ihr am Morgen, nachdem ihr die Nacht mit Beten zugebracht, Ruedele zu eſſen. Davon wird er geſunden, wenn der böſe Geiſt in Menſchengeſtalt wirkt. Hilft es nicht, ſo geht er in Tiergeſtalt umher, und dann müßt Ihr wieder zu mir kommen. Aber noch Eins: Ihr dürft mit keinem Menſchen von mir reden, außer etwa mit dem Hauſierer. Nun geh' und ſchau Dich nicht um!"

Mit dieſen Worten gab der Alte ſeinem atemloſen Zuhörer das ſchwarze Säcklein in die Hand und ſchob ihn zur Thüre hinaus. Michele taumelte wie im Traume die Wieſen abwärts und eilte haſtig zwiſchen den dunkeln Tannenwäldern davon. Erſt als ihm aus der Ferne die Türme von Aarau durch den hellen Herbſttag entgegenleuchteten, wagte er ſtillzuſtehen und Atem zu ſchöpfen. Es war ihm, als ob er aus einem geiſtenſtichen Traume erwache und in das freundliche Morgenlicht

ſchaue; aber die Offenbarungen dieſes Traumes waren zu einem um ſo feſtern Glauben erwachſen, je unheimlicher und ängſtigender ſie im Augenblicke geweſen waren. Als Michele zu Hauſe, immer noch von einem bangen Schauer vor der Macht des allwiſſenden Alten erfüllt, ſeinen Bericht erſtattet, konnte Kätherle vor freudiger Dankbarkeit die ganze Nacht kein Auge ſchließen, daß der Not des geliebten Kindes ein ſo mächtiger Beiſtand gefunden war.

Schon am folgenden Tage ward Ruedele in das Hinterſtübchen gebracht. Er weinte zwar bitterlich, daß er nicht mehr bei ſeinen Eltern ſchlafen und nicht einmal mehr in die Stube hinausgehen durfte; aber da ihm die Mutter ſagte, welche Freude er ihr und dem Vater mache, wenn er nur bis zum Winter recht folgſam ſein wolle, legte er das bleiche Geſicht ergeben auf das Kiſſen zurück. So lag er bald geduldig den ganzen Tag im Bette ſeiner ſtillen Klauſe oder er ſaß auch am Fenſterlein und ſchaute wehmütig in's Thal, wie die Nebel langſam herauſwallten und drüben weg in langen Zügen die Vögel über den Wald flogen; oder er ergötzte ſich an dem Klange der Glöcklein, die von der weidenden Herde herübertönten. Nicht mehr lange, ſo kamen düſtere Tage mit Regengüſſen und Stürmen, welche die gelben Blätter von den Bäumen ſchüttelten. Der kleine Gefangene freute ſich im Stillen, wie die Zweige vor ſeinem Fenſter von Tag zu Tag kahler wurden; wenn nur erſt einmal der Schnee kömmt und es Winter wird, dachte er, dann fängt die Mutter wieder an zu ſpinnen, und dann darf ich auch wieder in die Stube und dabei ſitzen.

Mit nicht geringerer Sehnſucht ſchauten die Eltern nach den Vorboten des herannahenden Winters aus. Endlich erſchienen kalte Froſtnächte, und bald wehte der Wind das letzte herabgeſunkene Blatt über den gefrornen Boden dahin; die Vogelneſter, die ſommerlang im Laube verborgen geweſen, hingen unbedeckt und zerzauſt an den kahlen Zweigen, während ihre luſtige Brut ſchon längſt über die Berge davongezogen war.

Jetzt sollte das letzte Erlösungswerk gethan werden. Mit großer Sorgfalt und gläubigem Sinn wurden die zwei Brotmännchen gebacken und das eine der mitternächtig angezündeten Glut der Wurzeln überliefert, die, trocken und harzig, lechzend emporlohten. Ruedele war längst unter dem Brausen des Novembersturmes mit der süßen Hoffnung eingeschlummert, daß nun der Winter da sei und er bald wieder in der Stube neben dem Spinnrade sitzen und bei seinen Eltern schlafen könne.

Die Eltern saßen wachend und betend in der Stube. Mit heimlichem Grausen hörten sie das Heulen des Windes, der in schweren Stößen gegen die Fenster heranbrauste, als ob böse Geister Einlaß verlangten. Sie beteten immer eifriger, mit lauter Stimme, bis der Tag leise heraufdämmerte und sich der Sturm zu legen begann. Da gingen sie mit klopfendem Herzen an die Thüre des Hinterstübchens. Drinnen war's stille, das Kind schlief noch immer; als aber Michele die Thüre leise öffnete, quoll ihm ein dumpfer Qualm durch die schmale Öffnung entgegen. „Der böse Geist," schrie Kätherle entsetzt zurückweichend. Über Michele selbst kam ein noch entsetzlicherer Gedanke, als die Furcht vor dem Bösen; er stieß die Thüre taumelnd auf und rief mit bebender Stimme den Namen seines Kindes. Aber Ruedele lag lautlos mit geschlossenen Augen in seinem Bette; die leise geöffneten Lippen bewegten sich zu keiner Antwort, zu keiner Klage mehr.

Aus einer kaum bemerkbaren Ritze, die am Ofen durch die schwere Harzglut entstanden, kräuselte noch immer ein leichtes Räuchlein hervor.

Der erste Schnee dieses Jahres legte seine kühle Decke auf ein kleines Grab, an dem zwei einsame, trostlose Eltern standen. An milden Sommerabenden sitzen sie noch immer mit grauen Häuptern auf dem Bänklein hinter ihrem Hause und schauen schweigend zu den Sternen empor, nach deren stiller Heimat sie sich hinübersehnen. Die Sterne irdischer Hoffnung und Freude sind für sie längst niedergegangen.

Zweierlei Bekenntnis.

(1861.)

Die günstige Jahreszeit für den Aufenthalt in höhern Berggegenden hatte bereits ihr Ende erreicht und die bunte Sommergesellschaft auf Rigi-Scheideck war auf ein kleines Trüpplein zusammengeschmolzen, das, nicht allzuweit von der Heimat entfernt, sich noch der letzten sonnenhellen Tage erfreuen wollte. Doch auch diese kleine Schar hatte soeben wieder eine schwere Einbuße erlitten, indem ein junges Frauenzimmer aus Schwyz und ein Maler, der schon seit Jahren in Luzern wohnte, ebenso unvorbereitet als unerwartet abgereist waren. Man hatte sonst als ziemlich zuverlässig angenommen, die Beiden würden ihren Bergaufenthalt so lange immer thunlich ausdehnen, und der kleine Kreis hatte sich dieser Annahme aufrichtig gefreut, da die junge Dame und der Künstler nicht nur durch gewinnende Liebenswürdigkeit und mannigfache Talente ein Wesentliches zur heitern Geselligkeit beitrugen, sondern auch noch unbewußt manches behagliche Ergötzen bereiteten. Dem Unbefangenen gewährt es immer ein vergnügliches Schauspiel, das heimliche Keimen und Aufknospen einer Liebe zwischen zwei sinnigen und gebildeten Menschen zu beobachten, und die Beiden hatten die schönste Gelegenheit geboten zu einer solchen Beobachtung. Sie hatten sich bei ihrer Ankunft auf dem Berge noch nicht persönlich gekannt; ein Gemälde, das der Maler in letzter Zeit für die Hauptkirche von Schwyz verfertigt und das auf das Frauenzimmer einen besondern Eindruck gemacht, vermittelte

die erſten innigeren Anknüpfungspunkte, und die freie Geſelligkeit des Bergaufenthaltes kam ſo günſtig zu Hilfe, daß im Stillen allgemein angenommen wurde, die Zwei würden nur als Braut und Bräutigam von Rigi-Scheideck Abſchied nehmen. Jetzt waren ſie in ſichtlicher Verwirrung unverſehens abgereiſt, jedes den Weg nach ſeiner Heimat einſchlagend, ohne irgend eine Mitteilung an die übrige Geſellſchaft über die Gründe dieſes unerwarteten Scheidens. Um ſo neugieriger wartete man auf die Rückkehr des jungen Arztes, der dem Maler eine Strecke weit das Geleit gegeben; vielleicht daß der den Schlüſſel zu dem Geheimniſſe, das natürlich durch das Intereſſe, welches die zwei Liebenden erregt, an Bedeutung gewann, zurückbringen würde. Und man hatte ſich nicht getäuſcht; man ſah es dem Doktor von Weitem ſchon an, daß er die Sache erfahren haben mußte; er kam mächtig ausſchreitend dahergegangen, während er beſtändig vor ſich hinbrummte, wie es ſeine Gewohnheit war, wenn ihn ein unangenehmer Gedanke beſchäftigte. Aber leider ſchien er geringe Neigung zu haben, Auskunft zu erteilen, mit welch liebenswürdiger Vorſicht die Damen auch anklopfen mochten. „Sind Sie Proteſtantin?“ fragte er plötzlich einen der ſchönen weiblichen Plagegeiſter. „Sie ſind Aargauerin, aus einem paritätiſchen Kantone und alſo immer noch zweifelhaft, wes Bekenntniſſes?“ „Ach, ich verſtehe,“ lächelte die Dame; „leider muß ich geſtehen, daß ich durch Geburt und Taufe der zahlreichen Ketzerfamilie angehöre; ſollten Sie jedoch Ihr Geheimnis nur einer Ihrer Glaubensgenoſſinnen anvertrauen dürfen, ſo auf einem ungefähren Beichtwege — wer weiß, Herr Doktor, ob Sie an mir nicht eine Konvertitin gewinnen könnten. Freilich habe ich bisher nicht gewußt, daß Sie ſich auch mit dieſem Zweige der Seelenheilkunde befaſſen, Verehrteſter.“

„Dummheiten, Dummheiten,“ erwiderte der Arzt, eben nicht ſehr galant ſich abwendend, „Sie lachen und ſpotten, ohne zu wiſſen warum.“

Dieſes auffallende Benehmen war nun gerade nicht geeignet, die einmal erregte Neugierde zu beſchwichtigen, und als nach dem Abendtiſche die Schwyzerin nicht wie gewohnt ſich an das Klavier ſetzte und ebenſo wenig ſich die herrliche Singſtimme des Malers mehr erheben wollte, da brach der Sturm von Neuem und mit vereinigten Kräften los gegen den ſchweigſamen Doktor. Dieſer ſchien jedoch auch jetzt noch trotzen zu wollen, bis einer der Herren mit der kurzen Bemerkung: „Ich glaube das ganze Geheimnis mit ziemlicher Sicherheit in zwei Worten erraten und ausſprechen zu können —“ den ſchönen Neugierigen zu Hilfe kam.

„Das wäre ein unſchätzbarer Anhaltspunkt für die Diagnoſe Ihres Divinationsvermögens, mein werteſter Friedrich Wolfgang,“ rief der Doktor lachend; „nein, ſoweit würde ſich ſelbſt die vereinigte Phantaſie Ihrer beiden Paten nicht verſtiegen haben.“

Herr Friedrich Wolfgang, dem in der heitern Geſellſchaft dieſe beiden Vornamen der zwei größten deutſchen Dichter ſeiner ſchriftſtelleriſchen Neigungen wegen beigelegt worden, ließ ſich diesmal gegen ſeine Gewohnheit nicht einſchüchtern durch den ironiſchen Angriff ſeines Meinungsgegners. „Möglich iſt's ſchon, daß meine Namensvettern nicht darauf verfallen wären,“ erwiderte er ruhig, „die hatten auch anderes zu beobachten als meine blöden Augen; wenn ich nun aber glaube, die Auflöſung des Rätſels, um das es ſich hier handelt, heiße Zürich und Rom — was wollen Sie darauf erwidern, mein verehrteſter Bewahrer der ſalomoniſchen Siegel?“

Der Doktor ſchaute betroffen auf. „Wie denn, Profeſſor,“ fragte er, ſich über den Tiſch beugend, leiſe, „ſollte Ihnen die ſchöne Gläubige ſelbſt noch gebeichtet haben vor ihrer Abreiſe?“

„Mir gewiß nicht und andern ſchwerlich; aber ich habe alſo doch das Richtige getroffen!“

„Nun iſt's gewonnen," rief die lebhafte Aargauerin, „wo Zwei um ein Geheimnis wiſſen, müſſen ſie ſchon auch den Dritten im Bunde haben. Daneben ſind die Dichter auch keine ſolchen Grobiane, wie dieſe Herren Doktoren da, nicht wahr," fügte ſie mit ihrem ſchalkhaften Lächeln hinzu, „werteſter Herr Friedrich? Ich denke, der eine Name genügt, er ſoll uns Allen das faſt gefährdete Reich des Friedens begründen!"

„Nichts da von Verſchwörung und Parteigängerei," fiel der Doktor ein; „Dichter plaudern nur zu oft aus, was ſie weder wiſſen noch glauben, drum will ich mir diesmal ſelbſt das Amt mit Würden und Bürden vorbehalten. Gleichwohl, unſer Profeſſor hat es getroffen: Zürich und Rom lautet das Rätſel — wer rät weiter?"

„Konſtantinopel, Jeruſalem, Kalkutta oder Bremgarten meinetwegen, das iſt die berühmteſte Stadt meines Heimatkantons," rief die Aargauerin; „nur raſch, welche gilt es und was iſt damit gemeint?"

„Bremgarten," ſagte der Profeſſor lächelnd.

„Wie unartig — Ihr zweiter Pathe Goethe hätte in Damengeſellſchaft Beſſeres zu thun gewußt, als dieſen abſcheulichen Doktor nachzuahmen, Herr Wolfgang."

„Nicht doch, ſchöne Tochter des ſchönen Aargaus," entgegnete der Profeſſor in ernſterm Tone, als es ſeine Worte zu erheiſchen ſchienen; „oder ſagen Sie mir, iſt nicht Ihr Bremgarten zur Reformationszeit eines Morgens noch als gut katholiſche Stadt aufgeſtanden, hat ſich halb reformiert zum Mittagstiſche geſetzt, abends ganz reformiert ſich zu Bette gelegt, um am folgenden Morgen wieder römiſch-katholiſch aufzuſtehen?"

„Ja wohl, würdiger Schulmonarch," erwiderte die Dame, „ich entſinne mich, in der Schule etwas ſo gehört und geleſen zu haben, ohne dadurch damals klüger geworden zu ſein, als ich es jetzt durch Ihre hochgelahrte Profeſſorenmiene werde."

„Er hat Recht, unſer Friedrich Wolfgang," rief der Doktor; „nein bei Gott, die Sache iſt bei all' ihrer Sonderbarkeit zu ernſt, als daß wir uns länger darüber necken ſollten. Auch hat mir mein Freund, der gewiß ſobald kein Heiligenbild mehr malen wird, in keiner Weiſe verdeutet, aus der Urſache ſeiner plötzlichen Abreiſe ein Geheimnis zu machen. Die liebenswürdige Schwyzerin hatte es ihm angethan, wie das ſchon ſeit vierzehn Tagen für jeden von uns ein öffentliches Geheimnis geweſen iſt; wer die Augen nicht gebrauchen wollte, mußte doch abends hören, wie ſie ihre Duette ſangen und zuſammen ſpielten. Nun, heute Morgen iſt's zu einer beſtimmten Erklärung gekommen."

„Und er ſollte ſich getäuſcht — ſie ſollte ſeine Neigung nicht geteilt haben?"

„Im Gegenteil, ſie hat ihm dieſelbe frei und unumwunden eingeſtanden."

„Und doch dieſe plötzliche Trennung mit mühſam verhaltenen Thränen in den Augen oder mit noch übler verhehltem Zorn im Geſicht? Alſo unglückliche Familienverhältniſſe oder ſonſt ſo was — die armen Leute!"

„Ja freilich, oder ſonſt ſo was," ſagte der Doktor langſam; „nachdem ſich die Leutchen eine Stunde lang ihres Glückes gefreut, ließ auch das Unheil nicht länger mehr warten. Das Fräulein machte die unerwartete Entdeckung — bei Gott, es will mir nicht über die Zunge gehen."

„Nun, daß er trotz ſeiner ſchönen Heiligenbilder ein Proteſtant ſei," ergänzte der Profeſſor.

„So iſt es," erwiderte der Doktor zornig, „und augenblicklich war der ganze Liebeshimmel mit lauter Teufeln angefüllt. Das Eine zog diesſeits, das Andere jenſeits des Berges hinab, um ſich wahrſcheinlich ihr Leben lang auszuweichen, wenn ſie einander je wieder begegnen ſollten."

Die ganze Gesellschaft schaute sich gegenseitig betroffen an, ohne daß jemand sogleich einen Ausdruck für seine Überraschung gefunden hätte. Man hatte nun schon so manchen Tag in vertraulicher Heiterkeit zusammen gelebt, wie zu einer Familie gehörend, und außer dem Unterschiede des Geschlechts kaum noch denjenigen des Alters zur Geltung kommen lassen, während man sich um die Verschiedenheit des Standes und Berufes mehr nur zu dem Zwecke bekümmert, dem Einen oder Andern einen scherzhaften Ehrentitel anhängen zu können, als um einen wirklichen Unterschied festzuhalten. Jetzt war plötzlich eine Scheidelinie gezogen, von der Jedes wußte, daß es hüben und drüben stehen mußte, und wie empfindlich tief hatte diese Linie schon eingeschnitten!

Das Gespräch wollte lange nicht mehr in Fluß geraten; es mochte Jedes spüren, daß der Punkt, über den man bisher achtlos weggegangen, bei ernsterer Besprechung tiefere Saiten könnte anklingen lassen, als für ein heiteres, bequemes Zusammenleben wünschbar war, und doch ließ sich die Sache, wie sie nun einmal stand, auch nicht mit einem bloßen Witzworte zur Seite schieben. Sogar die sonst so mutwillige Aargauerin war ernsthaft geworden und sagte endlich mehr für sich hin als an die Übrigen gewendet: „Seltsam, wahrhaftig, daß heutzutage noch in einer Gesellschaft, die sich an diesem Orte zusammenfindet, so etwas passieren soll."

„Sie haben ganz recht und werden nun auch etwas billiger verfahren mit Ihren Anklagen gegen meine arme Person," fiel der Doktor ein; „wir stehen bald am Ende des Heilsjahres 1863; seit einem Jahrzehnt glauben wir diese Vorurteile selbst in den untersten Volksschichten überwunden und verspotten eine pfäffische Unduldsamkeit, die sich gegen unsere toleranten Gesetze über gemischte Ehen und dergleichen noch aufzulehnen wagte. Doch nun plötzlich diese überraschende Erfahrung bei einem Frauenzimmer, dessen vielseitiger Bildung

und hellem Verſtande wir ſo gerne alle Achtung gezollt! Nein, das will mir nicht zu Kopf!"

„Und doch ſollen wir uns durch das Unerwartete nicht zur Ungerechtigkeit verleiten laſſen," bemerkte der Profeſſor; „nach meiner Meinung hat die Schwyzerin gerade durch ihren raſchen Entſchluß nicht nur ſcharf blickenden Verſtand, ſondern auch eine Willenskraft bewieſen, die bloß auf einer gediegenen Bildung beruhen kann."

„Nun, beim Himmel," rief der Doktor, „das fehlte noch, daß Sie ſich als Anwalt eines blöden Vorurteiles aufwerfen."

„Das werd' ich wohl bleiben laſſen," ſagte der Profeſſor ruhig, „hingegen iſt es möglich, daß wir für den Augenblick noch auf verſchiedenem Standpunkte ſtehen, wenigſtens dem Anſcheine nach. Vor Allem halten wir Eines feſt: ſo lange der Katholizismus und der Proteſtantismus als allgemeine Glaubensformen beſtehen, ſo lange werden auch die Gegenſätze im Einzelleben ſich geltend machen müſſen, und unſere toleranten Geſetze können nicht den Zweck haben, dieſe Gegenſätze gerade aufzuheben, ſondern bloß gegebenen Falles ihre Wirkung zu mildern."

„Das läßt ſich recht fein anhören," entgegnete der Doktor ärgerlich, „nur hätte ich von einem Dichter und Philoſophen eine andere Melodie erwartet über dieſen Text."

„Die Melodie darf eben keine willkürliche ſein, ſondern muß ſich dem Texte anpaſſen, wenn ſie die richtige ſein will," ſagte der Profeſſor; „Sie hingegen haben einen durchaus falſchen Ton angeſchlagen mit der Annahme, daß ſolche Vorurteile, wie Sie es nennen, ſelbſt in den untern Bildungsſtufen unſeres Volkes überwunden ſeien. Iſt doch daran ſelbſt in den höchſten und oberſten Kreiſen nicht zu denken, weder auf der einen, noch auf der andern Seite. Nein, meine Verehrteſten, die ſchroffſten Ecken der Gegenſätze haben ſich wohl ſoweit abgeſchliffen, daß ſie im gewöhnlichen äußern Verkehre nicht mehr

so störend fühlbar werden, wie es zu andern Zeiten der Fall gewesen; aber sobald tiefere und innigste Beziehungen eintreten sollen, empfinden gerade die feinfühlenderen und bewußteren Naturen, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, die Jugendeindrücke und Anschauungen aus unserm Wesen wegzuwischen. Drum ist es auch nur zu gewiß, daß nicht die Hälfte, ja vielleicht nicht der zehnte Teil Derjenigen, die heute in unserm Lande gemischte Ehen eingehen, über die innere und bedeutungsvollste Seite ihres Schrittes nachdenken, sonst würden sie zweimal sich besinnen, bevor sie ihn wagen."

„Nur Schade, daß keine unserer schwarzen Kutten Sie hören kann," brummte der Doktor, „diese Privatansicht eines unserer freisinnigsten Schriftsteller wäre wahrlich ein herrlicher Fund für eine Kapuzinerpredigt."

„Vergessen Sie nur nicht, daß ich für meine Meinung weder das katholische noch das protestantische Bekenntnis anrufe."

„Obwohl ich über solche Dinge nicht gerne nachgrübeln mag und sie lieber im Großen und Ganzen auffasse," nahm der Gemahl der Aargauerin, ein gebildeter Industrieller, das Wort, „so möchte doch unser Herr Professor nicht so ganz Unrecht haben. Was ich sehe und erfahre, gilt mir mehr, als alle allgemeinen Behauptungen, und eine Erfahrung wenigstens habe ich gemacht, die in dieses Gebiet einschlägt."

„Erzählen Sie."

„Nun, etwas besonders Interessantes ist es gerade nicht und mir ist's auch blos aufgefallen, weil es einen meiner Freunde betrifft. Dieser ist ein Mann von freiem, kräftigem Wesen, der das Leben frisch anzufassen weiß und lieber handelt als viele Worte macht. Die Welt und die Menschen kennen zu lernen, hat er dies- und jenseis des Meeres reichliche Gelegenheit gehabt, und was seine Ansichten über die politisch-konfessionellen Angelegenheiten unsers Vaterlandes anbelangt,

ſo brauche ich Ihnen nur zu ſagen, daß er im Jahr 1845 mit an der Spitze der Freiſcharen ſtand, die Luzern da drunten von den Jeſuiten und ihren Beſchützern ſäubern wollten.

„Dieſer Freund nun, deſſen Name übrigens Ihnen Allen wohlbekannt wäre, wenn ich ihn nennen wollte, hat ſchon in jungen Jahren eine Katholikin geheiratet, die in ſeiner proteſtantiſchen Vaterſtadt geboren und erzogen worden. Deſſen ungeachtet hatte ihr Vater ziemlich ſchroffe kirchliche Anſichten bewahrt und fügte ſich dem Drängen der jungen Leute und ihrer Fürſprecher auch nur nach langem Widerſtande. Dabei wurde das übliche Übereinkommen getroffen, daß die Enkel je nach dem Geſchlechte dem verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe der Eltern folgen, die Mädchen katholiſch, die Knaben proteſtantiſch getauft und erzogen werden ſollten; aber noch am Morgen des Hochzeitstages ließ der alte Mann meinen Freund zu ſich kommen und drang mit Bitten und zuletzt mit verſchwenderiſchen Anerbietungen in ihn, auch die Knaben, wenn er mit ſolchen beglückt werden ſollte, in dem Bekenntniſſe der Mutter, d. h. katholiſch erziehen zu laſſen. Mein Freund weigerte ſich, aus Furcht, wie er damals meinte, durch eine ſolche Nachgiebigkeit in eine ungeziemende Abhängigkeit von ſeinem Schwiegervater zu geraten, denn über konfeſſionelle Engherzigkeit dieſer oder jener Art glaubte er weit hinweg zu ſein, und am liebſten wäre ihm die bürgerliche Trauung geweſen, um jeder kirchlichen Formalität auszuweichen. Nun, die Ehe ließ ſich ganz glücklich an, und eine glückliche iſt ſie auch geblieben bis zur heutigen Stunde, wenigſtens haben die beiden Gatten ſtets in Liebe und Treuen zuſammengehalten; aber mancherlei Gerede und nicht geringes Aufſehen erregte es, als mein Freund vor ungefähr zehn Jahren, nachdem ihm zwei Knaben wenige Wochen nach der Geburt geſtorben, einen dritten Neugeborenen auf katholiſchen Ritus taufen ließ. Man munkelte ſchon von geiſtlichem Einfluſſe, von Apoſtaſie und was der-

gleichen bei ſolchen Vorkommenheiten immer auf die Oberfläche des Tagesgeſpräches getrieben wird, und ich ſelbſt, ich war ebenfalls nicht im Stande, mir die Sache zurechtzulegen, zumal ich beſtimmt annehmen konnte, daß die Gattin meines Freundes an dieſem Schritte keinen maßgebenden Anteil haben konnte. Der Schwiegervater ſelbſt war ſchon ſeit vielen Jahren geſtorben.

„Mit einer ungebührlichen Neugier mochte ich mich nicht aufdrängen, um ſo weniger, als mein Freund in allen andern Dingen mir jetzt wie ſonſt mit dem intimſten Vertrauen entgegenkam, ohne jedoch dieſen einen Punkt auch nur mit dem leiſeſten Worte zu berühren. Inzwiſchen ward ihm Gelegenheit, das leichtſinnige oder böswillige Gerede durch einen ebenſo energiſchen als ſiegreich geführten Widerſtand, den er in amtlicher Stellung einem übergreifenden biſchöflichen Begehren entgegenſtellte, Lügen zu ſtrafen, wobei freilich das heimliche Verlangen nach den wirklichen Gründen, die ihn zu jener katholizierenden Taufe bewogen, nicht geſchwächt wurde. Auch bei mir nicht; aber es verging ein volles Jahr, bevor mein Freund mir plötzlich, ohne irgend eine Veranlaſſung von meiner Seite, die Aufklärung gab."

„Die am Ende auf eine Grille des Mannes hinauslief," warf der Doktor ein, „mir ahnt ſo was."

„Je nachdem; immerhin ſehen Sie, daß meine Erzählung in einem Punkte nicht für die Anſichten des Profeſſors ſpricht," fuhr der Erzähler fort, „da mein Freund in dieſem Falle der Wirkung beſtimmender Jugendeindrücke geradezu entgegengehandelt hätte. Gleichviel, am Geburtstage ſeines friſch und geſund gedeihenden Knäbleins teilte er mir mit, was ihn bewogen, dasſelbe nach dem Bekenntniſſe ſeiner Mutter taufen zu laſſen. Am Hochzeitsmorgen nämlich hatte ihm der Schwiegervater, nachdem er die ſchon erwähnten Bitten vergeblich verſchwendet, mit Thränen in den Augen zugerufen: „Nun denn,

ſo ſieh Du zu! ich werde in meiner letzten Stunde noch beten, daß aus meinem Blute kein kirchenfeindlicher Same gedeihe, an deſſen Ausſaat meine ſündhafte Nachgiebigkeit Schuld tragen könnte.“ Dieſe Worte waren damals ſcheinbar ſpurlos vorübergegangen an meinem Freunde; als ihm aber die beiden Knaben wegſtarben, während das katholiſch getaufte Töchterlein kräftig und munter aufwuchs, da fielen ſie ihm mit um ſo ſchwererer Erinnerung wieder auf das Herz, als der alte Mann bereits tot und mit übel verhehlter Reue über ſeine endliche Zuſtimmung zur Wahl ſeiner Tochter aus dem Leben gegangen war. Genug, als ihm der dritte Knabe geboren wurde, war ſein Entſchluß ſchon gefaßt, und bis zur Stunde wenigſtens hat er denſelben noch nicht bereut. Das Kind iſt geſund geblieben und bereits zu einem allerliebſten Jungen herangewachſen.“

„Nun, meinetwegen,“ lachte der Doktor, „warum ſollte ich mir eine ſolche Vermehrung meiner Kirche nicht gefallen laſſen; doch wird hoffentlich Ihr Freund ſelbſt nicht daran denken, daß das Gedeihen des einen oder der Tod des andern Knaben in irgend welcher Beziehung zu ihrer Taufe ſtünde.“

„Sie werden mir glauben, daß ich nicht wenig erſtaunt war über dieſe Mitteilung,“ ſagte der Erzähler ausweichend; „gewiß iſt es aber, daß mein Freund auch noch weitere Kinder, wären ihm ſolche geboren worden, auf das katholiſche Bekenntnis würde haben taufen laſſen.“

„Alſo nur ein neuer Beweis, daß auch dem Klügſten der Verſtand gelegentlich durchgehen kann,“ brummte der Doktor.

„Blos zu dieſem Beweiſe habe ich nun freilich den Vorgang nicht erzählt,“ lächelte der Induſtrielle; „indeſſen braucht man hinter demſelben nicht mehr zu ſuchen, als er auf den erſten Blick ſchon zeigt, nämlich eine neue Beſtätigung der alten Erfahrung, daß jeder Menſch ſich das ausſchließliche Recht nimmt, ſeine eigenen Lebensereigniſſe auf ſeine Weiſe zu deu-

ten, und ſich hiebei um die Anſichten Anderer um ſo weniger kümmert, je näher ein ſolches Begegnis ſein innerſtes Leben berührt. Und das iſt es im Grunde wohl auch, was unſer Herr Profeſſor behauptet hat. Durch das Glaubensbekenntnis, in dem wir erzogen worden, wird ohne Zweifel ganz unbewußt eine Hauptgrundlage für die Betrachtung des Gemütslebens geſchaffen, woraus denn in einer gemiſchten Ehe auch bei allem übrigen Einklange der Gatten die unerwarteſten Konflikte entſtehen können."

„Und hiefür könnte ich der Geſellſchaft den Beleg ebenfalls in einer Geſchichte geben," ſagte der Profeſſor, „die mir auf meiner Herreiſe mitgeteilt worden iſt."

„Bitte, erzählen Sie!" riefen mehrere Damen.

„Der Gegenſtand hat mich derart intereſſiert, daß ich ihn etwas ausführlicher niedergeſchrieben habe. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich Ihnen die Blätter vorleſen. Sie tragen die Aufſchrift:

„Blind geboren."

Das Bad Schwarzenberg, hart an der Grenzſcheide zweier Kantone in einem einſamen Waldthälchen gelegen, hat ſeit Menſchengedenken als neutraler Boden gegolten für die beidſeitigen Grenzbewohner, ſo ſehr dieſe auch gelegentlich durch konfeſſionelle Reibungen gegen einander in Harniſch gebracht wurden. Es wird in der Gegend noch heute eine Anekdote erzählt, die das Altherkömmliche dieſer Eigenſchaft des Hauſes recht anſchaulich beweiſt. Im Religionskriege von 1712 nämlich ergriff der Badewirt vor einem drohenden Einbruche der benachbarten Luzerner die Flucht, wobei er jedoch ſeine Kuh und ein paar Ziegen nicht mitnehmen konnte. Er verbarg ſie in der Eile in die bedeckte Grube, die er im Garten zur Aufbewahrung von Rüben und Kohl angelegt hatte. Ein ſtreifender Luzerner Haufe rückte wirklich einige Stunden darauf an und führte alles Vieh, das er auf den benachbarten Höfen

fand, als gute Beute über die Grenze zurück; als jedoch der Badewirt nach vorbeigezogener Gefahr nach ſeiner verborgenen Lebware ſchauen wollte, fand er ſie nicht mehr in der Grube, ſondern fein ſäuberlich im Stalle an die mit friſchem Futter verſehenen Krippen gebunden. In der Gaſtſtube ſelbſt ſtand ein geleertes Weinfäßchen auf dem Tiſche, aber daneben die Zeche, bis auf den Kreuzer ausgerechnet, in einem Teller zuſammengelegt. Die Feinde hatten den Preis des Getränkes, mit dem ſie ſich in friedlichern Tagen in dieſem Hauſe erquickt, getreulich im Gedächtniſſe behalten.

So ungefähr wurde es in Schwarzenberg auch zu andern Zeiten gehalten. Hier tanzte und trank das junge Volk an Sonntagen neben einander, ohne daß es um des Glaubensunterſchiedes willen je zu feindlichen Thätlichkeiten gekommen wäre. Dagegen hatte auch in den ruhigſten Zeiten dieſer Verkehr ſtets eine eigentümlich unterſcheidende Färbung beibehalten, und obwohl z. B. die jungen Burſchen ſich durchaus in der Tracht durch nichts von einander unterſchieden, hatte man doch auf den erſten Blick heraus, zu welcher Partei der Einzelne gehörte. So ſchwang der handfeſte Luzerner wohl etwa lachend und ſchäkernd ein feines reformiertes Kind im Langus oder künſtlich verſchlungenen Ländler herum, oder es walzte ein Reformierter mit einer drallen Luzernerin die Tanzſtube hinab; aber ſobald Geige und Klarinett verſtummten, ſchieden ſich die Gruppen wieder ſtreng aus einander, und nie ſah man, daß ein Mädchen nach dem Tanze von einem Burſchen der andern Partei zum Weine geführt worden wäre. Die Möglichkeit eines ernſthaftern Verhältniſſes zwiſchen zwei Angehörigen der freundnachbarlichen Gegenfüßler nun gar — ja, die lag vollſtändig außerhalb des Denkkreiſes und Vorſtellungsvermögens dieſer Leute, und gewiß war es, daß ſeit Menſchengedenken, wohl ſo lange im Bad Schwarzenberg die paritätiſche Tanzmuſik ſchon erklungen, noch nie etwas Derartiges vorgekommen. Es

war in dem Unterſchiede des Glaubensbekenntniſſes den einfachen Dörflern ſchon gegen das leiſeſte Ankeimen einer Herzensneigung eine unüberſteigliche Scheidewand errichtet, obwohl ſie ſich in allen übrigen Dingen durchaus billig und bequem verhielten, ſo lange keine weitergreifenden Einflüſſe hinzutraten.

Um ſo bedenklicher war das Aufſehen, als der junge Wynemüller das altgeſeſtete Herkommen in Schwarzenberg mit einem Schlage über den Haufen warf. Er hatte zwar von jeher etwas Apartes gehabt, des Wynemüllers Rudolf; aber er war als einziger Sohn und vermöglicher Erbe zu Manchem berechtigt, was einem Andern nicht durchgegangen wäre. Sobald in dem über anderthalb Stunden entfernten großen Dorfe eine „Hochſchule" errichtet worden, wie die Leute eine dortige höhere Schulanſtalt nannten, hatte der Rudolf ſie beſuchen müſſen, und obwohl er damals bereits ſiebzehn Jahre zählte, hieß es bald allgemein, er wolle nun Doktor oder gar Pfarrer ſtudieren; er lerne jetzt ſchon Worte auswendig, die einen ganzen Mannsfinger lang ſeien. Doch wurde trotz dieſer ſchwerwiegenden Gelehrſamkeit, mit der es ſein richtiges Bewenden haben mochte, nichts aus dem „Studieren"; der Rudolf ging, nachdem er die Schule mit Eifer und erfolgreichem Fleiße einige Jahre beſucht, zwar in die Fremde, aber dennoch, ſo hieß es, wolle er bei der Müllerei bleiben, wenn er wieder zurückkomme. Bis dahin vergingen nun freilich wieder einige Jahre, während deren man auf den benachbarten Höfen herum von dem Abweſenden bald nur noch ſprach wie von einem Menſchen, der eine Reiſe in den Mond angetreten. Wie es am Meere ausſehe, habe er in einem langen Briefe heimgeſchrieben, hieß es einmal; aber nicht an dem Meere, über das die Auswanderer nach Amerika fahren müßten, ſondern an einem ganz andern und noch viel gefährlichern. Trotzdem kam er endlich wieder zurück in die einſame Wynemühle; aber wie? Daß er feiner und vornehmer ausſehe, als irgend ein Stadtherr, und mehr zu erzählen wiſſe,

als ein halbes Dutzend Pfarrer zuſammen, darüber war nur eine Stimme, wobei freilich ebenſo einſtimmig, wenn auch leiſer ausgeſprochen, der Zweifel unterlief, ob der Rudolf bei alledem auch noch in die alte Mühle paſſe und ein rechter Müller werden könne. Eine beſondere Meinung machte ſich noch unter den Töchtern und ſelbſt den jüngern Frauen geltend, die unverhohlen behaupteten, er wäre der Schönſte weit und breit, wenn er nur den großen, garſtigen Schnauzbart wegſchneiden würde.

Jenſeits der Luzerner Grenze, die ſich kaum einen Büchſenſchuß weit hinter der Mühle durchzog, ſchienen jedoch zwei hellbraune Augen, die mit ſeltſamer Lieblichkeit aus einem roſenfriſchen Geſichte hervorleuchteten, nicht einmal dieſe Bart-Operation für nötig zu halten, um den Heimgekehrten ſchön zu finden. Denn am Ernteſonntag gab es wenige Gäſte im Bade Schwarzenberg, die nicht bemerkten, mit welch glückſeliger Fröhlichkeit die Tänzerin des jungen Müllers nur an ihm hing und faſt mit offenem Widerwillen kaum etwa einmal mit einem andern tanzte; und gewiß ging kein einziger dieſer Gäſte fort, ohne den Kopf darüber zu ſchütteln, daß auch der Wynemühle-Rudolf nur mit ihr getanzt und ſie an einem beſondern Tiſchlein den ganzen Nachmittag und Abend zum Wein gehalten. So etwas war noch nicht vorgekommen, da ja ein ordentlicher Burſche nur dasjenige Mädchen zum Wein führte, auf das er ernſte und ehrliche Abſichten hatte. Wie ſollte aber das beim jungen Wynemüller möglich ſein, deſſen Tänzerin niemand anders war als die älteſte Tochter des Chäppeli-Bauern? Zwar war dieſer der nächſte Nachbar der Wynemühle jenſeits der Grenze, und die beiden großen Güter ſtießen zuſammen an mehreren Punkten, in Wald und Feld; auch war er in der weiten Umgegend als ein rechtſchaffener, billiger Mann in Handel und Wandel bekannt, und gegen ſeine Tochter, die freundliche und freigebige Seppe, konnte ſelbſt der ärgſte

Feind nichts Böſes ſagen. Ebenſo wußte man, daß die beiden Nachbarn von je in allen großen „Werken“ und unvorhergeſehenen Fällen einander redlich mit Rat und That beigeſprungen, wie billig, und daß der Chäppeli-Bauer wenigſtens ebenſoviel von ſeinem Getreide in der reformierten Wynemühle mahlen laſſe, als in der benachbarten Chorherrenmühle von Bero-Münſter; aber gerade deswegen mußte das Benehmen der beiden jungen Leute an dieſem Ernteſonntag um ſo auffallender erſcheinen, denn ein echtes und gerechtes Verhältnis konnte und durfte doch nicht ſtattfinden zwiſchen ihnen. Darüber war man auf beiden Grenzen einverſtanden und beſprach die Sache mit gleichmäßigem Kopfſchütteln.

Aber noch vor Anfang des Winters kam beſſere Belehrung, und bis in den abgelegenſten Berghof der Gegend ging wie ein Blitzſchlag die Kunde, der Wyne-Rudolf und die Chäppeli-Seppe würden auf Neujahr Hochzeit halten.

Über dieſe Neuigkeit, ſo mächtig ſie auch wirkte, machten die Leute viel weniger Worte, als über den Vorgang vom Ernteſonntag. Wer ſie zum erſtenmal vernahm, ſtand eine geraume Weile ſchweigend da, dem Erzähler wie erſchrocken ins Geſicht ſchauend, und meinte dann nachdenklich: „Was Du nicht ſagſt! das kann nicht gut gehen; was die denken mögen.“ „Das mein' ich auch,“ erwiderte der Andere und ging davon, oder man ſprach von andern Dingen. Auch der alte Wyne-Müller ſagte auf leiſes Befragen Jedem mit bekümmertem Geſichte: „Ich fürcht', es wird nicht gut kommen; aber was will ich machen? Der Rudolf iſt mein einziges Kind, und ſo vermag ich's nicht zu erwehren.“ Der Chäppeli-Bauer dagegen fuhr anfänglich jedermann unwirſch an, wenn er über die Sache befragt werden wollte. „Will ſchon ſehen, wer Meiſter iſt,“ brummte er, und daß wenigſtens in ſeinem Hauſe ſeine Herrſchaft zur Geltung gebracht wurde, davon gaben die oft verweinten Augen Sepplis hinlängliches Zeugnis. Allmählich

jedoch wurde der Mann ebenfalls ſtiller und ſagte: „Wie ſoll ich's allein hindern, wenn mir der alte Wyne-Müller nicht helfen will und der junge, der alle Schlich und Geſetz beſſer kennt als der beſte Advokat, ſelbſt drinnen im Chorherrenſtift Fürſprecher gefunden hat? Die Heiligen verzeihen's ihnen, ich bin unſchuldig, komme was wolle.“ Mit der angedeuteten Fürſprache im Chorherrenſtifte mochte es nun freilich nicht viel auf ſich haben, wenigſtens war Seppeli eines Abends, als ſie zu Rudolf zur kleinen Kapelle kam, von der das Gut ihres Vaters ſeinen Namen trug, mehr denn ſonſt ängſtlich und unruhig, und ſo oft ſie den Mund zum Sprechen öffnen wollte, kamen ihr die Thränen in die Augen. Endlich erzählte ſie, daß ſie bei den Chorherren gebeichtet, aber für einmal die Abſolution nicht empfangen habe, und fügte leiſe weinend hinzu: „Aber laſſen kann ich nicht mehr von Dir, Rudolf, und wenn meine arme ſündige Seele für Zeit und Ewigkeit Schaden nehmen müßte.“

„Dieſes elende Kirchengeſindel!“ rief Rudolf unmutig; „ſieh', Seppeli, wenn Du mir auch nicht ſo lieb wäreſt, wie Du es biſt, Du müßteſt mein werden nur dieſen heuchleriſchen Schwarzröcken zum Trotze.“

Das Mädchen wendete das Geſicht bei dieſen heftigen Worten plötzlich nach der kleinen Halle der Kapelle zurück, vor der ſie jetzt, wie ſchon ſo manchen Abend, zuſammen ſtanden. Es war eine gar ſtille und heimliche Stelle, ganz nahe am Waldrande, an dem die väterlichen Güter aneinander ſtießen. Eben war der Mond über dem dunkeln Walde emporgeſtiegen und warf einen unſichern, zitternden Schimmer auf das Muttergottesbild, das in der Kapelle ſtand. „Heilige Jungfrau,“ rief Seppeli, den Geliebten ängſtlich am Arme faſſend, „was haſt Du gethan, Rudolf!“

„Was haſt Du denn?“

„Sie hat Deine Schmähung gegen die geweihten Prieſter gehört, ſie hat ſich bewegt, Rudolf.“

Er folgte der Richtung ihrer Augen und ſah, wie dieſelben ſtarr an dem Bilde hingen. Der Mondſchein flimmerte heller um die Krone der Himmelskönigin, von der ein rötliches Licht auf ihr Antlitz herabfiel, das eine Weile lang ganz deutlich jeden einzelnen Zug erkennen ließ. „Die dort,“ ſagte er, die Hand ausſtreckend, „die ſollte mich gehört und ſich bewegt haben?“

„Und warum denn nicht, Rudolf,“ erwiderte das Mädchen mit leiſer Stimme; „warum ſollte ſie nur meine Gebete und nicht auch Deine Schmähung hören? Ach, mir war's immer noch ein rechter Troſt, daß ich jedesmal leichtern Herzens von ihr heimgehen konnte — nun wird das vielleicht anders werden.“

Rudolf ſchwieg einige Augenblicke; dann ſagte er nachdrücklich und langſam: „Hör', Seppeli, bete Du, wo und wann Du willſt; aber für ſo blind hätte ich Dich doch nimmer gehalten.“

„Blind, ſagſt Du, und warum?“

„Weil Du glaubſt, daß ein aus Holz geſchnitztes, armſeliges Bild ſehen, hören und ſich gar bewegen könne. Ja wahrhaftig, da weiß ich auch nicht, warum wir mit ſehenden Augen geboren werden, um uns dann doch mit ſolcher Blindheit ſchlagen zu laſſen.“

Sie zuckte bei dieſen Worten mit dem Arme, der in dem ſeinigen lag, und ſagte ängſtlich: „Komm, wir wollen gehen; begleite mich noch ein wenig, ich fürchte mich allein am Walde hin.“

Rudolf ging dieſen Abend ſeinen Heimweg nachdenklicher, als es ſonſt der Fall war nach einem heimlichen Wiederſehen des lieben Kindes. „Alſo morgen wieder um dieſe Zeit,“ hatte er beim Abſchiede geſagt, und ſie darauf raſch erwidert: „Ja, aber nicht droben bei der Kapelle; ich will Dir an den Bach

hinunter entgegenkommen.“ Zum erſten Male empfand er deutlicher, daß die Hinderniſſe, die er um ſeiner Liebe willen zu bekämpfen hatte, nicht bloß in dem Herkommen und in den Meinungen ſeiner Umgebung lagen, ſondern daß ſich zwiſchen ihm und Seppeli ſelbſt noch eine geheime Kluft aufthat. Er hatte dieſelbe bisher ausgefüllt geglaubt durch die entſchloſſene Liebe, die ihm das Mädchen entgegenbrachte; denn dieſe konnte ja doch nur aus einem vorurteilsloſen Gemüte hervorgehen; jetzt fühlte er dunkel, daß ſeine Hoffnung zu weit gegangen. Doch dieſer Eindruck ging nur wie eine ſchattenhafte Ahnung an ihm vorüber, und der junge Mann hielt ſeinen Willen ſo kräftig aufrecht, daß auf Neujahr ſchon wirklich die Hochzeit gefeiert wurde.

Aber es war eine ſtillere Hochzeit, als ſie in der Gegend jemals ſtattgefunden. Kein heiteres und glückwünſchendes Gedränge auf der Straße und kein Mörſerknall auf der Anhöhe, wie es ſonſt an dem hohen Feſte auch armer und geringer Leute Sitte war. Die beiden Brautleute fuhren, nur von der Schweſter Seppelis begleitet, davon, um ſich in einem entfernten Dorfe einſegnen zu laſſen, und die Leute, die ihnen aus den Fenſtern nachſchauten, ſchüttelten die Köpfe mit den ſtehenden Worten: „Das kann nimmermehr gut kommen — wir werden's erleben.“

Aber es kam vorerſt beſſer, als die Unglückspropheten erwartet hatten. Es verging kein halbes Jahr, und der Wyne-Müller erklärte am offenen Wirtstiſche in Schwarzenberg: „Es dünk' ihn, er ſei ein Narr geweſen mit ſeinem Kummer um die Heirat des Sohnes; eine beſſere und liebere Sohnsfrau hätte er unter allen Reformierten nicht bekommen.“ Auch der Chäppeli-Bauer war verſöhnt und ſprach ſich in ähnlicher Weiſe aus über ſeinen Tochtermann, und wirklich hatte dieſer nun ſelbſt im Chorherrenſtifte freundliche Stimmen gewonnen. Denn nicht nur kam er gar oft an ſchönen Sonn- und Feiertagen

in Begleit seiner jungen Frau zum Besuche des Gottesdienstes in der Stiftskirche, er hatte sogar zu einem bereits zu diesem Zwecke vorhandenen Vermächtnisse aus freien Stücken die noch benötigte Summe beigelegt, um vor dem Marienbilde in der Kapelle oben am Walde ein ewiges Lichtlein zu stiften. Wer konnte wissen, was weiter werden mochte? Am Ende gelang es dem Einflusse des schönen Weibleins wohl noch, ihren Mann in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, was in jenen Tagen einer neubeginnenden Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete eine hochwillkommene Erscheinung gewesen wäre für die Chorherren. Seppeli selbst jedoch machte sich keine solchen überflüssigen Gedanken und es fühlte recht gut, wie es das Benehmen seines Mannes auszulegen habe. Als es ihn voll freudigen Erstaunens gefragt, was ihn zur Mitstiftung des ewigen Lichtleins bewogen habe, hatte er lächelnd geantwortet: „Nun, damit Dich das alte Bild nicht mehr erschrecken soll, wenn Du es im hellern Lichte statt im bloßen Mondscheine sehen kannst" Seppeli hätte lieber eine andere Antwort gehört, und schmerzlich ging ihm dabei die Erinnerung durch die Seele: bei all' seiner Liebe hält er mich doch für thöricht und blind, wie er's damals gesagt hat. Rudolf mochte vielleicht die Wirkung seines raschen Wortes ahnen und fügte deshalb hinzu: „Nein, Seppeli, ich will Dir meinen wahren Grund schon sagen; ich glaube dadurch Deinem Vater einen unerwarteten Gefallen zu erweisen und ihn Dir und mir freundlicher stimmen zu können; das wäre ja die kleine Summe wohl wert." Seppeli errötete über diesen Aufschluß, der die Empfindung in ihm weckte, als sei ihm eben ein Schuldbekenntnis abgelegt worden; aber doch konnte es den lieben Mann, der so sorglich an den Familienfrieden dachte, nicht tadeln, und es selbst freute sich am meisten, als es sich bald erzeigte, daß Rudolf seine Absicht wirklich erreicht hatte. Der Chäppeli-Bauer saß nun bald ganze Abende lang in der Wyne-

Mühle und schien mit dem einmal Geschehenen seinen vollen Frieden gemacht zu haben.

So gewann das Leben der jungen Eheleute viel schneller eine ungestörte und freundliche Gestalt, als selbst Rudolf zu hoffen gewagt hatte. Und noch vor Verlauf des ersten Jahres sollte auch der letzte Wunsch seiner Erfüllung entgegengehen, da Seppeli dem Gatten ein süßes Geheimnis anvertraute. „Wenn Du mir ein Büblein schenkst," rief Rudolf, das errötende Antlitz seines Weibes an seine Brust ziehend, „so soll Deine liebe Gottesmutter droben in der Kapelle auch noch einen Altar bekommen zu ihrem Lichtlein; ich versprech' es Dir."

„Und für ein Mädchen — stiftest Du da nichts?"

„Nun, das müßt' ja selbst eine kleine Kirchenheilige werden, wie Du es bist, Seppeli Aber nein, ein Büblein hätt' ich doch lieber zuerst."

Seppeli wußte sich keine Rechenschaft zu geben, warum diese Worte, die in freudigem, liebevollstem Tone gesprochen waren, ihr so seltsam schwer aufs Herz fielen. Daß die meisten Männer als Erstlingskind gerne einen Knaben haben, war ihr bekannt genug, und ebenso wußte sie ja auch schon lange, daß ein Knabe dem Vater, ein Mädchen ihr, der Mutter, in Taufe und Glauben folgen sollte. Oder war es vielleicht gerade das, was ihr wie eine geheime Stimme zurief: Du selbst darfst nicht wünschen, daß diesmal des Wunsch deines Mannes in Erfüllung gehe; besser wäre es ja, wenn du niemals einen Knaben bekommen würdest! Seppeli wehrte sich anfänglich mit aller Macht gegen diese Gedanken, sie kamen ihm sündhaft an dem lieben Manne vor, und oft auch wußte es sich mit dem versprochenen Altare für die Jungfrau zu trösten; vielleicht mochte durch eine solche Stiftung die noch nicht vergessene Sünde von jenem Abend, da Rudolf die Himmelskönigin frevelhaft verhöhnt hatte, wieder gesühnt und verziehen werden; denn daß dies durch das ewige Lichtlein noch nicht erreicht worden,

fühlte Seppeli im tiefſten Herzensgrunde; ſie konnte noch immer nicht mit der vertrauenden, freudigen Andacht in der Kapelle beten, wie in frühern Tagen, und oft, wenn die Beterin ihre frommen Augen zu dem Bilde erhob, war es ihr, als ob es wie verneinend mit einem kalten abweiſenden Blicke auf ſie herabſchaue. Aber wie konnte die beleidigte Gottesmutter verſöhnt werden durch einen Altar, der ihr nicht aus Liebe und Glaube, der ihr faſt zum Spotte von unreinen Händen errichtet wurde? Seppeli erſchrak zuerſt über dieſe Worte, die ihr, wie von einem unſichtbaren Munde zugeflüſtert, leiſe auf die Zunge getreten waren; aber ſie kehrten unwillkürlich wieder zurück, und in der Seele der werdenden Mutter begann ein verſchwiegener Kampf, der mit jedem Tage, der ſie dem Augenblicke, an dem ſie einem neuen Weſen das Daſein geben ſollte, näher brachte, unruhiger und peinvoller wurde. Als man Seppeli nach dieſem ſchweren Augenblicke die Kunde mitteilte, ſie habe einen hübſchen, geſunden Knaben geboren, verbarg ſie das bleiche Antlitz in die Kiſſen und brach in heftiges Weinen aus. Der glückliche Gatte glaubte, es ſei die Erfüllung ſehnlicher Hoffnungen, die aus der Wöchnerin weine, und dabei fiel ihm das Verſprechen ein, das er ihr an jenem Tage, da ſie dieſe Hoffnungen auch in ihm erweckt, gegeben hatte. So traf er augenblicklich im Geheimen Vorſorge, daß ſie den neuen Altar bei ihrem erſten Ausgange ſchon vor dem Frauenbilde errichtet finden könne, und ſo geſchah es auch. Aber ach, als Seppeli dieſen erſten Gang that, warf ſie ſich in troſtloſem Schmerze in der kleinen Vorhalle der Kapelle auf die Knie nieder, ohne zu wagen, ihr Gebet an dem neuerſtandenen Altare ſelbſt zu verrichten. Es war auch kein Gebet, das ſie verrichtete, es war nur ein ſtummer, verzweifelnder Schmerzensſchrei, der ſich ihrem Innern entrang. Denn ſchon wenige Tage nach der Niederkunft hatte es ſich gezeigt, daß ihr Knäblein — blind geboren war.

Von dem Augenblicke dieſer Entdeckung an, der das mitleidige Achſelzucken der herbeigerufenen Ärzte nichts von ihrer bittern Hoffnungsloſigkeit benahm, gewannen die verworrenen, widerſtreitenden Empfindungen in der Bruſt der armen Mutter einen feſten Stütz- und Ausgangspunkt. Sie hätte wohl ihr letztes Herzblut ausweinen mögen, wenn ſie Rudolf ſo ſtill und traurig an dem Bettlein des Kindes ſtehen ſah; aber zugleich ſprach es laut und vernehmlich in ihr: das iſt der Sündenlohn, die blindgeſcholtene Jungfrau hat uns ein blindes Kind gegeben. In ihrem gläubigen Gemüte ſah ſie nur noch einen Hoffnungsſchimmer; aber ſie fühlte ſich zu ſchwach, demſelben Raum zu einem hellern, erquickenden Lichte zu gewähren. Als der Tag der Taufe herannahte, zog ſie einmal den betrübten Gatten in ihre Arme und flüſterte ihm angſtvoll zu: „Rudolf, ich hab' eine Bitte, eine ſchwere Bitte an Dich; willſt Du ſie erfüllen — mir, Deinem armen Seppeli?"

„Wie kannſt Du ſo etwas fragen; warum ſollt' ich nicht, wenn es in meinen Kräften ſteht?"

„So laß unſer Kind auf meinen Glauben taufen, Du kannſt das, Lieber."

Er richtete ſich auf und ſchaute ſie betroffen an, während ſie ebenſo unverwandt zu ihm emporblickte; aber ſein Geſicht überzog nur ein trübes Lächeln, vielleicht weil er die Angſt in den Augen ſeines Weibes nicht verſtand oder aber noch eher ſich ſcheute, ſie näher um die Gründe ihres unerwarteten Begehrens auszufragen. „Nein, Seppeli," ſagte er endlich, „das kann und darf ich nicht, ſchon der Leute wegen nicht, die jetzt ſchon ſagen, ich ſei ſchuld am Unglücke unſeres armen Kindes. Ich thät's aber auch ſonſt nicht — in dieſem Punkte bleibt's bei unſerm Verſprechen, Seppeli. Die Knaben mir, die Mädchen Dir."

„Und was ſagen die Leute," rief ſie leiſe, „woher wiſſen ſie etwas von Deiner Schuld?"

„Aus ihrem Unverſtande wiſſen ſie es,“ erwiderte er, ohne den eigentlichen Sinn der letzten Frage verſtanden zu haben; „aber ärgern muß man ſich doch darüber.“

„So ſag' mir's doch — ich bitt' Dich drum, Rudolf; andere Leute haben manchmal mehr recht mit ihren Meinungen, als wir glauben.“

„Diesmal nicht, Seppeli,“ entgegnete er, ſich abwendend; „ſpäter will ich Dir's ſchon ſagen, was es iſt.“ Er ging ſchweigend zur Thüre hinaus; aber noch vor Sonnenuntergang wußte die Wöchnerin durch die Hebamme, was die Leute ſagten. Das Kind ſei blind zur Welt gekommen, weil der junge Wyne-Müller ſelbſt ſchon mehr als zur Hälfte ein blinder Katholiſcher geworden. Das ſei die Strafe für Früheres und dann gewiß für das ewige Lichtlein, das er in die Kapelle geſtiftet. „So dumme Geſchichten ſchwatzen ſie,“ ſchloß die Hebamme ihren Bericht; „aber freilich Euerm Mann dürfen ſie's nicht ins Geſicht ſagen, und drum allein hab' ich's Euch erzählt, damit er auch erfahre, wie es ſeine nächſten Nachbarn meinen mit ihm.“

Seppeli, die ſich während dieſer Erzählung ein wenig von ihrem Lager erhoben hatte, legte ſich wieder langſam auf die Kiſſen zurück. „Und was iſt denn das Frühere, wovon die Leute ſprechen und wofür Rudolf vom Himmel ſo hart beſtraft werden ſoll?“ fragte ſie endlich leiſe; „ich habe doch nie Böſes über ihn reden hören.“

„Ach, das ſind die alten Geſchichten,“ erwiderte das geſchwätzige Weib; „die Leute ſagten in ihrem Unverſtande ſchon vor Eurer Heirat, es werde nicht gut kommen und jetzt meinen ſie, Recht gefunden zu haben. Aber du mein Gott, wie manches blinde Kind hab' ich ſchon empfangen in meinem Berufe, und Eures iſt gewiß auch nicht das letzte; drum müßt Ihr Euch tröſten, Fraueli.“

Nach ſolchen Mitteilungen mochte nun freilich dieſe Ermahnung zum Troſte wenig wirken auf das arme, geängſtigte und verwirrte Mutterherz, über das im Gegenteil eine unſägliche Bitterkeit kam. Statt alles Andere von ſich zu werfen und in der Liebe Rudolfs einzig die feſte Stütze zu ſuchen, empörte ſich das verletzte Gefühl zuerſt gegen die Nachbarn, die ihm als nichts Beſſeres denn als eine ruchloſe Rotte erſchienen, die es mit Überlegung und Plan auf das Verderben eines Unſchuldigen abgeſehen. Aber einmal auf dieſem Wege, konnte Seppeli nicht bei den Nachbarn ſtehen bleiben, ihr Groll mußte ſich auch gegen ihren Schwiegervater, ja ſelbſt gegen den Gatten wenden, der ſich von ſolcher Bosheit umgarnen laſſe und darüber das einzige Mittel verſäume, durch das vielleicht das Unglück des armen Kindes noch gewendet werden könnte. „Ach, hätt' ich meinem Vater und all' denen, die mir's wehrten, gefolgt," ſeufzte die arme Frau, den Kopf in die Kiſſen drückend; „gnadenreiche Jungfrau, vergib mir, was ich gethan habe!"

Mit dieſem Ausrufe war dem jungen Weibe plötzlich der ganze Widerſpruch ſcharf und klar vor Augen gerückt, in den ſie durch ihre Ehe mit ihrer Vergangenheit, mit all' ihren früheren Empfinden und Glauben geraten war. Sie hatte denſelben wohl ſchon geahnt, zuweilen auch einen hellſehenden Blick in den dunkeln, tiefen Abgrund geworfen; aber die ſtarke Hand der Liebe hatte ſie bisher aufrecht gehalten, daß ſie feſten Fußes vorüberſchreiten konnte — doch jetzt? Als am Sonntag Morgen die Glocken über den Schwarzenberger Wald heraufklangen und von der Mühle weg ein Trüpplein Leute thalabwärts zog, das den Knaben zur Taufe trug, fiel die unglückliche Wöchnerin, ſobald ſie allein war, in tiefſter Seelenangſt auf die Knie und gelobte der heiligen Jungfrau, daß ihr das Kind dennoch geweiht werden ſollte.

Es gibt Dinge im Leben, die, der Seele einmal klar geworden, nie mehr vergeſſen werden; ſie können auf lange Zeiten

wieder zurücktreten vor andern Erscheinungen und Eindrücken, aber sie bleiben sozusagen mit offenen Augen im Grunde des Herzens liegen, jeden Augenblick bereit, wieder an's Tageslicht heraufzusteigen. Und so erging es Seppeli mit den Empfindungen und Gedanken, die in diesen trüben Tagen seiner Seele klar geworden. Es kamen wohl auch wieder mildere, freundlichere Stimmungen, in denen sich die arme Frau Vorwürfe machen mußte. Du versündigst Dich an Deinem Manne, der Dich doch so treu und herzlich liebt, wie immer, rief es oft vernehmlich in ihr, und dann nahm sie sich wohl vor, das Vergangene vergangen sein zu lassen und mit neuer Hoffnung in die Zukunft zu schauen. Aber jedesmal, wenn sie das still und fein heranwachsende Büblein anblickte, wie es sinnend, mit unbeweglichem Augenlide, in irgend einem Winkelchen saß, ging es plötzlich wieder wie ein kalter Nachtfrost über ihr Herz, und schweigend nahm sie das Kind bei der Hand, um mit ihm nach der Kapelle hinüberzugehen. Das war von der Zeit an ihr liebster und bald fast ihr einziger Weg, besonders nach vollbrachtem Tagewerk, am Abend, wenn die Welt still geworden. Sie trug das Kind auf den Armen oder führte es, als es größer geworden, an der Hand. Anfänglich wollte Rudolf sie begleiten, aber sie suchte es jedesmal unter irgend einem Vorwande abzulehnen oder, wenn dies nicht wohl anging, blieb sie lieber selbst zu Hause. Rudolf schien dies Thun weiter nicht zu beachten, wenigstens sagte er nichts darüber, und Seppeli freute sich sogar, als er allmählich nie mehr den Wunsch äußerte, sie auf ihrem einsamen Gange zu begleiten, und seine eigenen Wege ging. Die arme Frau! Sie überdachte zu wenig, daß sie beide von da an in jedem Sinne auf verschiedenen Wegen gingen und so an entgegengesetzten Zielen ankommen mußten, während ihnen doch nur Eines zu verfolgen geboten war! Wenn sie so einsam in der dämmernden Abendstille in der Kapelle auf den Knien lag und die Himmelskönigin inbrünstig

anflehte, ſie möge ihr Kind in Gnaden aufnehmen und ihm mit dem Glaubenslichte dereinſt auch das Licht der irdiſchen Augen verleihen, konnte ſie überhaupt alles Andere vergeſſen, oder kam ihr wenigſtens gering vor, woran ſonſt ihr Herz gehangen hatte. Harre aus, meinte ſie den Ruf einer innern Stimme zu vernehmen, harre aus in Glaube und Gebet und du wirſt erhört werden. Und als nun gar das Kind mit ſeinen erſten Lauten die Gebete zur Gebenedeiten nachzuſtammeln anfing, faſt noch bevor es den Vaternamen auszuſprechen verſtand, kam es mit wonnevollem Schauer über die Mutter, daß ein Gnadenwunder im Nahen ſei. Sie ließ ſich nicht im Geringſten beirren, daß dieſes zwei, drei Jahre ausblieb und ſich an dem blinden Kinde keine andere Veränderung zeigte, als eben die Zeit mit ſich brachte; denn feſtgläubige Hoffnung iſt geduldig, wie die Liebe, aber wohl auch, wie dieſe, blind für Alles, was außer dem Bereiche ihres Gegenſtandes liegt. Wäre dies nicht der Fall, ſo hätte Seppeli nicht in dem Grade achtlos an dem auffallend veränderten Benehmen ihres Mannes vorübergehen können, wie ſie es wirklich that. Zwar ſah ſie wohl, daß er gar oft ſchon am Vormittage vom Hauſe wegging und erſt am ſpäten Abend, ſelbſt lange nach Mitternacht, heimkehrte; es entging ihr auch nicht, daß er dann zu häufig in einem Zuſtande ſich befand, der deutlich verriet, auf welche Art er die Zeit verbracht hatte; aber das arme Weib fand ſchnelle Beruhigung in dem Gedanken: das wird Alles anders werden und aufhören, wenn ich den Rudeli einmal mit ſehenden Augen aus der Kapelle zurückbringe; der arme Mann, daß er in ſeiner Verſtocktheit den Troſt und die Hoffnung nicht findet, auf die ich bauen kann!

Eines Abends, als das Büblein das erſte Kränzlein von Frühblumen des neuen Jahres auf den Altar der Gnadenjungfrau gelegt und die Mutter ſich mit inbrünſtiger Andacht vor ihr auf die Knie niederlaſſen wollte, ſagte das Kind:

„Meine Blumen gefallen ihr; ſiehſt Du, wie ſie mich anlächelt?“

„Wer denn?“ fragte Seppli mit angehaltenem Atem, „wer lächelt Dich an?“

„Wer ſonſt, als die heilige Jungfrau, Mutter!“

„Siehſt Du ſie denn,“ erwiderte Seppli mit ſtockender Stimme, „kannſt Du ſie ſehen?“

„Ganz gut kann ich ſie ſehen, Mutter,“ erwiderte der Knabe; „ſie trägt ein Kränzlein auf dem Kopfe und in den Armen hält ſie ein Jeſuskind, es iſt noch faſt kleiner als ich, glaub' ich; aber herrlich ſind ihre Kleider, die ihr bis über die Füße hinabreichen.“

„Und das ſiehſt Du Alles?“ ſchrie Seppeli in einen Thränenſtrom ausbrechend und das Kind an ihr Herz preſſend; „gebenedeite Jungfrau, nun will ich gerne ſterben, da du mich dieſen Tag des Heiles und der Gnade haſt erleben laſſen.“

Voll heiligen Bangens und unnennbarer Seligkeit hob ſie das Büblein an allen Gliedern zitternd in die Arme und ſtürzte mit ihm den Weg abwärts der Mühle zu. An der Waldecke angekommen, erblickte ſie von Weitem ihren Mann, der ſchon ſeinen Gang nach dem Bade Schwarzenberg auf dem ſchmalen Fußweg dem Bache entlang eingeſchlagen hatte. „Rudolf, Rudolf,“ ſchrie ſie mit bebender Stimme, „komm zurück, unſer Kind iſt ſehend geworden.“ Auf den Ruf blieb er ſtehen, wie ungewiß, was er thun ſolle; aber als er Seppeli ſich nacheilen ſah, kehrte er ebenfalls um, um ihm langſam entgegenzugehen. „Was haſt Du, was gibt's denn?“ fragte er, näher gekommen.

Seppeli ſtellte das Kind auf den Boden und ſagte atemlos: „Er ſieht, Rudolf, er ſieht.“

Über das Geſicht des jungen Mannes leuchtete es einen Augenblick wie ein Blitzſtrahl, der über eine graue Wetterwolke fährt; aber es dauerte nur ſo lange, bis er ſich zu dem Kna-

den niedergebeugt. Als er ſich wieder erhob, war der helle Schein verſchwunden, und die Stirn hatte ſich in krauſe Falten zuſammengezogen. „Was ſoll das heißen,“ fragte er rauh, „wie kannſt Du mich mit ſo was zum Beſten halten, Seppe?“

„Ich halte Dich nicht zum Beſten, benedeite Jungfrau! ich bitte Dich, Rudolf, er iſt ſehend geworden, wie ich's ſchon lange erwartet habe.“

„Ach ja, Du,“ ſagte der Mann mit einem bittern Lächeln; „ich verſtehe Dich. Nun, Rudeli, ſiehſt Du die Mutter oder mich?“

„Nein, Euch Beide nicht,“ erwiderte das Kind; „aber die heilige Jungfrau hab' ich geſehen.“

„Hörſt Du es,“ rief Seppeli, „willſt Du auch ihm ſelbſt nicht glauben? Zug um Zug hat er mir in der Kapelle ſagen können, wie die Gnadenreiche ſamt dem Gotteskinde ausſieht, glaub' es mir! Um alle Heiligen, verſündige Dich nicht auf's Neue durch Deinen Unglauben, Rudolf!“

Dieſer ſchwieg eine geraume Weile, während welcher er dem Knaben in die glanzloſen, unbeweglich offen ſtehenden Augen blickte; dann aber ſagte er: „Das glaub' ich Dir ſchon, Seppe; Du haſt dem Kinde ſo viel von den Bildern vorgeplaudert, daß es ſie durch die Ohren ſehen kann, gerade wie es mich ſehen könnte, wenn Du ihm ein Gleiches von mir gethan hätteſt.“

„Läſtere nicht, Rudolf,“ rief die angſterfüllte Frau; „mache nicht, daß die Gnadenmutter auf's Neue die Hand abzieht von uns und dem armen Kinde.“

„Ach ja,“ erwiderte er näher tretend und leiſe, „iſt's auch wahr, Du ſelbſt habeſt einem Pfaffen anvertraut, daß ich die Schuld an dem Unglücke unſeres Kindes trage, weil ich einmal das hölzerne Bild da droben blind geſcholten?“

Seppeli mußte den Blick niederſchlagen vor dem unheimlichen Feuer, das ihr aus den Augen ihres Mannes entgegen-

blitzte; aber mit bittender Stimme erwiderte ſie endlich: „Wie ich das geſagt habe, weiß ich nicht mehr genau, mit ſo harten Worten gewiß nicht; aber ich flehe Dich an, ſtoß' jetzt die Gnade, die ſich nahen will, nicht durch einen neuen Frevel von dem Kinde und von uns, Rudolf. Wir haben für den einen ſchon genug büßen müſſen.“

Der Mann öffnete bei dieſer Antwort den Mund, als wollte er einen lauten Schrei oder einen zornigen Fluch ausſtoßen; aber die Lippen ſchloſſen ſich wieder, und ohne einen Laut von ſich zu geben, beugte er ſich einen Augenblick auf das Kind nieder, wendete ſich ab und ging den Weg weiter dem Bade zu.

Am folgenden Morgen war er noch nicht zurückgekehrt und am Abend ebenſo wenig; aber nach Verlauf von einigen Tagen erzählte man ſchon auf dem abgelegenſten Berghofe, der junge Wynemüller ſei nach Amerika gegangen.

„Es mußte ja jedes Kind vorausſehen, daß das nicht gut kommen konnte,“ ſagten die Leute auf beiden Seiten der Grenze; „das Beſte iſt noch, daß das blinde Tröpflein einſt einzig erben kann und Geld genug bekommen wird.“

Der Profeſſor rollte ſeine Blätter zuſammen und ſchob ſie in die Taſche zurück. Nach einem längeren Schweigen jedoch, das, wie es ſchien, nicht einmal der Doktor Luſt hatte, zuerſt zu brechen, riefen zwei Damen zugleich, die Geſchichte ſei eigentlich noch nicht zu Ende, wenigſtens müſſe man auch noch etwas von dem verlaſſenen Seppeli erfahren.

„Zu Ende iſt die Geſchichte freilich,“ erwiderte der Erzähler; „dagegen lebt die verlaſſene Frau noch immer auf der Wynemühle und ebenſo der blinde Knabe, das einzige der Trümmer, welches die Arme aus dem Schiffbruche ihrer irdiſchen Hoffnungen gerettet hat.“

Ll geoc 16475

Gesammelte Erzählungen

von

Jakob Frey.

III. Band.

Aarau
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.
1897.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

	Seite
Zweierlei Urkunden	1
Eine Dorf-Ehe	66
Ein ſeltſames Handgeld	90
Ein verhängnisvolles Vaterwort	127
Die Abendglocke	192
Verbrecher in Gedanken	230
Die Tochter vom Oberbühl	303

Zweierlei Urkunden.

(1872.)

Die alte Landstraße, die von dem Städtchen Lenzburg in das aargauische Freiamt führt, durchschneidet, bevor sie das erste freiämtische Dorf Bilmergen erreicht, eine fruchtbare Ebene, die unter dem Namen der „Langelen“ eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Kein Auge könnte diesen lachenden Fluren und den sanftansteigenden Waldhöhen, die sie begrenzen, es ansehen, daß sie innerhalb zweier Jahrhunderte schon dreimal zum Schauplatze brudermörderischer Kämpfe gedient haben; aber wo wollte auch ein Menschenantlitz noch froh in die Welt schauen, wenn die gütige Natur nicht allerwärts die Gräber, über welche jeder Fußtritt schreitet, mit freundlicher Hülle zudeckte und die Spuren blutiger Greuel, die der verblendete König der Schöpfung überall zurückläßt, mit grünem Rasen bekleidete! Durch die Langelen klingt zur Erntezeit die Sichel des Schnitters so hell und munter, als ob dieser Boden noch niemals von einem andern Eisen als demjenigen der friedlichen Pflugschar aufgewühlt worden wäre.

Eine Stunde weiter thalaufwärts liegt etwas abseits am Fuße eines Waldhügels ein vereinzeltes Gebäude, das sich von der Landstraße aus fast wie ein Schlößlein ansehen läßt. Zwischen den Kronen stattlicher Lindenbäume steigt ein Giebeltürmchen empor, und die breiten, in einem Winkel sich kreuzenden Firsten lassen jedenfalls auf ein altes solides Bauwerk schließen; verläßt jedoch der Wanderer, durch diesen Anblick

neugierig gemacht, die Landstraße und schlägt den Fahrweg dorthin durch die Wiesen ein, so tönt ihm schon nach wenigen Schritten helles Mühlengeklapper entgegen, und bald kann er vernehmen, daß der vermeintliche Burgstall die „Lindenmühle“ sei.

Indessen hat der Freund altertümlich romantischer Stimmungen auch bei dieser Enttäuschung den kleinen Umweg nach der Mühle hin nicht zu bereuen. Zwar erweist sich in der Nähe das aufragende Spitztürmchen freilich nicht als eine Warte, sondern nur als eines jener festgemauerten Treppenhäuser, wie sie ehedem vielfach üblich waren; aber die über dem rundbogenförmigen Eingange desselben eingemeißelte Jahreszahl 1529 mit dem darüber stehenden Namen Hans Wohler bezeugt das respektable Alter des Hauses und erinnert zugleich mit den altväterisch eckigen Schriftzeichen an eine Zeit, in welcher die rückwärtsschauende Phantasie gern altbekannte Gestalten ritterlicher Geistesheroen begrüßt. Überdies hatte auch der Erbauer des Hauses bei der Aufführung dieser nahezu sechs Fuß dicken Mauern, die da und dort in scharfen, wunderlichen Winkeln vorspringen, schwerlich bloß an das harmlose Müllergewerbe gedacht; darauf deutet in gleicher Weise die mehr als mannshohe Hofmauer, die das Haus in angemessener Entfernung halbkreisförmig jetzt noch auf zwei Seiten umgibt, während sie auf der andern Seite verschwunden ist, um einem ansehnlichen Garten Licht und Raum zu geben. So stellt sich denn die Lindenmühle immerhin als eines jener alten festen Häuser dar, bei deren Erbauung der Zweck kriegerischer Verteidigung noch ebensosehr im Auge behalten werden mußte, als das bequeme Behagen einer traulichen Wohnlichkeit.

Und in der That hat wenigstens einmal wilder Kampflärm um diese Mauern getobt, wenigstens einmal lagen Verwundete und Tote auf diesem gepflasterten Hofraume und kräuselte sich der Rauch mörderischer Schüsse um diese Lindenwipfel empor!

Das geſchah in dem Unglücksjahre 1712, in welchem die ſogenannten fünf katholiſchen Orte und die zwei reformierten Städte Bern und Zürich einander offenen Krieg erklärten. Den äußeren Anlaß dazu hatten Streitigkeiten gegeben, in welche die reformierten Toggenburger mit dem Fürſtabte von St. Gallen geraten waren; die inneren Gründe aber bildeten Herrſchſucht und Eigennutz der Regierenden, und da dieſe ſchlimmen Gründe doch nicht offen bekannt werden durften, ſo mußte, wie leider ſchon oft, die Religion der Liebe als Deckmantel für Haß und blutigen Bruderkampf dienen. Denn freilich, für ſeinen angeſtammten Glauben, wo es dieſen gefährdet wähnte, war das ſchlichte, gläubig fromme Volk noch jederzeit bereit, Blut und Gut dahinzugeben.

Ein ſolcher ſchlicht gläubiger Mann aus dem Volke aber war auch Anton Wohler, der um das Jahr 1712 auf dem Jahrhundert alten Erbe ſeiner Väter, der Lindenmühle, ſaß, und als es daher hieß, die reformierten Berner wollten das teuerſte Vätererbe, den gut katholiſchen Glauben, unterdrücken, da wußte der Lindenmüller ohne langes Beſinnen, was er zu thun hatte. Er verachtete die Ausrede mancher ſeiner freiämtiſchen Landsleute, die meinten, man dürfe gegen die Berner, als die Mitregenten des Ländchens, nicht zu den Waffen greifen, und von vier ſeiner wehrfähigen Knechte begleitet, zog er mit den Luzernern und ihren katholiſchen Bundesgenoſſen aus den Waldſtätten auf die Langelen hinab. Dort hatten die Berner wohl zwanzigtauſend Mann ſtark ein Lager aufgeſchlagen, und in ungefähr gleicher Stärke machten die Katholiſchen am frühen Morgen des 25. Juli einen Angriff auf ſie; aber diesmal war den Angreifern das Kriegsglück nicht ſo günſtig wie ſechsundfünfzig Jahre früher, wo auf dem nämlichen Boden viertauſend Katholiken einen dreimal ſtärkeren Heerhaufen der Berner überrumpelt und ihm ſchwere Verluſte beigebracht hatten. Lange zwar ſchwankte auch jetzt wieder der Sieg; nach zehnſtündigem

Kampfe jedoch mußten ſich die katholiſchen Scharen in regelloſe Flucht auflöſen, von welcher auch der Lindenmüller mit ſeinen zwei noch übriggebliebenen Knechten fortgeriſſen wurde. Von einem Trupp hitziger Feinde verfolgt, begannen die drei, ſobald ſie die ſchützenden Hofmauern der Lindenmühle erreicht hatten, einen verzweifelten Widerſtand zu leiſten, den das ergrimmte Geſinde mit allerlei Werkzeugen noch immer fortſetzte, als der Lindenmüller ſchon lange durch eine Kugel ins Herz den Tod gefunden hatte. Indeſſen hätte keine Tapferkeit vermocht, dieſem ungleichen Kampfe einen glücklichen Ausgang zu geben, und als endlich jeder Widerſtand bewältigt war, leuchtete aus der großen Scheune der Lindenmühle eine hohe Flammenſäule in die ſinkende Nacht hinaus.

Der durch das Feuer entſtandene Schaden war jedoch nach wenigen Monaten wieder ſo weit erſetzt, daß ſich an der Stelle der alten Scheune nun eine neue, größere und ſchönere erhob. Nicht ſo leicht freilich ließ ſich der Tod des wackern Lindenmüllers verſchmerzen; aber auch kein Schmerz iſt ſo groß, daß er nicht einen lindernden Balſam fände. Für den Schmerz der noch jungen Lindenmüllerin lag dieſer Balſam neben der Überzeugung, daß ihr Mann für eine gute Sache in den Tod gegangen, in einer ganz unerwarteten Teilnahme, die ihr an ihrem herben Verluſt bezeugt wurde. Der hartnäckige Widerſtand, den die ſiegreichen Verfolger bei der Lindenmühle gefunden, hatte nämlich dem luzerneriſchen Oberſt Pfyffer Raum und Zeit verſchafft, einige verſprengte Haufen ſeiner Leute wieder zu ſammeln und ſo den vernichtenden Strom der Verfolgung von den übrigen Flüchtigen einigermaßen abzuhalten; daher kam es nun, daß die Lindenmüllerin noch vor dem völligen Friedensſchluſſe der kriegführenden Parteien von dem Oberkommando der katholiſchen Truppen ein mit manchen Siegeln und den Unterſchriften vornehmer Offiziere ausgeſtattetes Schreiben erhielt, in welchem ihr das Beileid um den

Tod ihres Mannes ausgedrückt, zugleich aber auch die Tapferkeit desſelben hochgeprieſen wurde. Dieſe Urkunde bildete ſpäter das ſtolzeſte Erbe, das die an Glücksgütern ſonſt wohlgeſegnete Lindenmüllerin ihrem einzigen Sohne hinterlaſſen konnte, und der Stolz der Familie und eine ſtarke Richtſchnur für ihre ganze Lebensführung iſt das Erbe auch geblieben durch eine Reihe von Geſchlechtern herab. Das ſollte nach beinahe anderthalb Jahrhunderten ſogar nochmals offenbar werden.

In dieſem langen Zeitraume konnte die Lindenmühle manche Wandlung mit anſehen und manchen Sturm vorüberrauſchen hören. Aus dem gewaltigſten dieſer Stürme ging das Freiamt, bisher ein von den Landvögten mehrerer eidgenöſſiſcher Stände mißhandeltes Unterthanenländchen, als das gleichberechtigte Glied eines neuen und freien Staatsweſens hervor, freilich nicht ohne ſchwere Opfer und Bedrängnis. In allem Wechſel jedoch blieb ſich Eines gleich: die ſtete Beſorgnis des Freiämtervölkleins für ſeinen anererbten Väterglauben und das Thun und Weſen der Wohler auf der Lindenmühle. Als daher nach mancherlei vorausgegangenen Gärungen und Wirrniſſen im Staatsleben gegen Ende des Jahres 1840 abermals, wie 1712, der Ruf erhoben wurde, daß jener Väterglaube gefährdet ſei, fand derſelbe nirgends ein ſchnelleres Gehör, als auf der Lindenmühle.

Der damalige Lindenmüller, der wie Vater und Großvater zu Ehren des tapfern Vorfahren von der Langelen Anton hieß, trat am Sylveſter des genannten Jahres 1840 ſchon in der erſten Morgendämmerung auf den ſchneebedeckten Hof heraus, gefolgt von der Lindenmüllerin, einer Frau mit gutmütig ſanftem Geſichte, und einem bildſchönen, etwa achtzehnjährigen Mädchen, das eine große Wolldecke überm Arme trug. In dem zur Abfahrt bereit ſtehenden Schlitten ſaß ungeduldig ſchon Anton der jüngere, der zwölfjährige Erbprinz der Lindenmühle, der heute mit dem Vater nach Lenzburg fahren durfte, wo die altüblichen Neujahrseinkäufe zu beſorgen waren. Aber

kaum hatte ſich der Lindenmüller ebenfalls in den Schlitten geſetzt und die Tochter angefangen ihre ſchützende Decke über denſelben auszubreiten, als ſehr eilfertig ein Mann in den Hof hereinkam, der dem Lindenmüller ein Briefchen überreichte. Dieſer überlas das Blatt, rückte ein paarmal an der Marder-mütze und ſagte dann in gedämpftem Tone zu den Seinigen:

„Aus der Lenzburger Fahrt wird heute nichts, ich muß ſogleich ins Kloſter hinauf.“ Mutter und Tochter ſahen ſich betroffen an, und auf einen Wink des Vaters begann Toneli ſich höchſt mißvergnügt aus dem Schlitten herauszuwickeln, während der Lindenmüller den Boten einlud, dafür den Platz des Knaben einzunehmen. „Ich weiß nicht genau, wann ich zurückkommen kann,“ ſagte er noch kurz zu den Frauensleuten und fuhr dann raſch über den Hof in das winterliche Land hinaus.

Die Seinigen ſahen dem Fuhrwerke noch eine Weile nach und ſtiegen dann ſchweigend in das Haus hinauf. Es war zwar durchaus nichts Ungewöhnliches, daß der Lindenmüller nach dem kaum zwei Stunden entfernten Kloſter Muri entboten wurde, im Gegenteil hatte zwiſchen dieſem und der Linden-mühle ſeit undenklichen Zeiten ein gar vertraulicher Verkehr ſtattgefunden, und oft genug ſaßen Mönche und ſelbſt Äbte an dem wohlverſorgten Müllerstiſche; aber heute, an einem Tage, der wie die höchſten Kirchentage in jeder rechten Familie beſtimmten Zwecken und Beſchäftigungen gewidmet war, kam die eilige Kloſtereinladung nicht nur unerwartet, ſondern ſie mußte notwendig eine mißbehagliche, ja unheimliche Störung hervorrufen. Der kleine Toneli pfiff, während er ſein Sonn-tagswämslein auszog, leiſe vor ſich hin, wie es ſeine Gewohn-heit war, wenn er einen Verdruß in ſich ſelbſt zu verarbeiten hatte, und trollte ſich dann zu den Knechten in die Mühle hinunter; Mutter und Tochter jedoch ſetzten ſich an ihre Spinn-

räder und begannen, noch immer ſchweigſam, dieſelben in Bewegung zu ſetzen.

„Wie werden wir es nun auch mit all' den kleinen Neujahrsſachen machen müſſen," ſagte endlich die Tochter; „was nur der Vater gerade heute ſo plötzlich im Kloſter zu thun haben mag!"

„Ach Fränzeli," erwiderte die Mutter, ihre Hände in den Schoß ſinken laſſend; „Du wirſt ſehen, wir werden bald an etwas ganz andres als an Neujahrsgeſchenke zu denken haben!"

Dieſe Worte ſprachen nur allzu gut die verſchwiegenen Gedanken der Tochter ſelbſt aus, und drum herrſchte den ganzen Tag, der ſonſt andere Jahre unter ſo freundlichen Erinnerungen und heiteren Vorbereitungen verfloſſen war, eine gedrückte, trübe Stille im Hauſe, die mehr und mehr zunahm, als der Vater auf den Abend noch immer nicht heimkehren wollte. Er kam auch erſt, als die Nacht ſchon längſt angebrochen war, und zeigte ſich dann ſelbſt ſtill und wortkarg. „Ich bin müd' und ſchläfrig," entgegnete er ſchon auf die erſten Fragen ſeiner Frau über die Kloſterfahrt; „morgen — morgen iſt auch wieder ein Tag." Mit dieſer Vertröſtung nahm er ein Licht und ging nach ſeiner Stube hinauf.

Hier angelangt traf der Lindenmüller jedoch keine Anſtalten, ſich ſofort zur Ruhe zu begeben. Zwar ſchloß er die Thür hinter ſich ab und entledigte ſich ſeiner Oberkleider, als ob es ihm zu ſchwül würde in denſelben; dann aber ſchritt er das Gemach auf und ab oder ſchaute durch das Fenſter in die Winternacht hinaus, auf welche ein matter Sternenſchein niederdämmerte. Endlich trat er mit dem Licht in der Hand vor einen großen, dunkeln Wandſchrank hin, in welchem, als er ihn aufgeſchloſſen, ein anderes, kaum vier Fuß hohes und halb ſo breites Schränklein ſichtbar wurde, das auf einem eigens angebrachten Geſtelle ſtand.

Trotz seiner dunkeln Färbung warf dasselbe im Lichtschein einen eigentümlichen Schimmer zurück, während die auf der ganzen Vorderseite desselben reichlich eingeschnitzten Figuren bei der schwankenden Beleuchtung in Bewegung zu geraten und sich zu beleben schienen. Der Lindenmüller schloß auch diesen Schrein auf und entnahm demselben ein zusammengefaltetes Papier, mit dem er sich langsam an den Tisch setzte. Obwohl er den Inhalt dieser Schrift schon seit seinem frühen Knabenalter Wort für Wort auswendig wußte, las er jetzt doch jede Zeile mit Aufmerksamkeit, als müßte er irgendwo einen noch nie erkannten geheimen Sinn entdecken, und mehrmals wiederholte er laut die Schlußstelle: „So starb ein mannlichen Soldatentod der tapfre Anton Wohler, Lindenmüller, zur Ehre Gottes, der heiligen Jungfrauen und unsres alleinseligmachenden römisch-katholischen Glaubens, wie wir allesamt Zeugnis geben, seiner hindterlassenen Frauen zu Trost und Lob, und seinen Kindt und Kindteskindern zu ewigklicher Nachyferung.“ Der einsame Leser hielt das Papier näher an das Licht, um die Siegel und Namen zu betrachten, die unter diesen Worten standen; dann erhob er sich, trat vor ein großes Kruzifix hin, das in einer Ecke des Gemaches herabhing, und rief, die rechte Hand emporhaltend, mit feierlicher Stimme: „Ja, ich gelob' es — zu ewiger Nacheiferung!“

Und als ob unsichtbare Zeugen dieses Gelübde bestätigen wollten, erhob es sich draußen zuerst leise, dann laut und lauter, wie allmählich anschwellende Stimmen, bis die stille Winternacht ringsum von Schall und Klang erfüllt war. Es waren die fernen mitternächtigen Glocken, die zu Berg und Thal das neue Jahr begrüßten.

Aber für die Bewohner der Lindenmühle läuteten diese Glocken nicht wie andere Jahre einen frohen Festtag ein. Mutter und Tochter waren noch nicht mit den Zurüstungen zum Frühstück fertig, als der Vater schon gestiefelt und ge-

ſpornt zu ihnen in die Wohnſtube trat, während drunten bereits ein geſatteltes Pferd auf den Hof herausgeführt wurde. „Ich kann heute nicht daheim bleiben," ſagte er ſofort nach Anbringung des üblichen Glückswunſches zum neuen Jahre; „ich habe wichtige Geſchäfte und werde vielleicht nicht einmal auf die Nacht zurückkommen."

„Geſchäfte am heutigen Tage!" klagte die Müllerin; „ach Anton, Anton — ich fürchte, es ſind ſchlimme Geſchäfte."

„Gib Dich zufrieden, Frau," erwiderte der Mann ernſt, „Ihr beide ſollt auch wiſſen, was es für Geſchäfte ſind, wenn Ihr es nicht ſchon ſelbſt Euch denken könnt. Unſere kleinen regierenden Herren drüben in Aarau ſcheinen zu glauben, wir leben noch zu Landvogtszeiten und ſie dürfen nur nach Gutdünken befehlen, was wir unterthänigſt zu thun hätten, wie einſt die gnädigen Herren. Drum wollten ſie, denen ſelbſt nichts mehr heilig iſt, ſich jetzt an unſer Heiligſtes, an unſern Glauben, machen. Die Klöſter ſollen ausgerottet und unſere frömmſten und gläubigſten Prieſter vertrieben werden, damit wir eine hirtenloſe Herde würden. Aber das wird nicht geſchehen, ſo lange noch ein Tropfen geſunden Blutes im Freiämtervolk vorhanden iſt — die übermütigen Burſche ſollen es bald genug erfahren. Wir ziehen nächſter Tage zehntauſend Mann ſtark nach Aarau hinüber, um das Heidenneſt gehörig auszuräuchern. Jetzt gilt es nur, die Leute ſtill und ſchnell zuſammenzubringen, und ſolche Geſchäfte ſind es, die ich habe, keine ſchlechteren."

Der Lindenmüller hatte ſich in ſteigenden Eifer geredet, während die Müllerin mit ängſtlichen Blicken an ſeinem Munde hing. „O, ich hab' es wohl gewußt," ſagte ſie leiſe, als er geendigt hatte; „heilige Barmherzigkeit, was das neue Jahr uns bringen wird!"

„Was es bringen wird, weiß ich auch nicht," verſetzte der Lindenmüller ſchon wieder in ruhigem Tone; „aber komme,

was da wolle, auf der Lindenmühle wird jedes wiſſen, was es zu thun hat.“

Doch trotz dieſes entſchloſſenen Sinnes des Mannes zeigten ſich die Befürchtungen der guten Frau bald nur zu wohl begründet. In der nächſten Nacht kam der Lindenmüller nicht nach Hauſe und auch in der folgenden nicht. Dafür bemerkte man von der ſtillen Mühle aus drüben auf der Landſtraße ſchon da und dort einzelne Reiter thalauf- und abwärts jagen, denen wohl anzuſehen war, daß ſie nicht von ihren gewohnten friedlichen Beſchäftigungen in das ſtürmiſche Winterwetter hinausgetrieben worden waren. Hie und da kam ſogar einer den Fahrweg herangeritten, um nach dem Lindenmüller zu fragen. Dieſer ſelbſt erſchien erſt am dritten Tage wieder zu Hauſe, und auch jetzt nur, um nach wenigen Ruheſtunden aufs neue davon zu reiten. Dabei beſchied er die beſorgten Fragen der Seinigen kurz dahin, die Dinge gingen, wie ſie gehen ſollten, und das Freiämtervölklein erzeige ſich ſo wacker, als ob auch der Geringſte ſich an Erinnerungen ſtärken könne, wie ſie auf der Lindenmühle daheim ſeien.

Das war nun freilich ein karger Troſt für die bekümmerten Bewohner des abgelegenen Hauſes, und die Knechte, welche die Müllerin um Erkundigungen ausſandte, wußten nichts Tröſtlicheres heimzubringen. Überall, erzählten ſie, werde im ſtillen gerüſtet, wie zu einem Franzoſenkriege, und ſelbſt alte Spieße und Halbarten hervorgeſucht. Als der Müller die nächſten Tage nochmals für einige Stunden nach Hauſe kam, befahl er, die zwei oder drei Gewehre, die ſich vorfanden, ebenfalls in brauchbaren Stand zu ſtellen; im übrigen aber ſollten die Knechte die Mühle nicht mehr verlaſſen und beſonders zur Nachtzeit ſcharfe Wache halten. Zum Zuge nach Aarau ſeien ſie nicht notwendig, da ohnehin für denſelben Leute genug vorhanden wären. Mit dieſer Anordnung ritt er wieder von dannen, diesmal den ſchweren Schleppſäbel umſchnallend, den

er in früheren Jahren als ſtattlicher Dragoner im Militärdienſte getragen.

Und ſeine Vorausſage, daß es nicht an hinlänglichen Leuten zu einem bewaffneten Auszuge fehle, beſtätigte ſich vollkommen. Am nächſten Morgen, deſſen bleicher Schein kaum durch das dichte Schneegeſtöber herauf zu dämmern vermochte, ſah es drüben auf der Landſtraße mit einemmal aus, als ob zahlloſe Scharen aus dem ſchneebedeckten Boden hervorwüchſen. Sie zogen alle thalabwärts, die einen ernſt und ſchweigend, andere ſingend und johlend, begleitet von den Sturmglocken aus den Dörfern und krachenden Alarmſchüſſen von den Höhen herab. Aber noch kaum war es recht Mittag geworden und kaum waren die letzten Haufen aus dem Geſichte verſchwunden, als dieſe Alarmſchüſſe in einem donnerähnlichen Getöſe, das über Vilmergen heraufrollte, zu verhallen begannen. Angſtvoll horchte die Müllerin mit ihrer Tochter dem erſchütternden Dröhnen, das ſie ſich ebenſowenig zu erklären wagte, als drunten die Knechte, die unruhig auf dem Hofe hin- und her ſtanden, bis nach einiger Zeit der junge Toneli über das Feld hereingelaufen kam. Der neugierige Sprößling der Lindenmühle hatte ſich heimlich davon zu ſchleichen gewußt, um den letzten bewaffneten Scharen wenigſtens bis zum Dorf hinab nachzufolgen; jetzt aber kam er ſchreckenbleich dahergeſtürmt und wußte nicht einmal, daß er im flüchtigen Laufe die Mütze vom Kopfe verloren hatte. Das ausziehende Volk, erzählte der Knabe nach Berichten, wie er ſie vernommen, ſei unterhalb Vilmergen auf der Langelen unverſehens auf Regierungstruppen geſtoßen, mit denen ſich ſofort ein Kampf entſponnen habe; aber die Freiämter ſeien übel daran, weil ſie keine Kanonen hätten und ſich deshalb gegen das grobe Geſchütz der Feinde nicht zu erwehren vermöchten. Man könne jenſeits des Dorfes ſchon viele den Berg hinauf fliehen ſehen.

Bei dieſer Schreckensnachricht ſchien mit der Müllerin eine plötzliche Veränderung vorzugehen. Die gute Frau, die all' die Tage her ſo bekümmert und gebeugt im Hauſe umhergegangen war, richtete ſich nun mit einemmal hoch auf und ſagte in ruhigem Tone: „Jetzt kann hier wieder geſchehen, was auch ſchon einmal geſchehen iſt; aber mein braver Mann ſoll recht haben; komme, was da wolle, auf der Lindenmühle wird ein jedes wiſſen, was es zu thun hat. Ihr da," wandte ſie ſich an die Knechte, „ihr ſchließt in der Mühle und drüben in der Scheune Thüren und Laden zu; dann nehmt Eure Gewehre zur Hand und wartet das Weitere ab! Du aber, Leonz, Du reiteſt augenblicklich nach Vilmergen hinab, ob Du dort nichts von Deinem Meiſter ſiehſt oder über ihn erfahren kannſt."

Auf dieſen Befehl eilte ein junger flinker Müllerburſche dem Stalle zu, und noch ehe zwei Minuten vergangen waren, jagte er auf einem ungeſattelten Pferde zum Hofe hinaus; aber trotz ſeiner Eile hatte er noch kaum die Hälfte Weges nach Vilmergen zurückgelegt, als ſich ihm ſchon, einem hochflutenden Strome gleich, die Scharen der Flüchtigen entgegenwälzten. An ein Vorwärtskommen auf der Straße war gar nicht mehr zu denken und nicht minder ſchwer ſchien es, eine genauere Auskunft zu erlangen. Alles ſchrie durcheinander, als ob ein böſer Geiſt des Beſeſſenſeins in die Leute gefahren ſei, und Flüche, Drohungen und der wilde Ruf: Verrat! erſchollen allerwärts aus der verworrenen Maſſe. Von der Langelen hinauf dröhnte nur noch dann und wann ein Kanonenſchuß; aber unerſchöpflich ſchienen vom Dorfe her immer neue Scharen Flüchtiger auszuſtrömen, wobei jedoch der Ausſiedling der Lindenmühle bald zu glauben anfing, all' dieſe Leute ſeien aus fremden Landen hergekommen, ſo fremd erſchienen ſie ihm. Endlich erblickte er ein bekanntes Geſicht in der Menge, das ihm ebenfalls zunickte. Es war ein hageres, verſchrumpftes

Männchen, das ſonſt mit allerlei kleinen Waren in der Gegend herum zu hauſieren pflegte und in der Lindenmühle auch ſchon oft genug ſeine gute Stunde gehabt hatte. Die ungewohnte Laſt des Gewehres ſchien ihm bereits zu ſchwer geworden zu ſein, und die Patrontaſche hatte er zu größerer Bequemlichkeit über die Schulter feſtgeſchnallt. Auf die Frage nach dem Lindenmüller, die ihm Leonz laut zurief, machte der Kleine ein abwehrendes Zeichen, blickte ſchnell um ſich und ſuchte ſich an den Reiter heranzudrängen. „Hör', Lunzi," flüſterte er haſtig, indem er ſeine ſcharfen Äuglein bald da, bald dorthin richtete, „es iſt manchmal gut, ſeine Ware nicht allzulaut auszurufen. Dein Meiſter iſt ſchon vor einer halben Stunde mit dem Kloſterdoktor drüben am Berge hinauf galoppiert. Die zwei ſind in Sicherheit, ſie können's brauchen. Hörſt Du nicht, wie alles über die Großhanſe ſchreit, die das Volk verraten haben? Puh, mach' Du, daß Du heimkommſt, horch', die großen Büchſen krachen noch immer — Adieu, Adieu!" Mit dieſen Worten drängte ſich das Männchen in ſeinen Haufen zurück, als ob es in demſelben ein Verſteck ſuchen wollte, und vergebens ſchaute ſich der Müllerburſche nach einem andern bekannten Geſichte um. Aber wie dürftig auch die erhaltene Auskunft war, ſchien es ihm doch in der That geratener, ſich mit derſelben auf den Heimweg zu begeben; denn nun hörte er auch, wie der Name Lindenmüller da und dort mit dem Rufe Verrat in Verbindung gebracht wurde, und aus dem Haufen, in dem der Hauſierer untergetaucht war, ſah Leonz mehrere Geſichter ſich nach ihm hin wenden, die alles eher, als freundliche Teilnahme zeigten. So lenkte er ſein Roß ſeitwärts über das Feld hin, um der Lindenmüllerin wenigſtens den Troſt zu bringen, daß der Meiſter der nächſten Gefahr entronnen ſei. Was er ſonſt Verdächtiges gehört und beobachtet, ohne es ſelbſt noch recht zu verſtehen, glaubte der gute Burſche am beſten für ſich behalten zu ſollen.

In dieſer Weiſe vergingen die Nachmittagsſtunden auf der Lindenmühle in einer Erwartung, deren Bangen noch drückender wurde durch die ungewohnte Stille, die das noch abgelegene Haus umgab. Das muntere Mühlengeklapper war verſtummt; auf dem Hofe kein Ruf, kein Wagengeräuſch, nur von der Seite her ertönte das ſchläfrige Plätſchern des Mühlbaches, deſſen Waſſer nun unthätig von dem hohen Schaufelrade abgelenkt war. Die Knechte ſchlichen ſo vorſichtig um das Haus herum, als ob ſie ſich durch einen lauten Tritt zu verraten fürchteten, und drinnen waren die Müllerin und ihre Tochter ebenfalls mit Dingen beſchäftigt, die Stille und Heimlichkeit erforderten. Sie trugen ihre beſten Wertſachen in den Keller, um ſie dort, ſo gut es in der Eile gehen wollte, für alle Fälle in Sicherheit zu bringen; aber gerade diejenigen Gegenſtände, an deren Sicherung ihnen am meiſten gelegen wäre, konnten ſie nicht in die dunkle Tiefe flüchten. Das ſchwarze Käſtchen in dem großen Wandſchranke barg außer jener Urkunde von 1712 auch die übrigen Hausſchriften, und nun fehlte der Schlüſſel zu demſelben, der ſonſt immer an der Innenſeite der Thüre des Wandſchrankes hing. Der Vater mußte ihn wohl eher aus Verſehen als abſichtlich mit ſich genommen haben. Gewiß aber war es, daß gerade die feine Zierrat und der ſchwarzbraune Glanz des Käſtchens die Neugierde beſonders reizen mußten, wenn der Wandſchrank durch unberufene Hände geöffnet werden ſollte. Die Frauensleute verſuchten das Käſtchen herauszuheben, um es ſamt ſeinem Inhalte in ein ſicheres Verſteck zu bringen; aber es war an der Hinterſeite des Wandſchrankes befeſtigt, und irgendwelche Kraftanwendung durfte nicht verſucht werden, wenn das in hohen Ehren gehaltene Erbſtück nicht der Gefahr einer Schädigung ausgeſetzt werden ſollte.

Indeſſen begannen die ſchlimmſten Befürchtungen der Mühlebewohner ſich allmählich etwas zu beſänftigen und zwar gerade

durch die Annäherung der siegreichen Regierungstruppen. Es ging bereits gegen Abend, als die erste Abteilung derselben drüben auf der Landstraße aufwärts zog, zwar ernst und schweigend, als ob ein Schatten der Rache und Vergeltung über ihnen schwebe; aber nach der Lindenmühle herüber schien sich nicht einmal ein müßiger oder neugieriger Blick zu lenken. So geschah es auch bei einer späteren Abteilung, die in anbrechender Abenddämmerung mit klingendem Spiele vorüberzog.

Bei diesen beruhigenden Beobachtungen, die in keiner Art an die Wiederholung der Vorgänge erinnerten, denen einst der Altervater Anton zum Opfer gefallen, stellten die Knechte ihre alten Gewehre wieder beiseite und begaben sich in Stall und Scheune zur Besorgung der üblichen Abendgeschäfte. In gleicher Weise machten sich Mutter und Tochter an die Zurüstung des Nachtessens, wobei nach den bangen Aufregungen des Tages ein eigenes Ruhegefühl in ihren Gemütern Raum gewann. „Ach, wenn ich nur ein einziges Wort mit Anton reden könnte," sagte die Müllerin, „so wollt' ich allen Heiligen danken, daß bis jetzt alles noch so gnädig vorübergegangen ist." „Ja, dem Himmel sei gedankt, der Vater ist wenigstens wohlbehalten davongekommen," tröstete Franziska; „wenn er bei dem Klosterdoktor ist, so hat es sicherlich keine Gefahr mehr."

„Was noch kommen wird, werden wir uns gefallen lassen müssen," meinte die Mutter mit einem leisen Seufzer; „etwas Gutes kann es schon nicht sein. Der Vater hat sich des unglücklichen Handels zu eifrig angenommen." „Er wird nur gethan haben, was hundert andere," meinte Franziska, „und drum kann es ihm auch nicht schlimmer ergehen, als den andern. Daneben hab' ich nie recht glauben können, daß man uns die Religion nehmen wolle. Was wir im Herzen haben, das kann uns doch niemand nehmen, mein' ich immer."

So suchten die beiden ihre Zuversicht zu beleben und zu stärken, als sich drunten auf dem Hofe ein heftiger Lärm er-

hob und die Treppe herauf ein lautes Gepolter gehört wurde. Aufs neue erſchreckt, eilten Mutter und Tochter auf den Flur hinaus in der Befürchtung, daß nun doch noch feindliche Soldaten ins Haus eingedrungen ſeien. Draußen fanden ſie jedoch oben an der Treppe nur den kleinen Hauſierer, hinter dem noch ein Trupp anderer, zum Teil mit Gewehren verſehener Landleute nachdrängte. „Wie Du mich erſchreckt haſt," rief die Mutter das wohlbekannte Männchen an; „ich glaubte ſchon, es ſeien Soldaten im Hauſe. Aber was wollen die Leute, hat vielleicht einer den Lindenmüller geſehen?"

Der Hauſierer ſchielte verlegen über die Schulter rückwärts, woher ihm auch ſogleich Hilfe kam. „Ja, hätten wir den nur geſehen, den Verräter," ſchrie ein großer, ſtruppig ausſehender Kerl, „der wäre ſchon zu tauſend Krautſtücken verhackt!"

„Jeſus Maria, was iſt das," rief die Müllerin, den Hauſierer ängſtlich und vorwurfsvoll anblickend; „was bringſt Du uns da für Leute ins Haus!"

„Nur keine Flauſen," polterte der Struppige; „ſchafft einen guten Schluck aus dem Keller! was in der Küche zu finden iſt, wollen wir ſelbſt ſehen. Alle Teufel, ſo laſſen wir uns nicht zum Narren halten!" Mit dieſen drohenden Worten drängte der wüſte Geſelle ſich neben dem Hauſierer vorbei, während die Müllerin beſtürzt zurückwich. Dadurch wurde Franziska, die bisher halbverdeckt hinter der Mutter geſtanden, bei dem Feuerſcheine, der aus der Küche auf den Flur herausfiel, in ihrer vollen Geſtalt ſichtbar, und augenblicklich verzog ſich das Geſicht des Struppigen zu einem wohlgefälligen Grinſen, das noch erſchreckender war als ſeine Drohungen. „Da haben wir ja auch gleich ein Kätzchen zum Aufwarten," rief er, beide Hände nach dem Mädchen ausſtreckend; „ein glatter Biſſen, beim heiligen Chriſtoph!"

Franziska befreite sich von dem rohen Griffe, der sie bereits an der Schulter gefaßt, und eilte, von tödlicher Angst befallen, nach der kleinen Seitentreppe, die von der Wohnung in die Mühle hinabführte. Lachend und fluchend verfolgte sie der trunkene Geselle, ohne sich durch die tiefe Dunkelheit abhalten zu lassen, die dieses Seitengängchen erfüllte. Zum Glücke fand das Mädchen die Thür offen, die von der Mühle auf den Hof ging, und, auf diesen hinauseilend, rief es mit bebender Stimme: „Leonz, Christian, wo seid Ihr, Hilfe, Hilfe!“ „Fränzeli, Fränzeli,“ ertönte die Stimme eines der angerufenen Knechte von der Scheune her, „macht uns nur schnell auf, die Halunken haben uns hier eingeschlossen!“ Mit fliegendem Atem lief Franziska, dieser Aufforderung Folge zu leisten, dem Scheunenthore zu; aber noch hatte sie dasselbe kaum zur Hälfte erreicht, als sie schon wieder den Griff ihres Verfolgers spürte, der sie von hinten am Kleide zu fassen suchte, und in halbbewußtloser Angst stürzte das Mädchen, seinen Lauf seitwärts lenkend, über den Hof ins Freie hinaus. Hier wollte es von neuem einen Hilferuf erheben, ohne zu wissen, woher ihm Hilfe kommen sollte; aber die Stimme stockte in seiner Brust, und seine Knie wankten, als wenige Schritte vor ihm ein helles Flimmern aufblitzte und ihm ein scharfes „Halt werda!“ entgegenscholl. Franziska taumelte und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein kräftiger Arm sie aufgehalten hätte, während eine feste, aber wohllautende Stimme fragte: „Was gibt's da, wohin denn so eilig?“ Der fast Ohnmächtigen dämmerte es durch die schwindelnden Sinne, daß sie an der Brust eines Mannes liege und daß diese Brust mit einem Soldatenrocke bekleidet sei; aber als die wohllautende Stimme in einem hörbaren Tone der Teilnahme sich wieder vernehmen ließ: „Nun, was ist Euch denn begegnet, schönes Kind? Ihr werdet doch vor uns nicht solche Furcht haben —“ da versuchte Franziska sich mit aller Anstrengung aufzurichten

und rief noch immer mit ſtockendem Atem: „Hilfe, die Mutter, der ſchreckliche Menſch!“ Sie blickte angſtvoll umher und ſah ſich von mehreren Soldaten umſtanden, die ſie neugierig anſchauten, während ſie denjenigen, deſſen Arm ſie geſtützt hielt, an ſeiner Uniform als Offizier erkannte. Ihr Verfolger jedoch war verſchwunden: er mußte die herannahenden Soldaten noch rechtzeitig wahrgenommen und ſich unter dem Schutze der Dunkelheit davongemacht haben.

Indeſſen blieb dem Mädchen keine Zeit, ſich ſeine neue Lage deutlicher zu vergegenwärtigen; denn kaum ſtand es wieder aufrecht auf ſeinen eignen Füßen, als von der Mühle her ein ſo lauter und banger Ruf: „Fränzeli, Fränzeli!“ ertönte, daß ſich mit einem Schlage alle Geſichter dorthin wandten. „Jeſus Maria, meine Muttter!“ ſtöhnte Franziska, ihre Hände zuſammenſchlagend; „ſie iſt ganz allein dort, Hilfe!“ „Hilfe — wo? Zeigt uns den Weg, Kind!“ rief der Offizier, das Mädchen an der Hand faſſend; „vorwärts, Kameraden!“

Ohne einen Augenblick weiteren Beſinnens fing Franziska an, mit ihrem unerwarteten Begleiter ſo ſchnell der Mühle zuzueilen, als ihre Füße ſie zu tragen vermochten. Auf dem Hofe angekommen, ſchallte ihnen von oben verworrener Lärm, von rohem Gelächter und Fluchen übertönt, entgegen. „Mutter, Mutter!“ wollte die Tochter rufen; aber der Offizier legte ihr raſch die eine Hand auf den Mund, während er ſie mit der andern vor dem Treppenhauſe zum Stehen anhielt.

„Hat das Haus nur dieſen Ausgang?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Nein, dort iſt noch einer!“ deutete Franziska auf die Mühlenthür; „aber um aller Barmherzigkeit willen, die Mutter, die Mutter!“ „Zwei Mann ſtellen ſich dort auf, zwei hier,“ befahl der Offizier, ohne ſich durch dieſes angſtvolle Drängen beirren zu laſſen; „wer hinaus will, wird feſtgenommen. Ihr andern folgt mir. Am beſten iſt's, Ihr

bleibt ebenfalls hier, mein Kind," wandte er ſich zu Franziska; „unter dem Schutze dieſer Leute ſeid Ihr ſicher."

„Nein, nein, ich muß zur Mutter," rief das Mädchen, nach der Treppe drängend; „mein Gott, wie hab' ich ſie allein laſſen können!"

Der Offizier folgte der Voranfliegenden auf dem Fuße, um droben einem mehr wunderlichen, als furchtbaren Anblicke zu begegnen. Gegen ein Dutzend männlicher Geſtalten hantierten lärmend, lachend und fluchend in der Küche und der weit offenen Wohnſtube herum, indem die meiſten allerlei Schüſſeln und Flaſchen herbeiſchleppten, während ein paar andere die Hausfrau, die ſich gegen ihre Forderungen zu ſträuben ſchien, mit drohenden Geberden feſthielten. Indeſſen mußte bereits auch eine nutzloſe Zerſtörungsluſt ſich Luft gemacht haben, da allerlei zertrümmerte und zertretene Gegenſtände auf dem Boden herumlagen. Dabei war die ganze Geſellſchaft ſo eifrig mit ihren Angelegenheiten beſchäftigt, daß die Ankömmlinge nicht bemerkt wurden, bis ſie mitten auf dem Hausflur ſtanden und ſich ſelbſt ankündigten. „Halt, Schurke," rief der Offizier, den Hauſierer, der eben einen mächtigen Schinken aus der Küche brachte, an der Schulter packend, „halt! und ihr dort," fuhr er mit erhobenem Degen durch die offene Thür hinein drohend fort, „wer noch ein Glied zu rühren wagt, erhält augenblicklich eine Kugel in den Leib!"

Dieſer Anruf, verbunden mit dem plötzlichen Anblicke blinkender Waffen, brachte auf die plündernde Bande, die ſich in dem abgelegenen Hauſe völlig ſicher gefühlt, einen betäubenden Eindruck hervor. Die meiſten folgten dem Beiſpiele des Hauſierers, der ſeinen Schinken, vor Schreck gelähmt, hatte zu Boden fallen laſſen, indem ſie Schüſſeln und Flaſchen ebenfalls niederklirren ließen; andere nahmen den Befehl des Offiziers wörtlich, ſo daß ſie bewegungslos wie angenagelte Holzblöcke ſtehen blieben, und nur einige der Mutigeren ſuchten

nach dem erſten Schreck zu ihren Gewehren zu gelangen, die in einer Stubenecke zuſammengeſtellt waren. Aber die Soldaten ſtürzten mit gefälltem Bajonette über ſie her, und nach einem kurzen Ringen war der Kampf beendigt, ohne daß hüben oder drüben eine erhebliche Verletzung vorgekommen wäre. Auf das Verlangen des Offiziers brachten Franziska und die Mutter, die immer noch nicht wußte, wie ihr geſchah, feſte Stricke herbei, und in wenigen Minuten waren der ganzen Bande die Hände zuſammengebunden. Das Unerwartete des Überfalles und vielleicht mehr noch das böſe Gewiſſen hatten ſelbſt die Entſchloſſenſten feige gemacht.

Erſt jetzt, nachdem dieſe Sicherheitsmaßregel beendigt war, fand der Offizier Zeit, ſich um nähere Auskunft über das ſeltſame Abenteuer an die Hausbewohner zu wenden. Die Lindenmüllerin, die ſich den Drohungen und Forderungen der Eindringlinge tapfer genug entgegengeſtellt hatte, ſank nun nach überſtandener Gefahr erſchöpft und halbbetäubt auf einen Stuhl nieder. Franziska, der das Erlebnis ſelbſt noch wie ein verworrener Traum vorkam, hielt, halb ſtehend, halb kniend an die Mutter gelehnt, mit beiden Armen ihren Hals umſchlungen. Dabei warfen beide ſcheue und doch dankbare Blicke nach dem Offizier hinüber, der zuerſt nicht mit ſich ſelbſt im reinen ſchien, wie er die eingetretene Stille unterbrechen ſollte; dann aber ſagte er, ſich mit einer leichten Verbeugung an die Mutter wendend: „Wenn Ihr die Lindenmüllerin ſeid, wie ich vermute, ſo bedarf es jetzt wohl keiner Entſchuldigung mehr, daß wir ſo unverſehens Euer Haus überfallen haben; ich bin mit meinen Soldaten zur Einquartierung herbeordert. Aber was wollten denn dieſe Burſche hier, kennt Ihr ſie?“

Unter dieſen Worten hatte ſich der Offizier nachläſſig den Tſchakko vom Kopfe genommen, und erſt jetzt konnte ſich auch unverhüllt das ſchöne Geſicht des jungen Kriegsmannes zeigen, über deſſen heller Stirne ſich ein dunkles, kurzgehaltenes, aber

üppiges Lockenhaar wölbte. Und wie denn Jugend und Schönheit überall ihren heiteren Zauber üben, so war es bei diesem Anblicke auch der Lindenmüllerin, als ob ein Stein von ihrem Herzen gewälzt würde. „Nein, Gott sei Dank, ich kenne keinen dieser Leute," antwortete sie aufatmend; „bloß von jenem dort weiß ich, daß er Hausierer ist. Warum sie aber in solcher Weise hiehergekommen sind, das mögen die Heiligen wissen."

„Nun, das wird sich finden," erwiderte der Offizier, die Gefangenen mit finsteren Blicken musternd; „aber seid Ihr denn mit Eurer Tochter ganz allein im Hause?"

„O du heilige Güte," rief jetzt sich rasch erhebend das Mädchen; „wie hab' ich das in der Angst und Verwirrung vergessen können. Sei nur ruhig, Mutter, der Toneli muß bei den andern sein!" Mit diesen Worten eilte Franziska über den Flur die Treppe hinunter, um alsbald, noch ehe die Zurückbleibenden sich ihr Beginnen erklären konnten, mit den erlösten Knechten zurückzukehren. Diese hatten unterwegs von ihrer Befreierin in wenigen Worten schon erfahren, wen und was sie im Hause antreffen würden; aber dennoch betrachteten sie verdutzt genug bald die Gefangenen, bald die Uniformen, bevor sie ihr eigenes Mißgeschick erzählen konnten. Die Plünderer waren geräuschlos über den schneebedeckten Hof herangekommen, hatten die Leute einzeln bei ihren Beschäftigungen überfallen und alle zusammen in die Futtertenne eingesperrt, bevor die Überraschten nur wußten, um was es sich handle oder was man mit ihnen vorhabe. „Wart', du Hallunke," rief Leonz zornig, als er den Hausierer erkannte, „wart', dir schlag' ich deinen Schelmenschädel ein. Du hast den ganzen Handel angezettelt!" Der Erboste schien sich auch sogleich anschicken zu wollen, seine Drohung auszuführen, als der Offizier abwehrend dazwischentrat.

Von den Soldaten und Knechten geführt, verließen die Gefangenen die Stube, und es verging auch eine gute Weile,

bevor der Offizier mit einigen seiner Kameraden wieder heraufkam. Er fand Mutter und Tochter eifrig mit dem Heruntragen von Decken und Kissen beschäftigt und sagte daher lächelnd: „Macht Euch keine überflüssige Mühe, Ihr guten Leute; laßt uns einige Bund Stroh hier in den Flur schaffen, das ist alles, was wir für diese Nacht bedürfen.“ Ganz erstaunt über solche Anspruchslosigkeit, wollten die Frauensleute ernstlichen Widerspruch erheben; aber der Offizier entgegnete im entschiedenen Tone: „Erfüllt meinen Wunsch, Frau Müllerin, und gebt Euch damit zufrieden. Meine Leute müssen sich diese Nacht hindurch auf der Wache ablösen, Eure Knechte wollen ihnen dabei helfen, und ich selbst muß ebenfalls in der Nähe sein. So sind wir für einmal hier auf dem Flur am bequemsten untergebracht; warm genug ist es ja, wenn die äußere Thür zugemacht wird.“

„Nun denn,“ sagte die Müllerin fast betrübt, daß sie ihren dankbaren Willen nicht besser bethätigen sollte, „so wollen wir sehen, was noch zum Nachtessen zusammenzubringen ist. Die wüsten Bursche haben doch eine schreckliche Unordnung angerichtet.“

„Auch da muß ich bitten, sich nicht weiter zu bemühen,“ versetzte der Offizier; „legt uns etwa ein Brot zurecht, unsere Feldflaschen sind noch gefüllt, und das ist genug. Müde dagegen sind wir, es war ein schwerer Tag, nicht nur für Euch, Ihr guten Leute, auch für uns, für alle.“

„Die Bursche werden ihrer Strafe nicht entgehen,“ fuhr er ernster fort, „aber jetzt sind sie wehrlose Gefangene, denen kein Leids geschehen darf. Im übrigen,“ fuhr er vergnügt fort, „hätte sich nun gefunden, was mir fehlte, ein sicherer Gewahrsam für diese Leute, die ich vor morgen nicht auf den nächsten Posten abliefern kann. Die Futtertenne mag ihnen für diese Nacht den nämlichen Dienst leisten, zu welchem sie dieselbe für andere ausersehen hatten. Vorwärts!“

Es lag in dieſen Worten etwas wie eine verhaltene Klage, die im Herzen der Mutter und Tochter ein ſchnelles Echo fand. Nachdem in überreichlichem Maße alles Erforderliche herbeigeſchafft war, entfernten ſich die beiden mit dem jungen Toneli, der lieber auf die Wache gezogen wäre, und bald ſchien das eben noch ſo laut bewegte Leben auf der Lindenmühle in Schlaf und Traum verſunken zu ſein. Auch die Poſten drunten vor der Scheune ſprachen nur leiſe miteinander, als ob ſie die nachtſchlafende Stille nicht ſtören dürften. „Ja, ja, was man an einem einzigen Tage nicht alles erleben kann," ſagte Leonz in ſchon vertraulicher Offenherzigkeit zu ſeinem militäriſchen Mitwächter; „noch heute morgen war ich ärgerlich, daß der Meiſter uns verboten hatte, mit auszuziehen, und jetzt helfe ich da ſolche bewachen, die ausgezogen waren ... Aber glaubt mir," fügte er nach kurzem Beſinnen eifrig hinzu, „das da drinnen ſind auch Burſche, wie ſie ſonſt im Freiamte nicht wachſen." „Ach was," erwiderte der Soldat, „nichtsnutziges Volk gibt's überall; übrigens ſind hoffentlich auch nicht alle Freiämter ſo kriegsluſtig wie Du, das wäre juſt auch nicht vom Guten."

„Nu –" verteidigte ſich Leonz, „Ihr ſeid da doch auch dabei."

„Aber nicht, daß ich eine beſondere Freude daran gehabt oder ich mich geärgert hätte, wenn mir das Mitmachen unterſagt worden wäre," entgegnete der Soldat; „ich denke, für unſereins gäb' es etwas Geſcheiteres zu thun, als ſich gegenſeitig zu plagen oder einander gar die Schädel einzuſchlagen. Ich meinesteils wär' es herzlich wohl zufrieden geweſen, wenn Ihr Freiämter Euern Speck ſelbſt gegeſſen hättet, den Ihr nun Euern Einquartierungen aufſtellen müßt."

Gegen dieſen wohlmeinenden Friedensgrund wußte Leonz nichts einzuwenden und über andere Urſachen des Aufſtandes, die ihm ſelbſt nicht recht klar waren, mochte er ſich jetzt doch

in keinen Disput einlaſſen. Um daher dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, ſagte er: „Aber das muß wahr ſein, einen hübſchen und manierlichen Leutnant habt Ihr.“

„So, gefällt er Dir?“ lachte der Soldat; „ja, das iſt ein wackerer Mann, der auch lieber daheim bei ſeinen Bildern ſäße, als hier im Schnee herumzuſtampfen.“

„Bei ſeinen Bildern?“ fragte Leonz; „wie meint Ihr das?“

„Nun, er iſt ſeines Berufes ein Kupferſtecher, und zudem ein ſehr geſchickter,“ antwortete der Soldat; „der macht Dir manchmal Heiligenbilder, daß man ſelbſt faſt katholiſch werden möchte darob, wiewohl er's auch nicht iſt.“

Und mit einem Heiligenbilde waren die Gedanken des ſolchergeſtalt Beſprochenen gerade zu dieſer Friſt in der That auch beſchäftigt. Trotz ſeiner Ermüdung konnte der junge Offizier den Schlaf nicht ſo ſchnell finden als ſeine Soldaten, neben denen er ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, auf das kniſternde Stroh hingeſtreckt hatte. Die ungewohnten Erlebniſſe des Tages wollten die aufgeregten Sinne noch nicht zur Ruhe kommen laſſen und drängten ſich mit unabwehrbarer Gewalt zu immer neuer Betrachtung auf; aber mitten durch all das Gewirre wechſelnder Vorſtellungen und Geſtalten, ſelbſt zwiſchen den Bildern des von Pulverdampf und Kanonendonner erfüllten Schlachtfeldes blickte unentwegt ein ſchreckenbleiches Mädchenantlitz hervor, bis der ſtille Träumer endlich leiſe vor ſich hinſagte: entweder ſind meine Augen heute mit Blindheit geſchlagen geweſen oder ſie haben dieſen Abend das holdeſte, madonnenhafteſte Geſichtchen geſehen, das ihnen im Leben noch begegnet iſt. Wenn es mich nur nicht ſchon zur Vernachläſſigung einer Pflicht verleitet hat, die unangenehme Folgen haben könnte! Doch nein, nein — es wäre eine nutzloſe Härte geweſen; morgen wird es noch lange früh genug ſein. Vielleicht ſeh' ich am hellen Tage auch alles mit andern Augen an als dieſen Abend, jetzt nur Schlaf — vorerſt ſchlafen!

Endlich erſchien er nun auch, dieſer erſehnte Schlaf, und der ermüdete Kriegsmann warf ſich demſelben ſo kräftig in die Arme, daß er während der Nacht nicht einmal den Wechſel zu- und abgehender Poſten wahrnahm. Unwillig darüber eilte er bei Tagesanbruch auf den Hof hinunter, um die Abführung der Gefangenen nach dem nächſten Kommando anzuordnen. Aber noch eine geraume Weile, nachdem das geſchehen war, wandelte er nachdenklich im Hofe und rings um die Mühle herum, bevor er ſich entſchließen konnte, die Treppe hinanzuſteigen. Die nächtliche Ruhe hatte ihn wohl körperlich neugeſtärkt, aber innerlich war er von einer ſeltſamen Unſicherheit erfüllt, die ihn zu keinem rechten Entſchluſſe kommen laſſen wollte. Endlich mußte dieſer doch gefaßt werden, und mit ſcheinbar zuverſichtlicher Miene trat der militäriſche Gaſt in die Wohnſtube, wo Mutter und Tochter noch eifrig beſchäftigt waren, die Spuren der nächtlichen Verwüſtung zu beſeitigen. Aber nein, der Morgen zeigte dem Eintretenden ſonſt kein anderes Bild, als es der Abend gethan, wie er halb gehofft, halb gefürchtet hatte; es wäre denn geweſen, daß die milde Schönheit und Anmut der jungen Lindenmüllerin ihm jetzt noch ſinnverwirrender und ergreifender erſchien. Er fühlte ſich daher ordentlich erleichtert, als Franziska nach freundlich ſchüchterner Begrüßung ſogleich zur Beſorgung des Frühſtückes nach der Küche eilte.

„Frau Wohler," begann er nun, ſich an die Mutter wendend, „ich hatte den Befehl, mit meinen Leuten noch geſtern abend eine Hausdurchſuchung auf der Lindenmühle vorzunehmen, Euern Mann im Betretungsfalle zu verhaften und mich ſeiner Papiere zu verſichern. Ich konnte es bei dem Schrecken, in dem ich Euch und Euer Haus fand, nicht über mich bringen, meinen Auftrag ſofort auszuführen; jetzt jedoch muß ich meine Pflicht thun."

Die Lindenmüllerin ſchaute den Sprecher mit großen bangen Augen an, ohne ein Wort zu erwidern, bis er fragte: „Habt Ihr Euern Mann ſeit geſtern früh geſehen; wißt Ihr, wo er iſt?“

„Ach Gott, nein,“ rief ſie leiſe; „vielleicht hat der ſchlechte Hauſierer auch nur gelogen, daß Anton glücklich entkommen ſei.“

„Und ſeine Papiere — die Briefe, die er in letzter Zeit bekommen haben muß — wißt Ihr auch von dieſen nichts?“ fragte der Offizier weiter.

„Nur ſoviel,“ antwortete die Müllerin ſchon wieder gefaßter, „daß ſeit dem Sylveſtermorgen, wo Anton eine Einladung ins Kloſter erhalten hat, kein Brief mehr in unſer Haus gekommen iſt. Wär' übrigens etwas derartiges, wie Ihr meint, vorhanden, ſo könnt's nur droben in meines Mannes Stube ſein. Ich will Euch hinaufführen.“

„Ein böſes Gewiſſen kann die Frau nicht haben,“ dachte der Offizier, der Müllerin ins obere Stockwerk folgend, wo ſie in die einfach ausgeſtattete Stube trat, in welcher der Lindenmüller die Neujahrsnacht zugebracht hatte. Hier zog ſie ſogleich die Schublade des Tiſches, an welchem ihr Mann ſeine wenigen Schreibgeſchäfte zu beſorgen pflegte, und ebenſo unbefangen ſchloß ſie die Thür des großen Wandſchrankes auf. Ein Ausdruck des Mißtrauens überflog jedoch das Geſicht des Offiziers, als die Müllerin, auf das ſchwarze Käſtchen weiſend, erklärte, daß der Schlüſſel zu demſelben nicht vorhanden ſei; aber plötzlich wich dieſer Ausdruck demjenigen des höchſten Erſtaunens, als der junge Mann näher an das Käſtlein herantrat, das in dem weitgeöffneten Schranke im vollen Morgenlichte vor ihm ſtand. „Ei, Frau Wohler,“ rief der Überraſchte, deſſen kunſtgeübtes Auge ſogleich die hohe Schönheit eines Meiſterwerkes erkannt hatte, „das iſt ja ein wahres Prachtſtück, woher habt Ihr das?“

„Es iſt ein altes Erbſtück," erwiderte die Müllerin, ſelbſt erfreut über das unverhohlene Wohlgefallen, das ihr Gaſt an dem Käſtlein fand; „ſchon der Großvater meines Mannes, den ich noch gekannt habe, wußte nichts anderes zu ſagen, als daß es eben ein altes Familienſtück ſei."

„Ja, ja," ſagte der Offizier vor ſich hin, während er aufmerkſam die Arbeit betrachtete, die in lebensvollen Figuren die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten darſtellte; „es iſt offenbar ein Werk aus der Blütezeit der deutſchen Holzſchnitzkunſt, und zwar ein Meiſterwerk. Wißt Ihr auch, Frau Müllerin, welchen Schatz Ihr da beſitzt?" „Ach nein," antwortete ſie lächelnd, „unſereins verſteht das nicht ſo; nur weiß ich, daß der frühere gnädige Herr im Kloſter, der Abt Heinrich ſelig, meinem Manne mehrmals viel Geld für das Käſtchen geboten hat. Es betrübte Anton recht, daß er dem guten Herrn den Gefallen nicht erweiſen konnte; aber wie er nun einmal iſt — er meinte, was in einer Familie ſo lange in Ehren gehalten worden ſei, müſſe auch ferner in derſelben verbleiben. Und dann haben auch die Kinder ſtets eine große Freude an dem Käſtchen gehabt, beſonders Fränzeli."

„Da mag Euer Mann ganz recht haben," verſetzte der Offizier, deſſen Blicke noch immer bewundernd auf dem Werke ruhten, langſam und nachdenklich, „obwohl es faſt ſchade iſt, daß ſoviel Schönheit verborgen und verſchloſſen bleiben ſoll; aber wer weiß, was von dem Käſtchen noch übrig ſein möchte, wenn es in weniger treue und ſorgſame Hände geraten wäre. Doch gleichviel, den Schlüſſel alſo habt Ihr nicht, während Ihr ſelbſt geſteht, es befinden ſich Papiere darin?" „Wie geſagt, mein Mann muß den Schlüſſel in Gedanken mitgenommen haben," antwortete die Müllerin; „aber ich dürfte wohl darauf ſchwören, es iſt kein Papier drinnen, wie Ihr ſie ſucht."

Der Offizier ließ seinen Blick von neuem auf der Bildnerei ruhen, um sich dann plötzlich abzuwenden. „Sei es, wie ihm wolle," rief er laut, „ich möchte es nicht auf mich nehmen, durch gewaltsames Öffnen auch nur eine Faser an diesem Kunstwerke zu verderben. Verschließt den Schrank, Frau Wohler, sonst komme ich den ganzen Vormittag nicht von Eurem Schätze los. Ihr seid schon so gut und zeigt ihn mir ein andermal wieder." Er ging einigemal mit großen Schritten das Gemach auf und nieder und fuhr dann in gedämpftem Tone fort: „Ich sehe schon, es geht nicht immer so leicht, einen vorgeschriebenen Weg wieder zu finden, wenn man ihn einmal verlassen hat. Sei es drum! Es widerstrebt mir, die Heimlichkeiten eines Hauses zu durchwühlen, in welchem eine ererbte Ordnung als so unverbrüchliches Gesetz gilt; noch viel weniger mag ich dies durch meine Soldaten thun lassen, und dann, Frau Wohler — Eurem Worte werde ich doch wohl vertrauen dürfen? Dafür hört aber auch ein Wort von mir."

Der junge Mann blieb stehen, um der Lindenmüllerin mit dem Ausdrucke herzlicher Teilnahme ins Gesicht zu blicken; dann sprach er weiter: „Euer Mann hat sich, wie allgemein bekannt, in diese unselige Geschichte tiefer eingelassen, als für ihn und Euch gut sein wird. Der gestrige Kampf auf der Langelen hat Tote und Verwundete gekostet, und dieses vergossene Blut fordert zur strengen Bestrafung der Schuldigen auf. Eurem Manne kann jedoch etwas zu statten kommen, das in ihm überhaupt, trotz seines Vergehens, den Ehrenmann erkennen läßt. Er hat vorgestern beim Kloster droben einem Regierungsabgeordneten, den ein rasender Volkshaufe niederschlagen wollte, mit eigener Gefahr das Leben gerettet, und das bleibt ihm sicherlich nicht vergessen. Es kommt mir nicht unwahrscheinlich vor, daß auch der gestrige Überfall Eures Hauses mit diesem Vorgange in Verbindung steht; die verblendeten Menschen waren über Euren Mann erbost, daß er

ſie von der Anſtiftung noch größeren Unheiles abgehalten hat. Aber könnt Ihr Euch gar nicht denken, wo er ſich jetzt befinden mag?“

„Ach Gott, nein,“ antwortete die Lindenmüllerin betrübt; „ich begreife nur nicht, warum er bei alledem nicht heimgekommen iſt. Mein Anton iſt ſonſt nicht der Mann, der nicht einſteht für das, was er gethan hat, und wär's noch ſo ſchlimm.“

„Nun ja,“ nickte der Offizier, „das iſt es gerade, was ich ſagen wollte. Euer Mann iſt ohne Zweifel mit andern Führern des Aufſtandes über die nahe Zugergrenze geflohen, wo ſie vorderhand freilich in Sicherheit ſind; wer aber, wie der Lindenmüller, Haus und Hof, Weib und Kind zurückläßt, kann einer ihm zugedachten Strafe nicht entrinnen, abgeſehen davon, daß er ſeine Sache durch die Flucht in keinem beſſeren Lichte erſcheinen läßt. Ich meine alſo kurz und gut, Frau Wohler, Ihr laßt Euren Mann durch einen vertrauten Boten aufſuchen und ihn ermahnen, ſich ſofort in unſerm Hauptquartier droben im Kloſter einzuſtellen. Er darf auch wiſſen, von wem dieſer Rat kommt, gewiß von jemand, der an ſeinem und der Seinigen Schickſal aufrichtigen Anteil nimmt.“

„O Herr,“ rief die Müllerin, die ſich während dieſes Geſpräches wie ermüdet auf einen Stuhl geſetzt hatte; „ach, Ihr ſeid ſo gut, und ich weiß noch nicht einmal —“

„Rudolf Berner, dermalen kurzweg Leutnant Berner,“ erwiderte der junge Mann lächelnd; „es kann freilich in dieſem Namen keine Vertrauen erweckende Sicherheit für meinen Rat liegen, aber dennoch halte ich ihn unter den obwaltenden Verhältniſſen für den richtigſten.“

„Nein, nein,“ entgegnete die Müllerin, langſam den Kopf ſchüttelnd, „das wollt' ich nicht ſagen, ſo hab' ich's nicht gemeint, Herr Leutnant, glaubt es mir. Ich hab' es ja ſchon erfahren und fühl' es tief im Herzen, daß Ihr unſer Erretter und gut gegen uns geſinnt ſeid, der Himmel mög' es Euch vergelten. Ich weiß

mir in dieſen ſchweren Dingen weder zu raten noch zu helfen; drum dank ich Euch zu tauſendmalen, daß Ihr ſelbſt mit einem Rate mir beiſteht. Er ſoll augenblicklich befolgt werden."

Franziska aber ſagte vor ſich niederblickend leiſe: „Ach Mutter, das hab' ich ſchon die ganze Nacht denken müſſen: ein Erretter — ja, das war er mir."

Die Müllerin war ſelber zu bewegt, um auf die Bewegung zu achten, mit welcher Fränzeli dieſe Worte vorgebracht hatte. Sie ließ Leonz heraufrufen, der dann nach kaum einer halben Stunde ſonntäglich gekleidet und mit geheimnisvoller Miene über den Hof hinauswanderte. Nachdem die Soldaten, welche die Gefangenen fortgeführt hatten, zurückgekehrt waren, verließ auch der Leutnant das Haus, in welches das gewöhnliche Leben wenigſtens ſoweit zurückkehrte, als das muntere Klappern des Mühlengewerkes ſich wieder hören ließ. Die Soldaten, die ſich mit allem, was Küche und Keller vermochten, überreichlich traktiert ſahen, wurden ſelbſt äußerſt guter Dinge und halfen zum Zeitvertreibe den Knechten in Mühle und Scheune mit, was gerade zu helfen war. Oft genug erſchallte vom Hofe herauf lautes Gelächter, wenn wieder eine über und über bepuderte Uniform aus der Mühle heraus zum Vorſchein kam, und beſonders der lebhafte Toneli wußte ſeines Vergnügens kein Ende über ſolche Späße.

Stiller freilich ging es droben im Hauſe zu. Unter den widerſtreitendſten Gedanken und Empfindungen, die nur ſelten in einem Worte ſich Luft machten, zwiſchen frohen Hoffnungen und banger Unruhe, ſuchten Mutter und Tochter ihre Schätze ebenſo heimlich, als ſie dieſelben geſtern verborgen hatten, wieder an ihre gewohnten Aufbewahrungsorte zurückzubringen. „Dem Himmel ſei Dank," ſagte Fränzeli, als dieſe Geſchäfte beendigt waren; „ich glaub', ich wär' vor Scham vergangen, wenn uns der Leutnant ob dieſen Sachen angetroffen und erraten hätte, um was es ſich eigentlich gehandelt habe." „Du

biſt ein Kind," erwiderte die Mutter; „geſtern konnte noch kein Menſch wiſſen, was alles begegnen werde. Ich wollte nur, unſer Herr Berner wäre ſchon wieder da, mir iſt's immer, er ſelbſt werde die beſte Nachricht vom Vater bringen."

Über das Geſicht der Tochter flog ein helles Erröten hinweg. „Unſer Herr Berner," wiederholte ſie unhörbar in ſich hinein, „unſer Herr Berner, unſer!" — das Wort erklang in der Seele des Mädchens wie ein ferner Glockenton, und ſo in dämmernde Gedanken verloren, ſprach es die weiteren Worte der Mutter nach: „Ja, wenn er nur ſchon da wäre."

Es verging indeſſen noch manche Stunde, bevor ſich dieſer Wunſch erfüllte, und ſchon brach die Nacht herein, ohne daß der Leutnant oder Leonz erſchienen wären. Aber da plötzlich, gerade als Fränzeli die Lichter anzünden wollte, ſtürmte Toneli mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, der Vater iſt da," die Treppe herauf, und ſogleich hinter dem Knaben trat auch ſchon der Angemeldete herein; freilich nur langſam und ſchweren Schrittes, wie ein tief Ermüdeter, den die Füße nicht mehr tragen wollen. Während Mutter und Tochter unter lauten Ausbrüchen der Freude auf ihn zueilten, verſchwand der Leutnant, der ebenfalls unter der Thüre erſchienen war, wieder unbemerkt in den Hausflur hinaus, und der Lindenmüller ſagte abwehrend mit gepreßter Stimme: „Laßt mich, laßt mich, ich muß zuerſt recht zur Beſinnung kommen, es wäre kein Wunder, wenn einer ſie ganz verlieren würde in ſolchen Zeiten." Er ſetzte ſich auf einen Stuhl nieder und ſtreckte beide Hände über den Tiſch hin, als ob er eine feſte Stütze ſuchen müſſe. Lange jedoch ließen ſich die zudringenden Fragen einer liebevollen und bekümmerten Ungeduld nicht abweiſen, und allmählich gefaßter erzählte der Heimgekehrte in kurzen Worten ſeine Erlebniſſe. Auf der Langelen von der allgemeinen Flucht mit fortgeriſſen, war er dem Kloſterdoktor und einigen andern Führern des Aufſtandes nur widerwillig über die Kantons-

grenze gefolgt. Es deuchte ihm Unrecht, ſeine eigene Perſon in Sicherheit bringen zu wollen, wo tauſend andere, die für die nämliche Sache mit ausgezogen, ſich der Willkür des Siegers überlaſſen mußten. Darum war er auch ſchon halb entſchloſſen, ſich allein auf jede Gefahr hin wieder über die Grenze zurückzubegeben, als Leonz mit der Botſchaft der Müllerin erſchien. Jetzt wurde der Heimweg, trotz aller Abmahnung der übrigen Flüchtlinge, ſofort angetreten, und ſchon beim erſten Militärpoſten diesſeits der Grenze hatte ſich der Leutnant eingefunden, um den Zurückkehrenden in Empfang zu nehmen und nach dem Hauptquartier zu geleiten. Dort war der Lindenmüller unter dem Verſprechen, ſich auf erſtes Begehren wieder zu ſtellen, alsbald nach Hauſe entlaſſen worden. „Einen guten Stein muß der Herr Berner bei dem Oberkommandanten ſchon im Brette haben," ſchloß der Erzähler, „und jedenfalls hat er zu meinen gunſten Gebrauch davon gemacht; denn das lief alles mit ſo kurzen, glatten Worten ab, daß ich es jetzt noch nicht begreifen kann." „Ach ja," rief die Müllerin, die Hände ineinander faltend, „ich hab' es ſchon zu Fränzeli geſagt, der Himmel hat uns in der Not einen hilfreichen Engel geſandt. Wie wir's dem braven, herzguten Herrn nur werden danken können, was er ſchon alles für uns gethan hat!"

„Wie wir's ihm zu danken haben, weiß ich auch nicht," erwiderte der Müller mit faſt verdrießlicher Miene; „hingegen weiß ich, daß es mit dem Engel, wie Du meinſt, noch ſeine guten Wege hat, und jedenfalls bin ich froh, daß der Herr Leutnant morgen fortkommt."

„Fortkommt?" riefen Mutter und Tochter wie aus einem Munde; „wie meinſt Du das, Vater?"

„Nun, nur nicht ſo laut," antwortete der Lindenmüller, „der Leutnant iſt von morgen an zum Dienſte des Hauptquartiers beordert, und das iſt gut, denk' ich. Oder was iſt's," fuhr er nach einer Pauſe in ſtrengerem, faſt zornigem Tone

fort; „was guckt Ihr mich an, als ob ich Euch eine große Hiobsbotſchaft gebracht hätte? Der Herr Leutnant Berner mag ſonſt ſein, wie und was er will, ich laß ihn gelten; aber ſicherlich iſt er einer von denen, mit welchen es für unſereins keine Gemeinſchaft gibt. Hat er mir doch auf dem Heimwege ganz offen erklärt, daß es in unſerm Ländchen nicht beſſer werde, ſolange das Kloſter beſtehe, und daß er das Zwietrachtsneſt lieber heute ſchon als morgen aufheben würde, wenn es in ſeiner Macht ſtünde. Habt Ihr's verſtanden? Für ſolche Leute iſt die Lindenmühle nicht der rechte Ort, denk' ich."

Franziska beugte das erbleichende Geſicht tief vor ſich nieder, als ob ſie etwas vom Boden aufheben wollte, und auch die Mutter ſchwieg, während ſie dem Heimgekehrten den Tiſch deckte. Die Worte des Leutnants ſchnitten ihr ſelbſt durch das Herz und verwirrten und betrübten für einen Augenblick das ſchöne Bild, das ſie ſich unwillkürlich von dem inneren Weſen des jungen Mannes gemacht hatte. Sie war daher froh, als der Lindenmüller bald nach der Ruhe verlangte, die ihm die letzte Nacht nicht vergönnt geweſen, und auch Franziska ging auf ihr Kämmerchen, ohne ihres Retters aus der Bedrängnis des geſtrigen Abends noch einmal anſichtig geworden zu ſein.

Ruhe und Schlaf, die holden Begleiter der Nacht, mußten ihr indeſſen wenig Erquickung gebracht haben. Als ſie am Morgen in die Stube trat, wo der Leutnant einzig beim Frühſtücke ſaß, ſah ſie ſo bleich und angegriffen aus, daß er bei ihrem Anblicke betroffen ausrief: „Was iſt Euch, Franziska, Ihr werdet doch nicht unwohl ſein?"

Bei dieſem Ausrufe erhellte ſich das feine bleiche Antlitz, wie ein weißes Morgenwölklein, über das der erſte Sonnenſtrahl hinfliegt. Franziska, Franziska — wie der Name von dieſen Lippen einen wunderſamen Klang hatte! Sie mußte ſich zuſammennehmen, um nur eine Antwort geben zu können, und ſagte dann leiſe: „Nein, unwohl gerade nicht, Herr Leutnant,

ich danke Euch. Aber Ihr wollt uns ſchon verlaſſen, wie ich gehört habe?“

„Leider muß ich,“ erwiderte er; „mein eigener Wille wäre es ſicherlich nicht geweſen.“

„Und ich hab' Euch noch nicht einmal danken können,“ fuhr Fränzeli in dem gleichen leisbewegten Tone fort, „aber wie könnt' ich's auch, ſelbſt wenn Ihr noch lange, lange bei uns bleiben würdet.“

Der Leutnant erhob ſich vom Tiſche und ſagte näher-tretend nun ebenfalls mit leiſerer Stimme: „Der beſte Dank, wenn doch von einem ſolchen die Rede ſein ſoll, beſtünde in einem freundlichen Andenken, das Ihr mir bewahren wolltet, Franziska.“

„Oh, deſſen ſeid Ihr ſicher,“ rief ſie nun, die Augen auf-ſchlagend, mit dem bewegten Ausdrucke eines dankerfüllten Herzens; „nie, nie werde ich Euch und, was ich dieſe Tage erlebt, vergeſſen, keine Stunde, glaubt es mir, Herr Verner.“

„Ich nehme dieſes Verſprechen zum Pfande,“ erwiderte er, ihre Hand ergreifend; „ich werde Euch noch einmal daran erinnern, Franziska!“

Sie wollte, ohne zu bedenken, was ſie that, ihr Geſicht auf ſeine Hand niederbeugen, wie ſie es als Kind und junges Mädchen zur Begrüßung geiſtlicher Herren, die ins Haus kamen, gewöhnt worden war; er jedoch hob ihr Antlitz ſchnell empor, küßte ſie auf Mund und Augen und flüſterte: „Lebe wohl, Franziska; ich ſeh' Dich wieder in beſſerer Zeit, ſo Gott will.“

Mit dieſen Worten ging er raſch zur Thür hinaus, während das Mädchen bewegungslos ſtehen blieb und auf den Schall der Tritte horchte, bis dieſelben über den Flur und die Treppe hinab verhallt waren; dann aber eilte es mit hochklopfender Bruſt und kaum ſeines Atems mächtig nach ſeinem Kämmerchen hinauf. Von dort aus hörte Franziska, wie der Leutnant drunten auf dem Hofe von Vater und Mutter Abſchied nahm,

ſie hörte die letztere ihren Namen rufen, ohne eine Antwort zu geben; aber mit dämmernden Blicken ſchaute ſie, ans Fenſter gelehnt, auf den Weg nach der Landſtraße hinaus, auf welchem der Scheidende, nur von einem ſeiner Leute begleitet, dahinſchritt. Er wendete das Geſicht mehrmals nach der Lindenmühle zurück, und jedesmal erglühte Franziskas Antlitz von neuem unter dieſen Blicken, die ſie doch in ihrer Verborgenheit nicht erreichen konnten. Sie wußte und empfand es, daß dieſelben nur ihr galten, nur ſie ſuchten, und dennoch fand ſie jetzt nicht den Mut, das Fenſter zu öffnen und ſich hinauszubeugen, einen Abſchiedsgruß nachzuwinken. Als der Scheidende jedoch in der erſten Beugung der Straße verſchwunden war, kam es dem nachſchauenden Mädchen vor, als ob plötzlich am hellen Tage die Sonne am Himmel verſchwunden ſei.

Und ſonnenloſe trübe Tage waren ja auch angebrochen. Wochenlang wechſelten die Einquartierungen ohne Unterbrechung in bald größerer, bald kleinerer Zahl, und nicht immer glichen ſie derjenigen, die am erſten Abend auf der Lindenmühle erſchienen war. Gar oft waren die Leute beim beſten Willen der Quartiergeber nicht zu befriedigen in ihren maßloſen Anforderungen und rumorten dann trotzig und drohend im Hauſe herum. Wieder andere glaubten ſich in ihrem Parteieifer zu Lehrern und Bekehrern berufen und verletzten dabei die Hausbewohner auf rückſichtsloſe Weiſe in ihren heiligſten Gefühlen und Gewohnheiten, ſo daß kaum ein Tag ohne ſolche Klage und Plage vorüberging. Dazu kam nach einiger Zeit noch der ſchlimmere Umſtand, daß gegen den Lindenmüller die gerichtliche Unterſuchung angehoben wurde. Der Mann, dem ſchon die flüchtigen Worte des jungen Leutnants über den Beſtand des Kloſters ein Greuel geweſen waren, hatte nur zu bald darauf die wirkliche Aufhebung desſelben erleben müſſen, und ſeitdem ging er wortkarg mit Schmerz und ſtillem Ingrimm erfüllt umher, ohne nur an ſeine gewohnten Beſchäftigungen

denken zu können. Aber jetzt — jetzt ſollte er ſich gar noch darüber verantworten, daß er den Frevel, der an dem Gotteshauſe und der heiligen Kirche verübt worden war, nicht widerſtandslos hatte geſchehen laſſen wollen! Doch all dies Zürnen und Grollen konnte nicht verhindern, daß über den Lindenmüller ſchließlich eine mehrwöchentliche Gefängnisſtrafe verhängt wurde. Vor dem Richter hörte er das Urteil noch gefaßt und ſcheinbar ruhig an, und als ihm dabei eine längere Friſt geſtattet wurde, in welcher er ſeine Strafe nach Gutfinden antreten durfte, murmelte er ſogar einige unverſtändliche Worte, welche Gutmeinende gar wohl für eine Dankſagung nehmen konnten; aber als der Verurteilte nach Hauſe kam, rief ihm ſeine Frau beſtürzt entgegen: „Um Jeſu willen, was iſt Dir begegnet, Anton? Du ſiehſt aus, wie wenn Du gerade aus dem Grabe hervorkämeſt.“ Er wankte auf einen Stuhl zu und antwortete mit mühſamer Stimme: „Ich wollt', ich läge drin oder könnte noch heute drein gehen, der Gang wäre mir hundertmal leichter, als der andere, den ich thun muß.“

Auch der Lindenmüllerin zog ſich das Herz ſchmerzlich zuſammen, als ſie vernahm, was vorgegangen war. Zwar hatte ſie in verſtändigem Sinne oft genug überdacht und befürchtet, daß die Strafe für ihren Mann eine wohl noch viel ſchwerere werden könnte. Solche Andeutungen und Drohungen hatte ſie von mißvergnügten Einquartierungsgäſten mehr als einmal hören müſſen; aber nach der Weiſe des Frauenherzens, das in ſeinem Vertrauen bald keine Schranken mehr kennt, wenn es einmal voll und ganz vertraut, dämmerte der Müllerin durch all dieſe Befürchtungen immer wieder ein Hoffnungslicht, das ſie freilich vor ihrem Manne verborgen halten mußte. Mag unſer Leutnant, dachte ſie, eine ſchlimme Meinung über das Kloſter gehabt haben, mit uns wenigſtens hat er's gut gemeint und er wird meinem Manne auch noch weiter beiſtehen, wenn es not tun ſollte. O, der hat eine ſtarke Hand, gewiß

eine ſtärkere, als wir uns nur denken können! Nach dem Spruche, daß der Menſch gerne glaubt, was er wünſcht, ſtützte die Müllerin ihre Vorſtellungen von dem Einfluſſe des jungen Mannes gerade auf die Äußerung, die derſelbe über den Beſtand des Kloſters gethan hatte. Oder ſollte die ſo ſchnell erfolgte Aufhebung der Abtei in gar keiner Verbindung mit jener Äußerung und mit jener plötzlichen Berufung des Leutnants ins Hauptquartier geſtanden haben? Doch jetzt waren dieſe Träume mit einem Schlage vernichtet, das langgenährte Hoffnungslicht verglommen oder wenigſtens verdunkelt im augenblicklichen Leide. Die kummervolle Frau wußte daher auch keine Einwendung zu erheben, als der Verurteilte erklärte, noch heute ſeine Strafzeit antreten zu wollen, ohne von der ihm zugeſprochenen Begünſtigung den geringſten Gebrauch zu machen. „Es ſoll dem Lindenmüller niemand nachſagen," rief er bitter, „daß er auch nur einen Augenblick gezögert habe, für eine gerechte Sache das blutigſte Unrecht zu erdulden. Hätt' ich doch für dieſelbe ſterben können, wie mein Ältervater, ſo wär' ich vor der Todſünde bewahrt worden, manchmal an der göttlichen Gerechtigkeit zweifeln zu müſſen."

Unter ſolch' herben Gedanken verließ der Lindenmüller noch am nämlichen Abend trotz der ſtürmiſchen Witterung ſein wohnliches Haus, um dasſelbe mit dem Gefängniſſe zu vertauſchen; aber mit noch ſchwererem Herzen, als er von dannen ging, blieb ſein Töchterlein zurück, das wohl einſah, wie es nun noch auf ſeinen letzten Troſt werde verzichten müſſen. Dieſer hatte bisher in aller bekümmerten Not und Bedrängnis darin beſtanden, daß Fränzeli mit der Mutter täglich und ſtündlich von dem Leutnant oder von Rudolf, wie es ſelbſt ihn im ſtillen nannte, ſprechen und plaudern konnte. Jede Unannehmlichkeit, jedes rückſichtsloſe Wort, das von der Einquartierung zu ertragen war, gab zu einer ausführlichen und doch immer neuen Erinnerung an das Benehmen des jungen Offiziers Veran-

laſſung, und die Mutter ſprach um ſo lieber von ihm, je mehr ſie ihre Hoffnungen auf ſeinen Beiſtand für Anton ſetzte. Fränzeli wagte ſelbſt nicht immer all dieſe Hoffnungen zu teilen; aber ſein Herz erzitterte in ſtiller Luſt, wenn es die Mutter in ſolcher Weiſe von Rudolf ſprechen hörte, und mit errötendem Lächeln wandte es ſich nur ab von ihr, wenn ſie ſich des Abſchieds erinnerte. Denn oft genug ſchloß ſie ihre Geſpräche vorwurfsvoll und nicht ohne einen Anflug von Beſorgnis mit den Worten: „Aber was wird er auch von Dir denken, daß Du ihn ſo ganz ohne Dank und Abſchied haſt fortgehen laſſen. Auch der Vater konnte ſich nicht zu der Freundlichkeit zwingen, die der gute Herr verdient hatte; wenn er uns nur nicht alle für undankbar hält!“ Es kam Fränzeli, deſſen Herz wie ein aufgeſchlagenes Buch vor den Augen der Mutter dagelegen, ſchwer an, ſein Geheimnis zu bewahren; aber gleichwohl wagte es nicht, dasſelbe zu offenbaren, denn es war ja nicht allein ſein Geheimnis, ſondern es gehörte auch ihm — ihm!

Mit dieſen traulichen Geſprächen und heimlichen Herzensergießungen war es nun zu Ende, da die Hoffnungen der Mutter unerfüllt geblieben und der Vater im Gefängniſſe ſaß. Die arme Frau lag ſtill und gebeugt ihren Geſchäften ob, und bald getraute Fränzeli ſich nicht mehr, auch nur den Namen des Leutnants auszuſprechen. Geſchah dies noch etwa von Toneli oder einem andern Hausgenoſſen, ſo legte ſich ein neuer Schatten der Bekümmernis über das Geſicht der Mutter, das ſonſt dabei immer heller und zuverſichtlicher aufgeblickt hatte. Und Fränzeli ſah gar wohl voraus, was dieſe Umwandlung in der Stimmung und Geſinnung der Mutter ihm bringen konnte, denn der Zuſtand ſeines Herzens war ihm keineswegs ein ungelöſtes Rätſel geblieben. Schon von langem her wußte die junge Lindenmüllerin, daß ihr ein entfernter Vetter drüben im Reußthale zum künftigen Lebensgefährten beſtimmt war.

Sie hatte dieſen Vetter auch von Kindheit an wohl leiden mögen und würde ihm ſchon im nächſten Herbſte, wie man von beiden Seiten übereingekommen, in der ruhigen Vorausſicht die Hand gereicht haben, daß ihr ein wohlgeſichertes Los beſchieden ſei. Aber jetzt? — das arme Mädchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, was es zu thun im Begriffe geweſen, und doch, ach Gott, derjenige, von dem nun ſein ganzes Thun und Denken bei Tag und Nacht, im Traum und im Wachen erfüllt war, er gehörte zu denen, die als Feinde dahergekommen, die den Vater ins Gefängnis geworfen und deſſen Name nicht einmal mehr im Hauſe ausgeſprochen werden durfte. Fränzeli wagte ſelbſt nicht mehr, vor das kleine Kruzifix hinzuknieen, das neben ſeinem Bette hing, und der Gebenedeiten Freud und Leid ſeines jungen Herzens anzuvertrauen; es verbarg, wenn es ſich zur Ruhe begab, nur ſtumm ſein Antlitz in das Kiſſen, bis das Labſal der Thränen ſeinem gequälten Herzen Linderung verlieh.

So vergingen wiederum Tage und Wochen; aber an dem nämlichen Tage, an welchem die letzten Einquartierungsgäſte von dannen zogen, kehrte auch der Vater aus dem Gefängniſſe heim. Es war ein milder Vorfrühlingstag, der mit lauen Lüften und hellem Sonnenſchein eine fröhliche Zeit verkündigte. Er konnte auch nicht wirkungslos an der Lindenmühle und ihren Bewohnern vorübergehen, die, von ſo mancherlei Sorge und Laſt befreit, nun wieder frei aufzuatmen anfingen. Zwar der Hausvater ſelbſt blieb in ſich gekehrt und wortkarg, denn auch der goldenſte Sonnenſchein vermag ein Herz, das mit der Welt und dem Schickſale hadert, nicht zu erhellen. Und wie es ſo oft im Leben geht, gerade das, was den Lindenmüller mit ſeinem Loſe einigermaßen hätte verſöhnen können, trug nur noch mehr zu ſeiner Verbitterung bei. Von allen bedeutenden Teilnehmern an dem Aufſtande war er weitaus mit der leichteſten, im Verhältnis zu andern mit einer kaum

nennenswerten Strafe davongekommen. Dazu hatte nicht nur ſeine ehrenhafte Handlungsweiſe bei jener Gefangennahme eines Regierungsabgeordneten, auf die ſich ſchon der Leutnant berufen, ein Weſentliches beigetragen, ſondern auch ſeine freiwillige Stellung vor Gericht und ſein gerades, mannhaftes Eingeſtändnis. Aber ſtatt wenigſtens im ſtillen ſich über dieſes milde Los zu freuen, beneidete der Lindenmüller in ſeiner Verbitterung die ehemaligen Mitgenoſſen, über die nun als landesflüchtige Aufrührer die ſchwerſten Strafen an Gut und bürgerlicher Ehre ausgeſprochen wurden. „O," rief er öfters aus, „ſollte man da nicht meinen, ich wäre nicht auch zu ebenſo ſchweren Opfern für unſere heilige Sache bereit geweſen? Was ſoll ich antworten, wenn mir vorgehalten wird, ich hätte nicht den Mut gehabt, mit den andern auszuharren?" Gegen ſolche Ausbrüche eines leidenſchaftlich erregten Gemütes vermochte kein begütigender Zuſpruch aufzukommen, und oft, wenn der unglückliche Mann über den Hof hinſchritt, murmelte er für ſich ſelbſt: „Wie würde derjenige, der hier in ſeinem Blute lag, mich anſehen, wenn er die Augen noch einmal aufſchlagen könnte? Ja, ja, Anton, Du haſt ihm wacker nachgeeifert!"

Mit andern Augen jedoch begann die Lindenmüllerin dieſe Dinge allmählich zu betrachten. Sie war ihrem Manne eine zu treu ergebene Gattin, in Denken und Glauben mit ihm zu innig verbunden, als daß nicht auch ſie im tiefſten Herzen überzeugt geweſen wäre, daß er nur das Rechte gewollt und ihm deshalb ſchweres Unrecht geſchehen ſei. Darum hatte ſeine Verurteilung ſie auch ſo tief niedergebeugt. Als ſie nun aber aus dem Strafmaße, das gegen andere angewendet wurde, wahrnahm, wie die begangenen Handlungen vor dem Geſetze beſtanden, da fing ſie an, ſich wieder aufzurichten und inbrünſtig dem Himmel zu danken, daß er ihren Anton noch ſo gnädig geleitet habe. Dabei mußten ihre Gedanken notwendig auch wieder in anderer Weiſe, als es ſeit einiger Zeit

geſchehen, auf den hilfbereiten Leutnant zurücklenken, und ihr gutes dankbares Herz war gern bereit, ihm alles Unrecht abzubitten, das ſie ihm im ſtillen gethan haben mochte. Fränzeli erbleichte vor freudigem Erſchrecken, als die Mutter, da ſie beide zum erſtenmal im Garten beſchäftigt waren, plötzlich ſagte: „Mich wundert's nur, ob wir nicht auch bald etwas von unſerm guten Leutnant erfahren. Denke nur, es hat mir die letzte Nacht geträumt von ihm; Du und er gingen beide miteinander hier durch den Garten, der mit großen, wunderbar ſchönen Blumen angefüllt war.“ Fränzeli beugte ſich über einen Roſenſtrauch, deſſen Zweige ſich bereits mit grünen Blätterknöſpchen bekleideten, und es verging eine gute Weile, bevor es eine Antwort zu geben imſtande war. Es bebte auch dann noch ein leiſes Zittern durch ſeine Stimme, als es mit wehmütigem Lächeln ſagte: „Dein Traum wird wohl nie in Erfüllung gehen; ich habe geglaubt, Du habeſt den Leutnant völlig vergeſſen, Mutter!“ „Nein, vergeſſen nicht,“ erwiderte die Lindenmüllerin nachdenklich; „aber freilich hätt' ich wohl anders an ihn denken ſollen, als ich's manchmal gethan habe. Mag doch Gott wiſſen, wie es um den Vater und um uns ſelbſt jetzt ſtünde ohne den guten braven Herrn.“ Fränzeli hätte laut aufjubeln mögen bei dieſen Worten, wie es ſie nie mehr aus dem Munde der Mutter zu hören gehofft hatte, und doch mußte es ſich wieder über den Roſenſtrauch bücken, um nur die aufquellenden Thränen zu verbergen. Glücklicherweiſe war die Mutter viel zu ſehr mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, um die Verwirrung der Tochter wahrzunehmen, und aus dieſen Gedanken heraus fuhr ſie nach einer Weile auch wieder fort: „Was meinſt Du, Fränzeli, könnten wir nicht irgendwie eine Gelegenheit ausfindig machen, ihm einen Gruß zu ſchicken und ihn zu einem gelegentlichen Beſuche einzuladen? Ich meine, das wäre nicht unrecht oder unſchicklich von uns, auch wenn der Vater nichts wüßte darum.“

„Nein, nein," rief das Mädchen, mit hocherrötenden Wangen ſich erhebend; „das dürfen wir nicht, wer weiß, ob er auch noch an uns denkt, das geht nicht, Mutter!"

„Ach was," entgegnete die Müllerin, „ob er uns vergeſſen hat oder nicht, ſoviel iſt einmal gewiß, daß er's gut gemeint hat mit uns und wir das wenigſtens nicht vergeſſen dürfen. Aber Du warſt ſchon unfreundlich gegen ihn, als er noch hier war, ich weiß es wohl."

„Das iſt auch Sündenſtrafe," ſagte Fränzeli leiſe vor ſich hin, „daß ich nun alles allein verborgen tragen muß. Wie lange werd' ich's noch imſtande ſein!"

Aber trotz dieſes Mißtrauens in die eigne Kraft war Franziska keineswegs geſonnen, auf die Fortführung von Geſprächen zu verzichten, deren Unterlaſſung ihr ſo ſchmerzlich geworden. In der beginnenden ſchönen Jahreszeit war es nun gerade der Garten, wo Mutter und Tochter bei gemeinſamer Beſchäftigung ihr unbelauſchtes Plauderſtündchen halten konnten, und das neugeweckte Dankbarkeitsgefühl der erſteren ſelbſt ſorgte ſchon dafür, daß des einſtigen Helfers in der Not dabei hinlänglich gedacht wurde. Nie dagegen ſtieg in der Mutter die leiſeſte Ahnung auf, daß ſich bei ſolcher Unterhaltung im Herzen der Tochter noch ganz andere Gefühle regen könnten, als in ihrem eigenen; wehrte ſich Fränzeli doch ſtets mit dem gleichen Eifer gegen den Gedanken, dem guten Leutnant irgend ein Lebenszeichen aus der Lindenmühle zugehen zu laſſen. „Wir werden uns wiederſehen," lächelte das Mädchen, ſich des Abſchiedsverſprechens Rudolfs erinnernd, leiſe vor ſich hin, ſo oft die Mutter auf ihr Plänchen zurückkommen wollte; „wir werden uns in beſſeren Zeiten wieder ſehen."

Mit ſolchen Erinnerungen und der ſtillen Frage beſchäftigt, wann jene verſprochene Zeit wohl anbrechen werde, befand Franziska ſich an einem ſchönen Nachmittage allein im Garten. Der Roſenſtrauch trieb ſchon Blütenknoſpen, Tulpe

und Hyazinthe prangten in ihrem reichſten Farbenſchmucke, und träumeriſch ließ die ſchöne Gärtnerin ihre Blicke über die blühenden Wieſen nach der Landſtraße hinübergleiten. Von dort bog langſam eine Männergeſtalt in den Weg zur Mühle ein; aber wer es auch ſein mochte, derjenige, deſſen Bild vor des Mädchens innerem Auge ſtand, war es nicht. Statt des Soldatenſchmuckes trug er ein helles Sommerkleid, den Kopf von einem Strohhute beſchattet, und in der Hand führte er einen leichten Wanderſtab. Franziska wollte ſich wieder zu ihrer Arbeit niederbücken; aber dennoch mußte ſie noch einmal ausſchauen nach dem Ankömmling, der immerhin kein gewöhnlicher Bekannter zu ſein ſchien. Jetzt hatte er ſchon die Hälfte des Wieſenweges zurückgelegt, als Franziska plötzlich ihre kleine Hacke fallen ließ und mit fliegenden Schritten auf den Hof hineinlief. Dort ſtand der Vater mit irgend einer Arbeit beſchäftigt, ohne auf die Tochter zu achten. Auch ſie ſprach ihn nicht an und eilte die Treppen hinauf nach ihrem Stübchen, das ſie hinter ſich zuſchloß. Nur einen Blick noch warf ſie durch das Fenſter auf den Weg hinaus; dann lehnte ſie ſich mit geſchloſſenen Augen und die Hände über die pochende Bruſt gekreuzt an die Wand zurück.

So blieb ſie noch immer unbeweglich, als ſchon der Vater mit einem andern die untere Treppe heraufkam und die Mutter auf dem Hausflur überraſcht ausrief: „Herr Jeſus, ſeid Ihr es? willkommen, tauſendmal willkommen, Herr Leutnant!“ „Den Leutnant hab' ich diesmal daheim gelaſſen,“ antwortete eine wohlbekannte, halb lachende Stimme; „hoffentlich werdet Ihr mir deshalb nicht böſe ſein, Frau Wohler.“ Sie traten drunten in die Wohnſtube, und bald hörte Franziska die Mutter den ebenfalls herbeigeeilten Toneli nach der Schweſter fragen, wie an jenem winterlichen Abſchiedsmorgen. Aber jetzt konnte Fränzeli nicht, wie damals, länger im Verborgenen bleiben und, mit Gewalt ſich aufraffend, ging es langſam nach der

Wohnſtube hinunter. „Ei, ſeht da, Jungfer Wohler,“ rief der Gaſt, der Eintretenden heiter die Hand entgegenbietend; „ich hätte drauf geſchworen, Euch ſchon von weitem im Garten geſehen zu haben, aber als ich näher kam, war's leider doch nur eine Täuſchung geweſen.“

Franziska ſchlug die Augen zu Boden, ohne eine Antwort zu geben; aber Herr Rudolf ſchien eine ſolche auch nicht zu erwarten oder zu verlangen, da er ſich ſofort wieder an Vater und Mutter wandte, um das durch den Eintritt Fränzelis unterbrochene Geſpräch fortzuſetzen. Über das Herz des Mädchens ſchlich ein ſchmerzliches Gefühl der Demütigung und Enttäuſchung; aber zugleich wich damit auch die traumhafte Verwirrung von ſeinen Sinnen, ſo daß es ſich nun in ſtiller Emſigkeit der Erfüllung wirklicher Pflichten unterziehen konnte, wie die Anweſenheit eines ſolchen Gaſtes ſie ihm auferlegte. Bald ſaßen die beiden Männer bei gefüllten Gläſern am Tiſche, und wider ſeinen Willen, ohne zu wiſſen, wie es kam, ſah ſich der Lindenmüller in ein ebenſo angenehmes, als angelegentliches Geſpräch verwickelt.

„Unſer Leutnant iſt ein ganz anderer, als im Winter,“ ſagte die Mutter, heiter in die Küche tretend, wo ſich die Tochter noch immer zu ſchaffen machte; „das iſt ja ein wahrer Hexenmeiſter. Hörſt Du, wie der Vater lacht, was er, Gott ſei's geklagt, ſchon ſo lange nicht gethan hat.“ Auch Fränzeli lächelte; aber es war ein ſtilles, wehmütiges Lächeln. „Es kommt mir auch vor, er ſei ein anderer,“ ſagte es leiſe. „Ja nun, aber jetzt komme auch Du in die Stube,“ ermahnte die Mutter, „ſonſt denkt er von neuem, Du ſeieſt unfreundlich und undankbar. Und das ſollteſt Du nicht ſein, Du am allerwenigſten haſt Urſache dazu.“

Fränzeli folgte dem Wunſche der Mutter und ſetzte ſich mit einer kleinen Handarbeit als ſchweigſame Zuhörerin an das untere Ende des Tiſches, an dem die Männer heiter fort-

diskutierten. Es wagte nur ſelten, die Augen aufzuſchlagen, und dennoch ſah es gleichſam durch einen verborgenen Spiegel, wie oft die Blicke Rudolfs nach ihm hinüberglitten, bis er endlich ausrief:

„Ei ja, da bleib' ich ſitzen, als hätt' ich das angeborne Recht dazu, und doch will es bereits Abend werden!"

„Das mag es," entgegnete die Müllerin eifrig; „Ihr werdet doch nicht daran denken, uns heute ſchon wieder zu verlaſſen; daraus würde ſicherlich nichts, Herr Leutnant oder Herr Berner, wie Ihr lieber wollt."

„Aufrichtig geſtanden, war das auch nicht meine Abſicht," erwiderte der Gaſt; „aber Bleiben oder Gehen hängt von der Gewährung eines Wunſches ab, den ich auf dem Herzen habe und der neben dem Verlangen, meine freundlichen Quartierleute zu begrüßen, auch der Hauptgrund meines zudringlichen Beſuches iſt."

Fränzeli neigte ſich tief auf ſeine Arbeit nieder, während der Vater etwas bedächtig ſagte: „Sprecht, Herr Berner! wenn es möglich iſt, ſoll's nicht Nein ſein."

„Nun denn," antwortete Rudolf, „ich wünſchte von Eurem ſchwarzen Käſtlein droben eine Zeichnung zu nehmen, wozu ich Eure Gaſtfreundſchaft wohl für etwa zwei Tage in Anſpruch nehmen müßte."

„Ach was, nur das iſt's!" rief der Lindenmüller; „ſo, ſo, die ſchwarzen Figuren haben's Euch auch angethan! Aber der zwei Tage wegen, von denen Ihr ſagt, mag es Euch meinetwillen ſchon gehen wie dem alten Pater Ambroſius. Der ſollte vor manchen Jahren das Käſtchen für den ſeligen Abt Heinrich zeichnen und meinte auch, bald fertig zu werden damit; aber als es in drei oder vier Wochen noch nicht gelingen wollte, warf er Papier und Stift weg und ſchrie die heiligen Figuren an: „Seid ihr einmal auf der Flucht, ſo packt euch; ich kann doch nichts mit euch anfangen."

„Nein, nein,“ lächelte Rudolf zu dem geiſtlichen Spaße, „ſo lange gedenke ich Euch nicht zur Laſt zu fallen.“

„Nun, nun, wir wollen ſehen,“ entgegnete der Lindenmüller heiter; „aber ſchau', Fränzi, ſchau', wo haſt Du Deine Augen, Kind!“ Er deutete auf die geleerte Flaſche vor ihm, mit der Fränzeli nun flink nach dem Keller eilte. „Wie hab' ich mich darauf gefreut und mich geſehnt, ihn wieder zu ſehen,“ ſagte das Mädchen leiſe, als es langſamer die dunkle Kellertreppe niederſtieg; „und jetzt, ach Gott, wollt' ich faſt lieber, die nächſten Tage wären ſchon wieder vorüber.“

Und noch nicht viel tröſtlicher, wenigſtens klarer nicht waren die Gedanken Franziskas, als ſie ſich einige Stunden ſpäter in ihr Kämmerlein begab. Unter den Erzählungen des Gaſtes von ſeinen Fahrten durch fremde Länder und Städte war den Müllersleuten der Abend wie im Fluge vorübergegangen und Mitternacht herangenaht, noch ehe jemand daran gedacht hatte. „O ich einfältiges Kind,“ ſeufzte Fränzeli, nachdem es ſein Lämpchen gelöſcht; „er hat ja recht, daß er kein Wort an mich richtet und mich in Ruhe läßt. Was könnt' er auch mit mir ſprechen, er, der ſo gelehrt, ſo geſchickt iſt und der ſo viel geſehen hat in aller Welt herum. Ich freilich, ich konnte ja nichts Beſſeres thun, als nur an ihn zu denken, nur von ihm zu ſinnen; aber er, und doch, wenn er mich manchmal wieder ſo wunderbar anſieht, daß mir der Atem ſtille ſteht und alles Blut nach dem Kopfe ſteigt, ach Gott, ich weiß nicht mehr, was ich denken ſoll. Hilf mir tragen, du Gnadenreiche, was zu tragen mir auferlegt iſt!“

Während ſo widerſtreitende Gedanken und Empfindungen im Herzen der Tochter ſich fortſpannen, waren auch Vater und Mutter nicht völlig im Einklange mit ihren Anſichten und Urteilen. „Ja, ja,“ ſagte der Vater, noch immer heiter aufgeregt und doch nachdenklich ſich die Hände reibend, „ein Prachtburiche iſt er ſchon, dieſer Herr Berner, das muß wahr

ſein; ich hätt' in meinem Leben nie geglaubt, daß einer mich ſo herumbringen könnte. Schade nur, jammerſchade! Zwei Jahre hat er in Rom zugebracht, hat den heiligen Vater mehr als ein Dutzendmal geſehen, Sankt Peter und die heiligen Örter alle, und doch, und doch —"

„Nun, und doch? Anton, und doch?" fragte die Müllerin halb lächelnd.

„Ach, Du weißt wohl, was ich meine, Fränzi," antwortete der Lindenmüller; „ich ſag' nur noch einmal: jammerſchade iſt es!"

„Hör' Anton," verſetzte die Müllerin ernſt; „er iſt brav und gut, das haben wir erfahren und das hört man jedem ſeiner Worte an. Und nicht nur das, es iſt noch etwas anderes in ihm, das einem bis ins Herz hinein wohl thut, ohne daß man gerade weiß, was es iſt. Einmal gewiß nichts Böſes."

„Nichts Böſes, meinetwegen, bis auf einen gewiſſen Punkt, bis es gewiſſe Dinge anbetrifft," erwiderte der Lindenmüller langſam; fügte aber, als wolle er ſich all' dieſen Gedanken entſchlagen, raſch hinzu:

„Doch was geht mich's an; handelt es ſich ja nicht um einen Tochtermann!"

„Was ſagſt Du da!" rief die Müllerin überlaut; „wie meinſt Du das, Anton?"

„Nun, ſo ſchrei doch nicht ſo," erwiderte der Vater verwundert und halb ärgerlich; „wer wird denn an ſo etwas denken, Du großes Kind!"

Jemand aber hatte eben in dieſem Augenblicke und ſchon ſeit einigen Stunden unabläſſig an ſo etwas gedacht, und zwar gerade die Müllerin. Endlich war dem mütterlichen Auge ein Licht aufgedämmert, ein ſchreckhaftes und doch hellblendendes Licht, als es im Laufe des Abends allmählich bemerkte, wie Rudolfs Blicke bei all' ſeiner ſcheinbaren Unbefangenheit doch

nur nach Fränzeli ſuchten, wie ſie an der Thüre hingen, wenn es hinausgegangen, und wie ſie aufleuchteten, wenn es wieder zurückkam. Aber das Mutterauge hatte zugleich geſehen, wie das Mädchen errötete unter dieſen Blicken, wie es ihnen auswich und doch ſie heimlich aufſuchte und wie es dabei ſtiller und ſtiller wurde. Auch die Mutter ſelbſt war darüber ſtill geworden und hatte ſich vorgenommen, während der Nacht mit Gottes Hilfe die Wege zu bedenken, die ſich durch dieſe unerwartete Wirrnis auffinden ließen. Darum hatte das zufällige Wort ihres Mannes, das ſie ſich in ihren Gedanken ſelbſt noch nicht auszuſprechen gewagt, ſie ſo heftig aufgeregt. „Ach ja, freilich bin ich ein Kind," entgegnete ſie ihm deshalb mit dem Ausdrucke ſcheinbarer Verdrießlichkeit; „aber zu ſolch' unnützem Geplauder iſt's jetzt zu ſpät. Morgen iſt auch wieder ein Tag, ſagſt Du allemal. Ich bin ſchläfrig, gute Nacht!"

Den Schlaf jedoch ſuchte und fand die Mutter dieſe Nacht ſo wenig als die Tochter und gleichwohl ſtand ſie am Morgen, trotz allen Sorgens und Sinnens, nicht mit viel gereiftern Entſchlüſſen auf, als ſie ſich niedergelegt hatte. Zum Glücke waren ſolche Entſchlüſſe für den Augenblick auch nicht notwendig. Der Gaſt erbat ſich als Frühſtück nur eine Taſſe Milch, die ihm in die Eckſtube hinaufgebracht werden ſollte, wo er ſchon eifrig an ſeiner Zeichnung ſaß. Auch beim Mittageſſen ließ er ſich kaum wenige Minuten aufhalten. Da das Käſtchen nicht aus dem Wandſchranke genommen werden könne, ſo müſſe er ſich mit ſeiner Arbeit ſputen, ſolange das Licht günſtig ſei, ſagte er; nach kaum zwei Stunden, ſobald die Sonne auf der andern Seite des Hauſes ſtehe, werde er wenig mehr ausrichten können. „Du haſt dich geſtern Abend doch wohl nur getäuſcht," dachte die Mutter, als ſie dieſen Arbeitseifer ſah, der alles andre zu vergeſſen ſchien; „am Ende lagen ihm doch nur die Bilder am Herzen, und gut iſt's nur, daß du

Fränzeli noch nichts haſt merken laſſen von deinen voreiligen Gedanken.“

Halb über ihre Selbſttäuſchung lächelnd und doch auch wieder in eigener Art verſtimmt dadurch, begab ſich die Lindenmüllerin am Nachmittag auf die Wieſen hinaus, um nach den Arbeitern zu ſehen, die dort beſchäftigt waren. Herr Rudolf hatte zur nämlichen Zeit, wie er's vorausgeſagt, ſein Tagewerk für heute beſchloſſen und ſaß nun wieder mit dem Vater bei einem Glaſe Wein in der Wohnſtube, während die Tochter allerlei kleine Hausgeſchäfte beſorgte. Aber noch befand ſich die Mutter kaum eine halbe Stunde auf der Wieſe, als ſie auch ſchon ihren Gaſt, den Stock in der Hand und die Reiſetaſche umgehängt, aus der Mühle herauskommen ſah. Seine Schritte waren zögernd und unſicher, und den Kopf hielt er vorgebeugt, als ob er am Boden etwas zu ſuchen hätte. Verwundert ging die Müllerin näher an den Wieſenweg und rief dem Heranſchreitenden entgegen: „Was gibt's, Herr Berner, Ihr werdet doch nichts verloren haben?“ „Leider habe ich das, meine gute Frau Wohler,“ antwortete er, „wenn auch nur einen Traum, eine Hoffnung.“ Sie erſchrak heftig, als der junge Mann langſam aufblickte und ihr ein Geſicht voll Trauer und tiefer Niedergeſchlagenheit zeigte. „Jawohl, einen Traum,“ wiederholte er ſeine Worte wie im Selbſtgeſpräche, „wohl den ſchönſten, den ich noch geträumt habe.“ „Aber um des Himmels willen, was hat's denn gegeben, ich verſteh' Euch gar nicht, Herr Berner,“ ſagte die Lindenmüllerin noch näher tretend; „Ihr ſeht ja aus, als ob Ihr uns verlaſſen wolltet.“ „Das muß ich auch, Frau Wohler,“ erwiderte er bewegt, „das muß ich auch. Behaltet mir ein freundliches Andenken, wenn es Euch möglich iſt, wenigſtens ſeid überzeugt, daß ich es redlich gemeint habe.“ Er reichte ihr die Hand zum Abſchiede, aber ſie hielt dieſelbe feſt und rief voll tiefer Beklommenheit: „Nein, nein, ſo laſſ' ich Euch nicht gehen; Jeſus Maria,

was habt Ihr denn nur ſo plötzlich, es kann doch kein Unglück begegnet ſein?“ Rudolf ſtrich mit der linken Hand langſam über die Stirn, während er die rechte in der ihrigen ruhen ließ. „Ein Unglück, für Euch wohl nicht,“ ſagte er mit mühſamer Stimme, „hoffentlich auch für ſonſt niemand. Ihr werdet es ſchon erfahren von Eurem Manne, aber vielleicht auch von ihr — von Franziska. Doch jetzt lebt wohl, meine gute Frau Wohler, lebt wohl! Ich muß — ich muß allein ſein.“

Er zog die Hand mit einem warmen Drucke aus der ihrigen zurück und ſchritt wieder geſenkten Hauptes, doch raſch von dannen. Lange ſchaute die Lindenmüllerin ihm nach, unſchlüſſig, ob ſie ihn zurückrufen oder ihm nacheilen ſolle; dann aber, als er ſchon die Landſtraße erreicht, lenkte ſie ebenſo raſch der Mühle zu.

Schon auf der Treppe hörte ſie, wie ihr Mann mit ſchweren Tritten in der Stube auf und nieder ging. „Was iſt hier vorgegangen?“ rief ſie um ſich blickend; „wo iſt Fränzeli?“ „So, nach der fragſt Du zuerſt!“ entgegnete der Lindenmüller in bitterem Tone; „ja, ja, ich kann mir's denken, ich kann mir's denken.“

Diesmal aber war die ſonſt ſo ſanfte und nachgiebige Frau zu tief erregt, um ſich durch ein hartes Wort abweiſen zu laſſen. „Hör', Anton,“ ſagte ſie an ihn herantretend mit feſter Stimme, „was Du beſonders zu denken haſt, wenn ich nach meinem Kinde frage, weiß ich nicht; aber von Dir will ich wiſſen, was hier vorgegangen iſt, Dich frag' ich, und Du wirſt mir hoffentlich antworten, wie es ſich gebührt. Warum iſt der Herr Leutnant ſo plötzlich fortgegangen?“

Der Lindenmüller betrachtete ſeine Frau einen Augenblick nicht ohne einen Anflug von Betroffenheit und rief dann mit erzwungenem Lachen: „Nun denn, wenn Du den Beichtvater ſpielen willſt, der junge Herr iſt erzürnt, daß ich ihn nicht

aller Freuden voll zu meinem Schwiegerſohne annehmen wollte, wozu die Fränzi, Gott ſteh' mir bei, auf der Stelle geholfen hätte."

Die Müllerin zuckte leiſe zuſammen und griff nach einem Stuhle, auf dem ſie langſam ſich niederließ. „Ich bitt' Dich," ſagte ſie erbleichend, „ſetz' Dich doch an den Tiſch und erzähle mir ruhig, wie das gekommen iſt."

„Nein, nein, ſtillſitzen kann ich jetzt nicht," entgegnete der Lindenmüller, die Arme auf und nieder bewegend, als ob er ſich Luft zuwehen müſſe; „ſo iſt mir in meinem Leben noch nichts zu Kopf geſtiegen. Ich muß mich ſelbſt wieder beſinnen, wie eigentlich alles gekommen iſt." Er legte die Hand auf die Stirn und fuhr dann allmählich in ruhigerem Tone fort: „Alſo, er ſaß da am Tiſche, wie Du's geſehen haſt, als Du fortgingſt. Zuerſt zeigte er mir ſeine Zeichnung, ſoweit er ſchon gekommen war, recht hübſch, ſoviel ich davon verſtehe, ich muß es ſagen. Aber da, auf einmal legte er das Blatt weg und fing mit ſchönen glatten Worten an, wie es nicht in ſeiner Art ſei, auf verborgenen Wegen zu gehen, daß er ſich nicht verſtellen könne und wolle und kurz und gut, daß er nicht des Bildes wegen, ſondern um der Fränzi willen ins Haus gekommen ſei."

„Und Du, was ſagteſt Du darauf?" fragte die Mutter ſchwer aufatmend; „was gabſt Du zur Antwort, Anton?"

„Ich, was ich darauf ſagte?" erwiderte der Lindenmüller langſamer auf und nieder gehend; „ich ſagte nichts, ich lachte; ich glaubte, der luſtige junge Herr wolle ſeinen Scherz treiben. Aber er fuhr ganz ernſthaft fort, mir auseinanderzuſetzen, daß er bei ſeinem Berufe eine Familie aufs anſtändigſte erhalten könne, wie ihm die Fränzi ſchon in der erſten Stunde in die Augen geleuchtet und endlich, daß er hoffe, auch ſie würde nicht nein ſagen, wenn wir beide es zufrieden wären."

„Und dann," drängte die Müllerin, „und dann, Anton?"

„Ja und dann," antwortete er, die Rechte wie zur Abwehr ausſtreckend; „dann war mir das Lachen vergangen bei ſolchem Gerede; aber ich hoffte der Sache am beſten durch Fränzi ſelbſt ein Ende zu machen, die ja weiß, was auf den Herbſt bevorſteht. Ich rief ſie alſo herein, ich alter Narr — ich; aber da, alle Kreuzplagen! Als ſie hörte, um was es ſich handle, wurde ſie zuerſt weiß, wie ein doppeltgebleichtes Tüchlein, dann wieder rot wie eine Pfingſtroſe, und am Ende kam es richtig heraus, daß ſie gegen den ſaubern Handel nichts einzuwenden hätte. Alle Wetter, die beiden ſchienen es ſchon abgekartet zu haben miteinander." Der aufgeregte Mann warf ſich auf die Tiſchbank nieder und fügte, den Kopf in beide Hände ſtützend, finſter hinzu: „Was ich darauf geſagt und gethan habe, weiß ich nicht mehr genau; ich mag dem Schleicher wohl die Thür gewieſen haben. Das Blut war mir zu heftig in den Kopf geſtiegen, wie noch nie — in meinem Leben noch nie."

„Drum haſt Du wohl auch gethan, was Du bei kälterem Blute bereuen wirſt," ſeufzte die Mutter, ihre Hände in den Schoß faltend; „ach, daß ich doch nicht hier geblieben bin!"

„So, meinſt Du?" rief der Lindenmüller, wieder ganz in ſeinen herben Ton zurückfallend; „am Ende würdeſt Du dem Kloſterräuber noch höflich für die Ehre gedankt haben; am Ende — nein, ich will nicht glauben, daß Du mit dem ungeratenen Kinde unter einer Decke ſteckſt; aber das will ich Dir ſagen, ſolange ich hier noch etwas zu befehlen habe, wird der Name des ſaubern Herrn nicht mehr genannt auf der Lindenmühle; die will ich rein halten, verlaßt Euch darauf! Oh, wenn das unter die Leute käme!"

„Mit Dir iſt jetzt nicht zu rechten, Anton," entgegnete die Müllerin, ſich erhebend; „nur ſo viel wirſt Du zugeben müſſen, hätte der Leutnant Schlimmes im Schilde geführt und uns

hintergehen wollen, ſo würd' er's anders angefangen haben. Eine Kunſt wär's nicht geweſen. Aber wo iſt denn Fränzeli hingekommen?"

„Hinauf, glaub' ich, was kümmert's mich," lautete die mürriſche Antwort.

Als die Mutter in das Stübchen ihrer Tochter trat, lag dieſelbe vor ihrem Bette auf den Knien, das Antlitz in die Kiſſen verborgen. „Armes, unglückliches Kind," rief ſie, von Kummer und tiefem Mitleiden ergriffen; „ſieh', ich bin da, Deine Mutter!"

Fränzeli erhob ſich langſam mit einem von Thränen überſtrömten Geſichte, auf dem aber zugleich, wie ein Sonnenblick durch Frühlingsregen, der Widerſchein einer inneren Freudigkeit und Erhebung lag. „Ich bin nicht unglücklich," flüſterte das Mädchen, ſich in die offenen Arme der Mutter werfend; „jetzt weiß ich, daß er mich lieb hat."

So hielten die beiden ſich umfangen, bis Fränzeli allmählich Worte fand, ſein ganzes Herzensgeheimnis vor der Mutter auszuſchütten; aber noch war es damit nicht zu Ende, als ſich vom Hofe herauf ein Geräuſch vernehmen ließ und Mutter und Tochter den Vater in ſeinem Reitwägelchen davonfahren ſahen. In beiden tauchte einen Augenblick der verzweifelnde Gedanke auf, ob er nicht mit erwachender Reue dem ſo rückſichtslos vertriebenen Gaſte nachfahren werde; aber draußen auf der Landſtraße lenkte er in ſcharfem Laufe thalaufwärts, und die Mutter ſeufzte: „Wenn heute nur nicht noch mehr Unheil geſchieht, als ſchon geſchehen iſt."

Unter dieſer dunklen Beſorgnis wartete die Lindenmüllerin auf den Heimkehrenden bis gegen Mitternacht, und als er endlich anlangte, war auch ihre Befürchtung in Erfüllung gegangen. Ohne nur eine Frage abzuwarten, ſagte der Lindenmüller noch immer in unfreundlichem Tone: „Ich bin drüben bei unſern Vettersleuten geweſen. Ihr könnt' Euch danach

richten, Du und Fränzi, in vier Wochen iſt Hochzeit. Schweig, ſchweig," rief er ſogleich, als die Müllerin ihr Erſtaunen über dieſe Abmachung ausdrücken wollte, „wir gehen morgen alle drei zur Kirche, da gibt's unterwegs Gelegenheit, weiter darüber zu reden. Heute ſind ohnedies ſchon zu viel Worte gemacht worden."

Es war eine alte Gewohnheit auf der Lindenmühle, zur Kirche zu fahren, da der Weg dorthin wohl eine Stunde betrug. Diesmal war es ein blühender Sonntagsmorgen voll Duft und Klang, durch den der Lindenmüller mit Frau und Tochter auf dieſem Wege dahinfuhr. Den jungen Toneli hatte er zu Fuß vorausgeſchickt, damit die Fahrenden für ihre Geſpräche keinen ſtörenden Zuhörer hätten; aber nun wollte ein Geſpräch gar nicht aufkommen, und jedes der Dreie ſaß ſchweigſam mit ſeinen eignen Gedanken beſchäftigt. Der tiefbekümmerten Mutter war es ſchwer angekommen, der Tochter die neue Botſchaft mitzuteilen; doch zu ihrer Verwunderung hatte ſie ſich ganz unnötigerweiſe mit allen möglichen Tröſtungen und Begütigungen ausgerüſtet gehabt. Fränzeli hörte alles ruhig und gelaſſen an, ohne eine Einwendung gegen den Plan des Vaters zu erheben, und gelaſſen und ſtill ſaß es auch jetzt auf dem Reitwägelchen bis zum Kirchdorfe. Die ſehnſüchtigen Glockentöne, die, von lauen Lüften getragen, das Thal heraufhallten, ſchienen ſeine Seele ſchon ganz in gottergebene Andacht einzutauchen.

„Es iſt gleichwohl ein gutes, folgſames Kind," dachte der Vater, und ſein noch finſteres Geſicht erhellte ſich mehr und mehr, je länger er das ſtille, ſchöne Mädchen heimlich beobachtete; „am Ende biſt du doch zu heftig und zu hart geweſen und mußt dein Unrecht wieder gut zu machen ſuchen."

Mit ſolchen verſöhnlichen Gedanken betrat der Lindenmüller die Kirche, und ſie würden ſich wohl noch freundlicher geſtaltet haben, wenn nicht in dem Hauſe des Friedens und

der Verſöhnung ſelbſt das jetzt ſo leicht erregbare Gemüt des Mannes an ſeiner verwundbarſten Seite angetaſtet worden wäre.

Natürlich hatten die ſchmerzlichen Wintereregniſſe nicht nur in einzelnen Familien, ſondern in allem Volke einen bitteren Nachhall zurückgelaſſen, und gerade die Kirche war der Ort, wo dieſe allgemeine Empfindung mitunter ihren herbſten Ausdruck fand. Die Ortsgeiſtlichen überließen ihre Kanzeln hiefür gerne Wanderpredigern, die nicht ſo leicht zur Verantwortung gezogen werden konnten, und ſo trat denn auch heute ein Pater Kapuziner als Prediger auf. Mit den düſterſten Farben malte der ehrwürdig ausſehende Greis die Gefahren und Bedrängniſſe, welche über die heilige Kirche hereingebrochen, und mit herzbewegender Ermahnung rief er zur Standhaftigkeit und Glaubenstreue in dieſer Prüfungszeit auf und pries das Gott wohlgefällige Los jener Landsleute, die nun als Verbannte das Brot der Fremde aßen. Aber mit ebenſo herben Worten ſtrafte er die Wankelmütigen und Schwachgläubigen, die nicht gewagt, ihre Hand nach der Märtyrerkrone auszuſtrecken, oder die nun gar um irdiſchen Wohlſeins willen mit den Glaubensfeinden ihren Frieden zu machen ſuchten.

Für den Lindenmüller, der gerade der Kanzel gegenüber ſaß, war jedes dieſer Worte ein ſcharfgeſchliffener Pfeil, der nach ſeinem Herzen zielte, und als der Gottesdienſt zu Ende war, vermochte er kaum noch ſich von ſeinem Sitze zu erheben. Seine Kniee wankten, und die Menſchenmenge wogte vor ihm auf und nieder wie ein graues, geſtaltloſes Nebelmeer, aus dem zugleich doch tauſend Augen nach ihm hinſchauten und tauſend Finger auf ihn hindeuteten. Frau und Tochter, die an der Kirchthüre gewartet, führten ihn beſtürzt zum Fuhrwerke; aber als er die Zügel ergreifen wollte, entglitten ſie ſeiner Hand, und mit einem dumpfen Seufzer ſank er auf den Fahrſitz zurück.

Langſam, faſt wie einen Leichenzug, führte nun Toneli die Kirchgänger nach Hauſe, wo der Vater faſt bewußtlos zu Bett gebracht werden mußte. Stundenlang lag er mit halbgeöffneten Augen und gleichwohl teilnahmlos gegen alles, was um ihn her vorging, nur dann und wann einige unverſtändliche Worte murmelnd. Seine körperliche Kraft ſchien den übermächtigen Gemütsaufregungen, die in der letzten Zeit auf ihn eingeſtürmt, völlig erliegen zu müſſen; aber dennoch gelang es ihr, ſich durchzuringen, und am Abend war der Lindenmüller wieder zu vollem Bewußtſein zurückgekehrt. Nur war er jetzt ſtill und mild, und alles Herbe ſchien aus ſeinem Gemüte gewichen zu ſein. Er ſtand vom Bette auf, um ſich an das Fenſter zu ſetzen, durch das die niedergehende Sonne ihre letzten Strahlen hereinſandte. Mutter und Tochter ſtanden ſtillweinend neben ihm, aber er hob langſam die Hand empor und ſagte bewegt: „Betrübt Euch doch nicht meinetwegen! Mögen die Menſchen mich verdammen, mein Wille war gut, und war ich zu ſchwach, ſo wird die Gebenedeite auch meine Fürbitterin ſein.“

„O Vater, ſprich nicht ſo,“ rief Fränzeli, neben ihm niederkniеend und ſeine Hand ergreifend, „ſprich nicht ſo, Vater, wir alle wiſſen ja am beſten, was Du gethan und gelitten haſt. Und dennoch, ach, mußte auch ich armes Kind Dir noch ſolches Herzeleid bereiten! Aber ich will es wieder gut machen, und Du wirſt meine Bitte erfüllen, Vater.“

„Was willſt Du, Kind, was haſt Du für eine Bitte?“

„Ich geh' ins Kloſter, Vater, und bitte Dich um Deinen Segen dazu.“

Dieſe Worte erklangen wie der leiserzitternde Ton eines Silberglöckleins durch das ſtille Gemach, und der Lindenmüller beugte ſich langſam vor, als ob er dieſem Tone lauſchen müſſe, bis er völlig ausgeklungen habe. Dann blickte er ebenſo langſam zu der Mutter auf, die neben ihrem Kinde ſtand. „Ich weiß es ſchon,“ antwortete ſie dieſem fragenden Blicke, indem

ſich ihre Augen mit neuen Thränen füllten; „Fränzeli wird ſich von ſeinem Vorhaben nicht mehr abwendig machen laſſen.“

„Abwendig machen!“ wiederholte der Vater leiſe, die Hand auf das blonde Haupt ſeines Kindes legend, „abwendig machen!“ Er mußte ſich auf ſeinem Sitze zurücklehnen, und ſeine Augen ſchloſſen ſich; denn wiederum wogte es vor denſelben auf und nieder, wie durcheinanderquellende Fluten, aber diesmal war es eine helle, von goldenen Sonnenlichtern übergoſſene Flut, aus der unerfüllte Wünſche und verſchwiegene Gedanken wie ſpielende Springwellen emportauchten. In früheren Zeiten war es öfter vorgekommen, daß ſich Töchter der Lindenmühle zu Himmelsbräuten geweiht, und dieſe waren dann jeweilen wohl auch der Stolz und eine Zierde der Familie geweſen. Der gegenwärtige Stammhalter des Geſchlechtes würde eifrig genug ſelbſt auf ein ſolches Ziel losgeſteuert haben, wenn der Himmel ihm mehrere Töchter geſchenkt hätte; aber da Franziska die einzige geblieben und ihr künftiges Los durch den Einfluß verwandtſchaftlicher Verhältniſſe ſchon früh entſchieden worden war, ſo hatten die geheimen väterlichen Wünſche unerhört verſtummen müſſen. Doch jetzt, wo das Kind jene längſt begrabenen Wünſche wieder aufnahm und zu ſeinen eigenen machte, wo die Erfüllung derſelben nicht nur die alten Familienüberlieferungen neu belebte, ſondern wo ſie mehr als jemals in den Augen der heiligen Kirche ein hohes Verdienſt war, ein mutiges Zeugnis der Glaubenstreue?

Von ſolchen Erinnerungen und Betrachtungen erfüllt, dachte der Lindenmüller nicht einmal an die Frage, wie die Tochter zu dem plötzlichen Entſchluſſe gekommen ſein möge; hatte ſie ja unter allen Umſtänden das beſſere Teil gewählt. Zudem, Fränzeli war jederzeit ein frommes Kind geweſen; es wollte wieder gut machen, was es einen Augenblick aus jugendlicher Unbedachtſamkeit verbrochen hatte, es wollte vor aller Welt zeigen, daß es die Tochter des Lindenmüllers ſei. Er ſchlug

die Augen wieder auf bei dieſem Gedanken und ſagte nur mit unſicherer Stimme: „Aber der Vetter, Fränzeli, was werden wir dem Vetter ſagen?“

„Das Gelübde, das ich ablegen werde, löſt jedes Verſprechen,“ antwortete Franziska ruhig.

„So ſei denn der Segen Gottes und aller ſeiner Heiligen mit Dir,“ rief der Lindenmüller, ſein Kind in die Arme ſchließend; „Du haſt Deinem Vater Freude und Leben zurückgegeben!“

Und dieſes Wort des Vaters bewährte ſich auch. Am folgenden Morgen ſtand er ſchon mit Tagesanbruch zu einem Gange gerüſtet, der ihm unter allen andern Umſtänden ein ſchwerer, wo nicht unmöglicher geworden wäre. Zunächſt galt es, den Vettersleuten drüben im Reußthale die unerwartete Wendung der Dinge mitzuteilen, und dann wollte ſich der Lindenmüller ſofort nach einem Frauenkloſter des benachbarten Kantons begeben, da zur Zeit im eigenen Kantone auch die Nonnenklöſter geſchloſſen waren. Neubelebt und erhobenen Hauptes fuhr der Vater von dannen, als ob jeder Begegnende ihm ſein Vorhaben anſehen müſſe, und noch vor Abend war er wieder zurückgekehrt. Der junge Vetter mußte ſich eben in das Unvermeidliche zu fügen ſuchen, während das Kloſter, an deſſen Thüre der Lindenmüller angeklopft, natürlich gerne bereit war, einer ſolchen Novize eine Zelle zu öffnen.

So begannen nun Mutter und Tochter an der einfachen Ausſtattung zu arbeiten, wie ſie einer weltentſagenden Himmelsbraut ziemen mochte. Fränzeli erſchien ſtets ſtill, ja heiter dabei, während die Mutter manche heimliche Thräne auf das Linnen, das ſie nähte, niederfallen ließ. Sie wußte ja, was ihr Kind zu dem Entſchluſſe bewogen; und doch ſuchte ſie ſich wieder zu tröſten; was wäre ihm in ſeinem hoffnungsloſen Herzeleid Beſſeres übrig geblieben! Wie manchem Schmerze, wie manchem Sturme kann es durch ſeine Flucht in die einſame Zelle entgehen, wohin ja ſeine ſtille Liebe mit ihm zieht!

Aber auch der Vater wollte seinen Anteil an der frommen Ausstattung haben, und er entschloß sich zu einer Beisteuer, wie sie nur auf der Lindenmühle geboten werden konnte. Fränzeli sollte zur Aufbewahrung seiner kleinen Schätze und liebsten Habseligkeiten das schwarze Kästlein erhalten, an dem es schon von Kindheit auf seine besondere Freude gehabt hatte. Ohne Bedenken faßte der Lindenmüller diesen Entschluß nicht; aber, sagte er zu sich selbst, welch' besseren Gebrauch könntest du machen von dem alten Familienstücke, zumal in einer Zeit, die alles Alte gering achtet und über den Haufen wirft! Überlebt Toneli seine Schwester, so kann er das Erbe immer wieder an sich nehmen, wenn ihm daran gelegen ist.

Unter solchen Gedanken machte sich der Lindenmüller eines Morgens daran, das Kästlein aus dem Schranke herauszuheben. Zuerst entnahm er demselben die Papiere, um sich wieder eine gute Weile in die Ehrenurkunde über den Tod des Altervaters zu versenken; dann aber zeigte es sich, daß die Loslösung des Kästchens selbst unerwartete Schwierigkeiten darbot. Die Rückseite desselben war in die Hinterwand des Eichenschrankes eingefugt, und als der Lindenmüller endlich ungeduldig einen stärkeren Ruck versuchte, fiel er, das plötzlich losgewordene Kästchen in beiden Händen haltend, rücklings in die Stube hinaus. Die Rückseite des Kästleins schien durch die angewendete Gewalt zerrissen zu sein; aber bei näherer Besichtigung zeigte es sich, daß dieselbe aus einem Doppelwändchen bestand, und als dieses völlig auseinander gelöst war, schaute dem überraschten Lindenmüller das lebensgroße Brustbild eines altertümlich gekleideten Mannes entgegen. Das Gegenwändchen war mit einem beschriebenen Pergament bedeckt.

Mutter und Tochter, die in der Wohnstube saßen, hatten das Geräusch über sich wohl gehört, ohne sich indessen in ihrer Beschäftigung stören zu lassen. Der lebhafte Toneli, der sich bei dem Vater droben befand, mochte die Unruhe verursacht

haben; nach einiger Zeit jedoch kam der Knabe geheimnisvoll hereingeschlichen, um von dem schönen Heiligen zu erzählen, der auf so seltsame Weise zum Vorscheine gekommen. Durch diesen Bericht neugierig gemacht, stiegen die beiden nun ebenfalls die Treppe hinauf. Das Kästchen lag noch immer unbeachtet auf dem Boden, während der Vater, tief über den Tisch gebeugt, auch den Eintritt der Frauensleute nicht zu bemerken schien. Neben ihm an der Wand lehnte das Bildnis, das den Ankömmlingen aus seinen blauen Augen so lebendig entgegenschaute, als ob es ihnen einen Gruß zunicken wollte. Voll Erstaunen mußten sie das mildernste Antlitz betrachten, bis auch der Vater sich erhob, um seine Blicke ebenfalls lautlos auf das Bild zu richten. „Da, Fränzeli," sagte er endlich kaum hörbar und auf ein großes Blatt deutend, das auf dem Tische lag; „es ist eine alte Schrift, mit der ich nicht überall zurecht komme. Versuch' es Du einmal!"

Das Mädchen beugte sich über das Pergament, das mit altertümlichen, aber schönen und sicheren Schriftzeichen bedeckt war, und fing dann, nachdem es dieselben prüfend überblickt, laut zu lesen an:

„Im namen der heiligen Dryfaltigkeit empiet ich Hans Wohler, der jünger uff der Lindenmülle zevor minen früntlichen Gruoß jegentlichem miner nachkummen, so disen brieff findt und läsen wirt. Ich empiet im minen sägen, wan er min wort anhört und bevolgt, sunst aber empiet ich im minen unsägen ewigklich.

Von mim säligen vatter Hans Wohler, zubenamt der elter, der ouch dises hus gebuwen und sunst ein gelerter man war, bin ich in der nüwen christlichen leer ufferzogen, wie si der gottsälig meister Ulrich Zwinglin gelcert het. Min vatter ist dem Zwinglin selbs gut fründt g'sin, und nachez, do der verrümpt meister im Chapeler krieg ist umbkummen, het sin witfrowen dem vatter das schön kunterfey zum andänken gen, so

ich anietz mit groſzem kumber ab ougen thun muſz. Do min vatter mich in minen jungen jaren lang uff die ſchulen ze Zürich thon het, bin ouch ich mit dem meiſter Heinrich Bullinger, ſo uff den Zwinglin prädicant am Münſter ze Zürich war, gut fründt gſin bis uff ſinen ſäligen todt. Diſer het mir eineſt ouch das ſchön ſchwarz käſtlin vereert, in das ich ietz des Zwinglin's kunterfey mit diſem brieff verbärgen will. Warum ich das thu, iſt eine groſze not, gott ſyg es klagt.

In vorigen jaren namlich ſint in den Fryen Ämptern vil lüt der nüwen leer anghangen, aber die landtvögt us den ehlinen ländern, beſunders us Uri und Schwytz, ſo über unſer lendtli ſint g'ſetzt g'ſin, hant die Zwingliſchen drangſelirt mit ſtarken buoſzen und andern plogen, bis ſi uſzhi zogen, oder wider zer mäſz und bycht gangen ſind. Ouch min bruder, Hans Ruodi, iſt umb des gloubens willen in's Bernpiet zogen, und het zem trutz ſin namen Wohler abglegt, und ſich Hans Ruodi Berner gnampt. Ich ſelbs han mich lang gſträubt und vil ungrecht marter usgſtanden, do ich min vätterlich hus und minen glouben nit verlon wollt. Jetz aber bin ich ein alter man und vil krank ſyt der letzten gfängnuſz umb des gloubens willen. Ouch hant die münch im Kloſter min wyb abgwendt, das es heimlich mit mim büblin zer mäſz gaht. Si jammert und fürcht ſich ouch vil wegen nüwer gfängnuſz, und ſo will ich umb des husfridens willen, den ſäligen meiſter Zwinglin us der ſtuben ab ougen thun und im käſtlin des ſäligen meiſters Bullinger verbergen vorgäbend, ich hett das kunterfey in den müllbach geworfen. Wöls mir min ſäliger vatter im grab verziehen.

Wan aber einer miner nachkummen die verborgne bildnuſz und diſen brieff findt, und er iſt des alten papſtgloubens, ſo ſol er by demſelbigen blyben, worin er touſft und gleert iſt, aber er ſol ouch indänkt ſin, was ſchon min ſäliger vatter und ich ſelbs umb des nüwen gloubens glitten und usgſtanden,

do wir allbeed doch in eeren und gottesforcht glebt hend. Er ſol dorumb ouch niemands um ſines andern gloubens anfienden, ſundern in im ſinen chriſtlichen bruder anſechen, und das wyter gott überlan. Dan gott hört wenigklich uff das geſchrei der münchen oder ſtrytenden prädicanten, die wir Zwingliſchen zem Unfriden ouch by uns hant. Gott walt es. So geſchryben am nüwen jarstag, da man zelt 1575. Ich Hans Wohler, der jünger."

Während Franziska dieſe ſeltſame Urkunde mit klarer aber bewegter Stimme zu Ende las, hatte ſich der Lindenmüller tief über ihre Schulter gebeugt, um jedes Wort, das ſein Ohr vernahm, auch noch mit dem Auge zu prüfen. Jetzt, als die Leſerin ſchwieg, richtete er ſich wieder auf und verließ, beide Hände vor die Stirn legend, die Stube, ohne einen Laut von ſich zu geben. Drunten vor dem Treppenhauſe blieb er lange ſtehen und ſchaute aufmerkſam nach Namen und Jahrzahl, die über dem Eingange eingemeißelt waren. Dann ſchritt er langſam im Hofe und um das ganze Haus herum, jeden Winkel, jede Ecke des alten Baues betrachtend, als ob er ſie in ſeinem Leben noch nie geſehen hätte. Der Müllerin, die ihn zum Mittageſſen rufen wollte, machte er bloß eine verneinende Bewegung mit der Hand und ging in die Wieſen hinaus.

Am Nachmittage ſah Fränzeli auch die Mutter mit dem Vater dort umhergehen und dann die beiden langſam die Waldhöhe hinter dem Hauſe hinanſteigen. Es war ſchon lange dunkel geworden, als der Lindenmüller zurückkam, aber, ohne in die Wohnſtube zu treten, ſich auf ſein Gemach begab. „Was hat doch der Vater?" fragte Fränzeli, dem dieſes Benehmen unheimlich wurde, die Mutter; „warum will er mich nicht ſehen?" „Geh' zu Bett, Kind," antwortete die Müllerin; „geh' zu Bett und bete, daß der Herr des Himmels alles zum Beſten lenken möge."

Unter Gebet ſchlief Fränzeli auch ein und aus unruhigen Träumen wurde es durch ein Geräuſch wieder aufgeweckt. Es glaubte auf dem Hofe einen Wagen gehört zu haben; doch nein, am Himmel ſtand noch bleicher Sternenſchein, und das Tagewerk konnte noch nicht beginnen. Es war auch wieder alles ſtille geworden, und Fränzeli verfiel in einen neuen Schlummer, aus dem es erſt am hellen Morgen aufwachte. Halb beſchämt über ſeine Langſchläferei, die ihm doch keine Erquickung gebracht, eilte das Mädchen in die Wohnſtube hinunter, wo die Mutter bereits das Frühſtück aufgeſtellt hatte. „Iſt der Vater noch nicht aufgeſtanden," fragte Fränzeli beklommen; „es wird ihm doch nichts fehlen, Mutter?"

„Nein, nein," lautete die Antwort, „er iſt mit Toneli ausgegangen — ſchon lange."

„Schon ausgegangen?"

„Nun ja, warum denn nicht," erwiderte die Mutter; „laſſ' Du den Vater nur gehen, er iſt ein braver Mann, der mit Wiſſen keinem Menſchen Unrecht thut."

Was ſollten dieſe ſeltſamen Worte, an deren Wahrheit Fränzeli ja noch nie gezweifelt hatte? Gerne hätte es gefragt und ein Geſpräch angefangen; aber im Ton und Thun der Mutter lag etwas ſo Seltſames, Abweiſendes, daß es nur zu deutlich war, ſie wolle unbeläſtigt ſein. Betroffen und von einem Gefühle banger Unruhe erfüllt, ſetzte Fränzeli ſich ſchweigend an ſeine Arbeit, während die Mutter ſich draußen zu ſchaffen machte und es offenbar vermied, in die Stube zu kommen So blieb es den ganzen Vormittag. Fränzeli war froh, als es dieſer unheimlichen Stille am Nachmittage in den Garten entfliehen konnte, wo die Roſenknoſpen nun ihre grüne Hülle geſprengt hatten und Strauch und Hecke in morgenroten Purpur gehüllt waren. Dort, an der blühenden Roſenhecke, ſtand das Mädchen ſinnend und auf die noch immer ſäumende Mutter wartend, als vom Wieſenwege her fröhliches Peitſchen-

knallen erſchallte. Es war Toneli, der in ſcharfem Trabe das Reitwägelchen gegen das Haus heranlenkte. Hinter dem Knaben ſaß der Vater und neben dieſem — vor Fränzelis Augen ergoß ſich ein Flimmern und Schimmern, als hätte es in die blendende Sonne geſchaut; aber diesmal wäre es nicht imſtande geweſen, die Flucht zu ergreifen, wie an jenem andern Tage, da es an der nämlichen Stelle geſtanden. Es rührte und bewegte ſich nicht, bis ſich eine leiſe Hand auf ſeine Schulter legte und eine liebe Stimme in ſein Ohr klang: „Franziska, ſüßes Kind, nun biſt Du mein!“ Sie lehnte ſich, wie von einem unbezwinglichen Traume befangen, in den Arm zurück, der ſie umfaßt hielt, und nur aus weiter Ferne ſchien ihr der Vater zuzurufen: „Aber, Fränzi, ſo mach' doch Deine Augen auf.“

Fränzeli verſuchte endlich, dieſem Rufe nachzukommen, und als es noch immer halbträumend aufblickte, ſtand vor ihm die Mutter mit gefalteten Händen, während der Vater ſich langſam zur Seite wandte. „Mag es der alte Hans verantworten,“ rief er, mit der Hand über die feuchten Augen fahrend; „ich ſage wie er: Gott walt' es!“

Und Gott hat auch wohl gewaltet bis zum heutigen Tage. Der Lindenmüller konnte ſich noch faſt ein Vierteljahrhundert des Glücks ſeiner Kinder freuen, bevor er ins Grab ſtieg. Wenn er in der erſten Zeit nach der Verheiratung Franziskas von Befreundeten oder Bekannten um ſeiner unerwarteten Handlungsweiſe willen zur Rede geſtellt wurde, antwortete er ruhig: „Laßt mich! wenn die Toten predigen, wird der Lebende ſie wohl anhören müſſen.“

Eine Dorf-Ehe.

(1852.)

Die Morgensonne war kaum über die waldigen Höhen in das Dörflein hereingebrochen, als sich auch schon die muntere Jugend auf den Straßen zu tummeln begann und lustig, wie die Schwalben auf den Dächern, dem blühenden Maimorgen entgegenzwitscherte. Es war aber auch ein Festtag heute; vom Himmel wie in freundlicher Absicht mit lauen Lüften, Sonnenschein und Blütenduft ausgeschmückt, sollte er, wenigstens der Vormittag, vom größten Teile der Dorfbewohner mit fröhlicher Teilnahme gefeiert werden.

Während das kleine Völklein sich unten am letzten Hause vor der Kirche sammelte und eifrig bemüht war, die Straße mit langen Stangen zu verbarrikadieren, zogen die Jünglinge mit Mörsern und anderm Schießgewehr auf eine Anhöhe jenseits des Dorfes; Männer, Weiber und erwachsene Töchter standen in Gruppen vor den Häusern, grüßten und kritisierten die Leute, die hie und da im Festschmucke die Straße aufwärts gingen. Kurz, es war heute der Hochzeitstag des reichsten Sohnes mit der schönsten Tochter im Dorfe. Endlich, als schon manche sorgliche Hausmutter trotz ihrer Neugierde zu berechnen anfing, wie viele Geschäfte auf Acker und Wiese warteten, begannen die Glocken in den stillen Morgen herauszuklingen, und bald darauf verkündeten die Schüsse von der nahen Anhöhe, daß sich der Festzug in Bewegung gesetzt habe. Nun

Zuruf und Glückwunsch von allen Seiten. Wie der Bräutigam daherschritt, stramm und kräftig, am Arme die schlanke, schmiegsame Gestalt Meile's, da mußte selbst der Neid gestehen: bei Gott, ein schöner Pärchen gibt's nimmer im ganzen Aargau!

Die Spitze des Zuges war an den verhängnisvollen Barrikaden angelangt; links und rechts standen die dichtgedrängten Kinderscharen, darunter arme Weiber, die von der Festfreude eine Gabe erwarteten. Diese wurde denn auch in unerhörtreichlichem Maße gespendet, als der Ruf erscholl: was ist die Braut wert, was ist die Braut wert! Bräutigam und Gäste ließen einen dichten Regen kleiner Münze auf den Schwarm niederfallen, der im Augenblicke lärmend und schreiend auf dem Boden durcheinander krabbelte wie ein aufgestörter Ameisenhaufen.

Die Braut schaute lächelnd auf das bunte Treiben, wie ein blondköpfiges Mädchen seine Beute verteidigte oder die Knaben sich habgierig in die Haare gerieten, als sie durch einen halberstickten Angstruf hart hinter ihr erschreckt wurde. Da lag die alte Schwefelhölzle-Brene am Boden, ohne sich wieder aufhelfen zu können; ihr ganzer Kram war aus dem umgestürzten Körbchen gefallen und drüberhin der Inhalt zweier Eier ausgegossen, welche die Arme diesen Morgen schon von einer guten Frau bekommen haben mochte. Ein wilder Knabe hatte sie umgeworfen, als sie nach einem Batzen haschen wollte. Die Alte blickte in ihrer hilflosen Lage so kläglich zu der blühenden Braut empor, daß diese ihr rasch die Hand reichte und im Aufhelfen einen Gulden in das Körbchen fallen ließ. „Vergelt's Gott, vergelt's Gott," rief die Frau mit heiserer Stimme, „ich will Dir d'ran denken, Meile." Der Bräutigam schaute bei diesem Rufe ebenfalls um und zog die Braut hastig und erschrocken vorwärts, als er die Schwefelhölzle-Brene erblickte. „Der hättest Du Nichts geben sollen," flüsterte er, „jetzt hat sie ein Pfand." Meile lächelte, ungläubig den Kopf

ſchüttelnd; aber in dieſem Augenblicke war es ihm, als ob die künftige Schwiegermutter ſpöttiſch und höhnend über ſeine Schulter hereingeſchaut habe. Es konnte ſich eines leichten Schauers nicht erwehren und ſtiller, faſt träumend, betrat es die Stufen, die zur Kirche hinanführten.

Jeder Menſch, auch der ſich klare und gebildete, iſt in entſcheidenden Lebensmomenten einem gewiſſen Aberglauben zugänglich; die ungewiſſe, neu ſich geſtaltende Zukunft ſucht im gewöhnlichſten Gegenſtande ein Deutungszeichen. Hier aber war noch ein beſonderer Grund vorhanden. Die Schwefelhölzle-Brene war in der ganzen Gegend als Wahrſagerin, wo nicht gar als eine Hexe bekannt; gewiß war's, daß ſie manchmal im Zuſtande der „Verzückung," wie die Leute ſagten, mancherlei wunderbare Dinge prophezeien konnte. Als Meile das kalte Geſicht der Schwiegermutter über ſeine Schulter ſich hereinbeugen ſah, da zog es an ſeinem Innern vorüber wie ein ſchwerer, halbvergeſſener Traum; es erinnerte ſich, in ſeiner Kindheit gehört zu haben, daß auch ſie, die zukünftige Schwieger, mit übernatürlichen Mächten im Bunde ſtehe.

Braut und Bräutigam würden den Hochzeitstag kaum ſo heiter verlebt haben, wie es geſchah, hätten ſie gewußt, was die Schwefelhölzle-Brene trieb, während drinnen am Altar der Pfarrer den Segen Gottes auf die Neuvermählten herabrief. Die Alte kroch auf dem Kirchhofe an einem friſch aufgeworfenen Grabe herum und ſcharrte mit den Füßen ſuchend in der lockern Erde, bis ſie ein kleines Stück von einem Sarge fand; mit einem Nagel, den ſie ebenfalls vom Boden aufgehoben, bohrte ſie ein Loch durch dasſelbe; dann verſteckte ſie ſich unter die niederhängenden Zweige einer Trauerweide.

Als der Hochzeitszug wieder aus der Kirche trat und von der Anhöhe herab mit donnernden Schüſſen begrüßt wurde, hob die lauernde Alte ihr Sargſtück an das rechte Auge und ſchaute durch das Loch dem Paare aufmerkſam nach, bis es

hinter den Häuſern verſchwunden war. „Armes Meile,“ ſagte ſie mitleidig, das Brettchen in das offene Grab werfend, „dein Herz glänzt wie Gold, und du kannſt kein Leiden ſehen, ohne helfen zu wollen; aber du ſelbſt wirſt Leiden genug haben; ich ſehe Nichts als kleine Särge.“

Und ein Glück war's für die junge Frau, daß ſie Nichts wußte von dieſer unheilſchwangern Prophezeiung; Beſorgnis und Trauer am ſchönſten Tage ihres Lebens hätten doch nicht vermocht, das unabänderliche Geſchick der kommenden aufzuhalten. Der unheimliche Eindruck, den das kleine Ereignis auf dem Kirchgange hervorgerufen, war verſchwunden und vergeſſen, und mit heiterm Lächeln betrat Meile den Weg, der von der Straße nach dem elterlichen Hauſe ſeitwärts ablenkte, hinauf nach der Halden, wo ſeine neue Heimat ſtand. Hier oben ſollte die Hochzeit zugleich mit dem Einweihungsfeſte des neuerbauten Hauſes gefeiert werden, und kaum hätte ein lieblicherer Ort zu einer ſolchen Feier, wie zu einem friedlichen, heiteren Leben gefunden werden können.

Im Hintergrunde einer kleinen länglichrunden Hochebene ſtand unter Bäumen verſteckt das weitläufige, alte Bauernhaus, in dem Chriſten, Meile's junger Gatte, geboren war; darin ſollte auch fortan ſeine Mutter und der ältere, unverheiratete Bruder wohnen bleiben. Weiter vorwärts, faſt in der Mitte der zuſammengehörenden Äcker und Wieſen, war das neue Haus für das junge Pärchen gebaut. Wie ein Kirchlein leuchtete es mit ſeinen weißen Mauern und dem roten Ziegeldache ins Thal hinunter, und man hätte meinen ſollen, daß Not und Jammer des Menſchenlebens nicht wagen dürften, zu dieſem ſtillen Friedensſitze hinaufzuſteigen. Gegen Süden und Oſten ſchauten über die nahen Wälder herein die Häupter der Schneegebirge, in weitem Kranze von den Wetterhörnern bis an den Säntis hinaus, während links abwärts hinter einem Walde von Fruchtbäumen hervor der Spiegel des Hall-

wylersees glänzte wie ein blauer Frühlingshimmel, der ſich auf die Erde niedergeſenkt.

„Was meinſt, Meile,“ ſagte Chriſten, als ſie dem feſtlich-geſchmückten Hauſe zugingen, „wird's Dir hier gefallen?“ „Ja,“ antwortete es ernſt, den Arm des lieben Mannes an ſeine Bruſt drückend, „ja, Chriſten, hier wollen wir friedlich leben und ſelig ſterben.“

Bis ſpät in die Nacht hinein ſchallte der Jubel der Hochzeitsgäſte von der Halden ins Dorf hinunter.

Meile's Hoffnung auf ein friedliches, inniges Zuſammenleben war in Erfüllung gegangen; drei Jahre hatte es mit Chriſten gelebt, und noch nie war ein hartes Wort zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Das konnte aber auch gar nicht anders ſein. Die Beiden waren ſchon als Kinder unzertrennliche Geſpielen geweſen; die Liebe der Herangewachſenen war nur das helle Erwachen der Gefühle, die ſchon in den Kinderherzen geſchlummert hatten, und die Ehe der Wall, der endlich dieſes liebliche, jahrelange Füreinanderleben ſchützend umſchließen mußte. Der Segen des Friedens lag ſichtbarlich auf dem jungen Haushalte; Alles gedieh in Garten und Feld, und die neue Wohnung füllte ſich faſt mühelos mit blühendem Wohlſtande.

Die Leiden jedoch ſollten auch nicht fehlen. Meile hatte im erſten Jahre der Ehe ein Mädchen geboren, das, nachdem es drei Monate das Glück und die Freude der Eltern geweſen, von einer zehrenden Krankheit befallen wurde. Mit blutendem Herzen ſtanden die Eltern am Grabe ihres erſtgebornen Kindes und weinend ſaßen ſie daheim an der leeren Wiege, aus der ihnen vor Kurzem noch eine reiche, hoffnungsvolle Zukunft entgegengelächelt hatte.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Meile, die Thränen trocknend, indem es den betrübten Vater ſinnend anſchaute, „ich weiß nicht,

Chriſten, wie mir's auch iſt. Seit der Himmel das Kind zu ſich genommen, glaub' ich, ſei meine Liebe zu Dir eine ganz andere geworden; es kommt mir vor, als hab' ich Dich bisher zu irdiſch, vielleicht zu ſündlich geliebt. Es iſt wohl nicht wahr; aber gewiß liebe ich Dich viel inniger, da uns durch Gottes Wille unſer Kind genommen iſt. Ich meine, der Himmel achte jetzt genauer auf unſer Leben und unſere Liebe." „Wie Du ſprechen kannſt!" ſagte Chriſten und zog ſein Weib mit einem traurigen Lächeln an ſeine Bruſt, „ſieh', das gerade dacht' ich auch; aber ich fand keine Worte, Dir's auszudrücken."

Die Gatten konnten mit dieſem Troſte den Schmerz um ſo eher überwinden, als Meile bereits wieder die Hoffnung neuen elterlichen Glückes unter dem Herzen trug. Abermals wurde ein Mädchen geboren, das geſund und friſch dem Leben entgegenlächelte. Der Vater hätte lieber einen Knaben gehabt, nicht blos aus der gewöhnlichen Eigenliebe der Männer; es lag dem ſtillen Wunſche halb unbewußt die Angſt vor dem Schickſale des erſten Kindes zu Grunde. Doch war er zartfühlend genug, dieſen Wunſch nicht merken zu laſſen; war ja die Lücke ausgefüllt, welche die vernichteten Hoffnungen auf das Erſtgeborene zurückgelaſſen hatten. Meile meinte, das Kind müſſe wieder nach ihm ſelbſt und dem Schweſterchen, das unter dem Boden liege, getauft werden, die Mutter wieder Patin ſein. „Nein, nein," ſagte Chriſten raſch, faſt heftig, „das kann nicht immer ſo geh'n; es muß Anneli heißen und meine Mutter Gevatterin ſein." Meile wurde durch die Heftigkeit dieſes Widerſpruches aufmerkſam; es heftete den Blick auf das verlegene Geſicht ſeines Mannes und hatte auf der Stelle erraten, was in deſſen tiefſtem Herzensgrunde vor ſich ging. „Wie Du willſt," ſagte es langſam und ſinnend. Chriſten beugte ſich nieder, um den leichten Schatten wegzuküſſen, der ſich auf der bleichen Stirne der Wöchnerin gelagert hatte; aber ein dunkles Gefühl konnte er nicht ſogleich verwiſchen, das in

die Seele der jungen Mutter geſchlichen, vor der in dieſem Augenblick das höhnende Geſicht der Schwieger ſtand, Zug für Zug, wie ſie dasſelbe am Hochzeitsmorgen über die Schultern herein angeſchaut.

Meile mußte ſich mit aller Gewalt gegen ſolche unheimliche Gedanken wehren, die wie neckende, ſpottende Traumbilder ſeine Sinne umſpinnen wollten; es mußte ſich alle die Liebe und Güte in Erinnerung rufen, die es von ſeiner Schwiegermutter erfahren, und konnte doch endlich nur in einem inbrünſtigen Gebete Beruhigung finden. Die Zerſtreuung indeſſen, die von der ſüßen Arbeit mit dem Kleinen gebracht wurde, verwiſchte die letzten Spuren, die der unbedeutend ſcheinende Vorfall zurückgelaſſen hatte. Als am Tauftage die feſtlich geſchmückte Patin den kleinen Engel mit inniger Liebe koſend und küſſend auf die Arme nahm, dachte Meile: ich bin doch manchmal eine rechte Thörin; verzeihe mir Gott die Sünde, die ich in Gedanken begangen habe!

Das kleine Anneli blühte friſch auf mit den Blumen draußen im Garten, die mit ihm von der Frühlingsſonne ins Leben geweckt worden waren; aber als die Tulpe ihren Kelch in der ſteigenden Sommerhitze zu neigen begann, da begann auch die friſche Farbe auf des Kindes Wangen zu bleichen, und der Herbſt ſtreute ſeine fallenden Blätter auf das Grab, in welches der kleine Sarg geſenkt worden.

Diesmal konnten die unglücklichen Eltern den Troſt nicht mehr finden, der den Schmerz um den Tod des erſten Kindes mit einem verklärenden Schimmer umgeben hatte. Lautlos ſaßen ſie in der Stube in ſtarrem Jammer. Keines fand für das Andere ein ſtärkendes Wort, und Jedes ging auf entfernten Wegen ſeinen eigenen trüben Vorſtellungen nach. Das ſind ſchlimme, entſcheidende Augenblicke im menſchlichen Leben, wenn von zwei zuſammengehörenden Herzen ein gemeinſamer Schmerz nicht gemeinſam beweint wird. Zum erſtenmale durchwühlte

Chriſten ein Gedanke, der ſich langſam und verworren in ſeinem Innern herumſchlich und endlich mit erſchrecklicher Klarheit vor ihm ſtand: Hätteſt du eine andere Frau, würden deine Kinder nicht ſo wegſterben. Der betrübte Vater fuhr erſchrocken mit der Hand nach der Stirne, als wolle er die unheimliche Vorſtellung wegwiſchen, und ein Glück war's, daß gerade ſein Auge auf Meile fiel. Es ſaß bleich mit vorgebeugtem Haupte, die Hände auf dem Schoß gefaltet, während unter der langen Wimper hervor eine langſame Thräne blinkte. Chriſten ſtand auf und legte ſeine Hand auf die Schulter der armen Mutter. „Meile," ſagte er mit weicher Stimme; er mußte ſich ſelbſt zürnen, als es ſeine thränenfeuchten Augen zu ihm aufſchlug. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," ſprach er, „ſein Name ſei geprieſen!" Meile lehnte den Kopf ſtill an die Bruſt des geliebten Mannes, bis heftig hervorſtürzende Thränen dem gequälten Herzen Linderung verſchafften.

Wenn ſich einmal ein Gedanke in die Bruſt geſenkt, ſo kann er lange darin verborgen liegen wie ein Samenkorn in der Erde; aber er keimt und treibt und regt ſich, manchmal in verwirrten Traumbildern, manchmal ſteigt er am Tage auf wie ein Nebel aus ſtillen, tiefen Waſſern oder ſteht plötzlich da, wie eine Wolke am klaren Himmel; man weiß nicht, woher ſie gekommen iſt. Meile konnte nie ganz vergeſſen, daß die Schwieger keine einzige Thräne geweint bei der Leiche ihrer kleinen Patin, und dabei ſah es dann allemal wieder das Geſicht vom Hochzeitsmorgen. Chriſten ſaß oft grübelnd in ſich ſelbſt verloren und fuhr bei einem Geräuſche erſchrocken auf, als ob er befürchte, belauſcht zu werden; dann ging er gewöhnlich zu Meile und ſagte ihm heftige Liebesworte.

Ein öffentliches Ereignis unterbrach dieſe brütende Einſamkeit des winterlichen Landlebens. Es war im Anfange des Jahres 1845. Von allen Seiten kamen Luzerner Flüchtlinge,

von denen Christen manche durch Handel und Wandel kannte. Sie begannen sich an der Grenze als Freischaren zu organisieren, und Christen half mit, aus Teilnahme an den Personen, aus Interesse an der Sache, er wußte es selbst nicht recht; aber er konnte dem winterlichen Müßiggehen und dessen schlimmen Gesellen, den trüben Gedanken, entfliehen. Zudem sah er so wenig wie Meile das Unternehmen für gefährlich an, und Letzteres wehrte nicht, weil es den geheimen Grund von seines Mannes Beginnen ahnen mochte.

Zwei Tage nach dem Ausmarsche brachten die versprengten Flüchtlinge Jammer und Schrecken in die Heimat zurück, aber Christen war nicht unter ihnen! Meile konnte nur erfahren, daß er mit einer Abteilung nach Malters gezogen und dort in der Schreckensnacht gefallen oder gefangen worden sei. Der Entschluß der jungen Frau war bald gefaßt. Durch Geld und gute Worte vermochte sie einen Knecht zu ihrem Begleiter zu bewegen, und schon in der Morgendämmerung des 3. April rollte sie in ihrem Bernerwägele über die Luzerner Grenze. Nach vielen Mühen und Fährlichkeiten gelang es Meile, seinen gefangenen Mann zu sehen und ihm den Trost zu bringen, den allein treue, aufopfernde Liebe in solcher Lage zu spenden vermag. Christen that es unendlich wohl, sich von allen seinen Leidensgenossen beglückwünscht zu sehen und zu bemerken, wie selbst die feindlichen Wächter der schönen, mutigen Frau ihre Achtung nicht versagen konnten. Die langen Wochen der Gefangenschaft läuterten seine Empfindungen wieder; er sehnte sich nach seinem Weibe, wie er sich als Bräutigam gesehnt hatte, wenn er einige Tage auf entfernten Straßen gehen mußte, und bei seiner endlichen Heimkehr schloß er sie in seine Arme wie am Tage, da sie sich zum erstenmale ihre Liebe gestanden. Es war, als ob das Schicksal dem Manne das lang erduldete Ungemach vergüten wolle; Meile gestand, daß es sich wieder guter Hoffnung fühle.

Das war für Chriſten ein reicher Sommer voll Hoffnung und Glück, deſſen Meile freilich nicht in dem Grade teilhaftig werden konnte. Trübe Ahnungen von Tod und Grab umdüſterten ſein Herz und ließen der frohen Ausſicht auf eine glückliche Zukunft nur ſelten Raum. Wie oft kniete es in ſtillen Nächten vor ſeinem Bette und flehte zu Gott, das Kind, das es unter ſeinem Herzen trug, geſund zu erhalten und, wenn er ein Leben fordere, lieber das ſeinige zu nehmen. Aber nicht jedes Gebet findet Erhörung.

Meile genas eines geſunden, kräftigen Knaben, und jetzt hatte des Vaters Freude alles Maß überſchritten. „Mach' doch kein ſo betrübtes Geſicht," ſagte er zu Meile, als er bemerkte, wie das Mutterauge mit banger Hoffnung auf dem Kinde ruhte, „die andern waren Mädchen, zarte Dinger, die keinen kalten Hauch vertragen konnten; o, das iſt ein ſtarker Bube, dem thut's nichts," und dabei küßte er das Kind ſo heftig, daß Meile ihm ernſtlich abwehren mußte.

Der Kleine ſollte den Namen ſeines Vaters erhalten; die Schwieger mußte denſelben trotz Meiles innerem Widerſtreben aus der Taufe heben, da die eigene Mutter der Wöchnerin krank war. Den Armen des Dorfes war es lange nicht ſo gut geworden als an dieſem Taufſtage; der reiche Haldenbauer ſpendete in ungemeſſener Freude, was Küche und Keller ſeines ſtattlichen Hauſes zu ſpenden vermochten.

Der kleine Chriſten wuchs und gedieh; als er den verhängnisvollen dritten Monat glücklich zurückgelegt, verſchwanden vor dem immer heitern Lächeln des Kindes allmählich auch die Beſorgniſſe der Mutter, wie die Nebel vor der Morgenſonne; aber doch fuhr ſie jedesmal nach dem kleinen Lieblinge, wenn die Schwieger in die Stube trat, und wie oft ſie ſich auch ſelbſt Vorwürfe machte über ihre verſchwiegenen Gedanken, ſie war nicht imſtande, ſich derſelben gänzlich zu erwehren.

Einmal, es war um Mitternacht, wurden die beiden Eltern von einem durchdringenden Schrei aus dem Schlafe geweckt. Meile glaubte, noch halb schlaftrunken, eine luftige Gestalt an dem mondhellen Fenster vorüberschweben zu sehen. Christen war aus dem Bette gesprungen und hatte Licht gemacht. Das Kind schlummerte ruhig, aber bleicher als gewöhnlich. „Hast Du nichts gesehen?“ fragte Meile. „Nein,“ antwortete Christen, „aber ich glaubte, Du habest vorhin an der Wiege gestanden; Was hast denn Du gesehen?“ „Ach, es wird nur der Schatten vom Birnbaume gewesen sein, ich glaube, die Äste bewegen sich im Winde, und der Mond scheint so hell.“ Die arme Mutter wollte mit diesen Worten sich selbst beruhigen; aber erst nach langen, unter ängstlichen Gedanken und Vorstellungen durchwachten Stunden vermochte sie wieder einzuschlafen.

Ihr Schlummer wurde von einem qualvoll peinlichen Traum beunruhigt. Es kam Meile vor, es liege wach im Bette und neben dran in der Wiege der kleine Christen, da trat die Schwiegermutter herein; Meile wollte nach dem Kinde langen, aber es vermochte kein Glied zu regen, es war starr wie eine Leiche. Die Schwieger beugte sich langsam mit einem höhnischen Gesichte über die Wiege und setzte ihre Lippen auf das Herz des Kindes, sie wollte ihm den Atem aus der Brust ziehen, so kam es Meile vor. Es hörte, wie der Kleine zu röcheln begann und wollte um Hilfe rufen; aber die Stimme blieb in der Kehle stecken, und trotz aller krampfhaften Anstrengung trat kein Laut auf die Lippen. Das Röcheln des Kindes ward leiser, der Tod trat dem jungen Herzen nahe. Da nahm Meile nochmals alle Kraft zusammen, um „Christen! Christen!“ zu schreien. Es erwachte, in Angstschweiß gebadet, an dem eigenen Rufe. Die helle Morgensonne leuchtete durch das Fenster und Christen fragte mit trauriger Stimme: „Was hast, Meile?“ Er stand schon angekleidet an der Wiege, in der das Kind noch immer ruhig fort schlief. „Ach, ich hatte einen schrecklichen

Traum," ſeufzte Meile, indem es nach der Wiege hinſchaute und dann einen erſchrockenen Blick auf Chriſten warf; er antwortete mit thränenfeuchtem Auge, wandte ſich ab und ging ſtille zur Thüre hinaus.

Das Kind, das geſtern Abend mit roſenroten Wangen ins Bett gebracht worden, lag jetzt bleich wie ein wächsernes Engelbildchen; nur auf jeder Wange ein blutrotes Fleckchen wie von einem heftigen Kuſſe. Gerade mit ſolchen Anzeichen und mit dem lange andauernden Schlafe war die Krankheit an die beiden verſtorbenen Kinder getreten.

Als Chriſten wieder herein kam, lag die arme Mutter auf den Knieen vor der Wiege in inbrünſtiges Gebet verſunken.

„Ich will zum Doktor gehen," ſagte er.

„Du wirſt müſſen; aber —"

„In Gottes Namen, thun wir das Unſrige."

„Du wirſt doch nicht nüchtern gehen wollen?"

„Ich kann nichts eſſen," ſagte er und trat mit einem kurzen „b'hüet Gott" durch die Thüre.

Draußen lag mit all' ſeiner Pracht ein heiterer Frühlingsmorgen. Wieſen und Äcker ſchwollen in friſchem Grün, einen reichen Sommer verkündend. Die Kirſchbäume, welche die Straße in langem Zuge vom Hauſe weg begleiteten, ſtanden vom leiſen Morgenhauche durchweht mit ihren weißen Blütenkronen wie andächtige Prieſter, die Schönheit und Freude dieſes Lebens verkündend. „Was hilft mir Alles dies," ſagte Chriſten vor ſich hin, über ſeine Wieſen und Felder wegſchauend, „für wen ſoll ich ſäen und ernten? Ich wollt', ich wär' ſelbſt reif zur großen Ernte." In düſtere Gedanken verloren, ſchritt er aufwärts dem Walde zu, hinter dem der Flecken lag, in welchem der Arzt wohnte. Er mochte ſchon lange auf dem dunkeln Waldpfade gegangen ſein, als ihn eine Stimme aus ſeinem brütenden Sinnen aufrief. „Ei, ſeht da ſo früh! guten Tag,

Haldenbauer! wo wollt Ihr hin?“ Es war der alte Bannwart vom Steinigberg.

„Zum Doktor,“ ſagte Chriſten, den Gruß erwidernd.

„Zum Doktor, ſo, Ihr habt ein Krankes? aber da ſeid Ihr ja irre gegangen.“

Chriſten ſchaute um ſich und bemerkte erſt jetzt, daß er in Gedanken verloren einen falſchen Weg eingeſchlagen.

„Ihr braucht nicht wieder umzukehren,“ ſagte der Bannwart, „ich kann Euch da einen nähern Fußweg zeigen. Kommt nur mit.“

Chriſten folgte dem alten, eisgrauen Manne, der beinahe ſein ganzes Leben im Walde zugebracht hatte, und erzählte ihm unterwegs ſeine Bekümmerniſſe, Krankheit und Tod ſeiner Kinder.

„Hört, Chriſten,“ ſagte der Alte nach ernſtem Beſinnen, „mir will's dünken, Ihr ſeid heute nicht umſonſt irre gegangen. Der Menſch wird manchmal von einer unſichtbaren Hand einen andern Weg geführt, als er gerade in ſeiner Kurzſichtigkeit gehen will; aber er verſteht den leiſen Wink nicht und kehrt wieder um.“

„Ich verſteh' Euch auch nicht recht,“ ſagte Chriſten.

„Seht,“ fuhr der alte Bannwart fort, „Ihr wollt zum Doktor gehen, einen Weg, den Ihr ſchon hundertmal gegangen ſeid, und habt Euch doch verirrt, ich meine, das will heißen, der Doktor wird dem Brüderchen ebenſo wenig helfen können, als den beiden toten Schweſterchen.“

„Das fürcht' ich leider auch,“ ſeufzte Chriſten; „aber er iſt der beſte auf viele Stunden weit.“

„Der beſte,“ ſagte der alte Männ ſtilleſtehend, „ja, aber es gibt noch manche Dinge, von denen in ſeinen Büchern nichts zu leſen iſt, und manche Krankheit, für die in ſeiner Apotheke

keine Büchse steht. Übrigens da sind wir wieder auf dem rechten Wege, 's geht da rechts hinunter, Ihr könnt nicht mehr fehlen."

Christen blieb zögernd stehen; aber er wußte nicht, wie und was er fragen sollte; es war ihm bange, der Alte möchte ihm eine Bestätigung der unheimlichen, verworrenen Gedanken geben, über denen er den rechten Weg verloren hatte.

Der Bannwart, der Christens Unschlüssigkeit verstand, sagte nach einer Weile: „Hört, Haldenbauer, ich will Euch ein Beispiel geben. Eure Frau brachte mit der Brautausstattung nach altem Brauch ein Rind mit; es war das schönste und währhafteste, das ihr Vater in der ganzen Gegend um schweres Geld auftreiben konnte. Bald war's Eure beste Kuh im Stalle; sagt, konnte geholfen werden, als sie auf einmal krank wurde?"

„Nein."

„Oder habt Ihr die Krankheit gefunden, als sie geschlachtet wurde?"

„Nein," antwortete Christen mit gedämpfter Stimme.

„Eben drum," fuhr der Bannwart fort, „übrigens wenn Ihr einmal zu mir wollt, so wißt Ihr den Steinigberg. B'hüet Gott!" Mit diesen Worten bog er in einen dichten Schlag junger Tannen.

Christen kam nach dem Flecken hinunter wie im Traume; lange mußte er sich sammeln, um einen klaren Bericht von dem Zustande des Kindes geben zu können. Der Arzt war sogleich bereit, den bekümmerten Vater nach Hause zu begleiten.

Dort vermochte er freilich wenig Trost zu geben. Das kranke Kind lag bleich wie eine Leiche, und dann und wann erschienen die roten Fleckchen auf den Wangen. Es schlief beinahe den ganzen Tag, und schlug es einmal die Augen auf,

ſo ging über ſein verſtändiges Geſichtchen ein Lächeln, wie das Lächeln eines Scheidenden, der durch erzwungene Heiterkeit die Zurückbleibenden tröſten will.

Der Arzt winkte beim Fortgehen Chriſten auf die Seite und geſtand ihm offen, daß wenig Hoffnung zum Aufkommen vorhanden ſei, indeſſen könne man bei Kinderkrankheiten nicht viel vorausſagen.

„Was hat er geſagt?“ fragte Meile; aber hätte der Ton ſeiner Stimme auch nicht verraten, daß es die Antwort bereits wußte, ſo hätte ihm doch Chriſtens trauriges Schweigen genug geſagt. Es ſetzte ſich zu des Kindes Häupten und weinte bitterlich.

Chriſten ſchritt lange ſchweigend die Stube auf und nieder; aber dieſe Thränen aus den ſonſt ſo geliebten Augen fielen wie glühende Funken auf ſein Herz, er konnte nicht länger an ſich halten. „Meile,“ ſagte er an der Wiege ſtillſtehend, „der alte Bannwart von Steinigberg hat mir ſchon heute angedeutet, der Doktor werde nichts helfen können, das ſei eine Krankheit, die nicht mit gewöhnlichen Mitteln geheilt werde. Du weißt, er verſteht Manches, worin Andere nichts wiſſen.“

Ein Wort gab das andere. Chriſten erzählte den Hergang im Walde, ſchwieg aber freilich von den Gedanken, die er unwillkürlich, wider ſeinen Willen, daran geknüpft hatte, und Meile war viel zu ſehr nach einer andern Seite hin beſchäftigt, um dieſelben erraten oder auch nur ahnen zu können. Am Vormittage nämlich war die alte Schwefelhölzle-Brene dagewesen. Mit der ihr eigentümlichen Gewandtheit hatte ſie Meiles Herz bald erforſcht und dann ebenfalls auf jenen Vorfall mit dem Rinde, das die Braut mitgebracht, hingedeutet. „Es iſt ſchon lange ein böſer Geiſt in dieſem Hauſe,“ ſagte ſie geheimnisvoll beim Fortgehen, „und der wird immer das Liebſte, das Ihr habt, verderben, wenn man ihn nicht ſelbſt verderben kann.“

So fand Christen seine Frau, die ihm nichts von diesem Vorgange zu erzählen wagte, vollkommen einverstanden, als er den Vorschlag machte, in der Morgenfrühe den alten Bannwart aufzusuchen; aber Jedes hatte in der Tiefe des Herzens einen Feuerstoff, an den nur der zündende Funke gelegt werden durfte, um zur verzehrenden Flamme aufzuschlagen.

Das erste schwache Frührot, das über die Firnen der östlichen Gebirge emporblühte, fand Christen schon auf dem Wege nach dem Steinigberge. Hie und da klang ein kurzer, wie im Traum sich wieder verlierender Amselschlag aus den dunkeln, stillen Gebüschen; aus der Thaltiefe schimmerte durch die Dämmerung ein lang hingezogener Nebel wie ein Schleier über den Geheimnissen der Nacht und ihren unsichtbaren Mächten. Das leise Wehen und Flüstern in den Bäumen, das allmähliche sich Regen des noch halb schlaftrunkenen Lebens, der einsame Bergpfad, der sich bald durch dunkle Gebüsche, bald wieder über lichtere Waldwiesen emporwand, Alles das war nur ein Wiederhall der Gefühle und Gedanken, die Christens ganze Seele wie ungelöste Rätsel erfüllten. Aber als das Morgenrot heller zu glühen anfing, als endlich die Sonne wie ein schwebender Feuerball über die Gebirge emporwallte und mit den ersten Strahlen, die über die Tannenwipfel wegfuhren, das vielstimmige Morgenlied der Vögel erklang, da begann es auch in Christens Innerem lichter zu werden. Droben auf der kahlen Höhe blieb er stehen, nach dem Thale zurückschauend. Drunten lag sein Haus zwischen blühenden Bäumen; die Fenster leuchteten im Frühlichte, wie helle Freudenfeuer. „Nein," sprach er sinnend vor sich hin, „ich versündige mich vor Gott und mir selber, ihr Herz vergeht in Jammer und Elend, und ich —" er wagte den Gedanken nicht auszusprechen. Er wandte sich und ging mit raschen Schritten des Bannwarts Hütte zu,

die baufällig, mit verwittertem Stroh bedeckt, auf einer kleinen Waldwieſe ſtand.

Eine Stunde ſpäter verließ Chriſten das Häuschen düſterer, als er daſſelbe betreten hatte. Zwar knüpfte er genugſame Hoffnungen an die angeratenen Mittel, aber über eine Frage, die hauptſächlich ſeine Gedanken beſchäftigte, hatte ihn der alte Bannwart im Dunkeln gelaſſen. Als der junge Mann wiſſen wollte, von wem der böſe Zauber ausgehe, erwiderte der Alte, das vermöge er nicht ausfindig zu machen. Wenn ſich ein böſer Geiſt in einem Hauſe einmal feſtgeſetzt habe, dann ſei es ſchwer, denſelben auszutreiben, und ebenſo ſchwer, demſelben entgegenzuarbeiten, da er die angewendeten Mittel oft unwirkſam zu machen wiſſe. Der Bannwart riet deshalb, Chriſten ſolle noch zu den Kapuzinern nach Surſee gehen.

Den Weg dahin, der über den waldigen Bergrücken aufwärts führte, ſchlug Chriſten wirklich ein. Er pfiff ein Liedchen, um ſeine trüben Gedanken zu zerſtreuen, wie ein Knabe, der Abends an einem unheimlichen Orte vorübergehend laut ſingt, um ſeine Furcht zu verſcheuchen. Als er über das ſogenannte Torfmoos ging, eine weite, öde Haideſläche, die ſich zwiſchen Münſter und Surſee ausbreitet, ſaß er, von innerer Aufregung erſchöpft, an einem Brunnen nieder, den menſchenfreundlicher Sinn hier in der Einſamkeit errichtet hat. Die braune Haide lag ſtill und lautlos, weit und breit keine Menſchenſeele, nicht einmal ein Vögelein, das ſich hier des Frühlings gefreut hätte; nur ein einſamer Weih zog in langſamen Kreiſen durch die Lüfte und ſpähte nach den Sümpfen, in denen ſeine Beute verſteckt war. Über Chriſtens Geſicht ſchwebte ein bitteres Lächeln, als er ſich erinnerte, wie er vor einem Jahre den nämlichen Weg gezogen, mit rüſtigen Geſellen, die Kugel im Büchſenlaufe, um eine Regierung und ihre Helfer zu ſtürzen, bei denen er jetzt Troſt und Rat holen wollte. In ſolche Widerſprüche kann der Menſch geraten, der ſich willenlos von

einem Strome, deſſen Ausgang er nicht kennt, forttreiben läßt; er greift zuletzt nach einem dahinſchwimmenden Strohhalme, um ſich feſtzuklammern, und bedenkt nicht, daß dieſer ebenfalls nur ein Spielzeug der Wellen iſt. Im Innern des jungen Mannes rief eine laute Stimme: Chriſten, kehr' um, du gehſt auf falſchen Wegen;" aber das Verlangen, der Drang nach Licht in dieſen dunkeln Wirrſalen ließ dieſe Stimme verſtummen.

Noch einmal, als er an die ſtillen Kloſtermauern kam, ſträubte ſich das proteſtantiſche Blut; das zweifelvolle Vaterherz aber drängte vorwärts.

Chriſten wurde auf ſein Begehr durch einen langen, hallenden Gang zum Pater Ambroſius geführt. Das war ein alter, ehrwürdiger Mann, der durch ſein freundliches Entgegenkommen Chriſtens Vertrauen im Augenblicke gewann. Der bekümmerte Vater erzählte ſein Anliegen, ſagte, wie ihn der alte Bannwart hierhergeſchickt, doch verſchwieg er eines der von dieſem gegen den böſen Zauber angeratenen Mittel, er wußte ſelbſt nicht warum; der Greis kam ihm zu ehrwürdig, zu liebreich vor. „Gewiß, mein Sohn," begann der Pater, nachdem er Chriſtens Erzählung ruhig angehört, „gewiß gehen viele böſe Geiſter um, die den Menſchen in tauſenderlei Geſtalten anfeinden; da gilt es aufzumerken, in welcher Geſtalt ſich das Unheil naht. Drum wohl denen, die ſich vom Getümmel der Welt in den Schoß der Kirche zurückziehen, abgelöſt von Allem, nur Gott allein zu leben. So kommt Dir, mein Sohn, das Unheil vom Weibe." Chriſtens Geſicht übergoß bei dieſen Worten Totenbläſſe, Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne, und vor ſeinen Augen begann es zu flimmern und zu wogen, wie durcheinander brauſende Fluten; er hörte nichts mehr von den Worten des Paters, der die Abgeſchiedenheit des klöſterlichen Lebens pries, wie dagegen die Ehen Leiden bringen und wie der Menſch im Weltgewühle das Gebet vergeſſe, das doch im Unglück allein zu tröſten vermöge; in ſeinen Ohren hallten

nur die ſchrecklichen Worte: das Unheil kommt Dir vom Weibe. Chriſten wußte nicht, wie lange er dageſeſſen, er kam erſt wieder zu ſich ſelbſt, als ihm der Laienbruder an der Pforte einen Wink gab, den Opferſtock nicht zu vergeſſen. „Das Unheil kommt Dir vom Weibe," ſchrie er, als er im Freien war, und rannte aufwärts, den Weg über die Torfhaide, wie von böſen Geiſtern gehetzt; er ſah nicht, wie die Leute am Wege ſtille ſtanden und ihm verwundert nachſchauten, er hörte nicht, wie ihn Bekannte grüßen und anreden wollten, als er, bereits weit über Münſter hinaus, in das heimatliche Thal eingelenkt hatte; er ſah und hörte nichts als den Donnerruf: das Unheil kommt Dir vom Weibe, und rannte vorwärts, bis er auf einer kleinen Anhöhe erſchöpft niederſank.

Jenſeits auf der Höhe lag ſeine Heimat; das freundliche Licht der Abendſonne umleuchtete das Haus, das ſo lange ſeine Liebe, ſein Glück, ſeine ganze Welt umſchloſſen hatte, und jetzt? war es zur Mördergrube geworden? Er rang in der Verzweiflung ſeines Herzens und wollte beten; aber die Worte ſtockten auf ſeiner Zunge, er konnte nichts ſprechen als: das Unheil kommt Dir vom Weibe!

Er ſaß lange, den Kopf auf beide Hände geſtützt, vor ſich hinſtarrend; hie und da löſte ſich eine Thräne aus ſeinen Augen, während der Mund ſich immer feſter und zorniger zuſammenzog. Der Abend ſank allmählich ins Thal herab, Ruhe und Frieden über Wälder und Felder ausbreitend; aber Chriſten merkte es nicht, bis endlich die ſanften Laute der Abendglocke vom Dorfe heraufklangen. „Es muß ſein, Gott ſoll zwiſchen uns richten," ſagte er aufſtehend und betrat mit feſtem Schritte den Fußweg, der nach ſeinem Hauſe führte.

Meile ſaß in der dunkeln Stube, das kranke Kind auf dem Arme, als Chriſten hereintrat. „Gottlob," rief es ihm entgegen, „daß Du endlich da biſt; ich hatte ſchreckliche Angſt um Dich. Nimm das Kind, ich will Dir das Eſſen holen."

„Ich habe keinen Hunger," antwortete Christen und erzählte hierauf mit kurzen Worten, er sei in Surſee bei den Kapuzinern gewesen, die das Mittel auch gutgeheißen, das der Baumwart angeraten habe.

Und dieſes Mittel wurde ſogleich angewendet. Christen riß ein Blatt aus dem Teſtamente, auf dem der Kindermord von Bethlehem verzeichnet ſtand; damit umwickelte er zwei kreuzweis über einander gelegte Meſſer und ſchob dieſelben unter Nennung der drei höchſten Namen unter das Kopfkiſſen des kranken ſchlafenden Kindes; dies, ſo lautete die Prophezeiung des Aberglaubens, werde den böſen, verderblichen Geiſt von dem Bette des Kleinen ferne halten.

Christen ſagte hierauf, er habe noch einen Ausgang zu machen und verließ das Haus.

Meile ſetzte ſich an die Wiege des Kindes und betete für deſſen Wiedergeneſung, bis es ermüdet auf ſeinem Stuhle einſchlief. Christen ſchweifte draußen in der Nacht umher; endlich nötigte ihn ein ſchüttelnder Fieberfroſt heimzugehen. Als Meile erwachte, lag er anſcheinend in tiefem Schlafe in ſeinem Bette; die Lampe war tief niedergebrannt; es fiel ihm auf, daß es von Christen nicht geweckt worden war; aber bald lag es wieder in unruhigem, von ſchweren Träumen heimgeſuchtem Schlummer.

Der Tag begann kaum zu grauen, als Christen ſchon draußen neben dem Hauſe ſtand. An einen jungen blühenden Kirſchbaum gelehnt, ſchaute er unverwandten Blickes nach den Gebirgen im Oſten, über denen morgenrote Wolken ſchwammen. In der Rechten hielt er einen Hammer, in der Linken drei eiſerne Nägel. Endlich tauchte die Sonne empor; Christen wandte ſich ſchnell um und ſchlug, ſo wie die erſten Strahlen auf die Blütenkrone des Baumes fielen, die Nägel in den Stamm, indem er dazu unverſtändliche Worte murmelte. Dann

ſchleuderte er den Hammer über die linke Schulter hinter ſich und ging, ohne ſich umzuſchauen, ins Haus zurück.

Die Krankheit des Kindes nahm von Tag zu Tag ſichtbar zu, mit Gewalt faſt mußte es aus ſeinem hartnäckigen Schlafe geweckt werden. Das wehmütige Lächeln, mit dem es anfänglich die Eltern noch angeſchaut, verſchwand, und nur der Ausdruck eines tiefen Leidens lag auf ſeinem bleichen Geſichtchen; es ſtreckte der Mutter die Ärmchen nicht mehr entgegen, und ſeine lieben, blauen Augen blickten matt, wie der zweifelhafte Schimmer eines erlöſchenden Sternes. Das Schutzmittel des alten Bannwarts war unwirkſam oder ſchien zu ſpät gekommen zu ſein.

Mit dem Leben des geliebten Kindes ging auch das der Mutter dem Grabe entgegen. Der hoffnungsloſe Kummer, ſchlafloſe Nächte, die tief im Herzen verſchloſſenen, quälenden Gedanken über die Urſache ihres Unglückes zehrten an dem Marke der Geſundheit, daß ſie bald bleich und zuſammengeſunken, wie eine wandelnde Leiche, umherging. Sie bemerkte wohl, daß Chriſten ſcheu und zurückhaltend war; aber viel zu ſehr mit ihrem eigenen Leid beſchäftigt, glaubte ſie dies dem Schmerze über die ſchönſten vereitelten Hoffnungen des Mannes zuſchreiben zu müſſen. Chriſten dagegen betrachtete manchmal lange mit ſcharfem, faſt lauerndem Blicke die Geſtalt ſeines hinwelkenden Weibes; dann ging er hinaus zu dem jungen Kirſchbaume. Die Blüten waren längſt abgefallen; die jungen Blätter hatten ihre Hüllen nicht vollſtändig geſprengt, ſie waren vergilbt, bevor ſie ſich in ganzer Fülle zu entfalten vermocht, und die oberſten ſchlanken Zweige begannen bereits abzuſterben. „Sie gehen mit einander," murmelte Chriſten und ging langſam, nach den Arbeitern auf dem Felde zu ſehen, oder verbarg ſich in den Schatten einer dichtlaubigen Hecke.

Meile ſaß eines Tages, das Kind auf dem Arme, in der Stube; mit bangem Entſetzen horchte es auf das Röcheln, das

bei jedem Atemzuge durch die Bruſt des Kleinen zog; das war das gleiche Röcheln, das es in jener verhängnisvollen Nacht im Traume gehört hatte. Da trat Chriſten mit ſeiner Mutter herein. Die Schwieger betrachtete das leichenähnliche Kind aufmerkſam und ſagte: „Gib mir's ein wenig, ich möcht's auch noch einmal auf den Armen halten, bevor es ſtirbt.“ „Nein, nein,“ rief Meile ängſtlich und drückte dabei das Kind ſo heftig an ſeine Bruſt, daß es erwachte und einen ſchwachen Schrei ausſtieß. Die Schwieger trat zurück. „He nun,“ ſagte ſie verletzt, „ſo behalt's, wenn Du meinſt, ich könn' ihm ſchaden; 's iſt übrigens kurios; mir iſt kein Kind krank geworden, und ich weiß auch Nichts davon, daß in unſerer Familie eines geſtorben wäre. In der deinigen iſt's freilich anders, deine Schweſter hat auch ſchon eines unter dem Boden und iſt noch keine zwei Jahre verheiratet.“ Mit dieſen Worten ging ſie hinaus, den Stachel ihrer Rede tief im Herzen der armen Mutter zurücklaſſend.

„Warum gibſt Du meiner Mutter das Kind nicht?“ fragte Chriſten mit hartem Tone. Eine glühende Röte überflog Meile's bleiches Geſicht, und nur mühſam vermochte es, aus der gepreßten Bruſt Atem zu holen. „Chriſten,“ ſagte es nach einer ängſtlichen Pauſe, „einmal mußt Du's doch wiſſen, ich trag's nicht länger. Die Leute ſagen, Deine Mutter ſei eine Hexe und ſie habe unſeren Kindern ein Leids angethan.“

Chriſten richtete ſich bei dieſen Worten hoch auf; er warf einen erſchrecklichen Blick auf ſeine Frau, die das zornige Auge nicht aushalten konnte; aber allmählich wurde ſein Geſicht wieder ruhiger, bis ſich um ſeine Lippen ein höhniſches Lächeln zog. „Meine Mutter, meinſt Du? eine Hexe?“ raunte er mit tonloſer Stimme, „ich will Dir ſagen, wer die Hexe iſt, Du biſt es ſelbſt.“ „Ich?“ ſagte Meile und konnte ſich trotz ſeines

Jammers eines ſchmerzlichen Lächelns nicht erwehren, „ich, eine Hexe?“ „Ja, Du,“ ſchrie Chriſten, „oder glaubſt Du, ich habe das Pfand vergeſſen, das Du der Schwefelhölzle-Brene am Hochzeitsmorgen gegeben haſt, oder meinſt, ich wiſſe nicht, daß ſie in meiner Abweſenheit zu Dir ſchleicht, um Dich die hölliſchen Künſte zu lehren, mit denen Du Dein eigen Fleiſch und Blut verdirbſt?“ „Iſt das Dein Ernſt?“ fragte Meile nach einer Weile mit leiſer, zitternder Stimme. „Ob es mein Ernſt iſt? komm und ſchau!“ Mit dieſen Worten faßte er ſein halbbewußtloſes Weib hart am Arm und zog ſie nach dem Fenſter. „Siehſt Du dort,“ fuhr er fort, „ſiehſt Du dort den jungen dorrenden Baum? ich habe nach gutem Rate an der Morgenſonne drei Nägel in denſelben geſchlagen, und dieſe Nägel galten der Mörderin meiner Kinder; ſie ſind Dir ins Herz gegangen, ſchau' in den Spiegel, Du ſtirbſt mit dem Baume ab.“ Meile ſchwankte nach der Wiege und legte das Kind nieder. Seine Knie vermochten es nicht mehr zu tragen, und mit einem Seufzer ſank es über den Stuhl hinunter.

„Ich kann ſie nicht aufrichten,“ murmelte Chriſten, die ohnmächtige Mutter mit zweifelndem Blick betrachtend, „der Pater hat in ſeinem Leben weder ſie noch mich geſehen und mir doch deutlich geſagt, mein Unheil komme von meinem Weibe.“

Meile arbeitete ſich nach einer Weile wieder mühſam empor und wankte hinaus; es ging nach dem jungen Kirſchbaume, dort fand es die drei Nägel eingeſchlagen, die ſeinem eigenen Lebensbaume gelten ſollten.

Am folgenden Morgen war das Kind eine Leiche; aber aus dem Mutterauge fiel keine Thräne auf dieſelbe. Meile ging ſcheinbar ruhig und gefaßt umher und beſorgte die Vorbereitungen zum Begräbniſſe. In der Nacht vor demſelben ſaß es am kleinen Sarge und flocht noch ein Totenkränzchen;

auf der andern Seite ſaß Chriſten, kein Wort unterbrach die Grabesſtille. Die Lampe warf ihren matten Schein auf das Geſicht des toten Kindes, das mit Blumen umkränzt wie in ſeliger Verklärung lächelte. „Jetzt iſt meine Arbeit gethan," ſagte Meile aufſtehend, indem es das Kränzchen auf den Sarg legte. Dies waren die erſten Worte, die es ſeit der Begebenheit von vorgeſtern in Chriſten's Gegenwart geſprochen. „Gib mir die Hand," bat es mit weicher Stimme; Chriſten faßte die über den Sarg dargereichte Hand lautlos mit krampfhaftem Drucke und ging dann hinaus, ſein leidvolles Herz in der ſtillen Nacht auszuweinen.

Meile ſchloß noch einige Kiſten, in denen es ſeine Kleidungsſtücke zuſammengepackt hatte, und ſetzte ſich hierauf angezogen auf ſein Bett, den Morgen zu erwarten.

Als das Leichengeleit am folgenden Tage von dem kleinen Grabe zurückkam, ging Meile an dem Wege, der ſeitwärts nach der Halden hinaufführt und den es am Hochzeitsmorgen ſo fröhlich betreten, vorüber; es ging wieder heim ins Haus ſeiner Eltern.

Dort lebt es ſeit der Zeit ſtill und zurückgezogen; ſelten geht es aus dem Hauſe, außer an Sonntagen in die Kirche und auf die Gräber ſeiner Kinder.

Chriſtens geſunder Verſtand wurde, als der erſte Schmerz überwunden war, bald inne, wie ſehr er, durch den dunkeln Zauber des Aberglaubens irre geleitet, geſündigt hatte; aber gerade durch die Laſt dieſes Schuldbewußtſeins niedergedrückt, wagte er nicht, ſeine Frau um Verzeihen und Vergeſſen zu bitten.

Nachdem die Urſache dieſer Trennung bekannt geworden, gaben ſich verſtändige Verwandte und Bekannte und beſonders der Pfarrer des Dorfes alle Mühe, die unglücklichen Gatten wieder zu verſöhnen und zu vereinigen; aber Meile ſetzte allem

Drängen und Raten ein trauriges Kopfschütteln entgegen mit den kurzen Worten: „ich bin ihm nicht böse; aber es geht nicht mehr.“

Als ein Jahr später der Sonderbundskrieg ausbrach, mußte Christen ins Feld ziehen. „Gottlob,“ sagte er zu seinem Nebenmanne, als sie in der dämmernden Morgenfrühe zum Treffen nach Gislikon ausrückten, „gottlob, heute gibt's Gelegenheit zu sterben.“ Diese Gelegenheit fand sich. Es war noch lange nicht Mittag, als Christens Leiche nach Sins hinuntergetragen wurde.

Ein ſeltſames Handgeld.

(1874.)

Schon ſeit Jahr und Tag lag es über dem ganzen Lande, von den Alpen bis zum Rhein hinab, wie ein dunkler, unheimlicher Schatten, der keinen fröhlichen Sonnenſchein, keine rechte Freudigkeit der Menſchen mehr aufkommen ließ. Namentlich war es die männliche Dorfjugend, die ihre früheren Gewohnheiten abgelegt und ein zahmes, faſt greiſenhaft geſetztes Weſen angenommen zu haben ſchien. An Kirchweihen, an ſonſtigen Feſt- und Markttagen, wo es ehedem oft laut genug hergegangen, bewegte ſich alles ſo ſtill und gemeſſen durcheinander, als ob die jungen Leute den Ton einer Geige und Klarinette nicht mehr von demjenigen einer Betglocke unterſcheiden könnten, als ob ſie zur Kirche ſtatt auf den Tanzboden zögen. Kam aber erſt die Nacht, deren Schutz und Heimlichkeit die rechte Luſt, der überſprudelnde Mutwille der Jugend ſonſt gerne abgewartet hatte, wie wurde es mit einemmal ſo ſtill auf den Straßen und in den Wirtshäuſern! Allüberall kein helles Aufjauchzen mehr, noch weniger ein kecker Herausruf kampfluſtiger „Nachtbuben“; ſelten ſogar nur ein harmloſes Lied, das ſich zudem bloß ſchüchtern mit halber Stimme hervorwagte.

Und doch war es kein gewöhnliches, allgemeines Landesunglück, keine Hungersnot, keine Peſtilenz, unter denen die Menſchen litten. Die Saaten grünten und blühten, von den

Bergen floſſen wie von Anbeginn ſtärkende Luft und friſche Quellenbäche in die Thäler herab, und ſelbſt der Krieg, der vor einem Jahrzehnt noch über die heimatlichen Fluren dahingebrauſt, war ſeitdem den Landesgrenzen ferngeblieben. Aber der unheimliche, dunkle Schatten, der die Gemüter daniederhielt und ſie umdüſterte, waren die „Sechzehntauſend!“

Die Zeit nämlich, von welcher hier die Rede iſt, fiel in die letzten Regierungsjahre des unerſättlichen Kriegskaiſers Napoleon. Als derſelbe im Jahre 1802 ſcheinbar vermittelnd, aber im Grunde befehlend, zwiſchen die unter ſich hadernden Eidgenoſſen getreten war, um ihnen eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten, hatte er zugleich auch verlangt, daß das Land ihm eine ſtets komplete Armee von ſechzehntauſend Mann für ſeine Feldzüge zu ſtellen habe. Doch dieſer aufgezwungene Kriegsdienſt war unter der von alters her ſonſt ſo kriegsluſtigen Landesjugend nie beliebt, ja bald allgemein gefürchtet und verabſcheut geworden. Während früher überall, wo nur irgend eine Werbtrommel gerührt wurde, die jungen Leute in hellen Haufen herbeizogen, wollte ſich nun trotz aller Verheißungen bald niemand mehr finden, der ſich freiwillig unter die Sechzehntauſend einreihen ließ, und das wohl aus gutem Grunde. Nur lag dieſer Grund nicht da, wo der übermütige Franzoſe ihn ſuchte, nämlich nicht in der geſunkenen Tapferkeit und Kriegsrüſtigkeit der ſchweizeriſchen Jugend, ſondern in der Verletzung eines altbewahrten Schweizerſinnes. War ehemals die junge Landeskraft in fremden Kriegsdienſt gezogen, ſo hatte ſie auch in der Fremde ihre Landeszuſammengehörigkeit bewahrt und mitten unter der übrigen Armee ihres Soldherrn ihre beſondere ſelbſtändige Stellung eingenommen. Den Ruhm, den ſie dabei ihrer heimatlichen Landesfahne erfocht, brachte jeder einzelne als Ehrenſold in die Heimat, um ihn als eigenen Tribut zu dem Ruhmeskapital, das die Väter geſammelt, beizuſteuern und dadurch gleichſam ſich als voll

heimatberechtigt auszuweisen. All das aber konnte im Dienste unter den Sechzehntausend nun nicht mehr geschehen, da sie in der großen Kaiserarmee sich verteilten und verloren, wie der Bach, der vom Berge springt, bald sich in dem Landesstrome verliert und verteilt, um unbeachtet dem endlosen Meere entgegenzuziehen. Während ein Bataillon, eine Halbbrigade derselben in den spanischen Gebirgsschluchten mit verwegenen Guerillabanden focht, stritten andere an der Donau oder auf den norddeutschen Sandebenen, und der Kriegsruhm, den sich da und dort schweizerische Tapferkeit errang, wurde kurzweg als neue Schwinge dem französischen Kaiseradler aufgesteckt. Warum und wofür sich also in diesen unersättlichen Kriegsabgrund stürzen, auf dessen dunkler Tiefe doch unvermeidlich nur Tod und Wunden lagen?

Aber dieser allgemein verbreitete Abscheu vor dem Dienste unter den Sechzehntausend verursachte den Landesbehörden große Verlegenheiten, und zwar um so größere, je größer die Lücken waren, die in die Vollzahl der zu stellenden Mannschaft fortwährend gerissen wurden. Alle Lockmittel, das Angebot des höchsten Handgeldes und Versprechungen von Soldzulagen erzeigten sich als wirkungslos oder wenigstens als unzulänglich, und gegen die Versuche zu einer ungewohnten Aushebung junger Leute durch das Los sträubte sich das Volk bis zum offenen, gewaltsamen Widerstande. So blieb den Gemeindebehörden, die ihre Kontingente unweigerlich zu stellen und fortwährend zu ergänzen hatten, allmählich kein anderes Mittel mehr, als die Unbesonnenheiten und Ausschreitungen einer raschen Jugend, die zu andern Zeiten kaum eine ernstliche Rüge gefunden hätten, für den Kriegszweck auszubeuten. Wehe darum dem jungen Burschen, der eine Störung der Nachtruhe verursacht, sich gegen die Diener der öffentlichen Ordnung irgend eine Widersetzlichkeit erlaubt oder gar in einen Raufhandel sich eingelassen hatte! Statt etwa zu einer Geldbuße

oder kleinen Freiheitsſtrafe verurteilt zu werden, wurde er ohne Gnade und Barmherzigkeit als Rekrut der Sechzehntauſend geſtellt. Dann lebewohl, armes Mutterherz, lebewohl Vaterhaus und Vaterland!

Das alſo war der dunkle Schatten, der ſo manches fröhliche Herz einſchüchterte und den Ausbruch jugendlicher Luſt in der Bruſt verſchloſſen hielt; hatte aber dieſer Schatten bisher mehr nur die ärmere oder doch unbeholfenere Dorfjugend bedroht, ſo begann er ſeine Fittige nun auch über die Städte auszubreiten. Schon im vergangenen Jahre, als Napoleon ſich zu ſeinem großen Heereszuge nach Rußland gerüſtet, war die Vervollſtändigung der Sechzehntauſend mit der rückſichtsloſeſten Strenge durchgeführt worden, und wie ſollte es nun erſt jetzt, im Anfange des Jahres 1813 werden, da bereits jeder Tag ein neues Gerücht brachte, daß die von ihrem Führer im Stich gelaſſene kaiſerliche Armee von einem ſiegreichen Feinde verfolgt und von den ſchauerlichſten Schreckniſſen eines nordiſchen Winters umringt, dem unvermeidlichen Verderben erliegen müſſe. Von den Sechzehntauſend, die diesmal alle auf dem nämlichen Wege ins Feld gezogen, wußte man bereits ſicher, daß ſie ſchon in den blutigen Kämpfen beim Vorrücken der großen Armee nach Moskau wohl um ein Dritteil zuſammengeſchmolzen waren. Und nun dazu der grauenvolle Rückzug! Die Vaterlandsfreunde klagten und murrten; aber ſie durften nicht laut klagen und nicht laut murren.

Doch all' dieſe trüben Ausſichten waren noch nicht imſtande, völlig das heitere Antlitz des Prinzen Karneval zu verdunkeln, der drum auch dieſes Jahr wieder in den altgewohnten Heimſtätten, aus denen ihn nicht vor drei Jahrhunderten ſchon die Glaubensneuerung vertrieben, ſeinen fröhlichen Einzug hielt Eine der bekannteſten dieſer Heimſtätten im Lande war aber von jeher die Stadt Baden an der Limmat geweſen, und ſo bewegte ſich nun auch diesmal an einem der Faſtnachtstage

ein bunter Maskenzug durch die ſchneebedeckten Straßen derſelben. Er enthielt, wie dies eben geſchieht, Anſpielungen auf die großen und kleinen Begebniſſe, die das ſtädtiſche Leben im vergangenen Jahre beſchäftigt; zog dabei manchen Faden, den ein Selbſtgerechter im Dunkeln geſponnen, zum heiteren Gerichte an die Sonne, und das fröhliche Gelächter der Zuſchauer, die ſich zu beiden Seiten der Straße drängten, bewies hinlänglich, daß mehr als ein Pfeil ins Schwarze getroffen. Plötzlich jedoch verſtummte dieſes Gelächter, und die Zuſchauer warfen einander bald betroffene Blicke zu, bald betrachteten ſie überraſcht ein Maskenbild, das erſt eine kleine Strecke hinter dem übrigen Zuge daherkam. Es war ein kleiner, nur aus rohen Brettern zuſammengefügter Schlitten, der von einem ſeltſamen Geſpann, nämlich zwei großen, ausgehungerten Hunden gezogen wurde; in dem Schlitten dagegen ſaß kein Geringerer, als der Kaiſer Napoleon ſelbſt. Denn das war ſein marmornes Geſicht mit dem kleinen Hute über der Stirn, das der graue Überrock mit dem kleinen Degen an der Seite; alles, Haltung und Geſtalt bis auf den Stulpſtiefel mit dem goldenen Sporn herab in ſo täuſchender Ähnlichkeit, als ob eines der Kaiſerbilder, die an allen Wänden und Schaufenſtern hingen, lebendig aus ſeinem Rahmen herabgeſtiegen wäre. Nur trug der Kaiſer ſtatt des Zepters oder Feldherrnſtabes ein Bündel Schwefelhölzchen in der Hand, die er nach allen Seiten hin zum Verkaufe auszubieten ſchien.

Aus der ganzen Menge auf und nieder aber trat keiner hervor, der zu einem ſolchen Handel Luſt bezeigte, vielmehr ging die anfängliche Betroffenheit der Menge bald in eine gewiſſe Unruhe, in ein unſicheres Stoßen und Drängen über. Es war, als ob die einen wünſchten, ſich von der Maske zu entfernen, andere ihr näher zu kommen. Dort unterhalb des Brunnens, der in der Straße vorſtand und dieſelbe durch ſein umfangreiches Steinbecken in zwei ungleiche Arme teilte, löſte

ſich jedoch aus dem dichten Zuſchauerhaufen ein Polizeidiener ab, offenbar in der Abſicht, dem ſeltſamen Kaiſerſchlitten entgegenzutreten. „Maskenfreiheit, Maskenfreiheit!“ riefen einzelne Stimmen, die dieſe Abſicht wahrgenommen; aber der Schlitten ſelbſt hatte, oben beim Brunnen angelangt, ſchon in den gegenſeitigen ſchmäleren Straßenarm eingelenkt und glitt nun, als er unterhalb des Brunnens wieder zum Vorſchein kam, ſeines Führers entledigt leer dahin. Der Diener der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ſtand vor dem ringsum ſich erhebenden Gelächter verblüfft einen Augenblick unſchlüſſig, ob er nach dem Hundegeſpann greifen ſolle; doch ließ er dieſes laufen und ſprang in den Straßenarm hinter dem Brunnen hinauf. Aber auch hier war weder das kaiſerliche Ebenbild noch ſonſt eine Menſchenſeele zu erblicken; nur unter dem Bogenthore, das am Brunnen in den weiten, zum Teil mit Fäſſern überſtellten Hausflur eines alten Gaſthofs führte, erſchien ein junger Mann, der gerade auf die Straße heraustreten wollte. Der Polizeidiener mußte ihn kennen und ſattſam überzeugt ſein, daß es nicht der verſchwundene und nun etwa in verwandelter Geſtalt wiedererſcheinende Kaiſer war; deshalb ſtellte er, obwohl haſtig, auch bloß die Frage an ihn, ob nicht eine Maske da hineingegangen ſei. Der junge Mann deutete mit der Hand auf eine Thür, die ſeitwärts im Hausflur in eine kleine Schenkſtube führte, und ſagte ruhig: „Dorthin, wo ich eben herkomme, wenigſtens nicht, Herr Beutelmeier.“ Der Polizeidiener, der wohl wußte, daß der Hausflur nach hinten auf ein kleines Seitengäßchen hinauslief, ſprang wieder zurück, indem er ausrief: „Nun, da wird man mit den Hunden ſchon ihren Herrn finden können!“ Aber als er ſich jetzt auf der Straße nach dieſen Hunden umſehen wollte, waren dieſelben, von der Laſt ihres Führers befreit, mit dem leichten, ledigen Schlitten davongerannt.

Der ganze Vorgang, vom Erſcheinen der Kaiſermaske bis zu ihrem plötzlichen Verſchwinden, hatte kaum einige Minuten gedauert, und von der großen Zuſchauermenge des feſtlichen Zuges war nur ein geringer Teil Zeuge desſelben geworden. Gleichwohl war ſchon überall von nichts anderem die Rede mehr und faſt fieberhaft die Aufregung, mit welcher davon geſprochen wurde. Und das war auch erklärlich. Seit zehn Jahren, ſeit Napoleon den Namen eines Vermittlers und Protektors der Schweiz trug, war, wie manche Beiſpiele es bewieſen, eine tadelnde Äußerung über ihn und ſeine Handlungsweiſe in unſerem Lande nicht minder gefährlich als in Frankreich ſelbſt oder in andern dem Allgewaltigen unterworfenen Ländern. Seine Siege wurden in den ſchweizeriſchen Hauptſtädten mit dem nämlichen öffentlichen Gepränge gefeiert, wie in Paris, und als ihm vor zwei Jahren endlich ein Thronerbe geboren wurde, hatte dieſes glückliche Ereignis auch in unſerem Lande allgemeines Glockengeläute begrüßt Unzufriedene, die eine ſolche Abhängigkeit des Vaterlandes und Wohldienerei ſeiner Behörden nur ſchwer ertrugen, gab es freilich allerorten mehr als genug; aber wer war nun der Verwegene, der es gewagt hatte, ſeinen patriotiſchen Unmut und ſeine Schadenfreude an dem Unglücke, das die kaiſerliche Macht in Rußland betroffen, in einem ſo beißenden Maskenſpiele offen an den Tag zu legen? Denn über den geheimen Sinn dieſes Spieles konnte niemand ſtark im Zweifel ſein; war doch erſt in den letzten Tagen das Gerücht umgegangen, Napoleon ſei auf ſeiner Flucht in einem von Hunden gezogenen Bauernſchlitten an der polniſchen Grenze angekommen, da die Pferde aus Mangel an Nahrung in der grimmigen Kälte unbrauchbar geworden oder umgeſtanden ſeien. Was aber der kaiſerliche Schwefelholzhandel bedeuten ſollte, war ebenfalls nicht ſchwer zu erraten; beſchäftigte ſich ja mit ſolchem Handel nur noch

das heruntergekommenſte Hauſierervolk als ſeinen letzten Notanker.

Auf dieſe Deutungen und die hier und da leiſe geflüſterten Vermutungen über die Perſönlichkeit der kühnen Maske horchte aufmerkſam, aber allem Anſcheine nach völlig unbefangen auch der junge Mann umher, der mit dem Polizeidiener unter dem Gaſthofsthore hinterm Brunnen zuſammengeſtoßen war und ſich dann bald in der Menge verloren hatte. Er war anſtändig, aber einfach und beſcheiden gekleidet, und ſo erſchien auch ſein ganzes Weſen, nach welchem zu ſchließen er ein junger Handwerker ſein mochte oder vielleicht dem beſſeren dienenden Stande angehörte. Da und dort wurde er unter dem Namen Andreas oder auch Herr Andreas begrüßt, aber nirgens ſonderlich beachtet, ſo daß er ungeſtört ſeiner Wege gehen konnte, bald in eine Wirtſchaft, bald wieder auf die Straße hinaus. Bei mancher Äußerung, die er hörte, zog ein leiſes, kaum merkliches Lächeln um ſeinen Mund; doch wurde ſein Geſicht ſogleich wieder nachdenklicher, wenn von den Folgen die Rede war, welche die Maske bei ihrer Entdeckung treffen könnten. Daß die Einreihung unter die Sechzehntauſend noch die mildeſte dieſer Folgen ſein würde, darüber war man allgemein einverſtanden. Einmal zuckte der ſtille Horcher und Beobachter auch plötzlich auf, als ob er von einem unſichtbaren Schlage getroffen worden wäre, und doch hatte nur jemand, der am Wirtstiſche neben ihm ſaß, einem Nachbarn ſeine Vermutung über die Perſönlichkeit der Maske zugeflüſtert.

Von dieſem Augenblicke an ſchien es Herrn Andreas nicht mehr recht zu behagen in dem bunten Faſtnachtsgewühle. Zwar horchte er nur noch ſchärfer hin, wo er zwei flüſternde Köpfe ſich zuſammenſtecken ſah; aber er wurde unruhig und zerſtreut und bemerkte es darum auch nicht, als ein luſtiger Pierrot, der mit allerlei Schwänken in der Wirtsſtube herumfuhr, ihm heimlich ſeinen Wein austrank. Erſt das Gelächter ſeiner Tiſch-

nachbarn machte ihn aufmerkſam auf den gelungenen Streich. Aber ohne den Verſuch zu einer Abwehr erhob ſich Herr Andreas und ſagte mit einem verlegenen Lächeln bloß: „Es iſt Zeit für mich, daß ich heimgehe.“

Dieſen Vorſatz brachte er auch ſofort zur Ausführung, obwohl es noch heller Nachmittag war, während er die Stadt herunterſchritt, der hochgewölbten hölzernen Brücke zu, die auf das andere Ufer hinüberführte. Hier war es ſchon völlig ſtill, und der ferne Faſtnachtslärm der Stadt vermochte nicht einmal mehr das gleichmäßige Rauſchen des leisgehenden Fluſſes zu übertönen. In dem dunklen Brückengang begann der junge Mann einen langſameren Schritt einzuſchlagen; dafür aber fingen ſeine Lippen an ſich zu bewegen, um bald ein halb lautes, ſtoßweiſes Murmeln hervorzubringen. „Ein toller, ein gottvergeſſener Streich war es! aber ſo iſt er in ſeinem patriotiſchen Eifer und alles Abwehren nutzlos. Zwar die Hunde, die werden nicht ſo leicht auf die rechte Spur führen; doch iſt ſie nicht ſonſt ſchon halb erraten? Und wie wär's anders auch möglich in einer ſo kleinen Stadt!“ Der einſame Brückengänger nahm ob dieſem Gedanken den Hut vom Kopfe und legte die Hand auf die heiße Stirn; dann ſchüttelte er ſich, wie von einem plötzlichen Froſte befallen, indem er in ſeinem Selbſtgeſpräche fortfuhr: „Unter die Sechzehntauſend — der Vater würde vergehen in Schmerz und Jammer, und ſie — ſie vermöcht' es nicht zu ertragen. Er ſelbſt mit ſeinem Haſſe gegen die Unterdrücker unſerer Unabhängigkeit — nein, ich darf nicht mehr daran denken — Gott ſei uns gnädig!“

Unter dieſen nur langſam und in Zwiſchenpauſen hervorgebrachten Worten hatte der junge Mann die Brücke überſchritten und ſchlug nun jenſeits des Fluſſes einen Fahrweg ein, der zu einem auf freier Anhöhe gelegenen, ſtattlichen Landhauſe hinanführte. Vor demſelben zog ſich eine mehr als mannshohe Hofmauer hin, die an verſchiedenen Stellen von

Buſchwerk und Bäumen überragt wurde. Der Ankömmling mußte das Gitterthor erſt mit einem Schlüſſel aufſchließen und wurde dann hinter demſelben von den freudigen Liebkoſungen eines ſchönen, großen Hundes begrüßt. Dieſer war ſchon ſeit dem Mittag der einzige Hüter des Hauſes geweſen; denn ſämtliche Bewohner desſelben, Herrſchaft wie Dienſtboten, waren von der frohen Faſtnachtsluſt nach der Stadt hinübergelockt worden.

Dieſe Herrſchaft beſtand zur Zeit nur aus drei Perſonen, dem Vater Heimgart mit ſeinem erwachſenen Sohne Alfred, und Amalie, einer etwas jüngeren, doch ebenfalls bereits erwachſenen Tochter, die ſich bald mit einem jungen Herrn Baldegger, einem der reichſten Bürgersſöhne der Stadt, verbinden ſollte. Herr Heimgart hatte früher drunten an der Limmat einen der großen Badgaſthöfe beſeſſen, die ſeit Jahrhunderten die Haupterwerbsquelle und den Stolz der kleinen Stadt bilden; aber als ihm ſeine Gattin geſtorben war und der mehr künſtleriſchen Neigungen nachhängende Sohn keine Luſt bezeigte, einſt das weitläufige und beſchwerliche Geſchäft zu übernehmen, hatte der bereits alternde Vater dasſelbe verkauft und ſich als vermöglicher Mann in dem ſchönen Landhauſe zur Ruhe geſetzt. Dieſen Wechſel im Heimgartſchen Hausweſen hatte auch Andreas, der in demſelben ſchon ſeit Jahren eine beſondere Stellung eingenommen, mitgemacht. Er war als armer Waiſenknabe von Herrn Heimgart aufgenommen und anfänglich in der Wirtſchaft zu allerlei Dienſten verwendet, dann bei ſeinen guten Anlagen allmählich zum Buchhalter und einer Art Geſchäftsverwalter herangezogen worden. Dieſe Stelle, obwohl ſie nun mit weit weniger Mühe als früher verbunden war, hatte Andreas auch nach dem Aufgeben der Wirtſchaft behalten, beſorgte aber daneben hunderterlei Dinge, zu denen ein gewöhnlicher Dienſtbote nicht geeignet geweſen wäre. Es lebte eine unverbrüchliche Anhänglichkeit

und goldene Treue, die Herr Heimgart wohl zu schätzen wußte, in dem stillen jungen Manne, der deshalb in alle Angelegenheiten der Familie eingeweiht und allgemein fast wie ein verwandtes Glied betrachtet wurde.

Nachdem Andreas nun bei seiner Heimkehr die ungestümen Liebkosungen des Hofhundes mit einigen freundlichen Worten beschwichtigt hatte, öffnete er die Hausthüre und trat wenige Schritte hinter derselben in ein Zimmer zu ebener Erde, das er als sein Arbeits- und Schlafgemach eingerichtet, um gleichsam Tag und Nacht schon den Eingang des Hauses hüten zu können. Ein großer Tisch, mit Papieren bedeckt, ein Bett, einige Stühle und an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein Spiegel bildeten die Hauptgegenstände der einfachen Ausstattung; doch hingen an den Wänden neben einigen Bildern noch große Karten, und in einer Ecke stand ein wohlgefülltes Büchergestell. Andreas nahm auch jetzt ein Buch zur Hand, blätterte aber bloß zerstreut und unruhig in demselben herum und begann dann mit großen Schritten schweigend auf und nieder zu gehen. So mochte er wohl eine halbe Stunde verbracht haben, bis er leise an die Zimmerthüre trat und dieselbe ebenso leise, als fürchte er sich, ein Geräusch zu verursachen, aufthat. Er horchte in das stille, menschenleere Haus hinauf, durch das nur ein kaum vernehmbares Wehen ging, wie der Atem eines Schläfers. Es war der Atem der Einsamkeit selbst, den er zu vernehmen meinte. Dann schlich er auf den Zehen hinaus, die schöne breite Treppe hinan, und öffnete droben geräuschlos ein anderes Zimmer, aus dem ihm ein blendender Glanz entgegenleuchtete. Neben den Fenstern, die den Ausblick auf die jenseits des Flusses liegende Stadt und die hinter derselben sich erhebenden Ruinen der altberühmten Burg darboten, flossen blauseidene Gardinen herab bis auf den schöngewirkten, samtweichen Teppich, der den Fußboden bedeckte. Schon die Bilder in den zierlichen Goldrahmen

an den Wänden, die Schmuckkäſtchen und hübſchen Nippſachen auf dem weißen Marmortiſchchen unter dem Spiegel, überhaupt jeder einzelne Gegenſtand und ſeine Aufſtellung verrieten, daß es ein ebenſo anmutiges, als wohl ausgeſtattetes Frauengemach war. Andreas blieb auch einige Augenblicke zaghaft ſtehen, als getraue er ſich nicht, in dieſes Heiligtum einzudringen; aber der ſüße Hauch, der ihn wie Veilchenduft aus dem Innern anwehte, ſchien ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt vorwärts zu ziehen. Doch nur langſam und ſchüchtern trat er über den weichen Teppich, ohne es zu wagen, einen der andern Gegenſtände zu berühren. Auf dem Tiſche in der Mitte des Gemaches lagen Zeichnungsmappe und Goldſchnittbände; in einer Ecke ſtand, halb von einem darübergeworfenen Tuche verhüllt, die Harfe, die ſo oft das ganze Haus mit goldenen Klängen erfüllte, und in der Fenſterniſche lehnte ein Stickrahmen, durch deſſen aufgezogenen Grund ſich ein faſt vollendetes Blumengewinde ſchlang. Der heimliche Eindringling betrachtete alles ringsum mit der ſcheuen Andacht, mit welcher das Kind die Herrlichkeiten des Weihnachtsmarktes betrachtet, bis ſein Blick an einem kleinen Bilde haften blieb, das unter dem Spiegel hing. Es ſtellte in feiner Paſtellmalerei, von einem ovalen Elfenbeinrähmchen eingefaßt, das Bruſtbild eines jungen, hübſchen Mannes dar, deſſen lebhaftes braunes Auge, deſſen dunkles, um Stirn und Schläfe ſich vordrängendes Gelock mit dem leicht um die Lippen ſich kräuſelnden Barte deutlich ſagten, daß er eben erſt in die volle Blüte ſeiner Jahre getreten war. Andreas betrachtete das Bild lange, ohne nur die Wimper zu bewegen; dann aber hob er den Blick höher zum Spiegel hinauf, und nun begann ſein Auge ſich alsbald mit einem dämmernden Schleier zu verhüllen. Welch' ein Unterſchied zwiſchen ſeinem eignen, unſcheinbaren Ebenbilde, das ihm bleich und mit einem trüben Ernſte auf der Stirn aus dem Spiegel entgegenblickte, und dieſem Antlitz, das von inne-

rem Glück und üppiger Anmut widerſtrahlte! „Und nun bloß noch wenige Wochen,“ ſeufzte Andreas auf, indem er ſeine Hand über die Augen legte, als vermöge er dieſe Vergleichung nicht länger zu ertragen; „kaum noch zwei Monate, bis das alles zu Ende geht!“ Er wendete ſich langſam zum Gehen, ſank aber nach wenigen unſichern Schritten ſchon auf die Knie und drückte nun das Geſicht in die Kiſſen des kleinen Ruhebettes, das zur Seite ſtand. So blieb er unbeweglich liegen, während der Körper dann und wann, wie von einem gewaltſam niedergehaltenen, krampfhaften Beben durchſchüttert wurde.

Draußen begann unterdeſſen der Tag zu ſinken, und das ſtille Gemach füllte ſich bereits mit Dämmerung, als plötzlich vom Hofe herauf helle Stimmen laut wurden. Andreas fuhr verwirrt empor und eilte hinaus, die Zimmerthüre leiſe hinter ſich zuziehend; aber ſcheinbar ſchon völlig ruhig ſchritt er langſam die Treppe hinab, an deren Fuß ihm zwei Mädchen entgegenkamen. Es waren die weiblichen Dienſtboten des Hauſes, die vergnügt von ihrem Stadtbeſuche heimkehrten. „Da ſeh' mir einer den Dachs!“ rief mutwillig die eine; „ich glaube, er iſt kaum aus dem Bau gekommen und hat darin ein gutes Schläfchen gethan. Iſt das auch erhört von einem jungen Menſchen, wo es ſo luſtig zugeht!“ „Luſtig ſieht er gar nicht aus,“ ſagte die andere; „ſchau nur, wie er Augen macht, puh!“ Andreas fuhr ſich mit der Hand verlegen über das Geſicht, das noch von Thränen feucht war, und ging raſch, ohne auf die Neckereien etwas zu erwidern, in ſein Zimmer hinein. Dort warf er ſich auf das Bett, wo er wieder unbeweglich im Dunkeln liegen blieb, bis er zum Nachteſſen gerufen wurde.

Bei Tiſch fand er jedoch einzig Herrn Heimgart, der gleichfalls heiter angeregt heimgekommen war.

„Wir werden allein eſſen müſſen, Andreas,“ ſagte der freundliche Mann; „Alfred wird ſich heute wohl nicht ſo bald

ſehen laſſen, und Amalie wollten Baldeggers ebenfalls noch nicht fort laſſen. Es iſt ja auch nur einmal Faſtnacht im Jahre. Du ſelbſt ſcheinſt aber nicht lange in der Stadt geblieben zu ſein?“

„O, doch ein paar Stunden,“ erwiderte Andreas langſam.

„Haſt Du etwas von der Kaiſermaske geſehen?“ fragte Herr Heimgart.

Andreas neigte das Geſicht tiefer auf den Teller herab und erwiderte dann zögernd: „Geſehen nicht gerade, aber davon viel reden gehört.“

„Ja, das iſt eine ſeltſame, eine verwegene Geſchichte,“ ſagte Herr Heimgart, den Kopf ſchüttelnd, „und ſchwerlich wird ihr Urheber verborgen bleiben; es müßte faſt mit einem Wunder zugehen. Doch ſcheint man noch gar keine Vermutung zu haben, wie ich überall hörte und wie auch Alfred erſt vorhin von einem Gange durch die Stadt zurückbrachte.“

„Er war bei Ihnen?“ fragte Andreas leiſe und ohne aufzublicken; „ich glaubte immer, Herr Alfred werde doch heimlich am Zuge teilnehmen und wolle ſeine Zurüſtungen nur nicht merken laſſen.“

„Nein,“ erwiderte Vater Heimgart ruhig, „er war beinahe die ganze Zeit über mit Amalie und mir im Baldeggerſchen Hauſe, ſo daß ich ſelbſt mich wunderte, wie er diesmal ſich ſo ſtill verhalten konnte. Doch tritt er nun auch ſchon in die Jahre größerer Beſonnenheit ein.“

Andreas gab keine Antwort; dagegen ſchien Herr Heimgart nicht müde werden zu können, ſich in Vermutungen und Betrachtungen über die ſeltſame Maske und die Strafe, die ihrer im Entdeckungsfalle warten würde, zu ergehen, bis drunten im Hofe ein klingelnder Schlitten anfuhr. „Da ſind ſie ja ſchon,“ rief Herr Heimgart, ſeine eifrige Rede unterbrechend, vergnügt; „hätt' ich gewußt, daß Malchen es nicht länger aushalten würde, wär' ich ſchon noch ſo lange geblieben.“ Er

erhob ſich, um den Ankommenden entgegenzugehen, und auch Andreas fuhr aus ſeinem ſtillen Brüten auf; aber ſchon erſchien die Tochter am Arme ihres Bräutigams unter der Thüre, während drunten der Schlitten wieder von dannen klingelte. Er war das feurige, lebensvolle Urbild des kleinen Porträts, das Andreas vorhin betrachtet; ſie dagegen glich einem milden Sterne, der ein ſtilles, freundliches Dämmerlicht um ſich verbreitet. Als die beiden ihre Hüte und Überkleider von ſich gethan, war Andreas aus dem Zimmer verſchwunden.

Er ſaß nun wieder drunten in ſeinem Stübchen im Dunkeln, den Kopf in beide Hände geſtützt. Hier vernahm er durch die nächtliche Stille die vergnügt plaudernden Stimmen über ſich; er hörte das Lieblingslied des Bräutigams, das Amalie ihm zur Harfe ſang; dann aber ſchlich er zum Hauſe und über den Hof in die Nacht hinaus, auf welche die Sterne ſo ſtill und friedlich niederblickten. Ihm brachten ſie weder Friede noch Stille, und ruhelos ſchweifte er lange, lange um den Hof herum, als müßte er denſelben vor Dieben bewachen. Endlich kam ihn ein unheimliches Fröſteln an, und er wollte nun von der Rückſeite des Hauſes, wo er ſich gerade befand, in dasſelbe hineingelangen; aber kaum war er geräuſchlos durch die kleine Hinterthür getreten, erhellte ſich der dunkle Flur vor ihm und die Tochter des Hauſes kam mit einem Lichte in der Hand die Treppe herab, um ihrem Verlobten bis an die Vorderthüre das Geleit zu geben. Andreas wagte im dunkeln Hintergrunde nicht, ſich zu rühren und ſtörend ſich bemerklich zu machen, während die beiden in leiſem Geflüſter noch an der Thüre ſtehen blieben. Er bat ſie um etwas, das ſie anfänglich ſcherzend zu verweigern ſchien, dann aber, als er dringender wurde, lächelnd ſagte: „Nun ja, weil Du heute ſo artig geweſen biſt,“ und damit neigte ſie ſich ſeinen Lippen entgegen. Andreas lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen an die Mauer zurück, und der ganze Hausflur war ſchon lange wie-

der dunkel geworden, bevor er wie ein Trunkener nach ſeiner Stube tappte.

Am folgenden Morgen erſchien Andreas noch ſtiller und bleicher als gewöhnlich beim Frühſtück, an welchem natürlich von nichts anderem als den Vorgängen des geſtrigen Tages und der Kaiſermaske die Rede war. Alfred, der erſt ſpät in der Nacht nach Hauſe gekommen, war noch nicht erſchienen; aber auch Amalie fühlte ſich unwohl und abgeſpannt. Sie hatte während der ganzen Nacht von der gefährlichen Maske geträumt, in welcher bald ihr Bruder, bald ihr Bräutigam, bald wieder ſie ſelbſt ſteckte, um dann, wenn ſie verfolgt und ergriffen wurde, jäh aus dem Schlafe aufzufahren. „Wie doch ſolche Träume unſere ganze Seele in ihre Gewalt bringen können," ſagte ſie nachdenklich; „ich muß mich immer wieder förmlich beſinnen, ob ich auch wirklich nur geträumt habe oder ob nicht alles wahr ſei." „Du biſt eben die Aufregungen und Unregelmäßigkeiten ſolcher Tage nicht gewöhnt, ſo wenig als ich ſelbſt es mehr bin," entgegnete der Vater; „das hat man dann zu büßen auf die eine oder andere Art. Auch der Andreas macht heute ein ſo trübes Geſicht."

Dieſer ſtand vom Tiſche auf, ohne einen Biſſen über die Zunge gebracht zu haben. „Ganz wohl iſt mir's nicht," ſagte er; „doch wird es an der friſchen Luft ſchon beſſer werden." So ging er trotz der empfindlichen Morgenkälte ſtatt in ſeine Stube in den Hof hinunter, dann in den Garten, wo er ſich an den Winterhüllen der Bäume und den Gewächſen zu ſchaffen machte; aber erſchrocken fuhr er zuſammen, ſo oft er ein Geräuſch vernahm, und wenn es nur ein Vöglein war, das durch das blätterloſe Geſträuch ſchlüpfte. Auch blickte er fortwährend unruhig nach dem Hauſe hinüber, als fürchte er von dorther etwas Schlimmes auftauchen zu ſehen, und ſelbſt als er endlich zum Mittageſſen gerufen wurde, trat er den

Weg nur langsam und zögernd an, obwohl er seit dem frühen Morgen völlig nüchtern geblieben.

Diesmal war die ganze kleine Tischgesellschaft beisammen; aber kaum hatte sie sich gesetzt, als der junge Herr Baldegger erschien und zwar nicht bloß, um sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen, sondern auch um eine wichtige Neuigkeit auf das Landhaus hinauszubringen. Man hatte die Kaisermaske bereits entdeckt, ja sie war von der Polizei schon am frühen Morgen eingebracht worden; aber seltsamerweise war es nicht, wie man doch allgemein vermutet, ein verwegener Patriot aus den gebildeten Ständen, es war nur ein einfacher Bauernsohn von einem einsam gelegenen Hofe, kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, ein junger Mensch, der sich in seinem Leben nie einen Augenblick weiter um Welthändel und Politik bekümmert, außer er wäre etwa von der Furcht vor den Sechzehntausend geplagt worden.

„Seltsam, in der That höchst seltsam," rief Herr Heimgart; „aber wie ist man ihm auf die Spur gekommen?"

„Die Hunde haben ihn verraten," erwiderte der junge Baldegger; „die Hunde, die den bedenklichen Kaiserschlitten gezogen, gehören auf den väterlichen Hof des Burschen."

„Und der junge Mensch hat eingestanden?"

„Eingestanden hat er freilich noch nicht," berichtete Baldegger, „aber zugegeben, daß er gestern schon von Vormittag an in der Stadt gewesen. Auch die Hunde anerkennt er als die seinigen; nur behauptet er, sie seien in der vorvergangenen Nacht vom Hofe weggelaufen oder weggelockt worden. Allerdings eine kümmerliche Ausrede, die dem armen Teufel wenig helfen wird."

„Nun ja," sagte Alfred, der bis dahin vor sich hinblickend und mit Gabel und Messer spielend zugehört hatte, „aber ist es wirklich ein so harmloser Mensch, der ganz absichtslos einen

ungeſchickten Spaß gemacht, ſo wird man ihm deshalb auch nichts anhaben können."

„Er wird, wie ich beſtimmt weiß," verſetzte der junge Baldegger, „ſchon morgen nach der Hauptſtadt hinübergeliefert, von wo in den nächſten Tagen ein Rekrutentransport für die Sechzehntauſend abgeht."

„Armer Menſch!" rief Amalie mitleidig aus; „was werden ſeine Eltern und Geſchwiſter ſagen!"

Bei dieſem Ausrufe hatte Andreas ſeine Gabel klirrend auf den Boden fallen laſſen; aber als er mit unſicherer Hand ſie wieder aufgehoben, warf ihm Alfred, der gegenüberſaß, einen feſten, zurechtweiſenden Blick zu, ſo daß er nun haſtig weiter aß, ohne an dem ferneren Geſpräche teilzunehmen. Sobald er fertig war, ſuchte er ebenſo eilig aus dem Zimmer zu kommen; aber noch hatte er draußen das untere Ende der Treppe nicht erreicht, als er hinter ſich die Stimme ſeines jungen Herrn vernahm. „Hör', Andreas," ſagte Alfred leiſe, nachdem er zu ihm in ſeine Stube getreten, „Du wirſt begreifen, daß ich den armen Burſchen nicht in ſeiner Not ſtecken laſſen kann; verdammt ſei dieſer Zufall, an den keine Vorausſicht denken konnte! Doch braucht deshalb auch niemand vorzeitig geängſtigt zu werden. Ich gehe alſo, wie gewöhnlich, etwa in einer Stunde nach der Stadt, um genaue Erkundigung einzuziehen; bin ich bis zum einbrechenden Abend nicht zurück, ſo magſt Du dem Vater mitteilen, was Du weißt von der Sache. Unterdeſſen paſſ' hier gehörig auf, damit nicht irgend ein Unberufener unnötigen Lärm ins Haus bringt."

„O, Herr Alfred!" rief Andreas mit bebenden Lippen, während ihm Thränen in die Augen ſchoſſen; aber ſogleich faßte er ſich wieder, und wie unwillig mit der Hand über die Augen fahrend, ſagte er faſt ruhig: „Es wird nicht ſo ſchlimm gehen; ſie werden Euch nicht ſo hart beſtrafen, wenigſtens nicht unter die Sechzehntauſend ſchicken."

„Du glaubſt?“ erwiderte der junge Heimgart mit einem bitteren Lächeln; „nein, täuſche Dich nicht, guter Andreas, wozu könnte das nütze ſein. Ein Teil derjenigen, unter deren Urteil und Gewalt ich falle. mag mir eine ſolche Strafe ſo gut oder noch beſſer gönnen als irgend einem andern; die Leute wiſſen warum. Andere dagegen, die im geheimen die Schmach des Vaterlandes vielleicht ebenſo lebhaft beklagen als ich und mir deshalb wohlwollen, haben nun keine freie Hand mehr. Das Urteil, das für den unſchuldigen Bauernburſchen gerecht erſchien, muß für mich wenigſtens billig ſein. Dagegen läßt ſich nichts einwenden.“

„Und Ihr ſolltet, Ihr würdet Euch einem ſolchen Urteile unterziehen?“ rief Andreas wieder erregter aus.

Über Alfreds ſchönes Geſicht flog ein düſterer Schatten hinweg. „Dem Urteile, mag es fallen wie es will, muß ich mich unterziehen,“ ſagte er langſam; „aber ob ſie mich in dieſe gottverdammte Uniform hineinzuzwingen vermögen, das — das wird ſich zeigen.“

„Ich verſteh' Euch nicht,“ erwiderte Andreas leiſe und mit fragenden Augen aufblickend; „was denkt Ihr Euch für einen Ausweg, Herr Alfred?“

Der junge Heimgart ſchwieg eine Weile, dann entgegnete er ebenfalls in leiſem Flüſtertone: „Hör', Andreas, Dir darf ich's ſagen; aber Du weißt, dieſe Uniform wäre nicht bloß der ſichere Tod für mich, ſie wäre bei meinen Geſinnungen auch noch das Zeugnis meiner Feigheit; warum ſollte ich mir darum den Weg aus dieſem Leben nicht vorher als freier Mann wählen? Glaubſt Du, ich würde mich je zum willenloſen Werkzeuge des Tyrannen hergeben?“

Andreas ſtarrte ſeinen jungen Gebieter an, indem er wie abwehrend langſam ſeine beiden Hände gegen ihn ausſtreckte. „O Gott, nein, nein,“ rief er mit gepreßter Stimme, „ſolche Gedanken dürft Ihr Euch nicht kommen laſſen, ſolche nicht,

Herr Alfred. Oder habt Ihr dabei auch ſchon an den Vater, und an ſie, an die Schweſter gedacht?"

„Ja, der Vater und Amalie," wiederholte Alfred kaum hörbar vor ſich hin; dann aber ſich höher aufrichtend, rief er mit gewaltſamer Lebhaftigkeit: „Doch was ſollen wir uns da ſo unnützerweiſe quälen, mein guter Andreas? wer weiß, ob auch die Berichte meines zukünftigen Schwagers genau ſind, vielleicht geht alles viel glatter ab, als wir es uns nur denken können. Thu' alſo ruhig, was ich Dir aufgetragen, und warten wir das Weitere ab!" Damit reichte er dem vielbewährten Vertrauten die Hand und verließ das Gemach.

Andreas blieb noch eine geraume Weile in demſelben ſtehen, ohne ſich von der Stelle zu rühren; dann ſchritt er hinaus und ſchlug wieder den Weg nach dem Garten ein. Hier griff er jedoch weder zu Meſſer noch Bändern, die er am Vormittag zur Ausbeſſerung der ſchützenden Baumdecken gebraucht, ſondern warf ſich auf der Anhöhe, von wo er ungeſehen den Zugang zu dem Hauſe bis nach der Brücke hinunter überblicken konnte, hinter dem dichten Geſträuche auf den ſchneebedeckten Boden nieder, wie in den weichen Raſen zur Sommerszeit. Es mußte aber auch trotz der Winterkälte hinter dieſem ſonſt ſo gelaſſenen und ſtillen Äußeren ein heißes, ſtürmiſch bewegtes Leben pulſieren; denn ſelbſt wenn ſich der einſame Gärtner bisweilen erhob, um haſtig auf und nieder zu gehen, ſo warf er ſich immer von neuem wieder hin, Hände und Füße tief in den gefrorenen Schnee einwühlend, als müſſe er in demſelben Kühle und Erfriſchung ſuchen. Dabei blieb ſein Blick unabläſſig auf den Aufweg zu dem Landhauſe gerichtet, den er zuerſt ſeinen jungen Herrn, etwas ſpäter langſam und oft zurück ſchauend auch den Verlobten der Schweſter hinunterſchreiten ſah; ſonſt blieb alles ſtill und menſchenleer in der Nähe. So verging eine Stunde, ſchleichend und qualvoll eine zweite; gleichwohl war der Abend noch fern, als von der Brücke her,

in den Weg einbiegend, die Geſtalt Alfreds auftauchte. Andreas fuhr mit einem leiſen Aufſchrei aus ſeinem Verſtecke empor und begann dem Ankommenden ſo eilig entgegenzulaufen, daß ſeine wankenden Füße dabei ihm mehrmals den Dienſt zu verſagen drohten; aber noch war er nicht auf manchen Schritt an ihn herangekommen, als er plötzlich anhielt, um mit verſchwimmendem Blicke in das Antlitz ſeines jungen Herrn zu ſtarren. „Ihr ſeid frei," rief er mit erſtickter Stimme, „es iſt nicht ſo ſchlimm gegangen!" „Frei, ja," erwiderte Alfred bitter; „frei bis morgen mittag auf mein Ehrenwort, unterdeſſen das Haus nicht zu verlaſſen; dann wird abmarſchiert."

„Frei bis morgen mittag," murmelte Andreas, während er ſich an einen Baum, der am Wege ſtand, zurücklehnte; „bis morgen mittag!"

„O, dieſe Freiheit durften die gnädigen Herren mir ſchon gewähren," rief Alfred höhniſch; „denn abgeſehen von meinem verpfändeten Worte, wohin fliehen, da rings um unſere Grenzen die nämliche eiſerne Hand regiert, die uns knechtet!"

Andreas, der offenbar der Stütze bedürftig war, die er ſich gewählt, gab keine Antwort, und Alfred fuhr deshalb nach kurzem Beſinnen in weicherem Tone fort: „Doch gräme Dich nicht allzuſehr, Andreas, und halte Dich aufrecht; wer weiß, wo Du mir noch nötig biſt. Ich hätte Dich ohnehin ſchon gern beauftragt, meinem armen Vater die erſte Nachricht zu geben; es wird mir ſchwer, ſehr ſchwer werden."

„Nein, erlaßt mir das," erwiderte Andreas kaum hörbar; „ich wär' es nicht imſtande. Später, bald werd' ich Euch zu jedem andern Dienſte bereit ſein."

Der junge Heimgart ſchritt dem Hauſe zu, um ſogleich den Vater aufzuſuchen, den er völlig ahnungslos im behaglichen Hauskleide auf ſeinem Zimmer fand. Er raffte all' ſeine Kraft zuſammen und begann dann nach ſchonender Vorbereitung mit möglichſt ruhigen Worten zu erzählen, wie er zu dem

Schritte gekommen, der nun so verhängnisvoll in sein ganzes Dasein eingreifen sollte. Wie so oft im Leben, war es der Zufall gewesen, der eine heimlich verborgene Glut angeschürt und sie zum offenen, verderblichen Brande hatte werden lassen. Auf einer seiner Jagdstreifereien waren Alfred die zwei hungrigen Hunde auf dem Berghofe bettelnd eine weite Strecke nachgelaufen, und am nämlichen Abend hatte er auf dem Heimwege in den leerstehenden Werkhütten vor dem oberen Stadtthore den kleinen Bretterschlitten entdeckt. Damit war ihm unabsichtlich die Idee zur Ausführung seines verwegenen Fastnachtsbildes gegeben. Kaiserhut und Maske hatte er sich sorgfältig selbst angefertigt, die übrigen Gegenstände leicht nach Bedürfnis zusammengefunden und sie in die unbenützte Werkstätte versteckt, die unmittelbar hinter dem Gasthause am oberen Thore lag, von welchem der ganze Festzug ausgehen sollte. Dort hatte er vorgestern nach eingebrochener Nacht auch die von dem Berghofe weggelockten Hunde eingesperrt, und so war es ihm dann möglich geworden, sich noch außerhalb der Stadt dem Zuge anzuschließen, als gehöre er zu demselben. Keine Menschenseele hatte er in das Geheimnis gezogen und sich Andreas auch erst gestern mittag, unmittelbar vor der That, in kaum verständlichen Andeutungen anvertraut. Es war nämlich leicht vorauszusehen gewesen, daß ein solches Maskenbild nicht ungefährdet eine weitere Strecke in die Stadt hineinziehen könne; doch genügte zur Erreichung seines Zweckes auch ein nur kurzes Erscheinen. Deshalb hatte sich Alfred jenen dunklen, durchgehenden Gasthofsflur hinter dem Brunnen, der kaum etwas mehr als hundert Schritte innerhalb des Stadtthores lag, zu seinem Verschwinden ausersehen und den treuen Andreas beauftragt, sich für alle etwa eintreffenden Zufälle dort einzufinden. Übrigens wäre diese Vorsicht bei der raschen Abwicklung der Szene nicht einmal nötig gewesen. Alfred war aus dem Schlitten in den Flur hineingesprungen, hatte

ſeine gefährliche Hülle von ſich geſtreift, dieſelbe hinter eines der leeren Fäſſer geworfen und war in ſeinem gewöhnlichen Anzuge ruhig auf die Hintergaſſe hinausgetreten, noch bevor Andreas ſelbſt recht wußte, wie ihm geſchehen war.

Vater Heimgart hatte dieſe Erzählung ſtarr vor Erſtaunen, Beſtürzung und Schmerz lautlos angehört, und noch ſaß er, nachdem Alfred ſchon eine gute Weile geendigt, halb betäubt in ſeinem Lehnſtuhle, während nur ein ſchmerzliches Zucken um ſeine Lippen den Aufruhr ſeines Innern verriet. Erſt als Alfred, ſeine Hand ergreifend, mit bewegter Stimme bat: „Verzeih' mir, Vater, vergib mir," rief der alte Mann klagend aus: „Verzeihen! da ich Deine Geſinnungen kenne und ſie nicht tadeln kann; aber was ſoll nun aus Dir werden, armer Alfred?" Dann aber ſich raſch erhebend, ſagte er gefaßter: „Doch jetzt iſt's keine Zeit zu unnützem Gejammer, vielleicht daß ſich mit den rechten Mitteln das Schlimmſte abwenden läßt. Geh' Du zu Malchen und teile ihr das Unerläßliche mit, bis ich vom Amthauſe zurückkomme."

Doch ſchon mit einbrechender Dämmerung kehrte Herr Heimgart hoffnungsloſer aus der Stadt zurück, als er hingegangen. Das Einzige, was er erreicht, war das armſelige Verſprechen, daß man gegen Alfred ſo rückſichtsvoll als möglich verfahren und ſich mit einer über ihn verhängten polizeilichen Freiheitsſtrafe begnügen wolle, wenn er bis zum kommenden Mittag einen tauglichen Erſatzmann für die Sechzehntauſend zu ſtellen imſtande ſei. Herr Heimgart mußte ſelbſt einſehen, daß die Behörden nach der Lage der Dinge nicht weiter gehen durften; aber wo wäre in dieſer kurz zugemeſſenen Friſt ein ſolcher Erſatzmann zu finden geweſen; wo hätte man ihn ohne einen unerwartet günſtigen Zufall bei den verhängnisvollen Zeitausſichten überhaupt gefunden! So herrſchte nun in dem Hauſe, das am geſtrigen Abend noch ſo viel Zufriedenheit, ſo viel Glück und frohe Hoffnungen umſchloſſen, nur Schmerz

und lautloſer Jammer. Amalie hatte ſchon aus den erſten vorſichtigen Andeutungen des Bruders mit der prophetiſchen Seherkraft, welche der beſorgten Liebe eigen iſt, das ganze Unheil erraten, und dieſem Schlage war ihre Kraft im Augenblicke nicht gewachſen geweſen. Sie lag, als der Vater nach Hauſe kam, mit ungetrübten Sinnen, aber wie gelähmt an Leib und Seele gebrochen zu Bett. Von zahlreichen Geſchwiſtern waren die beiden den Eltern einzig geblieben; deshalb hatten ſie von jeher, wie verſchieden auch die raſche Art Alfreds von dem ſtilleren, ſinnigen Weſen der Schweſter war, in rührender Innigkeit aneinander gehangen und Amalie ſich dem um einige Jahre älteren Bruder angeſchmiegt. Schon oft hatte ihr Verlobter ſcherzend und doch in halb unbewußter Eiferſucht geäußert, er würde ſich für alle Zeiten gern mit der Hälfte der Liebe und Sorge begnügen, die Amalie ihrem Bruder ganz entgegenbringe. Und jetzt ſollte ihr dieſer Bruder ſo plötzlich entriſſen, wohl auf immer entriſſen werden!

Es ſchloß ſich manches Auge nicht zum Schlafe dieſe Nacht in dem ſchönen Landhauſe über der Limmat; aber am Morgen ſchien Amalie wieder gefaßter zu ſein, als der Vater ſelbſt, der ſtumm in ſich verſunken da ſaß. Auch Andreas ſaß ſtumm am Tiſche, den Blick bald auf Vater und Sohn, bald auf Amalie gerichtet, der von Zeit zu Zeit eine ſtille Thräne die Wange niederfloß. Endlich erhob er ſich und ſagte, während ſein bleiches Geſicht ſich leiſe rötete, mit ruhiger Stimme: „Nun iſt es Zeit; ich gehe auf das Amthaus, mich als Erſatzmann zu ſtellen.“

Dieſe Worte ſchienen im erſten Augenblicke weder von Vater Heimgart noch Alfred verſtanden zu werden, und nur aus den trüben Augen Amaliens brach es hervor gleich dem aufleuchtenden Sonnenſtrahle, der durch die Nebelwolke bricht. Sie hob beide Hände ineinandergefaltet über die Stirn empor,

wie von heißem Dankgefühle ergriffen, ließ ſie jedoch ſogleich wieder langſam in den Schoß herabſinken, als ſie das unnennbar ſchmerzliche Lächeln bemerkte, mit welchem Andreas auf ſie herüberblickte. Sie ſchlug auch die Augen nicht mehr auf, als nun der Vater mit unſicherer Stimme ausrief: „Was ſagſt Du da, Andreas, Du wolleſt —“

„Ich will, Herr Heimgart,“ unterbrach der junge Mann den Stockenden; „ich bin ſchon geſtern abend und die ganze Nacht darüber mit mir ins reine gekommen; aber ich habe eine — eine Bitte daran zu knüpfen.“

„Sprich ſie nicht aus!“ rief nun ſeinerſeits auch Alfred, „ich kann Dein Anerbieten nie annehmen, guter Andreas.“

„Ihr werdet es aber annehmen,“ erwiderte Andreas, ſeinen jungen Herrn ruhig anblickend, mit feſter Stimme, „ſobald ich Euch ſage, daß ich bei Eurer Weigerung gleichwohl in dieſer Stunde noch mich freiwillig unter die Sechzehntauſend werde anwerben laſſen. Drunten in meiner Stube liegt dazu ſchon alles gepackt und reiſefertig, wie Ihr ſelbſt Euch überzeugen könnt. Dagegen,“ ſetzte er, ſich an den Vater wendend und die Augen niederſchlagend, hinzu, „wünſchte ich meine Bitte nur Ihnen mitzuteilen.“

Vater und Sohn ſchauten ſich überraſcht, faſt beſtürzt an, und es dauerte eine gute Weile, bevor der erſtere ſagte: „Deinen Wunſch will ich gern anhören, guter Andreas; ſonſt aber weiß ich nicht mehr, was ich ſagen oder denken ſoll, ſo dumpf und wirr geht alles in meinem Kopfe herum. Sogar von freiwilligem Kriegsdienſte ſprichſt Du, während ich doch in Deinem ganzen Leben nie beſondere Vorliebe für Militär und Krieg an Dir wahrgenommen habe.“

„Oh,“ erwiderte Andreas etwas verlegen, „gehaßt hab' ich ich das Militärweſen gerade nie.“

Vater Heimgart ſchüttelte den Kopf. „Hör', Andreas,“ ſagte er dann, „ich will offener gegen Dich ſein, als Du es im

Augenblicke gegen uns zu ſein ſcheinſt. Ja, ich verhehle es nicht, es iſt mir geſtern abend und dieſe Nacht wohl etwa der Gedanke gekommen, es könnte uns aus dieſem Jammer niemand helfen als Du, Andreas; aber ich habe einem ſolchen Gedanken keinen Augenblick ſtattgegeben und mich ſogar vor mir ſelbſt geſchämt darüber. Denn auch Dich würd' ich ſchwer vermiſſen, wenn Du von uns gingſt, und ſollte Dir dabei ein Unglück begegnen, ich müßte mir alle Tage meines Lebens einen ſchweren Vorwurf daraus machen."

„Das ſollen und dürfen Sie nicht, Herr Heimgart," rief Andreas, „obwohl ich Ihnen aus tiefſtem Herzen danke für Ihre Worte; aber Sie haben in den langen Jahren ſtets als Vater an mir gehandelt, und wenn ich Ihnen nun dafür den Sohn erhalten kann, ſo erfüll' ich damit nur eine geringe Pflicht der Dankbarkeit. Hab' ich doch darüber hinaus noch eine Bitte —"

„Nein, Andreas," unterbrach ihn Herr Heimgart, „eine ſolche Pflicht haſt Du nicht auf Dir gegen mich; deshalb übereile Dich nicht und beſinne Dich!"

„Ich habe mich ausbeſonnen, ganz und gar," verſetzte Andreas gelaſſen. „Ich erwarte alſo Herrn Alfred in einer halben Stunde auf dem Amthauſe, wenn etwa ſeine Unterſchrift notwendig werden ſollte. Dann komm' ich noch einmal zurück, um meine notwendigſten Sachen zu holen und Abſchied zu nehmen."

Mit dieſen Worten griff Andreas ruhig nach ſeinem Hute, und Herr Heimgart folgte ihm zur Thüre hinaus; aber es dauerte nicht lange, bis er mit feuchten Augen, doch zugleich mit einer ſeltſam verlegenen Miene wieder in das Zimmer trat. „Amalie," ſagte er tief bewegt, „Andreas geht für Deinen Bruder und uns einen ſchweren Gang, wo nicht einem faſt ſicheren Tode entgegen; dafür richtet er an Dich die Bitte, daß er Dir in unſerer Gegenwart und mit Deiner Einwilligung,

wie ein Bräutigam der Braut, einen Abſchiedskuß geben dürfe. Entſcheide!"

Amalie, die bisher wie in einem wirren Traume dageſeſſen, erglühte über und über, um ſogleich wieder totenbleich zu werden. „Mein Kind, beruhige Dich," rief der Vater, von dieſem faſt blitzartig wechſelnden Anblicke erſchreckt; „ich war zu unbedacht, beruhige Dich!" „Ich bin ruhig, Vater," erwiderte Amalie langſam aufblickend; „und Alfred mag ihm ſagen, daß ich ſeinen Wunſch gern erfüllen werde."

Alfred ging ſchweigend von dannen, und ſchweigend ſchritt er nach einer Stunde, nachdem alle geſetzlichen Förmlichkeiten des Stellvertretungsgeſchäftes auf dem Amthauſe raſch erfüllt waren, neben Andreas wieder über die dunkle Brücke zurück. „Du liebſt alſo meine Schweſter, Andreas," fragte er plötzlich ſtehen bleibend; „Du haſt ſie wohl ſchon lange geliebt?" „Noch als ſie ein kleines Mädchen war," antwortete Andreas, „ſchon ſeit ich in Euer Haus gekommen bin. Drum ſeht Ihr wohl," fügte er langſamer hinzu, „es wäre auch ohne dieſen Zufall kein Bleiben mehr geweſen für mich; fort, hinaus, wo es an ein Ende und Vergeſſen geht."

„Armer Freund, treue Seele!" rief Alfred, die Hand ſeines Begleiters ergreifend; „um dieſen Preis freilich muß ich Dich ziehen laſſen, ob ich auch mit meinem Blute Dir helfen möchte."

Zu Hauſe waren die wenigen noch nötigen Zurüſtungen zur Abreiſe bald getroffen. „Andreas," ſagte Vater Heimgart, ohne der Rührung, die ihn übermannte, Gewalt anzuthun, „wenn Du wieder zurückkehrſt, was Gott Dir bald und glücklich verleihen möge, ſo weißt Du, wo Du Deine Heimat findeſt. Und ſollte ich ſelbſt es nicht mehr erleben, es wird auch dann immer für Dich geſorgt ſein." Andreas nickte nur ſtumm vor ſich hin, während ſein Auge an Amalie hing, die neben ihrem Vater ſtand. Sie hielt den Blick zu Boden geſenkt und die herab-

ſinkenden Hände ineinander gefaltet. Sie bewegte ſich nicht, als Andreas herantrat und ihr ſchüchtern die Hand auf die Schulter legte. „Leben Sie wohl, Amalie, und verzeihen Sie mir," flüſterte er kaum hörbar; dann neigte er ſein Geſicht zu dem ihrigen nieder und küßte ſie auf Mund und Wange. Aber jetzt hob ſich ihre Wimper langſam empor, wie aus einem Traume; ihr Auge ruhte in dem ſeinen, ihre gefalteten Hände gingen auseinander, ihre Arme erhoben und ſchlangen ſich plötzlich um ſeinen Nacken herum. Ihre Lippen preßten ſich auf die ſeinigen, lange, lange; dann ſanken ihre Arme wieder, und mit verhülltem Antlitze lehnte ſie ſich an den Vater zurück, indem ſie mit bebender Stimme ausrief: „Lebewohl, Andreas!" Er wandte ſich und ſchritt halb taumelnd am Arme Alfreds zur Thüre hinaus.

Schon am folgenden Tage verließ auch Alfred Vater und Schweſter, um eine mehrtägige Gefängnisſtrafe anzutreten. Nun war es wohl recht ſtill in dem einſamen Landhauſe; aber es wurde auch nicht viel anders, als Alfred wieder heim kam. Andreas war zu allen Zeiten von wenigen Worten geweſen und geräuſchlos ſeiner Wege dahingegangen; gleichwohl war es jetzt, als ob er alles laute Leben, alle muntere Bewegung aus dem Hauſe mit ſich fortgenommen hätte. Jeder der drei Familiengenoſſen ſchien, mehr als früher, gern für ſich allein zu ſein; ſaßen ſie aber bei einander, ſo war die Rede im Augenblicke immer wieder, ohne daß ſie nur wußten, wie es geſchah, auf den fernen Andreas gefallen. Schon verlangten ſie mit ängſtlicher Erwartung nach einem Briefe von ihm, und bald kam derſelbe auch mit recht beruhigenden Nachrichten von der franzöſiſchen Feſtung Grenoble aus. Amalie hatte ihn dem Briefboten mit zitternder Haſt aus der Hand genommen, und mit zitternden Blicken flog ſie über die wohlbekannten Schriftzüge hin. Nicht lange, und in ihrem ſtillen, ſchönen Antlitze ſtieg zuerſt ein leiſes Erröten, dann ein wehmütiges

Lächeln auf. Andreas bat in rührenden Worten nochmals um Verzeihung, daß er zum Abſchiede ſich einer ihm jetzt ſelbſt unbegreiflichen Verwegenheit erkühnt; aber er habe nicht anders gekonnt damals, eine unwiderſtehliche Gewalt habe ihn dazu angetrieben, und er glaube, er wäre geſtorben, hätte er nicht wenigſtens die Bitte um den Kuß ausgeſprochen. „Armer Andreas," ſeufzte Amalie, nachdem ſie die Stelle zum zweiten und drittenmal geleſen; „armer, guter Andreas!" Im übrigen erzählte derſelbe, daß er ſich viel beſſer, als er's ſelbſt geglaubt, in das bewegte Soldatenleben hineinfinde und dieſes ihm keineswegs ſo ſchlimm erſcheine, wie es daheim verſchrieen werde. Zum Schluſſe hieß es dann noch, daß das neuformierte und ſchon ordentlich eingedrillte Bataillon, zu dem er gehöre und bei welchem er auch einige nähere Landsleute gefunden, nun Tag für Tag Marſchbefehl erwarte, wohin, wiſſe er nicht und könne deshalb auch noch keine ſichere Adreſſe angeben.

Amalie nahm den Brief, nachdem ihn Vater und Bruder geleſen, an ſich, um ihn am Abend auch ihrem Verlobten zu zeigen. „Siehſt Du," ſagte der junge Baldegger, ihr das Blatt zurückreichend, „er ſelbſt findet jetzt, daß es von ihm eine Verwegenheit war."

„Und Du haſt, wie es ſcheint, dies ſchon früher gefunden?" fragte Amalie zu ihm aufblickend.

Er wandte ſein Geſicht langſam dem Fenſter zu, um in den Abend hinauszuſchauen. „Eine Unſchicklichkeit zum mindeſten war es, Amalie," ſagte er dann, „zu der ich meine Zuſtimmung nie gegeben hätte."

„Eine Unſchicklichkeit!"

„Ich kann es nicht anders nennen."

„Nun, dann mag es ſein Bewenden dahin haben, daß Du um Deine Zuſtimmung nicht befragt werden konnteſt." Mit dieſen Worten erhob ſich auch Amalie, um ebenfalls nachdenklich in den Abend hinauszublicken.

Diesmal ging Herr Baldegger früher als gewöhnlich, ohne daß Amalie ihn zurückzuhalten suchte. Indessen schien der kleine Vorgang keinen Schatten hinter sich gelassen zu haben, und der Bräutigam begann nun mit den Vorbereitungen zur Hochzeit dringender zu werden. An den Borden und Halden, die sich zur Limmat niedersenkten, war der Schnee verschwunden, selbst die Anhöhen und Bergkuppen begannen ihr Winterkleid abzustreifen, und es war gegenseitig vereinbart worden, daß das große Fest in den ersten schönen Frühlingstagen stattfinden solle; aber noch hatte Amalie keine Hand zur Anfertigung ihres hochzeitlichen Kleides gerührt, und wurde sie von ihrem Verlobten daran gemahnt, so meinte sie ruhig, das werde dann einmal bald gethan sein. Endlich jedoch sprach sie den bestimmten Wunsch aus, daß die Hochzeit noch verschoben werde, da in diesen verhängnisvollen Zeiten doch niemand seines Glückes recht froh werden könne. Vater Heimgart pflichtete diesem Verlangen seiner Tochter bei, denn immer drohender gestaltete allerdings sich die Zukunft. Auf den flüchtigen Fersen der großen, zertrümmerten Kaiserarmee drangen Rußlands ungezählte Heerscharen nach Westen vor; Preußen hatte sich soeben von seinem französischen Alliierten losgesagt, und auch die übrigen deutschen Bundesgenossen des letzteren begannen unsicher zu werden, während sein unerschöpfliches Genie aus dem entvölkerten Boden Frankreichs neue Armeen hervorstampfte, um sie einer ganzen Welt voller Feinde entgegenzuwerfen. Wer mochte im Angesichte eines solchen Völkerbrandes frohe Feste feiern? und stand nicht mitten in diesem Brande auch einer, bei dem das Herz nun doch einmal täglich und stündlich in Angst und Sorge verweilen mußte!

So verging der Sommer, wie das Ende des Winters und der Frühling vorübergegangen. Andreas hatte unterdessen schon mehrmals wieder geschrieben, zuerst von französischen Kriegsplätzen aus, dann auf Marschzügen in Deutschland, zu-

letzt aus den Gegenden an der Elbe, wo er bereits zu verſchiedenen Malen unerſchrocken und unverſehrt im Kugelregen geſtanden. Dort nun drängten ſich die Heeresmaſſen der Gegner zu einem gewaltigen Entſcheidungskampfe zuſammen. Amalie mußte, wenn ſie in dieſen trüben Herbſttagen durchs Fenſter auf die Nebel niederblickte, die jeden Morgen auf der Limmat hin und her zogen, unabläſſig an die Rauchwolken des Schlachtfeldes denken, die Tauſende von Toten und Sterbenden einhüllten. Lag der arme, treue Andreas nicht unter ihnen, vielleicht hilflos verſchmachtend in ſeiner letzten Lebensſtunde, und für wen? Amalie ſchrak bei jedem Geräuſche, bei jedem Tritte, der ſich ihrer Thüre nahte, zuſammen; ſie glaubte jeden Augenblick eine Todesbotſchaft vernehmen zu müſſen.

Und nun flog die Kunde von der dreitägigen Völkerſchlacht bei Leipzig durch das Land. Die franzöſiſche Armee floh, von ihrem letzten deutſchen Bundesgenoſſen verlaſſen und verraten, ihrer Landesgrenze zu, um hinter dem Rheinſtrome Schutz zu ſuchen. Aber auch als dies gelungen, nachdem bereits Wochen ſeit den mörderiſchen Schlachttagen verfloſſen, war immer noch keine Nachricht von Andreas angelangt. Vater Heimgart ſtand jeden Morgen ſchon über eine Stunde vor der gewohnten Zeit am Fenſter, um den Briefboten zu erwarten; Alfred machte täglich vergebliche Gänge nach dem Poſthauſe ſelbſt, und nur Amalie ſchien endlich ruhiger als der Vater und Bruder zu ſein. Sie erwartete und hoffte keinen Brief mehr, und in dieſer Hoffnungsloſigkeit verſanken ihr allmählich auch Angſt und Unruhe. „Er iſt tot," ſagte ſie leiſe vor ſich hin, wo ſie ging und ſtand; „er iſt tot — ob ihm nicht das beſſere Los zu teil geworden?" Thränen, die ſie ſonſt bei eigenem und fremdem Weh ſo leicht geweint, die ihr früher auch im Sinnen über Andreas oft unbewußt in die Augen getreten, hatte ſie für den Toten nun keine mehr, und erſt am Allerſeelentag konnte ſie einmal weinen um ihn. Als ſie im ſtillen Gebete an den

Gräbern ihrer Mutter und Geſchwiſter die kleinen Korallenkränze aufhing, war ihr noch eines dieſer Kränzchen übrig geblieben, und plötzlich rief es in ihr: „Das iſt für ſein Grab! aber wo liegt es, da es doch zu dieſer Reihe gehören ſollte?“ Jetzt ſchoſſen ihr die Thränen über die Wangen; doch floſſen ſie ſtill und mild, wie ein erquickendes Labſal.

Und eines ſolchen Labſales bedurfte Amalie, denn bald ſollte ſie erfahren, daß auf dem tiefſten Grunde ihrer Seele doch immer noch ein Fünklein Hoffnung geglommen, deſſen gewaltſames Auslöſchen ſie nun erſt in eine dumpfe Nacht verſenkte. Als ſie von ihrem frommen Gange nach Hauſe kam, fand ſie dort einen fremden jungen Mann, den ihr der Vater mit halb abgewandtem Geſichte und den Worten: „Dieſer Freund kommt ſtatt eines Briefes, Amalie,“ vorſtellte. „Er iſt tot,“ ſagte ſie, den Fremden anblickend, unwillkürlich, wie ſie es ſich ſelbſt ſchon tauſendmal geſagt hatte, mußte aber, als der Mann bloß ein bejahendes Zeichen machte, mit zitternder Hand ſich an der Stuhllehne halten. Es trat ein langes Schweigen ein, bevor ſie imſtande war, eine weitere Frage zu wagen. Dann erzählte der Fremde, der aus einem zwei Stunden von Baden entfernten Dorfe gebürtig war, wie er zugleich mit Andreas in den Dienſt getreten, wie ſie beide jederzeit als redliche Kameraden zuſammengehalten und ſich gegenſeitig auch verſprochen, daß derjenige, der den andern überleben ſollte, den Angehörigen des Gefallenen Nachricht geben wolle. Dies ſei ihm nun nicht früher möglich geworden, da er, auf dem Rückzuge von der Armee abgedrängt, nur nach langen Mühſalen und Gefahren die Landesgrenze und erſt ſeit einigen Tagen die Heimat erreicht habe.

„Und wie iſt er geſtorben?“ fragte Amalie kaum hörbar; „hat er ſchwer zu leiden gehabt?“

„Es ging ſchon auf den Abend des dritten Schlachttages,“ erzählte der junge Mann, „und wir hatten den ſeit Stunden

begonnenen Rückzug zu decken, als wir vor einer anſtürmenden Reitermaſſe weichen mußten. Andreas und ich flohen einem nahen Gebüſche zu; aber plötzlich rief er: rette Dich, ich bin getroffen! Er ſank in die Knie, ohne daß ich imſtande war, ihm aufzuhelfen, und als ich ſelbſt den Rand des Gebüſches erreicht hatte und die dichtgedrängte Reiterſchar vorübergebrauſt war, regte ſich auf der Wieſe, auf der wir vorher geſtanden, kein Hälmchen mehr. Sie ſchien in ein aufgepflügtes Ackerfeld verwandelt zu ſein."

Der Erzähler deckte ſich die Hand über das Geſicht, als ob er das ſchreckliche Bild, das vor ſeiner Erinnerung ſchwebte, verhüllen wolle; aber auch Amalie lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen in ihrem Stuhle zurück, ohne eine fernere Frage zu thun.

Am folgenden Tage trug ſie, als ihr Verlobter zum Beſuche kam, noch immer das nämliche dunkle Kleid, das ſie geſtern zum Friedhofsbeſuche getragen. „Wozu denn dieſes Trauerkleid, Amalie?" ſagte er; „es iſt doch heute nicht mehr Allerſeelentag."

„Du weißt aber doch, was der geſtrige Tag uns ſonſt gebracht hat," entgegnete ſie wehmütig.

Herr Baldegger ſchwieg ein paar Augenblicke, dann ſagte er: „Amalie, nimm es mir nicht übel; daran aber wirſt Du hoffentlich nicht denken, um Andreas, der nicht Dein Verwandter, ſondern nur der Bediente Deines Vaters war, Trauer tragen zu wollen. Was würden die Leute dazu ſagen!"

Nun ſchwieg auch Amalie eine Weile; aber es lag ein eignes Leben in ihrer Stimme, als ſie endlich erwiderte: „Die Leute? Höre, Heinrich, wenn mich jemand deshalb bei Dir verklagen wollte, ſo ſage den Leuten nur, ich werde um den Andreas, der für meinen Bruder geſtorben, gerade ſo lange Trauer tragen, als ich es um den Bruder ſelbſt gethan hätte."

„Aber das wird doch Dein Ernſt nicht ſein, Amalie!“ rief Herr Baldegger.

„Du weißt, daß ich ſchon lange zum Scherzen ſelten aufgelegt bin, Heinrich,“ ſagte ſie, ihn mit ſtillen Augen anblickend.

Diesmal wurde der Schatten ſichtbar, den dieſes kleine Geſpräch hinter ſich gelaſſen. Es vergingen drei Tage, bevor Herr Baldegger wieder zum Beſuche kam, ohne daß Amalie ihn weder um die Urſache dieſes Ausbleibens fragte, noch es überhaupt zu bemerken ſchien, wie ſein Kommen allmählich ſeltener, er ſelbſt wortkarger wurde. Darob geſtaltete ſich das Leben in dem winterlichen Landhauſe noch ſtiller, zumal auch der früher ſo lebendige und bewegliche Alfred ein völlig andrer geworden war. „Es iſt ein ſeltſames Daheim,“ ſagte er mit trübem Blicke, als endlich nun auch die amtliche Beſcheinigung über den Tod des armen Andreas anlangte; „es iſt ein ſeltſames Leben mit dem Bewußtſein, daß ein andrer an unſerer Statt geſtorben, ein bloßes Schattenleben.“

Indeſſen gingen die ſtillen Tage vorüber, wie die frohen und lauten vorübergegangen, und als nun mit den erſten Frühlingsboten zugleich auch die große Botſchaft kam, daß Napoleon beſiegt und der Völkerfriede endlich wieder geſichert ſei, begann Amaliens Bräutigam entſchieden die Hochzeit zu fordern. „Der Krieg iſt zu Ende, alle Welt freut ſich, wann könnten wir eine paſſendere Zeit für unſer Feſt finden?“ ſagte er. Doch Amalie entgegnete: „Ich kann nicht von einem Tag auf den andern mein Trauerkleid mit dem Hochzeitskleide vertauſchen, und Du erinnerſt Dich, Heinrich, was ich Dir hierüber am erſten Tage geſagt habe.“ Der Verlobte wandte ſich an den Vater Heimgart; aber dieſer, der die einzige Tochter ohnehin nur ſchwer aus dem Hauſe ſcheiden ließ, trat wieder auf ihre Seite und ermahnte den Ungeduldigen: „Laß ihr jetzt

noch ihren Willen; ſie wird ihn dafür ſpäter dem Deinigen um ſo lieber unterordnen.“ Dagegen ſagte Alfred einmal zur Schweſter, nachdem Herr Baldegger auch ihn mit ſeinen Klagen beſtürmt: „Unrecht kann ich ihm nicht geben und darum wünſchte ich, Du würdeſt mir endlich ein offenes Wort gönnen, Amalie.“

„Ein offenes Wort,“ erwiderte ſie verwundert, „und wann habe ich ein ſolches Dir vorenthalten?“

„Nun, alſo kurz, ſollte am Ende doch die Liebe des guten Andreas nicht bloß ein verborgener Traum geweſen, ſollte ſie, wenn auch nur in halbverſtandenen Zeichen, jemals von Dir erwidert worden ſein?“

„Wo denkſt Du hin, Alfred,“ rief Amalie aus; „ſo lange Andreas bei uns war, iſt er mir nie einen Augenblick mehr geweſen, als Dir ſelbſt, ein treuer, anhänglicher Hausgenoſſe.“

„Dann verſteh' ich Dich nicht, Schweſter,“ ſagte Alfred kopfſchüttelnd.

„Du verſtehſt mich nicht?“ entgegnete ſie, ihn ruhig anblickend; „nun, manchmal kommt es wohl auch mir vor, ich verſtehe mich nicht mehr, und doch glaube ich dann wieder zu dem, was ich thue, mein gutes und klares Recht zu haben. Nein, Andreas war mir ſtets nur, was Euch allen; wie wär' es auch anders möglich geweſen? aber freilich, als er zum Abſchiede den Kuß von mir verlangte, als ich, nachdem er mich geküßt, in ſeinen Augen einen faſt überirdiſchen Glanz, den Widerſchein unergründlicher Glückſeligkeit ſah, da freilich, Alfred, wußt' ich plötzlich, daß es im Menſchenherzen noch etwas gebe, von dem ich bisher keine Ahnung gehabt.“

„Und dieſes Etwas nennſt Du nicht Liebe, Amalie?“

„Liebe? nein, das thu' ich nicht,“ entgegnete ſie leiſe, errötend; „Liebe kann man doch nur Lebenden entgegenbringen

oder den Toten als Treue bewahren, wenn ſie vorher im Leben vorhanden war; aber Andreas kam mir ſchon beim Abſchiede wie ein Sterbender vor, und drum hab' ich es Heinrich nie verziehen, daß er in jenem Scheidekuß eine Unſchicklichkeit erblicken wollte. Das war ein böſes Wort."

„O über die Sophiſtik des armen Menſchenherzens!" rief Alfred kopfſchüttelnd aus; „nein, eine Unſchicklichkeit war dieſer Kuß gewiß nicht; wohl aber für Dich die erſte Offenbarung der Liebe, die Du bis dahin nicht gekannt hatteſt. Doch ſei ruhig, Schweſterherz, auch ich werde Dich fortan nicht mehr zur Hochzeit drängen helfen."

So wurde denn dieſe Hochzeit nochmals auf den Herbſt hinausgeſchoben; aber an einem Sommerabend überbrachte ein Bauernburſche dem jungen Heimgart ein zerknittertes Papierblättchen, nach deſſen Empfang dieſer ſich auf ein Pferd warf und in ſtürmiſcher Eile davonjagte. In kaum mehr als einer Viertelſtunde hatte er zwei Wegſtunden zurückgelegt, und als er vor einem kleinen Dorfwirtshauſe aus dem Sattel ſprang, trat ihm in der Dämmerung neben dem jungen Manne, der am Allerſeelentag die Todesnachricht ins Heimgart'ſche Haus gebracht, eine abgezehrte Geſtalt im zerriſſenen Soldatenmantel entgegen. „Ich dank' Euch, Herr Alfred," rief dieſelbe zitternd; „die Toten dürfen nicht ohne Anmeldung wiederkommen."

„Andreas!" ſchrie der junge Heimgart, die Bettlergeſtalt in ſeine Arme ſchließend; „Andreas, Du biſt es!"

Er war es und ſeine Geſchichte nach den erſten ſtürmiſchen Ausbrüchen des Wiederſehens auch bald erzählt, obwohl es die Geſchichte langer Leiden und Entbehrungen war. Auf der Wieſe des Leipziger Schlachtfeldes mehr ſchmerzhaft als gefährlich am Knie verwundet, hatte Andreas ſich vor der anbrauſenden Reiterei noch in einen Graben wälzen und dadurch vor dem unvermeidlichen Tode unter den Pferdehufen ſich retten

können. Später war er, notdürftig hergestellt, als Gefangener mit Tausenden von Unglücksgefährten weit hinein nach Rußland geschleppt worden, von wo er nach geschlossenem Frieden mit andern solcher Gefährten auch den langen Weg in die Heimat wieder angetreten hatte. Er war nicht der einzige Totgeglaubte, der in dieser Zeit unversehens wieder zum Vorschein kam.

Nach einigen Monaten, an einem hellen Herbsttage, zog sodann endlich, wie es im Frühjahre beschlossen worden, ein stattlicher Hochzeitszug von dem Landhause über der Limmat nach der Brücke zur Stadt herab; aber vor dem Altare kniete neben der in stiller Glückseligkeit verklärten Braut nicht der junge Herr Valdegger, sondern Andreas, der Werbsoldat der Sechzehntausend.

Ein verhängnisvolles Vaterwort.

(1863.)

I. Der Flüchtling.

Die Bevölkerung einer kleinern, aber durch den Wohlstand und die intelligente Thätigkeit ihrer Bürgerschaft weitbekannten Schweizerstadt war an einem Sommernachmittage des Jahres 1849 in ungewöhnlicher Aufregung. Die Arbeit feierte in den meisten Häusern, und die Leute bewegten sich in zahlreichen Gruppen und unter lebhaften Gesprächen in den Straßen herum. Wer am fleißigsten zu seinem Geschäfte sehen mußte, das waren die Wirte, welche heute, um in ihrer eigenen Sprache zu reden, einen „guten Tag" hatten.

Dieses in dem sonst so thätigen Städtchen ungewohnte Treiben war zunächst durch die unerwartete Heimkehr der städtischen Schützengesellschaft von dem eidgenössischen Freischießen, das in diesen Tagen in Aarau gefeiert wurde, veranlaßt worden. Das Fähnlein war erst in der gestrigen Morgenfrühe ausgezogen und diesen Mittag nun bereits wieder zurückgekehrt, während es eine Abwesenheit von wenigstens vier bis fünf Tagen vorausgesehen gehabt hatte. Auf dem Festplatze in Aarau waren nämlich schon im Laufe des gestrigen Nachmittags die ersten zersprengten Flüchtlinge des pfälzisch-badischen Aufstandes erschienen, hatten dem in Waffen fest-

feiernden Schweizervolke von der Rednertribüne herab ihre Not geklagt und zugleich die hohe Wahrscheinlichkeit dargethan, daß das Preußenheer, welches die Volkserhebung niedergeschlagen, die Schweizergrenze schwerlich respektieren werde. Diese Besorgnis war zwar nicht erst heute aufgetaucht, und bereits waren einige Bataillone aufs Piket gestellt; denn man wußte wohl, daß Preußen die vor einem Jahre erfolgte gänzliche Einverleibung Neuenburgs in den neugefesteten Schweizerbund noch nicht verschmerzt hatte; aber bei der Voraussicht, daß die badische Hauptarmee ihren Verfolgern entwischen und mit Sack und Pack auf schweizerischen Boden übergehen werde, ohne daß man von dieser Seite dies hindern konnte noch wollte, hatte die Sache nun plötzlich eine schlimmere Wendung genommen. Das hatte auch der Bundesrat schnell genug eingesehen, und mitten in den Aarauer Festjubel hinein rauschte die Nachricht von einem augenblicklichen und massenhaften Truppenaufgebote. Die Schützen unserer kleinen Stadt, die wir aus naheliegenden Gründen nur Heimstädt nennen wollen, waren aber fast alle dienstpflichtig, warfen deshalb die Stutzer, welche schon zum friedlichen Wettkampfe aufgelegt waren, sofort wieder über die Schulter, um deren Treffähigkeit vielleicht bald im ernsten Feldkampfe zu erproben. Trotz der Eilfertigkeit, mit welcher die Heimkehr geschah, langten die Aufgebote fast zugleich mit dem flatternden Schützenfähnchen in Heimstädt an, und nun ging's sofort ans Packen und Rüsten zum marschfertigen Auszuge.

Das war es, was heute das Heimstädterleben aus seinem geregelten Geleise gebracht. Schon um die vierte Nachmittagsstunde zogen die Schützen wieder zum Thore hinaus dem Hauptsammelplatze zu, diesmal unter mutigem Trompetengeschmetter und dem glückwünschenden Abschiedrufen der Zurückbleibenden. Da und dort sah man wohl auch in schönen Augen eine Thräne blinken und hörte die bange Frage flüstern:

Werden wir uns wiederſehen? Aber im Allgemeinen herrſchte doch bei weitem eine patriotiſch zuverſichtliche Stimmung vor, und auch die Kontingente der übrigen Waffengattungen zogen alle noch vor dem einbrechenden Abend unter Trommelſchlag und der Melodie des erhebenden Vaterlandsliedes zur Stadt hinaus.

Die Zurückbleibenden ſtanden noch vor dem Thore, der letzten abmarſchierenden Truppe nachſchauend, als ein Bauernwägelein die Straße gefahren kam. Das Pferd wurde von einem jungen Burſchen an der Halfter geführt, während auf dem Wägelein, das mit einigen Bündeln Stroh angefüllt war, zwei junge Männer im Soldatenkleide ſaßen, das indeſſen nicht das einheimiſche war. Die Uniform des Einen ließ auf den erſten Blick den Offizier erkennen; aber er ſelbſt erkannte offenbar nicht mehr, was um ihn herum vorging; denn er lehnte ſich in halb liegender, halb ſitzender Stellung mit geſchloſſenen Augen und totenbleichem Antlitze an ſeinen Begleiter, der bekümmert und ſchmerzlich bewegt ausſah. Voll Neugier und Mitleiden drängte ſich die Menge an das Fuhrwerk, und der noch aufrechtſitzende Soldat war ſofort bereit, mit wenigen Worten die gewünſchte Auskunft zu geben. Die Beiden waren badiſche Flüchtlinge; der Bewußtloſe ein Hauptmann, den ſein Begleiter nicht hatte verlaſſen wollen. Jener hatte, trotz ziemlich ſtarker Verwundung, ſeine Kompagnie bis an die Schaffhauſiſche Grenze geführt und wollte dann, nachdem ſeine Leute auf ſicherem Boden angelangt waren, ſich nach Bern begeben, wo er bei einem ehemaligen Bekannten vorläufige Unterkunft und Pflege zu finden hoffte; aber die erſchöpften Kräfte reichten nicht mehr hin zur Ausführung dieſes Vorhabens und es war nur zu augenſcheinlich, daß hier ungeſäumte Hilfe von Nöten war. „Wir wollten wenigſtens noch hieher gelangen," ſchloß der Soldat ſeine Erzählung, „weil hier beſſerer ärztlicher Bei-

ſtand zu finden ſein wird, als draußen auf dem Dorfe; aber unterwegs iſt mein armer Hauptmann nun ohnmächtig geworden."

Während einige der Umſtehenden ſich anerboten, einen Arzt herbeizurufen und das Wägelein zum nächſten Gaſthofe zu geleiten, trat ein ſtattlich ausſehender Mann herzu, dem mit großer Zuvorkommenheit Platz gemacht wurde. Es war der allgemein geachtete und reiche Kaufmann Theiler, der mit ſeiner Frau und drei Töchtern einem ebenfalls ins Feld ziehenden Sohne bis vor das Thor hinaus das Geleit gegeben hatte. Er lud den Soldaten freundlich ein, den Verwundeten in ſein Haus führen zu laſſen, wo für vorläufige Pflege wohl beſſer geſorgt werden könne, als dies in einem Gaſthauſe möglich ſei. Der Vorſchlag wurde natürlich mit freudiger Bereitwilligkeit angenommen, und das Fuhrwerk ſetzte ſich in der angewieſenen Richtung wieder in Bewegung.

Als der Verwundete im Hauſe des Kaufmanns zu Bette gebracht und zwei Ärzte angelangt waren, ſagte der Soldat gerührt zu dem menſchenfreundlichen Hausherrn: „Ihr erwerbt Euch einen größern Gotteslohn an meinem Hauptmanne, als Ihr vielleicht im Augenblicke ſelbſt noch denkt, Herr. Er iſt zwar von gutem Hauſe; aber auf Unterſtützung von ſeiner Familie könnte er ſchwerlich rechnen, auch abgeſehen davon, daß er ſich durch ſeine Beteiligung am Aufſtande mit derſelben für immer überworfen hat. Und das Letzte, was er in der Kaſſe beſaß, hat er an der Grenze unter ſeine Soldaten verteilt, das weiß ich."

„Nun, das wäre, alles Andere abgeſehen, allein ſchon hinlänglicher Grund für meine eigene Handlungsweiſe," erwiderte Herr Theiler; „beruhigt Euch alſo, mein Braver."

II. Der Verwundete.

Der Verwundete wußte nicht wie ihm geſchah, als er nach zwei Tagen aus ſeinen Fieberträumen wieder zum Bewußtſein aufwachte. Anfänglich meinte er, nun erſt in einem wirklichen Traume zu liegen; aber allmählich mußte er ſich doch überzeugen, daß die weichen, ſchwellenden Kiſſen, auf denen er lag, und die grünſeidenen Gardinen, die ihn mit einem angenehmen Zwielichte umgaben, greifbare Wirklichkeit und nicht bloße Gebilde der Einbildungskraft waren.

Bei der erſten Bewegung, die er verſuchte, kam auch der Schmerz der Wunde dem aufdämmernden Bewußtſein zu Hilfe; aber wie war er hieher gekommen, und wo war eigentlich dieſes „hier“? In dem Bauernhauſe, bei welchem er mit ſeinem Begleiter ein Fuhrwerk hatte beſteigen wollen, konnte es doch nicht ſein; dagegen zeugten dieſes Linnen, das im beſten Herrenſchloſſe nicht feiner gefunden werden konnte, dieſe ſeidenen Decken und die zierlichen, handbreiten Spitzen, mit denen die Gardinen beſetzt waren; weiter jedoch, als bis zu jenem Bauernhauſe, vermochte das Erinnerungsvermögen keine Auskunft zu geben. Nun, nun, dachte der Verwundete, indem er nochmals mit der Hand die Fülle und Weichheit der Pfühle prüfte, an den ſchlechteſten Ort ſchein' ich ſchon nicht hingeraten zu ſein; doch man kann ja eine kleine Rekognoszierung anſtellen. Damit hob er den Kopf langſam und nicht ohne Mühe in die Höhe und verſuchte die Gardine zurückzuſtreifen; im nämlichen Augenblicke wurde dieſe indeſſen von außen auseinandergeſchoben, doch nur, um plötzlich mit einem leiſen Aufſchrei, der halb Freude, halb Schreck auszudrücken ſchien, wieder fallen gelaſſen zu werden. Bei der Schnelligkeit dieſer Bewegung konnte der Verwundete, zumal auch das Licht im ganzen Gemache durch geſchloſſene Jalouſien zur milden Dämmerung gedämpft war, nur bemerken, daß eine weibliche Geſtalt vor

dem Bette geſtanden, die aber nun ſchon durch die Thüre verſchwunden ſein mußte; denn dieſe wurde im Augenblicke, wenn auch mit kaum hörbarem Geräuſche, zugemacht. „Wahrhaftig, ganz wie im Feenmärchen," ſagte der Verwundete, indem er den Kopf etwas weiter vorbog und nicht ohne Verwunderung die Eleganz und reiche Ausſtattung des Gemaches betrachtete; „und noch die Hauptſache, ich wollte drauf ſchwören, daß meine Fee nicht in der Geſtalt einer alten, zahnloſen Hexe erſcheint. Doch, da iſt ja gleich eine Klingelſchnur zur Hand und auf Ehre, die Quaſte aus ächtem Golddraht geflochten. Laßt ſehen, ob ein dienſtbarer Geiſt oder die Beherrſcherin dieſes Feenpalaſtes ſelbſt erſcheinen wird." Er erhob die Hand, um zu klingeln; aber noch bevor die Schnur angezogen war, erſchien der dienſtbare Geiſt in der Geſtalt eines großgewachſenen, jungen Mannes, der unter einem Ausrufe der Freude auf das Bett zueilte. „Endlich, Herr Hauptmann, wird wieder Ordre pariert, dem Himmel ſei Dank," rief er, beeilte ſich aber zugleich, den Kranken ins Bett zurückzuſchieben. „Halt," rief dieſer abwehrend und ſein Gegenüber mit großen Augen betrachtend, „ſoweit kann ich ſchon ſelbſt kriechen; aber zum Teufel, Heinzelmann, Du ſiehſt ja aus, wie ein Hahn nach der Mauſerung; wo haſt Du denn Deine Uniform?"

„Oh, die liegt mir gut im Kaſten und vermutlich für lange Zeit, denk' ich; in dieſem Rocke da ſollt's mir auch wohl genug ſein, wenn nur Sie erſt wieder geſund wären."

„Bah, das wird auch kommen," ſagte der Hauptmann, während er doch zugleich ſpürte, wie die kleine Anſtrengung ihn angriff und um den Kopf wieder ein leiſes Summen zu ſchwirren anfing; „aber jetzt will ich nur erſt wiſſen, wo ich eigentlich bin, Heinzelmann."

„Bei Menſchen, wie ſie von dieſer Qualität, glaub' ich, nur im gottgeſegneten Schweizerland wachſen," antwortete der ehemalige Soldat mit warmer, gerührter Stimme; „ja,

Herr Hauptmann, das ſind Menſchen, daß ich mir ſelbſt neben ihnen wie ein wahrer Hundsfötter vorkomme; Theiler heißt der wackere Hausherr, der Sie ſo bereitwillig aufgenommen hat. Aber jetzt, noch dieſe Tropfen genommen, und dann kein Wort mehr für diesmal; die Ärzte haben's aufs Strengſte anbefohlen."

„So, ſo, die Ärzte," machte der Hauptmann, der mit einem halbſpöttiſchen Verziehen des Geſichtes die dargereichten Tropfen hinunterſchluckte; „vorerſt will ich aber doch noch wiſſen, wer vorhin in dieſem Zimmer war. Iſt's eine Tochter des Hauſes oder ſo was?"

„Nichts da," erwiderte Heinzelmann, ſich mit pfiffigem Geſichte abwendend; „es war eine alte Frau, die ſich mit mir in Ihre Abwartung teilt."

„Das lügſt Du, Schelm," rief der Hauptmann; „ein altes Wartweib ſchwebt nicht davon wie ein Lufthauch. Ich will andern Beſcheid!"

Dem Himmel ſei Dank, daß er ſie nicht geſehen, das Fräulein Sophie, ſonſt würde des Fragens und Plauderns erſt kein Ende werden, dachte Heinzelmann; laut aber ſagte er: „Nun, Sie werden mich doch nicht belehren wollen, wer mich mit der freudigen Nachricht hergerufen, daß Sie endlich wieder aufgewacht ſeien; Töchter oder überhaupt junge Frauensleute gibt es keine hier im Hauſe. Aber jetzt iſt's übergenug; darum weiter kein Wort mehr."

Mit dieſer Erklärung ſetzte ſich der Soldat ans Fenſter und that, als ob er ſich eifrig in den Inhalt eines Buches verſenken wolle; aber ſtatt zu leſen, ging er ſeinen eigenen Gedanken nach, denen er nicht zu wehren vermochte. Er bedachte, welch ein leichtes und glückliches Temperament doch der Kranke habe, der nicht einmal gefragt, wie lange er ſchon bewußtlos gelegen, noch ſich die geringſte Sorge um die Zukunft zu machen ſchien, trotz ſeiner hilfloſen Lage. „Ja, ja,"

ſagte er leiſe vor ſich hin, „ſo können doch nur die vornehmen Leute ſein, welche von Jugend auf gewöhnt ſind, daß ihnen die Welt dienſtbar ſei.“

Mit dieſem Gedanken war der Soldat jedoch nicht ganz auf der richtigen Spur; denn dem Hauptmann kamen, als ihm Heinzelmann hartnäckig jedes Gehör verweigerte und er ſich wieder auf die Kiſſen zurückgelegt hatte, faſt wider Willen ebenfalls Zukunftsgedanken; damit verbanden ſich ſofort die Erinnerungen an die Vergangenheit, und bald zog in dieſem ſtillen Nachdenken ſein ganzes Leben an ihm vorüber. Es gab neben dem Lichte, das über dieſem Lebenslaufe lag, auch manche dunkle Stelle in demſelben, oder vielmehr dem ſtill Sinnenden erſchien nun Manches dunkel, was er ſonſt in anderm Lichte betrachtet oder vor dem er lieber die Augen geſchloſſen hatte.

Der Hauptmann ſtammte aus einer jener Familien, deren einziger Reichtum in dem altadeligen Namen beſteht, der zu den mannigfaltigſten Anſprüchen im Staatsdienſte, beſonders im Militär berechtigt. So hatte auch ſein Vater eine hohe Militärſtellung bekleidet und war mit dem Großherzog vor der Volkserhebung aus dem Lande geflohen. Warum der Sohn der altariſtokratiſchen Familie ſich dieſer Erhebung angeſchloſſen, darüber hatte er ſich, wie noch gar viele ſeiner Kameraden, nie ganz genaue Rechenſchaft gegeben. Einmal übergroße Vorliebe für die demokratiſchen Forderungen des Volkes hatte ihn gewiß nicht dazu bewogen, obwohl er unbefangen und billig genug dachte, um den Klagen über mancherlei Übelſtände Recht zu geben; aber im Ganzen war's doch mehr der Überdruß an dem ewigen Einerlei des Kaſernenlebens, verbunden mit der Erinnerung an wirkliche oder vermeintliche Zurückſetzungen und Demütigungen geweſen, was ihn zu dem Schritte verleitet hatte. Im Übrigen, was war denn ſo viel zu verlieren dabei? ohne das zu Hilfe kommen eines Feldzuges ſchlich das Avance-

ment seinen unerträglich langsamen Schneckenschritt, da der ebenfalls Bevorrechteten noch die Menge auf und neben dem Wege standen. Dabei bedachte der junge Mann freilich nicht genugsam, daß er im Grunde genommen blutwenig gelernt hatte, worauf er sich eine neue Existenz für den Fall gründen könnte, daß er aus seiner bisherigen Karriere weggedrängt würde; denn sein ganzer Bildungsweg war eben nur auf diese Karriere abgesehen und er selbst von jeher viel zu leichten Sinnes gewesen, um daneben von sich aus noch ein Übriges zu thun. Doch ein Grund, der zu dem Schritte bewog, darf nicht unerwähnt bleiben, weil er im entscheidenden Augenblicke den Ausschlag gab. Der gemeine Soldat war durchweg für die Volksbewegung gewonnen und der Hauptmann wollte sich in einer so kritischen Lage nicht von seiner Kompagnie trennen, weil er wußte, daß die Leute, vom ersten bis zum letzten, ihm mit Leib und Seele ergeben waren. Das indessen hatte wiederum seine richtigen Gründe; denn dem Hauptmanne von Beuren, so war sein Name, konnten die Männerherzen unter dem groben Kommisrocke ebenso wenig widerstehen, als die Frauenherzen unter dem Mieder oder der seiderauschenden Mantille. Abgesehen davon, daß sich in der ganzen Armee wohl wenige Offiziere fanden, die ihm in Beziehung auf männliche Schönheit zur Seite stehen durften, verstand er es, im Umgange mit Hoch oder Nieder eine bezwingende Liebenswürdigkeit zu entfalten. Er war mutig bis zur Tollkühnheit, freigebig bis zur Verschwendung und selbst mit der Aussicht, sich dadurch eine fortlaufende Kette von Verlegenheiten zu bereiten. Neben einem angeborenen Stolze brach oft genug die naivste Gutmütigkeit hervor, und behandelte er einmal seine Untergebenen rauh, so wußte er's auf die ungesuchteste Weise wieder gut zu machen. Freilich redeten ihm seine Neider und Feinde nach, daß er auch launisch, wankelmütig, wo nicht gar leichtsinnig bis zur Mißachtung der gewöhnlichsten sittlichen Forde-

rungen sei. Und leider fehlte es nicht an Beispielen, die diesen Anklagen einen Rückhalt gaben.

Eines dieser Beispiele fiel nun dem Kranken selbst schwer auf das Herz. Es war ein rührend schönes Frauenbild, das vor seinem innern Gesichte emporstieg und ihn mit thränengefüllten Augen anblickte. Keine Klage, kein Vorwurf kam über ihre Lippen; aber sie preßte die beiden Hände gegen das Herz, als ob sie durch diesen Druck ein tötliches Weh ersticken könnte. Dann begannen sich auch ihre Lippen zum Sprechen zu bewegen; doch der Hauptmann vernahm nichts als den Klang seines Namens, der aus weiter Ferne zu ihm herüberzutönen schien. Seine Sinne verschwammen in ein fieberhaftes dämmerndes Weben, bis er mit dem leisen Ausrufe „Leonie!“ wieder in völlige Bewußtlosigkeit versank.

III. Der neue Handelsbeflissene.

Unter der geschickten ärztlichen Behandlung und der trefflichen Pflege im Theiler'schen Hause machte die Genesung des Verwundeten rasche Fortschritte. Nach kaum vierzehn Tagen war er schon im Stande, sich in dem schönangelegten Garten seiner Gastfreunde zu ergehen, wenn auch erst noch mit Hilfe des treuen Heinzelmann, der bisher Tag und Nacht kaum von der Seite seines Hauptmanns gewichen war; aber an dem Tage, da dieser seinen Gartenspaziergang ohne andere Beihilfe, als diejenige eines Stockes, beendigen konnte, trat Heinzelmann in die Dienste des Herrn Theiler. Fortan führte er, statt militärischer Rotten, die Rotten der Packer und Lader in den weiten, warengefüllten Magazinen, und es war eine wahre Freude zu sehen, mit welcher Handlichkeit er die neuen Geschäfte anfaßte. Er war noch keine zwei Wochen bei denselben, als er zu dem Hauptmanne sagte: „Verzeih' mir's Gott, aber wenn ich nur an mich denken wollte, so müßte ich

die Revolution als das glücklichſte Begegnis meines Lebens ſegnen. Es wird mir nun erſt recht deutlich, wie mir die Kaſerne eine Reihe der beſten Jahre weggeſtohlen hat. Das iſt doch ein ganz anderes Leben hier, und am Abend weiß man auch, wofür und wozu man den Tag verbraucht hat.“

„Ja, ja,“ erwiderte der Hauptmann gutmütig, „ich ſehe Dich auf dem beſten Wege, ein ausgemachter Schacherer zu werden. Nach Jahr und Tag mußt Du auf dieſe Weiſe ein hübſches Kapitälchen zuſammengerackert haben, bei dem Du dann, der ganzen Welt Trotz bietend, auf den Sack ſchlagen kannſt.“

„Oh,“ lachte Heinzelmann, „zum Zuſammenrackern wird es wohl nie kommen bei mir; aber ich freue mich doch, ſo bald einen Weg gefunden zu haben, auf dem ich mein ehrliches Brot erwerben kann, und zwar erſt noch bei einem ſolchen Dienſtherrn!“

„Du haſt recht,“ erwiderte der Hauptmann, einen leiſen Seufzer unterdrückend; „ich wollt', ich wär' an Deiner Stelle.“

Mit dieſem Worte war ein Gedanke ausgeſprochen, der den nun bereits Wiedergeneſenen von Tag zu Tag mehr beſchäftigte, mehr und ernſtlicher, als er's je gedacht hätte. Von der ganzen Theiler'ſchen Familie wurde er mit einer ſo zarten Aufmerkſamkeit und Herzlichkeit behandelt, als ob er ein naher und lieber Anverwandter derſelben ſei; auch wußte er wohl, daß ihm im ganzen Hauſe eine verlängerte Annahme der einmal angebotenen Gaſtfreundſchaft kein Menſch nachrechnete; aber doch wär' es ihm unmöglich geweſen, hier länger, als es unumgänglich nötig war, unthätig zu verbleiben. Im Grunde genommen erging es ihm gerade, wie dem braven Heinzelmann. Zuerſt fühlte er ſich unbehaglich gegenüber der raſtloſen und geordneten Thätigkeit, die in dem Hauſe herrſchte; dann aber begann er unwillkürlich die Reſultate dieſer Thätigkeit mit Demjenigen zu vergleichen, was ihm nun ſelbſt als Ergebnis ſeines bisherigen Lebens geblieben war. Der Sohn Theiler,

der bereits wieder aus dem unblutig abgelaufenen Feldzuge zurückgekehrt war, zählte etliche Jahre weniger als der Hauptmann, war überhaupt kaum aus dem Jünglingsalter herausgetreten; aber wie tief in das Leben eingreifend stand er jetzt schon da und über welch reichen materiellen und geistigen Besitz konnte er jetzt schon gebieten!

Der Herr von Beuren hatte sich bisher eingebildet, er sei im Besitze einer Welt- und Menschenkenntnis, wie sich deren nicht leicht ein junger Mann seines Alters rühmen könne, am wenigsten ein bloßer Kaufmann; jetzt jedoch mußte er einsehen, daß er von der „Welt" nur jenen Teil kennen gelernt, der sich ohne die geringste Berechtigung diesen Namen selbst beigelegt, und von Menschen durchschnittlich nur solche, die eines ernstlichern Studiums gar nicht wert gewesen. Wie ganz anders der junge Theiler, der fast alle größern Städte Europa's aus eigener Anschauung kannte und von dem mächtigen Wettkampfe großer Völkerinteressen mit einer Sachkenntnis und Sicherheit sprach, wie der Hauptmann etwa von den Chancen einer Whistpartie. Kein Wunder, daß diesen, so ganz im Widerspiele mit seiner ganzen bisherigen Anschauungs- und Empfindungsweise, oft ein erdrückendes Gefühl der Unbedeutendheit beschleichen wollte und er aller Anstrengung bedurfte, um sich das hergebrachte Selbstgefühl, wenigstens äußerlich, nicht verloren gehen zu lassen; denn er empfand wohl, wie nötig ihm gerade jetzt eine gehörige Sicherheit seines Auftretens und Benehmens sein müsse. Er glaubte sogar, diese Sicherheit in seinem ganzen Leben nie nötiger gehabt zu haben; denn, wie wollte er ohne dieselbe vor den Blicken eines Augenpaares bestehen, die oft wie mit einer wehmütigen, inhaltschweren Frage an ihm zu hängen schienen. Warum, so grübelte und sann er Tag um Tag, warum mußte ich diesem Mädchen erst jetzt begegnen, wo ich ohne Heimat, ohne Lebensstellung bin, wo ich in ihrem Hause das Gnadenbrot esse und wo — er schlug sich

mit der Hand an die Stirne, um den weitern Gedankenlauf abzuſchneiden; fügte aber bitter hinzu: „Sie kann mich höchſtens bemitleiden und würde mich wohl bald verachten. Morgen reiſe ich, und wenn ich meinen Degen dem ſchmutzigſten Juden anbieten müßte.“

Aber trotz dieſes faſt täglich wiederholten Entſchluſſes, kam derſelbe doch nie zur Ausführung, obgleich es damals einem mutigen Offiziere, der es mit politiſchen Meinungen nie zu genau genommen hatte, gerade nicht an Gelegenheit, wieder in Dienſt zu treten, gefehlt haben würde. An eine Rückkehr in die Heimat war freilich nicht zu denken; der Name des Hauptmannes von Beuren ſtand in der erſten Reihe der Proſkribierten, und daheim würde wahrſcheinlich eine preußiſche Standrechtskugel auf ihn gewartet haben.

Unter ſolchen Grübeleien und Erwägungen ſaß er eines Abends in einer Gartenlaube, als die älteſte Tochter des Hauſes daher kam. Unter freundlichem Geplauder nahm ſie ebenfalls Platz in der Laube, bis der Hauptmann plötzlich ſagte: „Dieſen Abend iſt mir zum letzten Mal das Glück vergönnt, hier Ihnen gegenüber zu ſitzen, Fräulein Sophie; morgen werde ich unwiderruflich reiſen, es kann nicht länger ſo bleiben, wie unvergeßlich mir der Aufenthalt in Ihrem Hauſe auch zeitlebens bleiben wird.“ Er ſprach dieſe Worte ſichtlich bewegt, und ſie ſchaute ihn wieder mit einem jener Blicke an, die ihm ſo wunderſam die Seele berührten.

„Sie ſcherzen, Herr Hauptmann,“ ſagte ſie endlich, jedoch nicht ohne einen Ton der Beſorgnis, da ſie ihn ſo ernſt daſitzen ſah, „oder vielmehr, Sie wollen mich erſchrecken; was ſollte denn vorgefallen ſein, daß Sie uns ſo plötzlich verlaſſen wollten!“

„Sie mit einer ſolchen Ankündigung erſchrecken?“ rief er; „ſpotten Sie meiner nicht! Fräulein, ich bitte Sie, nur jetzt

nicht!“ Es lag etwas ſchmerzlich Bitteres in dieſem Ausrufe, und ſie ließ ihren Blick wiederum auf ſeinem Geſichte ruhen.

„An Spott denke ich wahrlich nicht, das werden Sie mir glauben,“ ſagte ſie dann; „aber ich ſehe ebenſo wenig ein, warum Sie uns verlaſſen ſollten.“

„Warum?“ erwiderte der junge Mann raſch, indem er auf die feine Stickarbeit deutete, welche das Fräulein in Händen hielt; „Sie fragen warum? Sehen Sie, Sie ſind unabläſſig thätig, vom Morgen bis in den Abend hinein; ich bin überhaupt der einzige Müßiggänger in dieſem Hauſe und hätte es doch gewiß am wenigſten nötig. Das darf nicht länger ſo bleiben, ich werde wieder in Militärdienſt treten.“

„Und wo denn?“ fragte ſie leiſe; „nach Hauſe können Sie ja nicht zurück.“

„In Öſterreich, Italien, Frankreich,“ ſagte er; „mir iſt's gleichgültig.“

Fräulein Sophie ſchwieg eine geraume Weile, während ſie einige falſche Stiche an ihrer Stickerei loslöſte; dann ſagte ſie ernſt: „Hören Sie, Herr Hauptmann, ich bin freilich nur ein unerfahrenes Mädchen; aber das werden Sie doch nicht thun. Könnten Sie wieder in ihre Heimat zurückkehren oder hätten Sie ſich eine neue Heimat erworben, zu deren Schutz Sie die Waffen wieder ergreifen könnten, dann würd' ich Sie mit Freuden ziehen ſehen; aber das Leben an eine Sache wagen, für die man kein Herz hat, das iſt — zürnen Sie mir nicht — das iſt keine würdige Mannesarbeit.“

Sie hatte dieſe Worte mit ſo hohem Ernſte und zugleich in einem ſo reizenden Strafpredigertone geſprochen, daß der Hauptmann unwillkürlich lächeln mußte.

„Nun, nun, meine liebenswürdige Patriotin,“ ſagte er, „unſereins kämpft eben auch für die Fahnenehre, für Ehre überhaupt.“

„Die Fahne kann ihre Ehre zunächſt nur von der guten Sache entlehnen, welche ſie deckt," entgegnete ſie raſch, „und die Manneſehre ruht auf dem nämlichen Grunde; oder iſt's nicht ſo?"

„Ich werde mich wohl hüten, Ihnen unbedingt Recht zu geben," erwiderte er, noch immer auf das Anmutigſte berührt von dem Ernſte ſeiner liebenswürdigen Gegnerin; „denn ſobald ich's thäte, würde ich ja den einzigen Schlüſſel für meine ganze Zukunft wegwerfen."

Es verging wiederum eine kleine Weile, bevor ſie ſagte: „Ich vermag nicht einzuſehen, warum Sie von einem einzigen Schlüſſel ſprechen; daß Sie ſich langweilen müſſen bei unſerer einförmigen Bürgerlichkeit, iſt ganz natürlich; gleichwohl mein' ich, müßte ſich immer noch eine Bethätigung finden laſſen, die mit der Zeit den Reiz des Soldatenlebens aufwiegen würde."

„Den Reiz des Soldatenlebens!" rief er; „der Himmel weiß, wie gerne ich dasſelbe an jede andere Beſchäftigung vertauſchen würde, die mir hinlänglichen Raum in der Welt verſchaffen könnte; aber wenn ich Ihren Vater, Ihren Bruder ſehe, die durch ihre geräuſchloſe Thätigkeit Tauſende von Händen in zweien Weltteilen in dienſtbare Bewegung ſetzen, da —". Er ſprach nicht zu Ende, ſondern legte die Hand über das errötende Geſicht; er fühlte, daß er ſich für ſein Selbſtgefühl zu weit hatte hinreißen laſſen, was er ſonſt gerade vor dieſen Augen möglichſt zu vermeiden geſucht. Aber das Fräulein hatte ſich ſchon erhoben und ſagte näher tretend: „Wenn Ihnen das Ernſt wäre, Sie kennen ja mehrere neue Sprachen; oh, wenn Sie das doch meinem Vater ſagen möchten!"

Man brauchte in Herzensangelegenheiten nicht die Erfahrung des Hauptmanns zu beſitzen, um aus dieſen Worten das freudig Bewegte, Hoffnungsfrohe herauszufühlen, das durch des Mädchens Stimme zitterte. Er ſchaute auf, und ihr gegen ihn vorgeneigtes Geſicht war wie eine friſch aufbrechende

Roſe erglüht. „Sie glauben?“ ſagte er, ſeine Hand leiſe auf die ihrige legend; „und Sie würden mich gerne an das Haus Ihres Vaters gebunden ſehen, Fräulein Sophie?“

Die Roſenglut hatte ſich auch über ihren Nacken ergoſſen, und er fühlte das Zittern ihrer Hand, als ſie mit einem leiſen Nicken des lieblichen Kopfes Antwort auf ſeine Frage gab. Er ſprang empor, und ſeine Lippen ruhten auf einem jungfräulichern Munde, als ſie noch je einen berührt hatten.

Schon am folgenden Vormittage ſaß der Hauptmann von Beuren an einem zierlich und bequem hergerichteten Pulte im Komptoir des Herrn Theiler, emſig bemüht, durch Kopierung einiger Briefe den Geheimniſſen des kaufmänniſchen Stiles auf die Spur zu kommen.

IV. Neuer Anfang.

Solche Umwandlungen in der Lebensſtellung, wie die des Hauptmanns von Beuren, gehörten damals durchaus nicht zu den Seltenheiten in der zahlreichen Flüchtlingswelt, die ſich von allen Seiten her in der Schweiz zuſammengefunden. Ehemalige hochgeſtellte Beamte hielten in einem abgelegenen Bergdörfchen Schule, flüchtige Pfarrherren kopierten auf einem Advokatenbüreau, und eine große Zahl von Offizieren griff ebenfalls zur nächſten beſten Hantierung, wie ſie ſich gerade darbieten wollte. Es galt eben, ſich zunächſt für das liebe Leben zu wehren. Bei der einheimiſchen Bevölkerung wurden auch diejenigen, die ſofort friſch zugriffen, mit weit günſtigern Augen angeſehen als andere, welche ſich mit der Verkündung des nahen Ausbruches einer europäiſchen Revolution begnügten und unterdeſſen nicht ſelten die Leichtgläubigkeit oder Gutmütigkeit auf wenig ehrenhafte Weiſe ausbeuteten. So ſah denn auch in dem Schritte des Herrn von Beuren niemand etwas Auf-

fallendes, im Gegenteil wurde ihm derſelbe ſehr zu ſeinen Gunſten angerechnet. Er hatte dadurch namentlich in Heimſtädt mit einem Schlage feſten Boden gefaßt; er gehörte jetzt zum Hauſe Theiler, und zwar nicht mehr bloß als ein aus Mitleiden aufgenommener Gaſt, ſondern als thätiges Mitglied, und das war genug, um ihm den Weg zu jeder Thüre zu öffnen.

Einen jedoch gab es im Städtchen, der ſich mit dieſem Schritte nicht befreunden konnte, und es war doch gerade derjenige, auf deſſen freudige Zuſtimmung der Hauptmann am allermeiſten gerechnet hatte. „Nun, Heinzelmann,“ rief er, als er dem treuen Burſchen nach bereits geſchehener Vereinigung mit Herrn Theiler begegnete, „jetzt mag auch meine Uniform neben der Deinigen im Kaſten liegen, und wir bleiben ebenfalls zuſammen. Das wird Dir recht ſein, hoff' ich.“

„Was meinen Sie?“ fragte Heinzelmann hochaufſchauend; „ich hoffte ſchon, daß es Ihnen in dieſem prächtigen Hauſe noch nicht ſobald verleidet ſein werde.“

„Im Gegenteil, von morgen an werde ich auf dem Komptoir des Herrn Theiler pünktlichſt genau zuſammenrechnen, wie viel Warenballen Du den Tag hindurch in den Magazinen aufſtapelſt oder weiterſpedierſt.“

„Was iſt — was gibt's,“ erwiderte Heinzelmann zögernd, „ich kann Sie immer noch nicht verſtehen, Herr Hauptmann.“

„Ei, Du zählſt doch ſonſt nicht zu den Harthörigen,“ lautete die Antwort; „ich trete morgen um acht Uhr, vorerſt als Volontair, in das Komptoir Deines eigenen, vortrefflichen Brotherrn und werde mich fortan mit Eifer dem edeln Handelsſtande widmen.“

„Wird nicht ſein, kann nicht ſein, Sie belieben zu ſcherzen,“ ſtotterte Heinzelmann.

„Und warum ſollte denn das nicht ſein können?“ rief der Hauptmann halb verwundert, halb beluſtigt; „ich ſage Dir aber, es iſt, und morgen werde ich den Fahneneid zu leiſten haben.“

Heinzelmann ſtand lange, ohne ein Wort hervorzubringen, vor ſich hinſchauend; dann ſagte er leiſe: „Nun, wenn es ſchon ſo weit iſt, ſo möge der Himmel Ihrem neuen Beginnen ſeinen Segen verleihen.“

Wenn auch nicht in dem nämlichen Grade, wie der alte Soldat, ſo hatte doch auch Herr Theiler ſeine Bedenken, die er indeſſen für einmal gegen niemanden ausſprechen mochte. Er war ein Mann, der das Geſchäft mit geringen Mitteln gegründet und durch Einſicht und energiſche Thätigkeit zu ſeiner jetzigen Blüte emporgebracht hatte. Natürlich war ihm bei einem ſolchen Lebensgange keine Zeit geblieben, ſich, was man ſo nennt, eine umfaſſende Bildung oder auch nur eine vollendete Menſchenkenntnis anzueignen; aber was ſeinen Geſchäftskreis berührte und in denſelben hineintrat, das hatte er bald mit ſcharfem Auge gewürdigt. Wenn er nun auch den unerwarteten Entſchluß des Hauptmanns nicht mißbilligen konnte, ſo würde er doch nie daran gedacht haben, denſelben aus freien Stücken dazu aufzumuntern. Er befürchtete, daß es ihm an der nötigen Ausdauer, wie an der unerläßlichen Pünktlichkeit in ſcheinbaren Geringfügigkeiten fehlen möchte. Indeſſen, es kam ja auf einen Verſuch an. „Nur Eines noch,“ ſagte Herr Theiler, nachdem die Sache in Ordnung gebracht war; „ich leide an einem Fehler, den ich mir nie abzugewöhnen vermochte, der auch denjenigen, die ſtets um mich ſein müſſen, oft ſehr beſchwerlich ſein kann, der aber in einem Geſchäfte, wie das meinige, doch nicht ſo ganz vom Übel iſt. Ich kann nämlich, wo etwas Schiefes zum Vorſchein kommt, eine augenblickliche Hitze nicht bemeiſtern, und da gilt es denn, nicht allzu empfindlich oder gar nachträgeriſch zu ſein.“

„Das kann ich auf das Beſte beſtätigen," ſagte Madame Theiler, die bei dieſem Geſpräche zugegen war; „da gilt es, das eigene kalte Blut nicht zu verlieren."

„Nun, nun, Mama," rief Herr Theiler, „mach' mich nicht ſchlimmer, als ich wirklich ſchon bin; Du wenigſtens haſt die Furcht längſt verloren vor meinem Zorne und dann weißt Du auch, wenn nur nichts Ungerades, Unlauteres mitunterläuft, ſo ſchäme ich mich auch nicht, ein allfällig begangenes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen."

„Das iſt wahr, Papa, der Schlimmſte biſt Du gleichwohl nicht," lächelte die Frau.

Eine große Freude über das Vorhaben des Hauptmanns empfand der junge Theiler, der den neuen Hausgenoſſen aufrichtig lieb gewonnen hatte. Er nahm ſich auch vor, ihm in jeder Weiſe behilflich zu ſein, damit die trockenen Anfangsgründe der neuen Geſchäftsſchule, wie die ſchwierigern Subtilitäten, möglichſt raſch und leicht überwunden würden. In ſeiner frohen Laune konnte er es nicht unterlaſſen, die Schweſter zu necken; oder war im Herzen des Jünglings vielleicht eine Ahnung über die wirklichen Beweggründe aufgegangen, die hier im Spiele waren? „Was meinſt Du, kluges Fräulein Sophie," rief er, „wie würde es ſich ausnehmen, wenn es dereinſt hieße, die Firma Theiler, von Beuren und Compagnie, na, das klingt gleich anders! Oder?" Es war gut, daß Fräulein Sophie im Schatten des Lichtſchirmes verborgen ſaß, ſonſt würde ihr dunkles Erröten eine ganz andere Antwort gegeben haben als es der Mund mit den gleichgültigen Worten that: „Mir wird jede Firma recht ſein, die der Herr Bruder einſt anzunehmen beliebt." Eine Nacht voll freudigbanger Unruhe aber wartete auf das Mädchen; von Schlaf konnte keine Rede ſein, und doch kamen die Träume heran, mit allerlei lieblichen Bildern, die das Herz bewegten. „Er liebt mich," flüſterte ſie von Zeit zu Zeit vor ſich hin, während ſie in einem ſüßen

Schauer zusammenbebte; „er liebt mich; und wie muß er mich lieben, daß er auf die leiseste Andeutung meiner stillen Wünsche so schnell zu dem schweren Entschlusse bereit war; er, der stolze, ritterliche und ach, so liebe Mann!“ Am Morgen, als Herr von Beuren sein Zimmer verlassen wollte, um sich zur festgesetzten Stunde ins Comptoir zu begeben, glitt ihm in dem dunkeln Corridor fast unhörbar eine Gestalt entgegen. „Sie haben Ihren Entschluß nicht bereut über Nacht, Sie bleiben dabei?“ flüsterte sie schüchtern. „Und warum sollte ich nicht dabei bleiben?“ antwortete er, die leis erzitternde Jungfrau umfassend; „warum sollte ich einen Entschluß bereuen, durch dessen Ausführung ich in Deiner Nähe bleiben darf, mein süßes Kind?“ „Dann begleite der Himmel Ihren ersten Schritt auf dem neuen Lebenswege,“ sagte sie, seine Küsse erwidernd, und schlüpfte dann wieder rasch und lautlos in einen Seitengang.

V. Eine alte Bekanntschaft.

Der jungfräuliche Segenswunsch schien sich an dem neuen Handelsbeflissenen bewähren zu sollen: die Sache ließ sich über alle Erwartung gut an. Der alte Herr Theiler war selbst höchlich erstaunt angesichts der Fortschritte, welche der Zögling machte. Über sein leichtes Erfassen und rasches Hineinarbeiten in jede Branche des Geschäftes wunderte er sich weniger, da konnte mit einem gereiften Verstande viel ausgerichtet werden; aber daß der Hauptmann sich auch der trockensten Arbeit mit ruhiger Ausdauer und sicherer Genauigkeit unterziehen würde, das hatte der alte Herr nicht zu hoffen gewagt. Er war deshalb auch nicht zurückhaltend mit lobender Anerkennung und rief oft aus: „Das muß man sagen, eine tüchtige Soldatenschule hat denn doch auch ihr Gutes; mein jüngster Commis und mein Magazinier sind die strikteſten Arbeiter in meinem

ganzen Geſchäfte, und das Holz zu dieſen Pfeifen iſt im Soldatenrocke geſchnitten worden!“ Wie horchte Sophie mit freudigem Herzklopfen auf, wenn Vater und Bruder dem heimlich Geliebten übereinſtimmendes Lob ſpendeten und dieſer dann mit ruhiger Beſcheidenheit erwiderte: „Wenn nur der Fortgang nicht Schwereres bringt, die Anfänge ſind freilich wohl zu überwinden, beſonders unter ſolchen Lehrmeiſtern.“ Er hätte noch hinzuſetzen können: neben einer ſolchen Lehrmeiſterin; denn er war ſich's gar wohl bewußt, daß eine Umwandlung in ſeinem ganzen Weſen vorgegangen und dieſe durch die Liebe bewirkt worden war. „Durch die Liebe — aber iſt es auch Liebe, was du für dieſes Mädchen empfindeſt?“ mußte er ſich oft fragen; „iſt es nicht eher nur Freundſchaft, aus Dankbarkeit und freilich auch aus Achtung hervorgegangen? Wäre das Alles nicht mit dem Reize des Geheimniſſes umgeben, wahrhaftig, ich wüßte nicht, wie ich mein Gefühl dann benennen ſollte.“ Und Herr von Beuren war gewiſſermaßen ganz in ſeinem Rechte mit dieſem Zweifel. Er hatte, wie das die äußeren Verhältniſſe mit ſich gebracht, viel geliebt in ſeinem Leben; aber dieſe beſänftigende, ſtill ſtärkende Kraft der Liebe, die er jetzt empfand, hatte er noch nie kennen gelernt. Schon allzufrüh in den Strudel eines leichtſinnigen Militärtreibens geworfen, war die heilige Jungfräulichkeit erſter Liebesregungen unerkannt an ihm vorübergegangen. Raſcher Genuß und raſcher Wechſel, das war es geweſen, was er Liebe nannte und als ſolche kannte. Jetzt freilich war es anders geworden. Statt begehrlicher Aufregung war eine mild erwärmende Ruhe über ihn gekommen, und in Sophiens Nähe ſchien jede Begierde verſtummen zu müſſen.

So ging Alles in ruhigen, erfreulichen Geleiſen fort bis zur Neujahrszeit. Herr Theiler huldigte der Regel, daß nach ſauren Arbeitswochen auch die frohen Feſte ihr Recht haben ſollten. Dem zufolge wurden nun nicht nur in dem eigenen,

ſonſt ſo ſtillen Hauſe rauſchende Feſtlichkeiten veranſtaltet, ſondern es folgte auch Einladung auf Einladung von Befreundeten, die ebenfalls ihr Möglichſtes thaten. Herr von Beuren war überall dabei, als wäre er längſt ein Mitglied der Familie Theiler, und überall war er ein höchſt willkommener Gaſt, namentlich bei der ſchöneren Hälfte der ſtädtiſchen Bevölkerung. Ihm ſelbſt gewährte es Vergnügen, ſeine geſelligen Vorzüge wieder einmal ins Licht zu ſetzen, und zugleich mußte er ſich geſtehen, daß ihm ein leichtes, genießendes Leben doch eigentlich beſſer zuſage, als die trockene, angeſtrengte Arbeit.

So lebte der Hauptmann zum Teil ſchon wieder in ſeinem alten Elemente, als er zu einem kleinen Konzerte eingeladen wurde. Unter anderem ſollte dabei auch eine Sängerin ſich hören laſſen, von der viel Weſens gemacht wurde und die, wie man ſagte, beabſichtigte, ſich als Muſiklehrerin in der Stadt niederzulaſſen. Sie erſchien, von lautem Beifall einiger bereits gewonnener Verehrer begrüßt, und Herr von Beuren klatſchte lebhaft mit, obwohl er ſeinen Augen kaum traute, als er das hübſche, kokette Geſicht erblickte. Es war eine Sängerin zweiten Ranges, die er am Theater in Mannheim kennen gelernt, der Gegenſtand ſeiner letzten Liebesintrigue vor dem Ausbruche des Aufſtandes. Ihr Auge mußte ihn ebenfalls ſofort entdeckt haben; denn ſie ſchickte ihm unter einer leichten Verbeugung ein freudiges Erkennungslächeln zu. Natürlich ſuchte er ſich ihr, ſobald der Geſang beendigt war, zu nähern, wie noch viele andere jüngere und ältere Männer, und ſie ſelbſt wußte ſo geſchickt zu manövrieren, daß ſie ihm ſogleich mitten im Schwarme ein Papier in die Hand drücken konnte, dann aber ſich unbefangen Andern zuwendete. „Ich werde," ſo ſtand auf dem Papierchen mit Bleiſtift gekritzelt, „in der zweiten Konzert-Abteilung nur noch ein Lied ſingen; eine Viertelſtunde ſpäter erwarte ich Dich in meiner Wohnung, in dem grünen Hauſe

vor dem Thore. Die Begleitung will ich Dir diesmal noch erlassen, Du holder, treuloser Flüchtling Du!"

In ruhigerer Stimmung, vor wenigen Tagen noch, würde Herr von Beuren diese Einladung vielleicht abgelehnt oder dieselbe wenigstens nur unter bestimmten Vorsätzen der Vorsicht angenommen haben; aber jetzt verließ er das Konzert, um keinerlei Verdacht zu erregen, schon nach Beendigung der ersten Abteilung, voller Neugierde zu erfahren, wie das verführerische Weib hiehergekommen sei. Mit ihrer Erscheinung war eine lange Reihe verlockender, rauschender Erinnerungen in ihm aufgewacht, die wie lachende Satyren an seinem hausbackenen Comptoirleben vorüberzogen und sein Blut in ungeduldige Wallung brachten. Die Schöne ließ ihn auch nicht lange warten, und kaum war er in ihr Zimmer getreten, als sie ihm unter leidenschaftlichen Liebkosungen an den Hals flog. „Endlich, endlich," rief sie, „hab' ich Dich gefunden, Du geliebter Treuloser, der geglaubt, er brauche nur ins Ausland zu gehen und dann nichts mehr von sich hören zu lassen, um vor meiner Liebe sicher zu sein; aber nein, nein! meinst Du, ich habe Alles dran gesetzt, meinen Ruf, meine Ehre, um Dich Deiner einfältigen Leonie zu entreißen und Dich dann nur einige Wochen, was sag' ich, nur einige Tage mein nennen zu können? O, da hast Du mein Herz noch zu wenig kennen gelernt, Du böser Flatterhafter! Beinahe die ganze Schweiz habe ich durchzogen, bis ich Deine Spur gefunden, und würde eher nicht geruht haben, hätt' ich auch die ganze Welt durchwandern müssen. Jetzt aber hab' ich Dich und werde Dich nicht mehr lassen!" Mit heißem Ungestüm zog sie ihn auf das Sopha nieder und begann sogleich, bald in fröhliches Gelächter, bald in Thränen ausbrechend, zu erzählen, wie sie Mannheim, von unüberwindlicher Sehnsucht getrieben, verlassen, um den Flüchtling aufzusuchen. „In Luzern endlich," schloß sie, „konnte ich Dein Versteck auskundschaften und bin dann so-

gleich unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln, die mir hier einen allfällig nötig werdenden Aufenthalt sichern, hergeeilt; denn Vorsicht ist von Nöten in diesen kleinen Nestern, ich kenne sie. Aber nun sag' auch Du mir, teurer Eugen, wie konntest Du Dich unter diesem Krämervolke so lange ruhig verhalten? Hoffentlich hat Dir's keines von diesen nicht einmal gackernden, sondern höchstens piepsenden Gänschen angethan; wenigstens konnte ich, um nach meiner Gewohnheit offen zu sein, bisher noch nichts ausspionieren. Doch im Grunde wär' mir's auch gleichgültig; Gefahr kann es nun keine mehr haben, da ich bei Dir bin; nicht wahr, Du mein süßester Herzenstrost?"

Der Hauptmann wußte gut genug, wie viel Gemachtes, Unwahres und Unlauteres in dieser Leidenschaftlichkeit war; gleichwohl hatte er nicht die Kraft, ihr zu widerstehen, und nun war es das erste Mal während seines Heimstädter Aufenthaltes, daß er erst bei schon grauendem Morgen nach Hause kam. Es schien jedoch niemandem aufgefallen zu sein, oder wenigstens beachtete er, zu sehr mit dem Chaos seiner durcheinander streitenden Gefühle und Gedanken beschäftigt, den still besorgten Blick nicht, mit dem ihm Sophie den Morgengruß bot.

VI. Nachwehen.

Als die Festtage endlich verrauscht waren und das Leben wieder in seine gewohnten Geleise zurückgeleitet werden sollte, bemerkte Herr Theiler wohl, daß sein Zögling nicht mit dem bisherigen Eifer an die Geschäfte ging, sondern sich mancherlei Unachtsamkeit und Ungenauigkeit zu Schulden kommen ließ; er saß oft zerstreut, gedankenlos in die vor ihm liegenden Papiere starrend oder vielmehr in Gedanken verloren, die mit diesen Papieren nichts zu schaffen hatten. Das sind eben noch die Nachwehen der Festzeit, dachte Herr Theiler anfänglich

und machte den Zerſtreuten höchſtens in ſcherzhafter Weiſe auf ſeine Mißgriffe oder Unterlaſſungen aufmerkſam; aber es ſchien, als ob die Nachwehen, ſtatt ſich allmählich zu verlieren, eher ſtärker werden ſollten, und bald war es offenbar, daß Herr von Beuren ſich namentlich zur Einhaltung der herkömmlichen Arbeitsſtunden förmlich zwingen mußte. Er war oft mißſtimmt und verließ dann das Comptoir unter dem Vorwande, ſich unwohl zu befinden und eines Ganges in friſcher Luft bedürftig zu ſein. „Wenn Sie ein Unwohlſein verſpüren, mein lieber Herr von Beuren," ſagte der Kaufherr, „ſo bleiben Sie einige Tage ganz aus dem Geſchäfte weg; es iſt für uns Beide beſſer. Sie können ſich leichter erholen, und ich kann die erforderliche Arbeit anders regulieren. Mir gilt als oberſte Geſchäftsregel, ſoweit möglich jede Unſicherheit und Unordnung zu verhüten! Am beſten iſt es wohl, Sie ziehen alsbald den Arzt zu Rate, vielleicht daß ſich noch irgend ein alter Reſt ihrer Wunde regen will."

Der Hauptmann machte ſofort Gebrauch von dieſer zuvorkommenden Urlaubserteilung; aber er blieb jetzt nicht nur vom Comptoir weg, ſondern ließ ſich auch, trotz der unfreundlichen Witterung, ganze Tage kaum mehr im Hauſe ſehen. Der alte Herr Theiler ſchüttelte den Kopf und konnte ſein Mißvergnügen nicht mehr unterdrücken über eine ſolche Heilmethode. „Ich fürchte, es rege ſich nicht nur die Wunde in dem jungen Herrn," ſagte er zu ſeinem Sohne, „ſondern das alte, vornehme Blut, das ſich auf die Dauer an keine ſtetige Arbeit gewöhnen will." Der Sohn nahm den Freund in Schutz und meinte, der Hauptmann werde ſich nicht gleich wie ein Wickelkind dem Arzte überliefern wollen, bevor ſein Übel in beſtimmter Geſtalt auftrete; tüchtige Bewegung in freier Luft möge ſeiner ſoldatiſch gewöhnten Natur zuträglicher ſein, als die Apothekerbüchſen. In ähnlich verteidigender Weiſe äußerten ſich auch die übrigen Familienglieder, wenn der Hauptmann nicht zu Tiſche kam und

der Vater seine Mißbilligung darüber laut werden ließ. Nur Sophie schwieg dabei. Während sie früher das Lob des geliebten Mannes mit so gierigen Ohren eingesogen, schnitt es ihr jetzt durch die Seele, wenn nur sein Name genannt wurde; denn sie wußte ja besser als irgend sonst jemand, daß eine schlimme Veränderung in ihm vorgegangen, wenn sie auch die Ursache und Natur derselben nicht erkannte. Wie sein Benehmen gegen sie früher bei aller Hingebung und Wärme von zarter Schonung ihrer jungfräulichen Gefühle begleitet gewesen war, so war er jetzt manchmal in so ungestümer Aufregung, daß ihr Herz von banger Beklemmung erfüllt werden mußte. Sie erzitterte unter seinen Küssen, die sie wie glühende Funken durchzuckten und ihr den Atem in der Brust zu ersticken drohten; aber ach, er war ja doch der Abgott ihrer Seele, der wachend und träumend all' ihr Thun und Denken erfüllte und von dem sie nimmer und nimmer lassen konnte. Jetzt freilich zog es auch wie ein dunkler, drohender Schatten durch dieses Denken und Träumen, daß ihre heimliche Liebe, in der sie früher nichts Unrechtes erblickt, eine schwere Schuld in sich schließe, und wie oft faßte sie den Entschluß, durch ein offenes Bekenntnis an die Mutter von dem drückenden Bewußtsein dieser Schuld Erleichterung zu erlangen; aber je weniger sie sich schuldlos fühlte, um so schwerer wurde es ihr, dieses Bekenntnis abzulegen. Gingen die Andern zur Ruhe und der Hauptmann war noch nicht nach Hause gekommen, so harrte sie, vor Kälte zitternd, stundenlang an der Hausthüre, damit er durch kein Geräusch seine späte Heimkunft verraten müsse. Für solchen Liebesdienst erstickte er den schmerzlich stillen Vorwurf, der auf ihrem bleichen Gesichte lag, durch seine Feuerküsse, von denen sie sich einige Augenblicke berauschen ließ, um dann die Nacht unter Thränen zu durchwachen.

Es gab im Hause noch eine zweite Person, die unter dem veränderten Betragen des Hauptmanns ebenfalls schmerzlich

litt, und zwar um so schmerzlicher, weil sie den Grund desselben durchschaute. Heinzelmann hatte die Sängerin gesehen und wußte darum bald, wohin die geheimen Wege des Hauptmannes ausliefen; aber er getraute sich nicht, zu warnen oder Vorstellungen zu machen, wie es ihn innerlich wohl getrieben hätte. Er fügte sich mit einer Art verzweifelnder Ergebung in das, was er als das Unvermeidliche betrachtete. „Es mußte so oder so kommen," sagte er traurig zu sich selbst; „gehen konnte es nicht auf die Dauer, wie ich's vorausgesehen habe."

Diese trüben Zustände hatten nur schon zu lange angedauert, als sich dem alten Kaufherrn eine Gelegenheit darbot, dieselben wenn auch nicht zu beseitigen, so doch ihnen einigermaßen eine andere Wendung zu geben. Eine unerwartete, aber wichtige Geschäftsangelegenheit machte eine plötzliche Reise des jungen Herrn Theiler nach England notwendig, und Herr Theiler der ältere war schnell entschlossen, diesen Anlaß zu benützen, um dem über Gebühr verlängerten Urlaube des Hauptmannes ein Ende zu machen oder ihn wenigstens zu einer bestimmten Erklärung zu veranlassen. „Nun, Herr von Beuren," sagte er zu diesem, nicht unfreundlich, doch in ziemlich trockenem Tone, „durch die voraussichtlich längere Abwesenheit meines Sohnes wird in unserm Comptoir eine bedeutende Lücke offen, die ich einzig nicht auszufüllen vermag. Gestatten es Ihre Gesundheitsumstände, so wäre mir's sehr angenehm, wenn Sie Ihre regelmäßige Arbeit wieder aufnehmen könnten; andernfalls bin ich genötigt, einen neuen Commis einzustellen, den ich dann natürlich nicht wieder ganz nach Belieben verabschieden kann."

Dieser Wink war so deutlich, daß sich Herr von Beuren errötend in die Lippen biß. Er verschluckte jedoch die Pille und erwiderte lächelnd: „Ich war so eben im Begriffe, mich meinem verehrten General als wieder genesen zum Diensteintritte zu melden."

Am nächsten Morgen erfolgte dieser Eintritt pünktlich, und Herr Theiler konnte mit den Dienstleistungen nicht gerade unzufrieden sein. Freilich, wie es vor dem Neujahr gewesen, kam es nicht. Herr von Beuren war oft zerstreut und von einer auffallenden Unruhe ergriffen, die ihn Manches übersehen, manchen Mißgriff begehen ließ. Dies war besonders in den ersten Vormittagsstunden der Fall, wo der Hauptmann nicht selten durch ein übernächtiges Aussehen die Ursache seines Mangels an Arbeitsfähigkeit verriet. Herr Theiler konnte, so sehr er auch an sich hielt, seinen Unmut nicht immer ganz unterdrücken. „Hören Sie, Herr von Beuren," sagte er eines Morgens, „die Art und Weise, mit welcher Sie in mein Haus gekommen, überhaupt ihre ganze Lebensstellung, erlauben mir nicht, mit Ihnen zu sprechen, wie ich's jedem Andern meiner Angestellten gegenüber thun würde; aber seit Ihnen unsere Familienabende nicht mehr behagen, sind Sie, wie ich genau erfahren, in die Gesellschaft von Spielern geraten, lauter nichtsnutzige Burschc, ob mit feinerm oder schlechterm Rocke bekleidet, mir ist's gleichgültig; ich bezeichne sie doch mit dem wahren Namen. Über ein anderes Gemunkel, das mir erst gestern Abend zugetragen werden wollte, hab' ich kein Recht, mit Ihnen zu sprechen, so unlieb mir dasselbe auch war. In solchen Dingen mag Jeder selbst zusehen, was ihm frommt. Aber das Spiel, das Spiel, das ist mir in der Seele verhaßt; es schwächt durch seine Aufregungen den Arbeitsnerv, wie Sie oft genug an sich selbst erfahren müssen, und dann das Geld! Denn Geld frißt es immer, auch wenn man glaubt, eine glückliche Hand zu haben."

Auf das Gesicht des Herrn von Beuren war beim Beginne dieser kleinen Strafpredigt eine brennende Röte gestiegen, die aber bei der Erwähnung des Geldes einer fast leichenhaften Blässe Platz machte. Er warf einen scheuen, doch scharf forschenden Blick auf den Kaufherrn, sagte dann aber, als dieser

ohne Zeichen beſonderer Aufregung ſchwieg: „Wahr iſt es, daß ich einige Male geſpielt habe, mit Leuten indeſſen, deren Bekanntſchaft ich in Ihren eigenen Kreiſen gemacht; hatte ich dabei auch nicht beſonderes Glück, ſo konnten doch auch keine großen Summen verloren gehen. Was Sie mit der andern Andeutung meinen, Herr Theiler, iſt mir unverſtändlich.“

„Um ſo beſſer und mir Ihretwegen um ſo lieber,“ erwiderte der Kaufherr; „übrigens möchte ich nicht mißverſtanden werden und wiederhole, daß ich mich nicht in Dinge miſche, die mich nichts angehen, ganz abgeſehen davon, daß mir alle unnötigen Klatſchereien verhaßt ſind. Ob Sie im Spiele Glück oder Unglück gehabt, habe ich nicht einmal gewußt und wollte es auch nicht wiſſen; was ich wünſche, iſt nur, daß Sie Ihre ſo ſchöne Arbeitskraft friſch erhalten.“

So ging dieſer kleine Sturm raſch vorüber, jedoch nicht ohne eine erfreuliche Luftreinigung bewirkt zu haben. Herr Theiler erfuhr ſchon nach wenigen Tagen, daß die ſchöne Muſiklehrerin die Stadt verlaſſen habe. Sie hatte, wie es hieß, nicht hinreichende Beſchäftigung gefunden für ihre Kunſtfertigkeit.

VII. Zweierlei Wechſel.

Herr Theiler hatte alle Urſache, ſich über dieſe Abreiſe Glück zu wünſchen; denn von der Stunde an war ſein Zögling wie umgewechſelt. Herr von Beuren trat wieder Tag um Tag mit dem Glockenſchlage ins Comptoir und Abends verließ er das Haus nur äußerſt ſelten mehr. Er ſchien ſich ſogar über Gebühr zurückziehen zu wollen, indem er ſich nach dem Abendtiſche öfters ſobald thunlich auf ſein Zimmer zurückzog, um daſelbſt angeblich allerlei Werke über Handelswiſſenſchaften, die verſchiedenen Handelsgeſetzgebungen, Wechſelrechte und dergl. zu ſtudieren. Zwar mochte ihn wohl hie und da

noch etwas Anderes beſchäftigen, indem eine gewiße Zerſtreutheit, ein ſtummes Sinnen ihn mitten in der Arbeit anfaſſen wollte; aber er raffte ſich immer wieder von ſelbſt auf, um die auf ſolche Weiſe verlorne Zeit mit Haſt einzubringen. Der Kaufherr machte kein Hehl aus der Freude, die er über dieſen günſtigen Wechſel empfand, ſondern ſuchte demſelben vielmehr durch reichlich geſpendete Anerkennung einen feſten Rückhalt zu geben. Und wie gierig ſog Fräulein Sophie die väterlichen Lobſprüche, die dem Lieblinge ihres Herzens geſpendet wurden, wiederum ein! Gerade wie ein von brennendem Durſte gequälter Wanderer, der nach trüber Wüſtenreiſe an einen friſchen Quell gelangt. Es kam ihr vor, als ob jeder dieſer Lobſprüche einen Teil des Schuldbewußtſeins, das ſie um ihre heimliche Liebe bedrückte, von ihr wegwälze, als ob in der väterlichen Anerkennung eine Rechtfertigung ihrer Liebe ſelbſt ausgeſprochen ſei. Einer ſolchen Rechtfertigung aber bedurfte ſie mehr als je; denn unaufhörlich raunte ihr eine leiſe Stimme zu, daß ihr Geheimnis nicht mehr lange verborgen bleiben könne, daß aber die Offenbarung desſelben die ſchwerſte Stunde ihres Lebens ſein werde. Dabei mußte ſie mit bitterem Schmerze an eine andere Stunde denken, die an ihrem bisherigen, ſonſt ſo mildbeſonnten Lebenswege wie ein unheilſchwangerer, drohender Schatten ſtand. Bei dieſer Erinnerung verhüllte ſie das Geſicht mit beiden Händen, und aus ihrer Bruſt ſtieg ein Seufzer empor, der halb bange Klage, halb inbrünſtiges Gebet war.

Unter ſolch wechſelnden Verhältniſſen war der Frühling angekommen. Wiederum ſpielten die letzten Strahlen einer untergehenden Sonne um das von friſchem Grün überſponnene Gartenhäuschen, und drinnen ſaßen, wie an jenem verhängnisvollen Herbſtabend, an welchem der Flüchtling den Entſchluß zum Betreten einer neuen Laufbahn gefaßt, der Hauptmann und die älteſte Tochter des Hauſes ihm gegenüber. Ein nur

leichthin geführtes Geſpräch war ins Stocken geraten, und Jedes von den Beiden ſchaute ernſt vor ſich hin, mit Gedanken beſchäftigt, die ſich vor dem Worte zu ſcheuen ſchienen. Endlich, nachdem das Schweigen ſchon lange gedauert, ſagte Fräulein Sophie ſchüchtern, und ihr ſeit einiger Zeit merklich bleicher gewordenes Antlitz neigte ſich errötend noch tiefer auf ihre Strickarbeit herab: „Ich habe mir vorgenommen, Dir etwas mitzuteilen oder vielmehr Dich über eine wichtige Sache um Rat zu fragen, Eugen; aber Du biſt, wie oft die letzte Zeit her, ſo ernſt, wo nicht finſter geſtimmt, daß ich nun wieder den Mut nicht habe dazu.“

Der Hauptmann blickte haſtig und ſcheu um ſich, als ob er von irgend einem unbekannten Laute erſchreckt worden wäre; dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen und erwiderte: „Wie, was, wozu haſt Du den Mut nicht; oder wie ſagteſt Du?“

„Du biſt zu ſehr mit Deinen eigenen Gedanken beſchäftigt,“ lautete die Antwort mit dem Tone der Beſorgnis und zugleich eines leiſen Vorwurfes; „oder fehlt Dir etwas, fühlſt Du Dich unwohl?“

„Nein, nein, das nicht, mein liebes Kind,“ erwiderte er, ſich zu einem Lächeln zwingend; „ich habe da freilich an etwas gedacht, und warum ſollten mir nicht manchmal ernſte und trübe Gedanken kommen! Aber was iſt's denn, das Du nicht den Mut haſt mir anzuvertrauen, vermutlich ein hochwichtiges Geheimnis!“

„Wichtig genug, lieber Eugen,“ ſagte das Fräulein leiſe, „ich fürchte, leider viel wichtiger, als Du's nur erwarten kannſt.“

Er warf wieder den ſcheuen, ängſtlichen Blick um ſich, bevor er zögernd fragte: „Wie denn, kommt es vielleicht vom Vater her, was Du mir zu ſagen haſt?“

„Es kommt von niemandem als von mir,“ entgegnete ſie; „aber darum iſt's nicht weniger wichtig, Eugen.“

„Einzig von Dir!“ sagte er wieder heiterer; „nun, dann frisch ausgerückt, da kann es ja unter allen Umständen nur etwas Liebes und Gutes sein.“

„Wollte der Himmel, daß es Dir so vorkäme,“ erwiderte sie, „das wäre mir wenigstens ein Trost.“ Nach diesen Worten schaute nun auch sie um sich, als ob sie ein verräterisches Ohr fürchte, neigte dann ihr Gesicht an seine Schulter hinüber und flüsterte: „Wir können unser Geheimnis nicht mehr länger verbergen vor den Eltern, ich muß mich der Mutter anvertrauen, Eugen.“

„Du mußt?“ rief er hastig und erschrocken; „aber warum solltest Du müssen, was könnte Dich nötigen dazu?“ Er faßte ihr tiefvorgebeugtes Haupt mit beiden Händen, richtete es empor und schaute forschend in die Augen, die sich mit Thränen füllten, während dunkler Purpur ihr Stirn und Wangen übergoß. So blieben die Beiden eine Weile stumm und unbeweglich, bis er seine Hände schlaff niedersinken ließ, um dumpf vor sich hinzustarren. Sie lehnte ihr Gesicht wieder an seine Schulter und fing heftig zu weinen an. „Höre,“ nahm endlich der Hauptmann das Wort, „jetzt dürfen die Eltern noch nichts erfahren davon, wenn nicht Alles verloren sein soll; später, vielleicht schon in einem Monate, nur jetzt nicht.“

„Aber warum denn jetzt nicht,“ erwiderte sie, „da doch der Vater wieder so ganz zufrieden ist mit Dir? Es wird freilich einen schweren, schweren Kampf kosten, und der Himmel verleihe mir die Kraft, ihn durchzukämpfen; aber ich will mich ihm zu Füßen werfen und nicht mehr aufstehen, bis ich seine Verzeihung erfleht und seine Einwilligung zu unserer Verbindung erhalten habe. Nur muß dies um so schwerer werden, je länger wir zurückhalten. Ach, daß ich es überhaupt jemals verheimlicht habe, ich werd' es schwer büßen müssen.“

„Und es darf gleichwohl jetzt nicht geschehen,“ sagte er, sie liebkosend an sich ziehend; „warum, wirst Du später wohl ein-

ſehen. Am Ende," fügte er leiſe hinzu, „wär's auch beſſer, wir würden uns entfernen, und anderswo abwarten, wie die Dinge ſich geſtalten wollen."

„Heimlich uns entfernen, meinſt Du, Eugen?"

„Heimlich!" rief er faſt haſtig, da er den Ton des Vorwurfes wohl empfand, der in ihrer Frage lag; „was nennſt Du heimlich? Etwas, das einige Tage verborgen bleibt, um dann ja doch aller Welt bekannt zu werden! Die Hauptſache iſt ja nur, dem befürchteten Sturme aus dem Wege zu gehen, ehe er uns niederwirft."

„Nein, Eugen, das werde ich nicht thun," erwiderte Sophie feſt; „ich will mich gegen meine Mutter, meine Schweſtern und gegen den Vater, der bei all' ſeiner zeitweiligen Heftigkeit ſtets ein guter und liebevoller Vater geweſen iſt, nicht noch mehr verſündigen, als es bereits geſchehen iſt. Tauſendmal lieber die begangene Schuld durch ein offenes Bekenntnis abwälzen, und dem Weitern mit Geduld und Standhaftigkeit entgegengehen."

Der Hauptmann konnte nichts mehr erwidern. In unbefangener Fröhlichkeit kamen die zwei andern Töchter des Hauſes den Garten herauf, und Sophie fand kaum noch Zeit, ihre Thränen zu trocknen, bevor die Beiden in die Laube traten.

Das Geſpräch wollte indeſſen nicht in den leichten Fluß geraten, wie es ſonſt den ſtets freundlichen Mädchen gegenüber der Fall war. Der Hauptmann fiel, trotz einzelner gegen ihn geſchleuderter Neckereien, immer wieder in ſeine nachdenkliche Zerſtreutheit zurück, und Sophie vermochte es noch weniger über ſich, in den heitern Ton ihrer Schweſtern einzuſtimmen. Sie war froh, daß die Stunde zum Nachteſſen herankam.

Bei dieſem jedoch war der Hausherr nicht erſchienen, etwas faſt Unerhörtes bei dem Manne, der ſeine Zeit für Alles, für die Arbeit wie die Ruhe, ſo genau einzuhalten pflegte. Die

Mutter wußte nur, daß er mit dem alten Kaſſier kurze Zeit vor der Eſſensſtunde ausgegangen ſei..

Ein feingeordnetes Räderwerk geräth ins Stocken durch das Ausbrechen eines einzigen Radzähnchens, das dem gewöhnlichen Auge kaum ſichtbar iſt So geht es auch in einer feſt gefügten Familienordnung. Die geringſte Abweichung von der gewohnten Stetigkeit bringt ein Mißbehagen hervor, das unter andern Verhältniſſen kaum begreiflich erſchiene. Über der Theilerſchen Familie lag an dieſem Abend ein unheimlicher Druck, deſſen ſich keines zu erwehren vermochte, und die Mutter ſchaute jeden Augenblick nach der Uhr und horchte bei jedem leiſeſten Geräuſche auf, ob es nicht die Tritte des heimkehrenden Vaters wären. Als es aber zehn Uhr geſchlagen und dieſer noch immer nicht erſchienen war, begaben ſich die Töchter auf ihre Gemächer, jede innerlich froh, für ſich allein ſein zu können. Der Hauptmann war ſchon früher in ſein Zimmer gegangen.

Für die arme Sophie aber war weder an Schlaf noch Ruhe zu denken. Sie löſchte das Licht und ſetzte ſich an das Fenſter, vielleicht daß der milde Mondſchein, der um die Gebüſche des Gartens ſpielte, auch einen Strahl der Milderung in ihr dunkles Leid ergießen konnte. Doch ſie hatte noch kaum einige Minuten ſo ſtill dageſeſſen, als ſich über den Hofweg herein Schritte vernehmen ließen. Es war der Vater mit zwei andern Männern, welche die Lauſcherin jedoch nicht zu erkennen vermochte, da ſie im Schatten der Mauer gingen. Vor der Hausthüre blieben die Zwei ſtehen, während der Vater hereintrat. Er trat leiſe auf, als ob er die nächtliche Ruhe nicht ſtören wolle; aber Sophie hörte gleichwohl, wie er nach dem gemeinſamen Wohngemache ging, aus deſſen Fenſtern der Lichtſchein der harrenden Mutter noch immer hervorbrach. Von dort herauf glaubte ſie, immer ängſtlicher horchend, einzelne zornige Laute zu vernehmen, bis ſich nach einer Weile die Thüre wieder öffnete, der Vater heraustrat und mit den beiden Andern über

den Hof zurückging. Erſt als ſie durch das große Hofthor bogen, traten ſie mehr auf die Lichtung heraus, und nun ſchimmerten im Mondſchein einzelne helle Punkte auf, die nur von glänzenden Metallſtücken herrühren konnten. Mit unklarem Schrecken durchfuhr die ſtille Beobachterin dieſer nächtlichen Szene der Gedanke: Das ſind Polizeimänner! was mögen die mit dem Vater zu ſchaffen haben, daß er ſie wieder fort begleitet! Gütiger Himmel, warum iſt er nicht zu Hauſe geblieben, durfte er nicht? Zwar kam ihr dieſe Befürchtung bald wieder thöricht vor; es konnten ja auch Offiziere ſein, die der Vater jetzt noch in ihre Herberge begleitete. Aber warum waren dieſelben nicht ins eigene Haus zu Gaſt gekommen, wenn es gute, auswärtige Bekannte waren? Denn nur ſolche konnten es ſein, da der Vater mit Einheimiſchen ſo ſpät gewiß nicht wieder fortgegangen wäre. So ſtritten ſich Gedanken und Vorſtellungen durcheinander, bis Sophie ſich entſchloß, zur Mutter hinunterzugehen, um ihre wechſelnde Unruhe los zu werden.

Madame Theiler ſaß, als ihre Tochter wieder in das Gemach trat, in einem Winkel auf einem Stuhle zuſammengekauert, als ob ſie erſchöpft, einer Ohnmacht nahe, dahingeſunken wäre. Ihr Geſicht war bleich, und die Augen ſtarrten unbeweglich nach dem Lichte, ohne jedoch zu beachten, daß dasſelbe tief herabgebrannt war. „Um Gotteswillen,“ rief Sophie bei dieſem Anblicke erſchreckt, „was haſt Du, liebe Mutter, was iſt denn vorgefallen! Ich glaubte, der Vater ſei heimgekommen.“

Bei dieſem Rufe richtete Frau Theiler ihre Blicke langſam auf die Tochter und ſagte dann, die Fingerſpitze an den Mund legend, leiſe: „Biſt Du noch nicht zu Bette? Ach Gott, das iſt eine erſchreckliche Geſchichte. Wie wird das ein Ende nehmen!“

„Aber um Gotteswillen, was iſt es denn, es wird doch dem Vater kein Unglück begegnet ſein?“ fragte Sophie, von immer ſchwererer Angſt beklommen; „er war doch hier vorhin!“

„Ein Unglück iſt ihm freilich begegnet,“ erwiderte die Mutter langſam, wie in Gedanken verloren; „aber ich weiß nicht einmal, ob ich Dir's anvertrauen darf.“

„Thu' es, ich bitte Dich,“ drängte die Tochter; „ich vermöchte die ungewiſſe Angſt nicht zu ertragen dieſe Nacht.“

Frau Theiler nickte zwei-, dreimal langſam mit dem Kopfe, näherte ſich dann Sophien und flüſterte ihr ins Ohr: „Es ſind von unſerm Comptoir Wechſel mit der gefälſchten Unterſchrift des Vaters ausgeſtellt worden. Er iſt in ſchrecklicher Aufregung, und nur mit größter Mühe konnte ich's verhindern, daß nicht noch dieſe Nacht eine polizeiliche Unterſuchung auf dem Zimmer des Hauptmanns vorgenommen wurde; denn auf ihm einzig ſcheint der Verdacht zu liegen.“

Sophie ließ das Licht, das ſie bisher noch in der Hand gehalten, unter dem leiſen Ausrufe „Barmherziger Himmel“ auf den Boden fallen und würde ſelbſt zuſammengeſunken ſein, hätte die Mutter ſie nicht in ihren Armen aufgefangen.

VIII. Die ſchwere Stunde.

Als ſich am folgenden Morgen Herr Theiler bald nach Tagesanbruch auf das Zimmer des Hauptmanns begeben wollte, fand er dasſelbe noch immer verſchloſſen. Er klopfte und verlangte Einlaß; aber es kam keine Antwort zurück, und als endlich die Thüre durch einen herbeigerufenen Arbeiter mit Gewalt geöffnet wurde, war das Gemach leer. Das Ausſehen des Bettes bewies indeſſen, daß der Hauptmann wenigſtens einen Teil der Nacht in demſelben geruht hatte; durcheinandergeworfene Kleidungsſtücke und Papiere deuteten auf eine ſchleunig ausgeführte Flucht, obgleich ein ſicheres Anzeichen nicht vorhanden war, wie dieſelbe bewerkſtelligt worden. Freilich ſtand ein Fenſter offen; aber das war eine Gewohnheit,

die der Herr von Beuren ſelbſt bei kühlen Nächten in ſeinem Schlafzimmer befolgte. Indeſſen kam es hier auch weniger auf die Art und Weiſe der Flucht, als auf die Frage an, woher der Flüchtling gewarnt worden ſei.

Die Aufregung des Kaufherrn kannte keine Grenzen mehr. Über Nacht hatte er ſich ſoweit wieder beruhigt gehabt, daß er ſich vorgenommen, gegen den Schuldigen keine geſetzlichen Schritte zu thun, wenn derſelbe ein offenes, namentlich aber auch umfaſſendes Geſtändnis ſeines Vergehens ablege. An letzterem war Herrn Theiler beſonders viel gelegen, weil nur an der Hand eines ſolchen Geſtändniſſes die nötigen Vorkehren getroffen werden konnten, um von der Ehre der Firma jeden Makel fernzuhalten. Nun war der Einzige, der dieſe Aufſchlüſſe zu geben imſtande war, verſchwunden, und zwar unter welchen Verumſtändungen! Außer dem alten, felſentreuen Kaſſier und dem Polizeihauptmanne nebſt ſeinem Stellvertreter, hatte im Orte noch niemand etwas erfahren von dem Vorfalle als Madame Theiler, und doch war das Geheimnis verraten worden! Von welcher Seite her konnte wohl nicht lange zweifelhaft ſein, und das mußte die Erbitterung des Kaufherrn aufs Neue um ſo mehr ſteigern, als er ſelbſt ſeiner erſten gerechten Aufwallung ſchon Gewalt angethan hatte.

Madame Theiler erſchrak indeſſen bei der unerwarteten Nachricht von dem Verſchwinden des Hauptmanns weit mehr über etwas Anderes, als über den ihr drohenden Zornausbruch ihres Gatten. Sie hatte wohl, trotz aller Vorſicht der Liebenden und ihrer Zurückhaltung in Gegenwart Anderer, ſchon längere Zeit eine Ahnung von der verborgenen Neigung ihrer Tochter; aber ſie wußte, daß in ſolchen Verhältniſſen ein allzufrühes Dreinreden oder Warnen die Flamme eher ſchüren als dämpfen kann, und war deshalb entſchloſſen abzuwarten, bis ſich ihr eine wirklich faßbare Handhabe für ihr mütterliches Wort bieten würde. Immerhin war ſie weit entfernt, ſich den wirk-

lichen Sachverhalt auch nur träumen zu laſſen; aber geſtern Nacht, als ihr die Tochter bei der Nachricht von der Gefahr, welche den Hauptmann bedrohte, halbbewußtlos in den Armen zuſammenſank, da war ihr mit einem Male ein unheilvoll helles Licht aufgegangen. Jetzt hatte der Verdacht, den dieſes Licht in ihr entzündet, in der Flucht des Hauptmanns ihre Beſtätigung gefunden; denn begreiflich konnte niemand anders als Sophie die Urheberin dieſer Flucht geweſen ſein.

Aber das war für die Mutter ein ſchon mehr als hinreichender Grund, den erſten Anprall des Sturmes einzig auszuhalten und alle Verantwortlichkeit auf ſich ſelbſt zu nehmen. Von dem, was ſie mit ahnungsvoller Bekümmernis erfüllte, durfte der Vater in ſeiner jetzigen Stimmung nicht die leiſeſte Andeutung erfahren, wenn das Schlimmſte vermieden werden wollte. So ließ die gute Frau den Ausbruch der Zornrede ihres Gatten geduldig über ſich ergehen; doch hatte derſelbe kaum begonnen, als Sophie unter der Thüre erſchien. Ihr Anblick war von ſo geiſterhafter Bläſſe, ihre Haltung und ihr ganzes Weſen von ſo ergreifender Art, daß ſelbſt der erzürnte Vater einen Augenblick inne hielt und betroffen nach der ungewohnten Erſcheinung blickte.

„Was willſt Du hier?“ rief er dann; „wenn Du unwohl biſt, wie mir's ſcheint, ſo lege Dich wieder zu Bette; was ich mit der Mutter zu verhandeln habe, taugt nicht für Kranke, taugt überhaupt nicht für Dich.“

„Ich bin nicht krank,“ erwiderte Sophie in einem Tone wehmütiger Entſchloſſenheit, indem ſie ſich dem Vater näherte und vor ihm auf die Kniee ſank; „aber was Du der Mutter zu ſagen haſt, gilt mir ſelbſt. Ich habe den Hauptmann gewarnt, Vater.“

Dieſes Bekenntnis war ſo raſch und unerwartet erfolgt, daß Frau Theiler nicht imſtande geweſen, es zu verhindern. Sie ſtand, nachdem es geſchehen, wie vom Schrecken gelähmt,

unfähig, ein Wort hervorzubringen oder eine Bewegung zu machen.

Auch der Vater ſtand ſprachlos, mit ſtarren Blicken auf die vor ihm hingeſunkene Tochter ſchauend. Die Röte des Zornes entwich aus ſeinem Geſichte, um einem aſchfarbenen Grau Platz zu machen, und um die Lippen bewegte ſich ein ſeltſames Zucken, als ob der Mund ſich zu einem Lächeln öffnen oder zum Weinen ſich verziehen wolle. Endlich ſagte er, und am Tone ſeiner Stimme würde ihn die eigene Gattin nicht mehr erkannt haben, ſo ſehr war derſelbe ein anderer, gleichſam fremder geworden: „Wie meinſt Du das, Sophie? Ich verſtehe Dich nicht.“

Frau Theiler hatte ſich von ihrem erſten Schreck unterdeſſen etwas erholt und wollte nun dazwiſchentreten. „Du ſiehſt ja, Vater,“ ſagte ſie, die noch immer knieende Tochter an beiden Armen faſſend, „daß das Kind ſchwer erkrankt iſt und wohl ſchon in Fiebern redet. Gütiger Himmel, was Alles zuſammenkommen muß!“

Aber Vater und Tochter machten zugleich eine abwehrende Bewegung. „Nein, Mutter,“ ſagte Sophie, diesmal jedoch ging ein vernehmliches Zittern durch ihre Stimme; „hier will ich liegen bleiben, bis ich mein Herz erleichtert habe. Das muß geſchehen, Mutter, und zwar nicht nur vor dem Vater und Dir, ſondern auch vor meinen Schweſtern; denn ich habe gegen Euch alle geſündigt. Seht, da kommen ſie ſchon, wie ich ſie gebeten habe.“

Die beiden Mädchen, die ſanfte Adele und die lebhafte Auguſte, traten ängſtlich herein, noch unbekannt mit dem, was vorgegangen; aber ſchon durch die Art und Weiſe, wie ſie von ihrer älteſten Schweſter gerufen worden, waren ſie von bangen Vorgefühlen erfüllt. „Ja,“ fuhr Sophie fort, „ich habe mich gegen Euch Alle hart vergangen und das Vertrauen, das Ihr in mich geſetzt, ſchwer mißbraucht, indem ich die Liebe, die mich

vom erſten Augenblicke an für den Hauptmann erfüllt, Euch verheimlicht und nur ihm anvertraut habe. Jetzt freilich hat mein Geſtändnis kein Verdienſt mehr; denn ich hätte es ablegen müſſen, auch ohne daß dieſes Unglück über uns gekommen iſt. O blicke mich nicht ſo voll Zorn und Verachtung an, teurer Vater; ich habe mein Vergehen ſchon mit ungezählten Thränen gebüßt; aber nun kann ich nicht mehr von meinem Geliebten laſſen und darf nie einem Andern angehören. Darum hab' ich ihn letzte Nacht aus dem Schlafe geweckt und zur Flucht aufgefordert."

Wenn das Unerwartete, Ungeahnte ſo plötzlich mit der Schnelligkeit des Blitzes über uns hereinbricht, ſei es in Freud oder Leid, ſo verſtummen die Worte, da eines der widerſtreitenden Gefühle zuerſt die Oberhand gewinnen muß, bevor es nach einem äußern Ausdruck verlangt. So geſchah es auch in dem beſtürzten häuslichen Kreiſe des Kaufherrn. Aber das Geſicht dieſes letztern ſelbſt nahm mehr und mehr einen ſchreckenerregenden Ausdruck an. Die ſtarr vor ſich hinblickenden Augen quollen hervor, der Mund preßte ſich zuſammen, und auf Stirn und Wangen ſchien ſich Fieberglut mit tötlichem Froſte zu ſtreiten. Endlich hob er den Fuß langſam empor, als wollte er die vor ihm Kniende von ſich ſchleudern. Da ſank Adele, die zweitältere Tochter, die angſtvoll jeder ſeiner Geberden und Bewegungen gefolgt, ebenfalls vor ihm auf die Knie. „Vater," rief ſie, die gefalteten Hände und thränenvollen Augen erhebend, „Vater, vergib, o vergib der Schweſter oder laſſe Deinen Zorn auch auf mich fallen; denn auch ich habe den Hauptmann heimlich geliebt, und wenn ich dieſe Liebe vor ihm ſelbſt im tiefſten Herzen verbarg, ſo geſchah es vielleicht nur, weil ich auf keine Gegenliebe hoffen durfte. Aber auch ich würde ihn vor einer drohenden Gefahr gewarnt haben, wenn mir dieſelbe bekannt geworden wäre, wie der Schweſter."

Der Kaufherr ließ den noch immer erhobenen Fuß wieder ſinken und lehnte ſich an die Wand zurück. Die Mutter wollte ſich ihm mit beſänftigender Bitte nähern; aber er ſtieß ſie hart von ſich und rief mit bebender Stimme: „O, die unglückſeligen Stunden, in denen Du mir Deine Kinder geboren! O, daß ſie dahinſchwinden würden, wie unnützes Laub, das von den Bäumen fällt! Sie alle haben mich mit Verrat und Schmach umgarnt; denn auch Wilhelm — ihm iſt der Betrug des Elenden vor mir bekannt geworden; aber ſtatt es mir zu entdecken, hat er Alles gethan, den Schurken zu ſchonen und mich hinter's Licht zu führen. Schmach und Verderben über ſolche Kinder!“

Die arme Mutter mußte ſich bei dieſen entſetzlichen Worten mit beiden Händen an einem Tiſche halten, um nicht niederzuſinken. Auch der alte Kaufherr ließ ſich, kaum noch ſeiner Sinne mächtig, auf einen Lehnſtuhl niederfallen.

Sophie, in deren Auge keine Thräne gekommen, erhob ſich langſam und ſchwand, gleich einer dem Grab entſtiegenen Schattengeſtalt, lautlos zur Thüre hinaus.

IX. Trübe Tage.

Sophie ließ ſich an dieſem Tage nicht mehr erblicken. Der Vater hatte auch Mutter und Schweſtern auf's ſtrengſte verboten, in irgend welchen Verkehr mit ihr zu treten; er ſelbſt werde das Weitere von ihr vernehmen und über ſie verfügen, ſobald er erſt zu einem Entſchluſſe gekommen. Es hätte unter den obwaltenden Verhältniſſen das Unheil nur vergrößern müſſen, wenn dieſem Befehle von irgend einer Seite zuwidergehandelt worden wäre, wie ſchwer ſich Mutter und Schweſtern auch in denſelben fügen konnten. Aber am folgenden Tage, als ſich der Vater ſelbſt nach dem Zimmer ſeiner älteſten Tochter begab, fand er daſſelbe ebenfalls leer, wie am vorigen

Morgen dasjenige des Hauptmannes. Auf dem Tiſche lag ein mit vielfachen Thränenſpuren bedecktes Blatt, das folgende Worte enthielt: „Vater und Mutter! Der Vaterfluch, der durch meine Schuld auch auf meine Geſchwiſter gefallen iſt, würde mich wie ein zürnendes Strafgericht aus Eurem Hauſe treiben, ſelbſt wenn mich keine Pflichten von hinnen riefen; aber meine Pflicht iſt es, dem Manne, den ich vor Gott meinen Gatten nennen muß, zu folgen, was er auch Übels begangen haben und welches Schickſal ihm auch bevorſtehen mag. Er hat mir geſtanden, daß er die Wechſel ausgeſtellt, um einem ſeiner gefangenen Kriegskameraden die Mittel zur Flucht aus der Feſtung zu verſchaffen, und daß die Papiere zur Verfallzeit ſicher eingelöſt worden wären, wenn die Fälſchung nicht vorher an's Licht gekommen. Sei dem, wie ihm wolle, er hat gefehlt; doch ich, die ebenfalls Schuldbeladene, darf nicht zu Gericht ſitzen über ihn; ich habe nur ſein Los zu teilen. Läßt es einſt Gottes Güte zu, ſo verſagt mir Eure Verzeihung nicht, o Vater und Mutter, und laßt Euerm unglücklichen Kinde nicht für immer Zorn und Verachtung in die Fremde folgen. Lebt wohl; lebt wohl, theure Geſchwiſter; über Euch Allen möge ſtets die ſegnende und beſchützende Hand des Herrn walten."

Der alte Kaufherr blickte lange unter einem Sturm wild widerſtreitender Gefühle auf dieſe Zeilen, bis die Mutter, voller Angſt über das, was ſich zwiſchen ihm und der Tochter zutragen möchte, ebenfalls in das Gemach trat. Schweigend reichte er ihr das Blatt dar; aber ein kalter Schauer durchrieſelte ihn, als ſie, in Thränen ausbrechend, ausrief: „Nun iſt, wie Du es gewünſcht, ſchon eines unſerer Kinder gleich einem dürren Laube hinweggeweht!"

Dieſer traurige Vorgang führte einen ſcharfen Axtſtreich auf die ſonſt ſo ſchnellgefaßte und klare Willenskraft des Herrn Theiler. Mehrere Tage lang ſchwankte er unter den wechſelndſten Eindrücken und Gedanken hin und her, bevor er zu einem

bestimmten Entschlusse kommen konnte. An eine gerichtliche Verfolgung des Hauptmannes durfte nicht wohl mehr gedacht werden, wenn man nicht das eigene Kind vor aller Welt der Schande, wo nicht einem verzweiflungsvollen Tode in die Arme jagen wollte; aber noch ferner lag dem Handelsherrn der Gedanke an eine Aussöhnung mit dem Manne, der sein Vertrauen so schmählich mißbraucht hatte. So entschloß er sich endlich, keinerlei Nachforschung über die Flüchtlinge anzustellen und sie bis auf Weiteres ihrem Schicksale zu überlassen. Mit diesem Entschlusse mußte und konnte sich die leidvolle Mutter um so eher zufrieden geben, als die flüchtige Tochter wenigstens so viele Mittel besaß, daß sie für die nächste Zukunft ihre Existenz fristen konnte. Später, so dachte Frau Theiler im Stillen, würden sich schon neue Wege öffnen.

Für das ganze Theiler'sche Haus waren nun trübe, dunkle Tage angebrochen. Es schien, als ob alles sonst so heitere und behagliche Leben in demselben eine schattenhafte Gestalt angenommen habe. Das muntere, von manchem Lied und kräftigem Scherzworte gewürzte Treiben in den hintern Höfen und geräumigen Magazinen war verstummt; die Lader und Packer schlichen einher, als fürchteten sie sich, auf unrechten Wegen ertappt zu werden. Und der Oberanführer dieser Leute, der brave Heinzelmann, wer ihn vor zwei Monaten noch gesehen, würde ihn schwerlich mehr erkannt haben. Wenn er so in Gedanken versunken an einem Warenballen lehnte, als fehle ihm die Kraft, aufrecht auf seinen Füßen zu stehen, mit dem tief vorgebeugten fahlen Antlitze und den unstät schimmernden hohlen Augen, dann sagten seine Kameraden wohl kopfschüttelnd zusammen: „Der arme Bursche, mit dem ist's Matthäi am letzten." Zwar kannte er den genauern Verlauf der Dinge, die ihm fast das Herz abdrücken wollten, so wenig als die Andern; aber er hatte mehr Anhaltspunkte als Andere, diesem Verlaufe erratend auf die Spur zu kommen.

Am düſterſten ſah es freilich im Innern des Hauſes ſelbſt aus. Wenn eine der Töchter ein Lächeln verſuchte, ſo geſchah es nur, um die verborgene Thräne im Auge der Mutter zu verſcheuchen. Der Vater war ernſt und ſchweigſam, ſo daß er abends ſtundenlang in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen konnte, ohne ein Wort zu ſprechen. Das war ſonſt nie ſeine Art geweſen, und um ſo bedrückender mußte dieſe Veränderung ſeinen Angehörigen, die ſich ſtets in allen Wechſelfällen an ſeinem heitern Mute aufgerichtet, nun auffallen. Faſt unerträglich aber war das Mitleid Anderer, ſelbſt wo es aufrichtig gemeint ſein mochte. In das eigentliche Sachverhältnis waren nur ſehr wenige Perſonen eingeweiht; natürlich lebten dafür alle Andern von Gerüchten, die zehnmal Schlimmeres ſagten, als die Wirklichkeit es an ſich ſchon war. Daher glaubte jeder, der mit der Familie auch nur irgendwie bekannt war, ſeine Teilnahme dadurch bezeugen zu müſſen, daß er auf die ihm gerüchtweiſe zu Ohren gekommenen Ungeheuerlichkeiten hindeutete; Mancher mochte dabei freilich die Abſicht haben, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Aber wo dies auch nicht der Fall war — es gibt eben Leiden und Kümmerniſſe, die von dem Einzelnen oder wenigſtens nur von ſeinem Familienkreiſe geteilt und getragen werden müſſen.

Eines Tages, es ging bereits dem Feierabend zu, kam ein großes Geſchrei von den Hinterhöfen herauf. Herr Theiler eilte ſogleich hinunter und ſah zu ſeinem Schrecken, von den ebenfalls erſchrockenen Mitarbeitern umſtanden, den armen Heinzelmann am Boden liegen. Ein von einem hochgetürmten Laſtwagen herabrollendes Fäßchen hatte ihn auf die Bruſt getroffen, und lautlos war er dann zuſammengeſunken. Eine äußere Verletzung war nicht bemerklich; nur daß die feſtgeſchloſſenen Lippen von einigen Blutstropfen gefärbt waren. Der Verunglückte lag unbeweglich, mit geſchloſſenen Augen, einer Leiche gleich. Der ſogleich herbeieilende Arzt konnte keinen beſtimmten

Beſcheid geben; unter allen Umſtänden müſſe die Wiederkehr des Bewußtſeins abgewartet werden. Hoffnung ſei jedoch ſo wie ſo wenig vorhanden.

Dieſer Unfall traf Herrn Theiler äußerſt ſchmerzlich. Der tüchtige Heinzelmann war ihm, ungeachtet ihn ſein Anblick jedesmal an einen Andern erinnerte, den er lieber vergeſſen hätte, aufrichtig lieb geworden. Aber noch tiefer berührte es ihn, als er von einem der Lader die leiſe Äußerung hörte: „Ach, dem iſt's auch lieber, wenn er die Augen nimmer öffnen muß; mich ſollt's nur Wunder nehmen, ob er das Fäßchen nicht ganz gut hat anrollen ſehen.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Kaufherr, ſich nach dem Manne umwendend; „verſteh' ich Euch recht, ſo wollt Ihr andeuten, der brave Heinzelmann habe ſich den Unfall abſichtlich zugezogen.“

„Das gerade nicht, Herr,“ erwiderte der Gefragte nach der Art ſolcher Leute ausweichend; „ich ſage nur, es wundere mich, daß er das anrollende Fäßchen nicht geſehen habe. Es hatte einen ziemlich weiten Weg zu machen, und mit einem Stoße des Schiebhakens, den er in der Hand gehalten, hätte es vorbeigleiten müſſen.“ Das bedeutſame Schweigen der übrigen Umſtehenden belehrte Herrn Theiler, daß der Mann nicht einzig ſtand mit ſeinem Zweifel.

Um Mitternacht wurde der Kaufherr, nachdem er den Kranken vor kaum einer Stunde noch immer bewußtlos verlaſſen, an deſſen Bett zurückgerufen. „Ich muß Sie für die Störung um Verzeihung bitten,“ ſagte Heinzelmann mit matter Stimme zu dem Eintretenden; „aber ich fürchte, bis zum Morgen wär's zu ſpät geworden, und doch hätt' ich noch eine Bitte, Herr Theiler.“

„Will's Gott, ſteht es nicht ſo ſchlimm, lieber Heinzelmann,“ erwiderte der Kaufherr teilnehmend; „ich habe ſoeben nach dem Arzte geſchickt, damit Ihr ihm ſelbſt Auskunft geben könnt.“

Der Kranke ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. „Mit dem Arzte hat es keine Eile, wie herzlich ich Ihnen auch für Ihre Vorſorge dankbar bin,“ ſagte Heinzelmann tief Atem holend; „helfen wird mir der wenig mehr. Aber dort im Schranke liegt eine kleine Summe Geldes, es iſt nicht viel, doch durch Ihre Freigebigkeit mehr, als ich je in meinem Leben beſeſſen habe; das Geld — möcht' ich Sie bitten, Herr Theiler — an Handen zu nehmen — an Zins zu legen — und es einſt — wenn — wenn — meinem unglücklichen Hauptmann zukommen zu laſſen. — Ich kann ihn immer nicht vergeſſen, Herr — gleichwohl nicht; denn ſeht, ich war von Kindesbeinen ein armes, verſtoßenes Menſchenkind. Er — er iſt der Erſte geweſen, der mir — manchmal ein freundliches Wort gegeben — und damit das rechte Gefühl — daß ich eben doch auch ein Menſch ſei. Nein — vergeſſen kann ich ihn nicht — mit meinem letzten Gedanken nicht.“

Bei dieſen Worten, die nur mühſam und mit mancher Unterbrechung hervorgebracht wurden, traten dem Kaufherrn die Thränen in die Augen. Die ſchon erkaltende Hand des treuen Soldaten ergreifend, rief er bewegt: „Nur den Mut nicht ſinken laſſen, mein Braver; mit Gottes Hilfe werdet Ihr's überſtehen, und dann, wer weiß; man ſollte meinen, wer ſich ſo viel Treue und Liebe zu erwerben gewußt, der könnte nicht gänzlich verloren gehen.“

„Ja — verzeihen Sie ihm — wenn es einſt möglich iſt,“ ſagte Heinzelmann leiſer, kaum noch hörbar; „ich — ich möcht' nicht wieder — geſund werden. Das Leben iſt mir zu ſchwer geworden.“ Über ſein Geſicht bewegte ſich etwas, wie ein Lächeln ſchmerzlicher Befriedigung; ſeine Hand zuckte in derjenigen ſeines Dienſtherrn, und — die treue Seele war hinübergegangen.

Der ſchmerzliche Eindruck dieſes traurigen Vorganges war noch lange nicht verſchwunden, als Herr Theiler mit ſeiner

ganzen Familie von einem andern Schlage niedergeworfen wurde. Es kam die Nachricht, daß der Sohn und Bruder auf der Heimfahrt von London nach Hamburg seinen Tod in den Wellen gefunden habe.

Bei dieser erschütternden Trauerbotschaft hatte die Mutter den Vater wohl nicht an sein furchtbares Wort erinnert, wie bei dem Verschwinden der Tochter aus dem elterlichen Hause; aber der Gedanke daran stürmte dennoch wie der Spruch eines zürnenden Strafgerichtes durch seine Seele. Seine bisherigen Lebenswege hatten ihn noch nie an die geheimnisvolle Pforte geführt, hinter deren Schwelle nach der Lösung der dunkeln Rätsel unseres Daseins geforscht wird; um so unheimlicher und banger aber wurde ihm nun zu Mute, als er sich plötzlich vor diese Pforte hingestellt sah. Ein tiefgehender Schmerz, der uns von dem äußern, werkthätigen Leben abzieht, leitet uns, auch ohne daß wir's wollen, immer gerne in jene träumerische Gedankenwelt, die sich über den Zusammenhang aller Dinge nicht mit bloßen Worten zufrieden geben will; darum mußte der schwergeprüfte Vater bei jedem Gedanken an den verlornen Sohn, der seines Lebens Stolz und Hoffnung gewesen, an jene verhängnisvollen Worte denken, die nun wie ein drohendes Schicksalsrätsel vor ihm standen. Das war aber ein Gedanke, der ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend dauerte und in nächtlichen Träumen fortgesponnen wurde, bis wieder das Morgenlicht erschien.

Bei einer solchen Gemütsstimmung konnte Herr Theiler an seiner bisherigen Thätigkeit bald keine Freude mehr finden. Was ihn früher mächtig angeregt und zu weitaussehenden Unternehmungen angespornt, das kam ihm jetzt öde, schaal und nichtig vor. Wozu sollte er sich darum noch länger mit Dingen abmühen, die ihm keine Teilnahme mehr abgewinnen konnten? Das ganze Handlungsgeschäft mußte so wie so in fremde Hände übergehen, da der einzige Sohn tot war, und

was Herr Theiler für ſich ſelbſt ſowohl, als zur Sicherheit der Zukunft der Seinigen bedurfte, war ja in reichem Maße vorhanden. Daneben wurde ihm auch der Aufenthalt in dem Hauſe, das früher ſein Paradies umſchloſſen, ihn aber jetzt auf Schritt und Tritt an getäuſchte Hoffnungen, an ein zertrümmertes Glück erinnerte, allmählich unerträglich.

So trat er eines Abends in die Wohnſtube, in welcher Frau Theiler einzig am Fenſter ſaß, gedankenvoll in das verglimmende Abendrot hinausſchauend. „Sieh' da, Mama," ſagte er, auf eine Stelle eines Blattes deutend; „erinnerſt Du Dich noch an das Haus?"

„Ach ja," ſagte Frau Theiler, nachdem ſie die Stelle geleſen; „das iſt die ſo ſtill und freundlich gelegene Campagne links ab vom Wege nach Lütry, in der wir damals bei unſerer Reiſe — wie lange iſt es — bald zwanzig Jahre her — von Deinem Geſchäftsfreunde zu Gaſte geladen wurden. So, das Gut ſoll jetzt verkauft werden!"

„Richtig, das iſt's," erwiderte er; „ich erinnere mich noch, daß Du damals den Wunſch äußerteſt, an einem ſolchen Orte Deine Tage zu beſchließen. Iſt Dir's noch ſo?"

„Mehr als je," ſagte ſie leiſe.

„Was meinſt Du, wenn ich die Campagne kaufen würde?"

Frau Theiler ſchaute ihren Gatten eine Weile mit ihren ſtillen Augen an und antwortete dann: „Mich meinenteils hält hier nichts mehr feſt."

„Dann reiſe ich morgen nach Lauſanne," rief Herr Theiler, „für mein hieſiges Geſchäft weiß ich bereits einen Liebhaber."

Noch vor Ablauf einer Woche kehrte er als Beſitzer der Campagne wieder nach Heimſtädt zurück, und kaum einen Monat ſpäter war die ganze Familie zur Abreiſe in ihre neue Heimat bereit.

„Aber Eines noch," ſagte Frau Theiler am Tage vor dieſer Abreiſe zu ihrem Gatten, „ich verlaſſe dieſes Haus, in

dem wir ſo vieles in Freud und Leid zuſammen erlebt, nicht, bevor wir vorher noch eine gemeinſame Pflicht erfüllt haben."

„Und die wäre?" fragte er aufſchauend; „was willſt Du ſagen?"

„Du ordneſt von hier aus noch möglichſt genaue Erkundigungen nach unſerer verlorenen Tochter an," antwortete ſie.

„So!" erwiderte er langſam, „mich wundert nur, daß Du das Begehren nicht früher geſtellt haſt. Jetzt iſt's zu ſpät; denn ich habe ſchon vor mehreren Tagen gethan, was Du von mir verlangſt."

Einige Tage ſpäter war die Theilerſche Familie in ihrer neuen Heimat eingehauſt.

Und es war eine Heimat, wohl dazu angethan, daß ſich in ihr die Wunden des Gemütes ſchließen, ſtürmiſch bewegte Tage in einen friedlichen Abend auslaufen konnten. Am obern Rande des wundervollen Abhanges gelegen, der ſich von der Höhe Lauſanne's langſam gegen den See niederſenkt, bot das in ſchönen Verhältniſſen gebaute Haus eine bezaubernde Ausſicht auf die tiefer gelegenen Campagnen mit ihren reizenden Anlagen, auf den im mannigfaltigſten Tageslichte ſchimmernden See und auf die Gebirge, die in ſo prächtigen als erhabenen Bildungen am jenſeitigen Ufer emporſteigen. Zunächſt um das Haus zog ſich der Blumengarten mit ſeinen Gewächshäuſern, gegen ſeine äußern Ränder hin immer mehr in höheres Strauchwerk auslaufend, bis dasſelbe den Gebüſchen und Baumgruppen des Parkes Platz machte. Der Park ſelbſt maß nach jeder Seite hin mehrere hundert Schritte in die Länge vom Hauſe weg; nach zwei Seiten hin war er von Mauern begrenzt, hinter denen ebenfalls wieder die Baumgruppen anderer Campagnen emporſtiegen; nach der dritten Seite verlief er in einen zum Gute gehörigen Rebberg, deſſen Höhe von einem niedlichen Belvedere gekrönt war; die vierte aber wurde von einer mehr als mannshohen Mauer abgegrenzt,

über die, wie bei den zwei andern, Bäume und Blütenbüſchel hereinnickten. Beim Abſchluſſe des Kaufes hatte Herr Theiler in dem angenehmen Eindrucke, den das Ganze auf ihn hervorgebracht, und in der Vorausſetzung, daß hinter dieſer Mauer ebenfalls eine Campagne liege, keine weitere Nachfrage nach Name u. ſ. w. gehalten; er war auch ſchon mehrere Tage in ſeinem Beſitztume eingezogen, als er erfuhr, daß dasſelbe nach dieſer Seite hin an einen — Gottesacker grenze. Zu andern Zeiten würde ihn eine ſolche Nachbarſchaft wenig geſtört haben, denn eine ſtillere gibt es ja nicht leicht; jetzt aber griff ihm die unerwartete Entdeckung wie eine kalte Todeshand ſelbſt ans Herz. Ihm war's, als ob ihm eine Stimme ins Ohr raunte: „Damit Du nicht weite Wege haſt, um die Deinigen zu begraben.“ Allmählich milderte ſich freilich die Schärfe dieſes erſten Eindruckes, und Herr Theiler ſagte zu ſich ſelbſt: „Nun, da hab' ja auch ich meine letzte Heimat in der Nähe“; aber immerhin hatte dieſe Nachbarſchaft über das ſonnenhelle und ſchönheitſchimmernde Landſchaftsgebilde einen Schatten hingeworfen, der durch zwei Umſtände eine tiefere Färbung erhielt. Einmal war es zu deutlich, daß an der Jugendblüte Adelens ein Wurm nagte; mochte es nun der Gram über die Schickſale ihrer zwei ältern Geſchwiſter, über verlorene Liebe oder aber ein geheimes, körperliches Leiden ſein, ſo viel war gewiß, daß die ohnedies Stille noch ſtiller war, als früher, und von Monat zu Monat bleicher, ſozuſagen durchſichtiger wurde. Dabei weigerte ſie ſich hartnäckig, ärztlichen Beiſtand anzunehmen und erklärte fortwährend, durchaus wohl und geſund zu ſein, ſich über die Begebenheiten in ihrer Familie auch nicht mehr zu grämen, als dies in der Natur der Sache liege und von den Andern, der Schweſter und den Eltern, ebenfalls geſchehe.

Der zweite Umſtand, der Herrn Theiler die Tage in der neuen Heimat verdüſterte, lag darin, daß alle Nachforſchungen nach Sophien ergebnislos geblieben. Alles, was in Erfahrung

gebracht werden konnte, war, daß ein junges Paar, das der Beſchreibung nach nur Herr von Beuren und Sophie geweſen ſein konnte, ſich einige Zeit in der Nähe von Straßburg aufgehalten, dann aber ſich nach Paris oder Brüſſel begeben habe. Die Namen paßten freilich nicht; aber es ſchien, daß Herr von Beuren ſich falſche Legitimationspapiere zu verſchaffen gewußt. Die Reſultatloſigkeit dieſer Bemühungen drückte um ſo ſchwerer auf den alten Kaufherrn, als er ſie unwillkürlich und fortwährend mit dem Zuſtande Adelens in Verbindung bringen mußte.

Und dieſer Zuſtand nahm endlich eine mehr als bedenkliche Wendung. Adele, die nach ihren Ausſagen ſich bisher körperlich wohl befunden, mußte nun erklären, daß ihr die Kräfte zu fehlen anfingen, ſich den ganzen Tag außer Bett zu halten. Die Anſichten ſämtlicher herbeigezogener Ärzte gingen übereinſtimmend dahin, daß eine ſchon lange im Verborgenen arbeitende Abzehrung bereits bedenkliche Fortſchritte gemacht habe und, ſobald es die Jahreszeit erlaube, eine anhaltende Badekur gebraucht werden müſſe.

Als die hiefür günſtige Zeit wieder gekommen, zog die ganze Theiler'ſche Familie nach den berühmten Heilquellen von Leuk, und in der That ſchienen die Bäder, verbunden mit der geſunden Alpenluft, nicht nur auf die Kranke, ſondern auch auf die übrigen Familienglieder die wünſchenswerteſte Wirkung ausüben zu wollen. Das muntere Treiben der Badegeſellſchaft, die täglich ſich erneuernde bunte Mannigfaltigkeit der vorüberziehenden Touriſtenwelt im Verein mit der großartigen Umgebung zogen das Denken von den dunkeln Grübeleien ab und machten das Herz wieder einem unbefangenern Genuſſe der Gegenwart zugänglicher. Aber ſeinem Verhängniſſe vermag Keiner zu entgehen.

Auguſte, die faſt ihre ganze angeborene Fröhlichkeit wiedergewonnen hatte, war von einer Partie Herren und Damen

zu einem Ausflug nach einer hochgelegenen Alp eingeladen. Herr Theiler wurde von seinem Vorhaben, ebenfalls Teil daran zu nehmen, durch eine kleine Erkältung, die er sich am Abend vorher zugezogen, abgehalten; doch da das Wetter prächtig war und die Gesellschaft aus eben so verständigen als liebenswürdigen Badegästen bestand, sah er keinen Grund ein, warum seinetwegen das liebe muntere Kind sich das Vergnügen versagen sollte. Zudem verstand Auguste vortrefflich das Maultier zu regieren, und ein Ritt auf demselben machte ihr jedesmal eine wahre Herzensfreude. Nicht ohne eine Regung geheimen, aber berechtigten Stolzes sahen Vater und Mutter der abziehenden kleinen Karavane nach, in welcher ihre jüngste Tochter unbestritten die anmutigste Erscheinung war, obwohl es keineswegs an würdigen Nebenbuhlerinnen fehlte.

Als man sich im Bade zur Mittagstafel niedersetzte, strahlte der Himmel noch in seinem stahlblauen Sommerglanze; als man sich aber von derselben erhob, hatte sich von den gegenüberliegenden Gebirgswänden ein schwarzbrauner Wolkenstreifen schon weit über das enge Hochthal hereingeschwungen. In einer halben Stunde war der Tag in dunkle Nacht verwandelt, die nur von dem blendenden Lichte der Blitze durchzuckt, von dröhnenden Donnerschlägen erschüttert wurde. Und kaum war das Gewitter vorübergezogen, so schallten ihm von da und dort die Notglocken nach, und von allen Seiten her kamen die Bergbäche als wütende Ströme zu Thal geschossen.

Im Bade war man begreiflicher Weise in ängstlichster Besorgnis um die Bergfahrer. Zwar versuchte der Badbesitzer damit zu trösten, daß an dem begangenen Wege an mehreren Punkten bequeme Unterkunft zu finden sei und daß sich bei der Gesellschaft Herren befänden, die mit diesem Wege genau bekannt wären. Dem Einwande, daß das Gewitter zu plötzlich und unversehens herangebraust sei, begegnete er mit der Bemerkung, daß man die Vorboten desselben auf der Höhe

auch viel früher habe bemerken können, als unten im Thale. Gleichwohl konnte der Mann seine eigene Unruhe selbst nicht verbergen, und sogleich wurde eine ganze Abteilung von männlichen Dienstboten mit trockenen Kleidern, Stärkungen u. s. w. den Abwesenden entgegengeschickt. Herr Theiler sah diesen Vorbereitungen mit einer Art verzweiflungsvoller Ergebung schweigend zu; die Kraft, die entgegengehenden Leute zu begleiten, hätte er trotz des innern Dranges dazu nicht finden können. „Wenn auch keinem Andern ein Haar gekrümmt worden ist," stöhnte er dumpf vor sich hin, „so muß doch meinem Kinde ein schwerer Unfall begegnet sein. Ich spür's da drinnen."

Und er hatte in seiner trüben Ahnung nur zu klar gesehen, der arme Mann. Als die Dunkelheit bereits angebrochen war, bewegte sich vom Berge herab ein stiller Zug dem Bade zu, voran zwei Männer, die eine Bahre trugen. Darauf lag, von einem Tuche bedeckt, eine Leiche, an die der Tod in furchtbarer Gestalt herangetreten war.

Droben im Gebirge hatte sich die von dem Gewitter überraschte Gesellschaft unter einen Felsenvorsprung geflüchtet, der in ähnlichen Fällen schon Tausenden ein schützendes Obdach geboten haben mochte. Man schickte sich, als das Wetter vorübergezogen, auch bereits wieder zum Weitermarsche an, als sich in der Höhe einige vom Wasser gelockerte Steine loslösten und in mächtigen Bogensprüngen niederstürzten. Der Stein, welcher die eben wieder auf ihr Tier steigende Auguste an die braunlockige Schläfe traf, war kaum von der Größe einer Kinderfaust, aber in seiner zerstörenden Gewalt groß genug, dem blühenden Leben die Qualen des Todeskampfes zu ersparen.

Um Mitternacht saß der unglückliche Vater unbeweglich, lautlos in der nämlichen Stellung neben der Leiche des Kindes, wie er sich am Abend, als dieselbe heimgebracht worden war, hingesetzt hatte. Keine Thräne kam in seine Augen, und

nach einem ersten Aufschrei der Verzweiflung beim Anblicke der Toten war auch keine Klage mehr über seine Lippen gekommen. Jetzt legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine wehmutvolle Stimme sagte leise: „Vater!“ Als er aufblickte, stand seine Gattin neben ihm, die fortfuhr: „Komm' mit hinüber zu Adelen, sie wünscht es.“

„Ja, ich komme,“ erwiderte er, sich erhebend mit jener starren Ruhe, die der Atem des Todes über unser Herz hauchen kann; „sie überdauert den Schlag nicht und wird mir das letzte Lebewohl sagen wollen.“

Die Mutter nickte feierlich; auch ihre Augen waren thränenlos und das bleiche Antlitz ruhig, als ob die Züge desselben in dem ungeheuern Schmerze erstarrt wären. Einem solchen Schmerze hatte die längst geknickte Lebenskraft Adelens keinen Widerstand mehr zu leisten vermocht.

Am folgenden Mittage fuhren langsam zwei Wagen vom Bade weg auf der Straße nach Sitten hinunter. Auf dem vordern lagen, von einem einzigen Trauertuche bedeckt, zwei jungfräuliche Schwesterleichen; im hintern saßen, noch immer stumm und thränenlos, die Eltern, welche heimkehrten, um dort ihre Kinder zu begraben.

Nachdem diese traurige Pflicht erfüllt war und über den zwei engverbundenen Gräbern der Schwestern Ein Stein sich erhob, der von dem Lose der Frühvollendeten Kunde gab, fand das Mutterherz wohl allmählich den bittern Thränentrost; aber der unglückliche Vater blieb von jener dumpfen Schmerzensnacht umfangen, in die kein Stern mehr einen Strahl des Trostes oder der Hoffnung zu werfen vermag. In dieser dunkeln, bangen Nacht wurde auch jeder Glaube an göttliche Gnade und Barmherzigkeit ausgelöscht, oder wenigstens vermochte ein solcher Glaube in das umnachtete Gemüt nicht einzudringen. „Ich trage ja die Strafe meiner Schuld,“ erwiderte er auf dahinzielende Trostworte mit schmerzlicher Bitterkeit,

„was wollt ihr denn von Gnade ſprechen?“ In der begründeten Befürchtung, daß ein ſolcher ſchuldbewußter Schmerz auf die Dauer jede menſchliche Kraft überſteigen müſſe, hatte die tiefgebeugte Gattin das bisher wohlbewahrte Geheimnis einem wackern Geiſtlichen anvertraut, mit der Hoffnung, daß dieſer einen Weg zu dem verfinſterten Gemüte des Gatten finden möchte; aber dadurch wurde das Übel wo möglich nur noch größer gemacht. Der Unglückliche klagte, daß er nun vor aller Menſchen Augen als Kindsmörder daſtehen müſſe, und von Stunde an war er nicht mehr zu bewegen, aus eigenem Willen vor eines Menſchen Angeſicht zu erſcheinen. Er ließ vom Parke aus die Mauer nach dem Gottesacker durchbrechen, und das war nun noch der einzige Weg, auf dem er das Haus verließ. Aber auch auf dem Grabe ſeiner Kinder vermochte er ſein Leid nicht durch Klagen zu lindern. Das Einzige, was er ſprach, war die verzweiflungsvolle Wiederholung der Worte: „Sie ſind dahingegangen, wie das Laub, das von den Bäumen fällt.“ Wenn die Mutter ihn alsdann mit dem Troſte aufzurichten ſuchte, daß ja ſchon tauſend und aber tauſend Eltern ihre Kinder begraben hätten und nicht jede Hoffnung verſchwunden ſei, daß wenigſtens noch Eines unter den Lebenden weile, erwiderte er, das ergraute Haupt ſchüttelnd: „Und hätte die Arme auch alles Elend, alle Not überwunden, ſo muß ſie meinem Fluche ſchon längſt erlegen ſein Frage dieſe Gräber, frage die Meereswogen, die Wilhelm verſchlungen haben. Es gibt nicht Troſt, nicht Gnade für mich, weder hier noch dort.“

„Herr,“ flehte die gramerfüllte Mutter auf dem Grabe der Kinder niederknieend, „laß die Laſt nicht ſchwerer werden, als Deine ſchwachen Kreaturen ſie zu tragen vermögen.“

XI. Verwandtes Leid.

Zur nämlichen Zeit, als in der reichen Campagne am Genferſee mit ſo ſchwerem Leid gerungen wurde, ward ein verwandter Leidenskampf auch an einem fernen Meeresſtrande gekämpft; aber dort war der Schauplatz eine unſcheinbare Fiſcherwohnung, die unfern der franzöſiſchen Hafenſtadt Toulon auf einer kleinen Anhöhe lag. In der ärmlichen, doch saubern Stube dieſer Hütte ſaß eine bleiche Frauengeſtalt, deren jugendliche Schönheit Kummer und Herzeleid trotz ihrer verheerenden Spuren noch nicht gänzlich zu verdunkeln vermocht hatten und deren erſter Anblick deutlich genug zeigte, daß ſie ſchon beſſere Tage geſehen. Sie ſchaute gedankenvoll durch das kleine Fenſter auf das im Abendſcheine auffunkelnde Meer und wendete den Blick von dem ergreifenden Schauſpiele nur ab, um ihn dann und wann nach einem kleinen Bettchen zu richten, das zu ihrer Rechten an der Wand ſtand. Unter der Decke dieſes Bettchens wurde ein kleines Kinderantlitz ſichtbar, das, im Hauche ſüßen Schlummers erblühend, noch von keinem Leid und keiner Sorge wußte.

Es mußten dunkle, traurige Bilder ſein, die vor den träumeriſchen Blicken der einſamen Frau aus der goldſchimmernden Meeresflut emportauchten, da unter ihren langſchattigen Wimpern hervor von Zeit zu Zeit eine Thräne blinkte, die langſam über die bleiche Wange herabfloß, begleitet von Seufzern, die der kummerbedrückten Bruſt entſtiegen. Thränen und Seufzer galten der verlorenen Heimat, einem ſchwankenden Liebesglück und einer Zukunft, die von ſternenloſer Nacht umhüllt ſchien. Denn die Arme hatte ja ihr reiches Heimatsglück einer Liebe geopfert, die nun ſchon von der Qual nagenden Zweifels erſchüttert war.

Als Sophie, die Tochter des reichen Heimſtädter Kaufherrn, in jener bangen Nacht dem bedrohten Geliebten zur Flucht

aus dem väterlichen Hause verholfen, hatten die Beiden Verabredung getroffen, wo sie einander wiederfinden könnten, wenn es ihr nicht gelingen sollte, den Zorn des Vaters zu versöhnen. Statt daß sie dies freilich hoffnungslose Ziel erreicht, entfloh sie ebenfalls aus der Heimat, von der furchtbaren Last des väterlichen Fluches niedergedrückt, aber von der Alles besiegenden Kraft einer hoffnungsvollen Liebe aufrecht gehalten. Da den Flüchtigen keine Nachstellungen folgten, wurde es dem lebensgewandten Hauptmanne nicht schwer, sich unter angenommenem Namen die Mittel zu einem unangefochtenen Aufenthalte in Frankreich zu verschaffen, und bald war auch Sophie auf ihr Andrängen ihm bürgerlich angetraut. Nicht lange, nachdem das junge Paar die Gegend von Straßburg verlassen, wurde sie des Glückes und der Schmerzen einer Mutter teilhaftig, indem sie eines lieblichen Mädchens genas. Wie sehnlich wünschte sie, dieses Ereignis zu benützen, um noch einmal bei dem Vater um Versöhnung anzuflehen; aber der Hauptmann sträubte sich dagegen, aus Furcht, daß ihm die Entdeckung seines Aufenthaltes doch noch nachträgliche Verfolgung zuziehen könnte, und die junge Mutter kannte noch keinen stärkern Wunsch, als ihrem Gatten zu Willen zu leben.

Aber dieses schöne Verhältnis veränderte und umdüsterte sich. Sophie hatte das unstäte, oft finstere Wesen, das der Hauptmann seit ihrem Beisammenleben gezeigt, begreiflich und leicht verzeihlich gefunden; denn ach, sie wußte ja am besten, wie es in ihrem eigenen Innern aussah; aber von der Zeit an, wo die Mittel, welche sie als ihr Eigentum aus dem väterlichen Hause mitgebracht, zu schwinden begannen, da glaubte sie wahrnehmen zu müssen, daß ihr Gatte kälter, unfreundlicher gegen sie wurde. Sie selbst, die nie etwas von dem Kampfe mit des Lebens Notdurft gewußt, machte sich auch jetzt noch über die Mittel zu ihrem nötigsten Unterhalte keine allzu schweren Sorgen; denn durfte sie sich auch nicht an den

Vater wenden, so stand noch ein liebevoller Bruder im Hinterhalte, der sie nie gänzlich verlassen würde. Die Arme wußte nicht, daß dieser Helfer in der Not schon lange im tiefen Meeresgrunde versenkt lag, und konnte deshalb sich immer noch an der auf ihn gebauten Hoffnung festhalten; aber daß ihr Gatte sie nun schon tagelang allein lassen konnte, ohne bei der Heimkehr sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen oder dem kleinen Engel in der Wiege ein freundlich begrüßendes Lächeln zu gönnen, das fing an, ihr Herz wie mit einer kalten, eisigen Hand zusammenzupressen. Das Unheil war in dieser unheimlichen Gestalt mit einer Bekanntschaft gekommen, die der Hauptmann mit einem jungen Herrn angeknüpft hatte, der noch im Jünglingsalter zu stehen schien; aber trotz dieses Altersunterschiedes waren die Beiden bald unzertrennlich, und der armen, einsamen Frau kam es vor, als ob ihre Liebe dieser Freundschaft gänzlich zum Opfer fallen müsse. Ihre leise Klage suchte der Gatte mit dem Troste zu beschwichtigen, daß sein Freund einer einflußreichen Familie angehöre und imstande sei, ihm zu einer neuen gesicherten Lebensstellung den Weg zu ebnen. Und wirklich, eines Tages kam er mit der Nachricht nach Hause, daß sie unverweilt nach Toulon abreisen müßten, sein Freund habe ihm eine Offizierestelle in der afrikanischen Fremdenlegion ausgewirkt.

Bei dieser Mitteilung schossen der armen, jungen Frau die Thränen in die Augen, als ob man ihr den Tod eines liebsten Wesens gemeldet hätte. Aus den hundertfach sich kreuzenden, unheimlichen Vorstellungen, die sich an den Gedanken eines so wild bewegten Lebens jenseits des Meeres knüpften, tauchte die Erinnerung an jenen Abend auf, wo sie aus voller Überzeugung dem Geliebten das Unwürdige eines solchen Soldiendienstes siegreich entgegengehalten. Aber jetzt? die Unmöglichkeit, die nämlichen Ansichten und Empfindungen, wie damals, geltend machen zu können, zeigte ihr in schmerzlichem Lichte

die traurige Lage, auf welche ſie, innerlich und äußerlich, herabgeſunken war. Deshalb wiederholte ſie die Bitte, nochmals einen Verſöhnungsverſuch in der Heimat wagen zu dürfen; aber mit finſterem Blicke erwiderte er: „Wie lange wird es noch gehen, bis Du begreifſt, daß Du mein Weib biſt und für einmal nichts Anderes ſein darfſt!“

Schon am folgenden Tage wurde die Reiſe nach Toulon in Geſellſchaft des Freundes und Protektors des Hauptmanns angetreten, für die arme Frau eine trübere, bangere Fahrt, als es ſelbſt die Flucht aus dem Vaterhauſe geweſen war. So oft ſie ihren Begleiter nur anſah, ging ihr ein Stich durchs Herz, ohne daß ſie ſich über den Grund einer ſolchen Abneigung irgendwie klar zu werden vermochte. Sie mußte ſich's ſelbſt geſtehen, daß es ein hübſcher, junger Mann war, mit einem feinen, nur zu mädchenhaften Geſichte; aber wenn ſein Blick auf ihr ruhte, dann wagte ſie kaum aufzuſchauen; es lag etwas Tückiſches, Höhniſches darin, das ihr durch die Seele ſchnitt. Die Stimmung des Hauptmanns ſelbſt war eine unſtäte, beängſtigende. Waren die beiden Gatten allein, ſo ſchien eine ungeſtüme Zärtlichkeit hervorbrechen zu wollen, aber blos um vor den Augen Anderer einer düſteren Gleichgültigkeit Platz zu machen. Nur die ſtillen Nächte und Derjenige, deſſen Auge von keiner Nacht verſchleiert wird, haben die Thränen gezählt, welche die bekümmerte Mutter auf dieſer Reiſe geweint hat.

In Toulon angekommen, mietete der Hauptmann ſogleich die kleine Wohnung auf der Anhöhe vor der Stadt. Hier mußte noch einige Zeit verbracht werden, bis die Equipierung vollendet, überhaupt die Abfahrt nach Algerien vor ſich gehen konnte. Zur Aufbringung der Ausrüſtungskoſten hatte Sophie die letzten Schmuckgegenſtände hergegeben, welche ihr noch geblieben, und zur Betreibung dieſer Angelegenheit war der Hauptmann nun ſchon drei Tage in der Stadt abweſend,

ohne einmal nach Weib und Kind geſehen zu haben. Beim Abſchiede hatte er einen ſolchen Aufenthalt zwar vorausgeſehen und war tief bewegt geweſen; aber nun laſtete die Einſamkeit doch mit erſtickendem Drucke auf der Verlaſſenen, und ihr war es, ſie möchte mit ihrem Kinde tief im Meere unterſinken, wie die Sonne, die eben jetzt blutrot in die Fluten niederſank.

Da ließen ſich vor der kleinen Thüre Schritte vernehmen. Die Einſame fuhr aus ihren dunkeln Träumen mit dem Rufe „endlich kommt er“ empor und eilte der Thüre zu; aber dem Ausrufe hoffnungsvoller Erwartung folgte ein mühſam unterdrückter Ausruf ſchmerzlicher Enttäuſchung, als vor ihr ein Mann im Matroſenkleide ſtand. Er ſchaute der bleichen Frau in das erſchrockene Antlitz, zog ein verſiegeltes Blatt hervor und ſagte, indem er es ihr überreichte: „Ja, hier werd' ich am rechten Orte ſein.“ Dann wendete er ſich grüßend ab und ging ſeines Weges.

Es flog wieder ein Strahl der Hoffnung über das Geſicht der Unglücklichen, da ſie auf dem empfangenen Briefe die Hand ihres Gatten erkannte; aber kaum hatte ſie zitternd das Siegel erbrochen und die erſten Zeilen durchflogen, als ſie mit dem leiſen Ausrufe: „O mein Herz!“ bewußtlos an der noch geöffneten Thüre zuſammenſank.

Der erſte Laut, der wieder in die tiefe Umnachtung ihrer Sinne drang, war das klägliche Wimmern ihres Kindes. Als ſie die Augen aufſchlug, erkannte ſie beim ſpärlichen Schimmer einer Lampe das Stübchen, in dem ſie die letzten Tage zugebracht hatte. Neben dem Bette, auf dem ſie lag, ſaß eine alte Frau, das Kind auf den Armen haltend und bemüht, das Weinende durch leiſen Geſang wieder einzuſchläfern. „Dem Himmel ſei Dank,“ rief die Alte, das Erwachen der Mutter bemerkend; „ich fürchte, Ihr ſeid krank geworden, liebe Frau. Als ich vorhin in der Dämmerung da vorbeiging, laget Ihr

ohnmächtig an der offenen Thüre, und ſeht nur, neben Euch dieſe prächtigen Goldringe, die Euch entfallen ſein müſſen. So hab' ich denn Euch aufgehoben und zu Bette gebracht, in der Hoffnung, es werde wohl noch ſonſt Jemand zu Hilfe kommen, bis nun auch die liebe Kleine da laut geworden iſt." Die Kranke ſtreckte die Arme nach dem Kinde aus, ſchloß die Augen noch einmal und fragte dann, nach einer Weile ſie wieder aufſchlagend, ängſtlich: „Und der Brief — oder iſt das nur ein ſchrecklicher Traum geweſen?" „Nein, nein," erwiderte das alte Weib, „da lag auch noch dieſes Papier; es wird der Brief ſein; leſen kann ich nicht, gute Frau. Aber wenn Ihr ſonſt niemand habt, will ich gerne dieſe Nacht bei Euch bleiben, zu verſäumen hab' ich nichts."

Die Arme nickte leiſe zum Danke, und bald kam der kummererlöſende Schlaf gegangen, um die Erſchöpfte mit ihrem Kinde in ſeinen Frieden aufzunehmen.

Am folgenden Morgen zog ſie, bevor ſie ſich zu erheben wagte, das unglückſelige Blatt unter dem Kopfkiſſen hervor und las langſam, als ob ſie noch immer den eigenen Augen nicht trauen dürfe, folgende Worte:

„Meine arme Sophie! Wenn Dir dieſe Zeilen zu Geſichte kommen, bin ich für immer aus Deinen Augen entſchwunden; aber ich kann nicht von Dir ſcheiden, ohne mein Gewiſſen wenigſtens durch ein offenes Bekenntnis meiner Schuld zu erleichtern. Dieſes Bekenntnis wird Dir das Unvermeidliche leichter ertragen helfen.

„Ja, ich habe ſchwer geſündigt an Dir, mein armes Weib, und ich wage nicht, Deine Verzeihung anzurufen; aber wenn Dein Herz nur den geringſten Teil meiner Schuld von mir abwälzen und der Gewalt unſeliger Verhältniſſe zur Laſt legen möchte, ſo mein' ich, ich müßte meine Wege durch die umnachtete Zukunft leichter finden können.

„Ich gehe nicht als Offizier nach Algerien, wie ich Dich glauben machte; ich verlasse Europa, um den Nachforschungen einer Unglücklichen zu entgehen, mit der ich einst nicht weniger enge als mit Dir verbunden war und die meine Spuren nun aufgefunden. Ich glaube, es sei dies durch den Verrat des Menschen geschehen, den Du in letzter Zeit unter dem Namen und Schein eines Freundes kennen gelernt und vor dem Dein ahnungsvolles Gemüt sich vom ersten Augenblicke an schaudernd abgewendet. Dieser angebliche Freund — meine Hand zittert, aber ich muß Dir Alles bekennen — ist ein — Weib, der böse Dämon meines Lebens, von dem ich nicht lassen kann, weil sie die Mitwisserin meiner Vergehen ist. Um mich von ihr zu befreien, habe ich das Vertrauen und den Kredit Deines Vaters mißbraucht; aber die böse That hat mir auch nur böse Frucht getragen. Die Unselige verließ zwar Heimstädt, bis wohin sie mich verfolgt hatte, doch nur um mich wieder aufzusuchen, sobald der ihr zugewendete Sold meines Verbrechens verschleudert war. Um mich von Dir zu trennen, hat sie der mir früher heimlich angetrauten Leonie meinen Aufenthalt und meine Verbindung mit Dir verraten, wohl wissend, daß ich dadurch ihrer Gewalt gänzlich anheimfallen mußte.

„So gehe ich nun, ausgestoßen von meiner Heimat und von den bürgerlichen und sittlichen Gesetzen eines ganzen Weltteiles verwehmt, über das Meer, um auf fremder Erde ein Grab zu suchen. Wenn Du Dein Los beklagst, so habe ich wenigstens den Trost, daß Du jetzt von meinem unseligen Schicksale losgekettet bist und wieder in den sichern Schutz Deiner Eltern zurückkehren wirst. Lebe wohl, und der Himmel helfe Dir bald vergessen Deinen unglücklichen

Eugen."

Eine Weile noch blieb die Beklagenswerte regungslos liegen, nachdem sie diesen Brief zu Ende gelesen; dann erhob sie sich,

ohne eine Klage laut werden zu laſſen, bat die gute Alte, welche die Nacht bei ihr gewacht, ſie nach der Stadt zu begleiten, und verließ das Häuschen, ihr Kind auf den Armen tragend.

XII. Erlöſung.

Über der Villa am Genferſee lag einer jener wunderbar klaren Herbſttage, die mit ihrer milden Schönheit unſer Gemüt wie eine Ahnung ewigen Friedens umwehen. Am ruhigen Silberſpiegel des Sees ſchienen die beſonnten Ufer in die ſtille Betrachtung ihrer Abbilder verloren, und die blauen Berge traten dem Auge ſo nahe, als ob ſie ſehnſüchtig in die fruchtſchwellenden Thäler herausrücken möchten. Ein ſolcher Herbſttag iſt der Sabbath, den die Natur nach ſegensreicher Arbeit in heiliger Feierlichkeit begeht.

Ein Strahl dieſer verſöhnenden Feierlichkeit war ſelbſt in das umdüſterte Gemüt des alten Kaufherrn gedrungen und hatte den herben Seelenſchmerz zur milden Wehmut aufgelöſt. „Ich weiß nicht, wie mir's werden will," ſagte er, „mir iſt's, als ob ich aus weiter Ferne den Geſang der Seligen erklingen höre. Es weht mich etwas an und will mir zuflüſtern, ich könne bald zur Ruhe eingehen."

Betroffen über ſolch ungewohnte Rede ſchaute ihn die Gattin beſorgt an und forſchte, wie er zu ſo traurigen Todesgedanken komme. „Nein, nein," erwiderte er, „es ſind nicht traurige Gedanken, noch weniger denk' ich an den Tod und nahes Sterben. Mir iſt's vielmehr, als könnt' ich doch noch einmal wieder aufleben oder aufwachen aus ſchweren Träumen zum lichten, friſchen Morgenrot."

„Das möge Gott walten," ſeufzte die Gattin, noch immer ungewiß, ob ſie ſich dieſer ſeltſamen Stimmung freuen dürfe oder ob dieſelbe nicht eher das Abendrot einer anbrechenden Geiſtesnacht ſei. „Komm', gib mir den Arm," fuhr er nach

einer Weile fort, „wir wollen zu unſern Kindern hinübergehen; ich glaube, ſie warten ſchon lange auf uns.“

Sie ſtiegen miteinander die Treppe hinunter und gingen langſam den Park entlang. „Siehſt Du,“ ſagte er, an einer Baumgruppe ſtehen bleibend, zwiſchen welcher ein hundertfach gebrochener Sonnenſchein niederſpielte; „die Natur weiß ſelbſt Tod und Vergehen ihrer Kinder in rührende Schönheit und erhebenden Troſt zu verwandeln; oder iſt Dir der Laubſchmuck dieſer Bäume jemals ſchöner erſchienen als jetzt, wo er ſich in ungezähltem Farbenſpiel zu ſeinem Todesgang bereitet? Warum muß denn Tod und Vergehen nur dem Menſchen in ſo düſterer, herber Geſtalt entgegentreten?“

„Das geſchieht auch nicht,“ erwiderte ſie, „ſobald der Menſch über den Augenblick hinaus an die Unendlichkeit göttlicher Liebe und Gnade denkt und glaubt.“

„Die Unendlichkeit göttlicher Gnade,“ ſagte er leiſe, „ja das iſt ein ſchöner, erhebender Gedanke.“

So waren die Beiden an die Pforte des einſamen Gottesackers gekommen, als ſie zu ihrer Verwunderung eine dunkle Geſtalt auf den Gräbern ihrer Kinder erblickten. Es war ein Frauenbild, das auf den Knieen lag und das Haupt, wie ſchlafend, an den Grabſtein lehnte. Neben ihr lag im Graſe ein kleines Kind, das ebenfalls eingeſchlummert ſein mußte. „Ich glaube, da thut Hilfe not,“ ſagte der alte Kaufherr, raſch vor ſeiner zögernden Gattin hertretend; aber kaum war er an das Grab gelangt, als er mit einem lauten Aufſchrei zu Boden ſank. Tief erſchreckt eilte ihm die Gattin nach, doch nur, um wie vom Schlage getroffen ebenfalls neben ihm niederzuſinken. „Sophie, mein armes, verlorenes Kind,“ rief ſie mit herzerſchütternder Stimme, „ſoll ich Dich nur tot bei den Toten wiederfinden?“ Doch der Klageruf der Mutter mußte an das Kindesherz gedrungen ſein; denn die Totgeglaubte öffnete die Augen und ſagte um ſich blickend mit matter Stimme: „Seid ihr mir alle vorangegangen, o Vater und Mutter, aus

dieſer Leidenswelt?“ „Sie lebt, ſie lebt,“ rief der Vater vor Schmerz und Seligkeit bebend; „o ewige Barmherzigkeit, du biſt kein leerer Schall und willſt dich mächtig erweiſen an mir. Meine Kinder ſind nach Gottes Ratſchluß geſtorben, mein Fluch hat ſie nicht ins Grab gebracht, ſonſt könnte mir das Eine nicht gerettet ſein!“

Schon nach einer Viertelſtunde lag die Wiedergefundene auf ſchwellenden Kiſſen in der Campagne, von der ſeligen Sorgfalt ihrer Eltern umgeben. An der Mutterbruſt lächelte das Kleine ſo vergnügt, als ob ſein ahnendes Gemüt das ihm widerfahrene Heil begriffen hätte.

Die arme Sophie hatte weder von dem Tode ihrer Geſchwiſter noch von dem neuen Aufenthalte ihrer Eltern etwas gewußt. Von Lyon über Genf heimkehrend, hatte ſie mit dem Reſte ihres Geldes die Fahrt bis Ouchy gemacht und ſchlug von dort den Weg durch die Campagnen ein, um nicht durch die lärmende Stadt gehen zu müſſen. Sie kam an den einſamen Gottesacker, trat zu einem ſtillen Gebete ein und fand den Stein, deſſen ausführliche Inſchriften ihr ſagten, daß ſie auf den Gräbern ihrer Schweſtern ſtehe. Von tötlichem Schmerze überwältigt, ſank ſie bewußtlos nieder, um, in den Armen ihrer Eltern erwachend, ſich bereits in eine beſſere Welt eingegangen zu wähnen.

In der Campagne zog mit ihrer Heimkehr zwar nicht die laute Freude ein, welche viele Menſchen als den einzigen Ausdruck des Glückes kennen, wohl aber jene heitere Ruhe, welche aus dem Bewußtſein geſühnter Irrungen und der Ergebung in den Willen des Allvaters entſpringt. Der alte Kaufherr erwachte, von dem dunkeln Banne, der auf ihm gelaſtet, erlöſt, in der That wieder zu neuem Leben; ein Wort des Zornes aber iſt nie mehr über ſeine Lippen gekommen.

Die Abendglocke.

(1874.)

In den Straßen der kleinen, aber wohlhabenden Stadt, die ſich ſo behaglich an ihrem ſchönen Fluſſe hinlagert, war ſchon ſeit Wochen eine eigene Geſchäftigkeit eingezogen. Da und dort erhoben ſich an den Fronten der Häuſer hohe Gerüſte, auf denen Maurer, Gipſer und Maler ihr Weſen trieben. Der ſchadhafte Mauerbewurf wurde ausgebeſſert und aufgefriſcht, Geſimſe und Kreuzſtöcke erhielten einen neuen Farbenanſtrich, und an manchem Hauſe verſchwanden ſelbſt die kleinſcheibigen Fenſter, um Nachfolgern mit großen glänzenden Glastafeln Platz zu machen. Auch an dem obern Stadtthore, dem einzigen, das aus der Umwandlung der Zeiten übrig geblieben, hatte ſich dieſe Erneuerungs- und Verſchönerungsluſt geübt, vom Stadtwappen über dem Thorbogen an bis hinauf zum Turmknaufe, dem unter halsbrechendem Wagnis eine neue Politur zu Teil geworden. Durch ein ſolches Verfahren hatte aber das Innere der Stadt nach und nach ein ſeltſam ſchediges Ausſehen erhalten, indem nicht alle Häuſerbeſitzer gleich eifrig waren, die Gerüſte vor ihren Fenſter aufſtellen zu laſſen und es alſo geſchah, daß manches Haus, das bislang noch ſauber und ſtattlich dageſtanden, nun neben dem friſch aufgeputzten Nachbar plötzlich auffallend verblichen und verwittert erſchien. Dadurch wurde auch der minder Willige genötigt, das Erneuerungsgeſchäft vorzunehmen, wollte er an

den Tagen des bevorstehenden großen Sängerfestes nicht etwa mit scheelen Augen angesehen werden.

In solche Lage war schon durch den Aufputz des Thores ein Haus geraten, das sich unmittelbar an die Innenseite des Thorbogens anlehnte. Es war ein ansehnliches, aber altes Gebäude, wohl eines der ältesten der ganzen Stadt, wie es auch einer der ältesten Familien derselben angehörte. Denn Herr Christoph Ernst, der Besitzer dieses Hauses, wies bei passender Gelegenheit nicht ungerne auf den Stammbaum seines Geschlechtes hin, das bereits im 15. Jahrhundert der Stadt einen Schultheißen gegeben hatte. Trotzdem war er selbst sein Leben lang von allem öffentlichen Ehrgeize frei geblieben und hatte sich sogar mehr als einmal ernstlich gegen diese oder jene ihm zugedachte städtische Würde wehren müssen, indem er es vorzog, als völlig unabhängiger Bürger nur für seine eigene Meinung einzustehen und daneben seinem florierenden Verkaufsgeschäfte obzuliegen. Seitdem ihm jedoch der Tod fast zugleich mit der Gattin zwei heranwachsende Knaben hinweggenommen hatte und ihm nur ein einziges Töchterlein übrig geblieben war, hatte Herr Christoph dieses Geschäft nach und nach aufgegeben und blos noch einen ganz kleinen Verkaufsladen beibehalten, nicht sowohl um des Erwerbs willen, als zur Befriedigung alter Kunden, von denen manche meinten, gewisse Waren könnten nirgends so gut bezogen werden, als im Laden am Oberthore. Und wohl mochte etwas Wahres sein an dieser Meinung; denn unzweifelhaft war Herr Ernst von jeher eifrig bemüht gewesen, den altbewährten Ruf seines Hauses aufrecht zu erhalten; hatte er es ja auch nie nötig gehabt, denselben um schnöden Gewinnes willen preiszugeben, wie dies so vielfach zur Tagesübung geworden. Er war schon von Hause mit einem gesicherten Wohlstande gesegnet gewesen und glaubte überdies noch an die alte Regel, daß ehrlich am längsten währe.

Überhaupt durfte Chriſtoph Ernſt im vollſten Wortſinne als Ehrenmann gelten. Wo es ſich darum handelte, ein ſchönes gemeinnütziges Unternehmen zu unterſtützen oder einen Notſtand zu lindern, hatte er mit ſeinen reichlichen Mitteln nie gekargt und eben ſo wenig mit ſeinem unerſchrockenen Sinne, wo es galt, eine Meinung zu verfechten, die er für wahr und gerecht erkannte. Wer konnte es ihm verargen, wenn er manchmal auf einer ſolchen Meinung auch mit einer Hartnäckigkeit beſtand, die andere Leute Eigenſinn oder ſogar kleinſtädtiſche Beſchränktheit nannten?

Und ſeine eigene Meinung hatte Herr Ernſt nun auch über die Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden Sängerfeſte, das die Stadt übernommen, wie über dieſes Feſt ſelbſt. Zunächſt wurde ſein Bürgergefühl verletzt durch den Aufputz des Stadtthores, den der Stadtrat eigenwillig von ſich aus, ohne die Gemeinde anzufragen, vorgenommen hatte. Die Behörde konnte ſich nicht ohne einen Schein von Berechtigung auf die Behauptung ſtützen, ſie habe nur gethan, was unzweifelhaft von einer großen Mehrheit der Gemeindeverſammlung gebilligt worden wäre, da ja ſo viele Bürger unaufgefordert mit ihren Häuſern das Gleiche vorgenommen hätten. Aber mit unzweifelhafterem Rechte behauptete Herr Ernſt, der Aufputz des Stadtthores wäre eine allgemeine Angelegenheit geweſen, da er aus dem Stadtſeckel bezahlt werde und deshalb auch zur Beſchlußnahme an die Stadtgemeinde hätte gebracht werden müſſen. Überdies konnte nicht geleugnet werden, die Reparatur des Thores war etwas grell geraten, ſo daß nun der Turm mit ſeinen altertümlichen Formen nach dem Ausdrucke Chriſtoph Ernſts ausſah wie ein achtzigjähriges Weib im Ballkleide eines achtzehnjährigen Mädchens. Dafür hatte aber auch ſein Haus, das bisher zu dem altersgrauen Thore in beſter Übereinſtimmung geſtanden, ein faſt ſchreckhaft verwittertes Ausſehen bekommen.

Wer jedoch glaubte, Herr Ernſt würde ſich nun beeilt haben, die äußere Harmonie zwiſchen dem Thore und ſeinem Hauſe wieder herzuſtellen, hätte weit neben das Ziel getroffen. So lange das gegenüberliegende Haus, das ſich auf der andern Straßenſeite, wie das ſeinige, an das Stadtthor lehnte, in ſeinem bisherigen Zuſtande verblieb, dachte Herr Ernſt für einmal nicht im entfernteſten an eine ſolche Reparatur. Ein derartiger Gedanke wäre ihm geradezu als verwerfliche Schwäche gegen den eigenmächtigen Stadtrat und die Modethorheit des Feſtes erſchienen. Und auf den Beſitzer des gegenüberſtehenden Hauſes glaubte Herr Ernſt mit Beſtimmtheit rechnen zu können; war es ja ſein langjähriger anhänglicher Freund, der ſich wenigſtens ebenfalls laut gegen das eigenmächtige Vorgehen des Stadtrates in der Thorreparaturfrage ausgeſprochen hatte. Dann aber war er, bevor die ganze Angelegenheit noch recht in Fluß gekommen, die eben beginnenden Schulferien benützend, in ein entferntes Bad gegangen, um ſeine vom böſen Schulſtaube längſt angegriffene Geſundheit wieder herzuſtellen. Herr Ernſt hatte den Zaudernden ſelbſt mit aller Überredung zu dieſem Schritte angetrieben, und es hatte ihm ein herzliches Vergnügen gemacht, dem Freunde die benötigte Kurſumme vorzuſchießen; denn der Oberlehrer Meier beſaß, wie das ſein Beruf mit ſich brachte, außer ſeinem ziemlich verſchuldeten Hauſe an irdiſchen Gütern nur ſeine Bücher und eine zahlreiche Familie, die ihm noch keinerlei Hilfe gewähren konnte. Zwar der älteſte Sohn Eduard, auf den der Vater all' ſeinen Stolz und ſeine Hoffnung geſtellt, war ſchon ſeit einiger Zeit von fremden Schulen heimgekehrt, aber nicht als geſetzeskundiger und fertiger Advokat, wie man erwartet hatte, ſondern leider als halbverfehlter Student, wie die Leute ſagten und wie auch Herr Ernſt mit Bedauern es ſich ſelbſt geſtehen mußte. Er hatte ſonſt den hübſchen, geſcheiten Jungen, der ſeinen eigenen Knaben ſtets ein ſo freundlicher Spielgenoſſe geweſen,

von Kindesbeinen an lieb gehabt; jetzt aber war ihm Eduard aus mancherlei Gründen recht mißbehaglich geworden, und daß derselbe als ein wesentlicher Anstifter zur Übernahme des großen Sängerfestes galt, war nicht eben geeignet, dieses Mißbehagen zu vermindern. Am Ende war der beredte und einnehmende Bursche sogar im Stande, den heimkehrenden Vater, der immer noch allzuviel auf ihn hielt, zu Thorheiten zu verleiten, wie sie gerade in der Stadt im Schwange waren.

So sah Herr Christoph Ernst der Heimkehr des Nachbars mit gespannterer Erwartung entgegen, als dies die bloße Teilnahme für die Gesundheitsumstände des Freundes mit sich gebracht hätte. Aber als diese Heimkehr endlich erfolgte, mußte Christoph selbst erstaunen über die Wirkung der Badekur. Der Oberlehrer schien sich um zehn und mehr Jahre verjüngt zu haben; der mißmutige und bekümmerte Ausdruck, der ihn sonst älter gemacht, war aus dem frisch gebräunten Gesichte verschwunden, und aus den Augen leuchtete es wieder manchmal hervor wie in den Jahren, da er voller Zuversicht und Hoffnung gewesen. Christoph freute sich aufrichtig über diese glückliche Veränderung, und noch am Tage der Heimkehr traten die Freunde den gewohnten Abendspaziergang über die Brücke nach den jenseitigen Höhen an. Aber kaum hatte der Oberlehrer die Erlebnisse seiner Badekur recht zu erzählen begonnen, als die Beiden unversehens sich mitten in einem andern Gespräche befanden. „Ich pflichte Dir vollkommen bei, soweit Du das eigenmächtige Verfahren des Stadtrates tadelst," erwiderte Meier auf eine längere und eifrige Auseinandersetzung des Freundes; „aber das Fest selbst und die Vorbereitung auf dasselbe siehst Du doch von der unrechten Seite an."

Ernst blieb einen Augenblick wie überrascht stehen, dann sagte er, einen langsamern Schritt anschlagend: „Das möcht' ich doch auch wissen! Ich behaupte, unser ganzes Festwesen ist auf Abwege geraten, in Übertreibungen verfallen und wird,

wenn das so fortgeht, in einen Schwindel ausarten, mit dem sich kein vernünftiger Mensch mehr befassen kann. Haben wir selbst in unsern jungen Jahren nicht auch geschossen und gesungen und waren wir etwa weniger fröhlich dabei, weil sich das Fest in engerm Rahmen bewegte, mit weniger Pomp und Aufwand ankündigte? Im Gegenteil, gerade das Gegenteil! Damals konnte noch mancher gering Bemittelte fröhlich mitmachen, der nun zu Hause bleiben muß und das trübselige, wo nicht neidische Nachsehen hat. Volksfeste, republikanische Volksfeste sollen das sein, wo sich eine ganze Stadt um einiger Stunden willen so zu sagen einen neuen Sonntagsstaat anschaffen muß, dessen Kosten selbst der Vermögliche spürt, während sie dem Ärmern wochenlange Entbehrungen auferlegen? Und ich sollte die Sache von der unrechten Seite ansehen!"

„So ist es," entgegnete Meier, „und gerade die Sünden, die Du unsern Festen vorwirfst, geben ihnen erst die volle und letzte Bedeutung. Im Übrigen hast Du selbst das richtige Wort gebraucht — es handelt sich allerdings um einen neuen Sonntagsstaat."

„Nur weiter, nur weiter!" rief Christoph Ernst. „Deine Predigt scheint erbaulich zu werden."

„Bleiben wir also bei Deinem Ausdrucke," fuhr Meier fort, ohne den gereizten Ton des Freundes zu beachten: „Sonntagsstaat. Ja, unsere Feste sind die großen Volkssonntage, deren Wiederkehr sich nur nicht nach Wochen, sondern nach Jahren berechnet. Um so schmuckvoller, um so glänzender sollen sie begangen werden! Oder wird nicht Deine sonntägliche Stimmung selbst am gewöhnlichen Sonntag unwillkürlich erhöht durch den Anblick stattlich geputzter Menschen, auch wenn Du unter diesen Scharen eine hinlängliche Anzahl solcher kennst, die nach ihren Verhältnissen auf den Putz vielleicht etwas zu viel verwendet haben! Wolltest Du sie deshalb etwa lieber im Werktagskleide einhergehen sehen? Gewiß nicht, so wenig Du jemals etwas

dagegen einzuwenden hatteſt, wenn ſchon am Samstag Nachmittag Deine Zimmer aufgeräumt, die Gänge geſcheuert, Vorplatz und Hof gekehrt wurden, ſelbſt wenn dieſe Zimmer am Sonntage wie die andern Wochentage leer zu ſtehen hatten und kein fremder Menſch Dein Haus betrat."

„Du verdrehſt meine Worte," entgegnete Ernſt, unwillig den Kopf ſchüttelnd, „oder willſt mich abſichtlich mißverſtehen."

„Weder das Eine noch das Andere," verſetzte Meier; „die Klagen über luxuriöſe Ausſchreitungen bei unſern Feſten ſind ja auch nichts Neues, und ich ſelbſt habe ſchon mehr als einmal ernſtlich darüber nachgedacht, ob ſich dieſe Dinge nicht ändern, die frühere Einfachheit ſich nicht wieder herſtellen ließe. Aber nein, es geht nicht, ohne das ganze Feſtweſen in ſeinem innerſten Kerne anzugreifen."

„In ſeinem innerſten Kerne," ſpöttelte Ernſt, die letzten Worte des Freundes wiederholend.

„Ganz gewiß, ſo iſt es," fuhr Meier fort, „denn ſiehſt Du, dieſes Feſtweſen iſt eine Zierpflanze, die aus dem Boden unſeres geſamten Volkstums hervorgekeimt iſt; nicht um ein dürftiges Gericht auf den Tiſch des Armen zu liefern, ſondern, wie geſagt, zum Schmucke, zur Zierde des Ganzen. Anfänglich konnte die Pflanze wohl beſcheiden ausſehen, als ſie bloß noch die erſten grünen Blätter trieb; aber um ihren Zweck, ihre Beſtimmung zu erfüllen, mußte ſie ſich ihrer ganzen Natur nach ausdehnen, Licht, Duft und Glanz über unſer nüchternes Alltagsleben ausgießen. Drum darf ſie auch bei Leibe nicht wie eine gewöhnliche Nutzpflanze behandelt und bemeſſen werden."

„Du wirſt ja ganz poetiſch," entgegnete Ernſt, „und könntest Deine Begeiſterung eigentlich für eine Feſtrede zuſammenſparen, ſie wäre dort beſſer angewendet als bei mir; aber ich bin zufrieden, daß Du mit Deiner Vergleichung ſelbſt zugibſt, der ganze Feſtkram ſei nutzlos, eine bloße Zierpflanze."

„Nutzen! — Nutzlos allerdings in einem gewiſſen Sinne,“ verſetzte Meier, „denn ohne Zweifel könnten ſich die Schützen daheim in ihren Schießſtänden mehr als hinlänglich üben; auch die Sänger bedürfen zur Pflege des Geſanges der Maſſenaufführung nicht unumgänglich, und dennoch liegt nur in dieſen die eigentliche Bedeutung der Sängerfeſte, wie auch einzig die großen Schützenfeſte trotz allen Proſitſchützenunfuges einen Zweck haben. Die kleineren könnten allenfalls wegfallen und werden es auch allmählich.“

„Immer beſſer,“ rief Ernſt, „immer beſſer! Nur noch die Großfeſte ſollen bleiben!“

„Nur ſie,“ ſagte Meier gelaſſen; „denn nur ſie vermögen dem ausgebildetern Gefühle der Zuſammengehörigkeit unſeres Volkes erhöhten und angemeſſenen Ausdruck zu geben. Aber noch mehr, ſie allein ſind im Stande, dieſen Gedanken hinauszutragen über die Marken unſeres Landes in ferne Weltteile, wohin nur immer mit dem wandernden Schweizer ein Schweizerherz mitgewandert. Und das eben iſt das Schönſte und Beſte an unſern Feſten in meinen Augen; ſie ſteigen auf wie eine leuchtende Feuerſäule, die dem Sohn unſerer Berge und Thäler auch in der fernſten Wüſte den Weg nach der Heimat zurückweiſt. Oder glaubſt Du, dieſes Ziel wäre jemals erreicht worden, wenn ſich unſere Feſte in dem engern Rahmen gehalten hätten, wie Du vorhin ſagteſt, wenn ſie aus ihrer anfänglichen Zerſplitterung nicht zu einer großen Gemeinſamkeit herangewachſen wären? Und auch erſt, nachdem ſich dieſe Gemeinſamkeit mit einem erhöhten Glanze zu umgeben begann, fingen die Schweizer in der Fremde an, als Zeugen ihrer lebendig gebliebenen Heimatsliebe ihre ſilbernen und goldenen Gaben zur weiteren Erhöhung dieſes Glanzes herzuſenden. Würden ſie es gethan haben, wenn wir unſere Feſte nur auf das unentbehrlichſte Bedürfnis, etwa wie Bußerprozeſſionen eingeſchränkt hätten? Gewiß nicht!“

„Welche Gaben immerhin beſſer auf große Notfälle, wie wir ſie auch ſchon gehabt haben, verſpart würden!“ rief Ernſt mißmutig und doch etwas unſicher.

Meier lächelte. „Würdeſt Du uns,“ ſagte er, „dieſe Notfälle ſo oft wünſchen, daß ſie in unſern abweſenden Landsleuten das Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit der Heimat ſo lebendig erhalten könnten, wie dies die regelmäßige Wiederkehr unſerer Feſte thut? Doch ſchwerlich, Freund! Laß alſo dieſe Feſte ſich ausleben, wie ſie es ihrer Natur nach müſſen; unter veränderten Zeitverhältniſſen werden ſie ſchon von ſelbſt wieder Anderm Platz machen.“

Ernſt ſchwieg verdroſſen und unmutig. Er empfand deutlich, daß ſeiner Meinung, wie er ſie in ſich trug, nicht ihr billiges Recht geworden, und doch konnte er auch den Einwendungen ſeines Gegenparts ihre Berechtigung nicht verſagen. Namentlich hatte der Hinweis auf die Bedeutung unſerer großen Feſte für die Schweizer im Auslande eine tiefere Saite bei ihm berührt; denn auch er beſaß ja ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren einen Bruder im fernen Weſten, der noch immer mit unentwegter Liebe an der Heimat hing. So ſtanden die beiden Freunde ſchweigend auf der Höhe und blickten auf den Fluß, der ſeine Windungen im letzten Dämmerlichte das Thal hinabzog, und hinüber auf die Stadt, über welcher bereits die Stille des Abends lag. Und noch immer ſchweigſam traten ſie den Heimweg an, bis Ernſt endlich mit gedrückter Stimme ſagte: „Nach all' dem Gehörten brauch' ich wohl nicht erſt zu fragen, was Du nun in Beziehung auf Dein Haus thun wirſt?“

„Eine Reparatur wäre ihm längſt nötig geweſen, hätte ich die Koſten nicht geſcheut,“ erwiderte Meier. „Jetzt werd' ich den Anlaß benützen; Eduard hat die Arbeiter auch bereits auf morgen herbeſtellt.“

„Eduard, das verſteht ſich," rief Ernſt heftig; „aber daß Du gerade jetzt, nach Deinem teuren Badaufenthalte, Luſt zu unnützen Ausgaben verſpürteſt, hätt' ich nicht geglaubt. Ich meinenteils werd' es bleiben laſſen."

Meier ſah den Freund mit einem großen, langen Blicke an, ohne etwas zu erwidern. Schweigend ſetzten ſie ihren Weg fort bis an ihre Wohnungen, um dort mit einem kurzen „Gute Nacht" auseinander zu gehen.

Kaum hatte Ernſt ſeinen Fuß ins Haus geſetzt, als ihm vom dunklen Flure her ſchon eine ſilberhelle Stimme entgegenrief: „Was, Vater, Du kommſt vor der Abendglocke heim? Aber d'rum iſt auch das Nachteſſen noch nicht fertig."

„Ich eſſe heut' nicht zu Nacht," entgegnete der ſo freundlich Angerufene beinahe unfreundlich, „bring mir Licht auf mein Zimmer, Mina!" Er ſtieg ſchweren Trittes die Treppe hinauf und ſchweren Trittes begann er in ſeinem Zimmer auf und nieder zu gehen, bis ein ſchönes Mädchen mit lichtbraunen, freundlichen Augen, ein Licht in der Hand tragend, zu ihm hereintrat. „Aber was iſt Dir denn, Vater?" fragte ſie beſorgt, „warum willſt Du nicht zu Nacht eſſen?"

„Ich habe keinen Hunger," ſagte er, ſich ſchwer in ſeinen Lehnſtuhl ſetzend. „Geh' Du nur und mache, daß bald Feierabend wird im Hauſe."

„Gewiß, Dir iſt nicht wohl," erwiderte das Mädchen, dem Vater ängſtlich in das mißmutige Geſicht blickend; „was fehlt Dir nur?"

„Ich ſage es Dir, es fehlt mir nichts!" rief er, „aber laß mich jetzt, ich will zu Bette gehn."

Die Tochter, der eine ſolche Behandlung etwas Ungewohntes war, zögerte. „Ich habe ganz gewiß erwartet, du werdeſt Herrn Meier zum Nachteſſen mitbringen," ſagte ſie betrübt, „darum ließ ich auch von den Fiſchen holen, die er ſo gerne ißt."

„Zum Nachteſſen!“ lachte der Vater in gezwungenem Tone. „Ja denke nur, der alte Narr fängt ſchon morgen an, ſein Haus herausputzen zu laſſen und glaubt wohl gar, ich werde ihm den Schwabenſtreich nachmachen.“

Das Mädchen wendete ſich mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke zur Seite. „Faſt hätte ich's vergeſſen,“ ſagte ſie nach einigem Beſinnen, „Herr Schrucke wollte vorhin zu Dir.“

„Und haſt Du ihn nicht eingeladen, ein wenig zu warten?“ fragte der Vater raſch.

„Ich war eben in der Küche beſchäftigt,“ entgegnete die Tochter leiſe, während ſie langſam der Thüre zuging; „er will morgen wieder kommen. Darf ich Dir gar nichts auf's Zimmer bringen, Vater?“

„Nein,“ ſagte er kurz, „geh' jetzt!“

Die Thüre ſchloß ſich, und im nämlichen Augenblicke ertönte die Abendglocke, deren ſanfter Klang gerade über dem Hauſe zu ſchweben ſchien. Sie hing auch nur im nahen Thorturm, und Ernſt horchte dem milden Schalle unbeweglich, bis er verklungen war; dann löſchte er haſtig das Licht und ſuchte im Dunkeln ſein Lager auf.

Hatte aber dieſer Tag verdrießlich geendigt, ſo ſollte der folgende einen nicht minder verdrießlichen Anfang nehmen. Als Herr Ernſt am Morgen nach ſeinem kleinen, wie eine zierliche Apotheke ausgeſtatteten Laden hinabſtieg, in welchem er gerne einen Teil des Tages verbrachte, obwohl derſelbe ſonſt regelmäßig von einem alten Ladendiener verſehen wurde, erſchallten vom Nachbarhauſe herüber ſchon kräftige Axt- und Hammerſchläge. Eine geraume Weile ſchaute Ernſt unruhig auf die dort beſchäftigten Arbeiter, die ſich anſchickten, ein Gerüſt aufzurichten; dann aber ſetzte er ſich, als ob er den Anblick nicht länger ertragen könne, nachdenklich in den kleinen Lehnſtuhl, der im hinterſten Winkel des Ladens ſtand. Dort ſaß er jedoch

noch nicht lange, als Meiers jüngſter Knabe hereintrat und ein kleines Päcklein auf den Ladentiſch legte, während er Herrn Ernſt ein zuſammengefaltetes Papier darreichte. Dieſer hatte das Blatt noch nicht zu Ende geleſen, als ihm ſchon eine dunkle Röte über das Geſicht ſchoß und er haſtig das ſeidengeſtickte Sammetkäppchen vom Kopfe nahm, als ob es ihm zu warm werde. Eine gute Weile ſtand er, die Hand über das Päcklein haltend, wie unſchlüſſig, ob er dasſelbe dem Überbringer wieder zuſchieben oder es an ſich nehmen ſollte. Endlich that er das letztere und fertigte den Knaben mit dem kurzen Beſcheide ab, die Sache ſei in Ordnung. In Ordnung war ſie ihm aber durchaus nicht, und er hatte Mühe genug, die Aufregung niederzuhalten, die ſich ſeiner bemeiſtern wollte; denn Meier hatte ihm mit wenigen Dankworten das Darleihen für die Badekur zurückgeſchickt. Ernſt wußte recht gut, daß der Nachbar jetzt keine Einnahme gemacht und die Summe anderwärts entlehnt haben mußte. Er ſah nun wohl auch in Gedanken wieder den langen, vorwurfsvollen Blick, mit dem ihn der Freund geſtern Abend im Geſpräche angeſchaut. „Aber," rief er trotzig und überlaut, als wollte er eine andere leiſere Stimme übertönen, „nicht einmal ein gutgemeintes Wort ſoll man mehr ſagen dürfen! Iſt es ſoweit — meinetwegen." Mit dieſen Worten warf er das Päcklein, ohne es zu öffnen, zornig in eine Schublade und verſchloß dieſelbe. Raſch wollte er ſich dann der Thüre zuwenden, die in's Haus hinauf führte, als von der andern Seite Herr Schrucke durch die Ladenthüre trat.

Herr Schrucke war ein Mann in den beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, und zudem war er ein gemachter Mann. Als armer Schlucker hatte er vor etwa fünfzehn Jahren ein Notariatsbureau eröffnet; jetzt beſaß er vor der Stadt ein neues, ſtattliches Haus mit prächtigem Garten und fuhr in zierlicher Kaleſche ſeinen Geſchäften nach. Offenkundig beſtanden

dieſe Geſchäfte neben den notarialiſchen Berufsarbeiten in etwelchem Güterhandel; es fehlte aber nicht an Leuten, die behaupten wollten, es ſeien noch ganz andere Geſchäfte, durch die Herr Schrucke ſo raſch ſein Vermögen erworben habe, Geſchäfte, die nur eine ſehr kundige Hand an den Haken und Spitzen des Geſetzes vorüberzuſteuern vermöge. Doch, wie dem ſein mochte, kein Menſch konnte leugnen, daß Herr Schrucke für Abwicklung ſchwieriger Rechtsverhältniſſe alles Vertrauen verdiene und in dieſem Punkte manchem gewiegten Advokaten vorzuziehen ſei. Solche Geſchäfte hatte er ſeit einiger Zeit auch für das Haus Chriſtoph Ernſt beſorgt, in welche dieſes durch den Bankrott eines ehemals befreundeten Handlungshauſes einer Nachbarſtadt verwickelt worden war. Der ſtets höfliche, ſtets freundliche und dienſtbereite Herr Schrucke war dadurch auf der Gunſtleiter des Herrn Ernſt unvermerklich Sproſſe um Sproſſe höher geklommen, und letzterer nahm ſogar die Wahrnehmung durchaus nicht übel auf, daß der gewandte Geſchäftsmann, der vor einem Jahre Witwer geworden, ſich ebenſo eifrig und befliſſen um die Zufriedenheit ſeines Töchterleins zu bewerben ſchien, wie um ſeine eigene. Es kam ihm dies, obwohl er mit aller Sicherheit auf ſeine verſtändige Tochter zählte, um ſo gelegener, als der junge Eduard Meier die alte Vertraulichkeit, in welcher derſelbe von Kindheit auf mit Mina geſtanden, immer noch glaubte beibehalten zu dürfen. Dieſem Weſen mußte einmal ein gründliches Ende gemacht werden. Ja, wenn Eduard als gemachter Juriſt oder Theologe von den fremden Schulen heimgekehrt wäre, Chriſtoph Ernſt würde vielleicht ein Auge über die ſonſtige Ungleichheit der Verhältniſſe zwiſchen den zwei jungen Leuten zugedrückt haben, denn er wußte wohl, daß Mina dem hübſchen Burſchen von jeher gewogen geweſen; war es ihm doch ſelbſt nicht anders gegangen. Aber jetzt, da Eduard in keinen bürgerlich ſoliden Schuh taugte und ſeine Zeit mit Muſizieren und ſogar mit

Verſemachen verplemperte, durfte an ſolche Dinge nicht einmal mehr im Traume gedacht werden.

In dieſem Augenblicke war jedoch ſelbſt der freundliche Geſchäftsmann dem verwirrten und aufgeregten Herrn Chriſtoph Ernſt keine willkommene Erſcheinung. „Ach ja," rief er ihm entgegen, „Sie waren ſchon geſtern Abend hier, Herr Schrucke, — thut mir leid! Aber wenn Sie nicht ganz beſonders dringende Mitteilungen zu machen haben, ſo wollen wir ſie lieber auf ein ander Mal verſparen; ich bin augenblicklich zu Geſchäften gar nicht aufgelegt."

„Da treff' ich es vielleicht nur um ſo beſſer," erwiderte Herr Schrucke, ſich mit ſeinem dienſtwilligſten Lächeln verbeugend. „Ich muß heute über Land fahren und da wollte ich Sie bloß fragen, ob Sie mir nicht das Vergnügen gönnen möchten, die Schnelligkeit meines neuen Wallachen probieren zu helfen. Das Wetter wäre delizios dazu."

Herr Chriſtoph beſann ſich einen Augenblick, indem er an ſeinem Sammetkäppchen hin- und widerrückte. „Das könnte ſich in der That treffen," erwiderte er in beiſtimmendem Tone, „das vertrackte Gelärme und Gehämmer dort drüben hat mich dieſen Morgen ohnehin ſchon ganz konfus gemacht."

Herr Schrucke blickte nach dem Meierſchen Hauſe hinüber und ſagte dann, ſeinem ſtändigen Lächeln einen eigenen Ausdruck gebend: „Ja, ja, da ſcheint es hoch zu gelten; ich fürchte nur, Ihrem Freunde Meier das Bauvergnügen einigermaßen ſtören zu müſſen. Daß doch die Leute ſo einfältig ſein können und ihr gutes Geld nicht lieber für notwendige und nützliche Dinge verwenden; wie viele könnten an Ihnen ein gutes Beiſpiel nehmen, Herr Ernſt!"

Dieſer ſchaute den Geſchäftsmann mit einem fragenden Blicke an, und Herr Schrucke nickte einverſtändnisvoll. „Eine neue Lieferung alter Studentenſchulden des flotten Herrn

Eduard, die ich einkaſſieren ſoll," wiſperte er, mit dem einen Auge zwinkernd, „mir thut nur der brave Vater Meier leid."

Auch Herr Ernſt fuhr mit der Hand raſch nach der Stirne, als ob ihn ein ſchmerzlicher Gedanke durchzucke. Nun bereute er aufrichtig, das Geld von dem verletzten Freunde zurückgenommen zu haben, während es demſelben vielleicht augenblicklich eine bittere Verlegenheit hätte erſparen können. Aber noch ehe er mit dieſem Gedanken ins Reine kommen konnte, trat ein Laufburſche herein und legte die druckfriſche Nummer des heutigen Tagblattes der Stadt auf den Ladentiſch. Herr Ernſt ergriff das Blatt, um ſeinen Blick zerſtreut über dasſelbe hingleiten zu laſſen, bis ſein Auge plötzlich an einer Stelle haften blieb. „Was," rief er unter einem ſtoßweiſen Lachen, nachdem er die Zeilen zwei-, dreimal überleſen, „was ſteht da? Unſere Abendglocke ſoll abgeſchafft werden?"

Herr Schrucke blickte ſeinen Geſchäftsfreund zweifelnd an, offenbar ungewiß, wie er den Ausruf desſelben deuten ſolle. „Das habe ich ſchon geſtern Abend gewußt," ſagte er zögernd; „der Stadtrat hat den Beſchluß gefaßt, die alte Thorglocke ſoll mit dem Anfange des künftigen Monats nicht mehr geläutet werden."

„Ja, ſo ſteht es hier," murmelte Herr Chriſtoph Ernſt, ohne von dem Blatte aufzublicken; „das ſei eine alte, unnütze Übung, die längſt Sinn und Zweck verloren. Da keine Thore mehr vorhanden ſeien, habe auch niemand mehr nötig, auf den allabendlichen Thorſchluß aufmerkſam gemacht zu werden, und das allein ſei ehedem die Aufgabe der Abendglocke geweſen. Unnütze Übung — Sinn und Zweck verloren — nun bei meiner armen Seele, das iſt eine ſchöne Regentenweisheit! Aber wir werden ja ſehen, wir werden ja ſehen!"

„Gerade das hab' ich auch gedacht," fiel Schrucke nun eifrig ein, „ich kann mir wohl denken, daß die Beſeitigung eines ſo ſchönen, ehrwürdigen Herkommens nicht ſo mir nichts,

dir nichts hingehen wird. Aber eine geſtrige Abendgeſellſchaft, bei der ſich auch der Herr Eduard da drüben befand, hat meine Bedenken als Altweiberklatſch behandelt und mich darüber nicht übel ausgelacht."

„Wir werden ja ſehen," wiederholte Herr Ernſt drei-, viermal, während er nachdenklich vor ſich hinblickte; dann aber fragte er raſch: „Wann gedenken Sie auszufahren?"

„In einer halben Stunde, in einer Stunde oder auch ſpäter," lautete die dienſtfertige Antwort, „ganz wie es Ihnen genehm wäre."

„In einer halben," rief Herr Chriſtoph Ernſt, indem er ſich wieder hoch emporrichtete: „ich muß hinaus, ich muß friſche Luft haben! Ich nehme Ihre Einladung mit vielem Danke an, Herr Schrucke."

Dieſer ging lächelnd und ſich verbeugend, um ſeine Vorkehren zu treffen. Eine halbe Stunde ſpäter verließ auch Herr Chriſtoph das Haus, nachdem er mit ſeiner Tochter noch eine ernſte Zwieſprache gehalten.

Der ſchnellfüßige Wallache des Herrn Schrucke hatte die Stadt indeſſen noch keine weitere halbe Stunde hinter ſich, als im Ernſtſchen Hauſe die Tochter in den Laden herabkam, um den alten Ladendiener mit einem Auftrage nach dem Garten hinaus zu ſenden, der in einiger Entfernung vor dem Thore lag. Sie wollte unterdeſſen den Laden ſelbſt hüten, ſagte ſie gleichmütig. Der alte Hans nickte vergnügt und verſtohlen mit dem Kopfe und beeilte ſich, dem Befehle ſeiner freundlichen jungen Herrin nachzukommen; aber kaum war er aus dem Laden, als nun auch ſchon ein Kunde in denſelben trat, ein junger, ſchöner Mann von ſchlanker Geſtalt und reichem, blondem Gelock um Stirn und Schläfen. Statt jedoch auf ein Schubfach oder einen Warentopf zu deuten, ſtreckte er ſeine Hand nach der ſchönen Ladenhüterin ſelbſt aus, indem er leiſe rief: „Ich danke Dir, Mina, tauſendmal dank' ich Dir."

„Bleib', bleib'," ſagte das Mädchen mit einem ernſten Blicke und einer abwehrenden Handbewegung gegen den aufgeregt näher Tretenden; „ich konnte Dir diesmal Deine Bitte nicht abſchlagen, Eduard; aber nochmals erſuch' ich Dich, laſſ' in Zukunft das Zeichengeben von Deinem Fenſter aus, Du könnteſt mir nur bittere Unannehmlichkeiten bereiten dadurch, und gewiß iſt es das letzte Mal, daß ich mich darum kümmere."

„Verzeih' mir, Mina," erwiderte Eduard mit einem Ausdrucke aufrichtiger Betrübnis, „ich konnte nicht anders. Gewiß, ich hätte mich nach Deinem Willen drein ergeben und es zu tragen geſucht, wie es eben gegangen wäre; aber ſeit der Schrucke faſt täglich in Euer Haus kommt — nein, Mina, Du darfſt nicht ungerecht ſein."

Um den feinen Mund des Mädchens ſpielte und bewegte es ſich, wie ein heimliches Lächeln, während ſie verweiſend ſagte: „Laß mir einmal den Herrn Schrucke in Ruh, er iſt ein freundlicher, verſtändiger Mann, und biſt Du ſchon in unangenehme Berührung mit ihm gekommen, ſo wird es vielleicht mehr Deine Schuld ſein, als die ſeinige. Nein, nein, bleiben Sie jetzt nur noch einen Augenblick, junger Herr," fuhr ſie fort, als Eduard ſich haſtig nach der Thüre wenden wollte, „das hat man davon, wenn man ſolchen Brauſeköpfen nachgiebt und gegen den Willen des Vaters eine Thorheit begeht. Iſt es aber einmal geſchehen, ſo höre wenigſtens nun noch ein verſtändiges Wort, Eduard!"

„Sprich," rief er leiſe und tief aufatmend, „ich höre."

„Alſo zum letzten Mal," fuhr ſie ernſt fort, „ich darf und werde das Vertrauen meines guten Vaters nicht täuſchen. Ich habe ihm, wie Du weißt, verſprochen, nie mehr heimlich mit Dir zu verkehren, und Du wirſt ſelbſt nicht verlangen, daß ich dieſem Verſprechen untreu werde."

„Ach ja," entgegnete er bitter, „ich weiß es, Du biſt von jeher eine gute und gehorſame Tochter geweſen."

„Wie das auch nur billig iſt gegen einen ſo liebevollen Vater," verſetzte ſie unerſchüttert, während ſich doch wieder das heimliche Spiel um ihre Lippen bewegte, „denn ſage mir, wie könnteſt Du mir vertrauen, wenn ich ſo ohne alle Not das Vertrauen meines Vaters mißbrauchte?"

„Oh, um das Vertrauen!" ſeufzte der junge Mann.

„Nun wirſt Du garſtig," rief das Mädchen, „und ich ſollte Dir im Ernſte recht böſe ſein! Verſtändige Rückſichten weißt Du ohnehin nicht zu nehmen und glaubſt bloß an Dich denken zu dürfen. Hätteſt Du Deinen Vater mit dem Aufputze des Hauſes nicht auch noch ein wenig hinhalten können, ſtatt ihn zu drängen, vielleicht wäre es mir mit ſeiner Hilfe gelungen, den meinigen doch noch gelinder zu ſtimmen. Nun haben ſich die beiden alten Freunde überworfen, und an neuem Kummer, der für mich daraus entſteht, wird es nicht fehlen." Sie hatte die letzten Worte in einem weichen, faſt wehmütigen Tone geſprochen, und ſchon wollte Eduard, ſchnell dadurch verſöhnt, etwas zu ſeiner Verteidigung vorbringen, als ſie wieder herber fortfuhr: „Und geſtern Abend ſcheinſt Du Dich ebenfalls in einer Weiſe herumgeſtritten zu haben, wie ich es von Dir nicht erwartet hätte, Eduard."

„Ich mich herumgeſtritten?" entgegnete der junge Mann überraſcht, „da mußt Du mehr wiſſen, als ich. Einzig gegen die Abſchaffung der Abendglocke hab' ich mich mit einigen Bemerkungen herumgeſtritten, die Euerm Herrn Schrucke ſamt ſeinem Schreiber- und Paragraphengelichter allerdings nicht beſonders zu munden ſchienen. Was kann ich dafür!"

„Ja, wie das?" fragte das Mädchen, langſam aufblickend, „wie kam der Streit?"

„Nun," antwortete Eduard, „die Herren wußten nicht genug die neue Weisheit eines löblichen Stadtrates zu beloben, der das unnütze Geklingel beſeitigt habe, während ich dieſen allen Gemüts baren Menſchen, denen kein Klang mehr gilt,

als derjenige ihrer Thaler und Napoleons, freilich ein ander Liedlein sang. Wohl möglich, daß ich dabei etwas warm geworden!"

„Du hast Dich also für die arme Glocke gewehrt, Eduard?"

„Wie wär' das anders möglich gewesen," rief er bewegt; „ach Mina, wüßtest Du, welchen Trost, welche süße Wehmut mir diese kleine Glocke gerade in der letzten Zeit so manchmal ins Herz geläutet, wenn sie mich allabendlich erinnerte, wie wir uns als Kinder, vom Spiele müd, bei ihrem Rufe einst gute Nacht gesagt, uns dabei auf den kommenden Tag freuend, der wieder neue Lust und neue Spiele bringen würde. Vorbei! vorbei! Aber, daß ich es nun einmal nicht vergessen kann, wirst Du mir doch nicht zum Vorwurfe machen wollen? Ich habe drum auch diesen Morgen schon ein kleines Lied auf die verstoßene Abendglocke gedichtet, das mir selbst wenigstens einige vergnügte Augenblicke bereitet hat."

„Hast Du es bei Dir?"

„Ich glaube ja," erwiderte der junge Mann, indem er ein zerknittertes Papierchen aus der Tasche zog, „aber Du wirst das Gekritzel nicht lesen können."

Das Mädchen nahm das Blatt, versuchte es mit ihren zierlichen Fingern ein wenig auszuglätten und setzte sich damit in den Lehnstuhl des Vaters. Lange las sie, und immer tiefer senkte sich das anmutige Köpfchen sinnend auf das Blättchen nieder. „Und was willst Du mit den Versen anfangen?" fragte sie endlich leise.

„Oh," sagte er, „es kam mir der Gedanke, sie in Musik zu setzen; es klang und tönte mir auch schon beim Niederschreiben derselben etwas wie eine Melodie in den Ohren."

Mina las die Verse noch einmal und sagte dann, rasch wieder aufstehend: „Thu' das, und wenn Du das Lied fertig gebracht, so möcht' ich wohl versuchen, es einmal zu spielen.

Aber noch Eines, hat Herr Schrucke geſtern Abend der Abſchaffung der Abendglocke wirklich das Wort geredet?"

„Ei, warum ſollte er denn nicht?" rief Eduard, „was kann dieſen Leuten ein Glockenton zu bedeuten haben? Ich weiß es nur zu gut, ſie nehmen ſich des Sängerfeſtes auch bloß an, weil es nun einmal Mode iſt und weil ſie hoffen, auf der Rednerbühne ihr Maul in patriotiſchen Redensarten üben zu können; da iſt mir der Widerwille Deines Vaters, wenn ich ihn auch nicht begreife, tauſendmal ehrenhafter; beruht er doch auf keinem Eigennutz und keiner flunkernden Eitelkeit."

Mina näherte ſich dem jungen Nachbar ſchweigend, um ihm das Blatt wiederzugeben. Er ſuchte dabei ihre kleine Hand feſtzuhalten, aber ſie entzog ihm dieſelbe, legte dafür raſch ihre beiden Hände über ſeine Augen und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Jetzt geh'," rief ſie leiſe, „und thu', was Du nicht laſſen kannſt!" Damit wandte ſie ſich ab und eilte der Seitenthüre zu, die aus dem Laden nach der Wohnung hinaufführte.

Auch Eduard ging, aber ſeine Füße wankten, und vor ſeinen Augen floß ein dämmernder Flimmer auf und nieder. Er bemerkte daher auch den alten Ladendiener nicht, der gerade unter dem Thorbogen hereinlenkte und dem Davongehenden mit bedächtigem Kopfnicken nachblickte. Als Eduard in ſein väterliches Haus eingetreten war, blieb er ſtehen und legte gleichſam prüfend die Fingerſpitzen auf ſeinen Mund. Wie heiter von jeher auch die Vertraulichkeit geweſen, in der er mit dem ſchönen Nachbarkinde aufgewachſen, doch hatten ſich ihre Lippen bis zu dieſem Augenblicke noch nie in einem Kuſſe berührt. So ſetzte ſich der junge Mann nun, als er ſein Zimmer erreicht, wie im Traume an ſein Klavier und begann nach den Tönen und Melodien zu ſuchen, die das Abendglockenlied in ſeiner Seele angeklungen hatte. Er hörte weder den Tages-

lärm der Straße, noch das Geräusch der Arbeiter vor dem Hause, bis die Abendglocke selbst ertönte und er sein fertiges Lied mit leiser Stimme in ihre verschwebenden Klänge sang.

Mit diesen Klängen, die nun bald auf immer verstummen sollten, war in diesem Augenblick jedoch nicht bloß der Geist des einsamen Dichters und Musikers beschäftigt; wie wehmütige Abschiedsgrüße bewegten sie noch gar viele Herzen von einem Ende der Stadt bis zum andern. Als heute Morgen der stadträtliche Beschluß durch das Tagblatt bekannt geworden, hatte er eine allgemeine Überraschung hervorgerufen, und Hunderte waren nicht weniger aufgeregt durch denselben als der alte Ladenherr am Oberthore. Die Abendglocke, mit der man aufgewachsen, die selbst dem Kinde schon lange vor jeder Kirchenglocke eine besondere Bedeutung gehabt, die so zu sagen zum täglichen Gewohnheitsbrote der Bürgerschaft gehörte, welche wunderliche oder übermütige Laune mochte die Väter der Stadt angewandelt haben, als sie dieser Glocke das Todesurteil sprachen!

So tönte es allerwärts, und mancher ehrsame Bürger, der sich um öffentliche Angelegenheiten sonst nie allzu viel bekümmert, rüstete sich nun im Stillen zu einer gehörigen Standrede, die er in seinem gewohnten Abendsitze gegen die Neuerung loszulassen gedachte; aber seltsam genug, als die Bürger nun da und dort bei ihrem Abendschoppen beisammen saßen, erzeigte es sich nur zu bald, daß gegen die stadträtliche Schlußnahme beim rechten Licht betrachtet eigentlich wenig oder nichts Erhebliches einzuwenden war. Von einem praktischen Zweck und Nutzen der Abendglocke konnte wirklich, wie der Stadtrat richtig gesagt, keine Rede sein, da sie nicht einmal mehr die allgemeine Feierabendstunde ankündigte; denn diese richtete sich längst vielfach nach den verschiedenen Berufsarten und ihren besondern Erfordernissen. Höchstens konnte zu ihren Gunsten zugegeben werden, daß sie noch jetzt, wie von Alters her, die

auf der Straße ſich tummelnde Jugend nach Hauſe mahne. Aber welche wohlgeordnete Familie möchte es ſich im Ernſte nachſagen laſſen, ſie könne für ihre Kinderzucht der Abendglocke nicht entbehren? Nein, nein, in Wahrheit handelte es ſich bei der Abſchaffung derſelben lediglich um die Beſeitigung einer veralteten und unnützen, wo nicht lächerlichen Gewohnheit. Denn darauf durfte man ſicher rechnen, der Abend kam regelmäßig auch ohne Abendglocke.

So ſprachen die Klugen und Verſtändigen, und wer wollte ſich nicht gerne zu den Klugen und Verſtändigen gezählt wiſſen, ſelbſt wenn ihm eine innere Stimme zurief, daß damit doch noch nicht Alles gethan ſei? Sogar Herrn Chriſtoph Ernſt erging es nicht viel beſſer. Von ſeiner Ausfahrt zurückgekehrt, hatte er ſich ſofort ins Bierhaus begeben, voll zuverſichtlicher Erwartung, es werde dem ſtadträtlichen Übermute dort ſein Gebührendes zu Teil werden. Anfänglich hatte er ſich auch höchlich gefreut über den allgemeinen Unwillen, der ſich kund gab; als jedoch dieſer Unwille ſchnell der beſonneneren Überlegung Platz machte, als die Glockenverteidiger zu ſchwanken anfingen und bald, wenn auch nur kopfſchüttelnd, gänzlich verſtummten, da wußte er ſich ebenfalls nicht mehr zu raten und zu helfen und verwirrter, bedrückter als am vorigen Abend ſchritt er durch die eingebrochene Nacht ſeinem Hauſe zu. Aber ſelbſt der Teilnahme bedürftig, drängte es ihn diesmal zur Mitteilung. Nachdem er der Tochter mehr klagend als unwirſch ausführlich erzählt, was ihm begegnet, rief er leiſe aus: „Und doch, mir iſt es, ich müßte mit dem Aufhören der Abendglocke ſelbſt ein ganz neues, mir noch unbekanntes Leben anfangen; der Tag hätte für mich kein Ende und der Abend keinen Anfang mehr, ſelbſt wenn ich, die Uhr in der Hand, mir hundertmal vorſagen würde: mit dieſer Sekunde hat das alte Glöcklein ſonſt ſeinen erſten Ton erſchallen laſſen, und mit dieſer hat ſein letzter ausgeklungen. Ach, Mina, was hat dieſe Glocke

mir so manchmal ins Herz hinein geläutet! Als Deine gute Mutter starb, konnte ich mich unterm Abendläuten oft noch Wochen und Monate lang täuschen, nun werde sich die liebe Stimme auch bald hören lassen, um mich zum Nachtessen zu rufen. Und wie dann Deine zwei Brüder der Mutter nachfolgten, o, mir ist es jetzt noch manchmal, ich höre Euch Kinder unter den letzten Glockenschlägen fröhlich die Treppe hinaufstürmen und das Haus mit Euern kindischen Neuigkeiten erfüllen. Nun sollte das Alles mit so manchem Andern für immer vorbei sein, sollte mir gleichsam ungefragt aus dem Herzen weggestohlen werden!"

Die Tochter schaute den Klagenden mit feuchten Augen an und sagte dann: „Und hast Du im Bierhause auch von diesen Dingen gesprochen, Vater?"

„Wo denkst Du hin," erwiderte er, den Kopf schüttelnd, „so etwas gehört doch nicht an den offenen Wirtstisch, vor ganz oder halbfremde Menschen!"

„Du magst Recht haben, Väterchen," sagte die Tochter mit beistimmendem Lächeln; „aber ein wunderliches Völklein seid Ihr doch manchmal, Ihr Männer. Da entscheidet Ihr am Wirtstische ganz unbefangen über das Los der armen Abendglocke, während doch dort Keiner vorbringen mag, was er etwa zu ihren Gunsten auf dem Herzen trüge. Oder glaubst Du wirklich, es sei nicht noch vielen Andern gerade ergangen wie Dir selbst, das Glöcklein habe nicht auch ihnen schon in mancherlei Lebenslagen, in Freud' und Leid Dinge ins Ohr geläutet, die sie nie mehr vergessen, die sie aber ebensowenig als Du am offenen Wirtstische auskramen können? Oder sagst Du nicht selbst, wie allgemein anfänglich der Unwille über die stadträtliche Schlußnahme gewesen sei? Drum nur Mut, Väterchen, und den rechten Weg gesucht, er wird schon zum Ziele führen!"

Herr Ernſt blickte nachdenklich zu ſeinem klugen Kinde auf und fragte, nicht ohne einen Ausdruck erneuter Hoffnung, ob es nicht vielleicht ſelbſt dieſen rechten Weg anzugeben wüßte.

„Nein, im Augenblicke noch nicht," erwiderte Mina; „aber ſo viel iſt mir deutlich: was nur in ſtillen Stunden empfunden und in der Verſchwiegenheit des Herzens bewahrt worden iſt, darüber läßt ſich's nicht auf offener Straße herumſtreiten, wie um ein öffentliches, verbrieftes Stadtrecht; das muß wiederum nur in der Stille des Hauſes geſucht und beſprochen werden. Doch nun, Väterchen, Du biſt müde; vielleicht wird Dir der richtige Weg im Traum gezeigt."

Und mit dieſem halb ſcherzend ausgeſprochenen Troſte ſollte das ſchöne Töchterlein des Ladenherrn auch einigermaßen recht behalten. Als Mina am folgenden Morgen, beſorgt, daß der Vater ſich ſo lange nicht zeigte, nach ſeinem Zimmer ging, fand ſie ihn ſchon tief über den Schreibtiſch gebeugt, vor ihm ein großes beſchriebenes Blatt, deſſen Zeilen jedoch vielfach ausgeſtrichen und umgeſchrieben waren. „Du kommſt eben recht, ich bin gerade fertig," rief er ihr vergnügt entgegen; „ich hab's gefunden, was Du mir ſo deutlich gezeigt haſt. Sieh' da!"

Neugierig bückte Mina ſich vor und las eine im Namen der Bürgerſchaft an den Stadtrat gerichtete Petition für Beibehaltung der Abendglocke. „Damit werde ich ſelbſt," fuhr der Vater zuverſichtlich fort, „von Haus zu Haus gehen, um die nötigen Unterſchriften zu ſammeln. Sind dieſe einmal beiſammen, wird ein hochweiſer Stadtrat wohl froh ſein, nicht weiter mehr an ſeinen Beſchluß erinnert zu werden. Oder was meinſt Du dazu?"

„Ich glaube ſelbſt, Du haſt das Richtige getroffen," erwiderte ſie lächelnd; „nur dieſe Stelle da paßt nicht," fügte ſie, mit dem Finger auf einige Zeilen deutend, beſtimmt hinzu; „in ſolcher Weiſe darfſt Du das Sängerfeſt nicht in die Sache hereinziehen — Du nicht."

„So, ich nicht," entgegnete Herr Chriſtoph Ernſt nicht ohne einige Schärfe, „und warum denn gerade ich nicht, Frau Klugheit? Glaubſt Du, ich merke weniger als Andere, wie Eins mit dem Andern zuſammenhängt, wenn die Großhanſen es auch nicht gerade herausſagen? Die Abendglocke ſoll mit dem letzten Tage des Monats zum letzten Mal geläutet werden, weil am erſten des künftigen das Feſt beginnt und die Herren Feſtgäſte nicht mehr an die altväteriſche Übung erinnert werden dürfen, die bisher unſere gute Stadt verunehrte. O, ich kenne dieſe Füchſe!"

Mina ſchüttelte den Kopf, daß ſich ihre braunen Löckchen anmutig um die weißen Schläfen bewegten. „Und wenn es auch Leute gibt, die auf ſolche Weiſe rechnen," ſagte ſie ruhig, „vielleicht ſelbſt im Stadtrate — die wahren Freunde des Feſtes ſind es ſicherlich nicht, im beſten Falle die falſchen, die ſich ſelbſt nicht verſtehen oder ihre beſonderen Zwecke dabei verfolgen; denn am Ende — Glockenton oder Liederklang, ſie laſſen ſich beide nicht mit der Elle der Nützlichkeit ausmeſſen. Immerhin darfſt Du niemand von vornherein vor den Kopf ſtoßen, wenn Du die nötige Unterſchriftenzahl zuſammenbringen willſt."

Herr Ernſt mußte die Richtigkeit der letztern Bemerkung zugeben und fügte ſich alſo dem Willen ſeiner einſichtigen Tochter, indem er den ganzen Vormittag damit verbrachte, ſeine Bittſchrift umzuſchreiben und ins Reine zu bringen. Am Nachmittag zog er mit derſelben aus, um ſie vorerſt einigen nähern Bekannten und Befreundeten vorzulegen. Der Gang kam ihn keineswegs leicht an. Er wußte, daß er damit einen guten Teil ſeines bürgerlichen Anſehens aufs Spiel ſetzte; denn drang er mit ſeiner Angelegenheit nicht durch, ſo fehlten ihm, das war gewiß, weder Spott noch Schadenfreude. Konnten ſolche Bedenken indes den eifrigen Mann auch keinen Augenblick von dem abhalten, was er für gut und recht erkannte,

ſo durchzuckte es ihn doch ſchmerzlich, als er, aus dem eigenen Hauſe tretend, am Nachbarhauſe emporblickte, deſſen ſchlichter Mauerbewurf ſchon beinahe vollendet war. Ja, wenn er ſich wie ſonſt mit dem altbewährten Freunde in der Sache hätte beraten, dieſelbe nach allen Seiten mit ihm hätte erörtern können! Würde derſelbe aus Rückſicht auf ſeine Stellung vielleicht auch nicht offen gegen den Stadtrat aufgetreten ſein, innerlich wäre er in der Glockenfrage doch ſicher mit dem Freunde einig geweſen, trotz all' ſeiner Feſtgrillen. Denn wie oft hatte ſie dieſe Glocke von ihren Abendſpaziergängen heimgerufen, wie oft hatten ſie bei ihrem erſten Schlage, wie auf ein ſelbſtverſtändliches Kommando, den Fuß nach Hauſe zurückgelenkt, ſich im Stillen der friedlichen Klänge freuend, die am Abendhimmel dahinſchwammen. Unter ſolchen Gedanken wandelte Herr Ernſt zur Stadt hinaus, um Herrn Schrucke, der ſich während der ganzen geſtrigen Fahrt in der Glockenſache ſo eifrig ausgeſprochen, die erſte Unterſchrift anzubieten; aber ſchon da ſollte er ganz unerwartet die Erfahrung machen, daß ſein Unternehmen noch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war, an die er nicht einmal gedacht hatte. Nachdem Herr Schrucke die Bittſchrift eine gute Weile mit großen Augen angeſtarrt, fand er endlich ſein dienſtwilliges Lächeln wieder, und, ſich wie gewöhnlich verbeugend, rief er aus: „Ei, ei, Herr Ernſt, wer das von Ihnen erwartet hätte; aber recht wacker, recht ſchön und geſchickt! Nur wiſſen Sie — hm! an die Spitze ſolcher Unterſchriften muß ein allgemein, bei Hoch und Niedrig gleich beliebter Name treten, wenn die Sache marſchieren ſoll; der meinige — verſtehen Sie mich — ſchon die Art meines Geſchäftes muß mir viele Abgeneigte und heimliche Gegner machen, ſodaß mein Name an ſo auffälliger Stelle Ihnen nur ſchaden müßte. Unter dem großen Haufen mag er dann ſpäter ſchon mitgehen und ſoll es auch für eine ſolche Sache."

Herr Ernſt war betroffen über dieſe Ablehnung, und doch waren die dafür angeführten Gründe ſo einſichtig und wohlmeinend, daß ſich wenig dagegen einwenden ließ. So begab er ſich zu einem alten Bekannten, der früher weit in der Welt herumgekommen war und durchaus alle die Eigenſchaften beſaß, die Herr Schrucke von dem Namen verlangte, der ſich mit Glück an die Spitze der Unterſchriftenkolonnen ſetzen ſollte. „Na," rief der Mann, als er das Blatt geleſen hatte, „na, Freund Chriſtoph, iſt's Euch nicht mehr wohl genug in Eurer alten Haut, daß Ihr an allen Ecken und Enden ſolche Tumultgeleien anfangen wollt? Ich habe ſchon gehört, wie Ihr Euch gegen das Sängerfeſt ereifert, und nun bin ich zwar auch der Meinung, ein wohllöblicher Stadtrat könnte ſich mit Wichtigerem und Vernünftigerem befaſſen; aber iſt's einmal geſchehen, ſo laſſe man's bleiben; es wird Euch ſicher nur nutzloſe Mühe und Verdruß verurſachen."

Herr Ernſt biß ſich in die Lippen und zog von dannen. „Ich Narr," murmelte er vor ſich hin, „was braucht' ich mich eigentlich auch ſo zu ärgern über das verwünſchte Sängerfeſt! Gefiel's mir nicht, ſo konnt' ich mich für ein paar Tage aus dem Staube machen, und nachher war Alles wieder im Alten. Aber die Glocke, die Abendglocke — iſt die einmal verſtummt, ſo bleibt ſie es auf immer." Es war ein freundlicher Zufall für den faſt ſchon Eingeſchüchterten, daß ſein nächſter Verſuch beſſer gelang, und am Abend hatte er bereits ein Dutzend Unterſchriften beiſammen.

Auch die nächſten Tage ging die Sache, obwohl langſam, doch ihren ruhigen Gang vorwärts, wobei es freilich neben herzlicher Aufmunterung nie an mancherlei Neckerei oder gar an höhniſcher Abweiſung fehlte. Nur der Einſicht konnte Herr Ernſt ſich nicht mehr verſchließen, daß die eifrigſten Feſtfreunde deshalb nicht auch ſchon Glockengegner ſein mußten. Aber da, mitten in ſeiner getroſten Zuverſicht, ſollten zwei ſchwere

Schläge an einem Tage auf ihn niederfallen. Das Tagblatt brachte einen beißenden Artikel, der den ſtadträtlichen Beſchluß als einen durchaus zeitgemäßen Schritt verteidigte, dagegen Herrn Ernſt einen philiſterhaft beſchränkten Tröler nannte und diejenigen, die ihm ihre Unterſchriften gaben, nicht undeutlich als verkappte Mucker bezeichnen wollte. Der ſolchergeſtalt Angegriffene hielt das verhängnisvolle Blatt, zwiſchen ausbrechendem Zorne und kleinmütigem Schmerze ſchwankend und ohne auf das beſchwichtigende Zureden der Tochter zu hören, noch immer in ſeinen Händen, als eilfertig Herr Schrucke bei ihm eintrat. Diesmal war das Lächeln aus ſeinem Geſichte verſchwunden und mit einem Ausdrucke hoher Entrüſtung rief er aus: „Sie ſind mit Ihrer Bittſchrift noch nicht wieder zu mir gekommen, Herr Ernſt; nun möchte ich Sie aber freundlich erſuchen, meine Unterſchrift ſogleich entgegennehmen zu wollen. Verſagen Sie mir das Vergnügen nicht, der Erſte zu ſein, der gegen ein Verfahren, wie es Ihnen gegenüber eingeſchlagen werden will, thatſächlichen Proteſt erhebt.“

Das war nun freilich ein erquickender Tropfen Balſam auf das verwundete Gemüt des Ladenherrn, und in ſtummer Bewegung drückte er dem jüngern Manne die Hand, als wollte er ſagen: in ſchlimmer Stunde erſt zeigt ſich der wahre Freund. Auch die Tochter mußte mit einem Ausdrucke zweifelnder Verwunderung auf die feſten Züge blicken, mit denen der Notarius ſeinen Namen hinzeichnete. Aber gleichwohl vermochte Herr Ernſt heute die Stimmung nicht wieder zu gewinnen, die ihm zur Fortſetzung ſeines Geſchäftes notwendig geweſen wäre, und nachdem er am Nachmittage unſchlüſſig einige Straßen auf- und abgegangen, ſetzte er ſich in eine Laube der vor der Stadt gelegenen Gartenwirtſchaft. Hier war er ungeſtört und brauchte niemandem Rede zu ſtehen. Aber noch ſaß er nicht lange in ſeine Betrachtungen verloren, als auf dem Vorplatze Tritte laut wurden und Herr Ernſt durch die dichte Laubwand

ſeinen Freund Schrucke erblickte, der ſich mit einem Mitgliede des Stadtrates an einem ſchattigen Baumtiſchchen niederließ. Die beiden Herren waren offenbar in beſter Laune und führten, da keine andern Gäſte in der Nähe waren, ihr Geſpräch auch gleich weiter. „Alſo weißt Du nun," ſagte Herr Schrucke, „welche Bewandtnis es mit meiner Unterſchrift hat, ich hätte ſie nicht leicht vorteilhafter anbringen können, denk' ich. Gleichwohl wirſt Du den Andern ſagen, wie es gekommen iſt; denn in dem Ding möcht' ich ſonſt freilich nicht ſein." Er lächelte, und ſein Begleiter lachte. „Ja, ja," rief dieſer, „Du weißt den günſtigen Augenblick ſtets am Schopfe zu faſſen, das muß man Dir laſſen; aber immerhin, Freundchen, wird Dir Dein künftiger Schwiegerpapa mit ſeinen Wunderlichkeiten noch manche Suppe unſchmackhaft machen, das wirſt Du mir glauben." „Ei, ei," entgegnete Herr Schrucke mit einer kurzen Handbewegung; „für ſeine ſonſtigen gewichtigen Eigenſchaften läßt ſich, ganz abgeſehen von den ſchönen Augen ſeines Töchterleins, mit ſeiner jetzigen Glockennarrheit auch noch dieſe und jene andere in Kauf nehmen. Wären wir nur erſt ſo weit!"

Der unwillkürliche Lauſcher in der Laube erhob ſich; aber die Kniee wankten unter ihm, und er mußte in ſeiner Verborgenheit ausharren, bis die Beiden draußen davongegangen. Am liebſten hätte Herr Ernſt jetzt zugewartet, bis es dunkel geworden, damit er, von keinem Menſchen geſehen, nach Hauſe gelangen könnte; aber eine heimliche Angſt, als ob der heutige Tag mit ſeinen Tücken noch nicht zu Ende ſei, trieb ihn heimwärts, während er zwiſchen den Zähnen murmelte: „Da hatte der Eduard doch recht, als er einmal behauptete, es ſeien in dem Namen des Schrucke zwei Buchſtaben in verkehrte Ordnung geraten — Schurke, Schurke!"

Dieſer Laut ſchwebte noch auf ſeiner Zunge, als er zu Hauſe die Treppe hinaufſtieg. Gewiß würde die Tochter über ſein verſtörtes und aufgeregtes Ausſehen erſchrocken ſein, wenn

ſie ſich die Zeit genommen hätte, ihn näher zu betrachten; aber ſchon unter der Thüre rief ſie ihm jubelnd entgegen: „Wie gut, daß Du endlich kommſt, Väterchen, ich wußte nur nicht, wohin ich nach Dir ſchicken ſollte. Sieh' da, ſieh' — vom Onkel.“

Auf dem Tiſche ſtand ein ſolid gearbeitetes Kiſtchen, das mit ſeinen vielen Stempeln und Poſtzeichen den weiten Weg bezeichnete, den es von den Geſtaden des ſtillen Weltmeeres bis an die Ufer des gletſcherfarbigen Schweizerfluſſes zurückgelegt hatte.

Zögernd und doch mit haſtiger Hand öffnete Herr Ernſt dasſelbe, und bald ſchimmerte den begierigen Blicken aus dunkelm Sammtgrunde heller Silberſchein entgegen. Es war ein prächtiges ſilbernes Trinkhorn, mit Inſchriften, Wappen und Figuren in erhabener Arbeit bedeckt. Darunter lag ein zuſammengefaltetes Blatt, das Herr Ernſt mit leiszitternden Fingern auseinanderſchlug. „Nicht einmal von Dir, Du lieber, böſer Bruder,“ ſtand darin geſchrieben, „ſondern aus öffentlichen Schweizerblättern habe ich ſeiner Zeit erfahren, daß Ihr in unſerer guten Vaterſtadt die nächſten Tage eines der ſchönen vaterländiſchen Feſte feiert, um die Euch, Ihr Glücklichen, die Ihr im Lande geblieben, die Welt beneidet. Ich habe deshalb mit einigen hier anſäſſigen Landsleuten mich zuſammengethan, und ſo ſchicken wir zum Zeichen, daß wir im Geiſte mit Euch feiern, eine beſcheidene Feſtgabe, die Du in unſerem Namen gehörigen Ortes übergeben magſt. Wie gerne hätte ich ſie ſelbſt überbracht, wie gerne möchte ich einmal untertauchen in einen ſolchen Strom vaterländiſcher Begeiſterung und das alternde Herz verjüngen an neuer Heimatsliebe und neuer Heimatsluſt. Faſt wäre ich ſchon auf dem Sprunge dazu geweſen, und in nicht allzulanger Zeit geſchieht es doch einmal, wenn mich der Himmel geſund erhält. Für diesmal aber ernenn' ich Dich noch zu meinem Stellvertreter; feiere alſo mit ganzem Herzen

und ganzem Gemüte mit und freue Dich der ſchönen vaterländiſchen Tage, wie ich es thun würde . . ."

Herr Ernſt ließ das Blatt auf den Tiſch fallen, an dem er ſelbſt, das Geſicht in die Hand geſtützt, eine gute Weile lautlos ſitzen blieb. Die Tochter, die wohl empfand, daß er in ſeinem Sinnen nicht geſtört werden dürfe, beobachtete ihn mit einer Art neugieriger Ängſtlichkeit, und doch vermochte ſie den Ausbruch inniger Freudigkeit kaum niederzuhalten. „So," ſagte er endlich ſich erhebend mit feſter Stimme; „nun weiß ich doch wieder, was ich zu thun habe, vor einer halben Stunde hätte ich's bald nicht mehr gewußt. Mein Bruder darf an ſeinem Stellvertreter nicht zu Schanden werden."

Mit dieſen Worten nahm Herr Ernſt Brief und Silberhorn zuſammen und verließ das Zimmer, ohne die neugierig fragenden Blicke der Tochter zu beachten. Zu ihrer freudigen Überraſchung ſah ſie ihn in das Meieriſche Nachbarhaus treten, das er erſt nach einiger Zeit wieder verließ, um eilig die Stadt hinabzugehen. Es war ſchon Nacht geworden, als er wieder nach Hauſe kam. „Nun mag es gerade noch gehen," ſagte er wohlgemut, „aber die höchſte Zeit war es. Morgen darfſt Du Dich rechtzeitig aus den Federn machen, Mina; wir bekommen Arbeitsleute."

Und ſo geſchah es. Schon mit Tagesanbruch erhob ſich vor dem grauen Hauſe am Stadtthor ein Hämmern und Klopfen, als ob die alten Mauern aus ihren Grundfeſten gepocht werden ſollten, und bald begann eines der leichten Gerüſte in die Höhe zu ſteigen, die in der letzten Zeit Herrn Ernſt ſo manchen Verdruß verurſacht hatten, während er nun hier, die Werkleute ermunternd, geſchäftig hin und her ging und, wo es Not that, ſelbſt Hand anlegte. Vorübergehende, die verwundert ſtehen bleiben wollten, wußte er mit ihrer Neugier gutgelaunt weiterzuſchicken. „Ja," ſagte er mit geheimnisvollem Nicken, „da hat ſich ein lieber, guter Herr meines alten

Hauſes angenommen, ſonſt hätte es noch lange auf einen neuen Rock warten können.“ Dem Herrn Schrucke aber, der ebenfalls bald des Weges kam, gab er einen andern Beſcheid. „Es iſt ſchon ſo, Herr Notar,“ raunte er ihm ins Ohr, „und Sie können es Ihrem Freunde, dem Stadtrat, wohl klagen, Sie werden von dem wunderlichen alten Manne neben ſeiner Glockennarrheit noch manche andere, jetzt beiſpielsweiſe die Baunarrheit in den Kauf nehmen müſſen, bis wir — ja bis wir einmal ſo weit ſind.“ Herr Schrucke wurde rot im Geſichte, und ſein Lächeln erſtarrte um den Mund; aber Herr Ernſt ließ ihn ſtehen und wandte ſich geſchäftig wieder ſeinen Arbeitern zu.

So ging es Tag um Tag, bis das große Haus am Stadtthore, in ſeiner Verjüngung nun wirklich weitaus das ſtattlichſte der ganzen Nachbarſchaft, hell und freundlich die Straße hinabſchaute. Am Vorabend des Feſtes, da mit hoch erhobenen Fahnen die erſten Sängerſcharen heranzogen, ſah dasſelbe aus, als ob in ihm zwiſchen wehenden Flaggen und blühenden Guirlanden die Feſtkönigin ſelbſt ihre Reſidenz aufgeſchlagen habe. Der anſehnliche Sängertrupp, den ſich Herr Ernſt zu Gaſt auserbeten, begrüßte ſein geſchmücktes Quartierhaus ſchon von Weitem mit fröhlichem Jubelruf.

Am frühen Morgen, als donnernde Kanonenſchläge den eigentlichen Feſtbeginn ankündigten, ſtand Chriſtoph Ernſt bereits vom Kopfe bis zu Füßen gerüſtet in ſeinem Zimmer, eine lichte Granatblüte im Knopfloche; und dennoch ſchien auf ſeinem Geſichte etwas Dunkles und Schmerzliches zu liegen. Er hatte geſtern wohl gehört, wie klagend das Turmglöcklein in dem luſtig aufrauſchenden Straßengetöſe erſtarb, um wahrſcheinlich nie mehr zu erwachen, und dieſer Klageton war Herrn Ernſt die ganze Nacht nicht aus dem Ohr gewichen; drum richtete er ſich jetzt wie gewaltſam empor und ſagte laut vor

ſich hin: „Nicht vergeſſen — heute und morgen biſt Du noch ein Anderer; dann erſt kommſt Du ſelbſt wieder an die Reihe.“

Herr Ernſt hatte indeſſen nicht nötig, ſich ſeine Doppelgängerrolle noch öfters zu vergegenwärtigen. Schon als er ſich am Arme ſeines wiederverſöhnten Freundes Meier dem gemeinſamen Zuge nach dem außerhalb der Stadt auf heiterm Wieſengrunde gelegenen Feſtplatze anſchloß, fühlte er aus dem geheimnisvollen Rauſchen des voranwallenden Fahnenwaldes das ſieghafte Herannahen des Feſtgeiſtes. Wie dann aber die Woge des Geſanges aus dem mächtigen Geſamtchore ſich erhob und immer gewaltiger anſchwoll, jedes eigene Sinnen und Empfinden mit ſich fortreißend und überflutend, da betrat auch ſein Fuß jene lichten Höhen, auf denen nur Begeiſterung, Schönheit und Freude wohnen, während die Mühen und Nöten des Alltagslebens als weſenloſe Schatten in die Tiefe zurückſanken. Bald goldnen Geſängen, bald manchem begeiſterten Worte von der Rednerbühne lauſchend, ſchwamm er heiter mit in der bewegten Menſchenflut, und am Abend ſaß er mit dem Freunde und der ſchönen Tochter, unter den Fröhlichen der Fröhlichſten einer, an den hallenden Tiſchen der Feſthütte, bis die Mitternacht zur endlichen Heimkehr mahnte. Erſt als er ſich wieder allein auf ſeinem Zimmer befand, fiel ihm mit einem eigentümlichen Wehgefühl ein, daß die arme Abendglocke ihren Ruf nicht in die allgemeine Feſtfreude habe miſchen dürfen. Solchen Gedanken ließ jedoch auch der zweite Feſttag anfänglich noch keinen Raum. Meier kündigte dem Freund frohbewegt an, daß Eduard, unter deſſen Führung der ſtädtiſche Geſangverein ſelbſt reichliche Lorbeeren geerntet, einem ehrenvollen Ruf nach einer der großen Landesſtädte zur Leitung der dortigen Geſangeskräfte erhalten habe, und gewiß war es nicht nur aufrichtige Freundesteilnahme, die Chriſtoph Ernſt bei dieſer Nachricht empfand, es regte ſich in ihm zugleich das

kräftigere Gefühl eines berechtigten Heimatstolzes. „Siehst Du," rief er freudig, „Bethlehem ist nicht die geringste unter den Städten Judäa's." Aber dieses Gefühl sollte noch in besonderer Weise erhöht und zugleich gedemütigt werden, als Christoph Ernst mitten im Festgewoge auf die Rednerbühne gerufen wurde, um dort von dem Festpräsidenten mit Händedruck und Umarmung den Dank aller Sänger für den heimatliebenden Bruder im fernen Westen entgegenzunehmen. „Nun ist es genug," sagte er, feuchten Blickes unter dem Zurufe der Menge wieder zu dem Freunde und der Tochter zurückkehrend; „nun ist es genug, ich habe meinen Lohn und meine Strafe dahin."

Fortan war er stiller und wie halb träumend sah er die fremden Sängerscharen sich allmählich zur Heimkehr rüsten und eine nach der andern unter Fahnenschwenken und Glückruf auf fröhliches Wiedersehen von dannen ziehen. Dafür strömte jetzt die ganze Stadt, Alt und Jung, auf den Festplatz heraus. Wer durch irgend eine Nötigung abgehalten worden, voll und ganz an dem Fest Teil zu nehmen, wollte nun wenigstens den Ausklang desselben noch genießen und sich der gehobenen Stimmung seiner Bekannten, die mitgefeiert, rasch teilhaftig machen. „Jetzt kannst Du wieder Du werden," sagte Herr Christoph Ernst leise vor sich hin, als er die Festhütte ringsum nur noch von bekannten Gesichtern angefüllt sah, und fügte dann, die Uhr hervorziehend, zu der Tochter und dem Freunde gewendet hinzu: „In einer halben Stunde wäre es Abendglockenzeit." Sein Gesicht verdunkelte sich, und es war ihm auch, als ob er widerstrebend aus einem heitern Traume erwachen müsse. Aber da, im nämlichen Augenblicke, ertönte unvermutet nochmals das Hornsignal, das allgemeine Stille gebot, und auf der Tribüne erschien Eduard Meier, von dreien seiner Gesangsgenossen begleitet. „Zu dieser Stunde," begann er mit klarer Stimme, „ziehen auf allen Straßen Tausende

fröhlicher Boten in das Land hinaus, um an ihren Heimstätten zu verkünden, was sie bei uns erlebt, und den Ihrigen einen Strahl des Glanzes heimzubringen, der über unserm schönen Feste geleuchtet. Aber auch uns, meine Freunde und Mitbürger, liegt es nun ob, den besten Teil dieses Glanzes zu bewahren, um mit seiner Hilfe auf Jahre hinaus gleichsam das Licht der häuslichen Lampe zu erhöhen, die uns nach des Tages Arbeit zum traulichen Familienkreise versammelt. Denn der Festtag hat seinen wahren Zweck erst erfüllt, wenn er in die kommenden Arbeitstage einen bleibenden Schimmer, ein erwärmendes Licht zu werfen vermag. Damit dies jedoch mit gutem Erfolge geschehe, müssen wir diesen Arbeitstag wieder vorfinden, wie wir ihn vor dem Festtage verlassen haben; Sinn und Gemüt, die im Festrausche über das Alltägliche hinweggehoben waren, müssen wieder an das Altgewohnte, und schien es noch so gering, ohne Störung anknüpfen können. Denn wie der Mensch nur durch die unscheinbare alltägliche Arbeit seinen Wohlstand gewinnt, den er dann wohl zum Schmucke und zur Veredlung seines Daseins verwenden soll, so erwirbt er sich auch nur am Gewohnten und Alltäglichen seine echten und bleibenden Gemütsschätze, und in diesem Sinne ist es, daß meine Freunde und ich uns erlauben, Euch hier noch ein bescheidenes Lied vorzutragen."

Aller Augen waren erwartungsvoll nach der Tribüne gerichtet, erwartungsvoller jedoch keine, als diejenigen der Tochter des Ladenherrn am Oberthore. Droben aber erhoben auf ein Zeichen Eduards sich vier Männerstimmen so rein und klangvoll, als nur je während des ganzen Festes welche erklungen waren.

Schon ist der Abendstern erwacht,
Er zieht empor mit leisen Tritten,
Und langsam kommt die dunkle Nacht
Ihm stumm und leise nachgeschritten.

Da horch, ein Ruf ſo mild und traut,
Glockenlaut — Glockenlaut.

Vom Spiele ſchaut das Kind empor.
Ihm iſt, als ob vom Muttermunde
Die Mahnung rührte an ſein Ohr:
Komm' heim, nun iſt es Schlafensſtunde.
So ruft und mahnet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde ſinkt die Hand,
Sie faltet leiſe ſich zum Beten;
Der fromme Sinn ſchaut in das Land,
Wohin nur ſel'ge Geiſter treten.
So ruft zur Andacht mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt
Den langen Tag in bangen Sorgen,
Nun ſei es ſtill zur Ruh gelegt —
Bald ſteigt empor ein neuer Morgen.
So ruft und tröſtet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Der Geſang, der in ſeiner ganzen Tonführung ſelbſt einem ſchwebenden Glockengeläute glich, war ſchon lange verhallt, und noch ſaß die Menge lautlos, als wage kein Einzelner die Stille zu ſtören; aber mit einem Male brach es tauſendſtimmig von allen Seiten hervor: „Die Abendglocke, unſere Abendglocke!“ Wie eine vom plötzlichen Windſtoße erregte Flut fing es an, durch die Feſthalle zu wogen. Auch an dem Tiſche unmittelbar unter der Tribüne, wo mit den Feſtlenkern die Herren vom Stadtrate beiſammen ſaßen, machte ſich eine lebhafte Bewegung bemerkbar, bis von demſelben ein Mann ſich raſch nach der Stadt hin entfernte und eine dröhnende Stimme rief, man möge ſich einſtweilen nur zufrieden geben. Aber noch war die Ruhe nicht völlig wiedergekehrt, als vom Turme mit feierlich anſchwellenden Schwingungen das Abendglöcklein durch die Dämmerung herauserklang. Doch war das auch das nämliche

Geläute, das so oft ungehört am Ohre vorübergegangen und jetzt wie ein geheimnisvoller Zauberruf zu jedem Herzen sein Echo fand?

Während all' dieser Vorgänge war Herr Christoph Ernst unbeweglich und lautlos dagesessen, als wisse er nicht, was geschehen solle; aber jetzt, nachdem der letzte Glockenschlag verklungen, streckte er zitternd seine Hand nach dem Oberlehrer aus und rief mit halb erstickter Stimme: „Laß Deinen Jungen, laß Deinen Eduard herkommen, Herzensfreund!" „Da bin ich auch schon, Herr Nachbar," sagte Eduard, sich lächelnd über den Tisch herüberbeugend, „und es freut mich herzlich, Euch Alle so vergnügt beisammen zu finden."

„Ich habe Dir noch nicht gratuliert zu Deiner Anstellung," entgegnete Herr Ernst hörbar aufatmend und dem jungen Manne die Hand reichend; „aber vorher möchte ich noch ein Versprechen von Dir. Bevor Du sie annimmst, solltest Du meiner Mina noch das schöne Lied einüben helfen, das Du vorhin gesungen hast. Ich glaube, sie hat das Klavier schon lange nicht mehr angerührt."

„Recht gerne versprech' ich Euch das, Herr Nachbar," rief Eduard, dessen aufleuchtende Blicke mit den nicht minder erglänzenden des Mädchens zusammentrafen; „wenn nur erst Mina meine Schülerin werden will."

„Schalksjunge," nickte Herr Ernst, während er mit der Hand über die Augen fuhr; „da setze Dich her und frage sie selbst um ihren Willen!"

Eduard ließ sich diese Einladung nicht wiederholen. Und wiederum ging es auf Mitternacht, als die Vier dem Oberthore zuwanderten, voran in weinseliger Laune etwas laut und nicht ganz sichern Fußes die beiden Alten, hintendrein

leiſer das Pärchen, das ſich gleichwohl ſo viel zu ſagen wußte, als ob es Jahre lang durch Berg und Thal getrennt geweſen wäre.

Die ehrenvolle Berufung nach der großen Stadt hat Eduard einige Tage ſpäter dankbar abgelehnt, aber dafür ſchon auf den Herbſt ſeinen Muſenſitz in dem großen Hauſe des Ladenherrn aufgeſchlagen und dort noch manches ſchöne Lied gedichtet und komponiert, doch keines mehr, das ihm ein ſo köſtliches Honorar eingetragen, wie das beſcheidene Abendglockenlied.

Verbrecher in Gedanken.

(1864.)

I.

Der Föhn, der ungeſtüme Frühlingsbote unſerer Hochgebirge, fuhr mit dröhnendem Brauſen um die Felſenhörner und durch Schründe des Albula, die ſtarren Schneelager und Gletſcherränder mit ſeinen heißen Sturmwellen ſchmelzend. Vor ſeinen Gewaltſtößen duckte ſich der Adler im Horſte, und die Gemſe ſuchte hinter ſchützenden Felshängen ein Aſyl, um nicht in jähe Abgründe geſchleudert zu werden. Der ſcheue Berghaſe flüchtete aus ſeinem Lager unter der zuſammenkrachenden Schirmtanne, und nur das Murmeltier, tief unterm Boden geborgen, horchte mit träumeriſchem Auferſtehungsbehagen dem wilden Kampflärme der Elemente zu.

Dieſen Kampf, von deſſen Großartigkeit und Schreckniſſen ſich der Bewohner milder Thalgelände keine Vorſtellung zu machen vermag, ſchien auch ein junger Mann nicht zu fürchten, der, es war an einem Apriltage des Jahres 1788, von dem Engadiner Dorfe Ponte den ſteilen Pfad nach der Höhe des Albulapaſſes hinanſtieg. Zwar mußte er ſich oft genug mit beiden Händen auf ſeinen eiſenbeſchlagenen Bergſtock ſtützen, um einem anſauſenden Windſtoße Trotz zu bieten; war aber der erſte Anprall gebrochen und fuhr der Sturm, gleichſam erboſt über den ſiegreichen Widerſtand des waghalſigen Menſchenkindes, mit ſchrillem Pfeifen in die Kronen der Arven, die hier

den Abhang des Gebirges noch mit einem breiten Waldgürtel umſäumen, ſo ſchritt der Wanderer feſten Fußes wieder weiter, während auf ſeinem Geſichte ein Ausdruck ſtolzen Spottes über den ohnmächtigen Grimm der Elemente hinzugleiten ſchien. Freilich war es auch ſonſt ſchon ein ſtolzes Geſicht, mit den feingebildeten, aber kräftigen Formen und dem großen, dunklen Augenpaare, das zwar wohl im Einklange ſtand mit der ſchlanken, hohen Geſtalt, doch nicht mit der unanſehnlichen Bekleidung derſelben. Dieſe war diejenige des ärmern Schafhirten und Sennen jener Gegenden; ein dunkler Mantel, welcher bis über die rauhe Lederhoſe hinunterfiel, unförmliche, faſt hufartige, mit ſtarken Eiſen beſchlagene Schuhe und ein ſchwarzer, grober Filzhut. Gewiß hatte dieſer ſchon manchen Schnee- und Regenſturm erfahren, und ſeine Ränder waren trübſelig zuſammengeknittert; aber drunter hervor quoll eine ſolche Fülle braunen Kraushaares, daß es ungeſcheut mit der Wolle des Bergamaskerſchafes, das auf den Engadiner Gebirgen weidet, wetteifern konnte.

Doch bei aller jugendlichen Kraft des einſamen Berggängers war die Wanderung durch die mit mächtigen Felstrümmern und Eisblöcken bedeckte Einöde eine mühevolle und ſollte bald noch mühevoller werden; denn von beiden Seiten begannen die Schneewaſſer von den Höhen niederzurauſchen und ſich den ſteinigen Weg zu ihrem Bette zu wählen. Zwar konnten dieſelben noch keine bedenkliche Sturzkraft haben; aber der Wanderer mußte ſtellenweiſe ſchon eine kniehohe, Geröll und Sand treibende Schlammflut durchwaten, und erfreut atmete er auf, als er endlich das einſam gelegene Paßhaus am Weißenſtein erblickte.

Thür und Fenſterladen des Hauſes lagen feſt in ihren Angeln, um dem Föhne jeden Eingang zu verwehren, und der Fremde mußte mehrere Male klopfen und rufen, bevor ſich neben der Thüre eine kleine Luke öffnete. Unter derſelben

erſchien ein ſtruppiges, verſchlafenes Geſicht, das ſich erſt an die Tageshelle da draußen gewöhnen mußte, bevor es die Gegenſtände genauer unterſcheiden konnte. „Eh, zum Teufel, wie kommſt Du hieher," rief dann der aus ſeiner Ruhe geſtörte Winterhüter des Paßhauſes, „doch nicht über den Berg bei dieſem Höllenwetter?"

„Und warum nicht?" erwiderte der Fremde; „doch öffnet nur einmal Euern Dachsbau . . . ich bin hungrig und müde."

„Hungrig?" brummte der Hüter; „ja, da kommſt Du bei mir zum Rechten, wo ein paar fauſtgroße Käslein für den ganzen Winter ausreichen ſollen . . . zum Teufel auch!"

Trotz dieſes unfreundlichen Gebrummes wurde der Riegel zurückgeſchoben, und der Fremde trat, die Thüre gegen den andringenden Wind raſch wieder hinter ſich zuſtoßend, in das Haus hinein. In der tiefen Finſternis, die in dem feſtverſchloſſenen Raume herrſchte, mußte er jedoch ſtehen bleiben, bis der Führer einen Föhrenſpan angezündet und in einen an der Wand angebrachten Ring geſteckt hatte. „Ich glaube, Ihr habt einen geſunden Schlaf gehabt," ſagte er dann, auf das mit Fellen bedeckte Mosbett neben dem mächtigen Ofen deutend; „draußen würdet Ihr ſchon munter werden!"

„Was ſollt' ich anderes thun, wenn man die Naſe nicht aus dem Baue hervorſtrecken darf," entgegnete der Hüter, bei dem genauern Anblick des kräftigen Fremden etwas höflicher werdend; „das wäre ja ſonſt eine Ewigkeit ſo allein den ganzen Winter."

„Könnt Ihr mir einen Schluck Enzian und ein Stücklein Käſe geben?"

Der Hüter verzog ſein ohnehin widerwärtiges Geſicht griesgrämig. „Hört," ſagte er endlich, „wenn Ihr nicht ein armer Teufel wäret, allem Anſchein nach wie ich einer bin, ſo würde ich Euch raten, Euern Appetit noch ein Stück weiter zu tragen,

nach Bergün hinunter; denn ich habe kaum ſelbſt das Notwendigſte zu beißen und zu brechen."

„Nun," erwiderte der Fremde, „was ich verzehre, werde ich auch bezahlen; hoffentlich wird Euch Euer Meiſter nicht ohne die nötigen Vorräte zur Winterhut hier oben laſſen."

„Oh, oh, mein Meiſter . . . das iſt der ärgſte Filzteufel im ganzen Bergrevier." Mit dieſen Worten holte der Hüter aus einem Schranke ein Stücklein Käſe von der Größe einer Baumnuß hervor und goß in ein Gläschen etwa einen Fingerhut voll von der verlangten Flüſſigkeit.

„Na," lachte der Fremde, „wenn Ihr ſo knapp teilen müßt, da muß es ſchlimm ſtehen; wem gehört denn das Haus?"

„Einem Kerl, deſſen Geldſäcke Ihr nicht einen Fuß hoch vom Boden heben würdet, trotzdem Ihr richtige Knochen zu haben ſcheint. Hubler heißt er, in Bergün drunten. Ihr werdet ſein Haus rechts ab vom Wege ſehen, bevor Ihr ins Dorf kommt, es iſt das größte und reichſte im ganzen Bergthal."

„Aber warum bleibt Ihr denn in ſeinem Dienſte, wenn er ein ſolcher Menſchenſchinder iſt?"

„Nu — na," machte der Hüter; „die Andern ſind eben auch nicht viel beſſer; ſie meinen Alle, wir armen Teufel ſeien nur in die Welt gekommen, um geſchunden zu werden."

Der Fremde nickte finſter Beifall. „Davon weiß man anderswo auch ein Liedlein zu ſingen," ſagte er, „zum Beiſpiel bei mir daheim, im Münſterthal drüben. Drum will ich einmal ſehen, wie es über den Bergen ausſieht."

„Ja — wo denn?"

„In Hiſpanien drinnen, wo man Leute unſeres Schlages brauchen kann, wie man mir ſagt. Ich bin auf dem Wege zum Hauptmann von Salis, nach Chur hinunter."

„Ah . . . ah, Ihr wollt Soldat werden!"

„Gewiß; und es wäre wohl auch für Euch das Beste, wenn es so steht mit den Meisterleuten hier herum. Groß und stark genug wäret Ihr dazu, wie ich denke."

Der Hüter verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lachen. „Na . . . nein," rief er dann, „da mag ich nicht mithalten; was ich schon gehört hab' vom Soldatenleben, macht mir keine Lust dazu. Zwar juckt mich's manchmal schon in den Fäusten, daß ich auch ohne Säbel ein paar Köpfe einschlagen möcht'; aber jeden Augenblick zu marschieren und sich zu strapazieren . . . nein, da will ich lieber meine Ruh' haben. Im Sommer, auf der Alp, können einem die Bissen auch nicht so knapp zugezählt werden, und eine schöne Weil' bleibt einem doch noch, um so hübsch an der Sonne zu liegen."

„Und im Winter geht das auch ohne Sonne," sagte der Fremde mit einem spöttischen Kräuseln seiner Lippen; „so sechs volle Monate sind eine schöne Zeit für einen Ofendachs. Was bin ich schuldig?"

„Oh, zum Geben wirst Du wohl nicht zu viel haben," entgegnete der Hüter, über den Treff wieder in seine brummige Unhöflichkeit zurückfallend; „am Ende vermag ich Dir's noch zu schenken."

„Ich will nichts geschenkt haben," erwiderte der Fremde, legte etwas kleine Münze auf den Tisch und schritt wieder in den noch immer forttobenden Sturm hinaus.

Von hier ab wendete sich der Weg auf der nördlichen Abdachung des Gebirges abwärts, einem von weid- und waldreichen Bergen umschlossenen Kesselthale zu, in welchem das Dorf Bergün liegt. Auf dieser Seite war der von Süden herbrausende Sturm weniger heftig, da seine Gewalt durch den höher gelegenen Gebirgskamm gebrochen wurde; dafür kamen mit um so größerer Gewalt die Wasser aus den tief eingeschnittenen Klüften hervorgeschossen. Die junge Albula, die eine Strecke weit neben dem Bergpfade niederrauscht, hatte

ihr Bett ſchon mit einer wildtobenden Flut angefüllt, und bereits gab es einzelne Stellen, über die der Wanderer nur mit einem kecken Sprunge wegſetzen konnte. Wie mußte es erſt drunten im Thale werden, wo die Waſſer von allen Höhen herab zuſammenſchwollen! Der angehende Soldat blieb eine Weile ſtehen, betrachtete die vielen ſich ſchon füllenden Rinnſale und ſagte dann beſorgt vor ſich hin: „Wie wird es aber auch daheim ausſehen! Ich wollt', ich hätte noch zwei Tage abgewartet, denn Hilfe mag an vielen Orten not thun!“ Die Worte waren kaum ausgeſprochen, als vom Thal herauf der Schall einer Sturmglocke erklang, zum Zeichen, daß auch hier Hilfe von nöten ſei. Einen Augenblick nur horchte der Wanderer; dann fing er an, in gewandtem Sprunge den Bergpfad abwärts zu laufen.

Nach ungefähr einer halben Stunde, während welcher die Glocke immer banger und angſtvoller heraufſchallte, bog der Weg um einen breiten Felſenvorſprung, und jetzt lag das Dorf unmittelbar zu den Füßen. Der Tag begann bereits zu ſinken; aber welch' ein Bild bot die ſonſt ſo ſtille Abendlandſchaft dar! Zwiſchen den zunächſt am Fuße des Berges liegenden Häuſern und dem übrigen Dorfe wälzte ſich ein dunkler brüllender Strom dahin, mit entwurzelten Baumſtämmen, zertrümmerten Schindeldächern und anderm Holzwerke bedeckt. Einzelne Häuſer befanden ſich bereits im Bereiche des ſich immer mehr ausbreitenden Strombettes. Hüben und drüben ſtanden die Dorfbewohner, die einen ihr Vieh und ihre Habe flüchtend, die andern mit Haken und Stangen gegen die tobende Runſe um ihre ſchon ergriffene Beute ringend, alle jammernd, ſchreiend und einander durch das Toſen der Waſſer und das Krachen des zuſammenſchlagenden Trümmerwerkes zurufend. Allen Lärm jedoch übertönte das markerſchütternde Gebrüll des geängſtigten Viehes, das zum Teil herrenlos hier- und dorthin irrte. Der Fremde überſchaute, tief Atem holend und mit dem

Mantel den Schweiß von der Stirne trocknend, den wilden Verwüstungsgreuel. Zunächst zur Rechten stand ein stattliches Haus mit getünchtem Mauerwerke, bereits von allen Seiten bis an die erste Fensterreihe von der wirbelnden Flut umbraust. Das muß das Haus des Hublers sein, dachte er und erinnerte sich zugleich an das, was der Hüter auf dem Weißenstein von dem Geize des Besitzers gesagt hatte; aber er sah auch, wie die helfenden Männer zu beiden Seiten des Wassers nach diesem Hause hindrängten, um dann, thatlos einander hin und her zurufend, stehen zu bleiben. Dort mußte die dringendste Hilfe not thun, und dorthin lenkte, den bisherigen Pfad verlassend, nun auch der Fremde seinen eiligen Schritt.

Drunten am Wasser angekommen, konnte er bald erfahren, daß seine Vermutung über den Besitzer des gefährdeten Hauses richtig gewesen; was er jedoch sonst aus dem ratlosen Gerede der Leute vernahm, lautete trostlos genug. Der Hubler war schon vor zwei Tagen seiner kranken Frau wegen zu einem Arzte nach Chur hinuntergegangen, aber bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt, ohne Zweifel von dem eingefallenen Föhne aufgehalten. Drüben im Hause befanden sich nun die Kranke, ihre Tochter und zwei alte Mägde. Ein Knecht hatte sich beim Retten des Viehes kaum selbst aus dem plötzlich heranbrausenden Strudel retten können. Einer zu Thal brechenden Runse von solcher Gewalt konnte sich der älteste Mann im Dorfe nicht entsinnen; drum waren die Bewohner ebenso wenig darauf vorbereitet gewesen, als sie sich jetzt dem zerstörenden Elemente gegenüber zu helfen wußten.

„Und im Hause dort befindet sich also kein Mann mehr?“ fragte der Ankömmling, nachdem er die Strömung der Runse genau betrachtet hatte, einen der Umstehenden, auf dessen Rat und Anweisung die Übrigen offenbar zu warten schienen; „die Frauensleute sind einzig?“ „Die sind einzig,“ lautete die Antwort; „aber was würde ein Mann helfen können? Er

müßte mit den Andern zu Grunde gehen; denn das Haus kann den Stößen des schweren Treibholzes keine halbe Stunde mehr widerstehen, Gott sei es geklagt!"

„Das glaube ich auch," sagte der Fremde, fortwährend den Blick scharf auf die tobenden Wasser gerichtet; „aber seht, die Strömung treibt nur gerade auf die obere Ecke, und auch nur dort lockern sich unter der Erschütterung der Stöße einzelne Riegel vom Dache. Wenn dort aus der untern Fensterluke ein kräftig gehandhabter Wehrhaken das Treibholz abtriebe, nur mit einem einzigen Stoße, daß es um die Ecke herumfahren könnte, so wäre das Haus und die Leute drinnen gerettet."

„Da hast Du wohl recht," erwiderte der Andere, „und mit Schein bist Du heute nicht das erste Mal bei solch' schrecklichem Unglücke; aber drum siehst Du auch, daß es menschenunmöglich ist, hinüberzukommen."

„Gebt mir Euern Haken, ich will's probieren!"

Das Gespräch war rasch und hastig geführt worden, wie immer in solchen Fällen, und nicht lauter, als es der umgebende Lärm nötig machte, um einander zu verstehen. Als jetzt jedoch der überraschte Bergüner ausrief: „Was sagst Du — das wolltest Du wagen?" da drängten sich auch die Umstehenden neugierig und fragend herzu.

„Mit Gottes Hilfe will ich's," erwiderte der Fremde ernst, aber ruhig; „und gelingt's nicht — ein Menschenleben ist immer gegen vier zu wagen." Mit diesen Worten ergriff er den langen Wehrhaken und begann raschen Schrittes am Rande des Wassers aufwärts zu gehen. Einige gingen ihm langsamer nach, die Andern blieben stehen, voll staunender Erwartung, was kommen werde. Aber ein einziger Ausruf der Überraschung erscholl aus Aller Munde, als der Verwegene plötzlich weit draußen im Strudel hoch aufrecht stand. Er hatte, nachdem er einige hundert Schritte aufwärts gegangen,

den Haken ins Waſſer geſetzt und ſich daran mit gewaltigem Sprunge auf einen herantreibenden Baumſtamm geſchwungen. Dort fuhr er jetzt daher, ſein gefährliches Fahrzeug mit der Wehrſtange in die Mitte der Strömung treibend und dem bedrohten Hauſe zulenkend. Nach dem erſten Ausrufe der Überraſchung ſtand am Ufer Alles in atemloſer Erwartung und ſtummer Bewunderung; wenn der mutige Retter auch bis an das Haus hin gelangen mochte, ſo konnte dort der Baumſtamm, auf dem er ſtand, an die Mauer fahren und der Rückſtoß mußte ihn zweifellos in den Strudel werfen. So bangte jedem Zuſchauenden, der etwas von dem gefahrvollen Geſchäfte verſtand. Aber auch der Fremde hatte dieſe Gefahr vorausgeſehen; kaum war ſein Baumſtamm mitten in die Strömung gebracht, ſchritt er, den Wehrhaken als Balancierſtange gebrauchend, nach dem vorderen Ende desſelben, und noch ſtand dieſes äußerſte Ende um einige Schritte von der gefährlichen Mauerecke ab, ſo war auch der kühne Schiffer ſchon mit einem gewandten Sprunge durch das bereits zertrümmerte Fenſter im Erdraume des Hauſes verſchwunden. Dieſer blitzſchnellen Bewegung hatten nur die wenigſten Zuſchauer zu folgen vermocht; die Meiſten glaubten, der Mutige ſei in den Strudel geſtürzt und ſtießen einen Ruf des Schreckens und Mitleids aus; Andere aber erhoben ein Freuden- und Beifallsgeſchrei, und nun erſt begann die verwunderte Nachfrage, wer der Fremde ſei und wie er hiehergekommen. Niemand wußte Auskunft zu geben. Doch mochte er ſein, wer er wollte, das Haus Hublers und die darinnen waren, hatten eine ſtarke Hand zu ihrem Schutze gefunden. Die gefährlichen Treibhölzer, die unvermeidlichen Untergang gedroht, flogen nun vorüber, ohne den mindeſten Schaden anſtiften zu können. Die Gruppen zu beiden Seiten des Strudels entfernten ſich allmählich, froh, daß wenigſtens hier auf dem bedrohteſten Punkte die Rettung

gelungen, und mit der einbrechenden Nacht ſchien auch die Gewalt der Runſe abnehmen zu wollen.

II.

Am Morgen hatte ſich der wilde Strom verlaufen, und in der Tiefe neben des Hublers Hauſe floß nur noch ein unſchuldiger Bach thalwärts; während der ganzen Nacht hatte indeſſen in dieſem Hauſe ein bewegtes Leben gewaltet. Die Todesangſt war zwar gewichen, aber neben der aufkeimenden Hoffnung ſtritten ſich die ſeltſamſten Vorſtellungen um den Beſitz der Herzen. Dieſes war beſonders mit Nina, der Tochter des Hauſes, der Fall. Sie einzig hatte den Fremdling heranſchwimmen ſehen, und bei ſeinem Anblicke war es ihr geweſen, als ob über ihrer bangen Todesnacht ein milder Stern emporſteige; dann aber war er in das ſchon mit Waſſer angefüllte Erdgeſchoß des Hauſes verſchwunden, und von ſeiner rettenden Gegenwart gab nur das Aufhören der Mauerſtöße Zeugnis. Im Innern des Hauſes ſelbſt führte aus den obern Räumen, wohin ſich die Frauen geflüchtet, keine Treppe nach dem Erdgeſchoſſe; dieſelbe lief von einer Laube außen an der Mauer hinab, und dieſe Treppe konnte der Fluten wegen nicht betreten werden. Und als in der Nacht die Waſſer ſanken, da hielt eine eigene Beklommenheit das ſonſt nicht furchtſame Mädchen ab, ſich während der Dunkelheit nach dem unbekannten Beſchützer umzuſehen. Allmählich jedoch kam eine drückende Angſt über ſie, da es mit dem Aufhören des Rauſchens der Waſſer auch drunten ſtill wurde, und kein Laut, keine Bewegung mehr ihrem lauſchenden Ohre die Anweſenheit eines lebenden Weſens verriet. Sollte der Retter ungeſehen wieder verſchwunden ſein, nachdem er ſein gefährliches Werk vollbracht hatte, oder war er dieſem Werke ſelbſt zum Opfer gefallen?

Nein, der Gedanke war zu schrecklich, die geängstigte Seele hatte nicht die Kraft, ihn festzuhalten; der Kühne mußte sichtbar in Gottes Hut gestanden sein, wenn er nicht ein Engel Gottes selbst gewesen, der nur menschliche Gestalt angenommen, um Menschenkindern Rettung zu bringen, wo Menschenhand keine Rettung mehr zu bringen vermocht.

Beim ersten schwachen Morgengrauen schlich Nina die Treppe hinunter. Mit jedem Schritte mußte sie sich fester an das Geländer halten, nicht nur weil die untern Stufen mit schlüpfrigem Schlamme bedeckt waren, sondern weil ihren zitternden Knieen die Kraft zu entweichen drohte. Mühsam watete sie durch das schlammige Geröll, das fußhoch den Flurboden bedeckte. Die äußeren und inneren Thüren waren von der Gewalt des eingedrungenen Wassers zertrümmert, und die leeren Höhlen boten einen unheimlichen, erschreckenden Anblick dar. Das Mädchen mußte schaudernd stehen bleiben. Tot, tot, rief es durch ihr Inneres. Angstvoll horchte sie; vergebens, kein Laut, kein Geräusch, nur ein stummes Grab, aus Trümmern errichtet. „Ich muß es wagen," flüsterte endlich die Bange und schritt zagend durch den inneren Thürraum; aber nur um augenblicklich mit einem Ausrufe des Entsetzens an die Wand zurückzufahren. Hart vor ihr lag, auf zwei zusammengeschobenen Holzbänken hingestreckt, eine regungslose Männergestalt; dort an der öden Fensterluke lehnte noch der Wehrhaken, mit welchem der Mutige das Treibholz von dem Hause abgewehrt. Aber nun hatte niemand die Todesnot von ihm selbst genommen. Er hatte, wie der erste Anblick zeigte, sein gefahrvolles Werk bis an die Brust in dem eindringenden Wasser stehend, vollbringen müssen und noch schlang sich das Seil um seine Hüften, mit dem er sich an dem steinernen Fensterpfosten festgebunden haben mochte, um nicht von seinem Standorte weggeschwemmt zu werden. Aber die übermenschliche

Anstrengung hatte auch die stärkste menschliche Kraft aufgerieben.

Einen Augenblick, während welchem diese Gedanken und Vorstellungen durch Ninas Seele schossen, wollte eine Ohnmacht ihre Sinne umfangen; doch alsbald rief es wieder in ihrem Innern: „Ewige Barmherzigkeit, du wirst es nicht zulassen; meine und meiner Mutter Gebete können nicht an deinem Ohr vorübergegangen sein!“

Sie heftete ihren Blick wieder auf die Gestalt des vor ihr Liegenden. Über den östlichen Bergen hatten sich die Morgenwolken heller gefärbt, und durch die zertrümmerte Fensterluke fiel ein rötlicher Schein auf das Gesicht des Stillen; aber es konnte nicht nur der Abglanz des Morgenlichtes sein, was so frisch und hell über diesem Antlitze lag, denn jetzt hob sich auch die Brust von einem tiefen Atemzuge. „Er lebt!“ schrie Nina laut auf, und während sie sich, beide Hände ausstreckend, weit vorbeugte, als müßte sie dieses wiedergefundene Leben festhalten, schlug der Schläfer zwei große Schwarzaugen auf, die verwirrt, verwundert an dem freudigen Glanze eines himmelblauen Augenpaares hängen blieben. „Er lebt!“ rief das Mädchen noch einmal und hob dann die Hände inbrünstig zum Himmel empor.

„Ja freilich leb' ich,“ sagte der Jüngling, sich in unbeholfener Verwirrung langsam aufrichtend, ohne seinen Blick von der vor ihm stehenden Erscheinung zu wenden; „etwas fest mag ich freilich geschlafen haben — puh, wie ich aussehe!“ Bei dieser letzten Betrachtung hatte er sich vollends auf die Füße gestellt und schüttelte sich nun so kräftig, daß der auf seinen Kleidern angeschwemmte und bereits trocken gewordene Schlamm stückweise zu Boden fiel.

Für die nämliche Empfindung liegen im Menschen die verschiedenartigsten Ausdrucksweisen so nahe beisammen, daß es oft nur des geringfügigsten Umstandes bedarf, um die eine

augenblicklich in ihr ſcheinbares Gegenteil umzuwandeln. So ſprang jetzt der Ausdruck dankerfüllter Andacht Ninas bei dem Anblick des noch halb ſchlaftrunkenen Gebahrens ihres Retters plötzlich und unwillkürlich in ein fröhliches Lachen um, und doch war es ja das nämliche Grundgefühl, das ihre Seele erfüllte. Freilich dauerte dies nicht lange, obwohl der Jüngling nach einem verwunderten Aufblicke über dieſen ſo ſchnellen Wechſel nichts Beſſeres zu thun wußte, als ebenfalls den Verſuch zu machen, in die Heiterkeit des ſchönen Mädchens einzuſtimmen. „Nein, nein," ſagte ſie, ſich raſch bezwingend, mit warmer Herzlichkeit ſeine Hand faſſend, „um Euer Ausſehen braucht Ihr Euch nicht zu kümmern; dem Himmel ſei Preis und Dank, ich glaubte ſchon, Ihr hättet das Leben verloren für uns. Aber wie konntet Ihr auch hier unten liegen bleiben? warum ſeid Ihr nicht zu uns herauf gekommen, nachdem Ihr ſo lange Leib und Leben für uns gewagt! Ich — ich durfte nicht hinunter in der finſtern Nacht, obwohl das ſchreckliche Rauſchen des Waſſers nachgelaſſen hatte," fügte ſie zögernd hinzu; „freilich, es wäre meine dringendſte Schuldigkeit geweſen —"

„O nein, nein," fiel der junge Mann mit einer abwehrenden Bewegung raſch ein; „gewiß, ich wär' ſchon längſt meines Weges gegangen, ich wollte auch nur einige Augenblicke ausruhen. Aber ich habe geſtern einen weiten Weg gemacht und bin darob müde geworden."

„Von Eurer Reiſe ſeid Ihr müde geworden," erwiderte das Mädchen, ihn mit großen ſtillen Augen anblickend; „ja, fremd werdet Ihr ſein in der Gegend; aber Ihr wäret alſo wieder weiter gegangen, ohne diejenigen, welche Ihr aus der Todesnot gerettet, geſehen, ohne unſern Dank angehört zu haben?" Es lag bei aller Wärme und Herzlichkeit ein ſo beſtimmter Ton des Vorwurfes in dieſen Worten, daß der Jüngling die Augen niederſchlug. „Ich weiß nicht, wie Ihr das

meint," ſagte er verlegen; „Ihr ſeid ohne Zweifel die Tochter dieſes Hauſes; aber ich hörte ſchon geſtern, daß Eure Mutter krank darnieder liege, und da ich Euch um Alles in der Welt nicht ſtören wollte bei der Nacht — nein. Hoffentlich wird die Kranke keinen Schaden genommen haben von dem Lärm und Schrecken!"

„Ich hoff' es auch nicht, obgleich ſie ſchon ſeit lange ſehr ſchwach iſt," erwiderte Nina leiſe; „doch jetzt kommt mit mir hinauf, daß auch die Mutter und wir Alle Euch danken können."

Er ſchaute wieder auf ſeinen freilich ſehr übel zugerichteten Anzug und ſagte dann halb ſtotternd: „Nein, doch — ich wüßt' auch wirklich nicht, was da zu danken wäre. Eurer Frau Mutter laß ich von Herzen gute Beſſerung wünſchen. Ich möchte heute noch gerne vor Abend in Chur ſein."

Nina empfand ganz gut, daß in dieſem ablehnenden Verhalten keine Ziererei verborgen lag; aber wer weiß, ob es ihrem Mädchengefühle nicht ſchmeichelte, wenn auch nur unbewußt, daß der Jüngling nun ſchon zum zweiten Male auf ſeinen verwüſteten Anzug zurückkam, in dem er ja doch ganz friſch weg die Wanderung nach Chur hinunter antreten wollte? Das weibliche Herz beſitzt für ſolche Erſcheinungen allezeit eine Deutungsgabe, und das ſtille Lächeln, das jetzt um ihren Mund ſchwebte, mochte auch nur die Folge einer ſolchen Deutung ſein. Sie ſagte deshalb bloß: „Kommt mit!" und zog den leiſe Widerſtrebenden an der Hand nach ſich. Oben auf der Treppe wendete er nochmals ein: „Aber nein, ſo mir nichts, dir nichts in ein fremdes Haus hineinzugehen" — „In das Ihr geſtern freilich ohne ſo viele Umſtände hineingeſprungen ſeid," unterbrach ſie ihn und drückte die Thüre wieder hinter ſich zu.

Das Gemach, in welches Nina den jungen Mann jetzt führte, zeigte bei aller Einfachheit ſeiner Ausſtattung doch

deutlich den Wohlstand seiner Bewohner an, und der arme Sohn eines entlegenen Bergthales war sichtlich überrascht von der Fülle und Schönheit der ihn umgebenden Gegenstände. Mit verlegener Schüchternheit folgte er ihr in das Nebengemach, in welchem die Kranke aufrecht in ihrem Bette saß, die Hände auf der Decke wie im Gebete zusammengefaltet. Es war ein eingefallenes, blasses Antlitz, aus dem die blauen Augen nur noch mit einem trüben, matten Lichte hervorflimmerten. „Ich kann Euch nur mit meinem Gebete danken für das, was Ihr an uns gethan habt," sagte sie mit schwacher Stimme; „aber der Herr wird das Gebet einer Kranken oder Sterbenden nicht unerhört lassen. An meinem Leben wäre nicht viel mehr gelegen; aber meine Tochter — mein Kind —"

„Sprich nicht so, Mutter," fiel Nina ein, ihre Lippen auf den bleichen Mund der Kranken drückend; „gewiß, Du wirst wieder gesund und dann wird Alles gut werden. Der Himmel wollte Deinen Tod so wenig als den meinigen, sonst hätte er nicht Dir wie mir den Retter geschickt." Die Kranke schüttelte nur leise mit dem Kopfe, und auch die Stimme der Tochter verriet mit ihrem ängstlichen Tone, daß die Hoffnung, welche ihr Mund aussprach, nicht in ihrem Herzen lebte.

Von diesem betrübenden Bilde wieder in das äußere Gemach zurückgekehrt, begann nun Nina mit den weitern Pflichten, welche sie gegen ihren Gast zu erfüllen hatte. „Zuerst," sagte sie, und der wehmütige Ausdruck auf ihrem Gesichte wich wieder einer milden Heiterkeit, „zuerst müßt Ihr in trockene Kleider kommen, guter Freund, oder sagt doch, wie heißt Ihr wohl?"

„Conradin," antwortete er.

„Conradin," fuhr sie fort, und er konnte die Augen fast nicht von dem plaudernden Mäulchen wegbringen; „Conradin — das ist ein kräftiger und doch freundlicher Name; Ihr müßt also schon zugeben, daß ich Euch fortan Conradin nenne; ich heiße Nina, wie Ihr schon von der Mutter gehört habt.

Alſo Conradin, vor allem trockene Kleider — da müßt Ihr welche von meinem Vater anziehen. Bis ich in der Küche ein wenig nachgeſehen habe, kann das geſchehen ſein. Hier ſind Kleider, hier Schuhe — oder nein, hier Flechtſchuhe, die ſind bequemer im Hauſe."

„Aber was denkt Ihr, Jungfer Nina," rief Conradin, „da würde ich mich ja längſt verſpäten; es iſt noch ein weiter Weg bis Chur."

„Ein ſehr weiter Weg," erwiderte ſie, und aus ihren Augen brach wieder der lachende Glanz hervor, der den Jüngling ſchon vorhin nach ſeinem Erwachen ſo wunderbar berührt hatte, „den Weg habe ich auch ſchon gemacht; aber Chur ſteht recht feſtgenagelt und wartet gewiß, bis Ihr kommt. Von Fortgehen nun kein Wort mehr, bevor der Vater zurück iſt, was hoffentlich nicht lange anſteht. Der wird auch ſeine Augen machen, du lieber Himmel!"

Damit war ſie zur Thüre hinaus, und Conradin hörte, wie ſie von außen den Riegel vorſchob. Was blieb ihm unter dieſen Umſtänden übrig, als ſich den Befehlen zu fügen, die auf ſo unwiderſtehliche Weiſe erteilt wurden!

Nach einer Weile klopfte es an der Thüre, und Nina fragte, ob ſie eintreten könne. Sie erſchien mit einer dampfenden Schüſſel in den Händen; ſobald ſie aber Conradin in ſeiner neuen Toilette erblickte, brach wieder ihr glockenhelles Lachen hervor. In der That ſah der Jüngling auch ſeltſam genug aus in den Kleidern des alten Hubler. Dieſer mußte ebenfalls ein großgewachſener Mann ſein, aber dazu vierſchrötig und eckig, ſodaß nun ſeine Kleider, ohne eben zu groß zu ſein, auf das poſſierlichſte um die ſchlanken Glieder ihres neuen Inhabers herumflatterten.

Das Mädchen ſtellte die Schüſſel auf den Tiſch, faßte Conradin am Arm und führte ihn vor einen großen Spiegel, der an der Seitenwand hing. Bei ſeinem eigenen Anblicke

mußte auch er laut auflachen; aber dies dauerte nur einen Augenblick; denn hart neben ſeinem eigenen Antlitze ſchaute ihm dasjenige des Mädchens entgegen, gekrönt von einem Haarſchmucke, der aus Mondſcheinſtrahlen gewoben ſchien. Eine geraume Weile ſchauten ſich die Beiden ſchweigend in ihren blühenden Spiegelbildern an, bis, wie auf einen Schlag, über die beiden Geſichter ein dunkler Purpur aufſtieg. Nun wendeten ſie ſich einander zu, als wollten ſie ſich überzeugen, ob der Spiegel die treue Wirklichkeit zeige, und unverſehens berührten ſich zwei Lippenpaare, gleich zwei jungen Roſen, deren ſchlanke Zweige ein Lufthauch zuſammenneigt. Es war nur ein einziger Augenblick, aber einer von jenen Augenblicken, an denen oft ein ganzes langes Leben hängen kann.

Die Beiden gingen ſchweigend von einander, und ſchweigend deutete das Mädchen auf einen Stuhl, nachdem es den Tiſch zum Frühſtück gedeckt Conradin ließ ſich nicht lange nötigen; aber er ſtillte ſeinen Hunger wie im Traume und achtete weder auf dasjenige, war er genoß, noch auf das ſtille Lächeln Ninas, mit dem ſie den Inhalt einer Schüſſel nach der andern vor dem geſunden Appetite ihres Retters verſchwinden ſah. Eben als er endlich den Teller von ſich ſchob, ließen ſich draußen auf der Laube Schritte hören. „Das iſt der Vater!“ rief ſie, nach der Thüre eilend, und in der That war es der heimkehrende Hubler, der, von noch einigen neugierigen Männern begleitet, in die Stube trat.

III.

Noch vor Mittag war Conradin in den Dienſt Hublers getreten. Dieſer ſelbſt hatte zwar auf den Jüngling einen keineswegs günſtigen Eindruck gemacht, und beim erſten Anblicke mußte Conradin ſich unwillkürlich ſagen: Wie iſt es

möglich, daß ein ſolcher Vater eine ſolche Tochter haben kann? Mich ſollt' es wunder nehmen, wenn der faule Hüter am Weißenſtein ihm Unrecht gethan! Der Hubler zeigte eines jener harten, wie aus verwittertem Granit gemeißelten Geſichter, die zwar im Hochgebirge häufig genug vorkommen; aber es lag zugleich etwas ſo Lauerndes, gleichſam hinterrücks Spähendes darin, wie es hinwieder dem einfachen Älpler nicht eigen zu ſein pflegt. Freilich, ein ſolcher war der Hubler auch nicht mehr; er betrieb neben der Bewirtſchaftung ſeiner Alpen einen ausgedehnten Viehhandel und war ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren nicht nur der erſte Vorſteher ſeines Dorfes, ſondern Geſchworner des Hochgerichtes Obervaz, zu dem Bergün gehörte. Durch dieſe erweiterte Berührung mit verſchiedenartigen Weltverhältniſſen mochte jenes vorſichtige, ſpähende Weſen in ihn gekommen ſein, wie es oft der Fall iſt, wo der einfache Verſtand und der angeborene Mutterwitz es mit überlegener Lebensgewandtheit und Bildung aufnehmen müſſen. Trotz der wohlbegründeten Dankbarkeit, die Hubler dem Jüngling für ſeine aufopfernde Hingebung bezeugte, konnte Conradin dem Blicke aus den ſcharfen grauen Augen des Mannes nicht mit dem Zutrauen begegnen, wie er es ſonſt in ſeiner Art hatte; gleichwohl erzählte er auf Befragen freimütig, daß er armer Leute Kind ſei und ſein Brot ſchon als Knabe bei fremden Leuten habe eſſen müſſen; daß ihm aber nun das zu keinem Ziel führende Leben auf der Alp nicht mehr behage und er deshalb den Entſchluß gefaßt habe, unter die Soldaten zu gehen.

„Hört," ſagte darauf der Hubler nach einigem Beſinnen, „Ihr habt mir einen Dienſt geleiſtet, den ich Euch mit Geld nicht zu bezahlen vermag; aber einen guten Rat kann ich Euch geben und meinen guten Willen bezeigen. Laßt die Gedanken an das Soldatenleben fahren, es trägt Euch keinen Dank ein, und bleibt bei mir. Hätt' ich eine tüchtige Hilfe

gehabt, ſo würde ich ſchon längſt einen Holzhandel angefangen haben; das wäre ein Geſchäft, das bei uns noch nicht überlaufen iſt und bei dem ſich ein ſchöner Verdienſt finden ließe. Den möcht' ich Euch nun am liebſten zuwenden, wenn Ihr Luſt zur Sache hättet; werdet mein Gehilfe!"

Dieſer unerwartete Vorſchlag öffnete vor Conradin's Blicken ein Wunderland, in dem die Träume, die ſchon auf dem Grunde ſeiner Seele lagen, in Erfüllung gehen konnten. Er hatte es ſich freilich noch nicht deutlich gemacht, wie ſchwer ihm das Scheiden aus dem Hauſe, in welches er auf ſo ſeltſame Weiſe gekommen war, jetzt ſchon werden möchte; aber der Gedanke, nun immerdar unter dem nämlichen Dache mit dem lieblichen Mädchen, das ſein Herz ſo wunderbar aufgeregt, leben zu können, trat ihm wie lachender Sonnenſchein entgegen. Und wie er jetzt, dieſen Gedanken nachſinnend, langſam die Augen aufſchlug, kam es ihm vor, als ob Nina ihn mit ängſtlicher Erwartung angeſchaut habe, und gewiß war es, daß ſie ihm nun mit einem Lächeln zunickte. Das gab raſch den Ausſchlag, wenn überhaupt noch eine Beihilfe hiezu notwendig geweſen wäre. „Von dem Geſchäfte, das Ihr mir vorſchlagt," ſagte deshalb der Jüngling ohne längeres Bedenken, „verſtehe ich freilich wenig oder beſſer gar nichts; wenn Ihr aber glaubt, mich dazu gebrauchen zu können, ſo bin ich bereit, Euer Anerbieten anzunehmen." Hubler hielt ihm die Rechte entgegen, und Conradin gab einen fröhlichen Handſchlag. „Ich wiederhole es," ſagte Nina's Vater, unter deſſen Brauen bei dem raſchen Entſchluß des Jünglings wieder einer ſeiner ſpähenden Blicke hervorſchoß, „ich betrachte Euch als meinen Gehilfen bei dem beginnenden Geſchäfte, nicht als bezahlten Angeſtellten. Für den Anfang liegt es mir freilich einzig ob, das benötigte Kapital zu wagen; allmählich aber könnt Ihr Euer Erworbenes ebenfalls beiſchießen, und ſo wird ſich der Gewinn dann bald in gleiche Teile teilen." Zu ſehr von der dunkeln Hoff-

nung eines ahnungsvollen Glückes erfüllt, bedachte Conradin dieſe Worte nicht weiter, deren mögliche Deutung und Tragweite er übrigens nicht einmal verſtanden hätte, und drückte nur wiederholt die Hand des Mannes, der ſeinem Lebenswege eine ſo unerwartete Richtung gegeben hatte. „Freilich," ſchloß der Hubler, „werden wir die Sache nicht ernſthafter anfaſſen können, bis die Schneeſchmelze vorüber iſt; indeſſen wird es uns bis dahin hier ſelbſt nicht an Arbeit fehlen; dafür hat die Runſe geſorgt."

Dieſe Arbeit, die Wiederherſtellung des Erdgeſchoſſes im Hauſe und die Wegräumung von angeſchwemmtem Sand und Geröll in der Umgebung, wie auf einigen weiter entlegenen Wieſen, konnte ſofort in Angriff genommen werden, da der Föhn wirklich den Frühlingsbeginn gebracht hatte und eine für dieſe Jahreszeit äußerſt milde Witterung eintrat. Conradin kam ſich dabei wie neugeboren vor; von dem Hausherrn wurde er in der That ganz anders behandelt, als die Knechte oder übrigen Arbeiter. So vergaß ſich der Hubler nie, daß er ihn „Du" genannt oder ihm nur etwas in beſtimmter Weiſe befohlen hätte. Was er von ihm verlangte, wurde in der Form eines Wunſches, ſogar in derjenigen einer Frage ausgeſprochen: ob Dieſes oder Jenes nicht thunlich wäre! Aber das war natürlich mehr als genug; Conradin, ohnehin unterſtützt durch ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit, arbeitete mehr, als zwei Andere der Kräftigſten und Fleißigſten zuſammen, und dabei konnte er ſich ſelber immer noch nicht genug thun. Oft wenn er, ſich atemlos anſtrengend, einen Augenblick innehalten mußte, fragten ihn Andere oder er ſelbſt fragte ſich wohl auch im Stillen: „Warum denn, was trägt es dir ab?" Den Andern gab er lachend zur Antwort: „Nun, weil's ſo meine Gewohnheit iſt und mir's Freude macht, wenn es vorwärts rückt!" Die Selbſtfrage aber beantwortete eine flüſternde Stimme im Innern: „Es iſt ja nicht für den Vater allein, es iſt ja auch

für ſie, und am Ende —“ Manchmal wollte er dieſe Stimme nicht weiter anhören; kopfſchüttelnd griff er wieder zu Schaufel und Karſt; aber dann rief ſie ihm um ſo vernehmlicher ins Ohr: „Und am Ende auch für Dich, da Ihr Beide doch Eines werden müßt!“ Anfänglich wagte der arme Burſche dieſem Gedanken nicht deutlicher zu folgen; es ging ein Zittern durch ſeine ſtarken Glieder, wenn er an die Kluft dachte, die ſich zwiſchen ihm und der holdſeligen Tochter des reichen Hubler aufthat; aber dieſes Zittern wurde noch ſtärker, wenn ſeine ſtillen Träume dieſe Kluft ausgefüllt oder ihm eine ermutigende Stimme zuflüſterte: „Nur friſch den Sprung gewagt zur rechten Zeit, es iſt ſchon manches Schwerere gelungen!“ Allmählich gewöhnte er ſich an den Gedanken, und die ermutigende Stimme ſtärkte ſich mit jedem freundlichen Lächeln, das ihm Nina bei ſeiner Heimkehr von der Arbeit zum Gruße entgegenbrachte. Freilich, das unbefangene heitere Plaudern, das ihn am erſten Morgen ſo wunderſam berührt, wollte nie mehr wiederkommen, auch wenn ſie zufällig allein beiſammen waren. Aber die Erinnerung an jene Szene vor dem Spiegel, Conradin erglühte jedesmal dabei, wie in jenem Augenblicke ſelbſt, da ihm die errötende Nina über die Schulter ins Geſicht geſchaut!

Dieſe ſtillen Träume und Gedanken waren viel zu ſonnig, als daß nicht bald ein Schatten hätte darauf fallen müſſen. Mit Nina's kranker Mutter wurde es ſchlimmer, je weiter der Frühling ins Land ſchritt, und eines Tages wurde der Hubler von einer ziemlich entfernten Wieſe, auf die er ſich mit Conradin nebſt andern Arbeitern begeben hatte, heimberufen. Auch Conradin ſolle mitkommen, habe die Mutter gewünſcht, ließ die Tochter ſagen. „Dann kommt,“ ſagte Hubler nach einigem Beſinnen, aber zögernd und langſam, als ob ihm eine ſolche Begleitung überflüſſig, wo nicht ungelegen vorkäme. Das war Conradin nicht entgangen, doch dachte und ahnte er nichts Anderes dabei, als daß der Mann von der offenbar ſchlimmen

Botſchaft erſchreckt und bekümmert worden ſei; nur fiel es ihm auf, daß der Hubler, ganz gegen ſeine Gewohnheit, den nun doch einmal unvermeidlichen Heimweg ſo langſam bewerkſtelligte. Er ſchien gefliſſentlich jede Gelegenheit zu ergreifen, die irgend einen Aufenthalt herbeiführen konnte, und gewiß ging er an keiner ſeiner Wieſen vorbei, ohne ſtehen zu bleiben, um mit ſeinem Begleiter des Längern und Breitern zu beſprechen, was hier ſchon gearbeitet worden ſei oder was noch gethan werden müſſe. Mit ſchmerzlichem Erſchrecken dachte Conradin erſt an all' dieſe Umſtände zurück, als ihnen bei der Nachhauſekunft die weinende Nina ſchon auf der Treppe mit der Nachricht entgegentrat, daß die Mutter bereits ſeit mehr als einer halben Stunde heimgegangen ſei. „Und ſie hätte euch Beide noch ſo gerne geſehen," ſagte das Mädchen mit thränenerſtickter Stimme; „und noch zweimal habe ich nach Euch geſchickt, daß Ihr eilen möchtet." „Wir haben Niemanden geſehen," entgegnete der Hubler; „und wer hätte auch denken können, daß es ſo ſchnell zu Ende gehen werde mit ihr!" Conradin aber fühlte einen Stich durch ſein Herz gehen, als er bedachte, daß ſie nicht den gewöhnlichen Weg gegangen und die nachgeſchickten Mahnungsboten ſie alſo notwendigerweiſe hatten verfehlen müſſen. Jetzt erſt fuhr ihm die Ahnung durch die Seele, daß der Hubler mit Vorbedacht gezaudert haben möge. Aber warum? Bloß um dem ſchmerzlichen Anblick zu entgehen, wie ein ſo nah verbunden geweſenes Leben auslöſchte?

Der ganze Trauerfall würde den Jüngling trotz ſeines natürlichen Mitgefühls und innigſten Mitleidens mit dem Kindesſchmerze Nina's weniger tief berührt haben, ohne dieſen Gedanken, welcher ihn wie ein drohender Schatten verfolgte, der nicht von ihm weichen wollte. Er hatte ſchon vom erſten Augenblicke an auf die Geneſung der kranken Frau nur geringe Hoffnung geſetzt, und auch dieſe war allmählich mehr

und mehr verſchwunden. Sein Verkehr mit ihr war, wie es die Verhältniſſe mit ſich brachten, ein höchſt beſchränkter geweſen, obwohl ſie bei den kurzen Beſuchen, die ihre Schwäche noch geſtatteten, ſtets ein Wort für ihn gehabt hatte, das von ihrer tiefen Dankbarkeit Zeugnis gab. Jetzt weinte er an ihrem Grabe, als hätte er eine unerſetzliche Mutter verloren. Es war ihm, als ob er der Toten noch ein in ihrer letzten Lebensſtunde an ihr begangenes Unrecht abbitten müßte.

Doch auch dieſes tiefempfundene Leid trug ſeinen Segen in ſich. Gemeinſame Freude kann die Menſchen raſch zuſammenführen; aber ſie ſchlingt nur ein äußerliches Band, das vom Außenleben leicht wieder gelöſt wird; gemeinſamer Schmerz aber verbindet die Seelen und gibt dem Bunde eine Weihe, die ihn hoch über äußere Verhältniſſe hinwegheben. Er löſt, was bisher noch in der Tiefe des Herzens gebunden lag, und darin liegt zugleich der milde Troſt, der aus einer gemeinſamen Trauer hervorgeht. Als Nina den thränenvollen Blick erhob, den ſie dem in dunkler Tiefe verſinkenden Sarge nachgeſandt, und nun die Thränen ſah, die dem ihr gegenüberſtehenden Conradin über die erbleichten Wangen rannen, da war es ihr, als müſſe ſie an ſeine Bruſt fallen und Alles, Alles vor ihm ausſchütten, was ihr Herz bedrückte. Der Entſchluß eines vollen, hingebenden Vertrauens war aus den gemeinſamen Thränen emporgekeimt.

Einige Tage nun ging es ſtill her im Trauerhauſe. Nina ließ ſich ſelten blicken, und auch der Hubler war in ſich gekehrt und kümmerte ſich wenig um die Arbeiten, deren Anordnung er völlig Conradin überließ. Eines Abends aber, als dieſer nach Hauſe kam, ſagte Nina, der Vater ſei nach dem Weißenſtein auf den Berg gegangen, um nachzuſehen, ob droben die Wirtſchaft bald eröffnet werden könne.

„Wird der Vater ſelbſt ſie führen, vielleicht auch Ihr?“ fragte Conradin.

„Nein," erwiderte ſie, „das könnte ja nicht gehen, wir haben eigene Pachtleute für die Sommermonate; aber wie ich gemerkt habe, will der Vater Euch ſelbſt bald fortſchicken, noch bevor auf die Alp getrieben wird."

„Mich fort?" rief der Jüngling erſchrocken, „und warum denn?"

Nina blickte ihn ſchweigend an, und zum erſten Mal ſeit langer Zeit brach wieder der leuchtende Glanz aus ihren Augen hervor, als ſie endlich ſagte: „Ich glaube gar, ich habe Euch erſchreckt; Ihr ſeid ganz bleich geworden, Conradin!"

„Ja, das kann wohl ſein," erwiderte er treuherzig; „ich war aber auf einen ſolchen Scherz auch nicht vorbereitet von Euch, wenn es bloß ein ſolcher ſein ſoll."

„Ein Scherz iſt's freilich nicht," ſagte ſie raſch, da ſich auf der Treppe Schritte hören ließen; „der Vater wird Euch nur ins Unterland ſchicken wollen, des Holzhandels wegen. Doch reden wir ſpäter noch darüber, wenn es ſtill geworden iſt im Haus."

Und ſtill war es geworden, als Nina jetzt wieder zu dem Jüngling trat, der gedankenvoll in der dunklen Stube am Fenſter ſaß. Draußen lag der Mondſchein über Wald und Gebirg und ließ die Schneeflächen, die noch an den höhern Bergſpitzen lagen, in einem matten Goldglanze ins Thal niederſchimmern. Über den Wieſengründen vor dem Hauſe ſtand ein leichter Nebelſchleier, der um die vereinzelten Gebüſche hin- und wiederzog, während hoch über Buſch und Gebirg der Himmel ſeinen ſtillleuchtenden Sternenſaal aufgethan hatte. Still ſetzte ſich auch Nina an das Fenſter und ſchaute in die ſchweigende Nacht hinaus.

„Welche Ruhe und Stille," ſagte ſie endlich leiſe; „denkt Ihr nicht auch daran, wie es damals war, als Ihr zum erſten Male in unſer Haus gekommen ſeid, Conradin?"

„Ja," erwiderte er ebenfalls mit gedämpfter Stimme; „ich habe soeben daran gedacht, und mir ist's seltsam zu Mut geworden dabei. Hätt' ich mich nur nicht von Müdigkeit und Schlaf überwältigen lassen und wäre gleich vor Tagesanbruch wieder meiner Wege gegangen!"

„Ihr bereut also, daß Ihr hier geblieben seid, es gefällt Euch nicht bei uns, Conradin?" Es zitterte etwas wie ein wehmutvoller Vorwurf durch diese Frage, und tiefaufatmend erwiderte er: „Ach nein, Nina, Ihr wißt am besten, daß ich's nicht bereue; aber einmal werde ich doch wieder gehen müssen, und dann —"

„Und dann?"

„Ja dann, daran darf ich nicht denken, wenn mir die Gedanken nicht stille stehen sollen."

Nina schwieg eine Weile, dann legte sie leise ihre Hand auf die seinige. „Hört," sagte sie, und ihre Stimme klang dabei so wunderbar ernst und mild, wie der verhaltene Ton einer leisangerührten Zitherseite; „ich bin ein einfaches Mädchen, das sich nicht verstellen kann; aber könnt' ich's auch, so käm' es mir sündlich vor, es gegenüber Euch zu thun. Du hast mich von der ersten Stunde an lieb gehabt, wie ich Dich, Conradin."

„Nina!" rief er, sich vergessend, laut aus; aber sie legte ihm die Hand auf den Mund und fuhr in dem nämlichen flüsternden Tone fort: „Ja, so ist es, ich weiß es wohl, und wenn Du auch hundertmal nein sagen wolltest. Ich habe mich genug über mich selbst wundern und fragen müssen, wie das nur habe kommen können? Anfänglich meint' ich, es sei bloß die Dankbarkeit, daß Du Dein Leben für uns gewagt, wo keiner unserer Nachbarn und Befreundeten es wagen wollte; aber allmählich ist es mir klar geworden, daß es noch etwas anderes sei, am deutlichsten mitten in meinem größten Leide,

am Grabe der Mutter. Nein ſieh, es iſt etwas in mir, das mich nicht mehr von Dir läßt, weder im Leben, noch im Sterben."

„O Gott," bat Conradin, „ich kann Dich ſo nicht reden hören."

„Doch, doch," entgegnete ſie, „Du mußt mich zu Ende hören, Conradin; vielleicht geht es lange, bevor wir wieder ſo ungeſtört mit einander ſprechen können, und wir müſſen Beide klar wiſſen, woran wir ſind; denn ſieh, wir ſtehen allein, und werden wohl des Troſtes manchmal bedürfen, den das Eine im treuen Gedenken des Andern finden kann. Ach, Conradin, wie viel haben wir Beide verloren an meiner Mutter!" Sie lehnte ſich, das Geſicht mit der Hand bedeckend, ein wenig zurück, und ein langer, tiefer Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt; aber bevor der halbbetäubte Conradin ein Wort finden konnte, fuhr ſie wieder fort: „Doch ihr iſt nun wohl, und ſie iſt gerne geſtorben, ich weiß es; aber die letzte Stunde wäre ihr noch ſo leicht geworden, wäreſt Du und der Vater hier geweſen."

„Auch ich, meinſt Du?" fragte er zaghaft; „ach, ich weiß nicht warum, aber mir hat ſo etwas geahnt, Nina."

„Ja," ſagte ſie, langſam und nachdenklich mit dem Kopfe nickend, „wir Beide haben viel verloren dadurch; denn ſieh, die Mutter hat gewußt, wie es um mich, wie es um uns Beide ſteht, lange bevor nur ich ſelbſt darüber mit mir im Reinen war. Man ſagt, daß ſich der Blick der Sterbenden ſchärfe, daß ſie Dinge ſehen, die Andern verborgen ſind, und daß ſie deshalb auch die Zukunft vorausſagen können. Ich muß es glauben, wenn ich an die Mutter denke."

„Und ſie war nicht erzürnt über Dich? Sie hat Dich nicht getadelt um Deiner Liebe willen?"

Nina ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. „Weder das Eine noch das Andere," antwortete ſie; „ach, ſie hat eben zu bitter

erfahren müſſen, wie ſchwer das Leben wird, wenn ſich die Herzen zweier verbundener Menſchen nicht finden, nicht verſtehen können; drum wollte ſie ſterbend noch dem Vater ins Gewiſſen reden und ihm vor uns das Verſprechen abnehmen, daß er nicht hindernd zwiſchen unſere Liebe trete. Wär' ihr das noch vergönnt geweſen, wie getröſtet würde ſie geſtorben ſein, und wie gut wär' es uns gekommen!"

„Und glaubſt Du, der Vater habe eine Ahnung gehabt von dieſem Vorhaben der Sterbenden?" fragte Conradin, beklommen an den zaudernden Heimweg denkend.

„Vielleicht wohl," erwiderte Nina, „denn ſchwerlich hatte die Mutter ſchon vorher aus ihren Gedanken gegen ihn ein Geheimnis gemacht."

Es trat ein langes Schweigen ein, das nur vom tönenden Pendelſchlage der Wanduhr unterbrochen wurde, bis endlich Conradin dumpf vor ſich hinſagte: „Daß Du des reichen Mannes Tochter ſein mußt, Nina; wäreſt Du doch, wie ich, armer Leute Kind, ſo könnten wir glücklich ſein."

Sie lächelte wehmütig und legte die Hand auf ſeine Schulter. „So darfſt Du weder reden, noch denken, Conradin," ſagte ſie dann, „das iſt es nicht, was ich von Dir erwarte, wenn Du mich lieb haſt, und das haſt Du ja. Freilich, manchmal hab' ich's auch ſchon gedacht, aber es geſchah immer nur in verzagten Augenblicken, die vorübergehen. Nein, nein, wir dürfen die irdiſchen Güter, wenn ſie durch Fleiß und Geſchicklichkeit erworben ſind, nicht zu gering achten; Mangel und Armut ſind doch auch gar ſchlimme Hausgenoſſen, und ſo jung ich bin, habe ich ſchon mehr als einmal geſehen, wie das Leben von Menſchen, die ſonſt wohl zuſammengepaßt hätten, daran verkümmert oder zerſchellt iſt. Und hat denn der Vater ſein lebenlang nur für ſich gearbeitet, nicht auch für mich, da er ja doch nichts mit ſich nehmen kann, wenn er einmal der Mutter nachfolgen muß! Ach, leider iſt es nur zu wahr und

ich muß es Dir ſagen, wenn es ſchon nicht recht iſt, daß ein Kind ſolches vom eigenen Vater redet, ſein Herz iſt darüber hart und ſtolz geworden, und ja, ich fürchte, wir werden mehr als einen Kampf zu beſtehen haben. Ich weiß zwar nicht, was er mit Dir vor hat, vielleicht meint er's beſſer, als meine Beſorgnis zugeſtehen will; aber gut iſt es, wenn wir auf jede Widerwärtigkeit gefaßt ſind und Jedes weiß, was es vom Andern zu halten und zu hoffen hat. Drum wollt' ich noch reden mit Dir, bevor Du vielleicht auf längere Zeit fortgehſt aus dem Hauſe; und jetzt gute Nacht, herzlieber Conradin."

Mit dieſem Wunſche erhob ſie ſich, neigte ſich leiſe vor und drückte ihre Lippen auf ſeinen Mund. Dann war ſie geräuſchlos aus der Stube verſchwunden.

Conradin ſchwankte wie im Traume der Thüre zu; aber als er dieſelbe öffnete, mußte er überraſcht ſtehen bleiben, es war ihm, als ob eine Geſtalt von derſelben weggehuſcht ſei. Da er jedoch in dem dunkeln Gange nichts unterſcheiden konnte und ſich kein Geräuſch hören ließ, glaubte er ſich getäuſcht zu haben und ging ſeinem Schlafgemache zu, freilich nur, um die Nacht ruhelos zu durchwachen.

IV.

Mittag war ſchon vorüber, als der Hubler am folgenden Tage vom Weißenſtein zurückkam, und bereits wollte die Tochter unruhig werden über ſein verlängertes Ausbleiben, da er die Heimkehr ſchon auf den frühen Morgen angeſetzt hatte. Er ſah unzufrieden und verdrießlich aus, offenbar mußte ihm etwas Unangenehmes begegnet ſein, und er hielt auch nicht lange zurück damit. Der bisherige Sommerpächter des Weißenſtein ſei bedenklich erkrankt und wenig Ausſicht vorhanden, daß er dieſes Jahr die Pacht übernehmen könne. „Wenn ich nur

ſonſt jemand recht Vertrauten hätte," ſchloß der Hubler, „ſo würde ich die Wirtſchaft auf eigene Rechnung betreiben; es käme dabei auch viel mehr heraus, als beim Verpachten, und doch müßten keine großen Mittel aufgewendet werden; aber mit dem Steffan einzig, der noch droben iſt, wäre nichts anzufangen. Wenn der keinen rechten Meiſter neben ſich hat, ſo ſteht er nur auf, um zu freſſen, und frißt bloß, um wieder beſſer ſchlafen zu können, der Lump."

Er hatte dieſe Worte ärgerlich hervorgeſtoßen und ſchwieg dann, während auch Conradin und Nina nichts zu bemerken wußten. Erſt nach einer Weile ſagte er mit heitererem Geſichte: „Da unterwegs iſt mir freilich ein Gedanke gekommen, deſſen Ausführung mich ſehr vorteilhaft däuchte."

„Und warum ſollteſt Du ihn denn nicht ausführen, Vater?" fragte die Tochter.

„Weil dazu die Zuſtimmung Conradins notwendig wäre, über die ich eben nicht gebieten kann," lautete die Antwort.

„Was ſagt Ihr, meine Zuſtimmung?" rief Conradin, deſſen Gedanken bisher bei ganz anderen Gegenſtänden verweilt hatten; „wie ſoll ich das verſtehen, um was handelt es ſich eigentlich?"

„Ich hatte," erwiderte der Hubler, indem er einen ſeiner ſcharfen Blicke über den Jüngling laufen ließ, „ich hatte geſtern noch, bevor ich auf den Berg ging, im Sinne, Euch heut zur erſten Fahrt auf den Holzhandel auszuſchicken, Conradin; nun aber, wie die Sachen liegen, hab' ich gedacht, ob Ihr nicht den Sommer über die Wirtſchaft auf dem Weißenſtein betreiben möchtet. Ihr kämet dabei nicht ſo weit vom Hauſe weg, wie beim Holzhandel, und das wäre mir für dieſen Sommer noch erwünſcht."

Conradin ſchaute freudig nach Nina, die indeſſen, mit ihren Gedanken beſchäftigt, dieſes fragenden Blickes nicht achtete. In den Ohren des Jünglings klang der Vorſchlag wie ein lockender

Flötenton, besonders da der Hubler sofort beifügte: „Die erste Einrichtung könnte Euch ja Nina ganz gut besorgen helfen; es ist nicht so weit nach dem Weißenstein.“ Conradin hätte den fröhlichen Eindruck dieser Worte gerne in Ninas Augen sich wiederspiegeln gesehen; da sie indessen noch immer sinnend vor sich niederblickte, sagte er ohne Zögern: „Ich will mich der Sache von Herzen gern unterziehen, wenn Ihr glaubt, daß ich tauglich sei dazu.“ „Oh, warum solltet Ihr das nicht sein,“ sagte der Hubler rasch; „für die gröbere Arbeit lasse ich Euch auch den Steffan noch droben. Hat der Bursche seinen Meister und Aufseher immer in der Nähe, so weiß er sich recht wohl zu rühren; man muß ihn nur gehörig im Geschirr halten.“

Jetzt blickte auch Nina auf; aber es war, als ob sie von der ganzen Verhandlung keinerlei Notiz genommen hätte; ohne ein Zeichen der Mißbilligung oder der Zustimmung ging sie still zur Thüre hinaus. Indessen achtete Conradin nicht weiter darauf: der Gedanke an längere Trennung war ihr ja nicht minder schwer gefallen als ihm selbst, und darum mußte es ihr auch nur willkommen sein, daß er den Sommer lang in der Nähe bleiben konnte. Voraussichtlich war ihre eigene Anwesenheit auf dem Weißenstein oft genug notwendig.

Unter so freundlichen Aussichten zog Conradin für diesen Nachmittag noch vergnügt zur bisherigen Arbeit aus; aber auch am Abend konnte er mit Nina zu keinem Gespräche kommen. Der Vater war stets und immer in der Nähe, die mancherlei Vorkehren besprechend, welche zum Auszuge auf den Weißenstein, der schon am folgenden Tage stattfinden sollte, notwendig waren.

Und dieser folgende Tag war ein frischer, sonniger Vorsommertag, so recht geeignet zum fröhlichen Beginne eines neuen Unternehmens; drum schritt auch Conradin wohlgemut neben den Saumtieren her, die mit allerlei Gerät und Vorräten beladen nach dem Weißenstein hinanzogen. Hinter dem

Zuge kam auch der Hubler mit seiner Tochter gegangen; aber die letztere war still und schweigsam, wie am vorigen Tage, und Conradin fand unterwegs ebenso wenig Gelegenheit zu einem Gespräche mit ihr. Vielleicht konnte sich droben auf dem Berge die Gelegenheit finden; aber auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Nach der Ankunft in dem einsamen Paßhause gab es alle Hände voll zu thun, bis jede Sache ihren richtigen Platz gefunden, und hier trat nun nicht bloß der Hubler, sondern auch Steffan störend zwischen jeden Versuch einer vertraulichen Mitteilung Der Bursche war für Conradin jetzt überhaupt eine viel unangenehmere Erscheinung, als er sich's gedacht hatte. Es lag in ihm offenbar nicht nur die faule Unbeholfenheit und Grobheit, sondern auch ein tückisch verschlossenes Wesen, das ein bequemes Zusammenleben schwerlich aufkommen lassen konnte. Er schien absichtlich überall zur Hand zu sein, wo der Hubler zufällig einen Augenblick nicht da war, und so kam der Abend heran, ohne daß die zwei Liebenden sich ein unbelauschtes Wort hätten gönnen können. Erst als draußen die Saumtiere schon wieder zur Rückkehr nach Bergün hinunter gerüstet wurden, sagte Nina leise, während sie Conradin einen Flaschenkorb in den Keller tragen half: „Möge es Dir gut gehen hier oben; aber ich weiß nicht, was mir so schwer auf dem Herzen liegt, mein Lieber."

„Wie?" fragte er betroffen, „gefällt es Dir nicht besser so, als wenn ich weiter fort von Dir gekommen wäre? Ich dachte, es müsse Dir gerade so lieb sein, wie mir selbst!"

„O, das kannst Du wohl denken," erwiderte sie langsamer; „aber wenn ich nur wüßte, wie der Vater so plötzlich zu diesem Entschlusse gekommen ist; gewiß muß ihn ein ganz besonderer Umstand dazu bewogen haben, obwohl ich darüber nicht ins Reine kommen kann."

„Wir wollen das Beste hoffen," sagte Conradin; „wenigstens werden wir Gelegenheit finden, uns bisweilen sehen zu können. O Nina, wenn Du wüßtest —"

Er konnte nicht weiter ſprechen; denn oben an der Treppe ließ ſich die Stimme des Vaters vernehmen, welcher der Tochter ankündigte, daß Alles zum Heimwege bereit ſei. Noch ein raſcher Händedruck, ein flüchtiges Berühren von Lippe zu Lippe, und ſie ſchritt die Treppe hinan, deren oberſte Stufen der Vater ſchon herabgeſtiegen war.

Für Conradin begannen nun wieder Tage, wie er ſie ſonſt nur auf der Alp verlebt hatte; manche waren noch einſamer und einförmiger, als wenn er eine Herde zu hüten gehabt hätte. Der Fremdenverkehr auf dieſen Bergpäſſen war damals noch ein ſehr dürftiger; von den Scharen der Vergnügungsreiſenden, die gegenwärtig im Sommer die abgelegenſten Gebirgspfade beleben, wußte man in jener Zeit noch nichts im ganzen Schweizerlande, geſchweige denn im bündneriſchen Hochlande. Es kamen höchſtens vereinzelte Kaufleute, Viehhändler, Jäger oder ſonſtige Dorfbewohner aus den Thalſchaften zu beiden Seiten des Gebirges an dem Paßhauſe des Weißenſtein vorüber, und ihr Aufenthalt daſelbſt dauerte nie länger, als zu einer kurzen Erfriſchung nötig war. Selten geſchah es, daß ein Fremder eine Nachtherberge anſprach; wer ein Glas Wein, ein Stück Käſe oder kalten Rauchfleiſches genoſſen, zog wieder von dannen, da andere Leckerbiſſen auch nicht vorhanden waren, ſo wenig als in andern ähnlichen Paßhäuſern, deren ganze Einrichtung eben nur das unumgänglichſte Bedürfnis der Reiſenden im Auge hatte. Dazu kam noch der Umſtand, daß ſich der Sommer regneriſch und unfreundlich anließ, ſodaß gewiß niemand ohne Nötigung die Berge überſchritt.

So fand Conradin mehr als hinlängliche Muße, ſeinen verſchwiegenen Hoffnungen, ſeinen wachen Träumen nachzuhängen und das Gefühl ſeiner Liebe zu vertiefen. In ſolcher Bergeinſamkeit nehmen Gefühle und Empfindungen einen um ſo ſchrankenloſeren Lauf, je weniger ſie von den Rückſichten des Zuſammenlebens zurückgedrängt und gemäßigt werden.

Hätte der Jüngling wenigstens nur auch einen Vertrauten um ſich gehabt, dem er ſein überſchwellendes Herz manchmal hätte ausſchütten können, oder wäre der Gegenſtand ſeiner Liebe ſelbſt bisweilen auf dem Weißenſtein erſchienen, ſo würde ſchon ihre milde Ruhe beſänftigend auf ihn gewirkt haben; aber von dieſen beiden Dingen wollte ſich keines erfüllen. Gegen den einzigen Genoſſen empfand Conradin eine immer ſtärkere, ihm ſelbſt nicht deutlich erklärbare Abneigung, und Nina — die war ſeit dem erſten Tage nie mehr zum Weißenſtein heraufgeſtiegen. Dafür kam öfter, als es eigentlich notwendig geweſen wäre, der Hubler; Conradin mußte allmählich denken: es geſchieht nur, um mir jeden Vorwand, nach dem Dorf hinunterzugehen, abzuſchneiden.

So war die erſte Hälfte des Sommers vorübergegangen, als eines Nachmittags ein altes Weib im Pachthauſe erſchien, das, Wurzeln grabend und Kräuter ſuchend, ſich auch ſonſt ſchon öfters in der Nähe herumgetrieben hatte. Sie ſprach Conradin um Beihilfe an, da ſich ihre Wurzelſchaufel zwiſchen einen herabrutſchenden Stein eingeklemmt hatte und ihre Kräfte nun nicht hinreichten, dieſelbe herauszuziehen. Bereitwillig folgte er der Alten, die jedoch, kaum um die nächſte Felswand herumbiegend, ſtehen blieb und dem Überraſchten zuflüſterte: „Heute Nacht, wenn Alles ſchlafend liegt, ſollt Ihr Euch drunten am Bachſtege neben des Hublers Haus einfinden, aber wohl Acht geben, daß hier oben Keiner erfährt, wo Ihr hingeht.“

„Was ſagſt Du,“ rief Conradin, „von wem haſt Du den Auftrag?“

„Still, ſtill,“ erwiderte ſie haſtig; „von wem ich geſchickt bin, könnt Ihr wohl denken; aber jetzt geht gleich wieder zurück. Ich wette, der Steffan wird uns nachſchleichen, den kenn' ich.“ Mit dieſen Worten lief die Alte flink genug zwiſchen die Felſen hinein, ohne auf die Fragen zu hören, die Con-

radin noch an ſie richten wollte. Dieſer ging daher nachdenklich wieder zurück, war aber nicht wenig betroffen, als er Steffan, der ſonſt ohne Nötigung nur ſchwer von ſeinem Faulbette aufzubringen war, ſchon ſpähend um das Haus herumſchleichen ſah. Schnell beſonnen that jedoch Conradin, als hätte er ſeiner nicht geachtet, und ſuchte ſich irgend etwas Gleichgültiges zu ſchaffen zu machen.

Für den ungeduldig Harrenden hat die Zeit immer Blei an den Sohlen, und daß Conradin voller Ungeduld die Nacht erwartete, war leicht begreiflich. Freudig war dieſe Erwartung nicht, und wie hoch ihm auch das Herz ſchlug bei dem Gedanken, die Geliebte einmal wieder zu ſehen, ſo ſagte ihm doch eine ſichere Ahnung, daß die ſo heimlich beſtellte Zuſammenkunft nichts Gutes bedeuten könne. Endlich kam die erſehnte Dunkelheit aus den Thälern heraufgeſtiegen, und kaum hatte Steffan ſich auf ſein Lager hingeſtreckt, als Conradin auch ſchon aus dem Hauſe ſchlich.

Drunten im Dorfe war es ſtill geworden, als er vor demſelben anlangte; das letzte Licht war verglommen, und über der ſchweigenden Ruhe dämmerte der ſchweigende Sternenſchein. Auch über dem Hauſe Hublers waltete Ruhe, und tiefer Schlaf ſchien alles Leben in demſelben umfangen zu haben.

An der bezeichneten Stelle angelangt, blieb Conradin mit zurückgehaltenem Atem horchend ſtehen; es war ihm, als ob er hinter ſich ein Geräuſch gehört. Aber nein, es war nur das leiſe Rauſchen des Baches, und wäre es auch etwas Anderes geweſen, er würde ſich nicht weiter darum bekümmert haben; denn im Augenblicke fühlte er ſeine Hand gefaßt, und eine ſüße Stimme flüſterte: „Dem Himmel ſei Dank, daß Du da biſt, Conradin; ich hab' es nicht länger mehr aushalten können.“

Statt der Antwort ſuchten und fanden ſich die Lippen, und es verging eine geraume Weile, bis der Jüngling fragte: „Aber warum biſt Du auch noch nie auf den Berg gekommen?

ich glaubte ſchon, Du habeſt mich vergeſſen und, was Du mir einſt geſagt, ſei nur ein ſchöner Traum geweſen."

„Ein Traum!" erwiderte ſie langſam und leiſe; „nein, nein, Lieber, nun erſt ſoll es die rechte Wahrheit werden."

„Wie meinſt Du das?" fragte er, ſie nochmals an ſeine Bruſt ziehend; „ach, Nina, wenn Du wüßteſt, wie mir's manchmal ums Herz wird da droben auf den ſtillen Berge. Laut aufjauchzen möcht' ich, daß alle Felſen wiederhallten, und doch iſt's mir dabei ſo ſchwül und bang, daß ich zugleich auch ſterben möchte."

„Ach," ſagte ſie, „am Ende iſt Dir's doch wohl dabei; Du biſt wenigſtens allein und es quält Dich niemand; aber ich —"

Der Ton ihrer Stimme war leiſer und ſchmerzlich geworden; ſie hielt inne, die Hand vor die Augen hebend. „Um Gottes willen," rief Conradin erſchrocken, „was haſt Du, was iſt Dir begegnet, Nina?"

Sie ließ die Hand wieder vom Geſichte herabſinken und lächelte wehmütig. „Es iſt wenig und viel, wie man will; aber wiſſen mußt Du es freilich. Der Vater verlangt, daß ich den Landrichter von Filiſur, dem vergangenen Herbſt ſeine Frau geſtorben iſt, heiraten ſoll."

„Den nämlichen, den ich auch ſchon in Euerm Hauſe geſehen habe," brachte Conradin endlich hervor; „den großen, ſchönen Mann, der ſchon damals ſo freundlich mit Dir that?"

Wäre es nicht zu dunkel geweſen, ſo würde der Frager aus Ninas ſonſt trüb umflorten Augen wieder einen Schein jenes lachenden Glanzes hervorſchimmern geſehen haben, der ihm ſtets ſo wunderſam in die Seele geleuchtet; jetzt aber fühlte er einen kalten Schauer durch ſein Herz gehen, als ſie ganz ruhig antwortete: „Der Nämliche, ja; er hatte, wie ich wohl weiß, ſchon ein Auge auf mich geworfen, bevor er ſeine verſtorbene Frau heiratete. Aber ich war noch zu jung damals."

„Jetzt biſt Du das freilich nicht mehr," erwiderte Conradin, dem der Ton ihrer Worte die Kehle zuſammenzuſchnüren drohte; „das begreif' ich."

„Auch der Vater ſagte das," fuhr ſie fort, „als ich mich wiederum mit meiner Jugend ausreden wollte, und ja, ich ſah ſelbſt ein, daß mir das nicht mehr helfen könne."

„Deshalb haſt Du Deine Einwilligung gegeben," ſagte er tonlos.

„Das nun gerade nicht," erwiderte ſie noch immer in ihrer ſcheinbaren Gleichgültigkeit beharrend; „aber in meiner Bedrängnis habe ich dem Vater offen geſtanden, daß ich Dich liebe und nie einem Andern angehören werde, als Dir, Conradin."

Hätte Nina ſeine Frage bejahend beantwortet, ſo wäre er vielleicht feſten Fußes vor ihr ſtehen geblieben; jetzt aber befiel ihn ein ſo heftiges Zittern, daß er ſich an die Haſelſtaude, vor der ſie ſtanden, zurücklehnen mußte. „Das haſt Du gethan," fragte er mit banger Stimme; „und was hat der Vater Dir geantwortet?"

„Leider nicht viel," entgegnete ſie wieder in wehmütigem Tone; „er ſagte bloß, daß er meine geheimen Gedanken längſt kenne, und ſeither hat er kein Wort mehr fallen laſſen darüber."

„Aber mein Gott," ſagte Conradin aufatmend; „dann iſt's ja nicht ſo ſchlimm, wie wir Beide es erwartet haben, und nicht jede Hoffnung verloren für uns!"

Nina machte langſam eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „Ich wollte lieber, der Vater hätte mich im plötzlichen Zorne über mein Geſtändnis geſchlagen," ſagte ſie; „wie es jetzt kommen wird, weiß ich nicht, nicht gut, fürcht' ich. Doch noch Eines: Weißt Du, daß der Steffan ſchon öfters nächtlicherweile hier war?"

„Hier, bei Euch?" fragte Conradin ungläubig; „das iſt nicht möglich, Nina; den könnte man ja ſelbſt am Tage nur

ſchwer zu dem weiten Wege bewegen, geſchweige bei Nacht und ungeheißen."

„Ich hab' mir's wohl gedacht, Du wiſſeſt nichts drum," entgegnete ſie; „er hat auch nur mit dem Vater verkehrt und ganz heimlich, gerade wie wir jetzt."

„In der That, man ſollte meinen, ihr hättet Heimlichkeiten zu verhandeln, obwohl das doch nicht der Fall ſein wird."

Es war die Stimme des Hublers, die dieſe Worte ſprach, und er ſelbſt war mit denſelben hinter der Haſelſtaude hervorgetreten. „Ah, Ihr ſeid es, Conradin," fuhr er dann zwiſchen den Überraſchten ſtehen bleibend im Tone der Verwunderung fort; „ich glaubte, meine Tochter ſpreche mit einem Nachbarn. Es wird nichts Ungerades gegeben haben auf dem Berge, daß Ihr noch ſo ſpät herabkommt; oder?"

„Nein, nicht daß ich wüßte," ſtotterte Conradin, der ſich noch nicht zu faſſen wußte und den Hubler anſtarrte, wie ein plötzlich aufgetauchtes Nachtgeſpenſt; aber Nina ſagte ſogleich mit der nämlichen Ruhe, in welcher ihr Vater geſprochen: „Ich habe ihn erſuchen laſſen, hieher zu kommen, ich hatte ihm etwas mitzuteilen, Vater."

„Etwas Wichtiges vermutlich," ſagte dieſer in gleichgültigem Tone; „obwohl es mich, ſcheint es, nichts angeht, da ich nichts wiſſen ſoll davon."

„Du weißt es ſchon, Vater," erwiderte Nina, „ich habe dem Conradin bloß mitteilen wollen, daß ich Dir geſagt habe, ich werde nie einen Andern heiraten, als ihn."

„Ach, und deswegen ſchleicht ihr um Mitternacht zuſammen, als ob ihr ein großes Verbrechen begehen wolltet," rief der Hubler; „das verlohnte ſich wohl der Mühe, wahrhaftig! Übrigens," fuhr er, ſich an den Jüngling wendend, fort, „übrigens iſt es mir allerdings nicht lieb, daß Ihr in ſo ſpäter Nachtzeit den Weißenſtein verlaſſet, Conradin: Ihr müßt bedenken, daß die Verantwortlichkeit für das Haus und Alles,

was darin ist, auf Euch liegt. Den Steffan wenigstens werdet Ihr nicht vorschieben wollen, ich habe die Sache Euch einzig anvertraut! Drum werdet Ihr jetzt hoffentlich gleich wieder auf den Berg zurückkehren, und Du, Nina, kommst nach Hause. Es ist längst Zeit zum Schlafengehen." Damit faßte er die Tochter an der Hand und führte sie von dannen.

Conradin blieb noch eine Weile stehen, den in der Dunkelheit Verschwindenden nachstarrend; dann schritt er halb betäubt über den Bach zurück und den Berg hinan.

V.

Von diesem Abend an wurde das Leben in dem Berghause noch unheimlicher. Die unbestimmte Abneigung Conradins gegen seinen Gefährten hatte nun einen Rückhalt gefunden, wenn auch immer noch keine erweisliche Thatsache vorhanden war, welche Steffans Tücke ans Licht zog. Auf Conradins Frage, wann und warum er nächtlicher Weile nach dem Dorfe hinuntergekommen sei, stellte er sich höchlich erbost und leugnete hartnäckig, daß dies jemals geschehen sei. „Mir ist's lieber, wenn der Hubler hundert Stunden weit weg ist," rief er, „warum sollte ich ihm dann heimlicher Weise nachlaufen?" Auf Conradins forschende Frage nach dem Grunde seines Widerwillens gegen den Meister antwortete Steffan trotzig: „Weil er ein Teufel ist und Keinen mehr aus den Klauen läßt, den er einmal angepackt hat."

Trotz dieser Ableugnungen fühlte sich Conradin, wie gesagt, immer unheimlicher in der Nähe des Burschen, und eine dumpfe Angst, was drunten im Dorfe vorgehen möge, quälte ihn so unerträglich, daß er es nicht mehr länger auszuhalten vermochte. Die schlimmste Gewißheit mußte leichter zu tragen sein, als diese verzehrenden Zweifel, und er beschloß deshalb, hinabzugehen und den Hubler bestimmt um die Hand seiner

Tochter anzufragen. Dann mußte doch eine Entscheidung folgen, und am Ende mochte ja Nina auch zu weit gehen in ihren mißtrauischen Befürchtungen. Wenn Conradin das ganze Benehmen des Mannes gegen ihn selbst überdachte, so konnte er sich zu keinerlei Klage berechtigt fühlen, vielmehr mußte er ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß derselbe sogar an jenem Abend bei der heimlichen Zusammenkunft sich mit Ruhe und besonnener Mäßigung benommen habe. Wäre ihm Nina's Liebe so verhaßt, wie diese selbst glaubte, so würde er sich bei einem solchen Anlasse in anderer Weise geäußert haben. Conradin verwünschte nur seine Unbeholfenheit und Unentschlossenheit, daß er nicht schon damals mit seinem Herzenswunsche hervorgetreten, da Nina doch die beste Gelegenheit dazu geboten hatte.

Trotz solchen geheim flüsternden Hoffnungen fand der arme Bursche den nötigen Mut zur Ausführung seines Vorsatzes auch nicht, als der Hubler selbst wieder auf dem Berge erschien. Dieser ließ nicht das Mindeste merken, als ob irgend etwas Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen sei, und zeigte sich sogar noch mitteilsamer, als dies sonst manchmal der Fall gewesen. Dabei erzählte er, daß Nina nach dem einige Stunden von Bergün entfernten Bade Alveneu gegangen sei, dessen Besitzer ihrer verstorbenen Mutter Bruder war. Dort werde sie einige Wochen zubringen, und er selbst wolle nach dem Tessin gehen, um ausstehende Gelder einzutreiben. „Ich fürchte, daß ich dabei viele Mühe und Unannehmlichkeiten haben werde," schloß er seine Mitteilungen, „und bis ich zurückkomme, wird es wohl mit der Sommerwirtschaft hier oben zu Ende gehen. Es ist ohnehin nicht viel gewesen, diesen Sommer; es sind noch ziemliche Weinvorräte und Anderes vorhanden. Ich weiß nicht recht, was anfangen damit."

Diese Worte tönten wieder wie liebliche Musik in den Ohren Conradin's. War Nina bei ihren Verwandten und der

Vater in der Ferne, so konnte doch kein Druck auf sie ausgeübt werden, und bis dieser Aufenthalt zu Ende ging, war der Herbst gekommen. Und der Hubler selbst, es war ja fast unmöglich, daß er so tiefen Groll gegen die Liebe der Beiden trug, irgendwie müßte sich derselbe doch verraten, durch Wort oder Geberde!

Bei so freundlichen Aussichten beschloß Conradin, keinen vielleicht übereilten Schritt zu thun und jedenfalls abzuwarten, bis er im Einverständnisse mit Nina handeln konnte. Während des langen Winters mußte sich hinlängliche Gelegenheit hiezu erzeigen. Als wollte er jede unangenehme Erinnerung verwischen und sein vollstes Vertrauen bezeugen, trug der Hubler dem Jüngling auf, während seiner Abwesenheit bisweilen drunten im Dorfe nachzusehen und das dortige Hauswesen zu beaufsichtigen.

Unter dieser gedoppelten und abwechselnden Beschäftigung gingen die Tage und Wochen nun wieder rascher dahin. Conradin ging fleißig ins Dorf, damit dort Alles in richtiger Ordnung bleibe. Stundenlang konnte er da in der Stube sitzen und sich der Erinnerungsbilder an das stillgeschäftige Mädchen erfreuen. Hier auf diesem Stuhle pflegte sie gerne mit ihrem Strickzeuge zu sitzen; dort an dem Tische beschäftigte sie sich in ihrer flinken und zierlichen Weise mit den Zurüstungen für die Küche; das war das Fenster, durch das sie oft sinnend auf Wald und Gebirg hinausschaute, und hier, hier war die Stelle, auf der sie ihm in jener Mondnacht ihr ganzes Herz aufgeschlossen. Ach, wenn diese Räume wieder von ihrer Stimme, ihrem Blicke und Atem belebt und verklärt wurden und er in denselben verweilen durfte, dann war er ja wieder der glücklichste Mensch auf Gottes weitem Erdboden!

Solch goldenen Träumen hingegeben, saß Conradin eines Abends wieder in der Wohnstube des väterlichen Hauses Nina's. Durch die offen stehende Thüre wehte noch eine milde Herbst-

luft herein; aber die Bäume vor den Fenstern und weiterhin die Wälder an den Bergabhängen hatten sich bereits bunt gefärbt. „Nun kann es nicht mehr lange dauern, bis es anders wird hier; der Winter naht, und mit ihm wird sie endlich wieder heimkehren; wie sehn' ich mich darnach!" Er hatte, durch das Fenster schauend, diese Worte langsam vor sich hingesprochen, als er plötzlich aufschrak. Es hatte sich eine Hand auf seine Schulter gelegt, und wie er um sich blickte, stand Nina vor ihm, die geräuschlos eingetreten war. Er wollte einen Ruf der Freude, der Überraschung ausstoßen; aber sie legte die Hand auf seinen Mund und flüsterte hastig: „Still, still, der Vater ist bei mir." Und in der That kam auch der Hubler, bevor sie noch ein weiteres Wort sprechen konnte, von der Treppe der Thüre zugegangen.

„Da findet man ihn ja," rief der Ankömmling; „ich dachte wohl, er werde nicht verloren gegangen sein." Mit diesen Worten reichte er Conradin die Hand entgegen und fuhr heiter fort: „Ich war im Vorbeigange schon droben auf dem Berge; aber Thür und Laden waren geschlossen, und den Steffan traf ich hinter dem Hause schnarchend auf der Streu liegen. Puh, wie bin ich froh, daß ich wieder daheim bin; über die obern Berge ist schon in voriger Nacht ein Schnee gefallen." So fuhr er eine Weile fort, erzählte zutraulich, wie er mit Mühe und Not zu seinem Guthaben gekommen, und begann dann erst sich zu erkundigen, wie es hier stehe und ob während seiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgefallen sei. Nachdem Conradin ausführlichen Bescheid gegeben, sagte der Hubler: „Nun ist es an der Zeit, daß man sich auf dem Weißenstein für den Winter einrichtet. Ein paar Tage könnt Ihr dem Steffan noch helfen, bis die übrig gebliebenen Vorräte richtig versorgt sind, ich habe ihm bereits die nötigen Anweisungen gegeben; den besten Teil der Sachen kann man droben in Sicherheit bringen und sich so die Mühe des Herabschleppens ersparen.

Mit nächster Woche kommt Ihr dann des Gänzlichen hierher, Conradin; es iſt mir lieb, wenn Ihr von der Alp treiben helft. Es gibt nun noch alle Hände voll Arbeit vor dem Einwintern. He, Nina," rief er dann, „bringe eine Flaſche Wein her, ich bin durſtig, und der Conradin wird wohl auch ein Glas ertragen können, bevor er ſich nach dem Berge aufmacht."

Die Tochter, die ſich während der Erzählungen des Vaters in die Küche begeben hatte, brachte das Verlangte; aber nun bemerkte Conradin erſt, wie müd' und bleich ſie ausſah. Der Hubler mochte den Blick bemerken, mit welchem Conradin ſie betrachtete; wenigſtens ſagte er: „Nicht wahr, die Nina ſieht etwas angegriffen aus? Ich habe ſie drum auch gleich mit heimgebracht; es iſt eben immer viel Unruhe in einem ſolchen Bade, ſelbſt wenn man nicht mitten in die Arbeit hineingeſtellt iſt. Hoffentlich wird's nun wieder beſſer werden daheim."

„Es fehlt mir nichts, Vater," erwiderte ſie; „aber ja, ich bin gerne wieder heimgegangen, ich habe mich recht geſehnt darnach."

Sie ſagte dieſe Worte mit einem Tone, daß Conradin's Herz heftig aufpochte darob. Sie mußte ſicherlich einen ſchweren Kummer in ſich tragen; aber ſie hatte ſich heimgeſehnt, und er wußte, warum ſie das bekannte. Was hätte er dafür gegeben, einen Augenblick mit ihr allein ſein und ihr ſagen zu können, wie auch er ſich nach ihr geſehnt habe und wie all' ſeine Gedanken, wachend und ſchlafend, nur zu ihr gegangen; aber es bot ſich keine Gelegenheit dazu, und Nina ſelbſt ſchien eine ſolche nicht einmal zu ſuchen. Doch es dauerte ja nur noch ein paar Tage, und dann lebten ſie wieder unter einem Dache beiſammen!

Mit dieſem Troſte machte ſich Conradin endlich auf den Weg nach dem Weißenſtein, als die Dämmerung bereits eingebrochen war. Beim Abſchiede ſagte der Hubler noch einmal:

„Also der Steffan weiß, was zu thun ist und wie die Sache zur Hand genommen werden soll. Alles Schiff und Geschirr bleibt droben; die wertvolleren Dinge werden in Erdgruben gelegt; sie bleiben sicherer auf diese Weise, als im Hause, das bis zum Frühjahr doch manchen Unglücksfällen ausgesetzt sein könnte. Nur freilich müßt Ihr mit Vorsicht aus Werk gehen, jedenfalls Euch in Acht nehmen, daß niemand die Absicht inne wird; denn gegen Diebsgelüste kann man nie zu vorsichtig sein. Ich selbst werde die nächsten Tage nicht hinaufkommen können und überlasse die Sache Eurer Sorgfalt und Obhut, Conradin."

Dieser legte den Weg auf den Berg weniger frohen Mutes zurück, als die freudige Aussicht, nun bald wieder in der Nähe des geliebten Mädchens leben zu können, hätte erwarten lassen sollen. Ninas stilles Wesen hatte einen Schatten geworfen, den er trotz der entgegenkommenden Zutraulichkeit des Vaters nicht zu verscheuchen vermochte. Als er im Poßhause ankam, lag Steffan schon wieder in tiefem Schlafe; doch hatte derselbe bereits allerlei Geschirr und Habe in der Küche zusammengetragen, ohne Zweifel nach des Meisters Anordnung. Conradin mochte den Schläfer nicht mehr aufwecken, er war froh, seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, bis der Gott der Träume in wirrvollem Wechsel bald glückselige, bald schreckhafte Bilder an seiner Seele vorüberzuführen begann.

Am folgenden Morgen berichtete Steffan, daß auf Geheiß des Meisters das sämtliche Wirtschaftsgeschirr, das er bereits in der Küche zusammengetragen habe, zwischen den großen Steinblöcken hinter dem Hause in den Boden vergraben werden müsse.

„Ich weiß davon," sagte Conradin nachdenklich; „aber im Grunde genommen kommt's mir sonderbar vor. So viele Mühe wärd' es nicht kosten, die Sachen ins Dorf hinunterzuschaffen, wenn man doch einmal fürchtet, das Haus könnte

den Winter hindurch von Schneestürzen oder Schlipfen gefährdet werden."

„Dafür ist dann das Zeugs im Frühjahr auch gleich wieder zur Stelle," entgegnete Steffan; „der Hudler weiß immer, wie ein Pfennig erspart oder erschunden werden kann."

„Hat man es denn früher auch schon so gemacht?" fragte Conradin.

„Das weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht drum," antwortete Steffan in seiner gewohnten mürrischen Weise; „meinetwegen könnte der Henker den Kram holen, mir wär's einerlei."

Die Arbeit begann und war am Abend des zweiten Tages vollendet. Das Wirtschaftsgeschirr lag außer dem Wenigen, dessen der Winterhüter bedurfte, in drei tiefe Gruben versenkt, in Heu eingewickelt und mit einer dicken Schicht festgetretener Erde zugedeckt. Auf jede der Gruben hatte Conradin vorsichtig noch einige Steinblöcke gewälzt.

Hier oben war sein Geschäft nun zu Ende; er gedachte mit dem frühesten Morgen nach dem Dorf hinunter zu gehen und begab sich voll sehnsüchtiger Erwartung zur Ruhe.

Aber allzulange konnte er noch nicht geschlafen haben, als er durch ein prasselndes Geräusch aufgeschreckt wurde, und wie er die Augen öffnete, fiel ihm ein glutroter Feuerschein entgegen. Entsetzt sprang er von seinem Lager, und ein einziger Blick durch die Thüre konnte ihn überzeugen, daß bereits das ganze Holzwerk des hintern Hausteiles von den Flammen ergriffen war. An ein Dämmen des Feuers konnte nicht mehr gedacht werden, und es blieb nichts übrig, als die noch im Hause gebliebenen Gegenstände hinaus zu flüchten. Er rief nach Steffan, ohne eine Antwort zu erhalten; er lief an sein Lager, um den Siebenschläfer aufzurütteln; aber dasselbe war leer, und Steffan mußte sich schon geflüchtet haben. „Ohne mich aufzuwecken," fuhr es durch Conradins verwirrte Gedanken.

Nach kaum zwanzig Minuten leuchtete eine hoch aufflackernde Feuersäule vom Berge nach dem Thal hinunter, und bald konnte man durch die stille Nacht von Bergün herauf die Sturmglocke erschallen hören. Es war die nämliche, die Conradin vor einem halben Jahre zur Rettung des Hauses und der Angehörigen Hublers gerufen. Begreiflicherweise kam die Hilfe der entfernten Thalleute zu spät; als die ersten Feuerläufer auf dem Berge anlangten, waren von dem Paßhause nur noch die ausgebrannten Mauerstücke übrig.

VI.

Der Morgen begann bereits zu grauen, als der Hubler auf der Brandstätte anlangte. Er sah verdrießlich und unwirsch aus, doch verleugnete er auch jetzt seine gewöhnliche Ruhe nicht. Sobald er Conradin erblickte, rief er, wo Steffan sei, und erst als er umständlich vernommen, daß dieser auf unerklärliche Weise verschwunden sei, stellte er Fragen über Entstehung und Verlauf des Brandes. Als unter den Leuten die Befürchtung laut wurde, der Vermißte könnte in den Flammen seinen Tod gefunden haben, schüttelte der Hubler den Kopf und sagte gelassen: „Das wird sich zeigen, zu Asche könnte er nicht verbrannt sein.“ Conradin selbst wußte nicht, was er thun oder denken sollte, so kraus und wirr ging es ihm im Kopfe herum; es regten sich allerlei dunkle Zweifel in ihm, mit denen er nicht ins Reine kommen konnte und die ihn doch dermaßen ängstigten, daß er sich nicht zu fassen vermochte. Manche seiner Antworten und Reden waren unsicher, fast scheu ausgesprochen, als ob er dem Gesagten selbst nicht traue oder nicht recht wisse, was er sagen solle. Das mußte sogar den Umstehenden auffallen, und der Hubler schwieg lange mit finsterem Gesichte, bis er dann mit bedenklichem Ton sagte: „Für Euch könnte

das Verſchwinden Steffans ſehr fatal werden, Conradin; hoffentlich wird er wieder zum Vorſchein kommen. Der Brand kann nur aus grober Nachläſſigkeit entſtanden ſein, wenn nicht aus Schlimmerem. Aber wo die Schuld ſuchen?"

Conradin gab, verſtört vor ſich hinſchauend, keine Antwort, und der Hubler fuhr deshalb fort: „Es läge in meiner amtlichen Pflicht, ſogleich an Ort und Stelle ein förmliches Verhör mit Euch anzuſtellen; aber in eigener Sache kann ich nicht Richter ſein, und wenn ich's könnte, ſo würde ich es doch nicht thun, am wenigſten Euch gegenüber." Er hatte dieſe Worte mit lauter Stimme geſprochen, daß jeder Umſtehende es hören mußte; da Conradin indeſſen auch jetzt noch nichts erwiderte, fügte er hinzu: „Am beſten iſt's nun, Ihr begebt Euch ſogleich zum Landrichter und macht dort Euere Angaben, wie Ihr ſie wißt und verantworten könnt. Euch als Gefangenen hinführen zu laſſen, wie es nach den Umſtänden das ſtrenge Recht erfordern würde, mag ich nicht; es können Euch etwa zwei vertraute Männer nach Filiſur begleiten."

„Nach Filiſur?" fragte Conradin, langſam aus ſeinen Gedanken aufſchauend, „was ſoll ich denn in Filiſur thun?"

„Eben dem Landrichter Eure Angaben machen," erwiderte Ninas Vater; „da ich nicht als amtliche Perſon handeln kann, ſo gehört die Sache zunächſt dorthin."

Jetzt fiel es wie ein zündender Blitz in das Gedankenchaos Conradins; aber es war auch nur ein ſchnell wieder entſchwindender Blitz, der mehr Betäubung als Licht zurückließ. „Ich wüßte nicht, warum Ihr ſelbſt meine Ausſagen nicht aufnehmen könntet," ſagte er endlich; „Alles, was ich weiß, beſteht ja darin, daß ich in der Nacht vom Brande geweckt wurde und dann noch rettete, was in meinen Kräften lag. Ganz gewiß iſt es auch, daß das Feuer auf dem Herde ausgelöſcht war; ich hatte, wie jede Nacht, genau nachgeſehen vor dem Schlafengehen."

Der Hubler zuckte die Achseln. „Es fällt mir nicht ein, an Euern Worten zu zweifeln," entgegnete er; „aber es geht eben nicht anders, die Sache muß, wie sich's gebührt, untersucht werden, schon Euerer Unbescholtenheit wegen, und da ich dies nicht selbst thun kann, tritt ein Anderer an meine Stelle. Meiner Fürsprache könnt Ihr jederzeit versichert sein."

Conradin richtete sich stolz empor und sagte mit fester Stimme: „Einer Fürsprache bedürfte ich nur, wenn ich mir einer Schuld bewußt wäre. Gebt mir die Leute, die mich begleiten sollen! ich gehe."

Die Umstehenden hatten diesem Vorgange schweigend zugehört, und die ernsten Gesichter bewiesen hinlänglich, daß kein Mangel an Teilnahme vorhanden war. Was der Hubler that und sagte, daraus konnte ihm keinerlei Vorwurf gemacht werden, es war weder hart, noch ungerecht, sondern ganz an seinem Orte; aber die Männer, welche an jenem schrecklichen Föhnabend Zeugen von Conradins That gewesen waren, konnten sich eines unmutigen Gefühles doch nicht erwehren, daß es nun so hatte kommen müssen. Bei Manchem hatte des jungen Mannes ängstliches, unsicheres Benehmen wohl einen unbestimmten Zweifel an seiner Unschuld erweckt; aber warum und wozu sollte er eine solche Schuld begangen haben? Von den Verhältnissen zwischen ihm und des Hublers Tochter hatte niemand eine Ahnung, vielmehr galt die Letztere im ganzen Dorfe bereits als Braut des reichen Landrichters von Filisur. Doch gerade deshalb mochte dieser gegen den Lebensretter der schönen Nina auch nicht allzu scharfe Saiten aufziehen, wenn es sich nur um eine Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit handeln sollte, aus welcher der Brand entstanden. So wurde die sich für Conradin regende Teilnahme beschwichtigt, und die Leute begannen, da hier oben nichts mehr zu helfen war, allmählich den Heimweg anzutreten.

Aber unter welchen Gedanken und Gefühlen ſchritt nun Conradin mit den ihm zugeordneten Begleitern den Bergweg hinab, den er noch vor wenigen Stunden ſo freudig zurückzulegen gehofft hatte! Immer dunkler und dumpfer rang und wogte es in ihm, wie ein unheilverkündendes Wolkenmeer, das ſich, von Windſtößen bewegt, bald zuſammenballt, bald wieder, den ganzen Horizont verdüſternd, auseinanderfährt. Es war nicht nur ein Kampf zwiſchen Furcht und Hoffnung, denn Furcht empfand Conradin im Gefühle ſeiner Unſchuld keine; ſondern es war mehr das bittere Schmerzgefühl unverſchuldeter Herabwürdigung, in welches ſich bereits ein dumpfer Groll miſchte, der ihn beſtürmte. Zwar hatte er den Gedanken, der ihn auf dem Berge einen Augenblick durchblitzt, daß nämlich der Hubler es mit Vorſatz auf dieſe Herabwürdigung oder gar auf ſein Verderben abgeſehen habe, wieder niedergekämpft; aber wenn ein ſolcher Gedanke einmal die aufgeregte Seele ergriffen, entweicht er nicht mehr, ohne ſeine dunkeln Spuren in derſelben zurückzulaſſen, auf denen er zu jeder Friſt wiederzukehren droht. Bei ſolchen Wiederkehrungsverſuchen ergoß ſich jedesmal eine brennende Glut über das Geſicht Conradins, und ſeine Hände ballten ſich unwillkürlich zuſammen, als müßten ſie mit krampfhaftem Griffe irgend einen Gegenſtand erfaſſen. Als er mit ſeinen Begleitern an das Dorf herabkam, bat er ſie, ſeine eigenen Schritte verdoppelnd, ſchneller zu gehen; der Gedanke, daß ihm in dieſer Lage Nina begegnen könnte, drohte ihm den Atem in der Bruſt zu erſticken. Und doch — ſo wunderlich iſt das Menſchenherz — fühlte er tief im Innerſten, daß kein Schatten eines Zweifels an ſeiner Unſchuld in ihre Seele kommen könne.

Der Weg von Bergün nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Filiſur iſt wie geſchaffen, um unheimlichen Gedanken nachzuhängen; er führt über den ſogenannten Bergünerſteig, eine der wildeſten und großartigſten Gebirgsſtraßen des ganzen

Alpengebietes. Sie iſt, wohl auf drei Viertelſtunden Länge, in eine jäh aus ſchwarzem Tann aufſteigende Felswand eingeſprengt, gleich einer ſpiralförmigen Kerbe, die der Steinhauer in einen Säulenſchaft meißelt. Über dem Haupte des Wanderers ragen die verwitterten Felsblöcke des Urgebirges hervor, und zu ſeinen Füßen, in mehrhundert Fuß tiefem Tobel, toſt und ſchäumt die junge Albula. Der Pfad ſelbſt iſt an manchen Stellen kaum ſo breit, daß zwei Perſonen neben einander gehen können, und war zu jener Zeit, als Conradin den ſchweren Weg machen mußte, noch mit keiner Bruſtwehr verſehen gegen die jäh abſchießende Schlucht des wilden Gebirgsfluſſes. Der aufſchäumende Giſcht des letzteren kann von oben nur an wenigen Punkten geſehen werden, und bloß das dröhnende Toſen gibt Kunde von der wilden Kraft, die da drunten dahinbrauſt. Ein einziger Fehltritt, ein erſchrockenes Ausgleiten auf den oft glattſchlüpferigen Felsborden des Weges, und Menſch und Tier hatten ein Grab gefunden, das keiner Decke bedurfte, um mit ewiger Nacht erfüllt zu ſein. Vielleicht, daß der Fluß das zerſchmetterte Gebein eines Tages drunten am Fuße des Felſens auf den Uferſand ſchwemmte, vielleicht, daß er es in ſeiner Tiefe mit ſich wälzte in den Rhein, oder daß der nächtige Schlund es für immer in ſeinen Steinlöchern und ausgehöhlten Felsſchründen zurückbehielt. Obwohl Conradin ein Kind des Hochgebirges war, konnte er ſich eines Schauers doch nicht erwehren, als er nun dieſen Felſenweg abwärts ſchritt. Es war ihm, als ob der hart an ſeiner Seite aufgähnende Abgrund mit drohendem Toſen ein Opfer verlange. Unwillkürlich fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: Hier wäre es bald zu Ende, wenn es ſein müßte. Erleichtert atmete er auf, als endlich Wald und Felſenpfad in einen ſanft abſteigenden Wieſenweg ausmündeten, obwohl nun einer der Begleiter ſagte: „Dort iſt das Haus des Landrichters.“ Es war ein anſehnliches, den Wohlſtand ſeines Beſitzers ver-

ratendes Gebäude, weit ſtattlicher noch, als das Haus Hublers in Bergün.

Die Kunde von dem nächtlichen Brand mußte bereits bis hierher gedrungen ſein, wenigſtens zeigte der Landrichter keinerlei Überraſchung, als ſich die zwei Männer ihres Auftrages entledigten und mitteilten, warum und auf weſſen Geheiß ſie Conradin herbrächten. Dieſer hatte an jenem Abend Recht gehabt mit ſeiner Bemerkung gegen Nina; der Landrichter war in der That ein ſchöner Mann, kaum in den Beginn ſeiner beſten Mannesjahre getreten. Jetzt jedoch ging über ſein Geſicht ein Ausdruck, der auch gar nicht zu dem beklagenswerten Unfalle paſſen wollte. Es ſprach ſich darin nicht etwa ein Bedauern oder auch nur Teilnahme aus, ſondern es war ein eigentümlich mißvergnügtes Lächeln, das einen Augenblick um den Mund des Landrichters ſpielte. Doch auch nur einen Augenblick, dann wurde das Geſicht wieder ernſt und nachdenklich.

Conradin erzählte getreulich, was er wußte von dem Brande, und gab auf Befragen auch Auskunft über ſeine früheren Erlebniſſe, obwohl ihm dies, ſeinem Nebenbuhler um Ninas Liebe gegenüber, ſchon peinlicher wurde. Zugleich lag ja in dem Ausforſchen ſeiner Vergangenheit ein Zweifel an ſeiner Schuldloſigkeit ausgeſprochen. Dieſes unangenehme Gefühl erreichte aber den Grad bitterer Betroffenheit, als der Landrichter endlich ſagte: „Es kommt mir befremdlich vor, daß Ihr eines Vorfalles aus Euerem Leben nicht erwähnt, den Ihr doch unmöglich vergeſſen haben könnt. Das ſcheint mir faſt wie ein ſtillſchweigendes Eingeſtändnis eines Schuldbewußtſeins auszuſehen.“

„Ich weiß nicht, was Ihr meint,“ erwiderte Conradin raſch aufſchauend; „jedenfalls könnt' es nichts ſein, das mit dem Brande am Weißenſtein in Verbindung ſtünde.“

„Wie man will," ſagte der Amtsrichter, leicht die Achſeln zuckend; „ſo viel iſt ſicher, daß Ihr Euch ſchon einmal auf nicht ſehr löbliche Weiſe gegen einen Euerer Dienſtherren benommen habt."

Conradin war bleich geworden. Eine geraume Weile verging, bevor er mit gepreßter Stimme ſagte: „Ihr habt recht, Herr Landrichter; vor zwei Jahren habe ich meinen damaligen Meiſter einmal auf den Rücken gelegt. Aber wißt Ihr auch warum, Herr Landrichter?" Da dieſer nicht ſogleich Antwort gab, fuhr Conradin in erhöhtem Tone fort: „Wenn Ihr über meine früheren Erlebniſſe ſo gut unterrichtet ſeid, ſolltet Ihr das wohl auch wiſſen, mir dann aber keinen Vorwurf daraus machen. Ich habe den elenden Geſellen zu Boden geworfen, weil ich meine arme, ſechzigjährige Mutter vor ſeiner rohen Mißhandlung ſchützen mußte, und ſo wahr mir Gott helfe, ich würde das nämliche jeden Augenblick wieder thun, und wenn mein ſicherer Tod darauf ſtünde."

Conradins Geſicht hatte über dieſen Worten einen Ausdruck angenommen, der ahnen ließ, mit welcher Gewalt die aufgeregten Gefühle aus ihm hervorbrechen konnten. Auf ſeine Stirn war etwas getreten, das dem Wiederſchein einer blutroten Flamme glich, und unter den dunkeln, kräftig gezeichneten Brauen ſchoſſen leuchtende Blitze hervor. Der Landrichter mochte einſehen, daß er die unrechte Saite berührt hatte; deshalb ſagte er, nachdem er die niedergeſchriebenen Angaben Conradins ſchweigend überblickt hatte: „So leid es mir thut, ſo muß ich Euch doch bis auf Weiteres für meinen Arreſtanten erklären, hoffentlich nicht auf lange. Schlimm wäre es freilich, wenn der Steffan nicht aufgefunden werden könnte; denn, erſcheint ſein Verſchwinden auch verdächtig genug, ſo wird auf Euch ebenfalls ein Verdacht zurückbleiben, bis Ihr durch das Zeugnis eines Andern gereinigt ſeid. Indeſſen will ich die Angabe des Herrn Hubler abwarten."

Conradin ließ ſich ſchweigend und ohne Widerſtreben in das Gefängnis abführen. In ſeinem Innern war es noch dunkler und verworrener geworden. Man hat alſo mein vergangenes Leben ausſpioniert, man hat, ohne daß ich darum wußte, mein vergangenes Thun ausgeforſcht; aber warum iſt es geſchehen, und wer hat's gethan? War es, um etwas aufzufinden, das gegen mich zeugen, das mich als einen gefährlichen Menſchen darſtellen könnte?

Um dieſe Fragen und Zweifel drehten ſich ohne Unterlaß alle Gedanken des Gefangenen, der ſich doch zugleich ſcheute, ſich ſelbſt die Antwort zu geben, welche am nächſten zu liegen ſchien. Oder warum hatte der Landrichter, der ſonſt noch nie ein Wort mit Conradin geſprochen, gerade jenen Vorgang gekannt, den er erwähnt hatte? Aber nein, nein, es konnte doch nicht ſein; Unmut, Bekümmernis um ſeine Liebe, wohl auch geheime Eiferſucht ließen ihn zu ſchwarz ſehen, und was ſich ihm als ein boshaft angelegtes Spiel aufdrängen wollte, konnte ja nur das Werk des Zufalls ſein.

Unter dieſem Hin- und Herſchwanken zwiſchen dem Anklammern an einen Schimmer freundlicher Hoffnung und düſterem Hinbrüten vergingen zwei Tage, ohne daß der Gefangene zu einem weiteren Verhöre gerufen worden wäre. Während dieſer Zeit mußte doch auch der Hubler hier geweſen ſein; aber er hatte ſich vor Conradin nicht ſehen laſſen. War es ihm nicht erlaubt worden? Nein, das konnte nicht ſein, der Hubler war ihm aus freien Stücken und abſichtlich fern geblieben! Dieſer Gedanke ſchloß eine Qual in ſich und bot den dumpfen Zweifeln eine feſtere Stütze dar. „Das alſo war es,“ rief er, ſich mit der Hand an die Stirn ſchlagend, „ſolche Befürchtungen hegte Nina, wenn ſie ſagte, daß ich ihren Vater noch nicht genug kenne. O Gott, daß ein ſolches Kind einen ſolchen Vater haben muß!“

Am dritten Tage endlich wurde Conradin wiederum vorgefordert; aber nicht mehr einzig vor den Landrichter, sondern dieser hatte noch zwei Gerichtsäßen beigezogen, und damit war das ganze Gericht versammelt, wie es für die Aburteilung des vorliegenden Falles erforderlich schien. Damals war das ganze Rechtswesen noch höchst eigentümlich bestellt in den drei Bünden „fry Rhätiens", vollkommen den einfachen demokratischen Verhältnissen entsprechend, aus denen es hervorgewachsen war. Jede Gemeinde hatte ihre eigene Gerichtsbarkeit, oft sogar selbst den Blutbann; doch hatten sich zur Fällung und Vollziehung von Todesurteilen mehrere Gemeinden zusammengethan und bildeten auf solche Weise ein gemeinsames Hochgericht. Daß bei solchen Verhältnissen keine Rede sein konnte von Strafanstalten, wie sie in größeren staatlichen Gemeinwesen bestanden, ist selbstverständlich. Schwerere Vergehen wurden durch Geldbußen, Ehrenverlust, Landesverweisung oder mit dem Tode bestraft. Nur ausnahmsweise und durchschnittlich nur bei Staatsverbrechen kam es vor, daß die Verbrecher einem auswärtigen Staate zur Vollziehung der Strafe übermittelt wurden. Diese Dienste leisteten namentlich die Galeeren Venedigs oder anderer italienischer Staaten. Einen Vorzug besaß dieses uraltherkömmliche Gerichtsverfahren, nämlich denjenigen größter Einfachheit und Schnelligkeit. Daß dabei das gute Recht oft genug durch Kurzsichtigkeit, Eigennutz oder Leidenschaft der Richter beeinträchtigt und der Schuldlose mit oder ohne Absicht mit Schmach und Schande bedeckt wurde, das war eben ein Mangel, der aller menschlichen Gerichtsbarkeit von jeher angeklebt hat und wohl bis ans Ende der Zeit ankleben wird.

Und vor seinen obersten irdischen Richtern stand nun Conradin, trotz seines reinen Bewußtseins beklommen und von düsteren Ahnungen erfüllt. Nachdem er seine früheren Angaben wiederholt, wurde er abgeführt, um nach kaum einer

Viertelſtunde wieder vorgeführt zu werden und ſein Urteil zu empfangen. Dasſelbe lautete, daß der Angeklagte, obwohl er eine böswillige Abſicht in Abrede ſtelle, doch nicht leugnen önne, durch grobe Nachläſſigkeit den Brand auf dem Weißenſtein veranlaßt und dadurch ſeinen Dienſtherrn in ſchweren Schaden gebracht zu haben; weshalb er ſeiner Ehren verluſtig erklärt und auf drei Jahre und einen Tag aus dem Gebiete der drei Bünde verwieſen werde. Alles unter Androhung von Leibes- und Lebensſtrafe im Falle der Nichtnachachtung.

VII.

Als Conradin aus dem Hauſe des Landrichters, in welchem das Gericht abgehalten worden war, auf die Straße hinaustrat, lag auf derſelben noch ein ſo warmer Sonnenſchein, wie im Hochſommer, eine Erſcheinung, die im Herbſte nicht ſelten iſt in dieſen Gebirgsgegenden. Die Sonnenhitze brütet dann wohl noch heftige Gewitter mit Donner und Blitz aus, und auch jetzt erhoben ſich am Horizonte dunkle Wetterwolken. Doch der Verurteilte ſah weder Sonnenſchein noch drohendes Gewölk, ſogar die Häuſer an der Straße kamen ihm wie flüchtige, verwehende Schatten vor, und einem plötzlich Erblindeten gleich taumelte er vorwärts, ohne Ziel und Abſicht. Am liebſten hätte er ſich tief, tief unterm Boden verbergen mögen, wo ihn weder das Sonnenlicht, noch ein Menſchenauge mehr hätte entdecken können. Vor ſeinen Ohren brauste es wie ein toſender Waldſtrom, vor den Augen flimmerte eine nur von kleinen roten Funken durchblitzte Nacht durcheinander, und in ſeinem Innern ſchallte es unaufhörlich gleich einer dröhnenden Donnerſtimme: Verbrecher — zum Verbrecher geſtempelt! Als Ehrloſer verbannt, von der Heimat ausgeſtoßen! So wankte der Arme eine Strecke weit vorwärts, bis er an einen des Weges kommenden Menſchen anſtieß und eine Stimme ihm

zurief: „He, Conradin, ich glaube wahrhaftig, Ihr ſeid betrunken!“ Dieſe Stimme weckte ihn aus ſeinem halbbewußtloſen Taumel; denn es war die Stimme des Hubler.

Conradin blieb ſtehen, ſtarrte den Mann eine Weile an und fuhr ſich dann mit der Hand über die Augen, als ob ein Schatten vor denſelben liege oder ihn ein ſcharfes Licht blende. „Ja, was iſt's denn mit Euch?“ wiederholte der Hubler ſeine Frage; „ich glaubte, es wäre heut' Euer Gerichtstag und erwartete Euch weder hier, noch in ſolchem Zuſtande anzutreffen.“

„Mein Gerichtstag, ja,“ antwortete Conradin langſam mit tonloſer Stimme; „und vielleicht ſeid Ihr gekommen, um zu meinen Gunſten zu zeugen, den Richtern zu ſagen, daß Ihr nicht an meine Schuld glauben könnt' und ich frei gelaſſen werden müſſe. O ſprecht, nicht wahr, deshalb ſeid Ihr gekommen?“

Der Hubler trat einen Schritt zurück und machte, da Conradin ſich ihm genähert hatte, als wollte er ſeine Hand ergreifen, eine abwehrende Bewegung. „Was ich auszuſagen hatte, iſt ſchon geſchehen,“ erwiderte er dann; „weiter kann und will ich mich weder im Guten noch im Böſen in eine Sache miſchen, in der ich der beſchädigte Teil bin. Ich möchte weder vor Eueren eigenen, noch vor den Augen Anderer als parteiiſch erſcheinen, Conradin, zumal ich es ſtets gut gemeint habe mit Euch.“

„Ja, ja, ich weiß es,“ ſagte Conradin, die Hand wieder über die zu Boden geſchlagenen Augen haltend; „aber eben darum könnt Ihr nicht an meine Schuld glauben, auch nicht, daß ich aus Nachläſſigkeit das Unglück verſchuldet habe. Nein, nein, das glaubt Ihr nicht, Herr Hubler; Ihr habt mich zu gut gekannt, es darf nicht ſein!“

Es lag in den letzten Worten etwas, das dem Hubler nicht gefallen und ihm wohl wie eine anklingende Drohung vor-

kommen mochte. Wenigſtens wurde ſein bisher kalter ruhiger Ton etwas teilnehmender, als er ſagte: „Hört, Conradin, Ihr ſeid ein Mann, der ſich in das Unvermeidliche zu fügen weiß und der von einem Andern nichts Ungebührliches verlangen kann. Ich darf in den Gang der Gerechtigkeit nicht eingreifen, ſelbſt wenn es meinen eigenen Bruder, mein eigenes Kind beträfe."

„Euer eigenes Kind," atmete Conradin tief auf, „und Nina glaubt auch an meine Schuld?"

Der Hubler preßte die ſchmalen Lippen zuſammen und unter den buſchigen Brauen leuchtete ein unheimlicher Blitz hervor. „Nina iſt ebenſowenig allwiſſend als ich," ſagte er, „und wird das Urteil über Recht und Unrecht, wie Andere auch, vertrauensvoll dem geſchwornen Richter überlaſſen. Übrigens, wie dieſes Urteil auch ausgefallen ſein mag, es kann Euch nicht allzuſchwer treffen, Conradin; Ihr ſeid weder durch Familie noch Beſitz an die Heimat gebunden und habt ja ſchon in die Fremde ziehen wollen, ehe Ihr zu mir gekommen."

„Ihr kennt alſo mein Urteil ſchon?" fragte Conradin mit leiſer, kaum hörbarer Stimme.

„Ich kenn' es nicht und konnte nicht einmal wiſſen, ob es gefällt ſei," erwiderte der Hubler; „aber mir iſt nicht unbekannt, welche Strafe in ſolchen Fällen zur Anwendung kommt, und da ich ſo viel als möglich zu Eueren Gunſten ausgeſagt habe, ſo wird ſicherlich auch nur auf ein möglichſt geringes Strafmaß erkannt worden ſein. Ich hoffe und wünſche es."

Conradin nickte nur langſam mit dem Kopfe vor ſich hin, ohne etwas zu erwidern, und der Hubler fuhr in beſänftigendem Tone fort: „Und eben deshalb bin ich hierher gekommen und hab' Euch für den Fall, daß Ihr einige Zeit Verweiſung haben ſolltet, ein kleines Reiſegeld mitgebracht. Ich konnte mir wohl denken, daß es Euch nicht angenehm ſein müßte, unter ſolchen Umſtänden in mein Haus zu kommen und vor

all' meinen Leuten zu erscheinen. Überhaupt ist es am besten, wenn Ihr auf dem kürzesten Wege über die Grenze zu kommen sucht; denn gegen Ungehorsame oder Saumselige sind unsere Gesetze in solchen Fällen sehr streng, wie es auch sein muß. Da nehmt, Ihr werdet Euch schon einige Zeit damit fristen können, ohne zur nächsten besten Arbeit greifen zu müssen." Mit diesen Worten drückte der Hubler dem Verurteilten einen kleinen, aber wohlgefüllten ledernen Geldbeutel in die Hand.

Conradin hielt denselben schweigend und ohne aufzublicken eine geraume Weile in der offenen Hand, wie es wohl auch geschieht, wenn man das ungefähre Gewicht eines solchen Gegenstandes prüfen will; doch das stoßweise Zucken, das jetzt durch seinen Körper und seine Glieder fuhr, sagte deutlich, daß er mit solch' ruhig berechnenden Gedanken nicht beschäftigt war. Hubler mochte das auch bemerkt haben, wenigstens wollte er vorsichtig wieder einen Schritt zurücktreten; aber er hatte noch kaum den Fuß erhoben, als auch die ganze bisher vorgebeugte Gestalt Conradins emporschnellte und der Geldbeutel seinem Geber mit einem klatschenden Wurf ins Gesicht fuhr. „Da hast Du Dein Geld wieder, Du ehrloser, meineidiger Mann," schrie der Verurteilte mit halberstickter, bebender Stimme; „Du und kein Anderer hast mich ins Verderben gebracht!"

Der Getroffene war vor diesem plötzlichen Ausbruche bestürzt zurückgewichen; doch da Conradin stehen blieb, fand auch er seine Besonnenheit rasch wieder und rief nun seinerseits mit drohender Geberde: „Nimm' Dich und Deine Worte in Acht, unsinniger Bursche; sonst werde ich Dir auf andere Weise wieder zu Deinem gesunden Verstande verhelfen! Sieh', dort sind auch schon die rechten Helfer zur Hand!"

Es waren in der That zwei Männer vor dem nächstliegenden Hause erschienen, die nun auf eine zuwinkende Handbewegung Hublers näher kamen. Conradin schaute, ohne sich

zu rühren, ihnen entgegen, bis ſie neben ſeinem Gegner ſtanden. „So iſt's mir auch noch lieber, wenn Du Zeugen haben willſt, die Deine Schande anhören können," rief er dann noch immer mit bebender Stimme; „ja, ich wiederhole es vor dieſen da, daß Du mich, gegen Dein beſſeres Wiſſen und Gewiſſen ſchmählich verkauft und verraten und mich ſtatt gewiſſenhaften Richtern Deinen Helfershelfern überliefert haſt! Und warum haſt Du das gethan? O Gott, ich weiß auch das; jetzt iſt mir die Tücke klar, die unter Deiner heuchleriſchen Freundlichkeit verborgen lag." Er konnte nicht mehr weiter ſprechen, und einen Augenblick ſchien der tiefe Seelenſchmerz ſeinen verzweiflungsvollen Ingrimm überwältigt zu haben. Seine drohend aufgerichtete Geſtalt ſank wieder zuſammen, als ob ihr die Kraft entſchwinde. Aber nun rief der Hubler, deſſen hartes Geſicht aſchgrau geworden, den beiden Männern zu: „Ihr habt gehört, wie der elende Brandſtifter nicht nur mich, ſondern das ganze Gericht ſchmäht und beſchimpft; faßt den Wahnſinnigen und führt ihn zum Landrichter zurück, ich befehle es. Jetzt ſoll er der verdienten Strafe nicht mehr entgehen!"

Die Männer traten einige Schritte vor und machten in der That Miene, den Befehl des Geſchwornen zu vollziehen; aber Conradin erhob ſich wieder und ſagte kalt: „Rühre mich Einer an, und er ſoll ſicher ſein, daß er zum zweiten Mal keinen Schergendienſt mehr verrichtet. Ich habe jenem Seelenverkäufer nur geſagt, was ihm das eigene Gewiſſen ſelbſt ſagen muß, wenn er noch eines hat. Jetzt kann ich gehen."

Mit dieſen Worten kehrte er ſich ab, noch einen Blick voll Ingrimm und Verachtung auf den Hubler ſchleudernd, und ging langſam dem Walde zu. Es wagte Keiner, die Hand an ihn zu legen oder ihm nachzugehen; es mochte Jeder ſpüren, daß der Verzweifelte nur in einem Kampfe auf Tod und Leben überwältigt werden könne.

Nachdem Conradin, ohne um ſich zu blicken, den Waldſaum am Fuße des ſteil anſteigenden Bergünerſteiges erreicht hatte, wendete er ſich vom Wege ab und warf ſich hinter einem Felsblocke im dichteſten Geſtrüppe zur Erde. Seine Glieder waren wie gebrochen und ſein Kopf von einem lodernden Feuer angefüllt. Eine geraume Zeit lag er regungslos, bald keines Gedankens, kaum noch einer dunkeln Empfindung mächtig. Aus dieſer verworrenen, halbbewußten Betäubung fuhr er plötzlich mit dem lauten Ausrufe „Nina" auf. Es war ein Geräuſch an ſein Ohr gedrungen, und vor ſeinen zurückkehrenden, halbwachen Sinnen ſchwebte das wehmütig ſüße Mädchenbild. Als er jedoch zum vollen Bewußtſein gekommen, war dieſes in Duft zerfloſſen, und das Geräuſch rührte von einigen Männern her, die mit Flinten bewaffnet am Saume des Waldes ſtanden. Nach einigem Hin- und Herreden verteilten ſie ſich in mehrere kleinere Gruppen, und zwei davon kamen in ziemlich gerader Richtung gegen die Stelle heran, wo Conradin lag. Den einen von ihnen erkannte er deutlich als einen der zwei Männer, die drunten im Dorfe zu dem Wortwechſel mit dem Hubler gekommen waren. Bald konnte er auch vernehmen, was die Zwei mit einander ſprachen. „Es wäre ſchade," ſagte der Eine, „wenn uns der Burſche entwiſchen ſollte; der Bergüner Hubler zahlt jedenfalls ein hübſches Fanggeld, wenn wir ihn einbringen."

„Und der Landrichter ſelbſt nicht minder," meinte der Andere; „er iſt ganz bleich geworden vor Zorn und Ingrimm, als er hörte, was der Menſch zum Hubler geſagt habe. Die werden ihm ſeine loſen Reden nicht übel eintränken, wenn ſie ihn wieder unter die Hände kriegen; na, dann möcht' ich freilich nicht in ſeinen Schuhen ſtecken. Aber das ſag' ich Dir auch, der Burſch ſieht verteufelt reſpektmäßig aus, und Augen hat er an den Hubler und uns hingemacht, daß mich ein ordentliches Gruſeln überlaufen iſt dabei. Ohne daß er einen

Schuß im Leibe hat, möcht' ich ihm nicht zu nah kommen, der iſt nun einmal erwildet!"

„Na, das wird ſich ſchon geben," erwiderte der Andere kaltblütig; „man hat uns ja auch nicht anbefohlen, ihn in Seide eingewickelt zurückzubringen. Wenn er nur aufgeſtochen wird und nicht ſchon über den Berg hinüber iſt, wie ich fürchte. In ſolchen Fällen pflegt Einer die Füße nicht zu ſparen."

Unter dieſen Geſprächen waren die Zwei vorübergegangen, ohne den im Gebüſch Kauernden zu bemerken. Conradin rührte ſich noch lange nicht, nachdem das Geräuſch ihrer Schritte und ihre Stimmen im Walde über ihm verſtummt waren. Er ſaß da wie erſtarrt, und das bleiche Geſicht hatte einen ſchreckbaren, leichenhaften Ausdruck angenommen. Aber jetzt war es nicht mehr der zornige, dumpfbrennende Schmerz, es war eine eiſig kalte Ruhe, in der das laute Pochen des Herzens erſtarb, wie eine Flamme, die ins Waſſer getaucht wird. „So," raunte er dann langſam vor ſich hin, „auf dieſe Weiſe iſt's gemeint; nun, dann wollen wir ſehen, wer Hund oder Jäger iſt. Aber über den Berg muß ich; hier kann meines Bleibens nicht ſein. Ha — Hubler!"

Es waren furchtbare, grauenhafte Gedanken, die in ihm wie aus dunklen nächtigen Tiefen aufzuſteigen begannen, zuerſt nur wie verworrene Ahnungen, wie zerfließende geſpenſterhafte Schattengebilde; aber er erſchrak nicht vor ihnen, auch als die Schatten ſich feſter geſtalteten, als die wilden Ahnungen in ebenſo wilde, wenn auch noch unklare Entſchlüſſe überzugehen drohten. Er erhob ſich ſpähend und horchend und begann dann zwiſchen Felsblöcken und Geſtrüpp hinanzuklettern. Seine Verfolger, in der Befürchtung, daß er ihnen voraus ſei, mußten ſich ſchon eine bedeutende Strecke weit den Berg hinangezogen haben, und bis dorthin konnte er alſo ziemlich ungefährdet kommen, auch wenn er die Lichtungen und bequemeren Steige benützte. Aber er wollte ſich möglichſt nah dem Wege halten,

welcher am Rande der Albulaſchlucht entlang führt, um in dem ihm unbekannten Gebirge die Richtung nicht zu verlieren. Und dann leitete ihn, immer deutlicher werdend, noch ein anderer Gedanke bei dieſem Beſtreben. „Überfallen mich die angehetzten Hunde," ſprach es in ihm, „ſo faſſe ich mit der letzten Kraft noch wenigſtens einen von ihnen und rolle mit ihm in die Tiefe. Meinen Henkern will ich ſo wenig lebend in die Hände fallen, als ihre Helfershelfer, die mich nicht kennen, denen ich nie etwas zu Leide gethan und die mich nur um elenden Lohnes willen verfolgen, dieſen Lohn umſonſt haben ſollen. Blut um Geld!" Dieſe letzten Worte hatte er ſo laut hervorgeſtoßen, daß er nun erſchrocken um ſich blickte; aber dieſes Erſchrecken war nur aus der plötzlichen Beſorgnis entſprungen, daß er ſich durch ſeine Unvorſichtigkeit einem horchenden Ohre verraten haben könnte; vor dem Blutgedanken ſelbſt empfand er kein Erſchrecken mehr. Vorſicht war übrigens hoch von Nöten; denn wie Conradin ſich ſo ſpähend niederduckte, ſah er zwiſchen einer Felsſpalte durch, kaum einen Büchſenſchuß weit von ihm entfernt, einen Mann durch das Geſtrüpp hinanſchleichen.

Weiter durfte er ſich alſo vorderhand nicht vorwärts wagen und mußte ſich hier zur Stelle ein Verſteck ſuchen. Glücklicherweiſe war dieſes bald gefunden. Er duckte ſich in eine Felſenſpalte, die durch eine Legföhre verdeckt wurde, aber, unmittelbar über der Albulaſchlucht hängend, den an derſelben hinziehenden Felsſteig auf eine ziemliche Strecke weit überſehen ließ. Conradin erkannte, daß er gerade über der Stelle hing, an welcher ihm vor drei Tagen auf ſeinem Wege nach Filiſur zuerſt der Gedanke durch die Seele gefahren: hier drunten wär' es bald zu Ende. Damals hatte ihn dieſer Gedanke noch wie ein kaltes Fröſteln angeweht; jetzt empfand er dabei jenes beinahe wollüſtige Grauen, das den Lebensmüden überhaupt bei der Ausſicht auf ein nahes Grab beſchleicht.

Unterdeſſen war es dunkler geworden. Es war nicht nur der herannahende Abend, es waren mehr die ſchwarzen Wetterwolken, welche das Tageslicht verdrängten und ſich immer tiefer, immer drohender niederſenkten. Das an den höheren Felſen hinankletternde Buſchwerk fing an in ein heftiges Hin- und Herſchwanken zu geraten, und aus den Schluchten erhob ſich das dumpfe Getöſe, das dem Gewitter im Gebirge voranzugehen pflegt. Conradin hätte ſich gerne nach einem Verſtecke umgeſehen, das unter ſolchen Umſtänden beſſeren Schutz und größere Sicherheit gewährt haben würde; aber ſobald er den Kopf aus ſeiner Felſenſpalte hervorſtreckte, um auszuſpähen, bemerkte er gerade ſteil über ſich auf der Höhe der Wand eine vorgebeugte Geſtalt, die ebenfalls ſpähend nach der Tiefe hinablauerte. Eilfertig, wenn auch ohne eigentliches Erſchrecken, das in ſeiner kalten Todesentſchloſſenheit gar nicht mehr möglich war, drückte er ſich wieder in die Spalte zurück, während er zugleich einen wuchtigen Wurfſtein aufraffte, der ihm als erſte Schutz- und Trutzwaffe dienen ſollte. Denn wer ſollte der Späher über ihm anders ſein, als einer ſeiner Häſcher? und der einzige Ausweg, wenn er bemerkt worden, war ein Kampf auf Tod und Leben und — ein Sprung in die nächtige Tiefe, aus welcher der unſichtbare Bergſtrom heraufgrollte.

Ob der Feind ihn aber bemerkt hatte? Conradin horchte mit angehaltenem Atem, ohne zwiſchen dem ſtärker werdenden Toſen des nahenden Gewitters einen andern Laut vernehmen zu können. Vielleicht auch hatte ſich der Burſche da droben entfernt, um ſeine Gefährten herbeizuholen. Conradin beugte ſich deshalb wiederum vor, um hinaufzuſchauen; aber trotz der nun ſchon nächtig gewordenen Dunkelheit erkannte er deutlich, wie der Andere bewegungslos niederſpähte. Jetzt war er ſicher: die Gefährten waren unterrichtet und umſtellten nun vorſichtig das Verſteck des Verfolgten, damit er widerſtandslos in ihre Hände falle. Es zog ſich ein kaltes, höhniſches Lächeln durch

das entſtellte Geſicht Conradin's bei dieſem Gedanken. „Einer wird gleichwohl mit mir d'ran glauben müſſen — wär's nur der Rechte," murmelte er zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor, während ſeine Finger ſich ſo gewaltſam um den Wurfſtein klammerten, den er in der Hand hielt, als ob ſie ihn in kleine Splitter zerdrücken wollten.

Da — im Augenblicke leuchtete ein Blitz, und bevor noch das Rollen des Donners begann, ſchallte ein feſter Tritt vom Felspfade herauf. Bei dem grellen Lichte, das ſich langſam an den Felſen hinwälzte, erkannte Conradin den Hubler, der eilfertig des Weges kam. „Das iſt der Rechte!" ſchrie es in ihm auf, und die Stimme ſchallte weit wilder und gewaltiger, als der eben andröhnende Donner — „den begrabe die Finſternis!" Mit dem aufzuckenden Rachegedanken zuckte auch die wurffertige Hand empor, um dann eine geraume Weile, wie zu Stein erſtarrt, regungslos erhoben zu bleiben. Denn im nämlichen Augenblicke war drunten der Hubler, wie von dem bloßen Gedanken Conradin's hinweggefegt, mit einem einzigen gellenden Aufſchrei in den Abgrund geſtürzt. Noch ein kurzes, dumpfes Poltern des zerſchellenden Körpers aus der Tiefe herauf — dann ward es ſtille.

VIII.

Conradin wußte, nachdem er eine Weile regungslos niedergeſtarrt, kaum, wie er die ſteile Felswand auf den Pfad heruntergekommen. Da ſtand er jetzt auf der Stelle, von welcher der Hubler vor ſeinen Augen verſchwunden war. Aber war es auch Wahrheit, was er geſehen, war es nicht nur ein Trugſpiel der Sinne geweſen, ein ſchwerer, ſchrecklicher Traum, aus dem er nicht erwachen konnte? Ein eiskalter Froſt ſchüttelte ſeine Glieder ſo heftig, daß er ſich an die Felswand zurücklehnen mußte, um nicht ebenfalls in den Abgrund zu ſtürzen.

Aber wär' es nicht beſſer, ſogleich auch ſelbſt in den Tod zu gehen? Mußte er's denn nicht? Hatte nicht er die entſetzliche That begangen, Nina's Vater ermordet? Conradin knickte kraftlos zuſammen, keines Entſchluſſes, keiner Handlung fähig, und es war ihm, als ob der aufs Neue rollende Donner von jeder Felswand das Echo „Mörder! Mörder!" zurückdröhne.

Und doch — er hielt ja den Wurfſtein, den er droben in ſeinem Verſtecke aufgerafft, noch immer in der krampfhaft geſchloſſenen Hand; er hatte denſelben nicht, wie ihm der Satan zugeraunt, nach dem Hubler geſchleudert und konnte alſo auch nicht deſſen Mörder ſein. „Hubler! Hubler!" ſchrie er vor tötlicher Angſt in der Abgrund hinunter; aber es kam keine Antwort herauf, und nur von fernher ſchallte es, gleichſam ſpottend, „Hubler" zurück. Ein neuer Blitz warf ein langes Licht auf die Stelle und beglänzte einen fauſtgroßen Stein, der hart am Rande des Abgrundes lag; Conradin griff darnach, unwillkürlich, abſichtslos und doch voll banger Ahnung. Der Stein klebte an ſeinen Fingern, über und über von noch warmem Blute bedeckt. „Ah —" ſtöhnte der Unglückliche und lehnte ſich, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, wieder an den Felſen zurück. Hatte er den mörderiſchen Wurf doch gethan und dann in der Betäubung ſeiner Sinne bewußtlos den zweiten Stein aufgehoben, den er vorhin noch in der Hand gehalten? Er wußte es nicht in dieſem Augenblicke und wußte kaum noch, um was ſich ſeine wirbelnden Gedanken drehten.

Den Weg herab ließen ſich eilige Schritte und Stimmen hören; Conradin rührte ſich nicht, obwohl er durch die Dunkelheit Gewehre blitzen ſah, bis die Männer hart vor ihm ſtehen blieben und einer derſelben rief: „Was gibt es hier — wer hat dem Hubler gerufen?"

„Ich," erwiderte Conradin, ſich mit Anſtrengung aufrichtend; „ich bin auch Derjenige, den Ihr geſucht habt."

„Bei meiner Seele! er iſt's!“ rief einer der Männer, die Hand nach ihm ausſtreckend, „der wilde Vogel iſt alſo noch nicht über die Berge geflogen!“

„Laßt mich nur, ich entlaufe Euch nicht,“ erwiderte Conradin, die ihn anfaſſende Hand abwehrend; „aber den Hubler werdet Ihr vergeblich ſuchen.“

„Was iſt's mit ihm, wo iſt er?“

„Da drunten,“ ſagte Conradin, mit dem blutigen Stein in den Abgrund hinab deutend.

Entſetzt wichen die Männer zurück, und es dauerte einige Augenblicke, bis einer derſelben ausrief: „Du haſt ihn hinuntergeſtürzt, Elender.“

„Sag' nicht, was Du nicht weißt,“ erwiderte Conradin mit tonloſer, bebender Stimme; „aber kommt, ich kehre mit Euch zurück ins Gefängnis. Hier haben wir nichts mehr zu thun.“

Und freilich konnte hier nichts mehr geſchehen in der Dunkelheit und dem ausbrechenden Gewitter. Eilfertig, wie von einem unheimlichen Geiſte getrieben, aber vorſichtig und ſchweigend ſchritt der Trupp den Steig hinunter dem Dorfe zu, um dort die Schreckensbotſchaft von dem Tode des Bergüners zu verkünden.

Schon am folgenden Vormittage war die ganze Thalſchaft bis in die einſamen Bergthäler hinauf davon erfüllt.

Conradin ſaß nun wieder im Gefängnis; aber nicht in dem nämlichen, das ihn nur auf ſo kurze Zeit in die Freiheit entlaſſen hatte, ſondern in einem feuchten Gewölbe, tief unter der Erde, in welches kein Strahl des tröſtenden Sonnenlichtes niederdrang. Sein Fuß war an einen ſchweren Steinblock gefeſſelt, und die Ketten ließen auch den Händen kaum ſo viel Raum, daß er den Waſſerkrug an den Mund ſetzen konnte. Trotzdem war der Gefangene ruhiger und ſtiller, als er es die vorigen Tage geweſen; er wußte, daß er rettungslos

dem Tode verfallen war, und der erſtarrende Todeshauch hatte das ungeſtüme Herz bereits zur Ruhe gebracht. Was ſollte er auch noch mit dem Leben, das ihm doch nur eine unerträgliche Laſt bieten konnte! Nina — der Name war ſeinem Ohre ſonſt lieblicher erklungen als Lerchenſchlag und Amſelruf, wenn er ihn heimlich für ſich ausgeſprochen; aber jetzt wagte er ihn nicht mehr zu nennen, und ein erſtickender Schmerz bebte durch ſeine Seele, wenn nur ſeine lautloſen Gedanken den einſt ſo ſüßen Klang wiederholen mußten. Und das mußten ſie doch, unaufhörlich all' die ungezählten, endloſen Augenblicke, bis endlich auch der letzte Gedanke ſtumm und ſtill werden konnte; daß aber ihre Gedanken ihn auch dann noch als den Mörder ihres Vaters anklagen mußten — dieſe Qual war tauſendmal entſetzlicher, als der qualvollſte Tod durch Henkershand. Wer eine ſolche Qual tagelang zu tragen vermag, der kann Kraft und Troſt nur noch da ſuchen, wo alle Menſchenkraft aufhört und kein Erdentroſt mehr hinreicht.

Aber dem Unglückſeligen bangte ſelbſt, ſich nach dieſem Urquell des Troſtes um Labung hinzuwenden. In Gedanken biſt du ja doch ſein Mörder geweſen, rief es unaufhörlich in ihm, dir geſchieht nur, was du verdient haſt!

Mit dieſer Verzweiflung an ſich ſelbſt trat der Gefangene vor ſeine Richter hin. Diesmal waren die ſämtlichen Geſchwornen der Thalſchaft verſammelt und ſaßen nach altem Landesbrauche im Kreiſe mitten auf dem Dorfplatze, um Blutgericht zu halten. Nicht um dem eben ſo erwünſchten als ſichern Tode zu entgehen, denn wer konnte ſeinen Worten Glauben ſchenken, ſondern nur um mit einem unbeſchwerten Gewiſſen aus der Welt zu gehen, erzählte Conradin, wie bei dem Anblicke Hublers der Mordgedanke ihn plötzlich überwältigt, wie aber dieſer ſchreckliche Gedanke durch eine andere Hand, die er weder kenne, noch geſehen habe, zur ſchrecklichen That geworden ſei. Auf den nun erfolgten Anruf des Ge-

richtswartes, ob unter den in dichten Scharen um den Kreis drängenden Zuhörern sich einer finde, der für den Angeklagten Zeugnis geben oder die Schuld von ihm abwälzen wolle, ließ sich nur ein unwilliges, fast drohendes Gemurmel vernehmen. Conradin mußte einen Augenblick die Hand gegen das Herz pressen; aber ohne ein Zeichen des Schmerzes oder der Klage hörte er den Spruch an, daß er zur Zeit des nächsten Sonnenaufganges durch Henkershand vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Den bittern Kampf, der keinem bewußten Wesen vor dem entscheidenden Schritte in das unbekannte Land jenseits des Grabes erlassen bleibt, hatte Conradin schon die ganze Zeit seiner Gefangenschaft ausgestritten. Seine Rechnung mit dem Leben war abgeschlossen, und der einzige Wunsch, den er noch an dasselbe hätte stellen mögen, mußte doch unerfüllt bleiben. Er saß deshalb auch still und ergeben wieder in seinem Gefängnisse, als der Geistliche zu ihm trat. Der würdige Mann erging sich bald in eifriger Auslegung und Anwendung des Bibelwortes, daß der Mensch nicht nur in Worten und Werken, sondern auch in Gedanken sündigen könne; sprach dann aber von der Unendlichkeit göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, die sie nun Beide mit inbrünstigem Gebete anflehen wollten. Conradin hatte bis jetzt nicht aus voller Seele beten können; es lag noch ein Schatten über ihm, wenn er den Blick nach oben wenden wollte. Deshalb sagte er: „Wenn sich die göttliche Gnade an mir erweisen wollte, so müßte sie das Herz eines Andern rühren, daß es mir verzeihen und mein Andenken ohne Groll bewahren würde."

„Und wessen Herz meinst du, mein Sohn?"

„Das Herz des einzigen Kindes des toten Hubler."

„Der Herr läßt seiner nicht spotten, und seine Gnade ist allgegenwärtig," sagte der Geistliche ernst; „die Tochter des Toten hat die Richter kniefällig um Gnade für Dich gebeten,

und ihr Herz muß also schon vor dem Deinigen von der göttlichen Gnade berührt worden sein."

Jetzt sank Conradin auf die Knie, und unter einem heißen Dankgebete zog die volle Vorahnung des Friedens der Seligen in seine Brust.

Von diesem Frieden erfüllt und gehoben, trat er den letzten Lebensgang an. Es war ein trüber, nebliger Morgen, und der arme Sünder sollte den goldenen Strahl der irdischen Sonne nicht mehr leuchten sehen. Vor und neben ihm drängten sich dichte Scharen dem auf einer kleinen Anhöhe oberhalb des Dorfes gelegenen Hochgerichte zu, darunter gewiß auch viele, die mit dem tiefsten Mitleiden für das noch so junge Todesopfer erfüllt waren; aber so ist nun einmal der Mensch von jeher gewesen, er drängt sich zum schrecklichen Anblick der gewaltsamen Vernichtung eines Menschenlebens, vielleicht auch nur, um in diesem Anblicke das Gefühl des eigenen ungefährdeten Daseins zu schärfen.

Conradin ließ sich nicht aus seiner innern Ruhe stören, weder durch die Menge, noch durch das kalte Gepränge, mit welchem die Richter in ihrer schwarzen Amtstracht vor ihm herzogen; nur als sich am Hochgerichte der Kreis gebildet und der Landrichter vortrat, um ihn mit den Worten: „Wie dieser Stab sei Dein Leben gebrochen!" dem Henker zu übergeben, da zuckte noch einmal ein grimmiger Schmerz durch seine Seele. Es war nicht der Schmerz über das zerbrochene Leben, dessen Sinnbild vor seinen Füßen lag; es war ein anderer Gedanke, der ihm aufstürmte. Aber Nina hatte für sein Leben gebeten, und auch dieser Schmerz mußte rasch vorübergehen.

Der Henker faßte seine Hand, um ihn nach der Leiter hinzuführen. „Ich spüre kein Zittern an Dir," sagte der Mann im roten Mantel; „entweder mußt Du ein gutes oder ein sehr verstocktes Gewissen haben."

„Thut Euere Pflicht! darüber werde ich bald einem andern Frager Rede zu ſtehen haben," erwiderte Conradin.

„Es iſt jammerſchade um Dein junges mutiges Herz, daß es ſchon ſterben ſoll." Die Worte waren in ſo weichem Tone geſprochen, daß der Verurteilte dem Henker unwillkürlich ins Geſicht ſchauen mußte. Mit einem unnennbaren Gefühl frohen Schauers erkannte er den Mann, der ihm an jenem Föhnabend in Bergün Auskunft gegeben, wer ſich in dem flutenbedrohten Hauſe befinde. Der Henker nickte ernſt und flüſterte dann: „Wir ſehen uns nicht das erſtemal; ſteig' drei Sproſſen auf der Leiter hinan, dann beginnt mein Recht, und Gottes Barmherzigkeit möge walten über uns und Dir Kraft verleihen."

Conradin ſetzte den Fuß auf die erſte Sproſſe; aber wie ſchwer wurde ihm der zweite und der dritte Schritt, die er vor wenigen Sekunden noch mit ſo ruhiger Furchtloſigkeit würde zurückgelegt haben! Warum hatte der Henker, ſtatt ihm mit rauher Hand den Strick um den Hals zu werfen, durch Wort und Geberde Erinnerungen erneuern müſſen, von denen das ja noch ſo junge Herz nur mit ſo bitterem Schmerze Abſchied nehmen konnte! „Lebe wohl Nina, auf ewig," flüſterte er, während er ſich mit beiden Händen an der Leiter feſthalten mußte und ſeine Augen ſich von einer Thräne verdunkelten, der erſten, die ihm ſeine herbe Not erpreßt.

Jetzt hatte er die dritte Sproſſe erreicht, und der Rotmantel ſich ſchon auf die erſte geſtellt. Über den Hunderten, die im Kreiſe herumſtanden, lag ſo tiefes Schweigen, daß man ganz deutlich da und dort ein banges Aufatmen oder ein nur mühſam unterdrücktes Schluchzen hören konnte. „Nun ruf' den Helfer der Schwachen an," flüſterte der Henker und rief dann ſogleich ſelbſt, ſich gegen die Menge wendend, mit feierlicher Stimme: „Nach Landesbrauch und Freiknechtenrecht! Der Leib dieſes armen Sünders iſt in meine Hand gegeben,

die Seele möge in Gottes Hand fallen; tritt aber eine unbeſcholtene Jungfrau in den Kreis, um den Übelthäter von mir zu ihrem Bräutigam zu erbitten, ſo geſchehe, was Rechtens iſt!" War es ſchon früher ſtill geweſen um das Hochgericht, ſo wurde nun, nachdem der weitſchallende Ruf verhallt war, kein Atemzug mehr gehört. Das uralte Freiknechtenrecht war zwar noch allbekannt im Volke, aber bereits hatten ſchon ganze Lebensalter vorübergehen können, bevor dasſelbe einmal geltend gemacht wurde. Auch diesmal ſchien das Mitleiden des Henkers umſonſt zu ſein: denn zwei, drei Augenblicke erſtaunter und atemloſer Erwartung gingen vorüber, ohne daß auf den Anruf eine Antwort erfolgen wollte. Noch einige ſolcher Augenblicke, und die kurze Freiſriſt war verſtrichen.

Da erſchien, wie aus dem Boden emportauchend, eine ſchwarzverhüllte Frauengeſtalt hinter dem Galgen. Langſamen, aber ſicheren Schrittes ging ſie zwiſchen den beiden Balken an der Leiter vorüber, ſtellte ſich auf den freien Raum im Ringe und rief mit vernehmlicher Stimme: „Hier erſchein' ich, um den armen Sünder zu meinem Bräutigam und Gatten zu verlangen."

„Dann lege Dein Kopftuch ab und zeige Dein Geſicht, um Deine Unbeſcholtenheit zu erweiſen," rief der Henker.

Das verhüllte Tuch fiel: aber der Anblick einer überirdiſchen Erſcheinung würde keinen größern Eindruck auf die Zuſchauer hervorgebracht haben, als das milde, bleiche Antlitz, das jetzt zum Vorſchein kam. „Nina, die Tochter des Hublers!" ſcholl es in hundert Stimmen der Überraſchung, der Beſtürzung, ſelbſt des Entſetzens, und die Menge begann durcheinander zu wogen, wie eine eben noch ſtilliegende Waſſerfläche, in die ein plötzlicher Windſtoß niederfährt. Doch laut über das ſich erhebende Gebrauſe tönte die Stimme des Rotmantels: „Iſt Jemand hier, der gegen die unbeſcholtene Ehre dieſer Jungfrau Einſprache erheben will?"

„Ich!“ rief es von der Seite her, wo die Richter standen, „sie ist von Sinnen, die Arme hat den Verstand verloren!“

Es war die Stimme des Landrichters, die diese Worte gerufen, und er selbst trat in den Kreis herein auf Nina zu. Ruhig und mit klarer Stimme entgegnete diese jedoch: „Ich bin wohl bei Sinnen, wie Ihr selbst; nur will ich einen Menschen, an dessen Unschuld ich glaube, nicht schmachvoll umkommen lassen, Herr Landrichter. Mein Vater, der nun vor Gott steht, wird mich segnen dafür.“

„Dann steig' herab, Conradin,“ rief der Henker mit bebender Stimme; „Dir geschieht nur, was Du selbst schon gethan hast. Kraft meines Rechtes geb' ich Dich in die Hand dieser Jungfrau zurück.“ Aber statt einer Antwort glitt der Angerufene mit zusammensinkenden Gliedern und geschlossenen Augen in die Arme des Rotmantels herab. Was Todesqual und herbste Seelenpein nicht vermocht, das hatte nun das Übermaß eines ungeahnten Glückes gethan.

Als Conradin die Augen wieder aufschlug, lag er auf einem Bette, über das sich kummerbleich und mit angstvollen Mienen Nina beugte. Bei ihrem Anblicke stellte das Geschehene sich sogleich mit entsetzlicher, seliger Klarheit vor seinem wieder erwachten Bewußtsein dar. „Nina, was hast Du gethan,“ rief er erschüttert; „in Gedanken bin ich der Mörder Deines Vaters gewesen.“

„Die Gedanken sind Gottes, nur die Werke sind des Menschen,“ entgegnete sie, sich weinend an seine Brust werfend; „ich habe nur gethan, was ich nicht lassen konnte.“

Die That der Alles wagenden und überwindenden Liebe war zu unerhört, zu ungeheuer gewesen, als daß die Kunde davon nicht wie ein Lauffeuer durch das Hochland und noch

über die Grenze desselben hinaus gegangen wäre. An herbem Tadel konnte es ihr nicht fehlen bei dem nüchternen Sinne der Gebirgsbewohner. Die Tochter den verurteilten Mörder ihres Vaters vom Galgen bitten! das ging über das Maß, mit dem einfache Menschen das Leben zu messen vermögen, obwohl es keineswegs an Solchen mangelte, die dem mutigen Mädchen ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Manche, die den Hubler näher gekannt, mochten die Beweggründe seiner Tochter auch ahnen oder ergingen sich in Vermutungen darüber, die zu den seltsamsten Gerüchten Veranlassung gaben. Nina hatte übrigens All' das vorausgesehen; sie veräußerte ihr väterliches Erbe, um mit Conradin in eine ferne Gegend, unter unbekannte Menschen zu ziehen.

Aber noch bevor dies geschehen konnte, sollte ihre That auch vor den Menschen gerechtfertigt werden. Von Not bedrängt und durch die wunderbare Rettung des Schuldlosen von der allmächtigen Hand des Gewissens geschlagen, hatte Steffan, der Winterhüter am Weißenstein, sich freiwillig seinem Richter gestellt. Er legte das Bekenntnis ab, daß er, ohne Conradins Nähe zu ahnen, den Hubler von der Höhe des Felsens herab mit einem Steinwurfe in den Abgrund gestürzt habe. Durch zweideutige Versprechungen seines Meisters verlockt, hatte er das Paßhaus in Brand gesteckt; als er aber seinen Sündenlohn in Empfang nehmen wollte, wurde er durch die Drohung, ihn augenblicklich als Brandstifter dem Richter zu übergeben, in verzweiflungsvolle Flucht getrieben. Der Mord war also das Werk der Rache gewesen.

Nina und Conradin wußten nun zweifellos, was ihnen bisher nur die Ahnung vorausgesagt. Der Hubler hatte, als er Ninas Liebe erfahren, Conradin entfernen und seine Pläne unschädlich machen wollen, ohne sich vor den Menschen etwas gegen den Retter seines Weibes und Kindes zu vergeben. Ob

der harte, eigenſüchtige Mann unter dem erſten Eindrucke dieſer Rettung ein wirkliches Dankgefühl gegen Conradin empfunden oder ob er auch damals ſchon nur um des Ehrenſcheines vor den Menſchen willen ſein Thun berechnet, darüber hatte er nun bereits einem andern Richter Rechnung abgelegt.

Conradins und Ninas Nachkommenſchaft lebt noch heute, angeſehen und in blühendem Wohlſtande, in einem zum Rheine ſich niederſenkenden Jurathale, wohin die Beiden bald nachher aus ihrer Heimat ausgewandert waren.

Die Tochter vom Oberbühl.

(1865.)

In einiger Entfernung oberhalb des Dorfes, das durch ein kleines, von grünen Waldbergen umrahmtes Seitenthal zerstreut liegt, erheben sich gleich mächtigen Erdwellen zwei mit schönen Äckern und Wiesen bebaute Hügelvorsprünge. So ziemlich auf der Mitte dieser Höhen, die oben kleine Hochflächen bilden, stehen zwei währschafte Bauernhäuser nebst den nötigen Nebengebäuden, und man kann auf den ersten Blick erkennen, daß das zwei abgesonderte stattliche Höfe sind. Der erste, vom Dorfe her und linker Hand der Straße gelegene, heißt der Niederbühl; der andere, zur rechten Seite, der Oberbühl, und dieser stößt mit seinen äußersten Gütern bis an den Saum des Tannenwaldes, der, wie ein breiter dunkler See die Grenze überflutend, sich tief in den Kanton Luzern hineinerstreckt.

Obwohl nun die zwei Wohnungen mehr als eine Viertelstunde von einander entfernt liegen, so waren sich die beiden Bühler doch von jeher die nächsten Nachbarn; und erwies sich diese Nachbarschaft als keine so gute mehr, wie ehedem, so hatte das einen Grund, der kein Geheimnis war für die Thalleute. Vor mehreren Jahren nämlich war es drum und dran gewesen, daß die beiden Höfe, die schönsten und einträglichsten der ganzen Gegend, in Eine Hand gekommen wären, indem die einzige Tochter vom Oberbühl den Erbsohn des Niederbühls heiraten sollte; aber ein Zufall hatte den so hübsch ein-

geleiteten Plan auf eine höchst unangenehme Weise noch zu Schanden gemacht, als die beiden jungen Leute bereits öffentlich erklärte Brautleute waren. Eines schönen Sommernachmittags nämlich kam Militär, das von der einige Stunden entfernten Hauptstadt auf einem Übungsmarsche begriffen war, in das abgelegene Seitenthal und sollte über Nacht im Dorfe einquartiert werden. Nun weiß man, daß der Schweizer nicht so bald müde wird, wenn er zweierlei Tuch auf dem Leibe trägt, und so geschah es, daß am Abend die Feldmusik, statt kriegerischer Märsche, auf einer Wiese vor dem Dorfe lustige Tanzweisen aufspielte, nach denen sich die Dorfschönen von den Soldaten munter herumschwenken ließen. Jung und Alt schaute dem fröhlichen Treiben zu, und auch der junge Niederbühler stand mit seiner Braut im Zuschauerkreise, als ein schmucker Dragonerwachtmeister auf die letztere zutrat und sie zum Tanze aufforderte. Eine abschlägige Antwort konnte höflichkeitshalber nicht erteilt werden; aber als das Vergnügen kein Ende nehmen wollte und es längst dunkel geworden, ging der Bräutigam, der eines Fußleidens wegen militärfrei erklärt worden war und aus dem nämlichen Grunde auch nicht tanzen konnte, einzig nach Hause. Und was will man sagen von dem wunderlichen Dinge, das wir Mädchenherz nennen? die junge Oberbühlerin hatte sich bisher selbst für eine glückliche Braut gehalten, wie sie auch von Andern dafür gehalten wurde; aber das hinderte nicht, daß sie sich schon auf Weihnachten mit dem hübschen Dragonerwachtmeister, der ein Müllerssohn aus dem untern Kantonsteile war, von der Kanzel ausbieten ließ.

Es ist leicht begreiflich, daß die bisherige gute Nachbarschaft zwischen dem Nieder- und Oberbühl an diesem Vorgange empfindlichen Schaden nehmen mußte, ohne daß dieselbe jedoch sich in förmliche Feindschaft umgewandelt hätte. In der nächsten Zeit war man sogar gegenseitig veranlaßt, noch öfter zusammenzugehen, da die Alten auf beiden Höfen kurz nach ein-

ander wegſtarben; aber als dieſe begraben waren und der Niederbühler, durch den Tod ſeiner Mutter genötigt, ſich eine andere Braut und Frau geſucht hatte, begann jeder Teil ſeine eigenen Wege zu gehen. Auf dem Oberbühl ging es mitunter hoch und luſtig genug her, obwohl die zwei erſten Kinder kaum einige Wochen alt wurden; der Niederbühler aber war ſeit ſeiner Verheiratung noch ſtiller geworden, als er es ſonſt ſchon geweſen, und außer etwa in der Kirche ſah man ihn monatelang nie mehr im Dorfe.

Darüber waren nun, wie geſagt, ſchon Jahre vergangen, und der Niederbühler wollte an einem heißen Sommernachmittage eben mit dem leeren Erntewagen vom Hauſe wegfahren, als eine helle Stimme rief: „Halt, Vater, ich will auch mit auf den Tweracker!“ „So mach ſchnell,“ erwiderte der Bauer, die Zügel der unruhigen Roſſe feſter anziehend, während ſich hinten am Wagen ſchon, flink wie eine Eichkatze, ein fünf- bis ſechsjähriges Bürſchchen emporſchwang. Aber daß der, ſchwarzkrauſen Haares und dunkeln lebhaften Auges, wie er war, das Kind des blonden Mannes ſein ſollte, der mit ſo ſtillem, faſt traurigem Antlitze vorn auf dem Wagen ſaß, das hätte auf das bloße Anſehen hin wohl kaum Jemand glauben mögen. Und dem war doch ſo.

Als der Wagen nach luſtiger Fahrt auf dem äußerſten Acker des Bühls angekommen war, begann ſich der Kleine ſofort gar wichtig zu machen unter der Schar der Schnitterinnen und Garbenbinder. Er nahm einen der in Bündeln herumliegenden Weidenzweige, ſetzte den Fuß auf das dickere Ende desſelben und fing am andern an aus Leibeskräften zu drehen, wie es die Erwachſenen thaten, um die Zweige zum Garbenbande geſchmeidig zu machen. Eine der Schnitterinnen mußte ihm auch einen Arm voll goldgelben Kornes anlegen, damit er das begonnene Werk richtig zu Ende bringen könne; aber das dauerte ihm denn doch zu lange in der Sonnenhitze, und

ſo wanderte er nach der großen Haſelnußhecke, die ſich vom Rande des Ackers die Halde hinabzog.

Hier war es ſchön ſchattenkühl, und bald hatte der Knabe auch einen Gegenſtand entdeckt, der ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch nahm. Es war ein Zaunkönig, der immer nur von Zweig zu Zweig hüpfte, als ob er nicht fliegen könne, und dabei ſein Schwänzchen doch fortwährend höchſt übermütig in die Höhe ſchwang. „Wart, dich erwiſch' ich," flüſterte der kleine Niederbühler in ſich hinein, indem er auf den Zehenſpitzen der Hecke entlang zu ſchleichen begann; aber wie achtlos und unbefangen der kleine Vogel ſich auch ſtellte, ſo war er zur rechten Zeit doch immer um ein gutes Stück vor ſeinem Verfolger voraus, der bald auf dieſe, bald auf jene Seite der Hecke kroch und ſo ganz unvermerkt weiter vorrückte. Einmal zwar wurde er's inne, daß er ſchon weit von ſeinen Leuten weg war, denn er kam an den kleinen Bach, der unten in der Tiefe am Niederbühl vorbei floß; aber gerade da drehte ſich der Zaunkönig ſchwänzelnd und mit dem Köpfchen nickend ſo verlockend auf einem Zweige herum, daß der Knabe ohne langes Beſinnen ſeine Höschen aufſtülpte und mitten in das kleine Wäſſerlein hineinſchritt. Freilich, als er hinüber kam, hatte ſich das Vöglein ſchon eine ungewöhnlich große Strecke davongemacht, und er mußte ſich ſputen, um nur wieder in ſeine Nähe zu kommen.

Das wäre denn auch bald erreicht geweſen, als der Kleine plötzlich ſtehen blieb und den Vogel gänzlich aus ſeinen Blicken entſchlüpfen ließ; dafür hefteten ſich dieſe halb verwundert, halb ſchüchtern auf ein kleines Mädchen, das da im Graſe lag und im ſtillen Schatten der Hecke eingeſchlafen war. Doch mußte ſein Schlaf durch das Geräuſch gebrochen worden ſein, denn es öffnete alsbald die Augen und ſchaute den Knaben eine geraume Weile unverwandt an, als ob es ſich halb fürchte vor ihm; aber mit einem Male ſprang es munter auf und

rief: „I, Dich kenn' ich — Du biſt vom Niederbühl!“ „Und Dich kenn' ich auch,“ entgegnete der Knabe, der nicht recht wußte, ob er trotzig werden ſollte; „Du biſt vom Oberbühl — ich hab' Dich auf dem Kirchweg wohl geſehen mit Deiner Mutter.“

Das Mädchen nickte, und es leuchtete in ſeinen großen braunen Augen ein fröhlicher, lachender Glanz auf, der dem Knaben gar wohl gefiel. „Ja, da hab' ich Dich auch geſehen,“ ſagte die Kleine; „aber doch weiß ich nicht, wie Du heißeſt — Du.“

„Ich heiße Gottlieb,“ antwortete er, nun ſchon entſchloſſen, nicht trotzig werden zu wollen; „aber Du, wie heißeſt Du?“

„Gottlieb!“ wiederholte das Mädchen bedächtig; „das iſt ja faſt wie Liebgott; das gefällt mir. Liebgott — Gottlieb.“

„Und Du?“ fragte er nochmals.

„Ich — ich heiße Roſeli.“

„Roſeli?“ rief der Kleine erfreut; „ei, das iſt ja noch viel ſchöner; weißt Du, wie die ſchönen Blumen im Garten!“

Jetzt ſchauten die zwei kleinen Leutchen einander vergnügt ins Geſicht, und das Geſpräch ſchien ihnen darob ſchon ausgehen zu wollen; endlich aber begann das Oberbühler Röschen wieder: „Du, haſt Du auch noch ein Brüderlein? oder biſt Du auch ſo ganz allein, wie ich daheim?“

„Noch ein Schweſterlein hab' ich,“ ſagte er.

„So groß wie Du?“

Er ſchüttelte den Kopf und ſchnitt ein ziemlich verächtliches Geſicht dazu. „Bah,“ machte er, ſeine beiden Hände etwa eine Spanne von einander haltend, „ſo groß iſt's und kann noch nicht einmal gehen; nicht größer als unſere graue Katze, ſag' ich Dir.“

Auf dieſen Bericht ſchaute ihn das Mädchen wieder mit großen fragenden Augen an und rief dann, in die Händchen

klatſchend: „Aber Du, das möcht' ich ſehen, das mußt Du mir zeigen.“

„Ja, komm Du nur mit mir, ſehen ſollſt Du's ſchon.“

So machte ſich das Pärchen unverweilt auf den Weg, wieder der Hecke nach rückwärts, bis ſie an das Bächlein kamen, wo das Dirnchen ſtehen blieb und leidmütig ausrief: „Ach, aber da kann ich doch nicht durchkommen.“

„So, meinſt Du?“ entgegnete er im Tone beträchtlichen Selbſtbewußtſeins, während er bereits wieder ſeine Höschen aufſtülpte; „da machen wir Kräzerlis, und ich trag' Dich hinüber, denk' ich.“

„Aber nein,“ ſagte Roſeli ängſtlich, „ſo ſtark biſt Du nicht, und wir könnten umfallen im Waſſer.“

„Hoho — da' wollt' ich; halt' Dich nur feſt — feſter noch!“

Er hatte ſich in die Knie gelaſſen, und das Mädchen ſchlang von hinten her die Ärmchen um den Hals ſeines Begleiters; ſeine Händchen zitterten ein wenig, und er hielt ſie deshalb mit den ſeinigen feſt, als er ins Waſſer ſchritt, und ließ erſt los, wie er die niedliche Bürde drüben wieder niederſetzte. „Aber Du,“ ſagte Roſeli aufatmend, „Du biſt keck und ſtark — nein, das hätt' ich mein Leben nicht geglaubt.“ Er lächelte, und wieder ſpielte ein halb verächtlicher Zug um ſeinen Mund. „Stark, meinſt Du?“ rief er; „o ich — ich würde ein ganzes Haus umwerfen.“ Das Mädchen betrachtete ihn mit bedeutendem Reſpekte und ſagte faſt furchtſam: „Nein Du, das könnte ja der Vater nicht einmal.“ „Aber ich, ich thät's,“ rief er, mit dem Fäuſtchen der rechten Hand in die flache Linke klopfend, „das mußt Du mir glauben. Jetzt komm nur.“

Auf dem Wege die Halde hinan hatten ſich die Zwei viel Wichtiges mitzuteilen und ſie waren noch ganz in ihr Geſpräch vertieft, als ſie Hand in Hand auf dem Niederbühler Acker ankamen. „Ei potztauſend,“ rief eine Schnitterin, „ſeht mir einmal da die Tochter vom Oberbühl!“ Der Niederbühler

Bauer wandte ſich raſch um und ſchaute dem Mädchen mit ſeinen milden Augen forſchend ins Geſicht, während der Kleine vortrat und nicht ohne Stolz ſagte: „Ja Vater, das Roſeli will unſer kleines Vreneli ſehen, und wir wollen zuſammen auf dem Garbenwagen heimfahren.“ „Weiß Deine Mutter, daß Du da herübergekommen biſt?“ fragte der Bauer nach einer guten Weile die Kleine. „Nein, ſie weiß es nicht.“ Der Mann kehrte ſich langſam wieder ab und fuhr fort, mit ſeiner Gabel einem Knechte die Garben auf den Wagen zu reichen; hinter ſeinem Rücken aber warfen ſich die Schnitter und Schnitterinnen bedeutungsvolle Blicke zu, und eine ſagte ſo laut, daß Alle es hätten hören können: „Nun, nun was das eine Mal nicht geſchehen, kann das andere Mal glücken.“ Ein Schnittermädchen wand jedem der Kinder einen Kranz von ſchönen Kornblumen um den Kopf, und ſo fuhren ſie dann hoch auf dem Kornwagen, recht geſchmückt wie ein Brautpärchen, zum Niederbühler Hof hinein.

Von dieſem Tage an entſpann ſich ein ebenſo herzlicher als anmutiger Verkehr zwiſchen den beiden Kindern, ohne daß die Eltern dadurch einander näher gebracht worden wären, wenigſtens dem äußerlichen Anſcheine nach nicht. Die Kleinen gingen hüben und drüben wohlgelitten ab und zu, und als die Zeit des Schulganges für ſie kam, ſchloſſen ſie ſich nur noch feſter zuſammen. Drunten, wo die beiden Hofwege in die zum Dorfe führende Straße einmündeten, ſtand ein kleines Gebüſch, aus Laubholz und dunkeln Tannen gemiſcht, und da warteten die Kinder einander, wenn ſie zur Schule gingen, mochte der Sonnenſchein zum Schatten locken oder das Geſträuch einen dürftigen Schutz gegen Regen und Schnee gewähren. Hier nahmen ſie nach der Schule auch Abſchied von einander, ſich unbewußt ſchon wieder auf das Wiederſehen am folgenden Tage freuend. Zwar hatten ſie deshalb von ihren Schulgenoſſen anfänglich manches auszuſtehen, indem Roſeli

von den andern Dorfjüngferchen ein Bubenmädchen und Gottlieb von ſeinen Kameraden ein Mädchenſchmecker geſcholten wurde; aber der junge Niederbühler war nicht gewillt, ſolche Neckerei zur Ungebühr zu ertragen, und hatte er bisher auch noch kein Haus umgeworfen, ſo legte er dafür manchen kleinen Spötter ſo derb auf den Rücken, daß dieſen alle Luſt verging, ſich an dem rüſtigen Raufer ferner zu reiben. So gewöhnten ſich denn auch allmählich die Dorfkinder daran — die beiden kleinen Bühler gehörten eben zuſammen, wie ihre Höfe draußen vor dem Dorfe ohne andere Nachbarſchaft neben einander lagen.

Unterdeſſen wuchs Roſeli mehr und mehr zu einem überaus anmutigen Geſchöpfe heran. Für ein Stadtdirnchen, das ſich vor dem lieben Sonnenſchein nicht weniger als vor dem Regen fürchtet, möchte ſein Geſichtchen freilich zu braun geweſen ſein; aber durch dieſes Braun ſchimmerte der Widerſchein eines ſo friſchroten Blutes, daß die Wangen jenem Sammte glichen, der, je nachdem das Licht darauf fällt, bald hell purpurn erglänzt, bald wieder dunkelſchattig erſcheint, wie das Blütenblatt der Kohlroſe. Ganz und gar herzgewinnend aber blickten die lichtbraunen Augen, aus denen noch ein fröhlicher Strahl hervorbrechen wollte, ſelbſt wenn ſie voll Thränen ſtanden; und daß dieſer freudige Strahl nur das tiefinnerſte Weſen verkündete, das zeigten auch die kleinen nußbraunen Haarröllchen, die ſich trotz Bänder und Kämme fortwährend höchſt mutwillig auf die Stirne herabkräuſelten. Das Alles konnte nun Jedermann, der Augen hatte, auf den erſten Blick ſehen; nur der Niederbühler Gottlieb, der doch tagtäglich mit Roſeli umging, bemerkte jahrelang nichts davon, bis an einem Palmſonntagmorgen, wo er voller Andacht zur Kirche gehen wollte.

Es war Konfirmationstag, und die größern Schulkinder hatten ſchon ſeit einigen Wochen ein paar ſchöne Lieder einge-

lernt, die ſie bei dieſer feierlichen Handlung in der Kirche ſingen ſollten. Die Glocken läuteten andachtsvoll in den ſtillen, frühlingsahnenden Morgen hinaus, und die ältern Leute ſtanden auf dem Kirchhofe, um den Zug der Konfirmanden vorbeigehen zu ſehen, bevor ſie ſelbſt hineingingen. Gottlieb, der mitſingen ſollte, ſtand auch noch da hinter einem Trupp erwachſener Dorfburſche, als einer derſelben laut ſagte: „Seht, da kommt die junge Oberbühlerin; na, wenn die einmal konfirmiert iſt, da wird's gehn an ein Fingerſpitzen.“ „Recht haſt,“ ſagte ein Anderer, „das gibt das ſchönſte Mädchen auf zehn Stunden weit, und die möcht' ich zur Frau, ſelbſt wenn ſie kein ganzes Paar Schuhe hätte.“ „Dumm biſt Du nicht,“ meinte lachend ein Dritter, „aber da iſt für das Fingerſpitzen ſchon ſo gut geſorgt, als für ein Paar ganzer Schuhe. Der junge Niederbühler und die Roſel werden wohl von der Kanzel verkündet ſein, bevor ihre Konfirmation recht vorüber iſt.“ „Glaub' es ſelbſt,“ nickte der Erſte, „die werden nicht erſt wieder auf einen Dragoner warten wollen.“

Obwohl Gottlieb den Sinn dieſer Reden nur halb begriffen hatte, wurde ihm doch ſeltſam zu Mute darüber, und er wußte kaum recht, wie er in die Kirche hineingekommen, die von ſchwellenden Orgeltönen angefüllt war. Ihm war es, als ob plötzlich hundert Augen auf ihn gerichtet wären, und drum wagte er auch nicht, die eigenen Augen nach dem Platze Roſeli's hinüberſtreifen zu laſſen, wie er's ſonſt wohl gethan hatte. Er getraute ſich noch nicht einmal aufzublicken, als er ſchon, mit den andern Singſchülern zum Chor vortretend, wußte, daß Roſeli ihm gerade gegenüber in der Mädchenreihe ſtand. Jetzt intonierte die Orgel „Einem Herrn nur ſollt ihr dienen,“ und die klaren Kinderſtimmen fielen, von einigen Erwachſenen unterſtützt, alle friſch ein in die feierliche Choralweiſe; aber Gottlieb ſelbſt vermochte keinen Ton hervorzubringen und mit leisbebendem Herzen lauſchte er nur einer einzigen ſilberreinen

Stimme, die wie ein helles Glöcklein ſich aus dem Geſange emporhob. Nun mußte er aufblicken, um nach der Sängerin hinzuſchauen, und unwillkürlich ſprach es in ihm: „Ja, der hatte recht, ſie iſt die Schönſte auf zehn Stunden weit.“ Aber wie dieſe Erinnerung in ihm aufſtieg, blickte mitten im Singen auch Roſeli nach ihm herüber, und plötzlich lief über die beiden Geſichter ein ſo dunkles Erröten, als ob Eines das Andere auf einer verbotenen That ertappt hätte, während die Glöcklein-ſtimme augenblicklich verſtummt war.

Wie es nun immer geſchehen mochte — von dieſem Palmſonntage an gingen die beiden Leutchen nie mehr zuſammen in die Schule, noch warteten ſie einander mehr drunten beim Gebüſche am Dorfwege. Zwar ließ ſich in dem Dickicht noch oft genug ein leiſes Rauſchen hören, wenn das Eine oder Andere vorüberging, aber gewiß war es auch, daß dieſes Vorübergehende ſofort ſeine Schritte beſchleunigte und erſt nach einer ordentlichen Strecke wieder zurückblickte; dann konnte es wohl ein liebes Antlitz bemerken, das ihm nachgeſchaut, nun aber wieder pfeilſchnell ins Gebüſch zurücktauchte. Doch ſeltſam genug waren die Zwei auch nie ſo weit von einander entfernt, daß ſie nicht zu gleicher Zeit die Haldenwege hinangingen, das Eine hüben, das Andere drüben, und da konnten ſie ſelbſt beim ärgſten Unwetter viertelſtundenlang ſtehen bleiben, um aus der Entfernung zu einander hinüber zu ſchauen, bis ſie errötend langſam wieder weiter gingen. So blieb es auch noch, als für die Beiden der Konfirmationsunterricht begann.

Eines Tages aber ſchaute Gottlieb vergeblich nach dem Oberbühler Haldenweg hinüber, als er zum Unterrichte ging, und vergeblich harrte er noch eine gute Weile drunten im Gebüſche verborgen am Dorfwege. Roſeli kam nicht zum Unterrichte und auch die nächſtfolgenden Tage nicht; denn auf den Oberbühl war wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein ſchwerer Unglücksſchlag niedergefallen.

Hier war eigentlich schon lange, schon seit dem Tode des alten Oberbühlers, nicht Alles den Weg gegangen, den ein, wenn auch noch so stattliches, doch schlichtes Bauernwesen gehen sollte. Im Grunde hatte es der reichen Erbtochter damals niemand schwer verargen können, daß sie sich dem Dragonerwachtmeister mit Herz und Hand so schnell ergeben hatte; denn er war in der That ein schöner Mann, wie seines Gleichen nicht viele gefunden wurden, und obwohl er sein väterliches Erbe mit mehreren Brüdern teilen mußte, so heiratete er sich doch nicht ganz unebenbürtig ein auf dem Oberbühl. Daneben war er in Handel und Wandel ein rechter Mann, mit dem man leben konnte, und wenn er manchmal auch etwas drauf gehen ließ, nun, man hatte es ja, und ein unnötiges Rackern hat einem rechten Bauernwesen noch nie wohl angestanden. Aber eine Leidenschaft hatte der neue Oberbühler, die ihn so ganz und gar beherrschte, daß sie ihn zu Zeiten zu einem völlig andern Menschen machte, als er's sonst war. Er war nämlich, wie die Leute es nannten, ein „Militärgeist", der, wo die Trommel gerührt wurde oder die Trompete erklang, glaubte dabei sein zu müssen. Gegen diese Liebhaberei ihres Mannes hatte die junge Bäuerin anfänglich nichts einzuwenden, sah sie ihn doch immer aufs Neue selbst gern in der Uniform, in welcher er am ersten Tage ihre Liebe gewonnen. Mit der Zeit wird das sich schon geben, dachte sie, wenn er freiwillig dieses oder jenes Übungslager mitmachte, und den geheimen Stolz konnte sie selbst nicht verbergen, als er's dadurch in nicht allzu langer Zeit zum Offizier brachte. Als nun aber seine Abwesenheit von Hause, oft mitten in den schwersten Sommerwerken, noch häufiger, der Aufwand dafür noch bedeutender wurde, da glaubte die Frau sich endlich abwehrend verhalten zu müssen. Daraus entstand der erste ernstlichere Zwist in der sonst ganz friedlichen Ehe, und die junge Oberbühlerin war eine viel zu gutherzige Frau, sie hatte auch

ihren Mann viel zu lieb, als daß ſie dieſem Zwiſte wiederholte Nahrung hätte geben mögen. So ſchwieg ſie, obwohl die Leidenſchaft ihres Mannes eher im Wachſen als in der Abnahme begriffen war und er dadurch zu Dingen verleitet wurde, die ſeinem urſprünglich rechtlichen und ehrbaren Weſen fremd geweſen waren. Er wurde gegen Andere barſch und heftig und nahm ſelbſt zu Hauſe bisweilen einen Ton an, der deutlich genug an den Exerzierplatz erinnerte; er begann mehr zu trinken, als gut war, und ſein anfänglich berechtigtes Selbſtgefühl ſchlug nicht ſelten in eitle Prahlerei um. Wenn aber ein vermöglicher und freigebiger Mann einmal auf Abwege gerät, ſo fehlt es nie an Leuten, die ihn auf denſelben weiter zu locken wiſſen.

Auf dem Oberbühl war man's ſchon lange nicht mehr gewohnt, nachts auf die Heimkehr des Gatten und Vaters wachend zu warten, wenn er zu einer Muſterung oder dergleichen ausgeritten war. Er hatte ſich dieſe ſonſt ſo natürliche Aufmerkſamkeit ſelbſt verbeten, da ihm die ſtillen überwachten Geſichter von Weib und Kind bedrückend vorkommen mochten, wenn er vom Weine aufgeregt erſt nach ſpäter Mitternacht heimkam; heute aber, wo er nur zu einer Inſpektion nach der Stadt geritten, ging die Mutter ſchon voller Unruhe im Hauſe umher, als Roſeli am Abend aus dem Konfirmationsunterrichte heimkam. Das Kind ſuchte die von unklarer Bangnis Geängſtigte zu beſchwichtigen, aber allmählich wurde es ſelbſt davon ergriffen, und ſo ſaßen die Beiden noch harrend beiſammen, als Mitternacht längſt vorüber war.

Roſeli hatte eben ein Buch zugeſchloſſen, aus dem es einige geiſtliche Troſtlieder vorgeleſen, als draußen ans Fenſter geklopft wurde, ohne daß vorher Pferdegetrappel oder Schritte gehört worden wären. Mutter und Tochter fuhren erſchrocken auf; aber die Erſtere ſank ſogleich wieder auf ihren Sitz zurück, indem ſie leiſe ausrief: „Heiliger Gott, es iſt ein Unglück

begegnet, ich wußte es wohl." „Es wird der Vater sein; vielleicht hat er das Pferd irgendwo zurückgelassen," versuchte Roseli zu trösten; aber der unsichere bange Ton seiner Stimme verriet nur zu deutlich, daß es selbst nicht recht an diesen Trost glaubte. Deshalb trat es auch nur zögernd gegen das Fenster heran und fragte ängstlich, wer draußen sei. „Ich, nur ich bin's," erwiderte eine tiefe Männerstimme, „der Bote aus dem Dorfe, und will mich nicht lange aufhalten." „Was habt Ihr," rief das Mädchen, hastig das Fenster öffnend; „seid Ihr vom Vater geschickt?" „Ja, eben von ihm." „Und wo ist er?" fuhr Roseli dringend fort, ohne auf die zögernde Antwort zu warten; „kommt er heute Nacht nicht heim? Es wird ihm doch, so Gott will, nichts Böses begegnet sein!" „O frag' nur nicht," seufzte die Mutter vor sich hin; „müßt' ich die Antwort nicht anhören!" „So apart Böses nicht — ihm selbst nicht," erwiderte der Mann ausweichend; „doch kommt er heut' nicht heim, und am besten ist's, es geht jemand von Euch selbst nach der Stadt am Morgen." Das Mädchen drückte die Hand gegen das Herz und sagte mit leiser gepreßter Stimme: „Um Gottes willen, was ist geschehen — ich will hinauskommen, damit die Mutter es nicht gleich hören kann." „Nit, ist nicht nötig," entgegnete der Bote, vom Fenster zurücktretend; „weitern Auftrag hab' ich nicht und, wie gesagt, beim Storchenwirt könnt Ihr Alles besser erfahren, als ich es weiß." Mit diesem Bescheid war der Mann in der Dunkelheit verschwunden, und auf Roseli's Nachruf kam keine Antwort mehr zurück.

Die Sterne waren noch nicht erblichen am Himmel, als Mutter und Tochter schon durch den kühlen Herbstmorgen das Thal hinabfuhren, und der Tag war kaum recht aufgewacht, als sie mit bleichen Gesichtern und klopfenden Herzen vor dem Gasthause in der Stadt anhielten. Aber auch das Gesicht des wohlbekannten Wirtes sah bleich und verstört aus, als er ihnen

vor das Haus entgegentrat und ſie dann ſchweigend in eine Nebenſtube führte. Hier ließ es der wohlmeinende und verſtändige Mann an keiner Vorſicht und Schonung fehlen, die man bei der Mitteilung von Unglücksbotſchaften an Nächſtbetroffene anzuwenden pflegt; aber bei alledem mußte die Wahrheit doch an den Tag kommen und dieſe Wahrheit war erſchütternd für die armen Frauensleute vom Oberbühl. Nach beendigter Inſpektion waren geſtern Offiziere und Unteroffiziere beiſammen geſeſſen und hatten, nicht zum geringſten Teil der Oberbühler, mehr getrunken als gut war, wobei gewohnter Weiſe über allerlei militäriſche Angelegenheiten diskutiert wurde. Ein Unteroffizier, der übrigens bekannt war für ſeine böſe Zunge, beklagte ſich in herber Art über die zunehmenden Laſten und Zeitverſäumniſſe, welche dem Bürgerſoldaten mehr und mehr aufgebürdet würden, und ließ nicht undeutlich merken, daß dieſer Übelſtand hauptſächlich der unmäßigen Militärliebhaberei einzelner Offiziere zuzumeſſen ſei. Der Oberbühler, der wohl wußte, auf wen es gezielt war, wehrte ſich nicht minder herb gegen ſolchen Angriff, bekam aber bald die Äußerung zu hören, die Uniform habe eben nicht jedem einen ſchönen Bauernhof zugebracht, um denſelben dann wieder vermilitärlen zu können. Das ſchlimme Wort rief noch ſchlimmern, und am Ende hatte der Oberbühler, vor Zorn und Wein ſeiner nicht mehr mächtig, den Säbel aus der Scheide geriſſen und einen ſchweren Hieb nach ſeinem Widerpart geführt. Nun lag dieſer, auf den Tod verwundet, im Stadtſpitale, und der Oberbühler hatte auf den Rat ſeiner geängſtigten Freunde und ſelbſt in verwirrungsvoller Angſt, die Flucht ergriffen, um jenſeits der Landesgrenze abzuwarten, welchen Verlauf der unſelige Handel nehmen werde. Zur Mittagszeit war der Verwundete bereits eine Leiche.

Voll unſäglichen Jammers ließen Mutter und Tochter den Abend anbrechen, bevor ſie ſich auf den Heimweg begaben; ſie

hätten lieber gewünſcht, es möchte nie mehr Tag werden, damit ſie vor aller Welt verborgen blieben. Ein Leid, deſſen Urſache vielleicht bei eben ſo vielen Nebenmenſchen Unwillen oder gar geheime Schadenfreude als aufrichtige Teilnahme erweckt, iſt immer am ſchwerſten zu tragen, und ſo vermochte auch die Oberbühlerin auf dem ganzen Heimwege kaum ein Wort über die Lippen zu bringen. Das Ohr ſchien ſich gleichſam vor der lauten Klage des eigenen Mundes zu fürchten. Aber auch weinen konnte die Bedauernswerte nicht. Es war, als ob Kummer und Schmerz ihre Thränen aufgetrocknet hätten.

Erſt als ſie das ſchon ſchlafengegangene Thaldorf hinter ſich hatten und nun langſamer am Niederbühl vorbeifuhren, von dem noch ein ſtilles Licht wie ein friedlicher Stern herabſchimmerte, ſchlang die Mutter den Arm um ihr Töchterlein und brach plötzlich in leiſes Weinen aus. „Siehſt Du," rief ſie, dabei nach dem Lichte emporbeutend, mit gepreßter Stimme, „das iſt jetzt die Strafe für die Sünde, die ich an dem braven Manne dort droben begangen habe." Roſeli hatte wohl auch ſchon davon gehört, daß ſeine Mutter und der Niederbühler einſt einander beſtimmt geweſen, und es hatten ſich in ſeinem jungen Herzen an dieſer Erinnerung ſeit einiger Zeit gar ſeltſam liebliche Träumereien aufgerankt; aber auf den eigentlichen Grund der Auflöſung jenes Verhältniſſes war das Mädchen noch nie gekommen, ſodaß ihm auch heute die Äußerung des Unteroffiziers, die den Vater zu ſo unglücklichem Zorne gereizt, nur halb verſtändlich geweſen. Deshalb erwiderte es jetzt, ſein Geſicht an die Bruſt der Mutter lehnend: „Aber Mutter, der Vater iſt ja doch immer gut geweſen mit Dir und mir und allen Menſchen, die ihn nicht abſichtlich zum Zorne verlockten." „Ja, er iſt gut geweſen," ſagte die Mutter, mit leiſe zitternder Hand über die Haare des Mädchens ſtreichend, „und an dem Unguten, das in ihm iſt, trage ich ſelbſt die größte Schuld, dem Himmel ſei es geklagt!"

„Mutter," fiel Roſeli in bittendem Tone ein; „wie kannſt Du ſo reden, Mutter!"

„Und doch iſt's nicht anders," fuhr die Oberbühlerin nach kurzem Beſinnen fort, „und doch bin ich ſchuld daran, ich unglückliche Frau. Du biſt wohl noch jung, und ich würde ſonſt von ſolchen Dingen nicht reden mit Dir; aber nun hab' ich ja keinen Menſchen mehr, vor dem ich mein Herz ausſchütten kann, als Dich, mein Kind. Drum weißt Du, als ich den Vater kennen lernte, war ich noch eitel und thöricht, wie man es iſt in ſolchen Jahren, wo noch kein Leid unſer Herz geprüft hat. Ich fing an, mich im Stillen meines guten braven Bräutigams zu ſchämen, daß er gar ſo unſcheinbar ausſah und nicht einmal die Uniform tragen durfte. Es fehlte auch nicht an Leuten, die meine verborgenen Gedanken aufſtifteten, indem ſie mir zu verſtehen gaben, an meiner Stelle wollten ſie einen Mann ſuchen, an dem ſie auch Freude und Ehre haben könnten; wofür denn Geld und Gut ſonſt da ſeien. Und das hat der Vater dann wohl gewußt, daß ich ihn, in den erſten Jahren wenigſtens, immer am liebſten in dem Kleide ſah, in welchem ich ihn in meinem Leben überhaupt zum erſten Male geſehen hatte. Mir war's dann ſtets, unſere Liebe werde wieder neu und jung, wie am erſten Tag, und ich konnte ihm den geheimen Herzensſtolz nie verbergen, der bei ſeinem Anblick erwachte in mir, wenn er ſo blank und ſtattlich den Bühl heraufgeritten kam. So bekam er mir zu Lieb eine noch größere Freude an dem unglücklichen Militärweſen, bis es ihm zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden iſt. Nun aber mußt auch Du leiden unter meiner Schuld, und Gott möge mir's verzeihen; in meinem Herzen iſt nicht nur Kummer und Schmerz in dieſem Augenblick, es iſt auch bittere Reue darin."

Roſeli hatte die Mutter, die ſonſt nicht von vielen Worten war, in ſeinem Leben noch nie in ſolcher Weiſe reden hören, und was ſie ſagte, ſchien ſo wohl gegründet und bedacht, daß

es keine tröſtliche Einwendung dagegen aufzubringen wußte. Es legte daher nur die beiden Arme um ihren Hals, und lautlos rannen die Thränen der zwei beklagenswerten Frauensleute zuſammen, bis ſie auf dem Oberbühl anlangten.

Hier, wohin die Kunde von dem geſchehenen Unglücke im Laufe des Tages durch allerlei widerſprechende und wohl auch übertriebene Gerüchte gelangt war, ſah Alles unheimlich und verſtört aus. Schweigend und ohne nur nach der Meiſterfrau aufzublicken, begannen die zwei Knechte haſtig das Wägelchen auszuſpannen, und in ſtummem Schweigen ſtand auch die alte Kathrine daneben, die durch faſt vierzigjährigen treuen Dienſt im Hauſe ſich ſonſt das Recht zu jeder Frage und Rede erworben hatte. „Iſt niemand da geweſen heute," fragte endlich die Meiſterin, nachdem ſie abgeſtiegen; „hat mir niemand nachgefragt?" „Niemand Beſonderes," erwiderte Kathrine; „nur der Niederbühler war erſt vor einer halben Stunde noch da und hat geſagt, er wolle morgen früh wiederkommen, wenn Ihr's erlaubt."

„Was ſagſt Du?" rief die Meiſterin leiſe; „der Rudolf vom Niederbühl war da?"

„Ja der," entgegnete die Magd mit bedächtigem Kopfnicken; „er hat faſt eine Stunde lang gewartet auf Euch."

Mutter und Tochter gingen ſtatt nach der gemeinſchaftlichen Wohnſtube ſogleich nach der Hinterſtube, wohin ihnen ſelbſt Kathrine nicht zu folgen wagte, wo aber die vor dem Geſinde nur mühſam zurückgehaltenen Thränen ihr Recht alsbald von Neuem geltend machten. „Und nun noch der Niederbühler," ſagte die Mutter aus langem Schweigen heraus; „der iſt nur ſo bald gekommen, weil er uns das Unglück im Herzen gönnen mag."

Das Mädchen trocknete die Augen und ſchaute der Mutter halb ängſtlich, halb verwundert ins Geſicht. „Das meinſt Du?" fragte es langſam und dann leiſe den Kopf ſchüttelnd; „nein,

Mutter, das kann ich nicht glauben, daß er deswegen gekommen ſei; das wäre zu ſchrecklich."

Am folgenden Morgen waren die Oberbühler nach einer kummervoll durchwachten Nacht noch nicht lange aufgeſtanden, als Gottliebs Vater ſchon wieder im Hauſe erſchien. Die Oberbühlerin ſtand mitten in der Stube und ſchaute ihm entgegen, als er die Thüre öffnete. Der Mann blieb einen Augenblick zögernd an der Schwelle ſtehen, die er nun ſeit bald fünfzehn Jahren nicht mehr überſchritten hatte; dann aber rief er, ohne nur den gewohnten Morgengruß anzubringen, mit bewegter Stimme: „Gott gebe, daß Du nicht ſo ſchlimmen Bericht heimgebracht haſt, wie ich geſtern von fremden Leuten erfahren mußte; aber Ruhe hat es mir keinen Augenblick gelaſſen, Marianne, ich mußte ſo früh ſchon kommen." Sie ſchaute ihn noch immer an und ſah, wie auf ſeinem milden Geſichte bange Erwartung und tiefe Bekümmernis ſtanden; dann brachte ſie mit aller Anſtrengung ihrer Stimme, die den Dienſt zu verſagen drohte, hervor: „Schlimmeres wirſt Du wohl nicht erfahren haben, als ich ſelbſt, Rudolf. Der Andere iſt geſtorben, und mein Mann — o allgütiger Himmel, ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll, es iſt zu erſchrecklich." Der Niederbühler neigte das Geſicht mit einer ſchmerzlichen Bewegung ein wenig vorwärts und ſtreckte der Frau die Rechte entgegen. „Dann verleihe Dir Gott Geduld und Kraft," ſagte er; „aber verſprich mir, mich, wo Du eines Beiſtandes bedarfſt, als Deinen Nachbarn zu halten, wie es unſere ſeligen Eltern gethan; verſprich mir's, Marianne." Die Beiden, die ſich einſt ſo nahe geſtanden und nun doch einander ſchon ſo lange nicht mehr Auge in Auge geſehen, ſchauten ſich wiederum an, und über die bekümmerten, bereits alternden Geſichter ging der Ausdruck einer tiefinnern freudigen Bewegung hinweg, wie ein Abglanz jener Tage, wo ſich ihre Herzen für immer gefunden zu haben glaubten. „Ich danke Dir und verſpreche

es Dir, Rudolf," rief ſie bewegt, die dargebotene Hand ergreifend, fügte aber leiſer hinzu: „obwohl ich ſolches nicht verdient habe um Dich."

Der Niederbühler that, als ob er dieſe letzten Worte nicht gehört habe, und wendete ſich mit feuchten Blicken der breiten Bank zu, die ſich neben dem Ofen zum Tiſche hinzog. Da erſt bemerkte er Roſeli, das dieſem Auftritte ſtill zugeſchaut, und hielt auch ihm mit ſeinem milden ſchmerzlichen Lächeln die Hand entgegen. Es drang ein ſeltſames Aufleuchten aus den thränentrüben braunen Augen des Mädchens hervor, als es dieſe Hand ergriff, und der Niederbühler mochte wohl inne werden, mit welchen Empfindungen ſeinem Kommen entgegengeſehen worden, da es leiſe ſagte: „Das hab' ich ſchon gewußt, Ihr ſeid immer ſo gut und freundlich geweſen."

Der Mann ſchien auch dieſe Worte zu überhören und ſetzte ſich auf die Ofenbank. „Wenn es Dir nicht zu ſchwer wird, Marianne, ſo erzähle mir, wie ſich das Unglück zugetragen hat," ſagte er; „vielleicht läßt ſich doch ein Rat finden, an den auch der Storchenwirt in der erſten Verwirrung nicht gedacht hat, wie verſtändig er ſonſt iſt."

Die Oberbühlerin begann, von manchem Seufzer, von mancher Klage unterbrochen, zu erzählen, was ſie ſelbſt wußte, und verhehlte ſogar die Äußerung des unglücklichen Unteroffiziers nicht, die den Hauptanſtoß zu der blutigen That gegeben hatte. Rudolf hörte ſchweigend zu und ſchweigend ſaß er noch eine geraume Weile, nachdem Marianne mit ihrem traurigen Berichte zu Ende gekommen; dann aber ſagte er: „Die Sache iſt wohl ſchlimm, wie ich ſie nicht ſchlimmer befürchtet habe, und doch glaube ich, hat ſie Dein Mann durch ſeine Flucht noch ſchlimmer gemacht, als ſie ſonſt ſchon war. Dem Toten kann nicht mehr geholfen werden; aber der Lebende hätte ſchon helfende Freunde gefunden, die verſucht haben würden, einen Teil der Schuld von ihm abzuwälzen, wenn er

dieſe durch ſeine übereilte Entfernung nur nicht ſchon gleichſam ganz auf ſich genommen hätte. Doch begreif' ich wohl, wie er in dem erſten Schrecken dazu gekommen iſt. Alſo ſchon auf heute erwartet der Storchenwirt eine Nachricht von ſeinem Aufenthalte?"

„Ja," erwiderte Marianne, ſtill vor ſich hin weinend; „ſchon bis heute Mittag, hat er gemeint und dann wolle er mir auf den Abend noch Bericht machen."

Der Niederbühler ſchwieg wieder eine Weile und fuhr dann, zuerſt halb für ſich ſprechend, fort: „Auf den Abend — aber bis dahin geſchieht nichts, und in ſolchen Dingen hängt oft die Entſcheidung von einer Minute ab. Drum mach' ich Dir einen Vorſchlag, Marianne, da jetzt mit bloßen Worten und Klagen doch nichts ausgerichtet werden kann. Schreibe ſogleich einen Brief an Deinen Mann, ſag' ihm, wie Dir's ums Herz iſt und daß er meinen Rat wohl überlegen möge, weil Du glaubeſt, daß ich's ehrlich meine. Den Brief kann Roſeli, wenn er fertig iſt, hinüberbringen; unterdeſſen will ich ſelbſt heimgehen, um mich reiſefertig zu machen. In der Stadt hab' ich unter den Gerichtsherren ſchon einige Bekannte, die mir ſagen können, ob meine Meinung die rechte ſei, und iſt ſie es, ſo will ich dann ſogleich zu Deinem Manne reiſen. Bis dahin wird der Storchenwirt wohl Nachricht haben."

„Das wollteſt Du?" fragte Marianne ſchüchtern vor Verwunderung und Dankbarkeit; „ſolche Mühe darf ich Dir doch wahrlich nicht zumuten, Rudolf."

„Es iſt das Einzige, was ich für jetzt zu thun wüßte," entgegnete er ruhig, indem er aufſtand; „faſſe Dich in Geduld, bis ich zurückkomme, Marianne, und wehre dem Kummer, daß er Dir nicht über den Kopf wächſt. Denn das hieße das Übel nur ärger machen."

„Aber ich möchte Euch begleiten," ſagte Roſeli; „ich will den Vater mit aufſuchen helfen."

Der Niederbühler, der sich schon halb zum Gehen gewendet, blieb wieder stehen und blickte das Mädchen an, das mit dem Ausdrucke innerlicher Fassung und besonnener Ergebung vor ihm stand. „Deine Absicht ist brav, Roseli," sagte er dann, „und ich glaube auch, daß ich Deine Hilfe von Nöten haben könnte bei dem Vater. Aber Du mußt jetzt gleichwohl bei der Mutter daheim bleiben, schon deshalb, weil nicht jedermann zu wissen braucht, was ich vorhabe und wohin ich gehen will. Und überdies bist Du hier ebenfalls nötig. Denn denke nur recht daran, daß Du nun Deiner Mutter nicht nur eine gute brave Tochter sein, sondern ihr auch den Vater ersetzen sollst, in Liebe und in Arbeit. Du bist jung, und die Jugend vermag jede Last leichter zu tragen als das Alter; drum sorge recht, Roseli, daß Du Deiner Mutter Stütze und Trost, ihre Freude und ihr Stolz werden mögest. Wenn es Dir manchmal auch noch so schwer ums Herz werden will, denke, Du stehest an des Vaters Statt hier und drum wollest Du stark sein wie ein Mann selbst."

Er hatte unter dieser Ermahnung beide Hände des Mädchens in die seinigen genommen, während es ihm dabei unverwandt ins Gesicht blickte. Als er geendigt, neigte es das Antlitz ein wenig zur Seite und sagte in leisem, aber festem Tone: „Ich werde Eure Worte nicht vergessen, Nachbar Rudolf."

Der Niederbühler ging, und Marianne fand nicht nur in der unerwarteten Teilnahme des wackern Mannes, sondern auch in der Überzeugung einigen Trost, daß sie in ihren Nöten unter all ihren Bekannten keinen besseren Beistand hätte auswählen können. Hatte Rudolf schon in seinen jungen Jahren ein umsichtiges, verständiges Wesen gezeigt, so waren der weiteren Pflege und Ausbildung dieser natürlichen Anlage seine späteren Geschicke nur fördernd zu statten gekommen. In der stillen Zurückgezogenheit, der er sich seit der Trennung von Marianne mehr und mehr ergeben, hatte er sich in seinen

Mußestunden der Beschäftigung mit Büchern zugewendet und sich so mancherlei schöne Erkenntnis und Einsicht erworben, die in seiner Umgebung vergeblich zu suchen gewesen wären. Drum war er auch schon öfters um die Übernahme dieses oder jenes Amtes angegangen worden und zwar nicht nur im Dorfe, sondern selbst im weiteren Landesbezirke, zu dem das kleine Seitenthal gehört; aber immer hatte er sich solcher Anmutung mit Beharrlichkeit zu entziehen gewußt. Das hinderte jedoch nicht, daß, wer immer in der Umgegend sich in Verlegenheit und Ratlosigkeit befand, zu dem stillen Manne nach dem Niederbühl hinaufwanderte.

So war es ebenso begreiflich als verzeihlich, daß sich die Oberbühlerin mitten in ihrem Kummer einer unbestimmten Hoffnung hingab, und diese Hoffnung erstarkte noch, als schon am Abend aus der Stadt ein Brieflein anlangte. Der Niederbühler schrieb darin, sachverständige Männer, welche er gesprochen, seien ebenfalls der Meinung, der Flüchtige thäte besser, augenblicklich zurückzukehren und sich zur Verantwortung zu stellen; denn werde er in seiner Abwesenheit beurteilt, so stehe ihm ein ungemildertes Strafmaß in nur zu sicherer Aussicht. „Deshalb werde ich mich jetzt sogleich auf den Weg machen und die Nacht hindurch reisen, damit ich ihn möglichst bald antreffe," schloß der Brief. „Wie er dem Storchenwirte berichtet, befindet er sich bei einem ehemaligen Bekannten in Hüningen." Aber als drei und vier Tage vergingen, ohne daß eine weitere Nachricht nach dem Oberbühl gelangte, begannen die aufgekeimten Hoffnungen bei Mutter und Tochter wieder zu welken, und als nach weiteren zwei Tagen endlich der Niederbühler zurückkehrte, zeigte sein Gesicht schon auf den ersten Anblick, daß ihm die mitgebrachte Botschaft schwer auf dem Herzen lag. Zwar wußte er dieselbe wohl in seiner schonenden Weise vorzubringen, am Ende aber mußte sich der bittere Kern der Wahrheit doch loslösen von der milden, versöhnlichen

Schale. Der Oberbühler, der den Tod ſeines Gegners ſchon vor der Ankunft des Nachbarn erfahren, hatte ſich aus Verzweiflung an ſeiner Zukunft und vielleicht ebenſo ſehr von den lockenden Stimmen der ihn ganz beherrſchenden Militärleidenſchaft verleitet, augenblicklich in die franzöſiſche Fremdenlegion nach Algerien engagiren laſſen, und da der Schritt nun einmal gethan war, vermochte keine Zurede mehr ihn davon abzubringen. Der wohlmeinende Niederbühler hatte ſich indeſſen nicht ſo leicht abſchrecken laſſen und war in Hüningen zurückgeblieben, bis der verblendete Mann, deſſen Pflichtgefühl für Weib und Kind in dem für ihn berauſchenden Umgange mit einigen Offizieren der Beſatzung täglich mehr einzuſchlummern ſchien, mit einem Trupp anderer Geworbener nach dem ſüdlichen Frankreich abmarſchiert war.

Ein tröſtliches Sprichwort verſichert, die Zeit vermöge alle Wunden zu heilen; aber darum iſt es nicht minder gewiß, daß jede Wunde, und wär' es die kleinſte nur, ihre Narbe zurückläßt. Ob nun eine ſolche Narbe den Betroffenen zum Krüppel entſtelle oder ihm, wie wir es wohl an manchen Soldatengeſichtern bemerken können, einen eigentümlichen Zug neuer Schönheit verleihe, ein mehr oder weniger verändertes Ausſehen wird ſie ihm immer geben. Und was von äußerlichen Narben gilt, erwahrt ſich auch an den Wunden, die dem inneren Menſchen geſchlagen werden. Als das Roſeli vom Oberbühl nach dieſen ſchweren Tagen endlich wieder im Konfirmationsunterricht erſchien, mochte ſelbſt der Niederbühler Gottlieb, der doch im Geiſte unabläſſig Tag und Nacht bei dem armen Mädchen geweſen, ſeinen Augen nicht recht trauen. Er hatte ſich Roſeli in ſeinen mitleidigen Gedanken nie anders als von Kummer und innerer Scham um das Vergehen des Vaters gleichſam niedergedrückt vorſtellen können, wie er's an jenem Tage geſehen, da es das Brieflein der Mutter nach dem Niederbühl gebracht; aber jetzt ſchien es in der kurzen

Zeit faſt um halbe Kopfeslänge größer geworden zu ſein, ſo hoch aufgerichtet und gelaſſen ſchritt es an den übrigen Mitſchülern vorbei ſeinem Platze zu. Auch auf ſeinem Geſichte war kein beſonderer Ausdruck von Bekümmernis und Trauer wahrzunehmen; zwar war dasſelbe bleicher als ſonſt, aber ruhig, und in ruhigem, klarem Tone beantwortete es auch die Fragen, die ihm während des Unterrichtes geſtellt wurden. Auf dem Heimwege ging Gottlieb, der über dies unerwartete Weſen ſeiner jungen Nachbarin noch immer nicht mit ſich ins Reine kommen konnte, eine gute Strecke hintendrein, und es wurde ihm ganz zaghaft zu Mute, als Roſeli am Niederbühlerweg plötzlich ſtehen blieb und wartend nach ihm zurückſchaute. „Hör', Gottlieb," ſagte es, als er mit nur halb zögernden Schritten herangekommen war, „willſt Du Deinem Vater ſagen, ob er auf den Abend nicht ein wenig zu uns heraufkommen wolle? Meine Mutter wird recht krank, fürcht' ich." Es lag derſelbe ruhige Ton in dieſen Worten, mit welchen das Mädchen die Unterweiſungsfragen des Pfarrers beantwortet hatte, und Gottlieb erwiderte ganz verwirrt, ohne nur recht zu wiſſen, was er ſagte: „Ach Roſeli, ich bin froh, daß ich Dich nur wieder einmal geſehen habe; ich hatte immer Angſt, Du ſelbſt könnteſt krank werden." „Ja, ich hatte Schweres zu tragen und habe es noch, aber ich werde mich drein ſchicken müſſen," entgegnete das Mädchen; „alſo nicht wahr, Du ſagſt es dem Vater?" Damit wandte es ſich kurz ab und ging weiter. Gottlieb blickte ihm eine Weile nach und ging dann kopfſchüttelnd ebenfalls ſeines Weges, ſchaute aber doch unverwandt nach dem andern Bühlwege hinüber, ob Roſeli nicht noch einmal ſtehen bleiben werde, wie es ſonſt ſeit langem ſeine Gewohnheit geweſen. Das geſchah nicht, und der gute Burſche wußte noch weniger, wie er dieſes ſeltſam kühle Weſen deuten ſolle. Er konnte ja nicht ſehen, daß Roſeli den Zwang, den es ſeinen Gefühlen vor Andern anthat und ſogar vor ſich

ſelbſt anthun wollte, nun auf dem einſamen Heimwege mit verdoppelten Thränen büßen mußte.

Die Oberbühlerin wurde wirklich krank, wie Roſeli befürchtet hatte; aber es war eine jener Krankheiten, für die noch kein Arzt ein Heilmittel erfunden und für die ſo wenig ein Kräutlein wachſen wird, als für den Tod ſelbſt. Die arme Frau glich bald einem langſam abſterbenden Baume, in deſſen Kernwurzel einmal ein Axtſtreich gedrungen iſt, der das innerſte Mark bis in den Wipfel hinauf durchſchüttert hat. Der Baum kann noch eine geraume Zeit ſtehen bleiben und vermag ſogar mit ſcheinbar alter Kraft dem Anprall neuer Stürme zu trotzen; aber ſchon mitten in der fröhlichen Sommerzeit, wo ringsum Zweig und Strauch im üppigſten Safte ſchwellen, fällt ein Blatt nach dem andern ab von ihm, und lange, bevor der Herbſt da iſt, ſteht er entlaubt, ohne vom Frühling ein neues Ergrünen zu hoffen. Frau Marianne ging noch immer im Hauſe umher, dieſes und jenes anordnend und überwachend, wie ehedem, wenn ſie jetzt, was ſie ſonſt gethan hatte, auch keine ſchwerere Arbeit ſelbſt mehr anfaſſen mochte. Sie ließ ſich auch nicht gänzlich niederwerfen, als ſchon gegen das Frühjahr die Nachricht kam, ihr Mann ſei im fernen Afrika vom Fieber weggerafft worden; aber wer ſie beobachtete, mußte gleichwohl erkennen, daß unabläſſig Blatt für Blatt von ihrem Lebensbaume ſank, ſelbſt wenn kein ſtärkerer Windzug deſſen Zweige bewegte.

So geſtaltete ſich das Leben auf dem Oberbühl trüb und ernſt genug, aber doch kam Manches ganz anders, als es alle Bekannten und ſelbſt der Niederbühler erwartet hatten. Dieſer war bald nach der Flucht des Oberbühlers von Amtswegen zum geſetzlichen Beiſtande der verlaſſenen Frau geordnet worden, um, wo es nötig wäre, ihre Rechte zu vertreten und ihr überhaupt mit Rat und That an die Hand zu gehen. Diesmal hatte er ſich dieſer äußerlichen Pflicht ohne Widerſtreben unter-

zogen, da sie ihm nur auferlegte, was er aus eigenem Herzensantrieb von selbst schon gethan hätte; aber als er sich überzeugen mußte, daß das Kränkeln Mariannens auf keine baldige Besserung hoffen ließ, so wußte auch er keinen andern Rat zu erteilen, als den Hof auf das Frühjahr auszuleihen. Mutter und Tochter sollten sich in dem geräumigen Hause selbst eine Wohnung vorbehalten und sich eben nach ihrer Bequemlichkeit einzurichten suchen. Die Oberbühlerin war ganz einverstanden mit diesem Plane, da sie wohl am besten fühlte, wie ihr die Kräfte zur Leitung eines so ausgedehnten Hauswesens mehr und mehr dahin schwanden; aber unerwartet erhob Roseli eine ebenso entschiedene als bescheidene Einsprache dagegen. „Auf Ostern werd' ich konfirmiert," sagte es, „und habe dann keine Pflichten mehr außer dem Hause; um so besser kann ich besorgen was mir im Hause selbst obliegt. Ich bin nun auch kein Kind mehr." Der Niederbühler schüttelte anfänglich den Kopf zu diesem Proteste; endlich aber sagte er in seiner milden Weise: „Ich hab' immer gehört, man dürfe einem jungen Baume, der hoch hinauf wachsen soll, kein Dach überbauen. Man kann es ja auf ein Jahr probieren."

Aber als dieses Probejahr vorüber war, dachte kein Mensch mehr an eine Änderung; der Niederbühler, der freilich überall getreulich nachhalf, wo es etwa von Nöten schien, selbst am allerwenigsten. Roseli hatte Recht gehabt, es war kein Kind mehr. Seit dem Tode des Großvaters, des alten Oberbühlers, waren die Arbeiten auf dem Hofe nie mehr so prompt begonnen und zu Ende gebracht worden, wie es in diesem Sommer geschah, und dabei meinte man erst noch, es gehe Alles gleichsam mühelos, ohne Befehl und Meisterschaft von statten. Die Mutter ging selten mehr aus dem Hause, kaum daß sie noch etwa ein wenig im Garten herum hantierte; dafür war Roseli überall von früh bis spät zur Stelle, und wo es nur seinen ruhig ernsten Blick hingleiten ließ, da mochte auch die trägste

Hand nicht müßig bleiben. Es ſelbſt griff indeſſen ebenfalls wacker zu und ſcheute nicht leicht vor einer Arbeit zurück, die ſonſt gewöhnlich nur vom ſtärkeren Geſchlechte beſorgt wird. So war es für die Arbeiter auf dem Hofe ſtets ein vergnüglicher Anblick, wenn das ſchlanke Mädchen, hoch aufgerichtet auf dem leeren Ernte- oder Heuwagen ſtehend, die kräftigen Roſſe ebenſo ſicher zum Acker heranlenkte, wie es nur immer ein Burſche gekonnt, deſſen Wiege ſchon neben einer Pferdekrippe geſtanden.

Der Ruhm ſolcher braven und handlichen Tüchtigkeit konnte natürlich nicht unter dem Scheffel bleiben in einer Umgebung, wo man dergleichen Tugenden noch zu ſchätzen wußte; aber ſeltſamer Weiſe ſchien er gerade bei demjenigen am wenigſten Anklang zu finden, den er eigentlich am meiſten hätte erfreuen ſollen, nämlich bei dem jungen Niederbühler. Seit dem Unglücke auf dem Oberbühl war die Nachbarſchaft zwiſchen den beiden Häuſern allmählich gleichſam in ein Familienleben zuſammengewachſen. Das wäre auch kaum anders möglich geweſen unter den obwaltenden Verhältniſſen, bei der natürlichen und rechtlichen Stellung des Niederbühlers zu den beiden Hausweſen. Man ging mit und ohne Not zuſammen, half ſich gegenſeitig bei großen Arbeiten aus und lebte ſich ſo unvermerkt ganz in den Gedanken ein, daß einſt doch Alles zuſammengehören werde. Zwar war noch nie ein deutlicheres Wort darüber geſprochen worden, weder zwiſchen den Alten noch den Jungen; aber es lag ja ſo nahe, daß nun den Kindern werden ſollte, was den Eltern nur ein unerwarteter und, wie die Folge gezeigt, auch unglücklicher Zufall vorenthalten hatte. Das war der allbekannte Grund, warum ſich kein Freier nach dem Oberbühl hinaufwagte, wie mancher auch ſeine Blicke ſehnſüchtig dahin richten mochte. Wer hätte ſich einem ſo feſt beſchloſſenen Verhältniſſe gegenüber mit einer nutzloſen Bewerbung bloßſtellen mögen! Bei dem faſt täglichen

Verkehre war die blöde Schüchternheit zwischen den beiden jungen Leuten allmählich verschwunden, und sie gingen nun wieder ebenso ungescheut um mit einander, wie sie es einst in ihren Kinderjahren gethan, nur daß sich gar oft ein eigenes feindseliges Wesen zwischen ihnen zeigte. Roseli war zurückhaltend, so viel es nur immer anging, und offenbar zog es den Umgang mit dem Vater oder mit Vreneli, das nun auch schon zu einem muntern Mädchen heranwuchs, dem Sohne und Bruder weit vor. Dafür wurde dieser unwirsch, so oft der jungen Oberbühlerin in seiner Gegenwart Gutes nachgeredet wurde.

Eine der anstrengendsten Erntearbeiten, die Kraft und zugleich Gewandtheit verlangt, ist das Hinaufreichen der Garben auf den Wagen, damit der zum Laden oben Stehende sie bequem und sicher anfassen könne; wird der Aufschwung zu kurz oder zu lang, zu hastig oder zu langsam genommen, so gehen durch das ungeschickte Anfassen des Laders immer viele Ähren verloren, und darunter gerade die reifsten und schwersten. Dieses Geschäft wird deshalb immer von den rüstigsten Arbeitern übernommen, und es war drum natürlich, daß einmal ein Taglöhner auf dem Niederbühl viel Aufhebens davon machte, weil er am Tage vorher die junge Oberbühlerin beim Garbenhinaufreichen gesehen hatte. Gottlieb, dem die Natur an Körperkraft und Schönheit in doppeltem Maße schien zuteilen zu wollen, was sie einst dem Vater vorenthalten, und der sich gerade an der nämlichen Arbeit befand, wurde über dem Gerede des Taglöhners noch röter im Gesichte, als er's von Anstrengung und Sonnenhitze sonst schon war. Still schob er zwei Garben nebeneinander, spießte beide mit der starken Eisenzinkengabel zugleich an und schwang sie in so raschem Schwunge auf, daß der obenstehende alte Niederbühler vor dem unerwarteten Anpralle das Gleichgewicht verlor und vom Wagen zu fallen drohte. Die Schnitterinnen kreischten erschrocken auf, und

auch Gottlieb ſtand verdutzt da bei dem unbedachten Unheile, das er angerichtet. Indeſſen konnte der Vater ſich wieder feſthalten, ſchaute den Sohn einen Augenblick ſcharf an und hielt dann die Hand über das Geſicht. Unter dieſer Hand aber glitt ſtatt eines Ausdrucks des Unwillens ein vergnügtes und ſchlaues Lächeln hinweg.

Und auch noch an anderer lobenswerter Thätigkeit Roſelis ſchien Gottlieb kein Behagen finden zu können. Schon in der erſten Dämmerung eines milden Herbſtmorgens befand er ſich unterhalb des Dorfes auf der Thalſtraße, und ſeine ſaubere, halb ſonntägliche Kleidung deutete an, daß er einen weitern Weg vor ſich hatte; doch verriet er durchaus keine Eile und blieb vielmehr öfters ſtehen, um nach dem Dorfe zurückzuhorchen, und erſt als er das Geräuſch eines Wagens vernahm, begann er gleichmäßiger vorwärts zu ſchreiten. Indeſſen dauerte es nicht lange, bis er von dem Fuhrwerke eingeholt wurde und ihm Jemand in verwundertem Tone zurief: „Was, Du biſt's, Gottlieb; wo willſt Du denn hin ſchon ſo früh?“ Es war die junge Oberbühlerin, die vorn auf einem mit Fruchtſäcken beladenen Wagen ſaß und von da herab die zwei vorgeſpannten Roſſe lenkte. „Ich muß in die Stadt,“ erwiderte Gottlieb; „aber Du, wohin willſt Du mit dem Fuhrwerk?“

„Ich habe geſtern dem Lenzmüller Frucht verkauft und will ſie ihm nun bringen,“ antwortete Roſeli, die Pferde zum Stehen bringend; „willſt Du mitfahren?“

„Hätte das nicht auch ein Knecht beſorgen können?“

Es lag etwas Scharfes, Unzufriedenes im Tone dieſer Frage, ſo daß Roſeli den Frager einen Augenblick ſchweigend anſchaute, dann aber ruhig entgegnete: „Die Knechte haben heut notwendig mit Holzfällen zu thun, und zudem, ich bin bei ſolchen Sachen gerne ſelber dabei.“

Der junge Niederbühler ſtieg nun langſam auf den Wagen, nahm jedoch, als er droben war, Zügel und Peitſche raſch ſelbſt

zur Hand und ließ die Pferde im Halbtrabe anziehen. Die Lenzmühle, zu welcher Roseli fahren wollte, lag kaum eine kleine Stunde hieher der Stadt; aber gleichwohl wurde auf dem ganzen langen Weg wenig geſprochen zwiſchen den jungen Leuten. Gottlieb ſchien angelegentlich mit den wohlgenährten Pferden beſchäftigt zu ſein, indem er ſie verſchiedenen Gangproben unterwarf und namentlich an den vereinzelt liegenden Häuſern in ſcharfem Trabe vorüber fuhr; Roseli aber blickte ſchweigend nach den Schneebergen, die hinter dem dunkeln Waldſaume gleich mächtigen Lichtwolken in den klaren Himmel emportauchten, und als der Tag völlig angebrochen war, machte es hie und da eine Bemerkung über den Stand der Wieſen und Felder, an denen ſie vorüberfuhren. Dazwiſchen lehnte es ſich wieder an die Fruchtſäcke zurück, welche den Fahrenden zur bequemen Rückenlehne dienten, und wenn es dann Gottlieb ſo unbeachtet von der Seite betrachten konnte, ſchien ſich das ſchöne ernſte Mädchengeſicht in einem geheimen, kaum merklichen Lächeln zu verklären. Endlich bei der Lenzmühle angekommen, fragte Roseli ſeinen Begleiter, ob er lange zu thun habe in der Stadt. „Ja," erwiderte er, „es könnte wohl bis gegen Abend gehen." „Wenn Du willſt, ſo warte ich, bis Du zurückkommſt," ſagte Roseli; „ich ſollte doch auch einmal die Baſe drüben am Berge beſuchen, und dann kannſt Du wieder mit heimfahren." „Ich werde ſo ſchnell wie möglich machen," entgegnete Gottlieb und ging.

Aber es wurde doch Abend, bis er wieder zur Mühle zurück kam, und die Heimkehrenden hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die Sterne ſchon klar am Himmel ſtanden und die werdende Nacht mit einem milden Dämmerſcheine umſäumten. Gottlieb war jetzt geſprächiger als am Morgen, und auch Roseli plauderte mancherlei von ſeinem Beſuche bei der alten wunderlichen Baſe, bis er erzählte, daß er in der Stadt einen neuen Stutzer beſtellt habe. „Einen

Stutzer?“ fragte das Mädchen haſtig, „und was willſt Du denn damit?“ „Ei,“ erwiderte er, „nächſtes Frühjahr muß ich ja zum Militär und da will ich unter die Scharfſchützen gehen.“ „Nächſtes Frühjahr ſchon?“ wiederholte Roſeli langſam; „aber Du weißt ja noch gar nicht, ob Du nur angenommen wirſt.“

„Ah, ah,“ lachte Gottlieb, „das wär' mir eine ſchöne Geſchichte, nicht angenommen werden,“ und berichtete nun eifrig, wie er daheim eine Scheibe aufſtellen wolle, um ſich den Winter hindurch noch tüchtig im Schießen zu üben. Jedes ſeiner Worte legte Zeugnis ab von dem freudigen Eifer, mit welchem er dem fröhlichen Militärdienſt entgegen ſah, bis er plötzlich innehielt und erſchrocken fragte: „Was haſt Du, fehlt Dir etwas, Roſeli?“ Er hatte geglaubt, ein mühſam unterdrücktes Schluchzen zu hören. „Nein, mir nicht,“ erwiderte das Mädchen, indem es ſich ſchüttelte, als müſſe es ſich ermuntern; „es iſt mir nur eingefallen, wie ich einmal mit der Mutter in der Nacht an dieſen hohen Hecken vorüber heimgefahren bin. Ich hatte ſo große Angſt damals.“

Von da an blieb Roſeli ſchweigſam, bis ſie an ihrem Dorfe vorbei gegen die Bühlwege hinfuhren. „Jetzt, Gottlieb,“ fragte es hier, „jetzt mußt Du mir noch ſagen, warum Du heute morgen ſo unfreundlich warſt, als ich Dir mit dem Wagen nachkam. Gelt, Du ſagſt mir's?“ Er ſchaute der Fragerin halb lachend, halb betroffen ins Geſicht, das ſie ihm erwartungsvoll zugewendet hatte, und erwiderte dann nach einigem Zögern: „Ja, ich will Dir's ſagen, obwohl Du's ſonſt ſchon wiſſen könnteſt; einmal habe ich immer Angſt, es könnte Dir doch noch etwas Übles begegnen bei Deinem Fuhrwerken, und dann —“

„Und dann?“

„Und dann kommt's mir auch vor, ſolche Mannesarbeit ſchicke ſich nicht für ein Mädchen, wenigſtens für Dich nicht, Roſeli. Aber jetzt, gute Nacht, ich will da hinauf.“

Er hatte die Pferde zum Stehen gebracht und ſtand mit den Füßen ſchon draußen auf dem Wagenrade, als er ſich unverſehens von Roſelis Armen feſt umſchlungen fühlte. Der Atem des Mädchens wehte ihm wie ein warmer, duftiger Sommerhauch ins Geſicht, und an ſeinem Munde hing ein heißes, durſtig ſüßes Lippenpaar. Doch das dauerte nur einen Augenblick, und als er dann, von einem ſanften Rucke auf den Boden geſchoben, von ſeiner Überraſchung ſich zu erholen begann, rollte der Wagen durch den dämmernden Sternenſchein ſchon ſchattenhaft gegen den Oberbühler Weg hinan.

Wenn eine Blüte plötzlich ihre harte Knoſpenhülle ſprengt und in voller Farbenpracht aufbricht, ſagt man, die Sonne habe ſie hervorgeküßt. Auch von dem jungen Niederbühler hätte man ſagen können, daß der Kuß, den er ſo unerwartet von Roſeli empfangen, eine äußere Hülle geſprengt und ein bisher verſchloſſenes Leben zur offenen Blüte gebracht habe. Was ſeit den Kindheitstagen in ihm gelegen und mit ihm groß geworden, aber gleichſam noch bedeckt in der Tiefe ſeines Herzens geruht, das Alles brach jetzt mit einem Male gewaltſam ans Licht hervor und betäubte ihn beinahe mit dem friſchen Blütenduſte, mit der brennenden Farbenpracht. Gottlieb wußte kaum, wie er nach Hauſe kam, und um ſeiner Aufregung ſich ungeſtört hingeben zu können, ging er alsbald nach ſeiner Kammer, unter dem Vorgeben, daß er müde ſei. Aber Ruhe und Schlaf hatten nichts gemein mit dem ſüßen Sturme, der ſein Inneres aufregte. Schweratmend legte er die heiße Stirn an die feuchten Fenſterſcheiben und ſchaute hinüber nach dem Oberbühl, wo ſich noch ein kleines Licht hin- und herbewegte. Gottlieb wußte, daß es bloß die Knechte waren, welche die ſpät heimgekommenen Pferde beſorgten; aber gleichwohl öffnete er das Fenſter, um ſcharf in die ſtille Nacht hinauszuhorchen. Er hätte Vieles drum gegeben, wenn nur noch der Laut einer einzigen Menſchenſtimme zu ihm herübergedrungen wäre; doch

bald verschwand drüben das Licht, und auch im eigenen Hause wurde es allmählich dunkel und schlafensstill.

Als der junge Niederbühler am folgenden Morgen aus seiner Kammer herunterkam, schaute ihn der Vater etwas verwundert an und fragte dann, ob er heute wiederum einen weitern Ausgang vorhabe. „Nicht, daß ich wüßte," erwiderte der Sohn, ebenfalls verwundert über diese Frage; „warum meinst Du denn das, Vater?" „Nun, weil Du wieder Deine Ausgangskleider anhast," lautete gleichmütig die Antwort.

Über und über errötend wurde Gottlieb nun erst gewahr, daß er statt des gewohnten häuslichen Werktagsgewandes noch immer die halbsonntäglichen Kleider trug, die er gestern zum Gange in die Stadt angezogen, ein Versehen, das nun wohl geeignet gewesen wäre, ein nächtliches Geheimnis zu verraten. Als nämlich im Hause Alles schlafen gegangen und auch über dem Oberbühl nur noch die stillen Sterne standen, war es dem jungen Niederbühler zu eng und drückend geworden in seiner Kammer, und er hatte dieselbe leise verlassen, um draußen in der frischen Herbstnacht die Ruhe zu suchen, die ihm zwischen den vier Wänden nicht werden wollte. Von unwiderstehlicher Sehnsucht fortgezogen, war er auf den Oberbühl gekommen und hatte sich unter das Fenster Roselis gesetzt, ohne es zu wagen, seine Anwesenheit durch einen Laut kundzugeben. So war er, mit der thörichten Hoffnung spielend, daß ein Zufall dem schlafenden Mädchen seine Nähe verraten möchte, und doch wieder vor dem leisesten Nachtgeräusche zusammenschreckend, sitzen geblieben, bis die Sterne zu erbleichen anfingen oder auch schon über dem schwarzen Saume des Waldes niedergegangen waren. Als er endlich unbemerkt seine Kammer wieder erreicht, hatte er sich nur in den Kleidern auf das Bett geworfen, unter bitterer Verwünschung seiner blöden Zaghaftigkeit. Drum war er jetzt auch hoch erfreut, als der Vater, ohne eine weitere Erklärung abzuwarten, ruhig der Scheune zuging

und er sich wieder auf seine Kammer schleichen konnte, um die verräterischen Kleidungsstücke gegen andre zu vertauschen.

Heute aber schien der Tag, trotz des fröhlichen Geschäftes einer schönen Obstlese, nicht zu Ende gehen zu wollen, und der junge Niederbühler ließ die mit ihm bethätigten Arbeiter ganz ungewöhnlich früh Feierabend machen. Beim Nachtessen sagte er, er wolle ein Körbchen der großen Süßbirnen auf den Oberbühl hinübertragen, da sie dort keine hätten von der Sorte. Der Vater bemerkte hierauf, daß er ihn begleiten werde; er habe mit der Oberbühlerin etwas zu bereden.

Diesmal wäre der Sohn lieber eifrig gegangen, obwohl er nichts davon merken lassen durfte; aber als die Beiden hinüberkamen, mußte er zu seinem schmerzlichen Befremden nur zu bald bemerken, daß alle die lieben, sehnsüchtigen Bilder, welche er den ganzen Tag hindurch an diesen Abendbesuch geknüpft, in eitel Dunst zerrannen. Den Vorgang, der ihn selbst so mächtig aufgeregt, schien die junge Oberbühlerin gänzlich vergessen zu haben und statt des mädchenhaft verschämten Entgegenkommens, wie er's geträumt, zeige sie sich noch kühler und abweisender, als sie sonst gethan. Es kam ihm sogar vor, als ob sie ihn absichtlich zu necken und zu ärgern suche.

„Denkt nur, was der Gottlieb für spitzfindige Gedanken im Kopfe hat," sagte sie unter Andern zu dem alten Oberbühler; „meint der nicht, es sei unschicklich für mich, mit dem Wagen zu fahren, und er hat mir gestern eine gar erbauliche Predigt gehalten darüber. Wenn der einmal heiratet, muß es gewiß eine feine Stadtjungfer sein."

Der solcher Weise Angegriffene biß sich, über das ganze Gesicht rot werdend, auf die Lippen, ohne etwas zu entgegnen, und als er bald darauf sich schweigend zum Fortgehen anschickte, machte Roseli auch keinen Versuch, ihn begütigend zu längerm Bleiben zu veranlassen.

Und so kühl abweisend blieb das Verhalten des Mädchens wieder den ganzen Winter hindurch, während Gottlieb stiller und manchmal auch etwas unwirsch wurde. Auf dem Oberbühl ließ er sich immer seltener sehen und kam bald nur noch dorthin, wenn er im Auftrage des Vaters etwas auszurichten hatte. Dafür benützte er nun die Muße, welche ihm das winterliche Feiern der Landarbeiten vergönnte, zu fleißigen Schießübungen, so daß kaum ein Tag verging, an dem nicht wenigstens einige Schüsse vom Niederbühl herabknallten. Er fand an der männlichen Übung um so mehr Freude, als er ganz die feste Hand und das sichere Auge besaß, mit denen in der edeln Schützenkunst erfreuliche Erfolge errungen werden können. Deshalb durfte er's bald auch wagen, die wachsende Fertigkeit in fröhlichem Wettstreite an den Leistungen anderer und älterer Schützen zu messen. Der Niederbühl war mit seiner abgesonderten Lage wie geschaffen zu einem gefahrlosen Schießstande, und so fanden sich denn an winterhellen Sonntagnachmittagen nach und nach auch andere Schießlustige mit ihren Stutzern ein, junge Bursche aus dem Dorfe, die wie Gottlieb sich erst einüben wollten, und ältere, schon erfahrene Schützen, die mit Rat und Beispiel den Lernbegierigen an die Hand gingen. Die Sache nahm einen so gedeihlichen Fortgang, daß schon am lustigen Berchtelistage ein förmliches Festschießen abgehalten werden sollte auf dem Niederbühl.

Vom Himmel wurde dieses Unterfangen aufs beste begünstigt, denn es war ein schöner, milder Wintertag, und das muntere Knallen der Stutzer lockte eine ansehnliche Menge Schaulustiger nach dem Niederbühl hinauf. Auch Roseli fand sich unter denselben ein, freilich erst am Spätnachmittage und, wie es schien, nur dem Zureden des jungen Niederbühler-Vreneli's nachgebend. Gottlieb war in der fröhlichen Aufregung, in welche ein guter Erfolg den Schützen zu versetzen pflegt, und so rief er der ankommenden Oberbühlerin heiter entgegen:

„Da, Roſeli, willſt Du's nicht auch einmal probieren?“ Damit bot er dem Mädchen den eben fertig geladenen Stutzer dar.

Einen Augenblick zögerte Roſeli errötend, ergriff dann aber raſch die Waffe und ſchritt, ohne ein Wort zu erwidern, auf den Stand vor, wo es ſich ſo leicht und ungezwungen in Anſchlag legte, als ob es ſolche Übung ſchon ſeit Jahren gekannt habe. Lächelnd und neugierig ſtanden die Schützen zur Seite, das anmutige Bild betrachtend, das ſich ihnen ſo unerwartet darſtellte; aber die Kennerblicke wurden ernſter und erwartungsvoller, als ſie bemerkten, wie feſt der Stutzer in der Hand des Mädchens ruhte, wie kein Zucken, nicht die leiſeſte Bewegung der Mündung mehr wahrgenommen werden konnte, nachdem einmal das Ziel erfaßt war. Noch ein Augenblick, und der Schuß knallte, die Schützin mit einem Rauchſchleier überwehend. Dieſer begann kaum zu zerrinnen, als draußen der Zeiger ſchon ſeine rote Mütze in die Höhe warf und die Zuſchauer durch ein luſtiges Rad, das er vor der Scheibe herſchlug, zu lautem Bravorufen und Händeklatſchen aufforderte. Die junge Oberbühlerin hatte tief ins Schwarze getroffen.

Die verletzte Männereitelkeit konnte jedoch den fröhlichen Jubel der unbefangenen Zuſchauer nicht lange ungeſtört laſſen, und der junge Niederbühler war der Erſte, der ausrief: „Zufall, offenbarer Zufall; ein Mal iſt kein Mal.“ Dieſe Anſicht gleichſam beſtätigend, reichte ein Schütze dem ruhig daſtehenden Mädchen einen andern friſch geladenen Stutzer dar und wollte den abgeſchoſſenen, den es noch in der Hand hielt, zurücknehmen. Roſeli zögerte wieder einen Augenblick, ſagte dann abwehrend: „Nein, laßt es nur; ſoll ich doch einmal ſchießen, ſo will ich mir auch ſelbſt laden; das gehört zuſammen, ſoviel ich weiß.“ Damit trat es an die kleine Bank, auf welcher Gottliebs Schützentaſche mit Pulverhorn und Kugelbeutel lag, und begann die Ladung, ganz in der ruhig gemeſſenen Weiſe, welche die Übung alter, kaltblütiger Schützen mit ſich bringt.

Die Kugel wurde satt auf die wohlgemessene Pulverladung gestoßen, das Zündhütchen aufgesetzt und die Waffe mit in die Höhe gerichteter Mündung zum Stande getragen. Als der Schuß nach kurzem, festem Zielen gefallen war, ließ der Zeiger ein weithinschallendes Halloh ertönen; drei, vier Mal umkreiste er radschlagend die Scheibe, bevor er den Treffer zeigte und dann die Kelle wirbelnd in die Höhe warf. Es war der beste Schuß, der heute noch gethan worden.

Das völlig Unerwartete, Überraschende bringt in seiner Wiederholung eine ganz andere Wirkung hervor, als bei seinem erstmaligen Auftreten. Es erscheint jetzt nicht mehr als ein bloß Zufälliges, sondern als ein Berechnetes und Berechtigtes, und, ob bedeutend oder unbedeutend, wird der Verstand sofort genötigt, den Gründen dieser Berechtigung nachzuspüren. Drum schwieg nun auch der fröhliche Zuruf, der dem ersten Schusse gefolgt, und Einer schaute den Andern mit fragender Verwunderung an, ohne dadurch eben klüger zu werden. Roseli hatte sich mit dem Abfeuern des Schusses ein wenig vorgebeugt, als ob es dem Fluge der Kugel nachschauen wolle; nun richtete es sich wieder auf und sagte, zuerst das Schweigen brechend: „Diesmal glaub' ich selbst, daß der Zufall etwas mitgeholfen hat; drum zum dritten Mal, damit die Probe voll wird." Aber auch dieser dritte Schuß konnte für einen Meisterschuß gelten. „Ich danke," sagte Roseli, dem jungen Niederbühler den Stutzer zurückgebend, mit halb spöttischer Miene; „doch ich hätte geglaubt, das Schießen müßte eine viel schwerere Kunst sein, da man so viel Wesens macht daraus. Es mag sich wohl ertragen, dünkt mich."

Gottlieb mußte diese Stichelrede hinnehmen, ohne sogleich eine Antwort geben zu können. Er war ärgerlich und fühlte sich in seiner Eigenliebe wohl schon etwas verletzt durch das Schützenglück des lieben, bösen Mädchens. Und doch war er von Herzen stolz darauf. Es kam ihm vor, Roseli könne seine

so unerwartete Schießfertigkeit nur von ihm und für ihn erworben haben, obwohl er nicht wußte, wo und wie das hätte geschehen können. Ein oder zwei Mal hatte es ihm schon zugeschaut beim Schießen, ohne jedoch nur einen Stutzer angerührt zu haben.

Aber an diesem Berchtelistage war Roseli für eine lange Zeit zum letzten Mal auf dem Niederbühl gewesen, indem es daheim durch eine Pflicht, die ihm ebenso heilig als schmerzlich war, festgehalten wurde. Mit der Gesundheit der Mutter wurde es von Tag zu Tag schlimmer, und statt daß der nahende Frühling ihr wieder einige Stärkung brachte, wie es sonst geschehen, war sie bald nicht mehr imstande, das Bett zu verlassen. In liebevoller Sorgfalt kam Roseli wochenlang Tag und Nacht kaum aus der Krankenstube, und am Krankenbette saß es auch, als Gottlieb eines Abends erschien, um Abschied zu nehmen; denn am folgenden Tage mußte er zu seiner ersten Militärinstruktion in die Stadt einrücken.

Es hat immer etwas Peinliches, bei einem schwer Erkrankten einen solchen Abschiedsbesuch machen zu müssen, da dadurch der Gedanke an den großen und letzten Abschied unvermeidlich nahe gelegt wird. Roselis Mutter, deren mühsames Atmen selbst eine gesunde Brust mit einem dumpfen Drucke belastete, vermochte zwar nicht viele Worte zu machen, aber diesen Trennungsgedanken mußte sie doch auch aussprechen, während Roseli in trübem Schweigen da saß. Diese Stille wurde dem jungen Niederbühler bald so bedrückend, daß er nicht länger bleiben mochte. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er für längere Zeit von daheim, also auch von der Nähe des Oberbühls, wegbleiben sollte, und das Herz war ihm voll geworden bei diesem Gedanken, trotz der fröhlichen Erwartungen der nahen Militärzeit. Sollte denn nicht auch Roseli von ähnlichen Empfindungen erregt werden? Nein, er schien sich auch in dieser Hoffnung geirrt zu haben, und mit jenem schmerz-

lich bitteren Gefühle, das solche Enttäuschungen stets zu begleiten pflegt, trat er aus dem Hause in die Nacht hinaus; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er von wohlbekannter Stimme leise seinen Namen rufen hörte, und wie er sich umwendete, fühlte er sich wieder gleich damals im Herbste bei der nächtlichen Heimkehr von zwei Armen umfangen. Und wiederum hing an seinem Munde ein süßes Lippenpaar, nur diesmal mit einem langen, brennenden Kusse, der wie ein zündender Feuerstrahl Leib und Seele durchbebte. „Alles Glück und aller Segen des Himmels seien mit Dir, Gottlieb," flüsterte Roselis tiefbewegte Stimme; „und was auch immer kommen mag, werde mir nicht böse und bleibe mir in Gedanken gut, mein Lieber. Denn siehst Du, ich habe Dich ja auch immer lieb gehabt, wie sonst keinen Menschen mehr auf der ganzen Erde; lieber, als ich es vor meinem Gewissen nur verantworten kann." Mit diesem Bekenntnisse war die Gestalt, welche der überraschte Jüngling nun erst festhalten wollte, seinem Arme wieder entschlüpft, und als er mit beweglicher Bitte ihren Namen nachrief, bekam er nur noch das mißtönige Knarren der sich schließenden Hausthüre zur Antwort. Sonst war Alles still um ihn, und still standen die Sterne über seinem Haupte.

Das Schicksal sorgt gewöhnlich dafür, daß dem Menschen gerade die Hoffnungen, die er lange in sich genährt und deren Verwirklichung er sich in lebendiger Freudigkeit ausgemalt, gar nicht oder doch nur verkümmert in Erfüllung gehen. Das mußte der junge Niederbühler wiederum erfahren. Wie lange hatte er sich gefreut auf diese erste Militärzeit, wie freudig hatte er sich das Leben und Treiben unter den muntern Waffengenossen geträumt, und jetzt, da er in diesem Leben stand, lag etwas wie ein trüber Schatten darüber ausgebreitet. Mitten unter dem Gesange seiner Kameraden, mitten unter dem sinnerfreuenden Knallen der Büchse mußte er unruhevoll heimwärts denken und oft, wenn er bei den Schießübungen

den Stutzer ſchon zum Anſchlage erhoben, ſetzte er plötzlich wieder ab und wendete das Geſicht rückwärts. Er meinte dann, es hätte ihn eine leiſe, liebe Stimme beim Namen gerufen. Unaufhörlich lag ihm der ſeltſame Abſchied von Roſeli im Sinne, und manchmal mußte er ſich alle Gewalt anthun, um die Gedanken für die Anforderungen des Dienſtes bei einander zu behalten. Tief betroffen glaubte er dieſer inneren Unruhe noch einen ahnungsvolleren Sinn unterlegen zu müſſen, als er nach kaum vierzehntägiger Dienſtzeit die Nachricht von dem Tode der Oberbühlerin erhielt.

Bei der ſtrengen Dienſtordnung konnte der angehende Rekrut nur einen ſehr knappen Urlaub erhalten, um an dem Begräbniſſe der vollendeten Dulderin Teil zu nehmen. Obwohl er in der Stadt ein gutes Pferd gemietet und ſcharf geritten war, erhoben doch die Grabglocken ihr Geläute ſchon, als er eben den Niederbühler Weg erreichte. Er übergab deshalb das Pferd einem Manne, um es nach dem Dorfe zurückzuführen, und mußte nun, ohne ins väterliche Haus gehen zu können, aufgeregt von dem ſcharfen Ritte und in der Uniform in die Trauerverſammlung treten, die ſich bereits zum Aufbruche anſchicken wollte. Der alte Niederbühler ſtand, unabläſſig die Thränen trocknend, neben dem ſchon geſchloſſenen Sarge, an deſſen oberem Ende Gottlieb ebenfalls laut weinende Schweſter an der Seite Roſelis ſaß. Dieſes ſelbſt ſah blaß und von Leid und Nachtwachen angegriffen und gebeugt, aber gleichwohl gefaßt aus, und ſeit es der Mutter die Augen zugedrückt, waren die eigenen Augen noch von keiner Thräne feucht geworden. Als die allein anweſende alte Kathrine bei den letzten Atemzügen der Verſcheidenden in laute Wehklagen ausgebrochen war, hatte Roſeli bloß ausgerufen: „O wie gönne ich Dir die Ruhe, nach der Du Dich ſo lange geſehnt haſt, gute, arme Mutter, und wie beneide ich Dich darum!“ Auch ſeither war ſich ſeine ergebene Ruhe gleich geblieben, und bei der Gelaſſen-

heit, mit welcher es die Anordnungen zum Begräbnisse traf, hätte man fast an der Innigkeit seiner kindlichen Gefühle irre werden können, wäre nicht zu gut bekannt gewesen, mit welcher Liebe es sein Leben lang an der Mutter gehangen und welche fast übermenschliche Ausdauer es die letzten Wochen in ihrer Pflege gezeigt hatte. Doch jetzt, da Gottlieb ihm mit dem leisen Gruße „Gott tröste Dich in Deinem großen Leide" die Hand entgegenbot, wich der Ausdruck stiller Ergebenheit plötzlich aus dem Gesichte Roselis. Eine kleine Weile betrachtete es die dunkelgrüne Uniform, die in ihrer anschließenden Kleidsamkeit den Jüngling fast um halbe Kopfeslänge größer erscheinen ließ, und wendete sich dann rasch der Thüre zu; aber noch ehe es dieselbe erreicht hatte, stürzte ihm ein heftiger Thränenstrom aus den Augen.

Als der Sarg vor das Haus getragen war und die nächste Verwandtschaft hinter denselben trat, bemerkte Gottlieb in der ersten Reihe einen Menschen, der trotz der betrübten Teilnahme, die sein Herz erfüllte, seine lebhafte Neugierde und, für einen Augenblick wenigstens, fast seine Heiterkeit erweckte. Es war eine in feines Tuch gekleidete breitschulterige Gestalt, aber kaum von der Höhe eines vierzehnjährigen Knaben, und dieser wunderlichen Mischung von männlicher Kraft und unreifer Knabenhaftigkeit entsprach auch das Gesicht des Männchens vollkommen. Es war ganz und gar nicht häßlich, dieses Gesicht; aber wie viele Jahre die kleinen halbverborgenen Äuglein schon ins Leben geblickt haben mochten, das wäre schwer zu enträtseln gewesen; denn deuteten auch die freilich spärlichen Barthaare auf ein männliches Alter, so widersprachen dem wieder die knabenhaften Züge, über die noch nie ein rechter Lebensernst hinweggegangen zu sein schien, selbst jetzt in dieser ernsten Stunde nicht. Gottlieb konnte sich trotz der allgemeinen Stille, unter welcher sich der Leichenzug ordnete, nicht enthalten, den neben ihm stehenden Vater leise zu fragen, wer denn der kleine Bursche sei, und

er fühlte sich seltsam unangenehm berührt zu vernehmen, daß es ein Geschwisterkind Roselis, ein Brudersohn des verschollenen Oberbühlers sei. Gottlieb schüttelte den Kopf und dachte, daß ihm eine solche Verwandtschaft gerade nicht die angenehmste wäre, und mitten aus seinen Gedanken über Tod und Grab heraus, wie sie der Gang nach dem Kirchhofe hervorrief, mußte er seine Blicke immer wieder nach dem kleinen wunderlichen Manne richten.

Als die Tote ins Grab gelegt und mit der Leichenrede auch die letzten Orgeltöne in der Kirche verhallt waren, zeigte es sich, daß dem jungen Soldaten keine Zeit mehr übrig blieb, nach dem Oberbühl zurückzukehren, um an dem landüblichen Begräbnismahle teilzunehmen. Den ersten Diensturlaub mochte er doch nicht überschreiten und war nun froh, daß sich sein Pferd schon im nahen Dorfwirtshause befand. So ritt er denn von dannen, seine Trostgrüße an das leidvolle Roseli dem Vater übertragend.

Die Instruktionszeit hatte noch mehrere Wochen zu dauern, und unter dem munteren Treiben derselben verlor sich allgemach auch das unruhvolle Heimwehgefühl, das den jungen Niederbühler bis dahin beschlichen hatte. Sein militärischer Geist bekam einen frischen Anstoß, als er schon um die Mitte der Dienstzeit die Unteroffizierstschnüre erhielt, die ihn gleichsam nun erst recht fest an das Waffenleben banden. Er war davon bald so erfüllt, daß er bei einem Besuche, den ihm der Vater abstattete, dessen zurückhaltendes Wesen nicht einmal beachtete oder wenigstens nicht weiter nachdachte darüber. Auf des Sohnes Frage, wie es auf dem Oberbühl gehe, antwortete der Vater bedächtig, daß er in der letzten Zeit nicht so oft dort gewesen, aber sonst nichts Apartes wisse. Dabei schlich jedoch über das milde Antlitz des Mannes ein eigener Schatten des Verdrusses hinweg, und bald lenkte er das Gespräch wieder einem andern Gegenstande zu.

Als die Dienstzeit ihrem Ende zuneigte, wurde das Verlangen nach der Heimat wieder lebendiger in dem jungen Scharfschützen, und seine Gedanken beschäftigten sich mitten unter dem lauten Treiben seiner Umgebung wieder unabläßiger mit den Bildern, die ihm eine frohe Zukunft bevölkerten. Mochte auch der doch lange vorausgesehene Tod der Mutter vorerst noch Zurückhaltung auferlegen, nach dem Bekenntnisse, das Roseli beim Abschied so ganz aus innerem Herzensdrange abgelegt, konnte es nicht mehr bei seinem kühlen Wesen verbleiben, und, dachte Gottlieb, von einem frohen Gefühle durchbebt, es kann nun auch sonst nicht mehr so einzig bleiben. In den letzten Tagen zählte er schon die Stunden, die noch verrinnen mußten bis zur Entlassung, und als diese endlich unter den üblichen Förmlichkeiten vorüber war, ließ er sich weder durch freundliches Zureden noch durch Neckereien von der fröhlichen Gesellschaft seiner Kameraden zum verlängerten Abschiedstrunke festhalten. Er wußte, daß es ohnehin schon Nacht würde, bevor er nach Hause kam, und wenn er heute Roseli nicht noch sehen konnte, so mußte ihm, wie er meinte, jede Erinnerung an die eben durchlebte Dienstzeit vergällt werden.

Im heimatlichen Dorfe war's bereits schlafensstill geworden, als Gottlieb dasselbe durchschritt. Vom Niederbühl schimmerte noch ein Licht herab, denn dort erwartete man den Ankömmling, während auch auf dem Oberbühl schon Alles zur Ruhe gegangen zu sein schien. Gleichwohl ging der Heimkehrende ohne Zögern an dem Wege vorüber, der zum väterlichen Hause führte, und stieg klopfenden Herzens den Oberbühl hinan. Als er in kleiner Entfernung von dem dunkeln Hause aufatmend stehen blieb und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, glaubte er plötzlich noch sprechen zu hören. Er horchte schärfer hin, und ja, das war eine Stimme, die sein Ohr weit draußen in der Welt aus Tausenden heraus erkannt haben würde; zwei Andere dagegen, die Rede und Antwort gaben, waren

ihm völlig unbekannt. Offenbar ſaß Roſeli mit noch jemanden plaudernd auf der Bank neben der Hausthüre; denn es war eine dunkle, aber warme und duftige Sommernacht.

Gottlieb war hocherfreut, daß das liebe Mädchen wenigſtens nicht ſchon ſchlafen gegangen war; wer wußte, welche Erwartung dasſelbe vor dem Hauſe mochte wach erhalten haben! Er ſchritt deshalb raſch vorwärts, ohne ſich viel zu kümmern, wer ſonſt dort ſitzen möchte, und bald auch hörte er Roſeli, das er unter dem Schatten des weit vorſpringenden Daches noch nicht bemerken konnte, laut ſagen: „Das iſt der Gottlieb, ich kenn' ihn am Schritte.“ Er hielt einen Augenblick an, in der unwillkürlichen Erwartung, ob das Mädchen ihm nicht entgegeneilen werde, da es ihn doch erkannt hatte; aber betroffen, halb zornig, ſetzte er ſeinen Weg ſogleich wieder fort, als er eine dünne heiſere Stimme in unfreundlichem Tone entgegnen hörte: „So, der? was hat denn der noch ſo ſpät zu thun hier?“ Es erfolgte keine Antwort auf dieſe Frage; aber als Gottlieb an die kleine Bank herankam, ſtand Roſeli nur langſam auf, und auch der Ton ſeiner Stimme klang kühl, als es ſagte: „Ei, ei, Du biſt ja, glaub ich, noch in voller Uniform. Willkommen gleichwohl!“ Der junge Soldat mußte tief und ſchwer aufatmen; es war ihm, als ob eine eiskalte Hand ſeine Bruſt zuſammenſchnüren wolle, und, ohne etwas zu entgegnen, heftete er ſeine Blicke auf die zwei Perſonen, die auf der Bank ſitzen geblieben waren. Soviel er in der Dunkelheit erkennen konnte, war's eine alte Frau und hinter Roſeli halb verborgen — ja beim Himmel, er war es! — der kleine Vettersmann vom Begräbnistage.

„Du biſt ſpät,“ fuhr die junge Oberbühlerin gleichmütig fort, „kommſt Du denn erſt dieſen Abend aus der Stadt heim? Doch geſund und wohl, wie ich ſehe, und ſchon recht ein ausgemachter Soldat!“ Es lag auf den letzten Worten ein eigener Ton der Bitterkeit oder des Hohnes, wie es Gottlieb vorkam,

und er entgegnete deshalb ebenfalls herbe: „Ein ausgemachter Soldat! Wenigstens glaub' ich gethan und gelernt zu haben, was in der kurzen Zeit zu thun und zu lernen war. Das braucht aber etwas mehr als Du und Andere ſich vorſtellen.“ „Ei ja der Tauſend,“ erwiderte Roſeli, auf den Arm Gottliebs deutend, „wenn ich recht ſehe, ſo biſt Du auch ſchon Wachtmeiſter, oder was die ſchönen, gelben Schnüre ſonſt zu bedeuten haben. Aber willſt Du nicht ein wenig zu uns ſitzen? Das iſt meine gute Baſe vom Unterberg und das — das iſt ein Vetter von mir.“ Roſeli hatte ein wenig geſtockt bei dieſer Nennung des Vetters, und nun ließ das Männchen ein Kichern hören, das ungefähr klang wie der halb unterdrückte Ruf eines Spechtes. Das war die heiſere, dünne Stimme, welche vorhin beim Herankommen des ſpäten Beſuches die unfreundliche Frage geſtellt. „Ja wohl,“ ſagte er dann, ohne ſeinen kleinen Leib von der Bank zu erheben; „ich habe den Herrn Scharfſchützen auch ſchon beim Begräbnis der Mutter geſehen!“

„Beim Begräbnis der Mutter!“ murmelte Gottlieb, der von dieſer Vertraulichkeit, mit welcher ſich der Vetter gleichſam an die Stelle Roſelis ſetzte, mit Bitterkeit und Verdruß erfüllt wurde, „beim Begräbnis der Mutter!“ Er hatte die Worte, ohne es zu wiſſen, etwas lauter wiederholt, und Roſeli fragte: „Was ſagſt Du? Biſt Du preſſiert?“ „Ja,“ antwortete er, langſam mit der Hand über das Geſicht fahrend; „die Meinigen warten auf mich.“ „Ja was, biſt Du denn noch nicht daheim geweſen?“ fragte das Mädchen raſch, und jetzt war auch der kühle Ton ſeiner Stimme einer nur übel verhaltenen Bewegung gewichen; „kommſt Du ſo ſpät erſt aus der Stadt?“ „Es ging ſchon auf den Abend, als wir entlaſſen wurden,“ ſagte er; „aber nun gute Nacht beiſammen.“

Er ging, zuerſt haſtig, dann langſamer und zögernd. Roſeli horchte ſchweigend, ohne auf den eifrig plaudernden Vetter zu hören, bis das letzte Geräuſch der ſich entfernenden Schritte

verhallt war, und ſagte dann, daß es müde ſei und zu Bett gehen wolle.

Mit einem kurzen „gute Nacht“ ging es ſogleich nach ſeinem Kämmerlein, den beiden Verwandten anheimgebend, ob ſie noch länger beiſammen vor dem Hauſe bleiben wollten. Aber als der helle Frühſchein des folgenden Tages in das blanke Stüblein drang, fand er das jungfräuliche Bett noch unberührt, und die junge Oberbühlerin ſaß noch immer, die Stirn in die Hand verborgen, am Tiſche, wie ſie ſich geſtern Nacht hingeſetzt hatte.

Auch für Gottlieb war die erſte Nacht, welche er nach langer Abweſenheit wieder im väterlichen Hauſe verbrachte, eine ſchlimme und ſchlafloſe; dafür aber zeitigte ſie die Frucht eines feſten Entſchluſſes. „Nun, da ich Soldat bin, bin ich auch kein Kind mehr,“ ſagte er ſich ſelbſt, und als er am Vormittage mit dem Vater durch den Baumgarten ging, um nach dem Stande der Bäume zu ſehen, blieb er in der weiteſten Entfernung vom Hauſe ſtill ſtehen, ſich an den Stamm eines Apfelbaumes lehnend.

„Vater,“ begann er ernſt, „ich habe etwas zu reden mit Dir, und hier iſt eine gute Gelegenheit dazu.“

„Nun, was iſt's denn?“ ſagte der alte Niederbühler, ebenfalls ſtehen bleibend und den Sohn mit ſeinen ſtillen Augen ruhig anblickend; „was willſt Du, Gottlieb?“

„Ich denke in nicht gar langer Zeit zu heiraten, Vater.“

„Heiraten, ſo?“ erwiderte der alte Niederbühler gedehnt und ernſter aufſchauend, fügte jedoch mit ſeinem gewohnten Lächeln alsbald hinzu: „Daß das einmal in nicht gar zu langer Zeit geſchehen werde, kann ich mir wohl denken; aber jetzt am Ende haſt Du Dir als Soldat ſchon eine Braut in der Stadt erobert!“

Gottlieb ſchüttelte den Kopf halb unwillig, da er in ſeiner jetzigen Stimmung ganz und gar zu keinerlei Scherz aufgelegt

war. „Du weißt wohl, wen ich meine, Vater,“ ſagte er, mit einer leichten Handbewegung nach dem Oberbühl hinüber deutend.

Der alte Niederbühler lehnte ſich mit dem Rücken nun ebenfalls an einen nahe ſtehenden Baum; aber der mild heitere Ausdruck ſeines Geſichtes machte allmählich einem verdrießlichen Ernſte Platz. Erſt nach geraumer Weile ſagte er: „Du biſt noch ſo jung, daß ich als Vater wohl ſagen könnte, Du wäreſt zum Heiraten noch nicht alt genug. Doch davon will ich nicht reden; hingegen haben zu einer Heirat wenigſtens immer Zwei ihren Willen zu geben, und weißt Du denn, ob Roſeli —“

„Es hat mir aus freien Stücken geſtanden, daß es mich lieb habe,“ fiel Gottlieb ein, „lieber als ſonſt einen Menſchen auf der ganzen Welt.“

„Das hat es gethan?“ fragte der Vater mit einem hellen Aufleuchten ſeiner Augen; „und wann war denn das?“

„Noch am letzten Abend, als ich zur Inſtruktion ging,“ antwortete Gottlieb; „und jetzt, da die Mutter geſtorben, kann Roſeli doch nicht lange mehr einzig bleiben, denk' ich.“

Der Vater ſchwieg vor ſich hinſchauend wieder eine Weile und ſagte dann, dem Sohne näher tretend: „Hör', Gottlieb, es iſt mir nicht unlieb, daß Du von Dir ſelbſt auf die Sache zu ſprechen kommſt; hätteſt Du es nicht gethan, ſo würd' ich wohl bald eine Gelegenheit dazu benützt haben. Nun iſt's beſſer ſo. Du magſt ſonſt ſchon wiſſen, daß Du mir keine liebere Schwiegertochter bringen könnteſt als das Roſeli, und wär' es eines armen Taglöhners Kind, ein tüchtigeres und bräveres Mädchen kann es nicht geben, Land auf und ab nicht. Aber gleichwohl liegt etwas Verborgenes in ihm, aus dem ich nicht klar werde und das, wie ich faſt befürchte, Dir gilt.“

„Aber wie denn?“ fragte Gottlieb nicht ohne Betroffenheit; „wie meinſt Du das?“

„Ja, wüßt' ich nur erſt, wie ich's eigentlich meinen ſollte,“ fuhr der alte Niederbühler fort; „ſag' ich Dir denn nicht, daß

ich ſelbſt nicht klug werde aus dem Mädchen? Daß es Dir gut war von Kindheit an, nun, das brachte der Lauf der Dinge mit ſich; vielleicht iſt es Dir auch jetzt noch gut, ich glaub' es ſogar; aber mehr noch glaub' ich, daß es nicht im Sinne hat, Dich zu heiraten."

„Vater!" rief Gottlieb, von unwillkürlichem Schrecken ergriffen; „das kann doch nicht Dein Ernſt ſein, Vater."

„Doch, doch, es iſt mir nur zu ernſt damit," entgegnete der alte Niederbühler, „aber von Herzen wünſch' ich, daß ich mich täuſchen möchte. Siehſt Du, die verſtorbene Oberbühlerin war ſeit der Flucht ihres Mannes eigentlich nur noch das Echo Roſeli's; das Kind hatte durch ſein feſtes und doch liebes Weſen bald eine Gewalt gewonnen über die Mutter, die unter andern Umſtänden hätte gefährlich werden müſſen. Aber obwohl ich nun alle Urſache zu glauben habe, daß ſie eine Heirat zwiſchen Dir und ihrer Tochter von Herzen gerne geſehen hätte, ſo hat ſie doch ſchon lange vor ihrem Tode nie mehr ein Wort fallen laſſen darüber; ja, in der letzten Zeit, wo ich die Sache gerne einmal zur Sprache gebracht hätte, ſuchte ſie jeder Andeutung gefliſſentlich und ängſtlich auszuweichen. Das war aber gewiß nur das Werk Roſeli's, glaub' es mir. Und nun erſt ſeit dem Tode der Mutter! Natürlich ſieht es gut genug ein, daß es nicht wohl angeht, noch lange einzig zu bleiben; aber jetzt, da eine Entſcheidung heran nahen ſoll, ſucht das ſchlaue Mädchen ſogar mich ſchon zum Voraus fern zu halten, nicht meinetwegen, ſicherlich nicht, ſondern eben Deinetwegen."

„Ich verſteh' Dich nicht, Vater," ſagte Gottlieb vor ſich hinſtarrend; „etwas Kurioſes hat das Roſeli zu Zeiten wohl an ſich."

Der Alte ſchüttelte bedächtig mit dem Kopfe. „Kurioſes — nein, das iſt es nicht," fuhr er fort; „das Mädchen weiß in allen Dingen zu gut, was es will, als daß es launiſch oder wunderlich ſein könnte. Gerade darum hat es auch die Baſe

und den kleinen Vetter zu ſich genommen; die erſtere bedurfte es anſtandshalber des letztern wegen, und durch dieſen wollte es Dir und mir den Riegel ſtoßen auf dem Oberbühl. Iſt ein Vetter dort, und wäre er noch um einen Schuh kleiner und weniger eiferſüchtig, als er's iſt, ſo ſind wir beide in vielen Dingen nicht mehr notwendig, wenn nicht gar ganz überflüſſig."

Es lag ein bei dem Niederbühler ſeltener Ausdruck des Verdruſſes in den letzten Worten, und der Sohn rief heftig: „Ja, was, iſt der Vetter nicht nur zu einem kurzen Beſuche auf dem Oberbühl?"

„So hieß es anfänglich," antwortete der alte Niederbühler; „aber nun, ſeit es der Baſe, die er einſt beerben ſoll, ſo gut gefällt auf dem Oberbühl, daß ſie den ganzen Sommer dort bleiben will, ſo wird er auch nicht fortgehen, denk' ich."

Gottlieb biß die Lippen zuſammen und ſtarrte wieder vor ſich auf den Boden hin. Die Worte des Vaters trafen ihn um ſo ſchwerer, je begründeter ſie ihm vorkamen und wenigſtens einen Teil des ſeltſamen Benehmens der jungen Oberbühlerin zu erklären ſchienen. Doch ſagte er endlich: „Aber Vater, wenn das Alles ſo überlegt und ausgedacht wäre, ſo müßte ja das Roſeli kein Herz und kein Gemüt haben."

„Nein, nein," entgegnete der Alte mit einer abwehrenden Bewegung, „wenn man etwas finden will, ſoll man nicht wiſſentlich am unrechten Orte ſuchen. Daß Roſeli ein wärmeres Herz hat, als Viele, deren Mund ſtets von ſüßen Worten überfließt, das hat es ſattſam ſchon gegen ſeine Mutter bewieſen, abgeſehen davon, daß es gegen Arme und Notleidende die beſte Seele von der Welt iſt. Nein, es iſt etwas Anderes, was mir auffällt und was ich eben gegen Dich gerichtet glaubte; hat Dir nun aber das Roſeli, wie Du ſagſt, eingeſtanden, daß es Dich lieb habe, in Gottes Namen, ſo verſuche Dein Glück;

mein Beiſtand und mein Segen ſollen Euch Beiden niemals fehlen."

„Ich danke Dir, Vater," ſagte Gottlieb, ſich aus ſeiner Verwirrung aufraffend; „heute Abend werde ich im Klaren ſein."

Aber im Klaren war der arme Jüngling nach manchen Abenden und nach Monaten noch nicht; nur ſoviel war deutlich genug, daß Roſeli mit unausgeſetzter Vorſicht jede Gelegenheit zu vermeiden wußte, welche irgend eine Erklärung Gottliebs hätte herbeiführen können. Der kleine Vetter folgte ihm auch den ganzen Tag auf Weg und Steg wie ein Schatten und machte durch ſeine bloße Gegenwart jede vertraulichere Annäherung an das Mädchen unmöglich. Dazu kam bald, daß der junge Niederbühler ſchon wieder umkehrte, wenn er den Kleinen nur aus der Ferne erblickte. Er wurde ihm ein Gegenſtand des äußerſten Widerwillens, ja des Haſſes und oft genug auch der — Eiferſucht. Zwar verſuchte Gottlieb jedesmal zu lachen, wenn er ſich ſelbſt auf dieſer Empfindung ertappte; aber dieſes Lachen war ſchon anfänglich ein erzwungenes und wollte ſpäterhin immer weniger gelingen. Doch würde er ſich geſchämt haben, dieſe eiferſüchtigen Regungen irgend Jemanden merken zu laſſen, ſelbſt den eigenen Vater nicht und noch viel weniger Roſeli; denn dieſes und der Kleine ein Paar, das war ja ſicher ein lächerlicher Gedanke! So verſchloß der Jüngling, was ihn mit neuer Hoffnung erfüllte oder ihn folterte, in ſich ſelbſt, und auch der Vater ſprach ſeit jenem Morgen im Baumgarten kein Wort mehr von der Sache. Er ging immer ſeltener nach dem Oberbühl hinüber, und noch vor Ablauf des Sommers wurde der früher ſo vertrauliche und lebhafte Verkehr zwiſchen den beiden Höfen faſt nur noch durch das junge Breneli unterhalten, das mit unveränderter Anhänglichkeit der ältern Freundin zugethan blieb. Zwar ſchweifte auch Gottlieb oft genug um den Oberbühl herum, aber bald

nur noch zur Nachtzeit, und lieber in dunkeln Gewitternächten, als wenn die klaren Sterne auf seine einsamen Wege und düsteren Gedanken niederschauten.

Der Sommer ging vorüber, und an einem Herbstnachmittage war Gottlieb allein im Baumgarten beschäftigt. Bei der durchsichtig klaren Luft konnte er auf dem Oberbühl, wo die Leute ebenfalls den reichen Obstsegen sammelten und einbrachten, beinahe jeden einzelnen Arbeiter erkennen. Ganz deutlich sah er Roseli, das die Leute zum Vesperbrote holte und auch sonst einige Male hin und wieder ging; aber auch das Vettermännlein war da, unabläſſig wie ein Windspiel umherschießend und offenbar da und dort den Leuten Befehle erteilend. Gottlieb glaubte, die dünne, krächzende Stimme hören zu müſſen. Er saß, die Arbeit vergeſſend, lange hoch oben in der Krone eines Baumes und schaute hinüber, während die anfängliche Bitterkeit seines Innern mehr und mehr von einer leisen Wehmut verdrängt wurde. In rosigem Lichte stiegen vor seiner Erinnerung vergangene Tage empor, von jener ersten Begegnung mit dem Kinde im Schatten der Hecke bis zu dem nächtlichen Abschiedsgeständniſſe der Jungfrau, und seine Hoffnungen erneuten sich wieder an diesen Bildern. „Es ist nicht anders möglich," sagte er zu sich selbst, „als daß Roseli mich eben bloß auf die Probe stellen will. Und am Ende ist es auch in einem verständigen Rechte mit seiner Zurückhaltung; hätte es diese nicht beobachtet und wäre mir entgegengekommen, wie ich's in meinem Ungestüm begehrte, so müßten wir ja längst verheiratet sein, und wir Beide sind doch noch so jung und das Leben ist lang! Nein, ich will dem klugen Mädchen nicht mehr grollen und geduldig abwarten, bis es selbst die Zeit für gekommen hält, meine, und gewiß auch seine heimlichen Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Wenn unterdessen nur der Knirps von einem Vetter —"

Gottlieb sah den Kleinen drüben eben dem Hause zueilen, vor welchem Roseli stand, und unwillkürlich erhob er die Hand zu einer drohenden Bewegung; dadurch aber verlor er seinen Stützpunkt und mußte nun mit beiden Händen tastend um sich greifen, um nur wieder eine feste Habe zu gewinnen und nicht in die Tiefe zu stürzen. Es gelang ihm; aber noch hatte er das plötzliche Erschrecken nicht ganz abgeschüttelt, als der Vater durch den Baumgarten heraufkam und ihn herabkommen hieß. Der alte Niederbühler ging langsam mit ungleichen Schritten daher, wie wenn er müde wäre, und als er endlich vor seinem Sohne stand, mußte dieser aufs Neue erschrecken. „Um Gottes willen, was hast Du, Vater?" rief er, „Du siehst ja todkrank aus!"

„So," erwiderte der Alte, indem er sich ein wenig abwendete und mit dem Taschentuch langsam über das Gesicht fuhr; „nein, weiter fehlt mir nichts, als daß ich vom Dorfe herauf etwas schnell gegangen bin."

„Ich glaube, es ist noch etwas Anderes," sagte der Sohn, den Vater besorgt und ängstlich anblickend; „ich weiß gar nicht, wie Du mir auch vorkommst."

„Ei was, es ist nichts Weiteres," versetzte der Niederbühler in etwas ungeduldigem Tone; „verdrossen hat mich's freilich, daß wir Dinge, die in unserer nächsten Nachbarschaft vorgehen, erst drunten im Dorfe erfahren müssen."

„Und was ist denn das?" fragte Gottlieb hastig, fügte aber langsamer und zögernd hinzu: „So wichtig wird die Sache wohl nicht sein."

Der alte Niederbühler fuhr mit seinem Tuche nochmals über das Gesicht und sagte dann kurz: „Der kleine Vetter drüben wird in den nächsten Tagen vom Oberbühl abziehen."

Gottlieb sah den Vater fragend und kopfschüttelnd eine Weile an, bevor er lachend erwiderte: „Nun, das wird Dich

doch wohl nicht ſtark verdrießen, Vater; mich einmal gewiß nicht.“

„Mich auch nicht,“ verſetzte der alte Niederbühler, der heute ſeine gewohnte Milde und Ruhe gänzlich verloren hatte und ſie umſonſt wieder zu gewinnen ſuchte; „aber der Zwerg kommt in einigen Wochen zurück, um dann für immer unſer Nachbar zu bleiben.“

„Für immer?“ fragte Gottlieb mit gedämpfter Stimme; „wie meinſt Du das?“

„Für immer,“ wiederholte der Alte mehrmals mit dem Kopfe nickend; „denn er wird noch dieſen Herbſt das Roſeli drüben heiraten.“

„Warum nicht gar,“ entgegnete Gottlieb, den Vater anſtarrend, gedehnt; „wer nur ſolche Geſchichten erfinden mag.“

„An ihrer Wahrheit brauchſt Du nicht zu zweifeln,“ verſetzte der alte Niederbühler; „denn ich habe eine Abſchrift des Ehevertrages, der geſtern vor dem Ammanne abgeſchloſſen worden iſt, mit eigenen Augen geſehen und geleſen.“

Gottlieb ſtand eine Weile ſprachlos; dann brach zwiſchen ſeinen Lippen ein lautes Lachen hervor. Aber es war ein gewaltſames und klangloſes Lachen, und ſeine Stirne hatte ſich mit kaltem Schweiße bedeckt.

„Wäre Roſeli,“ fuhr der Vater fort, „nicht ſchon ſo lange gewohnt, Alles nur aus ſich ſelbſt und aus eigener Überlegung heraus zu thun, ſo würd' ich glauben, daß das eine Art Kuppelwerk der Baſe ſei; denn ſie und ihr Vermögen ſpielen eine nicht unbedeutende Rolle in dem Vertrage; aber wie das Mädchen nun einmal geartet iſt, kann an ſolche Überredung oder Übereilung nicht gedacht werden.“

Der Jüngling blieb noch immer ſtumm und lehnte ſich, wie um eine Stütze zu ſuchen, mit dem Rücken gegen einen Baumſtamm; der Vater nahm deshalb von Neuem das Wort und ſagte: „Du erinnerſt Dich noch, was im Sommer gerade

hier an dieſer Stelle zwiſchen uns geſprochen worden iſt, und ich brauche nun nicht zu verhehlen, daß mir die Sache ſchweren Kummer und Verdruß verurſacht. Die Leute hatten eben doch längſt angenommen, daß ihr Beide einmal ein Paar werden würdet, und jetzt, da wiederum nichts geworden iſt draus, ſo kommen auch noch alte Geſchichten in neuen Umlauf, und an mancherlei Spott wird es gewiß nicht fehlen. Ich möchte Dich deshalb recht ermahnen, ſo wenig als möglich merken zu laſſen, wie ſtark Dir's zu Herzen geht; denn nun ändern Worte und ungeberdiges Thun nichts mehr an der Sache, und Du biſt Dir ſelbſt ſchuldig, Dich einem ſolchen Nebenbuhler gegenüber in keinerlei Weiſe bloßzuſtellen. Ich war auch einmal in der Lage, mich bezwingen zu müſſen, und ich habe mich bezwungen. Nicht wahr, Du verſprichſt mir, es ebenfalls zu thun?"

Er hielt dem Sohne die Hand hin, und dieſer ergriff dieſelbe, ohne etwas zu erwidern. Darauf ging der Vater langſam dem Hauſe zu, während Gottlieb ſich ins Gras auf den Boden niederwarf. Hier lag er noch, als die Nacht längſt feucht und kühl auf ihn herabgeſunken war.

Und am folgenden Morgen hatte er das Haus wieder verlaſſen, bevor das Geſinde aufgeſtanden war; überhaupt ließ er ſich die nächſten Tage wenig blicken und fand ſich nicht einmal zum Eſſen ein. Er ſtreifte in den Wäldern umher, die ſich weit und einſam über den breiten Bergrücken hin erſtreckten, ohne ſich zu kümmern um den Gang der Tagesarbeit; aber der Vater ließ ihn gerne gewähren, da er aus eigener Erfahrung wußte, daß ſich die aufgeregte und verwundete Seele in der Einſamkeit am beſten wieder zur Ruhe ſammelt.

Dieſe Vorausſicht ſchien ſich ſchneller und erfreulicher zu erfüllen, als der alte Niederbühler nur zu hoffen gewagt hatte. Gottlieb machte ſich bald von ſelbſt wieder an die gewohnten Tagesgeſchäfte, nur daß er ſchweigſam blieb und ſich ſcheu vor den Leuten zurückzog, ſelbſt vor dem eigenen Hausgeſinde, wo

s anging; aber am Abend des Hochzeitstages Roſelis er-
ien er plötzlich bei den jungen Leuten, die ſich unterhalb
s Dorfes verſammelt hatten, um die heimkehrenden Hoch-
tsgäſte mit dem herkömmlichen Freudenſchießen zu empfangen.
er junge Niederbühler zeigte ſich eifriger dabei als irgend ein
nderer, der ſich durch ſeine Beteiligung den Anſpruch auf
nen guten Trunk erwerben wollte. Bald hatte er ſich des
ößten vorhandenen Mörſers bemächtigt, den er einzig lud
d abfeuerte, und ſeine Schüſſe rollten durch das kleine Thal
e grollende Donnerſchläge. Die Mitſchützen warnten ihn vor
erladung, die das Geſchütz verderbenbringend zerſprengen
nte; aber er hämmerte die Ladung nur noch feſter in die
ündung und rief den Beſorgten wegwerfend zu, daß eine
che alte Eiſenbüchſe feſter halte als tauſend andere Dinge
der Welt. Da ſich die Gefährten vor der augenſcheinlichen
efahr ein wenig zur Seite zogen, fuhr er in ſeinem Treiben
r noch toller fort, bis er nach einem donnernden Schuſſe
n Mörſer über den Abhang des Hügels hinunterwarf und
der Dunkelheit der Nacht plötzlich verſchwand.

Lange nach Mitternacht hörte der alte Niederbühler, der
n dieſe Zeit ebenfalls noch ſchlaflos auf dem Bette lag, den
ohn nach ſeiner Kammer gehen; aber als dieſer ſich am
orgen zu lange nicht zeigen wollte, wurde die Kammer leer
funden, und auf dem unberührten Bette lag ein offenes Blatt
apier, das in haſtigen Schriftzügen mit nur wenigen Worten
ſchrieben war. „Ich kann nicht mehr in der Heimat leben,“
eß es da; „es müßte ein Unglück daraus entſtehen, glaubt
mir. Aber kümmert Euch nicht ſo ſehr, wohin ich gehe —
bald ich ſelbſt es weiß, werde ich Euch Nachricht geben. Und
nes noch verſpreche ich Euch: ich werfe alle Gedanken, die
ir ſeither zuflüſterten, daß mein Leben fortan ein unerträg-
hes und unnützes ſei, von mir. Alles Andere wollen wir
ott anheimſtellen.“

Nachdem der Niederbühler lange ſtarr auf das Papier geblickt, als ob er eine Veränderung der Worte und Schriftzeichen erwarte, ſetzte er ſich, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, an den Tiſch nieder. Hier blieb er ſchweigend und bewegungslos ſitzen, und nur von Zeit zu Zeit ging eine Erſchütterung durch ſeinen Körper, wie ein Baum von kurzen Windſtößen bewegt wird. Als er jedoch endlich die Hände wieder wegzog und ſich erhob, war ſein Geſicht ruhig, als ob heute noch kein bekümmerter Gedanke über dasſelbe hinwegegangen wäre. Feſt klang auch ſeine Stimme, mit der er das laut weinende Vreneli zu tröſten ſuchte. „Vorerſt laßt noch keinen fremden Menſchen etwas merken,“ ſchloß er, „und ſagt Jedem, der etwa fragen ſollte, Gottlieb und ich wären auf einen Pferdekauf ausgegangen. So Gott will, werde ich ihn wohl bald finden und wieder zurückbringen.“

Mit dieſer Hoffnung machte ſich der Vater unverweilt auf den Weg thalabwärts, überall vorſichtig nachforſchend, ob der Sohn nicht geſehen worden ſei; aber dieſer ſchien wie vom Winde weggeweht ſpurlos verſchwunden zu ſein, und nach drei Tagen vergeblicher Mühe kehrte der Niederbühler troſt- und hoffnungsloſer wieder heim, als er fortgegangen war. Hier hatte die Abweſenheit der beiden Männer noch kein beſonderes Aufſehen erregt, da die Ausrede wegen des Pferdekaufes ſelbſt gegen das Geſinde gebraucht worden war; hingegen berichtete Vreneli etwas Anderes, das, ſo unbedeutend es auch ſein konnte, die Aufmerkſamkeit und Verwunderung des Heimgekehrten in hohem Grade erregen mußte. Seit dem offenen Verlöbnis Roſelis mit ſeinem kleinen Vetter hatte jeder Verkehr zwiſchen dem Ober- und Niederbühl aufgehört, wie es einſt vor bald fünfundzwanzig Jahren der Fall geweſen, und ſelbſt Vreneli hatte ſeine Beſuche bei der ſonſt mit halb mütterlicher, halb ſchweſterlicher Zärtlichkeit ihm zugethanen Freundin eingeſtellt. Dieſe hinwieder hatte durch ihr eigenes Weg-

bleiben und Verschweigen ihres Thuns gleichsam das Unrecht eingestanden, das sie an Vater und Sohn auf dem Niederbühl begangen, und der Erstere wenigstens war innerlich dankbar dafür, daß sie ihn und sein Haus gänzlich aus dem Spiele ließ. Er hatte immer noch eine Einladung Vrenelis zur Hochzeit befürchtet gehabt, aber auch diese war unterlassen worden. Dagegen war kaum einige Stunden, nachdem der Vater sich zur Aufsuchung des Sohnes auf den Weg gemacht, die alte Kathrine vom Oberbühl gekommen, um sich in etwas geheimnisvoller Weise nach Gottlieb zu erkundigen. Vreneli hatte zu große Mühe, seinen Jammer zu bemeistern, als daß es die Alte über die Ursache dieser Nachfrage hätte ausforschen können, und so war sie denn mit dem Bescheide fortgegangen, den der alte Niederbühler angeordnet gehabt; aber diesen Abend war sie schon wieder da gewesen und hatte diesmal nicht bei Vreneli selbst, sondern beim Gesinde nach der Abwesenheit und Heimkehr der Männer geforscht. Was sollte das zu bedeuten haben? Es war leicht möglich, daß Gottlieb auch noch ein Zeichen seines Verschwindens auf den Oberbühl hatte gelangen lassen; ja vielleicht konnte man dort über die Absichten des armen Burschen besser unterrichtet sein, als auf dem Niederbühl selbst; aber es widerstrebte dem Vater, deshalb eine Nachfrage zu halten, und obwohl er wußte, daß das Geheimnis nun nicht mehr lange bewahrt werden konnte, beschloß er doch, wenigstens abzuwarten, bis von dem Flüchtlinge selbst eine bestimmtere Nachricht käme.

Und zu lange sollte dieses Warten nicht dauern; aber die Botschaft, die nach einigen Tagen anlangte, war jammervoll für die Bewohner des Niederbühls, selbst wenn diese sich wohl schon auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatten. „Ich habe gehofft, es werde gehen," schrieb Gottlieb unter Anderm, „wenn ich nur erst von Hause fort sei und kein bekanntes Gesicht mehr sehen müsse. Ich durchstreifte deshalb die abgelegenen

Jurathäler und hatte die Abſicht, mich auf einem einſamen Berghofe zu verdingen, ſo lange es notwendig ſein ſollte. Aber ich ſah nur zu bald ein, daß ich mich in mir ſelbſt getäuſcht. Wenn ich vergeſſen und wieder geſunden ſoll, ſo kann das nur bei einem Leben geſchehen, das all mein Sinnen und Denken nach außen hin in Anſpruch nimmt; drum bin ich jetzt, o verzeiht mir, meine Lieben, den nämlichen Weg gegangen, den einſt auch Roſelis Vater gegangen iſt. Mache keinen Verſuch, mich davon abzuhalten, mein guter armer Vater; es würde nicht mehr nützen, als es damals bei unſerm Nachbar genützt hat. Denn zur Stunde, wo Ihr dieſen Brief erhalten werdet, bin ich ſchon weit auf dem Wege nach Algerien begriffen. Sollte dagegen auch Roſeli einmal nach mir fragen, ſo ſagt ihm, daß ich jeden Groll, der in mir aufſteigen wollte, niedergekämpft habe und ſeinen Namen bis zu meiner letzten Stunde ohne Bitterkeit nennen werde. Vielleicht treffe ich unter meinen künftigen Kameraden noch Leute an, die ſeinen Vater gekannt und mir über ſeine letzten Lebenstage mehr mitteilen können, als bisher zu uns in die Heimat gelangt iſt. Noch einmal, verzeiht mir und denkt drum nicht übler von mir, weil ich Euch dieſen Schmerz nicht erſparen konnte."

Auf ſolche Kunde hin vermochte auch der alte Niederbühler ſeinen Jammer nicht mehr zu beherrſchen und eine Stunde ſpäter ſaß er noch mit thränenfeuchten Augen in der Stube, als die Thüre aufging und mit haſtigem Schritte die Oberbühlerin hereintrat. Bei ihrem Anblicke lief Breneli laut weinend hinaus, während der Vater faſt erſchrak über das Ausſehen der jungen Frau, die ſeinem Herzen einſt ſo nahe geſtanden und auch jetzt noch nahe ſtand. Sie ſah bleicher und abgehärmter aus, als ſie damals neben dem Sarge der Mutter ausgeſehen hatte, und nur aus den braunen Augen ſprühte etwas hervor, wie der Abglanz tiefer Angſt und faſt wilder Aufregung. Von dem hinausdrängenden Breneli blickte ſie auf

den Vater und rief dann, beide Hände in die Höhe hebend, mit gepreßter Stimme: „Der Bote hat mir gesagt, er habe Euch einen Brief gebracht, der weit her gekommen sei; was hat er geschrieben, Nachbar Rudolf, wo ist er?“

„Wen meinst Du?“ fragte der Niederbühler zögernd; „der Brief, den wir bekommen —“

„Ist von Gottlieb,“ fiel Roseli mit der nämlichen Heftigkeit ein, „das weiß ich ja wohl; aber um Gotteswillen, was ist's mit ihm und wo ist er? Ich muß es wissen, wenn ich's länger ertragen soll.“

Vater Rudolf fuhr mit der Hand über die Augen und schaute die junge Frau eine kleine Weile wieder mit dem alten milden Blicke, aber voll tiefen Erstaunens an, bevor er langsam sagte:

„Ich weiß nicht, was ich denken soll, Roseli; doch hier ist der Brief, Du kannst ihn selbst lesen.“

Die junge Oberbühlerin griff nach dem Blatte, wie etwa ein Geizhals nach einem schon verloren geglaubten Schatze greift; aber als sie dasselbe mit brennendem Blicke durchflogen, sank sie laut aufschluchzend neben den Niederbühler auf die Bank nieder.

„Um Gottes Willen, was hast Du denn, Roseli?“ rief dieser in bestürzter Verwirrung; „nach dem, was nun einmal vorgegangen, weiß ich gar nicht, wie ich Dich verstehen soll.“

„O, laßt mich nur einen Augenblick,“ bat sie, ihr von Thränen überströmtes Gesicht gegen seine Brust neigend; „jetzt kann ich nicht anders, aber es wird bald vorüber sein.“

„Ja, ich bitte Dich,“ sagte Vater Rudolf bewegt, indem er seinen Arm um die halb hingesunkene Gestalt legte; „was es auch immer sein mag, Du wirst Dich drein fügen müssen, wie ich es muß.“

„Das werde ich auch,“ entgegnete sie leise und von Schluchzen unterbrochen; „laßt mich nur eine einzige Minute so liegen, Vater Rudolf.“

Dieser Name durchklang den Mann mit einem eigenen Schauer von Wehmut und schmerzlicher Bitterkeit.

„Ach, Roseli,“ entgegnete er sanft und die Weinende fester an sich ziehend; „ja, warum hab' ich Dir nicht Vater werden können!“

Noch eine Weile ließ die junge Frau ihren Thränen ungehemmten Lauf, ohne auf diesen unwillkürlichen Ausruf etwas zu entgegnen oder sich aus ihrer Lage zu rühren; dann aber erhob sie sich langsam, ging einige Male die Augen trocknend die Stube auf und nieder und setzte sich dann wieder neben den schweigenden Niederbühler, während sie mit beiden Händen seine Rechte zu ergreifen suchte. Auf ihrem bleichen Gesichte lag noch immer ein feuchter Thränenschimmer; aber schon begann der Ausdruck eines gefaßten, wenn auch kummervollen Ernstes auf dasselbe zurückzukehren.

„Warum Ihr mein Vater nicht werden konntet?“ nahm sie sodann das Wort; „Gott weiß es, daß ich mir auf dieser Welt nie ein schöneres Glück gewünscht hätte; aber es konnte, es durfte nicht sein, wenn ich meinem heiligsten Gelübde nicht untreu werden sollte.“

„Einem Gelübde!“ rief der Niederbühler, der hier vor der Lösung eines Rätsels stand, das er wohl geahnt, das ihm aber doch immer dunkel geblieben; „wem solltest Du denn ein Gelübde abgelegt haben, Roseli?“

„Meiner armen Mutter, sogar Euch und mir selbst,“ erwiderte die Oberbühlerin.

„Ich kann Dich nicht verstehen,“ sagte Vater Rudolf nach kurzem Nachsinnen; „wie könntest Du denn zu einem Gelübde auch gegen mich gekommen sein, von dem ich nie ein Sterbenswörtchen gewußt habe?“

Roseli stieß schwer aufatmend einen Seufzer aus.

„Ja wohl, auch gegen Euch, Nachbar Rudolf," entgegnete es; „denn seht, als ich mit meiner Mutter in jener Nacht, da wir den Vater umsonst in der Stadt gesucht, hier drunten am Bühl vorbeifuhr, vernahm ich zum ersten Mal, was Euch Beide einst geschieden hatte. Mein Herz war so voll von Leid und Jammer, daß ich gerne gestorben wäre; aber fast mehr als alles Andere jammerte mich die Reue, mit welcher meine Mutter mitten in ihrem Unglücke an die Vergangenheit zurückdenken und sich selbst anklagen mußte. Da, Nachbar Rudolf, als die Arme erst bei dem Anblick des stillen Lichtes, das von hier herableuchtete, endlich aus ihrem starren Schmerze erwachen konnte, faßte ich den heiligen Vorsatz, einst nie einen Mann zu heiraten, der Freude am Militärwesen hätte oder auch nur militärpflichtig werden könnte."

„Roseli!" rief der Niederbühler, von dieser unerwarteten Wendung des Geständnisses überrascht; „das kann doch Dein Ernst nicht sein; wenigstens nicht, daß Du Deine spätere Handlungsweise von einem solchen Vorsatze abhängig gemacht hättest!"

„Doch, doch, so ist es," entgegnete die Oberbühlerin, ihre Worte mit einem langsamen Nicken des Kopfes bestätigend, „und der Vorsatz, den ich damals gefaßt, wurde nicht nur durch das ganze Unglück meiner armen Mutter bis an ihr Lebensende immer aufs Neue gekräftigt, sondern fast ebenso viel durch Euch selbst. Wenn ich Euch so im Stillen mit meinem unglücklichen Vater verglich, so wurde mir wohl deutlich, wie viel Schaden sein ganzes Wesen an dem Militärleben genommen hatte, und wäre das Unglück auch nicht gekommen, ein so herzensguter und doch so wahrhaft starker Mann, wie Ihr es seid, hätte er nie mehr werden können, gerade weil er die rechte Stärke zu lange am unrechten Orte gesucht hat. Drum aber habe ich auch die Worte nie vergessen, die Ihr an jenem Morgen, als Ihr wieder zum ersten Mal auf den Ober-

bühl gekommen ſeid, zu mir geſagt habt; nämlich, daß ich nun nicht nur eine gute Tochter bleiben, ſondern auch ſtark werden müſſe, wie ein rechter Mann es ſei. O, es hat mich viel gekoſtet, dies zu werden und zu bleiben!"

Die letzten Worte waren wieder von einem ſchmerzlichen Seufzer begleitet, und Roſeli ſchwieg darauf, die Hände auf den Schoß faltend und vor ſich niederblickend. Auch Vater Rudolf ſchwieg noch eine gute Weile, bevor er mit leiſem, gedrücktem Tone fragte:

„Und dieſer Vorſatz oder das Gelübde, wie Du es nennſt, den Du vor Jahren in einer unglücklichen Stunde gefaßt haſt — er wäre wirklich allein die Urſache an all' Dem, was nun gekommen iſt?"

„Mißverſteht mich nicht, Vater Rudolf," entgegnete Roſeli ernſt aufblickend; „ich habe dieſen Entſchluß nicht nur meinetwegen gefaßt und feſtgehalten, ſondern auch derer wegen, die einſt vielleicht ebenſo ſchuldlos hätten leiden müſſen, wie ich ſchon gelitten habe und nun erſt noch zu leiden haben werde. Wenn ich mir vorſtellte, daß einſt ein Kind, dem ich das Leben gegeben, ebenſo wie ich auf jede Hoffnung, auf jedes Lebensglück verzichten müßte, bloß weil ich nicht ſtark genug geweſen — o Gott, ich mag nicht mehr dran denken, wie mir's dann alle Mal zu Mute wurde. Ich darf drum recht wohl von einem Gelübde reden, wie ich glaube, und nicht nur von einem übereilten Vorſatze, Vater Rudolf."

„Und Du haſt nie darüber geredet mit ihm?" fragte der Niederbühler mit bekümmertem Kopfſchütteln; „Du haſt ihm nie geſagt, was Euch Beide für immer trennen müßte?"

„Ach, daran hab' ich freilich oft genug gedacht," entgegnete Roſeli wehmütig; „aber zu was hätt' es auch führen können? Wenn ich den Eifer und die Freude Gottliebs für das Militärweſen ſah, ſo getraute ich mir erſt nichts zu ſagen, oder es kam mir auch vor, er könne mich doch nicht ſo aus dem

Herzensgrunde gerne haben, ſonſt müßt' er's von ſelbſt ſpüren, wie mir's dabei zu Mute ſei. Einige Male ließ ich wohl ſo ein Wörtchen fallen, aber er verſtand mich nicht oder wollte mich nicht verſtehen, wie ich glaubte. Drum drängte ich denn immer wieder zurück, was mir ſo oft auf der Zunge lag. Und als er gar in der Uniform zum Begräbnis der Mutter kam, das erſte Mal, wo ich ihn drin geſehen habe, da war's mir doch, als ob mein Herz zwiefach brechen müſſe. So iſt es nun einmal beſchloſſen, dachte ich, es kann nicht anders ſein, und du mußt auch die letzte Spur eines Gedankens daran von dir werfen. O Gott, hätt' ich doch damals ſterben können, wie ich mir's tauſendmal gewünſcht habe."

Die junge Frau ſchien unter dieſen Erinnerungen die mühſam behauptete Faſſung wieder verlieren zu wollen, und ihre Augen wurden aufs Neue thränenfeucht. Der Niederbühler hielt deshalb das Wort, zu dem er ſchon den Mund geöffnet, an ſich und fragte bloß, ob Roſeli denn etwas von dem verzweifelten Entſchluſſe Gottliebs gewußt habe.

„Nein," antwortete es, „gewußt habe ich nichts, aber dieſe Tage her Alles befürchtet und eine unſägliche Angſt ausgeſtanden. Als wir in der Hochzeitsnacht drunten am Dorfe an der Stelle vorbeifuhren, auf der die Schützen ſtanden, erkannte ich den Gottlieb ganz deutlich im Scheine des Feuers, das ſie über dem Wege angezündet hatten. Schon das erſchreckte mich, ohne recht zu wiſſen warum, ſo heftig, daß ich daheim kaum noch auf den Füßen ſtehen konnte. Ich ging deshalb auch gleich zu Bett in mein altes Kämmerlein, ohne einen Gedanken an Schlaf haben zu können. Da hörte ich mit einem Male ſeine Stimme unter meinem Fenſter, die leiſe, wie nur ſo für ſich ſelbſt, „lebe wohl, Roſeli" rief. Ich wollte aufſpringen und ans Fenſter gehen; aber ich war wie gelähmt und hörte nur die Schritte, die ſich dem Waldwege zu ent-

fernten. Bis der Tag kam, mußte ich weinen und konnte mir nicht ausreden, daß ein Unglück geſchehen ſei."

„Armes Kind," murmelte der Niederbühler, „ärmer als er ſelbſt;" lauter jedoch fuhr er fort, in die eine Hand ſeine Stirne ſtützend und die andere auf die Schulter ſeiner Nachbarin legend: „Höre, Roſeli, ich weiß nicht, was ich von Deinem Verhalten denken und ſagen ſoll. Tadeln will und darf ich Dich nicht, da Deine Entſchlüſſe aus einem guten Herzen hervorgegangen ſein müſſen; aber eine ſchwere Schuld haſt Du doch begangen, wie mir's vorkommt, und nicht etwa nur an Gottlieb, ſondern auch an Dir ſelbſt. Der rechte Mann und die Waffe gehören zuſammen, wie die Finger zur Hand gehören, und es war gewiß eine gute Sitte bei unſeren Alten, daß nur Derjenige heiraten durfte, der auch Militärdienſte that. Mein Großvater hat oft erzählt, daß er an ſeiner Hochzeit die Uniform getragen habe, wie dieſe denn überhaupt das Ehrenkleid des Mannes war und immer bleiben ſollte. Ich habe am beſten lernen können, wie peinlich es iſt, dasſelbe nicht tragen zu dürfen, und Gott weiß es, ich konnte Deiner ſeligen Mutter im Herzen auch nicht darüber grollen, was ſie deshalb an mir gethan hat. Wenn bei Deinem Vater die Liebe zum Militärleben ins Böſe ausſchlug, ſo geſchah dies nur, weil er den tiefen Ernſt der Wehrpflicht nicht recht begriffen hatte und die heilige Mannesſache mehr nur als eine Liebhaberei betrachtete. Darüber habe ich oft nachgedacht, mehr als ich Dir jetzt ſagen könnte und möchte. Drum haſt Du vielleicht darin Recht, es würde wenig genützt haben, ſelbſt wenn Du bei mir angeklopft hätteſt, den Gottlieb von ſeiner angeborenen Pflicht abwendig zu machen, namentlich jetzt, wo wir den Krieg nur zu bald in nächſter Nähe haben und dann über tüchtige Wehrmänner froh ſein werden. Warum ich aber glaube, Du habeſt Dich auch an Dir ſelbſt verſündigt — nun, Roſeli, das Geſchehene können wir nicht mehr ändern und

werden es ertragen müſſen. Du biſt ſonſt immer brav und klug und ſtark geweſen, bleib es auch fortan und laß uns wieder wie ehedem gute Nachbaren ſein, wenn Dein Mann nichts dagegen einzuwenden hat. Denn nun ſoll doch er der Herr und Meiſter ſein in Euerm Hauſe."

Die junge Frau errötete über und über und konnte einem neuen Seufzer nicht wehren, der aus dem tiefſten Innerſten emporſtieg. Auf dem Heimwege aber mußte ſie unaufhörlich darüber nachſinnen, wie wunderbar die Geſchicke des Menſchen ſich geſtalten, da die allwaltenden Mächte auf ungewohnten Wegen oft gerade dasjenige über ihn verhängen, was er mit all ſeiner Kraft und Klugheit zu vermeiden gemeint. Eine beſtimmte Ahnung ſagte Roſeli auch, daß es erſt am Anfange der Kette ſolcher unerforſchlicher Geſchicke ſtehe; doch die verſöhnliche Herzlichkeit, welche der alte Niederbühler gezeigt, gewährte ihm einen ſtarken Troſt in dieſer bangen Vorausſicht ungewiſſer Dinge, welche die Zukunft bringen konnte. Es war ihm, als ob dadurch eine Schuld von ſeiner Seele genommen wäre.

Aber der Zweifel, den Vater Rudolf in eine neubegründete gute Nachbarſchaft zwiſchen dem Nieder- und Oberbühl hatte durchblicken laſſen, ſollte ſich nur zu ſicher erwahren, trotz allem Bemühen Roſelis und eines anfänglichen freundlichen Entgegenkommens von Seiten des Niederbühlers. Gegen den letzteren zeigte der neue Oberbühler einen ſo hartnäckigen und nie ſich verleugnenden Widerwillen, daß Vater Rudolf bei aller Anhänglichkeit an Roſeli ſich bald nie mehr ſehen ließ auf dem Nachbarhofe. Seltſamer Weiſe ſchien aber das Leben hier in kurzer Zeit einen faſt ähnlichen Gang nehmen zu wollen, wie es vor fünfundzwanzig Jahren geſchehen, trotz der Verſchiedenheit der handelnden Perſonen von damals und jetzt.

Der neue Hofherr hatte in der Taufe den wackern Namen Hans erhalten. Wie er ſpäter in der Heimat genannt wurde,

wußte hier zu Lande wohl niemand; aber ſogleich nach ſeiner Heirat mit Roſeli hieß er durch allgemeine Übereinſtimmung nur der Oberbühler Kleinhänſel, zunächſt vielleicht auch zur Unterſcheidung von einer andern Familie im Dorfe, die ſchon von Urgroßvaterszeiten her den Beinamen „die Kleinhänſel“ trug. In dieſer Familie gab es nun zwar jüngere und ältere Männer, die ſich in ihrer Umgebung gerade durch körperliche Größe hervorthaten, ohne daß jemand dabei an den Namenswiderſpruch dachte; wurde dagegen der Oberbühler Kleinhänſel genannt, ſo ſchlich ſich bald mehr und mehr faſt unwillkürlich ein ſpöttiſcher Zug um den Mund der Leute, ſelbſt wenn der Genannte zugegen war. Denn offenbar war derſelbe im Beſitze all jener Eigenſchaften, durch welche ſich Menſchen, die von der Natur allzu ſtiefmütterlich behandelt worden, nicht ſelten bemerklich machen. Gegen die Unbill, welche ſie von Jugend an vom Unverſtande oder der Rohheit Anderer auszuſtehen haben, rüſten ſie ſich durch eine ſcharfe Zunge, die auch dem freundlich gemeinten Worte eine anwidernde Betonung mitgibt. So erſcheinen ſolche Leutchen oft boshaft, wo ſie es nicht wirklich ſind, und aus der überlegenen Zungenfertigkeit entſpringt zugleich eine Neigung zu Prahlerei und rechthaberiſchem Weſen, wo gerade die ſchweigſame Beſcheidenheit gern geſehen würde. Das war wenigſtens bei dem Oberbühler Kleinhänſel der Fall, ſeit er ſich als unbeſtrittenen Herrn des Hofes wußte, und ſeine Frau mußte es bald genug peinlich mitempfinden. Mit der ſtarken Willenskraft, die ſie ſich durch die Prüfungen ihrer jungen Tage erworben, war ſie trotz des Grames, der den Grund ihres Herzens erfüllte, entſchloſſen geweſen, ihren Mann wirklich als Herrn und Meiſter zu halten, wie der Niederbühler geſagt hatte. Natürlich mußte dieſes zunächſt dem Hausgeſinde gegenüber geſchehen; aber gerade hier mißglückte der Verſuch am ſchnellſten und auf die unangenehmſte Art. Zuerſt waren es die bisher ſo dienſteifrigen

Knechte, welche ſich den Befehlen des neuen Meiſters nicht gefügig zeigen wollten, namentlich bei Arbeiten, welche die volle Kraft eines rechten Mannes in Anſpruch nahmen. Fiel dann der Kleinhänſel mit ſeiner dünnen heiſern Stimme und ſcharfen Worten über ſie her, wie ſie es oft wohl verdient hatten, ſo konnte er bald die ſtöckiſche Antwort hören: „He nu, ſo macht es ſelber.“ Einige Zeit lang vermochte die verſtändige Vermittelung der Meiſterin dazwiſchen zu treten; aber auf die Dauer reichte dieſe nicht aus, da ſie ſich doch immer mehr auf die Seite des Mannes ſtellen mußte, und einer der ſonſt wackern Burſche zog nach dem andern vom Oberbühl ab. Doch mit den neu in Dienſt Tretenden ging es eher ſchlimmer als beſſer, und die Reihe des Wanderns kam ſogar an die weibliche Dienſtbotenſchaft. Das war um ſo bedenklicher, als ſich der neue Meiſter bei dieſer anfänglich in rechte Gunſt zu ſetzen gewußt hatte. War er gegen die Knechte auch aufbegehreriſch und zänkiſch geweſen, ſo hatte er ſich doch gegen die Mägde gern ein Späßchen erlaubt und ſie überhaupt mit einer Art rückſichtsvoller Nachſicht behandelt; aber ſei es nun, daß er das meiſterſchaftliche Anſehen, welches er bei dem männlichen Geſinde nicht zu erwerben vermochte, auf ungeſchickte Weiſe wenigſtens den Frauensleuten gegenüber aufrecht erhalten wollte, oder ſei es, daß dieſe ſeiner Liebhaberei, in jeden Topf zu gucken, allmählich überdrüſſig wurden, genug, es ging auch nach dieſer Seite nicht mehr, und noch war kaum ein Jahr vergangen, ſo kam das Unerwartete, daß ſelbſt die alte Kathrine ſich entſchloß, das reichlich verdiente Gnadenbrot des Hauſes preiszugeben. Als zwölfjähriges Mädchen war ſie auf den Oberbühl gekommen und in treuem Dienſte auf demſelben nun längſt grau geworden; doch trugen zu dem Entſchluſſe, das zur zweiten Heimat gewordene Haus zu verlaſſen, noch Gründe bei, die außer dem Bereiche der Eigenheiten des neuen Meiſters

lagen. Dieſe waren mehr nur der Funken, welcher einen von anderer Seite her geſammelten Brennſtoff in Flammen ſetzte.

Kathrine nämlich war aus dem nahen Luzernbiet gebürtig und eine treue, eifrige Katholikin; das hatte ſie jedoch nicht im mindeſten verhindert, faſt ein halbes Jahrhundert lang eine ebenſo treue und eifrige Magd auf dem reformierten Oberbühl zu ſein. Hier war ihr ſtets gerne geſtattet worden, an Sonn- und Feiertagen zum nächſten, kaum drei Viertelſtunden entfernten katholiſchen Kirchlein zu gehen, in welchem die gottesdienſtlichen Bedürfniſſe der Bewohner mehrerer zerſtreut herumliegender Berghöfe befriedigt wurden. Der einſame Kirchweg durch den langen, ſtillen Wald war Kathrine ſo lieb und vertraut geworden, daß ſie jeden Strauch, die Lebensgeſchichte jeden Baumes in demſelben kannte und darauf in finſterſter Mitternacht keinen Fehltritt gethan haben würde, obwohl es dem Pfade keineswegs an fußſtoßenden Knorren und durchgewachſenen Wurzeln fehlte. Ja, die fromme Magd empfand ſogar nichts von der Unbill des Winters auf dieſem Wege und gewiß würde ſie ſehr erſtaunt geweſen ſein, wenn man ihr einmal wegen Schnee oder Kälte den Kirchgang hätte abraten wollen. Daran war man auf dem Oberbühl ſo gewöhnt, daß Niemand darauf achtete, als Kathrine noch zur Lebzeit der Oberbühlerin ihre Kirchgänge auch auf Tage ausdehnte, wo ſie ſonſt zu Hauſe geblieben, und zugleich viel eifriger wurde in der Ausübung der Pflichten und Gebräuche, welche ihre Kirche vorſchreibt. Oder wurde das auch bemerkt, wie es etwa von Roſeli geſchah, nun, die Laſt der Jahre mahnte eben die gute Alte an das Herannahen des großen Ganges zur Ewigkeit; wer mochte ſie da ſtören in dem, was ſie für ihre Heilspflicht hielt!

Anderer Anſicht jedoch war der neue Meiſter, in deſſen Art es zudem nicht lag, ſeine Meinung zurückzuhalten oder ſie mit ſchonender Rückſicht auf Andere vorzubringen. Gab

sich der Kleinhänsel schon im Allgemeinen gerne einen freigeistigen Anschein, so war er vorab ein „entschiedener Pfaffenfeind," wie er sich ausdrückte; und auf diese Feindschaft bildete er sich nicht wenig ein. Anfänglich suchte Kathrine sich den Neckereien zu entziehen, die ihre Kirchgängerei bespötteln sollten, und wo dies nicht anging, schien sie nicht darauf zu achten; endlich aber erklärte sie Roseli mit Thränen in den Augen, aber mit empörten Worten, daß sie in einem solchen Ketzerhause nicht länger mehr bleiben könne. Die junge Oberbühlerin suchte nicht nur, wie gewohnt, zu vermitteln, sondern sie trat zum ersten Male in einem solchen Zwiste ihrem Manne gegenüber offen auf die Seite der alten Frau, die schon die Kindertage ihrer seligen Mutter bewacht hatte. Aber auch das reichte nun nicht mehr aus, und Roseli erfuhr dabei, daß das Gewissen der alten Magd von ihren Seelenhirten schon lange geängstigt worden war wegen der ausdauernden Treue, die sie zu ihrem reformierten Meisterhause trug. Es war nämlich damals gerade zur Zeit, wo der große Kampf, welcher in der Schweiz mit der Umgestaltung der Bundesverhältnisse endete, im Volke aber, namentlich auf den Grenzgebieten, weit mehr konfessionelle als politische Saiten anschlug, seiner bestimmtern Entscheidung entgegendrängte.

Obwohl nun die verständige Oberbühlerin in diesem Falle nicht alle Schuld ihrem Manne einzig zuschreiben konnte, so führte doch der schmerzliche Verlust der alten Dienerin, welche sie von Jugend an wie ein unablösbares Erb- und Hausstück betrachtet hatte, eine Änderung ihres Verhaltens herbei. Roseli hatte bisher seinen Mann nicht nur aus schuldigem Pflichtgefühl, sondern auch aus innerm Trotze gewähren lassen. Es wußte recht wohl, wie viel geheimen Spott ihm seine Verheiratung mit dem Kleinhänsel eingetragen, und ja, diesem Spotte, der sich selbst in den Mienen sonst gutmütiger Bekannter nicht immer verwischen ließ, fühlte es sich nicht durchweg gewachsen,

um ſo weniger, als dabei immer wieder der Schmerzensſchrei einer nur unterdrückten, aber nicht erſtorbenen Liebe ſich erhob. Deshalb vermied die Oberbühlerin wohl ſo viel möglich, mit ihrem Manne bei öffentlichen Gelegenheiten zu erſcheinen; aber dafür ſollte er ſich durch die ſelbſtändige Leitung des Hofes ausweiſen, daß Verſtand und Tüchtigkeit eines Mannes ſich nicht bloß nach der Fußzahl ſeiner Körperlänge bemeſſen laſſen. Nach den gemachten Erfahrungen jedoch mußte Roſeli ſich entſchließen, auch auf dieſe Genugthuung zu verzichten und das Regiment des Hauſes wieder ſelbſt zur Hand zu nehmen.

Und auch das gedachte die wackere, kluge Frau nicht in ſtörender und nach außen hin auffallender Weiſe zu bewerkſtelligen. Daß Hänſel ihre Ratſchläge nicht beachtete oder ſie wenigſtens bei ſeinem beweglichen und leicht gereizten Weſen nicht zu verwerten verſtand, hatte ſie ſchon ſattſam erfahren müſſen; dagegen machte Roſeli auch die wiederholte Erfahrung, daß er ein ganz anderer Menſch wurde, ſobald er ſich einer guten Flaſche Wein gegenüber befand. Seine wenig anmutende Weiſe löſte ſich dann alsbald in eine gewandte, behagliche, oft ſogar witzige Redſeligkeit auf, und Roſeli hatte ſchon vor ſeiner Heirat daraus geſchloſſen, daß er im Grunde des Herzens doch nicht bösartig ſein könne. Und einmal war der jungen Frau dadurch ſogar ein ganz unerwarteter Triumph bereitet worden. Drüben im Thale wurde ein Sängerfeſt gefeiert, und Roſeli konnte ſich dem Drängen des Mannes, dasſelbe zu beſuchen, nicht entziehen, wie ungerne es auch geſchah. Zu jener Zeit war aber bei ſolchen Feſten nicht das Singen die Hauptſache, ſondern die Reden waren es, welche von Berufenen und Unberufenen über die Angelegenheiten des Vaterlandes vor der verſammelten Menſchenmenge gehalten wurden. Dieſen Reden, welche faſt ausſchließlich über die Gefahren handelten, die dem freien Schweizervolke von der verderblichen Macht der Jeſuiten und ihrer Anhänger drohen ſollten, hatte

Hänſel eine Zeit lang mit leuchtendem Geſichte zugehört und auf jede derſelben ſein Glas geleert; aber plötzlich war er von der Seite ſeiner Frau verſchwunden, und mit erbleichendem Geſichte ſah ihn dieſe droben auf der Rednerbühne erſcheinen. Er wurde mit einem lauten, lachenden Halloh begrüßt, und die Heiterkeit der Zuhörer ſtieg noch, als die dünne, ſchrille Stimme eine Rede begann. Aber bald wurde es ſtill und ſtiller; mit wachſendem Erſtaunen horchte die Menge den ſcharfen Pfeilen, die der kleine Mann da droben gegen ein unſchweizeriſches Römertum von dem Bogen einer überraſchenden Beredſamkeit abſchoß, und als er geendet, wurde ihm ein lebhafteres Hochrufen zuteil, als ſich mancher angeſehene Vorredner hatte erringen können. Zwar wurde dem Ernſte des Eindruckes ſofort dadurch wieder eine heitere Seite beigegeben, daß der kleine Redner an der Treppe der Tribüne von einem ſtämmigen Burſchen auf die Schulter gehoben und im Triumphe herumgetragen wurde; aber in dem Beifalle, der auch dieſer That folgte, ſprach ſich doch nur eine verwunderte Anerkennung aus, und Roſeli, das während der ganzen Rede in atemloſer Angſt dageſeſſen, durfte freier und feſter um ſich ſchauen, als es ihm in Geſellſchaft ſeines Mannes noch jemals möglich geweſen war. Denn des Mannes Ehre iſt immer auch des Weibes Ehre, mögen die Verhältniſſe ſonſt geſtaltet ſein, wie ſie wollen; das mußte die junge Oberbühlerin am allerbeſten inne werden.

Auf ſolche Wahrnehmungen und Erfahrungen nun gründete ſie den Plan ihres neuen Verhaltens zu ihrem Manne. Dabei empfand und ahnte ſie deutlich genug, daß, wo ein derartiger Plan unter Gatten nicht vom Herzen entworfen wird, der Verſtand nur ein armſeliges Aushilfsmittel zu bieten vermag; doch dieſes Herz, bereden und beſchwichtigen ließ es ſich wohl immer wieder von Tag zu Tag, aber bezwingen niemals ganz. Auch deſſen wurde ſich Roſeli mit jedem neuen Tage deutlicher

bewußt, und ſchon glich die anfängliche Hoffnung oder Selbſtüberredung, daß Hänſel mit der Zeit wenigſtens einigermaßen das Bild des jungen Niederbühlers in ſeinem Herzen verdunkeln könnte, kaum noch einem weſenloſen Trugbilde. Dafür ließ ſich der neue Plan leicht und faſt unmerklich ins Werk ſetzen. Hänſels Heimat war eine große Ortſchaft geweſen, in welcher ſich mit induſtrieller Gewerbthätigkeit und Handel auch ſchon mancherlei ſtädtiſche Gewohnheiten eingebürgert hatten. Männer und erwachſene Burſchen pflegten nicht nur regelmäßig abends ins Wirtshaus zu gehen, ſondern man verſammelte ſich auch ſchon zu einem ſogenannten Frühſchoppen, um die friſch angekommenen Zeitungen zu leſen und die neuen Tagesereigniſſe zu beſprechen. Das Aufgeben dieſer Gewohnheiten auf dem abgelegenen Oberbühl war Hänſel bisher noch immer ſehr ſchwer angekommen, und er mochte wohl deshalb auch zänkiſcher und unleidlicher ſein, als er's ſonſt vielleicht geweſen wäre. Um nun die Leitung des Hausweſens ſelbſt wieder zur Hand zu nehmen, durfte die junge Frau nur dieſer Neigung ihres Mannes nicht ernſtlich entgegentreten, ſo war er gewiß bald genug ſchon jeden Vormittag drunten im Dorfwirtshauſe, da jetzt die Berichte über die öffentlichen Angelegenheiten täglich intereſſanter, bedenklicher und aufregender wurden. Zwar regte ſich in Roſeli wohl auch die Frage, ob dieſer Weg nicht ein gefährlicher oder nur ein rechter und erlaubter ſei; aber wo bei der Beantwortung ſolcher Fragen kein tieferer Herzensanteil mitſpricht, wird der Verſtand den geheimen Wünſchen immer mit beſchwichtigenden Gründen beiſpringen können. „Gewiß wird er außer dem Hauſe nicht mehr verbrauchen, als er daheim durch ſein ungeſchicktes und ſtörendes Weſen ſchadet," rechnete die Frau; „und wenn auch, ſo iſt er doch zufriedener und heiterer dabei."

Auf dieſe Weiſe kam es, daß Hänſel bald mitten in den ſchwerſten Sommerwerken ſchon am Vormittage drunten im

Dorfwirtshause saß und mit jedem, der Lust oder Zeit dazu hatte, politisierte und die Tagesneuigkeiten verhandelte; oder fand er hier keine ausreichende Gesellschaft, so wanderte er in das große Thaldorf hinüber, wo es an dem, was er suchte, nie fehlen konnte. Auf dem Oberbühl war dafür bald wieder der frühere sichere Arbeitsgang hergestellt, und am Abend hörte die Meisterin manchmal selbst gerne zu, wenn der Heimgekehrte den Knechten und Taglöhnern in launig aufgeregter Weise den Lauf der Tagesereignisse auseinandersetzte.

Bedenklicher wollte dieses Wesen Roseli mit dem beginnenden Winter erscheinen, wo seine aufmerksame Thätigkeit mehr feiern mußte und die stille Zeit zu stillem Nachdenken Gelegenheit gab. Mochte es noch so ungestüm schneien und stürmen, Hänsel brachte es schon nicht mehr über sich, einen ganzen Tag daheim zu bleiben, um so weniger, da sich jetzt im Wirtshause auch stets mehr müßige Gäste fanden als im Sommer. Dagegen hinderten ihn schlimmer Weg und schlechtes Wetter oft genug, rechtzeitig nach Hause zu kommen, und die Abende wurden immer häufiger, wo der Heimkehrende dem schon schlafengegangenen Gesinde die Tagesneuigkeiten nicht mehr erzählen konnte. Als auch Roseli, müde und schläfrig, zum erstenmal die verspätete Heimkunft des Mannes nicht abwarten mochte und sich zu Bette legte, da sagte es wohl leise vor sich hin: „Gerade wie bei meiner seligen Mutter und dem Vater.“ Aber sogleich setzte es, sich wieder beschwichtigend, lauter hinzu: „Doch ist er ja weder stark noch zornmütig beim Weine, wie es der Vater war.“

Trotz dieser Selbstberuhigung mußte die junge Frau lange und heftig weinen, bevor sie einschlief. Die Thränen standen ihr überhaupt oft in den Augen, ohne daß sie selbst recht wußte, warum es geschah. Freilich, wenn sie so still und einsam da saß, so kamen auch trübe Gedanken daher; aber heiterer und freudiger als früher konnte sie doch wieder an den

denken, der nie aus ihren Gedanken kam und der ihr auch in den Träumen der Nacht jetzt wieder in lichten, freundlichen Bildern erſchien. Denn licht und fröhlich waren die Nachrichten, die von dem fernen Algier auf den Niederbühl herüberkamen. Sobald Vater Rudolf den erſten Brief Gottliebs von dorther erhalten, ſchrieb er ihm zurück, daß ſein Loskauf von der engagierten Dienſtzeit durch Vermittlung angeſehener Leute bewilligt ſei, und zugleich teilte er dem Sohne auch die ſeltſamen Gründe mit, welche die Oberbühlerin zu ihrer Heirat verleitet hatten. Aber Gottlieb antwortete, daß er für einmal noch nicht in die Heimat zurückkehren möge; es ſei beſſer, wenn er einige Zeit in der Fremde bleibe. Zudem gefalle ihm das neue Leben gar nicht ſo übel; denn nicht nur habe er die Gewogenheit ſeines wackern und vielvermögenden Oberſten, der ebenfalls ein Schweizer ſei, gewonnen, ſondern er möchte Roſeli auch gerne beweiſen, daß einer ſelbſt in dieſem Söldnermilitärleben ein rechter Mann bleiben könne, geſchweige denn daheim als Bürgerſoldat. In einem zweiten Briefe erzählte Gottlieb die Abenteuer eines Marſches gegen die Kabylen und daß er durch ſein Verhalten dabei zum Unteroffizier vorgerückt ſei. Später ſchrieb er unter anderm: „Recht innig hat es mich gefreut zu vernehmen, daß Du, liebe Schweſter, wieder nirgends ſo gerne hingehen magſt, wie auf den Oberbühl. Auch ich gehe in meinen Gedanken noch immer Tag und Nacht dorthin, und als neulich eine Schar wilder arabiſcher Reiter auf uns anſprengte, mußte ich mehr an Roſeli denken, als an die Kugeln, von denen mir die eine das Käppi vom Kopfe nahm und eine andere ein recht garſtiges Loch in den Kaput geriſſen hat. Sagt dem Roſeli auch, daß ich endlich nach vieler Mühe und langem Nachforſchen die Stelle ausfindig gemacht habe, wo ſein Vater begraben liegt; denn Ihr könnt wohl begreifen, daß man hier mit den Soldatengräbern nicht ſo viel Weſens macht, wie wenn einer daheim auf ſeinem Kirchhofe begraben

wird. Doch habe ich nun auf die Stelle, wo der arme Oberbühler liegt, eines der schönsten Cypressenbäumchen hinpflanzen lassen, wie sie hierzulande vorkommen."

Es war schon spät am Abend, als Vreneli diesen Brief auf den Oberbühl hinüberbrachte. Roseli ließ seinen Thränen beim Lesen desselben ungestörten Lauf und sagte dann: „Aber da, was er vom Grabe meines Vaters schreibt, möchte ich doch gerne abschreiben. Willst Du mir den Brief hier lassen bis morgen?" „Nein," versetzte Vreneli, „der Vater hat gesagt, Du könnest ihn ganz behalten, wenn Du wollest; die Hauptsache darin sei doch für Dich geschrieben." Roseli drückte das Blatt lange an das Gesicht und eilte dann, dasselbe in das Kästchen einzuschließen, in welchem es seine besten Schmucksachen verwahrte.

Diesmal saß die junge Frau noch bei ihrem einsamen Lichte, als der Mann in später Mitternacht heimkehrte; aber sie achtete kaum darauf, wie er mit lallender Zunge erzählte, daß der Tanz gegen die Jesuiten und ihre Anhänger nun bald losgehen werde. Sie saß sogar noch lange, ohne den Kopf aus der aufgestützten Hand zu erheben, nachdem Hänsel schon in tiefem Schlafe lag. Als sie sich endlich erhob, sagte sie langsam vor sich hin: „Ich lebe nur noch im Traume bei Tag und Nacht. Himmlische Güte, wie soll ich wieder erwachen müssen!"

Am folgenden Nachmittage ging die junge Oberbühlerin zu ihrer Freundin auf den Niederbühl. Das geschah sonst selten genug; denn seit Hänsel fast nie mehr zuhause war, kam Vreneli beinahe Tag um Tag zu längerm oder kürzerm Besuch auf den Oberbühl, selbst wenn es manchmal auch nur auf ein Viertelstündchen sein konnte. Die zwei Freundinnen waren da so still und ungestört, und das waren denn immer eigentliche Feierstunden für beide. Dabei empfand Roseli seit einiger Zeit eine gewisse Scheu vor dem Niederbühler; es

mochte oder konnte ſich über die Urſache davon ſelbſt keine klare Rechenſchaft geben, aber froh war es, dem Manne nicht Auge in Auge gegenüber ſtehen zu müſſen. Und doch hatte ſich Vater Rudolf auch in gar nichts geändert, was zu dieſem Gefühle hätte Anlaß geben können. Das Einzige, worin er anders geworden, beſtand darin, daß ſeine Haare auffallend ſchnell ergrauten und ſich in ſein mildes Antlitz unverkennbare Spuren tiefer Bekümmernis eingegraben hatten. Dieſen Nachmittag aber war auch der Niederbühler ins Dorf hinuntergegangen, und die zwei Frauensleute konnten ihr Lieblingsgeſpräch ebenſo ungeſtört fortführen, wie ſie es auf dem Oberbühl gewohnt waren. In ihren Gedanken begleiteten ſie Gottlieb in heiße Wüſteneien, wo aus den aufwirbelnden Staubwolken von ferne her die weißen Mäntel beduiniſcher Reiterſcharen ſchimmerten und ringsum die Trompeten zum Kampfe riefen; oder ſie wanderten mit ihm am einſamen Meeresufer, wo er, am Grabe des Oberbühlers ausruhend, voller Liebe und Sehnſucht der Heimat gedachte. „Wenn mich nur nicht manchmal die ſchreckliche Angſt überfiele, daß er doch noch in der Fremde umkommen werde," ſagte Vreneli ſeufzend; „aber erſt die letzte Nacht hab' ich wieder einen ſo ſchweren Traum gehabt!" Roſeli ſchüttelte langſam mit dem Kopfe. „Daran denk' ich faſt gar nicht mehr," verſetzte es zuverſichtlich; „nein, es müßte ja keine ewige Gerechtigkeit geben, wenn er ſo elend verderben ſollte."

Es war Abend geworden und die junge Oberbühlerin ſchon zum Aufbruche bereit, als der Niederbühler nach Hauſe kam. Die Neuigkeiten, welche er heimbrachte, erinnerten Roſeli wieder an das, was Hänſel geſtern Nacht mit trunkener Zunge gelallt hatte. Von allen Seiten, erzählte Vater Rudolf, kommen flüchtige Luzerner über die Grenze, die es drüben unter dem Drucke des Jeſuitenregimentes nicht mehr aushalten. Man ſpreche daher bereits davon, die Flüchtlinge mit Waffen-

gewalt wieder in die Heimat zurückzuführen und dort eine neue Hausordnung der Dinge aufzurichten. Jedenfalls werde der Sturm bald ausbrechen, und gut sei es, sich auf alles vorzusehen.

„Da werden wir freilich nicht viel machen können," sagte die junge Oberbühlerin, die diese Berichte ohne ein Zeichen der Angst angehört hatte, gleichmütig; dagegen blickte sie den Niederbühler befangen an, als dieser bemerkte, er wolle sie noch ein paar Schritte weit begleiten, da er ihr etwas Besonderes mitzuteilen habe. Schweigend gingen sie neben einander her, bis sie in hinreichender Entfernung vom Hause waren, um von niemandem mehr gehört zu werden. „Hör' Roseli," begann hier Vater Rudolf mit etwas unsicherer Stimme, „ich thu' es nicht gern, sonst wär' es schon früher geschehen. Im Grunde geht es mich wohl auch nichts an; aber ich thu' es dennoch, selbst auf die Gefahr hin, Du werdest mir's übel nehmen." „Wie könnt' Ihr so was denken," erwiderte Roseli, ohne aufzublicken; „was ist's denn, Vater Rudolf? nicht allzu Schlimmes, hoffentlich."

Der Niederbühler schwieg einige Augenblicke, als ob er sich noch auf das rechte Wort besinnen müsse; dann sagte er: „All zu schlimm wohl noch nicht, doch könnt' es dazu kommen, Roseli. Daß Dein Mann mehr im Wirtshaus sitzt, als Dir lieb sein wird, läßt sich erklären und entschuldigen zu dieser Zeit, wo mancher sonst nüchterne Hausvater eben dahin geht, nur um Neuigkeiten zu erfahren Aber daß Hänsel schon lange viel mehr trinkt, als ihm jedenfalls gut ist, und sich dann in diesem Zustande zu allerlei törichten Possen verleiten läßt oder dieselben gar selbst anstiftet, weißt Du vielleicht nicht einmal."

„Davon hab' ich freilich noch nichts gehört," entgegnete Roseli zögernd; „aber was macht er denn? ist etwas Böses dabei, Nachbar?"

„Das will ich nicht gerade behaupten," verſetzte der Niederbühler; „aber in ſolchen Dingen iſt's auch ſchwer zu ſagen, wo das eigentlich Böſe ſeinen Anfang nimmt. Doch was ich beſtimmt meine, iſt nur das: Dein Mann verliert dadurch das Anſehen, das er, ſo zu ſagen, Dir ſelbſt ſchuldig wäre; und dann, dann verliert er ſich allmählich ſelbſt. Nochmals, nimm mir's nicht übel; aber bei Leuten, die, wie Hänſel, etwas Beſonderes an ſich haben, geht es viel ſchneller bergab, als bei Andern. Darum hielt ich es für meine Pflicht, Dich aufmerkſam zu machen."

„Ich dank' Euch, Nachbar," ſagte Roſeli leiſe und ging dann eilig ſeines Weges nach dem Oberbühl hinüber. Der Niederbühler ſchaute ihm nach, bis die ſchlanke Geſtalt in der Dämmerung verſchwunden war, und ſchritt dann langſam, kopfſchüttelnd nach dem eigenen Hauſe zurück.

Daheim traf Roſeli ebenfalls einen Beſuch, der ſchon über eine halbe Stunde auf ſeine Rückkehr gewartet hatte. Es war die alte Kathrine. Dieſe lebte, ſeit ſie den Oberbühl verlaſſen, bei entfernten Verwandten hinter dem Walde, wohl eine Stunde jenſeits der Grenze, ohne das alte Meiſterhaus vergeſſen zu können. Von Zeit zu Zeit kam ſie auf einen kurzen Beſuch herüber, doch immer nur bei ſchon anbrechender Dämmerung, als ob ſie ſich ſcheue, von jemandem geſehen zu werden, und alle Verſuche Roſelis, ſie wieder zum Bleiben zu bewegen, blieben fruchtlos. Dieſen Abend ſchien es die Alte beſonders ängſtlich und eilig zu haben. „Ich habe auf Dich gewartet," ſagte ſie, „weil ich lange oder vielleicht nie mehr herüber kommen kann. Maria und Joſef, was ich in meinen alten Tagen noch werde erleben müſſen!"

„Nun, ſo ſetze Dich doch," entgegnete Roſeli, „und erzähle mir, was Du haſt; wenigſtens dieſe Nacht laſſ' ich Dich nicht mehr fort."

„Jesus Maria," rief die Alte erschrocken, „nicht um alle Schätze der Welt möcht' ich noch eine Nacht in diesem Hause zubringen!" Leise aber, fast murmelnd fuhr sie fort: „Und doch kann ich's nicht vergessen, denn Du und Deine Mutter, ihr beide seid immer so herzensgut gewesen. Für alles Übrige mögen die Heiligen eine gnadenreiche Fürbitte thun! Aber das sag' ich Dir, sorg' dafür, daß Dein Mann nie mehr über die Grenze zu uns hinüber kommt; sonst hat er zum letztenmal gelästert, so wahr mir die Heiligen helfen."

„Was willst Du sagen damit," entgegnete Roseli, von dem ungewöhnlich aufgeregten Wesen der Alten betroffen, „warum sollte mein Mann nicht mehr auf die Höfe hinüber kommen dürfen?" Kathrine reckte sich in die Höhe, um ihren Mund näher an Roseli's Mund zu bringen, und raunte dann, mit dem grauen Kopfe nickend: „Weil er sonst tot geschlagen würde. Ich hab' es wohl gehört, selbst in der Kirche, daß er einer der ärgsten Lästerer und Ketzer sei in euerer ganzen Gegend herum." Mit dieser Warnung machte sich die Alte hastig wieder auf den Weg in die Nacht hinaus, ohne auf Roselis Fragen und Zureden weiteres Gehör geben zu wollen.

Der jungen Frau wurde es doch unheimlich und bange zu Mute, als sie, wiederum einsam auf die Heimkehr des Mannes wartend, die Erzählungen des Niederbühlers und die Worte der alten Kathrine überdachte. Viel zu sehr mit ihrem eigenen Innern beschäftigt, hatte sie dem Verlauf der öffentlichen Landesangelegenheiten keine ernstere Beachtung geschenkt. Den Neuigkeiten, die etwa Hänsel nach Hause brachte, war sie gewohnt, keinen rechten Ernst beizulegen, und sonst vernahm sie nicht viel auf dem abgelegenen Oberbühl. Jetzt aber standen diese Dinge plötzlich als eine finster drohende Gewalt da, die ihre schwere Hand noch besonders nach dem eigenen Hause auszustrecken schien. Lag ja der Oberbühl sonst in gefährlicher Abgeschiedenheit, wenn an den Grenzen Streit und Krieg aus-

brechen sollten; es war nicht nötig, daß Hänsel noch den Haß einer feindlichgesinnten Nachbarschaft auf sich zog! Roseli konnte sich wohl vorstellen, daß er es an scharfen, heftigen Worten nirgends hatte fehlen lassen, und es beschloß deshalb, ihn bei seiner Heimkunft ernstlich zur Rede zu stellen. Aber als er endlich laut und lärmend anrückte, mußte es sein Vorhaben wenigstens für heute aufgeben. Denn Hänsel kam im Begleite zweier Männer, die er seiner Frau als Luzerner Flüchtlinge vorstellte, und kündigte ihr zugleich an, daß dieselben auf dem Oberbühl Quartier nehmen würden, bis sie wieder in die Heimat zurückkehren könnten.

Von diesem Tage an aber schien sich das ganze Thal in ein Heerlager zu verwandeln, als dessen äußerster Vorposten der Oberbühl angesehen wurde. Die Luzerner Flüchtlinge häuften sich täglich in größern Scharen an und regten die Teilnahme der Bevölkerung durch die Berichte, welche sie mitbrachten, zu ungestümer Leidenschaft auf. Wilde und unheimliche Gerüchte flogen von Mund zu Mund, von Haus zu Haus und erhielten nur zu bald einen festen Hintergrund durch Gewaltthätigkeiten, die diesseits und jenseits der Grenze vorfielen. Ohne die größte Not wurde dieselbe nicht mehr überschritten, weder von hüben noch drüben, und Grenznachbarn, die von Jugend an in friedlichem Handel und Wandel zu einander gestanden, hielten sich gegenseitig kaum mehr des Lebens sicher. Sogar der Niederbühler, der, den Erzählungen der Flüchtigen mißtrauend, in die luzernische Nachbarschaft gegangen war, um sich durch eigene Anschauung vom Stande der Dinge zu überzeugen, hatte sich nur mit Mühe vor Mißhandlung retten können. Hundert andere waren weniger glücklich, und täglich hörte man von Verwundungen, wo nicht gar von Todschlag erzählen. Drunten im Dorfe war einem luzernischen Müllerknechte ein Arm entzwei geschlagen worden, wogegen von jenseits der Grenze die Drohung kam, daß in einer der

nächsten Nächte der rote Hahn über das ganze Dorf wegfliegen solle. Da wurden Tag und Nacht Wachen an der Grenze aufgestellt; alte Gewehre, die schon jahrelang in einem vergessenen Winkel gelegen, wurden wieder hervorgesucht, und an jedem Feuerherde, wo nur ein Kaffee gekocht werden sollte, stand auch die Bleipfanne zum Kugelgießen. Auf dem Oberbühl hatten sich zu den zwei ersten Gästen noch ein weiteres halbes Dutzend ins Quartier gelegt, und Tag und Nacht ging es da von Bewaffneten ab und zu, wie auf einem militärischen Wachtposten. Dafür ließ sich Hänsel Tage und Nächte lang nicht mehr blicken daheim. Mit geheimen Aufträgen, wie er sagte, fuhr er landauf, landab, und kam er einmal zum Schlafen nach Hause, so befand er sich in einem Zustande, daß an ein ernstes Wort von Seiten seiner Frau kaum zu denken war.

So vergingen Wochen voll Besorgnis und heimlicher Unruhe. Aber eines Abends zogen die bewaffneten Flüchtlinge und mit ihnen viele andere Bewaffnete aus dem Dorfe thalabwärts, so daß die Gegend am andern Morgen wie ausgestorben schien. Mit diesen Auszügern war auch Hänsel verschwunden, freilich unbewaffnet und ohne seiner Frau ein Abschiedswort gesagt zu haben. Erst am Nachmittage erfuhr sie, daß er auf seinem Fuhrwerke, mit allerlei Vorräten beladen, bei dem Zuge gesehen worden sei. Es gehe nach Luzern, hieß es, um die dortige Regierung auszujagen, und auch aus andern Kantonen seien viele Tausende auf dem Marsche dahin begriffen.

Voll banger Erwartungen verflossen zwei Tage, während welcher sich die widersprechendsten Gerüchte jagten und die Daheimgebliebenen entweder mit Zuversicht oder mit Angst und Schrecken erfüllten. Bald aus dieser, bald aus jener Richtung wollte man fernes Schießen gehört haben, und über die dunkeln Wälder hinweg war nächtlicherweile der Himmel gerötet gewesen. Roseli wagte das Haus nicht zu verlassen:

aber Knechte und Mägde, die an keine Arbeit dachten, trugen ihm aus dem Dorfe stündlich neue Botschaften zu. Am Abend des zweiten Tages kam auch der Nachbar Rudolf seit Jahr und Tag zum erstenmal wieder auf den Oberbühl, um, so gut es anging, der einsamen Frau Trost zu bringen. Doch Roseli merkte ihm nur zu gut an, daß er selbst kein Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Unternehmens hatte und es ihm einzig mit der Hoffnung ernst sein möge, daß Hänsel sich in keine Gefahr begeben werde.

Und darin hatte der kluge Mann Recht gehabt. Während noch in der Nacht Berichte kamen, die ausgezogenen Freischaren hätten die Stadt Luzern belegt, kam Hänsel schon am folgenden Vormittage mit der Schreckensbotschaft ins Dorf zurück, daß alles verloren sei und von den bewaffneten Auszügern kaum ein Bein mehr zurückkehren werde. Was nicht erschossen oder erschlagen worden, sei in Gefangenschaft geraten. Er selbst verdanke seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Rosses. Im Laufe des Tages stellte es sich heraus, daß diese Berichte übertrieben waren, indem einzelne Zersprengte oder kleine Häuflein der Ausgezogenen nach und nach zurückkehrten; Hänsel war ja auch nicht weiter gekommen als ins Städtchen Zofingen, wo sich die Freischaren zum Auszuge gesammelt hatten und von wo er seine Nachrichten heimgebracht. Aber so viel blieb davon immer wahr, daß das ganze Unternehmen fehlgeschlagen und Hunderte dabei einen blutigen Tod gefunden hatten oder in Gefangenschaft geraten waren.

Jetzt ging allgemeiner Schrecken und großer Jammer durchs Land. Den Grenzen entlang fürchtete man die Rache der siegestrunkenen Nachbarn dergestalt, daß Hänsel vorerst nicht wagte, die Nacht auf dem abgelegenen Oberbühl zuzubringen. Haus und Hof überließ er der Obhut seiner Frau und quartierte sich selbst im Dorfwirtshause ein. Doch wurde er bald erlöst von seiner Angst, indem schon die nächsten Tage zahl-

reiches Militär in die Grenzgegenden einrückte. Auf den Oberbühl wurden davon nicht weniger als zwölf Mann gelegt.

Trotz all' dieſer Bedrängniſſe und der Not, welche der Hausfrau durch ſolche Gäſte aufgeladen wurde, war Roſelis Seele doch unabläſſig von einem Gedanken erfüllt, der mit den Tagesereigniſſen in einem nur loſen Zuſammenhange ſtand. Von Gottlieb war nämlich ein Brief angelangt, in dem er erzählte, mit welch' fieberhafter Spannung er und viele ſeiner Landsleute in Afrika dem Gange der Dinge in der Heimat entgegenſähen. Der Oberſt ſtehe Tag und Nacht reiſefertig, um bei der erſten Nachricht von einer beſtimmten Wendung zum Kriege nach der Schweiz abzureiſen, und er, der Schreiber des Briefes, werde in dieſem Falle den Herrn begleiten. Die Erlaubnis hiefür habe er in der Taſche, und ſeine ſieben Sachen ſeien ebenfalls gepackt. Nun entſtand auf dem Nieder- und Oberbühl die gleiche, ängſtlich ſehnſüchtige Frage: wie werden ſie drinnen in Afrika die Vorgänge bei uns anſehen? Gelten ſie ihnen als eine beſtimmte Wendung zum Kriege oder nur als ein vorübergehender Wirbelwind, und wird er ſchon in wenigen Tagen kommen, oder werden ihn unſere Augen vielleicht nie wieder ſehen? Als Roſeli die langen Soldatenreihen unter Trommelſchlag und mit fliegenden Fahnen das Thal heraufziehen ſah, da rief es überlaut: „Das iſt Krieg, er kommt!“ und deckte die in Thränen ausbrechenden Augen mit beiden Händen zu.

Aber mit dieſer Erwartung war das arme Herz einem Sturme der widerſtreitendſten Gefühle preisgegeben. Mußte Roſeli, das durch eine unauflösliche Pflicht an einen Andern gebunden war, nicht vielmehr wünſchen, Gottlieb nie mehr oder wenigſtens erſt nach vielen Jahren wiederzuſehen? Wie ſollte es ihm jetzt ſchon entgegentreten, nachdem nun Beide kein Hehl mehr daraus gemacht, daß ſie ſich gegenſeitig noch immer

über Alles lieb hatten? Wie ſollte Roſeli es ertragen, wenn der Heimgekehrte ſein Herz und ſeine Hand einer Andern ſchenkte, oder wie ſollte es erſt kommen, wenn er, ſeiner Liebe treu bleibend, wieder auf dem nahen Niederbühl lebte! Die junge Frau hatte auf alle dieſe Fragen keine beſtimmte Antwort und ſie wurde von einer unſäglichen Bangigkeit erfüllt, wenn ſie ſich doch die eine oder die andere deutlicher zu machen bemühte. Aber mitten aus dieſer Bangigkeit rief es dann wieder gleich einer tröſtenden Stimme in ihr: „Wenn er nur kommt, wenn ich ihn nur einmal wieder geſehen habe, mag dann geſchehen, was der Himmel über uns beſchloſſen hat.“

Dieſe ſehnſüchtige Hoffnung auf ein Wiederſehen ſchien jedoch ſchnell wieder zu verſchwinden. Schon in wenigen Tagen zeigte es ſich deutlich, daß das Militär nicht hergekommen ſei, um den Krieg zu beginnen und das Mißgeſchick der Freiſcharen zu rächen, wie man gewünſcht, aber auch befürchtet hatte, ſondern vielmehr um den Krieg zu verhindern und die Leidenſchaft der Grenzbevölkerung niederzuhalten. Das fühlten oder wußten auch die Soldaten recht gut und verrichteten drum ihren Dienſt nur mit jener Läſſigkeit, die immer im Gefolge des Bewußtſeins: „es gelte nicht ernſt“ einhergeht. Dieſe Läſſigkeit förderte noch eine unfreundliche, in Regengüſſen und Schneegeſtöber wechſelnde Aprilwitterung, die keineswegs zum Grenzdienſt im Freien einlud. Da aber die Zeit doch hingebracht werden mußte, ſo ſaßen die Soldaten um ſo eifriger im Wirtshauſe, Kriegspläne für die Zukunft entwerfend, politiſierend, zechend, ſpielend, und überall war mithelfend der Klein' hänſel vom Oberbühl dabei.

Eines Tages ſollte vom Thal herüber die Bataillonsmuſik ins Dorf kommen, um auch der hier liegenden Abteilung mit ihren muntern Klängen einige Stunden zu verkürzen. Schon am frühen Vormittag war Häniel mit der Hauptmacht der

Oberbühler Beſatzung ins Dorf hinuntergezogen, und es waren nur drei Mann zum Poſtendienſte zurückgeblieben. Aber nach dem Mittageſſen gingen von dieſen Dreien zwei weitere fort, und am Spätnachmittage kam der Letzte, der etwa eine halbe Stunde lang der Grenze nach hingegangen, ebenfalls in die Stube, wo die Oberbühlerin und Vreneli beiſammenſaßen. „Ich weiß nicht, was ich einzig da draußen thun ſollte," ſagte der Mann; „die Luzerner drüben ſind bei dem Wetter ſo froh als wir hier, im Trocknen bleiben zu können, und überhaupt iſt das Alles eine unnütze Menſchenplagerei. Ich will einmal nachſehen, was die Kameraden treiben." Damit zog er den Kaput aus, hing Gewehr und Patrontaſche an die Wand, ſetzte ſtatt des ſchweren Tſchako's die leichte Policemütze ſchief auf's Ohr und ging den Weg, den die Andern gegangen waren. Als Vreneli mit einbrechendem Abend ſich auf den Heimweg begab, erfuhr Roſeli erſt, daß mit Ausnahme einer einzigen Magd das ganze Geſinde ſich gleichfalls ins Dorf hinunter gemacht hatte.

Die einſame junge Frau ſetzte ſich wieder in die bereits dunkelnde Stube und ſuchte den Mißmut über den Leichtſinn ihrer Leute in der Erinnerung an das Geſpräch mit Vreneli zu verſcheuchen. Die Schweſter hatte ihre Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß der Bruder heimkommen werde, und ihre Gründe hiefür waren ſehr verſtändiger Art. „Die Berichte, welche gerade nach dem Unglücke der Freiſcharen von hier abgegangen ſind," ſagte Vreneli, „waren ſo ſchlimm, daß außer Landes Jedermann den Ausbruch eines großen Krieges erwarten mußte, und auch der Vater hat in ſolchem Sinne an Gottlieb geſchrieben. Wenn ſie nun in Afrika drinnen ſogleich nach Empfang dieſer Nachrichten aufgebrochen ſind, ſo müſſen ſie jetzt auf der Reiſe ſein; ſind ſie aber einmal unterwegs, ſo kehren ſie gewiß auch nicht wieder um, ohne nachzuſehen,

wie es bei uns ſteht, ſelbſt wenn ſie inzwiſchen friedlichere Nachrichten vernommen haben ſollten."

Roſeli konnte dieſer Anſicht nicht unrecht geben, und ſchon hingen ſich daran wieder die vielbewegten Träume, dunkel in ihrem Grunde, aber auch von lieblichen Bildern durchſponnen. Die Einſame ſchloß die Augen, um dieſe Träume ungeſtört an ihrem innern Blicke vorüberziehen zu laſſen, als ſich der Thüre eilige Schritte nahten und mit laut keuchender Haſt die alte Kathrine in die Stube trat. „Um aller Heiligen willen," rief ſie atemlos, „es iſt ſo, es iſt ſo; nun möge die heilige Jungfrau den Oberbühl in ihre Obhut nehmen." Roſeli erſchrak; es ahnte, daß Kathrine eine ſchlimme Botſchaft bringen werde; aber eine gute Weile verſtrich, bis es dieſelbe aus der atemloſen, geängſtigten Alten herauszubringen vermochte.

Drüben auf den Höfen war ausgekundſchaftet worden, daß der letzte Mann vom Oberbühl zur Luſtbarkeit ins Dorf hinunter gegangen, und ſogleich hatte ſich ein Haufe unnützen Volkes zuſammen gethan, um den unbeſchützten Hof zu überfallen und ſo den Kleinhänſel für die giftigen Reden zu ſtrafen, welche er von jeher gegen die Luzerner Nachbarn geführt hatte.

„Ich weiß zwar wohl," rief Kathrine zwiſchen Zorn und Jammer aus, „daß es den Menſchen mehr um's Stehlen, als um die heilige Religion zu thun iſt; denn es ſind lauter unnütze Schnapsbrüder dabei, und wenn ſie nur einen einzigen Soldaten vor dem Hauſe ſähen, ſo würden ſie wieder davon laufen. Aber jetzt iſt's zu ſpät, ſie kommen mir auf dem Fuße nach, und der Himmel allein kann Hilfe bringen."

Während Kathrine nach dieſem Berichte anfing, den Roſenkranz eifrig durch ihre alten Finger gleiten zu laſſen, ſtand Roſeli eine kleine Weile ſchweigend und bewegungslos; dann aber rief es der Magd und befahl ihr, ſchleunigſt ins Dorf

hinunter zu eilen, um Hilfe herbei zu holen. Die Alte ermahnte es, ſich ruhig zu verhalten, und unter dieſer Mahnung ſchlüpfte es in den Kaput, der an der Wand hing, warf die Patrontaſche über, ſetzte den Tſchako auf die braunen Haarflechten und ſchritt, das Gewehr ergreifend, feſten Fußes zur Stube hinaus. Draußen vor dem Garten ſtellte es ſich an einen Baumſtamm, von wo es die Gegend und den Weg nach dem Walde am beſten überſchauen konnte. Die Dunkelheit war unterdeſſen völlig angebrochen; aber zwiſchen den ſchwer dahin ziehenden Wolken ließ der Mond da und dort einen ſcharfbegrenzten Lichtſtreifen auf die Erde niederfallen. Und richtig, dort von der Hecke ſchlichen ſchon vorſichtig, aber eilig einige Geſtalten über die erhellte Wieſenfläche heran. Einen Augenblick fühlte Roſeli einen kalten Schauer durch ſeine Glieder gehen; dann aber hob es das Gewehr in die Höhe und rief mit feſter Stimme ein „Halt — Werda!“ in die Nacht hinaus. Drüben ſchienen die Geſtalten zu ſtutzen, doch ſofort fuhr neben dem Baume ein Blitz auf, und das Echo trug den Knall eines ſcharfen Schuſſes zwiefach vom Walde ins Thal hinab.

Während die Geſtalten auf der Wieſe ſich verworren durcheinander bewegten, offenbar ungewiß, ob ſie vorwärts oder rückwärts gehen ſollten, ſtieß die unerſchrockene Schützin ſchon eine friſche Ladung in den Lauf ihres Gewehres. Mit feſter Hand nahm ſie dasſelbe auf, um den Schrecken des erſten Schuſſes durch einen zweiten zu verſtärken, als neben dem Hauſe her ein gellender Laut, wie der Ruf eines Jagdhornes, erſcholl und am Gartenzaune herauf mit fliegenden Schritten ein Mann herangeſprungen kam. Roſeli ſah, wie auf den Hornruf die unheimlichen Geſellen dort drüben davon ſtoben; aber diesmal bebten ſeine Lippen doch, als es auch dem Ankömmling ſein „Werda“ entgegenrief. Einen Augenblick blieb

der Mann ſtehen, bevor er mit ebenfalls bebender Stimme ausrief: „Heiliger Gott, Du biſt es, Roſeli!“ Die Oberbühlerin ſchauderte zuſammen, und das Gewehr entſank ihrer Hand. Dieſe Stimme würde ſie noch erkannt haben, wenn ihr Ohr ſchon halb vom Tode geſchloſſen geweſen wäre. „Gottlieb!“ drang es unwillkürlich und tonlos über ihre Lippen, und ohne zu wiſſen, wie ihr geſchah, war ſie von zwei Armen umſchlungen, während ſie ſelbſt halb bewußtlos mit den eigenen Armen umſchlang, was ihr doch auf immer verloren war. Wie lange die Beiden ſich lautlos ſo umſchlungen hielten, wußten ſie nicht; ſie wußten kaum, daß ihre Lippen Kuß um Gegenkuß getauſcht.

Roſeli gewann zuerſt ſeine Faſſung wieder. „O Gott,“ ſagte es aufatmend und ſich leiſe aus Gottliebs Armen losmachend, „ich weiß nicht, wie mir's werden will, ich vermag mich nicht mehr auf den Füßen zu halten.“

„Komm,“ erwiderte er, die liebe Geſtalt mit dem Arme ſtützend und das Gewehr vom Boden aufhebend, „wir wollen hineingehen; Gefahr iſt keine mehr, und dann müſſen ſie das Schießen drunten im Dorfe wohl auch gehört haben.“

Mit ſchwindelnden Sinnen folgte Roſeli dieſer Führung; aber als ſie vor dem Fenſter hinabſchritten und von drinnen der Schein eines angezündeten Lichtes herausfiel, mußte Gottlieb ſtehen bleiben und, zwiſchen Wehmut und unwiderſtehlicher Heiterkeit ſeine Begleiterin, betrachtend, ausrufen: „Aber daß wir uns Beide in der Uniform wieder ſehen ſollten, das hätt' ich doch wahrlich keinem Propheten der ganzen Welt geglaubt, Roſeli!“ Auch die junge Frau mußte lächeln, als ſie vor ſich niederblickte, und lenkte dann einer [illegible] Bank zu, die unter dem Schirme des vorſpringenden Daches ſtand.

Hier begann Roſeli ſeine ſeltſame Rüſtung ſchweigend niederzulegen. Es war noch die nämliche Bank, auf der die Tochter

vom Oberbühl einſt neben dem kleinen Vetter geſeſſen, als der junge Niederbühler von der Inſtruktion heimkehrte. Doch ſolchen Erinnerungen nachzuhängen war jetzt keine Zeit. Kaum hatte Gottlieb in flüchtigen Worten erzählt, wie er, dieſen Nachmittag mit dem Oberſten in der Stadt angekommen, ſich ſogleich auf den Heimweg begeben habe und wie ihm drunten am Bühle die ausgeſchickte Magd mit dem Schreckensberichte des drohenden Überfalles begegnet ſei, als ſich den Weg herauf ſchon eilige Schritte und laute Stimmen vernehmen ließen. Es waren Soldaten, welche, durch die Schüſſe und das geängſtigte Mädchen an ihre Pflichten gemahnt, dahereilten. Ihr Gewiſſen mochte noch lauter ſprechen, als ſie den Fremden in Uniform erblickten, und bereitwillig, ohne Gegenfrage, mit welchem Recht es geſchehe, leiſteten ſie den kurzen Anordnungen Folge, die er zu treffen für gut fand.

Erſt als dies geſchehen, fragte Gottlieb, nicht ohne Verlegenheit und Widerſtreben, nach dem Oberbühler. Die Knechte, die ebenfalls mit den Soldaten gekommen, verwunderten ſich, daß er nicht da ſei; als aber Roſeli bemerkte, wie ſie einander betroffen anſahen und nicht recht mit der Sprache herausrücken wollten, ſchickte es ſie wieder fort, den Mann aufzuſuchen. Daß er ſchwer betrunken ſein werde, konnte es ſich wohl vorſtellen, und es wurde von einer brennenden Scham erfüllt, daß Gottlieb ihn ſchon in der erſten Stunde in dieſem Zuſtande ſehen ſollte. Ob dieſer die Empfindungen der armen Frau ahnte, oder ob ſie ihre ſcheue Unruhe nicht hinlänglich zu verbergen mochte, er ſagte bald darauf, da nun jede Gefahr vorüber ſei, wolle er nach Hauſe geh'n, um die Seinigen zu begrüßen. Aber kaum hatte er das Ende des Oberbühlweges erreicht, als ihm einer der ausgeſchickten Knechte, atemlos wieder zurückkehrend, mit der Kunde begegnete, ſie hätten den Oberbühler drunten auf der Straße tot gefunden.

Es gibt in jedem Menſchenleben Tage und Stunden, in denen ſich entſcheidendere Ereigniſſe zuſammendrängen, als ſonſt im Laufe langer Jahre vorzufallen pflegen, und ſo mußte auch die Stunde der Heimkehr Gottliebs der Todestag ſeines Nebenbuhlers um den Beſitz Roſelis werden. In ſeinem trunkenen Übermute hatte der Oberbühler Kleinhänſel im Wirtshauſe ein ganzes Faß Wein auf den Tiſch ſtellen laſſen, um ſeine Quartierleute, die hergekommenen Muſikanten und jeden Andern, der Luſt dazu hatte, in ſeiner prahleriſchen Weiſe zu bewirten. Als die Muſik nach eingebrochener Nacht von dannen zog, war das Faß bis auf die Neige geleert, aber auch der Oberbühler nicht mehr im Stande, auf eigenen Füßen mit ſeinen Leuten heimzukehren. Dieſe ſchlugen, ebenfalls in tollem Übermute, dem leeren Faſſe den Boden aus, ſetzten den hilfloſen Betrunkenen darein und ſtellten dasſelbe auf einen kleinen Handwagen. So zogen ſie ihn lärmend und jubelnd zum Dorfe hinaus. Als ſie aber die Schüſſe vom Oberbühl herunter knallen hörten und das hilfeſuchende Mädchen ſie antraf, ließen die Soldaten den Wagen ſtehen und eilten mit den Knechten dem bedrohten Hofe zu. Sie mochten wohl denken, wenn ſie überhaupt in der Verwirrung ſo weit dachten, der Oberbühler werde ſich ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen; aber ſei es nun, daß die Nachricht von dem Überfalle doch mit kaltem Schrecken durch die trunkenen Sinne in ſein Blut gefahren, oder ſei es, daß ſeine Lebenskraft überhaupt durch die Aufregung des Trunkes und der letzten Ereigniſſe erſchöpft war, genug, als ihn die Knechte fanden, hatte ein Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende gemacht.

Die junge Witwe legte ſich eine lange Trauerzeit auf, um die Irrtümer abzubüßen, die ſie aus einer ſeltſamen Miſchung von entſagendem Starkmute und angeborner Schwachheit des Frauenherzens begangen hatte. Sie reichte dem jungen Rieder-

bühler erſt die Hand, nachdem dieſer den bedauerlichen Bruderkampf hatte auskämpfen helfen, aus welchem dem Vaterlande erneute Eintracht und erneutes Glück erblühen ſollten. Aber nicht nur ruhig, ſondern mit mütterlichem Stolze ſah ſie dem Tage entgegen, wo ihre zwei Söhne, die getreuen Ebenbilder des Vaters, zum erſten Male das ihr einſt ſo verhaßte Kleid anziehen ſollten, welches ihr Mann in der Fremde wie in der Heimat mit Ehren getragen hatte.

I. 1687

Gesammelte Erzählungen

von

Jakob Frey.

IV. Band.

Aarau
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.
1887.

Inhalt.

	Seite
Im Lande der Freiheit	1
Heimkehr	101
Klein-Gottfried	148
Der Breitenhans	164
Ein Opfertod	192
Der Flüchtling	205
Der Freiheitsbaum	258
Das verlassene Haus	309
Pax vobiscum	336
Der Schützenacker	365

Im Lande der Freiheit.

(1863.)

An ſtillen Ufern.

Auf ihrer ſchönen Wanderung von den Alpen zum Rheine zieht die Aare irgendwo eine geraume Weile zwiſchen zwei bewaldeten Uferhalden hindurch, die ſich von hüben und drüben gleichmäßig nach der Tiefe niederſenken. Sie ſind weder ſehr ſteil, noch hoch, dieſe Halden; aber doch hoch genug, daß an ihrem Fuße das Auge nichts erblickt, als den in weitem Bogen heranziehenden und abwärts wieder verſchwindenden Strom und oben ein breites Band des Himmels, das von den tannenbewachſenen Höhenſäumen der Halden abgegrenzt wird. Es iſt ein wunderſam ſtilles Gelände da drunten, und die Gebüſche am Ufer beſchauen ſich ebenſo ungeſtört in dem blaugrünen Spiegel der Waſſer, als dieſe ihren duftigen Abglanz bei der auf- und niedergehenden Sonne hoch in das Gezweige hinaufwerfen.

Nur an zwei Stellen haben die Menſchen verſucht, mit ihren Werken in dieſe ſtille Wald- und Waſſereinſamkeit einzubrechen. Ungefähr in der Längenmitte der Halden iſt der Wald in gerader Linie über den Fluß auf beiden Seiten gelichtet, um ein paar Äckern und kleinen, zwiſchen den dunklen Tann ſich hinanwindenden Wieſenſtreifen Raum zu geben. Auf der Lichtung der linken Flußſeite ſteht auch ein Häuschen

mit tief herabhängendem Strohdache, und vor kaum zwanzig Jahren noch ſtand auf dem andern Ufer eine ähnliche Wohnung.

In frühern Zeiten nämlich ging hier eine Fähre über den Fluß, welche den faſt einzigen Verbindungsweg zwiſchen den rückwärts über den Uferhalden liegenden Dörfern bildete. Die Wohnung des Fährmannes ſtand auf der rechten Uferſeite, und in dem Häuschen, das ſich bis heute erhalten, wurde eine kleine Wirtſchaft betrieben, die ſich von dem Fährverkehr nährte. Aber neue Straßenanlagen lenkten dieſen ohnehin nie ſtarken Verkehr nach einer andern Richtung, und Fähre und Wirtſchaft mußten aus Mangel an Beſuch eingehen.

So lange die beiden beſtanden, waren die einſamen Flußanwohner in tägliche Berührung gekommen; aber gleichwohl war der Verkehr nie ein ſo zutraulicher geweſen, wie man es von der Abgeſchiedenheit der Lage dieſer Leute, die doch den Einen auf Teilnahme, Rat und Beiſtand des Andern anwies, hätte erwarten ſollen. Ströme und Flüſſe zeigen dem Menſchen eine ſeltſame Doppelnatur; denn dienen ſie mit ihren bequemen Waſſerſtraßen weit auseinander liegenden Gegenden und Völkern als freundliches Verbindungsmittel, ſo erſcheinen ſie dagegen nicht ſelten für das Nächſte und ſonſt Zuſammengehörige als feindſelige Trennungsſchranke. Und ſo war es auch hier der Fall. Die Aare bildete an dieſer Stelle nicht nur die Grenzmark zweier Kantone, ſondern ſie war dadurch wohl auch zur Miturſache geworden, daß hüben und drüben zweierlei Glaubensbekenntniſſe zur Geltung gekommen waren. Zwar hatten ſich die einſamen Flußnachbarn längſt daran gewöhnt, daß der eine ſein Vaterunſer und der andere ſein Unſervater betete; aber etwas blieb in den Gemütern immer haften von dieſem Unterſchiede, und wie ihre äußeren Wege zur Kirche und zum Gemeindehauſe in entgegengeſetzter Richtung gingen, ſo mußten auch manche ihrer innern Wege auseinander gehen und dadurch das Gefühl treuer und gegen-

ſeitig bedürftiger Nachbarſchaft beeinträchtigt werden. So kam es, daß beim Eingehen der öffentlichen Fähre von keiner Seite daran gedacht wurde, auch nur einen gemeinſchaftlichen Kahn zu erſtellen, um in Notfällen einander nachbarlich beiſpringen zu können. Von dem bisherigen Verkehrsmittel blieb den beiden Häuslern nichts übrig, als eine Namensgemeinſchaft; denn nach wie vor hießen die Einen ſchlechtweg „des Fährmanns", die Andern „des Fährewirts". Die Namensvettern ſahen jeden Morgen über den Fluß hinweg, wie ſich hier oder dort die Hausthüre aufthat, ſie ſahen den ganzen Tag über, wer aus- und einging und was hantiert wurde, und zogen die Waſſer leiſe dahin, ſo hörten ſie nachts, wie hüben und drüben die Hausthüre wieder geſchloſſen wurde. Doch lange Monate konnten vergehen, ohne daß ſie einmal perſönlich einander begegneten, und auch dann war es nur der Zufall, der ſie zuſammenbrachte; denn die nächſte Brücke, die über den Fluß führte, lag droben beim Städtchen, mehr als eine Stunde entfernt.

Aber das Eingehen des frühern Gewerbes hatte ſowohl für des Fährmanns wie für des Fährewirts außer dieſer gegenſeitigen gänzlichen Entfremdung noch eine andere Folge: Verdienſtloſigkeit und damit ſchnell wachſende Verarmung. Der kleine, vor Zeiten dem Haldenwalde abgerungene Grundbeſitz reichte lange nicht aus zur Ernährung einer Familie, und an eine Erweiterung desſelben war nicht zu denken, ſelbſt wenn noch Mittel dazu vorhanden geweſen wären; denn hier wie dort war der Wald Gemeindegut, von dem nichts veräußert werden durfte, namentlich nicht an Leute, die doch aller Wahrſcheinlichkeit nach ewige Schuldner geblieben wären. Der Fährewirt ſtand zwar anfänglich noch um etwas beſſer als ſein jenſeitiger Nachbar, der Fährhans, wie der frühere Fährmann hieß; aber auch er mußte nach Jahr und Tag die Kuh aus dem Stalle verkaufen, und fortan blieben zwei Ziegen die

einzigen Milchspenderinnen für die Familie, wie es drüben längst schon der Fall gewesen.

Als deshalb Hansli, der etwa vierzehnjährige älteste Sprößling des Fährmanns, an einem Morgen, wie gewohnt, seine Ziegen auf die Weide treiben wollte, mußte er verwundert stehen bleiben, obwohl er anfänglich eifrig einer Waldecke zugesteuert, wo er gestern Abend ein Eichhörnchennest entdeckt hatte. Eichhörnchen und Vögel, die sonst eine reizende Beschäftigung abgaben bei der Hut der klugen Haustiere, die ihre besten Wege von selbst fanden, waren über einem ganz neuen Anblick vergessen; denn ja, wahrhaftig — auch drüben überm Flusse zogen jetzt zwei Ziegen von dem Hänschen weg, und hinterdrein ging als Hüterin ein Mädchen, das noch um einige Jahre jünger sein mochte als Hansli. Offenbar flößten dem Kinde die ungeberdigen Sprünge seiner neuen gehörnten Untergebenen mehr Besorgnis als Vergnügen ein; es sprang wie abwehrend bald da bald dorthin, ohne mit seinem Bemühen zu einem Ziele kommen zu können; denn je mehr es abwehrte und zur Ordnung mahnte, um so eigensinniger stellten sich die Tiere an und bald schienen sie nicht übel Lust zu haben, ihren Mutwillen gegen die ratlose Führerin selbst zu kehren. Eine Weile sah Hansli dem Spiele schweigend zu, bis das Mädchen von einer der Ziegen richtig unversehens zu Boden geputscht war. „Wart, Du Hexe, wenn ich drüben wäre," murmelte der Knabe halb zornig, halb mitleidig; „Dir wollt ich Deine Späße schön vertreiben." Dann aber sprang er ans Ufer hinab, legte seine beiden Hände trichterförmig um den Mund und rief über den Fluß hinüber: „Agethli, sind das eure Geißen?" — „Ja freilich sind es unsere," kam es halb weinerlich und kaum vernehmbar zurück; „aber wenn ich aufstehe, putschen sie mich noch einmal nieder." Hansli schüttelte seinen braunen Krauskopf mit einem Lächeln, das offenbar die Überlegenheit des Besserwissens andeutete. „Bleib'

Du nur ganz ruhig am Boden ſitzen und laß ſie laufen," rief er; „wenn ſie genug geweidet haben, werden ſie ſchon zahm werden." Agethli, des Fährewirts gelbhaariges Töchterlein, befolgte dieſen erfahrenen Rat, und richtig, die beiden Fotzeltiere, die bisher noch eine ſehr verdächtige Haltung gegen ihre überwundene Führerin eingenommen, begannen bald gemächlich die Halde hinanzuſteigen und das dürftige Gras abzuätzen. „Mußt Du nun auch alle Tage hüten, wie ich?" rief Hansli nochmals hinüber. — „Ja, alle Tage, hat der Vater geſagt," lautete die Antwort; „wir haben die Kuh weggegeben."

Der Knabe ging mit einer angenehmen Empfindung des Wohlbehagens zu ſeinen eigenen Schutzbefohlenen zurück, indem er dachte, es ſei recht hübſch, daß das Agethli jetzt auch alle Tage da drüben hüten müſſe; doch dieſem Gedanken folgte ſofort der andere: „Aber viel ſchöner wär's, wenn wir zuſammen zur Weide treiben könnten. Ach, wenn wir die Fähre noch hätten!" Mit dieſer wehmütigen freundlichen Vorſtellung beſchäftigt, ſetzte er ſich an den ſonnigen Rain und ſchaute nach dem Mädchen hinüber, das noch immer unbeweglich an der Stelle ſaß, die ihm wider ſeinen Willen angewieſen worden war. Ehemals, zur Fährezeit, waren die beiden Kinder viel beiſammen geweſen. Hansli war mit dem Vater hinübergefahren, oder Agethli war herübergekommen, und dann hatten ſich die kleinen Leutchen ſo vergnüglich herumgetrieben, daß die Heimkehr ihrem Spiele immer viel zu früh ein Ende machte. In ihrer Abgeſchiedenheit hatten die Beiden ein freundliches, verträgliches Weſen angenommen, und Hansli ärgerte ſich jetzt in der Erinnerung dieſer vergangenen Tage, daß er doch manchmal recht wild und unartig gegen die ſtets nachgiebige kleine Geſellſchafterin geweſen ſei. Es kam ihm ſogar vor, als hätte er Manches gut zu machen gegen ſie. Aber dieſe gutherzige Reue kam nun freilich zu ſpät, wie es im

Leben nur zu oft geſchieht: denn ſeit die Fähre eingegangen, waren die einſtigen Spielgenoſſen nie mehr zuſammen gekommen, und ihr ganzer Verkehr war darauf beſchränkt, daß ſie ſich etwa ein freundliches Wort zuriefen, wenn ſie beide zufällig an den Ufern ſtanden.

Von dieſen Erinnerungen ging Hansli, der für ſein Alter ein gar verſtändiger Knabe war, zu einer Betrachtung über, die ſeine aufrichtige Betrübnis erregte. Sein gutes Herz hatte noch nie etwas von Neid gekannt, der ſich ſonſt oft nur zu früh in junge Seelen einzuſchleichen weiß; drum hatte er immer ein Art Vergnügen darin gefunden, daß Agethlis Eltern noch eine Kuh im Stalle hatten. Er erinnerte ſich, wie traurig die Mutter geweſen, als die eigene Kuh, die alte Braune, fortgeführt worden war, und er wußte auch recht gut, daß ſeit der Zeit vieles Andre ſchlimmer geworden war im Hauſe. Die Erfahrung ſagte ihm ſogleich, daß auch Agethlis Vater den großen Rotfleck nicht aus freien Stücken hergegeben und daß der Vorgang auch dort ſeinen Kummer werde zurück gelaſſen haben. Dieſer Gedanke bemühte ihn ſo ſehr, daß er ſchon aufſtand, um ans Ufer hinabzugehen und das Mädchen darüber zu befragen. „Aber nein," dachte er, indem er ſich wieder niederſetzte; „was nützt es? und am Ende kommt doch Agethli jetzt auch alle Tage zur Weide."

So ſaßen die zwei Leutchen, jedes in ſeine Gedanken und Träumereien verloren, nach einander hinüberſchauend, bis von den Dörfern her die Mittagsglocken laut wurden. Bei den erſten Klängen derſelben kamen Hanslis gut gewöhnte Ziegen die Halden herabgeſprungen und ſchienen ihn mit klugen Augen verwundert anzuſchauen, daß er nicht mit der gewohnten Eilfertigkeit ſeine Anſtalten zur Heimkehr traf. Aber ohne auf dieſe Verwunderung zu achten, ging der kleine Hirt zuerſt wieder nach dem Fluß hinab und rief hinüber: „Jetzt lock' Du Deinen Geißen nur, Agethli, und geh' langſam dem Hauſe

zu; wenn ſie ſehen, daß die meinigen heimgehen, werden ſie Dir ſchon nachkommen.“ Der Rat| wurde ſtillſchweigend befolgt, und die Fotzeln kamen dem Mädchen richtig ganz gemütlich nachgetrottelt und ließen ſich ohne das geringſte Widerſtreben in den Stall führen.

Am Spätnachmittage zogen Hirten und Herden wieder zu gleicher Zeit an die Halden hinaus, ſo daß man faſt hätte glauben ſollen, es müßte das Eine auf das Andere gewartet haben. Und wiederum ſaßen ſie, wie am Vormittage über den in der ſinkenden Sonne ſchimmernden Fluß nach einander hinſchauend, bis die abendlichen Schatten ſich dunkler und dunkler in das ſtille Thal herabſenkten. Schon guckten ein paar neugierige Sternchen zwiſchen den Halden hinab, als durch das leiſe Gerede der Waſſer von hüben und drüben ein „gute Nacht, Agethli“ und „ſchlaf wohl, Hansli“ ertönte.

Und wie dieſer erſte gemeinſchaftliche und doch unüberſteiglich getrennte Hirtentag begonnen, ſo folgten ſich die andern in gleicher Weiſe, wie eine Welle im Fluſſe der andern folgte. Die Neſter der Vögel und Eichhörnchen hatten fortan gute Ruhe vor Hansli, der ihnen zwar nie ein feindſeliger, aber doch neugieriger Störefried geweſen; denn jetzt ſaß er lieber drunten am Ufer und ſchaute zu Agethli hinüber, das eben ſo ſtill herüberblickte. In das hemmende Getöne der wandernden Waſſer hinein führte jedes der getrennten Kleinen ein leiſes Zwiegeſpräch mit dem andern, als ob ſie Hand in Hand beiſammen ſäßen, und jedes lächelte vergnügt vor ſich hin, wenn es ſelber ſein Gegenüber etwas Freundliches ſagen ließ. Doch bald ſollte auch die Wolke nicht fehlen, die in dieſen einſamen Kinderfrieden ihren dunkeln Schatten zu werfen drohte.

Eines Nachmittags war Hansli längſt auf dem Platze, ohne daß ſeine Nachbarin erſcheinen wollte. Schon fing er an unruhig und beſorgt zu werden, als die Fotzeln von des Fährewirts Häuschen wild hervorſprangen und hinter ihnen

drein ein Bursche, etwas größer als Hansli selbst, der die Tiere mit einer Geißel antrieb. Sogleich kam auch Agethli zum Vorschein, ohne aber dem Hetzen und Jagen seines Begleiters Einhalt zu thun, bis dieser selbst müde wurde und die verscheuchten Ziegen sich an steilere Stellen der Halde hinaufgeflüchtet hatten. „Der sollte mir kommen," murmelte Hansli, indem er mit der Faust wie zu einem Schlage ausholend durch die Luft fuhr; „den wollt ich lehren, die armen Tiere so zu plagen!" Aber Ärger und Zorn hatten damit erst angefangen. Kaum war der Junge mit den Geißen fertig, als er seine Neckerei gegen Agethli begann, und dieses ließ sich dieselbe eben so bequem gefallen, wie es die wüste Plagerei der Tiere geduldet hatte. Es sprang vor den angedrohten oder wirklichen Geißelhieben des Burschen gleich einem behenden Hündchen hin und her und schien auch nicht die geringste Miene zum Widerstande zu machen. Hansli wurde bleich vor Ingrimm und sprang an das Ufer hinab. „Wart, Du Hallunke," schrie er hinüber, ohne an die unüberwindliche Trennungsschranke zu denken, „wenn Du nicht aufhörst das Agethli zu plagen, schlag ich Dir ein Loch in den Kopf!" Einen Augenblick hielt der Quälgeist wirklich inne und starrte verwundert nach seinem unerwarteten Bedroher herüber; dann aber rief er Agethli zu: „Wer ist der?" und als er eine Antwort erhalten, die Hansli aus der Entfernung nicht verstehen konnte, höhnte er verächtlich: „Fötzelbub, Fötzelbub!" über den Fluß, um dann sein übermütiges Spiel sofort von neuem zu beginnen. Hansli zitterte am ganzen Leibe, und es war ihm, als zög' es ihn an allen Haaren, sich ins Wasser zu stürzen und hinüber zu dringen. Aber zugleich war er wie fest gebannt und nicht im stande, sich von der Stelle zu rühren, bis die Sache drüben eine andere Wendung nahm. Der Bursche schien seine böse Lust endlich gebüßt zu haben; er warf die Geißel weg und setzte sich unter die breitästige Hagenbuche,

unter der Agethli ſich an den ſtillen Weidetagen ſeinen Sitz auserkoren hatte. Hansli wurde es trüb und ſchattenhaft vor den Augen, als ſich dieſes bald ebenfalls zu ſeinem bisherigen Quäler ſetzte und die Beiden nun offenbar in aller Freundlichkeit mit einander zu plaudern anfingen. Jetzt drehte Hansli ſich um und ging langſam dem nächſten Waldſaume zu, wo er ſich, im dichteſten Gebüſche verborgen, auf den Boden warf. Aber es war ihm, als ob das weiche Moos, auf dem er lag, ſich mit einem Male in tauſend Dornſpitzen verwandelt hätte, und mit einem mächtigen Satze ſprang er auf eine große Tanne zu, an der er flink wie ein Eichhörnchen emporkletterte. Er ſtieg bis in den höchſten Wipfel hinauf, warf noch einen Blick nach der Hagenbuche hinüber und fing darauf an, ſich wild hin und her zu ſchaukeln. Doch auch dieſer gefährliche Zeitvertreib vermochte den ſchmerzlichen Aufruhr ſeines jungen Herzens nicht zu ſtillen, obwohl ſeine zornige Bitterkeit allmählich in eine Wehmut überging, wie er ſie im ganzen Leben noch nie empfunden hatte. Es war ihm, als ob er ganz allein auf der weiten, weiten Welt daſtehe und keinem Menſchen mehr angehöre. Langſam kletterte er wieder aus ſeiner luſtigen Schaukel herab und trieb die ſtörrigen Ziegen diesmal ſchon heimwärts, als die niedergehende Sonne den Fluß noch mit breiten Streifen goldfunkelnder Lichter übergoß und drüben noch an hoher Halde zwei helle Herdenglöcklein erklangen.

Am folgenden Morgen dagegen trieb Hansli um ſo früher aus. Noch lag der Reif des beginnenden Spätherbſtes ſilberglänzend auf dem Graſe, als er ſchon an ſeiner Waldecke anlangte und ſich trotz des kaltfeuchten Gezweiges ins Gebüſch verkroch. Von ſeinem verborgenen Standorte aus ſah er, wie Agethli eine geraume Weile ſpäter ebenfalls anlangte, wie es unruhig herüberſpähte, bald ſich niederſetzte, bald wieder aufſtand und hart am Ufer langſam auf- und niederging. „Jetzt möcht' es mich doch gerne ſehen," ſagte Hansli mit einer

Empfindung warm aufquellender Freudigkeit leise vor sich hin, „und am Ende ist's auch nicht recht, daß ich mich so verborgen halte. Aber nein," regte sich sofort eine andere Stimme in ihm, „diesen Vormittag wenigstens soll es mich nicht zu Gesicht bekommen. Es wird, denk' ich, wohl merken, warum." Und dieser eifersüchtige Trotz behielt wirklich die Oberhand über die versöhnlichere Stimmung, die sich noch ein paarmal regen wollte. Hansli trat nicht einmal aus seinem Verstecke hervor, als seine Ziegen mit den lautwerdenden Mittagsglocken die Halde herabgerannt kamen und ihn mit ängstlichem Meckern zu rufen schienen. Er harrte hartherzig aus, bis das langsam heimtreibende und noch oft um sich schauende Agethli unter seinem väterlichen Dache verschwunden war.

Am Nachmittage jedoch würde dem rachesüchtigen Bürschchen alle Vorsicht wenig genützt haben, selbst wenn er sie noch anzuwenden Willens gewesen wäre; denn kaum, daß er vor die Thüre trat, sprangen auch drüben schon die Ziegen hinter des Fährwirts Häuschen hervor und nebenher flinken Schrittes ihre Hüterin. Sobald diese an der gewohnten Stelle angelangt war, lief sie an das Ufer herab und winkte ihrem Gegenüber mit einem Tüchlein, ein Gleiches zu thun. Dieser Einladung konnte Hansli nun freilich nicht widerstehen, obwohl er ihr nur langsam Folge gab.

„Wo bist Du am Vormittag gewesen?" rief Agethlis feine Stimme herüber.

„O, nur droben im Wald," gab Hansli, der sich bemühte, seiner Stimme noch einen halb trotzigen Ton zu geben, zur Antwort.

„Bist Du mir denn böse?" kam nach einigem Besinnen eine weitere Frage.

Hansli schwieg ebenfalls eine kleine Weile, dann rief er statt zu antworten: „Aber wer war der wüste Kerl, der gestern den ganzen Nachmittag bei Dir gewesen ist?"

Agethli blickte lange rings umher, als ob es ſelbſt in dieſer Einſamkeit einen verborgenen Horcher befürchte. „Ich kann Dir's nicht recht hinüberrufen," ließ es ſich dann vernehmen; „aber gehſt Du morgen auch zur Kirchweih in die Stadt hinauf?"

„Ja, ich geh'," antwortete Hansli; „Du auch?"

„Ja," tönte es zurück.

Obwohl das Zwiegeſpräch über den ſummenden Fluß hinüber mühſam war, hätte Hansli dasſelbe doch noch gerne fortgeſetzt; aber Agethli trat mit dem Köpfchen nickend und wieder mit ſeinem Tüchlein winkend vom Ufer zurück, um nach der Hagenbuche hinanzuſteigen. Hansli blieb nichts übrig, als ſich ebenfalls nach ſeiner Waldecke zurückzuwenden, wobei er indeſſen halb zornig murmelte: „Wenn ich ihn ſchon nicht kenne, er iſt dennoch ein böſer Bube." Diesmal lagen die Schatten der ſinkenden Nacht ſchon wieder am Fluſſe, als das „Gute Nacht, Agethli" über denſelben hin erklang.

Der folgende Tag war ein Sonntag, der, mit aller Schönheit des Herbſtes ausgeſchmückt, über das Land heraufzog. Von einem klaren Sonnenſcheine übergoſſen, prangten die Laubwälder in ihren herbſtlichen Gold- und Purpurgewändern, als ob ſie ſich vor ihrem Scheiden noch einmal im ſchönſten Schmucke zeigen wollten, und leiſe Lüfte ſpielten mit den glänzenden Blättern, ohne Zweig und Krone in Bewegung zu ſetzen. Von der milden Wehmut aber, die ſolche Tage in die ſtiller werdende Seele hineinzuwehen pflegen, ſchienen heute die fröhlichen Menſchenſcharen nichts zu empfinden, die von allen Seiten her nach dem alten Aareſtädtchen hinwanderten. Die Kirchweih, die dort gefeiert wurde, war für die weite Umgegend von jeher ein Jahresfeſt geweſen, an dem auch der Arme ſein beſcheiden Teil von den Vergnügungen dieſer Welt holen konnte, und drum befand ſich unter den muntern Wandrern auch der Fährhans mit Weib und Kind. Hansli, der einen blanken Schatz

von drei Batzen, die er ſich im Laufe des Jahres erworben, in der Taſche ſeines Sonntagswammſes bei ſich trug, ging langſam und ſtill neben den zwei kleineren Schweſterchen einher, die nicht müde wurden, über die zu erwartenden Herrlichkeiten zu fragen und zu plaudern. Aber Hanslis Stille war jene Stille, die Entſchlüſſe reift oder ſich beſtärkt in ſolchen. Er wäre viel lieber einzig zur Kirchweih gegangen, um ſich ungeſtört ſeine eigenen Wege aufzuſuchen; da dies jedoch nicht thunlich geweſen, ſo mußte er nun über die Mittel nachdenken, die ihn gleichwohl zu ſeinem Zwecke führen könnten. Und dieſe Mittel boten ſich ihm ſchneller dar, als er erwartet hatte; denn ſchon an dem engen alten Thore des Städtchens entſtand ein ſo großes Menſchengedränge, daß Hansli von den Eltern, die mit den kleinern Geſchwiſtern genug zu ſchaffen hatten, ſelbſt gegen ſeinen Willen getrennt worden wäre. Jetzt aber war ihm das hindernde Gewühl willkommen, und er rief deshalb der nach ihm zurückſchauenden Mutter fröhlich zu: „Geht nur, ich werde Euch ſchon wiederfinden.“ Statt indeſſen zu dieſem Wiederfinden Anſtalt zu treffen, ſchwenkte er, als er ſich durch den Thorbogen gearbeitet, ſogleich in eine Seitengaſſe, um ſchnellen Schrittes das entgegengeſetzte Ende des Kirchweihplatzes zu erreichen; denn auf jener Seite mußte Agethli anlangen, und wenn es auch in Begleit der Eltern kam, bangte Hansli nicht dafür, in dem Gedränge unbeachtet ein Wörtlein mit ihm reden zu können.

Bald war das Ziel erreicht, und überall lockten die Schätze des kleinen Marktes, der jedesmal mit der Kirchweih verbunden war. Eine Weile ließ Hansli ſeine Blicke bewundernd und prüfend umherſchweifen; dann aber ſchritt er entſchloſſen an den hochgetürmten Kuchen- und Backwerktiſchchen vorüber und trat zu einem Marktſtande, von deſſen Rampe bunte Tücher und Bänder herabflatterten. Ein Tüchlein war es beſonders, das ſofort die Blicke des ängſtlich bewegten kleinen

Käufers feſſelte; auf einem hellroten Grunde ein prächtiger Strauß goldgelber Blumen, und das Ganze den Rändern entlang mit einem Kränzchen kleiner Blaublümchen eingefaßt.

Hanslis Stimme zitterte, als er die dicke Standfrau nach dem Preiſe des Tüchleins fragte, und er hatte nicht umſonſt gezittert; denn es wurden nicht weniger als fünf ganze Batzen für das baumwollene Prachtſtück der Druckerkunſt verlangt. Der arme Kaufliebhaber ſchlug die Augen betrübt nieder, aber nur um ſie ſogleich verlangend wieder nach dem Schatze zu erheben. „Und es geht gar nichts darunter?“ fragte er endlich ſchüchtern. „Nein, da geht nichts ab,“ erwiderte die Krämerin, die das Tüchlein von der Stange zog und, es auf dem Ladentiſche ausbreitend, nun erſt ſeine Schönheit und ſonſtigen guten Eigenſchaften in einer Weiſe zu ſchildern anfing, daß dem armen Hansli beinahe Hören und Sehen verging. Stumm hörte er die geläufigen, aber, wie ihm ſchien, nur zu gerechtfertigten Lobpreiſungen an, bis er ſich endlich halbfeuchten Auges mit den Worten abwenden wollte: „Ja, ſchön iſt's, aber ich habe nicht ſo viel Geld, um es kaufen zu können.“

„So, nicht ſo viel Geld?“ fragte die Frau; „wie viel haſt Du denn, Kleiner?“

„Nur drei Batzen,“ antwortete Hansli demütig.

„So, ſo, drei Batzen! Und was wollteſt Du denn anfangen mit dem Tuche? Es wäre ja doch faſt zu ſchön für Dich!“

Hansli wurde bei dieſer Frage blutrot im Geſichte. Seine fromme Mutter hatte ihm eine heilige Scheu vor der Sünde des Lügens eingeflößt, und daheim log er auch nie, ſelbſt wenn es ſich darum handelte, mit guter Ausſicht ein kleines Vergehen vertuſchen zu können; aber jetzt trat ihm mit unwiderſtehlicher Gewalt eine Notlüge auf die Zunge und er ſtotterte deshalb: „Ich — ich möchte es gerne meiner Gotte ſchenken.“

„So, ſo," verſetzte die Standfrau; „nun, wenn Du doch ein ſo braver Götti biſt und auch an Deine Gotte denkſt, ſo ſollſt Du das Tuch haben für Deine drei Batzen."

Hansli wäre, als er das ſauber in ein Papier gewickelte Tüchlein in der Taſche hatte, gerne hoch aufgeſprungen aus innerer Freudigkeit, wenn er ſich nicht geſchämt hätte vor den Leuten. So jedoch verbarg er ſich hinter einer nahen Hausecke, von wo aus er die Brücke überſchauen konnte. Und er hatte richtig gerechnet; denn kaum eine Viertelſtunde ſtand er auf dem Poſten, als er Agethli in Begleit ſeiner Eltern ankommen ſah. Aber wie es ausſah in ſeinem nagelneuen Sonntagskleide und dem zierlichen neuen Hütchen auf dem Kopfe! Hansli getraute ſich nicht, ſich von der Stelle zu rühren, als die kleine Geſellſchaft kaum einige Schritte entfernt an ihm vorüberging; es kam ihm vor, das Mädchen müßte ſeit geſtern Abend faſt um Kopfeslänge gewachſen ſein. Und wie ſchön und holdſelig es in der Nähe war mit dem feinen Geſichtchen und den großen blauen Augen darin, die Hansli früher noch gar nie geſehen hatte, wie er jetzt meinte. „Das iſt ja ein ganz anderes Agethli als daheim, das darfſt Du gar nicht anreden," dachte er betrübt; aber zugleich verließ er doch ſeinen verborgenen Platz und trat wieder auf die Straße heraus, um die ziervolle Geſtalt nicht aus den Augen zu verlieren. Und daran hatte er ſehr wohl gethan; denn im nämlichen Augenblicke drehte Agethli ſich um, und über ſein ganzes Geſichtchen glitt ein freudiges Erglühen, als es Hansli erblickte. Dieſer mußte wie angewurzelt ſtehen bleiben; aber das Mädchen kam, ohne ſich viel um die Eltern zu kümmern, die eben zu einem Kramſtande traten, auf ihn zugelaufen und rief fröhlich: „Das iſt aber ſchön, Hansli, daß ich Dich ſchon antreffe; ich habe auf dem ganzen Wege recht Angſt gehabt, daß wir einander nicht finden könnten unter den vielen Leuten."

„Wir ſind daheim früh fortgegangen," erwiderte Hansli ſchüchtern, „und drum habe ich gewartet auf Dich."

„Auf mich haſt Du gewartet?" fragte das Mädchen mit einem freudigen Lächeln; „aber wie Du groß geworden biſt, Hansli; das ſieht man daheim gar nicht recht über die Aare hinüber."

„Ja, Du biſt auch groß geworden," ſagte er demütig.

Mit dieſer Begrüßung ſchien den beiden Leutchen der Geſprächsſtoff bereits ausgegangen zu ſein. Sie ſchauten einander ſchweigend an, erröteten aber ſogleich, und jedes blickte verlegen auf die Seite, als ob dort etwas Beſonderes ſeine Aufmerkſamkeit erregt hätte. Endlich nahm Hansli wieder das Wort, indem er mit unſicherer Stimme ſagte: „Ich habe Dir da etwas gekramt, Agethli; aber Du mußt es ſchnell in den Sack ſtecken."

„Du haſt mir etwas gekramt?" rief das Mädchen mit aufleuchtenden Augen, während es haſtig die Hand nach dem dargebotenen Päcklein ausſtreckte; fügte jedoch, ſobald es die Gabe empfangen, betrübt hinzu: „Aber Dir kann ich nichts als Entgelt zueignen, ich habe kein Geld, Hansli."

Dieſer lächelte vergnügt und erſt jetzt, da er der Beſchenkende war, ſchien er ſeine Schüchternheit überwinden zu können. „Daran darfſt Du gar nicht denken, Agethli," erwiderte er; „aber gelt, jetzt ſagſt Du mir, wer der böſe Bube iſt, der vorgeſtern bei Dir daheim war."

Agethli blickte ſchnell um ſich, als ob es ſich auch hier ſcheue, die verlangte Auskunft zu erteilen. „Das iſt des Gemeinderats Viktor," ſagte es dann ſchnell und leiſe; „weißt Du, wo der Vater in den Taglohn geht. Ja, ein Böſer iſt er; aber ich darf nichts ſagen, wenn er kommt; der Vater hat mir's ſtrenge verboten."

„Und er will nun immer zu Dir kommen?"

Agethli konnte keine Antwort geben; denn das Sprichwort, daß der Wolf in der Nähe ist, wenn man von ihm spricht, ist nicht umsonst so alt geworden. Kaum hatte Hansli mit mühsam unterdrückter Bewegung seine Frage gestellt, als des Gemeinderats Viktor dahergelaufen kam und Agethli bei seinem Anblicke mit einem scheuen „B'hüt Dich Gott, Hansli!" zu seinen noch immer vor der Krambude stehenden Eltern schlüpfte.

Über Hansli kam wieder eine mächtige Bitterkeit, wie vorgestern drunten an der Uferhalde, und trotz der Menschenmenge verspürte er gar nicht üble Lust, dem gemeinderätlichen Sprößlinge den „Fötzelbuben" einzutränken. Aber Agethli blickte so ängstlich und unruhig nach ihm herüber, daß er langsam davon ging, um in dem zu- und abwogenden Gedränge unterzutauchen.

Mit diesem Vorgange waren für Hansli alle wirklichen und geträumten Herrlichkeiten der Kirchweih verschwunden. Am liebsten wäre er sogleich wieder heimgegangen und hätte sich in den Schatten eines einsamen Gebüsches verborgen. Es wurde ihm auch nicht leichter um das Herz, als er nach einigem Suchen die Seinigen wiederfand und der Vater nun bald mit ihnen in ein Wirtshaus trat, aus dem fröhlicher Gesang und Geigentöne herausschallten. Er mochte nicht einmal die weißen, duftigen Wecken anrühren, die zum Weine aufgestellt wurden, und bald fing er die Mutter an heimlich zu fragen, ob sie nicht heimgehen wollten. Dazu aber hatte der Vater heute keine Lust. Trotz des Abmahnens der Mutter wurde Flasche um Flasche aufgetischt, und der Fährmann disputierte so laut mit den Nebengästen, wie Hansli ihn in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Schon wurden die Lichter angezündet, bevor sich der aufgeregte Mann zum Aufbruche entschließen konnte, und Hansli überkam ein unheimliches Bangen, als er sah, wie der sonst jeder Zeit nüchterne Vater nur mit Anstrengung sich aufrecht halten konnte.

Wie freudig und voll freundlicher Hoffnungen am Mittag der Weg nach der Stadt geweſen, ſo dunkel und trüb war jetzt der Heimweg. Hansli konnte ſich nicht einmal mehr an dem Gedanken erfreuen, daß es ihm doch gelungen, Agethli den ſchönen Kram zuzuſtecken. Vor dem lieben Bilde des kleinen Mädchens ſtand gleich einem finſtern Schatten unabläſſig das Bild des böſen und vielvermögenden Viktor, und dazu kam nun noch die Betrübnis der armen Mutter, die, wie Hansli wohl bemerkte, kaum ihrer Thränen Meiſter wurde. Nach langem Gange zu Hauſe angekommen, brachte ſie die Kinder ſtill zu Bette, und auch Hansli war froh, als er ſich endlich nach dem lauten Treiben des Tages in ſtiller Finſternis allein auf ſeinem Lager befand.

Aber die ſüße Erquickung des Schlafes ſollte ſchon nach wenigen Stunden auf eine ſchreckliche Weiſe unterbrochen werden. Hansli wurde von einem durchdringenden Angſtrufe der Mutter aufgeweckt und als er die Augen öffnete, ſchlug ihm von allen Seiten Feuerſchein entgegen. „Nimm Deine Kleider und ſpring hinaus!“ ſchrie ihm die Mutter zu, welche die kleinern Geſchwiſter in angſtvoller Haſt aus dem Bettchen zog; „das Haus brennt, das Haus brennt! O du ewige Allmacht!“ Noch halb ſchlaftrunken und von Schrecken betäubt, ſtürzte Hansli ins Freie, wo er den Vater antraf, welcher dem Ziegenſtalle zulief. „Geh' unter die Bäume hinüber und bleib' bei den Kindern,“ rief er ihm zu; „laß mir keines gegen das Haus kommen, hörſt Du?“

An allen Gliedern bebend, ſuchte Hansli die mitgenommenen Kleider anzuziehen und wollte die Mutter, die ihm mit den laut ſchreienden Geſchwiſtern nachgeeilt kam, mit Gewalt abhalten, nach dem Hauſe zurückzukehren, über deſſen Strohdach ſchon da und dort eine rote Flamme emporzüngelte. Und zu retten war auch nicht mehr viel aus dem Unglücke, das die armen Leute im Schlafe überfallen hatte. Der Vater trieb

die angſtvoll meckernden Ziegen heran und ſtürzte dann nochmals gegen das Haus zurück; aber im nämlichen Augenblicke ſchlug eine breite Flammenſäule hoch zum Firſt heraus, und nach einigen weitern Augenblicken war die ganze Wohnung in eine glühende, rauchende und krachende Lohe verwandelt.

Draußen unter den Bäumen zog die Mutter ihre drei Kinder, in bitterliches Weinen ausbrechend, zu ſich auf den feuchten Boden, während der Vater ſprachlos in das aufwirbelnde Feuer ſtarrte. Es war ein furchtbar ſchöner Anblick, von dem auch Hansli kein Auge abwenden konnte. Der Himmel fing an ſich zu röten, und die Wellen im Fluſſe erglühten, als ob aus ihrer Tiefe ein Feuerſtrom aufquellen wolle. Drüben aber am andern Ufer ſtand im taghellen Widerſcheine der Fährewirt mit den Seinigen als ohnmächtiger Zuſchauer. Hansli konnte deutlich erkennen, daß Agethli nur ein Kleid der Mutter über ſich geworfen hatte und ſich ſchreckenvoll an ſie anſchmiegte, die Hände wie zum Gebete gefaltet. Als vom Dorfe herab die erſte Hilfe anlangte, war die einſtige Fährmannswohnung nur noch ein glühender Trümmerhaufen.

Im Strome des Lebens.

Die Stelle, auf welcher in der unſeligen Kirchweihnacht Hansli's Elternhaus in einen qualmenden Schutthaufen zuſammengeſunken, war längſt mit Gras und Haidekraut bewachſen. Kein Stück eines zerbrochenen Balkens, kein ſchwarzgebrannter Stein gab mehr Zeugnis, wo einſt das nächtliche Feuerſchauſpiel ſtattgefunden, und doch ſchien an einem ſonnigen Herbſtnachmittage ein junger, einfach, aber wohlgekleideter Mann eifrig nach einem ſolchen Zeichen umherzuſuchen. Hie und da ſtieß er ſeinen Stock in den Boden, als hoffte er ein feſtes Fundament zu treffen, oder an andern Stellen riß er mit den Händen das Gras weg, um ſeine Nachſuchungen ge-

nauer anſtellen zu können. Als ſich jedoch jede Mühe vergeblich erwieſen, ſetzte er ſich unter einen Ahornbaum, der mitten auf einem freien Abhange der Halde ſtand, und begann ſeine nächſte Umgebung einer aufmerkſamen Betrachtung zu unterwerfen. Offenbar wußte er ſich auch dabei nicht ſogleich zurecht zu finden, und ſeine Worte waren von einem tiefen Aufatmen begleitet, als er langſam vor ſich hin ſagte: „Wie doch alles kommt und vorübergeht in dieſer Welt; ſelbſt Baum und Wald, Fluß und Fels ſind mir untreu geworden. Wie deutlich glaubte ich das Bild dieſer Gegend in meiner Erinnerung bewahrt zu haben, und jetzt nach kaum zehn Jahren ſieht es mich ſchon wie mit halbfremden Augen an. Hier haben ſich die Waſſer einen weiten Weg ins Land hineingefreſſen und den ganzen Acker in Beſitz genommen, auf dem einſt meine gute Mutter ihre Erdäpfel pflanzte. Und dort drüben muß der graue Felskopf, der immer ſo wunderlich zwiſchen den jungen Tannen hervorſchaute, altersmüd herabgeſtürzt oder wohl eher mit Gewalt von den Menſchen zertrümmert worden ſein. Wer weiß, vielleicht bildet das alte Geſtein, das mir immer wie ein mächtiges Rieſenantlitz vorkam, jetzt tauſendfach zerſplittert und zerſchlagen, einen guten Mauerteil der neuen Häuſer, die ſie da droben hinterm Walde gebaut haben. Ob auch die Bäume, unter denen ich die ſchrecklichſte Nacht meines Lebens zugebracht, von der Axt gefällt worden ſind, oder ob ihnen damals die nahe Glut ſo verderblich geworden? Denn dort, in gerader Linie von der Waldecke herab, müſſen ſie doch geſtanden haben. Armer Vater, arme Mutter!“

Der junge Mann, der ſich in der Einſamkeit der Uferhalde ſolchen Erinnerungen hingab, legte den Kopf in die auf das Knie geſtützte Hand, um ungeſtört auch andern Bildern aus vergangenen Tagen, die ſich wie breitgedehnte Heerſcharen an ihn herandrängten, freien Raum zu geben. Nun machte er

mit der linken Hand eine abwehrende Bewegung und rief diesen Bildern laut zu: „Eins nach dem andern, wenn ich meine ruhigen Sinne beisammen behalten soll!“

Und die luftigen Gestalten schienen sich dieser Mahnung wirklich fügen zu wollen. Zuerst drängte sich vor das innere Auge des einsamen Träumers ein Bild heran, das mit dem Bilde der Flucht nach Ägypten in der alten, damals auch verbrannten Hausbibel manche Ähnlichkeit hatte. Er selbst zog als Knabe mit der Mutter und den zwei kleinen Geschwistern, die Ziegen vor sich her treibend und an allen Gliedern zitternd, durch einen nebelfeuchten Herbstmorgen die Halde hinan, dem Dorfe zu. Es wurde kein Wort gesprochen in der kleinen Karawane, und nur hie und da ließ sich das vergeblich unterdrückte Weinen der Mutter vernehmen. Hintennach und voraus gingen Trüppchen von Männern, die es indessen eilig hatten und sich um die trübselig Dahinziehenden nicht sonderlich zu kümmern schienen. Als diese endlich ins Dorf kamen, wurden sie von dem Nachtwächter, dem einzigen Polizeimanne des Orts, nach einem großen, düster aussehenden Hause geführt, vor dem ein Haufen zerlumpter Kinder und alter, übelaussehender Weiber herumstanden. Es war das Armenhaus der Gemeinde, in dem die an die einsame Stille des Flußthales gewöhnten Ankömmlinge nun ein Obdach finden sollten. Die Mutter weinte heftiger, als sie zwischen den neugierigen Gafferinnen hindurch schritt, und auch dem Knaben wurde so schwer zu Mute, daß er die Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochte. „Was nützt doch das Gethue, Frau,“ sagte der Nachtwächter, nachdem er sie in eine dunkle Stube geleitet hatte; „sei froh, daß Du mit Deinen Grotzen eine Unterkunft hast, und noch froher, wenn es Deinem Manne leer ausgeht. Ganz sauber ist die Geschichte alle Wege nicht.“ Mit diesem Troste zog der Mann von dannen, und die Mutter warf sich laut aufweinend auf die Bank nieder, die sich um den halb-

zerbrochenen Ofen hinzog. „Ja, Mutter," fragte der Knabe, durch die Rede des Nachtwächters aufmerksam gemacht, ängstlich, „warum ist der Vater nicht mit uns gekommen? Warum mußte er mit dem Ammann und den andern Männern fortgehen?" „Ich weiß es nicht, Hansli," antwortete die Mutter, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend; „aber betet, Kinder, betet, daß der Vater bald zu uns kommen kann." Und sie selbst fing an mit so banger, zitternder Stimme zu beten, wie sie nur aus einer glaubensvollen, aber zugleich von tiefer Angst bewegten Brust hervordringt.

Der junge Mann erhob den Kopf und fuhr langsam mit der Hand über die Augen, als ob er das schmerzliche Bild verwischen wolle. Aber er hatte sich der Erinnerung nun einmal hingegeben und wäre an dieser Stelle nicht mehr imstande gewesen, sich ihrer geheimnisvollen Macht zu entziehen, selbst wenn er's ernstlich gewollt hätte. Er hörte so deutlich, als geschähe es eben in diesem Augenblicke, wie ihm am Abend ein trotziger Knabe des Armenhauses entgegenhielt, der Vater habe ja das Haus selbst angezündet, und wie damals, fühlte er auch jetzt wieder sein Herz sich in einem krampfhaften Schmerze zusammenziehen, als ihm die Mutter auf seine Klage über eine solche Rede nur mit lautem Schluchzen Antwort geben konnte. Diese Anklage erwies sich in einer langwierigen Untersuchung wohl als unbegründet; es stellte sich nur heraus, daß der Fährhans in seinem aufgeregten Zustande nach seiner Heimkehr von der Kirchweih noch in später Nacht mit der Laterne im Stalle gewesen sei; aber der erste Schnee war doch längst gefallen, bevor der Vater aus dem Gefängnisse zu den Seinigen ins Armenhaus kommen durfte; und wie kam er zu ihnen zurück? Der sonst so kräftige Mann schien in den paar Wochen um Jahrzehnte älter geworden zu sein, und war sein Körper unter der Last des Unglücks gebrochen, so mußte sein Geist noch viel Schwereres gelitten haben. Stundenlang

ſaß er jetzt ſcheu und finſter in einem Winkel, ohne ſelbſt für Weib und Kind mehr ein freundliches Wort zu haben. Wenn er eine Arbeit verrichten ſollte, ſo beklagte er ſich über unerträgliche Müdigkeit und bald war er trotz der harten Worte des Armenhausverwalters, der über Faullenzerei ſchalt, tagelang nicht aus dem armſeligen Bett zu bringen. Endlich wurde auf dringendes Bitten der Mutter der Arzt gerufen, der jedoch nach der Art dieſer gelehrten Herren nur die Achſeln zuckte und meinte, eine eigentliche Krankheit könne er nicht herausfinden, die Sache werde wohl von ſelbſt wieder anders kommen. Und ſie kam auch anders. Denn eines Morgens, als der Winter ſchon dem Ende ſich zuneigte, lag der Fährhans tot auf ſeinem Strohſacke. Er war ohne einen Klagelaut geſtorben, wie er die längſte Zeit her ſchweigſam und ohne laute Klage gelebt hatte. Nachdem der Arme begraben war und von einem Wiederaufbau des Häuschens an der Uferhalde keine Rede mehr ſein konnte, ſollte Hansli außer dem Armenhauſe untergebracht werden, damit er ſein Brot allmählich ſelbſt verdiene; aber unter den Menſchen, die den Vater ſo hart behandelt, meinte der Kleine nicht länger leben zu können. Seine junge Kraft war im Unglücke früh erſtarkt, und eines Morgens wanderte er mit einem Bündelchen unter dem Arme und mit bittern Thränen um die Mutter im Auge zum Dorfe hinaus. Ach, dieſe Thränen waren nicht umſonſt geweſen, da er die gute fromme Frau nie mehr ſehen ſollte in dieſem Leben. Die Nachricht von ihrem Tode erhielt er entfernt von der Heimat erſt, nachdem ſie ſchon mehrere Tage im Grabe lag.

Aber neben all' dieſen düſtern Erinnerungen ſtand auch ein lichteres Bild, wie ein milder Stern neben einer dunkeln Wetterwolke ſteht. Es war das Bild Agethlis, das ſich jetzt nicht länger mehr durch andere Geſtalten zurückdrängen ließ. Über das Geſicht des jungen Mannes zog ein wehmütiges

Lächeln, und aufſtehend rief er laut vor ſich hin: „Wie werd' ich Dich wiederſehen, Du kleine Freundin meiner Kindertage, und wie viel oder wenig wirſt Du noch dem Bilde gleichen, das ich im Herzen von Dir bewahrt habe! Ich wollte beinahe, die nächſte Stunde wäre vorüber, auf die ich mich doch ſchon ſo lange gefreut habe.“ Mit dieſen Worten begann der junge Mann wieder die Halde hinan zu ſteigen, um den Weg nach dem Städtchen einzuſchlagen, wo er Agethli, wie er erfahren, finden ſollte.

Als ſich der ſtille Wanderer dem Ziele ſeines Weges näherte, ſpielte bereits der rote Abendſchein um den gezackten Turmgiebel über dem Stadttore. Aber auch hier war ſeit jenem verhängnisvollen Kirchweihtage manches anders geworden, wie drunten an den Flußhalden. Neben dem Tore hatte die alte Schießſchartenmauer einem großen Gebäude Platz gemacht, aus dem ein gleichmäßiges dumpfes Summen hervordrang. Hoch über dem Friſt verdunkelte der ſchwarzbraune Rauch eines Rieſenkamines den klaren Abendhimmel, während die langgeſtreckten Fenſterreihen in der niedergehenden Sonne wie eine Kette von Feuergarben aufleuchteten. Doch trotz des blendenden Widerſcheines ließ der Ankömmling, der in einiger Entfernung an einem Pappelbaume ſtehen geblieben, ſeine Blicke unruhig an dieſen Fenſtern hin- und hergleiten, bis die letztern ſich allmählich abſchatteten und endlich nur noch wie ſchwarze, verkohlte Feuerſtätten daſtanden. „Nun wird es bald geſchehen,“ ſagte der einſame Beobachter leiſe vor ſich hin, und kaum war das Wort geſprochen, als aus dem Gebäude heraus der Ton eines ſchrillen Glöckleins erklang. Noch eine erwartungsvolle Minute, und aus weit geöffneter Pforte begann ſich ein wahrer Menſchenſtrom hervorzuwälzen.

Der Fremde trat einige Schritte näher heran, ſeine Blicke ſcharf auf das Gedränge heftend, als ſich eben eine ſchlanke Mädchengeſtalt von demſelben ablöſte, um in einen ſchmalen

Seitenweg einzubiegen. „Agethli!“ rief der junge Mann unwillkürlich mit ſo lauter Stimme, daß das Mädchen ſichtlich erſchrocken um ſich blickte. „Was wollt Ihr?“ fragte es den Fremden zögernd; aber als dieſer nun lächelnd vor ihm ſtand, rief auch es überlaut: „Marie und Joſef, Du biſt's, Hansli!“ Dieſer Aufruf war indeſſen kaum über die Lippen, als ſich ein purpurroter Hauch auf das ſchöne Antlitz des Mädchens ergoß, und verwirrt, aber raſch fügte es hinzu: „Herr Steinmann, wollt' ich ſagen, verzeiht mir!“

Der junge Mann ſtreckte freudig die Hand aus, um die ebenfalls erhobene Rechte des Mädchens zu ergreifen, und ſagte dann heiter: „Wenn auch aus dem Hansli ein Hans geworden iſt, ſo wär' mir's doch lieb, wenn Du mich nennen wollteſt, wie Du mich früher genannt haſt. So grüß' Dich denn Gott, Agethli!“

Die beiden Hände hielten einander warm umfaßt, und eine Weile ſtanden die Zwei, ſich freudig bewegt in die Augen blickend, ohne zu beachten, daß bereits auch andere ſtehen geblieben waren, um dieſer Begrüßung neugierig zuzuſchauen. „Haſt Du vielleicht Zeit, ein paar Schritte mit mir zu kommen?“ ſagte Agethli, dies bemerkend, leiſe; „es würde mich herzlich freuen, auch wieder einmal mit Dir reden zu können.“

„Gewiß hab' ich Zeit,“ erwiderte Hansli; „ich habe ja nur auf Dich gewartet hier. Willſt Du gleich heimgehen?“

„Ja, wenn es Dir recht iſt.“

Noch immer Hand in Hand, ſchlugen die Zwei nun den kleinen Seitenweg ein, ohne ſich weiter um das verwunderte Nachſehen und Köpfezuſammenſtecken der Zurückbleibenden zu kümmern; aber keines von beiden ſchien das rechte Wort finden zu können, mit dem das Geſpräch weiter geführt werden ſollte, bis endlich Agethli ſagte: „Ich danke Dir von Herzen für die Grüße, die Du mir von Zeit zu Zeit haſt zukommen laſſen. Es hat mir eine ſo große Freude gemacht zu erfahren,

daß es Dir gut gehe. Aber vorhin bin ich doch erſchrocken, als ich Dich ſo plötzlich vor mir ſtehen ſah. Wenn Du mich nicht beim Namen gerufen und ich nicht gerade dieſen Nachmittag ſo viel an Dich hätte denken müſſen, ich würde Dich ſchwerlich wieder erkannt haben."

„So, Du haſt wirklich an mich gedacht?" ſagte Hansli halb ernſt, halb neckend, indem er den Arm des Mädchens in den ſeinigen legte; „das kommt nur daher, weil auch ich den ganzen Tag an Dich denken mußte."

„Ach," erwiderte Agethli leiſe, „ſeit ich vernommen habe, daß Du bald einmal heimkommen wolleſt, konnte ich nicht an viel anderes mehr denken. Aber jetzt wirſt Du mir doch auch recht viel erzählen, wie es Dir in der langen Zeit ergangen iſt. Gehſt Du wieder nach Zürich?"

„O gewiß!" entgegnete Hansli und begann dann erzählend den Wunſch ſeiner Begleiterin zu erfüllen und ihre teilnehmenden Fragen zu beantworten, während ſich der Mond über dem Walde erhob und ein mildes Dämmerlicht auf die einſam werdende Gegend niedergoß. Es war eine einfache Geſchichte, die Hansli zu erzählen hatte, arm an äußern Begegniſſen und Abenteuern; aber es war die Geſchichte eines ſtrebſamen Lebens, das ſich durch Fleiß und Redlichkeit eine beſcheidene Bahn gebrochen, und der Zuhörerin kam dieſelbe immer noch ſo wunderbar vor, daß ſie jedesmal mit einer weiterhelfenden Frage bei der Hand war, wenn der Erzähler ins Stocken geraten war, oder über dieſe und jene ihm nur geringfügig erſcheinenden Erlebniſſe leicht hinweggehen wollte. Hansli hatte, als er ſeine Mutter verlaſſen, in den benachbarten Dörfern vergeblich um Arbeit und ein Unterkommen nachgeſucht; es ſtand ihm überall nicht ſowohl die noch mangelnde Kraft zu ſchwereren Werken, als der Umſtand entgegen, daß er noch den Konfirmationsunterricht zu beſuchen hatte. Denn welcher Meiſter hätte auch ein paar wöchentliche Stunden von der

gewohnten Arbeitszeit verlieren wollen, um einem armen Menschenkinde die Erfüllung einer unerläßlichen Pflicht zu ermöglichen! Es war ein großes Glück gewesen für Hansli, daß er zur schönen Frühlingszeit ausgezogen und sich so zur übrigen Not nicht noch die Feindseligkeit einer harten Witterung gesellte. Sein Nachtlager wenigstens konnte er jetzt in einem Gebüsche oder unter dem vorspringenden Dache einer abgelegenen Scheune aufschlagen, ohne sich bettelnd an den guten Willen derjenigen Menschen wenden zu müssen, die seine Bitte um ehrliche Arbeit schon abgeschlagen hatten. Aber nach drei Tagen waren die kleinen Vorräte, welche ihm die arme Mutter unter Thränen in sein Bündelein gepackt, zu Ende, und jetzt blieb nichts mehr übrig als der verhaßte Bettel; denn selbst die Heimkehr war ohne dieses Mittel durch die schon erreichte große Entfernung zur Unmöglichkeit geworden. Seiner Betrübnis und Thränen nicht mehr Meister, saß Hansli am Abend des dritten Tages an einem Straßenrande, als eine Chaise daher kam, in welcher ein schon ältlicher Herr saß. Nach einigen Fragen und Antworten wurde Hansli eingeladen mitzufahren, und das Ziel dieser Fahrt war ein ansehnliches Handlungshaus in Zürich, in welchem der verlassene Knabe als Laufbursche angestellt wurde. Aber sobald sich der gütige Herr von der Redlichkeit und dem klugen Wesen seines jungen Angestellten überzeugt hatte, war er redlich darauf bedacht, ihm auch den Weg in eine bessere Zukunft zu ebnen. Er gab ihm Gelegenheit, seine mehr als mangelhafte Schulbildung zu erweitern, und ließ es überhaupt an keiner Anregung fehlen, die den jungen Menschen zum Guten und Nützlichen leiten konnte.

Hansli erwies sich ebenso empfänglich als dankbar für dieses Wohlwollen, und nach Jahr und Tag wurde er von dem Posten des Laufburschen zu einem der Gehilfen des großen Verkaufsladens erhoben. In dieser Thätigkeit war er bis zur

Stunde geblieben, seine Kenntnisse unabläſſig erweiternd und allmählich eine der unscheinbaren, aber drum nicht unwesentlichen Rangstufen der Geschäftseinrichtung nach der andern erklimmend, so daß er nun an der Spitze der kleinen Armee seiner Ladengehilfen stand.

Agethli hatte dieser Erzählung mit einem Gefühle wachsender Bewunderung zugehört, die durch die Schlußwendung derselben keineswegs vermindert wurde. „Seit dem Tode des alten braven Herrn, den Gott selig haben wolle," schloß Hansli, „ist freilich manches anders geworden in unserm Hause. Den beiden jungen Herren erscheint das Geschäft zu altväterisch oder zu eng; sie möchten in kurzer Zeit gern größere Gewinnste erzielen als der Vater, obwohl alle zwei zusammen nie so viel gearbeitet haben, als er's noch in seinen letzten Tagen gethan. Es ist überhaupt da etwas hereingekommen, das mir von Tag zu Tag weniger gefällt und mich veranlaßt, an eine Veränderung meiner Lage zu denken. Sobald meine kleinen Ersparnisse, die mir der alte Herr von Anfang an zu guten Zinsen im Hause selbst angelegt hat, sich noch um einiges vermehrt haben, bin ich gesonnen, etwas Eigenes anzufangen. Die nötige Warenkenntnis und was sonst noch dazu gehört, traue ich mir schon zu."

Agethli konnte auf diese schönen Aussichten, die sich der ehemalige arme Hüterknabe erworben, nichts erwidern, und während es gerne aus innerster Seele seinen Glückwunsch dargebracht hätte, stieg nun unwillkürlich ein leiser Seufzer in ihm empor. In dem stillen Spiele freundlicher Zukunftsgedanken achtete Hansli weder auf dieses Schweigen noch auf den kaum unterdrückten Seufzer und fuhr daher sogleich fort: „Aber nun ist das Erzählen an Dir, Agethli; daß Deine gute Mutter gestorben, weiß ich und ich wußte auch, daß Du schon seit drei Jahren da hinauf in die Fabrik gehst. Thust Du denn das eigentlich gerne?"

Hansli hatte die letzten Worte langsamer ausgesprochen als die frühern und er beugte sich dabei auch ein wenig vor, um seiner Begleiterin ins Gesicht zu schauen. In der Dunkelheit konnte er freilich nicht sehen, wie eine flüchtige Röte über dieses Gesicht wegflog, und er fühlte nur ein leises Zucken, als ob sich Agethlis Arm aus dem seinigen zurückziehen wolle; aber im nämlichen Augenblicke erwiderte das Mädchen auch schon mit ruhiger Stimme: „Ja, bisher bin ich gerne in die Fabrik gegangen, so mühsam mir der weite Weg im Winter manchmal auch vorgekommen ist. Bei schweren Landarbeiten, wie sie im Taglohn doch verrichtet werden müssen, bin ich mit dem besten Willen immer zu kurz gekommen; ich kann leider nichts dafür, daß ich nicht so stark geworden bin, wie viele andere, die gerade nicht stärker aussehen. In einen Dienst aber konnte ich doch auch nicht treten, so lange die Mutter fast immer krank lag und froh war, wenn ich wenigstens jeden Abend zu ihr heim kam."

„Ja, ja," versetzte Hansli nachdenklich, „das war recht schön und brav von Dir. Oh, mir will es oft vorkommen, daß ich mich an meiner eigenen Mutter versündigt habe."

„Nein, das hast Du nicht gethan," entgegnete Agethli warm, „ich habe Deine Mutter noch in den letzten Tagen ihres Lebens gesehen, und sie hat mir mit Thränen in den Augen erzählt, wie Du ihr alles zukommen lassest, was Du vom eigenen Munde abbrechen könnest. Was hättest Du da auch zu thun vermocht, wenn Du als armes Bauernknechtlein daheim geblieben wärst! Aber drum weiß ich nicht weniger, was Du mit dem Fabrikgehen sagen willst. Und ja, so ganz unrecht hast Du nicht, ich habe dabei wohl schon manches hören und sehen müssen, was mir nicht gefallen hat; aber wenn ich dann allemal nachts so ungestört bei der kranken Mutter sitzen und ihr aus einem guten Buche in ihren langen, schlaflosen Stunden vorlesen konnte, so mußte ich wieder Gott danken,

daß die Fabrik nur gebaut worden war und ich diesen Verdienst gefunden hatte. Glaube mir, ich hätte mir auch an diesem Orte so gut wie an einem andern getraut, mein ganzes Leben lang brav und rechtschaffen zu bleiben, wenn nicht etwas dazu gekommen wäre, das mich nun doch forttreiben wird trotz der Einsprache des Vaters."

Durch die Worte Agathlis klang bei aller Ruhe, mit der sie gesprochen worden, der wehmütige Ton eines verletzten Gefühles hindurch, und Hansli erwiderte daher herzlich, aber doch nicht ohne einige Verlegenheit: „Du hast mich nicht recht verstanden, Agathli; gewiß, das wollte ich nicht sagen, wie Du es nun andeutest. Ich meinte zunächst nur, man werde hier keinen so großen Lohn bezahlen, wie es an größern Orten geschieht. Aber was willst Du denn damit sagen, daß Dich nun doch etwas forttreiben werde?"

Agathli machte eine langsam abwehrende Bewegung mit dem Kopfe, indem es leise sagte: „Laß nur gut sein, ich habe Dich schon recht verstanden." Dann schaute sie sinnend nach dem Monde empor, dessen Strahlen das feine Antlitz mit einem lichten Goldnetze umspannen.

Bei diesem Anblicke mußte der junge Mann wie von einem plötzlichen Zauber gebannt stehen bleiben. Ein schöneres Bild als dasjenige, das in diesem Augenblicke leibhaftig vor ihm stand, hatte er selbst in seinem schönsten Traume noch nicht gesehen und unwillkürlich preßte er die Hand aufs Herz, das in einer süß schmerzlichen Empfindung heftig aufpochte: „Wie kannst du diesem reinen Wesen durch dein unbedachtsames Gerede wehe thun," fuhr es ihm durch den Sinn, „und wie schwätzest du in dieser Stunde, nach der du dich so lange gesehnt, überhaupt von Dingen, die kaum der Rede wert sind. Wie hast du dir dieses Wiedersehen so ganz anders gedacht und Schöneres doch nie erdenken können!" Es gibt Gedanken und Empfindungen, die den Menschen mit Blitzesschnelle er-

greifen und auch mit der Schnelligkeit des Blitzes ſein ganzes Verhalten umwandeln. Das konnte jetzt Hansli erfahren. Seine ihm ſonſt ſelten untreu werdende Ruhe war dahin, und, die holde Mädchengeſtalt mit beiden Armen umſchlingend, rief er leidenſchaftlich: „O Agethli, ich habe nicht umſonſt Angſt gehabt vor dieſem Wiederſehen; wie ſoll ich nun, weit entfernt von Dir, noch leben können?“

So ſtanden die Beiden eine geraume Weile, ſich ſprachlos umſchlungen haltend und vom Mondſchein umfloſſen, der ihre Geſtalten in einem einzigen Schatten auf den erhellten Wieſengrund malte, bis Agethli plötzlich zurückfuhr und den Weg hinaufblickte. „Ich habe gemeint, es komme jemand,“ ſagte es mit angehaltenem Atem; „haſt Du nicht auch Schritte gehört?“ „Ich nicht,“ erwiderte Hansli, „und wenn auch; aber ich darf doch noch eine Strecke weit mit Dir kommen?“ „Wenn Du dann nur nicht wieder ſo weit zurück müßteſt,“ antwortete Agethli, indem es, ſich zum Gehen anſchickend, nochmals einen ſcheuen Blick den Weg aufwärts warf; „aber komm', wir wollen ein wenig ſchneller gehen. Ich habe doch etwas gehört.“

Hansli ſuchte ſeiner Aufregung Meiſter zu werden und mit dem ſchneller gehenden Mädchen Schritt zu halten. „Fürchteſt Du Dich denn?“ fragte er endlich; „oder haſt Du auch ſchon Angſt gehabt auf dem Heimwege?“

„Sonſt nicht,“ erwiderte Agethli, indem es wiederum mit halb abgewendetem Geſichte zurückblickte, „aber ſeit einigen Abenden bin ich immer ſo ſchnell wie möglich gegangen, wenn ich einzig war.“

„Und warum denn das?“ fragte Hansli aufhorchend; „was iſt ſeit einigen Abenden anders geworden gegen früher?“

Agethli ſenkte das Geſicht gegen die Bruſt, als ob es ſich ſcheue, die Frage zu beantworten. „Ich habe Dir vorhin ſchon geſagt,“ entgegnete es dann, „daß ich wohl nicht mehr lange

in die Fabrik werde gehen können; es hat ſich freilich etwas verändert darin."

„Ja, das hab' ich vergeſſen, das haſt Du mir noch gar nicht erzählt," rief Hansli; „was iſt's denn nur?"

„Bitt' Dich, ſei nicht ſo laut," antworte Agethli; „aber erinnerſt Du Dich noch an des alten Gemeinderats Viktor, der einmal —"

„An den?" unterbrach Hansli faſt zornig; „ja, dem möcht' ich ſchon auch noch einmal etwas einträuken. Was iſt's mit ihm?"

„Ach," erwiderte Agethli in ſeiner leiſen Weiſe, „er iſt auch viele Jahre fortgeweſen, zuerſt in Baſel und nachher in Frankreich drinnen. Aber jetzt iſt er wieder zurück und —"

„Und?" rief Hansli mit verhaltenem Atem; „was weiter?"

Agethli erſchrak über die Heftigkeit, mit der dieſe Worte hervorgeſtoßen wurden, obwohl es dabei eine eigene innere Freudigkeit empfand. „Du weißt vielleicht nicht einmal," fuhr es dann in beſänftigendem Tone fort, „daß die Fabrik droben zur Hälfte dem alten Gemeinderate gehört. Er hat ſie mit noch einem Herrn aus der Stadt bauen laſſen, und deshalb mußte der Viktor in die Fremde, um das ganze Fabrikationsgeſchäft recht zu erlernen. Jetzt iſt er zurück und hat ſeine Stelle ſeit einigen Tagen angetreten."

„Und deswegen willſt Du nicht mehr zur Fabrik gehen?" fragte Hansli, dem das Blut heiß nach dem Kopfe ſchoß; „hat er Dir ſchon etwas zu Leide gethan?"

Agethli nickte langſam mit dem Kopfe. „Er iſt eben nicht beſſer geworden in der Fremde," ſagte es, ohne aufzublicken, „oder wohl noch ſchlimmer, als er's früher ſchon war. Weil er reich iſt, meint er auch, daß ihm alles erlaubt und arme Leute nur ſeinetwegen da ſeien. Schon am erſten Abend wollte er mich mit Gewalt hinübergeleiten, und ich werde dieſen Gang in meinem Leben nie vergeſſen."

Die Stimme Agethlis war bei den letzten Worten zu einem kaum hörbaren Flüſtern herabgeſunken. Es hielt die Hand über die Augen, die ſich alsbald mit Thränen füllten. Hanslis Geſicht war bleich geworden, und ſeine Rechte ballte ſich krampfhaft zur Fauſt zuſammen. „Und ſeither," fragte er ebenfalls kaum hörbar, „was hat er ſeither ſonſt noch gethan?"

„Ach," erwiderte Agethli die Augen trocknend, „ich weiß es ſelbſt nicht recht; wenn ich ihn nur ſehe, wird mir ſo bange, daß ich mir kaum zu helfen weiß. Manchmal ſchaut er mich kalt und zornig an, als ob er einen tiefen Groll auf mich hätte, dann handkehrum aber wieder mit einer ſo lauernden Freundlichkeit, daß mir das Herz im Leibe erzittert davor. Ich weiß auch, daß er mir einige Abende nachgegangen iſt, obwohl er mich ſeitdem nie einholen konnte."

„Und Du glaubſt, daß er uns am Ende auch dieſen Abend nachgegangen ſei," fragte Hansli ſtehen bleibend; „rührten die Schritte vielleicht von ihm her, die Du vorhin zu hören meinteſt?"

Im Ton dieſer Frage und in der ganzen Haltung des jungen Mannes, der mit ſcharfen Augen den Weg rückwärts blickte, lag etwas ſo Drohendes, daß Agethli raſch und ängſtlich erwiderte: „Nein, nein, und wenn auch, komm' nur vorwärts, jetzt könnt' er mir ja doch nichts anhaben."

„Aber Deinem Vater," ſagte Hansli, der dieſer Mahnung nur langſam und widerſtrebend Folge leiſtete; „haſt Du ihm noch nichts geſagt davon? Oder weiß er's ſchon?"

Agethli machte eine wehmütig verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „Ach Gott," gab es leiſe zur Antwort, „wenn es der Vater auch wüßte, ſeiner könnt' ich mich doch wenig getröſten. Er iſt alt geworden und in vielen Dingen auch ſonſt anders, als er's früher war. Wie oft hab' ich ſchon gewünſcht, daß ich mit der guten Mutter hätte ſterben können."

Hansli schwieg auf diesen Ausbruch eines lang verhaltenen Leides, und auch Agethli ging schweigend neben ihm her, bis sie in der Tiefe, unten an der Uferhalde, das Häuschen erblickten. Aber das Bild, das sich ihnen hier von der Höhe herab darbot, paßte sonst wenig zu den trüben oder bittern Gedanken, die ihre Herzen bewegten. Über dem Flusse zogen leichte Schleierwölkchen eines aufsteigenden Nebels dahin, den der Mond mit einem rötlichen Schimmer übergoß, und über die dunklen Uferhalden war der Ausdruck tiefster Ruhe und stillen Friedens verbreitet. Die Zweige der Bäume bewegten sich kaum in einem leisen Nachthauche, während am klaren Himmel das Heer der Sterne in ungezählten Scharen heraufzog. Schweigend blieben die Beiden Hand in Hand stehen, und Jedes mochte darüber nachsinnen, warum doch in dieser schönen Gotteswelt so viel des Unheils und Kummers sein müsse, bis endlich Hansli fragte, ob der Vater wohl daheim sei. „Ich glaube es," entgegnete Agethli, „auf den Taglohn geht er nur noch selten mehr. Aber Du würdest ihn schwerlich mehr erkennen, wenn er Dir schon begegnete."

Hansli schien den Seufzer nicht zu beachten, mit dem diese Worte begleitet waren, und sagte deshalb ernst: „Ich möchte ihn gleichwohl sehen."

„Wenn Du mich noch bis hinunter begleiten willst," entgegnete Agethli gedrückt, „wirst Du ihn wohl antreffen; nur bitt' ich Dich, nicht auf jedes seiner Worte zu achten, wenn er eine seiner bösen Stunden haben sollte."

Hansli glaubte diesen Wink mit Anderm, was er schon wußte, zu verstehen, ohne sich jedoch in seiner Absicht beirren zu lassen. Der Weg senkte sich nun steiler abwärts, und bald schimmerte den beiden nächtlichen Wanderern ein matter Lichtschein aus dem Häuschen entgegen. „Noch Eines," sagte Agethli zögernd, „es ist auch möglich, daß der Vater nicht allein wäre. Ach mein Gott, wie gerne hab' ich diesen Heimweg

jedesmal gemacht, als die Mutter noch lebte, und wie ſchwer wird mir jetzt oft jeder Tritt, je näher ich dem Hauſe komme!"

Hansli gab wiederum keine Antwort. Als ſie jedoch vor das Häuschen kamen, ſagte er leiſe: „Ich ſehe wohl, daß Du mich nicht gerne unvorbereitet mit dem Vater zuſammenbringſt; ich will deshalb auch nur einen Blick durch das Fenſter thun." Damit näherte er ſich vorſichtig dem Fenſter; aber es ging ein leiſes Fröſteln über ſeine Glieder, als er kaum ſein Auge auf dasſelbe geheftet hatte. Im ſpärlichen Lichtſcheine ſah zwar drinnen das Stübchen noch wohlgeordnet und ſauber aus; dagegen ſaßen am Tiſche zwei alte Männer, deren ganze Aufmerkſamkeit von den Karten in Anſpruch genommen war, die ſie in den Händen hielten. Neben ihnen auf dem Tiſche ſtand eine Flaſche, und zwei Gläſer waren noch halb mit jenem verzehrenden Feuergifte angefüllt, das dem Armen ſtatt Kraft und Erheiterung ſtets nur neue Not und neue Leiden bringt. „Armes Agethli," ſagte Hansli leiſe vor ſich hin, „nun begreif' ich, daß Dir Deine Heimgänge ſchwer werden müſſen." Langſam trat er vom Fenſter zurück und mitleidig ſchaute er auf das Mädchen, das ſchweigend und geſenkten Blickes vor ihm ſtand. „Du haſt recht," ſagte er dann mit gedämpfter Stimme, „es iſt vielleicht beſſer, wenn Dein Vater jetzt nichts von meiner Anweſenheit erfährt. Ein ander Mal wird es ſich dann ſchon geben. Aber nun höre: Morgen gehſt Du nicht zur Arbeit in die Fabrik. Ich erwarte Dich früh droben an der Halde, da ich wahrſcheinlich noch Wichtiges mit Dir zu ſprechen habe. Willſt Du?"

„Wenn Du es ſo wünſcheſt — gerne," entgegnete Agethli leiſe.

„Nun denn, gute Nacht," ſagte Hansli raſch, indem er die Hand des Mädchens drückte und dann eiligen Schrittes die Uferhalde wieder hinanſtieg.

Auf hohen Wogen.

Für Agethli war die Nacht eine ſchlaf- und ruheloſe. Erſt jetzt, als es ſich einſam in ſeinem Kämmerlein befand, ſchienen ſeine Gefühle völlig aufzuwachen und mit all ihrer Gewalt aus dem Innern hervorzubrechen. Aber lange war es eine regellos durcheinander brauſende Flut, welche die junge Bruſt durchwogte. Während das Mädchen von einer plötzlichen innern Freudigkeit laut hätte aufjubeln mögen, ſtürzten doch bittere Thränen aus ſeinen Augen, die wieder von einem inbrünſtigen Gebete abgelöſt wurden; doch ſchwerlich würden die angerufenen Heiligen ſelbſt recht gewußt haben, was ſie auf dieſe Bitten eigentlich gewähren ſollten, und Mitternacht war längſt vorüber, bevor Agethli zu einiger Stille in ſeinem Innern gelangen konnte. Die verworrenen Bilder des Hoffens und Entſagens, die in wildem Fluge vorüberzogen, mußten endlich den Bildern der Erinnerung weichen, die in milder Klarheit aus vergangenen Tagen herüberſchauten. Agethli lebte noch einmal das Entzücken durch, das ihm das prächtige Tüchlein Hanslis an jenem Kirchweihtage verurſacht hatte; aber zum Tode entſetzt ſtand es bald auch am Ufer und ſchaute durch die taghelle Nacht über den Fluß zu dem brennenden Hauſe hinüber. Im erſten Tagesgrauen ſah es Hansli mit der Mutter langſam an der jenſeitigen Halde hinanſteigen und auf der Höhe im herbſtlichen Morgennebel verſchwinden, für immer, wie es damals glaubte. Sein äußeres Auge hatte ihn bis heute auch nie mehr erblickt ſeitdem; aber mit ſeinem innern Auge war es ihm unabläſſig gefolgt, hatte ganz deutlich geſehen, wie er in der Fremde wuchs und welche Veränderungen mit ihm vorgingen, und drum war es dieſen Abend gar nicht überraſcht geweſen, als er plötzlich ſo groß und ſtattlich vor ihm ſtand. Ein ſolch ſicheres inneres Verbundenſein findet ſich unter befreundeten Menſchen viel häufiger, als ſie

gewöhnlich ſelbſt es glauben; aber in dem zerſtreuenden Treiben des Tages vergeſſen die Meiſten dieſem feinen, ſeelenverbindenden Weben nachzugehen, und doch, welch' eine reiche Quelle freundlichen Lebensgenuſſes läge darin! Agethlis Geſicht leuchtete auf vor innerer Glückſeligkeit, als es des erſten Grußes gedachte, den ihm Hansli nach jahrelanger Trennung zugeſchickt hatte. Seitdem war eine äußerliche Verbindung zwiſchen den Beiden immer unterhalten worden, wie die Gelegenheit es etwa mit ſich gebracht; aber nicht ein einziges Mal hatte Hansli auch nur das kleinſte Briefchen geſchrieben. Es war gewöhnlich der alte Krämer oben im Dorfe, der die Grüße überbrachte, wenn er von Zeit zu Zeit zum Einkaufe ſeiner beſcheidenen Warenvorräte nach Zürich ging. Agethli hatte über dieſe Grüße ſtets eine ſo große Freude empfunden, daß ihm der Mangel eines ausführlichen Briefes gar nicht aufgefallen war; jetzt jedoch wollte ihm derſelbe mit einemmale in einem ganz andern Lichte erſcheinen, und es koſtete nicht geringe Mühe, die Thränen zurückzuhalten, die ſich wiederum in die Augen drängten. Es war gut, daß ſich bereits ein blaſſer Morgenſchein vor das kleine Fenſter legte; denn das Tageslicht weckt immer ſtärkere Gedanken, als die Nacht mit ihrer ahnungsvollen Finſternis. Agethli, das bisher völlig angekleidet auf dem Bette geſeſſen, erhob ſich, indem es laut vor ſich hin ſagte: „Aber was willſt Du denn mehr, Du einfältiges Kind? Kannſt Du nicht zufrieden ſein, daß er mitten in der großen Stadt, während er geſchickt und vermöglich wurde, immer noch an Dich gedacht hat. Und daß er auch jetzt noch ſo freundlich iſt, wo hundert andere an ſeiner Stelle ſich Deiner faſt geſchämt hätten, ach Gott, ich weiß nicht mehr, was ich denken ſoll.“ Das gute Mädchen hatte wohl recht mit dem Schluſſe dieſes Selbſtgeſpräches, da es doch nur wieder am Ende des Kreislaufes ſeines mitternächtlichen Sinnens angelangt war. Drum öffnete es das Fenſterchen, um ſich

das heiße Geſicht von der feuchtkühlen Morgenluft anwehen zu laſſen, und verließ dann, als es ſich ein wenig erfriſcht, leiſen Trittes das Kämmerlein. Draußen horchte es noch vor einer gegenüberſtehenden Thüre, hinter der ein ſchweres Atmen vernehmbar wurde; dann ging es langſam zum Hauſe hinaus.

Zwiſchen den Höhenſäumen der Halden ſchaute bereits ein lichtblauer Herbſthimmel herab, während auf dem Fluſſe noch immer bald leichtere, bald dichtere Nebelgebilde dahin woben. Agethli ging dem Ufer entlang bis zur Stelle, wo es einſt als kleine Hüterin ſeinen gewohnten Sitz aufgeſchlagen hatte, und auf ſeinem Geſichte lag der Ausdruck einer wehmütigen Heiterkeit, als es nach langem Schauen zur andern Halde hinüber ſich zum Rückweg wendete. „Es iſt zwar noch viel zu früh," begann ſich ſein Gedankengewebe wieder anzuknüpfen, indem es langſam den Haldenſteig betrat; „bis er von der Stadt herauskommt, kann es noch lange dauern; aber in der Stube hätt' ich's doch auch nicht mehr aushalten können. Was er mir noch zu ſagen haben mag, da er mich geſtern Abend ſo plötzlich ſtehen ließ! Gutes wird es nicht viel ſein; denn ich habe bemerkt, wie ſein Geſicht ſich zuſammenzog, als er durchs Fenſter ſchaute und den Vater drinnen ſpielen ſah. Armer, unglücklicher Vater; ich werde mich in alles ſchicken müſſen." Neben dieſen zweifelnden und entſagenden Gedanken wollte ſich freilich wie ein warmer Hoffnungsſtrahl auch die Erinnerung an den Ausruf Hanslis ſtellen: „Wie ſollt' ich fern von Dir noch leben können!" aber Agethli fuhr mit der flachen Hand ſogleich über das ſchmerzlich lächelnde Geſicht, als müſſe es dieſe Bilder, die doch nur verlockende Trugbilder ſein konnten, von den Augen wegwiſchen. „Ich bin ein armes, einfältiges Geſchöpf," ſagte es laut vor ſich hin, „und habe an nichts anderes zu denken, als wie ich mit ehrlicher Arbeit durch die Welt kommen möge." Agethli war an eine Biegung des Weges gelangt, wo ſeit uralten Zeiten unter überhängendem

Gebüſche ein moosbewachſenes Steinkreuz ſtand. In dieſem Augenblicke fiel es ihm ein, daß es über ſeinen andern Gedanken das ſonſt nie verſäumte Morgengebet vergeſſen habe, und ſogleich kniete es in das feuchte Gras vor das Kreuz hin, um Gott und die gnadenreiche Jungfrau inbrünſtig anzuflehen, ſie möchten ihm nur die Wege zeigen, die ihnen allein gefällig ſeien. In dieſer vertrauensvollen Anheimgabe ſeines Geſchickes an die obwaltende Macht des Himmels fand das bewegte Herz mehr und mehr ſeinen Frieden wieder, und Agethli würde wohl noch lange in ſeinem frommen Thun beharrt haben, wenn nicht endlich eine milde Stimme hinter ihm geſagt hätte: „Bete auch für mich, Agethli; denn Deine Gebete muß der Himmel erhören.“ Als die Beterin aufblickte, ſtand Hansli entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen neben ihr.

„Gottlob, daß ich Dich am erſten Tone Deiner Stimme erkannt habe,“ rief Agethli ſich erhebend, „ſonſt würdeſt Du mich mächtig erſchreckt haben. Vor einer Stunde zum mindeſten habe ich Dich noch nicht erwartet da draußen.“ „Vielleicht iſt mir's drinnen im Stadtwirtshauſe ergangen wie Dir daheim,“ erwiderte Hansli, der ernſt und bleich ausſah; „wie mir's vorkommen will, haben Deine Augen keinen langen Schlaf geſehen dieſe Nacht. Aber haſt Du auch ſchon zu Morgen gegeſſen?“

„Nein,“ ſchüttelte Agethli leiſe mit dem Kopfe; „der Vater ſchläft noch und, wenn er etwas eſſen will, kocht er immer am liebſten ſelbſt. Hunger hab' ich auch keinen.“

„Da mach' ich Dir gleichwohl den Vorſchlag, wir gehen mit einander nach dem Milchhübeli hinüber,“ ſagte Hansli; „nüchtern werden wir nicht den ganzen Vormittag bleiben können, und der Weg dahin muß recht hübſch ſein.“

„Ja, aber in dieſen Kleidern kann ich doch nicht an einen ſolchen Ort gehen,“ entgegnete Agethli, indem es demütig auf ſein beſcheidenes Werktagskleid niederblickte; „was müßten

auch die Leute ſagen, wenn ſie mich ſo mit Dir dort ſehen würden!"

„Laß die Leute ſagen, was ſie wollen," erwiderte Hansli; „für mich iſt Dein Kleid lange gut genug, und im Übrigen werden um dieſe Zeit im Milchhübeli wohl noch keine Gäſte anzutreffen ſein."

Das ernſte, gehaltene Weſen, das bei Hansli dieſen Morgen ſichtlich hervortrat, wollte dem ſchüchternen Agethli ſchwer auf das Herz fallen. Wahrlich, die verſprochenen Mitteilungen, die hinter dieſem nachdenklichen Geſichte verborgen lagen, konnten weder geringfügige noch fröhliche ſein, und drum wagte es keinen Einwurf mehr gegen den gemachten Vorſchlag, obwohl es lieber, als an einen ſolchen Ort, nur am einſamen Waldrande der Uferhalde dahingegangen wäre.

Das „Milchhübeli" nämlich war eine öffentliche Gartenwirtſchaft, die, etwa eine Viertelſtunde außerhalb des Städtchens gelegen, von den Bewohnern desſelben während der guten Jahreszeit fleißig beſucht wurde. Aber Hansli hatte recht gehabt, der Weg dahin war wohl des Gehens wert und zumal in dieſer herbſtlichen Frühſtunde. Vom obern Rande des Uferhaldenwaldes führte er durch ein noch morgenſtilles Blachfeld, aus deſſen friſchgepflügten Äckern ein kräftiger Brodem emporſtieg. Seitwärts, an der Grenze des Waldes, lag, halb von verwebendem Dufte verhüllt, das Dorf, zu dem das väterliche Häuschen Agethlis gehörte. Hoch drüber hervor tauchte die Kirchturmſpitze ihr goldglänzendes Kreuz in die erſten Strahlen der Sonne, die eben hinter den öſtlichen Vorbergen hervorgegangen war, während weiter rückwärts die klar leuchtenden Firnenhäupter der Alpen aus rötlichen Wolkenſtreifen in das breite Flußthal herabſchauten. Die Amſel aber, die zur Sommerszeit aus den nahen Gebüſchen den Morgen mit ihrem Schlage begrüßt, war bereits verſtummt oder davon-

gezogen, und in den Bäumen am Wege ließ kaum noch eine Spätmeiſe ihr Zirpen hören.

Auch auf dem Milchhübeli war es noch ſtille, als die zwei Frühgäſte anlangten. Die Hausfrau war mit dem morgendlichen Aufräumen kaum fertig geworden, als ſie in die Laube eintraten, welche ſich zu einer weitſchauenden Ausſicht auf Fluß, Thal und Gebirg an der Vorderſeite des Hauſes hinzog. Die Wirtin blickte Agethli verwundert an und ließ dann ihre ſchnellen Augen über Hansli gleiten. Das ſonſt nicht unfreundliche Geſicht nahm einen etwas bedenklichen Ausdruck an, der jedoch ſogleich wieder verſchwand, als Hansli zum Begleite des Morgenkaffee's ruhig eine währſchafte Platte „Strübli" beſtellte, für deren treffliche Bereitung die Wirtin auf dem Milchhübeli in weiter Umgebung bekannt war.

„Aber um aller Heiligen willen, was denkſt Du auch, ſolche Sachen zu beſtellen," ſagte Agethli, als die Frau geſchäftig ins Haus gegangen war; „ich muß mich ja faſt zu Tode ſchämen. Und was ſoll ich nun erſt ſagen, wenn ſie auszufragen anfängt, wie ſie es gewiß thun wird? Haſt Du nicht geſehen, wie ſie mich angeſchaut hat, als wir ankamen? Sie wird ſich weiß Gott was für Gedanken machen."

„Nun, nun, was wird es da viel zu denken geben," entgegnete Hansli ſcheinbar gleichgültig, während doch ein heiteres Lächeln über ſein ernſthaftes Geſicht glitt; „hoffentlich wird es noch erlaubt ſein, in einer anſtändigen Wirtſchaft eine Taſſe Kaffee zu trinken!"

„Ach ja, wenn Du nur nicht noch die andern überflüſſigen Sachen dazu beſtellt hätteſt," ſagte Agethli halb ängſtlich, halb ſchmollend; „aber ſo iſt ſie erſt recht neugierig gemacht. Ich kenne ſie zu gut, und wahrhaftig, wenn ich nur ſagen könnte, Du wäreſt ein entfernter Verwandter. Denn ſicherlich kennt ſie Dich doch nicht."

„Ja, ja," erwiderte Hansli, indem er geräuſchlos einen Tiſch zurecht rückte, „ich ſehe ſchon, Du ſchämſt Dich meiner."

„Aber wie Du ſo etwas ſagen kannſt," entgegnete Agethli, deſſen Augen ſich mit einem feuchten Glanze füllten, langſam und vorwurfsvoll; „Du wirſt doch nicht glauben, daß mich ſonſt Jemand auf der Welt hätte bewegen können, mit ihm auf ſolche Weiſe hieher zu kommen."

„Nun, ſo ſetze Dich nur getroſt in die Ecke da," ſagte Hansli in ſeiner angenommenen Gleichmütigkeit; „will die Wirtin neugierig werden, ſo laß Du nur mich antworten. Am liebſten wär's mir aber, wenn ſie den Kaffee bald brächte."

Mit dieſem Troſte mußte das verſchämte Agethli ſich zufrieden geben. Dagegen ließ die gewandte Milchhüblerin den Wunſch Hanslis ebenfalls nicht lange auf Erfüllung warten, und bald ſaß das Pärchen hinter dem ſauber gedeckten Tiſche mit der mächtig dampfenden Kaffeekanne. Die friſche Morgenluft hatte auch auf Agethli ihre Wirkung nicht verfehlen können, und der ſüße Duft des friſch Gebackenen lockte ſo einladend, daß die mannigfaltigen Bedenklichkeiten wenigſtens für eine kurze Zeit einem wohligen Behagen Platz machen mußten.

„So!" ſagte endlich Hansli, der ſeiner beſcheidenen Begleiterin mit ermunternden Worten und gutem Beiſpiele redlich vorangegangen war; „ſo, nun mag die gefürchtete Frau Wirtin anrücken, wenn ſie noch etwas von uns erfahren will. Bis jetzt hat ſie ihre Sache wacker gemacht."

Und es war wirklich, als ob die Milchhüblerin nur auf dieſen paſſenden Augenblick gelauert hätte; denn kaum hatte Hansli Taſſe und Teller ein wenig bei Seite geſchoben, als ſie auch ſchon in die Laube trat, um den Gäſten nach der gereichten körperlichen Nahrung nun noch die geiſtige Speiſe ihres unterhaltenden Wortes anzubieten. Offenbar war ſie auf dieſem Gebiete nicht weniger bewandert, als auf demjenigen

des Kuchenbackens, und ehe Hansli sich's versah, hatte sie schon aus ihm heraus, wer und was er sei.

„Ei, du heilige Güte," rief die Frau, ihre Hände zusammenschlagend, „der Fährhans soll Euer Vater gewesen sein! Auch Eurer Mutter entsinne ich mich noch recht wohl, der armen, braven Frau! Aber wie sich in der Welt doch Alles wunderlich wenden kann. Nun, nun, jetzt begreif' ich Alles, und es freut mich recht von Herzen, nicht nur für Euch, sondern auch für Agethli. Ich konnte mir vorhin gar nicht denken, wie es mit einem fremden Herrn so früh da heraufkomme; aber Ihr Beide kennt ja einander von Kindesbeinen an. Das ist etwas Anderes."

„Ja wohl kennen wir uns von Kindheit an," unterbrach Hansli den rasch fließenden Redestrom; „und ich habe mich dieser Bekanntschaft stets gefreut bis zur gegenwärtigen Stunde."

„Das will ich Euch gerne glauben," fuhr die Wirtin fort; „denn das Agethli ist ein braves, rechtschaffenes Mädchen, ich darf das vor seinen eignen Ohren sagen. Und ja, wenn es nur halb so viel Geld hätte wie manche Andere, so würde man bald ein anderes Glöcklein läuten hören. Hat doch erst gestern der Herr Viktor drüben in der Fabrik hier am offenen Tisch gesagt, des alten Fährwirts Kind sei das schönste Mädchen in der ganzen Gegend herum. Du brauchst deshalb nicht rot zu werden, Agethli, ich sage nur, was noch viele Andere mit mir gehört haben. Freilich, freilich, der Herr Viktor scheint ein gar lustiger Herr geworden zu sein in der Fremde, wie das eben so geht bei solchen jungen Leuten, die dem Gelde nicht viel nachzufragen brauchen. Aber wenn man Euch Beide so beisammen sitzen sieht, so sollte man doch auch meinen, man habe das hübscheste Brautpärchen vor sich."

Bei der Erwähnung des Herrn Viktor hatte sich die Stirne des jungen Mannes finster zusammengezogen; mit der Schluß-

wendung, welche die Rede der Wirtin nahm, blickte er jedoch wieder heiterer auf und mit heiterm Ernſte ſagte er auch: „Nun, Frau Wirtin, was noch nicht iſt, wird hoffentlich bald werden.“

„Jeſus Maria!“ rief Agetheli laut und erbleichend; „wie magſt Du ſolchen Scherz treiben, Hansli.“

„Ach was, Scherz!“ lachte die Wirtin, die eben abgerufen wurde; „ich habe mir doch gleich gedacht, daß ſo etwas im Spiele ſei. Nun, das werd' ich Euch Zweien ſchon einzig überlaſſen können.“

Sie ging, während Agethli ſich mit halb geſchloſſenen Augen in ſeine Ecke zurücklehnte. „Aber was haſt Du denn?“ fragte Hansli beſorgt; „Du wirſt mir doch nicht böſe ſein.“

„Nein,“ erwiderte Agethli in leiſem, wehmütigem Tone; „aber Du haſt mir wehe gethan mit Deinem Scherze.“

Hansli blickte eine Weile ſchweigend in das ſchöne Antlitz des Mädchens und legte dann deſſen Rechte zwiſchen die beiden eignen Hände. „Wenn ich Dir wehe gethan habe,“ begann er mit gedämpfter Stimme, „ſo verzeihe mir; aber an einen Scherz habe ich wahrlich nicht gedacht. Nein, Agethli,“ fuhr er noch eindringlicher fort, als dieſes leiſe den Kopf ſchüttelte, „höre mich und antworte mir dann, wie Du glaubſt, es thun zu müſſen. Ich habe Dir ſchon geſtern Abend geſagt, daß es mir in meiner Stellung nicht mehr gefalle; aber ich habe hier Manches gefunden, was mir noch viel weniger gefällt und jedenfalls ſchlimmer iſt, als ich es erwartet hatte. Drum ſage mir nur Eines aufrichtig. Daß es mit Deinem Vater ſeit lange nicht mehr war, wie es ſein ſollte, hab' ich ſchon von unſerm Krämer erfahren; aber iſt es auch wahr, daß er Dir von Deinem Verdienſte nicht mehr das Notwendigſte läßt, nur um ſeiner unglücklichen Angewöhnung leben zu können? daß er ſich nie darum kümmert, ob Du noch ein Stück Brot vorfindeſt, wenn Du Abends ſpät und müde heimkommſt?“

„Er iſt alt und ſchwach," erwiderte Agethli, ohne aufzublicken; „aber ich bitte Dich, frage mich nicht mehr über ſolche Dinge."

„Nun gut, er ſoll auch nicht hilflos ſein in ſeinen alten Tagen," fuhr Hansli mit warmem Ernſte fort; „drum höre mich weiter an. Es iſt wahr, ich hatte mir vorgenommen, noch einige Zeit abzuwarten, bevor ich ein eigenes Geſchäft anfangen würde. Ich gedachte auf eine bequeme Gelegenheit zu warten, wie das eben ſo geht, wenn keine beſondere Nötigung zu einem wichtigen Schritte vorhanden iſt. Nun hat mir aber ſchon zu wiederholten Malen ein alter Kunde unſers Zürcher Hauſes ſein eigenes Geſchäft anerboten, das er bisher in einem rechten Dorfe drunten in meinem Kantone mit gutem Vorteile betrieben hat. Willſt Du mir helfen, dieſes Geſchäft zu übernehmen? Willſt Du noch heute mit mir gehen, um Dir die Gelegenheit zu beſehen, Agethli? Für Deinen alten Vater wird ſich dann bei uns wohl ein beſſ'res Ruheplätzchen finden, als an der Uferhalde."

Agethli ſchlug die bisher feſt geſchloſſenen Wimpern langſam auf und blickte Hansli nun mit weitgeöffneten Augen ſchweigend an, als ob es aus tiefem Schlafe erwache. Seine Hand, die in derjenigen Hanslis lag, fing an zu zittern, und die ſchönen Lippen thaten ſich leiſe auf, wie von dem Herannahen eines inhaltſchweren Wortes geöffnet; aber dieſes Wort ſchienen ſie nicht ausſprechen zu können, bis Hansli ſelbſt mit gepreßter Stimme fragte: „Und Du kannſt mir keine Antwort geben, Agethli?" Da drückte das in ſeinem Innerſten erſchütterte Mädchen ſeine Stirne auf die Hand des Fragenden nieder, um die mächtig hervorbrechenden Thränen ſtatt aller Worte ſprechen zu laſſen.

Als die Wirtin nach einiger Zeit wieder in die Laube trat, hatte ſich der erſte Sturm der aufgeregten Gefühle beſänftigt, und die beiden jungen Leute ſchauten neben einander ſtehend

mit verklärten Geſichtern in die ſonnige Herbſtlandſchaft hinaus. „Sagt dem Herrn Viktor, wenn er herkommt," rief Hansli, mit freudigem Stolze den Arm Agethlis in den ſeinigen nehmend und ſich zum Gehen anſchickend, „ſagt ihm, daß dieſen Morgen das ſchönſte Mädchen der Gegend meine Braut geworden ſei." Agethli preßte den Arm ſeines Begleiters heftig an ſich und wollte ihn mit einem bittenden Blick zum Schweigen mahnen; aber der geſichert ſcheinende Beſitz eines neuerworbenen Glückes iſt jederzeit redſelig, und ſo ließ nun auch Hansli der Wirtin gegenüber noch manchem heitern Worte freien Lauf, dem er ſonſt bei ſeinem ruhig beſcheidenen Weſen den Weg über die Zunge verwehrt hätte.

Unter glückſeligem Geplauder und Pläne-Entwerfen ſchlugen die Zwei den Rückweg nach der Uferhalde ein. Zuerſt wollte man den Vater von dem Vorgefallenen in Kenntnis ſetzen und dann ſchon um die Mittagszeit mit dem kleinen Poſtwagen, der auf ſeiner Route das Städtchen berührte, landabwärts fahren, um die vorausſichtliche neue Heimat in Augenſchein zu nehmen. Agethli, das in ſeinem Leben noch nie mit der Poſt gefahren, wollte zwar anfänglich Einwendungen erheben gegen einen ſo unerhörten Luxus und dann meinte es auch, Hansli könnte die Sache einzig beſorgen. Dieſer ſchnitt jedoch jede ſolche Einrede mit den Worten ab: „Wenn es mir an dem Orte gefallen ſoll, muß es Dir ſchon vorher gefallen haben. Was das Geſchäft anbetrifft, ja, das kannſt Du mir dann einzig überlaſſen." Als ſie an das alte Kreuz kamen, wo ſie in der Morgenfrühe zuſammengetroffen waren, ſagte Hansli ſtehen bleibend: „Nun weiß ich, daß Du heute hier auch für mich gebetet haſt." „Ach Gott," rief Agethli, beide Arme um den Hals des Jugendgenoſſen ſchlingend, „all' unſere Pläne und Hoffnungen ſind viel zu ſchön, als daß ſie wahr werden könnten. Ich fühl' es deutlich, mein Lieber, daß es nur ein ſchöner Traum iſt."

Das feinere weibliche Gemüt iſt gerade in Augenblicken des höchſten innern Glückes für dunkle Ahnungen am empfänglichſten, und ſind dieſe einmal erwacht, ſo drängen ſie auch darnach, durch äußere Verhältniſſe ſich zu rechtfertigen. Darum vermochten Hanſlis bald heitere, bald freundlich ernſte Troſtworte jetzt nur wenig über den trüben Geiſt, der das gute Mädchen mit einem Male zu bewältigen drohte. Agethli klagte ſich ſelbſt der bittern Armut an, die ihm nicht einmal geſtatte, ein anſtändiges Hochzeitskleid anzuſchaffen, geſchweige denn dem Bräutigam ein Brautbett zuzubringen, und beſchuldigte ſich ſchweren Leichtſinnes, daß es über den unberechtigten Wünſchen ſeines Herzens dieſe und andere Dinge nicht beſſer bedacht habe. „Aber um des Himmels willen!“ rief Hanſli halb ungeduldig, „hab' ich denn das Alles nicht geſtern ſo gut als heute gewußt und wollt' ich etwas anderes von Dir als Dich ſelbſt! Mein bischen Exipartes reicht ſchon aus zu einem beſcheidenen Anfange, und dann ſind wir Beide ja noch jung und können arbeiten. Ach, Du weißt nicht einmal, was ein ſo hübſches, freundliches Weibchen für einen Kaufladen wert iſt,“ fügte er freudig hinzu. Doch auch ihm wurde trüber und unheimlich zu Mute, als er nun bald vor Agethlis Vater ſtand. Allem Anſcheine nach war der alte Fährewirt noch nicht lange aufgeſtanden, aber in dieſer kurzen Friſt der verderblichen Gewohnheitsmacht, die ihn beherrſchte, ſchon wieder erlegen. Seine blöden, tief zurückgeſunkenen Augen ſchienen kaum ein Verſtändnis der Vorgänge zu verraten, die über die ganze Zukunft ſeines einzigen Kindes entſcheiden ſollten, und es fiel ihm nicht einmal ein, an Hanſli irgend eine Frage zu ſtellen. Dieſer war daher froh, als Agethli mit ſeinen kleinen Reiſevorbereitungen zu Ende war und ſie den Rückweg nach der Stadt wieder antreten konnten. Er wurde ſchweigſamer zurückgelegt, als es ſich ſonſt für ein ſich ſelbſt überlaſſenes Brautpärchen hätte ziemen mögen: denn auch Hanſli hatte genug

zu thun, des peinlichen Eindruckes los zu werden, ohne ſich darüber gegen das Kind des unglücklichen alten Mannes auszuſprechen. Unwillkürlich kam es ihm vor, als ob derſelbe wie ein dunkler Schatten vor ſeinem Glücke ſtehe. Agethli, das wohl ahnte, welche Wege die Gedanken ſeines Begleiters einſchlugen, ging ebenfalls ſchweigend und geſenkten Antlitzes neben ihm her, während es ſich lieber im nahen Gebüſche hätte verbergen mögen, um Glück und Leid, Hoffen und Verzagen, die ſein Herz beſtürmten, auszuweinen.

Über ſolche Stimmungen hilft beſſer als alle innern Anſtrengungen der Wechſel neuer Eindrücke hinweg. Selbſt Agethli wurde bald wieder heiter und zuverſichtlichen Gemütes, als ſie nun in dem kleinen Poſtwagen durch die ſonnige Herbſtlandſchaft dahinfuhren. Zum guten Glücke hatte ſich kein anderer Reiſender eingefunden, ſo daß ſich die Zwei einer ungeſtörten Traulichkeit hingeben konnten.

„Jetzt ſchau einmal eine halbe Minute lang zum Wagen hinaus," ſagte Agethli mit einem freundlichen Blicke; „ich will Dir dann etwas zeigen."

Hansli leiſtete dieſem Anſinnen bereitwilligſt Folge, obwohl er ſich nicht denken konnte, auf was es abgeſehen ſei; als er aber nach einer kurzen Weile den Kopf wieder durch das Wagenfenſter zurückzog, mußte er das erwartungsvoll lächelnde Agetheli verwundert anblicken. Das ſchwarze Seidentuch, der koſtbarſte Gegenſtand ſeines ganzen Kleiderſtaates, das es bisher um Hals und Schultern getragen, war verſchwunden und an ſeine Stelle ein kleineres buntfarbiges Tüchlein getreten. Hansli betrachtete dieſe Veränderung, die freilich nicht gerade zum Vorteile eines bräutlichen Ausſehens beitrug, anfänglich etwas kopfſchüttelnd; aber bald wurde ſein Blick ernſter und nachdenklicher. Dieſes goldgelbe Blumengewinde mit dem violetten Randkränzchen wollte ſich ihm wie eine alte freundliche Bekanntſchaft aufdrängen, und einen Augenblick ſchoß ihm wie

ein erquickender Sonnenſtrahl die Erinnerung an den Kirchweihkram, der ihm einſt ſo viele Mühe gekoſtet, durch den Kopf. Aber nein, mußte er ſogleich über dieſen Gedanken lächeln, das iſt nun mehr als zehn Jahre her, und in einer ſolchen Zeit hat ein dreibatziges Baumwollentüchlein ſeine Farbe wohl auch ſchon zehnmal gewechſelt, wenn es ſein Daſein überhaupt ſo lange zu friſten wußte. Agethli mochte indeſſen den heitern Ausdruck, mit dem dieſe Erinnerung das Geſicht Hanslis überflogen hatte, auf ſeine eigene Weiſe gedeutet haben und ſagte daher in einem Tone, der zwiſchen neckiſchem Selbſtgefühl und leiſer Wehmut ſchwankte: „Du ſiehſt wenigſtens, daß ich zu dem Wenigen, das ich habe, Sorge zu tragen weiß, und das iſt ja auch eine Hausfrauentugend, wie ich denke. Oder ſieht das herzige Tüchlein nicht noch faſt nagelneu aus? Und doch, wie viel hundertmal hab' ich es in all dieſen Jahren aus- und eingepackt, um es nach Herzensluſt betrachten zu können. Mir iſt's, es hätte nur davon ſchon vergilben ſollen."

„Ja, wie denn," fragte Hansli zögernd, „was iſt's denn Beſonderes mit dem Tuche?"

„Ei, Du Böſer," ſchmollte Agethli lächelnd, „ich glaube gar, Du willſt Deine eigenen Kirchweihgeſchenke verleugnen."

„Was ſagſt Du," rief der junge Mann freudig bewegt, indem er die holde, treue Geſtalt an ſein Herz zog; „nein wahrlich, Du biſt lieb und gut, Agethli, wie ich mir's kaum hätte denken können."

So Seite an Seite und Wange an Wange geſchmiegt, ſaßen die Zwei, aus der ſchönen Gegenwart heraus von Vergangenheit und Zukunft plaudernd, neben einander, als der Wagen anhielt und plötzlich ein ſchwarzgekleideter Mann vor dem ſich öffnenden Schlage ſtand. In verſchämter Verlegenheit wollte Agethli in eine Ecke zurückfahren, ohne ſich jedoch ſo ſchnell von dem umfangenden Arme Hanslis losmachen zu können, während der Fremde ſchon mit ſcharfen Blicken herein-

ſpähte. Mit einem mehr gebrummten als geſprochenen Gruße ſtieg er ein, um ſich dem in ſeiner Traulichkeit ſo unangenehm geſtörten Pärchen gegenüber zu ſetzen. Er war ein noch jüngerer Mann mit glattraſiertem Geſichte, auf dem aber der Ausdruck eines ganz eigenen Gemiſches von Demut und hochmütigem Weſen lag. Nachdem er das über und über errötende Mädchen mit ſcharfen Blicken fixiert, ließ er dieſe Blicke auf Hansli haften, der jedoch keineswegs gewillt war, die Augen niederzuſchlagen, wie Agethli es gethan. Vielmehr hielt er den Blick des Fremden feſt, faſt herausfordernd aus, bis dieſer das Geſicht zur Seite wandte und ſich dann mit einem langgedehnten Seufzer an die Wagenwand zurücklehnte. Zu einem Geſpräche ſchien er keine Luſt zu haben, und auch Hansli fand ſich, durch das ganze Weſen des Mannes unangenehm berührt, wenig bemüßigt, ein ſolches anzuheben. Auf ſolche Weiſe würde der ganze übrige Teil der Fahrt wohl ein ſehr peinlicher geworden ſein, wenn nicht der Fremde zum großen Vergnügen der Brautleutchen ſchon bei der nächſten Station wieder ausgeſtiegen wäre.

„Der Himmel verzeih' mir's," ſagte Hansli, als er dem ohne Gruß ſich Entfernenden noch eine Weile nachgeſchaut, wie er gravitätiſch und doch mit geſenktem Haupte dahinſchritt; „ich habe die Leute nie leiden mögen, die da meinen, wie geſcheit ſie ſeien, wenn ſie nur einem geiſtlichen Herrn Eins anhängen können; aber dieſer da ſcheint mir doch ein Stück von einem ſcheinheiligen Pfaffen zu ſein."

„Herr Jeſus, wie Du ſprichſt," rief Agethli halb erſchreckt; „mir iſt's, ich habe den Herrn droben bei uns ſchon geſehen; ja, ja, gewiß, es iſt ſo, und drum bin ich vorhin auch noch mehr erſchrocken, weil er mir bekannt vorkam."

„Sei er, wer er wolle," entgegnete Hansli unmutig; „aber was braucht er uns anzuglotzen wie entſprungene Zuchthäusler und dabei zu ſeufzen, als ob er unſer ſchuldloſes

Sündenlamm ſein müßte. Nein, nein, es iſt nur gut, daß er wieder fort iſt.“

Damit war nun freilich auch Agethli einverſtanden; aber ſtill löſte es das bunte Tüchlein von den Schultern, was es in Gegenwart des Fremden nicht gewagt hatte, und hüllte den ſchönen Hals und Nacken wieder in das züchtig ernſte Seidentuch. Hansli verſtand wohl, was in dieſem Wechſel lag, drum ſchwieg er dazu, und ſchweigſamer als früher wurde die Fahrt auch bis an ihr Ziel fortgeſetzt.

Der Tag neigte ſich bereits dem Abend zu, als dieſes Ziel, ein allem Anſcheine nach wohlhabendes, wenn auch noch etwas altväteriſch ausſehendes Dorf, erreicht wurde. Während die ſtattlichen Bauernhäuſer mit ihren ſchwarzgrauen Strohdächern in den Baumgärten herum zerſtreut lagen, hatten ſich erſt einzelne wenige mit Ziegeln bedeckte Gebäude an die offene Landſtraße hervorgewagt, und unter dieſen befand ſich auch unfern des Wirtshauſes, an welchem der Poſtwagen hielt, die Wohnung von Hanslis Geſchäftsfreunde. Agethli, dem ſeit der Fahrt mit dem Fremden der Gedanke, wie leicht ihm dieſe unerwartete Reiſe übel gedeutet werden könnte, wieder ſchwer geworden war, empfand die gaffende Neugierde der am Wirtshauſe ſtehenden Leute doppelt peinlich und entgegen dem Wunſche Hanslis, der zuerſt zu einem erfriſchenden Glaſe Wein riet, drängte es ängſtlich zum Weitergehen. Das Kind der einſamen Uferhalde fühlte ſich gedrückt in dieſer Nähe fremder Menſchen, von denen jeder ſein Herzensgeheimnis erraten zu wollen ſchien; aber dieſes unheimliche Gefühl mußte doch bald wieder freundlich aufgehenden Hoffnungen weichen, als Hansli nach kurzem Gange auf das Krämerhäuschen deutete. Es war freilich nur klein, dieſes Häuschen, vielleicht das kleinſte im ganzen Dorfe; aber es ſchaute ſo ſauber und blank zwiſchen den zwei mächtigen Kaſtanienbäumen auf die Landſtraße heraus, daß Agethli unwillkürlich ausrufen mußte: „Ach

wie prächtig, Hansli, das wäre doch viel zu vornehm für uns!“ Hansli antwortete auf dieſen Ausruf der Beſcheidenheit nur mit einem zufriedenen Lächeln, während er ſeine Begleiterin raſch nach dem Häuschen hinzog; aber kaum hatten ſie den kleinen, von den zwei Kaſtanienbäumen umſchatteten Vorplatz betreten, als ſchon der alte Krämer voller Freude und Verwunderung aus ſeinem Laden ihnen entgegengeeilt kam. Er war ein kleines, graues Männchen, auf deſſen Rufen nun ſogleich auch ſein nicht minder graues Weibchen herbeigetrippelt kam. Und die Nacht war noch nicht einmal völlig angebrochen, als die Männer ſchon handelseinig waren. Hansli ſollte das Geſchäft vorerſt zwei Jahre pachtweiſe übernehmen, unter dem Vorbehalte, bei einem ſpätern Verkaufe desſelben die Vorhand zu haben. Das alte, kinderloſe Ehepaar behielt ſich nur ein rückwärts nach dem Baumgarten gelegenes Stübchen zum wohlverdienten Ruheplätzchen ſeiner noch übrigen Tage vor. Agethli kam ſich beim Anhören und Beſchauen dieſer Dinge wiederum wie eine Traumwandelnde vor und manchmal ſtrich es auch langſam mit der Hand über die Augen, als ob es ſich von ſeinem wachen Zuſtande überzeugen müſſe. „Nun, was ſagſt Du zum heutigen Tage?“ rief Hansli fröhlich, als ſich das alte und das junge Pärchen zum wohlbeſtellten Nachteſſen niederſetzten, „biſt Du damit zufrieden, mein holdes Bräutchen?“ Agethli neigte ſein Antlitz ein wenig zur Seite und ſagte leiſe: „Mir iſt's immer, ich habe die ganze Zeit im Schlafe zugebracht und jetzt werde der Morgen anbrechen, wo ich endlich erwachen müſſe.“

Zu Stürmen und Klippen.

Wenn bei entſcheidenden Wendungen des Lebensweges eine beſtimmte Ahnung wiederholt in der Seele aufzutauchen ver-

mag, ſo weiß ſie ſich ſpäter nicht ſelten in derſelben dauernd feſtzuketzen. In ſeinem angebornen Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften, ſieht dann der Menſch jedes Erlebnis, das ihm ſonſt als ein zufälliges erſchienen wäre, als den Beginn der Erfüllung dieſer Ahnungen an, und ſo ſpinnt ſich bald ein Zaubernetz um ihn herum, das ihm bei jedem Schritte ſeine verhängnisvollen Maſchen entgegenhält. Dabei merkt der Arme nicht einmal, wie ſeine innere Kraft darob allmählich erlahmt und er ſich mehr und mehr willenlos einem dunkeln Ziele entgegentreiben läßt. Der einzige Troſt, den er ſich bei dem ungeſtümen Schaukeln ſeines Glücksſchiffleins zu geben vermag, beſteht in dem Gedanken: Es mußte ja ſo kommen, ich hab' es wohl geahnt.

In einer ſolchen dumpfergebenen Stimmung ſaß Agethli einige Wochen nach ſeiner erſten Brautreiſe einſam am Fenſter des Krämerhäuschens, das ihm damals ſo vornehm und prächtig erſchienen war. Freilich, Zeit und Stunde waren auch ganz dazu angethan, trübe Gedanken wachzurufen und ihnen nachzuhängen. Die milden ſonnigen Herbſttage hatten allzufrüh ſtürmiſchen Regengüſſen weichen müſſen, und eben jetzt ſchüttelte ein kaltfeuchter Abendwind die letzten Blätter der Kaſtanienbäume vor dem Fenſter herab, um ſie dann im tollen Wirbel auf dem kleinen Vorplatze hin und her zu treiben. Agethli verfolgte mit trübem Blicke eines dieſer Blätter, das ſich vor ſeinem Ende noch mit einem dunkelleuchtenden Purpur geſchmückt hatte. Als der Wind das Blatt von dem Zweige gelöſt, an dem es ſich ſommerlang geſchaukelt und gewiegt, trug er es zuerſt hoch empor, als ob er eine luſtige Luftreiſe mit ihm antreten wolle. Doch die Luſt war leider nur von kurzer Dauer, und das arme Frühlingskind wurde wie von einer feindſeligen Hand in verworrenen Schwankungen immer tiefer gegen die Erde gedrückt, wo es in wilden Sprüngen hin und her fuhr, als ob es ſeinem unſichtbaren Verfolger angſt-

voll zu entrinnen ſuche. Aber wenn es auch für einen Augenblick ein Ruheplätzchen gefunden zu haben ſchien, im Nu war der Peiniger wieder da und hetzte das Unglückskind ſo lange auf dem ſteinigen Boden umher, bis er es endlich, ſeines grauſamen Spieles müde, zerfetzt und zerriſſen in einer dunkeln Mauerecke liegen ließ. Agethli legte langſam die Hand über die bleicher gewordene Stirn und ſagte in wehmütig leiſem Tone vor ſich hin: „Ein Blatt, ein vom Winde umhergeworfenes Blatt — wo wird er mich am Ende liegen laſſen?“

Und die einſame Braut hatte nicht ſo ganz Unrecht mit dieſem Vergleiche und mit ihrer Frage, wenn ſie nur einige ſchmerzliche und unheildrohende Erlebniſſe ihres kurzen Brautſtandes erwog. An jenem Abend freilich, als die Vier zuſammen am Tiſche ſaßen, hatte vor der fröhlichen Zuverſicht der Übrigen der verzagende Geiſt bald auch wieder von Agethli weichen müſſen, und ſelbſt der folgende Tag noch wurde unter heiterm Aufbauen einer glücklichen Zukunft verbracht. Der erſte Grund zu dieſem Gebäude war ja nun gelegt, und die Weiterführung desſelben konnte nach feſtem Maß geſchehen. Vor allem aus hatte Hansli noch einen Militärdienſt abzuthun, zu welchem er unverweilt einrücken mußte. Wie unbequem ihm dieſe Pflichterfüllung in dieſem Augenblick auch kam, ſo folgte er ihr doch lieber, als es ſonſt der Fall geweſen. Jetzt, wo er im Begriffe ſtand, einen eigenen Herd, eine feſte Heimat zu gründen, gewann die Waffe, die zu Schutz und Schirm dieſer Heimat berufen war, erſt die rechte Weihe für ihn. Während der Dauer der Dienſtzeit ſollte Agethli, vom Bräutigam mit hinlänglichen Mitteln ausgerüſtet, ſich heimbegeben, um die notwendigſten Vorkehrungen zu ſeiner bräutlichen Ausſtattung zu treffen, und in gleicher Weiſe ſchrieb Hansli ſofort an die beiden heimatlichen Pfarrämter, um die geſetzlichen Eheverkündungen zu erwirken. Bis zum Ablauf des Militärdienſtes konnten dieſe Vorkehrungen beendigt ſein,

und dann, Halleluja! In ungeſtümer Glückſeligkeit preßte Hansli ſeine Braut ſo heftig an die Bruſt, daß ſie unter dem Drucke des ſtarken Mannesarmes einen leiſen Ausruf des Schmerzes ausſtoßen mußte.

An dieſe Plane und ſüßen Hoffnungen dachte jetzt Agethli unter dem unheimlichen Spiel und Rauſchen des Abendwindes. Aber ach, wie war Alles anders gekommen oder hatte ſich in ſein bitteres Gegenteil verkehrt, gerade wie die hellen Herbſttage in die düſtern Vorboten des Winters übergegangen waren. Der erſte Gang, den das in ſein väterliches Häuschen heimgekehrte Agethli unternahm, war nicht etwa nach der Stadt gerichtet geweſen zum Ankaufe der beſcheidenen Brautzierde, ſondern er hatte der Kirche gegolten. Die gläubig fromme Seele wollte ſich durch den geweihten Mund des Beichtvaters zuerſt von jeder Schuld freiſprechen laſſen und den Segen des Himmels auf ihr Vornehmen herabflehen, bevor ſie einen Schritt weiter that auf dem ernſtheiligen Wege. Aber Agethli bebte jetzt noch zuſammen in der Erinnerung an dieſe Stunde. Statt der erſehnten Worte der Schuldlöſung und des Segens waren Worte des Zornes und Drohungen ewigen Verderbens an ſein Ohr gedrungen, wenn es von ſeiner ſündhaften Liebe zu dem Andersgläubigen nicht laſſen werde, und betäubt, von einem noch nie gekannten Seelenſchmerze geknickt, verließ es das Gotteshaus, in dem es ſchon ſeine andachtsvollen Kindergebete geſtammelt, in dem es bei ſo manchem Leide ſeiner ſpätern Tage Troſt und innere Erhebung gefunden. Obwohl ſich draußen ein milder Sonnenſchein über dem Kirchhofe ausbreitete, mußte das arme Kind doch taſtend, wie von dunkler Dämmerung umfangen, an den Grabhügeln und Totenkreuzen hinwanken, bis es endlich an dem kleinen Kreuze, das die letzte Ruheſtätte ſeiner vielgeprüften Mutter bezeichnete, auf die Knie ſank. Stunden vergingen, bevor es ſich wieder erhob, um den Heimweg anzutreten; aber es vergingen auch noch

zwei Tage mit ſchlafloſen Nächten, bevor es die Kraft fand, die Uferhalden wieder zu verlaſſen, um nach dem Städtchen hinaufzuwandern.

Und auch dieſer Ausgang ſollte ſich ihm zum Unheile wenden. Als Agethli zur Stelle gelangte, wo es vor einigen Tagen Hansli zum erſten Male wiedergeſehen hatte, mußte es, von ſchmerzlich ſüßer Erinnerung ergriffen, unwillkürlich einen Augenblick ſtehen bleiben; aber wie kurz auch dieſer Augenblick war, und wie haſtig es dann an der Fabrik vorbei durch das Stadtthor ſchlüpfte, es war doch ſchon von einem zufälligen oder lauernden Blicke entdeckt worden. Denn als Agethli am Abend nach Beſorgung einiger beſcheidener Einkäufe heimkehren wollte, ſtand Herr Viktor an der Brücke, offenbar wartend auf die Ankommende, die keinen andern Heimweg einſchlagen konnte. „Ei was,“ rief er, wie in freundlicher Überraſchung, „ſieht man Dich auch wieder einmal? Ich glaubte ſchon, Du ſeieſt über alle Berge, da Du ſo plötzlich aus der Fabrik verſchwunden biſt. Aber ſag', iſt es auch wahr, daß Du Braut ſeieſt?“

Agethli erzitterte bis in die innerſte Seele bei dem Tone und dem Blicke, mit denen dieſe Frage begleitet war, und es bedurfte des Zuſammenraffens all' ſeiner Kräfte, um wenigſtens mit ſcheinbar feſter Stimme zu antworten: „Ja, es iſt ſo, Herr Viktor.“

„Da ſehe man, was über Nacht geſchehen kann,“ entgegnete der junge Mann halb höhniſch, halb verdrießlich; „aber da die Hochzeit wenigſtens nicht ſchon vorüber iſt, werde ich Dich doch noch einmal an die Uferhalde begleiten dürfen. Ich hätte ohnedies mit Deinem Vater etwas zu reden.“

Dem geängſtigten Mädchen half nun kein Widerſtreben mehr gegen dieſes Vorhaben; Herr Viktor wußte jede verſuchte Einrede durch einen Hohn oder einen noch verletzendern Scherz zu beſeitigen, und Agethli blieb nichts übrig, als ſich,

zu Hauſe angekommen, laut weinend in ſein Kämmerlein einzuſchließen, während ſein Begleiter den Vater in der Stube aufſuchte.

„He, Agethli,“ ſchrie der alte Fährewirt ſeinem Kinde am folgenden Morgen entgegen, „Du willſt den jungen Fährhans heiraten? Sag', iſt das wahr?“

„Du weißt es ja, Vater,“ entgegnete Agethli demütig; „und Du weißt ja auch, daß Du nach der Hochzeit zu uns kommen und bei uns bleiben ſollſt.“

Der Vater ſtarrte die Tochter eine Weile mit ſeinen verglaſten Augen unbeweglich an, als ob er ſich auf eine dunkle Erinnerung beſinnen müſſe. „Was zum — weiß ich,“ rief er dann, ſeine Mütze aufſetzend und ſich zu einem Ausgang anſchickend; „mir iſt's wohl genug hier. Aber daß Du ein ſo dummes Ding wäreſt, Dich an einen ſolchen Lotterburſchen zu hängen, während der Viktor — na, ich ſage Dir nur, daß Du dem keine Grobheiten mehr machſt; ſonſt werde ich Dir einen andern Weg zeigen.“

Mit dieſen Worten ſtand er ſchon unter der geöffneten Thüre und ſchlug mit der flachen Hand drohend auf die Hoſentaſche, daß ein helles Klingeln aus derſelben hervorklang. Bei dieſem Tone wurde Agethli noch bleicher, als es ſonſt ſchon geweſen. „Der Elende!“ murmelte es, dem Abgehenden eine Weile regungslos nachſchauend; „der Elende, er hat ihm Geld gegeben, und der unglückliche, alte Mann hat es angenommen. Nun muß ich mir ſelber helfen, wenn mir noch geholfen werden kann.“

Das arme Kind ſchauerte bei dem Gedanken, die durch ſeinen Kopf ſtürmten, wie von einem Froſte gefaßt zuſammen, und unwillkürlich drang der Ausruf: „Blutgeld, ſchmähliches Blutgeld!“ über ſeine Lippen. Geknickt, kaum imſtande, ſich noch aufrecht zu halten, aber ohne eine Thräne in den Augen, ging es nach ſeinem Kämmerlein und begann mit unſicherer

Hand ein Brieflein zu ſchreiben, in welchem es Hansli den Beſchluß mitteilte, ſich bis auf Weiteres unverweilt zu den alten freundlichen Krämersleuten begeben zu wollen. Dann zog es ſtill ſeine Sonntagskleider an, und eine Stunde ſpäter befand es ſich, ſeine ganze geringe Habe mit ſich tragend, auf dem nämlichen Wege, den es mit Hansli vor wenigen Tagen in behaglichem Poſtwagen dahingefahren.

Bei dem guten Krämerpärchen war nun die junge Braut ſeit ihrer Ankunft zwar ſo wohl aufgehoben, wie ſie es nur im beſten Vaterhauſe hätte ſein können. Unter der emſigen Beihilfe des vielerfahrenen, ſtets geſchäftigen Hausmütterchens hatte ſie auch längſt ihre kleinen Vorbereitungen zur Hochzeit zu Ende gebracht; aber mit andern, noch notwendigern Vorbereitungen war's um ſo übler beſtellt. Denn von den beiden heimatlichen Pfarrherren war der Bericht eingegangen, daß ſie die Eheverkündigung nicht vornehmen könnten, bevor ſich das Brautpaar perſönlich geſtellt und über einige unerläßliche Punkte ausgewieſen hätte. Bis zur Stunde jedoch wäre es nicht möglich geweſen, dieſem Begehren nachzukommen. Hansli war erſt vor zwei Tagen aus dem Militärdienſt entlaſſen worden und hatte ſich auf dringende Mahnungen eines ſeiner bisherigen Mitgehilfen in dem Zürcher Handlungshauſe noch ſelbigen Abend dorthin begeben. Bis jetzt war er, entgegen ſeiner Abſicht, noch immer nicht zurückgekehrt. So waren alſo die zwei Brautleute auf ihrem Wege zum Altare noch nicht weiter gekommen, als ſie es am erſten Tage gegenſeitig erklärter Liebe geweſen.

Das waren die trüben Betrachtungen und Erinnerungen, denen Agethli nachhing, während es, am Fenſter des Krämerhäuschens ſitzend, in die Dämmerung des düſtern Spätherbſtabends hinausblickte. Und je tiefer die Dämmerung ſank, um ſo ſchärfer ſtrengte ſich das Auge an, jeden Schatten aufzufangen, der ſich über die Straße bewegte, und um ſo ängſt-

licher horchte das Ohr auf jedes Geräuſch, das ſich durch das gleichmäßige Rauſchen des Windes vernehmlich machen konnte. Denn kam Hansli dieſen Abend nicht zurück, ſo mußte ihm gewiß, wie das bang ahnende Herz es prophezeite, ein Mißgeſchick, wenn nicht gar ein ernſtes Unglück begegnet ſein; ſonſt würde er doch ſeinem kummervoll harrenden Agethli wenigſtens ein tröſtendes Wort haben zukommen laſſen.

Aber er kam; freilich erſt, als die Nacht längſt eingebrochen war, und trotz der Regengüſſe, die nur auf dieſe Finſternis gewartet zu haben ſchienen, um mit ununterbrochener Gewalt herabzuſtürzen. Agethli warf ſich dem Ankommenden ungeſtüm an die Bruſt und hielt ihn mit beiden Armen ſo feſt umfangen, als ob es ihn ſogleich wieder zu verlieren fürchte oder ſich ſelbſt eine ſichere Stütze ſuchen müſſe; aber beim erſten ruhigern Blicke in das im Waffendienſte ſonſt kräftig gebräunte Antlitz ließ es die Arme wieder ſinken und ſagte leiſe: „Es iſt Dir etwas Ungutes begegnet, mein Lieber, gewiß iſt es ſo.“

„Ei was, Du böſe Unglücksſeherin,“ rief Hansli in ſcheinbar fröhlichem Tone, während er ſein Bräutchen mit kräftigem Arme in die Höhe hob; „ich hatte in Zürich eben länger zu thun, als ich erwartet, und dann, iſt es ein Wunder, wenn man aus dieſer grauſigen Nacht nicht ſingend in die Stube hereinkommt?“

Agethli mußte vor den ebenfalls fröhlich herbeieilenden Krämersleutchen, die mit ihrem Nachteſſen ſchon lange auf den Ankömmling gewartet hatten, ſeine weitern Fragen zurückhalten, obwohl ſie ſich ſeinem Herzen wie neue dunkle Schatten aufdrängten. Denn iſt die Liebe blind, wie eine alte Volksweisheit behauptet, ſo iſt ihr Auge auch wieder ſchärfer, als ſelbſt das Auge des bitterſten Haſſes; iſt das Licht ja doch göttlichen Urſprunges, das dieſes Auge erhellt und erleuchtet. Drum konnte Agethli den ganzen Abend innerlich nie recht froh werden, wie glücklich es ſich auch fühlte, den lieben Mann

endlich wenigſtens ungeſtört in der Nähe zu wiſſen. Es ſchien dem beſorgten Liebesblicke immer, als ob hinter der zuverſichtlichen Heiterkeit, mit welcher Hansli die auf den folgenden Tag angeſetzte Reiſe zu den beiden Pfarrherren beſprach, eine drohende Wolke verborgen liege.

Doch der Himmel wenigſtens erzeigte ſich dieſem Reiſevorhaben nicht abhold. Auf die Sturmnacht folgte einer jener klaren, friſchen Morgen, wie ſie der Spätherbſt manchmal noch als Nachzügler der vergangenen ſchönern Jahreszeit über das Land heraufziehen läßt. Zwar ſtanden Buſch und Baum entlaubt und mahnten mit ihrem kahlen Zweiggeflechte unabläſſig an den Wechſel und die Unbeſtändigkeit alles irdiſchen Daſeins; dagegen hatten ſich die fernherſchauenden Gebirge mit dem ſchönſten Schmucke angethan, den ſie aus ihrem reichen Schönheitsſchatze zu erheben vermochten. Über die ſanftgebogenen Höhen des Jura herab ſchien ein durchſichtig blauer Sammetmantel zu wallen, während die fernen Alpenhäupter, Königen gleich, mit eitel Gold und Purpur ſpielten.

Auch Agethli konnte ſich dem erheiternden Eindrucke dieſer Schönheit nicht verſchließen, als es jetzt an der Seite des Geliebten wieder im bequemen Poſtwagen durch die nun bereits bekannten Gegenden dahinrollte. Zwar wurde ihm der Weg in die Heimat ſchwer, und um ſo ſchwerer, je näher es derſelben kam. Von dem unglücklichen alten Vater, an dem es ſonſt mit ſo aufopfernder Liebe gehangen, hatte es ſeit ſeiner fluchtartigen Entfernung aus dem Häuschen an der Uferhalde kein Lebenszeichen vernommen, obwohl es ihm die Gründe dieſer Entfernung in rührender Schonung geſchrieben hatte. Deshalb zeigte auch Hansli keine Luſt, den alten Mann ſchon jetzt wieder aufzuſuchen. „Nach der Hochzeit wollen wir ihn ernſtlich ermahnen, zu uns zu ziehen,“ ſagte er; „aber bis dahin mag es beſſer ſein, ihn ſeine Wege gehen zu laſſen.“ Mit nicht minder ſchwerem Herzen ſah die Braut dem Beſuche

bei ihrem Pfarrherrn entgegen. Sie fühlte wohl, daß ſich in ihrem gläubig frommen Herzen die widerſprechendſten Gefühle regten, und ſie ſcheute ſich auch nicht, denſelben vor Hansli einen Ausdruck zu geben. „Wenn Du nicht ſo gut und brav wäreſt," ſagte Agethli, „ſo müßt' ich's wohl für eine Sünde halten, daß ich Dich ſo unendlich lieb habe und darüber alles Andere vergeſſen kann. Aber jetzt — ach Gott! ſo wird es doch keine Sünde ſein."

„Es iſt auch keine, glaub' es mir," ſagte Hansli mit freundlichem Lächeln.

„Ach, wenn Du nur wüßteſt, wie zornig der Pfarrer damals über meine Beichte geworden iſt," entgegnete Agethli ängſtlich; „doch, was er jetzt noch von uns wollen mag!"

„Das glaub' ich ungefähr erraten zu können," entgegnete Hansli ernſter; „aber beruhige Dich, wir werden wohl ins Reine kommen mit ihm."

Trotz dieſer tröſtlichen Ermutigung mußte ſich Agethli feſter an den Arm ſeines Bräutigams halten, als die ſchnippiſch ausſehende Pfarrköchin ſie die Treppe zur Studierſtube des geiſtlichen Herrn hinaufwies. Dagegen war das Ausſehen des Hochwürdigen auf den erſten Blick keineswegs dazu angethan, ſelbſt dem zaghafteſten Menſchen Angſt und Furcht einzuflößen. Es war ein kleines rundes Männchen, daß mit ſeinem Scheitel dem hochgewachſenen Hansli kaum an die Schultern herangereicht hätte und aus deſſen rotblühendem Geſichte zwei gar muntere Äuglein hervorblitzten. Zwar ſuchten ſich die Äuglein beim Anblicke Agethlis und ſeines Begleiters mit einem ſtrengen, ja ſtrafenden Ausdrucke zu wappnen, und die ſonſt gewiß nicht nur an den ernſten Ton der Meſſe gewohnte Stimme nahm einen herben Klang an, als ſie um das Begehren der beiden Ankömmlinge fragte; ſobald jedoch Hansli mit ruhigem Anſtande ſein Anliegen vorgebracht und nun beſcheiden um die Bedingungen fragte, an deren Erfüllung die Ehever-

kündigung geknüpft würde, gingen die Züge des geiſtlichen Herrn in einen betrübt väterlichen Ausdruck über. Das ganze Auftreten des Bräutigams ſtimmte ihn offenbar günſtiger. „Ach, junger Mann,“ begann er, den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter geneigt und die runden Händchen gefaltet, „es läge in meiner ſtrengen Pflicht, alle Mittel, welche mir mein heiliges Amt darbietet, zu gebrauchen, um Eure Braut von dem Schritte, den ſie zu thun beabſichtigt, abwendig zu machen. Ich habe ihr auch ſchon vor längerer Zeit im Beichtſtuhl ans Herz gelegt, daß ihr dieſer Schritt nach den Vorſchriften und Geboten unſerer allein ſeligmachenden Kirche zum zeitlichen und ewigen Schaden gereichen würde. Indeſſen, ich will es nicht leugnen, Ihr ſcheint mir ein verſtändiger und billiger Mann zu ſein, und ſo liegt es ganz in Eurer Hand, ob ich von weitern Ermahnungen oder gar beſtimmten Verweigerungen abſtehen ſoll.“

„Und was hab' ich dabei zu thun, Herr Pfarrer?“ fragte Hansli ruhig.

„Ach, das wißt Ihr als erfahrener und verſtändiger Mann wohl ſelbſt ſchon,“ antwortete der Pfarrer mit einſchmeichelnder Freundlichkeit; „als erſte und unerläßliche Bedingung zur Eheverkündung muß ich verlangen, daß Ihr Euch hier mit Namensunterſchrift verpflichtet, ſämtliche Kinder, die aus Euerer Ehe hervorgehen könnten, nach dem Ritus unſerer katholiſchen Kirche taufen und erziehen zu laſſen.“

Bei dieſem Begehren ſchaute Agethli erſchrocken und ängſtlich auf ſeinen Bräutigam, der jedoch das ihm dargebotene Blatt ruhig durchlas und dann ohne eine weitere Bemerkung mit einem feſten Federzuge ſeinen Namen darunter ſetzte.

„Das nenn' ich verſtändig und wacker gehandelt,“ rief der Pfarrer, der Geſicht und Haltung Hanslis ebenfalls ſcharf beobachtet hatte; „bei allen Heiligen, wäre jeder Bräutigam in ähnlichem Falle ſo gerecht und billig wie Ihr, ſo würde ſich mancher ſchwere Anſtand weniger erheben.“

Vor innerer Zufriedenheit die Hände reibend, wandte ſich der Hochwürdige nun der verwirrt und demütig daſtehenden Braut zu. „In Betracht der Bereitwilligkeit, mit welcher Euer Bräutigam den Forderungen unſerer hl. Kirche entgegenkommt,“ fing er wieder in ſalbungsvollem Tone an, „will ich es mit meinem Gewiſſen und mit meiner Pflicht zu vereinbaren ſuchen, Euch vorerſt ebenfalls nur eine Bedingung aufzuerlegen. Verſprecht und verpflichtet Euch, unabläſſig bemüht ſein zu wollen, Euern Bräutigam und Gatten in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche zurückzuführen, ſo mag Euer ſonſt ſündhaftes Ehevorhaben ſich immer noch zu einem Gott und den Heiligen gefälligen Werke wenden.“

Hansli konnte ſich eines leichten Lächelns nicht erwehren bei dieſem Vorbringen, während Agethlis Geſicht von einer lebhaften Röte übergoſſen wurde. Der Geiſtliche hielt ihm wie vorhin Hansli, ein Blatt zur Unterſchrift dar; aber es regte keine Hand, dasſelbe entgegenzunehmen, und warf auch keinen Blick auf den Bräutigam, um ſich von dieſem etwa durch einen Wink Rats zu erholen. „Herr Pfarrer,“ ſagte es endlich in leiſem, aber entſchloſſenem Tone, „dazu kann ich mich nicht verpflichten. Hansli iſt auf ſeinem eigenen Glauben viel braver und beſſer geworden, als ich es ſelbſt bin. Wie ſollt' ich ihn denn bekehren können!“

Bei dieſer, jetzt wohl unerwarteten Weigerung fuhr der Geiſtliche in die Höhe, als ob ſich ſeine kurze Geſtalt wirklich verlängern wolle. „Was ſagſt Du?“ rief er dann, hart vor Agethli hintretend; „das wird Dein Ernſt nicht ſein, da Du doch geſehen haſt, wie Dein Bräutigam für das Seelenheil Deiner künftigen Kinder beſorgt iſt? Wie kann er aber dieſer Sorge recht obliegen, wenn Du ihn ſelbſt auf ſündhaften Irrwegen willſt wandeln laſſen? Oder willſt Du —“

„Herr Pfarrer,“ fiel Hansli dem Eifrigen ernſt in die Rede, „wenn ich mich bereitwillig erzeigt habe, meine allfälligen

Kinder im Glauben ihrer Mutter erziehen zu laſſen, ſo habe ich meine redlichen und wohl überlegten Gründe dafür. Aber den Glauben, in dem meine eigene fromme Mutter hoffte ſelig zu werden und es, ſo Gott will, auch geworden iſt, möcht' ich nicht gerne noch einmal als ſündhaften Irrweg ſchelten hören. Drum ſagen Sie mir jetzt nur, Herr Pfarrer: Beſtehen Sie auf der Bedingung, die Sie an meine Braut ſtellen?"

Es konnte dem geiſtlichen Herrn nicht ſchwer werden, aus der Haltung und dem plötzlich veränderten Tone Hanslis ſofort zu erkennen, daß er einen Mißgriff gethan. Er ſchwieg deshalb eine kleine Weile und auch nur zögernd antwortete er: „Vermöge meines geiſtlichen Amtes muß ich allerdings darauf beſtehen."

„Und Du, Agethli," wendete ſich Hansli an ſeine Braut, „kannſt Du Dich entſchließen dazu?"

Die Augen des armen Kindes füllten ſich mit Thränen, und kaum hörbar antwortete es: „Wenn Du es verlangſt, in Gottes Namen, ſo will ich es ſchon thun."

„Nein, ich verlange es nicht und zwar deshalb nicht, weil Du kein unredliches Verſprechen abgeben ſollſt," entgegnete Hansli mit einem feſten Blick auf den Geiſtlichen; „aber von Ihnen, Herr Pfarrer, verlange ich nun zu wiſſen, ob Sie die Verkündigung vornehmen wollen oder nicht?"

Über das rote Geſicht des kleinen Mannes war eine noch rötere Zorneswolke hingefahren. In der berechtigten Vorausſicht jedoch, daß er, ohne im Augenblick einen neuen Gewinn für ſeine kirchlichen Forderungen zu erzielen, das bereits gewonnene Verſprechen Hanslis durch ſchroffes Abweiſen nur gefährden könnte, bemeiſterte er ſeinen Verdruß. „Ihr müßt wohl bedenken," ſagte er drum in etwas begütigendem Tone, „daß ich nur nach den Geboten unſerer heiligen Kirche und meiner geiſtlichen Obern handle. Wie tief es mich dabei ſchmerzt, von Euerer Braut dieſe Gebote ſo ſehr mißachtet zu

ſehen, ſo will ich doch um einen biſchöfliche Diſpens für die Verkündigung nachſuchen, wenn Ihr mir Euer eigenes Verſprechen nochmals feierlich wiederholen wollt.“

„Ich wiederhole es,“ ſagte Hansli, ſeine Hand in die ihm entgegengehaltene Rechte des Geiſtlichen legend. Dieſer nickte darauf ſtumm zweimal mit dem Kopfe, und mit dem gleichen ſtummen Gruße gingen die Brautleute der Thüre zu.

Erſt als die Zwei Pfarrhaus und Dorf eine geraume Strecke hinter ſich gelaſſen und den einſamen Feldweg betreten hatte, hielt Hansli die raſchen Schritte an, um tiefatmend einen Augenblick ſtehen zu bleiben. In die Wimpern Agethlis hatte ſich unterwegs immer noch eine verborgene Thräne geſchlichen; jetzt jedoch blickte es mit einem traurigen Lächeln zu dem Geliebten auf und fragte, ſich leiſe an ihn ſchmiegend: „Biſt Du mir böſe? Oder was hätt' ich denn ſonſt auch thun ſollen?“

„Dir böſe!“ rief Hansli, die ſüße Geſtalt feſter an ſich ziehend, „nein; aber der Himmel bewahre mich, je wieder ein ſolches Pfarrhaus betreten zu müſſen. Keine ermunternde Ermahnung, kein Glücks- oder Segenswunſch! Der Mann iſt mir, Gott verzeih's, wie ein Schacherjude vorgekommen. Doch warum haſt Du Dich ſo ernſtlich geweigert, mich bekehren zu wollen?“

„Ja, Du magſt wohl lachen,“ entgegnete Agethli, als es das Lächeln bemerkte, das bei dieſem Gedanken wieder um Hanslis Lippen ſpielte; „aber glaube, es kam mir wie ein ſündhafter Spott vor, den der Pfarrer mit mir treiben wollte. Und dann war ich ganz erſchrocken, daß Du der Kinder wegen in dieſer Weiſe Dein Verſprechen gabſt.“

„Erſchrocken?“ fragte Hansli halb verwundert; „und warum denn erſchrocken?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht recht,“ antwortete Agethli, das ſein Geſicht verſchämt an der Bruſt des Bräutigams verbarg;

„aber weil Du nie etwas darüber ſagteſt, glaubte ich, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Kinder Deinem Glauben folgen ſollten, und nun mußte ich denken, Du gebeſt das Verſprechen nur mir zu lieb.“

„Nein,“ erwiderte Hansli ernſt, „ich habe freilich abſichtlich vorher nicht mit Dir von der Sache geſprochen; aber das Verſprechen habe ich nicht Dir, ſondern den Kindern zu lieb gegeben, wenn uns der Himmel einſt ſolche ſchenken will. Denn ſiehſt Du, was ich von gutem Glauben und Gottvertrauen in mir habe, das verdanke ich alles weder der Schule noch der Kirche, ſondern ich verdanke es meiner ſeligen Mutter, und ſo wird es wohl auch mit unſern Kindern geſchehen. Drum würde ich es nicht vom Guten halten, wenn Mutter und Kinder nicht einerlei Glaubens wären. Doch komm' jetzt, hoffentlich wird in unſerm Pfarrhauſe daheim kein ſolcher Seelenhandel getrieben, obwohl ich den Mann nicht kenne; denn der alte freundliche Mann, zu dem ich als Kind mit der Mutter zur Kirche ging, iſt längſt geſtorben.“

Der ziemlich weite Weg nach Hanslis Heimatdorf hinüber wurde den Beiden durch manche freundliche Erinnerung belebt, und nicht ohne ein Gefühl des Stolzes führte Hansli ſeine ſchöne Braut an den neugierig gaffenden Dorfbewohnern vorüber dem Pfarrhauſe zu. Aber der erſte Blick auf den Pfarrherrn ließ den hellern Sonnenſchein, der unterwegs über die Gemüter der Brautleute gekommen, wieder hinter einer dunklen Wolke niedertauchen. Das war ja der hochmütig griesgrämige Mitreiſende, der die Traulichkeit der erſten Poſtwagenfahrt der neu Verlobten auf ſo unerfreuliche Weiſe geſtört hatte. Und auch er mußte die Ankömmlinge ſogleich beim Eintritt ins Gemach wiedererkannt haben, da er, ohne die freilich verlegenen Grüße der Überraſchten zu erwidern, die Blicke zuerſt wie voll frommen Mitleides nach oben erhob und dann finſter über die Beiden weggleiten ließ. Mit unfreundlichem

Schweigen hörte er das Vorbringen Hanslis an und begann dann, nachdem er ſich mit großer Umſtändlichkeit geräuſpert, in halb weinerlichem, halb polterndem Tone: „Die Leichtfertigkeit unſerer Tage iſt ſo groß geworden, daß ſich ein frommes Gemüt billig darüber empören muß. Da wird wenig mehr gefragt nach göttlichen Ordnungen und Geboten, und Jung und Alt glaubt, die Begierden ihrer ſündhaften Herzen ſeien das höchſte Gebot, dem ſie zu folgen haben. Daraus entſpringen denn auch die jammervollen Ehen, auf denen nie ein Segen, ſondern nur das Verderben ruhen kann. Zwei junge Leute treffen ſich vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben an einem Orte der Luſtbarkeit und wüſten Weſens, und von ihrer eigenen böſen Luſt zu einander hingezogen, wollen ſie ſogleich die heilige Ehe zum Deckmantel derſelben anrufen, ohne ſich gegenſeitig im Geringſten um Glauben, Frömmigkeit und gottſeliges Weſen zu bekümmern. Und auch Ihr Beide —“

„Herr Pfarrer,“ unterbrach Hansli den Eiferer, während er nur mühſam die Aufregung bemeiſterte, die wie eine aufloſende Flamme nach ſeinem Kopfe drängte; „mögen Eure Worte da und dort zutreffen, uns können ſie wenig berühren. Ich kenne meine Braut von Kindheit an, und ſeit wir Beide erwachſen ſind, haben wir uns noch nie an einem Orte der Luſtbarkeit geſehen.“

Es war ein ſtrafender, böſer Blick, mit dem der fromme Mann dieſer Abwehr begegnete, ehe er weiter fuhr. Dann aber ſagte er mit erhöhter Stimme: „Das Entſchuldigen und Verdecken des eigenen Leichtſinnes und der Sünde iſt von Anbeginn der breiteſte Sündenweg geweſen. Oder iſt es nicht ſchon ſträflicher Leichtſinn von Euch, junger Mann, wenn Ihr geglaubt habt, es genüge mir ein einfaches Brieflein, um Eure Verkündigung vorzunehmen? Und wie ſoll ich das Andere nennen, deſſen ich erſt jetzt beſtimmt inne geworden bin? Wie geziemt es ſich zwei jungen Leuten, noch bevor eine Ehever-

kündigung geſchehen, einzig in der Welt herumzufahren, gleich einem eingeſegneten Ehepaare? Und an jenem Tage habt Ihr Euch, wie ich erſt ſeit Eurer ſchriftlichen Anmeldung in Erfahrung gebracht, ſchon zu einer Tageszeit in einer öffentlichen Wirtſchaft eingefunden, wo andere Leute kaum zu ihrem ehrlichen Tagewerke aufgeſtanden waren."

„Herr Pfarrer," entgegnete Hansli, den dieſe Reden mehr um Agathlis willen als ſeinetwegen verletzten und empörten, mit gepreßter Stimme, „ich habe gethan, was Ihr von uns verlangt habt, wir haben uns perſönlich bei Euch geſtellt, und jetzt frag' ich, ob Ihr unſere Verkündung zu verweigern gedenkt?"

Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke frommer Entrüſtung über dieſe zudringliche Frage. „Ich kenne meine Pflicht, junger Mann," verſetzte er herb, „und dieſe Pflicht beſteht darin, Euch die Heiligkeit und Wichtigkeit der Ehe vor Augen zu ſtellen. Hättet Ihr Beide dieſe heilige Wichtigkeit ſelbſt richtig erkannt, ſo würde Eure Braut nicht das väterliche Haus verlaſſen haben, um Euch zu wildfremden Menſchen nachzuziehen; vor Allem aber würdet Ihr reiflicher erwogen haben, welch ein Unſegen darin liegt, wenn zwei Gatten nicht einerlei Glaubens ſind. Drum erwart' ich, daß Ihr Eure Kinder wenigſtens in einerlei Bekenntnis werdet erziehen laſſen!"

„Das wird geſchehen," rief Hansli, in deſſen bitter erregtem Gemüte eine unwillkürliche Schadenfreude auftauchte; „ich habe mich bereits verpflichtet, alle meine Kinder, ſofern uns Gott ſolche ſchenken ſollte, in dem Glauben ihrer Mutter erziehen zu laſſen."

Bei dieſer Erklärung fuhr der Geiſtliche aus ſeiner bisherigen erkünſtelt ruhigen Haltung heftig auf und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Was ſagſt Du, Unglücklicher," rief er heftig, „das wirſt Du doch nicht gethan haben!"

„Ich habe es gethan, Herr Pfarrer," entgegnete Hansli kalt.

Eine Weile ſtarrte der Geiſtliche bald den Bräutigam, bald die Braut an, bis er ſich endlich kurz abwandte. „In dieſem Falle könnt Ihr gehen," ſagte er wieder in ſeinem halb weinerlichen, halb drohenden Tone; „denn über die Zulaſſung der Verkündigung muß ich nun erſt den Kirchenvorſtand anfragen."

„Dort der Biſchof und hier der Kirchenvorſtand," rief Hansli, als ſie die Pfarrhaustreppe hinabgingen, voll zorniger Bitterkeit; „beim Himmel, die Welt iſt doch prächtig eingerichtet!"

Agethli war von dieſen Vorgängen ſo erſchüttert, daß es ſich kaum mehr von der Stelle zu rühren vermochte, und die frühe Nacht ſank herab, ehe die Beiden das Städtchen erreicht hatten. Es blieb nichts Anderes übrig, als hier ein Nachtquartier zu ſuchen. Aber die Reiſe in die neue Heimat am folgenden Tage war ſo traurig, als hätte ſie in dunkler, unheimlicher Nacht geſchehen müſſen. Agethli konnte nicht aus dem Weinen herauskommen, trotz der fremden Leute, die diesmal im Poſtwagen mitfuhren. Und auch Hansli ſaß düſter und in ſich gekehrt in ſeiner Wagenecke, als habe er ſelbſt genug zu thun, ſchwere Kummergedanken niederzukämpfen. Er wurde unruhiger und ſchweigſamer, je näher ſie dem Ziele ihres Weges kamen, und das erſte Wort beim Betreten des Krämerhäuschens war die Frage, ob keine Briefe da ſeien für ihn. „Doch, doch!" entgegnete der alte Mann, die ernſten, trüben Geſichter überraſcht betrachtend, „und hoffentlich gute Botſchaften." Aber kaum hatte Hansli das Blatt geöffnet, als er mit der flachen Hand heftig an die Stirne ſchlug und dann halb wankend nach einem Stuhle griff.

Auf tiefem Grunde.

Wenn dem rechtſchaffenen und verſtändigen Manne ſich einmal das beſtimmte Gefühl aufdrängt, daß die Zeit des Kampfes gegen ſein Schickſal angebrochen ſei, werden ſich ſeine innern Kräfte, ſogar ohne ein bewußtes Zuthun, augenblicklich zum Widerſtande zuſammenſchaaren. Der ſich ſelbſt fühlende Geiſt rafft ſich auf gegen die dunkle Macht, die ihm als eine feindſelige Ungerechtigkeit erſcheint. Aber dieſer aufwachende Mut iſt kein äußerer, herausfordernder, wie er ſich wohl einem greifbaren Feinde gegenüber zeigt; ſondern er iſt mehr ein inneres Gefaßtſein, das dem unſichtbar nahenden Gegner ſein entſchloſſenes „Werda" entgegenruft.

Dieſe Empfindung hatte auch Hansli, als er mit haſtig ängſtlichen Blicken den Brief durchflog. Die Botſchaft, die er ihm brachte, war zwar keine ganz unerwartete, kein Blitz aus völlig unbewölktem Himmel; aber von den peinlichen Aufregungen des vergangenen Tages unterſtützt, betäubte ihn doch der wuchtige Schlag für einen Augenblick. Er mußte ſich kraftlos auf den Stuhl niederſinken laſſen, deſſen Lehne er mit unſicherer Hand ergriffen hatte, und an ſeine Ohren ſchlug ein Sauſen, als ob draußen ein plötzlicher Windſtoß durch die Kaſtanienbäume führe. Doch all' das dauerte auch nur einige Augenblicke, und Hansli erhob ſich wieder von ſeinem Sitze, während er den Brief langſam in die Taſche ſeines Rockes ſchob. Agethli, das ſich zu dem freundlich herbeitrippelnden Hausmütterchen gewendet, bemerkte nichts von dem ganzen Vorgange, und nur der alte Krämer ſchaute mit immer überraſchtern und ſorglichern Blicken auf ſeinen jungen Geſchäftsfreund.

„Es iſt doch gut, daß wir die Poſt hier ſo nahe haben," ſagte Hansli mit ruhigem Tone, indem er zugleich die Hand auf die von kaltem Schweiße bedeckte Stirne legte; „ich muß

noch einmal nach Zürich und mag nun gerade noch recht kommen."

„Fort mußt Du ſchon wieder?" rief Agethli laut und erſchrocken, fügte aber zugleich, als es in das aſchbleiche Geſicht Hanslis geblickt, mit ſeinem ſchmerzlich ergebenen Neigen des Antlitzes hinzu: „Ach, ich hab' es ja ſogleich gewußt."

„Was haſt Du gewußt?" fragte Hansli, langſam näher tretend und ſeine Hand auf die hellen Haarwellen Agethlis legend; „was ſollteſt denn Du wiſſen, liebes Kind?"

„Ich weiß, daß Du vorgeſtern etwas Schweres auf dem Herzen heimgebracht haſt, was Du mir nicht anvertrauen mochteſt," erwiderte Agethli kaum hörbar.

Hansli antwortete nicht ſogleich, dann aber ſagte er in heiterm Tone: „Da ſeh' mir Einer, was Du nicht alles wiſſen willſt! Wahrhaftig, ich glaube nun bald, es ſei an Dir eine kleine Prophetin verloren gegangen."

Agethli ſenkte das Antlitz noch tiefer auf die Bruſt herab, und um ſeine Lippen ſpielte jenes bewegliche Zucken, das einen gewaltſam niedergehaltenen Ausbruch tiefinnerſten Schmerzes verrät, als es im gleichen leiſen Tone erwiderte: „Wenn auch keine Prophetin, ſo hab' ich doch Recht gehabt, mein Lieber."

Hansli drückte ſeinen Mund auf die weiße kalte Stirne, die ſich ihm entgegenneigte, und es gelang ihm nicht, ein kurzes ſchweres Aufatmen gänzlich zu bemeiſtern. „Nun ja," ſagte er dann, ſich halb an die ſchweigend zuſchauenden Krämersleute wendend, „es gehen da draußen in Zürich wunderliche Dinge vor, wie mir's ſcheint; aber es betrifft eben Geſchäftsangelegenheiten, die Andre mehr berühren als mich ſelbſt, und von ſolchen ſoll man nicht unnötiger Weiſe ſprechen, bis ſie, ſo oder ſo, ins Reine gebracht ſind. Vielleicht komme ich ſchon morgen wieder zurück, vielleicht kann es auch mehrere Tage dauern. Unterdeſſen aber ſei Du nur ruhig, Dein Hansli lebt deshalb immer noch."

Mit dieſen Worten drückte er ſeine Lippen nochmals auf die Stirn ſeiner Braut und ſchritt dann, nur dem Krämer ſchweigend die Hand ſchüttelnd, raſch der Thüre zu. Agethli machte keinen Verſuch, ihn mit Worten aufzuhalten oder ihm noch ein kurzes Geleite zu geben. Von der Stelle aus, auf der es bisher geſtanden, ſchaute es ihm nach, wie er eiligen Schrittes über den kleinen Hof der Straße zu ging, und ſetzte ſich dann langſam auf den nämlichen Stuhl, auf dem Hansli vorhin einen Augenblick ſich niedergelaſſen hatte. Mit dem Inſtinkte, der allen guten Herzen innewohnt, mochten die Krämersleutchen, trotz ihrer Überraſchung, empfinden, daß hier neugierige Fragen oder Zureden nicht am Platze wären, und ſo ſaß Agethli über eine Stunde ungeſtört, das Geſicht in die aufgeſtützte Rechte gelehnt, bis es ſich endlich, ſcheinbar gefaßt und beruhigt, wieder erhob, um dem Hausmütterchen nach gewohnter Weiſe in ſeinen häuslichen Abendgeſchäften beizuſtehen.

Das Leben in dem kleinen Krämerhauſe wurde nun noch ſtiller, als es bisher ſchon manche Tage geweſen war. Der alte Mann ſaß fleißig über ſeinen Rechnungsbüchern, und dem Mütterchen erſtarb das Wort auf der Zunge, wenn es Agethli ſo bleich und ſtumm umhergehen ſah. Das Mädchen erzählte ſcheinbar ſo ruhig, was ihm und ſeinem Bräutigam auf ihrer Reiſe begegnet war, als ob es ſich nicht um eigene Erlebniſſe, ſondern um diejenigen wildfremder Menſchen handle. Wenn es ſich dann aber an das Fenſter ſetzte, um ſtundenlang in das Flockengewimmel hinauszuſchauen, das jetzt unabläſſig vom Himmel herabzuwirbeln begann, ſo ſchüttelten die zwei Alten wohl verſtohlen die Köpfe, da ſie weder einen Rat wußten, noch auch ſich das gelaſſene Weſen der armen Braut erklären konnten. Über die mutmaßliche Veranlaſſung, die Hansli wieder ſo plötzlich nach Zürich gerufen, wurde kein Wort geſprochen; nur am erſten Abend hatte der Krämer bedächtig zu ſeinem Weibchen geſagt: „Ich fürchte faſt, das Sprichwort, daß der

Apfel nie weit vom Stamme falle, werde wieder einmal gelogen haben. Aber am beſten iſt's, man redet nicht von der Sache."

So vergingen drei lange ſchweigſame Tage, bevor von Hansli ein Briefchen anlangte. Durch Agethlis ganzen Körper ging ein heftiges Erzittern, ſobald ſein Blick nur auf die Aufſchrift fiel. Da hielt es nun die Löſung der Frage, an welcher ſein Herz die ganze Zeit über herumgebangt, in ſeinen Händen; da ſtand auch ſein Name von der Hand des Geliebten geſchrieben auf dem gefalteten Papiere vor den Augen; aber war dieſer Name auch wirklich von ſeiner Hand geſchrieben? Die Buchſtaben, die Hansli ſonſt ſo rund und zierlich zu verſchlingen wußte, ſchienen ſtarr und ſteif zu ſein, wie eine kleine Welle, die in ihrem weichen Gange plötzlich zu einem unförmlichen Eisklumpen erſtarrt. Und doch, nein, es waren ſeine Schriftzüge, nur in fremdartiger Geſtalt und gleichſam verwildert, ſo daß Agethli den Brief wohl noch eine geraume Weile uneröffnet gelaſſen hätte, wäre nicht der alte Krämer in erwartungsvoller Teilnahme herbeigekommen. Hansli ſchrieb in lieben, aber wenigen Worten, daß er verwickelter Geſchäftsangelegenheiten wegen noch einige Tage in Zürich abwarten müſſe, ſich jedoch, die Sehnſucht nach ſeinem Bräutchen abgerechnet, ganz wohl befinde und man ſich alſo ſeinetwegen keine unnützen Sorgen machen ſolle.

„Da ſeht Ihr," rief der alte Mann munter, „daß es mit Euren Unglücksprophezeihungen nicht gar weit her iſt. Ja, ja, das kenn' ich, nichts als Zeitverderb." „Gott gebe, daß Ihr Recht behaltet," entgegnete Agethli langſam, während es das Blatt zwiſchen den noch immer zitternden Fingern hin und her wendete; „aber mir kommt es vor, als ſeien dieſe Zeilen in großer Angſt geſchrieben worden."

Und leider ſollten dieſe trüben Ahnungen nur in allzubeſtimmte Erfüllung gehen. Als Hansli nach einigen Tagen

endlich zurückkam, ſchien er eben von einer langen ſchweren Krankheit erſtanden zu ſein. Trotz aller Mühe, ruhig, ja heiter zu erſcheinen, verriet ſein Geſicht zu deutlich die Spuren ſchwerdurchlebter Kümmernis, und Agethli bemerkte ſogleich, daß er ſeinem bangfragenden Blicke auszuweichen ſuche. Dafür erzählte Hansli, als auch das alte Mütterchen ein Wort über ſein angegriffenes Ausſehen fallen ließ, er habe während ſeiner Abweſenheit beinahe Tag und Nacht mit ununterbrochener Arbeit zugebracht. Seine allzu unvorſichtigen Geſchäftsherren hätten ſich in bedenkliche Spekulationen eingelaſſen, und da habe es ſich darum gehandelt, ſämtliche Bücher in genauen Stand zu ſtellen. „Von allen Angeſtellten des Hauſes aber," ſchloß er, „bin ich am längſten im Geſchäfte geweſen und war deshalb zur Regelung der Angelegenheiten auch notwendig. Nun, da die Sache beendigt iſt, bin ich freilich recht müde und freue mich darauf, wieder einmal tüchtig ſchlafen zu können. Beſſer iſt's ſchon, wenn man ſich heutzutage in keine zu ſchwierigen Geſchäfte einläßt."

Hansli bemerkte das ſchmerzliche Nicken nicht, mit welchem Agethli ſeine letzten Worte ſchien beſtätigen zu wollen; aber trotz ſeiner Erſchöpfung an Leib und Seele wurde ihm nichts zu Teil von dem erquickenden Schlafe, den er ſich gewünſcht hatte. Am folgenden Tage, als der Krämer ſeinen Laden dem kaum grauenden Tageslichte öffnen wollte, trat auch Hansli ſchon herein, der die Thüre, nachdem er auf den Flur hinausgehorcht, wieder zuſchloß.

„Hört," begann der Eingetretene leiſe, aber ernſt, „ich habe ein Wort zu reden mit Euch; doch müßt Ihr mir verſprechen, vorerſt weder Eurer Frau noch Agethli etwas davon zu ſagen."

„Nun, was wird das ſein, daß Ihr's ſo geheimnisvoll habt?" erwiderte der alte Mann, indem er den halb geöff-

neten Fenſterladen ebenfalls wieder zuzog; „aber ſei's, was es wolle, ich kann ſchweigen, verlaßt Euch darauf.“

Hansli that einen tiefen Atemzug; dann ſagte er raſch: „Unſer Zürcher Haus hat den Bankerott erklärt.“

Der Raum, in dem ſich die Beiden befanden, war durch das Wiederſchließen des Fenſterladens zu dunkel geworden, als daß Hansli den Eindruck hätte beobachten können, den ſeine Nachricht auf den Krämer hervorbrachte; aber es ging eine geraume Weile, bis dieſer ein gedehntes „o, ſo, ſo“ hervorſtieß. Hansli war von dieſer lakoniſch zweideutigen Äußerung betroffen, und das bewies auch der Ton ſeiner Stimme, als er das Schweigen endlich wieder mit der Bemerkung unterbrach, daß ſich ſein Geſchäftsfreund nicht ſehr viel aus der Sache zu machen ſcheine.

„Ich?“ entgegnete der alte Mann mit einer ihm ſonſt ganz ungewohnten Bedächtigkeit; „nein, leicht nehm' ich's nicht, je nachdem, je nachdem, mein junger Freund. Daß da draußen etwas Unlauteres vorgehe, hab' ich letztlich an Euch ſelbſt bemerken können, wenn ich auch nicht gerade an das Schlimmſte dachte. Aber der alte brave Herr iſt tot; an den Herren Söhnen habe ich, wie Ihr wohl wißt, weder etwas zu fordern, noch zu verlieren, und daß Ihr Euere eigene Erſparnis, die im Geſchäfte angelegt war, noch rechtzeitig werdet in Sicherheit gebracht haben, das iſt ja nicht anders zu erwarten von Eurer Klugheit und in Euern gegenwärtigen Verhältniſſen.“

„Da ſeid Ihr aber im Irrtum,“ entgegnete Hansli kurz.

„So, ich bin im Irrtum?“

„Ja gewiß ſeid Ihr das,“ wiederholte Hansli faſt heftig; „oder meint Ihr, ich hätte meine Einſicht in die Geſchäftslage des Hauſes gegenüber den andern Gläubigern zu meinem Vorteile mißbrauchen ſollen?“

„Das iſt aber doch ſchlimm für Euch, beſonders jetzt, mein' ich,“ ſagte der Krämer langſam.

Hansli fühlte sich durch diese teilnahmslose Ruhe verletzt und zugleich schmerzlich aufgeregt. Er hatte mitten in dem schweren Schlage, der ihn betroffen, auf die freundschaftliche und rechtschaffene Gesinnung des alten Mannes doch noch eine feste Hoffnung für den Wiederaufbau seiner Zukunft gesetzt; aber jetzt mußte diese Hoffnung vor solcher plötzlich zurückhaltenden Vorsicht verschwinden, wie ein letztes Sonnenwölkchen am schnell heraufziehenden Gewitterhimmel verschwindet. Hansli schritt deshalb auch einige Male in dem dunklen Raume auf und nieder, bevor er wieder die nötige Ruhe zur Fortführung des Gespräches finden konnte, die der Krämer, nach seiner Schweigsamkeit zu schließen, ihm einzig überlassen wollte.

„Ihr habt recht," fuhr er also mit unsicherer Stimme fort, „die Sache ist in meiner gegenwärtigen Lage sehr schlimm für mich; aber es hängt nur von Euch ab, wenigstens das Schlimmste abzuwenden."

„Von mir?"

„Ja, von Euch," sagte er mit noch gepreßterem Tone; „wenn Ihr gleichwohl unsern Vertrag gelten lassen und statt der bedungenen Barzahlung Euch vielleicht mit einer Bürgschaft begnügen wolltet, so hoffe ich diese unter meinen Bekannten aufzubringen und dann mit Gottes Hilfe gleichwohl mein kleines Hauswesen einrichten zu können."

„Mit Bürgschaften geht es nicht," entgegnete der Krämer; „ich habe mich in meinem ganzen Leben ein einziges Mal darauf eingelassen und bin schlimm genug gefahren dabei."

„Dann muß ich's freilich nun noch für ein Glück ansehen, daß sich meine Heirat verzögert hat," sagte Hansli bitter, fügte aber sogleich in einem ganz andern Tone hinzu: „obwohl ich nicht weiß, was für den Augenblick aus meiner armen Braut werden soll."

Über das Gesicht des alten Mannes ging der Zug eines zufriedenen Lächelns hinweg. „Ihr müßt mich nicht mißver-

ſtehen," verſetzte er. „Mit Bürgſchaften geht es nicht, hab' ich geſagt; aber ich wüßte auch gar nicht, warum ſolche zwiſchen uns notwendig wären. Ich kenne Euch, denk' ich wohl, ſchon ſo lange als die Freunde, die Euch Bürgen ſein könnten und wollten."

„Was ſagt Ihr, und Ihr wolltet mir gleichwohl das Geſchäft überlaſſen?" rief Hansli, mit ein paar raſchen Schritten auf den Krämer zutretend; „iſt es Euer Ernſt damit?"

„Und warum zweifelt Ihr denn daran?" entgegnete der alte Mann ruhig; „oder hab' ich Euch ſchon irgend einmal Mißtrauen bezeigt?"

„Gott, nein," erwiderte Hansli, indem er die Hand an die Stirne legte, als ob er ſeine Gedanken feſthalten müſſe; „aber weil Ihr mein Unglück ſo kalt aufnahmt, ſo glaubte ich —"

„Hört, junger Freund," fiel unterbrechend der Krämer ein, „ob das bei Euerm Fleiße und Euern jungen Jahren gerade ein ſo großes Unglück zu nennen iſt, weiß ich nicht einmal; vielleicht iſt es auch nur eine Lehre, die Euch ſpäter vor noch Schlimmerm bewahren kann. Aber ſeit wir davon ſprechen, muß ich an etwas Anderes denken, das mir nicht recht gefallen will."

„An etwas Anderes?" frug Hansli verwundert; „und was ſollte denn das ſein?"

„Nehmt mir's nicht übel, junger Freund," ſagte der alte Mann; „aber es will mir nicht recht in den Sinn, daß Ihr vor Eurer Braut Heimlichkeiten haben wollt. Glaubt mir, was ich ſelbſt erfahren habe: eine rechte Frau erträgt Alles, auch das Schwerſte leichter, als den Gedanken, daß man ihr etwas verhehle. Das führt nie zum Guten, ſelbſt wenn das Verheimlichen aus der beſten Abſicht hervorgegangen iſt; und ich glaube, Euer Agethli hat dieſe Tage über ſchon ſchwer unter Eurer Zurückhaltung leiden müſſen."

Hansli errötete anfänglich bei dieſen in ermahnendem Ernſte vorgebrachten Worten; aber bald begleitete er dieſelben mit einem leiſen Kopfſchütteln. „Ihr mögt im Ganzen ſchon recht haben,“ ſagte er dann; „aber in meinem Falle, ich weiß es nicht. Agethli quält ſich, ich hab' es wohl bemerkt, ſo ſchon mit dem wunderlichen Gedanken, daß mich ſeit unſerer Verlobung das Mißgeſchick verfolge und daß einzig es daran die Schuld trage, da mir's doch vorher ſo gut gegangen ſei. Und wahrhaftig, wenn es nun noch erfahren ſoll, daß ich um all' meine Erſparniſſe gekommen bin, dieſes Bekenntnis wird mir ſchwer werden, obwohl Ihr mir den ſchwerſten Stein vom Herzen genommen habt.“

„Aber wenn Euere Braut es dennoch inne wird, auf dieſem oder jenem Wege,“ entgegnete der Krämer, „was dann? Einmal wird ſie es doch erfahren müſſen, und am Ende rühren die Gedanken, von denen Ihr da ſprecht, auch nur von dem Gefühle ihrer Armut her. Mir iſt faſt, als ob ich ſchon Derartiges bemerkt habe. Vielleicht ändert ſich das alles, wenn Agethli weiß, daß Ihr Beide ungefähr gleich viel habt.“

„Das könnte wohl ſein,“ ſagte Hansli nachdenklich, indem er ſich an ſolche ſelbſt anklagende Äußerungen Agethlis erinnerte: „ich will es alſo mit meiner Beichte probieren.“

„Thut es,“ beſtärkte der Krämer dieſen Entſchluß; „man kann ja auch auf dem geraden Wege leiſe auftreten, wo es notwendig iſt; aber der beſte bleibt er immer.“

Und der Rat des erfahrenen Mannes ſchien ſich wirklich bewähren zu wollen. Agethli war zwar, als es die ſchonenden Mitteilungen Hanslis ſchweigend zu Ende gehört, in ſich zuſammengeknickt, wie von einem plötzlichen krampfhaften Schmerze erfaßt; aber nachdem der erſte ſchreckhafte Eindruck überwunden war, zeigte es ſich viel heiterer, als es die letzten Tage über geweſen. Wenn Hansli ſelbſt, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, dann und wann in ein ſtilles Hinbrüten verſank, war

Agethli immer ſchnell zur Stelle, um ihm mit einem freundlichen Lächeln die Hand auf den Kopf zu legen. Er ſtand dann auf, zog die holde Geſtalt an ſich, und die Gedanken, die wie dunkle, verworrene Schatten in ihm aufgeſtiegen, waren wieder verſchwunden vor dem Lichte der milden Schönheit, die über Agethlis Antlitz ausgebreitet lag.

Aber das ſchlimme Schickſal, welches die Liebe der zwei jungen Leute zu verfolgen ſich vorgenommen, hatte ſchon wieder einen neuen Schlag vorbereitet. Während Hansli von Tag zu Tag begieriger auf die Berichte der heimatlichen Pfarrämter wartete, kam von dem Gemeinderat ſeiner Heimatgemeinde ein Schreiben, in welchem ihm mit wenigen Worten angezeigt wurde, daß in ſeiner Angelegenheit kein weiterer Schritt gethan werden könne, bevor er nebſt dem Einzugsgelde für ſeine Braut auch noch die frühern Armenunterſtützungskoſten, ſowohl für ihn ſelbſt, als für Vater und Mutter, zurückvergütet habe. Die Summe, welche für dieſe Vergütung berechnet wurde, hätte beinahe den dritten Teil aller Erſparniſſe Hanslis erfordert, wenn dieſe nicht ſchon von dem gefräßigen Bankerotte der Zürcher Handelsherren verſchlungen geweſen wären. Der junge Mann ſtarrte lange unbeweglich das Schreiben an, wie es geſchieht, wenn Einem das nie Geahnte, völlig Unbegreifliche vor Augen tritt, und brach dann in ein lautes, bitteres Lachen aus.

„Was gibt es für Neuigkeiten?“ ſagte der Krämer, erwartungsvoll aufſchauend.

„Da leſt ſelbſt!“ rief Hansli, dem Geſchäftsfreunde das Schreiben darreichend; „dafür, daß ſie meinen armen Vater zu Tode gemartert haben und meine Mutter hätten verhungern laſſen, wenn ich ihr nicht nach Kräften beigeſprungen wäre, dafür ſoll ich nun meinen braven Mitbürgern eine Summe bezahlen, die für manchen von ihnen ein kleines Vermögen ausmachen würde; oder dann, ich ſoll nicht heiraten dürfen.

Von mir ſelbſt will ich nicht reden, obwohl ich ſchon damals hinter der nächſten beſten Hecke hätte zu Grunde gehen können, ohne daß ſich einer dieſer Menſchen ein Auge voll um mich gekümmert haben würde. Beim Himmel, das fängt an luſtig zu werden!"

Der Krämer hatte das Schreiben ſorgfältig durchgeleſen und fing nun an, dasſelbe langſam wieder zuſammenzufalten. „Luſtiges finde ich eben nichts an der Sache," ſagte er nachdenklich; „denn ein ſolches Rückvergütungsgeſetz beſteht bei uns."

„Wo denkt Ihr hin," rief Hansli; „unmöglich — unmöglich!"

„Seid ſicher, daß es iſt, wie ich ſage," entgegnete der alte Mann; „ich weiß, daß dieſes Geſetz auch ſchon in unſerm Dorfe zur Anwendung gekommen iſt, wenn man etwa einem armen nichtsnutzigen Burſchen das Heiraten verlegen wollte. Freilich Euch gegenüber —"

„Ho!" fiel Hansli wieder mit bitterm Lachen ein, „warum ſollten meine lieben Mitbürger mich nicht ebenfalls für einen ſolchen Burſchen halten? Denn gewiß iſt, daß nie Einer von ihnen im mindeſten nach meinem Thun und Laſſen gefragt hat."

„Da könntet Ihr doch vielleicht fehl gehen," entgegnete der Krämer nach einigem Beſinnen; „oder was glaubt Ihr, weiß Euer Gemeinderat ſchon von dem Verluſte, den Ihr in Zürich erlitten habt?"

Hansli zuckte halb gleichgültig, halb verächtlich die Achſeln. „Das weiß ich nicht," ſagte er; „aber was würde es die Herren angehen? Denn ſicherlich, ſie werden mir nichts geben, wenn ich auch den letzten Heller verliere."

Der alte Mann machte eine langſam verneinende Bewegung mit dem Kopfe. „So mein' ich's auch nicht," verſetzte er; „aber da man das Armengeſetz gegen Euch in Anwendung

bringen will, so könnte man je nach Umständen das Eine vorschieben und das Andere erlangen wollen."

„Ich versteh' Euch nicht," entgegnete Hansli, der seine erste Aufregung schon wieder zu bemeistern anfing, aufmerksamer werdend; „was wollt Ihr sagen damit?"

„Nun," antwortete der Krämer bedächtig, „die Sache dürfte nach meinem Dafürhalten so beschaffen sein: Entweder Euer Gemeinderat glaubt Euch noch im Besitze einer schönen Ersparnis, und dann will er die Rückvergütung für die Gemeindekasse erwirken, wie er sie nach dem Gesetze verlangen kann; in diesem Falle könnte man nicht viel dagegen einwenden. Oder aber, man weiß daheim bereits um Euern Verlust, und dann wird das Begehren gerade in der Hoffnung gestellt, daß es nicht erfüllt werde."

„Das kann ich noch immer nicht verstehen," sagte Hansli kopfschüttelnd.

„Und doch ist die Sache sehr einfach," versetzte der Krämer; „könnt Ihr die Vergütung nicht entrichten, so ist Eure Gemeinde gesichert, keine katholischen Kinder in ihrer Bürgerschaft haben zu müssen."

„Ah!" rief Hansli in langgedehntem Tone; „und Ihr glaubt wirklich, daß an ein solches Spiel gedacht werde?"

„Wenigstens wär's nicht das erste Mal, daß es gespielt würde," sagte der alte Mann.

Hansli legte die heiße Stirn an die kalten Fensterscheiben und blickte schweigend mit verworrenen Gedanken und Vorstellungen in das Schneegestöber hinaus, das der Wind auf dem kleinen Hofe durcheinander trieb. „Und Ihr seid sicher, daß man mir die Ehe verweigern kann," fragte er nach einer geraumen Weile, sich wieder umwendend, „wenn ich nicht vorher die verlangte Vergütung abbezahle?"

„Das ist ganz gewiß," versicherte der Krämer, „höchstens wäre es möglich, auf gerichtlichem Wege eine Moderation der

Summe zu erlangen; aber viel würde dabei ſchwerlich herauskommen, wahrſcheinlich gar nichts. Und um die Sache kurz zu machen, am beſten iſt's, Ihr ſchickt den Leuten das Geld ſogleich, bevor ſie noch ein neues Häklein finden; denn das hab' ich mir gleich gedacht, Ihr habt mit Eurem Verſprechen über die Taufe der Kinder zu tief in den Aſt geſägt. Glücklicherweiſe werde ich die Summe beiſammen haben."

„Um Gottes willen!" rief Hansli, wenn auch freudig bewegt, doch halb erſchrocken über dieſen neuen Beweis der Großmut ſeines Geſchäftsfreundes; „es wird mir ja jetzt ſchon nicht leicht werden, meinen Pflichten gegen Euch nachzukommen; geſchweige denn —"

„Reden wir nicht weiter davon," unterbrach ihn der gute alte Mann; „wir kennen einander ſchon zu lange; und," fügte er lächelnd hinzu, „wer einmal A ſagt, muß ſich ja auch aufs B-ſagen gefaßt machen."

Als Hansli nach kaum einer Stunde das ziemlich ſchwere Packet mit der ganzen von ihm geforderten Summe zur Poſt getragen hatte, ſchlug er ſtatt des Heimweges einen kleinen Seitenweg ein, der ihn vor das Dorf hinausführte. Das Schneegeſtöber, das ihn umflockte, entſprach ſeinem aufgeregten Innern, bis ſich in der winterlichen Stille und Einſamkeit die Gedanken wieder ruhiger zu ordnen begannen. Hansli hatte bisher weder Zeit noch beſondere Gelegenheit gehabt, ſich viel um die geſetzlichen Verkümmerungen und Verrenkungen des bürgerlichen Lebens zu bekümmern, und dieſe Dinge getroſt denen überlaſſen, die ihm dazu berufen ſchienen. Zwar hatte er ſich mit Stolz als Sohn eines freien Landes gefühlt, mit Stolz hatte er ſeinen erſten Waffendienſt gethan für dieſes Land, und bei gelegentlichen vaterländiſchen Feſten hatte auch er, begeiſtert von den unſere Freiheit lobpreiſenden Reden, freudig mit eingeſtimmt, wenn der tauſendſtimmige Chor „Rufſt du, mein Vaterland" angehoben wurde; aber wie viel ſchmäh-

liche Engherzigkeit und entwürdigende Sklaverei unter dieſem gleißenden Scheine der Freiheit verborgen liege, das war ihm gänzlich verborgen geblieben. Jetzt begannen ihm die Augen aufzugehen, da ihm das einfachſte, natürlichſte Recht, das Gott jedem Menſchen als eine unveräußerliche Gabe mitgegeben, von ſo vielen Seiten her ſtreitig gemacht wurde. „O eitler Schein und arge Heuchelei,“ rief er in den immer wilder ſauſenden Schneeſturm hinaus; „und für eine ſolche Freiheit wäre ich bisher jede Stunde zu ſterben bereit geweſen!“ Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirne, lachte dann in kurzen Stößen laut vor ſich hin und nahm den Rückweg nach dem Dorfe, das in dem dichten Geſtöber kaum noch ſichtbar war, mitten durch den tiefen Schnee, der das Blachfeld bedeckte.

Aber die neuen, dem jungen Manne bisher ſo fremd gebliebenen Gedanken ſollten bald noch um einen ſchlimmen Schritt weiter geführt werden. Als er bei ſchon einbrechender Dämmerung vor der Ladenthüre ſeines Freundes anlangte, hörte er dieſen drinnen in ganz ungewohnt heftigem Tone mit Jemand ein Geſpräch führen, und zwar war es gerade, als ob es ſich nur darum gehandelt habe, das einſame Selbſtgeſpräch des Ankömmlings in den Mund eines Andern zu legen.

„Oder ſind ſolche Dinge nicht eine wahre Schande für Menſchen, die ſich freie Schweizer nennen!“ rief der alte Mann aufgeregt. „Wär' ich noch jung und heißblütig, wie ich einſt auch geweſen bin, beim Himmel! ich würde jeden Augenblick mithelfen, ſolche elende Geſetzesfabrikanten zum Kuckuck zu jagen. Aber es iſt nichts mehr mit unſerer jungen Welt; ſie hat kein Feuer mehr im Blute, und Jeder läßt es ſo hingehen, weil er meint, die Andern ſollten dafür ſorgen. Oder iſt es nicht ſo?“

„Ihr mögt in Manchem recht haben," antwortete eine tiefe Männerſtimme; „aber die Geſetze ſind nun einmal da; ich habe die beſchworene Pflicht, ihre Ausführung zu bewachen, ob ſie mir gefallen oder nicht."

„Ich weiß wohl, daß Ihr nichts dafür könnt, Präſident," erwiderte der Krämer in etwas ruhigerem Tone; „und ich danke Euch, daß Ihr ſelbſt gekommen ſeid. Aber ſehen will ich doch, was der wackere, brave Mann dazu ſagt! Und erſt ſeine arme Braut! Ich ſag' Euch, das Agethli iſt in der kurzen Zeit mir und meiner Alten ſo ans Herz gewachſen, als ob es unſere eigene, liebe Tochter wäre."

„Das glaub ich Euch gerne," verſetzte der Andere; „aber ich wiederhol' es noch einmal, meint Ihr's gut mit den jungen Leuten, ſo helft mir, daß ſie meiner Aufforderung gutwillig Folge geben."

Hansli, der, nur durch den heftigen Ton des Krämers aufmerkſam gemacht, unentſchloſſen vor der Thüre ſtehen geblieben war, öffnete nun dieſelbe und erkannte auch ſogleich den Mann, der mit ſeinem väterlichen Freunde das Geſpräch geführt. Es war der Gemeindevorſteher des Ortes, der nicht ohne einige Verlegenheit den Abendgruß des Eintretenden entgegennahm. Auch der Krämer machte ſich haſtig mit einem Häufchen Papierdüten zu ſchaffen, die er unordentlich in eine Schublade warf. „So, da kommt er ja gerade, mein Geſchäftsnachfolger," ſagte er mit einem Tone, der wenig im Einklange ſtand mit ſeinen unruhigen Bewegungen; „der Herr Gemeindepräſident hat Euch etwas mitzuteilen."

„Es thut mir nur leid, daß es nichts Angenehmeres iſt," begann der Genannte ſogleich, aber langſam, indem er noch langſamer ein zuſammengefaltetes Papier aus der Taſche zog; „doch hoff' ich, daß Ihr das Unangenehme nicht mir ſelbſt zur Laſt legen werdet."

„Ohne Grund und Not gewiß nicht," erwiderte Hansli mit einem forschenden Blick in das wettergebräunte, aber milde Antlitz des Dorfbeamten; „was ist es, Herr Präsident?"

„Es ist mir da eine oberamtliche Weisung zugekommen," fuhr der Mann, das Papier entfaltend und zögernd fort, „nach welchem der Vater Eurer Braut rechtliche Einsprache gegen ihre beabsichtigte Verheiratung erhebt. Diese Einsprache wird dadurch begründet, daß die Tochter das elterliche Haus heimlicher Weise und gegen den Willen des Vaters verlassen habe, weshalb derselbe, da sein Kind das Alter der Volljährigkeit noch nicht erreicht, dessen sofortige Heimkehr anbegehrt."

Hansli hatte beide Hände über das Gesicht gelegt und so stand er eine geraume Weile lautlos, bis der Gemeindepräsident in leiserem Tone hinzufügte: „Aus der hier angegebenen Jahreszahl der Geburt Eurer Braut geht jedenfalls hervor, daß dieselbe noch nicht ihre volle Mündigkeit erreicht hat und ihre Verheiratung deshalb der väterlichen Einwilligung bedarf."

Hansli ließ die Hände langsam niedersinken und lehnte sich mit halb geschlossenen Augen an die Ladenthüre zurück. „Wißt Ihr auch, wer oder was dieser Vater ist?" fragte er dann mit kaum hörbarer Stimme.

„Nein, das weiß ich nicht," erwiderte der Dorfbeamte, „obwohl mir mein ehrenwerter Nachbar hier schon vorhin einige Andeutungen darüber gegeben hat; aber soviel muß immerhin unangefochten bleiben, daß dem Manne die väterliche Gewalt über sein Kind durch Richterspruch nie entzogen worden ist, sonst würde ja seine Einsprache von der Behörde auch nicht angenommen worden sein."

„Herr Viktor!" murmelte Hansli in halblautem, bitterem Tone zwischen den Zähnen hervor und fragte dann, ohne sich aus seiner Stellung zu rühren, langsam: „Und welche Folgen kann nun diese väterliche Einsprache haben, Herr Präsident?"

„Hört," erwiderte der Beamte, indem er auf Hansli zutrat und teilnehmend seine Hand auf dessen Schulter legte: „Euer wackerer Freund da hat mir eben gesagt, daß Euern ehrlichen Absichten auch noch von anderer Seite Hindernisse in den Weg gelegt werden wollen. Ich gebe gerne zu und muß es nach Allem, was ich gehört, selbst glauben, daß unreine Hände gegen Euch im Spiele sind; aber Ihr müßt auch bedenken, daß bestehende Gesetze für reine und unreine Hände die gleiche schneidende Waffe abgeben und daß man darum in den weitaus meisten Fällen am besten thut, dieser zweischneidigen Waffe aus dem Wege zu gehen. Mein wohlgemeinter Rat kann also kein anderer sein, als daß Eure Braut sogleich zu ihrem Vater zurückkehrt und in Liebe und Güte seine Einwilligung zu Euerm löblichen Vorhaben zu erwirken sucht."

„Ja, ja," sagte Hansli mühsam; „aber Ihr habt mir eine Frage noch nicht beantwortet — wenn ich nun Euern Rat nicht befolgen würde?"

„Dann müßt' ich," erwiderte der Präsident, sich halb abwendend, „dann müßt' ich Eure Braut binnen zweimal vierundzwanzig Stunden polizeilich aus der Gemeinde wegweisen lassen."

Hansli stieß einen dumpfen Ton hervor, der wie der Schrei eines verwundeten Wildes erklang, während der Beamte mit dem Ausdrucke mitleidiger Teilnahme fortfuhr: „Natürlich könnt Ihr Euch über dieses Verfahren beschwerdeführend an die obere Behörde wenden; aber gerade damit Ihr auf diesem Wege zu einem besseren Ziele kommt, würde ich Euch raten, Euch vorderhand geduldig zu fügen. Ich selbst werde in meinem Berichte an das Oberamt meine persönliche Ansicht nicht verhehlen."

„Ich glaub' Euch, daß Ihr's aufrichtig meint, und will Euerm Rate folgen," sagte Hansli schwerauftmend nach einer

Weile; „morgen werde ich meine Braut zu ihrem Vater bringen.“

„Thut das,“ verſetzte der Beamte, ſich zum Weggehen anſchickend und Hansli die Hand reichend; „Ihr werdet mir damit eine ſchwere Pflicht erſparen.“

Aber die Nacht, die zwiſchen dem gegebenen Verſprechen und ſeiner Ausführung am folgenden Morgen lag, war die bangſte und ſchwerſte, die Hansli noch je erlebt hatte, ſchwerer ſelbſt als jene, die ihm einſt der Flammenſchein des väterlichen Häuschens ſo ſchrecklich erhellen mußte. Und auch die Reiſe nach der Heimat glich eher einer Fahrt nach dem Friedhofe, als nach den erinnerungsreichen Flußufern, die ein ſo ſtilles Kinderglück geſehen hatten. Für Hansli war das krampfhafte Weinen, in das Agethli nach dem Anhören der Hiobspoſt ausgebrochen, nicht ſo ſchmerzlich geweſen, als ihm jetzt die ſtumme Ruhe der geliebten Reiſegefährtin qualvoll wurde. „Wenn Du meiner Liebe vertrauſt, wie ich der Deinigen vertraue, wenn Du an eine göttliche Gerechtigkeit glaubſt, wie ich daran glaube, ſo hoffe doch und verzage nicht,“ ſagte er mit bewegter Stimme, als ſie durch das Schneegeflock in dem geräuſchlos dahingleitenden Poſtſchlitten gegen das heimatliche Kirchweihſtädtchen heranfuhren; „ich werde keinen Augenblick ruhen und raſten, bis ich Dich erſtritten habe. Und der Kampf wird und muß ja auch nur ein kurzer ſein. Jammere, weine und klage unſer Mißgeſchick an; aber ſei nicht ſo ſtill und ſprich mit mir.“

„O Du Lieber und Guter,“ entgegnete Agethli, die erbleichte Wange an Hanslis Bruſt lehnend, „es iſt wohl eine Sünde, aber an die göttliche Gerechtigkeit kann ich nicht ſo zuverſichtlich glauben, als ich an Deine Liebe glaube. Drum will ich auch nicht mehr jammern und klagen, ich bin ja ſo glücklich in dieſem Glauben, wie ich es früher, lange Zeit nie geweſen bin in meinem Leben. Und Du — Du wirſt und mußt glücklich werden und bleiben Dein Leben lang.“

„Aber nur mit Dir, wenn Du ſelbſt es biſt.“

„Auch ohne mich, wenn es ſein muß,“ entgegnete Agethli mit kaum hörbarer, ſtockender Stimme.

„Nie ohne Dich!“ rief Hansli, Mund und Wange des geliebten Mädchens küſſend; „ſiehſt Du, da bricht ja ſchon die Sonne durch die Schneewolken!“

Und wirklich lag ein klarer Sonnenſchein über dem weißen Schneekleide der Gegend ausgegoſſen, als die Beiden vom Städtchen den kaum gebahnten Weg nach der Uferhalde einſchlugen; aber dieſer Sonnenſchein vermochte trotz der funkelnden Diamanten, die er mit freigebiger Hand rings herum ausſtreute, doch nicht in die ſorgenvollen Herzen einzudringen. Oben am Waldrande, von dem nur noch einzelne halb verſchneite Fußtritte die Richtung des Weges nach dem ehemaligen Fährwirtshäuschen wieſen, mußte Agethli ſchnell atmend ſtehen bleiben. „Denkſt Du noch daran?“ fragte es, auf das Steinkreuz zeigend, das nun auch halb im Schnee vergraben lag.

„Ja, ich denke wohl daran,“ erwiderte Hansli in einem Tone, der, wie er ſelbſt wenigſtens meinte, zuverſichtlich klang, „und ich glaube noch wie damals, daß Dein Gebet Erhörung gefunden. Du weißt ja, der Herr prüft nur Die, welche er lieb hat. Aber dieſe Prüfung wird bald vorüber gehen, und Du wirſt ſehen, daß es bei Deinem Vater bloß der richtigen Aufklärung bedarf, um ihn auf andere Wege zu bringen.“

„Ich habe mich verſündigt, daß ich ihn verlaſſen habe,“ entgegnete Agethli wehmütig, „und die Strafe dieſer Sünde werd' ich tragen müſſen.“

Dieſe ergebene Vorausſicht ſollte ſich bald beſtätigen. Das heimkehrende Kind und ſein Bräutigam ſchienen anfänglich von dem unglücklichen Vater kaum erkannt zu werden. Er ſtarrte Beide eine lange Weile mit verglaſten Augen an und brach dann in ein unheimliches Lachen aus, während er zugleich eine Flaſche herablangte, die hinter dem Tiſche auf einem Wand-

brette ſtand. „So, Du biſt doch wieder da, Agethi?“ rief er, ein großes Glas mit ſeinem Feuergifte füllend; „da, trinkt einmal zuſammen, meinetwegen. Aber nicht wahr, ich hab' Dir's geſagt, Du ſollſt dem Viktor keine Flauſen machen! Nun, Ihr wollt nicht,“ fuhr er heiſer fort, als Agethli ſich weinend abwendete und Hanöli vor Überraſchung und aufwallendem Unwillen keine Antwort gab, „dann kann ich ſchon allein trinken.“ Damit ſetzte er das Glas an den Mund und leerte es mit einem Zuge bis auf den letzten Tropfen.

Agethli ſtieß einen lauten Schrei aus und wollte den Vater am Arme faſſen, um ihn zu hindern an ſeinem unſeligen Thun. Er jedoch rief, das geleerte Glas haſtig von Neuem füllend: „Wart nur, wart nur, es iſt noch mehr da, Du ſollſt nicht zu kurz kommen.“ Dann wankte er der Bank zu, die ſich hinter dem Tiſche hinzog, um ſich auf derſelben halb ſitzend, halb liegend auszuſtrecken.

„Unter dieſem Dache laß ich Dich nicht zurück,“ ſagte Hanöli vor innerer Aufregung zitternd. „Komm, hier können wir leider nichts thun.“

„Nein,“ entgegnete Agethli, deſſen Augen plötzlich wieder trocken geworden; „geh' Du, ich bleibe hier. O wär' ich nie fortgegangen, ſo würd' es auch nie ſo weit gekommen ſein.“

Gegen dieſen Entſchluß blieb alle dringende Zurede Hanölis erfolglos. Nach einer Stunde ſchritt er einzig die ſchneebedeckte Uferhalde hinan; aber wer ihm auf dem einſamen Waldwege begegnet wäre, hätte wohl erſchrecken mögen vor dem unheimlichen Ausdrucke, der ſein Geſicht entſtellte. Er ſelbſt wußte kaum, ob er wachend oder träumend daher wandle. Oben bei dem alten Kreuze angelangt, blieb er eine lange Weile bewegungslos ſtehen und drückte dann ſein brennendes Antlitz tief in den Schnee, der ſich auf dem Arm des Kreuzes hoch aufgeſchichtet hatte.

Am Städtchen angelangt, ſchritt Hansli geraden Weges auf die Fabrik neben dem alten Stadtthore zu. Ohne nur zu fragen, fand er ſich in dem weitläufigen Gebäude ſchnell zurecht und öffnete mit kurzem Anklopfen eine Thüre, auf der mit großen Metallbuchſtaben der Name „Comptoir“ ſtand. Es ſaßen drinnen mehrere junge Leute emſig ſchreibend an ihren Pulten; aber Hansli hatte auf den erſten Blick gefunden wen er ſuchte. An das nächſte Pult tretend, ſagte er zu dem dahinter Sitzenden: „Ich habe ein Wort zu ſprechen mit Euch, Herr.“

„Mit mir?“ entgegnete der ſo unvermutet und barſch Angeredete, ſich mit dem Ausdruck der Überraſchung von ſeinem Sitze erhebend; „ich habe zwar nicht die Ehre, doch bitt' ich, hier einzutreten.“

Mit dieſen Worten wollte Herr Viktor die Thüre eines Seitenzimmers öffnen; aber Hansli legte feſt die Hand auf ſeinen Arm und rief laut: „Nein, Herr, was ich Euch zu ſagen habe, dürfen und mögen hier Alle hören. Wenn Ihr mich nicht kennt — ich habe ſoeben meine Braut wieder zu ihrem Vater an die Uferhalde gebracht. So weit hättet Ihr alſo Eure Abſicht erreicht. Betretet Ihr aber das Haus ein einziges Mal, ſo lange meine Braut dort bleibt, oder gebt Ihr derſelben ſonſt Anlaß zur Klage, ſo ſchlag' ich Euch bei unſerer nächſten Begegnung zu Boden, wie man einen tollen Hund niederſchlägt. Das Aufſtehen werdet Ihr dann wohl Andern überlaſſen. Das ſchwör' ich Euch, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt.“

Herr Viktor war aſchbleich geworden, und die Schreiber erhoben ſich ebenfalls unruhig und erſchrocken von ihren Sitzen; aber Hansli ging, ohne weiter darauf zu achten oder noch ein Wort zu verlieren, feſten Schrittes wieder der Thüre zu. Draußen ſchlug er den Weg nach einem ſchmucken kleinen Hauſe ein, das in einiger Entfernung vom Städtchen mitten

in einem großen Garten lag. Es war die Wohnung eines Advokaten, dessen Kenntnisse und Geschicklichkeit Hansli schon als Knabe hatte rühmen hören. Diesem gedachte er deshalb seine Angelegenheit zu übergeben und wurde auch freundlich empfangen von dem Manne mit dem scharf ausgeprägten Gesichte und den kleinen grauen Augen, die hie und da so eigentümlich aufblitzten hinter den großen Brillengläsern.

Nachdem Hansli seine Sache mit ausführlicher Wahrheitstreue vorgetragen, sagte der Advokat bedächtig: „Ihr müßt nicht glauben, daß Euere Geschichte die erste derartige sei, die mir in meiner Praxis begegnet. Ich hoffe, sie auch, wie schon andere, zu einem befriedigenden Ziele führen zu können; aber das muß ich Euch zum Voraus sagen, junger Mann, daß hiezu zweierlei Dinge von Eurer Seite erforderlich sind, nämlich Geduld und — Geld. Jedenfalls müßt' ich, da ich Euch doch nicht genauer kenne, schon zur Einleitung des Prozesses einige Mittel zur Verfügung haben. Denn wie mir die Verhältnisse in Eurer Heimatgemeinde bekannt sind, könnte sich von dort aus, trotz der vergüteten Armenunterstützung, immer noch ein Widerstand gegen Eure Heirat geltend machen. Doch, das muß man erst abwarten."

Hansli zog eine halbe Hand voll Thaler aus der Tasche, beinahe der ganze letzte Rest seiner jahrelangen Ersparnisse, und sagte dann, während er sie auf den Tisch legte: „Der Kostenbezahlung wegen dürft Ihr nicht in Sorge sein; aber Eines möcht ich Euch bitten: habt ein scharfes Auge auf das väterliche Haus meiner Braut drunten an der Uferhalde und gebt mir regelmäßigen Bericht, wie es steht dort." Der Advokat versprach bereitwillig sein Bestes zu thun, und Hansli machte sich ohne Säumen auf den Heimweg, obwohl der Abend mit neuem Schneegestöber hereinbrach. Aber welch' eine Heimkehr war das durch Nacht und Wind zu einer Heimat, die nun doch schon verödet stand und wo ihn bei jedem Schritte

vorwärts das Herz wieder rückwärts nach der einsamen Uferhalde zog!

Nach einigen Tagen erhielt Hansli, der vom Morgen bis in die späte Nacht ruhe- und rastlos in dem Krämerhäuschen umherging, die erste Nachricht von Agethli. Es schrieb unter Anderem: „Wie schwer ich gefehlt habe, meinen armen Vater zu verlassen, sehe ich nun erst recht ein. Er ist jetzt schon wieder besser, als wir ihn angetroffen haben. Aber wenn er auch seine Zustimmung endlich gibt, sieh', mein Lieber, wir werden doch nie zusammenkommen. Wenn ich so den ganzen Tag durchs Fenster über das Wasser hinüberschaue, wo einst Dein elterliches Haus stand, muß ich unaufhörlich denken, es sei uns ja von Anfang an beschieden gewesen, einander nah und doch getrennt zu sein. Was kann da das Klagen und Jammern helfen, wo einmal nichts zu ändern ist?"

Hansli wurde aufs Neue schmerzlich berührt durch diesen Ton der Entsagung, wenn ihm auch der sonstige Inhalt des Briefleins zu einiger Beruhigung gereichte. Für den Trost jedoch, daß Agethli im väterlichen Hause wenigstens vor Mißhandlung und zunächst wohl auch vor den Nachstellungen des Herrn Viktor sicher gestellt sei, sollte dem armen Bräutigam nun ein Hauptstein des Anstoßes in den Weg gewälzt werden. Der Advokat schrieb ihm, daß seine geäußerte Befürchtung nur zu bald in Erfüllung gegangen. Hanslis Heimatsgemeinde habe ebenfalls eine Eheeinsprache bei den Behörden anhängig gemacht, bis zu deren Austrag man den Rechtsweg gegen Agethlis Vater füglich unbetreten lassen könne, um so mehr, da die Tochter unterdessen Zeit finde, den alten Mann vielleicht friedlicher zu stimmen. Denn einige Wochen würden schon vergehen, bis die Einsprache der Gemeinde entschieden sei.

Und so geschah es auch; der endliche Entscheid aber lautete zu Gunsten der Heimatgemeinde. „Zwar ist die Einwendung der Gemeinde, daß sie sich nicht der Gefahr aussetzen könne,

zweierlei Bekenntniſſe unter ihrer Bürgerſchaft zu haben und dann möglicherweiſe auch für die Kultusbedürfniſſe der katholiſchen Konfeſſion ſorgen zu müſſen, verfaſſungsgemäß unzuläſſig," hieß es in dieſem Entſcheide; „dagegen iſt die Gemeinde mit der andern Einſprache, daß der Heiratskandidat mittellos ſei und für Ernährung einer Familie keine genügende Garantie biete, vollſtändig berechtigt. Denn es iſt konſtatiert, daß beſagter Heiratskandidat ſelbſt die Bezahlung des Einzugsgeldes für ſeine vorgebliche Braut und die geſetzliche Rückvergütung früherer Armenunterſtützungen an die Gemeinde nicht aus eigenen Mitteln zu beſtreiten vermochte." Zu dieſem Entſcheide ſchrieb der Advokat: „Es liegt auf der Hand, daß es der Gemeinde nur um den erſten Punkt der Einſprache zu thun iſt; aber der zweite konnte unter obwaltenden Umſtänden und nach dem beſtehenden Ehe-Einſpruchsgeſetz von der Behörde nicht wohl anders entſchieden werden. Dafür ſind wir des Sieges mittelſt einer Appellation an die Bundesbehörde ſicher, weshalb ich dieſelbe unmittelbar abgehen laſſe. Im Verlaufe von zwei Monaten kann die Sache entſchieden ſein; denn ſollte auch der Bundesrat wider Erwarten auf Seite der kantonalen Behörde treten, ſo muß glücklicherweiſe die Bundesverſammlung, an welche ſodann zu rekurieren wäre, noch im Laufe dieſes Winters zu einer außerordentlichen Sitzung zuſammentreten."

Hanſli las bald den langen, wohlparagraphierten und mit zierlichen Kanzleiſchnörkeln verſehenen obrigkeitlichen Entſcheid, bald wieder das Begleitſchreiben ſeines Sachwalters mehrere Male aufmerkſam durch, ohne ſich von der Stelle zu rühren. Aber er war nicht imſtande, ſeine Gedanken klar zuſammenzuordnen. Einmal kam es ihm vor, als ob er nur einen neckiſchen Traum träume; das andere Mal, als ob man bloß ein boshaftes Spiel mit ihm treibe. Erſt als er ins Freie hinausging und eine Stunde durch Feld und Wald geſtreift war, kam wieder das ſchmerzlich bittere Lachen über ihn, daß

nun das jahrelang verborgen gehaltene Geheimnis seines Herzens in den obersten Ratssälen der Eidgenossenschaft vor aller Welt verhandelt werden sollte. „Aber was können die Herren des Rats und die ganze verrückte Welt denn wissen von diesem meinem Geheimnisse!“ rief er laut und zornig vor sich hin.

Doch auch auf diese Frage sollte die Antwort nicht ausbleiben. In den langen, ruhelos erwartungsvollen Tagen, welche nun kamen, bildeten für Hansli Agethlis Briefe die einzigen Lichtpunkte. Zwar klang der Ton wehmutsvoller Entsagung immer bestimmter aus denselben heraus; aber manchmal wurde Hansli doch davon wie von heimatlicher Kindheitsluft angeweht. „Von unserer Angelegenheit mag ich mit dem Vater immer noch nicht reden, obwohl er viel, viel besser geworden ist,“ schrieb Agethli; „schon seit einigen Tagen liest er stundenlang in einem alten Heiligenbuch, was er in vielen Jahren nie mehr gethan hat. Freilich bei dem tiefen Schnee wurde ihm das Ausgehen beschwerlich, und zu ihm kommt auch niemand, mit dem er spielen könnte. Mir selbst ist es jetzt manchmal, als möcht' ich mein Leben lang nie mehr von hier fortgehen. Als ich vorgestern meine fertige Näharbeit in die Stadt trug und neue holte, lief ich mir fast das Herz aus, bis ich wieder daheim war. Und das kam gewiß nicht von der Angst vor Viktor, den ich noch mit keinem Blicke gesehen; denn es ist mir, als habe ich keinen Menschen mehr zu fürchten. Nein, es war nur das Heimweh. Mitten durch den tiefen Schnee habe ich mir vom Hause einen kleinen Weg an der Aare abwärts gebahnt und da gehe ich denn jeden Abend, wenn es zur Arbeit zu dunkel wird, wohl eine Stunde hin und her und schaue hinüber nach der Waldecke, wo Du allemal gesessen bist, bis es finstere Nacht wird. Ach, da kommen mir so vielerlei Gedanken, liebe und traurige und manchmal auch

plötzlich ſolche, vor denen ich faſt erſchrecke und dann ſchnell in mein Stübchen laufe, um Licht anzuzünden."

Hansli erging es gerade wie ſeiner einſamen Braut an der Uferhalde. Neben den lieben und traurigen ſtiegen auch in ihm Gedanken auf, vor denen er hätte erſchrecken können. Es waren Gedanken des Zornes und der Rache gegen ſeine Mitbürger, gegen Viktor, gegen ſeine Handelsherrn und am Ende gegen alle Welt und ſelbſt gegen den, der über Welt und Menſchen ſteht. Um dieſe Gedanken zu zerſtreuen, ging er manchmal nach dem Poſtwirtshauſe hinüber, wo immer ein paar Zeitungen zu leſen waren oder ſich auch ſonſt ein Geſpräch über den Lauf der Tagesbegebenheiten ergab. Eines Nachmittags kam Hansli wieder dahin und da er zu dieſer Tageszeit zufällig der einzige Gaſt war, blätterte er halb gedankenlos einige Zeitungen durch, die ſchon von geſtern her auf dem Tiſche lagen; aber plötzlich übergoß ſein Geſicht eine brennende Röte, um jedoch alsbald wieder mit einer Leichenbläſſe abzuwechſeln. Denn hier ſtand die Antwort auf ſeine Frage, was denn die Welt von ſeinem Herzensgeheimniſſe wiſſen könne, mit deutlichen Buchſtaben gedruckt vor ihm. Aber großer Gott, wie und was ſprach die Welt von dieſem Geheimniſſe!

Es war ein Zeitungsartikel, der den erſten Entſcheid in Hanslis Heiratsangelegenheit gegenüber der Appellation an die Bundesbehörden rechtfertigen ſollte, wobei, wie es in ſolchen Fällen leider gewöhnlich geſchieht, kein Mittel der Verdrehung, Übertreibung und ſelbſt der ſchmählichſten Verleumdung geſpart wurde. Nach einer phariſäiſch entrüſteten Einleitung über die ſtaats- und ſittengefährlichen Folgen der mehr und mehr überhand nehmenden leichtſinnigen Ehen kam der Artikel auf die in dieſem Falle beteiligten Brautleute zu ſprechen. Hansli ſchwindelte es vor den Augen, ſo daß er lange mit Leſen einhalten mußte und nur des einen Gedankens fähig war: Pfaffe,

Pfaffe, das ist der Pfaffe, der das geschrieben hat. Aber nein, die Worte, welche einst der eifrige Vertreter der Kirche in Hanslis Heimat zwischen vier Wänden zu den Brautleuten gesprochen, klangen wirklich nur wie pflichtgetreue Ermahnungen gegen die Anschuldigungen, die hier vor aller Welt erhoben wurden. Von dem Charakter der Braut, hieß es, könne man sich schon aus dem Umstande einen Begriff machen, daß sie in einer Fabrik, wo man es doch bekanntermaßen mit der Moralität der Arbeiterinnen nicht allzu genau nehme, ihrer maßlosen Liederlichkeit wegen habe verabschiedet werden müssen. Statt eines Insichgehens sei die nächste Folge dieses Vorganges nur die gewesen, daß die Entlassene ihre Leichtfertigkeit unverweilt zum eigentlichen Gewerbe erhoben habe. Ihren dermaligen vorgeblichen Bräutigam habe sie beim ersten zufälligen Zusammentreffen von der Straße weg nach Hause verlockt, sei am folgenden Morgen schon vor Tagesanbruch an mit ihm in Wirtschaften herumgezogen und dann in seiner Gesellschaft davongegangen. Ihr ganzes Betragen sei dabei so skandalös gewesen, daß selbst ihr sonst nicht besonders gut beleumdeter Vater gesetzliche Einsprache gegen eine allfällige Ehe erhoben habe. Das habe die Leichtsinnige jedoch nicht abgehalten, mit ihrem angeblichen Verlobten in wilder Ehe zu leben, bis sie polizeilich wieder in ihre Heimat zurückgewiesen worden sei. An dem Bräutigam, hieß es weiter, könne man die unvermeidlichen traurigen Folgen solcher Leichtfertigkeit schon augenfällig wahrnehmen. Obwohl von mangelhafter Erziehung, habe sich derselbe doch einen ordentlichen Weg zu machen gewußt und Klagbares sei über seine frühere Vergangenheit nicht laut geworden; aber sobald er sich an das verführerische Weibsbild gehängt, habe er seine Pflichten dermaßen vernachlässigt, daß eine bisher erworbene ordentliche Ersparnis bereits vollständig verlottert sei. Die altherkömmlichen bürgerlichen Ehesporteln aus eigenen Mitteln bezahlen zu können, davon sei schon keine

Rede mehr geweſen; aber ſei es einmal ſo beſtellt, laſſe das Schlimmſte nie auf ſich warten. Mit dem jungen Manne ſei es bereits ſo weit gekommen, daß er ſich an dem Leben des Fabrikherrn, der ſeine Mithälterin früher aus guten Gründen entlaſſen, mit Gewalt habe vergreifen wollen und nur durch zufällige Anweſenheit dritter Perſonen von der Ausführung gefährlichſter Drohungen abgehalten worden ſei. „Und unter ſolchen Umſtänden," ſchloß der Artikel mit triumphierendem Trotze, „will man uns von Bundes wegen zwingen, die Vorkehren aufzuheben, welche die Gemeinde und der Kanton zum Schutze ihrer heiligſten bürgerlichen und moraliſchen Intereſſen getroffen haben. Man probiere es!"

Hansli mußte, ſchon bevor er mit ſchwindelnden Sinnen zu Ende geleſen, ſich mit beiden Händen an dem Stuhle, auf dem er ſaß, feſthalten, ſonſt wäre er zu Boden geſtürzt. Aber durch das dumpfe, toſende Durcheinanderwogen ſeines Kopfes ſchoß bald wie ein zündender Blitz nur noch ein einziger Gedanke. „Das wird Agethli töten, wenn es unvorbereitet das Blatt vor Augen bekommen ſollte," ſchrie es durch ſein Inneres; „Du mußt zu ihm, bevor es etwas davon erfährt!" „Aber wenn es ſchon wüßte darum?" rief eine andere angſtvolle Stimme in ihm. Hansli erhob ſich mit einem gewaltſamen Rucke und taumelte der Thüre zu, ohne die Wirtin zu beachten, die ihm eben den beſtellten Wein bringen wollte. Er wußte auch nicht, wie er vor das Haus hinunterkam, bis ihn eine Stimme beim Namen rief. Es war der Wirt und Poſthalter, der ihm einen Brief durch das Fenſter ſeiner Ablageſtube entgegenhielt. „Da — ſoeben angekommen!" ſagte er. Es war die Handſchrift Agethlis, und Hansli lehnte ſich, das Blatt mit bebenden Fingern aufreißend, in die nahe Mauerecke zurück. „Herzlieber Hansli," las er mit fieberndem, fliegendem Blicke, „ich gehe, wohin ich gehen muß. Mein Tod wird das Unglück und die Schande, die ich Dir gebracht habe, wieder von Dir nehmen.

Ich wußte ja ſchon lange, es mußte ſo kommen, die breiten, tiefen Waſſer haben es nicht anders gewollt. Leb wohl, o Du Lieber und Guter! vor Gottes Thron und bei meiner gebenedeiten Fürbitterin will ich beten für Dich. Leb' wohl und verlaſſe meinen unglücklichen Vater nicht!"

Hansli ſtreckte beide Arme aus, um ſich an der Mauer feſtzuhalten: ſeine Knie wankten, und er meinte zuſammenſinken zu müſſen. Aber auch jetzt raffte er ſeine Kraft wieder auf und ſtürzte mit fliegenden Schritten auf die Straße hinaus, die das Dorf abwärts führte.

Von den Bergen herab war ein warmer Föhnwind gekommen, der den Schnee ſchmolz und den Weg in mühſam zu durchwatende Sümpfe verwandelte. Der Dahineilende merkte nichts davon, obwohl ihm der Schweiß bald in ununterbrochenen Rinnen von Stirn und Wange rieſelte. Die Nacht kam, und die Lichter der Dörfer am Wege ſchauten ihn ſchon von Weitem wie leuchtende Geſpenſteraugen an; er achtete nicht darauf, ſo wenig als auf die ſchattenhaften Geſtalten, an denen er da und dort vorüberjagte. Ein Windſtoß nahm ihm den Hut vom Kopf; er ſchaute ſich nicht um und hielt den atemloſen Schritt nicht an, bis er lange nach Mitternacht vor das Häuschen des Fährenwirts gelangte. „Agethli," ſchrie er, mit geballter Fauſt an die Thüre pochend, „Agethli, mach' auf, wenn Du da biſt. Ich bin es, dein Hansli!" Aber Agethli gab keine Antwort, und es dauerte eine lange, furchtbar lange Weile, bis der Fährewirt herausrief, was das für ein Lärmen ſei da draußen. „Wo iſt Agethli?" ſchrie ihm Hansli entgegen, „wo iſt Dein Kind, alter Mann? Mach auf oder ich trete die Thüre ein!"

Aber wiederum dauerte es eine zur Ewigkeit ſich ausdehnende Zeit, bis drinnen hinter dem ſchwarzen Fenſter ein Lichtlein erglomm und der Riegel endlich zurückgeſchoben wurde.

„Wo iſt Agethli?“ wiederholte Hansli ſeinen angſtvollen Ruf; „ſprich, unglücklicher Mann, Du mußt es wiſſen.“

„Nein, ich weiß es nicht,“ erwiderte der Fährwirt, der vor der durchnäßten, verwilderten Geſtalt unter der Thüre erſchrocken zurückwich; „ich dachte ſchon, die Ageth ſei wieder fortgegangen.“

„Und ſeit wann iſt ſie fort?“ keuchte Hansli mühſam; „das mußt Du doch wiſſen!“

„Ja, laß mir nur meinen Arm los,“ entgegnete der Fährwirt, ſich umſonſt bemühend, weiter zurückzuweichen; „ſie iſt geſtern auf die Nacht fort, als ſie in der Stadt war, und ſeither nicht mehr heimgekommen.“

„Dann haſt du kein Kind mehr, Fährenwirt!“ ſchrie Hansli, beide Hände über dem von durchnäßten verworrenen Haaren bedeckten Haupte zuſammenſchlagend; „und ich, o barmherziger Gott, ich habe Alles verloren!“

Er ſtürzte wieder aus dem Häuschen hinaus nach dem Fluſſe hinunter, der, angeſchwollen vom ſchmelzenden Schnee, mit lautem Getöſe dahinzog. Der alte Fährmann legte langſam ſeine Hand auf die kahle Stirn, und es fing in ſeinen verworrenen Sinnen ein Licht aufzudämmern an, um was es ſich handeln könne. Hatte ihn doch Agethli geſtern Nacht ſo wunderlich umhalst und noch geküßt, bevor es fortgegangen war! Er ſtellte das Ämplein auf den Flurboden und ging ebenfalls vor das Häuschen hinaus nach dem Fluß hinunter, wo er ſchon weit abwärts an der Halde mit klagender Stimme den Namen Agethlis rufen hörte. Aber der Wind ſauste in ſo ſchaurigen und gewaltigen Stößen zwiſchen den tiefen Uferhalden daher, daß der alte Mann ſeinem Anpralle kaum zu widerſtehen vermochte und deshalb wieder unter das ſchützende Dach zurücklenkte. Doch auch hier wollte es ihn nicht lange dulden. Noch vor Tagesanbruch ſtieg er nach dem Dorfe hinauf, um den nächſten Anwohnern ſeine erwachten Befürch-

tungen mitzuteilen. Die Leute waren ſchnell bereit, ihm Hilfe zu leiſten; denn wenn in ſolchen Lagen auch nicht immer das reine Mitgefühl zur That antreibt, ſo iſt es der dämoniſche Zauber, den das Furchtbare und Grauenvolle auf alle Menſchennatur ausübt. Schon in der erſten Dämmerung zog eine ganze Schar, mit langen Haken und Stangen ausgerüſtet, nach der Uferhalde hinunter, und ſie hatte nicht allzulange zu ſuchen. Da, wo die Aare am untern Ende der Halden ſich in ſcharfem Bogen zur Linken wendet, lagen auf einer kleinen Uferſandanſchwemmung zwei lebloſe Körper übereinander; auf dem naſſen Sandgrunde Agethli, die Füße noch von den Wellen umſpült, und über ihm Hansli mit weitausgebreiteten Armen hingeſtreckt. Erſt nachdem man die Beiden auf eine herbeigeholte Bahre gelegt, wurde bemerkt, daß Hansli noch ein Lebenszeichen von ſich gab.

Und er wurde auch nach kurzer Bemühung wieder zum Bewußtſein zurückgebracht, das ihn nur in Folge vernichtenden Seelenſchmerzes und der Erſchöpfung aller körperlichen Kräfte verlaſſen hatte. Agethli dagegen, deſſen Leiche die anſchwellenden Waſſer an die Stelle getragen, wo Hansli ſie ſchon im erſten Zwielicht gefunden, mußte ſeinen Tod mit jener grauenvollen Ruhe geſucht haben, welche die tiefſte Verzweiflung manchmal einzuflößen vermag. Es war ſonntäglich gekleidet, wie zum Kirchgange, nur daß um den Hals das bunte Kirchweihtüchlein geſchlungen war, das ihm ſo lange Jahre das äußere Zeichen unſchuldvoller Liebe und treuer Erinnerung geweſen.

Die letzte Veranlaſſung, die das arme Mädchen in den Fluß getrieben, der es ſchon von ſeinem Jugendgeſpielen getrennt, war bald ermittelt. Agethli, das ſich ſeit ſeiner Rückkehr ins väterliche Haus mit Strick- und Näharbeiten beſchäftigt, hatte eine ſolche Arbeit wieder ins Städtchen hinauf-

getragen, wo ihm, durch Zufall oder Abſicht, blieb unentſchieden, das unſelige Zeitungsblatt in die Hände gefallen war.

Seit dem Morgen, an welchem die Leiche der unglücklichen Braut am Uferrande aufgefunden wurde, ſind noch nicht ſo viele Jahre verſtrichen, daß der traurige Vorgang im Gedächtniſſe jener Gegend nicht mehr lebendig fortleben ſollte. Auch manche ſonſtige Leſer dieſer Erzählung werden ſich aus Zeitungsberichten daran erinnern können, ſelbſt wenn ihnen die Einzelheiten des Dramas früher nicht bekannt geworden, wie dies nun hier geſchehen. Aber gleichwohl geht Hansli, der jetzt in der blühenden Vollkraft ſeiner Mannesjahre ſtehen ſollte, wie ein müder Greis einher. Seine einſt ſo kräftige Geſtalt iſt gebückt und das braune Haar ſchon eisgrau geworden. Der Mammonsgewinn, der ihm in dem freundlichen Krämerhäuschen faſt mühelos zu Teil geworden, hat ihm noch nie einen Wiederſchein der Freude auf das früh gealterte Antlitz locken können. Auf dem Grabe Agathlis jedoch, das auf dem heimatlichen Kirchhofe, entfernt von andern Gräbern, an der Mauer liegt, ließ er eine ſchwere Granitſäule errichten, und neben dem Namen der Toten ſtehen außer einem frommen Spruche auf dieſer Säule in großen Buchſtaben die bittern Worte eingemeißelt:

Im Lande der Freiheit!

Heimkehr.

(1874.)

Im ſommerlichen Abendſcheine glitt durch eine Bucht des großen Sees, der ſeinen Spiegel zwiſchen dem Fuße des Hochgebirges hervor in die ebenere Landſchaft hinausdehnt, langſam ein kleiner Kahn dahin. Bald blieb er völlig ſtill liegen, nur leicht bewegt von dem ſich kräuſelnden Wellenſpiele; bald tauchte wieder der eine oder der andre der beiden Männer, die in demſelben ſaßen, mit leiſem Schlage das Ruder ein. Es waren zwei ſchöne, ſtattliche Geſtalten, von denen ſelbſt der ältere kaum noch das dreißigſte Lebensjahr erreicht haben mochte. Dieſer ältere zeigte mit ſeinem bräunlichen, von einem dunkeln Vollbarte umrahmten Antlitze ein ſchlichteres gehalteneres Weſen als der jüngere, über deſſen feingeſchnittenem Geſichte ein unverkennbarer Ausdruck ſelbſtbewußter Vornehmheit ſchwebte; und doch lag in den Zügen beider wieder eine ebenſo unverkennbare Familienähnlichkeit. Sie ſchauten ſchweigend, jeder in ſeine Gedanken verloren, über den See, aus dem nur hier und da noch einige blitzende Lichtſtreifen aufſunkelten, und hinauf an die nahen Gebirgshäupter, die ſich ſchon eine geraume Weile mit ihrem abendlichen Roſenſchimmer geſchmückt hatten. Manchmal ſenkte ſich ein Widerſchein dieſes Schimmers, wie von einem plötzlichen Luftzuge dahergetragen, auf den See herab, ſo daß derſelbe weithin in flüſſigem Silber erglühte und der Glanz ſelbſt an die ſonſt ſchon tief beſchatteten Uferhalden hinaufloß. Allmählich jedoch begann das

zauberiſche Licht- und Farbenſpiel bleicher zu werden, und der ältere der beiden faßte ſein zierlich bemaltes Ruder kräftiger an. „Du führſt mich durch ein goldenes Thor in deine Heimat ein, Arnold,“ ſagte der jüngere, leis aufatmend; „ich danke Dir für dieſe Fahrt.“

„Auch der Landweg, der dort über die Anhöhe von der Stadt herausführt, iſt ſchön,“ entgegnete Arnold; „nur fürchte ich, wird dir das Haus ſelbſt weniger gefallen, als das Thor, von dem du ſprichſt. Du mußt dich eben mit unſern einfachen Verhältniſſen zufrieden geben, Vetter Alexis.“

Dieſer machte, ohne etwas zu erwidern, eine leichte Bewegung mit dem Kopfe und hielt nun den Blick aufmerkſam auf das nahe, von einem Walde hoher Bäume bedeckte Ufer gerichtet. Bald legte auch der Kahn vor einer breiten Steintreppe an, die mit wenigen Stufen zu einem ſchmucken, nur nach dem See hin offenen Pavillon hinaufführte. Vor der Treppe lagen noch ein paar größere und kleinere Schiffchen im Waſſer, einige derſelben auch mit Segelvorrichtungen verſehen.

„Das iſt mein Hafen mit ſamt der Rhede,“ ſagte Arnold, während er ausſtieg und den Kahn an einem in der unterſten Steinſtufe befeſtigten Ringe anſchloß; „es wird mich freuen, wenn Dir die kleine Einrichtung bisweilen eine vergnügte Stunde verſchaffen kann.“

Alexis, der völlig in ſich verſunken ſchien, reichte ſeinem freundlichen Führer ſtumm die Hand hin, und ſo ließen ſie, oben auf der Steintreppe Hand in Hand nebeneinander ſtehend, die Blicke nochmals über den See hinausgleiten. Aber ſchon ſanken von allen Seiten tiefere Schatten auf denſelben, und auch die Gebirgshäupter hatten ihren Purpur bereits mit einem mattgrau verwehenden Schleier vertauſcht. Sogar die Türme und Häuſerreihen der Stadt, die kaum eine halbe Stunde entfernt am unteren Ende des Sees lag und von

welcher die beiden eben heraufgekommen waren, hatten ſich abgeſchattet und begannen in eine dunkle Maſſe zuſammenzufließen. „Es wird kühl hier am Waſſer,“ ſagte Arnold, „und du mußt müde ſein. Suchen wir für heute unſer Obdach auf.“

Ein ſaubergehaltener, mit feinem Kies belegter Weg führte an mächtigen Nußbäumen vorüber nach einem Hauſe hinan, das in mannigfaltigem Baumwerke faſt verborgen ſtand. Erſt vor dem Portale, das durch eine ziemlich hohe Umfangsmauer auf einen geräumigen Hof hineinführte, ſtellte es ſich in der Dämmerung dem Blicke mit ſeiner ganzen Front dar und erzeigte ſich nun als eines jener ſtattlichen, in der Nähe einſt ſouverän regierender Schweizerſtädte nicht ſeltenen Landhäuſer, die, gewöhnlich erſt aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammend, doch in einzelnen Teilen immer noch an die Bauart mittelalterlicher Burgen erinnern. An den Enden der Vorderſeite ſtiegen zwei ſpitzauslaufende Türmchen auf, während auch von der Rückſeite noch ein drittes über die hohe breite Firſt des maſſiven Mittelbaues emporragte. „Das alſo iſt deine Heimat,“ ſagte Alexis, das Gebäude aufmerkſam betrachtend; „deine Heimat, dein angeſtammtes Vätererbe.“

„Mein Elternhaus,“ erwiderte Arnold, „wie es noch dasjenige deines Großvaters geweſen; denn hier hat er das Licht der Welt erblickt und ſeine Knabenjahre verbracht. Drum laß dir's nach Möglichkeit gefallen bei mir, lieber Vetter, und ſei an dieſer Schwelle nochmals herzlich willkommen geheißen.“

Nach wiederholtem warmem Händedruck ſchritten die zwei Verwandten über den Hof und die breite, von einem ſchweren Gitterwerke eingefaßte Treppe in das Haus hinauf, wo ihnen in einem einfach, aber bequem eingerichteten Gemache bereits der Tiſch gedeckt war. Doch auch nachdem ein alter Diener die Speiſen hinweggeräumt und ein paar Flaſchen aufgeſtellt hatte, wollte das Geſpräch, trotz der Bemühungen des Wirtes, zwiſchen den vetterlichen Tiſchgenoſſen nicht in rechten Fluß

geraten, bis der Gaſt endlich ſagte: „Ich glaube ſelbſt, ich bin müder, als ich's auf dem Herwege empfunden habe; wenigſtens bedarf ich der Sammlung, bevor ich von den Eindrücken, die ich bisher in deinem Vaterlande empfangen habe, dir ein deutlicheres Bild zu geben imſtande bin."

„Ich freue mich darauf und bin begierig zu hören, was alles du ſchon beobachteſt haſt," erwiderte Arnold.

„Ich habe viel Preiswürdiges gefunden," verſetzte Alexis; „indeſſen auch manches, das mich den Verluſt der urſprünglichen Heimat wenig beklagen läßt. Nur dieſen Abend — ich weiß es nicht; mir iſt's, als ſei mir die Schönheit deines Landes noch nie und nirgends ſo ergreifend entgegengetreten als hier, und doch rührt dies vielleicht auch bloß von einer augenblicklichen Stimmung her, durch die ich mir mein ſonſtiges Urteil nicht gerne verwirren laſſen möchte."

„Das ſollſt du ja nicht, lieber Vetter," erwiderte Arnold treuherzig. „Alſo auf morgen und hoffentlich recht viele Tage nachher!" Sogleich ein Licht ergreifend, erhob er ſich, um den Gaſt auf ſein Zimmer zu geleiten, wo er ihn nach einem herzlichen Gutnachtwunſche allein ließ.

Alexis fand auch hier die nämliche einfache Einrichtung, wie im Speiſezimmer; aber alles Notwendige war reichlich und bequem zur Hand und verriet in jeder Weiſe ſowohl guten, wenn manchmal auch etwas altväteriſchen Geſchmack, als ſoliden Wohlſtand. Er trat halbträumend an ein Fenſter, das auf den See hinausging. Über den Gebirgshäuptern im Hintergrunde ſchwamm ſchon wieder ein rötliches Gewölke, das in magiſchen Lichtſchleiern durcheinander webte. Es war der Mond, der eben dort heraufkam. Aber der ſtille Beſchauer rief, alsbald ins Zimmer zurücktretend: „Genug für heute, nun zur Ruhe!"

Doch je wohliger das weiche, duftige Lager die müden Glieder umfing, um ſo lebhafter wachten die inneren Sinne

wieder auf, und der erſehnte Schlaf ſchien, jeden Verlangens ſpottend, für die ganze Nacht entweichen zu wollen. Dafür drängte ſich raſch Bild an Bild, Erinnerung an Erinnerung hervor. „Wohlan denn,“ ſagte endlich der Ruheloſe leiſe vor ſich hin, „ſo laßt uns Heerſchau halten; Zeit und Ort eignen ſich dazu.“ Und wie auf ein erwartetes Kommandowort kamen die Scharen zu dieſer geiſtigen Heerſchau raſch herangezogen, ſo daß der junge Mann alsbald in eine Vergangenheit zurückblickte, die weit über den Anfang ſeiner eignen Lebenswege hinauslag und doch denſelben ihre Richtung gegeben hatte. Nur in der allererſten, dunkelſten Kindheitserinnerung erblickte er noch das Bild eines ſchneeweißen, aber immer noch ſtattlichen Greiſes, ſeinen Großvater, von dem er jedoch ſpäterhin um ſo mehr erzählen hörte.

Derſelbe war in jener trüben Zeit, da die alte Eidgenoſſenſchaft unter dem Anpralle der Franzoſen zuſammenbrach und über ihren Trümmern eine neue Ordnung der Dinge aufgerichtet wurde, mit noch vielen andern patriziſchen Standesgenoſſen aus dem Vaterlande geflohen, um den hier eingedrungenen Feind von der Fremde aus zu bekämpfen. Damals war er ein noch junger Mann, der dann, als ſich ſeine Flüchtlingshoffnungen nicht erfüllen wollten, zuerſt in öſterreichiſche, ſpäter in ruſſiſche Dienſte trat; denn die Rückkehr in die Heimat verwehrte ihm nicht bloß ſein Abſcheu vor den neuen Zuſtänden derſelben, ſondern das Band, das den Menſchen ſonſt ſo feſt an das Land ſeiner Väter kettet, hatte einen noch tieferen und ſchmerzlicheren Riß erhalten. Der einzige, und zwar ältere Bruder, der eigentliche Stammhalter des Geſchlechtes, war den Überlieferungen desſelben untreu geworden und hatte ſich dem neuen Weſen zugewendet. Als der jüngere dies vernahm, that er ein zorniges Gelübde, daß der Brudername nie mehr von ihm genannt werden ſolle. Dagegen ging ihm in der Fremde ein guter Glücksſtern auf, dem

er treulich zu folgen beſchloß. Er heiratete ſich in eine vornehme Ruſſenfamilie ein, ruſſifizierte ihr zu Gefallen ſelbſt ſeinen Geſchlechtsnamen, und ſo war ſchon ſein Sohn dem urſprünglichen Vaterlande völlig entfremdet, wo nicht gar in einem feindſeligen Sinne gegen dasſelbe erzogen worden. In noch erhöhtem Maße trat dieſe Entfremdung natürlich bei dem Enkel des Ausgewanderten ein, bis derſelbe vor zwei Jahren durch zufällige Vermittelung in einer norddeutſchen Hauptſtadt mit ſeinem Vetter Arnold zuſammentraf. Keiner hatte bisher von dem Vorhandenſein des andern eine nähere Kunde gehabt; aber das verwandtſchaftliche Blut erhob in beiden ſeine Stimme ſchon in der erſten Stunde ihres Beiſammenſeins, und deshalb hatte Alexis damals bei der Trennung dem ſo unerwartet gefundenen Vetter einen Beſuch in der Heimat zugeſagt. Einer früheren Ausführung des Vorhabens waren ſeitdem mancherlei Hinderniſſe in den Weg getreten; aber Alexis hatte unterdeſſen doch ſich teilnehmend mit der Geſchichte und den Zuſtänden des Landes ſeiner Voreltern näher vertraut zu machen geſucht. Als er nun endlich vor einigen Wochen in demſelben anlangte, befand ſich ſein Vetter gerade als Nationalrat in der Bundesſtadt, von wo er erſt geſtern heimgekehrt war. Alexis, der inzwiſchen die beſte Gelegenheit gefunden hatte, das Land nach verſchiedenen Richtungen zu durchkreuzen, war einer Abrede gemäß dieſen Abend in der nahen Stadt eingetroffen, und dort hatte Arnold ihn im Schiffchen abgeholt.

Dem Wandel dieſer Dinge nachſinnend und allmählich halb träumend über denſelben, verſank der Müde in einen feſten Schlaf, aus dem er erſt am andern Morgen wieder aufwachte. Schon war die Sonne weit über die Berge heraufgeſtiegen, als Alexis auf eine nach dem See hinausgelegene Altane trat, wo Arnold bereits eine gute Weile mit dem Frühſtück auf ihn gewartet hatte. Welch ein andres Bild ſtellte ſich jetzt als geſtern abend dar! Die Berge ſtiegen in klaren Geſtalten

mit Wäldern und Weiden, Felshängen und Schneefeldern in den hellen Morgenhimmel empor; der See, der in der abendlichen Dämmerung ſtill und lautlos dagelegen, wimmelte von Fahrzeugen, deren weiße Segel in der Sonne leuchtend der Stadt zuſteuerten. Dieſe ſelbſt erglänzte mit Türmen und anſehnlichen Häuſerreihen und entſandte aus ihrem Hafen eben einen Dampfer, der ſeine graue Rauchfahne weithin durch die Luft nachflattern ließ. Sich dem Ufer entlang haltend, zog er ſo nah unter der Altane des Landhauſes vorbei, daß die einzelnen Menſchen, die das Verdeck anfüllten, gezählt werden konnten. „Ja, Dein Land iſt ſchön," ſagte Alexis, nachdem ſein Blick eine Zeit lang auf dieſem Gemälde geruht; „ſchöner und herrlicher, als ich mir's ſelbſt nach den beredteſten Schilderungen je gedacht hätte. Das Land, ja; aber die Leute, das Volk!"

„Wie?" fragte Arnold ruhig aufblickend, „unſer Volk alſo gefällt Dir nicht, lieber Vetter?"

„Und daß dem ſo iſt," verſetzte Alexis, „daran trägſt Du ſelbſt einen guten Teil der Schuld."

„Wie, ich?"

„Nun ja, du, wenn Du meine Offenheit mir nachſehen willſt," erwiderte Alexis; „denn nur im Vertrauen auf Dich, den ich eben kannte; nur durch Dich und gewiß nicht durch urteilsloſe oder befangene Bücher verleitet, hatte ich mir, gegen all' meine früheren Anſichten und Überzeugungen, allmählich doch eine Art von Volksideal möglich gedacht, das ich in Deinem vielgerühmten Schweizervolke verwirklicht zu finden hoffte. Aber nun —"

„Aber nun findeſt Du Dich enttäuſcht!" fiel Arnold neugierig ein.

„So iſt es."

„Einigen Unterſchied," ſagte Arnold heiter, „wirſt Du denn

doch zwiſchen meinen Landsleuten und deinem ruſſiſchen Volke gefunden haben, denke ich."

„Ich habe hier wie dort gefunden, daß ſich die große Volksmaſſe, von der Befriedigung alltäglichſter Bedürfniſſe beherrſcht, geiſtesarm und eigennützig in ihren engen Geleiſen dahintreibt," entgegnete Alexis, „ohne eines tieferen Bildungsverlangens, ohne eines höhern Aufſchwunges fähig zu ſein. Nur daß ſich dieſe Thatſache für Euch ganz anders und ſchlimmer ſtellt als für uns!"

„Und wie das?"

„Weil bei uns kein Menſch in Eurem Sinne vom Volke ſpricht," antwortete Alexis; „dieſes mag ohne Schaden immerhin die gedankenloſe Arbeitsmaſchine bleiben, die es von jeher geweſen iſt; denn bei uns beruht die Kultur und Bildung der Geſamtheit nicht auf ihm, ſondern eben auf den höheren, bevorzugten Ständen, wie Du wohl weißt."

„Womit Du doch nicht ſagen willſt, daß Du hierzulande nur eine unterſchieds- und bildungsloſe Maſſe, die rudis indigestaque moles des römiſchen Dichters, gefunden habeſt," lächelte Arnold gutmütig.

Alexis ſchüttelte den Kopf. „Du wirſt mich nicht mißverſtehen wollen, da ich ohnehin nur von dem Eindrucke ſpreche, den ich bisher hier empfangen habe," entgegnete er; „wenn ich Dir aber auch gerne zugebe, daß Dein Land ſogar eine unverhältnismäßig große Anzahl wirklich gebildeter Individuen beſitzt, ſo iſt damit an meiner Thatſache noch wenig geändert. Denn jedes dieſer einzelnen Individuen will und muß wieder zum Volke gehören; es befaßt ſich mit dem engen Gedankenkreiſe, mit den kleinlichen Verhältniſſen desſelben, und während es ſich vielleicht einbildet, es ſteige nur zum Volke hinab, um dieſes zu ſich heraufzuheben, wird es in Wahrheit ſelbſt von ihm in der Tiefe feſtgehalten. Daher der hausbackene, trockene Realismus, der ſelbſt Eure beſte ſtädtiſche Geſellſchaft ungenieß-

bar macht; daher der überall ſpürbare Mangel an Idealität, an einer reineren Geiſtesatmoſphäre, die durch Eure reine Alpenluft nun einmal doch nie erſetzt werden kann."

„Sollte es denn wirklich ſo ſchlimm ſtehen um uns!" rief Arnold, nun auch ſeinerſeits den Kopf ſchüttelnd; „ich weiß, dieſer Vorwurf iſt uns vom Auslande her ſchon oft gemacht worden, wenn gewöhnlich auch nur von träumenden Stubengelehrten. Doch von Dir hätte ich ihn kaum ſo herb erwartet."

„Und haſt Du ihn nicht vor aller Welt in Deiner Bundesverſammlung herber und beredter ſelbſt erhoben?" ſagte Alexis; „ſtand es nicht in allen Tagesblättern zu leſen, wie Du dort Dich laut beklagt, daß über dem Feilſchen und Markten um die kleinlichſten Dinge jedes höhere Ziel zu verſchwinden drohte?"

„Das freilich hätte noch eine andere Seite, die zu beſprechen ſich ſchon Gelegenheit finden wird," entgegnete Arnold. „Aber wie Deine Anklagen immer begründet ſein mögen," fügte er wieder in heiterem Tone hinzu, „ſo wird doch hoffentlich die ſchönere Hälfte meiner Landsleute vor Deinen Augen Gnade gefunden haben."

Um den fein gebildeten Mund des Gaſtes kräuſelte ſich ein ironiſches Lächeln auf. „Du weißt," ſagte er, „das Weib iſt allerwärts nur der Widerſchein des eigentlichen Weſens des Mannes, und darum hab' ich gerade an Euerm Frauengeſchlechte, dem ich übrigens körperliche Vorzüge nicht abſprechen will, am ſchärfſten jenen feineren geiſtigen Duft vermißt, ohne den wahre Schönheit nicht beſtehen kann und den Du ja auch an den Frauen der höheren Stände Deutſchlands ſo ſehr geprieſen haſt."

„Alſo auch hier verloren, wie ſchade!" ſcherzte Arnold; „denn ſchon hatte ich heimlich gehofft, es werde irgend einer meiner ſchönen Landsmänninnen gelingen, Dein Herz gefangen zu nehmen und auf dieſem Wege Deinen fremd gewordenen

Zweig unſeres Geſchlechts wieder etwas nach der Heimat zurückzubiegen.“

„Du ſcheinſt dieſe Landsmänninnen gefährlicher für mich als für Dich gehalten zu haben,“ entgegnete Alexis in gleichem Tone; „wenigſtens habe ich von ſolcher Gefangenſchaft, wie Du mir ſie gewünſcht, noch nichts an Dir bemerkt, und doch gebührte billig Dir der Vortritt.“

„Wohl, wohl,“ beſtätigte Arnold; „indeſſen hat es noch Zeit dazu. Immerhin haſt Du mir nun ſchon ein tüchtiges Bündel zum allmählichen Abſpinnen an die Kunkel geſteckt. Wenden wir uns drum, wenn Dir's recht iſt, von unſerer nüchternen, proſaiſchen Wirklichkeit ein Stündchen der Kunſt zu. Freilich kann ich auch darin, wie ich Dir ſchon bemerkt, nur Weniges und Beſcheidenes bieten, lieber Vetter.“

Alexis erhob ſich bereitwillig, und Arnold geleitete ihn eine Wendeltreppe hinan, die ſich in einem der Ecktürmchen des Hauſes befand und zu einem großen Saale aufwärts führte. Die Wände desſelben waren ringsum mit Gemälden bedeckt; durch die Mitte herab ſtanden in zwei Reihen Statuen und mancher Art Gypsabgüſſe, und am unteren Ende war noch eine kleine Sammlung von alten Waffen und Rüſtungen zuſammengeſtellt. „Das iſt mein ganzer Raritätenkram,“ ſagte Arnold, „wie ich ihn teils ererbt, teils, wo ſich Gelegenheit fand, nach meinen geringen Mitteln vermehrt habe. Es iſt das leider eine ſehr koſtſpielige Liebhaberei.“

„Dafür ſcheint es mir aber auch ein recht niedlicher Kram zu ſein,“ verſetzte Alexis erſtaunt, da er hinreichende Kunſtkenntnis beſaß, um auf den erſten Blick wahrzunehmen, welch' ſeltene Schätze in dieſem Raume vereinigt waren. Bald war er der Betrachtung derſelben völlig hingegeben, wobei er den Geſchmack, das treffende Urteil und das umfangreiche Wiſſen ſeines Vetters aufs neue zu bewundern alle Urſache fand. Neben der Sammlung von altem Gewaffen ſchloß Arnold noch

eine Thür auf, die in ein kleines Gemach führte. „Ein Endchen von Ahnensaal," sagte er hineintretend, „das Du jedoch bei mir, dem Revolutionär und Demokraten, selbst in dieser Geringfügigkeit vielleicht nicht gesucht hättest."

„Ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben!" rief Alexis, mit neuer Verwunderung die wohlgeordneten Bilderreihen überblickend; „in der That, das hätt' ich kaum erwartet hier."

„Du siehst also nur," versetzte Arnold lächelnd, „daß ein Familiengefühl, das lebendig in einer natürlichen Pietät fortwurzelt, recht gut neben politischen Ansichten bestehen kann, die eine Erstarrung dieses Gefühls zum anspruchsvollen Staatsgesetz nicht anerkennen wollen."

„Still, still," entgegnete Alexis, „ich sehe da zu allernächst einige alte Herren, die solche ketzerische Reden aus dem Munde ihres Nachkommen doch sehr übel vermerken dürften."

Es waren durchweg ansehnliche Gestalten aus verschiedenen Zeitaltern, mitunter freilich steif und herzlich unbeholfen dargestellt; Ratsherren mit Barett, Samtmantel und goldener Halskette, in herabwallenden Lockenperücken oder mit gepudertem Kopfe; viele auch in schmucker und mannigfaltiger Kriegertracht, wie fremder Soldddienst sie ihnen gegeben hatte. Dazwischen ältere und jüngere Frauenbilder im Modekleid ihrer Zeit mit hohen Spitzenkragen und riesig aufgetürmtem Haarschmucke; aber aus all' dieser Verschiedenheit leuchtete viel Anmut und Schönheit hervor. „Ich habe schon vor einiger Zeit alles Zweckdienliche aus unserem Familienarchiv zusammengesucht," sagte Arnold, „damit Du Dich über Thaten und Schicksale der meisten dieser Herren und Frauen belehren kannst, wenn es Dich interessieren sollte. Und siehst Du, hier das Bild Deines Großvaters, das ich Dir schon früher als Gastgeschenk versprochen habe." Es war das Bildnis eines frischen Jünglings, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, doch schon die rote Offiziersuniform trug, die ehemals die Schweizer-

regimenter in franzöſiſchem Dienſte zu tragen pflegten. Aus dieſer früh und glücklich begonnenen Laufbahn hatte ihn die große Revolution herausgeworfen und dadurch nur noch den Haß vermehrt, den ihm ſeine Standesanſichten gegen dieſes Weltereignis ohnehin ſchon eingeflößt hatten. „Ich nehme Dein Geſchenk mit herzlichem Danke an, Vetter," ſagte Alexis, das Bild aufmerkſam betrachtend, „obwohl ich in dieſen jugendlichen Zügen kaum mehr eine Ähnlichkeit mit den Bildniſſen meines Großvaters aus ſeinen ſpäteren Jahren zu entdecken vermag. Zeit und Schickſal müſſen ſein Ausſehen ungewöhnlich ſtark verändert haben. Ohne Zweifel ſtellt dies andere, offenbar von der nämlichen Hand ausgeführte Bild Deinen eigenen Großvater in ſeinen Jünglingsjahren dar. Welche Verſchiedenheit des Ausdruckes, trotz der Ähnlichkeit der Grundzüge!"

„So iſt es," erwiderte Arnold; „da noch ein Bild aus ſeinen Mannesjahren und dann hier zum Schluſſe meine leider zu früh verſtorbenen Eltern, Vater und Mutter."

„Um die Mutter trugſt Du noch Trauer, als ich Dich kennen lernte," ſagte Alexis; „von ihr haſt Du auch die Augen geerbt." Er blickte lange voll Teilnahme auf die beiden Bildniſſe, bis er plötzlich laut ausrief: „Aber, mein Gott, wer ſoll denn dies hier ſein?"

Alexis deutete mit dem Ausdrucke höchſter Überraſchung auf ein Porträt, das abgeſondert etwas ſeitwärts hing und eine junge Dame darſtellte. „Nicht wahr," antwortete Arnold, nur langſam ſich von den Bildniſſen ſeiner Eltern abwendend und ohne die Aufregung ſeines Verwandten wahrzunehmen; „nicht wahr, das iſt ein anmutvolles Bild? Es ſtellt meine ebenfalls früh verſtorbene Tante dar."

„Deine Tante!" wiederholte Alexis, indem er mit der Hand über das Geſicht herabſtreifte und dann halblaut vor ſich hinmurmelte: „Dummkopf, der Du biſt!"

„Sie war die Frau meines Oheims, des Amerikaners, wie er in der Familie genannt wird und von dem ich Dir früher auch schon Erwähnung gethan habe," fuhr Arnold fort, „in gewisser Beziehung das vollständige Gegenbild Deines Großvaters. Er wanderte aus, weil ihm unsere Verhältnisse zu stabil, zu konservativ waren und er an eine Verwirklichung seiner demokratischen Ideen in unserem Lande nicht glauben konnte."

„Und sie —?" fragte Alexis, ohne einen Blick von dem Bilde zu wenden; „war sie eine Amerikanerin?"

„Nein, sie war eine Schweizerin, drüben aus der Stadt gebürtig," erwiderte Arnold. „Mein Oheim hing, trotz seiner Begeisterung für die freiheitlichen Zustände Amerikas, doch unentwegt mit ganzem Herzen der Heimat an und so kam er denn auch, schon in seinen reiferen Mannesjahren stehend, einmal herüber, um sich hier eine Lebensgefährtin zu holen. Aber sie ertrug die Fremde nicht und erlag nach wenigen Jahren dem Heimweh.

„Doch warum befindet sich das Bild ihres Gatten nicht bei dem ihrigen; wo ist es denn?" fragte Alexis in halber Zerstreuung.

„Es ist nicht da, er würde sich das verbitten," schüttelte Arnold den Kopf. „Dieses Zimmer mit seiner kleinen Sammlung ist ihm von jeher als eine Art Götzentempel erschienen, in welchem den Dämonen der Standesvorurteile und des Kastengeistes geopfert werde. Überhaupt hat er seine Eigenheiten, und ich bin höchst begierig, wie Ihr beide einander behagen werdet."

„Ja wie," fragte Alexis, der sich schon wieder in die Betrachtung des Frauenbildes versenkt hatte, langsam aufblickend; „hält sich denn Dein Oheim nicht mehr in Amerika auf?"

„Er muß sich schon seit einiger Zeit in der Schweiz befinden; doch wo, weiß ich selbst nicht," erklärte Arnold weiter;

„er liebt die Überraſchungen, und das Briefſchreiben ohne beſtimmten Zweck iſt nie ſeine Sache geweſen. Die letzte Nachricht habe ich vor etwas mehr als einem Monate aus London von ihm erhalten. Vermutlich hält er ſich noch bei Alice in Genf auf, ſteckt in einem Bade oder ſtreift in den Bergen umher.“

„Bei Alice in Genf,“ wiederholte Alexis, „wer iſt denn Alice?“

„Alice?“ fragte Arnold etwas verwundert; „ſollte ich denn dieſer kleinen Verwandten noch nie erwähnt haben?“

„Nein, bei mir nicht, meines Erinnerns.“

„Nun, möglich iſt's ſchon,“ fuhr Arnold fort; „Alice iſt mein Bäschen, das einzige Kind meines Oheims, das er bald nach dem Tode ſeiner Frau herüberbrachte. Es verlebte dann manche Jahre hier im Hauſe unter der Aufſicht meiner Mutter, ein etwas kränkliches, unſcheinbares Kind, das körperlich nicht recht gedeihen wollte. Seit bald vier Jahren aber befindet Alice ſich in Genf in einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt, wo ſie ſich auch über alle Erwartung günſtig entwickelt hat. Als ich ſie das letzte Mal ſah, verſprach ſie eine ungewöhnliche Schönheit zu werden und mag ſie unterdeſſen wohl ſchon geworden ſein.“

„Iſt es denn ſo lange her, dieſes letzte Mal,“ forſchte Alexis, mit einem verborgenen Lächeln dem Vetter aufmerkſam ins Geſicht blickend; „nach Genf iſt es doch keine Weltreiſe von hier.“

„Bald ein Jahr,“ verſetzte Arnold ruhig; „allerdings eine lange Zeit für die Entwicklung eines Mädchens in dieſem Alter. Ich habe den Oheim ſchon vor einem halben Jahre erwartet und deshalb einen Beſuch bei der Tochter immer hinausgeſchoben.“

Alexis wendete ſich wieder dem Frauenbilde zu. „Nun denn,“ rief er aus, „wenn die Tochter an Anmut und Schön-

heit der Mutter ähnlich werden ſollte, ſo möge ſie doch vor ihrem Loſe behütet bleiben. Oder iſt es wirklich das Los alles Schönen, daß es ſo bald vergehen und welken ſoll?"

„So ſcheint es oft," erwiderte Arnold, nachdem auch er noch einen teilnehmenden Blick auf das Bild der Tante geworfen; „aber wie natürlich eine der Vergänglichkeit menſchlicher Dinge ſich zuwendende Stimmung nach ſolcher Bilderſchau ſein muß, ich habe augenblicklich wirklich keine Zeit, mich ihr hinzugeben, und biſt Du einverſtanden, lieber Vetter, ſo beginnen wir ſogleich mit unſerer ſchon verabredeten Hausordnung. Ich beſorge das Unerläßlichſte meiner Tagesgeſchäfte, um am Nachmittag völlig zu Deiner Verfügung zu ſtehen."

„Du weißt," ſagte Alexis lebhaft, „es würde mir keine Minute mehr wohl ſein in Deinem Hauſe, merkte ich, daß Du die verabredete Regel meinetwegen ein einziges Mal brechen wollteſt. Mein bißchen Soldatenſchule hat mir wenigſtens ſoviel eingetragen, daß ich weiß, was Ordnung und Zeit bedeuten."

„Ich werde Dir," fügte Arnold hinzu, während ſie den Saal verließen, „drunten noch meine kleine Bibliothek zeigen; die erwähnten Papiere aus dem Familienarchive habe ich bereits auf Dein Zimmer bringen laſſen."

So trennten ſich für die noch übrigen Vormittagsſtunden die beiden; aber ſelbſt am Nachmittage bezeigte Alexis keine Luſt, vor Abend das Zimmer zu verlaſſen. Die Lektüre der Familienpapiere hatte ihn völlig eingenommen, da dieſelben ein viel bewegteres Leben der Vergangenheit vor ihm aufrollten, als er es ſich hätte vorſtellen können. Doch wie verſchiedenartig auch die Schickſale und Lebenswege waren, die er hier kennen lernte, ob ſeine Vorfahren für die Unabhängigkeit des eigenen Landes gekämpft, ob ſie im Dienſte fremder Fürſten für eine fremde Sache das Leben eingeſetzt oder ob ſie im Ratſaale gewirkt und gewaltet, durch das Thun Aller

ging überall und zu jeder Zeit ein gemeinſamer, alles beherrſchender Grundzug: die unbeſiegbare Liebe zur Heimat und der Stolz auf ihre Unabhängigkeit. Noch der Urgroßvater war von einer Gegenpartei, die in dem kleinen Staatsweſen die Oberhand gewonnen, von all' ſeinen Ämtern verdrängt und, von den irregeleiteten Mitbürgern verlaſſen, für all' ſeine langjährigen Dienſte zuerſt zum Kerker, dann zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt worden. Aber als das an ihm begangene Unrecht endlich erkannt wurde, kehrte er, dem die Fremde umſonſt Ehren und Reichtümer angeboten, mit jubelndem Herzen wieder in die Heimat zurück, um derſelben ohne jeden Rachegedanken ſeine Dienſte aufs neue zu weihen. Alexis legte die vergilbten Blätter ſorgfältig in ihre Lade zurück und gab ſich einem nachdenklichen Sinnen hin. Zum erſtenmal tauchte in ihm die Frage auf, ob der Großvater auch wohl daran gethan habe, die angeſtammte Heimat für die Befriedigung ſeines Eigenwillens hinzugeben, oder ob vielmehr nicht er derjenige geweſen ſei, der der urſprünglichſten und unentwegteſten Geſchlechtsüberlieferung untreu geworden? Der junge Mann erhob ſich raſch, als wolle er ſolche Gedanken von ſich ſtreifen; aber noch war es ihm nicht gelungen, als bei ſchon ſinkender Sonne Arnold hereintrat.

„Ich habe dieſen Abend," ſagte er, „wie mir erſt im Laufe des Nachmittags angezeigt wurde, noch einer Pflicht zu genügen, zu deren Erfüllung Du mich vielleicht begleiteſt, lieber Vetter."

„Wenn Du mich tauglich dazu erachteſt, gerne," erwiderte Alexis; „darf ich wiſſen, was es ſein wird?"

„Ich habe Dir ſchon geſtern auf der Herfahrt bemerklich gemacht," verſetzte Arnold, „daß dieſes Haus nicht mehr im Stadtgebiete liegt, ſondern zu dem Dörfchen droben auf der Anhöhe gehört, das mit den zerſtreut herumliegenden Höfen eine eigene Gemeinde bildet. Nun iſt mir eben vorhin auf

dieſen Abend eine Gemeindeverſammlnng angeſagt worden, die ich ohne Not nie verſäume und zu der ich alſo auch Dich einladen möchte. Der Weg dahin iſt ſehr angenehm."

Alexis ſchaute dem Vetter mit großen Augen ins Geſicht und brach dann in ein heiteres Lachen aus. „Nun, bei meiner Ehre," rief er, „das iſt ein unerwarteter Vorſchlag. Ein ehemaliger Offizier im Heere Seiner Majeſtät, des Kaiſers aller Reußen, ein angehender Diplomat im Dienſte des nämlichen allerhöchſten Potentaten in einer ſchweizeriſchen Dorfgemeindeverſammlung! Nicht übel, nicht übel, wie übel es mir auch am Hofe vermerkt werden könnte."

„Drum ſoll das Geheimnis mit aller diplomatiſchen Schlauheit bewahrt werden," entgegnete Arnold, in den nämlichen heiteren Ton einſtimmend; „ich ſtehe Dir für meine Verſchwiegenheit!"

„So gehen wir denn," ſagte Alexis noch immer lachend, „wer weiß, welchen politiſchen Geheimniſſen ich in Deiner Verſammlung auf die Spur geraten kann."

Der Weg zum Dörfchen hinauf erweiterte den Ausblick über den See, die Stadt und das Gebirge, ohne daß ſich jedoch Muße zur ruhigen Betrachtung der Landſchaft geboten hätte; denn bald kamen von allen Seiten jüngere und ältere Männer heran, die des nämlichen Weges gingen, Arnold ehrerbietig, aber vertraulich begrüßten und wißbegierig über die Vorgänge in der Bundesſtadt zu befragen anfingen. Es war auch viel die Rede von einer nahe bevorſtehenden Volksverſammlung, wobei Arnold deren zahlreichen Beſuch für wünſchenswert erklärte, aber bei der beträchtlichen Entfernung des Verſammlungsortes denſelben niemand zumuten könne. Den Fremden ſtreiften nur gelegentlich verſtohlene Blicke, ohne daß ſeine Gegenwart aufzufallen ſchien.

In der Gemeinde, zu welcher ſich an hundert ländlich gekleidete Männer einfanden, handelte es ſich um die Frage,

ob auch noch fernerhin, wie bisher, jedem Bürger mit eigenem Herde aus dem Gemeindewalde alljährlich drei Klafter Holz verabfolgt werden oder aber, ob diese Bürgergabe zur Schonung des gemeinsamen Gutes nicht für eine Reihe von Jahren auf zwei Klafter zurückgesetzt werden solle. Nun, dachte Alexis mit kaum unterdrücktem Lächeln, als er die nicht geringe Zahl ziemlich dürftig aussehender Männer in der Versammlung überblickte, das wird schwerlich langen Beratens bedürfen, und in der That ließen sich auch sogleich einige Rufe vernehmen, daß man bei dem gewohnten Herkommen bleiben solle. Zu seiner Verwunderung fand sich jedoch auf die Anfrage des Gemeindevorstehers, ob ein bestimmter Antrag in diesem Sinne gestellt werde, niemand, der dies unternehmen wollte. Dagegen wurde nun der Antrag auf Herabminderung der Bürgergabe vorgebracht und der Reihe nach von mehreren Rednern in wohlgeordnetem Vortrage begründet. Durch das bisherige Verfahren, hieß es, würde, da die Zahl der nutznießenden Bürger sich beträchtlich vermehrt, das gemeinsame Gut allzu stark in Anspruch genommen und die Nachkommen dadurch empfindlich geschädigt werden. In der ganzen Versammlung jedoch werde niemand eine solche Schuld gegen Kinder und Enkel auf sich nehmen wollen. Nein, das wollte keiner, und der Vorschlag wurde ohne weitere Einrede einmütig zum Beschlusse erhoben.

Alexis verstand wohl, daß sein Verwandter ihn nicht ohne einige Absicht zu dieser Versammlung eingeladen, aber er ließ sich's nicht merken und sagte daher auf dem Heimwege: „Mir scheint es, Eure Gemeindeangelegenheit hätte auf einem noch angemesseneren Wege erledigt werden können, als es geschah; und mich wundert es fast, daß Du selbst nicht einen solchen Ausweg vorgeschlagen hast."

„Ich mische mich grundsätzlich nie in Dinge, zu deren Erledigung die Einsicht und der gute Takt meiner Dorfgenossen

mehr als ausreichend iſt," erwiderte Arnold; „aber welchen andern Entſcheid hätteſt Du denn vorgezogen, Vetter?"

„Wenn die Fablicheren unter Deinen Mitbürgern einem Teil ihrer Nutznießung freiwillig zu gunſten der Dürftigeren entſagt hätten. Der praktiſche Zweck wäre dadurch ebenfalls erreicht worden, und zwar auf eine ungleich großmütigere Weiſe."

„Wogegen ich mich aber aus allen Kräften gewehrt haben würde," ſagte Arnold beſtimmt.

„Du?" rief Alexis; „nein, Du gewiß nicht."

„Und warum denn nicht?" entgegnete Arnold ruhig; „glaubſt Du, der hohe Standesherr allein halte ſo eiferſüchtig darauf, daß er ſich inter pares befinde? Nimm dem Geringſten dieſer Dörfler ſein Gefühl der Gleichheit in Rechten und Pflichten, und Du haſt ihm ſein bürgerliches Selbſtgefühl, die ganze ſittliche Grundlage unſeres Staatsweſens genommen. Dann freilich wäre alles verloren."

Alexis fühlte ſich gegenüber der ernſten Entſchiedenheit, mit der dies geſprochen wurde, etwas unſicher, und es kam ihm daher gelegen, daß Arnold ſelbſt dem Geſpräche eine andere Wendung gab. Dasſelbe drehte ſich nun den ganzen Abend, auch nachdem die beiden längſt wieder nach Hauſe gekommen, faſt ausſchließlich um den Inhalt des Familienarchives, den Arnold durch mancherlei Überlieferungen, die ſich in der Familie forterhalten, angenehm zu beleben und zu vermehren wußte. In Alexis aber begannen unter dieſen Erzählungen die nämlichen Gedanken ſich wieder zu regen, die ſchon am Nachmittage in ihm aufgewacht; jetzt nur noch lebhafter und eindringlicher. Es kam ihm vor, als ſei er um ein Gemütserbe verkürzt worden, an dem andere ſich erwärmen und erfriſchen könnten. Auch auf ſeine Tante, die Frau des Amerikaners, kam Arnold wieder zu ſprechen. Sie war aus guter, aber verarmter Familie geweſen, ſo daß ihr die Werbung des

Oheims als ein glänzendes Glück erſcheinen mußte. Und nach aller menſchlichen Berechnung hatte ſie guten Grund dazu; denn der Oheim war, trotz ſeiner ſchon etwas reiferen Jahre, noch immer eine ebenſo ſtattliche als angenehme Erſcheinung, von heiterem, lebhaftem Weſen und den achtungswerteſten Charaktereigenſchaften. Zudem hatte er ſich jenſeits des Meeres Beſitztümer erworben, die, nach den beſcheidenen Verhältniſſen der Heimat gemeſſen, beinahe fürſtlich genannt werden durften. So verließ die junge Frau dieſe Heimat ohne einen Augenblick des Bedenkens und voll der froheſten Hoffnungen; doch kaum war ſie in der neuen Welt angelangt, als ſie, mitten unter der liebevollſten Sorgfalt, die ſie umgab, von einem verzehrenden Heimweh ergriffen wurde. Der Oheim und ſie ſelbſt hofften Linderung von der heilenden Kraft der Zeit, zumal wenn ſich auch noch andere Herzenswünſche erfüllen würden; aber als dies endlich geſchah, als die beiden Gatten mit einem Kinde beſchenkt wurden, ſchien das Übel der Mutter nur noch ſchlimmer zu werden. Schon dachte der Oheim, von Mitleid und Liebe bewegt, ernſtlich daran, ſeinen weitläufigen Grundbeſitz zu veräußern und in die alte Heimat zurückzukehren; aber noch ehe dieſer Entſchluß ausgeführt werden konnte, war die Beklagenswerte ihrem Leiden erlegen.

„Das immerhin ein körperliches Leiden, eine klimatiſche Krankheit war," bemerkte Alexis aus ſeinem ſchweigſamen Nachſinnen heraus.

„Anfänglich und längere Zeit noch ſchwerlich," entgegnete Arnold; „wenigſtens konnten die Ärzte ſelbſt nichts Derartiges finden."

„Wie," entgegnete Alexis, „Du hältſt doch euer Schweizerheimweh nicht für eine ganz abſonderliche, von der Sehnſucht anderer Menſchenkinder nach ihrer Heimat verſchiedene Erſcheinung?"

„Nein, ſo weit geh' ich nicht," ſagte Arnold, „obwohl Dir vielleicht nicht unbekannt iſt, daß dieſes Heimweh bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herab von den tüchtigſten Ärzten allerdings als eine beſondere Krankheitsform angeſehen und oft mit ſehr energiſchen Mitteln behandelt wurde. Jedenfalls aber bildet es auch heute noch einen Charakterzug unſeres Volkes, der in dieſer Vertiefung und Stärke bei keinem andern Volke anzutreffen iſt."

Alexis blickte ſchweigend vor ſich hin, und Arnold fuhr deshalb fort: „Unerwartet und auffallend war die Erſcheinung immerhin bei meiner armen Tante. Früh verwaiſt, ſtand ſie, wenn auch um ihrer Schönheit willen viel beachtet, doch bei ihrer Mittelloſigkeit wenig ernſtlich begehrt, ganz vereinſamt da, als ſie meinen Oheim kennen lernte. Sehnſucht nach teuren Blutsverwandten, nach unvergeßlichen Bekannten oder gar nach dem Gegenſtande einer heimlichen Liebe konnte ihr Heimweh alſo nicht ſein; es war überhaupt auf die Heimat mit all' ihrem Sein und Leben ohne einzelne beſtimmte Gegenſtände gerichtet. Das Auffallendſte aber kam erſt ſpäter hinzu, nämlich eines jener Naturſpiele, deren Daſein unſer Verſtand trotz allen Widerſtrebens anerkennen muß, obwohl er dieſelben ſich nicht hinlänglich zu erklären vermag. Das Heimweh der toten Mutter ging auf das in der Fremde geborene Kind über, und Alice war kaum ein paar Jahre alt, als ſie unaufhörlich ſchon dahin verlangte, wohin das Herz der ſterbenden Mutter ſich geſehnt."

„Vetter!" rief Alexis halb lachend, „ich mache nicht zum erſtenmal die Beobachtung an Dir, daß Du ein geborener Dichter biſt. Die Umgebung des Kindes, ſeine Amme und Wärterinnen werden ihm eben früh genug von der Mutter und ihrer Sehnſucht erzählt haben!"

Aber Arnold ſchüttelte langſam mit dem Kopfe und ſagte ruhig: „Frage darüber den Oheim, der endlich doch auch an-

rücken wird. Ihn wirſt Du nicht in den Verdacht der Schwärmerei bekommen, obwohl die Erfahrungen, die er damals gemacht, nicht ohne Einfluß auf ſein Gemütsleben geblieben ſind."

Alexis legte nachdenklich die Hand über die Augen, ſagte dann aber in ſcherzendem Tone: „Es wird ſchon ſpät, und um dieſe Zeit iſt es, wie Du weißt, nicht ratſam, die Geiſterwelt anzurufen. Ich möchte heute gern einen guten Schlaf thun. Alſo auf morgen wieder, lieber Vetter."

Doch dieſe Hoffnung auf einen guten Schlaf wollte ſo leicht ſich nicht verwirklichen laſſen. Sobald Alexis auf ſeinem Zimmer allein war, bemerkte er, daß ein kleiner Spiegel, der über einem Wandtiſchchen von kunſtvoller Arbeit gehangen, entfernt und dafür ein Bild angebracht worden war. Als er zu genauerem Nachſehen näher getreten, entfuhr ſeinen Lippen ein lauter Ausruf, und zugleich ſtieg über ſeinem Geſichte ein helles Erröten auf. Wie und warum war dies Bild hierher gekommen; hatte er ſelbſt durch irgend eine Äußerung Veranlaſſung dazu gegeben? Lag eine geheime Abſicht dahinter, oder hatte ein bloßer Zufall es ſo gefügt? An das letztere konnte Alexis nicht glauben; aber ebenſowenig vermochte er bei aller Anſtrengung ſeines Gedächtniſſes ſich eines Wortes zu erinnern, das dieſe unerwartete Veränderung in der Ausſtattung ſeines Gaſtgemaches hätte verurſachen können. Gern würde er ſeinen Verwandten unter irgend einem Vorwande ins Zimmer zurückgerufen haben; doch ehe er dazu kam, war Arnolds Schritt auf dem Korridor verhallt, und überhaupt ſchien im Hauſe ſchon alles zur Ruhe gegangen zu ſein. So beſchloß er, ſich zu gedulden; aber nach mehr als einer Stunde ſtand er noch immer vor dem anmutvollen Bilde, und ſpäter ſorgte ein neckiſcher Traumgott dafür, daß ihm dasſelbe unter mancherlei Geſtalten und Wandlungen ſogar in ſeine Träume hinein folgte.

Am Morgen indeſſen mußte Alexis trotz einigen Mißtrauens bald auf den Gedanken kommen, daß ſein Vetter von dem Vorgange, der ihn ſo eigentümlich aufgeregt, entweder nichts wußte oder denſelben ſchon vergeſſen habe. Arnold begrüßte ihn mit der völligſten Unbefangenheit und begann ihm alsbald mit großer Lebhaftigkeit mitzuteilen, daß er ſoeben durch eine Depeſche erfahren, die große Volksverſammlung ſolle nun ſchon am nächſten Sonntag abgehalten werden. „Dahin begleiteſt Du mich natürlich," rief er vergnügt; „das wird Dir eine Unterhaltung gewähren, wie ich ſie Dir mit dem beſten Willen ſonſt nicht zu bieten wüßte." In eifrigem Tone fuhr er fort, das Leben und Treiben einer ſolchen Verſammlung zu ſchildern, bis er plötzlich ſich ſelber unterbrechend ſagte: „Doch was iſt Dir, Du ſiehſt ja ſo nachdenklich aus, Vetter."

„O," erwiderte Alexis, „man kann wohl nachdenklich werden in einem Hauſe, wo ſolche Wunderdinge vorgehen, wie hier; wo tote Bilder von ihren Wänden herabſteigen und ſich in andern Gemächern einen neuen Wohnſitz auswählen, ohne daß der Hausherr etwas davon zu merken ſcheint."

Arnold ſchaute ſeinen Vetter mit großen Augen fragend an und ſchüttelte dann den Kopf.

„Wie, Du ſollteſt wirklich nicht wiſſen," fragte Alexis, „daß das Bild Deiner Tante —"

„Ach," rief Arnold, ſich mit den Fingerſpitzen auf die Stirn tippend, „das hatt' ich wirklich völlig vergeſſen; das Bild iſt alſo, wie ich's befohlen, auf Dein Zimmer gebracht worden?"

„So iſt es," erwiderte Alexis, dem Vetter ſcharf ins Geſicht blickend; „doch, warum haſt Du das eigentlich befohlen, wenn ich bitten darf?"

„Warum?" entgegnete Arnold, über den forſchenden Ernſt dieſer Frage verwundert; „nun, ich glaubte eben geſtern morgen bemerkt zu haben, daß Dir das Bild der Tante von all' mei-

nen kleinen Schätzen das meiſte Wohlgefallen errege; daher gab ich den Auftrag, dasſelbe während unſerer Abweſenheit auf Dein Zimmer zu bringen, in der guten Meinung, Dir damit nicht unangenehm zu ſein."

„Du biſt in der That freundlich," ſagte nach einigem Beſinnen Alexis, völlig beruhigt durch den Ausdruck treuherziger Offenheit, in dem dieſe Erklärung gegeben war; „mehr als freundlich, lieber Vetter; dafür will ich Dir zum Danke nur geſtehen, daß ich Dich in recht böſem Verdachte gehabt habe."

„In böſem Verdachte, und wie denn das?"

„Wie Verdacht und Argwohn gewöhnlich kommen, eben da, wo das eigene Gewiſſen nicht ganz lauter iſt," erwiderte Alexis; „drum bin ich auch bereit, Dir eine kleine Beichte abzulegen, wenn Du mich anhören willſt."

„Eine Beichte, allerliebſt!" rief Arnold vergnügt; „o ich glaube Dir ſchon zum voraus Abſolution verſprechen zu können, lieber Vetter."

„Nun denn," begann Alexis, indem er mit der Hand ſich leicht über das Geſicht herabſtreifte, „es ſind heute zehn Tage, daß ich nach ſchon eingebrochener Dunkelheit das Gaſthaus auf der Furka erreichte. Im Saale traf ich einige junge Engländer, die um ihren Theekeſſel ſaßen und ſich eifrig von den Erlebniſſen des Tages unterhielten. Du weißt, ich bin leider des Engliſchen nicht ſehr mächtig; doch hörte ich von meiner Ecke aus, in die ich mich müde hingeſetzt, daß von einer jungen Dame die Rede war, die heute bei einem Gletſcherübergange durch ihren Mut und ihre Geiſtesgegenwart ein großes Unglück verhütet. Alle Stimmen waren ihres Lobes voll, und auch ihrer Schönheit wurde mit Bewunderung Erwähnung gethan. Offenbar erwartete man ſie zum Thee, ſo daß es nur natürlich war, daß auch ich, wie die andern thaten, den Blick nach der Thür zu richten anfing, ſo oft draußen ein Geräuſch entſtand. Endlich trat die Gefeierte am Arme eines älteren, weiß-

bärtigen Herrn herein; und ja, ſie war ſchön, von einer Schönheit, die ich in dieſer Art nicht glaubte noch je in meinem Leben geſehen zu haben. Wie beneidete ich ihre Landsleute, denen ſie anmutig den Thee in ihre Taſſen goß; wie verwünſchte ich meine mangelhafte Sprachkenntnis, die mich gerade jetzt von einem Annäherungsverſuche an die Geſellſchaft abhielt. Denn ich war mit einemmal blöde geworden, blöde wie ein Schulknabe. Du lachſt, Vetter? Aber leider, es war ſo."

„O, ich lache nicht," wehrte ſich Arnold; „nur denk' ich, Du werdeſt Dich ſchließlich mit der neu erſtandenen Göttin doch in irgend einer menſchlichen Sprache haben unterhalten müſſen?"

„Ach nein," erwiderte Alexis mit einem halben Seufzer, „ſo weit kam es nicht. Der Weißbart und die junge Dame verließen die Geſellſchaft bald wieder, und das Geſchwätz der übrigen war mir ſchon von dem Augenblicke an unerträglich geworden, als es ſich mit allerlei hochtrabenden Huldigungen direkt an das holde Weſen herangewagt hatte. Ich begab mich deshalb ebenfalls zur Ruhe mit dem Vorſatze, am Morgen zur rechten Zeit auf dem Poſten zu ſein; aber Du weißt ja, wohin der Weg führt, der mit guten Vorſätzen gepflaſtert iſt."

„Ja, was geſchah denn," rief Arnold, der immer noch nicht recht wußte, wie er die Erzählung des Vetters zu nehmen hatte; „der Graubart wird Deine Schöne doch nicht während der Nacht entführt haben?"

„Wenigſtens vor Tagesanbruch," erwiderte Alexis; „mehrere Stunden lang trieb ich mich am Morgen voll geduldiger Ungeduld im Saale und der nächſten Umgebung des Hotels herum, in der beſten Zuverſicht, die Dame und ihre Reiſegeſellſchaft werde ſich noch auf ihren Zimmern befinden. Endlich erſchien auch einer der jungen Engländer, und nun litt es mich nicht länger mehr. Aber erſt nachdem ich mir ſein

anfänglich abweiſendes Benehmen hatte gefallen laſſen, erfuhr ich, daß der alte Herr und ſeine junge Begleiterin ſchon in aller Frühe nach Urſern aufgebrochen, wahrſcheinlich um rechtzeitig an den Vierwaldſtätterſee zu gelangen. Übrigens ſeien die beiden geſtern nur zufällig mit der Geſellſchaft zuſammengetroffen, und mehr wiſſe er ſelbſt nicht von ihnen, als daß ſie eben Vater und Tochter wären. Dieſes Wenige jedoch genügte vollkommen, daß ich mich ſchon nach zehn Minuten ebenfalls auf dem Wege nach Urſern befand, obwohl ich denſelben erſt vor zwölf Stunden heraufgeſtiegen war. Aber ich lief das ganze Urnerthal hinunter, ohne etwas von dem Paare zu entdecken. Am folgenden Tage ging es zurück landaufwärts, um ſeine Spur auf der Oberalpſtraße nach Bünden zu ſuchen. Vergeblich, alles vergeblich; und erſt am Abend des vierten Tages, als ich, müde wie ein abgehetztes Wild, wieder auf der Furka anlangte, erfuhr ich von dem Wirte, daß ich auf die gröblichſte Weiſe zum beſten gehalten worden war. Bei meiner übereilten Abreiſe aus dem Gaſthofe hatten ſich der alte Herr und ſeine Begleiterin allerdings noch ruhig auf ihren Zimmern befunden und waren erſt einige Stunden ſpäter im Begleit der übrigen Geſellſchaft und zwar auf dem entgegengeſetzten Wege nach dem Wallis aufgebrochen. Der übermütige Engländer, deſſen Auge vielleicht ſchon durch die Eiferſucht geſchärft war, mochte meine innere Aufregung leicht bemerkt, meine Abſicht durchſchaut haben und hatte dann zum nächſten Mittel gegriffen, meiner los zu werden. Gut für den frechen Burſchen, wenn ich ihn nicht ein zweites Mal auf meinen Wegen treffe!"

„Allerdings ein verwünſchter Streich," rief Arnold leiſe aus.

„Der inſofern doch wieder ſein Gutes hatte," fuhr Alexis fort, „als er mir meine Thorheit im vollſten Lichte ihrer Lächerlichkeit vor Augen ſtellte. Zorn und Scham halfen mir den Eindruck überwinden, den die ſchöne Albionstochter nun

einmal unwiderruflich auf mich hervorgebracht, und ſchon glaubte ich denſelben völlig begraben zu haben, als ihn nun, Gott helfe mir, der unerwartetſte Zufall von der Welt von neuem auferweckte."

„Und wie wäre das?" fragte Arnold neugierig.

„Als ich geſtern das jugendliche Bildnis Deiner Tante erblickte, mußte ich anfänglich die Augen ſchließen," erwiderte Alexis langſam; „ſo täuſchend war die Ähnlichkeit mit meiner verhängnisvollen Reiſeerſcheinung. Jetzt verläßt das Bild gar noch ſeinen gewohnten Ruheſitz, um auch mir die kaum gewonnene Ruhe zu vernichten."

Arnold konnte ſich über den faſt melancholiſchen Ausruf ſeines Verwandten des Lachens nicht erwehren. „Ah, ah, Vetter," rief er, „Du haſt mir geſtern abend den geborenen Poeten vorgeworfen; was ſoll ich nun erſt von Dir ſagen! Glaubſt Du nicht —"

„Du wirſt mir ſchwerlich viel anderes ſagen können," unterbrach ihn Alexis, „als was Du geſtern für Dich ſelbſt in Anſpruch genommen: Es gibt zwiſchen Himmel und Erde Zufälle, die wir nun einmal gelten laſſen müſſen."

„Du haſt recht, lieber Vetter," ſagte Arnold nach einigem Beſinnen; „und was hülfe es auch, wenn ich Dir ſagen wollte, daß Deine Einbildungskraft Dich wohl ſchon auf der Furka getäuſcht, daß Dir die ſchöne Miß — wie geſagt, was hülfe es? Laſſen wir's alſo an dem, wie es nun einmal iſt, genug ſein."

„O gewiß!" rief Alexis mit einem halb betrübten, halb ſcherzenden Ausdrucke, „ich verſichere Dich auch, daß ich daran ſchon mehr als genug habe. Übrigens," fügte er raſch ſich erhebend hinzu, „hab' ich Dich bereits allzulang von Deinen Morgengeſchäften abgehalten und auch ich will mich wieder an meine archivaliſchen Studien machen. Vielleicht daß ich durch die Vergangenheit der Gegenwart am beſten Meiſter werde." Er wandte ſich, ohne eine Antwort abzuwarten, der Thüre

zu, hielt aber den Schritt nochmals an, indem er ſagte: „Doch eines noch, Vetter, wenn ich bitten darf. Sprechen wir vorerſt nicht mehr von der Sache, da jeder ſolche Dinge doch ſelbſt mit ſich ins reine bringen muß.“

Arnold nickte beiſtimmend, und die ſolchergeſtalt geſchloſſene Übereinkunft wurde auch getreulich gehalten, am Nachmittag und die folgenden Tage. Dafür boten nun die Vorbereitungen zur großen Volksverſammlung, an welcher Arnold als einer ihrer Leiter und Urheber einen hervorragenden Anteil zu nehmen hatte, der Unterhaltung vielfachen und belebten Stoff dar, zumal auf derſelben auch Angelegenheiten behandelt werden ſollten, die Alexis von ſeinem eigenen Standpunkte aus anſah. „Du biſt ungerecht,“ äußerte Arnold ſich einmal in einem ſolchen Geſpräche, „indem Du die einfachſte Vorausſetzung unſeres ganzen Staatsweſens nicht würdigen willſt. Du hältſt dasſelbe, wie ſo viele Ausländer noch, für revolutionär, während es in Wahrheit weit konſervativer iſt, als der größte Autokrat der Welt. Dieſer kann wohl einen guten Teil der beſchriebenen Tafel ſeiner Staatseinrichtungen nach Willkür auslöſchen und nach Gutdünken wieder neu beſchreiben, hatte doch er oder ſeine Vorfahren das Ausgelöſchte mit der nämlichen Willkür hingeſchrieben. Aber bei uns geht das nicht ſo leichten Kaufes. Wir haben mit jeder Zeile, ja mit jedem Worte und Buchſtaben dieſer beſchriebenen Tafel zu rechten und zu markten, bevor wir ſie nur umſchreiben, geſchweige auslöſchen, und die neue Schrift werden wir der alten immer wieder anpaſſen müſſen. Denn die alte ſelbſt war auch nicht willkürlich hingeſchrieben, ſondern förmlich aus der Tafel herausgewachſen. Ihr da draußen ſcheltet uns ob ſolchen Thuns phantaſieloſe und ideenarme Kleinigkeitskrämer, die nicht über den Geſichtskreis ihres Kirchturmes hinaus zu ſehen vermöchten; aber ihr vergeßt dabei, daß ihr ſelbſt uns nicht von jahrtauſendalten, auf feſten Grundmauern ruhenden Kirchtürmen

herabpredigt, sondern nur von den bequemen Sätteln Eurer Theorien und Vorurteile herab, die ihr ein bißchen hoch in die Luft gehängt habt. Versucht es einmal, von diesem luftigen Sitze aus so viele selbständige, im Boden festgewurzelte Eigenarten, wie wir sie im Lande haben, mit all ihren Äußerungen in Lebensart, Gewohnheit, Sitte und Gesetz unter einen Hut zu bringen; den beweglichen, redefertigen St. Galler mit dem schwerfälligen, aber nachhaltigen Berner; den heiteren, witzigen Appenzeller und den düstergrübelnden Urner; den spekulierenden, gewinnliebenden Zürcher und Glarner mit dem genügsamen Unterwaldner und Schwyzer; den thätigen Basler mit dem weiten Welthandelsblicke und den beschränkten, trägen Freiburger, nicht einmal zu gedenken der Stamm-, Sprach- und Glaubensverschiedenheiten; versucht das und wir wollen ja sehen, was dabei herausschaut."

Alexis lächelte über den Eifer, in welchen Arnold sich hineingeredet, und sagte daher begütigend: „Nun wohl, lieber Vetter, warten wir erst Euere eigene Probe ab; einstweilen machst Du mich von Stunde zu Stunde begieriger, Euere verschiedengestaltigen Volksmajestäten an der großen Versammlung bei einander zu sehen."

So kam der Sonntag heran. Arnold wollte, teils um dem Gedränge auf der Eisenbahn zu entgehen, teils um dem Vetter das sich allmählich entwickelnde Volksbild bequemer zeigen zu können, im eigenen Wagen hinfahren. Drum mußte früh aufgebrochen werden, da Arnold als Komiteemitglied schon vor dem Beginne der öffentlichen Verhandlungen am Versammlungsorte einzutreffen hatte. Beim Einsteigen in den Wagen überreichte er seinem Gaste ein grünes Tannenreis, um sich dasselbe, wie er selbst that, auf den Hut zu stecken; aber Alexis konnte sich eines leisen Kopfschüttelns nicht enthalten, als er bemerkte, daß der Hut des Kutschers, der bereits auf dem Bocke saß, ebenfalls mit einem solchen Zweiglein geschmückt

war, nur noch mit einem anſehnlicheren und währſchafteren als ſein Herr. „Gleichheit, Gleichheit!“ murmelte er.

Auf dem See lag noch eine tiefe Dämmerung, und nur die höchſten Firnen begannen ihre Spitzen in ein blendendes Licht zu tauchen, als der offene Wagen, mit zwei feurigen Rappen beſpannt, aus dem Hofe fuhr. Noch ſchien ringsum alles in ſchlafender Ruhe zu liegen, und ſelten erſt wurde in Buſch und Baum ein träumeriſches Zwitſchern wach; doch kaum hatten die Fahrenden eine halbe Stunde zurückgelegt, als ſich in einiger Entfernung vor ihnen ein friſcher Marſchgeſang erhob. „Es ſind die Unſrigen,“ rief der Kutſcher in den Wagen zurück: „die haben ſich noch vor uns aus den Federn gemacht.“ Bald war die Schar erreicht, die, etwa aus fünfzig rüſtigen Männern beſtehend, die Hüte ebenfalls mit Tannreiſern geſchmückt und ein luſtiges Fähnlein an der Spitze, den Wagen mit fröhlichem Zurufe begrüßten. Sie zögen es vor, ein paar Stunden weit zu marſchieren, bevor ſie die Eiſenbahn beſtiegen, ſagten ſie; es wäre anders ſchade um die Morgenkühle, und dann ſei auf dieſe Weiſe auch das Fahrgeld ſchon bezahlt. Der Wagen fuhr nach kurzem Halte weiter, und Arnold ſagte zu ſeinem Vetter: „Siehſt Du, dieſe Leute, denen morgen mit dem erſten Tagesanbruch ihre ſchwere Arbeit wieder beginnt, machen nun einen Marſch von ſechs Stunden, am Abend auf dem Heimwege werden ſie das nämliche thun, um an ihren Auslagen eine kleine Erſparnis zu erübrigen; aber ſie wollen dabei ſein und zum voraus, vor dem eigentlichen Abſtimmungstage, öffentlich ſich für Verfaſſungsbeſtimmungen erklären, von denen manche ihnen zuwider ſind.“

„Zuwider ſind!“ rief Alexis; „nun, da müſſen andere Beſtimmungen ihnen um ſo angenehmer ſein, ſonſt würden die Leute getroſt zu Hauſe bleiben.“

„Dem Einzelnen kaum,“ entgegnete Arnold; „vielmehr wird jeder ſein Opfer zu bringen haben, ſei es dieſer oder jener

Art. Aber dies Opfer iſt zum allgemeinen Beſten erforderlich.“

„Wohl, ſolche Opfer bringen im Notfalle auch andere Völker,“ meinte Alexis ironiſch; „nur dächt' ich, das Deinige könnte ebenfalls ruhig zuwarten, bis ſie ihm unweigerlich abgefordert würden.“

„Glaubſt Du?“ entgegnete Arnold; „aber vielleicht liegt gerade hier ein kleiner Unterſchied, der Dir bisher entgangen iſt: ein Volk, das ſich ſelbſt regiert, ſoll ſich auch zu rechter Zeit zu befehlen wiſſen. Andere mögen immerhin den von außen kommenden Befehl abwarten.“

„Über Dein Volk von Philoſophen!“ lachte Alexis; doch allmählich verging ihm ſelbſt die Luſt, das Geſpräch in der begonnenen Weiſe fortzuſpinnen. Denn ſobald der Tag höher ſtieg. zeigten ſich da und dort neue Männerſcharen, die mit fliegenden Fahnen, oft unter Muſik und Geſang und das Tannenreis auf dem Hute, von allen Seiten herangezogen kamen. Und je weiter die Fahrt ging, um ſo belebter, mannigfaltiger geſtaltete ſich der Anblick. Es ſchien in der That, als ob ſich das ganze Land zu einer gewaltigen Feſtwallfahrt erhebe. Zu Fuß, zu Roß, auf dem kleinen bäuerlichen Reitwägelchen, in ſtattlichen Karoſſen, auf bekränzten Leiterwagen wogte es auf allen Straßen, ſo weit der Blick durch den hellen Morgen zu reichen vermochte. Überall fröhlicher Zuruf der ſich Begegnenden, überall grüßendes Fahnenſchwenken. Wo Arnolds Wagen auf ſeiner Fahrt ſich mit den Schienenwegen kreuzte, drängten endloſe Maſſen um die Bahnhöfe, endloſe Wagenzüge, mit doppelten Lokomotiven beſpannt, flogen einem gemeinſamen Ziele zu. „Nun ja,“ ſagte endlich Alexis aus langer, ſchweigender Betrachtung heraus; „aber eines wirſt Du mir doch zugeben, daß nämlich all dieſe Tauſende ſich nicht bloß aufgemacht haben, um ſich einige patriotiſche Gemütsſtärkung zu holen; denn ſoviel mir aus Reiſehandbüchern erinnerlich, iſt

der Verſammlungsort mehr durch ſeine guten Gaſthäuſer und Bierbrauereien, als um ſeiner Patrioten willen bekannt."

„Und doch dürfte ich getroſt drauf wetten," entgegnete Arnold, „daß heute abend Tauſende und Abertauſende hungriger und durſtiger nach Hauſe kommen, als ſie an Wochentagen von ihrer Feldarbeit heimkehren. Ich meinesteils bin froh, uns zum voraus ein ſicheres Plätzchen beſtellt zu haben; ſonſt möchte es auch Dir ſchlimm ergehen, lieber Vetter."

Und Alexis mußte ſeinem vorſorglichen Führer bald recht geben, denn als ſie an das Städtchen herankamen, ließ dasſelbe wohl von allen Türmen und Giebeln Fahnen herabwimpeln, waren wohl alle Fenſter mit bunten Teppichen und Guirlanden geſchmückt, empfingen die Ankommenden wohl vor allen Thoren und in allen Gaſſen mächtige Ehrenpforten; aber hätte ſelbſt jedes Haus in ein Gaſthaus ſich umwandeln können, würde der Ort noch lange nicht imſtande geweſen ſein, die heranflutenden Gäſte alle zu beherbergen. Arnold dagegen hatte für ſich und ſeinen Begleiter in einem Gaſthofe, der etwas vor den Thoren lag, ein behagliches Zimmer beſtellt, deſſen Fenſter auf den Verſammlungsplatz hinausgingen. Es war ein ſchöner, nach drei Seiten amphitheatraliſch anſchwellender Wieſenplan, in deſſen Mitte ſich die Tribüne für die Redner und Lenker des Tages erhob.

„Was Dir nun beſſer behagt," ſagte Arnold, nachdem dieſes Quartier bezogen und raſch eine Erfriſchung eingenommen war: „willſt Du mich in die Komiteeſitzung begleiten, wo ich Dich ohne allen Anſtand einführe? oder ziehſt Du es vor, auf eigene Fauſt zu leben? Im letzteren Falle aber dürften wir vor dem Schluſſe der Verſammlung ſchwerlich mehr zuſammentreffen."

„Ich bleibe ein freier Mann," rief Alexis; „an Langeweile werde ich nicht zu leiden haben."

„Ich kann Dir nicht unrecht geben," erwiderte Arnold; „von hier aus überſiehſt Du das ganze Schauſpiel am beſten und ſelbſt die Reden vermagſt Du zu verſtehen, wenn dieſelben Dich intereſſieren ſollten. Alſo auf Wiederſehen."

Arnold ging, und auch Alexis begab ſich noch eine Stunde auf die Straße. Überall ſtrahlende Blicke, überall begeiſterte Mienen, und doch wogte die Menge wieder ſo ruhig und gemeſſen zu und ab, als ob ſie zur Kirche zöge. Endlich gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zur Aufſtellung und Ordnung des Feſtzuges, der am Bahnhofe ſich zu ſammeln hatte. Dorthin drängten nun eilig die Scharen, während Alexis ſich wieder auf ſein Gaſtzimmer begab, unter deſſen Fenſtern der Zug nach der Wieſe vorbeigehen mußte. Allzu lange hatte er hier nicht zu harren, bis neuer Kanonendonner und das Geläute aller Glocken des Städtchens verkündeten, daß der Zug ſich in Bewegung geſetzt.

Er kam; voran ein gewaltiger Muſikchor, hinter ihm das leitende Komitee, völlig verborgen unter einem wallenden Fahnenwalde, ſo daß Alexis nicht einmal ſeinen Verwandten zu entdecken vermochte. Dann in wohlgeordneten Reihen und Taktſchritt Schar um Schar, jede mit einer Muſikbande, jede mit einem flatternden Fähnchen an der Spitze, und alle Volksklaſſen, jede Stufe des Mannesalters bunt durcheinander gemiſcht. Der graubärtige Greis am Arme des Jünglings, deſſen Lippe kaum ein weicher Flaum bedeckte; der gelbe Bauernkittel und die Arbeiterbluſe neben dem ſtädtiſchen Modenrocke. In weitem Bogen, aber raſch und ſicher kreiſte, auf der Wieſe angelangt, der faſt endloſe Zug um die Tribüne herum, bis er ſich zu einem breit die Bodenerhebungen hinanwachſenden Ringe um dieſelbe zuſammenſchloß. Über dem ſchmuckloſen Gerüſte, das die Redner aufgenommen, wallte der verhüllende Fahnenwald.

Jetzt legte ſich allmählich tiefe Stille auf den Kreis, doch nur für wenige Augenblicke; denn alsbald erhob ſich, von allen Muſikchören begleitet, ein tauſendſtimmiger Männergeſang, mächtig, gewaltig, weit über die Stadt und hoch zum Himmel hinanſchwellend. Alexis mußte, an ſeinem Fenſter ſtehend, unwillkürlich das Haupt entblößen; er verſtand weder die Worte des Liedes, noch kannte er die Melodie desſelben; aber er ſang, von der erhabenen Tonwoge unwiderſtehlich ergriffen, leiſe mit, bis der Geſang zu Ende war.

Nun trat aus dem Fahnenwalde hervor ein Redner an die Brüſtung der Tribüne; nach kurzer Friſt ein zweiter, dritter. Alexis merkte, daß jedem nur eine knappe Zeit, aber jedem auch eine beſtimmte Aufgabe zugeſchieden war, über die er nicht hinausgehen durfte. Alle wurden mit der unverbrüchlichſten Aufmerkſamkeit angehört, und mancher erwarb ſich rauſchenden Beifall zum Lohne. Arnold war noch immer nicht erſchienen, und ſchon begann Alexis zu befürchten, derſelbe möchte ſeinen Anteil einem andern abgetreten haben, als er vortrat. Wie aus ehernem Munde ſchwang ſich ſeine Stimme, die ſonſt ſo ſanft und ruhig klang, über die Menge weg, und donnernder, nicht enden wollender Zuruf erwiderte die Worte voll hohen Sinnes und begeiſterter Vaterlandsliebe, die er geſprochen hatte. Über den einſamen Zuhörer im Gaſthofszimmer floß ein leiſes Erſchauern herab. „Es iſt doch etwas," ſagte er bewegt vor ſich hin; „es iſt etwas, ſo mitten in ſeinem Volke zu ſtehen, ſeine Herzen zu lenken und ihm mit Liebe und Hingebung Führer zu ſein. Was bin ich — was kann ich werden!" Aber drunten ſtand Arnold, auch als der toſende Beifall endlich langſam verrauſchte, noch immer an ſeinem Platze. Die Rechte wie zur Bitte um Stille erhebend, rief er: „Und nun, liebe Mitbürger, vernehmt zum Schluſſe noch einen Gruß, den Euch die weite Ferne ſchickt."

Arnold wandte ſich rückwärts und führte eine hohe Geſtalt in greiſen Haaren und weiß herabwallendem Barte an die Brüſtung vor. „Ja, teure Eidgenoſſen,“ begann der neue Redner ohne Zaudern mit noch kräftiger, wenn auch nicht ſo klangvoller Stimme wie ſein Vorgänger, „ich bringe Euch von jenſeits des Meeres die Grüße und Glückwünſche Eurer Landsleute, Eurer Verwandten und Bekannten, die das Schickſal wohl der Heimat entführte, denen es aber die Liebe zu dieſer unvergeßlichen Heimat nicht aus dem Herzen tilgen konnte. Sie alle ſind Euch in Euren langen Bemühungen um den freien Ausbau Eures vaterländiſchen Grundgeſetzes mit Blicken voll bangender und hoffender Teilnahme nachgegangen; ſie alle ſind von dem ſehnlichen Wunſche erfüllt, daß Euch das ſchwierige Werk glücklich gelingen möge. Denn ſie wiſſen, das Glück und die Ehre ihrer alten Heimat iſt auch ihr Glück und ihre Ehre, wo immer ihr Fuß auf dieſer Erde ſich hinwende. Und mit herzfreudiger Hoffnung glaube ich, der große Wurf werde Euch diesmal gelingen. Dafür gibt mir ſchon dieſer Tag eine Bürgſchaft, an dem Ihr — wie viele Tauſende! — aus allen Gauen, aus allen Thälern und von allen Bergen des Landes herbeigeeilt ſeid, um für das Werk Eurer ſelbſtgewählten Vertreter Zeugnis abzulegen und Eure Herzen an dem erhebenden Gefühle patriotiſcher Zuſammengehörigkeit zu erfriſchen und aufzurichten. Gott erhalte, Gott ſchütze und behüte das teure Vaterland!“

Auch dieſe Anſprache fand, ſo kurz ſie war, einen warmen Wiederhall bei den Zuhörern, erweckte aber zugleich die Neugierde derſelben nach der Perſönlichkeit des Redners. Niemand kannte ihn, niemand wußte ſeinen Namen zu nennen, und nur da und dort glaubte einer, ihn ſchon irgendwo flüchtig geſehen zu haben. Dem Zuhörer droben im Gaſthofe erging es noch ſchlimmer, indem er beim erſten Anblicke des Fremden in eine Aufregung und Verwirrung geriet, aus der er bald ſich nicht mehr herauszuhelfen wußte. Während der ganzen Rede hatte

er ſich weit aus dem Fenſter vorgebeugt, ohne einen Blick von dem Redner zu wenden oder ſonſt eine Bewegung zu machen; jetzt, als dieſer wieder unter die Fahnen zurückgetreten war, fuhr er auf und lief haſtig durch das Zimmer, in der Abſicht, auf die Wieſe hinabzueilen. Doch was ſollte er dort, wie konnte er den breiten Volksring durchbrechen, und was hätte ihm dies auch nützen können! Getäuſcht hatte er ſich nicht, davon war er überzeugt, aber gleichwohl wagte er noch nicht, an das zu glauben, was er mit eigenen Augen geſehen hatte. So verfiel er, während drunten das Volk zum Schluſſe ſeines Tagewerkes den feierlichen Vaterlandsgeſang anhob und dann wie ein lang eingedämmter Strom geräuſchvoll auseinander zu wogen begann, in jenen ſeltſamen Seelenzuſtand, in welchem der Verſtand den Wahrnehmungen der Sinne nicht mehr traut und ſich mit halbem Bewußtſein lieber einem unklaren, dämmernden Sinnen, Hoffen und Fürchten überläßt. In dieſem Zuſtande befand Alexis ſich auch noch, als draußen vor der Zimmerthüre Tritte laut wurden und unter derſelben Arnold erſchien, hinter ihm der weißbärtige Redner.

„Da bring' ich Dir meinen amerikaniſchen Oheim," rief Arnold mit ſtrahlendem Geſicht; „und hier, Oheim, unſer ruſſiſcher Vetter — umarmt euch, ihr ungetreuen Ausreißer!" Und die beiden lagen ſich auch alsbald in den Armen, ohne daß Alexis nur wußte, wie ihm geſchah. „Mit dem Moskowitertum wird es ſchon gehen, da wir uns an einem ſolchen Tage finden," rief der Alte mit herzlicher Fröhlichkeit; „ſeien Sie mir tauſendmal willkommen, Vetter." Alexis war noch nicht imſtande, etwas zu erwidern; aber Arnold, obwohl er in der eigenen Aufregung die Verwirrung des Vetters nicht wahrnahm, kam ihm glücklich zu Hilfe, indem er ſogleich drängte: „Doch nun raſch dem leiblichen Menſchen gegeben, was er nicht länger entbehren kann, und dann fort von hier.

Es iſt immerhin ein ordentlicher Umweg, und Alice dürfen wir auch nicht zu lange warten laſſen.“

So wurde auf Arnolds Anordnung alsbald ein kleiner Imbiß aufgetragen, über welchem Alexis ſeiner Sinne und Gedanken allmählich wieder Meiſter wurde und die nötigſten Aufklärungen erhielt. Er erfuhr, daß der Oheim, kaum erſt vor dem Beginne des Feſtzuges in dem Städtchen angekommen, ſich aber in der Vorausſicht, ſeinen Neffen dort am ſicherſten anzutreffen, ſogleich in das Verſammlungslokal des leitenden Ausſchuſſes begeben hatte. Von dort war er denn auch mit Arnold auf den Feſtplatz gezogen. Alice dagegen war unterwegs, einige Stunden entfernt, bei einer ehemaligen Penſionsfreundin zurückgeblieben, wo ſie nun abgeholt und der Heimweg nach dem Landhauſe am See gemeinſchaftlich angetreten werden ſollte. Schon in weniger als einer halben Stunde fuhren die drei Verwandten zum Thore hinaus.

Doch trotz ſeiner wiederkehrenden Selbſtbeherrſchung war Alexis innerlich froh, daß ſeine Begleiter, beide gleich freudig angeregt, die Unterhaltung auf ſich nahmen und ihn zwiſchen dem Zuhören mehr ſeinen eigenen Gedanken überließen. Der Oheim konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Scharen, die, ſchon wieder um ihre Fahnen geordnet, in noch gehobenerer Stimmung als am Vormittage, ſich nach allen Richtungen auf den Heimweg begaben. „Ein ſolches Bild,“ ſagte er, „würde man drüben bei uns allerdings vergeblich ſuchen. Ein amerikaniſches Maſſenmeeting gewährt immer nur den Anblick einer einzelnen Volksklaſſe oder dann denjenigen einer Maſſe diſparater, nicht zuſammengehöriger Menſchen, die auch alsbald wieder auseinander ſtäuben, nie aber das einheitliche Bild eines Volkes. Dieſen Menſchen hier aber geht die Zucht, die ſie daheim in ihrem täglichen Gemeindeleben üben, auch auf ihre Feſte und großen Verſammlungen nach; daher die Ruhe, die Ordnung, die den Fremden betroffen macht.“

„Und doch konnte es Dir drüben ſo lange gefallen, lieber Oheim!“ rief Arnold.

„Auch ſei der Himmel davor, daß ich über Land und Leute dort das Geringſte kommen ließe,“ entgegnete der Oheim; „wer junge, gärende Kräfte in ſich fühlt, wer erwerben und ſich Wege zu weitgreifender Thätigkeit öffnen will, der gehe immer hinüber; er wird es nicht zu bereuen haben und leicht finden, was er hier vergeblich geſucht hätte.“

„Als ob nicht auch wir vieles beſäßen, was drüben umſonſt geſucht wird!“ warf Arnold ein.

„Das bin ich ja keineswegs geſinnt in Abrede zu ſtellen,“ erwiderte der Oheim; „nur beſitzt ihr ein Zuviel, wo Amerika an einem Zuwenig krankt. Der geſunden Entwicklung und Bildung des amerikaniſchen Volkslebens tritt eine gewiſſe Schrankenloſigkeit entgegen; das übermäßige Wachstum der Bevölkerung wie des Staatengebietes ſteht in keinem richtigen Verhältniſſe mit ihrer allzu kurzen geſchichtlichen Dauer, und ſo konnte früh eine ſoziale Ungleichheit Raum gewinnen, die einen in ſich gefeſteten, einheitlichen Volksgeiſt noch nicht aufkommen läßt, trotz eines ſtarken äußeren Zuſammenhaltes. Dafür hat Euch die geſchichtliche Gebundenheit all' Eurer Verhältniſſe leider oft nur den Namen der Freiheit übrig gelaſſen, während ohne das wirkliche Vorhandenſein derſelben an ein wahrhaftes Volkstum auch nicht zu denken iſt.“

„Wohl,“ verſetzte Arnold, „aber ſind wir denn nicht auf dem beſten Wege, uns aus dieſer Gebundenheit herauszuarbeiten und gleichwohl ihr Gutes zu bewahren? Iſt nicht ſchon vieles geſchehen darin?“

„Auch das leugne ich nicht,“ entgegnete der Oheim; „vielmehr freue ich mich deſſen aus ganzem Herzen als eines ſchönen Glückes, das mir der Himmel ohne mein Zuthun noch auf meinen Lebensabend aufgeſpart zu haben ſcheint. Ihr Jüngeren

habt's in dieſer Beziehung weiter gebracht, als ich mir's in meiner eigenen Jugend je hätte träumen laſſen."

„Das iſt mir genug," rief Arnold fröhlich; „ſo taucht doch endlich eine Hoffnung auf, daß Du den Lebensabend noch bei uns verbringen wirſt."

Der Oheim lächelte leiſe vor ſich hin und ſagte nach einigem Zögern: „Es heißt ja, der Vogel, der über Tag noch ſo hoch und weit geflogen, kehre am Abend immer wieder gern zu ſeinem Neſte zurück. So könnt' es wohl auch mit mir geſchehen; doch liegt das nicht in meiner Hand."

„Nicht in Deiner Hand?" fragte Arnold verwundert; „und in welcher andern ſonſt denn, lieber Oheim?"

„In meinen alten Tagen trenne ich mich nicht mehr von meinem einzigen Kinde," erwiderte der Oheim, „und ſo mag Alice entſcheiden — ich dränge ſie nicht. Meine Vorkehren drüben ſind getroffen."

„O dann," rief Arnold freudig aus, „o dann iſt der Würfel ſchon gefallen! Alice wird unſer Land nie verlaſſen, ſo lange noch einer ſeiner Berge ſtehen bleibt."

Alexis war dieſer Wendung des Geſprächs mit einem wachſenden Gefühle ſchmerzlicher Beklommenheit gefolgt, und beklommen blickte er nun auch auf Arnold, der dem Oheim, wie zur Beſtätigung eines ſtilleinverſtandenen Bedürfniſſes, die Hand ſchüttelte. „Wie könnte es auch anders ſein," murmelte er mit einem nur mühſam unterdrückten Seufzer in ſich hinein; „was wäre anders zu erwarten geweſen!" Er ſchaute träumeriſch in das Land hinaus, über dem es bereits zu dämmern begann. „Eines wird mir doch erſpart," fuhr er in ſeinem lautloſen Selbſtgeſpräche fort; „bis wir hinkommen, iſt es dunkel geworden, und dann werden Nacht und Eile das Übrige thun."

Und ſo kam es auch. Als der Wagen an dem Hauſe anlangte, in welchem Alice wartete, war die Nacht angebrochen, und bei dem Wege, der noch zurückzulegen war, durfte an

einen Aufenthalt nicht mehr gedacht werden. Solchergeſtalt konnte die erſte Begrüßung der beiden Verwandten, die in ihrem Leben ſich noch nie begrüßt, nur auf offener Straße und beim ungewiſſen Flackerſcheine eines Lichtes, das ein Bedienter trug, geſchehen. Gleichwohl mußte Alexis unwillkürlich die Augen ſchließen, als Alice im Scheine dieſes Lichtes noch von einigen Frauen begleitet auf der Vortreppe des Hauſes erſchien, und ebenſo unwillkürlich preßte er die Hand gegen das Herz, als ſie ihrem Vetter Arnold anmutig die Wange zum Kuſſe bot. Ihn ſelbſt bewillkommnete ſie mit unbefangener Freundlichkeit, und nur beim erſten Anblicke ſchien ein flüchtiger Ausdruck der Überraſchung über ihr Geſicht dahinzugleiten.

Mitternacht war ſchon vorüber, als der Wagen endlich auf den Hof des Landhauſes hereinfuhr. Die Natur hatte, von der beſtrickenden Stille der dämmernden Sternennacht unterſtützt, ihre Rechte unmerklich geltend gemacht und das Geſpräch war allmählich ins Stocken geraten. Alice, die von Anfang an wenig geſprochen, lag ſcheinbar ſchlummernd in die Wagenecke gelehnt, und ſo beeilte man ſich nun, die Ruhe aufzuſuchen. Doch gab Arnold ſeinem vetterlichen Gaſte noch in gewohnter Weiſe das Zimmergeleite.

Alexis drückte, als ſie eingetreten waren, ſorgfältig die Thür zu und warf ſich dann mit dem Anſcheine völliger Ermüdung in einen Lehnſtuhl; aber er erhob ſich ſogleich wieder und ſagte auf das Porträt der Tante deutend: „Vergiß nicht, am Morgen früh das Bild an ſeinen alten Platz zurückbringen zu laſſen; es möchte dem Oheim und der Tochter auffallen, dasſelbe nicht dort zu finden.“

„Ei, warum denn das,“ erwiderte Arnold, dem Bilde näher tretend, ruhig. „Doch iſt mir's dieſen Abend vorgekommen, als ſei Alice, ſeit ich ſie das letzte Mal geſehen, ihrer Mutter viel ähnlicher geworden. Wie findeſt Du ſie, Vetter?“

„Das wäre Dir erſt dieſen Abend ſo vorgekommen!“ rief Alexis.

Arnold wendete ſich bei dem ſeltſam gepreßten Tone, in dem dieſe Worte hervorgeſtoßen waren, mit einem fragenden Blicke nach ſeinem Gaſte um und bemerkte nun erſt den faſt verſtörten Ausdruck, der auf deſſen bleichem Geſichte lag. „Mein Gott, was iſt Dir,“ rief er erſchrocken, „was fehlt Dir, Vetter?“

Dieſer legte beide Hände über die Augen und ſagte, indem er ſie langſam wieder herabſinken ließ, noch im nämlichen Tone: „Lache über mich, wenn Du willſt; nur treibe Dein Spiel nicht mit mir!“

„Mein Spiel mit Dir treiben!“ rief Arnold mit wachſendem Erſtaunen; „aber ſo ſprich doch, was meinſt Du?“

„Nun denn,“ entgegnete Alexis etwas gefaßter, „ſo ſage mir endlich aufrichtig, wie ſtehſt Du zu Deiner Couſine? iſt ſie Dir wohl ſchon von früh an durch den Wunſch der Eltern beſtimmt geweſen, haſt Du erſt ſpäter ſie Dir zur Lebensgefährtin auserſehen — gönne mir Dein Vertrauen und ſei offen gegen mich!“

Arnold ſchaute den Vetter in höchſter Betroffenheit an und ſchüttelte langſam den Kopf, wie ungewiß, was er denken ſolle. „Alice,“ ſagte er ebenſo langſam, „iſt das Kind unſeres Hauſes, meine Schweſter, wenn Du willſt; aber —“ Er unterbrach ſich, um ſeinen Verwandten von neuem erſtaunt anzublicken.

„Dann,“ erwiderte dieſer, ſein geſenktes Geſicht erhebend, „dann verzeihe, und Du wirſt mich begreifen, wenn ich Dir ſage, daß Alice niemand anders iſt, als meine Engländerin von der Furka.“

Arnold wollte in einen lauten Ausruf der Überraſchung ausbrechen; aber Alexis machte eine raſch abwehrende Bewegung und fuhr ſelbſt ſo leiſe, als ob ihn die Wände nicht hören dürften, fort: „Glücklicherweiſe hat weder der Oheim

noch Alice mich wieder erkannt, was auch natürlich iſt; aber was nun weiter geſchehen ſoll —"

Arnold begann ſchweigend das Zimmer auf und nieder zu ſchreiten; in ſeinen ſonſt ſo ruhigen Zügen bewegte ſich etwas, wie ein fernes Aufleuchten. Endlich ſagte er, wieder ſtehen bleibend: „Ja, was nun weiter! Du ſprichſt das aus, als ob es ſich um ein erſchreckendes Unglück, um ein Verbrechen handelte, lieber Vetter. Vorerſt ſchlafen, rate ich, ſchlafen; und Du wirſt ſehen, wie hell am Morgen die Welt vor Deinen Augen ſteht."

Und ſchon in aller Frühe dieſes Morgens, noch lange bevor der Oheim und ſeine Tochter zum Vorſchein kamen, waren die beiden in eifrigem Geſpräche auch wieder bei einander; dann aber ſchien kein Blick, geſchweige ein andeutendes Wort mehr an das Geſchehene erinnern zu ſollen. Überhaupt begann von dem Tage an ein Leben auf dem Landhauſe, das dem See glich, der unter ſeinen Fenſtern ſich ausbreitete. Die Oberfläche war ruhig und klar, aber in der Tiefe unter derſelben bewegte ſich viel heimliches Leben durcheinander. Ungeſehene Strömungen rauſchten nebeneinander her oder durchkreuzten ſich; neue Quellen brachen aus dem Grunde auf und umſpielten erfriſchend den Stengel der Seeroſe, die träumend zum Licht emporſtrebte. Arnold ſelbſt ſchien mit all' ſeinem Denken und Sinnen von der nahenden Volksabſtimmung in Anſpruch genommen zu werden. Er ging in die Stadt, fuhr tagelang auf die Dörfer hinaus, und der Oheim, der an dieſem lebendigen Treiben ſich völlig verjüngte, begleitete ihn. So ſahen Alice und Alexis zu ihrer Unterhaltung ſich oft genug einzig aufeinander angewieſen, und ſie ſuchten dieſer gegenſeitigen Pflicht auch mit beſtem Willen nachzukommen. Kleinere und größere Spaziergänge nach ausſichtsreichen Höhen wurden ausgeführt, Fahrten auf dem See veranſtaltet. Sie muſizierten und ſangen wohl auch miteinander oder betrachteten gemeinſchaftlich Arnolds

Kunſtſchätze. Als ſie das erſte Mal vor Alicens mütterlichem Bildniſſe ſtanden, deutete er auf die Mitteilungen hin, die Arnold ihm über die Krankheit der Verſtorbenen gemacht. „Ich habe die arme Mutter nie gekannt,“ ſagte ſie in ſchmerzlicher Bewegung; „aber meine gute Tante, die mir eine zweite Mutter geworden, hat mir oft von ihrem Leiden erzählt, und ich begreife nur zu gut, wie ſie daran ſterben konnte.“

„Sie würden ſich alſo ebenfalls vor dem Heimweh fürchten, wenn Sie im Auslande leben ſollten?“ fragte Alexis.

„Gewiß würd' ich das,“ erwiderte ſie lebhaft; „erinnere ich mich doch deutlich, wie ich mich ſchon als Kind hierher geſehnt habe.“

„Weil man Ihnen vorher erzählte, daß Sie hier zu einer zweiten Mutter kommen ſollten.“

„Ohne Zweifel geſchah das,“ entgegnete Alice, „aber wie müßte ich jetzt, wo ich dieſes ſchöne Land, dieſes gute Volk kenne, nicht Heimweh nach ihnen bekommen, wenn ich ſie verließe?“

„Auch nach dem Volke?“

„Und warum nicht,“ fragte ſie, ihn verwundert anblickend, „da ich doch ſelbſt zu dieſem Volke gehöre!“

„Sie ſind alſo nicht bloß das äußere Ebenbild Ihrer Mutter!“ rief Alexis nachdenklich aus.

Sie wandte ſich, ohne etwas zu erwidern, ab, ſo daß er nicht wußte, wie ſie ſeine raſche Bemerkung aufgenommen hatte. Überhaupt wußte er oft genug nicht, wie er mit dem ſchönen Kinde daran war oder wie ihm ſelbſt geſchah. Denn als ein Kind mußte ihm Alice manchmal erſcheinen. Mit der kindlichſten Unbefangenheit konnte ſie mit dem erſten beſten Bauern wie mit einem vertrauten Hausgenoſſen verkehren und im nächſten Augenblicke ſtand ſie wieder wie eine geborene Herrſcherin da, der er nur mit unwillkürlicher Ehrerbietung ſich zu nahen wagte. Aber aus allem, was ſie in jeder ihrer wechſeln-

den Geſtalten that und ſprach, wehte ihn ein ſo friſcher Hauch beſtrickender Anmut an, daß es eitle Mühe für ihn geweſen wäre, ſich dieſem Zauber entziehen zu wollen. So gab er ſich demſelben widerſtandslos gefangen, ohne ſich nur zu fragen, wie all das enden ſolle. Denn es entging ihm nicht, daß Alice oft ſich nach der Geſellſchaft der Abweſenden zu ſehnen ſchien und darum mitunter auch lebhaft an den gemeinſchaftlichen Abendgeſprächen teilnahm, die ſich um die ſchwebende Tagesfrage bewegten.

„Wie gern möcht' ich Euch, wenn es anginge, auf Euern Fahrten begleiten," ſagte ſie einmal; „es muß etwas ſo Schönes darin liegen, eine gewonnene Einſicht unmittelbar dem weniger Einſichtigen einzuflößen und ſeine Seele gleichſam eigenhändig mit einem höheren Lichte zu erfüllen. Das Geſpräch mehr gleichmäßig Gebildeter untereinander verhält ſich dagegen doch wie ein bloßes Spiel, wie ein Zeitvertreib zur nützlichen Thätigkeit."

„Hört mir einmal dieſe genügſame Weisheit," rief Arnold ſcherzend; „aber bekehre Du nur erſt unſern Vetter Alexis und Du haſt genug gethan."

„O, um dieſen ruſſiſchen Vetter ſteht es nicht halb ſo ſchlimm, wie ich es erwartet hätte," entgegnete der Oheim ebenfalls fröhlich gelaunt. „Recht hat er; dieſe unmittelbar eingreifende Thätigkeit zehrt eine unglaubliche Menge geiſtiger Kräfte auf, die ſich in anderer Weiſe zu vollendeteren Formen, zur Kunſtblüte hätten entfalten können. Gleichwohl ſind es immer wieder nur die höchſten und dauerndſten Menſchheitsgedanken, die ein ganzes Volk zu bewegen vermögen, und haben dieſe erſt einmal ſich durch das Geſetz in ſeine Anſchauungen und Gewohnheiten eingewurzelt, ſo werden ſie ſchon von ſelbſt auch ihre edlere Blüte treiben."

Unter ſolchem Thun und Beſprechen kam endlich der entſcheidende Tag heran. Schon der Abend brachte aus den

näheren Gegenden erfreuliche Berichte, und am folgenden Morgen verkündete lang anhaltender Kanonendonner, der von der Stadt heraus über den See weit in die Berge hineindröhnte, das glückliche Abſtimmungsergebnis. Nun war aber für Arnold keines Bleibens mehr zu Hauſe. „Nur heute noch ſeht mir meine Unart nach,“ rief er in freudiger Aufregung; „morgen und alle kommenden Tage ſollſt Du Dich nie mehr über mich zu beklagen haben, liebe Alice. Aber Du weißt, am Abend findet eine kleine Feier des großen Ereigniſſes ſtatt, und da bedarf es noch mancherlei Vorbereitung, Rat und Hilfe. Alſo auf fröhliches Wiederſehen!“ Mit dieſer heiteren Entſchuldigung machte der Neffe ſich auf den Weg, und der Oheim folgte ihm munter.

Am Abend ſaßen die zwei Zurückgebliebenen auf der Altane, die nach dem See ging. Über den Gebirgshäuptern hatte der Purpur abgeblüht, und auf dem See und ſeinen Ufergeländen lag ſchon nächtiges Dunkel ausgebreitet. Da ſtieg mit einemmal auf dem nächſten Vorberge jenſeits des Sees raſch eine Feuerſäule empor; auf einer benachbarten Höhe eine zweite, dritte, und in weniger als einer Viertelſtunde leuchtete um den See, ſo weit der Blick reichte, ein mächtiger Feuerkranz, der ſeinen Flammenſchein über die ſtillen Waſſer herab und hoch zum Himmel hinauf ergoß. Die Luft füllte ſich mit einem rötlichen Schimmer, der Baum und Haus, Wald und Flur in einem magiſchen Dämmerlichte erſcheinen ließ. Auch drunten auf dem See nach der Stadt hinab wurde es lebendig. Zahlreiche Kähne, die ſprühenden Feuergarben glichen, fuhren in kunſtreichen Windungen durcheinander, und die Stadt ſelbſt ſchien ſich in eine einzige, rieſige Feuergarbe verwandelt zu haben, aus der ihre Türme und Häuſer in wechſelndem Farbenglanze emporſtiegen. Dazu kam von allen Seiten feierliches Glockengeläute herangewallt, donnernde Schüſſe warfen ihre ehernen Grüße darein, und von Zeit zu Zeit trug der

Abendwind den verwehenden Jubelruf des Volkes von der Stadt heraus.

In ſtummes Anſchauen verloren, waren die zwei einſamen Beobachter auf ihrer Altane lange lautlos nebeneinander geſeſſen, bis endlich Alice aufatmend ausrief: „Ach, hier iſt es ſchön, hier iſt doch gut wohnen!“

„Hier iſt es ſchön,“ wiederholte Alexis bewegt ihre Worte, „und auch ich möchte wieder hier wohnen unter meinem angeſtammten Volke, im Lande meiner Väter, wenn mir irgendwo in demſelben eine Hütte ſtünde. Oder willſt Du mir eine ſolche bauen helfen, Alice?“

Mit dieſer Frage hatte er ſich vor ihr auf die Kniee geworfen und ſuchte nun ihre beiden Hände zu ergreifen. „Alice,“ bat er, als ſie keine Antwort gab, „vergib, verzeihe mir! ach, ich habe Dich vom erſten Augenblicke an geliebt, ſchon bevor wir uns als Verwandte kennen gelernt.“

„Ich weiß, wo Du mich zum erſtenmal geſehen haſt,“ ſagte ſie lächelnd; „aber das zweite Mal hab' ich Dich trotz Nacht und Dunkelheit auch auf den erſten Blick wieder erkannt.“

„Alice,“ rief Alexis, „Du hätteſt —“

„Steh' auf!“ flüſterte ſie, ſich zu ihm niederbeugend, „ſteh' auf und bleibe bei uns, ich will Dir Deine Hütte bauen helfen.“

Nachdem der ſtürmiſche Ausbruch geſicherter Glückſeligkeit, der dieſem Verſprechen folgte, ſich etwas beſänftigt hatte, wollte Alexis, wie alle Glücklichen unerſättlich in ſeinem Glücke, von neuem die Verſicherung hören, daß Alice bei der zweiten Begegnung ſich ſeiner erinnert und ihn wieder erkannt habe. „Ich ſuchte deshalb, obwohl ich ſicher war, ſchon am erſten Tage den Vetter auszuforſchen,“ erzählte ſie darauf mit ſchalkhaftem Lächeln, „und von ihm erfuhr ich auch den boshaften Streich, den der übermütige Engländer Dir geſpielt hatte. Wir beide haben wohl ein bißchen gelacht darüber.“

Alexis errötete. „Dieſen Verrat hätte ich von Arnold nicht erwartet!“ rief er unwillig.

„Gib Dich zufrieden,“ erwiderte ſie leiſe, „er hat mir dafür auch erzählt, wie Du mich, ohne zu ahnen, wer ich war, im Bilde meiner Mutter wieder erkannt und mich wohl auch ein wenig geliebt habeſt in demſelben. Und ſiehſt Du, das allein ſchon hätte vielleicht hingereicht, Dir mein Herz zuzuwenden.“

Unter ſolch' ſüßem Geplauder merkten die Glücklichen kaum, daß die funkelnden Kähne auf dem See verſchwanden und die Feuerſäulen auf den Höhen allmählich tiefer ſanken. Drum nahmen ſie auch die Tritte nicht wahr, die durch den Korridor herankamen, bis der Oheim und Arnold auf die Altane traten. Doch Alexis hatte ſich bald gefaßt. „Oheim,“ rief er, ſich erhebend und die holde Mädchengeſtalt näher an ſich ziehend, „gönnt mir den Vaternamen, ich bleibe im Lande, wo Eure Tochter bleibt, und werde Euch ſtets ein getreuer Sohn ſein.“

Der Oheim blickte bald auf das vor ihm ſtehende Paar, bald auf ſeinen Neffen, der, zuerſt den Vetter, dann Alice umarmend, mit dem ſchönen Aufleuchten ſeiner Augen ausrief: „Was hab' ich Dir geſagt, Herzensoheim? die jungen Zweige wenden ſich wieder zum alten Stamme zurück, um ihn mit neuem Grün zu bekleiden.“

Der Oheim erhob ſchweigend die Hände, um ſie auf die Häupter ſeiner Kinder zu legen. Aus einem Kahne aber, der durch die Nacht den See hinabglitt, erſcholl es in melodiſchem Männergeſange zur Altane empor:

„O mein Heimatland, o mein Vaterland!“

Klein-Gottfried.

(1858.)

Es gibt Kinder, auf die der Tod ſchon bei ihrem Eintritte ins Leben einen verlangenden Blick geworfen zu haben ſcheint. Das Merkmal dieſes Totenblickes bleibt dem kleinen Erdenwaller durch die ganze Zeit ſeines kurzen Daſeins als ein Zeichen, das auf eine baldige Heimkehr deutet, gerade wie der erbleichende Sternenſchein das Nahen des Morgens verkündet. Und es ſind dies auch jene Kinder, die einem erbleichenden Sterne gleichen, ſo ſtill und dämmernd, das Herz des Beſchauers mit ſanfter Wehmut und zugleich mit leiſer Sehnſucht nach dem Unbekannten erfüllend. Während die rotbackigen Altersgenoſſen ſich wild und lärmend am Spiele ergötzen, ſitzen ſie ſtill bei Seite. Das feine, bleiche Geſichtchen iſt von einem Lächeln erhellt, aber die großen, träumeriſchen Augen ſcheinen in unſichtbare Ferne zu ſchauen. Manchmal, wenn ein Spiel zu Ende iſt, tritt eines der kleinen Kamerädchen zu dem Kinde heran und ruft: „Du da, willſt Du nicht einmal mitthun?“ Das Angeredete ſchaut faſt verwundert auf, als wär's aus einem Traume erweckt worden. Mit dem Kopfe ſchüttelnd, lächelt es dem kleinen Genoſſen freundlich zu, erhebt ſich dann und geht langſam davon. Die Übrigen ſchauen ihm eine Weile nach, ohne ein Wörtchen zu ſagen; es iſt als ob durch die jungen Herzen eine Ahnung von dem baldigen Verluſt des kleinen Gefährten ginge, der immer ſo ſtill und freundlich war und

noch nie einem Andern etwas zu Leide gethan hatte. Dann wird das Spiel wieder von Neuem begonnen; aber weniger laut und lärmend als vorhin, und bald iſt die Luſt daran gänzlich ausgegangen.

Es gibt wohl wenige Erwachſene, die in ihren tiefern Erinnerungen nicht das Bild eines ſolchen, ſtillfreundlichen Gefährten ihrer Kindertage mit ſich tragen. Es ſind zwanzig, dreißig, vielleicht fünfzig bis ſechzig Jahre, daß ihn ein paar ältere Knaben in ſchwarzen Mäntelchen und mit einer großen weißen Roſe am Arme fortgetragen haben. An der Hand des Vaters gingen wir hart hinter dem Särglein, das mit einem ſchwarzen Tuche behangen war. Es ſind, wie geſagt, vielleicht ſechzig Jahre vergangen ſeit dem; aber der Morgen jenes Tages ſteht ſo deutlich vor unſerer Seele, als wär's erſt geſtern geweſen. Statt des gewöhnlichen Kleidchens zog uns die Mutter ein ſchwarzes Röckchen an, und auf unſer Befragen, warum das geſchehe, gab ſie zur Antwort, weil unſer kleines Kamerädchen da drüben im Nachbarhauſe geſtorben ſei. Dabei zog ſie uns ans Herz heran, um unſer Geſicht mit langen, heftigen Küſſen zu bedecken. Nachdem ſie uns das ſchwarze Hütchen aufgeſetzt, das wir bekamen, als die Großmutter geſtorben war, und jetzt nur etwa an ſeltenen Sonntagen tragen durften, ſagt ſie, die Augen trocknend: „So, geh' jetzt ſtill und fromm mit dem Vater und bring' deinem Kamerädlein die ſchöne Blume da mit.“ Und ſo gibt ſie uns ein weißes Sträußlein in die Hand, küßt uns nochmals auf Mund und Augen und führt uns nach der Stube hinüber. Dort ſteht der Vater ſchwarzgekleidet, ernſt und nachdenklich am Fenſter. Er grüßt die Mutter leiſe, nimmt uns bei der Hand, und wir gehen langſam nach dem Nachbarhauſe.

Vor demſelben ſtehen viele ſchwarzgekleidete Leute, bekannte und unbekannte, die leiſe mit einander ſprechen und ebenſo leiſe den Vater grüßen, faſt als ob Niemand es hören dürfte.

Wir ſteigen die kleine Steintreppe hinan und gehen durch den Hausgang nach der großen Wohnſtube, während nebenan aus der Küche und der anſtoßenden kleinern Hinterſtube ſich unterdrücktes Weinen hören läßt. In der Wohnſtube ſtehen in einem großen Halbkreiſe wiederum ſchwarzgekleidete Leute. Der Nachbar tritt leiſe auf den Vater zu und ſtreckt ihm mit bleichem Geſichte und ohne ein Wort zu ſprechen die Hand entgegen. Jetzt führt uns der Vater einige Schritte vor, wo auf einem mit ſchwarzem Tuche bedeckten Tiſche das offene Särglein ſteht. „Sieh' da dein Kamerädlein," ſagt er, „wie es ſtill und freundlich eingeſchlafen iſt. Schau's noch einmal recht an und leg' ihm deine Blumen ins Bettlein." Ja, drinnen liegt unſer Geſpänlein, das immer ſo ſtill und gut geweſen war. Es ſei geſtorben, wieder ein Engelein geworden, hatte die Mutter geſagt; aber jetzt ſchläft es nur, obgleich ſchon ſo ſchön, wie die Engelein es ſind. Über einem ſchneeweißen Kleide hat es die Händchen in einem Blumenkranze zuſammengefaltet, und zu beiden Seiten des bleichen Geſichtes geht ebenfalls ein Kränzlein herab; neben den weißen Roſen ſind es kleine, blaue Blumen, die ſich an dem weißen Spitzenkäppchen immer zitternd hin- und herbewegen.

Auf des Vaters Geheiß haben wir unſere Roſe ebenfalls auf das weiße Kleid des kleinen Schläfers gelegt und ſchauen ihn nun unverwandten Blickes an, ob er die Hände nicht regen oder die Augen nicht öffnen wolle; aber die kleinen, weißen Finger bleiben in einander gefaltet und die Augenlider geſchloſſen. Es iſt auch ſo ſtill in der Stube, nur hin und wieder ein kurzes Geflüſter, wenn Jemand hereinkommt, und dann wieder Schweigen, bei dem ſich's gerne ſchlafen läßt. Endlich aber entſteht doch ein Geräuſch. Aus der Schar der Herumſtehenden tritt ein Mann hervor, den wir faſt nicht mehr kennen in ſeinem langen, ſchwarzen Rocke, und doch iſt es nur der alte Schreiner mit den weißen Haaren, der uns ſchon

manches kleine Stühlchen und Tiſchlein und andere Sachen gemacht hat. Die Kinder freuen ſich ſonſt alle, wenn ſie dem freundlichen Manne nur auf der Straße begegnen. Jetzt nimmt er ein ſchwarzes Brett, das auf einem nebenanſtehenden Stuhle liegt, hebt es in die Höhe und ſchaut die Leute im Kreiſe herum an, als ob er dieſen oder jenen etwas fragen möchte. Sie alle beugen ſich vor, um einen Blick nach dem ſtillen Kinde zu werfen; mancher hält dabei, die Augen verdeckend, die Hand über das Geſicht, und unſerm Nachbarn, des Kamerädleins Vater, fallen Thränen herab, während der alte Schreiner das Brett auf das Särglein deckt. Er zieht nun bedächtig eine Schraube aus der Taſche und fängt an den Deckel feſtzubohren; aber im nämlichen Augenblick öffnet ſich die Thüre der Nebenſtube, und mit lautem Weinen ſtürzt die Mutter des Kindes aus derſelben hervor.

„Du darfſt nicht fort, mein kleiner Engel,“ ruft ſie wehklagend, den Deckel heftig wieder von dem Särglein ſtoßend und ſich mit ausgebreiteten Armen auf dasſelbe werfend; „ich laſſe dich nicht forttragen, mein Kind, mein einziges Leben, o du mein Stern, mein ſüßer Augentroſt; du darfſt nicht von mir, du meines Herzens Licht, du meiner Seele Krone! wach auf, o nur einen Blick noch aus deinen treuen Augen, mein Kind, mein ſüßes Kind —.“

Zwiſchen den jammernden Worten drückt ſie das Geſicht auf die kleine Leiche, dieſelbe mit Thränen und Küſſen bedeckend. Aber das Kind hört ſelbſt den wehklagenden Ruf der Mutter nicht mehr und hört nicht, wie ſich rings in der Stube herum ein Weinen erhebt. Endlich kommen einige Frauen heran; ſie ziehen, ſelbſt laut weinend, die untröſtliche Mutter von dem Särglein zurück und führen ſie wieder nach der Nebenſtube hinüber. Der alte Schreiner hebt, nachdem er mit der Hand über die Augen gefahren, den ſchwarzen Deckel abermals herauf; haſtig und mit zitternder Hand ſchraubt er denſelben feſt-

und ebenſo raſch treten zwei Männer heran, die das Särglein an beiden Enden faſſend hinaustragen. Als wir mit dem Vater und den Andern, die in der Stube geweſen, ebenfalls hinauskommen, haben es die Knaben ſchon auf die Schultern gehoben, und hintendrein ordnet ſich ſtill und langſam der Zug dem Kirchhofe zu.

Dort ſtellen die kleinen Träger ihre Bürde am offenen Grabe auf die Erde nieder. Um dasſelbe herum bildet ſich ein geräuſchloſer Kreis von Knaben und Mädchen, in den ſich der Lehrer ſtellt. Er gibt mit der Hand ein Zeichen; das Glöcklein, das bisher vom Turme geläutet, verſtummt, und alsbald erheben ſich die Stimmen der Schülerſchar, um ſanft, wie leis angeſtrichene Saiten, in einem Liede zuſammenzutönen.

Der Geſang geht zu Ende; der Lehrer tritt aus dem Kreiſe zurück und macht dem Pfarrer Platz, der, neben dem kleinen Sarge ſtehend, mit geſenktem Haupte zu ſprechen anfängt. Er nennt den Namen des toten Kamerädleins, ſpricht dann von Blumen, die alsbald verwelken, und von frommen Kindern, die früh wieder heimgehen. Nachdem er Amen geſagt, treten wieder zwei Männer hervor; ſie heben Blumen und Kränze, die auf dem Totenbäumlein gelegen, weg, ſchlagen das ſchwarze Tuch über demſelben zurück, und unter ihren Händen ſinkt das verſchloſſene Bettlein ins Grab hinunter. Die Leute ſchauen noch einen Augenblick auf die dunkle Öffnung desſelben und gehen dann ſtill aus einander der Kirchhofstreppe zu, während aus der offenen Kirchenthüre die mächtigen Töne der Orgel hervorſchwellen.

Auf dem Heimwege fragen wir den Vater, ob nun unſer Kamerädlein nicht auch wieder heimkomme, wie der Pfarrer von frommen Kindern geſagt habe? „Nein, es kann nicht mehr kommen,“ antwortet er, „es iſt ja geſtorben und muß jetzt drunten im Kirchhofe bleiben, wo ſie es hingelegt haben.“

„Und wenn es Nacht wird?“ „Ja, auch wenn es Nacht wird, alle Tage und Nächte,“ lautet die Antwort.

Jetzt erst wird uns schwer und bang im Herzen, und bei dem Gedanken, auch während der schwarzen Nacht immer und allein da drunten im Kirchhofe liegen zu müssen, kommen uns aus Angst und Mitleid mit dem armen, guten Kinde die Thränen in die Augen. Bisher hatten wir nicht geweint und auch nicht recht gewußt, warum Andere weinten. Man sagte uns zwar, das Gespänlein sei gestorben; doch schlief es ja nur, still und freundlich, wie wir's sonst auch gesehen; bloß daß es jetzt das schöne, weiße Kleidchen und die schönen Blumen um Hände und Stirne trug, wie ein Engelein, das nicht erwachen mochte. Aber warum mußten sie es auf den Kirchhof tragen und da tief in die Erde hineinlegen? Warum durfte es nicht bei der Mutter schlafen, die es ja so sehr lieb gehabt und die so heftig geweint, als die Männer es forttrugen? Der Vater gibt uns auf all' diese Fragen nur mit einem leisen Kopfschütteln Antwort, und erst jetzt fangen wir an bitterlich zu weinen, daß unser kleiner Freund gestorben ist.

Am Abend, wann die goldigroten Wölklein über dem Walde erbleicht sind, sitzen wir auf dem Schoße der Mutter, die uns noch nie wie heute geherzt und geküßt hat, und fragen abermals, ob unser Kamerädlein gar nie mehr heimkommen dürfe. Da deutet sie mit dem Finger durch die Fensterscheiben nach einem Sterne, der wie eine schimmernde Blume über dem Giebel des Nachbarhauses aufgegangen ist. „Siehst du, mein Kind,“ sagt sie, „das ist das Lichtlein, das der liebe Gott deinem Kamerädchen angezündet hat; es ist jetzt da droben und leuchtet mit seinem Lichte herab zu uns, ob du ein braves, frommes Kind seiest.“

Unsere Thränen trocknen, und unsere Klagen verstummen. Mit sehnsüchtigem Blicke folgen wir dem mildleuchtenden Gestirne und versagen uns noch viele Abende den Schlaf, um

nach demſelben auszuſchauen. Der Schmerz unſeres kindlichen Gemütes um den Verluſt eines lieben Weſens iſt verſöhnt, da ſich dieſes Weſen nun in ein anderes, ſchöneres und dem Auge ſichtbar gebliebenes verwandelt hat.

Auch mir iſt es ſo gegangen, als der kleine Gottfried ſtarb. Ich konnte gar nicht aufhören zu weinen, daß er nun immer Tag und Nacht in dem dunkeln, kalten Grabe liegen müſſe; als mir aber am Abend die Mutter den freundlichen Stern gezeigt, den der liebe Gott jetzt meinem kleinen Gefährten zum Spielzeuge gegeben, ſchlief ich getröſtet ein und träumte von dem Sterne, den ich ſelbſt einſt bekommen würde. Und heute noch, ſo oft ich in der Nacht zum ſchimmernden Himmelsſaal aufſchaue, muß ich an den Klein-Gottfried denken, und ſein Bild ſtellt ſich meiner Erinnerung dar, wie aus Sternenſchein und wehmütiger Sehnſucht nach unſchuldsvollen Kindertagen gewoben.

Er war kaum etliche Wochen älter als ich, der kleine Gottfried; aber ſoweit mein deutlicheres Erinnern zurückgeht, ſtand er an ſinnigem, verſtändigem Weſen um Jahre über mir. Unſere väterlichen Wohnungen lagen nur durch einen Baumgarten getrennt, durch den ein wohlunterhaltener, mit ſtets friſchem Kieſe belegter Fußweg führte. Wie eine traumartige Erinnerung ſteht es vor mir, daß wir beiden Kleinen an warmen Sommertagen in einem Kinderwägelchen auf dieſem Wege hin- und hergefahren wurden. Klein-Gottfried mag ſchon bei dieſem erſten Zuſammenleben Gelegenheit gefunden haben, ſeine kindliche Geduld und freundliche Nachgiebigkeit gegen mich zu erproben und auszubilden; denn gewiß muß ich jederzeit bereit geweſen ſein, den bequemeren Sitz und die ausgedehnteſte Behaglichkeit mit Händen und Füßen in Anſpruch zu nehmen. Mein erſtes hierauf bezügliches Erinnern knüpft ſich an einen Frühlingsſonntag, ich mochte ſo gegen vier Jahre alt ſein. Meine Mutter ging mit mir, der ich aufs Stattlichſte aus-

gerüſtet war, durch den Baumgarten zu Klein-Gottfried hinüber. Auf meinem Kopfe prangte ein farbiger, ſoldatiſcher Papierhut, mit allerlei bunten Bändern geziert; zur Seite hing ein Säbel mit meſſingenem Griffe, und in der Hand trug ich eine kleine Trompete, die unaufhörlich ihr Gekreiſche zum Beſten geben mußte; aber kaum war ich in das Nachbarhaus getreten, war all' dieſe Herrlichkeit ſchon ins Waſſer gefallen. Klein-Gottfried ſaß auf einem Schemelchen am Fenſter und hielt ein Kinderpfeifchen in der Hand, dem er feine und hellklingende Töne entlockte. Das war nun für Auge und Ohr ein Wunderwerk, von dem meine kindiſche Begehrlichkeit ſofort überwältigt wurde. Vor Allem war's ein auf dem Pfeifchen angebrachtes Mädchen, deſſen kleine, windmühlenartige und prächtig rot und grün bemalte Flügel durch den ausſtrömenden Hauch des Inſtrumentes in raſchen Umſchwung gebracht wurden, was meine höchſte Bewunderung und Sehnſucht erregte. Dieſe zu verbergen, lag nicht in meiner Art, und ich hatte ſie auch bald in ſehr ungeberdiger Weiſe ausgedrückt. Die Mutter mochte mich lange tröſten und mir ein „ſilbernes Nienewägeli mit einem goldenen Rüteli" verſprechen, wenn ich ruhig und artig ſein wolle; da half Alles nichts, ich verlangte zappelnd und ſtampfend das Pfeiflein. Gottfried betrachtete eine Weile mit nachdenklichem Lächeln das niedliche Spielzeug, das ihm vor kaum einer Stunde geſchenkt worden war; dann ſtieg er langſam von ſeinem Schemelchen herab und kam freundlich auf mich zugegangen. „Sei nur ſtill, Jakobli," ſagte er, mir das Pfeifchen darreichend, „ich will Dir's ſchon geben; wenn ich einmal pfeifen mag, kann ich ja zu Dir kommen. Gelt, ich darf dann ſchon?"

Und ſo geſchah es auch. Klein-Gottfried kam alle Tage durch den Baumgarten hereingegangen, ſetzte ſich ſtill in einen Winkel oder auf die ſteinernen Stufen vor dem Hauſe, blies eine Weile auf ſeinem Pfeifchen und wanderte wieder ſtill, wie

er gekommen, den Baumgarten hinaus nach ſeinem Hauſe hinüber.

Ich glaube wohl, daß dieſe entſagende Freundlichkeit, verbunden mit den Ermahnungen, welche die Mutter an dieſelbe zu knüpfen wußte, einen nachhaltigen Eindruck auf mein junges Herz hervorgebracht habe; wenigſtens erinnere ich mich, daß ich das Pfeifchen noch lange Jahre, nachdem die ſpielende Windmühle längſt an demſelben zerbrochen und Klein-Gottfried geſtorben war, nie ohne ein tiefes Heimweh nach dem freundlichen Kameraden betrachten konnte.

Von dieſer Zeit an begann auch unſer häufigeres Zuſammenſein und der bald unentbehrliche Kinderverkehr. Manchmal ging ich wohl nach dem großen Spielplatze hinunter, auf dem ſich die übrigen Altersgenoſſen der Nachbarſchaft zuſammenfanden; aber wenn Gottfried mich nicht dahin begleitete, wurde es mir unter der lärmenden Schar bald unbehaglich, und ich wanderte wieder durch den Baumgarten, den ſtillen, ſtets freundlichen Gefährten aufzuſuchen. Wir gingen mit einander an der langen Gartenmauer hin und ſchauten mit verhaltenem Atem nach dem prächtigen Schmetterling, wie er ſich bald auf dieſem, bald auf einem andern Blatte niederließ, die blau und rot beränderten Flügel hin- und herwiegend; da bemerkte ich, mich niederbückend, unter den Blättern glänzend rote Erdbeeren, über die ich mich ſofort hermachen wollte. „Nein, nein,“ rief Gottfried, mich am Arme zurückhaltend, „Du darfſt ſie nicht abbrechen; weißt Du nicht das ſchöne Sprüchlein?“

„Nein,“ ſagte ich verwundert, „welches denn?“

Er begann leiſe:

Es höckelet uf em Hübeli
Mit ſim rote Jüdeli;
Es höckelet am Rainli
Und zeigt ſine dünne Beinli.

„Weißt Du,“ fügte er, nach der ſüßen Frucht deutend, geheimnisvoll bei, „das ſind die Erdbeeren, die nur ein einziges, dünnes Beinlein haben; drum darfſt Du ſie nicht abbrechen, bis Dir's die Mutter erlaubt.“ Das Sprüchlein ſelbſt, vielleicht noch mehr die geheimnisvolle Weiſe, in der mir's mein kleiner Gefährte mitteilte, hatte meine kindliche Vorſtellung alsbald mächtig angeregt. Die Erdbeere erſchien mir als ein lebendiges Weſen, dem ich durch das Brechen des kleinen, dünnen Beinchens keinen Schmerz verurſachen durfte. Ich ging wohl manchmal hin, um mit einer Art verlangender Scheu unter den Blättern durch nach den purpurnen Früchten hinzuſchauen; aber vor der Ausführung meines begehrlichen Gelüſtens blieben ſie ſicher geſtellt.

Dem kleinen Gottfried ſchien dieſe unſer unſchuldiges Thun belebende und vergeiſtigende Kinderpoeſie über Nacht in Sinn und Erinnerung zu quellen, und faſt jeden Tag kam er mit einem Sprüchlein, das meine Vorſtellung mit lieblichen Bildern ausſchmückte. Einmal, da wir unter einem Baume ſaßen, ſchaute er in die tief herabhängenden Zweige hinauf und begann dann halb ſingend:

Es ſitzt es Jümpferli uf em Baum,
Es het am Röckli en rote Saum;
Im Herze het's en herte Stei —
Säg, was das für nes Jümpferli ſei.

Er guckte mich, als ich faſt erſchrocken aufwärts ſchaute, mit ſeinem ſtillen Lächeln an, deutete mit dem Finger auf die ſich bräunenden Kirſchen und ſagte wieder in ſeiner geheimnisvollen Weiſe: „Siehſt, das Jümpferli iſt die Kirſche in ihrem roten Röcklein, und weißt du denn nicht, wie ſie darunter einen harten Stein hat, den wir drum nicht hinunterſchlucken dürfen?“

Ich muß noch heute, wenn ich eine Kirſche ſehe, an die wunderlichen Vorſtellungen denken, die mich damals tagelang über das rotröckige Jüngferlein mit dem ſteinernen Herzen be-

ſchäftigten; aber ebenſo wenig habe ich vergeſſen, wie mein kleiner Lehrmeiſter mein junges Herz dem Mitleiden für die Armut zu öffnen wußte.

Wir ſaßen beiſammen vor dem Hauſe, jeder mit einem umfangreichen Butterbrote in der Hand, als ein armes, bleiches Mädchen herankam und uns mit verlangenden Blicken zuſchaute.

Klein-Gottfried brach ſein Stück ſogleich entzwei, dem Mädchen die eine Hälfte entgegenreichend. „Hörſt du, Mareili," ſagte er, „der Jakobli gibt dir auch noch etwas, wenn du uns das ſchöne Liedlein von den armen Kindern ſingſt." Das Mädchen faltete ſeine mageren Händchen und ſang mit feiner, ſchüchterner Stimme:

's macht miner Mueter en Chumber,
Wil's eusere ſo viel ſind;
Drum wend mer ſtilſig bete
Und chline Mümpfeli eſſe,
Denn ſind mer fromme Chind.

Gottfried ſchaute mich an und ſagte: „Sieh, Jakobli, wenn du dem Mareili jetzt auch noch dein halbes Brot gibſt, ſo bekommt's doch nur ein kleines Mümpfeli, das andere muß es ſeinem Brüderchen und Schweſterlein geben."

Der Winter kam und mit ihm manche Beſchränkung unſeres ſommerlichen Kinderverkehres, ohne daß derſelbe jedoch ganz aufgehört hätte. An trockenen Tagen wanderten wir gerne miteinander zu einer alten Verwandten, die ſeitwärts des Ortes in einem einſam gelegenen Hauſe wohnte. Da, bei der kinderloſen, freundlichen Frau, waren wir jederzeit willkommene Gäſte, und an ſüßen goldgelben Birnen, an rotwangigen Äpfeln und an andern ſolchen Herrlichkeiten war nie ein Mangel. Das Einzige, was unſere Freude an dieſem liebgewonnenen Wege etwas ſtörte, war ein großer, tiefer Weier, der ſich an dem Brunnen vor dem Hauſe unſerer Verwandten

befand und an dem wir hart vorübergehen mußten. Jedesmal wurden uns die ernſtlichſten Ermahnungen mitgegeben, dem gefährlichen Waſſer ja nicht nahe zu kommen, und jedesmal, wenn wir heimkehrten, begleitete uns die Baſe, bis wir an der Stelle vorüber waren. Allmählich jedoch beſchwichtigte ſich die elterliche Beſorgnis, da wir ſchon ſo oft hin- und wiedergegangen und beſonders wohl auch, weil Gottfried ein ſo verſtändiges und aufmerkſames Kind war, und wir ſelbſt gingen bald an dem Weier vorüber, ohne an irgend eine Gefahr zu denken.

Einmal, es war ein heller, aber kalter Wintertag, waren wir auf unſerem Wege zur Baſe wieder an die Stelle gelangt. Ich trämpelte, beide Hände in ein warmes Müffchen geſchoben, vor meinem kleinen Gefährten her, als ich plötzlich ausglitſchte und, über die glatte Fläche rutſchend, auf die dünne Eisdecke hinabfiel, mit welcher der Weiher überfroren war. Klein-Gottfried warf ſein eigenes Müffchen ſogleich auf den Schnee und rief mir tröſtend zu, nur keine Angſt zu haben, er wolle mir ſchon wieder heraufhelfen. Er war auch behende über das Bord herabgeklettert, hatte mich, den Schnee von meinem Mäntelchen wiſchend, aufgehoben und half mir nun, ſelbſt noch unten ſtehend und mit allen Kräften nachſchiebend hinaufklimmen; aber kaum hatte ich die Füße auf den Bordrand herangezogen, ertönte hinter mir ein Krach und ein kurzer Angſtſchrei. Als ich erſchrocken zurückblickte, war ein Stück der Eisdecke eingebrochen, und daneben lag nur noch Gottfrieds kleine Pelzmütze; er ſelbſt war durch die dunkle Lücke in die Tiefe getaucht. Ich erinnere mich noch recht deutlich, daß mir's im erſten Augenblicke war, als müßt' ich ebenfalls nachſtürzen; dann aber klammerte ich mich mit ausgeſtreckten Armen in dem halb gefrorenen Schnee feſt und erhob ein lautes Jammergeſchrei.

Was hierauf zunächſt erfolgte, ſteht nur noch undeutlich vor meinem Gedenken. Wie einen fliegenden Schatten ſah ich plötzlich den alten Knecht meiner Baſe am Weiher ſtehen und unter einem ſcharfen Krachen in demſelben verſchwinden. Dann fühlte ich mich ſelbſt vom Boden aufgehoben und ins Haus hinübertragen. Das Erſte, an das ich mich wieder voll erinnere, iſt der laute Jammer, mit dem Gottfrieds Mutter in die Stube meiner Baſe ſtürzte. Mit ausgebreiteten Armen warf ſie ſich über ihr Kind, das in einem Kiſſen gebettet auf einem Tiſche lag. Ich ſaß auf dem Schoße meiner ebenfalls herbeigeeilten Mutter, die mich mit feſten Armen umfangen hielt. Die Stube füllte ſich bald mit noch andern Menſchen; aber lange wurde nur ein leiſes Geflüſter gehört und dazwiſchen der jammernde Ausruf: „Mein Gottfried — lieb Gottfried — thu' die Augen auf, ſieh', ich bin da — deine Mutter.“ Endlich fuhr ſie aus ihrer vorgebeugten Stellung auf und ſchrie: „er lebt — er lebt — er hat die Augen aufgethan.“ Alles drängte ſich nun um den Tiſch herum, und die Mutter hob mich auf ihren Armen empor, damit ich ebenfalls hinſehen könne. Da lag Gottfried mit dem freundlichen Geſichtchen, nur ſah er noch bleicher aus als ſonſt. Er ſchaute lange wie verwundert umher, ohne ein weiteres Zeichen zu geben, bis ich ſeinen Namen rief und die Hände nach ihm ausſtreckte; da wendete er ſein Geſicht nach mir hin und ſagte leiſe: „Ich bin ja bei dir, Jakobli.“

Nach wenigen Augenblicken trat mit Gottfrieds Vater haſtig der Doktor in die Stube. Die Leute wichen von dem Tiſche zurück, und der alte Herr mit den ſchneeweißen Haaren blieb lange über den Kleinen hingebeugt und hatte das Ohr lauſchend auf ſeine Bruſt gelegt. Endlich erhob er ſich und ſtreckte Gottfrieds Mutter, die ſtillweinend mit gefalteten Händen neben ihm ſtand, die Rechte entgegen. „Beruhigt Euch,

gute Frau," ſagte er freundlich, „ich glaube, es iſt keine Gefahr vorhanden; mit Gottes Hilfe mag es gehen."

Gottfried, der ſchlafmüde die Augen wieder geſchloſſen hatte, wurde in große Tücher eingewickelt; dann nahm ihn der Vater auf den Arm und ging, von andern begleitet, mit ihm aus der Stube. Meine Mutter wickelte ebenfalls ein großes Tuch um mich und folgte den Andern, mich auf den Armen tragend, nach. Draußen ſtanden die Leute um den Weier herum und ſchauten, laut mit einander ſprechend, in das Waſſer hinab. Mir war's, als müßt' ich mich ſchämen, daß ich mich von der Mutter tragen ließ; aber ich war doch ſo müde und ſchläfrig geworden, und kaum waren wir drunten in der Wieſe angelangt, als mir die Augen zufielen.

Als ich am folgenden Morgen aufwachte, ſtanden Vater und Mutter an meinem Bettchen, mich mit beſorgten Mienen anblickend. „Thut dir etwas weh, Jakobli?" fragte die Mutter leiſe. „Nein," erwiderte ich nach einigem Beſinnen, „aber es iſt mir im Schlafe vorgekommen, ich ſei draußen bei der Baſe in den Weier gefallen und Gottfried auch."

„Ihr ſeid ja geſtern auch hineingefallen, und Gottfried iſt nun recht krank geworden."

„Ja, jetzt weiß ich's wieder," ſagte ich; „aber nun will ich aufſtehen und zu ihm gehen."

„Nein, nein," erwiderte die Mutter haſtig, indem ſie die Decke über mich zog; „heute mußt du im Bette bleiben, Gottfried thut's auch. Morgen, wenn du noch einmal ausgeſchlafen haſt, kannſt du wieder zu ihm gehen."

Ich gab mich mit dieſer Anordnung zufrieden, da mir die Mutter allerlei Spielzeug, darunter auch Gottfrieds Pfeifchen, ins Bett brachte; bald auch war ich wieder eingeſchlafen, und Abend und Morgen kamen ſchneller, als ich gedacht hatte.

Unter Herzen und Küſſen kleidete die Mutter mich an und ſagte dann, wir wollten nun mit einander zu Klein-Gottfried

gehen, der noch immer recht krank ſei. Als wir in die Stube traten, wo er im Bette lag, rief er mich mit lauter, ſchreiender Stimme, wie ich ſie noch nie an ihm gehört hatte, beim Namen. Ich ſprang eilig, wenn auch faſt erſchrocken zu ſeinem Bettchen. Da lag er, der ſonſt immer ſo weiß und bleich geweſen, mit brennend roten Wangen und ſchien mich mit weit offenen Augen anzuſchauen; aber gleichwohl rief er fortwährend mit der gleichen lauten Stimme meinen Namen und befahl mir zwiſchenhinein, nicht ſo nah' an den Weier hinzugehen, ſonſt werde mich der große Hund beißen. „Ich bin ja bei dir, Gottfried," rief ich, ängſtlich ſein heißes Händchen faſſend, „ſieh' mich nur an, wir ſind nicht beim Weier." Aber er wollte nicht hören und gab auf alle meine Bitten und Fragen keine Antwort. Da wurde ich recht traurig und fing ſo heftig zu weinen an, daß mich die Mutter, die ebenfalls ſtill vor ſich hin weinte, heimführen mußte. Den ganzen Tag über konnt' ich mich nicht zufrieden geben und fragte beſtändig, warum Gottfried nichts habe mit mir reden wollen.

Am Abend ging ich mit der Mutter wiederum zu ihm hinüber. Jetzt ſaß er aufrecht in ſeinem Bettchen, noch weißer und bleicher als gewöhnlich, und ſtreckte mir ſchon von weitem die Hände entgegen; aber reden mochte er nicht und bald bat er auch ſeine Mutter mit einem trüben Lächeln, das Spielzeug, das auf ſeiner Decke vor ihm ausgebreitet lag, mir zu geben, er könne es jetzt doch nicht mehr brauchen. Denn, ſagte er, er ſei müde und wolle ſchlafen. Nachdem ihn die Mutter unter ſtillen Thränen gebettet, faltete er die Händchen und betete:

Jetzt wend mer i Gott's Name niedergoh,
Vierzehn Engeli wend mer mit üs loh:
Zwei z'Häupte, Zwei z'Füße,
Zwei uf der rechte Site, Zwei uf der linke Site,
Zwei di mi decke, Zwei die mi wecke,
Und zwei, die mi is Paradies führe — Amen.

Hierauf reichte er uns allen noch das Gutnachthändchen und war dann bald eingeſchlafen.

Er iſt wohl noch einmal aufgewacht in dieſer Nacht, der kleine Gottfried, aber nur um die lieben, blauen Augen dann für immer zu ſchließen. Am Morgen ſagte mir die Mutter weinend, er ſei geſtorben und ein Engelein geworden.

Wenn ich nun ſeiner nach ſo vielen Jahren gedenke, ſo ſtellt ſich meiner Erinnerung zunächſt die liebliche Leiche dar, die, in weißes Linnen gehüllt und mit weißen Blumen geſchmückt, vom Tode ſelbſt mit einem milden Wiederſchein des Lichtes einer andern Welt überhaucht ſchien. Und der Stern, von dem mir die Mutter am Abend ſeines Begräbnistages ſagte, er ſei Klein-Gottfried von dem lieben Gotte angezündet worden, ſendet noch heute ſein ſüßtröſtendes Licht auf mich herab, während das Särglein auf dem Kirchhof, in dem ſie meinen kleinen Gefährten eingeſenkt haben, wohl ſchon lange einem andern Lebensmüden hat weichen müſſen.

Der Breitenhans.

Erinnerungsblatt auf ein vergeſſenes Grab.

(1852.)

I.

So wohl iſt dein Grab vergeſſen, guter, wackerer Mann, und ſelbſt der Küſter konnte mir nicht genau angeben, wo du nach ſo prüfungsvoller irdiſcher Wanderſchaft deine Ruheſtätte aufgeſchlagen. Noch ſind nicht volle vier Jahre verfloſſen, ſeit du mir zum Abſchiede mit feuchtem Auge die Hand drückteſt.

„Gott geleite dich," ſagteſt du, „und bewahre dir in der Fremde ein frommes, wackeres Schweizerherz!" Wer hätte damals gedacht, daß ich jetzt ſchon dein Grab nicht mehr finden könnte, der du damals noch hoch und ungebeugt ins Leben hereinragteſt? Doch weiß auch kein Kreuz, kein Stein deinen Namen, ſo bin ich drum nicht der Einzige, der dich mit dankbarer Erinnerung nennt. Aber Mancher, der von dir erzählt, von der rieſigen Kraft, die dir bis in dein hohes Alter treu geblieben, wird am Ende bedeutungsvoll ſagen: „Gott habe ihn ſelig!" und wie ein Schatten des Zweifels geht eine dunkle Erinnerung über die Mienen der Hörer und des Erzählers.

Der Breitenhans war eine von den Geſtalten, die heutzutage immer ſeltener werden, die aber, einmal geſehen, dann auch unvergeßlich bleiben. So müſſen unſere Vorväter ausgeſehen haben, die bei St. Jakob ſich auf die Leichen der

Feinde betteten oder bei Murten die gewaltigen Burgunder aufs Haupt ſchlugen. Wenn ich ihn ſo daherkommen ſah, Karſt oder Bickel auf der mächtigen Schulter, ſo verwandelten ſich mir unwillkürlich die friedlichen Ackergeräte zur Hallbarde oder das Beil in der Hand zur mörderiſchen Streitaxt. Nur das gutmütige Geſicht ſchien nicht recht zu paſſen zu der herkuliſchen Geſtalt, ſo ganz gegen allen heutigen Brauch, wo ſo oft ein erſchrecklich drohendes Geſicht auf einer ſpindelleichten Figur mühſam heranwackelt.

Aber ich erinnere mich recht gut, wie dieſes gutmütige Geſicht einmal ausgeſehen hat. Es war im Frühjahr 1845. Aus dem Dorfe, das kaum eine Viertelſtunde von der Grenze des Kantons Luzern liegt, war eine große Anzahl Bewaffneter mit den Freiſcharen gezogen. Natürlich waren die Zurückgebliebenen in größter Spannung. Kein Menſch dachte an Arbeit; Webſtuhl und Spindel ruhte, während an allen Ecken Gruppen ſtanden, die ſich mit den abenteuerlichſten Gerüchten tröſteten oder bange machten.

Indeſſen war man im Allgemeinen gar guter Hoffnung. Luzern ſei eingenommen, die Regierung verjagt und die Pferde der Freiſchärler in der Jeſuitenkirche einquartiert. In dem Jeſuitenkloſter habe man ſchrecklich viel Gold und Silber gefunden, von dem jeder Ausgezogene ein ſchönes Stück mit nach Hauſe bringen werde. Zwar ſchon am Abend des erſten April erlitten dieſe goldenen und ſilbernen Hoffnungen einen gewaltigen Stoß. Ein verſprengter Flüchtling brachte die Nachricht, Alles ſei verloren — auf dem Emmenfelde lägen mehr tote Freiſchärler, als Fiſche in der Emme ſchwimmen; Den und Jenen aus dem Dorfe habe er in ſeinem Blute geſehen. Da war der Jammer groß, und manches Auge konnte ſich dieſe Nacht vor Thränen nicht ſchließen. Und als gar am folgenden Tage die Sturmglocken das ganze Thal entlang heulten, die Lärmkanone von der Gontenſchwyler Egg aus mit

dröhnenden Notſchüſſen zur Hilfe gegen den Feind rief, der an der Grenze mit Einbruch drohte, da packte die Angſt manches ſonſt mutige Herz, und der Schrecken vor zügelloſen Blut- und Brandſzenen verwirrte manchen Kopf, der ſich ſonſt nicht gerne einen blauen Nebel vormalen ließ. Die Männer eilten zu den Waffen; die Weiber nach ihrer beſten Habe und zu den Kindern; das zur Flucht aus den Ställen losgelaſſene Vieh ſtand auf den Straßen mit ängſtlichem und angſtverbreitendem Gebrülle; allenthalben war blinder Schreck und planloſe Verwirrung.

Damals war es, als ich den Breitenhans mit einem Geſichte ſah, das ſo recht zu ſeiner athletiſchen Figur paßte. Wie ein beweglicher Turm kam er ruhigen Schrittes durch das Getümmel die Straße dahergeſchritten, den Waidſack um die Schulter, den alten Stutzen mit dem mächtigen Kaliber am Arme. Über den vor dem Schulhauſe verſammelten Haufen Bewaffneter, von denen bis jetzt keiner gehorchen und jeder nur befehlen gewollt, legte ſich eine plötzliche Stille, als Breitenhans herantrat und mit blitzendem Auge über die ungeregelten und lärmenden Männer wegfuhr. „Angetreten!“ ſchrie er mit dröhnender Stimme, und im Augenblicke waren die Glieder aufgeſtellt. Kein Menſch hatte den bald ſiebenzigjährigen Mann zum Befehlshaber berufen, ebenſo wenig hatte er gefragt: wollt Ihr mich? Aber ſelbſt der Lieutenant und Exerziermeiſter des Dorfes war eifrigſt angetreten und dachte wohl kaum daran, daß ihm ſeine Epauletten eigentlich den Oberbefehl ſichern ſollten. Der Gemeindeammann wie der Nachtwächter waren gleichermaßen befliſſen, die gegebenen Befehle zu vollziehen. In weniger denn einer Stunde waren alle gefährlichen Punkte gegen die Grenze beſetzt, die Verbindung zwiſchen den einzelnen Poſten hergeſtellt, Berittene auf dem Wege nach Aarau, um Munition herbeizuſchaffen, und die Lärmkanone wurde ge-

rüſtet, um wenigſtens durch ihren Donner dem Feinde Reſpekt einzuflößen.

Als die Zeit der Angſt und des erſten Schreckens vorüber war, als die eidgenöſſiſchen Truppen die Grenzen beſetzten und die Dorfmannſchaft von ihrer beſchwerlichen Pflicht erlöſten, da war Mancher ein Held, dem vor wenigen Tagen noch das Herz gar ſonderbar an das Wamms gepocht, und des Berichtens von beabſichtigten preiswürdigen Kriegsthaten war kein Ende; aber jede derartige Erzählung ſchloß unwillkürlich mit dem Breitenhans, wie der in der Muwiler Weide einen Trupp Luzerner Landſtürmer auseinandergejagt, die dort einem todmüden Freiſchärler auf der Ferie geweſen; wie er, der alte Mann, die drei kalten Nächte im Freien zugebracht, überall auf den gefährlichſten Punkten, überall mit Rat und That zur Hand, als hätte ihn ein Unſichtbarer herumgetragen; er habe, man begreife kaum wie, in ſtockfinſterer Nacht einen Spion am Kragen erwiſcht, der die Vorpoſten ſchon umſchlichen gehabt habe. Als nun gar ein eidgenöſſiſcher Oberſt, der ſeine Jugend unter den Adlern Napoleons zugebracht, zur Inſpektion der Truppen kam und es hieß, der Breitenhans ſei zu ihm gegangen und der alte Herr habe vor Freuden geweint, als er den Dorfkommandanten wiedererkannt habe, und ſie hätten den ganzen Tag zuſammen geſeſſen wie alte Kameraden, da ward denn allmählich gar manches von den Alten erzählt, was wir Junge bisher noch nie recht erfahren und das ich hier nun zur Erinnerung an den Toten nacherzählen will.

II.

An einem trüben Tage des Januars im Jahre 1798 ging es in der Weinſchenke beim Untervogte im Dorfe Gontenſchwyl bunt durcheinander. Man hätte beim erſten Anblicke meinen

können, es wäre ein Musterungstag und die jungen Soldaten mit ihren Mädchen warteten nur noch auf den Geiger, um bei friedlicherem Vergnügen sich von der Last des Waffenhandwerkes zu erholen; aber die verweinten Augen der Töchter, die stummen Gesichter vieler Soldaten und die ernsthaften Gespräche der herumstehenden alten Männer deuteten auf wichtigere Dinge. Und so war es denn auch. Der junge Untervogt, der nun selbst im blanken Soldatenkleide dastand, hatte vergangene Nacht durch einen reitenden Boten ein Schreiben erhalten von dem gnädigen Herrn Landvogt zu Lenzburg, er solle die Mannschaft des Dorfes auf den Mittag bereit halten, es werde dann jemand kommen, der sie auf den Sammelplatz des Bataillons geleiten werde; denn — es gehe gegen die Franzosen. Das war schlimme Botschaft, die manches schöne Auge naß machte; aber die Männerköpfe verwirrte noch etwas Anderes. Drum standen die Alten bedächtig beisammen und waren die sonst so fröhlichen Soldaten so stille.

Am Vormittage nämlich war der Metzgermeister Siebenmann von Aarau dagewesen und hatte gar seltsame Nachrichten gebracht. Der Meister Siebenmann war eine gewichtige Person im Dorfe. Schon seit vielen Jahren war kaum ein Stück Schlachtvieh aus dem Stalle verkauft worden, das nicht vorher dem „Thörliwirt", so wurde der Meister zubenannt, angetragen worden wäre; er war billig und redlich in Handel und Wandel, und kein Gontenschwyler ging von Aarau weg, bevor er am „Thörli" einen Schoppen getrunken; aber auch selten ging ein solcher vom Thörli fort, er hätte denn eine Wurst oder eine andere freundliche Gabe für Weib und Kind mit nach Hause bekommen. Man kann sich also denken, daß Meister Siebenmanns Worte Gewicht hatten.

Diese lauteten aber ungefähr folgendermaßen: Meinetwegen allen Respekt vor den gnädigen Herren in Bern; aber wenn ihr Lust habt, euch ihretwegen totschlagen zu lassen, so habt

ihr das Vöglein noch nicht vom rechten Aſte pfeifen hören. In Aarau iſt ein Herr im Auftrage der franzöſiſchen Regierung geweſen, der hat mündlich und ſchriftlich ausgeſagt, daß die Franzoſen als unſere Freunde kämen und bloß den Herren von Bern, weil ſie uns unſere Freiheiten geraubt, auf die Haube wollten. Wenn ihr nun aber die Franzmänner, die euch helfen wollen, Zehnden, Bodenzins und Trattengelder abzuſchaffen, euch das Recht bringen wollen, eure Obrigkeit ſelbſt zu wählen, wie ſie euch gefällt, und abzuſetzen, wann es euch gefällt, totſchlagen wollt — wenn ihr euch, wie geſagt, gegen all' das wehren wollt mit Händen und Füßen, meinetwegen; aber wenn ich bei euch ein fettes Kalb haben kann, laufe ich nicht nach einem magern ins Luzerngebiet, um zum ſchlechten Kauf noch Prügel von den Nachtbuben obendrein zu bekommen. Übrigens macht meinetwegen, was ihr wollt!

Jetzt war die Lunte an die Mine gelegt, und Manches wurde deutlich ausgeſprochen, was bisher nur halbverſtanden und unklar geflüſtert worden war. So abgelegen das Thal auch war und ſo wenig ſich die Bauern um den Lauf der Welthändel kümmerten, ſo war doch auch manches Gerücht hieher gedrungen und hatte Unruhe und Neugier erweckt. Die Welſchen (Waadtländer), hieß es, hätten die Landvögte verjagt, ſich frei erklärt, wie die in den kleinen Kantonen, und den Franzos zum Schutz angerufen. Ende vergangenen Monats habe man den Himmel von nächtlichen Feuersbrünſten gerötet geſehen, weil die Baſellandſchäftler die Herrenſchlöſſer verbrannt hätten und ebenfalls frei ſein wollten. Zudem ſei vor mehr denn hundert Jahren ſchon ein Krieg der Bauern gegen die Herren von Bern geweſen, weil dieſe mehr, als ihnen gebührt, verlangt hätten, und man wiſſe, daß die Gontenſchwyler, die damals erſchlagen und hinter der Egg an der Kreuzgaſſe verſcharrt worden ſeien, noch jetzt nächtlich umgingen. Sie könnten,

wie die Alten ſchon geſagt, keine Ruhe finden, bis dem Volke ſein Recht werde.

Der Untervogt, der bisher in allen Angelegenheiten die entſcheidende Stimme gehabt, mehr noch ſeiner Perſönlichkeit als ſeines Amtes wegen, hatte vergeblich geſucht, dieſem Gerede entgegenzutreten; verdrießlich und gedankenvoll ſaß er am Ofen, während ſeine junge Frau mit verweinten Augen die Gäſte bediente. Plötzlich erſcholl's von draußen: ſie kommen, ſie kommen! Ein Donnerſchlag ohne vorangegangenen Blitz hätte nicht größeren Schreck erregt als dieſer Ruf. Alles griff nach den Waffen und drängte der Thüre zu in der Meinung, die Franzoſen ſeien im Anzuge. Glücklicherweiſe waren's nicht die Franzoſen, aber zwei Reiter auf ſtattlichen Pferden hielten vor dem Hauſe. „Seid Ihr es, Herr Junker!“ rief der Untervogt aus der Thüre tretend, indem er raſch auf den ältern Reiter zutrat, um ihm den Bügel zu halten; „ſeid Ihr es, gnädiger Herr? Ei, Ihr habt uns Alle weidlich erſchreckt.“

„Ich habe den Untervogt Frey noch nie erſchrocken geſehen,“ erwiderte lächelnd der Junker von Rued. „Da bringe ich Euch den Mann, der Euch zum Bataillon führen ſoll. Hoffentlich iſt die Mannſchaft gerüſtet.“

Der Untervogt blickte nach dem andern Reiter, der, in die rote Uniform, wie ſie damals die Schweizer in holländiſchen Dienſten trugen, gekleidet, ſich leicht wie eine Feder vom Pferde geſchwungen hatte und nun forſchend die gaffende Menge durchmuſterte. Kaum wendete er das Geſicht, als der Untervogt den Bügel des Junkers fahren ließ und mit dem freudigen Ausrufe: „Breitenhans, Breitenhans!“ auf den Roten zueilte.

„Breitenhans, was, Breitenhans?“ rief's mit hundert Stimmen, und des Verwunderns, Grüßens war kein Ende. „Aber wer hätte das gedacht — nein, wie ſtattlich er ausſieht — weiß Gott, er iſt noch ſchöner geworden!“ flüſterten die Mädchen, die ohne Zwinkern den kräftigen und hohen

Reiter angafften. Alles war für den Augenblick vergeſſen, Franzoſenfurcht und gnädiger Junker, und dieſer hätte noch lange im Sattel ſitzen bleiben können, hätte er nicht auf eigene Fauſt verſucht, herunterzuklettern. Als endlich Breitenhans, zu Atem gekommen, ſagte: „Ja, meine lieben Mitbürger, ich hielt es für Pflicht, viele hundert Stunden weit her zu kommen, um dem Vaterlande in Not und Gefahr beizuſtehen, wie ſich's einem braven Schweizer ziemt," da war auch plötzlich jede Erinnerung an Meiſter Siebenmann und ſein Freiheitsevangelium verſchwunden, und in wenigen Stunden zog die junge Mannſchaft, von Segenswünſchen begleitet, den wackern Breitenhans hoch zu Pferde an der Spitze, mit Sang und Klang zum Dorfe hinaus.

Unter den vielen zurückgebliebenen bekümmerten Herzen war eines, das einen gar ſonderbaren Kampf zwiſchen wehmütiger Freude und tiefem Leide zu beſtehen hatte. Dieſes Herz ſchlug in der Bruſt Brenelis, des Untervogts junger, lieblicher Hausfrau. Das hing folgendermaßen zuſammen. Breneli war die einzige Tochter auf dem Gaishofe, deſſen Beſitzer neben dem Alt-Untervogte der reichſte Mann in der Gemeinde geweſen. Die Kinder waren von den Vätern einander ſchon in früher Jugend beſtimmt, und Breneli mochte es recht wohl leiden, als der wackere Sohn des Untervogts mit den begonnenen Jünglingsjahren auch die üblichen Kiltgangsbeſuche anfing; aber ebenſo gerne ſah es, wenn den beſtimmten Bräutigam der junge Breitenhans bei den nächtlichen Beſuchen begleitete. Und das geſchah oft genug. Die beiden Jünglinge waren von der Schule an unzertrennlich wie Milchbrüder, und ſelten ward einer an Feier- oder Markttagen ohne Begleit des andern geſehen. Breitenhans war bei weitem nicht ſo reich, wie der Sohn des Untervogts. Sein Vater ſaß nur zu Lehen auf der Breiten, einem dem Junker von Rued gehörigen Berghofe; aber wer ihn ſah und mit ihm umging, mußte ihn lieb-

gewinnen. Er war eine von den bevorzugten Geſtalten, deren Adel auch durch den unſcheinbarſten Zwilchrock ſchimmert; dabei heiter, freundlich und beſcheiden. Gar manches Mädchen ſchaute ihm ſehnſüchtig nach, wenn er die Straße daherkam, unbeſtritten der ſchönſte Burſch thalauf und ab; aber er ſelbſt hatte noch nie daran gedacht, einen eigenen Kiltgang zu gehen; am meiſten Vergnügen fand er, ſeinen Kameraden zu Breneli zu begleiten, er wußte ſelbſt nicht recht warum.

Aber was war es mit Breneli, daß es immer das freundlichſte Wort an Hans richten, ihn jedesmal beim Abſchiede bitten mußte, ſeinen Liebſten das nächſte Mal wieder herzubegleiten? War es geſchmeichelte Eitelkeit oder noch etwas Anderes? Ach, es ſchlummern in dem Herzen, das unter dem ländlichen Mieder ſchlägt, ebenſo tiefe Gefühle und Leidenſchaften, als in der Bruſt, über welcher goldene Spangen den Seidenmantel zuſammenhalten. Und endlich kommen dieſe Gefühle ebenfalls zu Tage und werden ſich klar und offenbar. So war's auch bei Breneli und Hans der Fall.

Es war am Abend vor einem Muſterungstage, als des Untervogts Sohn und ſein Genoſſe wieder vor Brenelis Fenſter ſaßen. „Sieh', Breneli," ſagte der Geliebte, „ich nähme Dir's übel, wenn Du morgen nicht mitkämeſt; die Leute würden ja Wunder was meinen." „Laß doch die Leute meinen," war die Antwort, „ich mag nicht recht. Sieh', es iſt mir ſo zuwider, als müſſe mir ein großes Unglück begegnen. Geh' allein diesmal, ich bitte Dich; wenn Hans bei Dir iſt, werdet Ihr Euch ſchon erluſtigen können." „Ja, aber wenn Du nicht mitgehſt," warf dieſer ein, „ſo iſt mir's, als möcht' ich auch lieber zu Hauſe bleiben." Das Mädchen blieb die Antwort einige Augenblicke ſchuldig. „He nun ſo denn," ſagte es endlich, „wenn's ſo iſt, werde ich kommen müſſen. Aber nun geht nach Hauſe, ſchlaf' wohl, Hans! gute Nacht, Chriſtian!"

Die beiden Freunde gingen ſchweigend neben einander durch das Buchenwäldchen, das den Gaishof vom Dorf trennt. Chriſtian blieb plötzlich in einer Lichtung ſtehen und ſetzte ſich auf einen Wurzelſtock, deſſen halb verfaultes Holz, vom Monde beleuchtet, einen unheimlich zitternden Schein verbreitete. „Sieh', Hans," ſagte er düſter, „auf dieſer Stelle wurde mein Großvater erſchlagen, als die Buche gefällt wurde, auf deren Stock ich hier ſitze. Es ſind viele Jahre her, und ich erinnere mich kaum noch, wie ſie ihn auf einer Bahre heimbrachten; aber ich wollte, es fiele jetzt eine andere Buche über mich und ſie könnten mich auch tot heimtragen." „Was Du nicht redeſt," ſagte Hans, „verſündige Dich nicht; komm', es iſt hier ſo unheimlich." „Nein," entgegnete Chriſtian, „wenn ich tot wäre — ſieh', ich möchte Dir's ſo gerne gönnen. Es hat Dich doch viel lieber als mich." Hans ſchrak ſichtlich zuſammen, antwortete aber nichts. Haſtigen Schrittes ging er dem Dorfe zu, daß ihm ſein ſtiller Gefährte kaum zu folgen vermochte. Es war, als ob er vor ſich ſelber fliehen möchte. Wie er in dieſer Nacht geſchlafen, hat er Keinem erzählt; aber am folgenden Tage war der ſonſt ſo luſtige Wachtmeiſter bleich und ſtill, und ſelbſt als Wein und Tanz die allgemeine Heiterkeit zu Geſang und lautem Gejubel gebracht, ſaß er teilnahmlos und in ſich gekehrt, ſo manche Neckerei oder freundliche und beſorgliche Frage auch an ihn verſchwendet wurde. „Sieh'," ſagte endlich Breneli leis und ſchüchtern, „Dir zu lieb bin ich hergekommen, und jetzt haſt Du mich noch nicht einmal um einen Tanz gefragt." Hans zuckte, wie von einem Schlage getroffen. „Nit, nit," ſagte er mit weicher Stimme, als er in Brenelis Auge eine Thräne ſah, „ich bin nicht böſe; komm', wir wollen tanzen." Und ſie tanzten davon, immer wilder und toller, als ob ſie nicht mehr von einander laſſen könnten und als ob heute der letzte Fiedelbogen ſpringen müſſe. Hans war wie neugeboren; er trank und ſang und half den allgemeinen

Jubel bis zur lärmenden Tollheit steigern. Der allmählich still werdende Christian konnte es diesen Abend kaum noch zu einem Tanze mit seiner Verlobten bringen. Hans begleitete das Paar bis vor Brenelis Thüre und sagte beim Abschiede: „Trage schön Sorge zu Christian, die Welt ist arg;“ seinem Kameraden, der sich sichtlich zur Freundlichkeit zwingen mußte, sagte er mit warmem Händedruck: „Sei nicht böse, Christian, es möchte Dich sonst gereuen.“ Mit diesen Worten bog er rasch um die Hausecke und ließ die Verlobten allein stehen.

Am folgenden Morgen war großer Jammer auf der Breiten. Hans war verschwunden. Mit Kreide stand auf dem Tische geschrieben, er gehe in die weite Welt, man solle ihn nicht aufsuchen, es wäre umsonst. Später hörte man, er habe sich in Solothurn anwerben lassen nach Holland und sei dann übers Meer nach Ostindien.

Über das Warum dieses unerwarteten Vorfalles zerbrach sich Mancher den Kopf. Christian wußte und Breneli ahnte es. Drum wollte es noch ledig bleiben, so früh geheiratet thue nicht gut, meinte es; als aber der alte Untervogt starb und Christian die Haushaltung nicht allein führen konnte, ward es seine sorgliche und liebende Hausfrau.

Bei Untervogts verging indessen selten ein Tag, an dem nicht irgend eine Erinnerung an den Breitenhans geweckt wurde, und wenn sich einmal ein Schatten über das heitere Glück des jungen Ehemannes legte, so war es die Erinnerung an den Abend vor der Musterung.

III.

Das waren nun Tage des Jammers und Bangens im Dorfe. Zwar wurde noch viel von Schweizermut und dergleichen Dingen gesprochen, aber das alte Heldengeschlecht, das

ſich alljährlich in Fehden umhergetummelt, war ausgeſtorben. Seit mehr als einem Menſchenalter hatten die Waffen im ganzen Vaterlande, wenige kleine Störungen ausgenommen, geruht, und der älteſte Mann hatte kein Schlachtfeld mehr geſehen. Man kann ſich die Beſtürzung denken, die ſich nun des jedem Gerüchte preisgegebenen Volkes bemächtigte. Väter und Großväter ſchnürten ein Bündelchen und zogen den im Felde Liegenden nach, um den Beſorgten ſichere Botſchaft nach Hauſe bringen zu können. Manches alte Mütterchen mit kurzem Atem erſtieg in dieſen Tagen die Hochwacht, ſich die Augen müde zu ſchauen nach den blauen Jurabergen hin, um wenigſtens den Troſt mit ins Thal zu nehmen, es habe ſo ungefähr nach der Gegend hinſchauen können, wo Verwandte und Bekannte ſich jetzt befänden. Wie manches Ohr legte ſich angſtvoll hart auf den gefrorenen Boden, um etwa den entfernten Kanonendonner zu hören und ſich ſo manchmal mit ſelbſtgemachter Täuſchung unnötigen Kummer zu bereiten. Aber am 2. März, einem trüben und unheimlichen Tage, war's endlich keine Täuſchung mehr; der Schall jeder gelöſten Kanone traf ſtundenweit in ein bekümmertes Herz. Schon beim erſten Morgengrauen des folgenden Tages trafen verſprengte Flüchtlinge ein mit der Trauerbotſchaft, Alles ſei verloren. Gegen Abend waren die Meiſten ins Dorf zurückgekehrt, die kommen wollten oder konnten. Mancher konnte freilich nicht mehr; entweder war er in die Hände des beuteluſtigen Feindes gefallen oder er lag auf dem Felde bei Bingels oder im Walde von Schalunen; Manchen auch trugen die Fluten der Aare der Heimat zu, um die ſich der tote Schwimmer nun nicht mehr kümmerte.

Unter den nicht Heimgekehrten waren auch der Breitenhans und der Untervogt. Einer hatte den Hans, leicht an ſeiner Uniform erkenntlich, geſehen, wie er hoch zu Roß die Flüchtigen mit blanker Klinge wieder ins Kampfgewühl zurückgetrieben

hatte; ein Anderer wollte auch den Untervogt erkannt haben, der, bis auf Hosen und Hemd ausgeplündert, mit den Händen auf den Sattel eines wilden französischen Husaren gefesselt, davongeschleppt worden sei. Der Jammer in des Untervogts Hause ist nicht zu beschreiben, und die Thränen, die Vreneli in jenen Tagen vergoß, wären nicht leicht zu zählen gewesen. Wohlgemeinter, aber ungeschickter Trost vergrößerte, wie üblich, das ohnehin große Elend. „Ach Gott im Himmel," hieß es, „wenn nur der arme Untervogt gleich hätte sterben können; ach, er hat doch nie einem Kinde ein Leids gethan; aber gewiß haben ihm die Teufel Hände und Füße abgeschnitten, die Augen ausgestochen und dann in seinen Martern am unwegsamen Orte liegen lassen. Ja, ja, gewiß, so ist's gegangen, 's ist mir, als hätte ich's mit eigenen Augen gesehen, sonst wäre er ja heimgekommen. Heilige Allmacht, hätten sie ihm doch nur gleich einen Pfahl durch den Leib gestoßen! . . . Und der schöne, kecke Breitenhans — den hat gewiß sein Roß in das schrecklichste Getümmel getragen, und dort ist er von den Hufen zertreten worden; wer weiß, vielleicht war er nicht einmal ganz tot, als er in ein Loch geworfen und zugedeckt worden ist. Ach Gott, so ersticken unter der Erde, wo man kein Glied mehr rühren kann, das ist schrecklich. Große Barmherzigkeit, mußte der so weit herkommen, um eines so elenden Todes zu sterben!"

Als Vreneli in seinem einsamen Kämmerlein die Trauerkleider anzog, wußte es in unendlichem Kummer nicht einmal, für welchen der beiden teuren Toten es mehr Leid tragen sollte. Das Mitleid um den heimlich Geliebten früherer Jahre saß fast ebenso tief in seinem blutenden Herzen, als um den lieben Gatten, weil es die Klagen um Jenen weniger laut werden lassen durfte.

Zum Glücke wurden Vrenelis Trauerkleider und die schrecklich gut gemeinten Phantasien der ländlichen Trostfrauen bald

überflüſſig. Nach einigen Tagen klopfte es ſpät in der Nacht an des Untervogts Hausthüre, und als Breneli in ſeiner Angſt keine Antwort zu geben wagte, bald an das Kammerfenſterchen. „Breneli, ſchläfſt Du?“ Heiliger Gott, war das nicht Chriſtians Stimme? Oder — ſein ruheloſer Geiſt! In zitternder Todesangſt zog die arme Frau die Decke über den Kopf, als wollte ſie ſich vor dem entſetzlichen Schreckbilde verbergen. Als es aber noch einmal rief: „Breneli, mach' auf, der Breitenhans und ich ſind da,“ und eine andere klangvolle Stimme hinzufügte: „Ja, 's iſt ſchon lange her, daß wir mit einander vor Deinem Fenſter geweſen,“ da war's dem armen Herzen, als ob es plötzlich aus einem ſchweren Traume voll ſchrecklicher Bilder und Qualen erwache und der freundliche Morgenſchein mit tröſtlicher Klarheit auf die verweinten Augen falle. Im Nu war die Thüre offen, und Breneli brauchte lange, bis es inne wurde, daß es in gar zu leichtem Kleide bald an der Bruſt ſeines Mannes, bald an der des holländiſchen Rotrockes lag.

In einer Viertelſtunde waren alle Betten der Nachbarſchaft leer und die Wirtsſtube beim Untervogt mit Männern, Weibern und Kindern vollgepfropft. Knechte und Mägde waren im erſten Taumel fortgerannt und hatten an den Thüren herumgelärmt, als ob der jüngſte Tag im Anzuge ſei. Da ging's an ein Fragen, Rufen, Antworten und Erzählen! Soviel wurde endlich klar: Der Goutenſchwyler hatte allerdings richtig geſehen, trotz ſeines Schreckens. Der Untervogt hatte ſich mannlich gehalten und wacker drauf losgeſchoſſen, aber in ſeiner Hitze, hinter einem Dornbuſche poſtiert, nicht bemerkt, wie er allmählich allein ſtehen geblieben, bis er plötzlich von zwei Seiten mit dem Rufe: „Bougre, bougre!“ begrüßt wurde. Da verſuchte denn auch er die Schnelligkeit ſeiner Füße; aber in dem undurchdringlichen Pulverdampfe fand er ſich plötzlich zwiſchen den Pferden zweier Rotmäntel. Die ver-

ſtanden das Handwerk. Nachdem der überwältigte Untervogt entwaffnet und gebunden war, eilte der Eine davon auf neuen Fang, der Andere begann gar geſchickt den totmüden Chriſtian auszuziehen und den Mantelſack mit der Beute zu füllen. Nach vollbrachtem Werke ſetzte ſich der Franzoſe trällernd zu Pferde, nachdem er die gefeſſelten Hände des Untervogts am Sattel befeſtigt hatte. So ging's im Trabe davon, und der arme Gefangene konnte ſehen, wie er nachkam. Die berniſche Artillerie donnerte von dem andern Ufer der Aare noch kräftig herüber; aber diesſeits hatte ſich der Pulverdampf bereits verzogen, und man konnte weit über die Fläche wegſehen, wie die Verſprengten von ihren Verfolgern eingefangen wurden.

Über das Feld her brauſte auf ſchäumendem Roſſe ein Rotrock, den blinkenden Säbel in der Fauſt. „Victoire, vive la France!“ ſchrie des Untervogts Begleiter, als der Reiter näher gekommen; Chriſtian aber hatte ſchärfer geſchaut und ſchrie aus Leibeskräften: „Hans, Breitenhaus!“ Der Reiter ſchaute um, aber von da an konnte der Untervogt nicht deutlich berichten, was vorgegangen. Er erinnerte ſich nur, blitzende Säbel geſehen und pfeifende Hiebe gehört zu haben; dann ſei er kräftig gepackt und in den Sattel gehoben worden. Als er wieder ſo recht zu ſich ſelber gekommen, ſei er in ſcharfem Trabe neben Hans hergeritten, der ihn mit der Linken am Hoſenbunde feſtgehalten und in der Rechten den blutigen Pallaſch getragen habe. „Als ich,“ bemerkte der Untervogt weiter, „die Augen wieder ordentlich gebrauchen konnte, ſah ich am Sattelknopfe noch die zerſchnittenen Stricke, an die ich vorher gefeſſelt war, und der Schimmel, auf dem ich ritt, iſt ein franzöſiſcher; er ſteht draußen im Stalle, wenn ihr ihn ſehen wollt. Hans wollte mit aller Gewalt wieder zu den Bernern zurück, obgleich er ſchon wußte, wie franzöſiſche Hiebe thun,“ bei dieſen Worten richteten ſich Aller Blicke auf die ſchwarze Binde, die unter Hanſens Tſchakoſchirme ſichtbar war. „Ich mochte ihn

nicht gerne verlaſſen und hatte bald von einem Bauer einen Rock erhandelt, denn der franzöſiſche Mantelſack war doch dahintengeblieben. Aber Gottlob, möchte ich faſt ſagen, ſind wir zwei Tage vergeblich herumgeritten, überall von den Franzoſen gehetzt, und ſind nun für den Augenbick wenigſtens wohlbehalten da. Indeſſen wird der Franzos auch nicht lange auf ſich warten laſſen."

IV.

Der Untervogt hatte Recht; in wenigen Tagen lagerten die Franzoſen wie ein verheerender Heuſchreckenſchwarm über dem Lande. Das Korn im Kaſten, das Brot im Schranke und der Wein im Faſſe waren nicht ſicher vor ihnen; aber eben ſo unſicher waren, und das war ſchlimmer, der freie Gedanke und das Wort des Mannes und die Schamhaftigkeit des Weibes.

Bald war's dem Oberſten des Regimentes, das in der Umgegend lag, bekannt, auf welche Weiſe der Schimmel in den Stall des Untervogts gekommen. Der Letztere mußte froh ſein, daß er den vierfüßigen Koſtgänger blos gegen ein Dutzend Mann Einquartierung vertauſchen durfte, die beſondere Freiheit hatten, das Beſte aus Küche und Keller zu verlangen. Vreneli hatte die ſchwere Not, den gierigen Gäſten ein Genüge zu thun; noch mehr aber, ſich ihrer Unverſchämtheit und Frechheit zu erwehren.

Der Breitenhans, der ſeine rote Uniform wieder mit dem Zwilchkittel vertauſcht hatte, war vorläufig im Hauſe ſeines Freundes geblieben, unter dem Vorwande, die bald beginnenden Frühlingsarbeiten beſorgen zu helfen, aber beſonders aus dem Grunde, daß bei der häufig notwendigen Abweſenheit des Untervogts ein zuverläſſiger Mann im Hauſe ſei. Zog ihm die friſche Narbe über der Stirne manche Neckerei

der ungebetenen und unhöflichen Gäſte zu, ſo war ſein trotzig ſtolzes Weſen, zumal aber ſeine hartnäckige Weigerung, dem verhaßten Franzmanne als Dolmetſch behilflich zu ſein, nicht weniger geeignet, ihm den vollen Haß des Feindes aufzubürden. Beſonders zeichnete ſich unter den beim Untervogt Einquartierten ein Sergeant aus, den kaum verhaltenen Groll des wehrloſen Hans zu reizen. Groß und kräftig wie Hans ſelbſt, war er frecher und trotziger Gemütsart. Von ſeinen Kameraden ſelbſt ward er gefürchtet und, gebräunt von der Sonne der italieniſchen Feldzüge, nur le diable noir genannt.

Auch Vreneli hatte von dem Garſtigen gar manche Unbill zu leiden. Eines Abends, als Hans im Stalle beſchäftigt war, hörte er aus der Küche ein durchdringendes Hilfegeſchrei. Mit Einem Satze war er durch den langen Hausgang weg und ſtand mit flammendem Auge vor dem Schwarzen, in deſſen frechem Arme ſich das halb ohnmächtige Vreneli wand und um Hilfe ſchrie. Vielleicht hatte der Wüſtling gerechnet, die Abweſenheit des Mannes benützen zu können. Wie ein Tiger ſprang Hans auf ſeine Beute. Den Franzoſen am Halſe packen, mit ihm ſich durch den Gang wälzen und ihn vor der Hausthüre die ſteinernen Staffeln hinunterſchmettern, war das Werk eines Augenblickes. Der Ohnmächtige mußte zu Bett gebracht werden, und die nämliche Hand Vrenelis, die ſich vor wenigen Minuten noch ſeiner zudringlichen Frechheit nicht zu erwehren vermocht, wuſch und verband jetzt die Kopfwunden des Unholdes mit rührender Sorgfalt. Hans wurde noch in derſelben Nacht vor den Oberſten gefordert und am folgenden Morgen auf öffentlichem Platze vor dem Schulhauſe, von den Bajonneten des Feindes umzingelt, mit zwanzig Stockſtreichen beſtraft. Vergeblich war's, daß der Untervogt ſein ſchönſtes Paar Ochſen zur Sühne bot, man bedeutete ihm, er habe ſelbſt genug auf dem Sündenregiſter; vergeblich, daß Vreneli mit wei-

nenden Augen um Milde bat und seine Not mit rührender Schamhaftigkeit schilderte, Hans hielt die Strafe aus, ohne einen Laut von sich zu geben; aber schrecklich war sein Anblick, als er nach vollzogener Exekution wieder aufstand und seinen Richter und Ankläger abwechselnd mit grimmigen Blicken maß. Da mochte wohl mancher Franzose selbst denken, es sei in der Brust des kühnen Soldaten ein Same aufgegangen, der bittere Früchte tragen müsse.

Die Furcht war indessen scheinbar unbegründet. Hans war stiller und fast scheu geworden; wo er einen Franzosen sah, suchte er auszuweichen, und da nun der Frühling gekommen, arbeitete er von früh bis in die Nacht auf den abgelegensten Wiesen und Äckern, um den Verhaßten nicht zu Gesichte zu kommen. Es war, als ob sein sonst so trotziger Mut mit einem Male gebrochen wäre. Freilich war dem nicht so.

Hans war eines Tages im Baumgarten beschäftigt, die Wassergräben zu öffnen. Ohne aufzuschauen, zog er mit der kleinen Schaufel die gebogenen Rinnen, als mit einemmale der „schwarze Teufel" vor ihm stand. Der mochte wohl soeben aus der Fechtschule gekommen sein und vergnügte sich mit einem stumpfen Stoßrappiere, allerlei Fechtkünste an Hans auszuüben. Er hatte ihn schon mehrere Male getroffen und schien ein immer größeres Vergnügen an seiner Neckerei zu finden, je öfter der wehrlose Arbeiter zornige Seitenblicke nach ihm warf. Endlich glitt ein starker Stoß an Hansens Schulter ab und traf ihn an die Schläfe. Bevor der Franzose sein Rappier zurückgezogen, fuhr ihm des Gegners scharfe Schaufel über das Gesicht und warf ihn im ersten Schmerz und Schreck zu Boden. Ein dumpfes Geheul quoll aus seinem Munde. Hans ließ ihn liegen und arbeitete ruhig weiter, bis die Kameraden des Verwundeten, die vom Hause aus zugeschaut hatten, herbeieilten. Zu ihrem Schrecken fanden sie den Schwarzen mit Blut übergossen und, indem sie dasselbe zu stillen

ſuchten, ſahen ſie, daß die Naſe von der tiefſten Wurzel mit ſcharfem Schnitte wie wegraſiert war. Hans ſchaute, an die Schaufel gelehnt, kaltblütig zu; nur als ſie das vermißte Glied einige Schritte weg auffanden, glitt ein grimmiges Lächeln über ſein Geſicht. Dann ließ er, ohne irgend einen Fluchtverſuch zu machen, ſich ruhig wegführen. Diesmal war die Strafe härter. Der Verbrecher hatte blos dem unparteiiſchen Berichte der Zuſchauer es zu danken, daß er nicht dem Kriegsgerichte in die Hände fiel. Fünfzig Stockſtreiche und ein Monat harter Gefangenſchaft ſollten das Vergehen ſühnen.

Noch hatte Hans ſeine Strafe nicht ganz überſtanden, als das Regiment, das im Dorfe und der Umgegend lag, nach der innern Schweiz abmarſchieren mußte. Der „ſchwarze Teufel," an dem der Feldchirurg ungeſchickt genug wieder gut zu machen geſucht, was Hans ſo geſchickt verdorben, ſah in ſeiner Entſtellung einem Engel der Unterwelt weit ähnlicher, als einem Ebenbilde Gottes. Die Leute im Dorfe ſahen dem Abziehenden, der hoch auf einem Bagagewagen thronte, mit erleichtertem Herzen nach; mit Recht hatte Jedermann befürchtet, daß die beiden Feinde fürder nicht ruhig neben einander leben könnten und daß doch Hans im beſten Rechte nie Recht finden würde.

Als dieſer endlich ſeiner Haft entlaſſen war und nun die äußern Stürme ſich für den Augenblick gelegt hatten, nachdem der Gegenſtand ſeines Haſſes, der bisher all' ſein Denken und Fühlen ausgefüllt, entfernt war, da mocht' es ihn nicht mehr leiden in des Untervogts Hauſe. Er fühlte nur zu gut, daß er einen argen innern Feind zu bekämpfen habe, wenn ihn ein äußerer in Ruhe ließe. Schon die nächtliche Begrüßung nach der Heimkehr würde vielleicht ſonderbare Gefühle in ihm genährt haben, wäre ihm Muße zum Sinnen und Brüten geblieben; als ihn nun aber Breneli, wohl im Gefühle, daß es eine Haupturſache all' der Leiden geweſen, mit ſorglicher Zärt-

lichkeit das Erduldete vergeſſen machen wollte, faßte er den Entſchluß, alle Gefahr zu meiden und die vernarbte Wunde nicht wieder aufbrechen zu laſſen. Mit leichter Mühe erhielt er vom Junker zu Rued das väterliche Lehen und begann alsbald mit wirtſchaftlicher Arbeit und mancherlei Spekulation, zu der die Zeitläufe Gelegenheit boten, einer müßigen und gefährlichen Beſchaulichkeit entgegenzuwirken. So verfloß der Sommer, mit neuer friedlicher Beſchäftigung ausgefüllt, und es ſchien, als ob die Stürme des Frühlings nicht wiederkehren würden. Aber das Verhängnis war noch nicht erfüllt.

V.

Anfangs Winters, der ſich ungewöhnlich früh und ſtreng eingeſtellt hatte, gingen Hans und der Untervogt nach Rychenſee im benachbarten Kanton Luzern auf den Markt, um das zur Überwinterung nötige Vieh einzukaufen. Damals unternahm wohl kaum Jemand allein einen weitern Weg, der einen guten Kameraden haben konnte. Die franzöſiſchen Truppen zogen den größern Heerſtraßen entlang hin und her und ließen allerwärts räuberiſches Geſindel und Marodeurs hinter ſich. Die neuen bürgerlichen Behörden waren noch ſchwach und das Geſetz und ſeine Handhabung kaum dem Namen nach vorhanden. Von Einbrüchen, Raubanfällen und Mordthaten wußte jeder neue Tag zu erzählen. Das Volk war entwaffnet und konnte ſich nicht ſelbſt Sicherheit verſchaffen.

Die beiden Marktleute waren nach eingebrochener Nacht in das Dorf Leimbach an der Luzernerſtraße zurückgekommen. Schnee und Regen wirbelten, vom Winde gepeitſcht, durcheinander, und die ſchweren Wolken ſchienen mit drückender Laſt auf der Erde zu liegen; es war eine Nacht, wie geſchaffen zu unheimlichen und grauenvollen Thaten. Die beiden Freunde traten ermüdet und durchnäßt in das Wirtshaus zum „Kö-

ſterli;" aber faſt hätten ſie es bereut, als ſie in die weite, hochgewölbte und düſterbeleuchtete Gaſtſtube traten, die ehemals das Refektorium der Kloſterbrüder geweſen. Alles war angefüllt von Franzoſen und heimkehrenden Marktleuten. Es war nämlich eben eine Abteilung Militär von Luzern hergekommen, die in der Gegend überwintern ſollte. Die kräftigen Männer fanden endlich, durch das Gedränge ſich wegbahnend, in einem dunkeln Winkel einen leeren Platz. „Ich wollte faſt lieber," ſagte der Untervogt, nachdem er eine Weile unruhig über das Getümmel weggeſchaut, „ich wollte faſt lieber, wir wären vorbeigegangen; ich glaube nicht, daß wir hier viel Gutes ſehen oder hören werden." „Und ich glaube faſt," erwiderte Hans, ſeinen Falkenblick niederſchlagend, „ich habe den Teufel in leibhaftiger Geſtalt geſehen — wenn der in einer Offiziersuniform umgehen kann." „Was meinſt Du?" fragte der Untervogt; aber noch bevor er die Antwort gehört, hatte er ſie gefunden. Am andern Ende des Saales oder vielmehr des Gewölbes ſaß oben am Tiſche ein Offizier, auf deſſen Geſicht die an der Decke hängende Lampe ein ſcharfes Streiflicht warf: es war das unheimliche, entſtellte Geſicht des diable noir. „Gott ſteh' uns bei, er hat uns bemerkt," flüſterte der Untervogt. „Wir ihn auch," murmelte Hans, der dem ſpähenden Auge von der andern Seite mit trotzigem, feſtem Blicke antwortete.

Die beiden Freunde ſprachen Nichts mehr, aber beeilten ſich inſtinktmäßig, ihren Wein auszutrinken, während am andern Ende des Saales das Getümmel immer bunter durcheinander ging. Plötzlich ſchlug ein greller Feuerſchein über die Gäſte. „Du feu! es brennt, es brennt!" rief es wild durcheinander; Tiſche und Stühle ſtürzten übereinander; Alles eilte in drängender Haſt der Thüre zu, wo ſich der Knäuel ſtaute und ſtockte. „Komm," ſagte Hans vorſichtig, „halte Dich dicht an mich; laß mich nicht los." Rückwärts mit der linken Hand

ſeinen Kameraden feſt am Wams faſſend und an ſich ziehend, drängte er durch das Gewühl vorwärts. Faſt hatte er die Thüre erreicht, als eine ſcharfe Schneide die Weiche ſeiner linken Hand durchſchnitt. Er zuckte, raſch um ſich ſchauend. Da bog ſich ihm der Untervogt mit totenbleichem Geſichte entgegen, indem er mit beiden Händen nach der Bruſt fuhr. „Ich habe einen Stich," ſeufzte er. Im nämlichen Augenblicke tauchte der diablo noir auf der andern Seite des Tiſches, an dem ſich der Verwundete niederlehnte, empor und war im Gedränge verſchwunden. „Das hat den Unrechten getroffen," ſtöhnte Hans, den Untervogt auf eine Bank niedergleiten laſſend.

Die Menge hatte ſich hinausgedrängt und die Beiden waren allein zurückgeblieben. „Was hilft es, wenn ich Mord rufe," ſagte Hans leiſe, indem er eine Thräne auf das Antlitz des Freundes fallen ließ; „der Mörder entginge nur um ſo ſicherer der Rache."

Das Feuer war gelöſcht. Nur einige Bündel Stroh, die gerade unter dem Fenſter gelegen, an dem der ſchwarze Teufel geſeſſen, hatten aufgeflackert.

Zu ſelber Stunde ſaß Vreneli zu Hauſe mit den Mägden am Spinnrade und konnte weder Ruhe noch Raſt finden; der Faden riß jeden Augenblick zwiſchen ſeinen unruhigen Fingern. Bald ſchaute es in die ſchwarze Nacht hinaus durch das Fenſter, an welches der heulende Wind Schnee und Regen peitſchte, bald öffnete es die Thüre und horchte mit ängſtlichem Ohr auf Fußtritte. Auf einmal wurden ſolche im Hausgange gehört, es war der wohlbekannte Schritt und Gang des Untervogtes. „Er kommt, er kommt!" rief Vreneli mit erleichtertem Herzen und eilte ſchon nach dem Kunſtofen, um das in der Wärme aufbewahrte Eſſen hervorzuholen.

Die Schritte nahten ſich der Stubenthüre, es drückte auf die Klinke, die Thüre öffnete ſich angelweit, aber — herein trat Niemand.

Vreneli ſtarrte nach der Thüre und ließ totenbleich die Schüſſel, die es bereits in Händen hatte, fallen. Die Mägde, welche glaubten, der Meiſter wolle in heiterer Marktlaune einen Scherz treiben, eilten mit dem Lichte nach dem Hausgange. Sie leuchteten in alle Winkel, keine Seele war zu ſehen: die Hausthüre, die ſie vorhin hatten öffnen hören, war geſchloſſen. Nun traten auch die Mädchen haſtig und erſchrocken wieder in die Stube, die Thüre hinter ſich feſt zuriegelnd.

Vreneli ſtand noch unbeweglich wie eine Bildſäule mit offen ſtarrenden Augen, die, wie von einem Gegenſtande des Entſetzens feſtgebannt, ſich nicht wieder wegwenden konnten. „Habt Ihr ihn auch geſehen?“ fragte es endlich mit hohler Stimme. „Nein, es war Niemand,“ „vielleicht nur der Wind,“ fügte eine zaghafte Stimme hinzu. „Der Wind?“ erwiderte Vreneli langſam, wie in Gedanken verloren; „der Wind? Er preßte beide Hände über der Bruſt zuſammen; aber ich ſah dennoch, wie das Blut zwiſchen ſeinen Fingern hervorquoll — in großen, großen Tropfen auf den Boden fiel — der Schelm — der Schelm — heda, Sultan!“ „Heiliger Gott,“ ſchrieen die erſchrockenen Mägde, „die Meiſterin iſt von Sinnen!“ Und daß ſie das wirklich war, war eine freundliche Gottesgabe für das arme, unglückliche Herz, dem ſo manche ſchwere Prüfung beſchieden war. Vreneli wurde zu Bette gebracht; ein wechſelnder Schwarm bunter Fieberbilder umgaukelten ihr inneres Auge; wenn auch manchmal eine bange Erſcheinung ihre verwirrte Seele aufſchreckte, ſo war doch keine ſchrecklicher als die ſchreckliche Wirklichkeit ſelbſt.

Gegen Mitternacht kam der Breitenhans. Er war vorausgekommen, um Vreneli auf die Trauergeſchichte vorzubereiten. Als er hörte, was vorgegangen und daß die Frau nun, vom Fieber ermüdet, in tiefem Schlafe liege, ſeufzte er mit kaum

unterdrücktem Weinen: „Möchte die Arme nicht wieder aufwachen!“

Bald darauf traten mehrere Männer, denen ein Laternenträger voranging, still und langsam mit einer Bahre herein, die sie geräuschlos auf den Boden niederließen. Nur mit Mühe konnte Hans, dem der Schmerz selbst die Brust zu sprengen drohte, den laut ausbrechenden Jammer des Gesindes beschwichtigen, als der Mantel, der über der Bahre lag, weggenommen wurde und, von der trüben Laterne matt beleuchtet, des Untervogts blutige Leiche zum Vorschein kam.

Der meuchlerische Stoß hatte gut getroffen. Kaum hatte der Tote noch Frist, dem Freunde sein armes Weib zu empfehlen. Dann schloß er die Augen für immer.

VI.

Eine Woche nach dem Tode des Untervogts hatte Hans seinen Lehnhof einem Andern übergeben; er zog in das Haus der hilflosen Witwe, um die Geschäfte des toten Freundes zu besorgen.

Vreneli lag noch immer zwischen Leben und Tod schwankend darnieder; aber die körperliche Schwäche, das bloß halbklare Bewußtsein des Vorgefallenen ließ die schreckliche innere Krisis gefahrloser vorübergehen. Langsam nur erholte sich die vielgeprüfte Frau; doch fand sie einen sichtlichen Trost in der treuen und kräftigen Unterstützung, die ihr Breitenhans gewährte. Dieser hatte sogleich nach der blutigen That versucht, Gerechtigkeit zu finden bei den französischen Militärbehörden — obgleich hoffnungslos; denn da war vor Allem wieder jener Oberst, den Hans von früher schon als treuen Protektor des Diable kannte. Wie vorsichtig er auch zu Werke ging, er mußte froh sein, einer strengen Ahndung zu entgehen für das

ſchwere Verbrechen, einem Offiziere der großen Nation einen derartigen Verdacht aufbürden zu wollen. Die bürgerlichen Gerichte und Behörden waren völlig machtlos, und was ſollte ein Ankläger, der blos, was er ſelbſt geſehen, zum Zeugniſſe anführen konnte? So ließ Hans das Unmögliche fallen und ergab ſich, nachdem der erſte Schmerz ſich gemildert, in das Unvermeidliche, beſorgte fleißig und umſichtig des Hauſes Geſchäfte und tröſtete, wo er ſelbſt des Troſtes ſo bedürftig war. Schon munkelte man hie und da, Vreneli und er würden wohl ein Paar geben, wenn das Trauerjahr vorüber ſei; aber wer Hans ſchärfer beobachtete, mußte bald vermuten, er brüte und ſinne über Anderes, als an eine getreuliche, makelloſe Verbindung mit der jungen Witwe.

Nachts nämlich war Hans gegen all' ſeine frühere Gewohnheit oft außer dem Hauſe und trotz der mit dem fremden Volke raſch eingedrungenen Laxheit der Sitten entging er nicht einem Gerede, das einen Schatten auf ſeinen Lebenswandel werfen mußte. Vreneli ſah und hörte das Alles wohl, wagte aber nicht, ſeinen heimlichen Kummer gegen ſeinen Beſchützer und Beiſtand laut werden zu laſſen.

Überall waren während den Kriegszeiten Wirtſchaften aus dem Boden hervorgewachſen wie Pilze; darunter eben auch ſolche, die verderblicher wirkten als die Fliegenſchwämme. Ein rotes Bändchen, das am Schilde feſtgebunden war, bezeichnete dem Kundigen die Höhlen, in denen das Laſter für Geld feilgeboten wurde. Ein ſolches Haus ſtand damals im Mooſe, das, ungefähr eine Stunde breit, die beiden Dörfer Gontenſchwyl und Leimbach trennt. Es war gut gelegen, dies Haus, zu ſeinem ſchlimmen Zwecke. An dem ſchmalen Wege, der durch die von vielen Bächen durchſchnittenen Sumpfwieſen führt, war es nach beiden Seiten entfernt von menſchlichen Wohnungen und bot, hinter Erlen- und Weidengebüſchen verſteckt, dem übriggebliebenen Reſte von Schamhaftigkeit oder Scheu

vor den Leuten eine willkommene Heimlichkeit. In dieſer Kneipe nun trank Hans beinahe jeden Abend ſeinen Schoppen. Eine der liederlichen Dirnen, die zur Bedienung der Gäſte da waren, zog ihn allen Andern ſichtbar vor; der ſchöne, junge Mann fühlte ſich geſchmeichelt, und ſein Herz ſchien vollſtändig in den trügeriſchen Schlingen gefangen. Das Laſter geht raſchen Schritt, wenn es in ſchlimmer Kameradſchaft ſeine Lobredner und Helfer findet. Hans ſchien ſich bald recht behaglich zu finden in der wüſten, ihm früher ſo verhaßten Geſellſchaft des fremden Kriegsvolkes, das vom Morgen bis in die ſpäte Nacht das verrufene Haus überfüllte. Nur wenn der Oberſt mit ſeinem ſteten Begleiter, dem Diable noir, eintrat, war Hans plötzlich verſchwunden; ob ihm dieſer Anblick an einem ſolchen Orte Gewiſſensbiſſe verurſachte oder ob er Streit fürchtete — genug, er ging jedesmal raſch davon.

So geſchah's auch in einer Nacht Anfangs Januars 1799. Trotz des Schneegeſtöbers und der dichten Finſternis war Hans den einſamen und unheimlichen Weg gekommen, wohl, um ſeine Geliebte zu ſehen; aber vergeblich ſuchte ihn dieſe mit allen Schmeichelkünſten zurückzuhalten, als die beiden Offiziere eintraten. Raſch trank er aus und eilte weg, ohne die Dirne nur einmal zu grüßen.

„Der Burſche ſcheint doch allmählich zahm zu werden," bemerkte der Oberſt zu dem Kapitän, der dem Davoneilenden ſpöttiſch nachſchaute. „Er mag wohl daran thun, mir aus dem Wege zu gehen," erwiderte der Diable noir. „Indeſſen werd' ich ihm doch noch einmal den Paß zu verrennen wiſſen. Unſere Rechnung iſt noch nicht abgeſchloſſen."

Drunten in der Küche kaufte Hans noch eine Flaſche Wein mit auf den Weg. Er müſſe die Nacht bei einem kranken Pferde wachen, ſagte er, und die Meiſterin werde wohl ſchon zu Bette ſein, wenn er nach Hauſe komme.

Die beiden Offiziere blieben bis nach Mitternacht. Das Schneegeſtöber hatte nachgelaſſen. Ein fahler Mondenſchein,

nur dann und wann von ſchweren, träg dahinziehenden Wolken verdunkelt, irrte über den hohen Hecken und Gebüſchen der einſamen Moosgegend und beleuchtete nur ſpärlich den halb verſchneiten Weg und die ſchmalen, über die Bäche führenden Stege. Fröhlich und trunkenen Mutes begaben ſich die beiden Krieger auf den Heimweg. Aber in ihrem Quartiere wurden ſie vergeblich erwartet.

Am folgenden Morgen fand man ſie erſchlagen, dort bei der alten Hagenbuche, die jetzt noch ihre ſtruppigen Äſte über den breiten Bach ſenkt und im Volksglauben für unfällbar gilt, weil ſie von einem böſen Geiſte bewacht werde.

Der Kapitän lag da mit ſchrecklich zerſchmettertem Schädel und mochte wohl auf einen erſten wuchtigen Schlag ſeinen Tod gefunden haben. Die Leiche des Oberſten lag einige Schritte entfernt. Der zerbrochene Säbel, der ringsum feſtgetretene Schnee und die dunkeln, blutunterlaufenen Male an ſeinem Halſe deuteten an, daß er nach verzweifeltem Kampfe von einer eiſernen Fauſt erwürgt worden war. In der krampfhaft geſchloſſenen Linken hielt er ein kleines, abgeriſſenes Stück Scharlach.

Breitenhans hatte an dieſem Tage eine ſcharlachene Weſte getragen.

Dieſer aber war die Nacht ebenfalls nicht nach Hauſe gekommen und auch am Morgen nicht. Trotz den ſorgfältigſten Nachforſchungen der Behörden konnte nichts über ihn in Erfahrung gebracht werden; er war ſpurlos verſchwunden.

Obgleich das friedliche Gemüt vor dem Doppelmorde ſchauderte, ſah doch das mißhandelte, vom Geſetze verlaſſene und der Waffen beraubte Volk in dem Entflohenen nur den gerechten, aber ſtrengen Rächer mancher ungeahndeten Übelthat. Natürlich zweifelte kein Menſch, daß Hans der Thäter geweſen, und man wußte nun auch, warum er die Weinſchenke im Moos ſo fleißig beſucht hatte.

Als er nach beinahe zwanzig Jahren in ſeine Heimat zurückkam, war über den Gräbern der Toten ſchon oftmals Gras gewachſen. Er brauchte keinen äußern Richter mehr zu fürchten, und mit ſeinem innern ſchien er im Reinen zu ſein.

Die langen Jahre ſeiner Abweſenheit hatte er in engliſchem Kriegsdienſte zugebracht und unter Englands Fahnen manche blutige Schlacht mitgeſchlagen. Von Spanien her datierte ſich die Bekanntſchaft mit jenem eidgenöſſiſchen Oberſt, von dem oben die Rede war. Nach einem für die Franzoſen unglücklichen Treffen, bei denen der jetzt noch lebende Militär damals als junger Lieutenant ſtand, wurde er von Breitenhans gefangen genommen. Tiefgewurzelte Liebe zum gemeinſamen Vaterlande hat ſchon gar manchen Schweizer in Zwieſpalt mit ſeiner beſchworenen Fahnenpflicht gebracht, wenn er durch unglückliche oder unnatürliche Verhältniſſe gezwungen war, auf fremden Schlachtfeldern gegen die Söhne ſeiner eigenen Heimat zu kämpfen. Breitenhans hatte auch unter dem engliſchen Soldatenkleide ein treues Schweizerherz bewahrt. Er begleitete den erkannten Landsmann, bis er der Gefahr, in andere Hände zu fallen, entronnen war, und entließ ihn dann mit guten Wegweiſungen und warmem Händedruck. Wir wollen deswegen keinen Stein gegen ihn aufheben.

Ruhe ſeiner Aſche!

Ein Opfertod.

(1858.)

Ich habe ſchon über manchem Grabe den letzten Segen geſprochen, ſchon auf manchen Sarg, der eine liebe Leiche umſchloß, die erſte Scholle geworfen, aber noch kaum bin ich mit bewegterem Gemüte von einem friſchen Grabe gekommen, als eben in dieſem Augenblicke. Und doch war der Tote, den wir beſtattet, nur ein armes Menſchenkind, mit dunkeln Tagen der Vergangenheit und trüben Blicken in die Zukunft, arm an Allem, was wir Menſchenglück zu nennen pflegen; aber reich an jenem Mute des Herzens, an jener opferbereiten Kraft des Gemütes, die auch dem Ärmſten den Adel göttlicher Abſtammung verleiht. Ich will, mir ſelbſt zum Gedächtnis und Anderen vielleicht zur Mahnung, die Geſchichte des Toten mit wenigen ſchlichten Worten niederſchreiben.

Als ich vor Jahren dem einſamen, abgelegenen Dorfe als Seelſorger zugewieſen wurde, betrat ich dasſelbe mit dem friſchen Mute, den die Ausſicht auf eine ſegenbringende Wirkſamkeit verleihen kann. Mein Vorgänger im Amte, ein bereits alternder, vielleicht auch etwas bequemer Herr, hatte die Stelle niedergelegt, weil ihm die Bürde zu ſchwer geworden. Die Verarmung hatte in dem abgeſchloſſenen Dorfe ſeit einigen Jahren in bedenklichem Maße zugenommen, und auf den Pfarrer fiel die große Pflicht, dem Übel mit Rat und That entgegenzutreten. Der gebirgige Boden lohnte die Arbeit des Landmanns

nur mit kärglichem Ertrage, und der geringe Nebenverdienſt reichte für Andere kaum aus, das teure Brot zu erſchwingen, von den übrigen täglichen Bedürfniſſen des Lebens nicht zu reden. In gar manchem Häuschen, wo früher ein, wenn auch geringer, Wohlſtand geherrſcht, hing jetzt der leere Bettelſack, und Mancher, der ſonſt eine Kuh oder ein Paar Ziegen zur Weide geführt, ging nun mit dem Bettelſtabe über Land. Er kehrte jeden Abend ärmer zurück, als er am Morgen ausgezogen, ärmer an Mut und Kraft zur nährenden Arbeit, ärmer an Selbſtvertrauen und Selbſtachtung, die den Menſchen in der Not allein vor ſchlimmen Wegen zu behüten vermag. Hier that Hilfe dringend not, nicht nur äußere, leibliche Hilfe, ſondern auch die Hilfe des aufrichtenden Wortes, des erweckenden Rates, und, wo dieſe nicht ausreichten, wohl auch die ſtrenger mahnende Strafe. Mit dem Entſchluſſe rüſtiger Arbeit auf dem Felde, dem heutzutage ſo viel böſer Same entkeimt, betrat ich meine neue Pfarrgemeinde.

Von den Vorſtehern wurden mir als unverbeſſerliche Bettler vor Allem „des Waldfritzen“ bezeichnet. Ich beſchloß, die Leute ſofort zu beſuchen, um mich von ihren Verhältniſſen, ihrem Thun und Treiben mit eigenen Augen zu überzeugen. Das Häuschen lag am oberſten Rande des kleinen Thales, hart am Saume des Waldes und von den nächſten Häuſern des Dorfes durch einen breiten Erlen- und Buchenhang abgeſchloſſen. Es war eine recht ſtille Einſamkeit da oben, aus der aber die Not das beſchauliche Behagen ſchon längſt verſcheucht hatte. Der Waldfritz beſaß früher einige Äcker, aber ſchlimme Jahre und eigenes Ungeſchick zwangen ihn, dieſelben zu verkaufen. Nun taglöhnerte er hie und da, allein der müßiggängeriſche Bettel ſagte ihm beſſer zu, als die harte Arbeit; er wanderte daher fleißig über den Berg nach der reichen Thalſchaft hinüber, und ſeine Frau unterſtützte ihn eifrig in dieſem Geſchäft. Es waren eben zwei unanſehnliche Leutchen, ſchwach

an Kraft des Leibes und einfältig am Verſtande, denen nicht leicht jemand ein Almoſen verſagen konnte. Man hätte ſie vielleicht ihre Wege gehen laſſen, da vorauszuſehen war, daß an ihnen nicht mehr viel zu beſſern ſei; aber ſie hatten zwei Kinder, bei denen der Eltern Beiſpiel und Anleitung bereits Eingang gefunden. Dieſer wegen mußte Rat geſchafft werden.

Als ich das erſte Mal nach dem Häuschen hinaufging, waren nur die Kinder daheim, ein zehnjähriges Mädchen und ein um drei Jahre älterer Knabe mit einem feinen Geſichte, aus dem zwei treuherzige und zugleich kluge Blauaugen ſchauten. Er gab mir verſtändigen Beſcheid, erzählte aber ganz unbefangen, daß beide Eltern ſchon am Morgen auf den „Heuſchet" gegangen ſeien und vor Abend nicht heim kommen würden. Auf mein Befragen, ob er und ſein Schweſterchen auch Hunger leiden müßten, ſchüttelte er den Kopf bedächtig und meinte, im Winter hätte manchmal der Vater oder die Mutter nichts gegeſſen, aber ſie Beide hätten immer genug gehabt. Die Frage, ob ihnen die Eltern denn auch recht lieb ſeien, beantwortete der Kleine: O ja freilich, faſt noch lieber als der Herrgott.

Ich verließ die arme Hütte nicht, ohne eine Hoffnung mitzunehmen. Wie ſehr auch das kleine Hausweſen verkommen ſein mochte, es lebte darin ja noch die Liebe, der Geiſt, der erlöſt und befreit, kräftigt und überwindet, der ermutigt und erhebt, alles Gute ſchafft und wirkt und ohne den allein der Menſch ein tönend Erz und eine klingende Schelle iſt. Ich mußte jedoch bald erfahren, daß mich meine Hoffnung, ſo lange nur zu den gewöhnlichen Mitteln der Ermahnung oder auch Drohung Zuflucht genommen wurde, getäuſcht hatte. Die Gewohnheit des müßiggängeriſchen Umherſtreifens hatte bei den Alten zu tiefe Wurzeln geſchlagen, um ſo leicht ausgerottet werden zu können. An Kräften ſchwach, langſam und unbehilflich in allem Thun waren ſie an keine regelmäßige Arbeit

mehr zu gewöhnen. Verſtändige und hilfbereite Leute, die ſie anfänglich auf mein Zuthun in Taglohn nahmen, mußten ſie bald wieder entlaſſen, da ſie einer rüſtigen Thätigkeit oft mehr im Wege ſtanden, als dieſelbe fördern halfen. Die Bettelwege wurden alſo trotz aller Beihilfe immer wieder von Neuem begangen, und es war unvermeidlich, daß die Kinder den Fußſtapfen der Eltern nachgingen.

Es mußte ein neues Mittel verſucht, der junge Weizen von dem alten Unkraute geſchieden werden. Auf mein eigenes Anraten entſchloß ſich der Gemeindevorſtand, den unverbeſſerlichen Eltern die Kinder wegzunehmen und dieſelben bei rechtſchaffenen und fleißigen Leuten unterzubringen, den Alten aber je nach Bedürfnis die nötigſte Unterſtützung zukommen zu laſſen. Ein verſtändiger Webermeiſter erbot ſich, beide Kinder mit einander in Koſtgeld zu nehmen; da ſollte wenigſtens der Knabe vorerſt die Weberei erlernen.

Dieſe Wegführung der Kinder aus dem elterlichen Hauſe jedoch iſt mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Es war an einem kühlen Herbſtabend, als ich ſelbſt nach dem Waldhäuschen hinaufſtieg, die Kleinen abzuholen, um ſie zu ihren neuen Pflegeeltern zu führen, die faſt eine halbe Stunde am andern Ende des Dorfes entfernt wohnten. Die armen Leute, von der unvermeidlichen Trennung ſchon benachrichtigt, ſaßen um den kleinen, runden Tiſch herum, auf dem einige geſottene Erdäpfel nebſt verſchiedenartigen, zuſammengebettelten Stücklein Brotes lagen; aber noch war kein Biſſen von dem ärmlichen Abſchiedsmal berührt, und Jedes ſaß in ſich zuſammengekauert, laut und bitterlich vor ſich hinweinend.

Dieſer Anblick rührte mich, gab mir aber zugleich wieder eine neue Hoffnung auf die Zukunft. Ich ſagte den Eltern, daß es nur von ihnen abhinge, wie bald ſie die Kinder zurückerhalten wollten. Sobald ſie nur die ſichere Gewähr gegeben, daß ſie dem Bettel aufrichtig entſagt, ſich wieder an ehren-

haſte Arbeit gewöhnt und auch die Kinder draußen etwas Rechtes gelernt hätten, ſtünde dem Wiederzuſammenleben ja nichts mehr im Wege. Daneben wollte ich nicht unterlaſſen, dieſe gegenſeitige Anhänglichkeit zu beleben und dadurch die bedrückten Herzen an der gebotenen Hoffnung aufzurichten. Der Knabe hatte bei meinen Worten bald zu weinen aufgehört, und es ſtand auf ſeinem verſtändigen Geſichte deutlich zu leſen, daß in der jungen Seele ein ernſter Vorſatz reife. Endlich erhob er ſich, faßte ſein Schweſterchen bei der Hand und ſagte: „Komm' du jetzt nur mit, Mariele; der Herr Pfarrer verſpricht ja, wenn wir nur recht brav ſeien, werd's nicht lange dauern. Das glaub' ich und ich will ſchon bald ein rechter Weberknecht werden. B'hüet Gott, Vater und Mutter, am Sonntag komm' ich mit Mariele zu Euch heim." Damit wandte er ſich ruhig ab und führte das noch immer ſchluchzende, aber ſich willig fügende Schweſterchen der kleinen Thüre zu.

Es vergingen zwei Jahre, und der Gemeindevorſtand konnte mit mir über das Geſchehene mehr als zufrieden ſein. Die kinderloſen Pflegeeltern unſerer jungen Schützlinge waren über deren Betragen alles Lobes voll. Schon nach einem halben Jahre hatte der wackere Webermeiſter erklärt, daß er für die Zukunft kein Koſtgeld mehr verlange und das bereits empfangene verwende er zur ſauberen Neubekleidung der fleißigen Kinder. Es war auffallend, wie raſch ſich dieſe in dem neuen Leben auch körperlich entwickelten. Friedle war nun mit kaum ſechszehn Jahren ein hübſcher und gewandter, aber ernſter und beſcheidener Burſche, der in Arbeitsgeſchicklichkeit bereits mit ſeinem Meiſter wetteiferte. Mariele blieb in ſeinem Thun etwas langſam, auch konnte ſeine Bruſt das Weben nicht ertragen; aber von früh bis ſpät drehte es emſig das Spulrad und half daneben der Meiſterin bei ihren häuslichen Arbeiten. An den Sonntags-Nachmittagen ſah man die beiden Geſchwiſter bei Sonnenſchein und Regen, Schnee und Kälte das Dorf hinaufwandern nach der einſamen Hütte am Waldrande.

Auch mit den Eltern war eine faſt unerwartete Veränderung vorgegangen. Seit der Trennung von ihren Kindern hatte keines den Bettelſack mehr angerührt. Das Eine oder Andere kam regelmäßig am Samstag zum Armenpfleger, um die ihnen zugeſprochene Unterſtützung abzuholen. Daneben gingen ſie in Taglohn, wo ſich eben etwas fand, freilich ohne dabei viel auszurichten; die alten Stämme vermochten nicht mehr auszuſchlagen, wenn ſich auch ein neuer Saft in ihnen regte. Übrigens hatte beſonders ich manche ſchwere Not mit ihnen. Die Kinder waren kaum ein Vierteljahr aus dem Hauſe, die winterliche Einſamkeit lag über dem Lande und mochte das Leben in der abgelegenen Hütte droben am Berge wohl ſtill genug einſchließen, als die beiden Alten ſchon jammernd und klagend daher kamen und beteuerten, daß ſie es ohne ihre Kinder daheim nicht mehr aushalten könnten; man ſolle ihnen wenigſtens Eines zurückgeben. Dabei beriefen ſie ſich auf mein Verſprechen und ihre Beſſerung, da ſie ſeit ſo und ſoviel Wochen kein Stücklein mehr als Almoſen geheiſcht und Arbeit genommen, wo ſie ſolche gefunden hätten. Es wollte mir nicht gelingen, die alten Leutchen auf eine ſpätere Zeit zu vertröſten, bis ich an Friedle ſelbſt einen willkommenen Beiſtand fand. Der Knabe erklärte mit entſchiedener Feſtigkeit, nicht heimkehren zu wollen, ehe er ein fertiger Weber geworden. Auch Mariele wollte er nicht von ſich laſſen, obwohl dies bei den ſonntäglichen Beſuchen manche Thräne koſtete. Jetzt endlich jedoch konnte dem Herzenswunſche der Eltern entſprochen werden. Der Pflegevater erklärte, daß Friedle nun wohl ſeinen Beruf einzig betreiben könne, in beſonderen Fällen wollte er ihm auch noch im elterlichen Hauſe Aushilfe leiſten. Der Gemeindevorſtand beſchloß nun, dem jungen Weber einen Stuhl in dem Waldhäuschen herſtellen zu laſſen, und nach Oſtern, wo Friedle konfirmiert wurde, ſollten beide Kinder zu ihren Eltern heimkehren. Als ich bei der Konfirmationsfeier dem Knaben den

Spruch zum Segen gab: Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe, ſchaute er mich mit einem rührenden Lächeln an, das wohl heißen konnte: Bei mir ſoll das Wort des Herrn nicht auf Felſen gefallen ſein.

Mit dieſen Oſtern war nun auch in dem Waldhäuschen ein neues Leben erſtanden. Als ich ſpäter hinaufging, krappelte um dasſelbe eine fröhliche Thätigkeit. Die Mutter und Mariele ſchleppten auf einem kleinen Karren Steine herbei und führten dafür friſch aufgeworfene Erde hinweg. Unter der Vorderſeite des Häuschens, dem blühenden Thale zugewendet, ſtanden hackend und ſchaufelnd in einer ſchon mehr als mannstiefen Grube Friedle und ſein Vater beiſammen, die losgelockerte Erde mit kräftigem Schaufelſchwunge hinaufwerfend. Da wurde der kleine Webkeller gegraben, in den der neue Webſtuhl hineingeſtellt werden ſollte. Nach Monatsfriſt war Alles blank und fertig, und durch das kleine Kellerfenſter mit hübſchgrüner Rahmung klapperte luſtig die Weberlade, während Mariele droben im Stübchen das Spulrad ſchnurren ließ. Die beiden Alten döſelten vergnügt und über das neue Treiben halb verwundert um das Häuschen herum oder gingen auch in das Dorf hinab und erzählten ausführlich, was Friedle für ein wunderbar ſchönes und feines Tuch webe. Etwa zwei Wochen ſpäter ſah ich den Alten in früheſter Morgendämmerung das Dorf durchwandern, einen Bündel auf dem Rücken und einen mächtigen Stab in der Hand. Am Abend kam er müde, aber freudeſtrahlenden Geſichtes zu mir und wies in der kaum halb geöffneten Hand zwei blanke Fünffrankenthaler. Das war der wohlverdiente Lohn für die erſte gelieferte Arbeit Friedles, die der Vater heute nach Lenzburg hinuntergetragen hatte.

Von der Zeit an hörte die von der Armenpflege bisher gereichte Unterſtützung auf. Friedle hatte ſeinen Eltern ſchon erklärt, daß ſie keinen Kreuzer ſolcher Gabe mehr annehmen

dürften, und die ohnehin vielbelaſtete Gemeinde war natürlich froh, dieſer Beſchwerde enthoben zu ſein. Sie glaubte ihre Pflicht gethan zu haben und ſich nun um die Leute nicht ferner bekümmern zu ſollen. Ich teilte leider dieſen Glauben mit den Andern.

Auf den vielverſprechenden Frühling folgte indeſſen eine naſſe, in der hochgelegenen Gegend oft kalte Sommerszeit mit dürftiger Ernte. Die notwendigſten Lebensbedürfniſſe ſtiegen ſchon vor dem Eintritte des Winters im Preiſe, während aller Arbeitsverdienſt, wo er auch zu finden war, fortwährend im Preiſe ſank. Es ſtand eine ſchwere Zeit vor der Thüre. Viele unbeſchäftigte Hände ſuchten das Brot für den hungernden Mund, wo es zu finden war; der Arme, der nicht heimlichem Bettel nachlief, kam an die Gemeinde, manche thaten auch Beides zugleich. Da dachte ich wohl bisweilen an die Häusler droben am Walde und an ihren jungen Ernährer, aber wenn ich Friedle manchmal nach dem Gottesdienſte fragte, wie es daheim gehe, gab er ſtets die ruhige Antwort: es geht ſchon, Herr Pfarrer, ich danke Euch. Es kam mir zwar vor, der Jüngling ſei in letzter Zeit auffallend bleich geworden, und er ſchien auch etwas gebückt zu gehen; aber da er erwiderte, es fehle ihm nichts, ſchrieb ich ſein verändertes Ausſehen dem ſtarken Wachstum zu. Einmal, im Beginne des Winters, entſchuldigte Friedle ſeine Schweſter, daß ſie nicht zur Kinderlehre komme. Mariele kränkelte etwas, und da meinte er, es wäre nicht gut, wenn ſie bei dem naſſen Wetter ſo weit vom Berg herunterkomme. Ich verſprach, einmal ſelbſt an den Wald hinaufzukommen; aber wie es geht, die von allen Seiten hereinbrechende Not füllte mir Gedanken und Hände mit Arbeit, und ich vergaß das Verſprechen.

Spät in der Sylveſternacht wurde ich auf einen entfernten Hof hinaus zu einem Sterbenden gerufen. Das ganze Dorf hinauf regte ſich noch ein fröhliches Leben, wie es am Jahres-

ſchluß in dieſer Gegend herkömmlich iſt. Der laute Geſang, der von hüben und drüben durch die kalte, ſternſchimmernde Nacht ertönte, ließ von der Not der übrigen Tage wenig ahnen, da ſich zu dieſer Friſt ſelbſt der Sparſamſte und Sorglichſte ein Gutes thut und ſich der Hoffnung auf ein glücklicheres, neues Jahr überläßt. Durch manches niedrige Fenſterlein eines Bettlerhäuschens leuchtete heller Lichtſchimmer, und um das Tiſchchen, auf dem die ärmlichen Geſchenke lagen, lärmte die Kinderſchar. Auch die Armut muß ihren Feſttag haben, wenn das Gemüt nicht in dumpfe Mutloſigkeit verſinken ſoll; daher waren heute auf mein Veranſtalten die Ärmſten gemeinſam mit allerlei Gaben beſchenkt worden, wie ich ſie den Winter lang zu dieſem Zwecke von den Hablicheren und Wohlthätigen geſammelt hatte.

Als ich lange nach Mitternacht von dem Sterbelager zurückkehrte, hatte ich im Sinnen über den Wechſel menſchlicher Dinge, über das Rätſel dieſer Welt, das den Tod ſo nahe an das blühende Leben ſtellt und im ſteten Kreislaufe das Eine aus dem Andern gebiert, den breiteren Fahrweg verfehlt und den Fußpfad betreten, der am Waldhäuschen herabführt. Drunten war das Dorf ſtill geworden, aber zu meiner Verwunderung brannte noch ein Lichtlein im Waldhäuschen. Jetzt kam mir das Mariele wieder in Sinn, ob dasſelbe vielleicht kränker geworden ſei und ſie bei ihm wachen mußten oder ob ſich die Leutchen auch noch des Jahreswechſels freuten. Neugierig und geräuſchlos trat ich durch die unverſchloſſene Hausthüre; aber in der kleinen Stube ſaß Friedle allein am Spulrade, alle Übrigen waren zu Bette gegangen. Er erſchrak heftig bei meinem plötzlichen Anblicke, und ich konnte auch nichts beſſeres thun, als mit freundlichen Worten auseinanderzuſetzen, wie ich zu ſo ungewohnter Stunde hierherkomme.

Der Jüngling erzählte mir hierauf, daß Mariele noch immer kränkle und darum auch nicht ſo viel Spülchen machen

könne, als er brauche; die Eltern aber seien gar ungeschickt dazu und nicht recht imstande, das Auseinanderhaspeln des Garns zu lernen. Heute Nacht habe er noch keinen Schlaf gehabt und darum gedacht, er wolle selbst ein wenig spulen, damit er übermorgen wieder frühzeitig fortweben könne. „Man muß gegenwärtig recht Ernst haben, wenn etwas verdient werden soll," setzte er mit trübem Lächeln hinzu.

Diese nächtliche Arbeit beunruhigte mich auf dem Heimwege, ich wußte selbst nicht recht warum. Friedles Erklärung hatte gerade nichts Auffallendes, er hatte sie auch in so ruhigem und unbefangenem Tone abgegeben; aber die Vorstellung, daß der gute Junge die Nacht, in der jeder seine Sorge abzulegen oder gegen eine fröhliche Hoffnung zu vertauschen sucht, arbeitend durchwacht habe, bemühte mich, und der Gedanke an das schöne, liebefreudige Gemüt, dem dieser Fleiß entsprossen, wollte mir keine rechte Erquickung gewähren. Ich nahm mir daher vor, bald nach den Feiertagen dem Waldhäuschen einen weiteren Besuch zu machen.

Als ich nach einigen Tagen den schmalen Schneepfad gegen das Häuschen hinaufschritt, klapperte mir schon von Weitem Friedles emsige Weberlade entgegen. Der Vater war wieder mit gefertigter Arbeit nach Lenzburg gegangen, die Mutter hantierte mit einem kleinen Beil an einigen dürren Ästen herum, und Mariele saß hüstelnd auf dem warmen Ofen. Mehr als der Zustand des Mädchens beunruhigte mich aber das Aussehen Friedles, den ich seit mehreren Wochen nie mehr am Tage gesehen hatte. Die sonst so hellen, blauen Augen lagen tief in dem bleichen Gesichte und waren manchmal mit einem unheimlichen Schimmer erfüllt; die Schultern schienen sich nach vorne zusammenzuziehen, wie um den gesenkten Kopf stützen zu helfen. Auf mein Befragen über ihr Ergehen sagte mir die Mutter, daß sie so knapp zu leben hätten. Heute bringe der Vater wieder einen Sack Brot und Erdäpfel von

Lenzburg heim, da man dieſe Dinge in der Stadt beſſer und wohlfeiler haben könne, als drunten im Dorfe, wo ſie doch wachſen. Er müſſe für Mariele auch jedesmal Fleiſch und Reis mitbringen, weil Friedle es ſo haben wolle. Der aber ſei grauſam fleißig, und ein beſſeres nnd braveres Kind könne es auf Gottes Erdboden nicht geben. Sie müſſe manchmal denken, ſie hab' es nicht verdient, ein ſolches Kind zu haben, der Herr Gott hab' es gut mit ihr gemeint. Friedle unterbrach die Lobrednerin beſcheiden und meinte, es ſei nicht halb ſo arg; arme Leute müßten eben in jetziger Zeit überall arbeiten, wenn ſie leben wollten, und er ſei ja noch jung und ſtark. Das tiefe Atemholen, mit dem er ſeine Worte unterbrechen mußte, ſtrafte die letztere Behauptung genugſam Lügen. Ich ermahnte ihn deshalb, für ſeine Geſundheit Sorge zu tragen und nicht mehr zu arbeiten, als eben recht und billig ſei. Wenn ſie mit dem jetzigen geringen Arbeitslohne nicht ausreichten, ſo ſolle er lieber zu mir kommen, das Nötige werde ſich dann ſchon finden. „Nein, nein," erwiderte Friedle faſt heftig, indem eine raſche Röte über ſein bleiches Geſicht glitt, „wir wollen nichts mehr von der Gemeinde, das wäre ja eine ewige Schande für mich." Ich erklärte ihm, daß es nicht ſo gemeint ſei und ich ihm im Notfalle gerne von mir aus helfen wolle, in beſſeren Zeiten könnten ſie ja das Geliehene zurückerſtatten. Die Mutter war raſch bei der Hand, auf mein Anerbieten einzugehen, während Friedle, der ahnen mochte, wie ſchnell der alte Bettelſinn in ihr wieder aufwachen könne, mit aufrichtigen Dankesworten, aber ebenſo großer Entſchiedenheit Alles von der Hand wies, ſo lange nicht beſondere Notfälle einträten. Mit gemiſchten Empfindungen verließ ich die Leute, nicht ohne Beſorgnis um Friedle, darüber nachdenkend, wie ſchwer bei einem ſolchen wunderlichen Verhältniſſe der richtige Weg einer allfälligen Hilfeleiſtung zu treffen ſei.

Es mochten etwa fünf Wochen vergangen sein, als eines Abends der alte Waldhäusler zu mir kam und jammernd erzählte, Friedle sei schon seit gestern nicht mehr aufgestanden; er klage über heftiges Stechen in der Brust und möchte gerne mit mir reden, wenn ich Zeit fände hinaufzukommen.

Diese Nachricht erschreckte mich. Noch am gleichen Abend benachrichtigte ich einen befreundeten Arzt drüben im Thale und begleitete ihn früh am folgenden Morgen nach dem Waldhäuschen. Friedle lag schwer atmend im Bette und reichte mir eine fieberheiße Hand entgegen. Hätte mir auch nicht der eigene Anblick meine Befürchtungen bestätigt, so würde doch das sprechende Gesicht des äußerlich rauhen, aber tief fühlenden Arztes genug gesagt haben. Dem Letzteren erzählte der Vater, daß Friedle den ganzen Winter bis über Mitternacht gewoben und dann wohl auch einige Stunden für den folgenden Tag Spülchen gemacht habe. Die letzten Wochen sei der Weberlohn wieder geringer geworden und sie hätten alle Mal am Ende der Woche nicht mehr viel zu essen gehabt. Er und die Mutter hätten zum Armenpfleger und Pfarrer gehen wollen, aber Friedle habe es nicht zugegeben. Nach einem solchen Gespräche habe er dann allemal noch länger, bis gegen Morgen, gearbeitet. Der Arzt verschrieb einige Mittel, und ich befahl dem Vater auf den Mittag ins Pfarrhaus zu kommen.

Als ich mit schwerem Herzen neben meinem Freunde her nach dem Dorfe hinunterging, unterbrach er endlich das beiderseitige Schweigen und sagte in seiner etwas rauhen Art: „Seht, den habt Ihr mit Eurer sanften Methode auch wieder zu Tode kuriert. So lange das Volk nichtsnutzig und unverschämt ist, füttert Ihr dasselbe; sobald aber ein gesunder Keim aufgeht, laßt Ihr ihn unter dem alten Unkraute ersticken. All Euer Thun ist nutzloses Stückwerk, weil es nicht aus dem wahren Geiste der Liebe hervorgeht. Denn in That und Wahrheit, Eure vielgerühmte Menschlichkeit gegen die Armut ist gar nicht

die dauernde und helfende Barmherzigkeit, ſondern ſie iſt lediglich Notwehr, aus der Furcht entſprungen, der leiblich und geiſtig darbende Arme könnt' Euch einmal auffſpeiſen; drum hört Ihr mit Eurer Unterſtützung auf, wo ſie erſt recht beginnen ſollte. Die ſchaffenden Naturkräfte treiben den ſchwachen Keim zum Stämmchen empor, das Stämmchen zum kräftigen Baume; aber ſie entziehen ſich ihm nicht, wenn er in der erſten Blüte ſteht, ſie hegen und pflegen ihn, bis er ſeine Beſtimmung erfüllt hat. Und Ihr, in Eurer gerühmten Pflege verlorener Menſchenkeime? Bleibt mir vom Leibe oder beklagt Euch wenigſtens nicht, daß all Eure Arbeit, die Tauſende und aber Tauſende, die vom Staat, der Gemeinde, von wohlthätigen Vereinen geſpendet werden, in einen bodenloſen Schlund verſinken. Nur dem Werke des wahren Geiſtes kann der Segen folgen."

„Iſt denn gar keine Hoffnung mehr möglich?" fragte ich gedemütigt und tief bekümmert, „muß er ſterben?" „Vielleicht vor zwei Monaten oder ſechs Wochen wäre noch etwas zu machen geweſen," antwortete der Freund ernſt, „jetzt iſt's vorbei. Ein täglich zwanzigſtündiges Schüttern des Webebaumes gegen die noch junge, erſt in der Entwicklung begriffene Bruſt hat den ſchlecht genährten Lebensquell unrettbar verſchüttet. Er kann höchſtens noch einen Monat in ſchwachen Tropfen fortrinnen."

Der Arzt hatte richtig geſehen. Heute haben wir das Grab geſchloſſen, auf dem der gerechte Menſchenſinn ein Helden- oder Märtyrerdenkmal errichten ſollte. An deren Statt wird es der nahende Frühling mit ſchlichtem Raſen bekleiden; am Tage des Gerichtes aber wird es nicht vergeſſen ſein — dieſes Grab.

Der Flüchtling.

(1858.)

I.

Finden.

Auf der Höhe der Staffelegg, jenem bekannten und ſchönen Jurapaſſe, über den die Heerſtraße vom Rheine durch das Frickthal herauf nach dem Aarthale führt, ſteht ein ſteinerner Brunnen und daneben eine breite Steinbank, von menſchenfreundlichem Sinne hier in der Einſamkeit ſo recht „dem Wanderer zur ſüßen Raſt“ errichtet. Es iſt eine jener anmutigen Stellen, wie ſie der Jura mit ſeinen heimlich verſteckten Berghöfen und den laubwaldbewachſenen Höhen ſo vielfach darbietet. Rückwärts verſchwindet die Fernſicht auf die duftigen Bergzüge des Schwarzwaldes hinter dem Felſengrate, und vorwärts ſcheint die Straße nur in einen engen, waldbewachſenen Bergkeſſel hinabzugleiten; aber darüber weg geht der Blick nach freundlichen Thalgeländen, die, mit weißen Wohnungen ſchimmernd, ſich weiterhin wieder zwiſchen waldig anſteigenden Höhen verlieren. Über die letztern herein ſchauen in mächtigem Umkreiſe die Schneegebirge.

Aber die Menſchen, die heute des Weges kommen, kümmern ſich wenig um die anmutige Schönheit ihrer Straße. Hie und da tritt Einer an den Brunnen heran, um ſich das heiße Geſicht zu kühlen oder auch vorſichtig einen Schluck klaren Bergwaſſers zu trinken; dann geht es wieder raſch thal-

wärts. Von unten herauf zieht es den Felswänden entlang wie das verworrene Echo eines fernen Rottenfeuers, deſſen Einförmigkeit dann und wann durch den donnernden Schlag einer Kanone unterbrochen wird. Der ſchwere Knall bricht toſend durch das ſtille Gebirge aufwärts und verdoppelt die Schritte der Dahineilenden, indem er ihnen verkündet, daß ſie ſchon wieder um einen Auftritt des ſchönen Feſtes zu kurz gekommen. Es iſt nämlich ein blühender Julitag des Jahres 1849, und drunten in Aarau feiert das Schweizervolk ſein großes Schützenfeſt.

Der Tag neigt ſich allmählich dem Abend entgegen, und auf der Bergſtraße iſt es ſtiller geworden. Wer heute zum Feſte gewollt, iſt ſchon dahingegangen und hat im hochgehenden Strome der Freude noch nicht an die Heimkehr gedacht; dem jungen Manne aber, der auf der Höhe der Straße erſcheint, muß dieſe ſtille Einſamkeit beſſer behagen, als der laute Feſtlärm, und trotz ſeiner halb militäriſchen Kleidung denkt er nicht daran, den Stutzer heute noch zum frohen Waffenſpiele zu tragen. Er ſchaut lange rückwärts, wo die letzten Höhen des Schwarzwaldes im Abendſchein emportauchen, und ſein Blick ſenkt ſich trüb und trüber, bis eine Thräne über die bärtige Wange herabrollt. Dann wendet er ſich müden Schrittes vorwärts. Die fernen Häupter der Alpen haben ſich mit der Roſenglut des Abends angethan, als müßten ſie ob der Feſtfreude ihres glücklichen Volkes ebenfalls im beſten Feſtſchmucke erſcheinen.

„Wie viel Leid dort,“ ſagte der Wanderer, mit der Hand rückwärts deutend, „und wie viel Freude hier . . . o Gott, haſt du nicht alle Menſchen zur Freude, nicht alle Völker zu Glück und Freiheit geſchaffen?“

Er war langſam niederſteigend an den Brunnen gekommen und ſchaute eine Weile ſinnend den ſchmalen Weg empor, der ſich hier von der Straße abzweigt und zu einem der ſtillen

Höfe führt, die weiterhin im Gebirge verborgen liegen; dann beugte er das Geſicht zu einem erfriſchenden Trunke nieder, ſchwankte aber plötzlich mit einem lauten Ausrufe des Schmerzes auf die Steinbank zurück.

„Mein Gott, nun hat ſich der Verband gelöſt,“ ſeufzte der Einſame, indem er haſtig ſein grünes Oberkleid aufzuknöpfen ſuchte; aber kaum hatte er dasſelbe mit der Rechten ein Wenig über die linke Schulter zurückgeſchoben, als ihm ſchon ein dunkler Blutſtrom die Hand herabfloß. Jede Bemühung, den losgegangenen Verband wieder feſtzuziehen, blieb nutzlos. Die linke Hand war nicht im Stande, der rechten zu Hilfe zu kommen, und wie oft ſie auch den Verſuch machte, ſich emporzuheben, um das andere Ende der breiten Binde zu faſſen, ſie ſank jedesmal gelähmt auf die Bank herab, während ein unwillkürliches Zucken des immer bleicher werdenden Geſichtes den ſchmerzlichen Kampf verriet, der hilflos hier gekämpft wurde. Der Verwundete lehnte ſich endlich in eine liegende Stellung zurück und verſuchte die Blutung mit ſtiller Ergebung dadurch zu hemmen, daß er ein Sacktuch gegen die Wunde preßte. Vor ſeinen Augen begann es dunkler zu werden; war es die der Ohnmacht nahe Erſchöpfung der ſonſt ſo kräftigen Natur oder waren es die heraufſteigenden Schatten des Abends, der Verlaſſene war ſelbſt nicht mehr im Stande, es zu unterſcheiden. Auf der gegenüberſtehenden Felswand fingen ſich die Gebüſche an zu bewegen, zuerſt leiſe, als ob ein Abendwind über ſie hinginge; dann aber ſenkten ſich die dunkeln Kuppeln tiefer, als müßten ſie in der Erde verſinken, um ſogleich wieder hoch in den erbleichenden Abendhimmel emporzuſteigen. „So muß ich hilflos hier mein Ziel finden,“ ging es durch die einſchlummernde Seele des Verwundeten; „ſei es denn!“ Und langſam, aber unaufhaltſam ſanken die ſchweren Lider über die Augen herab, auf die ſich dumpfe Finſternis ergoß.

Allzulange konnte indeß dieſe tötliche Finſternis nicht gedauert haben; allgemach kam durch dieſelbe ein ferner, bleicher Schimmer gegangen, der ſich immer heller ausbreitete, und als endlich die Augen ſich wieder öffneten, ſchauten ſie in purpurne Abendwolken, die über die ſtillen Höhen hereinſchwammen. Aber vor dem hellen Lichte ſchwebte noch ein dunkler Schatten, und als die wiedererwachenden Augen klarer geworden, ſchauten ſie in zwei andere von feinen Wimpern überdachte Augen, die mitleidsvoll und bekümmert herniederblickten.

„Gott ſei Dank, er erwacht wieder, Vetter,“ ſagte eine weiche Mädchenſtimme, „bringt nur ſchnell noch ein wenig Waſſer herbei.“

Alsbald beugte ſich ein zweites Geſicht über den Erwachenden herein, und er fühlte eine friſche Kühlung über ſeine heiße Stirne herabrinnen.

„Wie geht's Euch?“ fragte eine tiefe Männerſtimme.

„Gott's Dank ... beſſer,“ antwortete der Verwundete; „ich muß ohnmächtig geworden ſein.“

„Das iſt ſich auch nicht zu verwundern,“ gab der Andere zurück, „wenn man mit einem ſolchen Loche im Leibe herumläuft, wie Ihr da. Das hat gewiß eine Preußenkugel gemacht?“

Der Gefragte nickte ſchmerzlich und führte ſeine rechte Hand langſam nach der linken Schulter empor; der Verband war wieder feſt angezogen und die Blutung gehemmt.

„Ich hab' Euerer Hilfe wohl mein Leben zu danken,“ fuhr er, ſich mühſam erhebend, fort, „Gott lohn' es Euch, Ihr guten Leute.“

„Nun, da braucht's keine beſondere Güte, wenn's ſo ausſieht,“ ſagte der Mann; „aber wo wollt Ihr eigentlich hin, wenn ich fragen darf?“

„Ich gedachte heute noch bis Aarau zu gehen.“

„Das wird ſchwer halten,“ meinte der Andere; „und,“ fügte das Mädchen leiſe bei, „drunten iſt doch ſchon Alles von Menſchen überfüllt. Ich mach' ihm gerne Platz im Hinterſtübchen, Vetter.“ Sie ſchaute dabei dem Manne bittend ins Geſicht, und dieſer ſagte nach einigem Beſinnen: „Nun ja, wenn's Euch recht iſt, ſo könnt Ihr mit uns heimkommen.“

„Noch einmal, Gott lohn' es Euch,“ erwiderte der Verwundete gerührt, „meine Kraft reicht freilich nicht mehr weit.“

„Iſt auch nicht nötig, wenigſtens für heute,“ gab der Mann zurück, „wir ſind bald daheim.“ Damit legte er ſeinen linken Arm unter der rechten Schulter des Fremden durch und begann ihn vorſichtigen Schrittes den ſchmalen Nebenweg hinanzuführen. Das Mädchen ſchritt geſenkten Blickes voraus und ſchob im Gehen ſorgfältig jeden Stein bei Seite, der im Wege lag. Als es zurückblickte, rief es ängſtlich: „Ach Gott, Vetter, ſeht, wie er wieder bleich wird.“ „Ja,“ ſagte der Mann, „geh' Du ſchnell voraus, ſag's der Mutter und macht das Bett bereit! 's wird nötig ſein.“

Sie war allerdings nötig, dieſe getroffene Vorſicht. Das Haus lag, durch den vorſpringenden Waldrand gegen die Straße verdeckt, kaum einige hundert Schritte entfernt, einſam und ſtill, wie zum verborgenen Aſyle eines Flüchtigen auserſehen; aber noch war dasſelbe nicht erreicht, als der Verwundete ſeinem Begleiter auf's Neue bewußtlos in die Arme ſank. Die erſchöpfte Natur hatte ihre Rechte trotz allen Widerſtandes des Geiſtes geltend gemacht.

Am folgenden Morgen, als die Sonne kaum über die grünen Höhen hereingebrochen war, zogen ſchon ganze Haufen der zerſprengten badiſchen Armee die Bergſtraße herab. Mit Hoffnung und Rache im Herzen eilten ſie zu dem feſtfeiernden Schweizervolke, um bei ihm Klage zu führen und Vergeltung zu fordern an den Unterdrückern ihrer Heimat und ihrer republikaniſchen Beſtrebungen. Unterdeſſen lag ihr Unglücksgefährte,

der als der Erſte zu gleichem Zwecke die Straße gekommen, drüben in dem ſtillen Hauſe am Waldrande; aber war es das Gefühl der körperlichen Erſchöpfung, die vor der Hand an kein Verfolgen früherer Plane denken ließ, oder war es noch mehr der ſüße Hauch des Friedens, der hier oben die Einſamkeit durchwehte, der Flüchtling, der geſtern nur an Blut und Wunden gedacht, ſaß heute wie ein harmloſes Kind am Fenſter eines kleinen Hinterſtübchens und ſchaute ſinnend auf die thauglänzende Bergwieſe hinaus. Im ganzen Hauſe war's ſtill wie in einer Kirche, und nur hie und da ließ ſich von der nahen Küche her der leiſe ſchlurfende Schritt des freundlichen Mütterchens hören; die übrigen Hausgenoſſen waren ſchon mit dem erſten Morgengrauen auf das Feld gegangen. Unter dem Fenſter des Hinterſtübchens zog ſich eine mit Brettern belegte Holzbeige durch; auf dieſem erhabenen Poſtamente hatte ſich eine große, glänzendſchwarze Katze aufgepflanzt, die bald gravitätiſch auf- und niederſchritt, bald wieder ſich zierlich hinſetzte und nachdenklich in den blühenden Morgen hinausſchaute. Dabei unterließ ſie jedoch trotz ihrer ſcheinbaren Unbefangenheit nicht, jeden Augenblick ſeitwärts hinaufzublinzeln, wo unter dem vorſpringenden Dache die Schwalben ihr geſchwätziges und geſchäftiges Weſen trieben. Offenbar ging ihre Morgenandacht mit dem Plane um, wie ſie den leichtbeſchwingten Gäſten unbeachtet und ohne Verdacht zu erregen einen Beſuch abſtatten könne. So iſt es, dachte der ſtille Beobachter hinter dem Fenſter, die Natur liegt im ewigen Kampfe, ohne ſich einen Augenblick um ihren Frieden bringen zu laſſen. Nur der Menſch muß mit dem Kampfe den Frieden begraben. Muß er? — Die Natur kennt keine Klage; noch im Vergehen hat das Untergegangene den Zweck ſeines Daſeins erfüllt, und über den Gräbern gehen die üppigſten Roſenbüſche auf. Warum will ſich der Menſch die einfachſte und unabänderlichſte Weisheit nicht genügen laſſen?

Dieſes ſtille Sinnen wurde durch einen glockenhellen Ruf: „Baſe, Baſe!“ unterbrochen, dem durch den Gang raſche, elaſtiſche Mädchenſchritte folgten. „Biſt Du da, Vreneli?“ fragte die Stimme der alten Frau, und alsbald begann ein leiſes Geflüſter, von dem der unwillkürlich Horchende nur verſtehen konnte, daß es ſich um Frage und Antwort über ſein Befinden drehte. „Meine Samariterin,“ ſagte er und wollte ſchon einen mühſamen Verſuch machen, nach der Thüre zu gehen, als das Mädchen mit einem kupfernen Waſſergeſchirr unter dem Arme hinter dem Hauſe erſchien. Es nickte, nach dem Fenſter blickend, errötend einen Gruß herein; aber der Gegrüßte vergaß faſt die Erwiderung und mußte betroffen der Geſtalt nachſchauen, die ſchlank und leicht zum Brunnen hinabſchritt.

Vom geſtrigen Abend her war ihm Alles nur wie ein dunles, halbverwehtes Traumbild in Erinnerung geblieben. Deutlich wußte er, daß ſein erſter wiedererwachender Blick in ein Paar mitleidiger, blauer Augen geſchaut hatte; aber daß dieſe Augen aus einem Geſichtchen hervorleuchteten, das ihm jetzt wie aus Elfenbein und Morgenrot gebildet erſchien, das hatte er nicht gewußt. „Ja, Elfenbein, vom Morgenrot angehaucht,“ ſagte er unwillkürlich vor ſich hin, nach der Geſtalt hinabſchauend, die nun drunten am Brunnen ſtand, „und über die Stirn herein ergießt ſich eine Flut lichten Mondſcheines.“

Aber auf dieſen Mondſchein erhob jetzt das Mädchen mit kräftigen Armen den gefüllten Waſſerkeſſel, um an der andern Seite des Hauſes herauf nach der Küche zu gehen. Den jungen Mann verdroß dieſes plötzliche Verſchwinden ein wenig; dann aber tippte er mit dem Zeigefinger bedächtig gegen die hohe, bleiche Stirn und rief lächelnd: „Guſtav Kühne, Guſtav Kühne, ſeit wann biſt Du ein Poete geworden?“

Trotz des leiſen Selbſtſpottes, der in dieſen Worten lag, horchte der neugebackene Dichter mit aufmerkſamem Ohre auf

die leichten, gleichmäßigen Schritte, die ſich der Küche näherten. Jetzt traten ſie herein, ein leiſes Rauſchen, und gewiß, das auf die Bank niedergeſtellte Waſſergeſchirr hatte einen wunderſam lieblichen Ton von ſich gegeben, der die geſchmeidige Bewegung des Herabhebens unwillkürlich vor Augen führte. Wiederum ein angelegentliches Geflüſter, aus dem ſich jedoch bei aller Aufmerkſamkeit Nichts entnehmen ließ, als das Bild des kleinen friſchen Mundes, der eben ſo leiſe zu flüſtern verſtand, und der tiefe Blick der blauen Augen, der die gelispelten Worte begleiten mußte. Dann rauſchte es wieder den Gang entlang, es waren die bekannten Schritte, und Guſtav lehnte ſein Geſicht raſch gegen die Fenſterſcheiben, um nach dem Brunnen hinabzuſchauen. Aber der blanke Strahl ſprudelte unbeirrt von der Röhre in den mit Moos bewachſenen ſchmalen Trog hernieder, als woll' er in Ewigkeit nie mehr von einem unterſtellten Geltchen aufgefangen werden.

Dem in ſeiner Erwartung getäuſchten Beobachter kam das gleichmäßige Sprudeln des Brunnens bald zu langweilig vor und er entſchloß ſich, wenn auch mit langſamem Zögern, den Blick wieder den frühern Gegenſtänden ſeiner Unterhaltung zuzuwenden. Da ſaß die Katze noch immer mit wankelloſer Beharrlichkeit; ſie leckte ſich das Pfötchen, wuſch ſich damit und blinzelte darüber weg nach den Schwalben empor; aber das wurde denn doch nachgerade langweilig. Man hatte ihre tückiſchen Abſichten längſt durchſchaut; was ſollte bei den immer wiederkehrenden Manövern weiter herauskommen, ſaßen ja die Schwalben ſicher hoch unter'm Dache droben. Dieſe freilich zwitſcherten und kicherten, als hätten ſie ſich wunder was zu erzählen vom luſtigen Mückenfange, von pfeilſchnellem Durchſegeln der blauen Lüfte und all' dem ſüßen Sommerſpiele; aber das war Alles ſchon ſo geweſen, ſeit die Schwalben Mücken fangen und ſich des Sommers freuen. Der Gelangweilte erhob ſich und ging mühſam nach der Küche hinüber, aus der ſich die

und da wieder die leiſe ſchlurfenden Schritte des Mütterchens hören ließen.

„Ach herrje,“ rief dieſes, als es ſeinen Gaſt erblickte, „Ihr hättet nur mit dem Stock klopfen dürfen, wenn Ihr etwas wünſcht. Das Gehen thut Euch ſicher nicht gut; wie bleich Ihr ſeid!“

„Na, ich bedarf auch nichts, Mütterchen,“ lautete die Antwort, „ich meinte bloß, Euere Leute wären heimgekommen, die ich grüßen wollte.“

„Nein, denkt, nur das Vreneli war auf einen Augenblick da. Es hat ihm draußen keine Ruhe gelaſſen, Euretwegen. Ihr habt eben heute früh noch geſchlafen, als ſie fortgingen.“

„Ich mach' Euch Allen recht viele Sorge und Mühe, gute Mutter?“

„O nein, nun gar nicht,“ meinte die freundliche Alte. „Freilich geſtern Nacht, als Ihr auf einmal ſo in Fiebern ſprachet, da war's uns Allen bange, und Vreneli konnte nicht aus dem Weinen heraus. Ihr waret aber auch gar bleich und elend.“

„Iſt das Vreneli Euere Tochter?“

„Nein, wir haben ſchon lange kein Kind mehr; es iſt ein armes Verwandtes von meinem Manne her.“

„Ich will mich ein wenig hinaus an die Sonne ſetzen,“ ſagte Guſtav, „das wird mir gut thun.“ Als er durch den ſchmalen Hausgang ſchritt, bückte er ſich nach einer Kornblume, die vor ihm lag. „Die hat Vreneli mit heimgebracht,“ ſagte er, nachdenklich in den blauen Kelch ſchauend, „wie weiß es, daß ich dieſe Blumen vor allen andern lieb habe?“

Wieder über ſich ſelbſt lächelnd, ſuchte er ſich vor dem Hauſe ein ſonniges Plätzchen, von dem er nach dem ſchmalen Seitenthälchen hinunterſchauen konnte. In einem gelben Gerſtenacker bückte ſich zu fleißiger Arbeit eine kleine Schnitterſchar, zwiſchen der ſich manchmal eine Mädchengeſtalt erhob, die

nach dem Hauſe emporzuſchauen ſchien. Es giebt keine äußerliche Arbeit, die den Menſchen mit wohlthätigerer Freude erfüllt, als das Schneiden des goldenen Halmes, das Zuſammenbinden der ſchweren Garbe, die das tägliche Brot ins Haus trägt. Es iſt, als ob der Segen der ſtillſchaffenden Natur mit in die Seele hineinzöge, die unwillkürlich bei der gewonnenen Frucht an den Samen und dabei wieder an jenen großen Erntetag denken muß, der allem irdiſchen Samen verkündet iſt. Als daher von unten herauf das Lied erklang:

Des Schnitters Tag iſt lang und ſchwül,
Doch freudig iſt ſein Mut;
Das Auge ſieht der Garben viel,
Den Schöpfer treu und gut.

da mußte auch, wie auf ein leiſes Geheiß, die ſonore Stimme des ſtillen Zuſchauers einfallen, und durch ſein Herz zog es wie der verſöhnende Klang einer Oſterglocke.

Am Mittag kamen die Leute zum Eſſen heim. Voran gradauf die noch immer kräftige Geſtalt des Vetters, der dem Gaſte mit freundlichem Geſichte entgegentrat. „Wie geht's Euch, Mann," rief er mit heiterer Teilnahme, „Ihr ſeht noch ein wenig bleich aus."

„Recht gut," erwiderte der Flüchtling; „Ihr habt mir den Verband wieder ſo feſt und ſicher angelegt, als ob Ihr Euer Leben lang dabei geweſen wäret."

„Oh, oh," machte der Vetter, mit den Augen zwinkernd, „wird wohl ſein, daß ich auch ſchon dabei war; habe ſolche Denkzettel ſchon mehr geſehen und ſelbſt erhalten. Thut aber nichts, ſo lang' es nur ins Fleiſch geht und die Knochen ruhig läßt."

Vreneli war unterdeſſen ſchon um die Ecke ins Haus geſchlüpft, und der Flüchtling, der einen alten Soldaten vor ſich ſah, hätte gerne gleich das wie und wann erfahren; der Vetter

aber ſagte, ſich nach dem Brunnen wendend: „Auf den Abend, Freund, auf den Abend. Wir Leute haben's nach dem Sprichwort: zuerſt die Laſt und dann die Raſt.“

Damit ging er, und der Fremde war billig genug, dieſes kurz abgebrochene Weſen nicht als Unhöflichkeit zu nehmen. „Soldatenart,“ dachte er, „umkehrt ... marſch! Aber Breneli muß ich doch jetzt gleich meinen Dank abſtatten.“

Mit dieſer Abſicht ging er der Hausthüre zu, als Breneli eben aus derſelben trat und die Leute mit heller Stimme zum Eſſen zuſammenrief. „Das wird mir hoffentlich auch gelten?“ fragte der Flüchtling näher tretend.

„Diesmal nicht,“ erwiderte das Mädchen, „die Baſe wird Euch gleich rufen.“ Damit trat es wieder ins Haus zurück und ließ den betroffenen Fremden vor der Schwelle ſtehen.

„Das iſt doch etwas ſtark,“ ſagte dieſer vor ſich hin, und plötzlich kam ein ſchmerzliches Gefühl der Vereinſamung, des Fremdſeins, über ihn. Er blieb ſinnend vor dem Hauſe ſtehen, während die Schnitter, ihre friſchgewaſchenen Hände zum Trocknen auf- und niederſchlenkernd, einer nach dem andern hineintraten. „Das iſt es,“ dachte er, über die fernen Höhen hinſchauend, „dieſe Menſchen auf ihrer einſamen Scholle empfinden wohl ein augenblickliches Mitleid für einen großen, in die Augen ſpringenden Körperſchmerz eines Andern; iſt aber der vorüber, ſo iſt auch das plötzlich erregte Gefühl verrauſcht. War das letztere doch mehr nur ein Erſchrecken der eigenen Natur, als eine bewußte Empfindung allgemeiner Menſchenliebe.“

Dieſe unfreundlichen Betrachtungen unterbrach noch zu rechter Zeit die freundliche Stimme der Baſe, die ihn nun ebenfalls zum Eſſen rief. Guſtav folgte verdroſſen und halb widerwillig, konnte ſich aber doch eines freundlichen Behagens nicht erwehren, als er in ſein Stübchen trat und ſein kleines

Mittagsmahl zierlich auf ſchneeweißem Linnen aufgeſtellt erblickte.

„Ei,“ rief er verwundert, die Gerichte näher betrachtend, „das wäre ja für ein Herrenſchloß gut genug.“

„Macht nur keine Komplimente,“ erwiderte die Baſe, über das bereits empfangene aber gleichwohl ſichtlich befriedigt, „mein Mann hat heute früh die jungen Wildtauben da im Walde geholt, wo er das Neſt wußte. Er ſagt, ſo etwas werd' Euch in Euerem Zuſtande gut thun. Wohl bekomm' es!“

Die Baſe ging, und Guſtav ließ ſich den Appetit durch den Zweifel, ob der Vetter die richtige Diät ebenſo gut verſtehe, wie das Verbandanlegen, wenig anfechten; ſtärker wohl beſchäftigte ihn die Ungewißheit, wie er die Leute anzuſehen habe. „Sorgt die treue Seele da ſchon vor ihrer ſchweren Tagesarbeit für dich, den Fremden, und Vreneli ... nun, warte noch ein wenig, Herr Guſtavus; ſoviel einmal iſt gewiß, ſchön iſt's, wie eine Maienroſe!“

Die Selbſtmahnung gegen vorſchnelles Urteil war wohl abermals nötig, als der Flüchtling, noch kaum mit ſeinem kleinen Mahle fertig, ſchon wieder Vetter und Vreneli ſamt den Schnittern den Berg hinunterſteigen ſah, ohne daß ſie ihm ein einziges Abſchiedswörtchen geſagt hatten. Bald darauf trat die Baſe herein und ſagte, ſie gehe nun den Nachmittag ebenfalls zum Schneiden, ob der Herr vielleicht das Haus hüten wolle?

Dieſes Ehrenamt war nicht abzulehnen, aber der Fremde wunderte ſich doch, als er nach einer Weile aus ſeinem Stübchen trat und weder Thüren noch Schrank verſchloſſen ſah. „Wie ein Schelm ſeh' ich wohl nicht aus,“ dachte er ... „aber was hätteſt du unter ſolchen Umſtänden einem dieſer Menſchen gegenüber gethan?“ Er nahm, in die Wohnſtube getreten, die große Bibel vom Fenſtergeſimſe herunter und begann zu leſen. Noch nie war ihm die Poeſie der Bücher des alten Bundes

in ſo erhabener Schönheit entgegengetreten, und noch wandelte er mit der Ährenleſerin Ruth auf dem Felde des reichen Boas herum, als bereits die Sonne ſich über dem Walde herabgeneigt hatte.

Nach dem Abendeſſen waren die Schnitter fortgegangen, und der Flüchtling ſaß mit dem Vater und Vreneli auf der kleinen Bank neben dem Hauſe. Über dem ſtillen Walde floß goldener Abendſchein, und aus dem nahen Gebüſche ließen Amſel und Droſſel ſich immer leiſer hören. Der Fremde hatte bereits erzählt, daß er Baumeiſter wäre, von dem gewaltigen Sturme, der über ſeine Heimat gegangen, mit erfaßt und nun von demſelben mit tauſend Anderen in die Fremde verſchlagen worden ſei. „Ich habe noch nie ein ſchmerzlicheres Gefühl gekannt, als jetzt das, keine Heimat mehr zu haben," ſchloß er mit bewegter Stimme.

Der Vetter wurde von der Baſe hereingerufen, und die zwei Andern ſaßen allein neben einander. Der Flüchtling ſchaute ſinnend auf das Geſicht Vrenelis, das, vom Abendſchein angehaucht, ſich ſtill zur Erde ſenkte, bis endlich eine Thräne unter den langen Wimpern hervorglitt.

„Was haſt Du?" fragte er mit weicher Stimme.

„Ich dachte daran, daß ich eigentlich auch keine Heimat habe."

„Haſt Du keine Eltern mehr, gutes Kind?"

„Nein," ſagte es, die Hand über die Augen legend, „ſie ſind Beide ſchon lange unterm Boden."

„Dann ſind wir Bruder und Schweſter," ſprach er, des Mädchens Hand erfaſſend, „ich habe auch weder Vater noch Mutter mehr; und uns Beiden bleibt nur der Vater alles Lebens übrig."

Vreneli ſchaute ihm mit wehmütigem Lächeln ins Geſicht. „Ach ja, wenn ich könnte Euere Schweſter ſein," ſagte es, „da wollt' ich recht froh und glücklich werden."

„Aber biſt Du denn das nicht jetzt ſchon?“ fragte er leiſe.

„Nicht mehr, nein, nicht mehr.“

Guſtav fühlte ſich von dem wehmütigen Klange dieſer Stimme wunderbar ergriffen und mußte ſich mit Gewalt vor einer Frage hüten, die ihn ſogleich in das volle Vertrauen des einfachen Kindes geführt hätte. Die ſchnelle Hingebung desſelben kam ihm ſeltſam vor gegen das faſt barſche Benehmen von heute, und er ſagte daher: „Ich habe vor einer Stunde noch nicht geglaubt, daß Du mich zum Bruder haben möchteſt.“

Vreneli lächelte. „Ich hab' es wohl gedacht,“ meinte es treuherzig, während ſeine Hand fortwährend unbefangen in derjenigen des jungen Mannes ruhte; „aber daß ich heute Mittag ſo kurz war, hat einen andern Grund.“ Guſtav ſchwieg einen Augenblick. Er empfand ein geheimes Bangen vor dem Vertrauen, das ihm wieder entgegentrat, und doch trieb ihn eine lebhafte Unruhe, in das Geheimnis dieſes einfachen Lebens eingeweiht zu werden.

„Ihr waret aber auch gar kurz und faſt unfreundlich,“ ſagte er, „und doch wollt' ich Euch nur danken für die mir erwieſene Teilnahme.“

„Warum nennt Ihr mich auf einmal „Ihr“?“ fragte Vreneli aufſchauend.

„Du nennſt mich ja auch ſo,“ antwortete Guſtav, der recht gut wußte, daß er den richtigen Grund damit nicht genannt.

„Ja, das iſt was ganz Anderes,“ meinte Vreneli; „aber ich will's Euch nur ſagen, was es war, 's iſt auch für ein ander Mal gut. Der große Mann, der uns ſchneiden hilft, hatte mich vorher ſchon geneckt, daß ich Euretwegen nach Hauſe gegangen ſei.“

„Und warum denn das?“ fragte Guſtav.

Das Mädchen zögerte einen Augenblick; dann ſagte es leiſe: „Er will mich eben heiraten.“

„Dich heiraten?“

„Ja gewiß, aber ſprecht nicht ſo laut! Er hilft uns jetzt auch nur ſchneiden, damit mich dann der Vetter ihm wieder zur Hilfe ſchicke.“

„Wer iſt er denn, dieſer Mann?“ fragte Guſtav mit unwillkürlicher Beklommenheit.

„Er iſt unſer nächſter Nachbar, da gleich hinter der Waldecke. Seine Frau iſt ihm vor noch nicht einem Jahre geſtorben; aber,“ fügte es leiſer hinzu, „ſie iſt gerne geſtorben, obwohl ſie die Sache gut hatten.“

Guſtav ſchwieg und ſchaute lange ſinnend auf das wehmütige Mädchengeſicht, das nachdenklich in den Schoß blickte. „Aber was kümmern Euch ſolche Dinge,“ ſagte endlich Vreneli leiſe; „ich hab's Euch auch bloß geſagt, damit Ihr mich nicht für unfreundlich haltet.“

„Bloß deswegen?“ fragte der junge Mann langſam, indem er ſich herabbeugte und dem Mädchen in die Augen ſchaute, „bloß deswegen, Vreneli?“

Vrenelis feines Geſicht erblühte wie ein in der Morgenſonne aufbrechender Roſenbuſch. „Gewiß, ich weiß nichts Anderes,“ ſagte es, ſeine leiſe zitternde Hand zurückziehend.

Um die Hausecke herum kam die Baſe mit dem Vetter gegangen, und dieſer meinte, es wäre gut, wenn der junge Herr nun ins Bett ginge; die Abendluft da droben ſei wohl zu kühl für ihn. Der Flüchtling hatte vorhin anfragen wollen, ob er im Hauſe bleiben könne bis zu ſeiner gänzlichen Herſtellung oder bis überhaupt die dunkle Lage ſeiner nächſten Zukunft ſich etwas aufgeklärt hätte; jetzt unterließ er dieſe Frage und ſchickte ſich ſogleich an, dem ſorglichen Rate ſeines Hauswirtes Folge zu leiſten.

II.

Scheiden.

Guſtav war des Glaubens, daß das Leben nicht als ein Spiel betrachtet, ſondern als ernſte, beſonnene Arbeit genommen werden müſſe; darum ſchenkte er ſich ſelbſt jederzeit gerne klaren Wein ein und trachtete, ſein Empfinden mit ſeinem Wollen in Einklang zu ſetzen. So ſaß er auch dieſen Abend noch im Dunkel des kleinen Hinterſtübchens, als der ſchweigende Schlaf ſchon lange über das Haus gezogen war. Draußen ſtörte kein Laut den ſtillen Mondſchein, der über Wald und Wieſe herabfloß, und um ſo deutlicher konnten die Stimmen gehört werden, die im eigenen Innern ſprachen. Es iſt immer ein verhängnisvolles, heiliges Geſchäft, wenn der Menſch über dieſe Stimmen zu Gericht ſitzt, und wer dieſe Heiligkeit recht empfindet, wählt daher zu demſelben auch gerne die Nacht mit ihrer ernſten Schweigſamkeit.

Guſtav war bei dieſer Heerſchau ſeiner Empfindungen bald im Klaren, daß Vreneli einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er verſuchte wohl mit leiſem Selbſtſpotte an dieſen Eindruck heranzutreten, denſelben als bloße Dankbarkeit oder gar als Folge ſeiner körperlichen Erſchöpfung, ſeiner augenblicklich vereinſamten und dunkeln Lage zu deuten; ſo viel blieb ſich immer gleich: ſein Herz ſchlug unwillkürlich wärmer und unruhiger, wenn das reine, demütig ſchöne Mädchenbild vor ſein inneres Auge trat. Er verglich dieſes Bild mit den glänzenden Erſcheinungen, die ſchon über ſeinen Lebensweg geſchritten und blitzende Streiflichter auf denſelben geworfen hatten; aber dieſe Streiflichter huſchten unaufhaltſam vorüber wie Sternſchnuppen, während der eine Stern ruhig ſtehen blieb und ſein träumeriſches Licht tief ins Herz herabſenkte. Guſtav ließ dieſen Eindruck allmählich unangefochten mit ſeiner ganzen leiblichen Kraft auf ſich einwirken, und es war ihm, als läge ſein Herz

von einer blühenden, erquickenden Morgenſonne übergoſſen. Dann erhob er ſich endlich und ſagte feſt vor ſich hin: „Nun weißt du, woran du biſt; du haſt kein Recht, einen Schatten auf dieſes reine Licht zu werfen.“

Mit dem einmal gefaßten Beſchluſſe glaubte er ſeiner Unruhe Meiſter zu ſein und legte ſich nieder; aber trotz aller Ermüdung wollte der erſehnte Schlaf nicht herankommen oder, wenn er auf Augenblicke kam, kam er mit Träumen gegangen, die das wache Sinnen und Empfinden in ergreifenden Bildern fortſpannen. Guſtav lag an einer nackten Felſenwand; hinter ihm war der ſchmale Steig verſchwunden, und vor ihm ſchoß ein ſchwindlichter Abgrund in grauenvolle Nacht hinunter; aber eine brennende Glut umfloß ihn, während er kein Glied zu rühren imſtande war, um nach der Quelle hinzugehen, die ihm aus nahem, ſchattigem Gebüſche entgegenſprudelte. Hitze und Durſt wurden durch das kühle Rauſchen zu tötlicher Qual geſteigert, und dem Verſchmachtenden war's, als hätte er da ſchon tagelang gelegen, ohne daß die Sonne von ihrer Stelle gewichen, ohne daß ein Abend mit ſeiner Kühlung herangekommen wäre. Da endlich tauchte in dem blendenden Lichte ein Schatten vor ihm empor; eine unſichtbare Hand führte eine Schale an ſeine Lippen, und eine freundliche Stimme ſprach: trinke! Es war die Stimme Vrenelis, das ſich mit bekümmertem Geſichte über ihn hereinbeugte. Er erwachte mit heißer Stirn und ſchaute haſtig um ſich; das Geſicht war verſchwunden; aber durch das Fenſter herein floß heller Mondſchein, und durch die nächtliche Stille erklang das Rauſchen des Brunnens bald in dumpferem Falle, bald in dünnen, klingenden Silbertönen. „Das iſt der ganze Traum,“ dachte der Erwachte, „ein vor Ermüdung heißer Kopf, der Mondſchein über dem kaum geſchloſſenen Auge und vor dem wachen Ohre das Sprudeln des Brunnens. Daß Felſen und Vreneli dabei ſein müſſen — nun ja,“ ſagte er, leiſe über ſeine traum-

deutende Weisheit lächelnd, „wir wollen's nochmals probieren.“ Er ſchloß die Augen, um ſich von einem neuen Traumbilde quälen und — tröſten zu laſſen.

Die Deutung desſelben machte ſich indeſſen nicht ſo bequem, wie das erſte Mal, und der Schlafloſe war noch immer mit derſelben beſchäftigt, als bereits das erſte Morgengrauen aufdämmerte. Er horchte aufmerkſam auf die Schritte, die ſich bald im Hauſe hören ließen, und konnte den geheimen Wunſch nicht unterdrücken, die Leute möchten ſich, wie geſtern, alsbald wieder aufs Feld begeben. Dann verging wenigſtens noch ein Tag, bevor er ſeinen gefaßten Entſchluß ausführen mußte, und die Ruhe, der ſtille Friede hier oben in der Einſamkeit thaten ihm ja doch ſo wohl, der an Leib und Seele gleich müde war; aber die Schritte gingen hin und her und ließen keine zum Aufbruche mahnende Eile vernehmen. Bald kam es auch durch die Küche herangegangen bis zur Thüre des Hinterſtübchens; aber es war nicht der ſchlurfende Schritt der Baſe, es war der leichte, elaſtiſche Takt, der dem Ohre des Horchenden ſchon ſo tief eingeprägt war. Ob die Thüre ſich wohl öffnen und das morgenfriſche Geſicht mit freundlichem Gruße hereinblicken wird? Die Thüre öffnete ſich nicht, und vor derſelben blieb es ſtille, wie atemloſes Horchen; dann endlich ging es wieder davon, leiſe, leiſe, wie es herangeſchritten war.

„Auf,“ ſagte Guſtav, ſich ermannend, „die Pflicht verträgt kein trügeriſches Faulbett.“ Er erhob ſich raſch und ſtand nach kurzer Weile angekleidet vor der Hausthüre, als Vreneli eben vom Brunnen heraufkam.

„Es freut mich, daß ich Dir zuerſt begegne,“ ſagte er, dem Mädchen die Hand entgegenſtreckend, „das wird mir Glück auf den Weg bedeuten.“

„Ja, wo wollt Ihr denn hin?“ fragte es, ihn groß anſchauend.

„Wohin eben der Wind einen Heimatloſen verſchlagen kann, wer weiß es? für heute einmal nach Aarau.“

„Ich hab' es wohl gedacht,“ ſagte Vreneli, die Augen niederſchlagend, „es werde Euch bald zu langweilig ſein bei uns da droben.“

„Wenn es nur das wäre,“ erwiderte Guſtav wärmer, als er beabſichtigte, „dann würde ich mein Leben lang hier bleiben, liebes Kind.“

„Ei was, auch ſchon aus den Federn,“ rief die kräftige Stimme des Vetters, der von der andern Seite des Hauſes herabkam, „Ihr ſeht ja ganz feldmäßig aus, Mann!“

Vreneli ging ſchweigend hinein, und Guſtav kündigte dem Vetter ſein Vorhaben an. „Das müßt Ihr am beſten wiſſen,“ ſagte der Mann treuherzig, „ſonſt hättet Ihr wohl noch bei uns bleiben können. Immerhin, wenn's Euch gefällt, wißt Ihr nun den Weg.“

Der Flüchtling dankte mit herzlichen Worten und wollte dann, wenn auch etwas zögernd, dem Hauswirt ein Goldſtück in die Hand drücken. „Nur zum Andenken,“ ſagte er freundlich.

„Nichts für ungut,“ erwiderte der Vetter trocken, das Geld mit einer raſchen Bewegung zurückſchiebend, „aber macht mir zu guter Letzt keine Flauſen! Das Dings da könnt Ihr jetzt beſſer brauchen als ich und wenn Ihr alle Säcke davon voll hättet.“

Nach der Morgenſuppe begleitete die kleine Familie den Scheidenden bis an das Gärtchen hinaus. „Und nun, Mann,“ ſagte der Vetter, ſtehen bleibend und die Hand des Fremden erfaſſend, „den Rat gebe ich Euch mit auf den Weg, tragt gehörig Sorge zu dem runden Fleck da an der linken Schulter; es läßt doch manchmal Breſten zurück, ich könnt' erzählen davon.“ „Und ich,“ ſagte die Baſe, gerührt des Jünglings Hand faſſend, „ich wünſch' Euch Gottes Segen auf Euern Weg.“

„Was giebſt Du mir mit?“ fragte Guſtav, freundlich auf Vreneli zutretend. Es beugte ſich über den kleinen Zaun und brach eine Roſenknoſpe, die es ihm entgegenbot. „Ich möchte Euch damit Alles geben, was Ihr ſelbſt wünſchen möget,“ ſagte es leiſe.

Als der Scheidende den Seitenweg hinunter an die Heerſtraße gelangt war, ſetzte er ſich auf die Steinbank am Brunnen und ſchaute lange ſinnend in das Land hinab, das in duftiger Morgenſchönheit ausgebreitet lag; aber all' dieſe ſonnige Pracht, die Thal und Gebirg umleuchtete, vermochte nicht die Schatten zu verſcheuchen, die vor der nächſten Zukunft des Flüchtlings aufſtiegen. „Komme, was da wolle,“ ſagte er endlich aufſtehend und ſich gegen die Steinbank wendend, „ſei mir gegrüßt, ſtille Stätte, die du mir in höchſter Not gute, edle Menſchen zugeführt haſt. Ihr Segen wird mein Begleiter ſein.“ Er tauchte die Roſenknoſpe in die friſche Flut des Brunnens und ſtieg dann raſchen Schrittes die Straße thalwärts.

In Aarau rauſchte mit dem heutigen Tage das große Volksfeſt ſeinem Ende zu. Aber, wie ſo oft im Leben, hatte ſich an das heitere Spiel plötzlich der Ernſt geſchloſſen, und ſchon kamen die Thäler herab bewaffnete Scharen gezogen, die an die von dem Preußenheere bedrohten Rheingrenzen eilten. Die zahlreichen Unglücksgenoſſen, die Guſtav in der Stadt antraf, waren über dieſe Wendung der Dinge hocherfreut. Schon ſahen ſie ihre niedergeworfenen Fahnen von der Kraft eines ſiegreichen Schweizerheeres wieder aufgerichtet und von den Höhen des Schwarzwaldes nach allen deutſchen Gauen niederwehen; heitere Siegesträume und wilde Rachegelüſte erfüllten die Herzen, die ihre Wünſche gar zu leicht als unvermeidliche Notwendigkeit anſahen. Guſtav blickte klarer als ſeine Gefährten.

„Was wir nicht ſelbſt zu erwerben imſtande waren,“ ſagte er, „können Andere uns nicht ſchenken, und die Schweizer ſind

zu verſtändig, als daß ſie ihren ſicheren Beſitz an unſere bloßen Hoffnungen ſetzen ſollten.“ Er ließ ſich dieſer Anſichten wegen ruhig einen Philiſter ſchelten und ſah es nicht einmal ungerne, daß ſich die aufgeregteſten ſeiner bisherigen Gefährten bald von ihm, als einem Abtrünnigen, zurückzogen. Er ſuchte ſich außerhalb der Stadt ein kleines Stübchen und fing in aller Stille an, ſich nach einer Thätigkeit umzuſehen, die ihm bis zur Abklärung der Verhältniſſe, die er nicht zu ändern vermochte, eine ehrenhafte Exiſtenz gewähren konnte. Als nur zu bald eintraf, was er vorausgeſehen, als ſeine Schickſalsgefährten ihren Täuſchungen entſagen mußten und dafür ihren Unmut gegen das Volk richteten, das ſie gaſtfreundlich aufgenommen, dieſes hinwider die undankbaren Gäſte auf die Straße ſetzte, hatte Guſtav längſt feſten Boden gefunden. Es war ihm der Umbau eines großen Fabrikgebäudes anvertraut worden.

Aber der Menſch kann die Scholle, auf der er geboren, niemals ganz von der Sohle ſchütteln, ein Stück Heimat wird ihm ſtets in die Ferne folgen, mit einem Teile des Glückes, das er daheim gelaſſen, oder des Mißgeſchickes, dem er entfliehen gewollt. Das mußte auch Guſtav erfahren. Bei denen, die ihn genauer kannten, hatte ihm zwar ſein klares und entſchiedenes und zugleich wieder gemütliches und beſcheidenes Weſen ſchnell Neigung und hohe Achtung erworben, aber ein Teil der allgemeinen Abneigung, die ſich bald gegen das Flüchtlingsweſen geltend machte, fiel doch auch auf ihn zurück. Es ſchmerzte ihn tief, wenn er unter die Leute trat und dieſe beim erſten Laute ſeiner fremd anklingenden Sprache ſchon mit Mißtrauen oder Geringſchätzung aufſchauten und in ihrer bisherigen Unbefangenheit geſtört ſchienen. Er konnte den Leuten nicht verargen, daß ſie in Bauſch und Bogen urteilten und jeden Einzelnen entgelten ließen, was im Allgemeinen verſchuldet worden war; machten es ja ſelbſt die Einſichtigeren ſeiner Leidensgefährten nicht beſſer, die dem Charakter und

Verſtande eines ganzen, braven Volkes zur Laſt legten, was einzelner Unverſtand beging oder gar das Intereſſe des öffentlichen Wohles gebieteriſch verlangt hatte. Aber je unbefangener er ſelbſt die Verhältniſſe anſah und beurteilte, um ſo ſchmerzlicher empfand er die Wahrheit, daß das Brot der Fremde ſtets ein bitteres ſei. Was Wunder, wenn ſich darüber die Sehnſucht nach dem ſüßen Brot der Heimat in ſeine Seele ſchlich und er auf ſeinen einſamen Wegen bald unwillkürlich die Schritte nach dem Jura hinlenkte, um nach den Höhen des Schwarzwaldes hinüberzuſchauen, zwiſchen denen ſeine Erinnerungen, der ganze Reichtum ſeines bisherigen Lebens beſchloſſen lag.

Aber ebenſo unwillkürlich ſchlugen die Schritte, nachdem ſich das Auge am fernen Scheine der Heimat erquickt, den ſchmalen Fußweg ein, der dem Waldſaume entlang zu dem ſtillen Berghauſe hinüberführte. Guſtav hatte ſich anfänglich vor dieſem Wege gehütet und war manchmal mit einem vor ſich hingeſprochenen „nein, 's iſt doch beſſer ſo“ wieder umgekehrt, wenn er, in ſeine Gedanken verloren, ſchon weit auf denſelben vorwärts gegangen war; aber je mehr die Vereinſamung der Fremde über ihn kam, um ſo weniger vermochte er dem immer neuen Verlangen zu widerſtehen, ſich unter guten, einfachen Menſchen wenigſtens auf Augenblicke wieder ſo recht heimatlich zu fühlen. Und was war das jedes Mal eine herzliche Freude, wenn er nur im Vorbeigehen einen Gruß durch das Fenſter rief oder aber an heiteren Herbſtabenden oder Sonntagen die Stunden verplauderte, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie ſie vergangen waren. Ja, hier war er daheim; der erſte Eintritt in dieſes Haus hatte alles Fremde zwiſchen ihm und dieſen Menſchen, die ein Anrecht auf ſein Leben hatten, verwiſcht, und jedes Mal, wenn er in die Nähe kam, war's ihm, als empfände er den ſüßen Tannengeruch, der um die einſamen Höfe des Schwarzwaldes weht. Unter dieſem Gefühle

der Heimatlichkeit verſchwand allmählich die ängſtliche Beklommenheit, die Guſtav anfänglich in der Nähe Vrenelis empfunden hatte, um ſo mehr, als ſich das Mädchen ſelbſt vertraulich und unbefangen wie die Andern ſeiner Gegenwart hingab. „Wie eine Schweſter,“ ſuchte er ſich oft ſelbſt zu beſchwichtigen.

Eines Sonntages — es lag auf den Höhen ſchon tiefer Schnee, und gegen Abend begann es bereits wieder heftig zu flocken — hatte ſich Guſtav bei ſeinem Beſuche länger als gewöhnlich aufgehalten. Der Vetter hatte wieder einmal von ſeinen Kriegsfahrten unter den Adlern des alten Napoleon erzählt, und das ließ ſich am warmen Ofen ſo traulich hören, daß die Nacht längſt eingebrochen war, bevor Guſtav an den Aufbruch dachte. Er ſchlug deshalb den kürzern Weg ein, der durch den Wald nach dem Thale hinunterführte. Durch die nächtliche Stille zwiſchen den ſich mit weißen Kuppen bedeckenden Gebüſchen dahingehend, bedachte er, daß er nun doch wieder unterlaſſen, was er ſich vorgenommen. Vreneli war die letzten Male offenbar ſtiller geweſen als ſonſt, und bei aller Freundlichkeit hatte ſich oft ein wehmütiges Sinnen auf ſein Geſicht gelegt. Guſtav hatte die Frage nach der Urſache ſchon mehr als einmal auf der Zunge gehabt, aber ſobald das Mädchen bemerkte, daß ſein Blick auf ihm ruhte, ſchaute es auch wieder heiter und lächelnd auf, als wollt' es jeder Erkundigung zuvorkommen. Guſtav war innerlich froh darüber; er ſcheute jede Frage mit einer Beklommenheit, die ihm eine unangenehme Antwort prophezeite, und überredete ſich daher gerne, wenn Vreneli ihn wieder ſo heiter und freundlich anſchaute, es ſei doch nichts dahinter. Von dem großen Schnitter war ſeit jenem erſten Abend nie mehr die Rede geweſen, und Guſtav hatte ihn auch nie im Hauſe angetroffen. „Aber am Ende iſt er doch noch im Spiele,“ ſagte er jetzt aus ſeinen ſtillen Gedanken laut vor ſich hin. Guſtav wandte ſich raſch um; es war ihm, als hätt' er hinter ſich einen leiſen Schritt ge-

hört. Nein — es war nichts; ſein Mantel hatte bloß ein kleines Stämmchen geſtreift, das jetzt den Schnee von ſeinen bewegten Zweigen über ihn herabſchüttete; aber noch hemmten die fallenden Flocken ſeinen Blick, als er von kräftiger Hand um den Leib gefaßt und zu Boden geworfen wurde.

In der Finſternis konnte der Angegriffene bloß eine große dunkle Geſtalt erkennen, die ſich lautlos auf ihn warf und ihre Knie gegen ſeine Bruſt zu ſtemmen ſuchte; aber trotz der augenblicklichen Überraſchung war er ſchnell wieder zu beſonnener Verteidigung bereit und fuhr dem Angreifer mit beiden Händen zwiſchen Kehle und Halsbinde. Die Wirkung des gelungenen Griffes ließ nicht lange auf ſich warten; der Gegner ſuchte ſich mit einem halb erſtickten Fluche aufzuſchnellen. Dies gelang auch; aber Guſtav, der ſeine Handhabe nicht losgelaſſen, wurde zugleich mit auf die Füße gezogen. Während er nun mit der Rechten raſch losließ, um den Andern um den Leib zu faſſen, ſchnellte dieſer, der vielleicht keinen ſo gewandten und kräftigen Widerſtand erwartet hatte, nochmals ſich wendend zurück und war mit einem Satze im Gebüſche verſchwunden. Seine Halsbinde war zerriſſen und ein Stück derſelben in Guſtavs Linken zurückgeblieben.

Dieſer fühlte indeſſen keinen Beruf, ſeinen Angreifer zu verfolgen, und eilte raſchen Schrittes den Wald abwärts. Als er, auf die Heerſtraße gelangt, wieder langſamer der mit tauſend Lichtern herüberblinkenden Stadt entgegenſchritt, füllte ſich ſeine Bruſt immer mehr mit ſchmerzlicher Bitterkeit. „So wird mir auch noch der einzige Weg, den ich Einſamer gerne gegangen, feindlich verlegt,“ dachte er; „wollte Gott, es wäre bloß ein verzweifelter Dieb geweſen, der nach einem armſeligen Raube getrachtet hätte.“

Guſtav war am folgenden Morgen, nach unruhig verbrachter Nacht, kaum angekleidet, als mit leiſem Finger an ſeine Thüre gepocht wurde und Vreneli hereintrat. Es hatte zwar mit

dem Vetter im Vorbeigehen nach der Stadt wohl auch ſchon kleine Beſuche abgeſtattet, aber allein war es noch nie erſchienen, und die ängſtliche Haſt, mit der es eintrat, zeigte deutlich, daß diesmal ein beſonderer Grund für das ungewohnte Thun vorhanden ſein mußte. Erfreut und beunruhigt ging Guſtav dem Mädchen entgegen, um auch ſogleich dieſen Grund in Erfahrung zu bringen. Es ſchaute ihm beſorgt ins Geſicht und ſagte dann aufatmend: „Nun Gottlob, wie es ſcheint, iſt's nichts . . . ich habe die Angſt umſonſt ausgeſtanden.“ — Hierauf erzählte Vreneli, es ſei geſtern Nacht, nachdem Guſtav fortgegangen, Jemand gekommen mit der Ausſage, er habe drunten aus dem Walde herauf lautes Hilferufen gehört und es müſſe da irgend ein Unglück begegnet ſein. Das habe ihnen Allen keine Ruhe gelaſſen, und der Vetter ſei ſelbſt in den Wald hinabgegangen, ohne aber etwas zu bemerken. Nun ſei es aber nur gut, daß Guſtav nichts begegnet ſei — ſie hätten daheim deshalb großen Kummer gehabt.

„Von Hilferufen hab' ich nichts gehört,“ ſagte er nachdenklich; „aber weißt Du vielleicht, wohin dieſer Fetzen da gehört?“ Damit zog er das erbeutete Stück Halsbinde hervor und breitete dasſelbe auseinander. Vreneli betrachtete das gelb und rot gezeichnete Tuchende aufmerkſam, dann ſagte es errötend: „Das iſt ein Stück vom Sonntagshalstuche des Oberhofers.“

„Wer iſt denn dieſer Oberhofer?“ forſchte Guſtav.

„Ach,“ erwiderte Vreneli, die Augen niederſchlagend, „das iſt der große Schnitter . . . wißt Ihr?“

„Und hat vielleicht der Euch von dem nächtlichen Hilferufen erzählt?“

„Ja, er ſelbſt.“

„Der feige Heuchler,“ rief Guſtav zornig und erzählte nun ſein Abenteuer. „Ach,“ ſagte Vreneli leiſe, nachdem er geendigt, „ich habe es ſchon lange erwartet.“ Es hatte ſich während der

Erzählung auf einen Stuhl am Fenſter geſetzt und ſchaute nun in wehmütiges Sinnen verloren in ſeinen Schoß nieder, in den bald Thräne um Thräne niederglitt. Guſtav betrachtete eine Weile ſchweigend das reizende Bild, das, vom bleichen Scheine der Wintermorgenſonne umfloſſen, in ſchmerzlicher Verklärung vor ihm ſaß; dann rief er, die Arme ausbreitend: der müßte ein Herz von Stein haben, der ungerührt an dieſem Heiligtum vorüberginge. Sein Mund beugte ſich auf die reine Stirne des Mädchens nieder, das, die blauen, thränenfeuchten Augen aufſchlagend, ſeufzte: „Ach, Guſtav, warum muß ich Dich ſo lieb haben!“

Das höchſte Glück eines reinen Herzens kann oft nur in Thränen ſprechen; vielleicht weil in ihm die dunkle Ahnung liegt, daß nun auch der Same des größten Leides ausgeworfen ſei. Vreneli lag an der Bruſt des Mannes, zu dem es ſchon lange hoffnungslos, wie zu einem nur beſſern Weſen gewährten Glücke hinaufgeſchaut hatte; durch ſein Ohr klangen Worte zum Herzen ſo lieb und ſüß, wie es ſie noch nie gehört, wie ſie ihm der ſeligſte Traum noch nie vorgegaukelt; aber die Augen überfloſſen unaufhaltſam von Thränen, wie damals, als die tote Mutter von der armen Waiſe weggetragen wurde, und es konnte jetzt auch keinen andern Gedanken faſſen, als den an die tote Mutter. Es war ihm, als ob ſein ganzes Leben nur aus jener Trauerſtunde und dem jetzigen Augenblick beſtünde, der unfaßbar wie eine beſeligende Laſt auf ihm lag.

„Ach Gott,“ ſeufzte Vreneli endlich, die Augen trocknend, „wenn jetzt meine gute, arme Mutter noch lebte.“

Guſtav verſtand dieſes wunderſame Spiel der Seele, das durch Erinnerung an Vergangenes oder Vorahnung des Künftigen den Schmerz mit der Freude verbindet und zu den ſonnenhellſten Augenblicken des Lebens den Schatten eines geliebten Toten hervorrufen muß; aber er empfand zugleich auch,

wie ſolche Augenblicke dadurch eine Weihe erhalten, mit der ſich nicht ungeſtraft ſpielen läßt. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſagte er, als Vreneli endlich gehen wollte: „Nun noch Eines — würdeſt Du den Oberhofer genommen haben, wenn Du mich nicht kennen gelernt hätteſt?“

„Ich glaub' es . . . ja, am Ende hätt' ich's gethan,“ erwiderte das Mädchen nach einigem Beſinnen; „es kommt mir vor, als ob ich früher immer nur in der Nacht herumgegangen und als ob erſt mit Dir der Tag gekommen wäre.“

Guſtav ſchloß das reine Kind mit wehmütiger Freude in ſeine Arme und gelobte ſich mit unverbrüchlichem Vorſatze, dieſen ſchönen Glauben an das erlöſende Licht der Liebe nicht zu Schanden werden zu laſſen.

Nachdem Vreneli fortgegangen, ſaß er noch lange in tiefem Sinnen über das unerwartet Geſchehene nachdenkend. Der ſüße Rauſch der aufgeregten Gefühle war verſchwunden; aber dennoch konnte er auch nicht den leiſeſten Hauch der Reue empfinden. Nur freilich kam jetzt das Gefühl des Fremdſeins, des halt- und bodenloſen Flüchtlingslebens doppelt ſchwer über ihn; hatte er dasſelbe ſchon bisher ſchmerzlich empfunden, ſo mußte es nun um ſo ſchmerzlicher werden, da ſich ein neues Daſein dem ſeinigen anſchließen wollte. „Du kannſt nicht das armſeligſte Hüttchen bauen, ohne feſten Grund und Boden zu haben,“ dachte er, „wie viel weniger den Kern und Inhalt des Hauſes, eine Familie gründen, wo Deine ganze Exiſtenz an einem ſchwanken Zweige hängt.“

In dieſen Gedanken wurde Guſtav durch den Fabrikherrn unterbrochen, deſſen Bau er leitete und der nun mit freundlichem Geſichte hereintrat. „Es war dieſen Morgen eine obrigkeitliche Perſon bei mir,“ ſagte der Mann, ein Papier hervorziehend; „wie Sie da ſehen, verlangt man für Ihren ferneren hieſigen Aufenthalt eine Kaution.“

Guſtav überflog das Blatt. „Wie,“ rief er unwillig, „dreitauſend Franken, während der Behörde nicht unbekannt ſein kann, daß mein gegenwärtiger Verdienſt mehr als hinreicht, um meine geringen Auslagen zu decken, und ſomit Niemand irgendwie gefährdet iſt.“

„Nun,“ erwiderte der Fabrikherr, „auf Etwas mehr oder weniger kommt's nicht an; ich habe mich bereits verbindlich gemacht, die Kaution zu übernehmen, ſofern Ihnen das recht iſt.“

Guſtav dankte für dieſe zuvorkommende Freundlichkeit mit warmen Worten; aber dennoch mußte ihn dieſelbe ſchwer bedrücken. Er war dadurch in ſeiner Freiheit beſchränkt und, ohne an äußerer bürgerlicher Sicherheit gewonnen zu haben, an das Belieben eines Andern, und wenn auch eines rechten Ehrenmannes, gebunden. Dieſer Gedanke mußte ihm gerade jetzt, da er ſeine Freiheit bereits, wenn auch in etwas anderem *Sinne, dahingegeben, mehr als peinlich fallen. Es war ihm,* als dürfe er ſich nicht in doppelter Weiſe binden, als beginge er dadurch eine Täuſchung an Vreneli oder an dem wohlwollenden Fabrikherrn.

„Nein,“ rief er endlich, „zu ſolch hoher Summe kann ich mich unmöglich verpflichten.“

„Offen geſtanden,“ ſagte der Fabrikherr, „etwas hoch kommt mir dieſelbe auch vor; aber ich glaube den Grund dieſer Steigerung zu wiſſen.“

„Und der wäre?“ fragte Guſtav geſpannt.

„Vorausgeſetzt, daß Sie meine Offenheit nicht übel nehmen,“ erwiderte der Andere lächelnd; „ich vermute, die Behörde iſt in vielleicht nicht ganz wohlwollendem Sinne auf Ihre Beſuche in dem Berghauſe da droben aufmerkſam gemacht worden und wird es nun als Pflicht erachten, für alle möglichen Fälle Bedacht zu nehmen. Sie verſtehen mich.“

Nein, Guſtav mußte ſich dieſe Worte erſt nochmals wiederholen, bevor er ihren Sinn ganz begriff; dann aber, als dies

geſchehen, fühlte er, wie ſein Geſicht von einer brennenden Röte übergoſſen wurde. Es war jedoch nicht die Röte ſchamhafter Verlegenheit, die ſich in einem ſtillen Herzensgeheimniſſe belauſcht ſah, ſondern die Röte empörten Unwillens und zugleich tiefen Schmerzes, der des Jünglings Herz erfüllte. Was ihm ſelbſt kaum ſeit einer Stunde klar geworden, was er wie ein ſchlafendes Heiligtum in ſich getragen, was er vor jedem unreinen Hauche, vor jeder unſanften Berührung gehütet, das war nun ſchon Gegenſtand ſchleichender Verdächtigung, grober polizeilicher Vorſorge geweſen. Und das reine, unſchuldige Kind ſelbſt ſtand den Pfeilen giftiger Zungen preisgegeben, weil es ſich gegen einen Fremden teilnehmend gezeigt, der hilflos die Schwelle ſeiner Pflegeeltern überſchritten hatte. „Das iſt der Fluch der Heimatloſigkeit!“ rief Guſtav ſchmerzlich aus, während er, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, kaum die hervordrängenden Thränen abzuwehren vermochte.

Der Fabrikherr war über dieſe Gemütsaufregung ſeines ſonſt ſo ruhigen und männlichen Schützlings betroffen, ohne ſich zu erlauben, um weitere Aufklärung anzufragen. Guſtav empfand jedoch, daß er dieſe ſelbſt geben müſſe und dürfe. Er ſchilderte daher ſein Verhältnis zu den Leuten im Berghauſe und erzählte mit aller Offenheit, was eben dieſen Morgen zwiſchen Vreneli und ihm vorgefallen war. „Ich werde das Mädchen heiraten, ſobald es meine Umſtände geſtatten; bin ihm nun aber doppelt ſchuldig, dieſe Möglichkeit ſo ſchnell es ſein kann herbeizuführen.“

Der Fabrikherr hatte mit ſchweigender Theilnahme zugehört. „Ich kenne Vreneli und ſeine Pflegeeltern,“ ſagte er nach einigem Beſinnen, „und es thäte mir ſchon der braven Leute wegen leid, wenn ſie unverdienter Weiſe zu Schaden kämen. Ich ehre daher auch Ihre Abſicht, junger Mann; aber ſo lange Sie Flüchtling ſind, ſteht das Geſetz mit unüberſteiglichen Hin-

derniſſen deren Ausführung entgegen. Haben Sie gar keine Ausſicht, in Ihre Heimat zurückkehren zu können?"

„Unter gegenwärtigen Umſtänden nicht," erwiderte Guſtav mit traurigem Kopfſchütteln.

„Nun dann," fuhr der Fabrikherr fort, dem Baumeiſter die Hand darreichend, „ſo bleibt kein anderes Mittel übrig, als daß Sie freier Schweizerbürger werden. Bemühen Sie ſich, die Entlaſſung aus Ihrem heimatlichen Staatsverbande zu erhalten, die zur Erwerbung unſeres Bürgerrechtes durch ein neuerliches Geſetz verlangt wird, und für das Übrige werde ich Sorge tragen."

Der Abend dieſes Tages glänzte mit hellen Sternen in das dunkle Flüchtlingsleben hinein. Als Guſtav vom Berghauſe herabſtieg, wo er die Wendung ſeines Geſchickes verkündet und die junge Liebe den Segen der guten Pflegeeltern erhalten hatte, ſaß er noch lange am Brunnen der ſtillen Bergſtraße. Der Himmel ſchaute mit tauſend Lichtern durch die klare, kalte Winternacht, und das weite Land leuchtete in ſeiner Schneedecke zurück, wie ein aufgeſchloſſener Silberſchrein. „Die alte Heimat vergißt ſich nie," ſagte er leiſe; „aber dich werde ich lieben können, du Land der Herrlichkeit. Und," ſprach es weiter in ihm, „Deinen Kindern übergibſt Du als Erbe, wofür Du vergebens Blut und Leben eingeſetzt — eine freie Heimat. Der Boden, in den Du lebendige Wurzeln treibſt, kann allein Deine Heimat ſein." Bei dem Gedanken ging ein ſüßer Schauer durch ſeine Seele, und bald ſang die männlich volle Stimme des nächtlichen Wanderers ſein Glück den ſtummen Felſen vor.

Aber es war nicht von langer Dauer, dieſes Glück. Schon vor Weihnachten hatte Guſtav aus ſeiner Heimat die amtliche Nachricht, daß an die Erlangung des Entlaſſes aus dem dortigen Staatsverbande, wie dieſelbe zur Erwerbung des Schweizerbürgerrechtes notwendig, nicht zu denken ſei, bevor er ſich ſeinem

Richter geſtellt habe; dagegen wurde unzweideutige Hoffnung gemacht, daß dieſer Richter ein milder ſei und wohl auch, ſoweit möglich, Gnade für Recht ergehen laſſen würde. Ähnliches wurde auf Anfragen bei einheimiſchen Bekannten erwidert, und Manche, von denen Guſtav wußte, daß ſie es redlich mit ihm meinten, waren der Anſicht, er möchte mit einer Unterſuchungshaft oder mit einer verhältnismäßig kurzen Feſtungsſtrafe davonkommen, da ſich die Strenge, nachdem ſie einige Hauptſchuldige erreicht, gegen die große Maſſe bereits merklich gemildert habe. Unter dieſen Umſtänden war Guſtavs Entſchluß bald gefaßt. Was er für ſich ſelbſt nicht gethan hätte, that er zum Schutze des guten Rufes Vreneli's, der ſchon durch die bloße Nähe des Heimatloſen gefährdet war.

Der Morgen des Tages, der dem Feſte folgte, an dem die Welt die Verkündigung der großen Friedensbotſchaft gefeiert, lag mit ſeiner ganzen winterlichen Schönheit über dem Lande. Über Berg und Thal blitzte die Schneefläche, von der bleichen Sonne umfloſſen, in tauſend kleinen Lichtern auf; draus hervor ragten die Bäume, von weißem Dufte umſponnen, ſo feierlich ſtill, wie in andächtigem Sinnen über die Nacht verloren, da die himmliſchen Heerſcharen den armen Hirten des Feldes erſchienen. Nur hie und da regte einer aufatmend ſeinen Wipfel und ſchüttelte den Menſchen, die unter ihm weg in klingendem Schlitten vom Jura nach dem Rheine niederfuhren, ſeine weißen Weihnachtsblüten zu. Dieſe Menſchen waren ſelbſt ſtill, wie das feiernde Land, durch das ſie dahinfuhren. Vorn auf dem Schlitten ſaß der alte Vetter vom Berghauſe, das Pferd lenkend. War's der blendende Widerſchein des ſonnenbeglänzten Schneefeldes, die friſche Morgenluft oder war's noch etwas Anderes, er mußte mit dem Pelzhandſchuhe, zwiſchen dem er die Geiſel hielt, öfters über die Augen fahren, die immer wieder feucht werden wollten.

Hinter ihm ſaßen enge zuſammengelehnt Guſtav und Breneli. Er ſchaute durch den Hauch, der ſich in der kalten Luft vor ſeinem Munde aufkräuſelte, mit unverwandtem Blicke nach den Höhen des Schwarzwaldes hinüber, die mit ihren ſtillen Höfen und Dörfern und den weißbedeckten Waldhängen immer näher und deutlicher herantraten. Dort in dem Thaleinſchnitte erkannte er ſchon die Richtung der Straße, die nach ſeiner tiefer im Gebirge liegenden Heimat führte. Zwiſchenhinein teilte er ſeiner Gefährtin mit leiſen Worten ſeine Wahrnehmungen mit. Er erzählte von den einſamen Höfen weiter hinten im Walde, an denen die Straße ſtill vorbeiſtreift, um ſchnell wieder im dunkeln Tann zu verſchwinden. Dann führt ſie ſtundenlang an einer ſteilen Halde dahin. Drunten in der Tiefe rauſcht ein Waſſer; manchmal hört man das Klappern einer Mühle, die es treibt; aber dem Auge bleibt es durch die dichte Tannennacht verborgen, die auf beiden Seiten der Straße hinzieht. Jetzt tritt dieſe auf die freie Höhe hinaus, und dort drunten im Thale ſchimmern die weißen Häuſer, die längs dem Fluſſe ſtehen. „Das iſt meine Heimat, Breneli.“

Breneli hatte mit ſtiller Andacht zugehört; aber ſeine ſonſt ſo hellen Augen waren heut' trübe — weder vom blendenden Widerſchein des Schnees, noch von der kalten Morgenluft; darum konnte es auch das heitere Thal nicht erblicken und die weißſchimmernden Häuſer, die am Fluſſe ſtehen. Es ſah nur hohe, dunkle Mauern emporragen, hinter denen ſein Liebſtes gefangen lag.

Am Spätnachmittage ſaßen die Beiden in einem ſtillen Gaſthofszimmer in Laufenburg. Der Vetter war über die Rheinbrücke gegangen zum badiſchen Grenzwachtmeiſter, den er noch von den Winternächten des ruſſiſchen Feldzuges her kannte. Er wollte dem alten Kameraden, mit dem er die vielen Jahre her ſchon manchmal, ſich in Erinnerungen vergeſſend, bei einem Glaſe geſeſſen, ſeinen Schützling zu ſchonendem Transport das

Land abwärts empfehlen. Der brave Alte verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und bald ſaßen die beiden Veteranen in Gedanken wieder an dem kleinen Wachtfeuer, deſſen Schein ſie durch die Nacht des polniſchen Schneefeldes zuſammengelockt hatte.

Unterdeſſen ſtand Vreneli am Fenſter und ſchaute bangen Blickes auf den Rhein hinunter. Die Waſſer kamen klar und ruhig gegangen, um einen Augenblick ſpäter an den Felſen des Laufen in ſtäubenden Schaum zu zerſchellen. „So zerſtiebt deine Hoffnung, dein Glück," dachte Vreneli; die Thränen floſſen immer unaufhaltſamer, und endlich warf es ſich, laut ſchluchzend, auf das kleine Ruhebett zurück.

Guſtav ſprach ihm ſüße Troſtesworte zu. Er zog das weinende Kind an ſeine Bruſt heran und küßte ihm die Thränen von den Wimpern. Die Arme ſchlangen ſich feſter, und der raſchere Schlag der aneinander liegenden Herzen ſprach von ewiger Liebe, während ſich die Lippen in brennenden Küſſen berauſchten. Das gleichförmige Toſen des Rheinſturzes umwob die Liebenden mit einem dumpfen Traume, und als die Nacht hereinbrach und der Himmel ſeinen Sternenſaal aufthat, da war ein Stern erblichen, der bisher in glänzender Klarheit geſtrahlt hatte.

III.

Rückkehr.

Das kleine Berghaus hinter der Staffelegg hatte altersgraue Wände, und das Strohdach war ſtellenweiſe mit hellgrünem Moſe bedeckt; aber doch, ſo lange es ſchon vom Waldrande ins Thal niedergeſchaut, mochte in demſelben noch nie ein ſo ſtilles Neujahr gefeiert worden ſein, wie dieſes Mal. Als Vreneli aus ſeinem Kämmerlein den Glocken horchte, die

durch die Mitternacht einem leid- und freudvollen Jahre zu Grabe läuteten, da war's ihm, als ob jeder Ton riefe: Es iſt das letzte Mal, daß du uns hörſt; übers Jahr erklingen wir nahe bei dir, aber du hörſt uns dennoch nicht, du liegſt drunten im Kirchhofe. Das arme Mädchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, es fühlte ſich von einem tötlich kalten Hauche umweht, und das Gebet, das in ſeinem Herzen ſprach, vermochte nicht auf die bebenden Lippen zu dringen. Ach, es war, als ob ſie ſich ſcheuten, den tief verborgenen Jammer vor den klaren Blicken des Sternenhimmels in Worten auszuſprechen. Und was trägt ein armes Menſchenherz, das ſeine Schuld nicht einmal dem Himmel, nicht der ſtummen, verſchwiegenen Nacht mehr klagen darf!

Auch auf den übrigen Hausbewohnern lag es wie der dunkle, vorfallende Schatten eines ſchweren Ereigniſſes, das herannahe; denn gute Menſchen haben leiſe Ohren und ſchauen, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, tief in die Herzen Anderer, die ſie lieben. Das Leid, das dieſe im Verborgenen tragen, weht ſie mit bangem Atem an, wie eine mitternächtliche Erſcheinung, die wir nicht ſehen und deren Nähe wir doch fühlen, die wir nicht hören, und deren Schritt doch wie ein geiſterhaftes Rauſchen vor unſern Ohren ſteht. Der Vetter war, ſeit er aus der Fremde heimgekehrt, jedes Mal am Altjahrsabend ins Dorf hinabgegangen und hatte da mit Andern bis lange nach Mitternacht beim frohen Glaſe geſeſſen; er wußte, daß ſeine Frau unterdeſſen daheim die Neujahrskuchen buck und daß der kommende Tag in froher Gemeinſamkeit vergehen werde. Aber diesmal konnte er ſich zu dem gewohnten Gange nicht entſchließen. Er trappte unruhig in der Stube umher, ſchaute nachdenklich durchs Fenſter, oder ging auch mit erneuertem Entſchluſſe vor das Haus hinaus; aber er kehrte langſam zurück, da es ihm vorkam, er müßte ſich vor den frohen Menſchen im Dorfe drunten ſchämen, er wußte ſelbſt

nicht warum; oder es müßte während seiner Abwesenheit daheim irgend ein Unheil passieren. Die Base stand zwar schon lange vor Tagesanbruch an der Kuchenpfanne, wie sie von jeher gewohnt gewesen; aber was ihr sonst so leicht und froh von der Hand gegangen, kam ihr nun wie eine schwere, ermüdende Arbeit vor. Als sie am Mittage ihre Kuchen fast unberührt wieder vom Tische trug, sagte sie: „Daß Gott erbarm'; es ist traurig, wenn sich der Mensch des himmlischen Segens nicht mehr freuen mag."

Am Nachmittage war der Vetter fast froh, daß der Oberhofer wieder einmal zum Besuche kam. So konnte er wenigstens in allerlei gleichgültiger Plauderei der dumpfen Stille entgehen, die ihn bei den Seinigen so lange bedrückte und die er doch selbst nicht zu brechen vermochte.

Nach einigen Tagen kam der Postbote aus dem Dorfe gegangen. Vreneli sah ihn schon von weitem durch den Schnee heransteigen und stürzte ihm mit einem lauten Aufschrei aus dem Hause entgegen. Es war richtig, er hatte ein Brieflein von Gustav mitgebracht. Aber das arme Mädchen saß lange am Ofen, das zusammengefaltete Papier zwischen beide Hände gepreßt, ohne imstande zu sein, das Siegel zu lösen. Durch seine Glieder schüttelte ein eiskalter Frost und doch war's ihm, als ob durch den Kopf brennende Flammen schlügen. Vetter und Base, die ihn banger Ungeduld herumstanden, hatten gut Ermahnungen zu geben; sie selbst verstanden die kleine neumodische Schrift nicht zu lesen, und so oft Vreneli den Finger dem verhängnisvollen Siegel näherte, sank die Hand zitternd wieder in den Schoß herab. Endlich mußte das Gefürchtete und Bangersehnte doch geschehen. Vreneli durchflog das geöffnete Blatt mit brennenden Blicken und rief dann, die Hände mit wehmütiger Andacht emporhebend: „Dem Herrn sei Dank! er ist noch nicht verloren!"

Trotz dieſer Ankündigung einer frohen Botſchaft mußten Vetter und Baſe ſich noch lange gedulden, bevor ſie dieſelbe vollſtändig zu hören bekamen. Vreneli las erſt Wort für Wort leiſe zwei, drei mal, während Thränen und wehmütiges Lächeln über ſein Geſicht gingen, wie ein ſchnell wechſelnder Vorfrühlingstag über die aufkeimende Thalwieſe. Der Gefangene ſchrieb Worte von Herzen kommender Liebe, die wieder zum Herzen gehen mußten. Seine einſame Zelle war belebt von freundlichen Erinnerungen an gute Menſchen, die um ihn Kummer trugen, und ſeine Hoffnungen ſtärkten ſich an dem Gedanken, ihnen die Liebe und in der Not erwieſene Teilnahme in beſſeren Tagen vergelten zu können. „Ich bin bloß zwei mal im Verhöre geweſen," hieß es unter anderem, „und die Leichtigkeit und Kürze, womit meine Sache behandelt wurde, ſcheinen mir ein gutes Zeichen für deren günſtigen Ausgang zu ſein. Zwar iſt meine gegenwärtige Haft ſtrenge; ich habe es auch nur einem glücklichen Zufall zu danken, daß ich Euch dieſes Briefchen zukommen laſſen kann und werde Euch vor dem Urteilſpruche ſchwerlich mehr ſchreiben können; aber das wird ja ſo lange nicht mehr dauern. Ach, Vreneli, wenn ich erſt wieder eine Heimat habe, in die ich Dich einführen kann, die auch Deine Heimat ſein wird!"

Dieſe Botſchaft brachte auf Vreneli und die Baſe eine ähnliche Wirkung hervor; Beide konnten ſich faſt nicht ſatt weinen. Ob an den Thränen das Mitleid mit dem einſamen Gefangenen, oder die Freude über die herzlichen Worte ſeiner Liebe und die freundlichen Bilder einer ſchöneren Zukunft größeren Anteil hatten, das wäre wohl ſchwer zu ſagen geweſen; ſo viel war gewiß, Vreneli wurde wieder heiterer, die ſchwarzen Geſpenſter, mit denen die Angſt um das Schickſal des geliebten Mannes und die dumpfe Mahnung eines Schuldbewußtſeins ſeine Seele gepeinigt hatten, mußten wieder freundlicheren Bildern Raum geben, und manchmal wagte ſich bei

der ſtillen Winternacht ſogar ein Liedchen hervor. Freilich waren es nicht mehr die hellen Klänge, die ehemals wie ein blitzender Springquell das Häuschen durchrauſcht hatten; aber auch ſchon dieſe klagenden Weiſen der Wehmut und Sehnſucht verſcheuchten wenigſtens die tötliche Stille, die ſich beſonders dem Vetter mit ſo erdrückender Laſt auf das Herz gelegt hatte.

Indeſſen konnte gerade dieſer der Hoffnung weniger froh werden als die Andern. Als Vreneli den Brief geleſen hatte, nahm er das Blatt ſelbſt zur Hand und ſetzte ſich mit demſelben auf die Fenſterbank, um mit Hilfe des Gehörten die kleinen krauſen Zeilen ſelbſt noch einmal durchzubuchſtabieren. Er ſaß über dieſer für ihn keineswegs leichten Arbeit, bis es zu dunkeln anfing; aber die Gedanken und Zweifel, die ihm dabei aufgeſtiegen, hütete er ſich wohl, den Andern mitzuteilen. Die eigene Erfahrung ſagte ihm, daß die Oberflächlichkeit, mit der die Verhöre des Gefangenen betrieben wurden, wohl eher zu ſeinen Ungunſten, als zum Vorteil ausgelegt werden konnte. Seine Schuld war eben ſchon hinreichend feſtgeſtellt, und um Nebenumſtände, um das mildernde wie und warum wollte man ſich nicht kümmern. Dafür ſprach ja auch die ſcharfe Haft, in der Guſtav gehalten wurde, die, da man doch keine weiteren Umſtände von ihm erfahren wollte, gewiß überflüſſig geweſen wäre, ſollte man ſie nicht als den ſchlimmen Anfang eines ſchlimmeren Ausganges anſehen.

So kalkulierte und zweifelte der Vetter, und es wurde ihm dabei um ſo ſchwerer zu Mute, als er ſeine Gedanken für ſich behielt; darum war er froh, als nach dem Nachteſſen der Oberhofer wieder kam, in deſſen Geſellſchaft er dieſen Gedanken wenigſtens auf einige Zeit entfliehen konnte.

Der Oberhofer kam ſeit Neujahr überhaupt wieder fleißiger, und bald hörte man ihn regelmäßig mit dem Glockenſchlage der erſten Nachtſtunde die Hausthüre öffnen. Das war ja auch natürlich und begreiflich. War's ſonſt zur Winterszeit

ſchon recht einſam hier oben um die abgelegenen Berghäuſer, ſo war's gewiß am einſamſten daheim beim Oberhofer. Das Haus war beinahe in den Wald hineingebaut, der die kleine Bergwieſe, auf der es ſtand, von drei Seiten umſchloſſen hielt; die freie Seite öffnete ſich nicht einmal nach dem Thale hinunter, ſondern ließ den Blick nur über den Bergrücken hingehen, bis er nach kaum tauſend Schritten wieder vom Walde aufgefangen wurde. Im Hauſe ſelbſt war's auch ſtille. Die Frau lag ſchon über Jahresfriſt unterm Boden, Kinder waren keine da, und eine alte, halbtaube Verwandte führte dem Manne das kleine Hausweſen. Hatte er nun in dieſen Wintertagen das Vieh beſorgt, ſo ſaß er ſtundenlang unbeſchäftigt auf der Ofenbank und brütete ſeinen Gedanken nach. Die tote Frau wünſchte er trotz ſeiner Einſamkeit nicht wieder ins Leben zurück. Er hatte ſie genommen, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum, weil es die alte Mutter gewünſcht und weil er doch einmal heiraten mußte; aber es war ein unglückliches Zuſammenleben geweſen. Sie hatte zu ſeiner ſtillen, in ſich gekehrten Art nicht gepaßt und wäre immer gerne vom Berge fortgegangen, hinab ins Thal unter die Menſchen. Es war ein Glück für Beide, daß ſie ſterben konnte. So wenigſtens war's dem Oberhofer vorgekommen, ſo lange er Hoffnung trug, daß Vreneli an die Stelle der Toten treten könnte. Aber als der Fremde ſeinen Weg kreuzte und ihm dieſe Hoffnung von Tag zu Tag mehr ſchwand, da fing es an dunkel zu werden im Herzen des Mannes. Er hatte in ſeinem Leben noch nie empfunden, was Liebe oder Haß ſei. Seine Frau war ihm von Anfang gleichgültig, ſpäter wohl auch läſtig geweſen; aber der Tod nahm ſie weg, bevor dieſes Gefühl in ein ſtärkeres, feindſeliges übergegangen war. Und auch erſt als der Fremde erſchien und ſich allmählich auf dem Berge heimiſch machte, wurde dem Oberhofer klar, mit welcher maßloſen Liebe er an Vreneli hing. Bei einſamen und unbeholfenen Naturen entwickeln ſich Empfin-

dungen und Gedanken langſam, auch die vorhandenen kommen oft gar nicht zur Reife, zur rechten Erſcheinung und zum Bewußtſein, wenn nicht ein äußerer Anſtoß ſie aufrüttelt und zeitigt; geſchieht aber dies, ſo treibt dann mit um ſo gewaltigerer Macht das Leben hervor, das ſich bisher in der ſchlummernden Tiefe der Seele verſchloſſen hatte. Daher ſehen wir ſo oft bei Menſchen die Leidenſchaft zum blutigen Verbrechen aufflammen, wo wir gar keine Leidenſchaft geahnt, nicht einmal die Befähigung für dieſelbe vermutet hatten.

So ſah es um den Oberhofer aus, und die müßigen Wintertage waren nur zu gut geeignet, die keimende Frucht zur Reife zu bringen. Er lauerte ſtundenlang, bis der Fremde den Berg herauf kam. Dann ſchlich er ihm nach durchs Gebüſch, von wo er nach dem Nachbarhauſe hinunterſchauen konnte. Hier ſtand er in Wind und Schnee, ohne die Kälte zu ſpüren, die ſtarren Blicke nach den kleinen Fenſtern gerichtet, bis der Fremde wieder heraustrat und langſam den Weg hinunterging. Gar oft nahm er ſich vor, hinüberzugehen und friſch in die Stube zu treten, um mit eigenen Augen zu ſehen, was ihm ſo qualvoll auf dem Herzen lag; aber ſo oft er den Fuß erhob, zog er ihn wieder zurück, wie auf ſeiner Stelle feſtgebannt. War endlich der Fremde fortgegangen, ſo blieb er noch ſtehen, bis in Brenelis Hinterſtübchen Licht erſchien; dann ging er hinab, klopfte leiſe ans Fenſter und huſchte davon. Oder er ſchlich auch ſeinem Nebenbuhler nach, leiſe von Buſch zu Buſch, wie ein Tier, das nach nächtlicher Beute ſpürt, und mehr als einmal war er auf dem Sprunge nach ſeiner Beute, um dem blutigen Grolle, der ſein Inneres durchtobte, freien Lauf zu laſſen. „Einer von uns muß doch hin ſein,“ ſprach es dann unaufhörlich in ihm. Gegen dieſe wilden Gedanken erhoben angeborene Gutmütigkeit und beſſere Einſicht Widerſpruch. „Was hilft es dir, wenn du ihn niederſchlägſt?“ dachte er; „Breneli wüßte doch, wer's gethan hätte, und dann würd' es

erſt Nichts mehr von Dir wollen.“ Als die blinde Leidenſchaft einmal auf einen Augenblick dieſe mahnende Gegenrede übertäubte, mußte er's ſchwer bereuen. Er hatte Vreneli am folgenden Tage auf den erſten Blick angemerkt, daß er verraten war, und die Augen, mit denen es ihn dabei anſchaute, ſagten ihm deutlich, daß nun alle Hoffnung verloren ſei.

Dieſe Hoffnung trieb neue Keime, als der Flüchtling abgereiſt war. Die erſten Male zwar, da der Oberhofer in das Nachbarhaus kam, ließ ſich Vreneli kaum blicken, und ſein angſtvolles Geſicht ſagte deutlich, was in ſeinem Innern vorging. Aber dem einſamen Manne that es ſchon wohl, daß der Vetter freundlich mit ihm war und bald ſelbſt wieder zu ihm ins Haus herüberkam. Es ging wie ein warmer Sonnenſchein über das verdüſterte Gemüt, als bald auch Vreneli wieder heiterer und freundlicher wurde.

Dem Oberhofer war freilich die eigentliche Urſache dieſer Veränderung unbekannt; aber ſie war vorhanden und trug ihre Folgen, wie die Sonne auch für diejenigen, die nie über das Rätſel ihres Auf- und Niederganges gegrübelt, die Ernte zeitigt oder ein Gewitter reift. Nachdem das ſchwere Leid, das Vreneli im Herzen trug, durch die hoffnungsſtärkende Botſchaft des geliebten Gefangenen gemildert worden, fiel, wie auf die Andern, ein Schein dieſes hellern Lichtes auch auf den Oberhofer zurück. Vreneli begrüßte den Kommenden mit freundlichem Geſichte und konnte dem Davongehenden ein herzliches „Gute Nacht“ ſagen, wenn es auch ſonſt ſtill daſaß und ſich nicht viel in das Geſpräch miſchte. Und wie eben die geheimen Lebensquellen der Seele wunderſam durcheinanderrauſchen — das Leid, das Vreneli trug, machte es auch für den verwandten Kummer Anderer empfänglicher und theilnehmender. Wenn es den Oberhofer ſo ſtill kommen und gehen ſah, ohne daß er je eine Frage that oder ein Wort von dem fallen ließ, was ihm doch ſo ſchwer auf dem Herzen lag, mußte es unwillkür-

lich zu ſich ſelbſt ſagen: „Wenn ich ihm nur helfen könnte, dem armen Manne.“

So vergingen unter Bangen und Hoffen die Wintertage. Über die Höhen herein zogen ſchon die erſten Märzlüfte, und an den ſonnigen Halden begann der Schnee zu ſchmelzen, als der Poſtbote abermals einen Brief in das Berghäuschen heraufbrachte. Als Vreneli einen Blick in denſelben geworfen hatte, ſtieß es einen markerſchütternden Schrei aus, ließ die Hände ſchlaff herabfallen und ſtürzte, die Stirn an der Ofenkante blutig ſchlagend, zu Boden. Der Gefangene war zu fünf Jahren ſtrenger Feſtungsſtrafe verurteilt.

Der Menſch iſt, wie ſchwach er ſei, gegen alle Schläge des Unglückes mit Siegeskraft ausgerüſtet, ſo lange er ſchuldlos bleibt. Aber das iſt die dämoniſche Natur und Gewalt der Schuld, daß ſie dieſe Kraft zerbricht; das klare Auge der Seele trübt, daß es den rechten Weg nicht mehr findet; den ſichern Fuß unſicher macht, daß er ſtrauchelt; daß ſie dem Menſchen den Stern verhüllt, der ihm bisher als ſichere Leuchte durch jedes Zwielicht des Zweifels, durch jede Nacht des Kummers und der Angſt vorangegangen iſt. Die Schuld weiß ſich endlich der Gewalt menſchlicher Einrichtungen und Satzungen zu bemächtigen, um den Armen, der ihr verfallen, jedes angeborenen natürlich-göttlichen Rechtes zu berauben.

Von einer neugewonnenen Erfahrung dieſer unabänderlichen ſittlichen Wahrheit war der Aarauer Fabrikherr erſchüttert, der ehemalige freundliche Beſchützer des Flüchtlings, als er an den Feſtungsgefangenen folgende Botſchaft ſchrieb:

„— Der Frühling iſt mit Macht ins Land gezogen und weckt zu Leben und Blüte, was der Winter in feſten Banden gefangen hielt. Vor meinem Fenſter rauſcht das Waſſer, das zu Eis erſtarrt geſtanden, in das von Ihnen erbaute Räderwerk hinunter, und drüber weg ſchwillt in Berg und Thal Keim an Keim zur Knoſpe auf. Aber die Knoſpe treibt zur

Blüte, unbekümmert, ob ſie eine labende oder giftgetränkte Frucht in ihrem Schoße trage; der Landmann, der im Herbſte ſeine Saat mit ſorglichem Fleiße beſtellt, ſieht neben dem Weizen auch die Diſtel emporſchwellen, und ach, an der Gefängnismauer, hinter der geknechtete Freiheit ſeufzt, blüht der Flieder ebenſo fröhlich auf, wie an der Laube, in der ſich ein verborgenes Lebensglück erfreut."

„Nur dieſes Gefühl einer ewigen Unwandelbarkeit, die über Menſchenglück und Menſchenleid beſteht, aber von beiden gleiche Ergebung verlangt, gibt mir, mein armer gefangener Freund, den Mut, eine Pflicht zu erfüllen, die wie keine andere meinem Herzen ſchmerzlich wird. Möge ihre Erfüllung Ihnen Kraft und Ergebung verleihen.

„Die Erinnerung an den Abſchied in Laufenburg muß Ihr Gemüt ſchon oft mit dunklern Schatten umnachtet haben, als die dunkelſte Kerkermauer, drum ſei es auch ferne von mir, einen Stein aufzuheben, da ich die erſchütternde Leidensgeſchichte angeſehen, die mit jener verhängnisvollen Stunde begonnen hat. Mögen Andere im Übermute ſtolzer Schwäche ihr Urteil fällen; hätten ſie, wie ich, die Qual der Reue, das Entſetzen vor der Schande und die mütterliche Angſt um die Zukunft eines hilfloſen, noch ungebornen Lebens geſehen, ſie würden mit mir ausrufen: Herr, geh' nicht zu ſtrenge ins Gericht mit dieſer Unglücklichen! Drum werden auch Sie, mein armer Freund, nicht zu Gericht ſitzen über Diejenige, die ihrer Liebe Alles geopfert und nun dieſer Liebe ſelbſt entſagt, um, wie ſie meint, ein unſchuldiges Weſen ſchon bei ſeinem Eintritte ins Leben vor der Schande zu ſchützen, um ihm eine ſichere Heimat, einen Vater zu geben.

„Es wäre vergeblich, wenn ich die Verzweiflung ſchildern wollte, die Breneli umfing, als ihm Ihre Verurteilung bekannt wurde. Den Tod, den es in ſeiner Not umſonſt um Erlöſung anrief, würde das arme Mädchen ſicherlich geſucht haben, wenn

ihm nicht der Gedanke, daß es ein anderes Leben, das unter ſeinem Herzen keimte, heilig halten müſſe, gewehrt hätte. Dieſer Gedanke war es auch, der die gebrochene Seele zu einem Entſchluſſe ſtärkte, als der Oberhofer ſagte: „Ich weiß, was Dich quält, aber meine Liebe iſt größer, als Dein Unglück. Werde mein Weib und Du wirſt Deinem Kinde einen treuen Vater geben.“

„Wenn Sie, mein armer Freund, dieſe Nachricht empfangen, iſt Vreneli das Weib des Mannes geworden, an deſſen aufopfernde Liebe weder Groll noch Hohn herantreten darf.“

Der Gefangene öffnete halbbewußtlos noch ein kleines, zerknittertes Blatt, das dieſem Briefe ſeines theilnehmenden Freundes beigeſchloſſen war. Es enthielt wenige Worte eines ſchmerzlichen Lebewohls, die mit zitternder Hand geſchrieben, von darauf gefallenen Thränen faſt zur Unleſerlichkeit ausgelöſcht waren.

Nachdem der Arme mit dunkelndem Auge auch dieſes Blatt geleſen, legte er ſich ſchweigend auf ſein Gefangenbett. Da blieb er Tag und Nacht in die rauhe Decke gehüllt, unbeweglich, ohne Speiſe noch Trank zu berühren oder irgend einer Frage Antwort zu geben. Als er ſich endlich wieder erhob, ging ſein erſter Schritt nach dem kleinen Tiſche, der in der Mauerecke ſtand; dort zerriß er langſam, aber mit ruhiger Hand ein großes, beſchriebenes Papier, ohne noch einen Blick darauf zu werfen. Es war ein Begnadigungsgeſuch an die landesväterliche Huld geweſen. Dann rief er den Zellenwärter herbei und überreichte dem erſtaunten Manne ſchweigend eine feine Feile, die er aus einer kaum bemerklichen Spalte zwiſchen der Mauer und der ſteinbelegten Bodendecke hervorgezogen.

Von da an ſaß er ſtill in ſeiner Zelle, ohne eine Klage oder irgend ein Verlangen zu äußern. Ebenſo ſtill ging er zur beſtimmten Stunde auf dem Feſtungswalle umher. Er

nickte den Mitgefangenen, die ſich da aufatmend des göttlichen Sonnenlichtes erfreuten, mit trübem Lächeln einen Gruß zu, ſuchte aber ängſtlich jeder Frage, jedem Geſpräche auszuweichen. Bald wurden ihm auf Verordnung des Feſtungsarztes längere Spaziergänge geſtattet; er ging, von den Wachen allmählich völlig unbeachtet, bis auf die äußerſten Vorwerke hinab. Ein gefahrloſer Sprung konnte ihn in die Freiheit tragen; aber der einſame Wandler ſchaute ſtundenlang an die waldigen Abhänge des Gebirges hinüber, bis die Sonne hinter den letzten Höhen niederſank. Dann kehrte er langſam und ſchweigend, wie er gekommen und umhergegangen war, nach ſeiner Zelle zurück.

So verging der Sommer, und der Gefangene ſchaute eines Tages, an eine Baſtei gelehnt, träumend in die bleiche Schönheit des Herbſtes hinaus, als ihm ſein freundlicher Zellenwärter einen Brief nachbrachte. Er betrachtete mit dem nämlichen trüben Lächeln die wohlbekannten Schriftzüge des Freundes von der Aare, mit dem er ſo eben noch einem Fluge Mauerſchwalben zugeſchaut, die ſich zur weiten Herbſtreiſe zuſammenſcharten. Erſt da er den Brief langſam zwiſchen den Fingern gewendet und ſein Blick auf ein ſchwarzes Siegel traf, lief ein leiſes Erzittern über das bleiche Antlitz. Das Blatt fiel auseinander, und als es Guſtav mit raſchem Auge durchlaufen, ſank er, das Geſicht in beide Hände verbergend, auf die Knie nieder.

Durch die bange, von dumpfem Leid umnachtete Seele fuhr ein zündender Gedanke, wie der feurige Blitz durch die dunkle Wolke zuckt. „Mörder!“ rief es mit gellender Stimme in ihm, „ja, du, du biſt der Mörder Brenelis, du haſt das blühende Leben ins Grab geſtürzt, das harmloſe Kind zuerſt ins Elend und dann in den frühen Tod gejagt. Tot, Breneli, tot ... und ich, ich ... ſein Mörder ... Nein, nein,“ ſchrie der Unglückliche, aufſpringend und das zur Erde gefallene

Papier wieder aufraffend, „es kann nicht ſein ... meine trüben Augen müſſen mich getäuſcht haben.“ Sein Blick ſuchte mit wilder Haſt in den Zeilen, dann las er laut, als müſſe das Ohr dem Auge Unrecht geben: „Nachdem es einem andern Weſen das Leben geſchenkt, iſt es ſelbſt in ein beſſeres Leben hinübergegangen. Breneli hatte lange eine ſichere und faſt fröhliche Ahnung dieſes Ausganges in ſich getragen. Schon vor Wochen hat es mir denſelben mit wehmütigem Lächeln vorausgeſagt und mir ſeine letzten Grüße an Sie aufgetragen mit der rührenden Bitte zugleich, ihm jeden Kummer zu vergeben, den es Ihnen möchte angethan haben.“

Des Gefangenen Blicke hafteten ſtarr auf dieſen Worten, bis ſie in Thränen überfloſſen. Und es war, als ob dieſe lang entbehrten Thränen wie ein erfriſchender Quell auf die eigene verſchmachtende Seele zurückfielen. „Breneli iſt nun wohl,“ ſprach er endlich leiſe, die Hände faltend, „ſeine Schuld iſt geſühnt, und ich habe allein noch das Leidensgericht zu tragen; jetzt iſt es auch wieder mein, rein und ſchuldlos, wie es am erſten Tage geweſen.“

Von dieſem Augenblick an war mit dem Gefangenen eine Veränderung vorgegangen, die von ſeiner nächſten Umgebung mit herzlicher Teilnahme wahrgenommen wurde. Wie bisher, blieb er zwar ſtill und in ſich gekehrt und ging gerne ſeine einſamen Wege allein; aber er wich den Menſchen nicht mehr aus und hatte für Jeden, wo ſich ein Kummer zeigte, ein freundliches und aufrichtendes Troſtwort. Am liebſten ging und ſpielte er mit den kleinen Kindern ſeines Zellenwärters, die hinwieder mit kindlicher Zärtlichkeit an dem freundlichen, bleichen Mann hingen. Im Winter ſaßen ſie bei ihm in der Zelle, wo er die größeren leſen und ſchreiben lehrte und den kleineren prächtige Kartenhäuſer baute und wunderſame Tiere und Blumen malte. Im Sommer ging er mit ihnen auf den Wällen umher, half ihnen Schmetterlinge fangen oder in die

Neſter der Mauerſchwalben gucken oder er erzählte ihnen von den Menſchen, die in den großen Schiffen den weißen Strom herabfuhren. Es war darum große Klage unter dem kleinen Volke, als der freundliche Mann nach langer Zeit einmal durch das äußere Feſtungsthor ſchritt und die größeren den kleineren mit Thränen in den Augen ſagten, daß er nun nicht mehr zurückkommen werde.

Wenige Wochen ſpäter ging durch den blühenden Frühlingstag ein Fremder die Rheinſtraße nach der Staffelegg hinan. Er grüßte die Leute, die am Wege arbeiteten, mit ſo herzlicher Freundlichkeit, daß dieſe ihm verwundert nachſchauten. Mancher beſann ſich, wo er dieſe wohlklingende Stimme ſchon gehört habe; aber keiner konnte ſich erinnern, noch kannte er die hohe Geſtalt, die mit etwas vorgebeugtem Haupte dahinſchritt. Und doch ſchien der Fremde in der Gegend wohl bekannt zu ſein. Hie und da blieb er vor einer Felſenbiegung ſtehen und ſchaute nochmals auf den Weg zurück oder er betrachtete ſinnend einen am Wege ſtehenden Baum, wie man einen alten Bekannten zu betrachten pflegt. Als er gegen die Höhe gelangt war, ſchlug er den ſchmalen Fußweg ein, der dem Abhange entlang nach den Berghöfen hinüberführt. Hinter dem kleinen Gebüſche angekommen, wo ſich der Weg teilt, betrat er langſam den Steig, der nach dem vorderſten Berghauſe lenkt. Er ſtieg, oft ſtille ſtehend, hinan, der ſteile Pfad ſchien ihm das Atmen ſchwer zu machen. Jetzt hatte er die kleine Wieſe erreicht und ging mit etwas raſcheren Schritten gegen das Gärtchen heran, in dem die junge Hausfrau die aufſtengelnden Erbſen an Stäbe band. Sie erſchrak, da ihr in ihrer emſigen Arbeit plötzlich eine fremde Stimme einen Gruß zurief; aber als ſie das bleiche, feine Geſicht und die freundlichen braunen Augen erblickte, verſchwand der Schrecken, und ſie wollte ſich ſchon nach dem Begehren des Fremden erkundigen, als dieſer fragte: „Wohnt Ihr hier im Hauſe, junge Frau?“

„Ei gewiß, ſchon lange,“ lautete die Antwort.

„Iſt denn der Vetter nicht mehr hier? ich meine der ...“

„Ach, der Vetter Meier meint Ihr,“ unterbrach die Frau; „nein, der iſt tot, ſchon mehr als drei Jahre.“

„Tot!“ wiederholte der Fremde.

„Ja wohl,“ fuhr die Frau fort; „er kränkelte ſchon, als das Vreneli den Oberhofer heiratete. Als es dann aber ſtarb, hat ihm das wohl den letzten Reſt gegeben; von da an iſt er nie mehr zurecht gekommen.“

Der Fremde fuhr ſich mit der Hand langſam über das Geſicht und fragte nach einer Weile wieder: „Und die Baſe, ich meine ſeine Frau?“

„Ja, die hat das Heimweſen meinem Manne verkauft und iſt fortgezogen zu Verwandten im Bernbiet. Ihr ſcheint die Leute gekannt zu haben, wenn ich fragen darf.“

„Vor Jahren ... ja wohl,“ erwiderte der Fremde, ſich abwendend. Er betrachtete noch eine Weile das Häuschen mit den hellen, kleinen Fenſtern, den regengrauen Holzwänden und dem moosbewachſenen Strohdache. Dann ging er mit leiſem Gruß und Dank am Garten vorbei nach dem Wieſenwege, der zur Bergſtraße hinüberführt.

Er ging wieder langſam, und ſein Haupt hatte ſich tiefer herabgeneigt. Er beachtete, über die freie Höhe dahingehend, nicht, wie zu ſeiner Linken das weite Land in Blüten ſchwamm und wie vor ihm die fernen Alpen, in träumeriſchen Duft verloren, zum Himmel hinanſtiegen; er hatte den Blick zur Erde geſenkt, und ſeine Lippen bewegten ſich in leiſem Selbſtgeſpräche. „Tot und in die Ferne gezogen — ſchon wieder eine freundliche, und wenn auch ſchmerzliche Hoffnung verloren. Für heute iſt's genug, vielleicht hätte ich jetzt nicht mehr die Kraft, das Zerrinnen eines zweiten, des letzten Traumes zu ertragen.... Am beſten, ich geh' vorerſt hinab

zur Stadt, zu dem braven, wackern Manne, er muß wohl gewußt haben, warum er mir eine dritte Hiobsbotſchaft vorenthalten. . . . Ja, das war's . . . jetzt verſteh' ich, was er mir damals geſchrieben: der zu ſchweren Bürde ſoll man auch keinen Strohhalm mehr zulegen . . . du haſt Recht, edler Freund . . . Ruhe, Eines nach dem Andern . . . die Kraft bleibt nicht ewig jung . . . dort ſteht die Bank noch immer, wo ich einmal . . . und wie oft . . . geruht habe."

So in Gedanken und Erinnerungen verloren, war der Wanderer langſam die Halde hinabgeſchritten. Er hatte die Leute nicht beachtet, die neben ſeinem Wege in der Wieſe ſtanden und ihm in ſeinem ſtillen Dahinwandeln nun ebenſo verwundert nachſchauten, als ihre Nachbarn jenſeits der Höhe, die er im Vorbeigehen ſo freundlich begrüßt hatte. Er ſah ja nicht Wieſe noch Wald und Thal, er ſah nur die Menſchen, mit denen er das erſte Mal dieſen Weg gegangen. Zur Seite eine kräftige, ſtützende Männergeſtalt, voran, leicht dahinſchreitend, ein Bild der Jugend und Anmut — aber ſie waren nun beide tot, und was vor den Augen ſchwebte, waren verwehende Schatten, die dem Grabe entſtiegen.

Als er endlich an die Bergſtraße gekommen, ſetzte er ſich auf die Steinbank nieder. Das kühle Rauſchen des Brunnens ſang ein dämmerndes Traumlied an die müden Sinne, und die Wimpern ſanken allmählich immer tiefer über das von der Hand verhüllte Auge herab. Das Tageslicht dunkelte; aber aus dem Dunkel ſtieg langſam wieder ein lichtes Gebilde empor, ſich beugend und neigend, bald in weiter Ferne halb verſchwindend, bald wieder herantretend, bis es endlich in leuchtender Verklärung ruhig ſtand. Über die Stirn herein floß es wie ein verwehendes Sonnenwölklein, und die blauen Augen blickten mit ſo bekümmerter Teilnahme hernieder, als wollten ſie fragen: was fehlt dir, armer Mann? „Vreneli," rief der Eingeſchlummerte, die Hand ausſtreckend, „biſt du da?"

An dem Rufe der eigenen Stimme erwachend, ſchaute er noch halb traumgeblendet nach dem Brunnen hinüber. Wollte das ſüße Traumbild in die Wirklichkeit treten, oder war es die fortdauernde Täuſchung der Sinne — er fuhr nochmals mit der Hand über die Augen, um mit vollkommen klarem Blicke hinüberzuſchauen. Nein, es war keine Täuſchung. Über dem Brunnentroge hervor ſchaute ein kleines, feines Antlitz mit den lichthellen Haarwellchen um die Stirn, mit den großen blauen Augen und den nievergeſſenen weichen Formen des Geſichtes, die von einem rötlichen Dufte überhaucht ſchienen. Es war ein Knabe, der Blumen in das Waſſer warf und ſich daran ergötzte, wie ſie vom Strudel niedergezogen und wieder emporgehoben wurden. Als der Kleine bemerkte, daß ihn der fremde Mann mit ſtarren Augen anſchaute, wurde er ängſtlich und wollte die Wieſe hinangehen; aber plötzlich hatte ihn der Fremde mit dem Ausrufe „mein Kind . . . mein Kind!“ in die Arme gefaßt und ſuchte ſein Geſicht mit Küſſen zu bedecken.

Der erſchreckte Knabe ſchrie laut auf und ſtrebte, trotz aller Schmeichelworte, ſich von den umfangenden Armen loszumachen, bis ſich raſch eine ſchwere Hand auf die Schulter des Fremden legte. Eine tiefe Stimme fragte zugleich: „Was wollt Ihr mit dem Kleinen, Herr!“

Der Angeredete ließ den Knaben los und ſagte, ſich erhebend, mit ſtockendem Atem: „Mein Kind, mein Kind . . . ich habe mein Kind gefunden.“

Über das braune Geſicht des Mannes, der, eine Senſe in der Hand, daſtand, zuckte es einen Augenblick wie falber Gewitterſchein; dann aber blickte er raſch nach den Leuten, die weiter oben an der Wieſenhalde arbeiteten, und als er ſah, wie dieſe neugierig herabſchaûten, ſagte er leiſer: „Das iſt mein Kind, Herr, mein . . . des Oberhofers Kind. Komm',

Guſtav!“ Der Knabe hing ſich ängſtlich an die Hand des Mannes, der ſich zögernd zum Gehen wandte.

Der Fremde preßte beide Hände um die Stirn, die ihm unter glühendem Pochen zu zerſpringen drohte. Vor ſeinen Augen ſchwamm es, und vor ſeinen Ohren ſchien ein toſender Waldbach niederzubrauſen. Er ſank in das Gras zurück, während er, die Hand ausſtreckend, rief: „Mein Kind, mein Kind ... kennt Ihr mich denn nicht mehr, Oberhofer?“

Dieſer ſchaute mitleidig auf den Unglücklichen nieder, auf deſſen Geſicht Todesbläſſe mit brennender Röte ſtritt. „Nein, ich hätt' Euch nicht mehr gekannt, Herr Baumeiſter,“ ſagte er, die dargeſtreckte Hand faſſend. „Ihr habt Euch ſtark verändert. Aber nun geht Eueres Weges .... Gott behüt' Euch.“

„Hört, Oberhofer,“ erwiderte Guſtav mit gepreßter Stimme, die dargebotene Rechte des Mannes krampfhaft feſthaltend; „ich bin hergekommen, mein Kind zu ſuchen, und habe es gefunden. Verſprecht, daß Ihr mir's laſſen wollt ... ich beſchwör' Euch beim Grabe ſeiner Mutter.“

Der Oberhofer zog ſeine Hand raſch zurück und ſagte dann dumpf: „Laßt dieſes Grab in Ruhe, Mann ... oder wollt Ihr die böſen Zungen nun ſelbſt gegen die Tote noch einmal aufſtacheln? ... Ich vergeb' Euch das Vergangene; aber kommt mir nie mehr zu nahe, Herr ... es könnt' ſonſt nicht gut werden.“

Damit nahm er den Knaben bei der Hand und ſtieg raſch mit ihm die Halde aufwärts. Guſtav ſchaute ihnen, noch immer auf der Erde ſitzend, nach, bis ſie hinter der Waldecke verſchwunden waren; dann erhob er ſich mühſam und ging halb ſchwankend, wie ein Betrunkener, die Bergſtraße abwärts.

Der Aarauer Fabrikherr ſchaute verwundert auf, als am Spätnachmittage, unangemeldet und mit verſtörtem Geſichte,

ein Fremder zu ihm hereintrat; aber als er seinen Blick eine Weile auf das bleiche Antlitz geheftet, stand er erschüttert auf und rief, dem Eingetretenen beide Hände entgegenstreckend: „Gott verzeihe den Menschen, was sie an Ihnen gethan haben ... ich hätte Sie fast nicht wiedererkannt, mein armer Freund."

„Ja, sie haben mir viel gethan," erwiderte Gustav trübe, „und die Besseren unter ihnen am Ende das größte Leid."

„Ich vielleicht nit," sagte der Fabrikherr nachdenklich.

„Sie nicht, gewiß nicht," verneinte Gustav, das bereits ergrauende Haupt schüttelnd; „aber an der Beantwortung einer einzigen Frage hängt noch der letzte Würfelwurf. Kann ich nach Ihren Landesgesetzen mein Kind zurückverlangen?"

Diese Frage kam so unerwartet und war mit so bebender Bangigkeit ausgesprochen, daß der Fabrikherr sich abwenden mußte, um seine feuchten Augen zu verbergen. Nachdem er eine Weile schweigend durch das Fenster geschaut, sagte Gustav leise: „Ich verstehe ... die Gesetze selbst Ihrer viel gepriesenen Freiheit haben noch nicht daran gedacht, dem Unglücklichen in seinen einfachsten menschlichen Rechten Schutz zu gewähren."

„Sie haben das Recht, ungerecht zu sein," erwiderte der Fabrikherr bewegt. „Aber lassen Sie ruhen, was hinter Ihnen liegt. Beginnen Sie einen neuen Tag; werden Sie, was Ihnen nun offen liegt, der Bürger eines freien Landes, und helfen Sie mitarbeiten an der Lösung des großen Rätsels, menschliches Recht und Menschengesetz in Einklang zu bringen."

„Ich möchte nicht ungerecht sein," sagte Gustav mit wehmütigem Lächeln, „aber wer einmal, wie ich, an der sittlichen Weltordnung irre geworden, hat weder Kraft noch Mut mehr, an derselben weiter zu bauen. Er überläßt künftigen Geschlechtern den Zweifel, ob sie irgend einmal für das geheimnisvolle Verhältnis zwischen Schuld und Strafe das zutreffende

Wort, das richtige Maß auffinden werden. Mir iſt's für einmal genug, wenn mein Schickſal Ihrem „freien" Lande, wie Sie ſagen, zeigt, daß unnatürliche Geſetze, die es gegen Fremde erläßt, ſeine beſten eigenen Kinder blutiger treffen, als den Fremden ſelbſt. Dafür ſpricht laut ein Grab, das ich nie vergeſſen, aber noch nie geſehen habe."

Guſtav nahm unter dem Verſprechen, auf den Abend wiederzukommen, Abſchied. Der Fabrikherr ließ den armen, an Leib und Seele gebrochenen Mann ungern gehen. Er würde ihm ſeine Begleitung angeboten haben, hätte er nicht gedacht, es gelte einen Gang dahin, wo der Menſch am liebſten allein iſt — zu den Toten; leuchtete ja von der Höhe jenſeits des Fluſſes im Abendſchein ſo mild das Kirchlein herüber, um das die Gräber Vrenelis und des Vetters lagen.

Zu dieſen Gräbern iſt Guſtav auch hingegangen; aber zu dem beſorgten Gaſtfreund iſt er nicht mehr zurückgekehrt. Bei einbrechender Nacht ſahen ihn vom Feld heimkehrende Leute den Berg hinanſteigen. Ob er an den Stätten vergangenen Glückes neue Kräfte zu ſuchen gedachte, ob ihn die Sehnſucht nach ſeinem Kinde den Weg geführt — man weiß es nicht. Der Oberhofer erzählte ſpäter, er ſei von dem Bellen des Hundes geweckt worden; als er hinausgeſchaut, ſei ein Mann von dem Hinterſtübchen weg, in dem des kleinen Guſtavs Bettchen lag, durch die Nacht davongeeilt. Vielleicht, daß der Unglückliche ſchon vom Beginne des Dunkels an durch die Fenſter beobachtet, wohin der Knabe gelegt wurde, daß er dann nach eingetretener Stille, das Ohr an die Scheiben gedrückt, die Atemzüge des Kleinen belauſcht hatte. Armes Vaterherz!

Am frühen Morgen fanden ihn die erſten Leute, die über die Staffeleggſtraße kamen, auf der Steinbank am Brunnen liegen. Aber er gab auf den gebotenen Morgengruß keine Antwort mehr — er war tot. Neben ihm auf der Bank lag

eine Piſtole, um deren Griff die herabgeſunkene erkaltete Hand feſt geſchloſſen lag; aber die Waffe war noch geladen, und die Leiche trug keine äußere Verletzung. Der Todesengel hatte ſich des Unglücklichen freundlich erbarmt und ſein Herz berührt, bevor er die letzte Schuld des Lebens auf ſich geladen.

Er liegt nun, und das war wohl ſeine letzte Hoffnung, auf dem nämlichen Kirchhofe, wo Vreneli und der Vetter ruhen. Der einfache Stein, der des Flüchtlings verborgenes Aſyl bezeichnet, trägt die ſchmerzlich-ironiſche Inſchrift:

Libertas mortuis.

Der Freiheitsbaum.

(1874.)

Im Laufe von weniger als zwanzig Jahren hatte sich das kleine Dorf Wertach aus einem armseligen Neste in eine hübsche und ansehnliche Ortschaft verwandelt. Ehemals bestand dieselbe außer einigen größeren, aber unsauberen und rauchgeschwärzten Bauernhäusern nur aus Stroh- oder Schindelhütten, die kaum menschliche Wohnungen genannt werden durften. Von diesen Hütten war nun eine nach der andern verschwunden, um freundlichen, wenn auch nicht großen Häusern mit hellgetünchtem Mauerwerke und roten Ziegeldächern Platz zu machen, und andere Häuser, die stehen geblieben waren, schienen sich allmählich verjüngt zu haben, da sie sich neben den neuen Nachbarn ihres unsauberen Ansehens zu schämen angefangen hatten. Die Dorfwege, die sonst sogar zur Sommerszeit nicht selten Sumpfstreifen und Schlammgräben geglichen, waren in gut unterhaltene Straßen verwandelt, die selbst nach längerer Regenzeit in wenigen Stunden wieder trocken lagen. Überhaupt bot das ganze Dorf das Bild der Ordnung und des Wohlstandes dar, wo ehemals nur Armut und Verkommenheit ihr trübes Antlitz gezeigt.

Vielleicht ein einziges Haus war von dieser Veränderung nicht berührt worden und hatte dieselbe freilich auch leichter entbehren können, als die andern, führte es ja doch im Dorfe und in der ganzen Umgegend nur den stolzen Namen des

Wertacher „Schloſſes“. Zwar durfte man bei dieſer Benennung wohl nicht an eine mittelalterliche Burg mit hohen Zinnen und Türmen denken; aber immerhin war das Schloß ein ſtattliches Gebäude, das auf den erſten Blick ſeinen herrſchaftlichen Urſprung verriet. Es lag vor dem oberen Eingange des Dorfes an dem weiten, freien Platze, auf welchem die vierhundertjährige Linde ſtand. Gegen dieſen Platz begrenzte eine mannshohe Mauer einen geräumigen Hof, der ſich hinter dem Hauſe und ſeinen Nebengebäuden in Gärten mit ſchönen Blumenbeeten, Raſenplätzen und mannigfaltigem Buſchwerke verlor. Vom Lindenplatze führte ein Steinportal auf den Hof hinein; doch war das ſchwere Eiſengitter dieſes Portales gewöhnlich verſchloſſen, wie auch das herrſchaftliche Gebäude einen großen Teil des Jahres leerſtand. Der Verwalter, der mit ſeinen Leuten in einem Nebengebäude wohnte, hatte ſeinen Zu- und Ausgang auf der dem Lindenplatze abgewendeten Seite, die nach dem Felde zu offen ſtand.

Noch weit umfangreichere und anſehnlichere Gebäude erhoben ſich etwas ſeitwärts vom Dorfe aus einem Wieſengrunde, und an die Entſtehung dieſer Gebäude knüpfte ſich auch die ganze Umwandlung des Ortes ſelbſt. Vor Jahren nämlich war eines Tages eine mit zwei Pferden beſpannte Kutſche im Dorfe angelangt, von welcher die Dörfler zuerſt glaubten, daß ſie ihnen die „Herrſchaft“ herbringe; denn ſo wurde im Dorfe von jeher der Beſitzer des Schloſſes genannt. Aber ſtatt vor dieſes hinaufzufahren, hielt das Fuhrwerk vor dem armſeligen Wirtshauſe an, und es ſtiegen mehrere Männer aus demſelben, die im Dorfe noch niemand geſehen haben wollte. Im Wirtshauſe ſelbſt verweilten ſie nur ein paar Minuten und gingen dann miteinander auf die Wieſen hinaus, die von einem breiten und tiefen Bache durchfloſſen waren. Dieſem Bache folgten die Fremden zuerſt aufwärts, wohl eine halbe Stunde über das Dorf hinaus, und kehrten dann langſam wieder auf

dem nämlichen Wege zurück, indem sie dem hellen und rasch fließenden Gewässer bis an den großen Fluß hinaus folgten, in welchen dasselbe einmündete. Die Wertacher sahen diesem Treiben der Fremden verwundert zu und sprachen bald die Vermutung aus, dieselben würden wohl das Fischrecht über den Bach erwerben wollen. Dabei lachten sie einander verschmitzt zu, und der eine und andere sagte wohl auch: „Nun, bezahlen mögen sie immerhin, die besten Forellen werden wir nach wie vor für uns behalten.“ Aber die Neugierde der Dorfbewohner stieg noch mehr, als die Fremden nach ihrer Rückkehr den Gemeindevorsteher in das Wirtshaus beschieden und an denselben mancherlei Fragen stellten, die sich keineswegs bloß auf den Bach und das Fischrecht bezogen. Zwar erkundigten sie sich wohl sorgfältig über den Wasserstand des Baches, wie sich derselbe bei großer Hitze und Kälte verhalte, ob er im Frühling oder Herbst leicht austrete und anderes dergleichen mehr; aber dann gingen sie zu andern Dingen über und fragten nach der Bevölkerungszahl, der Beschäftigung und den Gewohnheiten der Dorfbewohner. „Ja,“ sagte der Gemeindevorsteher, dem es fast vorkam, als ob er einem Verhöre über seine Amtsverrichtungen unterzogen werden solle, „was können wir anders machen? Grund und Boden sind wenig abträglich, und es ist wohl auch schon vorgekommen, daß der Fluß draußen gerade vor der Erntezeit ausgetreten ist und uns alle Mühe und Anstrengung eines ganzen Jahres vernichtet hat. Das macht den Leuten wenig Lust zur Landarbeit, und so geben sich die meisten Männer mit Holzflößen ab, suchen sich durch den Fischfang im Flusse etwas zu verdienen oder gehen mit ihren Weibern in benachbarte Dörfer auf Taglohn. Der Verdienst ist gering, und der Boden hat wenig Wert.“ Die Fremden schienen über diese schlimme Auskunft recht befriedigt und erkundigten sich nach den Besitzern der Wiesen, die zunächst dem Dorfe am Bache lagen. Diese wurden ebenfalls ins Wirtshaus

herbeschieden, und in weniger denn einer Stunde hatten sie ihre Grundstücke an einen der Fremden um Preise verkauft, von denen sie sich nie hätten träumen lassen. Nach geschlossenem Handel fuhren die Fremden wieder von dannen.

Indessen sollten die Wertacher nicht lange im Ungewissen bleiben, was dieser unerwartete Wiesenkauf zu bedeuten habe. Schon wenige Tage später kehrten die Fremden in verstärkter Zahl zurück und zwar diesmal nicht bloß zu einem kurzen Besuche, sondern sie mieteten für einen längeren Aufenthalt das ganze obere Stockwerk des Wirtshauses. Daneben wurde im Dorfe bekannt gemacht, wer sich einen schönen Taglohn verdienen wolle, möge sich anmelden. Denn auf den Wiesen am Bache sollten große Bauten aufgeführt werden, die auf längere Zeit Hunderten von Händen hinreichende Beschäftigung gewähren würden. Die Wertacher, wie erstaunt sie auch über das Unerhörte waren, ließen sich das gesagt sein, und so entwickelte sich auf den Bachwiesen bald ein Leben, wie das Dorf seit seinem Bestande wohl noch nie ein ähnliches gesehen hatte. Wer ein Beil oder eine Schaufel führen konnte oder nur einen gefüllten Korb zu tragen imstande war, fand reichlich bezahlte Arbeit vom Morgen bis zur späten Abendglocke, und was seit Menschengedenken noch nie vorgekommen, die wenigen größeren Bauern mußten zur Bestellung ihrer Felder Taglöhner aus benachbarten Dörfern herkommen lassen. Dafür konnten sie aber ihr Zugvieh bei Holz- und Steinfuhren in einer Weise verwerten, daß sie den auswärtigen Taglöhnern auch gern einen erhöhten Arbeitslohn bezahlten. Als im Beginne des Herbstes die Herrschaft später als gewöhnlich im Schlosse anlangte, um hier noch einige Wochen der schönen Jahreszeit zu verbringen, erhoben sich in den Wiesen bereits turmhohe Mauern, die zu ihrem äußeren Abschlusse nur noch des schirmenden Daches harrten.

Schon am folgenden Vormittage begab ſich der Erbauer dieſer Mauern nach dem Schloſſe, um dem Beſitzer desſelben einen Beſuch abzuſtatten. Er war ein Mann von feinen, klugen Geſichtszügen und noch in blühenden Mannesjahren, wie der Schloßherr ſelbſt, der ihm langſam entgegentrat.

„Ich wollte nicht unterlaſſen, Herr Oberſt von Stetten,“ ſagte er, ſich verbeugend, „mich Ihnen ſo bald als möglich zu freundlicher, künftiger Nachbarſchaft zu empfehlen. Sie haben diesmal, wie es ſcheint, das Dorf und Ihr ſchönes Beſitztum länger als ſonſt auf die Ehre Ihres Beſuches warten laſſen.“

Der Angeredete zuckte mit den dunklen Brauen und rief dann, ohne etwas auf dieſe höfliche Begrüßung zu erwidern, in einem Tone, der faſt mehr mißmutig, als herzlich klang:

„Ja, wie ſteht es denn, Herr Spindler? Gedenkt Ihr wirklich in dieſem gottverlaſſenen Erdenwinkel Euren ſtändigen Aufenthalt zu nehmen?“

„Ich laſſe mir, Herr Oberſt,“ lautete die von einem kaum merklichen Lächeln begleitete Antwort, „neben dem Fabrikgebäude zugleich ein beſcheidenes Wohnhaus erbauen.“

„Ein beſcheidenes,“ wiederholte der Herr von Stetten, „ich kann mir's denken; habt Ihr doch in der kurzen Zeit ſchon eine ſchöne Wirtſchaft angerichtet da drüben! Das ſieht ja von weitem aus, als ſollte neben unſerm alten Neſte eine neue Stadt erſtehen.“

„Sie belieben zu ſcherzen, Herr Oberſt,“ ſagte Herr Spindler mit abermaliger leichter Verbeugung.

„Zum Scherzen wäre wohl wenig Grund vorhanden,“ entgegnete der Oberſt, „vielmehr begreif' ich die Klagen meines Verwalters, daß er für ſeine Sommerarbeiten keine Hände im Dorfe habe finden können.“

„Hoffentlich werden dieſe Klagen nicht ernſtlich gemeint geweſen ſein,“ erwiderte der Fabrikherr: „es iſt auch noch andern

Leuten im Dorfe wie Ihrem Verwalter ergangen, ohne daß ich darüber eine wirkliche Klage vernommen hätte."

Es lag eine Ruhe und Sicherheit in dem Ausdrucke dieſer Worte, die ſie wenig als reuige Entſchuldigung erſcheinen ließen, und um die dunklen Brauen des Schloßherrn ging wieder ein Zucken; doch ſchien er nicht ſogleich eine Erwiderung zu finden und wendete ſich nach dem Fenſter, durch welches ſich über Büſche und Bäume der Anblick des Mauerwerkes auf den Wieſen darbot. „Aber ſagt mir, Herr Spindler," fragte er dann nach einer kleinen Weile, „wo wollt Ihr eigentlich Eure Arbeiter zum Betriebe der Fabrik hernehmen? Die Wertacher werden, wie ich ſie kenne, wenig dazu geeignet ſein, und eine ganze Fremdenkolonie hierher zu verpflanzen, möchte doch auch ſeine Haken haben."

„Eine kleine Anzahl geübter Leute muß ich ſchon als Aufſeher und Werkführer hier anſiedeln," antwortete Herr Spindler; „aber aus den Dorfbewohnern ſelbſt hoffe ich ohne große Schwierigkeiten die ausreichenden Arbeitskräfte heranziehen zu können."

„Die dann völlig von Ihnen abhängig werden!" rief der Oberſt unwillig.

„Denen ich nützliche Arbeit und anſtändigen Verdienſt biete," antwortete der Fabrikunternehmer raſch, aber ruhig. Der Oberſt preßte die Lippen zuſammen, indem er einige Schritte durch das Zimmer machte. „Unſere Anſichten über dieſe Dinge ſind verſchieden, wie ſie es ſein müſſen, Herr Spindler," ſagte er; „ich will es nicht leugnen, ich liebe die Induſtrie nicht, weil ich für Land und Leute kein Heil aus ihrem Überwuchern erblicke. Manche meiner Standesgenoſſen teilen leider meine Befürchtungen nicht; aber ich habe mich in Frankreich und England mit eigenen Augen überzeugen können, was daraus entſpringen muß. Die ärmere Bevölkerung wird, von dem Grund und Boden, mit dem ſie bisher verwachſen geweſen, losgelöſt,

hin und her geworfen und verliert damit die Anhänglichkeit an die einfachen Zuſtände, unter denen ſie ſich bisher wohl befunden. Sie wird ruhelos, genußſüchtig und verlangt nach Dingen, die nicht für ſie da ſind und ſie nichts angehen. Das Ende ſolcher Umgeſtaltungen iſt nicht ſchwer abzuſehen, zumal nicht in einem Lande, wie dem unſrigen, wo das Volk von jeher zur Unruhe und Widerſpenſtigkeit gegen alle rechtmäßige Obrigkeit geneigt war und wo bald jeder arme Schlucker glaubt, er ſei ſo gut als jeder andere zum Regieren und Befehlen geboren. Könnt Ihr das leugnen, Herr Spindler?"

Der Fabrikunternehmer zuckte kaum merklich mit den Achſeln, und wieder ſchien um ſeinen Mund ein leiſes Lächeln zu ſchweben. „Es ſteht mir nicht an, Herr Oberſt," ſagte er, „Ihre politiſche Einſicht zu beſtreiten; auch verſteh' ich nichts von dieſen Dingen. Ich weiß bloß, daß der Boden unſeres Landes ſchon lange nicht mehr genug hervorbringt, um alle ſeine Bewohner zu ernähren, und daß wir uns alſo wohl oder übel nach Mitteln und Wegen umſehen müſſen, drohenden Notſtänden entgegenzuarbeiten."

„Ihr wollt mir nicht Rede ſtehen," rief der Oberſt, „und da liefert die Beſcheidenheit freilich einen bequemen Mantel, ſich darin einzuhüllen! Doch ſei es; was ich nicht hindern kann, muß ich geſchehen laſſen; aber die Zeit wird es nur zu deutlich lehren, daß ich recht habe, und ſchon in zehn Jahren werd' ich Euch dafür an Ort und Stelle die greifbarſten Beweiſe vor Augen ſtellen können, Herr Spindler. Im Übrigen bin ich Euch verbunden für Euere Aufmerkſamkeit und ich denke, Ihr ſollt Euch über meine zeitweilige Nachbarſchaft nicht zu beklagen haben."

Und dieſe Verſicherung, wie kühl ſie gegeben war, wurde ebenſo treulich gehalten, als zum Teil die Befürchtungen des Oberſten über den umgeſtaltenden Einfluß der Unternehmungen ſeines neuen Nachbarn in Erfüllung gingen. Zwar ver-

rieten die Wertacher auch nach den von dem Schloßherrn vorausbeſtimmten Jahren noch keinerlei Umſturzgelüſte. Sie nannten den Oberſten, wie ſie es von jeher gewohnt geweſen, noch immer den Junker Oberherrn und ſchienen weiter nichts zu verlangen, als ihr Dörfchen in einen wohnlicheren Aufenthalt umzugeſtalten; aber mit dieſer Umgeſtaltung ging freilich an ihnen ſelbſt eine Umwandlung vor, wenn auch nur ſo langſam und allmählich, daß ſie es ſelbſt kaum wahrnahmen. Das einzige, was ſie in dieſem Sinne beſtimmt wußten, beſtand darin, daß ihnen ein Wink des Herrn Spindler bald ebenſo viel galt, als ein beſtimmt ausgeſprochenes Verlangen der Herrſchaft. Und das war auch nicht zu verwundern. Die vielerlei, von Jahr zu Jahr ſich mehrenden Gebäulichkeiten auf den Wieſen glichen nun in der That ſchon den Anfängen einer neuen Stadt, wie der Oberſt einſt geſagt hatte, und das Schloß verhielt ſich mit all ſeinen Anlagen zu denſelben, wie ein aufgeputztes Taubenhäuschen zu der maſſiven Fruchtſcheuer, deren Räume vom Ernteſegen angefüllt ſind. Wo der Schloßherr während ſeines kurzen Aufenthaltes im Orte ſonſt wohlwollend der Not des Armen mit einem Almoſen beigeſtanden, gab Herr Spindler nun Tag für Tag reichlichen Arbeitsverdienſt, der den Fleißigen vor jeder Not ſicher ſtellte, und dazu ſollte nun noch ein anderes kommen, das ſeines Eindruckes auf die Wertacher ebenfalls nicht verfehlte. Sie hatten es ſich bisher immerhin nicht verhehlen können, daß der Oberſt, wenn er auf ſeinem glänzenden Rappen durch das Dorf ritt oder auch nur aufrechten, gemeſſenen Ganges daherſchritt, einen Herrn vorſtellte, mit dem ſich der reiche Fabrikbeſitzer in keiner Weiſe vergleichen durfte. Geſchah es ja doch ſelten, daß der letztere nur einmal mit ſeiner ſtillen, zurückgezogenen Frau ausfuhr, geſchweige denn, daß er jemals ein Reitpferd beſtiegen hätte. Mit anderer Gewohnheit und äußerlicher Ausſtattung aber kehrte Herr Eugen, der einzige Sohn des Herrn Spindler,

in die Heimat zurück, um endlich dem noch immer rüſtigen, aber nun doch auch ſchon alternden Vater in ſeinen weitläufigen Geſchäften beizuſtehen. Eugen war von ſeiner Knabenzeit an ſtets nur auf wenige Wochen im Dorfe erſchienen, ſeit fünf oder ſechs Jahren nun gar nie mehr. Er ſei auf fremden Schulen, hieß es, bald in Wien, Paris oder London und zuletzt ſollte er ſogar übers Meer nach Amerika gegangen ſein. Nun, da er heimkehrte, war er ein Mann, dem ſich der Oberſt ſelbſt in ſeinen blühendſten Tagen kaum hätte zur Seite ſtellen dürfen. Sicherlich hatte ihm der Schulſtaub und die dumpfe Luft der Schreibſtuben wenig Schaden gethan. Dafür zeugte ſein jugendlich gebräuntes Antlitz, ſein dunkelglänzendes Auge und jede ſeiner Mienen und Bewegungen. Als er bald nach ſeiner Heimkehr und beendigtem Militärdienſte das erſte Mal in der ſchmucken Uniform eines Artillerieoffiziers das Dorf hinaufritt, ſahen ihm die Leute voll Vergnügen und Bewunderung nach, und einer ſagte zum andern: „Nein, nein, ſo hübſch und ſtattlich hat der Junker nie ausgeſehen.“

Zu dem Oberſten ſelbſt jedoch, mit dem Herr Eugen von den Dorfbewohnern ſo unwillkürlich verglichen wurde und der ſich um dieſe Zeit ebenfalls auf dem Schloſſe einfand, ſchien ſich der junge Spindler noch auf einen weniger vertrauten Fuß ſtellen zu wollen, als es all' die Zeit her ſchon ſein Vater gethan. Dieſer hatte ſich, wenn auch nicht häufig, doch regelmäßig alle Jahre während des Aufenthaltes der Herrſchaft ein paarmal im Schloſſe eingefunden und der Oberſt bisweilen dieſe Beſuche am Wieſenbache heimgegeben. Nun hatte zwar der alte Herr Spindler ſeinen Sohn ſchon am Tage nach der Ankunft des Oberſten ebenfalls im Schloſſe vorgeſtellt; aber ſeitdem war Eugen nie mehr dort geſehen worden. Und doch hätte man wohl glauben ſollen, das Schloß müßte eine weit größere Anziehungskraft auf den Sohn, als auf den Vater ausüben; denn Hedwig, des Oberſten Tochter, war nun auch

ſchon zu einer Jungfrau herangewachſen, die einem jungen Manne gar wohl das Herz mit unruhiger Sehnſucht erfüllen konnte. Faſt jeden Abend begleitete ſie den Vater auf ſeinem gewohnten Ritte an den Fluß hinaus, und es war ein anmutvolles Bild, wenn die ſchlanke, feine Geſtalt auf ihrem weißen Zelter neben dem ſtrammen Reiter auf dem hohen, ſchwarzen Pferde dahertrabte. Eugen machte ebenfalls jeden Abend nach gethaner Arbeit ſeinen Ritt, ſelbſt bei unwirſcher Witterung. Aber trotz dieſer gemeinſchaftlichen Gewohnheit waren die drei nie zuſammen zu erblicken. Begegneten ſie einander gelegentlich, ſo wurde mit einem kurzen Worte oder auch wohl nur mit einem ſtummen Gruße raſcher vorübergeritten. Die Leute wunderten ſich nicht wenig darüber, und die Frage, wie das komme, war eine zu natürliche, als daß nicht eifrig nach einer Beantwortung derſelben geforſcht worden wäre. Da wurde denn mancherlei gemunkelt, und obwohl niemand etwas Beſtimmtes ſagen konnte, war man doch darüber einig, daß Herr Eugen und der Oberſt ſchon bei ihrem erſten Zuſammentreffen gegenſeitig zu unangenehmen, wenn nicht harten Worten gekommen ſeien. Wie dem auch ſein mochte, die drei ritten wochenlang allabendlich um die nämliche Stunde aus, ohne ihre Pferde ein einziges Mal neben einander gehen zu laſſen, bis der Zufall, der ſo oft den Willen der Menſchen beugt, eines Abends eine Änderung herbeiführte.

Es war ſchon im Anfange des Herbſtes, aber der Tag war gleichwohl ungewöhnlich ſchwül geweſen, wie ein drückender Sommertag. Gegen Abend erglühten die Firnen, die über das Thal herabſchauten, wie von dunklem Feuer übergoſſen, um ſich dann aber bald in ſchwarzes Gewölk zu verhüllen; doch kühlte der Abend allmählich die Schwüle und lud den Oberſten und ſeine Tochter zum gewohnten Ritte ein. In angelegentlichem Geſpräche bemerkten ſie nicht, daß es viel raſcher und früher zu dunkeln anfing, als andere Tage, und ebenſo wenig

beachteten ſie die ſeltſame Unruhe, von welcher ihre Pferde ergriffen ſchienen. Sie ritten den ſchönen Weg, der am Fluſſe entlang führte, wo dieſer breit und mächtig daherwallt. Da, mit einemmal ſchien aus den Waſſern, aus der Luft und aus der Erde zugleich eine grelle Feuersglut aufzubrechen, vor der ſich das geblendete Auge unwillkürlich ſchließen mußte, und dieſer Glut folgte urplötzlich ein ſo erſchütternder Donnerſchlag, daß ſich die Reitenden halb betäubt auf ihre Pferde niederbeugten; aber das Fräulein war auch nicht imſtande, ſich nach dem erſten Schreck wieder aufzurichten, denn ihr Tier jagte, von Entſetzen gefaßt, die Straße in raſender Flucht dem Fluſſe nach, daß es der Reiterin vor den Augen nächtig wurde und ihr der Atem verſagte. Sie ſtieß einen einzigen Schrei aus, dann entglitten die Zügel ihren Händen, die ſich in ohnmächtiger Angſt in die fliegende Mähne des Renners einwühlten.

Bei dieſem Anblicke waren dem Oberſten ſelbſt beinahe die Zügel der Hand entglitten. Ein paar Sekunden ſaß er unbeweglich, ohne ſich rühren zu können, während doch ein furchtbarer Gedanke durch ſeine Seele fuhr. Wenige hundert Schritte weiter abwärts machte der Fluß mit der ihn begleitenden Straße plötzlich eine ſcharfe Biegung landeinwärts, und konnte bis dorthin das raſende Pferd Hedwigs nicht zum Stehen gebracht werden, ſo ſchoß es mit ihr unrettbar in wildem Laufe in die Flut hinaus. Hedwig konnte in ihrer Hilfloſigkeit an dieſe Gefahr nicht denken, und wäre ſie ihr auch bewußt geworden, wie hätte ſie es wagen dürfen, ſich von dem wilden Renner freiwillig herabzuwerfen? Der entſetzte Vater ſtieß einen dumpfen Ruf aus, während er ſeinem Rappen die Sporen tief in die Flanken ſchlug; aber das ſonſt ſo ſichere Tier bebte unter ihm und ſcheute, ſtatt auszugreifen, ſich halbbäumend zurück. „Sie iſt verloren,“ murmelte der Oberſt, mit ſtarrem Blicke dem fortjagenden Zelter folgend und ſich umſonſt mühend, das eigene Tier in Bewegung zu ſetzen. Aber

da, als ſein Auge Hilfe ſuchend zur Seite ſchweifte, blieb es an einem andern Reuner haften, der wie ein Habicht durch die Lüfte über das Feld daherſchoß. Sein Reiter mußte die Gedanken des angſtvollen Vaters erraten haben, denn er flog in haarſcharfer Richtung der Beugung des Fluſſes zu. Schon nahe dem Ziele ſchien ihm eine breite Hecke den Weg zu verſperren; aber Roß und Reiter ſetzten ſo leicht über dieſelbe weg, als ob beide von Schwingen getragen dahinſauſten. „Gott mit dir, wackerer Junge!“ rief der Oberſt unwillkürlich halblaut vor ſich hin, während doch zugleich um ſeine Lippen ein ſcharfer Zug des Unmutes zuckte. Ob es aber dem kühnen Reiter, ſelbſt wenn er einen Vorſprung gewann, zugleich auch gelang, hart am Fluſſe ſein eigenes Pferd zu parieren und es die Straße herauf dem flüchtigen Zelter entgegenzuwenden? Denn dort lagen die Straße und das flache Flußufer kaum drei Schritte auseinander. Der Oberſt beugte ſich weit vor, um mit angehaltenem Atem dem gedankenſchnellen Schauſpiele zu folgen, von deſſen glücklichem Ausgang die Rettung ſeines Kindes abhing. Und ja, es gelang. Jetzt hatte Eugen, den der Oberſt auf den erſten Blick erkannt, die Flußbeugung erreicht, jetzt ſtand ſein Pferd einen Augenblick, wie feſtgeſchraubt, mitten auf der Straße, jetzt ließ er es langſamer auf dem ſchmalen Raſenſtreifen zwiſchen Fluß und Straße dem Zelter entgegengehen, um ihn von dem gefahrdrohenden Ufer abzudrängen. Noch ein kurzer Augenblick, und das verhetzte Tier Hedwigs jagte in wilden Sätzen das Feld einwärts; aber ſeine Reiterin hing in den Armen Eugens, der aus dem Sattel geſprungen war und auf der Straße ſtand.

Nun begann auch der Oberſt ſeinen Rappen, der unterdeſſen ruhiger geworden, wieder in Bewegung zu ſetzen. Aber er ritt weit langſamer, als ihn ſonſt die Sorge um das Befinden ſeiner Tochter hätte drängen müſſen. Nur ſein Auge haftete ſcharf und unbeweglich an der Gruppe, die durch einen

von ſtarken Windſtößen hergetragenen Gewitterregen verdunkelt wurde. Endlich erreichte er ſie, als ſich Hedwig eben aus dem Arme Eugens erhob und ſich ohne fremde Hilfe wieder auf die eigenen Füße zu ſtellen verſuchte. Sie ſah bleich aus von dem ausgeſtandenen Schreck, und doch glitt beim Anblicke des Vaters ein heller, morgenroter Schimmer über ihr Antlitz; ob es das Aufleuchten des wiedererwachten Lebens war oder der Widerſchein des Blitzes, der eben herniederfuhr, vermochte der Oberſt nicht zu unterſcheiden. Er ſprang vom Pferde und rief mit bewegter Stimme: „Mein Kind, mein armes Kind, wie iſt dir?“

„Beruhigt Euch, Vater,“ erwiderte das Fräulein mit unſicherer Stimme, „ich hätte ſtärker und beſonnener ſein ſollen; aber der plötzliche Schreck — ich weiß nicht —“

„Nun Gott ſei Dank,“ unterbrach ſie der Oberſt, „wenn du dir nur keinen Schaden gethan haſt; aber Euch, Herr Spindler,“ wendete er ſich an Eugen, „Euch weiß ich meinen Dank nicht auszudrücken.“

„Damit wollen wir lieber auch keine Zeit verlieren,“ verſetzte der junge Mann mit einer faſt ſtolzen Verbeugung; „es frägt ſich nur, wie das Fräulein vor dem losbrechenden Gewitter zu ſchützen ſei; ihr verſcheuchtes Pferd wird wohl in ununterbrochenem Laufe dem Hauſe zu rennen, da ich leider nicht imſtande war, es feſtzuhalten.“

„Darum macht Euch keine Sorge, mein Herr,“ erwiderte der Oberſt langſam. „Ihr habt ein ebenſo gewagtes, als beſonnenes Reiterſtück ausgeführt und deshalb empfangt gleichwohl meinen aufrichtigſten Dank, wenn Euch derſelbe auch wenig gelten ſollte. Und nun komme, mein Kind, es iſt nicht das erſte Mal, daß wir zuſammen in einem Sattel ſitzen.“

Mit dieſen Worten umfaßte der Oberſt die ſchlanke Geſtalt ſeiner Tochter und hob ſie ſcheinbar mühelos auf ſein Pferd hinauf, auf das er ſich ebenſo leicht nachſchwang. Als

er die Zügel feſt gefaßt, grüßte er noch mit einer Handbewegung und ritt durch den immer ſtärker ſich erhebenden Gewitterſturm raſch von dannen.

Eugen ſchaute, an ſein Pferd gelehnt, den Davoneilenden nach, bis ihre Geſtalten vom herabſtrömenden Regen und der Dämmerung verhüllt waren. Dann ſchwang er ſich ebenfalls in den Sattel, aber nicht um dem Gewitter nach dem Dorfe zu entfliehen, ſondern um ihm langſam entgegenzureiten. Der Regen, den die Windſtöße in ſein Geſicht peitſchten, ſchien ihm eine willkommene Erfriſchung zu ſein, und ruhig verfolgte er ſeinen Weg, bis nun auch ſein eigenes Pferd unruhig zu werden und unwillig zu ſchnauben anfing. „Ja, ja, du haſt recht, mein guter Brauner,“ ſagte der Reiter, das ſchöne Tier liebkoſend, „jedenfalls biſt du klüger als ich.“ Er lenkte in einen Feldweg und ritt nun ſchneller dem Dorfe zu.

Es war ſchon völlig dunkel geworden, als er dasſelbe erreichte; aber obwohl Wind und Regen noch nicht ganz nachgelaſſen, ſtanden doch eine Menge Leute auf dem freien Platze vor dem Schloßhofe herum und betrachteten unter lebhaften Teilnahmsäußerungen die alte Linde, die der Sturm ſoeben zu Boden geworfen hatte. Ihr morſcher Stamm war im Sturze auseinandergeborſten, ſo daß man kaum begreifen konnte, wie er die umfangreiche Krone noch immer zu tragen imſtande geweſen. Auch Eugen wurde beim Anblick dieſes ſterbenden Zeugen vergangener Zeiten von unwillkürlicher Teilnahme ergriffen, während ſein Auge doch zugleich unruhig über die nahen Hofmauern weg nach dem Schloſſe hinüberſchweifte. Dort mußte offenbar ein ungewohntes Leben herrſchen, da faſt hinter allen Fenſtern ſich raſche Lichter hin und her bewegten. Es werden doch bei Hedwig ſich nicht ſchlimme Folgen der ausgeſtandenen Angſt eingeſtellt haben, dachte Eugen beklommen und wandte ſich dann mit der Frage an die Umſtehenden, ob niemand den Oberſten mit dem Fräulein habe

nach Hause kommen sehen. Sie seien beide auf einem Pferde und mitten im Gewitter zurückgekehrt, lautete die Antwort, nachdem des Fräuleins Schimmel schon eine gute Weile vorher im vollen Laufe auf den Schloßhof hinein gerannt sei. Aber noch früher sei ein reitender Bote aus der Stadt im Schlosse angelangt, der ohne Zweifel wichtige Nachrichten mitgebracht habe; denn sein abgehetztes Tier habe ihn vor Müdigkeit fast nicht mehr das Dorf hinauf zu tragen vermocht.

Die Leute waren mit dieser Mitteilung noch kaum zu Ende, als aus dem Schloßportale Pferdegetrappel ertönte und im Augenblicke der Oberst, von seinem Reitknechte und einem Fremden begleitet, auf dem Platze erschien. Er war, wie man trotz der Dunkelheit erkennen konnte, in voller Uniform, und auch an der Seite der beiden andern klirrten lange Reitersäbel herab. Alle drei ritten, die ausweichende Menge nicht beachtend, in scharfem Trabe vorüber, und bald war auf dem regennassen Boden auch der Hufschlag der Davoneilenden verhallt. „Was ist das!“ rief Eugen, von der schnell verschwindenden Erscheinung nicht weniger überrascht als die übrigen, „das sieht ja aus, als hätten wir Krieg im Lande!“ „Ihr habt recht, Herr,“ erwiderte ein alter Mann; „ich hab' es erst vorhin gesagt, der Fall unserer Linde werde wohl wenig Gutes zu bedeuten haben. Die hat doch schon ganz andere Stürme ausgehalten, als der heutige einer war, und dennoch — wir werden's bald erleben müssen!“

Diese Betrachtung des Alten fand auf allen Seiten bereitwilligen Anklang, ohne daß Eugen sich bemüßigt fand, mit nüchternen Aufklärungsworten dagegen aufzutreten. Er fühlte sich sogar selbst eigentümlich berührt von dem ahnungsvollen Geiste, der plötzlich, wie ein Schatten kommender Ereignisse, über die Menge flog, während diese sein Schweigen offenbar als zustimmende Billigung ihrer prophetischen Auslassungen nahm. „Was soll ich mich gegen ein Gefühl auflehnen, in

welchem ſich alle ſo natürlich zuſammenfinden," dachte er, indem er ſein Pferd geräuſchlos zur Seite lenkte, aber nicht nach dem nächſten Heimwege, ſondern wieder den Lindenplatz aufwärts an den Hofmauern des Schloſſes vorüber. Dort droben hielt er, nun ſchon von tiefer Nacht umgeben, an, um ungeſtört nach dem ſtiller gewordenen Hauſe hinüberzublicken. Die vielen Lichter im oberen Stockwerke waren verſchwunden, und nur aus zwei Fenſtern drang noch ein matter Schein hervor. Auf den Vorhängen dieſer Fenſter zeichnete ſich von Zeit zu Zeit der Schatten einer Geſtalt ab, die dort im Gemache langſam auf und nieder zu gehen ſchien und von dem nächtlichen Beobachter jedesmal mit einem leichten Neigen des Hauptes begrüßt wurde, wenn ſie wieder zum Vorſcheine kam. „Ja, ſie iſt ſchön," flüſterte Eugen endlich kaum hörbar, „ſchön und hold, ſelbſt in ihrem Schattenbilde. Aber was geht dich dieſe Schönheit an — was willſt du überhaupt hier, thörichter Knabe?" Er hatte die letzten Worte lauter, mit einem Ausdruck von Bitterkeit vor ſich hingeſprochen, während er zugleich mit einem Rucke des Zügels ſein Pferd raſch herumlenkte. Aber gleichwohl warf er noch einen langen Blick nach den zwei Fenſtern hinüber, um dann erſt langſam und gedankenvoll den Weg nach den Wieſen einzuſchlagen.

Dieſe Gedanken gewannen jedoch bald eine andere Richtung, als Eugen nach Hauſe kam und der Vater ihm mit beſorgter Miene ein Blatt Papier entgegenreichte. Es war der Brief eines Geſchäftsfreundes, der berichtete, daß ſich ſein ganzer Landesteil in großer Aufregung befinde und man bereits ganz offen von einem bewaffneten Zuge nach der Hauptſtadt ſpreche, um der ariſtokratiſchen Landesregierung ein Ende zu machen. Eugen achtete wenig auf die Beſorgniſſe, welche der Briefſchreiber in geſchäftlicher Beziehung an dieſe Mitteilung knüpfte; mit aufleuchtenden Blicken überflog er die Zeilen noch einmal und rief dann aus: „Nun endlich doch! Gott ſei

Dank, daß ich jetzt in der Heimat bin, um an dieſem Tage teilnehmen zu können."

Der Vater blickte den Aufgeregten ernſt an und ſagte: „Wohin denkſt du, Eugen? du biſt Offizier und als ſolcher zum Dienſte der Regierung verpflichtet. Sie wird, ſtehen die Dinge, wie unſer Freund berichtet, dich und deine Dienſte bald genug in Anſpruch nehmen."

„Nun, da wird ſie vortrefflich bedient ſein!" rief der junge Mann halb lachend; „nein, nein, mögen ſich die regierenden Herren an ihre Getreuen halten, ich habe nie zu denſelben gezählt!"

„Keine unbeſonnenen Reden, Eugen," verſetzte der Vater; „du weißt recht gut, in unſerer Gegend beſitzt die Regierung noch immer den Einfluß, daß alle Dienſtpflichtigen unweigerlich ihrem Aufgebote Folge leiſten werden. Ein Widerſtreben von deiner Seite wäre ebenſo nutzlos als gefährlich, zumal du dich dem Oberſten durch dein unüberlegtes Benehmen ſchon hinlänglich verdächtig gemacht haſt. Unter ſolchen Umſtänden würde die Regierung ſicherlich kurz und rückſichtslos verfahren — man hat Beiſpiele davon."

„Aber du wirſt doch nicht von mir verlangen, Vater, daß ich gegen die eigenen Geſinnungsgenoſſen die Waffen führen ſoll," ſagte Eugen nicht ohne einen Ausdruck des Vorwurfes; „lieber jede Strafe über mich ergehen laſſen, als in ſolcher Weiſe an meiner heiligſten Überzeugung treulos werden."

„Deine Überzeugung," rief Herr Spindler ſchmerzlich, „als ob ſie nicht zum beſten Teile auch die meinige wäre. Aber ich wiederhole dir: wozu ein unbeſonnenes Widerſtreben, das unſerer Sache nichts nützen könnte und uns unvermeidlich ins Verderben ſtürzen müßte? Damit will ich weder Feigheit, noch Treuloſigkeit an unſeren Geſinnungen gepredigt haben; aber wir müſſen unſere Handlungsweiſe, ſo lange es immer thunlich iſt, nach der Gewalt der Umſtände richten, und deine

nächste, beſchworene Pflicht iſt es, der Obrigkeit Gehorſam zu leiſten, wenn ſie dich ruft. Der Himmel wolle uns vor den Wirrniſſen und Schrecken eines Bürgerkrieges bewahren!"

Eugen ſchüttelte mit dem Kopfe. „Wir werden uns auf alle Fälle vorſehen müſſen," ſagte er, nachdenklich wieder in den Brief blickend; „unſer Geſchäftsfreund ſtellt wahrſcheinlich in der Beſorgnis, ſeine Mitteilung könnte in unrechte Hände geraten, die Stimmung ſeiner Gegend noch milder dar, als ſie es in Wirklichkeit ſein wird. Darum wurde auch der Oberſt ſchon dieſen Abend durch einen Expreſſen nach der Hauptſtadt berufen."

„Was ſagſt du?" rief Herr Spindler bekümmert; „ſteht es ſo, dann ſetze dich nur in Marſchbereitſchaft; das übrige wird nicht auf ſich warten laſſen."

Und ſo kam es auch; ſchon in der Frühe des folgenden Morgens erfolgte das Aufgebot an alle Wehrpflichtigen, ſich unverzüglich auf den nächſten Sammelplätzen einzufinden, während zugleich am Gemeindehauſe eine Proklamation der Regierung angeſchlagen wurde, in welcher ſie ihren „getreuen Unterthanen" von den Urſachen ihrer Maßnahme Kenntnis gab. Es hätten ſich im Unterlande, hieß es in dieſem Erlaſſe, einige ſtörriſche Köpfe durch den Revolutionsgeiſt, der ſeit einiger Zeit wieder vom weſtlichen Nachbarlande herwehe, zu aufrühreriſchen Schritten gegen die Obrigkeit verleiten laſſen. Dieſe werde aber die ihr von alters her gebührenden und von Gott verliehenen Rechte zu ſchützen und die Rebellen zu ſtrenger Strafe zu ziehen wiſſen. Deshalb ſei das Land in Kriegszuſtand erklärt, die aufgebotene bewaffnete Macht unter den Oberbefehl des Oberſten von Stetten geſtellt und die geſamte übrige Bevölkerung zur Treue und Wachſamkeit ermahnt."

Begreiflicherweiſe riefen die unerwarteten Vorgänge eine gewaltige Aufregung in dem friedlichen Dorfe hervor. Kein Menſch dachte an die gewohnte Arbeit, und ſelbſt draußen am

Wiesenbache standen die sonst so emsigen Spindeln und Räder still in den großen Fabrikgebäuden. Da und dort erschienen auf der Straße Gruppen Bewaffneter, die, von Knabenschwärmen begleitet, das Dorf hinabzogen. Die älteren Männer standen unter ernsthaften Gesprächen zusammen, und die Weiber liefen von Haus zu Haus, um sich gegenseitig Angst und Bekümmernis mitzuteilen. Am lebhaftesten ging es auf dem Lindenplatze zu, wohin alt und jung zusammenströmte, um nun beim hellen Tage im Anblicke der ehrwürdigen Baumleiche gleichsam die Ahnung zu befestigen, daß verhängnisvolle Tage angebrochen seien.

Gegen den Lindenplatz kam von den Wiesen schon in der ersten Hälfte des Vormittages auch Eugen herangeritten, im Soldatenkleide und blanken Waffenschmucke. Aber als er die Stelle erreichte, von wo er gestern nacht nach den Schloßfenstern hinübergelauscht, fiel sein Brauner in einen langsameren Schritt, fast als wolle er völlig stehen bleiben, und wie es nun immer geschehen mochte, am Schloßportale lenkte er ebenso langsam auf den Hof hinein. Eugen selbst schien dies erst deutlich wahrzunehmen, als die Schwelle schon überschritten war, wenigstens hielt er jetzt das Pferd an und machte Miene, wieder umzukehren. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Unschlüssigkeit, und er ritt ruhig bis zum Schlosse vor, wo er einen Bedienten nach dem Fräulein fragte. Auf den erhaltenen Bescheid stieg er vom Pferde und folgte dem voranschreitenden Diener die Treppe hinan, an deren oberem Ende ihm Hedwig schon entgegenkam. Sie öffnete die Thüre, und er trat in das Zimmer mit den zwei Fenstern, die über den Hof und die Straße hinweg nach den Gebäuden am Wiesenbach hinausschauten. Der junge Mann, der sich doch gewöhnt hatte, in allen Lagen und Verhältnissen sicher und ungezwungen aufzutreten, fühlte ein leises Zittern durch seine Glieder gehen, als er nun derjenigen wieder gegenüber stand, die erst gestern

hilflos in ſeinem Arme gelegen. „Ich wollte nicht unterlaſſen,“ begann er mühſam, „mich noch nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein, bevor ich vielleicht für längere Zeit von hier Abſchied nehme. Hoffentlich werden Sie von dem geſtrigen Gewitter keinen Schaden genommen haben.“ Auch Hedwig ſchien dem unerwarteten Beſuche gegenüber nicht ſogleich das Wort zu finden. Sie ſtreckte, bevor ſie etwas erwiderte, dem jungen Manne langſam die kleine, feine Hand entgegen und ſagte dann leiſe: „Ich danke Ihnen, Herr Spindler! O Gott, welche Zeiten! Möge Sie der Himmel vor jedem Unfalle bewahren auf dem Wege, den Sie zu gehen haben.“ Eugen ergriff ihre Hand, die jedoch ſo heftig in der ſeinigen zitterte, daß er laut ausrief: „Sie ſind krank, mein Fräulein; mein Gott, ich bemerke erſt jetzt, wie blaß und leidend ſie ausſehen. Wie konnt' ich nur ſo unvorſichtig und zudringlich ſein!“ Er machte eine ängſtliche Bewegung, um ſie nach einem Sitze zu führen; aber im nämlichen Augenblicke lag die ſchlanke, leichte Geſtalt mit geſchloſſenen Augen an ſeiner Bruſt, gerade wie ſie geſtern abend draußen am Fluſſe gelegen hatte. Doch dies dauerte nicht länger, als die Ausſchwingung eines Pendelſchlages der großen, altertümlichen Uhr, die nebenan auf einem Marmortiſchchen ſtand, und das Fräulein hatte ſich wieder aufgerichtet. „Nein,“ ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme, „ich bin nicht krank. Doch nun gehen Sie mit Gott, Herr Eugen, er wird Ihr Beſchützer ſein.“ Noch ein leiſer, bewegter Händedruck, ein leiſes, traumhaftes Zuſammenneigen, und er ging. Als er jedoch draußen den Lindenplatz hinabritt, lag es ſo dunkel vor ſeinen Augen, daß er kaum die Menſchen, die dort herumſtanden, zu unterſcheiden vermochte. Er vergaß auch ihre Grüße zu erwidern, und ihre Zurufe verhallten unverſtanden an ſeinem Ohre. Er drückte nur dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es, einer ſolchen Mahnung ungewohnt, plötzlich zu langen Sätzen ausgriff.

Um so überraschter schauten die Leute dem Reiter nach, der sonst selbst an dem Geringsten nie ohne ein freundliches Wort vorüberging. Sie hatten schon mit Verwunderung seinen Eintritt durch das Schloßportal wahrgenommen und fragten sich nun unwillkürlich, ob nicht seine achtlose Hast und sichtliche Verwirrung mit diesem auffallenden Besuche in Verbindung stehe. Denn daß Furcht oder Bangen vor dem Kriegszuge das Wesen des kecken jungen Mannes so völlig verändert hätten, daran durfte im Ernste niemand denken.

Aber Herr Eugen gab den aufgeregten Dorfbewohnern auch in den nächsten Tagen noch viel zu raten und zu denken, während doch ein seltsames oder banges Gerücht dem andern auf dem Fuße nachjagte und jeder mit sich selbst und dem Schicksale seiner ausgezogenen Angehörigen genug zu schaffen gehabt hätte. Bald hieß es, die Aufständischen hätten sich, erschrocken über die Truppenmacht, welche die Regierung so rasch zusammengezogen, unterworfen, ohne einen Widerstand zu wagen; bald kam die andere Kunde, sie zögen in hellen Haufen gegen die Hauptstadt heran und die ersten Truppen, die ihnen entgegengerückt, seien auseinander gesprengt worden. In der Nacht, als über den östlichen Bergen ein heller Schimmer aufstieg, erging der Schreckensruf, die Hauptstadt stehe in lichten Flammen, von den siegreichen Rebellen an allen vier Ecken angezündet. Dieser Lärm verstummte, als die Röte am Himmel wieder erblich und friedlich der Mond hinter dem Berge emporstieg. Aber selbst die Ruhigeren und Unerschrockeneren lauschten nun, nachdem diese Täuschung kaum verschwunden war, einem fernen Getöse, aus dem die Zaghafteren deutlich einzelne Kanonenschüsse vernehmen wollten. Es dauerte bis um Mitternacht, bevor man sich überzeugte, es sei nur das Rauschen des Flusses, dessen Gewässer von dem gestrigen Gewitter angeschwollen waren. Durch all' diese auftauchenden und wieder verschwindenden Gerüchte blieb jedoch eines fest

beſtehen, obwohl kein Menſch ſagen konnte, woher es gekommen ſei. Man erzählte ſich nämlich laut und leiſe, Herr Eugen habe dem Herrn Oberſten von Stetten offen den Gehorſam aufgekündigt und ſei mit dem größten Teile ſeiner Kanoniere zu den Rebellen übergegangen; andere dagegen wollten wiſſen, dieſer Verſuch ſei mißglückt und der arme junge Herr nach Kriegsrecht auf der Stelle erſchoſſen worden.

Dieſe Schreckensnachrichten erhielten eine neue Stütze, als der alte Herr Spindler am dritten Morgen ſchon lange vor Tagesanbruch mit ſchnellen Pferden das Dorf hinunterfuhr und die Straße nach der Hauptſtadt einſchlug. Er wolle die Leiche des unglücklichen Sohnes heimholen, hieß es, und die arme Frau Spindler, die ſich in ihrem Zimmer eingeſchloſſen halte, wiſſe ihres Leides und Jammers kein Ende. Und am Nachmittage war das ferne Schießen nun auch keine Täuſchung mehr. Aus der Richtung von der Hauptſtadt her wurden ganz deutlich die Schläge einzelner Kanonenſchüſſe gehört; ja, es ſchien ſogar, als ob dieſelben gegen Abend viel vernehmbarer würden und näher kämen. Ganze Scharen drängten ſich vor dem unteren Ende des Dorfes zuſammen, um dem ſchreckhaften Getöſe zu lauſchen, bis ſie durch die ſinkende Dämmerung das nahende Rollen eines Wagens vernahmen. Es ging ein Schauer über die Menge, als ſie die Pferde und den Reiſewagen des Herrn Spindler erkannte, und in atemloſer Stille harrte jeder der Dinge, die nun der nächſte Augenblick bringen mußte. Herr Spindler hielt auch vor dem dichten Menſchenknäuel an; aber ſein ganzes Weſen verriet auf den erſten Blick wenig von der Trauer eines Vaters, der die Leiche des einzigen Sohnes begleitet. Er erhob ſich vielmehr raſch im Wagen, ſchwang ein weißes Tuch in der Hand und rief mit fröhlicher, weitſchallender Stimme: „Gottlob, ihr lieben Leute, der gefürchtete Krieg iſt zu Ende, und unſere Soldaten werden bis morgen alle wohlbehalten daheim ſein. Die alte

Regierung hat abgedankt — hört ihr die Freudenschüsse überm Berge das Land herauf? Fortan werden wir nicht mehr Unterthanen heißen, sondern freie Bürger sein!"

Auch die fröhlichste Botschaft übt augenblicklich eine lähmende Wirkung aus, wenn sie unerwartet, wie ein Stern vom Himmel, auf uns niederfällt. Die Menge, die schon bereit gewesen, Herrn Spindler voll Klage und Jammer zu empfangen, starrte ihn nun stumm und lautlos an, bis er fortfuhr: „Geht nach Hause, Ihr guten Leute, und sagt den Eurigen, was Ihr von mir gehört habt; oder wer Lust hat, mag auch unseren Soldaten entgegen gehen, von denen die vordersten bald anrücken werden. Bringt sie alle zu mir in die Wiesen hinaus; wer diesen fröhlichen Tag mit mir bei einem Glase Wein beschließen will, soll mir willkommen sein!"

Diese Einladung klang verständlicher, als die Friedensbotschaft selbst. Der dichte Knäuel geriet in plötzliche Bewegung, um unter Jauchzen und fröhlichem Zurufe auseinander zu strömen. Nur um den Wagen des freigebigen Fabrikherrn schwärmte ein Gedränge bis vor das Dorf in die Wiesen hinaus.

Dort entwickelte sich nun beim Scheine hell auflodernder Feuer rasch ein Leben und Treiben, wie es dieses sonst nur geregelter, emsiger Thätigkeit gewidmete Revier noch nie gesehen. Bald hatte jeder der Herzukommenden ein gefülltes Glas in der Hand, bald ertönten Scherz und Lieder in die Nacht hinaus, und mit schallendem Jubelruf wurden die Soldaten begrüßt, die, ihre Hüte mit grünen Reisern geschmückt, Schar um Schar anlangten, unter ihnen auch Eugen, auf dessen Pferd jedoch ein lustiger Trompeter saß, der muntere Fanfaren vor sich hinschmetterte. Da war des Fragens und Erzählens, des Jubelns und Singens kein Ende, bis Mitternacht herannahte. Und auch dann trat am Wiesenbache nur für wenige Stunden Ruhe ein. Schon lange bevor der Morgen

graute, kam es von allen Seiten wieder dahergeſchritten, doch ſtill und gemeſſen, als ſollte nun den lauten Feſtſtunden wieder die ernſte Arbeit folgen. Im Arbeitsgewande erſchienen jedoch die jungen Männer nicht, ſondern im Soldatenkleide, wie ſie am Abend heimgekommen waren; nur trugen ſie ſtatt der Waffen friedliche Werkgeräte, Sägen und Äxte. An die Spitze der ſtattlichen Schar ſtellte ſich Eugen, und ſo zog ſie immer noch geräuſchlos zum Dorf hinaus, gefolgt von einem ſtarkrädrigen Laſtwagen, vor welchen nicht weniger als zehn Pferde geſpannt waren.

Wie ſtill indeſſen die Schar ihr Vorhaben auch begonnen, es mußte gleichwohl im ganzen Dorfe herum bekannt geworden ſein; denn ſchon mit dem erſten Tagesſcheine ſummte es durch dasſelbe wie ein ausfliegender Bienenſchwarm. Jung und alt war wieder wie die letztvergangenen Tage auf der Straße, nur daß heute ſtatt der Angſt und Sorge auf allen Geſichtern fröhliche Heiterkeit lag, als ob die glänzend emporſteigende Sonne jedes Herz mit ihrem Lichte erfülle. Da und dort wurde nun ſchon geſcherzt und geneckt über die Schreckensberichte, die vor wenig Stunden noch ſo manches Antlitz bleich gemacht, und mehr als einer wollte den Ungläubigen und Starkmütigen geſpielt haben, der geſtern auf den Abend noch wie ein ſcheuer Schatten durch das Dorf gegangen. Doch von den vorübergeflogenen Berichten blieb auch jetzt noch einer haften und wurde eifrig hin und her beſprochen; denn nicht umſonſt ſagt das Sprichwort, wo ein Räuchlein, müſſe auch ein Feuer ſein. Und dieſes Feuer war der junge Herr Spindler. Nach den Ausſagen der heimgekehrten Soldaten war derſelbe zwar weder zu den Empörten übergegangen, noch infolge eines fehlgeſchlagenen Verſuches dieſer Art vor ein Kriegsgericht geſtellt worden; dagegen hatte er, als die Aufſtändiſchen in ſo dicht gedrängten Haufen gegen die Stadt heranmarſchierten, daß ſie von einem wohlgezielten Artilleriefeuer zu Hunderten

zuſammengeſchmettert worden wären, ſeinen Kanonieren den Befehl gegeben, ihre Lunten auszulöſchen. Der Oberſt von Stetten war voll Zornes herangeſprengt gekommen, um zu ſehen, warum das Feuer im günſtigen Augenblicke nicht begonnen habe, und Herr Eugen hatte ihm ruhig ſeinen Degen angeboten mit der Erklärung, daß er auf ſeine Mitbürger keinen Schuß werde abfeuern laſſen. Als darauf der Oberſt den Kanonieren den Befehl geben wollte, ihren Offizier feſtzunehmen und abzuführen, erklärten die Leute trotzig, ſie würden ſich ſelbſt eher in Stücke hauen laſſen, als daß ſie ihrem Führer ein Leids widerfahren ließen. Da war denn freilich guter Rat teuer für den Oberſten, und er ſelbſt mußte von dieſem Augenblicke an ſeine Sache verloren geben. Als das ausgerückte Fußvolk bemerkte, daß die großen Pfeifen nicht zu dem Tanze aufſpielen wollten, wurde es ſchwankend, nahm Gewehr bei Fuß und ließ geſchehen, was zu ändern die wenigſten rechte Luſt bezeugten. So blieb der Regierung nichts anderes übrig, als ihre Abdankung.

Dieſe Dinge wurden von den wohlgemuten Dörflern mit allerlei klugen Nutzanwendungen und Betrachtungen noch eifrig verhandelt, als vom oberen Dorfeingange her der Ruf erſcholl: „Sie kommen, ſie kommen — der Freiheitsbaum!“ Alles ſtrömte nun dem Lindenplatze zu, auf welchem der Zug, der vor einigen Stunden das Dorf ſo ſtill verlaſſen, nun unter Trompetengeſchmetter und Trommelſchlag einlenkte. Auf dem Laſtwagen, neben welchem zu beiden Seiten die jungen Männer im Taktſchritt einhermarſchierten, lag ein hoher, ſchlanker Tannenbaum, deſſen Äſte bis auf eine kleine Wipfelkrone abgehauen waren; ſogar die dunkle Rinde war ſorgfältig vom Stamme geſchält, ſo daß derſelbe im friſchen Safte weiß ſchimmerte, als wäre er auf der Bleiche gelegen. Auf dem Lindenplatze wurde Halt gemacht, und ſogleich begannen einige Männer neben dem Wurzelſtocke der gefallenen Linde eine runde

Vertiefung in den Boden zu graben. Als dies Geſchäft in flinker Arbeit beendigt war, wurde der Wagen mit der Tanne herbeigeführt und das untere Ende derſelben an die Mündung der Vertiefung gebracht, während in der Stammhöhe ſchon ſtarke, lange Stricke und Taue befeſtigt waren. Ein Teil der jungen Mannſchaft poſtierte ſich mit den Enden dieſer Taue in der Hand etwas ſeitwärts; die andern ſtellten ſich mit Winden und Hebeln neben den weißen Tannenſtamm, und dann begann unter dem gemeſſenen Kommandorufe Eugens, der droben auf dem Wagen ſtand, ein gemeinſames Rücken und Stützen, Ziehen und Heben, bis ſich der Baum langſam und majeſtätiſch emporzurichten anfing und endlich, den grünen Wipfel hoch in der Luft wiegend, feſt und ſicher aufrecht ſtand. Etwa in der Mitte ſeiner Höhe flatterten zwei Fahnen, die eine mit dem wohlbekannten Kantonswappen, die andere das weiße Kreuz im roten Felde führend. Die ganze Dorfbewohnerſchaft, die Kopf an Kopf gedrängt einen weiten Kreis auf dem Platze ſchloß, hatte dieſem Schauſpiele mit angehaltenem Atem zugeſehen, kaum daß ſich eine Hand oder ein Fuß zu rühren wagte. Jetzt jedoch, da der ſchlanke Waldbaum zur Stelle ſtand, als wär' er aus ihr emporgewachſen, erhob ſich tauſendſtimmiger Jubelruf, der nicht enden zu wollen ſchien. Er würde ſich wohl auch noch nicht ſo bald gelegt haben, wenn nicht plötzlich ſcharfer Hufſchlag ertönt und der Oberſt, von ſeinem Reitknechte begleitet, in ſcharfem Ritte das Dorf herauf gegen den Platz angeſprengt gekommen wäre. Die Uniform, in der er vor einigen Tagen fortgeritten, hatte er abgelegt; aber noch immer hing an ſeiner Seite ein ſchwerer Reiterſäbel, und ſein Geſicht war finſter. Beim Anblicke des neu aufgerichteten Baumes ſtutzte er, und ſein Mund öffnete ſich, als ſtehe er im Begriffe, ebenfalls einen Ruf hervorzuſtoßen; aber er biß die Lippen zuſammen und jagte dann ſo rückſichtslos an der Seite des Platzes dem Schloßportale zu,

daß die äußerſten dort ſtehenden Zuſchauer nur mit knapper Not auszuweichen vermochten. Kaum war er im Schloßhofe verſchwunden, als das ſchwere Gitterthor mit lautem Klirren zugeſchlagen wurde.

Auf dem Platze war Stille eingetreten, und einer ſah den andern halb verdutzt und fragend an, als möchte er deſſen Gedanken erraten. Auch Eugen, der noch immer droben auf dem Wagen ſtand, war dem unwirſchen Reiter mit den Blicken gefolgt, bis das Geräuſch des zugeworfenen Portales verklungen war. Über ſein Geſicht zuckte ein Lächeln hinweg, doch nur einen kurzen Augenblick; dann ſtreckte er langſam die Hand aus, als ob er aller Augen auf ſich zu lenken wünſche. „Mitbürger, Freunde und Nachbarn,“ erſcholl darauf ſeine wohltönende Stimme, „Ihr ſeht voll Verwunderung an dieſer Stelle einen neuen Baum ſich erheben, auf welcher vor wenigen Tagen erſt ein alter im Sturme zuſammengebrochen iſt. Damals ſagtet Ihr untereinander, der Fall der vielhundertjährigen, morſchen Linde werde wohl ſeine Bedeutung haben; und ja, er hatte ſie. Dieſer Fall verkündigte den Untergang einer alten Zeit mit ihren morſchen Einrichtungen, wie der neue Baum, den wir ſoeben aufgerichtet, eine neue Zeit mit neuen Zielen und Werken begrüßt. Ruhig ſeiner eingebornen Kraft folgend, frei und unbehindert von ſeinen Nebenbäumen im grünen Walde aufgewachſen, ſpricht er uns von einer Zukunft, in der jeder, unbehindert von willkürlichen Einrichtungen und beengenden Schranken, unter einem für alle gleichgeltenden Rechte ſeine ihm verliehenen Kräfte frei entfalten mag, zu ſeinem eigenen Wohlergehen und zum Segen anderer. Doch merket wohl auf, meine Freunde, dieſer Baum, wie er hier vor uns ſteht, ragt zwar hoch über alle andern Bäume des Dorfes in die Luft empor und ſchaut mit ſeinem Wipfel weit über die Firſten unſerer Dächer ins Land hinaus; aber er hat im Boden unter ſich keine Wurzeln. Damit will er Euch andeuten, daß die

Freiheit, die er verkündigt, kein Weſen iſt, das an der Scholle haftet und ſich eigenſüchtig in die dunkle Tiefe eingräbt, ſondern eine Tochter des hellen Geiſtes, die zum Lichte aufſtrebt und mit weitem Blicke das Wohl und Weh des ganzen Volkes umfaßt. Dafür verlangt ſie von jedem einzelnen, ſelbſt dem geringſten, eine treue Pflichterfüllung gegen das Allgemeine, die Gemeinde, den Staat, das ganze Volk; und zwar nicht aus Zwang und Furcht vor Strafe ſoll er dieſe Pflichten erfüllen, ſondern weil er weiß, daß nur im Wohlergehen und in der Ehre des Ganzen auch ſein eigenes Wohl und ſeine eigene Ehre geborgen liegt. Nur wer der Freiheit in dieſem Sinne und Geiſte dient, dem läßt ſie ihr holdes, ſegenſpendendes Antlitz erglänzen; vor dem dumpfen Sklaven, der wie das Tier bloß an die Befriedigung ſeiner irdiſchen Bedürfniſſe und Begierden denkt, wendet ſie ſich voll Verachtung ab und läßt ihn im Dunkeln ſtehen. Darum rüſtet und ſtärkt Euch, meine Freunde, zum würdigen Freiheitsdienſte, dann wird auch dieſer Baum ſeine unſichtbaren Wurzeln noch in demjenigen Boden treiben, in dem ſie einzig gedeihen können, nämlich in Eurem edlern Selbſtgefühle, Eurer Menſchenwürde und Geiſtesbildung. Manchem zwar mag dieſe Verheißung dunkel erſcheinen, aber ſie wird ſich darum nicht weniger erfüllen zu euerer und des Vaterlandes Ehre, zu eurem und ſeinem Wohlergehen.“

Der jugendliche Redner ſchwieg, und auch über ſeinen Zuhörern lag noch immer Schweigen, als er ſchon von ſeinem Wagen herabgeſtiegen war. Gewiß waren ſeine Worte manchem unter ihnen unverſtanden oder dunkel geblieben, aber gleichwohl war keiner da, über den nicht ein Anhauch innerer Erhebung, die Ahnung eines neuen Lebens gekommen wäre. Darum löſte ſich die Menge auch nur langſam in einzelne Gruppen auf, die lebhaft das eben Erlebte und Gehörte zu beſprechen anfingen und immer wieder die Blicke nach dem hochragenden Baume zurückwendeten. Dabei erzeigte es ſich,

daß namentlich die jungen Männer in den wenigen Tagen ihrer militäriſchen Dienſtpflicht manches gehört und erfahren hatten, das ſie nun andern zur Belehrung mitteilen konnten. Die proviſoriſche Regierung, berichteten ſie, welche an die Stelle der vertriebenen getreten, werde vor allem Maßregeln treffen, um dem Lande eine neue Verfaſſung zu geben. Nach dieſer, ſo habe auch Herr Eugen verſichert, müßten alle Vorrechte der alten, vornehmen Familien und der Städte verſchwinden, daß fortan jeder Wertacher zu den öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde wie des ganzen Staates gerade ſo viel zu ſagen habe, als die Herrſchaft im Schloſſe ſelbſt. Künftig dürfe bei der Beſetzung der Ämter, auch der höchſten, nicht mehr nach Geburt und Abſtammung gefragt werden, ſondern einzig Kenntnis und Tüchtigkeit müßten den Ausſchlag geben. Auch der ärmſte Bauernſohn könne, wenn er dieſe beſitze, an die höchſten Ehrenſtellen des Landes gelangen. Und ſo würden noch manche Dinge ſich ändern, die bisher für unabänderlich angeſehen worden ſeien. Aber freilich müſſe das Volk auch feſt zuſammenhalten und nicht vor jedem Opfer zurückſchrecken; denn die bisherigen Regenten würden ſelbſt keine ſcheuen, um ihre alte Stellung wieder zurückzuerobern. Das habe Herr Eugen, der übrigens ſchon nach der Hauptſtadt berufen ſei, um an dem neuen Werke mitzuarbeiten, in ſeiner Rede auch andeuten wollen.

So wurde noch den ganzen Tag eifrig im Dorfe hin und her geſprochen, während Eugen wirklich ſchon um die Mittagszeit nach der Hauptſtadt fortgeritten war. Bis in die Nacht hinein gingen über den Lindenplatz ganze Scharen, die mit einer Art andächtiger Verwunderung den Freiheitsbaum betrachteten. Nur das Schloß nebenan ſchien völlig ausgeſtorben, und den ganzen Tag war das Gitterportal, das ſonſt während der Anweſenheit der Herrſchaft immer offen ſtand, nicht mehr aufgethan worden. Allmählich jedoch wurde es auch auf dem

Platze und im Dorfe ſtill, und alles ergab ſich gern der Ruhe, die in den letzten Tagen der Furcht und Aufregung umſonſt geſucht worden wäre. Mit dem kommenden Morgen konnte nun auch in Haus und Feld die gewohnte Arbeit wieder aufgenommen werden, an die ſeit dem Abend, der die Linde zu Fall gebracht, niemand mehr gedacht hatte. Aber dieſe friedliche Vorausſicht ſollte nicht ſo ungeſtört in Erfüllung gehen, und ſchon mit dem erſten Tagesanbruche ſtrömte wieder das ganze Dorf dem Lindenplatze zu. Der Freiheitsbaum ſei über Nacht umgefallen, ging es von Haus zu Haus bis in die entlegenſte Hütte wie ein Feuerruf. Und in der That, der ſchöne Tannenbaum lag in ſeiner ganzen Länge über dem Platze hingeſtreckt und hatte in ſeinem Sturze ſogar noch Schaden angeſtiftet. Er war nämlich in der Richtung des Schloſſes umgefallen, und der Wipfel hatte gerade weit genug gereicht, um das am Hofportale angebrachte herrſchaftliche Wappen zu zertrümmern. Darüber war er ſelbſt zerſplittert, ſo daß der weiße, ſchlanke Stamm nun mit abgebrochener Krone dalag. Im Schloſſe ſchien dieſe Verwüſtung noch niemand wahrgenommen zu haben; denn hinter den Hofmauern herrſchte noch immer Stille. Dagegen war auf den erſten Blick ermittelt, wie der Baum zu Fall gekommen. Rings um ſeinen Fuß herum war der Boden aufgegraben worden, und ſo hatte er, wurzellos wie er war, jedem Lufthauche weichen müſſen.

Die Leute ſahen ſich betroffen, erſchrocken an, und keiner wußte recht, was er thun oder ſagen ſollte. Wer hatte den tückiſchen Streich angezettelt — wer konnte den Frevel begangen haben? Dieſe Frage ſtand auf jeder Lippe; aber niemand getraute ſich, eine beſtimmte Antwort zu geben. Zwar flogen genug mißtrauiſche und unmutige Blicke nach dem Schloſſe hinüber; doch wer wollte bezeugen, was außer den nächtlichen Sternen keiner geſehen hatte? Als indeſſen endlich der alte herrſchaftliche Verwalter das Gitterthor öffnete und,

wie es ſchien, mit zornigen Mienen den angerichteten Schaden am Portale betrachtete, wurden doch hie und da einzelne Äußerungen laut, welche dem allgemeinen Argwohne Ausdruck gaben. Aber der Mann erwiderte drohend, es möge jeder ſeine Zunge in acht nehmen; der gnädige Herr werde ſchwerlich zum Spaßen aufgelegt ſein. Dieſe Drohung blieb nicht ohne Eindruck, da der Verwalter von jeher für einen Mann gegolten hatte, der gar vielen im Dorfe wohl oder weh zu thun vermochte, und auch in dieſem Augenblick dachte mancher von denen, die auf dem Platze ſtanden, an die Gültbriefe des Oberſten auf Haus und Hof, die in des Verwalters Händen lagen. Als dieſer jedoch mit ſpöttiſcher Miene bemerkte, ſchade ſei es, daß der Tannenbaum nicht länger ſtehen geblieben, er hätte bei der Ehre, die ihm widerfahren, gewiß goldene Zapfen hervorgebracht, würde es dennoch zu ſcharfen Worten gekommen ſein, wenn nicht gerade zu rechter Zeit der alte Herr Spindler herzugetreten wäre. Der wußte bald die wachſende Aufregung zu beſchwichtigen nnd auch dem Verwalter ſeinen Weg zu weiſen. „Kein unnützes Gezänk, ihr guten Leute,“ ſagte er, „der Herr Oberſt ſelbſt hat ſicherlich keinen Anteil an dem nächtlichen Knabenſtreiche, dazu wär' er viel zu ſtolz oder auch zu klug, wie Ihr wollt. Mit anderen aber, die vielleicht aus Augendienerei gehandelt haben, iſt es wohl nicht der Mühe wert, herumzuſtreiten. Im Übrigen hat der Baum auch vollkommen lang genug geſtanden, um ſeine guten Früchte zu bringen, wenn Ihr nur ſeinen Sinn recht begriffen habt und im Gedächtniſſe bewahrt.“ Dem Fabrikherrn gegenüber richtete der Verwalter mit zornigen Blicken wenig aus, wie er wohl wußte, und ſo fand er für gut, ſich zurückzuziehen und das Gitterthor wieder abzuſchließen. Eine große Zahl der jungen Männer, die geſtern den Baum aufgerichtet, wollte ſich indeſſen noch nicht zufrieden geben und ſofort wieder nach dem Walde hinausziehen, um einen andern zu holen. Aber auch

dieſes Vorhaben wußte ihnen Herr Spindler auszureden: „Wozu ſollte das nützen,“ ſagte er; „der kürzere oder längere Anblick eines äußerlichen Zeichens, eines bloßen Sinnbildes, wie es doch ein ſolcher Baum iſt, thut nichts zur Sache. Aus dem Vorgange dagegen könnt Ihr die Lehre ziehen, daß Ihr wachſam ſein ſollt, wenn Euch das erſt halb errungene Gut nicht wieder verloren gehen ſoll. Für jetzt wird es am beſten ſein, es gehe jeder an ſeine Arbeit, die nun lange genug geruht hat.“

Dieſem verſtändigen Rate wurde Folge geleiſtet, und der Lindenplatz leerte ſich allmählich, wenn auch nur langſam. Aber noch am Nachmittage lag der gefällte Baum auf demſelben, ohne daß jemand Vorkehren traf, ihn wegzubringen. Erſt auf den Abend beſchäftigten ſich ein paar Leute des Verwalters damit, den Stamm entzwei zu ſägen und ein mehr als zwei Klafter langes Stück des unteren Endes desſelben auf den Schloßhof hineinzuſchaffen. Der Verwalter habe den ganzen aus dem Dorfwalde herrührenden Baum dem Gemeindevorſteher bezahlt, ſagten ſie; aber er bedürfe nur dieſes Endſtückes, das übrige möge nehmen, wer da wolle. Dieſe Ausſage erzeigte ſich als richtig, und am Morgen war auch der übrige Teil des Stammes und der abgebrochene Wipfel weggebracht; es hatten ſie ärmere Leute des Dorfes geholt, denen niemand dieſe wohlfeile Holzgabe mißgönnen mochte.

So war nun, da auch die Herrſchaft ſich beeilte, das beſchädigte Hofportal herſtellen zu laſſen, jede äußere Spur der bewegten Tage verſchwunden, und das Leben im Dorfe hätte wieder in ſeine gewohnten, friedlichen Geleiſe einlenken können, wären nur auch die inneren Spuren der vergangenen Ereigniſſe ſo leicht zu verwiſchen geweſen. Dieſe jedoch waren tiefer gegangen und machten ſich nur zu bald in einer Weiſe fühlbar, die nach vielen Seiten hin bitter genug empfunden wurde. Vor allem war es der Oberſt, der ſich in das Geſchehene nicht

finden zu können schien. Er hatte sonst trotz seines vornehmen und gemessenen, oft auch barschen Wesens, gegen die Dörfler stets ein bequemes und zugängliches Wesen bewahrt und je nach seiner Laune jedem, der ihm begegnet, das Wort gegönnt. Jetzt war er seit seiner Rückkehr aus der Stadt nie mehr außer dem Schlosse gesehen worden und ließ auch jeden Dorfbewohner, der ihn zu sprechen wünschte, abweisen. Aber es sollte noch Schlimmeres kommen. Die wichtigen Gerechtsame, welche die Herrschaft ehemals im Dorfe besessen, waren zwar längst dahingefallen; aber dafür besaß sie von alters her auf Grund und Boden vieler Dorfbewohner verschiedene Schuldforderungen, und der Oberst selbst hatte dieselben noch vermehrt, indem er nicht so leicht einen Nachbarn im Stiche ließ, der sich in Geldverlegenheit an ihn gewendet. Jetzt schien das mit einem Schlage anders zu werden, und einer der herrschaftlichen Schuldner um den andern erhielt seine Schuldkündigung. Das verursachte manche schwere Sorge im Dorfe und brachte überdies noch etwas anderes mit. Dieser und jener, der selbst an der Aufstellung des Freiheitsbaumes teilgenommen, fing an zu munkeln, er würde sich zweimal besonnen haben, den Unfug mitzumachen, wenn er die Folgen vorausgesehen hätte. Mit der versprochenen Freiheit könne er nun doch keinen Rappen seiner Schulden abbezahlen. Aber dem Obersten dürfe man nichts vorwerfen, in seiner Lage würde jeder andere ebenso handeln. Solche Äußerungen wurden immer häufiger und immer schärfer gehört, und bald schien es, als ob sich das Dorf, das sonst so einmütig gelebt, in zwei feindliche Parteien scheiden wolle. Mehrere der bedrängten Schuldner hatten sich um Hilfe an Herrn Spindler gewendet. Aber unerwarteter Weise zauderte dieser, der sonst gern und überall geholfen, wo es not that, und wollte sich zu keiner bestimmten Zusage herbeilassen. Man solle sich mit dem Oberst zu verständigen suchen und ihn in guter Art zum Beibehaltung der bisherigen

Verhältniſſe angehen, meinte er. Auf die Einwendung, daß der erzürnte Gläubiger ſtrenge befohlen habe, keinen ſeiner Schuldner ins Schloß zu laſſen, hatte der alte Fabrikherr nur ein nachdenkliches Achſelzucken zur Antwort.

So nahmen Unruhe und Unzufriedenheit von Tag zu Tag mehr überhand im Dorfe, und Herr Spindler konnte leicht bemerken, daß jedes Intereſſe an der werdenden Umgeſtaltung der öffentlichen Landesverhältniſſe zu erlöſchen oder ſich ſogar in eine völlig feindſelige Geſinnung gegen dieſelbe zu verkehren drohte. Weiter durfte und wollte er die Dinge nicht gehen laſſen, ſollten dieſelben nicht in eine ſchlimme Verwirrung auslaufen, und ſo machte er ſich ſelbſt auf den Weg zu einem Beſuche im Schloſſe. Seit den ſtürmiſchen Tagen war er nie dort geweſen, und vielleicht würde es ihm nun nicht viel beſſer ergangen ſein, als den rauh abgewieſenen Dorfbewohnern, wenn er den Schloßherrn nicht zufällig ſchon im Hofe angetroffen hätte. Aber da empfand er auch ſogleich eine faſt ſchmerzliche Teilnahme beim Anblicke des Mannes, und beinahe hätte er dieſer Empfindung in einem unwillkürlichen Ausdrucke der Überraſchung Ausdruck gegeben. Der Oberſt ſchien in der kurzen Zeit um viele Jahre älter geworden zu ſein. Das Geſicht, das ſonſt noch immer in kräftiger Geſundheit geblüht, war fahl und von ſcharfen Falten durchfurcht. Selbſt die ehemals ſo ſtattliche Geſtalt erſchien kleiner und gebeugt, und nur unter den ſtarken, dunklen Brauen blitzte noch ein heißes Leben hervor; aber auch das war nicht mehr der frühere feſte und ſichere Glanz des Auges, es war vielmehr ein unſtätes, wildſcheues Aufflackern. Mit dieſem Blicke überfuhr er den Ankömmling ſchweigend, und auch Herr Spindler mußte ſich zuſammennehmen, ehe er ſprechen konnte. „Herr Nachbar," begann er dann, „es iſt mir äußerſt unangenehm, Sie mit einer Sache behelligen zu ſollen, von der Sie vielleicht ſagen werden, daß ſie mich nichts angehe; aber

dennoch hoffe ich, Sie werden dabei wenigſtens meinen redlichen Willen anerkennen."

„Nun, was iſt es denn?" fragte der Oberſt trocken.

„Sie haben Ihren ſämtlichen Schuldnern im Dorfe Ihre Kapitalien gekündigt," fuhr Herr Spindler fort, ohne ſich durch dieſen unfreundlichen Empfang beirren zu laſſen, „und ich möchte es nun wagen, für die bedrängten Leute um billige Nachſicht, wenn nicht um völlige Zurücknahme Ihrer Entſchlüſſe zu bitten."

„Beim Himmel, ein ſchönes Geſchäft, das Ihr da auf Euch genommen habt," rief der Oberſt; „ein Geſchäft, das einem Millionär, wie Ihr es ſeid, nicht übel anſteht. Nur leider wird nichts draus werden können."

Herr Spindler blickte den Höhnenden ruhig an und entgegnete dann ebenſo ruhig: „Das würde mir aufrichtig leid thun, nicht nur für die guten Leute, welche in dieſen unruhigen Zeitverhältniſſen die benötigten Kapitalien ſchwer aufbringen werden, ſondern faſt mehr noch für Sie ſelbſt, Herr von Stetten."

„Für mich?" erwiderte der Oberſt, ohne ſeinen angenommenen Ton zu ändern; „ei, da möcht' ich mich doch gern belehren laſſen, zumal mir Eure tiefe Geſchäftseinſicht nicht unbekannt ſein kann."

Der Fabrikant verbeugte ſich, als ob er dieſes Kompliment in allen Treuen hinnähme. „Sie haben," verſetzte er, „bei meinem erſten Beſuche, den ich einſt die Ehre hatte, Ihnen in dieſem Hauſe abzuſtatten, die Befürchtung ausgeſprochen, die Dorfbewohner möchten durch die Gründung meines Etabliſſements allmählich von meinem Einfluſſe abhängig werden —"

„Und iſt dieſe Vorausſicht nicht etwa in Erfüllung gegangen?" fiel der Oberſt heftig ein; „wollt Ihr mich vielleicht erinnern, daß ich damals zu gutmütig war, daß es für mich

vielmehr eine Pflicht der Selbſterhaltung geweſen wäre, Eurem Unternehmen mit allen Mitteln in den Weg zu treten? Auch nur wieder eine Dankbarkeit, wie ſie heutzutage gebräuchlich geworden!"

Es lag in dieſem Ausrufe eine wilde und zugleich doch ſo ſchmerzliche Bitterkeit, daß in Herrn Spindler ſelbſt kein bitteres Gefühl über den ungerecht erhobenen Vorwurf aufzukommen vermochte. „Herr von Stetten," erwiderte er, „Sie werden mir, wenn auch nicht jetzt, doch vielleicht ſpäter bei ruhiger Überlegung das Zeugnis nicht verſagen, daß ich mich von einer unberechtigten Einwirkung auf meine Umgebung ſtets fern gehalten habe; zwingen Sie mir aber einen möglichen Einfluß, den ich nie geſucht, nun nicht ſelbſt auf, Herr Nachbar?"

„Aufzwingen!" rief der Oberſt mit einer verächtlichen Handbewegung; „wie könnt Ihr in einer Zeit allgemeiner Freiheit von Zwang ſprechen? Das Wort darf fortan ſelbſt dem liederlichſten Schlucker gegenüber nicht mehr gehört werden. Er iſt ein freier Mann, wie Tell und Winkelried es waren."

„Und dennoch ſcheinen Sie mich zu etwas zwingen zu wollen, das ſpäter nur zu Ihrem Nachteil gereichen dürfte, Herr Oberſt," verſetzte der unerſchütterliche Fabrikant. „Sie wiſſen, ich habe aus meinen Anſichten und Grundſätzen nie ein Hehl gemacht, auch Ihnen gegenüber nicht, obwohl ich wußte, daß ſie nicht die Ihrigen waren. Um ſo weniger aber kann ich drum jetzt gleichgültig zuſehen, daß harmloſe Nachbaren in Verlegenheit und Bedrängnis geraten ſollen, bloß weil ſie dieſen Anſichten nicht mit offener Feindſeligkeit entgegentreten. Ich werde alſo, wenn es ſein muß, allerdings Ihren Schuldnern im Dorfe die benötigten Mittel zur Deckung Ihrer Forderungen verſchaffen; aber ich wollte dies nicht thun, ohne mit Ihnen vorher offene Rückſprache genommen und Sie auf die möglichen Folgen aufmerkſam gemacht zu haben."

„Und dieſe Folgen wären?“ fragte der Oberſt langſam und weniger heftig; „worin ſollten ſie beſtehen?“

„Das brauchen Sie ſicherlich nicht von mir zu vernehmen, Herr Oberſt,“ antwortete der Fabrikant; „bildet ſchon in allen Lebenslagen jede Schuld eine bleierne Sohle, welche die völlig freie Bewegung des Schuldners hemmt, ſo gilt dieſes doch, wie Sie wiſſen, in einem unverhältnismäßig hohen Grade von dem Bauern, der an ſeinen Grund und Boden gebunden iſt. Er kann dieſen nicht wie eine leicht bewegliche Ware bei jeder Gelegenheit in Geld und Geldeswert umſetzen; der Umkreis, in welchem er ihn als Pfand darbieten kann, iſt ſelbſt ein engbegrenzter, und drum bleibt er gar für eine kleine Schuld von ſeinem Gläubiger zehnmal abhängiger, als jeder andere bei gleichen Schuld- und Vermögensverhältniſſen. Das hat auch die Regentenweisheit Ihrer Standesgenoſſen von jeher recht begriffen, dünkt mich, und ſich drum keiner andern Berufsthätigkeit ſo gewogen erzeigt, als gerade dem Ackerbau. Welcher Vorteil könnte Ihnen daraus erwachſen, wenn Sie mir in einem Augenblicke des Unmutes und der Übereilung Ihre Stelle als Gläubiger unſerer Dorfleute überlaſſen, Herr von Stetten?“

Der Oberſt blickte den Fabrikanten eine Weile ſtill an, während auch der Ausdruck ſeines Geſichtes ruhiger und ſtiller wurde. „Ihr mögt mit Eurer Betrachtung recht haben,“ ſagte er dann, „und ich will auch gerne glauben, daß Ihr es in dieſem Falle redlich und uneigennützig meint mit mir. Aber es hilft nichts mehr, mein Entſchluß iſt gefaßt; ich will mit dieſem Volke ferner nichts zu ſchaffen haben.“

„Iſt das Ihr letztes Wort, Herr Nachbar?“ fragte der Fabrikant in eindringlichem, faſt bittendem Tone.

„Mein letztes,“ verſetzte der Oberſt düſter; „ja, hätt' ich noch, wie Ihr, einen Sohn, der meine Anſichten mit junger Kraft fortführen und verfechten könnte; aber ſo bin ich es

müde geworden, für Standesperſonen zu ſtreiten, die zum guten Teil ſich im geheimen doch auch ſchon zu einer ſchmählichen Fahnenflucht vorbereiten. Nur in meinen vier Wänden werde ich trachten, daß mein eignes Geſetz und Recht in Kraft erhalten bleibt; und da will ich Euch doch etwas zeigen, das Eurem beredten Herrn Sohn gewiß Vergnügen machen würde."

Der Oberſt war bei den letzten Worten wieder ganz in ſeinen anfänglichen herben und höhniſchen Ton verfallen, und auch über ſein Geſicht zuckte es aufs neue, wie unheimliches Wetterleuchten. Er deutete auf einen Winkel an der Innenſeite der Hofmauer, nicht weit vom Gitterportale, und fuhr dann fort: „Ihr erinnert Euch vielleicht — ich hatte vor Jahren einen Hofhund, den mir ein Freund aus Ungarn mitgebracht; ein rieſiges Tier, aber wild und halbtoll, ſo daß ich es an eine beſondere Kette legen mußte. Ich ließ dieſe an einem in den Boden gerammten Steine befeſtigen, und ſo iſt ſie dort liegen geblieben, nachdem die unbändige Beſtie doch endlich nicht länger zu halten war. Jetzt hab' ich ein andres Ungetüm an dieſe Kette legen laſſen, ſeht nur — ſeht, Herr Nachbar!"

„Ich ſehe nichts als ein Stück Stammholz," erwiderte Herr Spindler verwundert; „irre ich nicht, ſo iſt es ſogar das Bodenſtück des Freiheitsbaumes, das Ihr Verwalter, wie ich gehört, an ſich gebracht hat."

„Wohlgeraten," rief der Oberſt mit heiſerem Lachen; „ſo iſt es! Nun merket, Euer Herr Eugenius hat da draußen in ſeiner Freiheitsrede — ich mußte ſeine Stentorſtimme wohl oder übel auch hier innen anhören — ſo ſchön von den neuen Wurzeln geſprochen, die der abgeſägte Tannenbaum noch treiben werde. Da hab' ich mir gedacht, ich möchte dieſes wunderbare Wurzelausſchlagen doch mit eigenen Augen anſehen, und ſo ließ ich den künftigen Wurzelſtock der Freiheit an die Kette

legen, daß er mir nicht etwa abhanden komme. Iſt das nicht vorſorglich gehandelt, Herr Nachbar?"

Jetzt war es an dem erſtaunten Fabrikanten, dem Schloßherrn mit einem erſtaunten Ausdrucke ins Geſicht zu blicken, der nicht leicht mißdeutet werden konnte, und der Oberſt mißverſtand ihn auch nicht. „Ihr haltet mich wohl für verrückt," rief er wieder heiſer lachend aus, „und Ihr mögt vielleicht recht haben. Aber was hilft es? ich kümmere mich nichts darum."

„Nein, Herr von Stetten," entgegnete Herr Spindler ernſt; „aber ich weiß, daß der Zorn noch nie ein kluger Ratgeber geweſen iſt und drum noch manche Thorheit wird entſchuldigen müſſen."

Mit dieſen Worten und einer ruhigen Verbeugung ſchritt Herr Spindler über den Hof hinaus, ohne eine weitere Erwiderung abzuwarten. Zu Hauſe angekommen, ließ er ſämtliche Schuldner des Schloßherrn zuſammenberufen und gab ihnen die Erklärung ab, daß er ihre Schuldtitel einlöſen werde. Der Jubel darüber war groß, und mit einem Schlage nahm nun auch die Stimmung im Dorfe wieder ein andres Geſicht an. Für den Oberſten war es jetzt, mehr als er ahnte, ein Glück, daß niemand vorhanden war, um böſe Leidenſchaften gegen ihn aufzuregen; ein einziger Wink am Wieſenbache hätte genügt, ihm den Aufenthalt im Schloſſe vielleicht für alle Zukunft unleidlich zu machen.

Unter dieſen Umſtänden konnte auch Herrn Eugen ein jubelnder Empfang nicht fehlen, als er ſchon an einem der nächſten Tage aus der Hauptſtadt zurückkehrte. Die Wertacher begrüßten ihn mit Böllerſchüſſen, noch bevor ſie wußten, daß er eine Proklamation der proviſoriſchen Regierung mitbrachte, welche die Wahl eines Verfaſſungsrates anordnete. Dieſem ſollte die Aufgabe zufallen, für das Land ein neues, freies Grundgeſetz aufzuſtellen. In Wertach ſelbſt konnte das Wahlgeſchäft keine beſondere Aufregung hervorbringen. Kein Menſch

dachte daran, daß ein andrer als Eugen der Vertreter des Dorfes in der neuen Behörde werden könnte, und so fehlte ihm am Wahltage auch nicht eine einzige Stimme, da sich sowohl der Oberst als seine unmittelbaren Untergebenen der Stimmabgabe enthalten hatten. Dagegen schauten die von der Wahlversammlung heimkehrenden Bürger betroffen nach dem Schlosse hinüber, auf dessen Giebel sich eine schwarze Fahne erhob. Diese Fahne war von alters her das Zeichen gewesen, daß die Herrschaft durch den Tod eines ihrer Familienglieder in Trauer versetzt worden sei; aber wen sollte nun dort das Schicksal so unerwartet abberufen haben? Das Fräulein, das sich durch all die Wirrnisse der letzten Zeit nicht von der Erfüllung der schönen Pflichten hatte abwendig machen lassen, die es sonst geübt, war erst vor wenigen Stunden bei einem armen kranken Kinde im Dorfe gesehen worden. Es sah zwar wohl bleicher und stiller aus, als früher, die Erlebnisse dieser Wochen waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen; aber an eine Krankheit, die ein so schnelles Ende herbeigeführt hätte, durfte doch nicht gedacht werden. Und der Oberst selbst? Von ihm konnte man sich freilich eher eines unerwarteten Unfalles versehen, wenn man die Gerüchte bedachte, die über ihn umgingen. Bis zur Stunde hatte er sich am hellen Tage noch nicht wieder außerhalb seiner Hofmauern erblicken lassen. Man sagte sogar, er habe sich vor alten Befreundeten aus der Stadt verleugnet, die im Schlosse vorgesprochen. Dagegen sollte er, wie es hieß, ganze Nächte lang in Wald und Feld herumstreifen oder daheim gleich einem ruhelosen Geiste von Gemach zu Gemach wandern und die Schläfer rücksichtslos aus ihrer Ruhe aufstören. Selbst der alte Verwalter hatte die Äußerung gethan, es gebe Augenblicke, wo es um den gnädigen Herrn nicht ganz richtig stehe; aber das hätten nur die Rebellen und das elende Pack, das ihnen anhange, zu verantworten. So wäre ein plötzlicher Unglücksfall im Schlosse wohl

möglich gewesen, und das Erscheinen der Trauerfahne erregte daher auch überall teilnehmende Befürchtung, vor der jeder Unmut verschwinden mußte; denn der Oberst war doch jederzeit ein rechter Ehrenmann gewesen, der sich früher — etwa üble Launen abgerechnet — immer gut und hilfbereit erwiesen hatte. War er infolge der letzten Ereignisse anders geworden, nun, so durfte wenigstens an seinem Sterbebette nicht mit ihm darüber gerechnet werden, und manchen andern wäre es in seiner Lage ebenso ergangen. Aber als sich unter solchen Betrachtungen eine teilnehmende Gruppe vor dem verschlossenen Hofportale zusammendrängte, erschien der Oberst plötzlich an einem Schloßfenster und schrie mit rauher Stimme herüber: „Packt Euch fort, Ihr Maulaffen, oder ich werde Euch den Weg weisen!“ Verdutzt prallten die Leute bei dieser unerwarteten Erscheinung und Begrüßung von dem Portale zurück, die einen lachend, die andern verdrießlich über sich selbst und ihre so übel belohnte Teilnahme.

Und dennoch sollte die aufgezogene Trauerfahne ein Unheil verkünden, und zwar nicht bloß für die Schloßbewohner, sondern für das ganze Dorf und die weite Umgegend. Seit zwei oder drei Tagen herrschte nämlich eine düstere, unheimliche Witterung, die nicht nur ängstlichen Gemütern, sondern noch mehr denen, die gewohnt waren, Wind und Wetter ruhig zu beobachten, schwere Besorgnisse einflößte. Von Zeit zu Zeit fuhr ein feuchtwarmer Windstoß hernieder, der das herbstliche Laub schnell von den Bäumen fegte, und dann folgte wieder ein kurzer Regenguß aus dem dunkel herabhängenden Wolkenmeere. Das wäre nun sonst für diese Jahreszeit weder etwas Ungewöhnliches, noch Besorgniserregendes gewesen; aber schon vergangene Woche waren die oberen Gebirge bis an ihren Fuß herab eingeschneit worden, so daß kein Mensch etwas andres dachte, als daß dieser Schnee bis zum nächsten Sommer in das tiefere Land hinabschimmern werde. Doch jetzt wurden die

Berge von Stunde zu Stunde wieder dunkler, und ihr weißes Schneegewand zerfloß bis hoch an ihre Gipfel hinauf. Die Folgen dieſer Erſcheinung machten ſich auch bereits jedem Auge und Ohre bemerkbar, denn draußen rauſchte und brauſte der aus den Gebirgen herabſtrömende Fluß ſo gewaltig, daß es nicht nur in der ſtillen, fernhörenden Nacht, ſondern ſelbſt am hellen, lauten Tage wie ein ununterbrochenes Gewittertoſen in das Dorf hereinſcholl. Zwar waren die Waſſer noch immer nicht ſo hoch geſtiegen, daß ſie eine Überflutung der Ufer drohten; aber erfahrene Männer ſchauten doch kopfſchüttelnd nach den Bergen und den Wolken empor. Dem unheimlichen Getöſe, das manchmal mehr hoch aus der Luft herab, als vom Fluſſe herüberzukommen ſchien, lauſchten auf dem Lindenplatze nun auch noch die Leute, die der Oberſt ſo unfreundlich angelaſſen hatte, als plötzlich von allen Seiten der Ruf erſcholl: „Horcht! Horcht! was iſt das?“ Es bedurfte keiner ſtarken Gehörsanſtrengung, um über die Töne ins Klare zu kommen, die dieſen Ruf veranlaßten; es war eine Sturmglocke, die in bald wilden, bald bangen Schlägen das Thal herabſchallte. Was ſie zu bedeuten habe, fragte keiner — es mußte irgendwo thalaufwärts ein Uferbruch ſtattgefunden haben.

Auf dieſen Not- oder Sturmruf zogen alsbald ganze Scharen von Männern, mit langen Haken, Stricken und andern Werkzeugen verſehen, an den Fluß hinaus. Unter ihnen befand ſich auch Eugen an der Spitze eines ſtarken Truppes ſeiner Arbeiter, die er ſonſt zu einer Feuerwehr organiſiert hatte. Die im Dorfe Zurückbleibenden, Greiſe, Weiber und Kinder, rüſteten ſich angſtvoll, um im äußerſten Falle das Vieh und die notwendigſte Habe auf die nahe Anhöhe zu flüchten. Es war zwar ſeit beinahe einem halben Jahrhundert keine ſo ſtarke Überſchwemmung mehr eingetreten, daß eine ſolche Flucht notwendig geweſen wäre; die Flußausbrüche, deren man ſich alle paar Jahre einmal verſehen mußte, reichten nur ſelten

bis gegen das Dorf heran. Nun aber hatten die Erfahrenern ſchon ſeit Tagen prophezeit, daß man ſich diesmal, bei der ungewöhnlich ſtarken Schneeſchmelze im Gebirge, auf alles gefaßt machen müſſe, und daher war die Angſt, die bei dem fernen Sturmgeläute über das Dorf hereinbrach, auch eine gerechtfertigte. Vom Fluſſe her kamen zudem bald Berichte, die das Schlimmſte befürchten ließen, und ſo begannen die Leute ſchon die Ställe zu öffnen und das ängſtlich brüllende Vieh nach der Anhöhe hinzutreiben.

Der Oberſt ſchaute an ſeinem Fenſter ſtehend dieſem Bilde der Verwirrung und des wachſenden Schreckens mit einem Gefühle dumpfer Gleichmütigkeit zu, bis ſich auch drunten im Hofe Viehgebrüll erhob. Als er ſich zum Fenſter hinausbeugte, ſah er, wie der Verwalter und ein paar Knechte eifrig Rinder und Ochſen zuſammenkoppelten, um ſie ſicherer wegtreiben zu können. „Was ſoll das?“ rief der Oberſt hinunter; „wer hat je gehört, daß wir hier im Schloſſe nicht vor dem Waſſer ſicher geweſen wären?“ „O ja,“ erwiderte der alte Verwalter, ohne ſich in ſeiner Eile ſtören zu laſſen, „davon hab' ich wohl ſchon gehört, gnädiger Herr; freilich müſſen Sie damals noch ſehr jung geweſen ſein, war ich doch ſelbſt noch ein kleiner Burſche; aber in den Ställen ging alles Vieh zu Grunde, das nicht weggebracht worden war. Die Pferde werd' ich drum ebenfalls fortführen laſſen.“ Der Oberſt, der den Verwalter ſonſt als einen ebenſo unerſchrockenen wie bedächtigen Mann kannte, ſtieg nun ebenfalls nach dem Hofe hinunter. „Ich glaube, Ihr habt Euch von der Angſt des dummen Volkes anſtecken laſſen,“ ſagte er, den Kopf ſchüttelnd; „bevor das Waſſer vom Fluſſe hierherreichen würde, müßte es ja längſt wieder einen ſtarken Abzug thalniederwärts gefunden haben, ſelbſt wenn der ganze Fluß austräte.“ „Die Gefahr droht uns auch nicht von dieſer Seite her, ſondern von oben, das Thal herunter,“ entgegnete der Alte; „hören Sie nur, gnä-

diger Herr, dort droben heult ſchon wieder eine neue Sturmglocke; drum muß ich Sie bitten, mich jetzt nicht zu ſtören; o, ich erinnere mich noch zu gut, wie es damals ausſah, die Flut ſchoß ſelbſt zu den Fenſtern des oberen Stockwerkes hinein." Mit dieſem Beſcheide ließ der alte Mann ſeinen Herrn ſtehen und eilte wieder nach den Ställen hinüber, um dort weitere Anordnungen zu treffen. Der Oberſt dagegen ſchritt nach einigem Beſinnen zwiſchen Unmut, Unglauben und Neugierde nach der hinteren, offenen Hofſeite ins Freie hinaus. Von hier konnte er ſich etwas weiter aufwärts an den Fluß begeben, ohne jemand begegnen zu müſſen; denn die Wertacher, die ſich zum Uferſchutze draußen befanden, ſtanden an jener Flußbeugung, welche dem Fräulein vor einigen Wochen ſo gefährlich hätte werden können. Nur dort, und gerade der plötzlich veränderten Strömung wegen, drohte dem Dorfe oder ſeinem Gebiete die gewöhnliche Überſchwemmungsgefahr. Von Furcht oder auch nur Beſorgnis empfand der Oberſt nicht die leiſeſte Regung. Der allgemeine Schrecken, der die Menſchen ergriffen, erfüllte ihn ſogar mit einer Art Genugthuung, und das Toſen in der Ferne, das den zornigen Aufruhr der Elemente verkündigte, ſtand, wie die vom Thale herabwimmernden Sturmglocken, zu ſehr mit ſeiner inneren Stimmung im Einklange, als daß er davon ängſtlich oder nur widerwärtig hätte berührt werden ſollen. So ſchritt er vielmehr mit dem Gefühle eines gewiſſen Behagens, ohne Haſt und Eile über das einſame Feld nach dem Fluſſe hinaus, während die Dämmerung ſchon raſch und feucht herabſank. Als er das Ufer erreichte, war es bereits dunkel geworden, aber doch noch hell genug geblieben, um die Vorſtellung durch den erſten Anblick der tobenden Waſſer mit den Bildern einer grauenhaften Zerſtörung zu erfüllen. Die ganze Oberfläche des ſchwarzgrau daherflutenden Fluſſes war mit entwurzelten Bäumen, Balken, Gerätſchaften und ſogar mit toten Haustieren bedeckt. Dort drüben ſchwamm eine

Wiege daher, in welcher der Oberſt noch ein wimmerndes Kind zu erkennen glaubte. Jetzt erfaßte auch ihn ein Grauen, und unwillkürlich fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, daß er ſein eigenes Kind den ganzen Tag nie geſehen habe. Er konnte nicht begreifen, wie er von Hauſe weggegangen, ohne vorher die Tochter aufzuſuchen, die doch gewiß auch von dem allgemeinen Schrecken mitergriffen worden war. Es kam ſogar eine plötzliche Angſt über ihn, als ob ſich Hedwig in wirklicher Gefahr befinde, und wie ſehr er ſich auch bemühte, dieſen Gedanken abzuweiſen, ſeine inneren Sinne waren für bange Vorſtellungen bereits ſolchergeſtalt geöffnet, daß dieſe mehr und mehr von allen Seiten herandrängten. Er wollte ſich daher mit raſcherem Schritte nach dem Dorfe zurückwenden, als er von dort her ein verworrenes Geſchrei vernahm, das jedoch bald von einem ſtärkeren, dumpfen Getöſe verſchlungen wurde. Ein paar atemloſe Sekunden horchte er nach der Gegend hin, dann begann er widerſtandslos, von kalter Furcht erfaßt, am Fluſſe abwärts zu laufen, ſo ſchnell ihn ſeine Füſſe zu tragen vermochten. Das war nicht der nächſte Weg zum Dorfe, aber der Einſame war nun ſchon von dem Bangen erfüllt, das die hilfloſe Kreatur der Wut erbarmungsloſer Elemente gegenüber ſo ohnmächtig erſcheinen läßt. Wie gefliſſentlich er ſoeben noch den Anblick von Menſchen vermieden, ſo ſehnlich verlangte er jetzt darnach; es kam ihm vor, er müſſe an andern einen Troſt, eine Stütze ſuchen, wenn er nicht untergehen ſolle. Es war vergeblich, daß er ſich mitten im ſchnellen Laufe Mut einzuſprechen verſuchte und ſich ausſchalt über ſeine Feigheit, wie er ſelbſt das bange Gefühl nannte, das ihn vorwärts trieb. Seine Schritte verdoppelten ſich unwillkürlich mitten unter dieſen Bemühungen um die Selbſtermutigung, und bald hatte er auch die Flußbeugung erreicht, an welcher die Uferwächter ſtehen mußten; aber als er dort ankam, war keine lebende Seele mehr zu erblicken. Nur hie

und da lagen noch Werkzeuge zwiſchen bereitgehaltenen Reisbündeln und aus dem Fluſſe gefiſchten Baumſtämmen am Ufer; offenbar waren ſie in der Haſt und Eile liegen geblieben. Aber was hatte die Hüter des bedrohten Ufers zu dieſer Eile angetrieben? Wo waren ſie ſo plötzlich hingekommen? Der in ſeinen Erwartungen Getäuſchte forſchte mit unſicheren Blicken durch das nächtige Dunkel wieder nach dem Dorfe hinüber. Er fuhr mit der Hand zwei-, dreimal über die Augen und ſtieß dann einen lauten Schreckensruf aus. Die Lichter, deren zuſammenfließenden Schein er in der Ferne erblickte, flimmerten nicht in den zerſtreuten Häuſern des Dorfes, ſondern ſie bewegten ſich regellos und eilig neben demſelben die Anhöhe hinan, während das Getöſe von dort herüber ununterbrochen fortquoll. „Der Verwalter hat recht gehabt,“ rief der Oberſt leiſe mit ſtockendem Atem; „die Gefahr iſt von jener Seite hereingebrochen; Hedwig! Hedwig!“ Er begann, ohne nach einem Wege zu ſuchen, über das Feld hinzulaufen in gerader Richtung nach dem Lichterſcheine, der ſich mehr und mehr zuſammendrängte. Aber der friſch gepflügte und durchnäßte Ackergrund hemmte ſeine Füße, und da und dort ſank er bis über die Kniee in Vertiefungen, die mit Waſſer angefüllt waren. Ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn, und das Herz pochte ihm ſo laut, daß er jeden ſeiner Schläge mitten durch das näher kommende Getöſe deutlich hören konnte. Er mußte innehalten, um neuen Atem zu ſchöpfen; er wollte, nur um die bange Bruſt zu erleichtern, einen Ruf ausſtoßen; aber die Kehle war ihm wie zugeſchnürt, und es drang kein Laut über die Lippen. „Vorwärts!“ rief es dafür in ihm, und er nahm den mühſamen Lauf von neuem auf. Endlich, da ſchon die Füße unter ihm wankten, fühlten dieſelben mit einemmal feſteren Grund, und hoch aufatmend gewahrte er, daß er ſich auf dem Wege befinde, der vom Felde her nach der hinteren, offenen Seite des Hofes führte — dem nämlichen Weg, auf

welchem er vor kaum einer Stunde das Haus verlaſſen hatte. Jetzt ging's wieder leichter und ſchneller vorwärts, und ohne auf das unheimliche Rauſchen, Kniſtern und Raſcheln zu achten, das näher und näher herandrang, wollte ſich in dem Dahinſtürzenden ſchon wieder ein Gefühl der Sicherheit und Beruhigung regen, als er plötzlich mit einem halb erſtickten Aufſchrei zurückprallte, gerade als wäre er im Laufe blindlings an eine harte Mauer geſtoßen. Er bohrte ſeine Augen durch die dichte Finſternis auf den Boden, bückte ſich und ja — da war es vor ihm lebendig geworden, da wich der feſte Grund und Boden unter ſeinen Füßen, und darüber hin rieſelte und ſchlängelte ſich ein bewegliches Wellenſpiel, der leiſe eingebrochene Vorpoſten einer anſtürmenden Hochflut. „Es bleibt kein anderer Weg," murmelte der Oberſt tonlos und ſtürzte vorwärts, daß das durch ſeine Schritte aufgepeitſchte Waſſer hoch über ſeinem Haupte zuſammenſpritzte. Er mußte langſamer gehen, die Flut ſtieg ihm ſchon gegen die Hüften heran, und kaum vermochte er ſich noch Schritt um Schritt durchzuarbeiten. Doch hatte er endlich die Hinterſeite des Hofes erreicht und erhob, alle Kraft zuſammennehmend, die Stimme zu dem bebenden Rufe: „Hedwig, Hedwig, wo biſt du?" Das Haus lag in ſchwarzem Dunkel vor ihm, nirgends ein Laut, kein Lichtſchein. Aber wenn ſich auch noch Menſchen vor dem nahenden Unheile droben geborgen hätten, der Ruf wäre unter dem andonnernden Getöſe doch nicht zu ihnen hinaufgedrungen. Der Verlaſſene ſuchte ſchon mehr ſchwimmend als watend nach der Hausthüre vorzudringen; aber plötzlich wurde er von einer vorſtürzenden Flut erfaßt und im wilden Wirbel am Hauſe vorübergedrängt. Mit erlahmenden Kräften vermochte er ſich kaum noch aus dieſer Strömung, die ſich gegen das Hofportal hin bildete, herauszuwinden und ſich zur Seite gegen die Mauer hintreiben zu laſſen. Noch ein letztes, halb ohnmächtiges Aufraffen, und es war ihm gelungen, ſich auf

die mehr als mannshohe Mauer hinaufzuſchwingen. Eine geraume Zeit ſaß der Erſchöpfte mit ſchwindelnden Sinnen und geſchloſſenen Augen auf der Mauerkante, ohne einer Bewegung oder eines Lautes fähig zu ſein. Als er ſich wieder einigermaßen erholt hatte, ſchwoll, ſoweit das Ohr zu reichen vermochte, eine grollende See um ihn, die, höher und höher ſteigend, ſchon an ſeine Füße heranreichte. Offenbar wurde die Flut, die von der hinteren, offenen Seite auf den Hof hereindrang, durch die vordere Mauer geſtaut und in ihrer Bewegung aufgehalten; aber um ſo ſtürmiſcher drängte ſie dem Portale zu, das einen Ausfluß ins Freie geſtattete. Die Strömung, die dadurch entſtand, mußte Trümmer und Balken mit ſich führen, denn Stoß um Stoß ſchütterte es an die Mauer von ſolchen Sturmböcken, die nicht ſogleich ihre ſchmale Waſſerſtraße fanden. Auf die Länge war die keineswegs ſtarke Mauer nicht imſtande, die Stöße auszuhalten, und mit einem Gefühle dumpfen Entſetzens bemerkte der Oberſt, wie ſie unter einem heftigeren Anpralle zu wanken anfing. Stürzte ſie zuſammen, ſo war an keine Rettung mehr zu denken. Aber das Schickſal ſchien ihm nicht einmal eine ſo lange Friſt gönnen zu wollen; denn durch einen neuandrängenden Wogenſchwall wurden die Gewäſſer ſo hoch geſchwellt, daß ſie über die Mauerkante wegſchoſſen und den Armen mit ſich fortzureißen drohten. Halb betäubt griff er mit Händen und Füßen nach einem Stützpunkte um ſich und erfaßte im letzten Augenblicke noch glücklich einen Baumſtamm, der hart neben ihm auf dem Waſſer trieb. Es gelang ihm, ſich rittlings auf denſelben hinzuſetzen, und da gewahrte er alsbald, daß der Stamm nur in kleineren Bewegungen hin- und her ſchwankte, ohne von den ſtürmenden Gewäſſern fortgeſchwemmt zu werden. Der Bruſt des aus höchſter Not Geretteten entrang ſich ein krampfhaftes Lachen, als er ſeinen Rettungsbalken nun deutlicher erkannte. Es war das Stück vom Stamme des Freiheitsbaumes, das, durch die

lange Kette feſtgehalten, von der Flut wohl auf ihre Oberfläche getragen, aber nicht fortgeriſſen werden konnte.

So hielt ſich der Mann bis gegen die Hüften hinan im Waſſer auf ſeinem ſchwanken Sitze feſt und ſtarrte in die Nacht hinaus. Auch drüben in den hohen Häuſern am Wieſenbache war kein Licht zu erblicken, auch dort mußte ſich, was Leben und Odem hatte, vor der drohenden Flut geflüchtet haben. Nur auf der Anhöhe hinter dem Dorfe leuchtete ein heller Feuerſchein, um den ſich zahlloſe Schattengeſtalten bewegten, in das ſchwarze Dunkel empor. „Die Feuerſäule in der Wüſte," mußte der Oberſt unwillkürlich denken. Aber durch das Rauſchen der Waſſer vermochte von dort kein Ton, kein Laut herüberzudringen, während das gleichmäßige Getöſe die Sinne des Todmüden allmählich in traumhaftes Dämmern einzuwiegen anfing. Nur ein Gedanke rüttelte ihn immer wieder aufs neue wach, die Angſt um ſeine Tochter, die, wenn ſie ſich auch glücklich gerettet hatte, nun doch um ihn in Angſt und Jammer vergehen mußte. Aber ſelbſt dieſer Gedanke verlor allmählich ſeine belebende Kraft, und ſchon war der Erſchöpfte nicht mehr imſtande, die ſinkenden Augenlider offen zu halten. Das Haupt ſank widerſtandslos gegen die Bruſt herab, und vor den Ohren klang und ſang es wie ſäuſelndes Abendwehen.

Aber durch dieſes Wehen drang plötzlich ein heftiger, rauher Ton, der den Einſchlummernden mit einer ſchmerzhaften Empfindung aufſchreckte. Auch vor den geſchloſſenen Augen flimmerte es wie nahender Tagesſchein, während der heftige Ton nochmals erſcholl. „Herr Oberſt!" rief eine kräftige Stimme durch die Nacht und das Rauſchen der Waſſer. Der Gerufene ſchüttelte ſich, mühſam die Augen öffnend, und ſah nun in geringer Entfernung einen grellen Feuerſchein, der unruhig hin und her ſchwankte. Er wollte den Ruf mit einem Gegenrufe beantworten; aber jeder Laut ſchien erloſchen in ſeiner

Bruſt, und auf die Zunge trat nur ein unbeholfenes Lallen, das kaum dem eigenen Ohre vernehmbar wurde. Der Feuerſchein kam indeſſen näher und näher, und der Stumme hörte ganz deutlich eine Stimme ſagen: „Es iſt umſonſt, Herr Eugen, der Oberſt iſt nicht in ſeinem Hauſe; verſuchen wir das Glück nicht länger, es könnte uns mit einemmal den Rücken wenden.“ „Wer wird ſich fürchten?“ erwiderte eine andere Stimme, „wenn es die Rettung eines Menſchenlebens gilt; ich laſſe nicht ab, bevor ich mich im Schloſſe ſelbſt umgeſehen habe.“ Der Oberſt machte eine erneuerte Anſtrengung, ſeine Stimme zu erheben, und diesmal gelang es ihm auch wirklich, einen leiſen Schrei auszuſtoßen. Aber über dieſer Anſtrengung hatte er mit den Händen den Stamm losgelaſſen und glitt nun, ohne imſtande zu ſein, ihn wiederum zu erfaſſen, langſam und halb erſtarrt in die Flut hinab. Er hörte noch einen Ruf über ſich, ein dumpfer Schmerz ſchien ſeinen Arm zu lähmen, dann entſchwanden ihm die Sinne.

Als der Oberſt wieder zum Bewußtſein kam, lag er, von einem helllodernden Feuer erwärmt und überſtrahlt, mit dem Haupte im Schoße ſeiner Tochter, die angſtvoll auf ihn niederblickte. Neben ihrem Antlitze beugte ſich über ihn auch dasjenige Eugens, deſſen dunkles Lockenhaar ſchwer und durchnäßt in unordentlichen Flocken herabhing. Zur Seite ſtanden in ſtummer Erwartung der alte Herr Spindler und eine dichte Gruppe wohlbekannter Dorfbewohner. Der Erwachende legte, ohne auf den Freudenruf ſeines Kindes zu antworten, die Hand über die Augen, wie geblendet von dem nahen Feuerſcheine. Aber vor dieſes verhüllte Auge traten mit einem Schlage gleich lebenden Bildern all' die Ereigniſſe der letzten Stunden bis auf die kleinſten Umſtände herab. Der Oberſt hörte noch die Stimme Eugens, die ſeinem Begleiter Mut zuſprach; er vernahm den Ruf, der über ihm ertönte, als er ſchon von ſeinem Rettungsbaume herabgeſunken war, und em-

pfand den Druck an dem Arme, an welchem er angefaßt worden. Es kam ihm ſogar vor, als ſähe er ſpäter noch den Schatten eines Kahnes vor ſich ſchweben, auf welchem eine Fackel ſchwankte. Jetzt ließ er die Hand wieder von den Augen ſinken und ſtreckte ſie Eugen entgegen. „Ich weiß es," ſagte er mit matter, bewegter Stimme, „wer das eigene Leben geringer anſchlägt, als dasjenige anderer, hat das Recht, ein Mann zu heißen."

Ein halbes Jahr ſpäter, als der Frühling die letzten Spuren der Verwüſtung dieſer ſchlimmen Herbſttage wieder mit ſeinem grünen Feſtgewande verhüllte, wurde auch im Wertacher Schloſſe ein frohes Frühlingsfeſt gefeiert. In dem großen, ſchöngeſchmückten Saale desſelben nahmen, von einer zahlreichen Geſellſchaft umringt, der Sohn des Fabrikanten am Wieſenbache und die Tochter des Schloßherrn mit verklärten Geſichtern ihre Hochzeitsgeſchenke entgegen. Zuletzt wurde auch noch eine zierliche, aber aus ſchlichtem Tannenholze gefertigte Wiege herbeigebracht. Die Braut ſenkte ihr errötendes Antlitz gegen die Bruſt des Bräutigams, aber der fröhliche Schloßherr rief, indem ein feuchter Schimmer ſein Auge füllte: „Du haſt Dich dieſer Gabe nicht zu ſchämen, mein Kind, es iſt die beſte von allen, die ich Dir mitgeben kann. Meine Enkel ſollen in dem nämlichen Holze gewiegt werden, das ihrem Großvater einſt als letzter Rettungsbalken gedient. So hat der verzweifelte Freiheitsbaum dennoch ſeine Wurzeln getrieben. Der Himmel verleihe ſeinen Segen dazu!"

Das verlaſſene Haus.

Erzählung aus der ſchweizeriſchen Freiſcharenzeit.

(1853.)

I.

Im Kanton Luzern, nicht weit von der Aargauer Grenze, ſteht auf dem Berge ein Haus, das wie eine friedliche Wartburg über die waldigen Abhänge in die Thäler niederſchaut. Man möchte faſt meinen, ein lebensmüder Klausner habe ſeine Wohnung dahinauf geborgen, um unbeirrt auf das Treiben der Welt hinab, um ungeſtört zum Himmel hinaufſchauen zu können.

Nach Norden und Weſten iſt der Wald von dem ebenen Bergrücken von fleißiger Menſchenhand hinabgedrängt, um Wieſen und Äckern Raum zu geben; über die Tannenwipfel ſchweift das Auge hinunter in die grünen, freundlichen Thäler des Aargau mit ihren Städtchen und Dörfern, hinweg über den Spiegel des Hallwylerſees, bis es ausruht an Staufbergs Kirchlein und dem Schloſſe Lenzburg, das ſich mit ſeinen weißen Türmen ſchon an die dunkelblaue Mauer des Jura anzulehnen ſcheint. Gegen Süden führt der nicht allzuſteile Weg, vom Hauſe aus eine Strecke weit von Nußbäumen begleitet, in das Hochdorfer Thal hinunter, über das die Alpen mit ihren hohen Häuptern glänzend hereinſchauen. Nur vom Oſten

her klettert den jähen Abhang herauf ein Erlenwald, der ſich mit ſeinen grünen Gebüſchen bis an die Gartenmauer herandrängt, gleichſam eine Rückwand, an die ſich's bequem lehnen läßt, um das weite, mannigfaltige Gemälde ruhiger und behaglicher überſchauen zu können.

Aber aus den Fenſtern des Hauſes ſchaut kein ſinnendes Auge, um die im Abendrote glühenden Alpen anzuſtaunen; das aus der Ferne ſo freundlich blickende Haus bietet in der Nähe ein traurig melancholiſches Bild. Die Fenſterſcheiben ſind ſchon lange von Sturm und Wetter zertrümmert, und durch die hie und da noch zuſammenhaltende Rahmung heraus ſtarrt unheimliche Finſternis wie aus den augenloſen Höhlen eines Totenſchädels; keine Hand öffnet die Hausthüre, um dem Fremden ein freundliches „Gelobt ſei Jeſus Chriſt" zu bieten; der Schlüſſel hat ſich ſeit Jahren nicht mehr gedreht in dem verroſteten Schloſſe, nur dem Regen und Winde wird ſich die morſche Thüre bald aufthun müſſen. Selbſt die Bänke zwiſchen den Nußbäumen vor dem Hauſe ſind zertrümmert, und die Sitze liegen von Moos überwachſen neben den nutzloſen Stützen im Graſe.

Es ſchwebt etwas unheimlich Schauerliches um ſo ein menſchenleeres Haus. Was hat dieſe Stätte freundlichen Beiſammenſeins verödet? Wo ſind die Menſchen hingekommen, die ſich hier in Liebe zuſammenfanden? Warum kehrt der Sohn nicht heim unter das Dach, wo er das Licht der Welt erblickt, wo er als Knabe geſpielt hat und als Jüngling die Hoffnung und Stütze des Vaters geworden iſt? und die Tochter, die hier von der Mutterliebe großgezogen worden? So ein Haus iſt eine Leiche, auf der ein liebender Blick mit banger, atemloſer Erwartung ruht, ob ſich die bleiche Lippe nicht wieder regen will, die geſchloſſene Wimper nicht zuckt, ob die Bruſt ſich nicht wieder hebt, von leiſem, leiſem Atem bewegt — umſonſt, das

Leben iſt entflohen, das aus den Augen geleuchtet und von den Lippen ſo freundlich gelächelt hat — wohin?

Ich will hier die Geſchichte des verlaſſenen Hauſes erzählen. An einem lieblichen Nachmittage des Herbſtes 1843 trat aus der Thüre des Hauſes, das damals noch in freundlicher Sauberkeit ins Thal niederleuchtete, ein alter, grauer Mann, auf den Arm eines blühenden Mädchens geſtützt; ſorgſam wurde er die wenigen Stufen hinuntergeleitet, und ſorgſam wurden die Kiſſen zurechtgelegt, die auf der kleinen Bank ausgebreitet lagen. „Sieh, Vater," ſagte das Mädchen, ſeine friſche Wange an die grauen Haare legend, „ſieh Vater, wie warm und wie Alles ſo ſchön iſt" „Ja," erwiderte der Alte, auf die heitere Landſchaft niederſchauend, „ja, ſo ein Herbſttag iſt ſchön, wie die letzte Stunde eines in Frieden ſterbenden alten Mannes; die Sonne will noch einmal mit ihrem ſcheidenden Lichte alles Leben erwärmen und erfreuen; aber ſieh, die Blätter fallen doch von den Bäumen." „Sprich nicht ſo, Vater, Du machſt mich ſo traurig; was wollte Dein Seppele auf der Welt noch thun, wenn Du ſtürbeſt?"

Freundlich, faſt ſchalkhaft lächelnd, fuhr der Greis mit ſeiner Rechten ſtreichelnd über die blonden Haare der Jungfrau. „Sieh, Kind, blos die gelben Blätter ſinken; ſie haben einen reichen, ſchönen Sommer durchlebt, haben mit ihrer reichen Hülle Blüte und Frucht vor kaltem Regen und vor Sonnenhitze geſchützt, ſie haben ihr Werk gethan und fallen jetzt ab, aber der Baum bleibt ſtehen und wird bald wieder mit neuem Grün ſich ſchmücken. Ja Seppele, ich hätte noch gerne gewartet," fuhr er ernſter fort, „bis Steffen Dein Mann geworden, bis ich einen Enkel auf meinen alten Armen herumgetragen hätte; Du darfſt nicht rot werden, Steffen iſt brav und wacker; aber —"

„Was, Vater?" fragte die Tochter aufſchauend.

„Ja Kind, das liegt schwer auf meinem Herzen — ich fürchte, ich fürchte, er glaubt nicht mehr recht an unsere heilige Religion.“

„Er ist gut,“ entgegnete Seppele schüchtern, ihr errötendes Gesicht auf die Schulter des Vaters niederbeugend.

„Er ist gut,“ fuhr der Alte düster fort, „er ist gut; aber ich wollte lieber, er ließe seinen Kornhandel und bliebe hier bei Uli und Dir, Arbeit wäre genug für Euch alle; ach, die Welt ist arg, und auf seinen weiten Wegen ist ihm wohl schon mancher Spötter und Versucher entgegengetreten. Ich glaube, er hat schon lange nie mehr gebeichtet.“

Lautes Hundegebell und rasch darauf ein Schuß im nahen Erlenwalde unterbrachen das peinlich werdende Gespräch. „Sie kommen!“ rief Seppele fröhlich und eilte zwei jungen Männern entgegen, die mit Flinte und Waidtasche lachend und scherzend um die Gartenmauer bogen. „Kaum auf zwanzig Schritte,“ rief Steffen Seppele entgegen, „hat Uli einen Hasen gefehlt, der so groß war wie ein halbgewachsenes Guste und rund wie ein Münsterer Chorherr.“

„Ja, das ist ein verdammter Stand für mich,“ erwiderte Uli verdrießlich; „ich glaube, die alten halbfaulen Weidenstöcke haben mir's angethan — dort schieß' ich mein Lebtag nicht wieder.“

„Der Vater ist aufgestanden,“ sagte Seppele.

Die Männer wurden stille, als sie den Greis an der Sonne sitzen sahen; mit sorglicher Erkundigung setzten sie sich vor denselben auf eine Bank, die das dienstfertige Seppele herbeigetragen.

Eine halbe Stunde später knieten Steffen und Seppele vor dem alten Vater, der, von der sich neigenden Sonne wie von einem Heiligenscheine übergossen, die Hände segnend auf das Haupt der Kinder legte. „Gottes Segen und Frieden sei mit Euch und der Schutz der gebenedeiten Jungfrau.“

„Amen,“ ſprach Uli, indem er gerührt ſeine Arme um den Freund und die Schweſter legte, „nehmt mich auf als treuen Bruder.“

Nur ein leiſes Windeswehen unterbrach die feierliche Stille, als ob unſichtbare Zeugen das Bündnis der Herzen beſtätigen wollten.

Der Herbſt hatte noch nicht alle Blätter von den Bäumen geweht, als die drei Kinder ſich über dem Grabe des Vaters die Hände reichten und unter Thränen auf's Neue ſich verſprachen, in Leid und Freud getreulich zuſammenzuſtehen.

II.

Des Menſchen ſchönſte Hoffnungen gleichen gar oft dem Schmetterling im trügeriſchen Vorfrühling. Die Sonne ſpannt ihre goldenen Netze über das junge Grün der Wieſe, die Hülle der Puppe ſpringt, und mit glänzendem Farbenſpiele wiegt ſich der Falter auf dem linden Frühlingshauche; er träumt von einem Sommer voll Glanz und Blütenduft; aber ach, die Sonne verfinſtert ſich, auf ſchneidendem Winde brauſt ein Schneegeſtöber daher, und der liebliche Frühlingsbote ſchaut früh ſterbend auf die kurze Wonne ſeines Daſeins zurück.

Kaum war ein Jahr verfloſſen ſeit der Stunde, da ſich Seppele über den Tod des guten Vaters durch die Liebe des Bruders und des Bräutigams getröſtet fand; kaum ein halbes Jahr, daß es an einem ſchönen Maimorgen mit Steffen vor dem Altare geſtanden, das Herz voll Luſt und Klang, wie die Schwalben, die vom Kirchendache in den blühenden Tag hinauszwitſcherten. Aber wie weit waren ſchon all' die Hoffnungen von Glück und Frieden verſchwunden, durch ſo manche bittere Thräne beinahe aus der Erinnerung ausgelöſcht; es war der jungen Frau, als hätte ſie einmal in längſtvergangenen Kinderjahren vom Paradieſe geträumt.

Seppele ſtand mit verweinten Augen am Fenſter und ſchaute unruhig und ängſtlich auf den Weg hinaus, der ins Thal hinabführte. Ein regneriſcher Abend ſank bereits auf die trübe Novemberlandſchaft und vermehrte noch mit ſeinem Schauer die bangen Ahnungen, die ſich Seppeles Herzens bemächtigt hatten. Es fuhr erſchrocken aus ſeinem Dahinbrüten auf, wenn der Wind mit heftigen Stößen an die Thüre pochte, als wollte er gewaltſam Einlaß erzwingen, oder wenn er mit unheimlichen klagenden und drohenden Tönen durch das Dachgebälke ſchwirrte. Keine Seele war in dem einſamen Hauſe außer der alten, halbtauben Kathrin, die im dunkeln Ofenwinkel ſaß und den Roſenkranz lautlos durch die Finger gleiten ließ; ſie bewegte dabei die fahlen Lippen wie ein Sterbender, der noch eine ſchwere Gewiſſenslaſt von der Bruſt wälzen will, aus der kein Laut mehr zu brechen vermag. Sie betete um Verzeihung für die Sünde, daß ſie ihre alten Tage im Hauſe eines Ketzers zubringe. „Wie wohl iſt's dir gegangen, guter Vater," ſeufzte Seppele, „daß du deine Augen ſchließen konnteſt, bevor ſie dieſen Jammer geſehen haben; deine Ahnung hat mir mein Unglück vorausgeſagt, und doch — doch iſt er ſo lieb und gut. Steh' mir bei, Maria, in meinen Nöten und werde dem Kinde, das ich empfangen ſoll, eine gnadenreiche Mutter!" Lindernde Thränen unterbrachen dieſe traurigen Betrachtungen, während die Kugeln des Roſenkranzes immer raſcher durch die Finger der Alten fielen.

Endlich kam jemand haſtig den Weg gegen das Haus herauf, aber Regen und Dunkelheit ließen nicht erkennen, ob es Steffen oder Uli war. „Sie kommen wieder nicht miteinander," ſeufzte die arme Frau; aber wie ſehr ſie auch bangte, welcher es ſei und wie es bei der Abſtimmung gegangen, vermochte ſie dennoch nicht hinaus entgegenzugehen. Mit klopfendem Herzen ſchaute ſie auf die Thüre, und ein lauter Schrei ent-

fuhr ihren Lippen, als mit verſtörtem Geſichte Hans, der Knecht, hereintrat.

Mitleidsvoll ſchaute dieſer auf die Meiſterin, die, an den Ofen gelehnt, ihn mit ängſtlich fragendem Blicke anſah, die Hand vorgeſtreckt, als wollte ſie zugleich die traurige Botſchaft, die ſein Geſicht verkündigte, von ſich abwehren.

„Meiſterin," ſagte er endlich mit weicher Stimme, als Seppele noch immer lautlos daſtand.

„Hans, es iſt nicht gut gegangen," ſagte ſie.

„Wißt Ihr's ſchon?" entgegnete er, ſichtlich erleichtert, daß nicht er der Überbringer ſchlimmer Kunde ſein müſſe, „wer hat's Euch geſagt? Nehmt's in Geduld auf, gute Frau."

„Ich weiß nichts," antwortete Seppele mit langſam verneinender Kopfbewegung, „ich habe noch nichts erfahren, aber Steffen und Uli ſind noch nicht zurück, und dann —" fuhr ſie mit ſchmerzlichem Tone, die Hand aufs Herz legend, fort „— dann hat mir's da drinnen etwas angekündigt. Erzähle nur, Hans, ich werde es auch ertragen können."

Hans fuhr mit der rechten Hand nach dem Kopfe, als ob er ſich beſänne, wie er beginnen ſolle; aber raſch verſteckte er ſie wieder in der Buſentaſche ſeines Wamſes, als er an den Fingern Blut bemerkte, und ſchnell zog er mit der Linken die Mütze tiefer ins Geſicht. Den Schmerz verbeißend, ſtampfte er auf den Boden, daß die Wände zitterten. „Ja," ſchrie er, „die Pfaffen haben uns die Teufelsſuppe eingebrockt; ſie werden ſie noch ausfreſſen müſſen."

Die alte Kathrin, die bisher teilnahmlos in ihrem Winkel geſeſſen, tauchte plötzlich aus dem Dunkel hervor wie ein beſchworener Geiſt der Unterwelt. „Was," kreiſchte ſie, „die Pfaffen, ſagſt Du, Du Ketzer, Du Satansbrut," damit fuhren ihre knochigen Hände dem Hans ins Geſicht, als wollte ſie ihm die Augen auskratzen.

„Wart', du verdammte alte Hexe, ich drehe Dir noch den Kragen um!“ Raſch hatte Hans die Thüre geöffnet, die Alte hinausgeworfen und von innen verriegelt, ehe Seppele es hindern konnte. Dabei war ihm durch die heftige Bewegung die Mütze vom Kopfe gefallen. Seppele hob dieſelbe auf und ſah, daß ſie durch und durch von Blut benetzt war. „Iſt es ſo gegangen?“ ſeufzte es, dem Zornigen die Mütze hinhaltend. „Ja,“ ſagte Hans, „ſo iſt's gegangen; aber die vermaledeite Ohrenbläſerin ſoll's nicht hören, ſonſt kann ſie nicht unter die Decke, bevor ſie's der ſchwarzen Kutte gebeichtet hat. Gebt mir ein Tuch, daß ich meinen Hirnkaſten zuſammenbinden kann, ich glaub', er iſt in tauſend Stücken. Und dann erſchreckt nicht — Steffen iſt ſchon wieder bei Sinnen, es waren nur ein paar Löcher im Kopfe, weiter nichts. Er iſt noch drunten beim Kreuz in Hitzkirch; ich bin nur vorausgekommen, es Euch zu melden.“

Seppele verbarg ihr Geſicht in beiden Händen; ihr heftiges Schluchzen ſagte Hans deutlich genug, was er mit ſeiner herausplatzenden Unvorſichtigkeit angeſtiftet hatte; ärgerlich riß er an den Enden des Tuches, das er um den Kopf gebunden, als gälte es, die Fugen eines eichenen Faſſes zuſammenzuſchmieden. „Hätte mir nur der verdammte Eberſoler' den Schädel ganz auseinandergeklopft,“ brummte er in ſeinen ſchwarzen Bart, „es kommt doch mein Lebtag nie was Geſcheites hinein oder heraus; hab' ich's doch ſo gut überdacht, wie ich's vorbringen wollt'; aber das alte Pfaffenmenſch, die Kathrin, iſt an allem ſchuld, oder auch Uli,“ murrte er lauter, die geballten Fäuſte in die Hoſentaſchen ſchiebend.

„Was ſagſt Du von Uli?“ fragte Seppele, ſich aufrichtend, „iſt er bei Steffen?“

Hans war froh, die junge Frau nur wieder ſprechen zu hören, vielleicht konnte er ſeinen Fehler noch gut machen. Un-

ruhig, faſt ſprungsweiſe, trabte er in der Stube umher, bis er das rechte Wort gefunden zu haben glaubte.

„Seht, Frau, die ganze Geſchichte iſt nicht halb ſo ſchlimm, wenn Ihr nur auch recht hören wolltet. Uli iſt nicht geſchlagen worden, bewahre Gott, im Gegenteil. Alſo wie wir da hinuntergehen, ſagt Steffen zu Uli: Hör', Schwager, ſagte er, wenn wir nicht gegen die Jeſuiten ſtimmen und ſie kommen ins Land, ſo kommt mit ihnen ein großes Unglück für die ganze Eidgenoſſenſchaft, und es gibt leere Hüte, bevor wir zwei Jahre älter geworden ſind, vielleicht werden die unſerigen ſelbſt leer. So und ſo ſprach er, daß Uli endlich ſagte, Steffen möge recht haben, inſofern nur von dieſem irdiſchen Leben die Rede ſei, er wolle ſich noch beſinnen. Als wir ins Dorf kamen, meinte Uli, wir ſollten nicht ſo ſchnell gehen, er müſſe noch Tabak kaufen und werde uns ſchon noch nachkommen. Wir ſahen aber wohl, wie er hinter des Krämers Haus durch nach der Kaplanei ging. Er iſt mein Schwager, hat da Steffen geſagt, und hat ein gutes, aber ſchwaches Herz; ich glaube, der Pfaffe könnt' ihn überreden, mich in meinem eigenen Bette zu ermorden. . . ."

Seppele ſeufzte tief auf bei dieſen Worten. Es erinnerte ſich eines Traumes, den es unlängſt gehabt hatte. Es war ihm geweſen, als ginge es durch einen weiten, dunkeln Wald, und kein Menſch ſei außer ihm mehr am Leben als Steffen und Uli, die es aber in dem öden Walde nicht finden könne; ängſtlich rief es ihre Namen, während das hohe Schlinggras ſeine Füße umwickelte und am Boden feſthielt. Da fiel über ſeinem Kopfe ein Schuß, Steffen lag blutend auf der Erde, und Uli, in einen großen Habicht verwandelt, flog in langſamen Kreiſen herum, mit feurigen Augen auf den Toten niederſchauend. „Heilige Mutter Gottes," ſtöhnte die Frau bei der ſchrecklichen Erinnerung, „ſei uns armen Sündern gnädig."

„Nein, nein," fuhr Hans, der Seppeles Schrecken bloß ſeinen Worten zuſchrieb, beſchwichtigend fort, „nein, das glaubt Steffen wohl ſelbſt nicht, er hat es auch nur ſo hingeſagt; aber der Kaplan iſt doch Ulis Meiſter. Es kam nun ein armer Mann vom Müswanger Berge zu uns, der Steffen erzählte, der Eberſoler Bauer wolle ihn von Haus und Heim forttreiben, wenn er nicht für die Jeſuiten ſtimme. Ich blieb etwas zurück, um auf Uli zu warten, der endlich denn auch mit einem verſtörten Geſichte herankam. „Hans," ſagte er, „wir müſſen für die Väter Jeſuiten ſtimmen, ſonſt hat mein Vater im Grabe keine Ruhe und muß umgehen." Ich erwiderte: „Euer Vater hat rechtſchaffen gelebt vor Gott und Menſchen, und der Kaplan hat keine Macht über die Toten." „Ja," meinte er, „der geweihte Prieſter hat von Gott die Macht empfangen, zu binden und zu löſen, zu verfluchen und zu heiligen. Dann ſagte er noch etwas," murrte Hans nach einer Pauſe, indem er wieder zornig an ſeinem Kopfverbande riß.

„Es wird auch nichts Gutes ſein," erwiderte Seppele leiſe.

„Nein, das iſt's nicht, es iſt eine hölliſche Lüge; ich hab' es Steffen auch erſt geſagt, als wir wieder zurück waren im Kreuz in Hitzkirch. In Hochdorf hat Steffen gegen die Jeſuiten geſprochen und geſtimmt und ich mit ihm; aber Uli hat für die Väter, wie er ſie nennt, geſtimmt."

Hans ſchwieg, mit den Fingern einen kräftigen Sturmmarſch auf den Fenſterſcheiben trommelnd, und Seppele wagte nicht, weiter zu fragen.

Im Hausgange ließ ſich ein müder, langſamer Tritt hören. „Habt Ihr noch kein Licht?" fragte Steffen, in die finſtere Stube tretend. „Gelobt ſei Jeſus Chriſt, biſt Du's, Steffen?" „Ja," erwiderte dieſer, ſein Weib, das ſich an ſeinen Hals hing, in die Arme ſchließend, „aber erſchrick nicht, ich ſehe nicht ganz gut aus."

Hans hatte Licht angezündet, und Seppele ſtarrte entſetzt auf ſeinen Mann, deſſen Kleider in blutigen Fetzen herunterhingen. „Es iſt nichts,“ ſagte Steffen, „geh', koche zu Nacht; Kathrin und Uli werden nicht ſo bald heimkommen, ſie ſind miteinander zum Kaplan gegangen.“

Die Drei ſaßen diesmal allein zu Tiſche; die beiden übrigen Hausgenoſſen kamen erſt ſpät in der Nacht heim.

Seppele erfuhr nun auch von ſeinem Manne den ſchlimmen Ausgang des Tages und deſſen Veranlaſſung. Der Kaplan hatte zu Uli weiter geſagt, wenn er nicht für die Jeſuiten ſtimme, ſo ſolle das ungeborene Kind im Leibe ſeiner Schweſter verflucht werden, daß es in Geſtalt eines jungen Teufels das Licht der Welt erblicke. Da hatte Steffen, als er dies im Wirtshauſe in Hitzkirch von Hans erfahren, laut aufgeſchrieen und geſagt, ein ſolcher Pfaffe ſei eher ein Diener des Haſſes und der Hölle, als ein Verkündiger des Wortes Gottes, das zum Frieden und zur Liebe auffordere. Da begann der Streit und die Prügelei. Hans und ſein Meiſter mit den wenigen „Schwarzen*,“ die dort waren, wehrten ſich mannlich, bis einan ſeinem Kopfe zerſplittertes Glas den Steffen beſinnungslos zu Boden warf. Uli, der unthätig zugeſchaut, hatte ſich geweigert, ſeinen ohnmächtigen Jugendkameraden und Schweſtermann hinaustragen zu helfen, weil ihm ſein Gewiſſen verbiete, einem Ketzer und Radikalen Hilfe zu leiſten. Das hieße eine Sünde an dem Vater im Grabe begehen, habe der Kaplan geſagt.

III.

Der finſtere Geiſt der Zwietracht, der in jenen Jahren wie ein drückender Alp über unſerem Vaterlande lag, hatte den Weg zu Aller Herzen gefunden, und die verborgenſte Hütte

*„Schwarze“, ſo hießen damals die Jeſuitengegner.

im einſamen Gebirge vermochte die Thüre nicht zu ſchließen vor dem unheimlichen Gaſte. Wo die Geſchichte, die Erfüllerin der Weltgeſchicke, einmal gewaltſam durch ein Land ſchreitet, da tritt ſie allerwärts auf Leichen, und wie hell und ſiegkündend auch ihr Antlitz leuchtet, ſie kümmert ſich nicht um die gebrochenen Herzen, die zu ihren Füßen Hoffnung und Lebensglück begraben.

Auch in unſerem einſamen Berghauſe waren nun die Tage vermehrten Jammers angebrochen; vergeblich, daß der Schnee ſich tief um die Bergabhänge legte, als wollte er die Bewohner in ſtiller Heimlichkeit von aller Welt abſchließen — der giftige Same war ſchon aufgegangen und reifte bereits ſeine bitteren Früchte.

Am folgenden Morgen wartete Seppele vergeblich, daß die alte Magd das Frühſtück bereiten ſolle; ſie hatte ſich in ihre Kammer eingeſchloſſen und war nirgends zu ſehen. Seppele mußte ſelbſt in die Küche; aber umſonſt rief es Uli, der ſich trotz des Schneegeſtöbers allerhand um das Haus herum zu ſchaffen machte, zu Tiſche; er wollte nicht in die Stube, und erſt nach langem Drängen erklärte er, der Kaplan habe ihm und der Kathrin verboten, an einem Tiſche mit Steffen und Hans zu ſitzen; ebenſo dürfe Kathrin kein Feuer mehr anzünden, an dem Speiſe für die zwei Ketzer gekocht werde.

Der mutige und kräftige Steffen erſchrak in tiefſter Seele, als er dieſe Worte vernahm; die Axt war an die innerſte Wurzel des Familienlebens gelegt, und die zarteſten und heiligſten Bande, die Glück und Leben der Menſchen zuſammenketten, ſollten durchſchnitten werden; er wußte nur zu gut, daß jedes Wort an Uli verſchwendet wäre, deſſen Seele, einmal von den Ketten eines blinden Glaubens gefeſſelt und von den Schrecken des Jenſeits verfinſtert, alle natürlichen Gefühle für ſündhaft hielt. Indeſſen hatte Uli doch einen ſchweren Kampf zu kämpfen; ſeine angeborene Gutmütigkeit war überall

auf der Lauer, den unheimlichen Bann zu brechen. Stundenlang saß er bleich und verstört, wenn er Seppeles Thränen und den stillen Kummer Steffens bemerkte; aber angstvoll fuhr er auf, wenn das unbewachte Herz unwillkürlich ein freundliches Wort gesprochen hatte. Jeder Laut des Windes, der an den Fenstern hinfuhr oder durch den Schornstein niedersummte, rief das Entsetzen in seiner Seele wach; er glaubte, der rächende Geist des Vaters kündige sich an, der durch den Frevel des Sohnes aus seiner Ruhe aufgescheucht worden sei.

Seppeles Jammer und die bangen Zweifel seiner Seele waren nicht zu beschreiben. Zwischen Gatte und Bruder gestellt, wagte es nicht, auf die geheimen Stimmen zu hören, die in der Tiefe seines gläubigen Gemütes laut zu werden drohten; tausendmal wünschte es, sterben zu können, bevor es einem unglücklichen Geschöpfe das Leben geben müsse, das schon an der Schwelle des Daseins von dem Fluche der Kirche empfangen werden sollte; vergeblich rief es in seiner Not zu den Heiligen, es war, als wollten sie keinen Schimmer des Trostes in ein Herz fallen lassen, das seine Liebe zu dem treuen und liebevollen Gatten nicht als Sünde betrachten mochte. Die arme Frau, sie glaubte, ihr Elend könnte nicht größer sein, und noch hatte sie kaum von dem herben Kelche genippt, den sie leeren sollte.

Hans trat eines Abends mit Stutzer und Waidtasche in die Stube. Schon mehrere Tage hatte er heimlich in der Küche herumgewirtschaftet und, wie Seppele wohl bemerkt, Kugeln gegossen. „Meister," sagte er, „ich muß fort, ich halt's nicht länger aus, das Ding muß anders werden."

„Wie?" fragte Steffen zweifelnd, „Du willst uns verlassen, da wir Dich jetzt am nötigsten haben?" „Nicht so," antwortete Hans, „ich komme, so Gott will, wieder; aber seit Ihr zum letzten Male im Thal gewesen, hat sich Manches zugetragen,

ich mochte Euch nichts davon ſagen, weil Ihr bei der Meiſterin bleiben müßt. Die gute arme Frau — es will mir faſt das Herz abdrücken, wenn ich ſie anſehe; der Teufel lohne denen, die ihr ſo viel Kreuz und Herzeleid verurſachen."

Vergeblich ſuchte Hans hinter einem grimmigen Geſichte die Thränen zu verbergen, die gewaltſam aus ſeinen Augen brachen. „Ja, ja, ich muß noch heulen, ich — ich alter Berghund." Mit dieſen Worten riß er heftig an ſeinem ſchwarzen Barte, als wollte er ſich für ſeine Weichherzigkeit ſelbſt züchtigen.

„Hans, Hans," ſagte Steffen ergriffen und unruhig, die Hand des Knechtes faſſend, „Du wirſt doch nichts Böſes im Sinne haben? Wozu brauchſt Du den Stutzer?"

„Gott's Wunder," ſchrie Hans, „nein, nichts Böſes, aber die Regierung mit ſamt ihren Kuttenträgern wollen wir zum Teufel jagen. Jetzt wißt Ihr's!"

Nun erfuhr Steffen, daß ſeit einigen Tagen viele Luzerner heimlich entwichen waren und ſich drunten im nahen Aargau ſammelten zu einem gewaltſamen Einfalle in den Heimatkanton. An den erhaltenen Kopfwunden noch immer leidend, war Steffen ſeit der Abſtimmung nie aus ſeiner einſamen Wohnung gekommen und hatte auf dieſe Weiſe von dem Unternehmen nichts erfahren. Vergeblich war ſein Zureden, Hans ſolle doch die Sache noch länger abwarten.

„Es nützt nichts," erwiderte dieſer, „ich war vergangene Nacht drunten am Hallwylerſee und habe dort genug gehört. Ihr aber müßt bei der Frau bleiben; daneben kann's nicht ſchaden, wenn Ihr Kugeln gießt und Eure Gewehre ladet; man weiß nicht, was begegnen kann. Und ſomit Gott befohlen — ich muß fort, bevor die Meiſterin kommt, grüßt mir ſie, ich mag ſie nicht mehr ſehen; wenn ſie ſagte: Hans bleib! ſo weiß ich nicht, was ich thäte." Mit einem raſchen, kräftigen Händedruck war er durch die Thüre.

Steffen hatte nicht lange Muße, über dieſen unerwarteten Vorfall nachzudenken; kaum hatte er Seppele mitgeteilt, was er von Hans erfahren, als Uli in Begleit eines „Poſtläufers“ in die Stube trat.

Dieſer brachte an Steffen den Befehl, Wehr und Waffen bereit zu halten, um auf den erſten Ruf auf dem Sammelplatze erſcheinen zu können.

Das war ein neuer Kummer. Seppele ſaß ſchreckenbleich auf der Ofenbank, während Steffen ſtill vor ſich hinbrütete, wie er ſeine perſönliche Neigung und Überzeugung mit dem Geſetze in Einklang bringen könne. „Folge ich dem obrigkeitlichen Rufe,“ dachte er, „ſo kann ich in den Fall kommen, gegen meine Freunde und Geſinnungsgenoſſen kämpfen zu müſſen und ein Regiment zu unterſtützen, von dem nur Unheil und Fluch ausgehen muß; geh' ich nicht — zudem kann ich mich noch als krank entſchuldigen,“ fügte er laut vor ſich hinſprechend hinzu, innerlich froh, einen Vorwand gefunden zu haben, hinter dem er ſich gegen ſeine eigene loyale Geſinnung und gegen ſeine Befürchtungen verſchanzen konnte.

„Ja, das kannſt Du,“ atmete Uli tief auf, der bisher unruhig die Stube auf und nieder gegangen war, offenbar mit einem Gedanken ringend, der ſchwer auf ſeinem Herzen laſtete. „Marie und Joſeph, das kannſt Du, Schwager.“

Seppele trocknete faſt erſchrocken die Thränen, als es Ulis Stimme hörte, und Steffen ſelbſt ſchaute groß und verwundert auf; das war ſeit langer Zeit das erſte Wort, das unaufgefordert über Ulis Lippen gekommen war.

„Was meinſt Du, Uli?“ fragte Steffen den vor ihm Stehengebliebenen.

„Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich ſo ſpreche,“ antwortete Uli. „Nein, Schwager, Du darfſt nicht fort, Du mußt bei Seppele bleiben.“ Dieſe ſprang auf und wollte dem Bruder um den Hals fallen. „Laß das,“ wehrte er ab; „der Kaplan

würde mir keine Abſolution geben, wenn er wüßte, was ich jetzt thue; aber ich habe dem Vater auf dem Todbette verſprochen, Seppele in der Not beizuſtehen — beſſer iſt's, Du bleibſt bei ihr. Ich glaube nun ſelbſt auch, daß es leere Hüte gibt, wie Du an der Abſtimmung ſagteſt. Zehntauſend Banditen ſtehen an der Grenze, die uns unſere Religion rauben und unſere Kirchen zerſtören wollen. Sie führen Wagen voll Stricke bei ſich, um die Prieſter und alle Gläubigen aufzuhängen. Möchte mir Gott einen ſchönen Tod ſchenken für ſeine heilige Sache! Du kannſt Seppele hier beſſer beſchützen als ich. Alle Heiligen mit Euch, ich muß noch heute Abend fort."

Raſch ging er in ſeine Kammer und ſchloß hinter ſich ab. Vergeblich war Seppeles Bitten um Einlaß; er gab keine Antwort. Nach kurzer Friſt ſahen ihn die überraſchten Gatten in voller Uniform durch die Dämmerung den Weg hinuntereilen.

Früh am folgenden Morgen donnerten Alarmſchüſſe von den Anhöhen und riefen die Sturmglocken das Thal entlang zu den Waffen. Bis zu dem entlegenen Berghauſe herauf drang das Gewirbel der Trommel und das wilde Geſchrei der Soldaten und Landſtürmer. Auf der jenſeitigen Anhöhe ſah man die Haufen, deren Waffen von dem Scheine der aufgehenden bleichen Dezemberſonne widerleuchteten, in der Richtung nach Luzern abziehen.

IV.

Für die einſamen Bergbewohner folgten nun zwei bange, erwartungsvolle Tage. Nachdem die Bewaffneten ausgezogen, lagen die Dörfer unten im Thale ſtill wie ausgeſtorben. Nur hie und da ſah man auf der Straße nach Luzern einen Berittenen hin oder her ſprengen. Vergeblich ſtrengte ſich das

Ohr an, aus der Ferne Schüſſe oder Sturmgeläute zu vernehmen; Alles war ſtill wie ein Sonntagsmorgen. Steffen durfte ſich im Thale natürlich nicht ſehen laſſen, da er nicht ausgezogen war, und Seppele konnte bei der Unſicherheit der Lage ebenſo wenig den weiten Weg wagen. Von der alten Kathrin war nichts zu erhaſchen; wie ein Reh ſcheute ſie zurück, wenn ſie jemand anſichtig wurde. Schon in der Morgendämmerung machte ſie ſich davon und ſchlich abends in ihre Kammer wie ein menſchenſcheues Geſpenſt.

Am dritten Morgen, als noch tiefe Dunkelheit über Berg und Thal lag, ſaßen Steffen und Seppele ſchon am Frühſtücke. „Wie lange will die Nacht noch dauern?“ ſagte Seppele, ans Fenſter tretend, um auszuſchauen, ob der Morgen ſich noch nicht über den Bergen röten wolle; „ach Gott, mir iſt's immer, als ob aus jeder dunkeln Ecke ein Toter treten müſſe; und der Tag — Jeſus Maria!“ ſchrie ſie zurückprallend. Steffen ſchaute erſchrocken um und ſah im Widerſcheine des Lichtes ein Gewehr glänzen. Raſch trat er an die Wand, an der ſein Stutzer hing.

„Steffen,“ rief es draußen, „Steffen, nur ich bin's, Chriſten vom Müswanger Berge.“ „Sei ruhig, Seppele,“ ſagte der Gerufene, nach der Thüre eilend, „der hat nichts Böſes im Sinn.“

Mit einem freundlichen „guten Tag“ trat ein großer Mann in die Stube, nachdem er vorſichtig ſein Gewehr vor der Thüre angelehnt hatte.

„Es thut mir leid, Frau, wenn ich Euch erſchreckt habe, ich wollt' es nicht; da ich aber Licht ſah und wußte, daß Ihr und Steffen nicht ins Thal hinunter könnt, ſo wollt' ich Euch Nachrichten bringen.“

„Gebe Gott, gute,“ erwiderte Seppele ängſtlich.

„Sie könnten beſſer ſein, ſo und ſo; die Freiſcharen ſind wieder über die Grenze zurück.“

„Über die Grenze zurück," murmelte Steffen.

„Ja, über die Grenze zurück, aber warum, weiß ich nicht; vielleicht ſie ſelber nicht recht. Bei der Emmenbrücke haben ſie geſchlagen; unſere Truppen ließen Tote und Verwundete liegen und ſtoben nach allen Winden auseinander; aber die Freiſcharen gingen auch, Gott verzeih es ihnen, mancher wackere Mann wird dadurch ins Unglück kommen."

„Und wir mit," ſagte Steffen, ſeine Stirn an die kalte Fenſterſcheibe lehnend.

„Ich weiß wohl, Frau, was Ihr fragen wollt," fuhr der Müswanger fort, „und nicht recht den Mut habt. Nein, ich hab' ihn geſehen, er iſt nicht unter den Toten; aber —"

„Was," rief Steffen erſchrocken, „Uli?"

„Hat einen leichten Streifſchuß am linken Arm und eine zweite, aber ebenfalls nicht gefährliche Wunde an der Seite, er liegt im Emmenbaum, wohin ihn die Freiſchärler ſelbſt trugen."

„Ich wußte es wohl," ſagte Seppele leiſe.

Steffen fuhr mit der Hand nach der Stirne, als wollte er einen ſchnellen Gedanken feſthalten; dann ging er hinaus, dem Müswanger mit den Augen winkend; dieſer folgte ihm, trat aber ſogleich wieder in die Stube und beruhigte Seppele nach beſten Kräften. Ein Freiſchärler, erzählte er, habe vor der Emmenbrücke geſtanden, als die Truppen mit lautem Halloh herangezogen ſeien. „Wir laſſen Euch nicht durch, zurück, zurück, ſonſt giebt's Unglück," habe der gerufen; da ſei ihm aus dem Bataillon heraus mit Schüſſen geantwortet worden; nun habe er die blutende Hand, an der ihn eine Kugel geſtreift haben müſſe, in die Höhe gehalten, und plötzlich habe es hinter allen Stauden hervorgekracht, daß die Kugeln herumgeflogen ſeien wie Schloſſen im Hagelwetter. Da ſei gelaufen, wer laufen konnte; aber viele ſeien tot oder verwundet auf dem Schnee liegen geblieben. Die, welche zu-

vorderſt geſtanden, behaupten, der Freiſchärler, der „zurück“ gerufen habe, ſei Hans geweſen.

Von draußen hörte man das Geräuſch eines ſchnell davonrollenden Wagens. „Was iſt das?“ rief Seppele, ans Fenſter eilend. „Beruhigt Euch, Frau, Steffen will den Uli holen. Er ſagte Euch nichts, weil er befürchtete, Ihr wolltet mitgehen. Ich bleibe da, bis ſie zurück ſind.“

Schon gegen Mittag waren die Beiden zurückgekehrt. Uli war bleich und matt, aber freundlich und hingebend wie ein Kind; es war, als ob er mit dem vergoſſenen Blute den Tribut, welchen er der in ſeinen Augen heiligen Sache ſchuldig zu ſein glaubte, für abbezahlt hielt; er durfte ſein Herz wieder frei und ohne Rückhalt ſprechen laſſen. Schon faßte Seppele die ſchöne Hoffnung, aus dem augenblicklichen Unglücke werde ein dauerndes Glück entkeimen und mit Ulis Wunde alte Zwietracht und Hader vernarben. Es kam der armen Frau vor, als ſehe ſie nach langer, trüber Wanderſchaft das heimatliche Haus aus der Ferne zur Ruhe winken. Dieſe freundliche Ausſicht ſollte aber bald genug zerrinnen.

Um die Mitte des Nachmittags kroch eine hagere Geſtalt den Berg herauf gegen das Haus heran. Steffen wurde bleich, als er den Kaplan erkannte: „Das iſt der böſe Feind, der wieder Unkraut zwiſchen den aufgehenden Weizen ſäen wird.“ Er verbot Seppele ſich zu zeigen, und ging ſelbſt hinaus, um im Stalle etwas zu hantieren. Der Geiſtliche blieb über eine Stunde bei dem Verwundeten, aber was da geſprochen worden, hat außer den Beiden nur die alte Kathrin gehört. So ſehr Steffen ſich hütete, mußte er dem verhaßten Ruheſtörer doch noch begegnen, als dieſer aus dem Hauſe ſchlich. Mit widriger Freundlichkeit näſelte der Kaplan: „Du haſt ein gutes Werk gethan, Steffen, an dem für Gottes und der Heiligen Sache Verwundeten. Die Obrigkeit wird ſich mit mir freuen,

daß Du ſo ſchnell wieder geſund geworden, um ſolche Barmherzigkeit zu üben."

Ein höhniſches Lächeln glitt über das langfaltige Geſicht des Verkünders der Friedensbotſchaft. Als Steffen noch in nachdenklichem Sinnen über dieſe Worte vor der Hausthüre ſtand, trat Seppele weinend aus dem Gange: „Denke Dir, Ulis Thüre iſt ſchon wieder verſchloſſen, er will mich nicht hinein laſſen und ſagt, bloß Kathrin dürfe zu ihm kommen." Steffen wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, während er einen grimmigen Fluch zwiſchen ſeinen Zähnen murmelte.

Gegen Abend, während Seppele mit der Zurüſtung des Nachteſſens und Steffen in der Scheune beſchäftigt war, traten zwei Landjäger in die Stube. „Wo iſt Dein Mann?" fragte der eine barſch die Erſchrockene. „Ich will ihn rufen," ſagte Seppele, ſich ſchnell faſſend.

Steffen trat, als er die Nachricht hörte, raſch einige Schritte zurück, den Oberkörper vorgebeugt, wie zu einem mächtigen Anlaufe. „Nein," ſagte er, ſich beſinnend, „ich will zuerſt hören. Das aber hat der Pfaffe gethan."

„Du mußt mit uns gehen," ſchnauzte der kleinere der beiden Gerechtigkeitsdiener den Eintretenden an.

„Das will ich," erwiderte Steffen ruhig, „wenn's ſein muß und Ihr höflicher ſeid."

„Ja, aber vorher müßt Ihr uns etwas von Eurem alten Kirſchenwaſſer fließen laſſen," ſagte der andere, ein großer, blondbärtiger Mann, deſſen militäriſche Haltung den gedienten Soldaten verriet.

„Recht, beim Donner, das mußt Du," fügte der Dürre hinzu; „wir wollen den radikalen Kaiben nun einmal zu Ader laſſen."

Steffen zauderte bei dieſen Worten; der Blonde beugte ſich zurück und ſah ihn hinter dem Rücken ſeines Genoſſen

mit einem ſonderbar zwinkernden Blicke an: „Friſch zu, friſch zu, Meiſter, 's iſt kalt.“

„Hole eine Flaſche, Seppele,“ befahl Steffen verdutzt.

Die Männer ſetzten ſich an den Tiſch, nachdem der Große beide Gewehre in die entfernte Ecke hinter der Thüre gelehnt. „Ja,“ begann er, „wir werden ſchwere Arbeit haben; wie man hört, ſind in der Stadt an fünfzig Bürger in Ketten gelegt; im ganzen Kantone ſollen die reichſten Radikalen eingekerkert werden; allerwärts fliehen ſie über die Grenze, denn die Regierung ſcheint ſchonungslos verfahren zu wollen. Freilich iſt der Aargau nahe,“ ſetzte er, Steffen groß anblickend, hinzu.

„Geſundheit!“ ſchrie der Kleine, ſein Glas hinunterſtürzend; „aber wir wollen ſie däumeln, uns entwiſcht Keiner, nicht wahr, Großer?“

„Nein, wir faſſen die Narren,“ antwortete dieſer mit ſonderbarer Betonung, dem Kameraden einſchenkend; „trink, wer einmal im Loche ſitzt, kann ſchon für uns dürſten. Heute wurde der Schwarzenberger Bauer zehn Fuß tief in den Turm gelegt und an Ketten geſchloſſen, weil er nicht mit ausgezogen. Der ſieht ſeine ſchönen Roſſe im Stall nicht ſobald wieder. Er hätte bis an die Aargauer Grenze kaum eine halbe Stunde gehabt und wäre gerettet geweſen; aber er meinte, es gelte nicht ſo ernſt.“

„Ja, ja,“ gluckſte der Kleine, dem das ſtarke Getränk zu Kopfe ſtieg, „ſtoß an, Bruder, den haben wir pfiffig erwiſcht — ein ſchönes Fanggeld, ha, ha.“

Steffen ſchritt unruhig die Stube auf und nieder.

„Man ſagt,“ fuhr der Große, ihn anſchauend, fort, „die Flüchtigen werden ſich an der Grenze wieder ſammeln und, von der Bevölkerung und den Regierungen der liberalen Kantone unterſtützt, einen neuen Einfall machen, um die Regierung zu ſtürzen. Glück auf — trink', Bruder!“

Steffen faßte die Thüre und war draußen. „Halt!“ ſchrie der Kleine aufſpringend. „Vorwärts, halt!“ ſchrie der Große, im Eifer ſeinen Kollegen niederrennend und mit ſeinem Gewehre durch den Gang eilend. „Still, Fraueli,“ raunte er Seppele zu, das an der Hausthüre dem Fliehenden weinend nachſchaute — „Donner, guckt nach der andern Seite!“ Er ſchoß ſein Gewehr in die Luft und fluchte dem nachhinkenden Gefährten zu: „Da hinaus, Schneckenläufer, nach den Erlen!“ Luſtig ging die Jagd vorwärts nach der entgegengeſetzten Richtung, die der Flüchtige eingeſchlagen hatte.

Nach einer halben Stunde kamen die Jäger ſchweißtriefend zurück. „Frau,“ brüllte der Kleine, „wo haſt Du Deinen Halunken verſteckt?“ „Ja, führt uns im Hauſe herum,“ meinte der Blonde. „Habt gute Geduld,“ flüſterte er, als der Kleine die Kellertreppe hinunterſtolperte, „er iſt in Sicherheit und wird ſchon wiederkommen.“

V.

Ulli war bald wieder ſo weit hergeſtellt, daß er das Bett verlaſſen und mit Kathrins Hilfe Vieh und Stall beſorgen konnte; aber der böſe Geiſt, der faſt täglich in der Geſtalt des Kaplans zu ihm trat, ſchien nicht mehr von ihm weichen zu wollen. Tage vergingen, ohne daß er ſeiner Schweſter ein Wort zuwendete; ſorgfältig ſuchte er ihr auszuweichen, und nur verſtohlen, als wollt' er ſie vor ſich ſelbſt verſtecken, trat eine Thräne in ſein Auge, wenn er ſie ſo bleich und kummervoll daherkommen ſah. Seppeles Jammer und Elend waren nicht zu beſchreiben; es kam ſich in dem eigenen väterlichen Hauſe wie begraben vor, wie im offenen Sarge, um den mitleidsloſe Menſchen ſtanden. Oft fuhr es aus ſeinem ſtundenlangen Brüten auf und mußte ſich laut fragen: „iſt's nicht

ein Traum?“ Der Traum wäre traurig genug gewesen auch ohne das schreckliche Erwachen.

Den einzigen Troſt brachte ihr der Mann vom Müswanger Berge. Er verstand es immer ſo einzurichten, daß er bei ſeiner Grenzpatrouille, wozu er als Landſturmmann genötigt war, am Hauſe vorbeikommen konnte; er brachte Nachrichten über die Lage der Flüchtlinge im Aargau und ſchien nur auf das Zeichen zum Aufbruch zu warten, um ſelbſt über die Grenze zu gehen. Aber Wochen vergingen in banger, peinlicher Erwartung; ſchon brachen einzelne warme und helle Frühlingstage über das Land herein, überall Luſt und neues Leben weckend, nur nicht in dem verdüſterten Herzen der armen, verlaſſenen Frau.

Eines Abends ſaß Seppele mit ſeinen Thränen allein am Abendbrote, als Uli mit einem feierlichen „Gelobt ſei Jeſus Chriſt“ hereintrat. „Seppele,“ begann er, „ich wollte gern, ich wäre an der Emme im Galgenwalde liegen geblieben, die Kälte würde bald nachgeholt haben, was die Kugel übrig gelaſſen; aber Hans mußte mich auffinden, die Heiligen haben mich durch die Hand des Böſen am Leben erhalten; ich hatte noch nicht genug gebüßt.“ Er hielt inne; Seppele konnte nur mit ſtillem Weinen antworten.

„Gottes Gnade iſt groß; er wollte uns Beiden den Weg zeigen, auf dem wir zum Heile gelangen können. Wir müſſen die Sünde des Vaters, der Dich einem Ketzer gegeben, ſühnen und unſere eigene, die wir durch den langen Umgang mit dem von der Kirche Verworfenen begangen haben. Wenn Du geboren haſt, übergeben wir das Kind den Vätern Jeſu; Du gehſt als büßende Schweſter und ich als Laienbruder in ein Kloſter. Unſer Gut übergeben wir der Kirche, um für das Seelenheil des Vaters beten zu laſſen.“ Mit dieſen Worten zog er einen Brief aus der Taſche und legte ihn entfaltet vor

Seppele auf den Tiſch. „Steffen iſt tot," ſagte er mit dumpfer Stimme.

Seppele warf einen Blick auf das Blatt und ſank lautlos zuſammen. . . .

Eine kalte Hand, die über ihrer Stirne lag, weckte die junge Frau aus tiefem Schlafe. Als ſie die Augen aufſchlug, ſtand die alte Kathrin an ihrem Bette, die Frühlingsſonne brach mit einem kurzen hellen Strahle durch das Fenſter, als wollte ſie die Erwachte über die grauen Wolken herein freundlich begrüßen. „Wie iſt mir nur," ſagte Seppele, die Hand auf die Augen legend, „ich habe geträumt, einen ſchweren, ſchrecklichen Traum." „Einen langen wenigſtens," ſchnarrte die Alte, „einen Tag und zwei Nächte! ja, ja."

„Was iſt das?" fragte Seppele, ſich horchend aufrichtend, „was iſt das?"

„Das ſind die Sturmglocken und Notſchüſſe; die Ketzer und Teufelskinder ſind wieder im Lande."

„Und Uli, wo iſt Uli?"

„Er iſt ins Dorf hinuntergegangen zum Landſturm; er konnte die Uniform noch nicht anziehen."

Seppele ſprang aus dem Bette; Angſt und Schrecken ließen es die Müdigkeit vergeſſen, die auf ſeinen Gliedern laſtete. Erſt als es in die Stube trat, kam ihm das volle Bewußtſein des Vergangenen wieder. „Gott, mein Gott!" ſeufzte es, ſich an den Tiſch lehnend. Da fiel ſein Blick auf große, mit Kreide auf die braune Nußbaumplatte geſchriebene Worte: „Er iſt nicht tot, man täuſcht Euch und Uli."

„Wer iſt dageweſen?" ſchrie Seppele. „Soeben iſt der Müswanger fort," kreiſchte die Alte. „Hat Uli das geleſen?"

„Was Uli — der iſt ſchon ſeit geſtern Mittag fort, und ich geh' jetzt auch." Mit dieſen Worten warf Kathrin die Thüre zu und ließ Seppele allein zurück im einſamen, menſchenleeren Hauſe.

Das war ein entſetzlicher Tag, wie er in dem Leben weniger Menſchen vorkommt — der ſchreckliche erſte April des Jahres 1845. Ein feuchtwarmer Südwind trug fernen Kanonendonner und das ſchauerliche Heulen unzähliger Sturmglocken über den Schwarzenberg herein, während von Mittag an die Wälder, die auf dem breiten Bergrücken zwiſchen dem Wynen- und oberen Seethale ſich ausbreiten, von lautem Halloh und Flintenſchüſſen widerhallten, als gelte es ein feſtliches Treibjagen. Es war freilich ein Treibjagen, aber das gehetzte Wild waren die zerſprengten Freiſcharen, die kampfmüde durch Wälder und auf einſamen Bergpfaden die Grenze zu gewinnen ſuchten, hinter und vor ihnen der losgelaſſene Landſturm, der wie eine entfeſſelte Meute das waidwunde Edelwild zu Tode hetzte. Dort in jenen Waldungen liegt manches Grab, auf dem kein Kreuzlein ſteht und an deſſen Schwelle nur der Fluch von zornbebender Lippe ſtatt des Leichengebetes gehört wurde.

Seppele lag den ganzen Tag unter Thränen und Gebet halb bewußtlos auf den Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten; es flehte um Leben und Rettung für ſeine Lieben und Verwandten und um den Tod für ſein eigenes kummerbelaſtetes Herz, das keinen Troſt mehr finden konnte; aber nicht immer findet das Gebet des Bedrängten Erhörung.

Immer näher wälzte ſich gegen Abend die entſetzliche Jagd das Thal herab; hie und da knallten ſchon Schüſſe in den nächſtgelegenen Wäldern, von wildem Geſchrei und Zurufen begleitet; aber Seppele hatte nicht die Kraft aufzuſtehen und hinauszuſchauen.

Endlich brach die Nacht herein; nur ſelten blickte der Mond durch ſchwere, zerriſſene Wolken mit falbem Lichte, wie das brechende Auge eines Sterbenden; das Schießen hatte allmählich aufgehört, und die Sturmglocken in den Thälern ſchwiegen. Seppele wagte kein Licht anzuzünden; es ſchloß die

Thüren ab und kauerte in namenloſer Angſt am Ofen zuſammen.

Still — da war's, als ob zwei Schatten an den Fenſtern vorbeigehuſcht. Seppele lauſchte atemlos. „Ach nein, deine Angſt macht dir etwas vor," ermutigte es ſich ſelbſt — noch einmal, eine dritte dunkle Geſtalt und wieder lautloſe Stille. Da fiel oben an der Gartenmauer ein Schuß; der Pulverblitz ſchlug grell durch die Fenſter und die dunkle Stube; Seppele fuhr mit der Hand nach dem Herzen, es war ihm, als ob die Kugel da mitten durchgegangen. „Halt, Mörder!" ſchrie eine entſetzte Stimme, und wieder erfolgte eine tödliche Stille.

Endlich klingelte es an der Hausthüre. „Seppele, machet auf, wenn Ihr da ſeid; ich bin es, Hans, Euer Knecht." Die Gerufene ſchleppte ſich ſchweren Schrittes hinaus. „Gottes Barmherzigkeit ſei mit Euch, Meiſterin, gebt mir eine Laterne!" Er trat ſtill in die Stube und ſuchte die Laterne am gewohnten Orte.

Seppele folgte ihrem Scheine mechaniſch nach. Da lag auf dem Schnee, der hinter dem Schutze der Gartenmauer liegen geblieben, ein Toter, über den ſich Uli mit entſetztem Blicke niederbeugte. Ein breiter Blutſtreifen floß über die weiße Fläche. „Er war nicht tot, ich habe ihn getötet," ſtöhnte Uli. Seppele klammerte ſich mit beiden Händen an ein Bäumchen, auf die Leiche niederſtarrend.

Laute Stimmen nahten ſich vom Walde herauf, die von ihrer nächtlichen Lauer durch den Schuß herbeigelockt worden waren. Ein zweiter Schuß fiel und die Laterne erloſch.

Als die Landſtürmer zur Stelle kamen, lag Uli mit dem Geſichte zur Erde gekehrt über Steffens Leiche. Seppele ſtand noch regungslos an das Bäumchen geklammert. Hans war verſchwunden.

Wer den zweiten Schuß abgedrückt, ob Verzweiflung und Gewiſſensbiſſe oder eine Hand, die den Meiſter und Ge-

ſinnungsgenoſſen rächen wollte, weiß nur Hans und Einer, der Alles ſieht. Uli war durch den Hals geſchoſſen und ſeine Barthaare verbrannt. Die beiden Läufe ſeiner Doppelflinte waren leer.

Seppele, die am folgenden Morgen von einem toten Knaben entbunden wurde, lebt gegenwärtig, wenigſtens vor kurzer Zeit noch, in einem Kloſter in Tyrol — ein ſtarkes Menſchenherz vermag viel zu ertragen, bevor der Schmerz es bricht. Sie übergab ihr Vermögen, mit geringem Zurückbehalt, Steffens Verwandten, unter der Bedingung, daß Haus und Garten als langſam vergehende Zeugen ihres Unglückes dem Verfalle preisgegeben werden ſollten.

Das iſt die Geſchichte des verlaſſenen Hauſes, das auf einem luftigen Vorſprunge des Lindenberges ſteht.

Pax vobiscum.

(1871.)

Zwei lange und breite Halden ſenken ſich gegenſeitig in bald raſcherer, bald leichterer Neigung zu einem kleinen Erlenbache hernieder, der hier auf mehr als eine Stunde weit die natürliche Grenzlinie zweier Kantone bildet. Einzelne zerſtreute Hütten, welche die Halden hinanklettern, erreichen auf der Höhe zwei Dörfer, die von hüben und drüben mit ihren weißen Kirchtürmen und roten Ziegeldächern noch ſtattlich genug in dieſe enge Thaleinſamkeit herabſchauen. Still iſt es aber nicht immer da drunten, dem klaren Bache mit ſeinem ſchattigen Buſchwerke entlang, wenigſtens nicht zur Herbſtzeit, wenn die Halden von Herdengeläute erklingen und die hütenden Buben und Mädchen am luſtigen Weidefeuerchen ihre hellen Jauchzer und Lieder erſchallen laſſen.

In den Herbſttagen eines der vierziger Jahre wurde da jedoch nicht nur ſolch' muntere Jugendluſt laut, ſondern es ſchien, als ob ſich das ſonſt ſo harmloſe Hirtenvölklein in wilde Kriegsſcharen verwandelt hätte. „Lutherbuben, Ketzerbuben!“ erſcholl es von der einen Halde, und „Chrützlimacher, Götzenbuben!“ antwortete es trotzig und herausfordernd von der andern zurück. Das weidende Vieh ſchaute manchmal verwundert auf bei dieſem Gelärme, hatte aber dabei die vollſte Freiheit, ſich ſein Futter nach Belieben da oder dort zu ſuchen, während die kleinen Hüter ſich zuſammenſcharten und dann von beiden Seiten in hellen Haufen gegen einander an den Bach herab-

liefen. Hier blieb es nicht nur bei den Schimpfreden, ſondern hinüber und herüber flogen in Menge ſcharf gezielte Steine, mit denen jeder der Kämpfer ſeine Hoſentaſche angefüllt hatte. Selbſt die Mädchen, die etwa dabei waren, liefen mit und halfen wenigſtens das Geſchrei redlich vermehren. Ziſchte dann manchmal ein Wurfſtein auf einen der hitzigen Krausköpfe, daß das Blut augenblicklich über Stirn und Backen herabfloß, ſo erhob die Gegenpartei jubelndes Triumphgeſchrei und ſuchte nicht ſelten die auf der andern Seite entſtehende Verwirrung zu benutzen, um über den Bach zu brechen und im Handgemenge Mann gegen Mann den vollen Sieg zu erringen. Kaum verging ein Abend, an dem nicht blutige Köpfe, blaue Augen oder jämmerlich zerſchlagene Naſen die Halden hinan nach Hauſe getragen wurden; aber ſtatt daß die durch wechſelnde Siege und Niederlagen wachſende Erbitterung daheim ernſte Abmahnung gefunden hätte, hörten die Alten den Heldenerzählungen ihrer Jungen beifällig zu und ſagten wohl noch: „Haut ſie nur tüchtig! wenn wir Große einmal dran kommen, ſoll's auch nicht fehlen.“

Es war eben eine ſchlimme Zeit des Haders und der Zwietracht über das Land gekommen, und nur ungerne wagte ſich ſelbſt ein Erwachſener aus dem Dorfe nach dem Nachbardorfe hinüber, das doch dort im Morgen- und Abendſcheine ſo friedlich zwiſchen ſeinen Fruchtbäumen ſich hinzubreiten ſchien.

Allmählich indeſſen, da der Winter mit raſchen Schritten herannahte und gelegentlich ſchon einige kurze Schneeſchauer vorausſchickte, wurde es an den Halden wieder ſtiller, und an einem feuchtkalten Nachmittage erſchien an der einen derſelben nur noch ein einziger Knabe, der einige große, ſchönwollige Schafe zur Weide trieb. Sie waren mehr als die ſtattlichen Kühe und Ochſen daheim ſein ganzer Stolz und ſeine Freude, und auf dem ſtarken Widder mit den mächtigen Ringelhörnern konnte er reiten, wie auf einem kleinen Pferde. Die Unter-

haltung mit dieſem vierfüßigen Hirtgenoſſen ſchien denn auch ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, ſo daß er wenigſtens nur dann und wann ſeine ſchwarzglänzenden Augen nach der andern Halde hinübergleiten ließ. Dort hatten ſich ebenfalls bloß vier oder fünf Knaben eingefunden, die ihre Ziegen frei herumklettern ließen, während ſie an einem tüchtigen Feuer ſich wärmten und Äpfel brieten. Auch ein Mädchen kam noch dazu, das aber ſeine Ziege ſorglich an einem langen Stricke führte und willig nachfolgte, wohin das eigenſinnige Tier ſich wenden mochte. Der Reiz größerer Gemeinſamkeit, die gegenſeitige Aufſtachelung zum Kampfe ſchien auch hier zu mangeln; aber obwohl bisher Alles ſtill geblieben, mußte der Schafhüter, einer der keckſten Führer der Kreuzlibuben, doch etwas Unlauteres wittern. Bei ſeinen Laufſpielen mit dem Widder duckte er ſich nur da auf den Boden, wo er unvermerkt einige Steine aufraffen konnte, und ebenſo unvermerkt band er endlich das Tier mittelſt einer langen Schnur an einem Strauche feſt, damit es ihm nicht nach ſeiner Gewohnheit nachlaufen könne, wenn er etwa plötzlich weitere Wege einſchlagen ſollte. Und wirklich, nachdem die Geißbuben ihre gebratenen Äpfel geteilt, kamen ſie langſam näher an den Bach herab, bis einer von ihnen rief: „He du, Pfaffenſchlecker, wo ſind die andern Chrüzliſchelmen?“ Der Schafhüter that anfänglich, als ob ihn dieſe Herausforderung, der bald genug andere, noch kräftigere folgten, nichts anginge; aber als er ſich noch einige Male zu Boden geduckt, um ſcheinbar den Widder über ſich wegſpringen zu laſſen, und die andern nun drunten ganz nah am Bache ſtanden, da ſchnellte er plötzlich wie ein Aal empor und lief die Halde hinunter wie ein Windſpiel. Im Augenblicke pfiffen den Gegnern wohlgezielte Steine um die Köpfe, ſo daß ſie, auf einen ſolchen Angriff nicht vorbereitet, ſich ſchleunigſt zurückziehen oder hinter dichtem Gebüſche Deckung ſuchen mußten. Der kecke Angreifer warf den

Fliehenden ſeine Davidsgeſchoſſe nur um ſo grimmiger und haſtiger nach; aber unverſehens ereignete ſich ein Vorgang, der dem begonnenen Kampfe plötzlich eine andere Wendung gab. Droben an der Halde hatte ſich, ſobald der Lärm angegangen, die mutwillige Ziege des kleinen Mädchens losgeriſſen und war in tollen Sätzen an den Bach herabgeſprungen; ängſtlich lief ihr das Mädchen nach, um ſie wieder einzufangen, und da mußte es unglücklicherweiſe gerade, als ſeine jungen Dorfgenoſſen vor ihrem ungeſtümen Gegner zurückwichen, in die Wurflinie des letztern geraten. Mit einem ſchmerzlichen Aufſchrei ſank es in die Knie und griff mit der rechten Hand nach der linken Schulter, die von einem ſcharfen Steine getroffen worden war. Unwillkürlich hielt der gefährliche Schütze inne; er kannte das Mädchen mit den faſt flachshellen Haaren und dem weißen, feinen Geſichtchen ganz gut, er war ſogar früher, bevor der Haß und Streit angegangen, ſchon mehr als einmal in ihrem elterlichen Hauſe geweſen, in dem kleinen, ärmlichen Häuschen des Wächters von Oberwyl drüben. Er wußte auch, daß die Kleine an den Haldenkämpfen nie Teil genommen, ſondern ihre Ziege immer ſtill abſeits geweidet hatte; aber dennoch vermochte in ſeinem ergrimmten Herzen kein Mitleid mit dem nun ſchuldlos getroffenen Kinde aufzukommen. Zwar ſchaute er noch immer unverwandten Blickes nach ihm hin, wie es langſam ſich wieder aufrichtete und bitterlich weinend die Hand auf die verwundete Stelle preßte; aber trotzig rief er gleichwohl hinüber: „Du, du kleiner Aff, wer hat dich geheißen, g'rad da hereinzulaufen!“

Doch kaum war das Wort aus ſeinem Munde, als den Unbarmherzigen auch ſchon die Strafe erreicht hatte. Zwei der Gegner, die ſich vor ſeinen Geſchoſſen hinter dem Gebüſche verſteckt gehalten, hatten ſein betroffenes Innehalten keck benützt, waren über den Bach gekommen und ſtanden jetzt unverſehens hart vor ihm. Ehe er ſich zu faſſen wußte, war er

zu Boden geworfen, die Flüchtigen eilten nun ebenfalls herbei, und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr wurden ihm nun Hände und Füße zusammengebunden. Im Nu war er in diesem hilflosen Zustande über den Bach getragen und wurde dann weiter die Halde hinangeschleppt, nach einem alten Heuscheuerchen, in dem sich ein leerer, aber fest verschließbarer Ziegenstall befand.

In diesem dunkeln, schmutzigen Loche sah sich der arme Besiegte, der vor Ingrimm und Scham kaum noch seiner Sinne mächtig war, alsbald eingesperrt und konnte nun zuhören, wie seine Feinde draußen über sein weiteres Schicksal Ratschlag hielten. Der Plan, den die kleinen Barbaren ausheckten, machte ihm den Atem in der Brust stocken. Zwei von ihnen wurden nach dem Dorfe hinauf beordert, um einen Handkarren herbeizuholen, während die Andern sich eine ziemliche Strecke weiter abwärts am Bache mit einem Vorrate von Weidenzweigen zu versehen hatten. Aus diesen sollten künstliche Ketten geflochten werden, mit denen dann der ohnehin schon festgebundene Gefangene mehr zur höhnischen Ausstaffierung zu fesseln, auf den Karren zu setzen und so durch das ganze Dorf zu führen wäre, wie dies neulich einem argen, nichtsnutzigen Gauner zu großer Belustigung der gesammten Dorfjugend geschehen. Dieser diabolische Plan wurde mit lärmendem Jubel aufgenommen, und die kleine, wilde Bande eilte auseinander, ihn in Vollzug zu setzen.

Unterdessen hatte der Gefangene, der lieber den Vorschlag vernommen hätte, ihn am Feldfeuer wie einen Apfel braten zu lassen, schreckliche Augenblicke durchzuleben. Er machte die krampfhaftesten Anstrengungen, seiner Bande ledig zu werden; aber die Hände waren ihm mit dem Lederriemen einer Ziegenhalfter auf dem Rücken zusammengebunden, und in dieser Lage war es ihm unmöglich, mit den scharfen Zähnen an den Strick zu gelangen, der seine Füße zusammenkoppelte. Von kaltem

Schweiße bedeckt, gab er endlich dieſe eben ſo ſchmerzhaften, als nutzloſen Befreiungsverſuche auf und ließ in dumpfer Verzweiflung die ſchmachvollen Erlebniſſe, denen er entgegenging, an ſeiner Vorſtellung vorüberziehen. Eine erneute Angſt ſchnürte ihm das Herz zuſammen; aber ſtatt des ohnmächtigen Grimmes überkam ihn jetzt ein anderes Gefühl; er fing an, in tiefſter Inbrunſt ſeinen Namens- und Schutzpatron, den heiligen Viktor, anzurufen, daß er dieſe Schmach von ihm wenden möge. Doch mitten in dieſem Notgebete ſtockte er wieder, es drängte ſich ein neuer Gedanke in ſeine Seele, der ihm alle gläubige Zuverſicht zu Boden ſchlug. Hatte er ſich nicht vorhin verſündigt an dem ſchuldloſen Mädchen, das unter ſeinem Wurfe zuſammengeſunken war? Sollte das, was ihm jetzt begegnete, nicht eine Strafe ſein dafür? „Nein! nein!“ wollte er, ſich gegen dieſe Vorſtellung auflehnend, laut ausrufen; aber er ließ den Kopf müde an die morſche Wand zurückſinken und ſchloß die Augen, vor denen ihm Alles wie ein ſchwarzer Nebel durcheinander flutete.

Mitten durch dies bittere, verworrene Sinnen drang von der Thüre her ein leiſes Geräuſch an das Ohr des Gefangenen. Der ſtarke Holzriegel wurde zurückgeſchoben — waren es ſchon ſeine Peiniger? Er wollte eine letzte Kraftanſtrengung machen, ſeine Bande zu zerreißen und voll verzweifelnden Grimmes hielt er den Blick auf die Thüre geheftet; aber ſeltſam enttäuſcht und betroffen ſchlug er die Augen nieder, als unter derſelben das flachsköpfige Mädchen erſchien. Er wagte auch nicht aufzuſchauen, als dasſelbe ſchnell hereinſchlüpfte und, ohne einen Laut von ſich zu geben, den Strick um ſeine Füße zu löſen anfing; er ſah nur die kleinen, dünnen Fingerchen, wie ſie halb zitternd an dem Knoten zogen.

Die Füße waren frei, er ſprang auf, und eben ſo behend und lautlos machte ſich die unerwartete Befreierin an die Handfeſſel; aber da ging es ſchwerer, und bekümmert rief die

Kleine aus: „Ach, den rauhen Lederriemen bring' ich nicht los und ich habe kein Meſſer bei mir!"

Mit mühſamer Stimme ſagte der Gefangene: „Ich — ich hab' eins in der rechten Hoſentaſche."

Das Mädchen fuhr mit der Hand in die bezeichnete Taſche, ruſperte in den noch vorhandenen Steinen herum, und kaum hatte es das Meſſer gefunden, als der Riemen auch ſchon zerſchnitten zu Boden fiel.

„Jetzt lauf, Viktorli, lauf," flüſterte der Flachskopf; „die Buben ſind ganz weit unten an den Weiden, es ſieht Dich jetzt keiner."

Mit einem Satze war er draußen und ſchoß einige Schritte die Halde abwärts, wie ein fortgeſchnellter Wurfſtein; aber plötzlich hielt er an, wendete ſich zurück und rief mit immer noch ſtockender Stimme: „Gelt, gelt, Du heißeſt Roſeli?"

„Ja."

„Und thut's Dir noch weh an der Achſel?"

„Nicht mehr ſo heftig; aber jetzt ſpring, Viktorli, ſpring!"

Und er ſprang wirklich wie ein vom verhaßten Zaume losgekommenes Füllen, bis er die jenſeitige Halde erreicht hatte, während das Mädchen ebenfalls eilfertig ſeine Ziege nach Hauſe trieb.

Ein alter Volksglaube ſagt, wenn die kleinen Buben auf der Gaſſe ſich parteien und in Scharen gegen einander ziehen, ſo werde bald Krieg im Lande ſein, und diesmal wenigſtens ſollte dieſer Glaube Recht behalten; denn kaum waren vor dem eingebrochenen Winter die Kämpfe an den Halden verſtummt, als in die um dieſe Jahreszeit ſonſt ſo ſtillen Dörfer ſtürmiſche Aufregung einzog. In Neudorf, dem Heimatsort Viktors, hieß es, drüben in Oberwyl und überhaupt jenſeits der Grenze werde heimlich gewaffnet; es gelte die gewaltſame Vertreibung der katholiſchen Prieſterſchaft, die Zerſtörung un-

Plünderung der Klöſter und Kirchen, die Unterdrückung der heiligen Religion, die den Antichriſten und Ketzern von Anbeginn ein Dorn im Auge geweſen ſei. Nun ſuchte man die Waffen ebenfalls hervor, um Gut und Blut an die Wahrung des höchſten Gutes zu ſetzen. Furcht und Haß wuchſen von Tag zu Tage, und die ungeheuerlichſten Erzählungen von gottloſen Gewaltthätigkeiten, die da und dort vorgekommen ſein ſollten, hielten die erhitzte Phantaſie der einſamen Dörfler in wachſender Aufregung. Bald getraute man ſich nicht mehr ruhig ſchlafen zu gehen; der Grenze nach, über die ganze Haldenhöhe hin wurden bewaffnete Wachen ausgeſtellt, und da von der andern Seite das nämliche geſchah, ſo wäre es wohl ein Wunder geweſen, wenn Leidenſchaft oder Übermut nicht das Bedenklichſte gewagt hätten.

Für den jungen Viktor war mit dieſen unruhigen Wintertagen eine auch innerlich ſeltſam bewegte Zeit angegangen. Der Knabe beſaß neben all' ſeiner jugendlichen Keckheit ein weiches ſinniges Gemüt, das auch leiſern Eindrücken offen ſtand. Für ſeinen Schulunterricht war durch die Beihilfe des Pfarrers von Anfang an etwas mehr gethan worden, als bei andern Dorfknaben, da ſchon früh der geiſtliche Stand für ihn in Ausſicht genommen worden, damit der väterliche Hof einſt ungeteilt auf den ältern Bruder übergehen könne. Es war beſtimmt, daß Viktor, ſobald er nächſtes Frühjahr ſeine erſte Kommunion empfangen, in eine Kloſterſchule gebracht werden ſolle, die viele Stunden entfernt jenſeits der Berge lag.

So war es begreiflich, daß in der jungen, leicht erregbaren Seele nun ein erhöhtes, religiöſes Leben zu wirken anfing. Voll feuriger Gläubigkeit nahm der Knabe die Lehren der Kirche, deren geweihter Prieſter er einſt werden ſollte, in ſich auf und eifrig las er an den langen Winterabenden das Leben der Heiligen, deren wunderbare Begegniſſe ſeine Phantaſie mit ahnungsvollen Bildern erfüllten. Aber ſeltſam, Viktor, der ſich

unter den Religionsfeinden, den Reformierten und Ketzern, deutlich doch immer nur die ihm bekannten Oberwyler vorzustellen im Stande war, vermochte nie mehr mit dem frühern Ingrimm an das Nachbardorf zu denken; denn immer stand bei diesen Gedanken des Wächters Roseli vor seinem Blicke, wie es ihm mit noch verweinten Augen ängstlich zurief: Lauf, Viktorli, lauf! An diesem freundlichen Bilde konnten seine finstern Zorngedanken nie unerhellt vorübergehen, und das wollte sogar nicht anders werden, als ein trauriger Vorfall sein Elternhaus mit Schmerz und Jammer erfüllte.

Bewaffnete Freischaren von jenseits der Grenze hatten wirklich den Zug nach Luzern gewagt, waren aber von dort, wo sie sich den Sieg zu leicht vorgestellt, mit blutigen Köpfen zurückgetrieben worden. Im Nachbardorfe, aus welchem, wie man wohl erfahren, manche mitgezogen waren, mußte nun Schrecken und Bestürzung herrschen, und die Neudörfer gedachten sich diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, um für manche wirklich oder vermeintlich erlittene Unbill Vergeltung zu üben. Ein starker Trupp überschritt nach eingebrochener Nacht den Erlenbach; aber kaum waren sie an die Mitte der jenseitigen Halde gelangt, als einem kurzen „Werda!“ mehrere Schüsse folgten, von denen einer den Vater Viktors zu Boden warf. Schreckenvoll stob der Haufe auseinander, und nur mit Mühe gelang es einigen beherztern Männern, den Verwundeten in seinem Blute nach Hause zurückzubringen.

Viktor saß die ganze Nacht unbeweglich in einem Winkel des Gemaches, keinen Blick von dem anfänglich bewußtlos daliegenden Vater wendend. Er meinte manchmal, die Brust müsse ihm zerspringen vor Schmerz; aber wenn die zu- und abgehenden Nachbarn nur Worte des Hasses und der Rache ausstießen, rief es doch wieder vernehmlich in ihm: Nein, nein! Oder hättest du Roseli nicht auch zu tot treffen können?

Zum Glücke erklärte der endlich herbeigekommene Arzt, daß vorderhand keine ernſtliche Gefahr vorhanden ſei, hingegen werde der Verwundete zur Wiederherſtellung ſorgfältiger Pflege und langer Schonung bedürfen.

Und ſo war es auch. An dem hochwichtigen Tage, da Viktor zu ſeiner erſten Kommunion ging, vermochte der Vater kaum noch recht das Bett zu verlaſſen. Dem Knaben aber kam es die ganze Zeit über vor, wie wenn er in einem Traume lebte, und wie in einem Traume voll inbrünſtiger Andacht und doch tief innerer Beklommenheit ging er auch nach der heiligen Handlung aus der Kirche nach Hauſe zurück.

Auf ſeinem Heimwege ſchien Viktorli jeder Begegnung ausweichen zu wollen, während er öfters mit der Spitze des Zeigefingers langſam über die Stirne ſtrich. Der Vater ſaß bleich und abgemagert auf der Bank neben der Hausthüre an der Frühlingsſonne, die heute mit ihrem goldenſten Glanze über dem Lande lag; aber auch an dem in wenigen Wochen um Jahre gealterten Manne ſuchte Viktor unbemerkt vorbei zu kommen und ſchlug deshalb ſchon von weitem einen Umweg ein, der ihn durch den Baumgarten auf der Hinterſeite ins Haus führte. Er trat erſt zu dem Vater vor die Hausthüre hinaus, nachdem er in der Stube einen raſchen, ängſtlichen Blick in den Spiegel geworfen hatte.

„Warum biſt du nicht mit der Mutter aus der Kirche gekommen?“ fragte der Vater.

„Ich — ich glaubte, ſie ſei ſchon vorausgegangen,“ gab Viktor zur Antwort, indem er ſich errötend zur Seite wandte.

Am Nachmittage trieb es den Knaben in den nahen Wald, an die Halde hinaus. Er mußte mit ſeinen Gedanken allein ſein, mußte noch einmal ungeſtört die heimlichen Pfade ſehen, die er ſo oft begangen, und die Abhänge, an denen er geſpielt und getollt hatte und die er nun in wenigen Tagen auf lange, lange Zeit verlaſſen ſollte. Es kam ihm auf dieſer

Wanderung ein ſchmerzliches Vorgefühl von Heimweh an, und die Augen wurden ihm feucht, ohne daß er recht wußte warum. Die Halden waren weithin menſchenleer und nur von Vogelgeſang, von Amſelſchlag und Kuckucksruf durchtönt.

Viktor ſetzte ſich am Bache, über dem die Erlen mit neuem Grün ihr Schattendach hinwölbten, auf einen Stein, gerade an die Stelle, wo er im Herbſte ſeinen letzten Strauß mit den Oberwylern ausgefochten und wo er zum Gefangenen gemacht worden war. Dort, durch jene Gebüſchlücke, war der Stein geflogen, der Roſeli getroffen hatte. Er lebte das ganze Ereignis noch einmal in aller Lebendigkeit durch, bis ſeine Gedanken plötzlich eine andere Richtung einſchlugen. Er ſah ſich wieder, wie am Vormittag, in der menſchengefüllten Kirche. Orgelton und Chorgeſang umſchwebten ihn, und voll heiliger Andacht kniete er im Beichtſtuhle. Er hörte das ernſt mahnende Wort des Prieſters, der ihm nochmals die Beichtlehre einprägte und ihn an die furchtbare Warnung erinnerte, daß demjenigen, der in der Beichte eine begangene Sünde verheimlicht, die erſte Kommunion verloren und der Unglückſelige damit unrettbar der ewigen Verdammnis anheimgefallen ſei. Schwer lag ihm auch die Mahnung der ſchon lange im Herrn entſchlafenen Großmutter am Herzen, daß einem ſolchen unwürdig Beichtenden ein Mal auf der Stirn erſcheine, das ihn für die Augen aller Rechtgläubigen kennzeichne. Viktor ſtrich wieder, wie heute auf dem Heimwege aus der Kirche, langſam mit der Spitze des rechten Zeigfingers über die Stirne, als ob er da etwas fühle oder etwas wegwiſchen wolle, während ſeine Linke unter die Weſte griff und ein kleines, ſilbernes Kreuz hervorzog. Es war noch ein Erbſtück von der frommen Großmutter, das er an hohen Feſttagen an einem geweihten Korallenſchnürchen um den Hals zu tragen pflegte. Er drückte das Kreuzchen an die Lippen und ließ es dann, in Gedanken verloren, ſpielend durch die Finger gleiten, bis dieſe Gedanken allmählich mit

dem eintönigen Murmeln des Baches träumeriſch zuſammenfloſſen und ſein Ohr kaum noch den nahen Ruf des Kuckucks unterſcheiden konnte. Da wurde er aus dem halb bewußtloſen Sinnen durch ein leichtes Geräuſch aufgeweckt, und als er die Augen erhob, mußte er eine kleine Weile mit angehaltenem Atem unbeweglich durch die Lücke im Erlenhage ſchauen. Dort ſtand, kaum einige Schritte vor ihm, ebenfalls unbeweglich, Roſeli, des Wächters Roſeli von Oberwyl, mit einem großen Büſchel Wieſenblumen in der Hand. Er ließ das Kreuzchen langſam aus der Hand gleiten und langſam ſtand er von ſeinem Steinſitze auf, ohne einen Blick von der unerwarteten Erſcheinung zu wenden.

„Ich glaub', ich habe Dich erſchreckt, Viktorli," ſagte endlich das Mädchen; „aber ich bin ſelber auch erſchrocken vor Dir."

„Nein, erſchreckt nicht," erwiderte Viktor, mit der flachen Hand über die Augen ſtreifend; „ich war nur halb eingeſchlafen."

Eine geraume Weile ſahen ſie einander wieder ſchweigend an; dann ſagte Roſeli ſchüchtern: „Mir kommt's vor, Du ſeieſt viel größer geworden ſeit dem Herbſt."

„Aber erſt Du," rief Viktor lebhaft; „nicht nur viel größer, ſondern noch viel — viel —?" Er ſtockte und ſchlug die Augen nieder, während ſein ganzes Geſicht über und über blutrot wurde. Dann fragte er nach einigem Beſinnen leiſe: „Hat's Dir im Herbſt noch lange weh gethan?"

„Nein, nicht lange."

„Aber die Buben werden Dich recht gequält haben deswegen?"

„Ich bin nachher nie mehr zur Weide gegangen," antwortete Roſeli zögernd, und wieder ſchwiegen die Beiden, bis Viktor fortfuhr: „Ich geh' jetzt dieſe Woche weit fort, ins Kloſter."

„Ja, ich weiß es ſchon," erwiderte Roſeli, an ſeinen Blumen zupfend, „Du willſt ein Herr Pfarrer werden. Gehſt lange fort?"

„Ja lange; ſchier für immer."

„So wünſch' ich Dir denn auch alles Glück und Gottes Segen; und da," fügte das Mädchen leiſer hinzu, „willſt Du auch noch einen Maien mitnehmen?" Es trennte die ſchönſten Blumen von ſeinem Büſchel ab und reichte ſie, ſich mit der einen Hand am Geſträuche haltend, weit vorgebeugt mit der andern über den Bach entgegen. Viktor beugte ſich, nach dem Sträußchen langend, ebenfalls vor, und aus dem klaren, zitternden Waſſerſpiegel blickten neben den Blumen zwei junge, anmutig errötende Geſichter herauf.

Jetzt ſchien keines der Beiden mehr etwas zu ſagen zu wiſſen, und Roſeli wollte ſich langſam zum Gehen wenden; aber Viktor rief haſtig: „Du mußt auch etwas von mir nehmen, Roſeli; da — da, nimm das, ich hab' ſonſt nichts bei mir." Raſch ſtreifte er das Korallenſchnürchen über den Kopf und reichte dem Mädchen das kleine Silberkreuz entgegen. Roſeli nahm das ſeltſame Geſchenk zögernd, ohne im Augenblicke an ſeinen Wert zu denken; aber noch bevor es etwas dazu ſagen konnte, eilte nun Viktor ſchon die Halde hinan. Als er die Höhe erreicht hatte und nochmals zurückſchaute, ſagte er, plötzlich die Hand auf die Stirne legend, laut vor ſich hin: „Ach, jetzt weiß ich, warum es mir immer angſt war, daß ich in der heiligen Beichte etwas verheimlicht hätte und doch nicht recht wußte, was es ſein könne. Roſeli, Roſeli, meine vielen Gedanken an Roſeli, und nun erſt noch das Kreuzlein! Heilige Mutter Gottes, bei der erſten Beichte im Kloſter will ich die Sünde wieder gut machen."

Als Viktor im Begleite ſeines bereits erwachſenen Bruders und des Pfarrers in den von hohen Mauern umſchloſſenen Kloſterhof einfuhr und ſeitwärts an der Kirche die Kloſterſchüler in ihren langen, ſchwarzen Röcken wie einen Leichenzug hinſchreiten ſah, überkam ihn eine ſolche Bangigkeit, daß er die Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Hätte er ſich nicht geſchämt, ſo würde er wieder nach Hauſe verlangt haben; aber der Pfarrer behielt Recht mit ſeinen tröſtlichen Prophezeiungen; ſchon in wenigen Wochen begann dem Knaben die ganze Welt, die er außer den Kloſtermauern zurückgelaſſen, in dunkle, weſenloſe Schatten zu verſinken. Die Gegenſtände ſeines Lernens, aber noch vielmehr diejenigen ſeiner Andachtsübungen ſchienen ihm einzig der Mühe und Beachtung wert, und wenn er mit den übrigen Schülern zu einem Spaziergange aus den Kloſterräumen hinausgeführt wurde, ſah er kaum auf die Dinge, die am Wege lagen, und die Menſchen, die ihm begegneten, kamen ihm als arme, bemitleidenswerte Geſchöpfe vor. Der geheimnisvolle Zauber einer andern Welt ſchlug völlig über ihm zuſammen, und die ſehnſüchtig erregte Phantaſie nach dieſem jenſeitigen Leben ließ keine Schätzung des Naheliegenden, Irdiſchen mehr aufkommen. So konnte es geſchehen, daß Viktor im Spätherbſt den Tod ſeines Vaters, der ſich nie mehr recht zu erholen vermochte, faſt mit einer Art Gleichgültigkeit vernahm, wie warm er früher auch mit ganzer Kindesliebe an ihm gehangen hatte. Und dennoch blieb bei all' dieſer Verſenkung in eine unfaßbare Glaubenswelt in der Bruſt des Kloſterſchülers ein geheimer Widerſpruch fortwährend noch ebenſo ungelöſt, wie er es in der Seele des dörflichen Beichtknaben geweſen war. Viktor hatte es auch jetzt noch nie über ſich gebracht, im Beichtſtuhle zu bekennen, daß das Töchterlein des ketzeriſchen Wächters von Oberwyl oft mitten in ſeiner heiligſten Andacht unverſehens voll rührender Lieblichkeit vor ſeinen Blicken ſtand, daß es

ihm — wie oft! — in nächtlichen Träumen seine Bande löste oder ihm über den Bach frische Blumen entgegenreichte! Zwar hatte er sich's im Anfange heilig vorgenommen, diese geheime Schuld unverzüglich von seiner Seele abzuwälzen; aber jedesmal, wenn er in den Beichtstuhl trat, entfiel ihm bei den Verwünschungen, die er täglich und stündlich gegen die Ungläubigen, die Verräter und Feinde der Kirche anhören mußte, der Mut wieder, ein volles Bekenntnis abzulegen, und er ergoß sich dann nur in um so inbrünstigerem Gebete, seinem bedrängten Gewissen Ruhe zu erflehen. Auch gab er sich die redlichste Mühe, das reformierte Haldenkind aus seinem Gedächtnisse auszutilgen; aber als keine dieser Anstrengungen recht fruchten wollte, kam ihm unerwartet von anderer Seite her Hilfe und Beistand. Viktor wurde eines Tages nach der Zelle des Paters Fridolin geschickt, die er bisher noch nie betreten hatte; aber kaum warf er in derselben einen Blick um sich, als es ihm war, es ergieße sich ein milder, erquickender Sonnenschein über sein Herz, und doch hatte er Mühe, einen lauten Ausruf der Überraschung, ja der Bestürzung zu unterdrücken. Dort an der sonst kahlen Wand hing ein großes Gemälde, auf dem sich neben anderen, kleineren Mädchen auch Roseli abgebildet fand, des Wächters Roseli von Oberwyl, wie es leibte und lebte, wie es oft mitten am Tage, oft im Traume vor dem inneren Auge Viktors erschien. Ja, das waren seine flachshellen Haare, die sich auf der Stirne in kleine Halblöckchen aufrollten, das waren seine stillen, blauen Augen, und der Mund — war es nicht, als ob er sich eben jetzt wieder zu den Worten öffnen wollte: So wünsch' ich Dir denn auch alles Glück und Gottes Segen, Viktorli? Gerade so freundlich ernst und andächtig sah das Kind aus, wie in jenem Augenblicke, und sogar ein hellblaues Kleid trug es, wie damals am Erlenbache! Nur stand jetzt eine hohe, schöne Frau neben ihm, die das Mädchen an der Hand führte. Viktor

konnte keinen Blick von dem Bilde wenden, bis Pater Fridolin, der den Eindruck, welchen das Gemälde auf den Knaben machte, wohlgefällig wahrnahm, freundlich fragte:

„Gefällt es Dir, mein Sohn?“

„Ja, es gefällt mir,“ ſtotterte Viktor.

„Es iſt auch das gelungenſte meiner Gemälde, wie ich ſelbſt glaube,“ erklärte der Pater. „Es ſtellt die heilige Verena dar, wie ſie arme, heidniſche Kinder um ſich ſammelt, ſie unterrichtet und zu Sendboten ihres Glaubens und ihrer Wohlthätigkeit erzieht.“

„Und das Mädchen, das ſie da an der Hand führt?“ fragte Viktor kaum hörbar.

„Nun,“ antwortete der Pater lächelnd, „es wird die Lieblingsſchülerin der Heiligen ſein, ein gutes, frommes Kind, wie es deren hoffentlich auch heutzutage noch viele gibt.“

Viktor atmete hoch auf, wie von einer unſichtbaren Laſt befreit, obwohl er zugleich ein faſt ſchmerzliches Gefühl der Enttäuſchung empfand. Aber als er die Zelle wieder verlaſſen hatte und durch den hallenden Gang ſchritt, rief er leiſe vor ſich hin: „Jetzt iſt's auch keine Sünde mehr, das Roſeli iſt ja die Lieblingsſchülerin der heiligen Verena!“

Von dieſem Tage an verſäumte Viktor keine Gelegenheit, nach der Zelle Pater Fridolins zu kommen, und wo dieſe Gelegenheit fehlte, ſuchte er ſelbſt einen Vorwand, obgleich es ihm wie allen Schülern wohl bekannt war, daß Fridolin bei den übrigen Patres nicht ſonderlich gut angeſchrieben ſtand. Dieſer unterrichtete die Schüler in der Muſik, ſpielte beim Gottesdienſte mit Meiſterſchaft die Orgel und beſchäftigte ſich daneben viel mit Malerei. Fridolin war eine hohe, ſtattliche Geſtalt mit mildem Antlitze, über deſſen Scheitel ſich die Haare bereits leicht zu bleichen anfingen; aber im Garten und auf ſonſtigen Spaziergängen wurde er ſelten oder nie in Geſellſchaft der übrigen Konventualen geſehen. Er ging einſam ſeine

ſtillen Wege, wobei die anderen Lehrer es wohl zu verhindern ſuchten, daß ſich ihm auf dieſen einzelne Schüler anſchloſſen. Ja, es fehlte ſelbſt nicht an ziemlich deutlichen Äußerungen, welche vor einem näheren Verkehre mit ihm warnten. Durch all' das ließ ſich Viktor nun aber nicht mehr beirren; war es zuerſt mehr nur die Zelle mit ihrem ſchönen Bilde geweſen, die ihn angezogen, ſo bemächtigte ſich ſeiner allgemach eine unbeſiegbare Neigung zu dem Pater ſelbſt. In ſeiner Nähe, im Geſpräche mit ihm wurde Viktor ruhig und heiter, wie ſonſt nirgends, und der Pater war ja auch fromm, gewiß fromm und gottesfürchtig, das bewies jedes ſeiner Worte, jeder ſeiner Schritte und Blicke. Freilich, über die Abtrünnigen, über die Ketzer und Kirchenfeinde hörte man ihn nie Verwünſchungen ausſtoßen, wie dies bei den andern üblich war.

Indeſſen als der Winter vorübergegangen war und der Sommer höher ſtieg, wurde auch ſichtlich ſein Verhältnis zu den übrigen Konventualen geſpannter, und einmal war er auf lange Tage nirgends mehr ſichtbar. Den Schülern blieb es kein Geheimnis, daß vom Konvente die Klauſur über ihn verhängt worden ſei. Viktor bekümmerte ſich herzlich darüber; aber als er den Pater endlich wieder ſah, war derſelbe mild und freundlich wie gewöhnlich und mit keinem Tone deutete er an, daß ihm ſo Schmerzliches begegnet ſei. Dafür regte ſich jetzt ſonſt ein lauteres Leben im Kloſter. Faſt täglich trafen Gäſte ein, Geiſtliche und Laien, und eilfertige Boten gingen ab und zu, wie im Hauptquartier eines Feldoberſten. Und ein ſolches war das Kloſter eigentlich auch geworden. Tag für Tag wurde in der Schule, auf der Kanzel und am Altare der Krieg gegen die ruchloſen Liberalen, die Ketzer und Kloſterräuber gepredigt. Bald hörte man auch von der Thalſtraße her den Trommelſchlag kriegeriſcher Scharen und ſah dort zwiſchen den herbſtlich ſich entfärbenden Bäumen trotzig Fahnen wehen. Es wurden Bittgänge und Gottesdienſte für den Sieg der heiligen

Sache angeordnet, wobei übrigens Alles voll der beſten Zuverſicht war. Die echten Söhne Tells und Winkelrieds, die gläubigen Hirten der Berge, werden unter dem Schutze der gebenedeiten Jungfrau den ſtädtiſchen Religionsſpöttern und ihrem verblendeten Anhange endlich einmal blutigen Kehraus ſpielen, hieß es allgemein. Aber da, mitten in einer ſtürmiſchen Novembernacht, wurde die Pförtnerglocke plötzlich ſo heftig angezogen, als ob es ſich um einen gewaltſamen Einbruch handle. Bald erfüllte Pferdegetrappel und Wagengeraſſel den Hof, und das ganze Kloſter war augenblicklich in hellen Aufruhr geraten. Nur den aufgeſchreckten Schülern wurde geboten, ſich in ihren Schlafſälen ruhig zu verhalten; aber der verworrene Lärm, der hin und her eilende Schein von Lichtern und Fackeln und endlich das Geräuſch der wieder davonfahrenden Wagen drang eben doch zu ihnen herauf; und wie es nun immer kam, noch bevor der Morgen graute, wußte man in allen Schlafſälen, daß Luzern in die Hände des Feindes gefallen, daß der nächtliche Beſuch flüchtige Häupter des glaubenstreuen Sonderbundes geweſen ſeien. Schon im vormittäglichen Gottesdienſte wurde dieſe Nachricht in einer Predigt beſtätigt, die ſich wie ein vom Zorne der Elemente geſchwellter Strom über die erſchreckten Zuhörer ergoß. Die Herrſchaft des Landes ſei in die Hände der Rotte Korah gefallen, rief der Pater Prediger; Meuchler, Tempelſchänder und Kloſterräuber hätten für den Augenblick den Sieg über die getreuen Söhne der alleinſeligmachenden Kirche davongetragen; aber Gott und ſeine Heiligen hätten eine ſolche Prüfung nur zugelaſſen, weil ſogar ſelbſt geweihte Prieſter von Freigeiſterei und Gleichgültigkeit angefreſſen ſeien; darum ſei es jetzt die heiligſte Pflicht jedes wahren Sohnes der Kirche, ſich zu neuem, unabläſſigem Kampfe zu rüſten, bis der endliche Sieg errungen, die Brut des Unglaubens vertilgt ſei.

Die glühende, haßerfüllte Rede konnte nicht ohne Eindruck bleiben auf die erſchreckte Zuhörerſchaft; aber als der Prediger am Schluſſe des Gottesdienſtes noch einmal das Wort ergreifen wollte, intonierte Pater Fridolin auf der Orgel in weichen Flötenſtimmen die Melodie: „Wir glauben all' an einen Gott," und einen Augenblick darauf rauſchte aus allen Regiſtern des mächtigen Orgelwerkes das Lied: „Rufſt du mein Vaterland!" ſo allgewaltig daher, als ob ein erſchütternder Donner die Kirche erfüllte. Einzelne Stimmen, die ſich nach der Überraſchung rufend erheben wollten, wurden von den brauſenden Tonwellen überflutet, während mehrere Patres mit zorngeröteten Geſichtern nach der Orgel hinaufrannten

Aber erſt als das Lied beendigt war, erhob ſich Fridolin ruhig von ſeinem Sitze, und langſam ſtieg die hohe, imponierende Geſtalt mitten durch die allgemeine Aufregung die Stufen herunter zur Kirche hinaus.

Was war das geweſen?

In bedenklicher Aufregung liefen die Kirchenbeſucher aus der Umgegend auseinander; die Kloſterſchüler dagegen wunderten ſich nun nicht mehr, daß Pater Fridolin wieder Monate lang ſpurlos verſchwunden war. Einen gab es jedoch unter ihnen, der ſich gleichwohl nicht darein finden konnte, daß der liebevollſte, der mildeſte, der frömmſte der Menſchen, die er in ſeinem Leben kennen gelernt, ein ſo verdammenswerter Sünder ſein ſollte. Dieſer Gedanke verbitterte ihm die trüben Tage und ließ ihn die langen Winternächte weder Ruhe noch Schlaf finden. Aus dunkeln Ahnungen und unbeſtimmten Gefühlen hatte die Verfolgung, welche den verehrten Pater traf, in Viktors Seele den bewußten Zweifel gereift. Er fing ſich an zu fragen, wie und warum er ins Kloſter gekommen und ob er hier auch an ſeinem rechten Platze ſei.

Solche unruhige Gedanken trieben ihn an einem Sonntagnachmittage, als der Frühling die Erde bereits wieder mit

neuem Schmucke angethan hatte, in dem Schattengange hinter dem Klostergarten einsam auf und nieder, als er zu seiner freudigen Überraschung die hohe Gestalt des Paters Fridolin aus dem Gartenpförtchen schreiten sah. Auch der Pater hatte ihn bemerkt, schien jedoch unschlüssig, ob er ihn erwarten oder ihm ausweichen solle. Viktor ließ sich jedoch dadurch nicht beirren.

„Vater, teurer Vater," rief er schon von ferne, „seid Ihr es, seh' ich Euch auch wieder einmal!"

Fridolin blieb stehen und legte den Finger auf die Lippen.

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn," sagte er in herzlichem, aber gedämpftem Tone, dem Heraneilenden die Hand reichend, „willst du mich begleiten?"

„Gewiß, wenn Ihr es erlaubt, ehrwürdiger Vater, mit allen Freuden."

„So komm'!"

Sie schritten rasch unter den Obstbäumen weg und begannen den bewaldeten Berg hinanzusteigen, von dessen freier Höhe sich dem Auge eine weite und herrliche Aussicht darbot. Hier setzte sich der Pater im Schatten einer Eiche ins duftige Gras und ließ den Blick lange mit Wehmut und Entzücken auf dem reichen Bilde ruhen; dann sagte er mit bewegter, leiser Stimme, wie im Selbstgespräche: „Nein, nein, es ist kein Verbrechen, dieses Land aus allen Kräften zu lieben und sein Wohl und Weh im Herzen zu tragen. Wer weiß, ich grüße dich wohl zum letzten Male von dieser Stelle aus, du geliebter, schöner Heimatboden!"

„Wie soll ich Euch verstehen, ehrwürdiger Vater," rief Viktor erschrocken, „Ihr werdet uns doch nicht verlassen wollen?"

„Schon morgen verlass' ich unser Kloster," antwortete Fridolin; „endlich, endlich ist es mir gestattet, in einen anderen Wirkungskreis einzutreten."

„Ach, wie mich das betrübt!“ rief Viktor ſchmerzlich aus.

„Auch ich laſſe dich ungerne hier zurück, mein Sohn,“ erwiderte der Pater, des Jünglings Rechte faſſend; aber ich weiß dir keine andere Hilfe, als mein geringes, mein vielgeſchmähtes Wort. Doch ſchau, konnte der Herr ſeinem ſterbenden Knechte Moſes vom Berge Nebo aus ein herrlicheres Land der Verheißung zeigen, als hier mein Finger dir eines zeigt? Dieſen fernen Firnenſchimmer, dieſen klaren Abglanz des Himmels in See und Strom — wo willſt du ſie wieder finden? Und dieſes irdiſche Paradies ſoll unaufhörlich von Blut und Jammer erfüllt werden, weil ſein Schöpfer in unerforſchlicher Weisheit und Allgüte es zuläßt, daß nicht alle ſeine Kinder ihm auf einerlei Weiſe ihre Verehrung und Dankbarkeit bezeugen? Die frechen Thoren, die mit ihrem eigenſinnigen Dünkel den Herrn der Welten ſich zu meiſtern unterſtehen, ihn, der uns Alle, wes Glaubens wir ſeien, die gleichen Lüfte atmen läßt, uns an den gleichen Quellen tränkt und ſeinen Segen mit gleichgefüllter Hand über all' dieſe Fluren ſtreut! Oder kannſt du an jenen ſproſſenden Saaten, an den blühenden Thalgründen und den grünen Bergesabhängen ſehen, ob ſie die Hand eines Prieſters oder eines ſogenannten Ketzers bebaut? Und gibt es unter den letzteren nicht ebenſo fromme und gute Menſchen, wie in unſerer eigenen Kirche, unter uns nicht ebenſo Gottloſe, wie unter jenen? Ach, daß wir den Herrn nicht verſtehen wollen, der uns Alle in gleicher Huld, Geduld und Liebe trägt!“

Mit dem Ausdrucke inniger Wehmut neigte der Pater das Antlitz und fügte, nach dem Kloſter hinunter deutend, leiſer hinzu: „Aber du weißt, ſolcher Glaube darf dort weder gelehrt noch gehört werden; Fremdlinge, die für unſer Land und Volk kein Herz und keine Seele haben, predigen dort ein Evangelium des Haſſes und der Zwietracht, ſtatt des Evangeliums der Liebe, und darum wollt' ich, du könnteſt gehen, wie ich gehe. Denn ich weiß es wohl, dein Herz iſt gut.“

Viktor, dem dieſe Worte wie eine fremde und doch liebliche Muſik klangen, die in ſeiner Seele längſt dunkel gehegte Gedanken und Gefühle weckte, reichte dem würdigen Prieſter tief bewegt beide Hände dar. „Auch ich werde gehen,“ rief er aus; „Ihr ſollt von mir hören, teurer Vater!“

Und Viktor hielt ſein Verſprechen. Pater Fridolin, dem die Beſorgung des neu errichteten katholiſchen Gottesdienſtes in einer größern Stadt von ſonſt reformierter Bevölkerung übertragen worden war, hörte bald, daß ſein ehemaliger Zögling die Kloſterſchule wirklich verlaſſen habe und in ein ſtädtiſches Gymnaſium übergetreten ſei. Etwa drei Jahre ſpäter vernahm er, Viktor habe ſich ins Ausland begeben, um philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Studien obzuliegen. Von dieſer oder jener Hochſchule langte nun gelegentlich noch einige Nachricht an, zuletzt auch die, daß Viktor von einer auswärtigen Regierung unter ehrenvollen Bedingungen zur Teilnahme an einer großen wiſſenſchaftlichen Expedition eingeladen worden ſei.

Gerade um dieſe Zeit war an der weitbekannten höchſten Lehranſtalt der Stadt, in welcher Fridolin wirkte, die Profeſſur für naturwiſſenſchaftliche Fächer vakant geworden, und dem Pater, der ſich in allen Kreiſen der Bevölkerung, bei Proteſtanten und Katholiken, der gleichen Achtung zu erfreuen hatte, fiel es ein, die Behörden auf ſeinen einſtigen Kloſterſchüler aufmerkſam zu machen. Der Vorſchlag wurde bereitwillig angenommen, allerdings ohne große Hoffnung auf Erfolg; aber zur allgemeinen Zufriedenheit und Verwunderung erklärte ſich Viktor ohne langes Beſinnen für die Annahme des Rufes, der immerhin ein ehrenvoller war.

Als der neue Profeſſor endlich anlangte, da freilich hätte auch der Pater ſelbſt in dem ſchönen, gewandten Manne nichts mehr von dem in ſich gekehrten, träumeriſchen Kloſterſchüler zu erkennen vermocht. Man fühlte es Viktor auf den erſten Blick an, daß ihn der Ernſt der Wiſſenſchaft auch zu einer

ſichern Beherrſchung der äußern Lebensverhältniſſe geführt; aber ebenſo ſchnell erkannte der greiſe Prieſter, wie bedeutungsvoll der geiſtige Horizont des ehemaligen Zöglings ſich über ſeinen eigenen erweitert habe. Doch nur um ſo weniger konnte er ſatt werden, in das von Geiſt und blühender Kraft durchleuchtete Antlitz des jungen Mannes zu ſchauen.

„Nun erſt wundere ich mich, daß Ihr unſerem Rufe gefolgt ſeid," ſagte der Pater voll wirklicher Bewunderung.

„Wie könnt Ihr Euch darüber verwundern, mein väterlicher Freund," verſetzte Viktor lebhaft; „oder glaubt Ihr, ich hätte je jene Stunde vergeſſen, in der Ihr mir von unſerm neuen Berge Nebo aus zum erſten Male den Blick öffnetet für die innere und äußere Herrlichkeit unſeres geſegneten Schweizerlandes? Ach, ſeitdem iſt es immer mehr meine ganze Liebe, mein Stolz und meine Augenweide geworden, und ich kann Euch nicht ſagen, mit welcher Freude ich im Auslande jeden Schritt vernahm, den dieſes vielgeliebte Land zu ſeiner innern Kräftigung, zum rüſtigen Fortſchreiten auf den Bahnen höherer Geſittung und Kultur vorwärts that. Nein, nein, nie wäre es mir auch nur im Traume eingefallen, den Bürgerbrief meines abgelegenen Bergdorfes mit dem nächſten Platze am mächtigſten Throne der Welt vertauſchen zu wollen. Und als ich auf der Herkunft nach ſo langen Jahren wieder einen Tag in dieſem Dorfe zubrachte und an eben dem Tage meine Neudörfer in ſchöngeſchmücktem Zuge, mit Muſik und fliegender Fahne zu ihren Oberwyler Nachbarn, wo ein Geſangfeſt gefeiert wurde, hinübergehen ſah, ja da ſind mir bei dieſem Anblicke, ich ſchäme mich nicht es zu ſagen, die hellen Thränen aus den Augen geſchoſſen. Einſt und jetzt! Nein, mein edler Freund, ich wäre einem auch viel beſcheidenern Rufe ins Vaterland mit freudigem Herzen gefolgt; jene Stunde auf dem Berge Nebo hat ihre Frucht getragen, und ich werde ſie nie vergeſſen.

„Manch' Anderes freilich," fuhr Viktor in leichterem Tone fort, indem er auf das Gemälde blickte, das dem Pater aus der Klosterzelle in die pfarrherrliche Studierstube gefolgt war, „viel Anderes, das mir einst tief am Herzen lag, hab' ich unterdessen im Drang und Treiben der weiten Welt wohl vergessen, und zwar nicht nur die engen Glaubenslehren des Katechismus, sondern auch noch tausendmal Besseres, z. B. Euere liebliche Zöglingin der heiligen Verena dort und sogar deren Urbild."

„Deren Urbild?" wiederholte der Pater verwundert.

„Gewiß deren Urbild," versetzte Viktor und begann nun mit dem liebenswürdigsten Humor die Geschichte seines jungen Herzensgeheimnisses zu erzählen. „Wie viel unabsichtliche Selbsttäuschung in meiner Vermischung Eures Bildes mit meinem Originale lag, kann ich jetzt freilich nicht mehr bemessen," schloß er nachdenklicher, „gewiß ist nur, daß ich mir bald auch die Überzeugung bildete, Ihr wäret der stille Vertraute meines Geheimnisses."

„Ach," lächelte der Pater, „ich sehe nun erst, Ihr seid von jeher ein Schalk gewesen; aber was ist später wohl geworden aus dem guten Kinde?"

„Es ist früh aus seinem Dorfe fortgekommen und dann mit einem Verwandten nach Amerika ausgewandert, wie man mir daheim gesagt hat," antwortete Viktor langsam vor sich niederblickend.

„Solche Jugendeindrücke können von den Wogen des Lebens wohl zeitweilig überflutet werden," sagte der Pater ebenfalls nachdenklich geworden, „aber gelegentlich tauchen sie immer wieder empor, um unser Schifflein bis an seinen letzten Port zu begleiten."

Natürlich bildete die Ankunft des „neuen Professors" nicht nur in dem katholischen Pfarrhause ein Ereignis, sondern noch in viel weitern Kreisen der Stadt. Was der ihm vorangegangene

Ruf ſeiner Gelehrſamkeit begonnen, vollendete nun ſeine gewinnende Erſcheinung, ſein heiterer Humor und ſeine gewandte, liebenswürdige Geſelligkeit. Viktor wurde vielerorts der Held des Tages, wie man zu ſagen pflegt, und gar manches ſonſt ſtolze Herz ſchlug unruhiger unter Seide und Samt, wenn er zugegen war. Und nicht lange, ſo galt es als öffentliches Geheimnis, daß die ſchöne, viel umworbene Tochter eines der angeſehenſten Bürger ihre volle Huld dem nicht minder ſchönen Profeſſor zuwende.

So trat Viktor eines Abends, im Begriffe, auf einen Ball zu gehen, zufällig in einen kleinen Laden, um ſich noch ein Paar friſcher Handſchuhe zu kaufen. In dem von einer einzigen Hängelampe faſt dürftig beleuchteten Raume befanden ſich nur zwei Frauensperſonen, eine ältere und eine jüngere, Mutter und Tochter, wie es ſchien. Indeſſen wurde der Kunde raſch und freundlich bedient, und es fiel ihm nicht mehr auf, daß auch hier ſchon ſein Name bekannt war. Dagegen kam es ihm dann auffallend vor, daß er mitten in der rauſchenden Geſellſchaft, in der ihm ſo manche unzweideutige Bevorzugung zu Teil wurde, ſo oft an den kleinen Laden zurückdenken mußte, und zwar um ſo öfter, je mehr er ſich darüber wunderte. Nur zwei oder drei Mal war beim Hin- und Hergehen der volle Lampenſchein auf das jüngere der zwei Frauenzimmer gefallen, auf ein ſchlichtgeſcheiteltes Blondhaar, auf ein feines, ſtilles Antlitz; aber All' das, und wie viel anderes Schöne noch war hier im Ballſaale in reichſter Fülle zu ſchauen! Gleichwohl ging Viktor ſchon am nächſten Nachmittage wieder nach dem kleinen Laden, er wußte vor der Thüre noch nicht zu welchem Zwecke, um ſich einige Kleinigkeiten zu kaufen. Diesmal war das junge Frauenzimmer einzig im Laden, und dem Eintretenden kam es vor, als ob ſich bei ſeinem Anblicke ein helleres Licht über deſſen Antlitz ergöße. Indeſſen bewegte ſich die ſchlanke, geſchmeidige Geſtalt raſch hin und her, um mancherlei

Schachteln herbeizuholen. Er hätte gerne ein Gespräch angefangen, aber dem sonst Vielgewandten fehlte das passende Wort, er schaute schweigend auf die weißen, schlanken Finger, wie sie geschäftig ein Schachtelband lösten. Da schob sich unter der Busenschleife der über den Ladentisch vorgebeugten Gestalt langsam ein kleines Kreuzchen hervor, das dem halb träumenden Blicke einen neuen Gegenstand der Betrachtung darbot; aber kaum hatte dasselbe, nun frei an einem Schnürchen hängend, ins Schweben geraten, eine Umdrehung gemacht, als der Professor beinahe einen lauten Ruf ausgestoßen hätte. An einem eigentümlichen Namenszuge am Fuße des Kreuzchens hatte er das fromme Geschenk seiner Großmutter erkannt, an diesem Zeichen würde er es unter tausend ähnlichen Zieraten erkannt haben.

„Mein Fräulein," begann er stockend, ohne seiner verworren durcheinander stürmenden Gedanken Herr werden zu können, „Fräulein, erlauben Sie — dieses Kreuzchen —"

Das Gesicht des Frauenzimmers, das bei der ersten Anrede aufgeschaut hatte, wurde nun wirklich von einer Purpurglut überströmt. Ihre erste, unwillkürliche Bewegung war, das Kreuzchen wieder unter die Schleife zurück zu bergen; dann aber reichte sie es auf leicht vorgehaltener Hand über den Ladentisch entgegen und sagte ebenfalls mit mühsamer, leiser Stimme: „Herr Professor, das Kreuzchen, wenn Sie es doch wieder erkennen, ist Ihr Geschenk — Ihr Eigentum."

„Roseli!" rief nun Viktor so laut, daß der Ruf über die Straße weg hätte gehört werden können, „Roseli — wäre es möglich!"

Nachdem der erste freudige Schreck dieses unerwarteten Wiederfindens sich etwas gesänftigt hatte, saßen die zwei in erinnerungsvergnügtem Geplauder zusammen, bis der Abend herabdunkelte. Und doch war Roselis Geschichte bald erzählt. Der Vater, der in den unruhigen Kriegszeiten vielgeplagte

Wächter von Oberwyl, hatte ſich bei ſeiner ſchweren Pflichterfüllung eine Krankheit zugezogen, die ihn kurz nach dem Tode von Viktors Vater ebenfalls ins Grab gelegt. Eine kinderloſe Tante, die an einen wenig vermöglichen Handwerker in der Stadt verheiratet war, hatte dann das Mädchen zu ſich genommen, war aber, eben im Begriffe mit ihm und dem Manne nach Amerika auszuwandern, ebenfalls Witwe geworden. Nun richtete ſie lieber das Lädchen ein, das unter der Beihilfe Roſelis glücklich gedieh und den beiden Frauensleuten ein beſcheidenes Auskommen gewährte. Im weitern Verlaufe gegenſeitiger Mitteilung geſtand dann Roſeli wohl auch noch, daß das Silberkreuzchen ſeit jenem Scheideſonntag nie von ſeiner Bruſt gekommen ſei und auch die gelegentlichen Neckereien der Tante, ob es denn eine geheime Katholikin ſei, daran nichts zu ändern vermocht hätten.

In der nächſten Zeit wurde der Herr Profeſſor ſo oft in dem kleinen Laden geſehen, daß die Nachbarn ſich bald heimlich zuwinkten, dann die Köpfe zuſammenſteckten und als auch das nicht helfen wollte, die Köpfe bedenklich zu ſchütteln anfingen. Aber vor lauter Erſtaunen erſtarrte dies Schütteln gleichſam wieder, als ſchon in wenigen Wochen die Nachricht die Stadt durchlief, der vornehme Herr Profeſſor und die Roſe im Laden an der Brunnenecke würden ein Paar geben.

„Wie ich es auch anſehe,“ rief Viktor beglückt, als er beim Pater Fridolin die öffentliche Eheverkündung anmeldete, „bildet Roſeli mit Euch den Grundfaden, dem das ganze Gewebe meines Lebens folgen mußte. Hat der Einfluß des guten Kindes zuerſt meinen blinden Glaubenseifer beſänftigt, ſo hat es mich durch ſeine Ähnlichkeit mit einem Eurer Bilder ebenſo gut Euch zugeleitet, und was Ihr dann an mir gethan, war doch nur wieder die rechte Befruchtung des Samens, den es in mein Herz geſtreut. An dieſem Faden habt Ihr mich zum Kloſter

hinausgeführt, aber er reicht wieder bis hieher zurück, zu Euch und zu meiner Rose von Jericho.“

„Der Liebe iſt kein Wunder unerklärlich,“ entgegnete der Pater mit ſeinem milden Lächeln; zugleich ſchob er aber ſeinem glücklichen Freunde ein Blatt hin, während er ſelbſt die nötigen Einſchreibungen beſorgte.

Viktor nahm das Papier zur Hand und blickte dann verwundert zu dem Pater auf. Es war eine Verpflichtung für den katholiſchen Gatten, alle ſeine künftigen Kinder nur auf ſein kirchliches Bekenntnis taufen zu laſſen. „Ich erfülle eine vorgeſchriebene Amtspflicht,“ bemerkte der Pater leiſe, indem er ſich tiefer auf ſein Kirchenbuch niederbeugte.

Viktor legte das Blatt ruhig auf den Tiſch zurück. „Ich wüßte in der That nicht, wo ich den paſſenden Täufer gerade zu ſuchen hätte,“ ſagte er, „wenn ich ein Kind wahrhaftig auf mein wirkliches Religionsbekenntnis taufen laſſen wollte; aber das weiß ich gewiß, daß in dieſer Frage weder ein Kirchengebot, noch mein Verſtand, ſondern lediglich das Herz der Mutter das erſte und entſcheidende Wort zu ſprechen hat; denn ſie iſt es auch, die dem Kinde die erſten Ahnungen des Heiligen und Ewigen einzuflößen haben wird.“

„Wohl,“ erwiderte der Pater, „und Euch wird die Verweigerung der verlangten Unterſchrift auch ſchwerlich ein ernſtliches Hindernis in den Weg legen; das iſt aber anders bei vielen tauſenden, die ſich in weniger unabhängiger Lage befinden.“

„Nur eine neue Mahnung, daß wir die Hände nicht in den Schoß legen ſollen,“ verſetzte Viktor; „denn leider ſteht auch in unſerm Lande noch manches hohle Wort an der Stelle der Wirklichkeit und Wahrheit.“

Nach Verlauf eines kurzen Jahres ſchon mußte indeſſen dieſe Tauffrage thatſächlich entſchieden werden, als die liebenswürdige Frau Profeſſorin ihrem überglücklichen Gatten ein munteres Bübchen ſchenkte. „Der Pater Fridolin ſoll es tau-

ſen," rief die junge Mutter faſt heftig; „wenn das Kind in Deinem Bekenntniſſe ſo gut und lieb wird, wie Du es biſt, ſo bin ich glücklich."

„Warte, warte," rief der Profeſſor, indem er ſeine Lippen auf die noch etwas bleiche Stirn der Wöchnerin drückte, „das nächſte Mal aber kommt die Reihe an Deine Kirche; denn was wirklich Gutes an mir ſein mag, bin ich zum beſten Teil durch Dich geworden."

Und bei dieſer Ordnung iſt es in der That geblieben. Der Herr Profeſſor zählt bereits ein ordentliches Trüppchen Buben und Mädchen, von denen abwechslungsweiſe eines in der katholiſchen, das andere in der reformierten Kirche getauft wurde, und zu weiterer Vorſicht erhielten die Reformierten gut katholiſche, die Katholiken gut reformierte Namen. So wachſen denn der zwinglianiſche Ulrich und der päpſtliche Pius in beſter Brüdereintracht heran und, wenn ſie gelegentlich einander doch in die Haare geraten, ſo geſchieht es wohl etwa eines Butterbrotes oder ähnlicher wichtiger Dinge, dagegen nie eines Glaubensartikels wegen. Über dem ganzen Hauſe aber waltet ſichtbarlich die Erfüllung jenes Segens, den Roſeli dem jungen Viktorli einſt am Erlenbache mit auf den Weg gegeben.

Der Schützenacker.

(1872.)

Wenige Wochen vor dem großen Freischießen in Zürich wurde etwa zehn Stunden von dem bereits sich schmückenden Festplatze entfernt ein Mann zu Grabe getragen, der den ganzen Winter hindurch auf den Besuch dieses Festes sich gefreut, wie auf eine letzte Belohnung für lange, geduldig ertragene Krankheitstage. Er hätte so gerne noch einmal die Fahnen von ihrer hohen Burg herab wehen sehen, den glänzenden Gabentempel bewundern und den Schießstand von dem ununterbrochenen Rollen der Schüsse wiederhallen hören mögen! Dieser Wunsch sollte ihm, dem das Leben sonst manche Wünsche gewährt, nicht in Erfüllung gehen; dagegen legte das Leichengeleite, wie das Dorf noch nie eines gesehen, Zeugnis ab von der Liebe und dankbaren Achtung, die dem Toten ins Grab folgten. Seine Witwe, eine betagte Frau mit mildem Antlitze und weißen Haaren, hatte sich diesem Geleite nicht angeschlossen; sie saß still, ohne Klage und Thränen, am offenen Fenster ihres Wohngemaches und schaute dem fast endlosen Zuge nach, wie er ernst und feierlich sich das Dorf hinab bewegte. Aber noch waren die letzten Teilnehmer desselben dem Blicke nicht entschwunden, als vom Kirchhofe herüber schon die gedämpften Trauertöne eines Chorals erklangen; es waren die Töne des Musikchors der dörflichen Schützengesellschaft, die dem Gründer und langjährigen Haupte ihres Vereins das letzte Lebewohl

nachrieſen. Und nicht lange, ſo ſchwoll in dieſe Töne noch der ergreifende Geſang bewegter Männerſtimmen. Langſam erhob ſich die ſtille Frau von ihrem Sitze, die gefalteten Hände höher emporhaltend, während die Lippen ſich leiſe bewegten, wie in lautloſem Gebete. Aber auch jetzt noch trat keine Thräne in ihre Augen; vielmehr ſchienen ſie ſich mit einem freudigen Lichte zu füllen, als ob freundliche und liebe Bilder, von keinem anderen Auge geſehen, an ihnen vorübergingen. Und ſo war es auch. In dieſem Augenblicke, da über demjenigen, mit dem ſie mehr als vierzig Jahre treu vereint gelebt, das dunkle Grab ſich ſchloß, trat hell und klar, als wär' es erſt geſtern geweſen, der Tag vor ihre Erinnerung, der ſie mit dem Manne ihres Herzens für immer verbunden hatte. Aber welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Begräbnistage und jenem Hochzeitstage, und gleichwohl nicht ein Unterſchied, der bloß den augenblicklichen Schmerz hätte ſchärfer, die Trauer über die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge hätte herber machen müſſen. Es kam der einſamen Witwe vielmehr vor, als werfe der Begräbnistag ihres Gatten ſelbſt einen Schimmer auf den längſt vergangenen Hochzeitstag zurück.

Wie heute war es auch damals ein Tag voll Duft und Sonnenſchein, und in den Herzen des Brautpärchens, das Arm in Arm durch das Dorf hinunterſchritt, hätte es wohl zwitſchern und ſingen mögen, wie es in den Zweigen ſang und zwitſcherte. Aber dieſe helle Freudigkeit vermochte nicht aufzukommen unter den ſcheelen und ſpöttiſchen Blicken, zwiſchen denen das Paar dahin wandern mußte. Kein fröhlicher Zuruf, kein „Glück auf" tönte ihnen von den am Wege Stehenden entgegen, wie es ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten üblich war, und noch weniger knallten von der benachbarten Höhe muntere Schüſſe zum Kirchengeleite herab. Denn die Freunde der Armen ſind immer bald gezählt, und arm waren Braut und Bräutigam, von denen jedes ſchon als Verdingkind ſein karges

Stücklein Brot hatte verdienen müſſen. Der Staldenhans, wie der Bräutigam im Dorfe genannt wurde, hatte zwar die Weberei erlernt, aber der Verdienſt dabei war ungleich und gering, manchmal fehlte es längere Zeit an Arbeit, und dann trat der Staldenhans wieder da oder dort bei einem Bauern in Dienſt. Für kräftige Arbeit in Feld und Wald ſchien er von der Natur auch eher beſtimmt zu ſein als für den Webſtuhl; denn ein ſtarker ſtattlicher Burſche war er. Um ſo ſchmächtiger und feiner ſah das Geißenmareili aus, faſt zu fein für die harte Arbeit, zu welcher es von Kindheit an verurteilt geweſen. Sein Vater war, nachdem er aus fremden Kriegsdienſten heimgekommen, Ziegenhirt des Dorfes geworden; aber als das gemeinſame Weideland zur Verteilung unter die berechtigten Dorfgenoſſen kam, hörte die gemeinſame Ziegenhut auf und der alte Mann konnte keinen rechten Verdienſt mehr finden. Eines Tages wurde er im Walde tot gefunden, und Mareili kam als Verdingkind zu fremden Leuten. Aber obwohl Braut und Bräutigam ſolchergeſtalt unter ähnlichen Verhältniſſen aufwuchſen, hatten ſie ſich doch nie weiter um einander bekümmert, bis ſie einmal im gleichen Dienſte eines Bauernhauſes zuſammentrafen. Auch jetzt noch fanden ſie nicht ſogleich, ſondern erſt allmählich, Gefallen aneinander. Dem ſtillen, faſt ſcheuen Mägdlein gingen die Augen zum erſtenmale auf, als ſich der Knecht Hans eines Morgens unverſehens in einen ſchmucken Scharfſchützen verwandelte, der zu einem gebotenen Schießtage ausrücken mußte. Mareili hatte zwar längſt gewußt, daß er ſeit ſeiner Militärpflichtigkeit Scharfſchütze war; es hatte gelegentlich wohl auch ſchon gehört, er ſei der beſte und glücklichſte Schütze im ganzen Dorfe oder ſogar in ſeiner ganzen Kompagnie und werde von manchem reichen Bauernſohne ſchwer beneidet darum; aber in der dunkelgrünen Uniform, mit dem gewichtigen Stutzer an der Schulter, dem blinkenden Pulverhorne und der Waidtaſche um die Hüften hatte

es ihn noch nie gesehen. Jetzt schaute es ihm überrascht nach, wie er durch den dämmernden Morgen dahinschritt, bis er hinter den Bäumen verschwunden war. Am Abend wurde es spät, bevor der Schütze von dem wohl zwei Stunden entfernten Schießplatze heimkehren konnte. Die Bäuerin und die übrigen Hausgenossen begaben sich zur Ruhe; aber Mareili wartete bis gegen Mitternacht, um dem Heimkehrenden das bei Seite gestellte Nachtessen warm zu halten. Von diesem Abend an kamen sich die Beiden wie verwandelt vor, und keines konnte begreifen, wie es bisher neben dem andern so achtlos und gleichgültig habe dahineilen können; nach Tag und Wochen waren sie denn auch entschlossen, möglichst bald ein Paar zu werden. Aber nicht umsonst hatten sie gezaudert, den heimlich genährten Gedanken einander laut und bestimmt auszusprechen; denn als er nun zur Ausführung kommen sollte, türmte sich ein Hindernis nach dem andern auf, daß es fast den Anschein gewann, Wohl und Wehe des ganzen Dorfes hänge von der Heirat der zwei jungen Leute ab, um die sich doch bis zur Stunde niemand viel bekümmert hatte. Mareili wollte auch oft genug an dem Gelingen des großen Vorhabens verzweifeln, und gar manche Nacht wurde sein hartes Kissen von heimlichen Thränen naß. Aber Hans ließ sich von seinem Vorsatze weder durch Überredung noch Einschüchterung abbringen. Dem versammelten Gemeinderate, der ihm eindringlich vorstellte, warum er sich mit einer schweren Familienlast beladen wolle, während es ihm einzig wohl genug wäre, antwortete er trotzig: „Was geht es euch an, wie ich mit Mareili mich durchschlagen werde? Von meinem geringen Löhnlein habt ihr seit Jahr und Tag die Steuer genommen, genauer und schärfer als von manchem großen Bauern, dessen Vermögensstand ihr auf ein bloßes Wort hin schätzt. An meine Scharfschützenausrüstung habt ihr mir ebenfalls nichts gegeben, obwohl sie mich, ich sag' es selbst, schwer genug an-

kam. Meine militäriſche Dienſtzeit hab' ich bisher gethan wie jeder andere — was wollt ihr nun von mir?" Die wohlweiſe Behörde verlangte aber allerdings noch etwas, bevor ſie ihren Widerſpruch gegen die Ehe der zwei jungen Leute aufgab. Es mußte nämlich eine beträchtliche Summe für die Verdinggelder erlegt werden, welche einſt ſowohl für den Bräutigam als für die Braut von der Gemeinde bezahlt worden waren. Auch das brachte der Staldenhans zuſtande, wobei ihm dann freilich für die erſte häusliche Einrichtung kaum ſo viel übrig blieb, daß er ſich neben einem ärmlichen Bette noch zwei Stühle anſchaffen konnte. Dafür verhalf ihm ein günſtiger Zufall, das Häuschen droben am einſamen Stalden, in welchem er einſt ſelbſt geboren worden und in dem auch ſchon von altersher ein Webſtuhl ſtand, zum Lehen zu nehmen. So hatte das junge Paar wenigſtens ein warmes Neſtchen, und Hans ließ ſich's nicht merken, als er am Hochzeitstage mit ſeiner Braut das Dorf hinabſchritt, wie weh ihm die mißgünſtigen Blicke thaten, die da und dort auf ihn herabſchauten. Er that den Gang mit heiterem Geſichte bis zu einem der letzten Häuſer vor der Kirche. Es war das Haus des Ammanns, und dieſer ſtand ſelbſt vor der Hausthüre, während eine Schar kleiner Buben dem herankommenden Brautpaare eine lange Stange als Barriere über die Straße herreichten. „Was iſt deine Braut wert?" riefen die Knirpſe durcheinander, „gilt deine Braut einen Batzen, Staldenhans?" Dieſer langte ſchon in die Taſche nach den wenigen Kupferkreuzern, die er für einen ſolchen Fall zugerüſtet hatte; aber da ſchrie eines der Bürſchchen: „Ei, was, eine ſolche Hudelbraut iſt gar nichts wert, laßt ſie nur durch!" Der Bräutigam wurde rot und wieder bleich im nämlichen Augenblicke. Er ließ die kleine Münze in die Taſche zurückfallen, faßte aber dafür mit raſchem Griffe den unverſchämten Jungen am Wamſe und warf ihn wie einen Federball über die Hecke in den Baumgarten des

Ammanns hinein. Dort lag er am rechten Orte, war es ja doch des Ammanns eigener Sprößling. Ingrimmig kam daher bei diesem Anblicke der gewichtige Dorfregent gegen die Straße herausgelaufen; aber als der Staldenhans statt nach einer Entschuldigung für sein unhöfliches Gebahren zu suchen, den Arm seiner Braut fahren ließ und mit beiden Händen nach der Stange griff, welche das junge Volk erschrocken hatte fallen lassen, da fand auch der Ammann für gut, sich nicht näher herbeizulassen. Ohne ein weiteres Wort von hüben oder drüben schritt das Brautpaar fürbaß; aber als es die Kirchhofstreppe erreicht hatte, vermochte Mareili die Thränen nicht mehr zurückzuhalten, mit denen es bisher heimlich gerungen, und selbst das „Ja", mit dem es dem Bräutigam am Altare Treue und Liebe fürs ganze Leben bekräftigte, klang noch wie von unterdrücktem Weinen durchzittert. Doch Liebe und Jugend vermögen viel zu ertragen. Als die beiden Neuvermählten nach einer Stunde droben am Stalden bei ihrem Hochzeitsschmause saßen, der aus einer Schüssel Milch mit den allerköstlichsten Kirschen bestand, lachten und scherzten sie höchst vergnügt über die Entdeckung, daß ihnen die alte Kleiderkiste Mareilis so gut den Dienst des mangelnden Tisches versehe.

Und Liebe und Jugendmut halfen in dem abgelegenen Staldenhäuschen noch manches geringe Mahl würzen, als die Kirschenzeit längst vorüber und an die Stelle der süßen Vorsommerfrucht zur Schüssel Milch die Kartoffel getreten war. Das kleine Hauswesen schien sich überhaupt ganz erträglich anlassen, und die Unglückspropheten, welche von vorneherein Wehe über dasselbe gerufen, Lügen strafen zu wollen. Hans saß jetzt wieder vom Morgen bis zum Abend am Webstuhle, während die junge Frau da und dort auf den Taglohn ging. Schon nach einigen Monaten stand nicht nur ein Tisch, sondern auch ein schöner neuer Kleiderschrank in dem Häuschen, wie ihn Mareili sich im Stillen noch vor der Hochzeit gewünscht

hätte. Auch anderes notwendiges Geräte konnte nach und nach angeſchafft werden, und ſo alt und dürftig das Häuschen von außen ausſah, drinnen in der Stube war es ſauber und wohnlich. Hans ſelbſt fand auch, es ſei ihm nirgends wohler als daheim, und ohne beſondere Nötigung ging er wochenlang nie ins Dorf hinunter. Oberhalb ſeines Häuschens hatte er am Waldrande eine Scheibe aufgeſtellt und an ſchönen Sonntagsnachmittagen fand er ſein beſtes Vergnügen darin, einige Kugeln aus ſeinem guten Stutzer nach dieſem Ziele hinauszuſenden.

Schwerer wurden die Zeiten, als die Staldenleute mit einem Kinde beſchenkt wurden, das etwas ſchwach und kränklich zur Welt kam und lange faſt alle Zeit der Mutter für ſeine Pflege in Anſpruch nahm. Von einem Verdienſte Mareilis außer dem Hauſe konnte nun keine Rede mehr ſein und noch viel weniger, als allmählich dem Kinde ein zweites und drittes folgten. „Ich wünſchte weiter nichts auf der Welt als ein Stück Land in der Nähe,“ klagte die junge Mutter oft, „wo ich das Notwendigſte für uns pflanzen und die Kinder dabei in meiner Obhut halten könnte, ohne daß Du in Deiner Arbeit verhindert würdeſt.“ Land gab es nun freilich rings um das Staldenhäuschen genug, wenn auch nicht vom beſten und bequemſten. Aber ausleihen wollten ſeine Beſitzer nichts davon, und zum Ankaufe fehlten dem Staldenhans die Mittel. So ſaß dieſer denn oft am Feierabend oder an Sonntagen ſtundenlang vor dem Häuschen mit mancherlei unklaren Gedanken, von denen er ſelbſt nicht immer wußte, wo ſie hinaus wollten. Mehr oder weniger deutlich ſtand es nun vor ihm, daß er im Grunde genommen doch ein armſeliges Leben führe, bei aller Anſtrengung und Arbeit nichts Rechtes vor ſich bringen könne und deshalb an der einförmigen Beſchäftigung am Webſtuhle auch keine Freude mehr finde. Um ſolche Gedanken zu verſcheuchen, die ſich immer dunkler herandrängen

wollten, griff der junge Mann gewöhnlich zu ſeinem Stutzer und ſchickte ein paar Kugeln in das Schwarze der Scheibe hinaus. Aber es waren immer nur wenige, dafür um ſo ſorgſamer gezielte Schüſſe, denn Pulver und Blei mußten haushälteriſch geſpart werden. War dem einſamen Schützen einer ſeiner runden Zweckſchüſſe geglückt, ſo konnte er wieder den ganzen Abend vergnügt und heiter ſein.

Doch auch dieſes einzige oder wenigſtens probehaltige Erheiterungsmittel ſchien der Zufall dem jungen Manne vergällen zu wollen. Drunten in einem entfernten Landesteile hatten ſich ernſtliche Unruhen erhoben, und unter den erſten Truppen, die zur Beſchwichtigung derſelben aufgeboten wurden, befanden ſich natürlich die Scharfſchützen. Es war ſpät in einer Sonntagsnacht, mitten im Winter, als der Staldenhans ſein Aufgebot erhielt, und mit dem früheſten Morgen ſollte er ſich ſchon in dem faſt drei Stunden entfernten Städtchen, dem Sammelplatze ſeiner Kompagnie, einfinden. Jetzt kam es ihm wohl zu ſtatten, daß er Waffen und Munition ſtets in wohlgerüſtetem Stande bereit gehalten. Aus vielen anderen Gründen aber wurde ihm die ungeſäumte Folgeleiſtung auf dieſes Aufgebot ſchwer genug. Im Hauſe war für Weib und Kind kaum für zwei Wochen das tägliche Brot vorhanden, und wie ſollte das nun werden, wenn der einzige Ernährer vielleicht auf lange Zeit im Felde ſtand? An dieſe ſo nahe liegende Sorge dachte Mareili ſelbſt nicht einmal; aber ſein Herz war von Angſt und bangen Ahnungen erfüllt, die es nur an die Gefahren denken ließen, die den lieben Mann hundertfach bedrohen konnten. Hans wußte wohl, warum ſeine Frau mehr als es ſonſt der Fall geweſen wäre, von ſolchen unheilvollen Vorſtellungen bedrängt wurde. Von Natur aus mutigen und unerſchrockenen Herzens, ſuchte er, ſeine eigenen Bekümmerniſſe verbergend, ſie ſo viel, als in ſeinen Kräften ſtand, zu beruhigen und zu tröſten; aber die Beiden mußten doch erfahren, daß

ihnen der Abſchied nicht umſonſt ſo ſchwer geworden. Zwar war die Gefahr, die anfänglich von Seiten der aufſtändiſchen Bevölkerung gedroht hatte, bald vorübergegangen; dafür dauerte nun der Okkupationsdienſt in den aufſtändiſchen Gegenden um ſo länger, und noch zeigte ſich keine Ausſicht auf eine nahe Beendigung desſelben, als Hans von daheim die Nachricht erhielt, daß die zwei älteren Kinder an einem gefährlichen Scharlachfieber erkrankt ſeien. Von ſeinem geringen Solde ſparte er den letzten Kreuzer zuſammen, um ihn nach Hauſe zu ſchicken. Er wußte wohl, dieſe Unterſtützung reichte lange nicht hin, um die nun vermehrten Ausgaben ſeines Hausweſens zu beſtreiten; aber vergebens verwendete er ſich um die Entlaſſung aus dem Dienſte oder wenigſtens um einen verlängerten Urlaub, damit er Weib und Kind daheim in ihrer Not beiſtehen könne. Gar manchem anderen Soldaten wurden ſolche Begehren gewährt, aber gerade die Schützen mochte man im Dienſte am wenigſten miſſen, da man wohl wußte, daß die weit und ſicher tragenden Stutzer der noch immer nicht völlig beruhigten Bevölkerung weitaus den meiſten Reſpekt einflößten. So vergingen Wochen und Monate. Wie oft verwünſchte er nun die Waffe, an der er bisher ſo große Freude gefunden und die ihm in einſamen Stunden auch ſchon ſo manchen heiteren Troſt gewährt! Indeſſen begann er ſich doch allmählich wieder der Hoffnung hinzugeben, daß die Krankheit der Kinder ohne weitere Gefahr vorübergehen werde; aber als er ſich in dieſen Gedanken ſchon mehr und mehr eingewiegt hatte, brachte plötzlich ein mit unſicherer Hand geſchriebenes Brieflein die Nachricht, daß das älteſte Kind geſtorben ſei. Es wurde faſt zur nämlichen Stunde, da er das Brieflein erhalten, daheim ins Grab gelegt. So vergingen noch zwei, drei trübe Wochen, und als dann mit der endlichen Entlaſſung aller aufgebotenen Truppen auch der Staldenhans voll bekümmerter Sehnſucht nach Hauſe eilen durfte, kam er gerade zur rechten

Stunde, daß ihm ſeine Frau für das Kind, das der Himmel zu ſich genommen, ein anderes eben erſt geſchenktes entgegenbringen konnte. „Nun iſt alles, alles wieder gut,“ ſagte die bleiche Wöchnerin mit matter Stimme, „da nur Du wieder wohlbehalten bei uns biſt.“

Aber ſeltſam, diesmal konnte ſich der Staldenhans über das liebliche Geſchenk keineswegs freuen, wie er es ſonſt gethan. Es regte ſich vielmehr etwas wie ein heimlicher Groll in ihm, und es war vergeblich, daß er dieſes unheimliche Gefühl ſich zu verſcheuchen bemühte; er mußte nur froh ſein, dasſelbe ſeiner Frau verbergen zu können. Bisher hatte er die Geſchicke, die ihm der Himmel auferlegt, wenigſtens ohne Murren auf ſich genommen, wenn ſich auch ſchon hie und da die Frage in ihm geregt, warum ſo manches Schwere gerade ihn treffen müſſe. Aber jetzt nahm dieſe dunkle Frage mit einem Male eine beſtimmtere Geſtalt an. Das verſtorbene Kind war ihm, ohne daß er ſich bisher Rechenſchaft darüber gegeben hätte, näher als die beiden anderen am Herzen gelegen, wenigſtens kam ihm dies jetzt ſo vor, und es mochte auch in Wahrheit der Fall ſein; vielleicht bloß weil es das erſte und älteſte geweſen, vielleicht ſogar, weil es im Anfang ſo viel Mühe und Sorge verlangt hatte. Warum war nun all' dieſe Mühe umſonſt geweſen, warum hatte gerade dieſes Kind ſterben müſſen, nachdem es bereits ſo weit herangewachſen war, daß es den Eltern einen Teil der Obhut über die kleineren Geſchwiſter hätte abnehmen können? Nun waren durch das Neugeborene die Pflichten und Sorgen dieſer Obhut vermehrt, die Ausſicht auf eine Beihilfe in die Ferne gerückt, und all' das zu welcher Zeit, unter welchen Umſtänden! Bisher war es dem Staldenhans gelungen, ſein kleines Hausweſen, wie knapp es oft auch zugegangen, ohne Schulden durchzuſchlagen; jetzt aber hatte durch ſeine lange Abweſenheit, durch Tod, Krankheit und Geburt unvermeidlich eine Schuldenlaſt

entſtehen müſſen. Hans durfte nur froh ſein, daß Mareili in ſeiner Bedrängnis einen Kredit gefunden, den doch niemand der verlaſſenen Frau des im Felde liegenden Wehrmannes ſich zu verweigern getraut hatte. Aber nichsdeſtoweniger drohte die entſtandene Schuld wie ein erhobener Finger aus einer dunkeln, ſorgenvollen Zukunft herüber, und Hans hatte wohl recht, vor dieſer Drohung bange zu ſein; denn die erſte Schuld, die der Arme, der kaum ſein tägliches Brot aufzubringen vermag, auf ſich zu nehmen genötigt wird, iſt gar zu oft nur der erſte Ring einer Kette, die ſich an Hände und Füße hängt und zur erdrückenden Feſſel wird. Ja, hätte der Stalbenhans eine Arbeit vor ſich gehabt, die bei vermehrter Anſtrengung auch einen vermehrten Gewinn in Ausſicht geſtellt hätte, ſo würde er mit weniger bangem Mute der Zukunft ins Auge geblickt haben. Aber bei der Weberei hatte er bisher ſchon ſein Möglichſtes gethan, und ſie befriedigte ihn wohl auch deshalb ſo wenig, weil kein vermehrter Ertrag dabei zu hoffen war. Zwar hatte Hans von jeher Anlage und Geſchick zum Ausführen neuer Muſter gezeigt und der Fabrikant ihm wohl auch ſchon öfter ſolche Arbeit zugewendet; auf ſein Anſuchen wurde ſie ihm jetzt gerne und reichlicher gewährt; aber über dem Einrichten und Pröbeln ging doch auch wieder viele Zeit verloren, und nach Wochen und Monaten erzeigte es ſich, daß dieſe Beſchäftigung zwar wohl mannigfaltiger und anziehender war, als das einfache Weben gewöhnlicher Muſter, jedoch nicht einträglicher.

So ging der Winter vorüber, ohne daß Hans mehr zu erwerben gewußt hätte, als das kärglich zugemeſſene tägliche Brot für Weib und Kind, während ſchon dieſer und jener Gläubiger ungeduldig und unfreundlich zu mahnen anfing.

„Ich will es mit dem Taglohn verſuchen,“ ſagte Hans beim Wiederbeginn der Feldarbeiten; „iſt der bare Verdienſt dabei auch nicht größer als bei meiner armſeligen Weberei, ſo

kann mir vielleicht doch noch dieſes und jenes für Dich oder die Kinder zufallen, wenn die Leute ſehen, was ich zu leiſten vermag.“ Mareili ſchüttelte zwar den Kopf zu dieſem Vorhaben; doch unterdrückte es den Seufzer, der in ihm aufſteigen wollte, da es wohl wußte, wie wenig Freude der Mann an dem ewigen Sitzen am Webſtuhle fand. „Wenn Du glaubſt, daß es beſſer ſei, ſo thue es,“ ſagte die Frau leiſe mit bekümmerter Nachgiebigkeit; „ach, daß ich ſo wenig oder faſt nichts mithelfen kann! Aber den friſch aufgeſpannten Zettel wirſt Du doch vorher noch abweben wollen?“ „Der kann warten, das wird ihm nicht ſchaden,“ erwiderte Hans; „vorerſt will ich wenigſtens mit dem Taglohne eine Probe machen.“

So ging er ohne weiteres Beſinnen ins Dorf hinunter, um ſich nach Arbeit umzuſehen. In dieſer Jahreszeit brauchte er nicht lange zu ſuchen. Der erſte Bauer, den er anfragte und bei dem er auch vor ſeiner Verheiratung ſchon einmal im Dienſt geſtanden, verſprach ihm bereitwilligſt den größten Taglohn, der in der Gegend üblich war. „Ich weiß, daß Du die Arbeit verſtehſt und ſie Dir von der Hand geht,“ ſagte der Mann, „nur ſchade, daß Du von derſelben abgegangen biſt.“ Hans ließ ſich keine Mühe verdrießen, dieſem Zeugniſſe Ehre zu machen. Bei jedem Werke war er der erſte und der letzte und vor keinem ſcheute er zurück, ſo daß er ſich ſelbſt getroſt ſagen durfte, er leiſte doppelt ſo viel als mancher ſeiner Nebenarbeiter. Der Bauer unterließ auch nicht, ihm bei jeder Gelegenheit ſeine Zufriedenheit zu bezeugen; aber auf die Beigaben zu dem täglichen Lohne, auf die Hans gerechnet, ſchien er ſich vergebliche Hoffnungen gemacht zu haben. Zwar trug mancher ſeiner Mittaglöhner, der ſich an der ſchwerſten Arbeit ſtets geſchickt vorbeizudrücken wußte, am Abend eine Kanne Milch, einen halben Laib Brot und andere dergleichen Dinge nach Hauſe, die er von der Bäuerin erhalten hatte; aber dieſe

Leute verſtanden eine Kunſt, die Hans bisher noch nicht gelernt hatte; ſie wußten zu ſchmeicheln und zu betteln.

Hans mißgönnte keinem dieſe Gaben und doch ging er am Abend mit ſeinen leeren Händen immer mißmutiger und allmählich ingrimmig den Stalden hinauf. „Du mußt es eben machen wie die anderen auch," rief er ſich ſelbſt zu, „was nützen dir dein Fleiß und dein dummer Stolz, wenn Weib und Kind ſich kaum halb ſatt eſſen können?" Und Hans machte auch ſogleich am folgenden Tag einen Verſuch, dieſen Vorſatz auszuführen, doch nur um zu erfahren, wie ſchwer für einen Mann ſeines Schlages die neue Kunſt ſei, die er ſich aneignen ſollte. Vor dem Bauern und der Bäuerin begann er einige Worte fallen zu laſſen über die Schwierigkeit, in dieſen Zeiten eine Haushaltung ordentlich durchzubringen, wenn man ſo einzig auf ſeiner Hände Arbeit angewieſen ſei. „Haſt recht, Hans," ſagte der Bauer, „damals mocht' ich nicht dreinreden bei Deiner Heirat wie die anderen, aber gedacht hab' ich's ebenſo gut, und jetzt ſiehſt Du's ſelbſt ein. Wie wohl wär's Dir geweſen, wenn Du ledig geblieben wäreſt! Auf den Bettel kannſt Du die Marie mit den Kindern nicht ſchicken, und aus dem Taglohn vier Mäuler zu erhalten, will freilich etwas heißen." Hans biß ſich auf die Lippen und ging ohne etwas zu erwidern an ſeine Arbeit; aber an dieſem Tage verrichtete er nicht mehr als er ſeine Mitarbeiter ebenfalls verrichten ſah. „Ein Narr wärſt du!" murmelte er mit einem halb unterdrückten Fluche vor ſich hin.

Aber noch eine andere Wirkung hinterließ das Wort des Bauern. Schon bisher war manchmal tief im Innern des Staldenhans, wenn er in müßiger Stunde auf ſeinem Sorgenbänklein vor dem Hauſe ſaß, ein ſchattenhafter Gedanke aufgeſtiegen wie ein dunkles Räuchlein über dem Walde, das auf ein heimlich verborgenes Feuer deutet. Gar oft war er darüber aufgeſtanden und haſtig hin und her gegangen. Zum Stutzer

durfte er nicht mehr greifen, um ſolche heimliche Gedanken mit ein paar luſtigen Schüſſen fortzuknallen, denn jeder Schuß galt ein Stücklein Brot, um das die Kinder verkürzt wurden, und Hans hatte an der Waffe auch keine rechte Freude mehr ſeit dem Feldzuge, der ihm ſo ſchwere Nöten bereitet. Er konnte ſich der ſchattenhaften Gedanken nur dadurch entſchlagen, daß er in die Stube hineinging, wo ſich Mareili ſelbſt an Sonntagen keine ruhige Stunde gönnte und den Kindern ſtill die dürftigen Kleidlein wuſch oder flickte. Jetzt aber hatte der Bauer dieſen traumhaften Gedanken kurz und ſcharf ausgeſprochen. „Ja, wenn du ledig geblieben wäreſt!“

Hans ging, was er in langen Zeiten nicht gethan, nach dem Dorfe hinunter, ſchaute dort beim Wirtshauſe eine geraume Weile dem Kegelſpiele der jungen Burſche zu und trat dann faſt trotzig in die Wirtsſtube. Er erſchrak zwar, als er dort hinter dem Tiſche den Bäcker ſitzen ſah, dem er noch immer das Brot ſchuldete, welches Mareili während ſeiner langen Dienſtzeit auf Borg hatte nehmen müſſen. Der Mann hatte ſchon öfters an die Schuld gemahnt und ſchien den Eintretenden jetzt auch halb verächtlich, halb drohend anzublicken. Aber Hans warf ihm ebenfalls einen herausfordernden Blick zu und ließ ſich einen Schoppen geben.

Das längſt nicht mehr gewohnte Getränk regte auch ein ungewohntes Leben in ihm auf, und aus dem einen Schoppen wurden zwei, drei, bevor er nach ſchon eingebrochener Nacht den Stalden hinanging. Mareili ſaß noch immer an ſeiner Arbeit neben dem Bettchen der Kinder. Hans wagte nicht, der bleichen Frau, wie vorhin dem Bäcker, ins Geſicht zu ſehen, er beeilte ſich, ins Bett zu kommen, aber am folgenden Abend, als er von der Arbeit heimkehrte, trat er wiederum ins Wirtshaus ein. Es hatte ihn niemand verleitet und niemand gerufen, und doch wäre es ihm nicht möglich geweſen, an der Thüre vorüberzugehen. Jetzt freilich ſäumte er ſich nicht ſo lange wie

gestern. Er leerte hastig seinen Schoppen, um dann langsam den einsamen Haldenweg hinanzusteigen. Er rechnete zusammen, daß er gestern und eben jetzt im Wirtshause genau anderthalb Taglöhne verbraucht habe. „Hoho," rief er plötzlich sich selbst mit lauter spöttischer Stimme zu, „weißt du wohl, Staldenhans, daß du auf dem kürzesten Wege bist, ein ganzer, rechter Lump zu werden; ein Lump — verstehst du?" Er blieb stehen und legte die Hand über die heiße Stirne. „Aber das wirst du auf diesem oder jenem Wege," fuhr er in bitterem, gedämpftem Tone fort, „oder nein, du brauchst es nicht erst zu werden, du bist es längst. Wer heutzutage nichts hat, als Weib und Kind und Schulden obendrein, ist in den Augen der ganzen Welt ein Lump, mag er sonst sein, was er will. Auf ein bischen mehr oder weniger kommt's nicht an." Er ballte die Hand, die flach über den Augen gelegen, zur Faust und schlug sie mit einem fast dröhnenden Schlage auf die Stirne. Dann schritt er hastiger seinem Häuschen zu.

Mareili empfing ihn mit trüben Augen, in denen noch kaum unterdrückt die Thränen sichtbar wurden. „Was hast Du?" fragte er unwirsch, „glaubst Du etwa, ich habe den ganzen Tag in einem weichen Federbett gelegen?" Die bekümmerte Frau sah den Mann über diesem ungewohnten Tone erschrocken an, bis er etwas milder wiederholte: „Nun, was hat's denn gegeben, ich will es wissen." „Ach Gott," erwiderte sie leise, „sei nur nicht böse, ich kann ja nichts dafür; aber diesen Abend ist der Bäcker wieder da gewesen und hat gedroht sich selbst bezahlt zu machen, wenn wir unsere Schuld in Monatsfrist nicht berichtigen werden." „So, das ist alles?" fragte Hans langsam und spöttisch, „sonst hat er nichts gesagt?" Mareili wendete sich ab und hielt die Hand über die Augen. „Er hat mir noch gesagt," fügte es kaum hörbar hinzu, „wer stundenlang so breit und trotzig im Wirtshaus sitze, werde auch sein längst gegessenes Brot bezahlen können." Hans

ſtieß ein kurzes Lachen aus und ſuchte, ohne eine weitere Antwort zu geben, ſein Bett auf.

Am folgenden Abend machte er einen Umweg, um nicht an dem Wirtshauſe vorübergehen zu müſſen. Aber am nächſten Tage fing es ſchon auf den Mittag ſo ſtark zu regnen an, daß an keine Feldarbeit zu denken war und der Bauer ſeine Taglöhner nach dem Mittageſſen heimſchickte. „Was ſoll ich zu Haus thun?“ murmelte Hans, als er in einem neuen Regenſturze an das Wirtshaus herankam, „einerlei, ob der Teufel ein paar Tage früher oder ſpäter einſchlägt.“ Mit dieſem frommen Spruche trat er triefend in die Wirtsſtube, wo der Wirt eben beſchäftigt war, ein gewaltiges Blatt Papier an die Wand zu kleben. „Da, Staldenhans,“ rief der Mann, „das wäre etwas für Dich, wenn Du Batzen hätteſt; ſo freilich iſt's nur für die großen Herren.“ Hans ſtellte ſich zögernd vor das Blatt, das in der Höhe mit einem ihm wohlbekannten Bild geſchmückt war — ein eidgenöſſiſches Wappen mit dem Tellenhute und darunter zwei Stutzer ins Kreuz gelegt. Auf beiden Seiten ſtand in mächtigen Buchſtaben: „Eidgenöſſiſches Freiſchießen“ und dann folgte in langen Kolonnen das Verzeichnis der Schützenpreiſe und der Bedingungen, unter welchen dieſelben zu gewinnen waren. „Ja, ja,“ ſagte der Wirt, von ſeinem Stuhle herabſteigend, „da wird ſich mancher wärmen oder auch ſein gutes Geld verlieren. Denn heutzutage kann man ohne Geld kein Glück mehr haben.“ Hans achtete nicht weiter auf die Reden des Wirtes und vertiefte ſich in den Schießplan, der ihm in ſeiner Anordnung kein unlösbares Rätſel war, obwohl ihm noch nie ein derartiges Aktenſtück von ſo verlockendem und gewaltigem Umfange vor Augen gekommen war. Erſt als ihn der Wirt fragte, ob er etwas begehre, beſann er ſich, warum er eigentlich hieher gekommen ſei, und ließ ſich dann einen Schoppen bringen. Aber über eine Stunde ſtand der Wein unberührt vor ihm, während ſeine

Augen bald an dem seltsamen Wandschmucke hingen, bald unbeweglich vor sich hinstarrten. Darauf leerte er sein Glas mit ein paar Zügen und eilte zum Hause hinaus.

Auf dem Stalden angekommen, nahm sich Hans kaum die Zeit, seine nassen Kleider mit trockenen zu vertauschen, und machte sich dann an den Webstuhl. Es bedurfte mehrere Stunden, bevor die lang vernachlässigte Arbeit im Gange war. Als dies jedoch geschehen, begann das Schiffchen hin und her zu fliegen, wie vom Winde gejagt. Mareili mochte den schweigsamen Mann nicht fragen, was dieses unerwartete Thun zu bedeuten habe, und beeilte sich nur, die nötigen Spülchen zu besorgen, bis nach eintretender Dämmerung Hans nach einem Lichte verlangte. „Du wirst doch mitten im Sommer nicht bei Licht in die Nacht hinein weben wollen," sagte Mareili, es ist auch nicht einmal Öl da." „So hole augenblicklich," erwiderte Hans, „wir werden wohl ein paar Tage schlechtes Wetter haben, und ich will die Zeit benützen." Trotz des fortdauernden Regens mußte sich Mareili zum Krämer im Dorf auf den Weg machen, und Mitternacht war längst vorüber, bevor das Lichtlein im Staldenhäuschen ausgelöscht wurde. Doch schon das erste Morgengrauen begrüßte wieder das Klappern der Weberlade, und so ging es den ganzen Tag ununterbrochen fort bis tief in die Nacht hinein. Es wurde nicht anders, als am dritten Tage die Morgensonne eine Rückkehr der schönen Witterung verkündete. Noch im Laufe des Vormittags ließ der Bauer im Dorf fragen, warum Hans nicht zur Arbeit komme. Dieser gab die kurze Erwiderung, daß man vor einer Woche, vielleicht auch noch etwas länger nicht auf ihn zählen solle. Mareili wußte nicht, was es von dieser plötzlichen Sinnesänderung des Mannes zu denken habe, über die es sich doch im Stillen freute, da es die Arbeit außer dem Hause von Anfang nicht gerne gesehen hatte. Jetzt mußte es sich sogar am Sonntag Mühe geben, den Übereifrigen vom

Weben abzuhalten. Nur ungerne gab er nach und nahm dann wieder einmal den Stutzer zur Hand, den er ſorgfältig unterſuchte und reinigte, worauf er mit ein paar Schüſſen ſeine alte Geſchicklichkeit probierte.

Am Montag begann die Arbeit am Webſtuhle aufs Neue mit dem erſten Frühlichte, und ſo ging es Tag um Tag ununterbrochen fort, bis der Zettel faſt in der Hälfte der ſonſt zu dieſem Geſchäfte erforderlichen Zeit abgewoben war. „So denn," rief Hans fröhlich vom Stuhle herunterſpringend, „jetzt ſoll mir der Fabrikant das Tuch nur nicht allzuſcharf erleſen, denn für einige Hörner und Neſter will ich nicht ſtehen und ein andermal möcht' ich's auch nicht wieder ſo probieren." Obwohl es ſchon ſpät in der Nacht war, rüſtete er vor dem Hauſe noch den kleinen Handkarren, auf dem er gewöhnlich ſein Gewebe nach der Stadt zum Fabrikanten brachte, und am folgenden Morgen fuhr er von dannen, noch ehe der Tag an den Himmel ſtieß. „Komm' ich heute Nacht und vielleicht ſelbſt Morgen nicht heim," ſagte er beim Abſchiede zu Mareili, „ſo kümmere Dich deswegen nicht. Ich will doch einmal mit dem Fabrikanten über das Muſterweben gründlich zu Boden reden und muß dann vielleicht dort einige Proben machen."

In dem Städtchen ſelbſt war beim Abgeben des Tuches der ſonſt ſcharfſichtige und genaue Fabrikherr nicht zugegen. Er ſei ſchon geſtern an das große Freiſchießen gegangen, wohin ja alles gehe, was nicht wie ein Sklave angebunden ſei, brummten die offenbar mißvergnügten Angeſtellten, die ſich ſelbſt als ſolche Sklaven betrachten mochten.

Sie wogen deshalb das Tuch oberflächlich und bezahlten dem Überbringer den vollen Betrag für die Arbeit, ohne einen weiteren Blick darauf zu werfen. „Der Anfang wäre gut," murmelte Hans aus dem Hauſe tretend vor ſich hin, „mögen Fortgang und Ende nicht ſchlechter ſein." Mit dieſen Worten ſchob er ſeinen Handkarren in den großen Hof hinter dem

Hauſe, der zu ſolchem Zwecke für die oft weit herkommenden Arbeiter den Tag über offen ſtand, und neſtelte dort an dem Verdecktuche herum, bis ſich ein ſorgfältig eingewickelter Stutzer losſchälte. Dieſen hing er raſch um die Schulter und begann aufrechten Ganges die Straße hinabzuſchreiten. Am unteren Thore kaufte er ſich einen kleinen Leib Brot und ſchlug die ihm wohlbekannte Straße ein, an welcher der Wegweiſer mit großer Schrift den Namen der feſtfeiernden Stadt verzeigte. „Acht Stunden," ſagte Hans, zu dieſem Wegweiſer aufſchauend, „da komm' ich heute gerade noch recht hin, um mir alles genau anzuſehen und dann morgen früh — ja morgen!"

Dieſe Berechnung erzeigte ſich richtig. Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als der Staldenhans auf dem Feſtplatze der großen Stadt anlangte; aber da wollte ihn faſt ein Schwindel erfaſſen. Es kam ihm vor, als ob er mitten in einen rauſchenden Strom hineintreten müſſe, der ihn mit ſich fortzureißen drohte. Außer ſeinen militäriſchen Schießtagen, an denen ſich ſelten mehr als zwei Kompagnien beteiligten, hatte er bisher nur noch die Schießfeſte geſehen, die von der Schützengeſellſchaft in ſeinem Fabrikantenſtädtchen veranſtaltet worden waren. Schon dieſe waren ihm früher großartig erſchienen, und ſeit ſeiner Verheiratung hatte er auch dort keines dieſer Feſte mehr geſehen. Aber was waren ſie geweſen gegen dieſes endloſe Gewoge und Durcheinanderdrängen, dieſes unaufhörliche Zu- und Abfluten unzähliger Menſchenſcharen und dieſes ununterbrochene Knattern im Schießſtande, das wie ein ferner anhaltender Donner dahinrollte. Hans mußte ſich an einen der nächſten Tiſche in der Speiſehütte ſetzen, in welcher man ſein Staldenhäuschen hätte verbergen können, wie ein geſchnitztes Holzhäuschen in einer großen Wirtsſtube. Lange ſaß er auch da, bevor er nur wagte, einen der vielen herumrennenden Aufwärter anzurufen. Aber endlich mußte es doch geſchehen, wenn der einmal gefaßte Entſchluß zur Ausführung

kommen ſollte. Hans fühlte, daß hier jeder ſich ſelber helfen müſſe, und nachdem er einige Gläſer kräftigen Schützenweines getrunken hatte, war er auch vollkommen imſtande, ſein Vorhaben weiter zu führen.

Zuerſt begab er ſich mit dem übrigen Strom der Neugierigen an den Gabentempel; aber bei dem Schimmern, Blinken und Gleißen, das ihm in den aufgeſtapelten Gaben von Gold und Silber die Augen blendete, wollte ihn ein neuer Schwindel befallen. Er mußte bald wieder die Stufen hinunterwandern, und überlaut rang ſich der Seufzer in ihm auf: „Ach, Staldenhans, nur eine einzige dieſer Gaben, und du wäreſt erlöſt, du könnteſt ein glücklicher Mann werden.“ Langſam ſchritt er geſenkten Hauptes nach dem Schießſtande hinüber; aber der Wirt daheim hatte recht gehabt, hier übten nur große Herren, vermögliche Leute, ihre Kunſt. Das konnte Hans auf den erſten Blick entdecken, trotz der vielen einfachen Schützenhemden und Schützen, die ſich in dieſem toſenden Raume luſtig hin und her bewegten. Indeſſen drückte Staldenhans ſeinen Stutzer feſter an ſich und arbeitete ſich an einen der zahlloſen Scheibenſtände vor, um in eine Ecke gelehnt, ſeine Beobachtungen anzuſtellen. Mit wenigen Blicken war die Scheibenentfernung gemeſſen, Licht und Luft ſcharf wahrgenommen, und nun ſchon nach wenigen Minuten fing es über dem Antlitze des unbeachteten Zuſchauers an aufzudämmern, wie es um die nebelumfloſſene Felſenkuppe dämmert, wenn der erſte Frühſchein über die fernen Höhen hereinbricht. „Das kannſt du auch,“ flüſterte Hans, „kommt's nicht gefährlicher, ſo mag Gott walten.“ Er wendete ſich zu einem andern Stande und ſo langſam die ganze Reihe hinunter, bis er an die Stichſcheiben kam. Hier blieb er über eine Stunde ſtehen, jeder Kugel, die abgefeuert wurde, mit dem Blicke des Adlers folgend, der ſeine Beute erſpäht. Als er ſich auch von hier wieder auf den freien Platz hinauswandte, ſchlug er mit der Hand dröhnend

auf den Kolben ſeines Stutzers und rief laut in das toſende Geknatter hinein: „Unverzagt, Staldenhans!“ Er ging nun nochmals an den Gabèntempel hinüber, betrachtete Gabe um Gabe ruhiger als vorhin und ſchritt dann, da es zu dunkeln begann, langſam der Stadt zu. Das immer fröhlicher brandende Getöſe in der Feſthütte konnte ihn nicht anlocken.

Hans war zu ſehr in ſeine Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen verſunken, als daß er ſich viel um die Auswahl eines Nachtquartiers hätte kümmern ſollen; er war wohl auch zu unerfahren, um ſich hierüber eine beſondere Sorge zu machen. So trat er in den nächſten beſten Gaſthof der Stadt, vor welchem er einige Fuhrleute halten ſah. „Hier kann es nicht gar vornehm ſein,“ dachte er, und ſo kam es ihm auch vor, als er in die weite, aber niedrige und dunkle Gaſtſtube trat. Zu der Aufgabe, die ihm auf morgen bevorſtand, durfte er keinen müden und ernüchterten Leib mitbringen, ebenſowenig als einen aufgeregten Kopf und eine unſichere Hand. Deshalb beſtellte er ein ordentliches Nachteſſen, wie es den Fuhrleuten an anderen Tiſchen aufgetragen wurde, und begab ſich dann zur Ruhe. „Jetzt mußt du ſchlafen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt und löſchte das Licht, das ihm der Kellner neben das Bett geſtellt, augenblicklich aus, ſobald er ſich niedergelegt hatte. Und trotz ſeiner innerlichen Unruhe hatte er hinlängliche Gewalt über ſich und war auch müde genug, daß ihm ſofort ein geſunder Schlaf die Augen ſchloß.

Am Morgen dagegen war er ſchon wach, als der Tag kaum graute und noch tiefſte Stille durch das Gaſthaus herrſchte. Lange, wie es ihm vorkam, eine unendliche Zeit, mußte er warten, bevor er ſein Frühſtück erhalten konnte, eine Suppe mit einem Schoppen Wein. Jeden Augenblick befürchtete er den Kanonenſchuß donnern zu hören, der, wie er wußte, jeden Morgen das Zeichen zum Beginn des Schießens gab; wäre er doch ſchon vor dieſem Zeichen ſo gerne im Schieß-

ſtande geweſen, um ſich dort noch einmal in möglichſter Stille umzuſehen! Deshalb verlangte er auch ſchon, bevor ihm ſeine Suppe aufgetragen war, nach ſeiner Schuldigkeit. Doch ging er ſchon lange wieder in der Gaſtſtube hin und her, ehe ihm der Kellner eine geſchriebene Rechnung brachte, und als er den erſten Blick auf dieſelbe warf, wäre er beinahe umgeſunken. Er mußte ſich auf die Bank an die Wand ſetzen, um lange auf das unheilvolle Blatt zu ſtarren; denn war die Rechnung, die hier von ihm gefordert wurde, getilgt, ſo blieb ihm von ſeinem Weberlohne nicht mehr genug übrig, um den Doppel für die Stichſcheibe zu löſen. Und vermochte er dies nicht, was konnte ihm das ganze große Feſt helfen, was mußte aus ſeinen Träumen und Hoffnungen werden? Aber wie er auch halb betäubt hin und her ſann, ein Ausweg war hier nicht zu finden. Als er ſchmerzlich bewegt endlich ſein Erſtaunen über die hohe Rechnung hervorzuſtottern verſuchte, ſah ihn der Kellner mit einem halb höhniſchen, halb ſpöttiſchen Blicke an, indem er ausrief: „Ja, ja, die ſchönen Preiſe möchten die Herren Schützen wohl haben, aber dafür ſollten wir ihnen umſonſt die gehorſamen Diener machen. Wer's nicht vermag, der bleibe daheim!“ Da blieb nun nichts anderes übrig, Hans bezahlte und wanderte hundertmal müder und in allen Gliedern zerſchlagener nach dem Feſtplatze hinauf, als er geſtern Abend in die Stadt hereingekommen war.

Was ſollte er nun? Was hätte es ihm helfen können, wenn es ihm auch gelingen ſollte, raſch einen der Nummernbecher herauszuſchießen, die den Stolz und Schmuck anderer Schützen bilden, die ſich bei ihren Feſtausgaben nicht nach einem dürftigen Weberlöhnlein zu richten haben! Mit dieſer Frage ſtand Hans am Eingange des Feſtplatzes, über den erſt vereinzelte Schützen dahinſchritten, und ſchon war er halb entſchloſſen, ſogleich den Heimweg anzutreten, um wenigſtens von ſeinem Gelde zu retten, was noch zu retten war, als der Kanonen-

ſchuß durch die ſtille Morgenluft ſchütterte. Augenblicklich erkrachten vereinzelte Schüſſe im Schießſtande, und dieſem Laute vermochte Hans nun nicht mehr zu widerſtehen.

„Ein paar Franken hin oder her,“ murmelte er, raſch dem Schießſtande zuſchwenkend; „ich ſag's noch einmal, ob der Teufel ein wenig früher oder ſpäter einſchlägt, er bleibt doch nicht aus.“ Im Augenblicke waren ein Dutzend Kehrmarken gelöſt, und Hans befand ſich in einem leeren Scheibenſtande. Nochmals prüfte er mit geübtem Auge Licht und Entfernung, und als er den Kolben ſeiner guten Waffe an der Wange fühlte, war alles Leid, Sorge und Zorn, die ihn eben noch ſo mächtig bewegt, vergeſſen. Der Schuß krachte und draußen an der Scheibe flatterte ein Nummernfähnchen auf. „Ha, Hans,“ lächelte der Schütze beim Niederſtoßen der neuen Ladung ſich ſelbſt zu, „du biſt doch nicht der letzte von denen, die hier herumſtümpern.“ Der zweite Schuß knallte, und abermals erhob ſich draußen das Fähnchen. So geſchah es noch vier, fünf Mal, kaum daß ein einziger Schuß das fröhliche Zeichen nicht hervorrief. Jetzt plötzlich kam wieder ein tiefes Weh über den armen Schützen, und wie ermüdet oder von plötzlichem Unwohlſein ergriffen, lehnte er den Kopf zur Seite an den Standpfeiler. „Ach, warum haſt du nicht trockenes Brot gegeſſen und auf der Straße geſchlafen,“ klagte es in ihm, „es wäre vielleicht doch gegangen, du biſt ja gewohnt, ſo etwas zu ertragen.“

Er ließ den entladenen Stutzer aus der ſchlaffen Hand zur Seite gleiten, als ſich von hinten eine andere Hand auf ſeine Schulter legte und eine nicht unbekannte Stimme rief: „He, Staldenhans, ſo früh auf dem Platze, und doch das Schießen Dir ſchon entleidet!“ Erſchrocken wendete er ſich um und ſchaute in das Geſicht ſeines Fabrikherrn, der ihm freundlich die Hand entgegenreichte. „Was iſt's mit Dir, Hans, was machſt Du für ein Jammergeſicht? Meiner Treu, wenn mir

die Nummern herausflögen wie Dir, ich wollte einen ganz anderen Kopf aufsetzen. Ich glaube, Du haſt die Kugel ſicherer in der Hand als das Weberſchiffchen.“ Wie der Arme und Betrübte ſtets empfindlicher iſt als der Wohlbeſtellte und Fröhliche, ſo empfand auch Hans raſch den Vorwurf, der ſich in die letzten Worte des Fabrikherrn hineindeuten ließ, ohne daß dieſer vielleicht ſelbſt nur daran gedacht hatte. „Ich habe geſtern Arbeit geliefert bei Euch,“ erwiderte Hans verlegen, „und werde wohl bald wieder kommen.“

„Nun, nun,“ lachte der Fabrikherr, „hier haben wir an anderes zu denken, mein' ich; da, verſchieß' dieſe paar Marken, ich möchte Dir's gern ein wenig abgucken, bevor noch Alles heranſtürmt.“ Mit dieſen Worten zog der gut gelaunte Fabrikherr ein Päcklein Schießmarken hervor und Hans lud ſeinen Stutzer ſchweigend aufs Neue. Noch ein paar Schüſſe, die faſt Knall um Knall ihre Nummern zogen. „Hör' Hans,“ ſagte endlich der Fabrikant, „ich glaube, Du ſollteſt den richtigen Augenblick nicht verpaſſen; jetzt wäreſt Du zum Stechen aufgelegt, wie's vielleicht nicht wieder kommt.“ „Mir kommt's freilich nicht,“ entgegnete Hans trübe, „mein Geld reicht nicht zu ſolchen Glücksverſuchen.“ „Wie, Du wollteſt nicht ſtechen?“ fragte der Herr erſtaunt. Hans ſchüttelte den Kopf und erzählte dann mit wenigen Worten, wie er geſtern hergekommen und wie es ihm dieſen Morgen im Wirtshauſe ergangen ſei. Der Fabrikant murmelte einige unwillige Laute vor ſich hin, blickte dann rings um ſich und ſchob ſeinem Nebenmann mit raſcher Bewegung eine Anzahl großer Thaler in die Hand. „Da,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, „löſe augenblicklich Deinen Stichdoppel und probier' es, eh' ſich alles anfüllt.“ „Aber Herr,“ wollte der überraſchte Hans ſtottern, indem er das Geld noch in der offenen Hand zu wägen ſchien, „aber wie ſoll ich . . .“ „Still,“ flüſterte ihm der Fabrikant zu, „unſeren Handel braucht niemand zu wiſſen. Haſt Du Glück, ſo wirſt

Du gerne Halbpart mit mir machen; fehlt es Dir — nun, dann brauchst Du Dich nicht weiter zu kümmern darum. Jetzt nur vorwärts!"

Wie im Traume löste Hans um schweres Geld die verhängnisvollen Stichmarken, und noch halb träumend stand er der Scheibe „Vaterland" gegenüber. Hinter ihn stellten sich neben den Fabrikherrn auch andere Zuschauer, die bei diesem entscheidenden Spiele nie fehlen. Hans hob seine Waffe an die Wange; aber es schwamm ihm vor den Augen, er mußte sie wieder sinken lassen. „Ah, der hat auch das Stichfieber," hörte er neben sich eine lachende Stimme. Das Wort war in einem guten Augenblicke gesprochen. Hans fuhr rasch mit der Hand über Aug' und Stirne, legte an, und kaum schien er noch das Visier gefaßt zu haben, als die Mündung seines Stutzers Feuer spie. Ein paar lange, lautlose Augenblicke; dann erscholl Bravorufen und Händeklatschen. Hans hatte, so viel ließ sich jetzt schon erkennen, einen Meisterschuß gethan, der nicht leicht überboten werden konnte.

Mit einer Ehrerbietung, die Kunst und Glück in allen Lagen verschaffen, wurde dem unscheinbaren Schützen nun bereitwillig Platz gemacht, als er zum nächsten Schießstande trat. Hier zielte er lange, als ob der Schuß sich nicht aus dem Laufe lösen wollte, und doch war es diesmal kein Meisterschuß. „Willst Du nicht ein wenig ausruhen?" flüsterte ihm der Fabrikherr zu. „Nein," erwiderte Hans, „die nächsten werden schon wieder besser." Und so war es auch. Nach kaum einer Stunde wußte man, daß der Staldenhans bis jetzt den besten Schuß im „Vaterland" und auf drei weiteren Scheiben gute Treffer hatte. Nun saß er aber auch wie gelähmt in der Festhütte, und der silberne Becher, der unabläßig von allen Seiten gefüllt wurde, zitterte in seiner Hand, daß er ihn kaum an die Lippen zu bringen vermochte. Einige Zeit ließ er sich diese Ehrenbezeugungen gefallen, hätte er ja auch nicht gewußt,

wie er ſich ihrer erwehren ſollte. Aber plötzlich erhob er ſich und ſagte zu dem Fabrikherrn: „Jetzt iſt es hohe Zeit für mich, wenn ich noch auf die Nacht heimkommen ſoll. Meine Frau wird wohl ſchon die letzte Nacht bis an den Morgen auf mich gewartet haben.“ „So geht's nicht,“ erwiderte der Fabrikant, „bereits übermorgen findet die Verteilung der Hauptpreiſe ſtatt, und bis dahin mußt Du hier abwarten und zuſehen, was vorgeht; ich dagegen muß des Geſchäftes wegen nach Hauſe, wär' es nur, um meinen Comptoirherren ebenfalls noch einen kurzen Feſtbeſuch zu ermöglichen. Deiner Frau werde ich Bericht machen laſſen und ſie über Deine Abweſenheit vollkommen beruhigen. Hier haſt Du noch das Notwendige für Deinen verlängerten Aufenthalt.“

Hans empfing das dargebotene Geld jetzt ohne Sträuben, wußte er ja, daß er nun bald imſtande ſein werde, dasſelbe zurückzuerſtatten. Überhaupt kam ihm nun die ganze Welt und er ſich ſelbſt wie verwandelt vor. Das Feſtgedränge, das ihn geſtern faſt ſchwindlich gemacht und mehr beängſtigt als erquickt hatte, erſchien ihm jetzt wie ein breiter Freudenſtrom, der ſchimmernd daherwogte. Nur mußte er ſich immer von Neuem ſelbſt aufrütteln und ſich mit lauten, deutlichen Worten die Frage beantworten, ob das nicht Alles bloß ein ſchöner Traum ſei.

Am Abend kehrte er in einem anderen Gaſthofe ein, zu welchem er von einem Trupp Schützen wie im Triumphe geleitet wurde; aber obwohl die Rechnung, die er am Morgen erhielt, die geſtrige wohl um das Doppelte überſtieg, kam ſie ihm jetzt doch kaum beachtenswert vor. Ja, er that, was er in ſeinem Leben noch nie gethan, aber nun andere thun ſah, er verabreichte über den Betrag hinaus dem Kellner noch ein ordentliches Trinkgeld. „Ha,“ lachte er zu ſich ſelbſt im Stillen, „es iſt gar keine ſo ſchwere Kunſt, ein recht anſtändiger Mann zu ſein, wenn man nur die Mittel dazu im Sacke hat.“ Zum

Schießen ſelbſt hatte er keine beſondere Luſt mehr, ſeine Gedanken waren daheim bei Weib und Kind und ſchwärmten in traumhaften Bildern weit in die Zukunft hinaus. Doch fühlte er, daß ſeine Schützenehre noch eine weitere Probe von ihm verlange, und ſo ſchoß er, gleichſam ſpielend, raſch eine Anzahl Kehrnummern, mit denen er nach Feſtesbrauch ſeinen Hut ſchmückte. Auch an dieſem Tage wurde ſein Schuß in der Vaterlandsſcheibe nicht überboten, und am folgenden Morgen fand die Preisverteilung ſtatt. Eine ungeheure Volksmenge umdrängte den Gabentempel, die Kanonen donnerten, und die Feſtmuſik ließ ihre hellſten Fanfaren ertönen. Als Stalbenhans ſich als erſten Gewinner aufrufen hörte, wollte ihn von Neuem ein Schwindel erfaſſen, und kaum möchte er imſtande geweſen ſein, die Stufen des Gabentempels hinanzuſteigen, wäre er nicht von zwei kräftigen Schützen gefaßt, mehr hinaufgetragen als geführt worden.

Die Beglückwünſchungsrede, welche ein ſtattlicher Komiteeherr an ihn hielt, ſchlug wie ein unverſtandenes Getöſe an ſein Ohr, und kaum konnte er die großen, glänzenden Goldthaler unterſcheiden, aus denen ſein Preis beſtand und die in einem Sammtkäſtchen, das vaterländiſche Kreuz bildend, zierlich zuſammengeordnet waren. Auch die Treffer in den anderen Stichſcheiben trugen ihm noch eine Summe ein, zu deren Erwerb ſeine gewohnte Arbeit lange Jahre erfordert hätte. Und doch atmete der Glückliche tief und bang auf, als die Feierlichkeit endlich vorüber war, wie von einer bedrückenden Laſt befreit.

Für die Heimreiſe brauchte Hans nun keine weitere Sorge zu tragen. Nachdem noch einige Becher geleert waren, ſah er ſich, ohne nur recht zu wiſſen, wie ihm geſchah, auf dem bekränzten Wagen der Schützengeſellſchaft ſeines Fabrikſtädtchens, der unter jubelndem Zurufe und Muſikklängen von dannen fuhr. Hans ſelbſt jedoch miſchte ſich nicht in die laute Fröh-

lichkeit ſeiner mitfahrenden Feſtgenoſſen, und je näher die luſtige Fahrt ihrem Ziele kam, um ſo ſtiller wurde er. Im Städtchen angelangt, ließ er ſich auch nicht bewegen, im Gaſthauſe noch an einem Abſchiedstrunke teilzunehmen. Er warf ſeinen Stutzer an die Schulter und ſchritt, ſeine ſorglich zuſammengepackten Preiſe unter dem Arm, dem Hauſe des Fabrikherrn zu. Dieſer empfing ihn mit fröhlichem Händedrucke und ließ den ernſt und ſchweigſam ausſehenden Schützen ſeine Preiſe vor ſich auf dem Tiſche ausbreiten. „Da habt Ihr das Eurige," ſagte der Staldenhans, nachdem er mit dieſem Geſchäfte zu Ende gekommen; „ich habe erſt unterwegs recht bedacht, daß mir von all' dieſen Sachen eigentlich nichts gehört. Ohne Euer Geld wären ſie ja doch nie in meine Hände gekommen."

Der Fabrikherr ſah ihn zuerſt lachend, dann, da der andere ſo ruhig und ernſt blieb, ſelbſt ernſter werdend an und ſagte endlich: „Ich glaube wahrhaftig, Dir ſpukt noch der Feſtwein im Kopfe, Hans. Erſtatte mir, was ich Dir geliehen habe, denn begreiflicherweiſe iſt es mir mit dem „Halbpart", von dem ich Dir im Schießſtande geſprochen habe, nie ernſt geweſen; oder noch beſſer, wenn Du einverſtanden biſt, ich nehme dieſes ſilberne Trinkhorn, mit dem Du doch vielleicht nicht viel anzufangen wüßteſt, und zahle Dir das Betreffnis des Wertes, mein Darleihen abgerechnet, in guter Münze heraus. Iſt's Dir recht ſo?"

Hans ſchüttelte den Kopf und erhob die Hand wie zu einer entſchiedenen Abwehr. „Nein, Herr," ſagte er mit feſter Stimme; „wollt Ihr mir für die verlorene Zeit und meine Schüſſe einen Taglohn zahlen, wohl, ich nehm' ihn an. Sonſt bleibt's bei dem, was ich geſagt habe."

Der Fabrikherr betrachtete den ruhig vor ihm ſtehenden Mann eine gute Weile, ohne ein Wort zu ſagen. Dann öffnete er eine ſchwere Eiſenkiſte, die in der Ecke des Gemaches ſtand,

und entnahm derſelben ein Körbchen, das bis zum Rande mit glänzenden Silberthalern angefüllt war. Dieſe begann er ſchweigend in geordneten Reihen auf den Tiſch hinzuzählen bis derſelbe mehr als zur Hälfte bedeckt war. „Da ſieh' nach," ſagte er, „auf dieſe Summe ſind Deine ſämmtlichen Preiſe geſchätzt, und um dieſe Schätzung nehm' ich ſie an. Mit den großen Goldſtücken hier möchteſt Du Schwierigkeiten haben; eines davon magſt Du als Andenken behalten." Mit dieſen Worten teilte er die Thalerreihen in zwei gleiche Hälften, füllte die eine derſelben in einen kleinen Leinwandſack, den er, nachdem er ihn feſt zugebunden, dem Stalden hans zuſchob. „Jetzt mach', daß Du noch mit Einbruch der Nacht heim kommſt," rief er in faſt barſchem Tone, „halbpart hab' ich geſagt, und nun kein weiteres Wort mehr!" „Aber Herr," wollte Hans einwenden, „Ihr werdet doch nicht —" „Schweig, ſchweig," unterbrach ihn der Fabrikherr, indem er die Thüre öffnete, „ich habe jetzt keine Zeit zu unnützem Gerede; aber noch eins, komm' übermorgen wieder! Ich habe Dir dann vielleicht etwas zu ſagen." Hans nahm das Säcklein unter den Arm und ſtolperte damit faſt taumelnd in den Hof hinunter. Dort zog er ſeinen Karren hervor, wickelte Geld und Stutzer zuſammen in das Decktuch und zog von dannen.

Wie ganz anders hatte ſich Hans die letzten Tage über und ſelbſt dieſen Morgen noch die Heimkehr an den Stalden gedacht, als ſie jetzt vor ihm lag. Erſt als er ſeine Preiſe feſt und ſicher in der Hand gehalten und das Feſtgepränge allmählich hinter ihm geblieben, war eine ſeltſame, faſt peinliche Empfindung über ihn gekommen. Es war ihm, als ob er aus dem Traume, in dem er ſeit ſeinen Meiſterſchüſſen zu wandeln ſich oft gefürchtet hatte, nun wirklich erwacht wäre. „Das Geld gehört ja nicht dir," rief es in ihm, „mit Ehren darfſt du nichts behalten davon; der Gewinn gehört demjenigen, der den Einſatz dafür gewagt, und ſelbſt wenn es anders

wäre, es iſt doch kein redlich verdientes Geld, nicht der Lohn für ehrliche Arbeit und Mühe, es iſt ein flüchtiger Spielergewinn, der keinen Segen bringen kann.“ Es half dem armen Manne ganz und gar nicht, daß er dieſe peinlichen Gedanken mit aller Gewalt zu verſcheuchen ſuchte und ſich langſam und deutlich vorſagte, wie noch hundert Andere ſich ihrer geringeren Gewinne doch ebenſo aufrichtig freuten, als ob ſie aus dem ehrlichſten und redlichſten Erwerbe gefloſſen wären. Es nützte ihm auch nichts ſich vorzurechnen, daß er mit dieſen Schützenthalern ſeine Schulden ebenſo gut bezahlen könne, als wäre jeder derſelben im Schweiße ſchwerer Arbeit gebadet, und daß ſie ihm die täglichen Mühen und Sorgen ebenſo gut erleichtern würden, als wenn er ſie, wie Andere, von Eltern oder Verwandten ererbt hätte. Deshalb würde er die ganze Summe ohne Betrübnis dem Fabrikherrn überlaſſen haben, und was er dieſem geſagt, war ſein heiliger Ernſt geweſen. Auch jetzt, da er mit ſeinem Karren am ſinkenden Abend die einſame Straße dahinzog, blieb er manchmal ſtehen, um ſich überlaut zuzurufen: „Sei kein Narr, Hans! Das Geld, das du da heimführſt, gehört dir von Gott und Rechts wegen. Haſt du ja den braven Fabrikherrn, der doch weiß, was gilt in der Welt, ernſtlich böſe gemacht, daß du nicht noch viel mehr von dem Gewinne behalten wollteſt!“ All' das wollte wenig fruchten, und ſchon hundertmal war Hans mit einem geringen Ueberlöhnlein in der Taſche fröhlicher heimgekehrt, als jetzt mit dem ſchweren Thalerſacke. Faſt fürchtete er ſich, ſeiner Frau unter die Augen zu treten, und dieſe Furcht ſchien keineswegs ganz unbegründet. Denn als er nach ſchon eingebrochener Nacht in die Stube trat, warf ſich ihm Mareili, das durch den Fabrikanten von Allem unterrichtet worden, laut weinend in die Arme. Hans wußte nicht, waren das Thränen der Freude oder der Angſt und Betrübnis.

Am folgenden Morgen hatte ſich das Gerücht von dem Schützenglück des Staldenhans ſchon wie ein Lauffeuer durch das Dorf verbreitet mit all' den ungeheuerlichen Übertreibungen, die ſolche Ereigniſſe ſtets zu begleiten pflegen. Von allen Seiten ſtrömten Neugierige dem Staldenhäuschen zu, um die unerhörten Schätze anzuſtaunen und ihren Beſitzer zu beglückwünſchen und zu beneiden. Hans wies alle kurz, faſt mürriſch ab, während er ſich unaufhörlich mit dem Gedanken beſchäftigte, was ihm der Fabrikherr am nächſten Tage wohl zu ſagen habe. Er machte ſich deshalb auch ſchon vor Tagesanbruch auf den Weg und ſtand vor dem Hauſe in der Stadt, als noch kaum die Thüre geöffnet worden war. „Ei, Du biſt früh," rief ihm der Fabrikant entgegen, „doch iſt mir's auch recht. Ich liebe pünktliche Leute. Nun höre, kurz und gut, was ich mir für einen Plan ausgedacht habe. Ich weiß, Du kennſt die Weberei aus dem Fundamente; aber es iſt mir auch nicht entgangen, daß Du am Weben ſelbſt keine rechte Luſt haſt. Vielleicht iſt es Dir zu einförmig, vielleicht findeſt Du, daß Deine Kraft und Einſicht zu Einträglicherem ausreichen würde. Genug, Du weißt, ich habe in Deinem Dorfe und in der ganzen dortigen Gegend herum eine beträchtliche Zahl von Arbeitern, für die ich mir längſt eine beſſere Beaufſichtigung und eine den Leuten bequemer gelegene Ablieferungsſtation gewünſcht hätte. Jetzt geht ihnen gewöhnlich ein ganzer Arbeitstag verloren, wenn ſie ihr Gewebe hieher bringen ſollen. Aber zu meinem Zwecke bedarf ich nicht nur eines umſichtigen, ſondern auch eines durchaus redlichen und gewiſſenhaften Mannes, den ich in Dir nun gefunden zu haben glaube. Willſt Du das Geſchäft übernehmen, Hans?"

Der Gefragte wußte vor Überraſchung nicht ſogleich eine Antwort zu geben, und der Fabrikherr ſchien eine ſolche auch nicht durchaus für notwendig zu halten. „Natürlich nähme das Geſchäft nicht Deine ganze Zeit in Anſpruch, vielleicht

kaum die Hälfte derſelben. Du kannſt alſo Deine eigene Weberei immer noch daneben fortſetzen oder auch etwas anderes betreiben; nur wäre es wünſchenswert, daß Du gewöhnlich zu Hauſe oder wenigſtens in der Nähe anzutreffen wäreſt, wenn dieſe oder jene Anfrage an Dich käme. An der Hälfte Deines Schützengewinnes, den Du geſtern hier gelaſſen, habe ich eine Hinterlage, die mich im Notfalle ſchadlos halten ſoll, wenn Du durch Nachläſſigkeit oder Unachtſamkeit mich in Schaden bringen würdeſt. Über die weiteren Bedingungen werden wir ſchon einig werden, wenn die Sache erſt einmal in Gang gebracht iſt. Nun?"

„Ich nehme Euer Anerbieten mit tauſend Dank an, wenn Ihr glaubt, daß ich dem Geſchäft gewachſen ſei," antwortete Hans, der ſich von ſeiner erſten Überraſchung wieder etwas zurecht gefunden hatte; „aber faſt muß ich lachen, daß Ihr Euch für die Fehler und Verſtöße, die mir begegnen könnten, an Eurem eigenen Gelde ſchadlos halten wollt. Drum hinterleg' ich Euch mit einem kleinen Abzug die andere Hälfte, die ich vorgeſtern nur gleich hier hätte laſſen ſollen."

„Schwatze keine Thorheiten, Hans," ſagte der Fabrikant halb ernſt, halb lachend, „melde Dich in zwei Stunden auf dem Comptoir, und es wird Dir Alles ausführlich ſchriftlich mitgeteilt werden, was Du in Bezug auf unſer neues Geſchäft zu thun und zu wiſſen haſt."

Hans wollte ſich unter neuer Dankesbezeugung entfernen, als ihn der Fabrikant noch fragte: „Ja, wenn es erlaubt iſt, haſt Du Dich eigentlich ſchon beſonnen, was Du mit Deinem Gelde anfangen willſt?" „Nein," erwiderte Hans in verlegener Aufrichtigkeit; „da Ihr es nun einmal nicht wollt, weiß ich nach Abbezahlung meiner Schulden wahrhaftig nicht, was ich damit beginnen ſoll."

Der Fabrikherr lachte abermals. „Ich weiß Dir nur einen Rat," ſagte er dann nach kurzem Beſinnen, „einmal ſtelle Dir

nicht vor, daß das bischen, das Du jetzt haſt, viel Geld ſei. Drum halte es klug zuſammen und überlege mit Deiner Frau, wie Ihr's anwenden wollt. Am beſten, denk' ich, iſt's, Ihr erwerbt Euch etwas dafür, das Euch niemand ſtehlen kann; lieber noch ein Stück Land, als Dein Staldenhäuschen, das Dir ſpäter vielleicht doch nicht mehr anſtehen möchte."

Als der Staldenhans mit dieſen Berichten nach Hauſe kam, flog ein helles Aufleuchten über das noch immer kummerbleiche Geſicht ſeiner Frau weg. „Nun darf ich mich erſt Deines Gewinnſtes freuen," rief ſie, „da ich ſehe, wie wir denſelben durch redliche Arbeit ſegnen können; bisher hat mir das ſchöne Geld faſt angſt gemacht, ſchon weil Du —" „Nun," fragte Hans aufblickend, da Mareili ſtockte, „warum ſoll es Dir angſt gemacht haben?" „Weil Du den Anfang dazu mit einer Unwahrheit gemacht haſt," erwiderte Mareili leiſe. „Du biſt gut und brav," erwiderte Hans ebenſo leiſe, indem er die Hand auf die noch immer vollen, blonden Haarwellen ſeines Weibchens legte; „aber jetzt ſoll vor allem der Bäcker bezahlt werden." Er nahm das benötigte Geld und ging. Aber ſeltſam, der Bäcker that nun, als ob er noch nie daran gedacht habe, die kleine Schuld einzufordern. „Das hätte gar nicht preſſiert, Staldenhans," rief er, „es iſt ja nicht der Mühe wert." „Ich danke Dir," entgegnete Hans kurz, „daß Du meiner Frau geborgt haſt, als es nötig war; das Übrige wollen wir laſſen, wie es iſt." Als er am Wirtshauſe vorüberging, ſtreckten ſich mehrere Köpfe zum Fenſter hinaus, um ihn fröhlich hineinzurufen; ſogar der alte Ammann war unter ihnen. „Ein andermal," erwiderte Hans, „heute hab' ich keine Zeit dazu."

Aber noch ganz andere Erfahrungen von der raſchen Wandelbarkeit menſchlichen Verhaltens ſollte der Staldenhans machen. Bisher war es ihm nie geglückt, ſelbſt den unbeachtetſten Diſtelwinkel zu bekommen, um ein Körbchen Erdäpfel darin zu pflanzen; verſuchte er gelegentlich in dieſem Sinne da oder

dort auf den Busch zu klopfen, so schien es, als ob jedem Landbesitzer selbst das abgelegenste Steinbord zur Erhaltung seines Heimwesens unerläßlich wäre. Jetzt jedoch, da es verlautbarte, Hans wünsche einen Acker zu kaufen, war mit einem Schlage der ganze Stalden feil geworden. Freilich wurden im Dorfe immer auch noch die fabelhaftesten Gerüchte über die Gewinne des Schützen geglaubt. Unter diesen Umständen erhielt Hans von dem Bauern, bei dem er bis zum Herannahen des Schützenfestes gearbeitet, einen Rat, den er getreulich zu befolgen beschloß. „Willst Du etwas kaufen," sagte der Mann, „so hänge Dich nicht an ein Stück, das gerade jetzt das abträglichste scheint oder auch wirklich ist. Sieh auf guten Grund und Boden, aber womöglich auf vernachlässigten und verwahrlosten; den erhältst Du um geringes Geld und kannst seinen Wert durch Arbeit in kurzer Zeit verdoppeln und verdreifachen. Du verstehst ja die Feldarbeit, sie geht Dir von der Hand, ich weiß es." So kaufte denn Hans unten am Stalden um billigen Preis ein ziemlich umfangreiches Stück Land, das, niemand wußte zu sagen woher oder wie es geschah, im ganzen Dorfe sofort den Namen „Schützenacker" erhielt.

Hans empfand, als er zum erstenmale langsam sein Besitztum in die Kreuz und Quer von einer Marke zur anderen durchschritt, ein Gefühl, von dem er in seinem Leben noch nie einen Anhauch verspürt hatte, selbst damals nicht, da ihn nach dem Meisterschusse auf dem Schützenfeste die ersten Bravorufe umrauschten. Es kam ihm vor, er sei wohl um Kopfeslänge größer geworden, seine Brust habe sich ausgedehnt und selbst der Boden stehe fester unter seinen Füßen. Mareili trippelte, das kleinste Kind auf dem Arme, die zwei anderen an der Schürze, neben ihm her; bald emsig plaudernd, bald still vor sich hinlächelnd, bald wieder sich heimlich die Augen trocknend. Von dem Tage an ging aber auch ein ganz neues Leben für das gute Weiblein auf. Vom frühen Morgen bis in die sinkende

Nacht hantierte es auf dem neuen Acker ohne Ermüden, das jüngſte Kind wohl eingewickelt in einem Korbe an den Schatten geſtellt, die größeren zu mancherlei kleiner Handleiſtung anweiſend. Da wurde jedes Blättchen Unkraut ausgejätet, jedes Steinchen zuſammengeleſen, und obwohl für dieſes Jahr durch ſolche Mühe und Arbeit nicht mehr viel zu erzielen war, ſah der Schützenacker doch ſchon nach wenigen Monaten wie verwandelt aus. Die gütige Natur iſt jederzeit dankbar für die Hingebung und Sorgfalt, die ihr der Menſch entgegenbringt. Hans unterſtützte mit ſeiner ausgiebigeren Kraft dieſe Arbeit, ſo viel ihm ſeine neu übernommenen Geſchäfte Zeit geſtatteten. Und ſo oft er den Acker nur betrat, wandelte ihn wieder das ſeltſam erhebende, ſichere Gefühl an, das ihn beim erſten Durchſchreiten desſelben belebt, und oft ſehnte er ſich ſchon ſtundenlang aus den mancherlei kleinen Widerwärtigkeiten ſeiner Geſchäftsarbeit heraus nach der Stille ſeines Schützenackers. An ſchönen Sonntagnachmittagen wurde nun freilich auch der Stutzer nicht mehr vergeſſen, doch jetzt wie früher waren es immer nur wenige, aber ſorgfältig gezielte Kugeln, die nach der Scheibe hinausflogen.

So vergingen drei, vier Jahre. Im Staldenhäuschen herrſchte immer noch kein Überfluß, und obwohl ſich die Vorausſage des wohlmeinenden Bauern bereits vollſtändig bewährt hatte, ſo vermochten die Erträgniſſe des Schützenackers den täglichen Lebensbedarf der heranwachſenden Familie doch keineswegs vollſtändig zu decken. Immerhin aber war Hans imſtande, einen guten Teil ſeines geſchäftlichen Erwerbes bei Seite zu legen, und nun war ſchon wieder ein Stümmchen beiſammen, mit welchem ein an den Schützenacker grenzendes Grundſtück angekauft werden konnte. In einem viel kürzeren Zeitraume wiederholte ſich dieſes Verfahren, und nach zehn bis zwölf Jahren war der ſtetig anwachſende Schützenacker nicht nur eines der einträglichſten, ſondern auch eines der größten zu-

ſammenhängenden Grundſtücke im ganzen Dorfe. Dazu kam das Gute, daß ſich Mareili ob ſeiner geſegneten Arbeit von Jahr zu Jahr zu verjüngen ſchien. Es ſah jetzt kräftiger und blühender aus als im erſten Jahre ſeines Hausſtandes. Auch mit Hans ſelbſt war in dieſer Zeit manche Veränderung vorgegangen. Durch ſeinen geſchäftlichen Verkehr war er nicht nur mit ſeinem ihm ſtets gewogenen Fabrikherrn in nähere Berührung gekommen, ſondern auch noch mit vielen anderen gebildeten und einſichtigen Männern und hatte, dadurch angeregt und von Natur wohlbegabt, ſelbſt an Bildung und Einſicht mehr und mehr zugenommen. In mancherlei Gemeindeangelegenheiten galt ſein Wort ſchon lange als ein gewichtiges und entſcheidendes. Längſt hatte er auch daran gedacht, ſein Staldenhäuschen mit einem anderen Wohnſitz zu vertauſchen; ſo traut ihm dasſelbe ſchon um ſeiner Jugenderinnerungen geweſen und ſo lieb es ihm ſeitdem geworden, jetzt bot es ihm keinen hinlänglichen Raum mehr. Seit Jahren bereits war er zum Pachte einer etwas abgelegenen Scheuer genötigt, um ſeine Vorräte und ſeinen ſich mehrenden Viehſtand unterzubringen. Doch während er ſich noch mit dem Zweifel herumtrug, ob er ſich ein eigenes Haus bauen oder auf einen gelegenen Kauf im Dorfe warten ſolle, kam aus dem Städtchen die unerwartete Trauerbotſchaft von dem plötzlichen Tode des Fabrikherrn. Zwar hatte derſelbe ſchon ſeit einiger Zeit über körperliches Unbehagen und Schwindelanfälle geklagt; aber da er gleichwohl noch immer rüſtig und für ſein Alter faſt blühend ausſah, mochte niemand an eine Gefahr denken, bis ihn nun ein Schlaganfall mitten aus ſeiner Thätigkeit in wenigen Stunden weggerafft hatte. Hans trug aufrichtiges Leid um den Tod des wackeren Herrn, dem er ſo vieles zu verdanken hatte; und auch noch in anderer Beziehung drohte dieſer Todesfall tiefer in ſeine Lebensverhältniſſe einzugreifen. Der Verſtorbene nämlich hinterließ keinen Sohn, der an ſeine

Stelle getreten wäre; seine einzige Tochter war in weiter Ferne verheiratet, und so mußte sein ganzes Geschäft in fremde Hände übergehen, wenn es nicht vollständig aufgegeben wurde. Hans hätte nun zwar an der Bearbeitung seines Grundeigentums völlig ausreichende Beschäftigung gefunden, wie sie ihm auch die größte Befriedigung gewährte; aber die schöne Beihilfe, die ihm sein Fabrikationserwerb gebracht, wäre ihm doch noch immer sehr wohl zu statten gekommen, zumal seine älteren Kinder nun auch schon hinlänglich herangewachsen waren, um bei der Feldarbeit eine tüchtige Lücke auszufüllen. Mit erneuter Dankbarkeit mußte er dabei an den Rat des Verstorbenen denken, der ihn an den Erwerb eines festen, den Wechselfällen des Lebens nicht so leicht unterworfenen Besitztumes hingewiesen hatte. Wie wäre es nun wohl um ihn bestellt gewesen, wenn er seine ganze Existenz auf den industriellen Erwerb gestellt, wenn dieser selbst sich nicht in den Leben und Sterben überdauernden Schützenacker umgewandelt hätte! Mitten unter diesen Betrachtungen wurde Hans wenige Wochen nach dem Tode des Fabrikherrn vor das städtische Gericht beschieden zur Eröffnung einer Mitteilung, bei welcher ihm ungefähr zu Mute wurde, wie in jenem Augenblicke, als er das Kästchen mit dem ersten Schützenpreise empfing.

Der Fabrikherr selbst nämlich hatte seinen Anteil an dem Schützengewinne in einem besonderen Zweige seines Geschäftes angelegt und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß der Gesamtbetrag jetzt für ein bescheidenes Vermögen angesehen werden konnte. Dieser ganze Betrag aber war durch eine besondere Verfügung des Verstorbenen dem Staldenhans vermacht und zwar mit einer Begründung, die dem überraschten Erben zur größeren Ehre gereichte, als selbst das reichste Erbe sie hätte gewähren können. Hans war dadurch mit einem Male zum gemachten Manne erhoben, der in seinem Dorfe wohl keinem mehr nachzustehen hatte.

Nicht so gut war es im Laufe dieser Jahre einem andern ergangen, der dem Staldenmareili am wichtigsten Tage seines Lebens einen so bitteren Schmerz bereitet hatte. Der Sohn des Ammanns, der einst Mareili als Hudelbraut ausgerufen, war schon früh in üble Geleise geraten und hatte seine Eltern durch manchen schlimmen Streich in schweres Leid und schweren Schaden gebracht. Endlich verschwand er über das weite Weltmeer, um wenigstens der rächenden Hand des Gesetzes zu entfliehen. Aber die Ehre und der Wohlstand seines väterlichen Hauses waren bis ins tiefste Mark erschüttert, und die erlahmende Kraft des einst so trotzigen Vaters vermochte den völligen Verfall nicht mehr aufzuhalten.

Kaum ein Vierteljahr, nachdem der Staldenhans seine unerwartete Erbschaft gemacht, mußte der alte Ammann Haus und Hof fahren lassen, und in der ganzen Umgegend hätte sich kein geeigneterer Käufer finden können, als eben der Staldenhans. Daß dieser denn in nicht gar langer Zeit auch der Amtsnachfolger seines Hausvorgängers wurde, brauchte niemanden zu wundern; er wäre hiefür schon längst der Wägste und Beste in der Gemeinde gewesen. Das zeigte er durch eine langjährige Amtsführung, durch eine allem Tüchtigen und Gemeinnützigen unermüdlich zugewandte Thätigkeit. Davon legten auch seine Mitbürger noch ein dankbares Zeugnis ab, als sie ihm am Schlusse seiner Tage ein letztes Ehrengeleite veranstalteten, wie das Dorf noch nie eines gesehen, wie aber früher auch nie eines möglich gewesen wäre.

Unter den gegenwärtigen Schöpfungen, die der Staldenhans im Laufe seiner öffentlichen Thätigkeit angeregt und ins Leben gerufen, war eine seiner liebsten der Schützenverein, der durch eifrige Pflege der edlen Waffenkunst die roheren Vergnügungen im Dorfe allmählich zu verdrängen wußte. Hans selbst handhabte den Stutzer noch über die Schwelle seines Greisenalters hinaus mit unabänderlicher Sicherheit.

Auch an den großen, eidgenössischen Schützentagen beteiligte er sich mit warmer Begeisterung, wenn dieselben nicht in allzugroßer Ferne abgehalten wurden; dagegen hätte er nie mehr vermocht, auf die Stichscheiben zu schießen. Das war eine Grille, an welcher er unverbrüchlich fest hielt. „Man soll das Glück nicht unnötig versuchen," pflegte er zu sagen, „oder anderen bei ihren Versuchen in den Weg treten. Im Übrigen ist ein solcher Glücksgewinn ein zweischneidiges Messer, und mein braves Mareili hatte wohl recht damals — er gereicht nur da zum Gedeihen, wo er durch redliche Arbeit gesegnet wird."

18,4655

Gesammelte Erzählungen

von

Jakob Frey.

V. Band.

Aarau
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.
1897.

Inhalt.

	Seite
Die Waise von Holligen	1
Der letzte Hirt im Dorfe	277
Beigabe	
Jakob Frey. Ein Lebensbild von Adolf Frey. Mit einem Bildnis	1
Bibliographisches Verzeichnis	129

Die Waiſe von Holligen.

Erzählung aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenoſſenſchaft.

(1859.)

Erſtes Kapitel.

Wer jemals die an reizenden Naturbildern ſo geſegneten Umgebungen Berns durchſtreift hat, erinnert ſich jenes Schlößleins, das, etwa zehn Minuten weſtlich der Stadt, nahe an der Freiburger Straße in einem ſtillen Wieſengrunde liegt. Zu einem bequemen, mit allen Vorteilen der Menſchennähe verſehenen und doch wieder recht einſamen Edelſitze könnte kaum eine günſtigere Lage gefunden werden. Der dunkle Waldhintergrund, der ſich in einem großen Halbkreiſe aufthut, ſcheint uns ſchon mit anmutiger Abgeſchiedenheit zu empfangen, während der geſchäftige Lärm der Stadtſtraßen dem Ohre kaum verklungen iſt.

Im Sommer wird in einiger Entfernung von dem ganzen Bauwerke nichts bemerkbar, als der Giebel des Turmes, der aus einem kleinen Walde mächtiger Linden- und Kaſtanienbäume emportaucht. Geht man aber von der Straße ſeitwärts dem Bache entlang, ſo nimmt uns bald eine lange Allee auf, an deren Ende ein ſtattliches Portal entgegenſchimmert. In dem Hofthore ſelbſt, aus ſchwerem Eiſenwerke gebildet und oben mit einem maſſiven Steinportale überwölbt, öffnet ſich ein kleines Gitterpförtchen, das in den gepflaſterten Hofraum

treten läßt. Linksab, entlang der ziemlich hohen Umfangemauer, dehnt sich ein dichtes Nadel- und Laubgebüsch, in das sich dunkelverschlungene Pfade verlieren; zur Rechten erheben sich einige Wirtschaftsgebäude, während mitten aus dem Raume der umfangreiche, viereckige Schloßturm emporsteigt. Sein Aussehen beweist auf den ersten Blick, daß sich an ihm die Bedürfnisse und Anforderungen verschiedener Zeitalter geltend gemacht haben. Der untere Teil der Mauern, sichtlich aus schweren Findlingen und mit eng eingekerbten Fenstern gebaut, erinnert an jene dunkeln Tage, wo bei dem Baue einer Wohnung mehr auf Stärke und Sicherheit, als auf Anmut und Bequemlichkeit Bedacht genommen werden mußte; die breiten, hohen Fensterlichter der obern Stockwerke dagegen beurkunden einen Ursprung, der dem häuslichen Leben freundlichere und mildere Gewohnheiten gestattet hatte.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war das Schloß im Besitze einer angesehenen Berner Patrizierfamilie, die übrigens, in diesem Zweige wenigstens, nur noch aus Vater und Tochter bestand. Der Oberst hatte seine besten Lebensjahre in holländischen Diensten zugebracht und dort jenen Ernst, die fast puritanisch strengen Ansichten gewonnen, welche die holländischen Offiziere so scharf von ihren Standesgenossen unterschieden, die aus Frankreich wohl feinere gesellige Formen, aber dabei auch eine bedenkliche Laxheit der Sitten heimgebracht hatten. Er stand bereits stark in den Sechszigen, aber noch aufrecht und stramm wie sein Schloßturm. Die Tochter dagegen, Fräulein Adelaide, trug den Schmuck der eigentümlich auszeichnenden Frauenschönheit, die selbst der Neid dem Bernerlande oder wenigstens jenen Gegenden, in denen sich einst allemannisches und burgundisches Blut gemischt hat, lassen muß.

Es war an einem der letzten Dezemberabende des Jahres 1797, als sich in dem Empfangssaale des Schlosses eine Gesellschaft von Männern versammelt hatte. Während die Einen

durch Haltung und Bewegung verrieten, daß sie ihre Tage in Reih' und Glied vor der Front zugebracht, zeigten sich im Benehmen Anderer ebenso deutlich die Angewöhnungen des friedlichen und bequemen Bürgerlebens; ein feinerer Blick hätte sogar am Ausdrucke der Gesichter erraten, daß sich hier abweichende, wo nicht feindselig gegenüber stehende Lebensanschauungen zusammenfanden. Und so war's in Wirklichkeit.

Es war damals eine trübe, ahnungsschwangere Zeit, und eine erdrückende Schwüle schien besonders auf der einst so gewaltigen Hauptstadt der Republik Bern zu lasten; nicht bloß weil der bedrohliche Geist der Neuerung in den Unterthanenlanden, in der Waadt und im Aargau, bereits in den Trotz offener Rebellion umgeschlagen hatte, während der eroberungslustige Feind hart an der Grenze lauerte, sondern vor Allem, weil im Herzen des Regimentes selbst Zwietracht und Mißtrauen herrschten. Die entschlossenen Verfechter althergebrachter Ordnung, die sich um den greisen Schultheißen Steiger schaarten, gaben sich keine Mühe, zu verhehlen, daß sie in einigen jüngern ihrer Ratskollegen nichts mehr und nichts minder als geheime Verbündete der Revolution sahen; nicht etwa weil diese Jüngern an den Sturz des patrizischen Regiments dachten, sondern bloß weil sie schüchtern meinten, es wäre klug, den nicht regimentsfähigen Bürgern von Bern, den Bürgern der Landstädte und endlich auch den Unterthanen einige Konzessionen zu machen.

Der Oberst selbst war durch Geburt und Erziehung ein entschiedener Aristokrat, der sich vor dem Wehen der neuen Zeit in sich zusammenschloß; aber mit dem Takte eines warmen patriotischen Gefühles sah er, daß dem äußern Feinde gegenüber nur innere Eintracht retten könne, und daher stammte sein Bemühen, Männer verschiedener Stellungen und Ansichten in seinem Hause zusammenzubringen. Freilich brachte dieses Opfer geringe Früchte. Man stritt sich über die Zustände und

Tagesereigniſſe am gaſtlichen Kaminfeuer wie im Ratsſaale, oft nur unverholener und anzüglicher, und gewöhnlich ging Jeder in ſeiner perſönlichen Anſicht gefeſtigter nach Hauſe, als er gekommen war.

Auch heute hatte die Unterhaltung, da man eben die Nachricht von der Einnahme des Schloſſes Chillon durch die Viviſer Bürger erhalten, bereits einen ſehr gereizten Ton angenommen. Fräulein Adelaide, die gegen Alle mit der gleichen Liebenswürdigkeit die Honneurs des Hauſes machte, wußte wohl ſchon aus Erfahrung, daß auf dieſem Wege weder ein geſelliger, noch politiſcher Zweck erreicht würde, und ſagte daher, ſich an einen bleichen, gewöhnlich ſtillen Gaſt wendend: „Nun, lieber Doktor, da ſich die Herren über den Verluſt des Waſſerſchloſſes im Genferſee nicht einigen können, ſollten Sie uns einmal die längſt verſprochene Entſtehungsgeſchichte unſeres Landſchlößchens zum Beſten geben. Nicht wahr, Sie thun es?“ Die übrige Geſellſchaft war mit dieſer Wendung einverſtanden, und als auch der Hausherr den Wunſch ſeiner Tochter unterſtützte, erzählte der Aufgeforderte:

„Nach der gewöhnlichen Annahme fällt die Erbauung dieſes Schloſſes, das in ältern Urkunden bald Hollingen, bald Hollanden genannt wird, wie Viele von Ihnen wiſſen werden, in das Jahr 1427; eine andere Überlieferung verſetzt dieſelbe in eine etwas ſpätere Zeit und nennt als Erbauer den Junker Hans von Andern, einen Sohn jenes Schultheißen Wilhelm von Dießbach, der nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Bern mächtig geweſen.

„Dieſer Junker hatte am franzöſiſchen Königshofe ein Fräulein aus vornehmem Geſchlechte lieb gewonnen, das er als eheliches Gemahl in die Heimat zu führen gedachte; da aber damals von den ſtattlichen Häuſern, die heute Berns Stolz und Zierde bilden, noch nichts zu ſehen war, ſo beſchloß er, ſeinem adeligen Lieb eine eigene ſtandesgemäße Wohnung

zu bauen, in der es Pracht und Glanz des elterlichen Schlosses eher vergessen möchte. Und hiezu ward dieser stille Wiesengrund, an dem zu jener Frist nur eine Mühle ihr Klappern hören ließ, ausersehen.

„Der Bau wurde mit der Eile gefördert, die von einem jungen Herzen, das sich nach dem Besitze seiner Liebe sehnt, zu erwarten stand. In Jahresfrist waren die Wetterfahnen auf dem Turme aufgesteckt; den geräumigen Hof umzogen hohe, mit Schießscharten und Brustwehren wohlversehene Mauern, und am Portale prangte das untadelige Wappen derer von Dießbach. Als aber die fremde Dame das neue Schloß betrat, warf sie den Kopf zurück und meinte höhnisch, das sehe ja gerade aus, wie die Taubenhäuser auf den Dächern ihrer Väterburg an der Loire. Nicht einmal eine Klingelschnur sei in dem Verschlage angebracht.

Dem Junker Johann, der seine wohlmeinende Liebe so übel verdankt sah, gingen diese kränkenden Worte tief zu Herzen; die vermißte Klingelschnur aber, wenn auch im Lande noch gänzlich unbekannt, da die Edelfrauen ihre Dienstboten etwa durch ein silbernes Pfeifchen herbeizurufen pflegten, wurde alsbald nachgeholt, nur fast in trotzigem Übermaße. In allen Gängen des Turmes und in den Kammern der Dienstboten wurden eherne Glöcklein aufgehängt, die alle zusammen durch einen Zugdraht verbunden waren, der in einem schweren silbernen Handringe im Gemache der Edeldame auslief. Diese Einrichtung war jedoch keineswegs genügend, den anspruchsvollen Sinn der Herrin zufrieden zu stellen. Ihre müßigen Launen ersannen mit jedem Tage neue Unbill, die ihr alsgemach das Herz des Gatten entfremdeten und namentlich dem Gesinde zur schwersten Lebensplage wurden.

Einmal in kalter Winternacht ertönten plötzlich alle Glöcklein mit so anhaltendem Geschelle, daß selbst die in den Hofgebäuden schlafenden Dienstleute aufgeschreckt wurden. Alles

lief, ein Unglück befürchtend, in ängstlicher Eile nach dem Gemache der Edelfrau. Diese aber saß ruhig in ihrem Lehnstuhle und sagte den Hereinstürzenden spöttisch, sie selbst habe keine Lust zum Schlafen und wolle darum auch nicht leiden, daß Andere der Ruhe pflegen.

Diese arge Laune wäre mit andern ähnlichen dahingegangen, wenn sie nicht eine unvorhergesehene, traurige Folge gehabt hätte. Zur selben Stunde nämlich war die junge Frau des Thorwärters eines Mägdleins genesen; der plötzlich entstandene Alarm ergriff die schwache Wöchnerin dergestalt, daß ihr der kalte Schreck nach dem Herzen fuhr und sie beim ersten Morgenscheine eine Leiche war. In seinem Schmerze verfluchte der Thorwärter, das wimmernde Kindlein auf dem Arme, die Edelfrau, daß sie so lange keine Ruh' finden möge und ihre Glöcklein läuten müsse, als eine Waise nach der Mutterbrust schreie. Der Schloßherr selbst ließ seine Gemahlin über ihre herzlose That mit harten Worten an; diese jedoch war nicht gewillt, sich solches gefallen zu lassen, und zog im Zorne von dannen nach ihrer Heimat zurück. Aber wenige Monden vergingen, und es kam die Botschaft, daß sie eines jähen, gewaltsamen Todes gestorben sei.

Kaum einige Wochen nach dem Eintreffen der Botschaft erklangen nächtlicherweile sämtliche Glöcklein des Turmes gerade wie in jener Mitternacht, da des Thorwärters junges Weib zu unglückseliger Stunde ein Mägdlein geboren. Das Gesinde fuhr aus dem Schlafe, und der treue Kurt, der in seines Herrn Nähe schlief, stürzte schreckenbleich in dessen Schlafgemach; der Junker aber richtete sich verwundert in seinem Bette auf und begehrte zu wissen, was die ungebetene Störung bedeuten solle. Von dem schrillen Glockengeläute hatte er keinen Laut gehört. Durch die übereinstimmenden Aussagen der herbeieilenden Dienerschaft jedoch von dem Vorfalle überzeugt, befahl er, den Turm mit Windlichtern und Fackeln zu durch-

ſuchen von der Eingangspforte bis unter den Giebel hinauf, während er ſelbſt ſich nach dem Gemache der verſtorbenen Herrin begab. Es war ſeit ihrer Abreiſe nie mehr geöffnet worden; der Schlüſſel drehte ſich nur mühſam in dem bereits roſtenden Schloſſe, und drinnen war kein Stuhl, kein Schemelchen, kein Teppich verrückt; die geſchloſſenen Fenſterladen lagen feſt in ihren Angeln, und der ſilberne Zugring des Glockendrahtes hing bereits von Spinnengeweben umſponnen. Den Junker erfaßte ein kaltes Grauen, als er nach dem Bilde ſeiner Gemahlin emporblickte, das, mit einem ſchwarzen Spitzentuche halbverhüllt, in dem ungewiſſen Lichtſcheine wie mit brechenden und doch höhniſchen Augen von der Wand auf ihn herabſchaute. Die Dienſtboten aber waren von ihrem Nachſuchen, das keinen Winkel undurchſtöbert gelaſſen, ebenfalls mit vergeblicher Mühe zurückgekommen.

„Dem Wunſche des Junkers zu lieb, der Allen ſtets ein freundlicher Herr geweſen, würde der Vorgang wohl geheim gehalten worden, vielleicht allmählich auch in Vergeſſenheit geraten ſein; doch kaum hatte ſich der Mond wieder erneut, als die Dienſtleute mitternächtlicherweile abermals durch das gellende Geläute aus dem Schlafe geſchreckt wurden, ohne daß der Schloßherr auch diesmal etwas gehört hatte. Und was nun zum zweitenmale geſchehen, geſchah nicht bloß zum drittenmal, ſondern brachte mit jedem Mondwechſel neuen Schrecken zurück.

„Darüber wurde es immer ſtiller und unheimlicher im Schloſſe; die Leute, die nicht durch beſondere Gründe an den Herrn gebunden waren, verließen einer nach dem andern den Dienſt, und dem Junker ſelbſt mußte der Ort, an dem ihm die Hoffnungen auf liebegeſegnetes Lebensglück ſo ſchnell und traurig zerronnen, wenig Freude mehr bieten. Er zog nach dem fernen Ungarlande und hat ſich dort, wie die Überlieferung erzählt, im Kampfe gegen die Ungläubigen den Namen eines frommen tapfern Ritters und ein rühmliches Grab erworben."

Der Erzähler hielt inne und griff langsam nach seiner Theetasse; als er aber bemerkte, wie sich die Gesellschaft verlegene Blicke zuwarf, sagte er lächelnd: „Es thut mir leid, wenn ich in meiner Erzählung nicht die nötige Höflichkeit gegen dieses Haus beobachten konnte; bekanntlich hat aber unser edler Gastfreund dasselbe erst vor wenigen Jahren erworben, und vor Allem mußte ich die Treue der Überlieferung bewahren."

„Sie haben auch noch nicht zu Ende erzählt," rief ein junger Mann den Tisch herauf; „ich bitte, zum Anfange auch den Schluß zu bringen."

„Was ich noch weiß, ist nicht mehr viel," sagte der Doktor, „und ich kann es in wenigen Worten sagen. Nach dem Tode des kinderlosen Junkers fiel das Schloß an seine Verwandtschaft zurück, die jedoch nicht wenig überrascht sein mochte, im letzten Willen des Erblassers die Bestimmung zu finden, daß von all' den Glöcklein, die im Turme hingen, kein einziges entfernt werden dürfe und jeder künftige Besitzer verhalten sei, je ein unbrauchbar gewordenes durch ein neues zu ersetzen. Das verhinderte jedoch keineswegs, daß das anmutige Besitztum nicht zu jeder Zeit seine Liebhaber gefunden hätte; sei es, daß sich der unheimliche Spuk im Laufe der Zeiten verlor, daß man sich daran gewöhnte oder vor Allem, weil nur das Gesinde davon beunruhigt wurde und die Herrschaft nie etwas davon zu hören bekam."

„Ah, da haben wir die ganze Bescheerung," lachte ein junger Herr von Dießbach; „der lustige Doktor erzählt uns mit dem ernsthaftesten Gesichte des Historikers ein Geschichtchen, das, in der Gesindestube erfunden, sonst auch nur dort erzählt wird. Drum wohl hab' ich in meiner Familie nie etwas von meinem unglücklichen tapfern Vetter, dem Junker Hans von Andern, gehört."

„Und doch," bemerkte der Oberſt nachdenklich, „fällt mir da etwas ein, über das ich noch nie weiter nachgedacht habe. Von dem Pachtzinſe der alten Mühle drüben fallen nach altem Herkommen alljährlich dem Schloßverwalter zehn Pfund direkt zu, und zwar unter der Benennung „Glöckleinpfennig". Ich hielt das bisher für irgend ein Benefice des Verwalters; ob es aber nicht mit der ſonderbaren Teſtamentsbeſtimmung des Junkers Hans zuſammenhängt?"

„Ganz gewiß," erwiderte der Doktor, indem er ſich die Angabe des Oberſten in ſein Taſchenbuch notierte.

„Auch ich bin um etwas klüger geworden," ſagte Fräulein Adelaide; „die alte Müllerin, mit der ich mich manchmal recht gerne unterhalte, hat mir ebenfalls ſchon von dem geheimnisvollen Läuten erzählt und nannte es ſonderbar genug „die Waiſe von Holligen". Gewiß bezieht ſich dies auf das Kind des armen Thorwärters, in deſſen Namen die übermütige Dame verwünſcht wurde."

„Nun dann, ſagenkundige Prinzeſſin im verzauberten Schloſſe," fiel der junge Mann ein, der vorhin den Doktor zu ſeiner Schlußbemerkung veranlaßt, „dann iſt Ihnen wohl auch nicht unbekannt, daß wir noch nicht Alles wiſſen und daß die Geſchichte, wie recht und billig, mit einer Prophezeiung ihres eigenen Endes ſchließt?"

„Nein, davon weiß ich wirklich nichts, edler Günſtling der Muſen," erwiderte Fräulein Adelaide, indem ihre Blicke mit errötendem Wohlgefallen an dem ſchönen und geiſtreichen Geſichte des Jünglings hingen.

„So bin ich abermals der Weiſeſte," ſagte er mit komiſchem Pathos, die dunklen Locken, die ſich unter den weißen Puderköpfen der Übrigen ſeltſam genug ausnahmen, von der Stirn zurückſtreichend; „die Erzählung ſchließt, wie ich aus glaubwürdigem Munde erfahren: das geiſterhafte Läuten könne nicht zur Ruhe kommen, bis es in den Ohren des Schloß-

herrn ebenſo gellend erklungen, als ſonſt in denjenigen der Dienſtleute. Zu der Zeit aber werden große Zeichen geſchehen am Himmel und auf Erden.“

„Ich behalte recht,“ rief Herr v. Dießbach, „das Ammenmärchen ſchämt ſich endlich über ſeine eigene Einfalt und ſucht ſich darum in einen apokalyptiſchen Schluß einzuhüllen. Nicht ſo, Herr König?“

„Ich meinenteils verſteh' es nicht ſo,“ erwiderte der Jüngling.

„Nun, wie denn, mit gütigſter Erlaubnis?“

Der Befragte ſchlug die großen dunklen Augen auf und ließ ſie eine Weile über die Familienbilder hingleiten, die, mit militäriſchen Ordenszeichen oder goldenen Ratsherrenketten geſchmückt, von den Wänden des Saales herabſchauten; dann ſagte er ernſt: „Ich habe in vielen Sagen, die vom Übermute herzloſer Herren erzählen, einen gemeinſamen Zug unverwüſtlichen Glaubens gefunden, daß es einſt anders und beſſer werde, daß eine gerechte Zukunft die Schranken zwiſchen Herr und Knecht, zwiſchen Menſch und Menſch niederwerfen würde. So auch hier. Die Ohren des Herrn werden für Laute geöffnet, die bisher nur den Knecht geängſtigt. Dann aber iſt auch der Fluch, der bislang auf der Sünde übermütiger Knechtung gelaſtet, gelöſt, und die armen Seelen dürfen zu ewigem Frieden eingehen.“

Der Jüngling hatte dieſe Worte in ſo feierlichem Tone geſprochen, und über ſeinem Geſichte ſelbſt lag dabei ein ſo ſchwärmeriſcher Ernſt ausgegoſſen, daß eine Weile um den ganzen Tiſch herum lautloſe Stille herrſchte, als wäre eine wirkliche Prophetenſtimme an die Herzen erklungen. Fräulein Adelaide aber warf einen bittenden Blick über den Tiſch hinunter und ſchaute dann ängſtlich auf den Vater, deſſen dunkle Stirnader bis unter die weißen Haare hinauf ſichtbar wurde. Der Oberſt rückte endlich mit dem Stuhle und ſagte mit übel

verhehltem Unmute: „Es will mir ſcheinen, unſerm werten Hauptmann habe ſeine Künſtlerphantaſie wieder einmal einen Streich geſpielt und ihn aus unſerer unwürdigen Mitte nach Utopien entführt.“

„Um Vergebung,“ fiel raſch ein Herr ein, der bisher ſcheinbar teilnahmslos, nachläſſig gegen das Kamin zugewendet, dageſeſſen, „ich glaube eher nach dem Pariſer Jakobinerklub; das Lokal iſt dem Herrn Maler genau bekannt.“

Über das Geſicht des jungen Mannes flog eine brennende Röte, und ſchon hatte er die Lippen zu einer raſchen Antwort geöffnet, als ſein Blick auf Adelaiden fiel, die ihn angſtvoll anſchaute, die rechte Hand leiſe, wie zu einer Bitte in die Höhe gehoben. Er fuhr mit der Hand über die Augen und lehnte ſich langſam wieder in den Stuhl zurück. „Herr Oberſt,“ ſagte er dann ruhig, „mir können Sie gewiß nicht zürnen, wenn ich manchmal einen kleinen Abſtecher ins Feenland mache; wollte ich ohne dieſe Beihilfe nur die nackte Wirklichkeit malen, ſo wären Sie mit meinen Arbeiten am allerwenigſten zufrieden. Was hingegen den Jakobinerklub anbetrifft, Herr von Amiel, ſo habe ich nie verhehlt, daß mich während meines Pariſer Aufenthaltes die Neugierde mehr als einmal dahingetrieben; gewiß aber bin ich nie als Spion hingegangen.“

„Herr Hauptmann!“ rief der am Kamin Sitzende, indem er ſein ſcharfmarkiertes bräunliches Geſicht dem Tiſche zukehrte; aber auf eine kaum bemerkliche Handbewegung des Malers ließ er ſich wieder in ſeine nachläſſige Stellung zurückfallen und ſagte kalt: „Ich liebe die Offenheit, beſonders wenn ſie zu ſo ſeltſamer Beichte geht; ich bin darum auch überzeugt, Sie wollten mich nicht beleidigen, Herr Hauptmann.“

„Keineswegs, Herr v. Amiel.“

Dieſe ſeltſame Szene, ſo raſch ſie vorübergegangen, hatte ihren Eindruck nicht verfehlt, und es ſchien Niemand mehr Luſt oder Geſchick zu haben, dem Geſpräche eine behaglichere

Wendung zu geben. Man erhob ſich zum Abſchiede, und bald erklangen die Glöcklein der Schlittenpferde durch die Allee hinaus.

Der Oberſt und ſeine Tochter waren allein im Saale zurückgeblieben. Nach kurzem unmutigem Auf- und Niedergehen ſagte er ſtehen bleibend: „Du wirſt Sorge tragen, Adelaide, daß der Hauptmann König fortan keine Karte mehr empfängt.“

„Wie Du wünſcheſt, Vater,“ erwiderte das Fräulein, ihr Geſicht von der Helle des Kaminfeuers abwendend; „ich werde mir's notieren.“

„Hoffentlich wird er dabei ſelbſt einſehen,“ fuhr der Oberſt fort, „daß Dein angefangenes Porträt unvollendet bleiben kann.“

Zweites Kapitel.

Der folgende Tag, es war der letzte des Jahres, lag mit all' der friſchen ſonnigen Klarheit über dem Lande, wie ſie nur ein wolkenloſer Winterhimmel zu ſpenden vermag. Durch die in Millionen kleiner Funken aufblitzenden Schneeflächen fuhren zahlloſe Schlitten und Bernerwägelchen dahin, die nach alter Gewohnheit einen großen Teil der Landbevölkerung der Umgegend an dieſem Tage nach der Stadt brachten. Zwiſchen den Fahrenden ſchritten ganze Scharen rüſtiger Männer, die dem gleichen Ziele zuſtrebten, in elben, breitſchultrigen Kutten und dunklen Pelzkappen. Schon zur Mittagszeit wogte es in den Hauptſtraßen und auf den Plätzen der Stadt, als wollte ſich ein Völkerzug in Bewegung ſetzen, und an den gewohnten Stellen, in der Metzgergaſſe, hinterm Storchen und den Werkhütten an der h. Geiſtkirche entlang, reihte ſich Fuhrwerk an Fuhrwerk, wie man ſeit Jahren nicht geſehen.

Am Fenſter ſeines Ateliers, das die Ausſicht auf den Bärenplatz bot, ſtand lange der junge Maler Rudolf König, aufmerkſam die immer gewaltiger anſchwellenden Volkswogen beobachtend; aber unheimlich kam es ihm vor, wie düſter und ſtumm dieſe Wogen durcheinander fluteten. Es erhob ſich wohl ein Getöſe, wie eine dumpfe, ferne Brandung; aber kein Jauchzer, kein Jodler, kein aus breiter Bruſt aufſpringendes Halliho, wie es ſonſt an ſolchen Tagen durch Straßen und Lauben der Stadt erklang. Die Leute drängten ſich in dichte Gruppen zuſammen und ſprachen zu einander mit ernſten Geſichtern, als müßten ſie ſich verbotene Heimlichkeiten oder unerwartete Trauerbotſchaften mitteilen.

„Eine Landſchaft, über die ſchon die Schatten nahender Gewitterwolken dahinfliehen, ein Volk, auf dem die Ahnung eines bevorſtehenden Todeskampfes liegt," ſagte der Jüngling.

Er zog langſam eine Staffelei ins Licht und betrachtete ſinnend das aufgeſpannte Bild, das bereits in lebendigen Farben aus der Leinwand hervortrat, einen Frauenkopf, um deſſen helle Stirn ſich weiche Haarwellen ergoſſen, die blauen Augen von langen Wimpern überſchattet, als müßten ſie ein Geheimnis verſchleiern, das aus der tiefſten Seele hervorſchimmern wollte, und einen Mund, deſſen Lippen halb lächelnd, halb ahnungsvoll zu einer Frage leisgeöffnet ſchienen. „Ja, du biſt ſchön, Adelaide," dachte der Maler, „und der Schimmer der äußern Schönheit iſt nur Abglanz und Wiederſchein der ſchönen Seele, Duft und Hauch von einem ungeſehenen Lichtquell durchſtrömt, der den erdentſtiegenen Dünſten unerreichbar bleiben wird." Er ſtellte die Staffelei ſorgfältig verhüllt wieder zurück und griff nach Mantel und Mütze, um ſich zum Ausgehen anzuſchicken.

Er war damit noch nicht zu Ende, als an die Thüre geklopft wurde und mit raſchen Schritten der junge Junker von Dießbach hereintrat. Des Malers ſcharfes Auge hatte auf

dem ſonſt ſtets lachenden Geſichte ſogleich einen Zug des Mißvergnügens bemerkt und er rief daher dem noch an der Thüre Stehenden entgegen: „Ihr bringt ſchlechte Botſchaft, Junker, obgleich ich Recht behalte.“

„Fatal genug, daß Ihr immer Recht haben ſollt,“ erwiderte der Andere, das Gehänge ſeines Stoßdegens etwas lüftend; „aber ſo ganz hoffe ich diesmal noch nicht aus dem Felde geſchlagen zu ſein.“

„Hören wir,“ rief der Hauptmann; „Herr v. Amiel wird alſo die angebotene Satisfaktion annehmen?“

„Ja und nein,“ erwiderte der Junker zögernd; „abgelehnt hat er ſie nicht; aber verſchieben muß er ſie auf einige Tage, dringender Geſchäfte wegen.“

„Und die wären wohl, ohne Unbeſcheidenheit gefragt?“

„Er erwartet wichtige Botſchaften vom Grafen von Artois, die ſogleich beſorgt und beantwortet werden müſſen.“

Dieſe Worte riefen auf dem Geſichte des Malers ein verächtliches Zucken hervor, das er mit einer entſprechenden Handbewegung begleitete und dann hochaufgerichtet, aber ruhig dem Junker näher trat. „Ihr könnt mir ganz unbeſorgt auch noch die weitern Abhaltungsgründe des Herrn v. Amiel mitteilen,“ ſagte er, „einer iſt für mich ſo viel wert als der andere, da ich meine eigenen Gedanken nicht an wohlfeile Ausflüchte verkaufe.“

„Parbleu, was iſt's für ein bedenkliches Ding um die Herz und Nieren prüfenden Propheten und Menſchenergründer,“ rief Herr von Dießbach, indem er ſeine Verlegenheit hinter einem Lächeln zu verbergen ſuchte; „was ſollte ich denn noch weiter mitzuteilen haben?“

„Ich dächte,“ erwiderte Herr Rudolf, „das altadeliche Vollblut hat noch erklärt, es könne ſich von einem Menſchen, in deſſen Adern nicht einmal rein bernburgerliches Blut fließe,

nicht beſchimpfen laſſen und habe deshalb auch keine Satisfaktion nötig.“

Der Junker blickte beſorgt nach dem Maler, der purpurn errötete, dann aber ſich abwendete und ruhig die Stube auf- und niederſchritt. „Hört, Herr v. Dießbach,“ ſagte er nach einer Weile, „ich bin nie ein Raufbold geweſen und denke über manche Ehrenhändel in der That ſehr bürgerlich; aber, offen geſtanden, diesmal trüge ich gerne einen alten Namen, der mir Gelegenheit verſchaffte, dieſen Schurken aus der Welt zu ſpedieren. Einen beſſern Dienſt wüßte ich dem Vaterlande nicht zu leiſten.“

Das Geſicht des Junkers nahm einen ernſtern Ausdruck an, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war. „Herr Hauptmann,“ ſagte er, „Ihr bezeichnet den Herrn v. Amiel da wieder mit einer Benennung, die ich in Geſellſchaft nicht ruhig hinnehmen könnte, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil der Mann oft genug in meines Vaters Hauſe ein wohlgelittener Gaſt iſt. Ihr mißdeutet es mir daher nicht, wenn ich um nähere Auskunft bitte.“

„Ihr habt ein Recht dazu,“ erwiderte der Maler nach einigem Beſinnen, „und Euch kann ich anvertrauen, was ich anderswo, wenigſtens einſtweilen, ebenfalls noch zurückbehalten muß. So hört denn. Herr v. Amiel hat Frankreich nicht verlaſſen, wie tauſend Andere, wegen ſeiner ehrlichen, offen bekannten royaliſtiſchen Geſinnung; im Gegenteil gerierte er ſich als eifrigen Republikaner, teilte aber die unter dieſer Maske gemachten Entdeckungen und Plane ſeiner angeblichen Partei den Gegnern mit, und eben dieſes unehrlichen Spieles wegen mußte er die Flucht ergreifen. Das wußte ich ſchon vor drei bis vier Jahren, ohne daran zu denken, mit dem Manne hier in Bern wieder zuſammentreffen zu müſſen. Was ſagt Ihr dazu?“

„Ich?“ antwortete der Junker zögernd, „jedenfalls betrachte ich die Sache von einer andern Seite als Ihr. Über die Ehrlichkeit einer ſolchen Handlungsweiſe ſtreite ich nicht; aber einem ſchurkiſchen, alles Recht mit Füßen tretenden Pöbel gegenüber iſt manche Waffe erlaubt, die man ſonſt nicht zu führen pflegt, und gewiß iſt's, daß Herr v. Amiel unſerer Partei ſchon wichtige Dienſte geleiſtet hat und noch leiſten wird.“

„Mag ſein,“ erwiderte der Maler ernſt, „obwohl ich in gegenwärtiger Lage nur das Vaterland und keine Parteien kenne; aber was meint Ihr dazu?“ Mit dieſen Worten überreichte er dem Junker ein ſorgfältig zuſammengefaltetes Blatt, das er aus der Bruſttaſche ſeines Rockes gezogen; doch kaum hatte Herr v. Dießbach einen Blick auf die Unterſchrift desſelben geworfen, als er mit einem lauten Ausruf der Überraſchung und des Schreckens gegen die Wand zurückfuhr. „Cäſar Laharpe — Laharpe!“ rief er; „ſo iſt's alſo wahr, Herr Hauptmann, daß Ihr mit dieſem elenden, ſchurkiſchen Vaterlandsverräter in Verbindung ſteht?“

„Wie Ihr ſeht, Junker,“ erwiderte Rudolf ruhig, „iſt der Brief an mich gerichtet, von meinem vieljährigen Freunde Laharpe; aber ſo leſt doch, was er ſchreibt!“

Der Junker überflog die Zeilen und begann dann haſtig die Stube auf und ab zu gehen. Endlich blieb er vor dem Maler ſtehen, mit einem Ausdrucke aufrichtiger Bekümmernis ſeine Rechte erfaſſend. „Hört, Rudolf, dem Worte eines Verräters werde ich ohne weitere Beweiſe nie Glauben beimeſſen; es iſt ja gerade ſein Gewerbe, Argwohn und Zwietracht in unſere Reihen zu ſäen; und ja — Ihr würdet mit dieſer Anklage gegen Herr v. Amiel hier nirgends Glauben finden und Euch nur ſelbſt ins Verderben ſtürzen. Auch mir, ich geſtehe es, wird's ſchwer, mich in Euch ſo getäuſcht zu haben.“

„Mögt Ihr Euch nicht in Andern ſchwerer täuſchen," erwiderte der Maler lächelnd, indem er das Papier wieder auf ſeiner Bruſt verwahrte.

„Nein, Rudolf," fuhr der Andere fort, „ſprecht nicht ſo, jetzt nicht, und laßt mich eine Pflicht der Vergeltung üben, indem ich Euch eine ehrlich gemeinte Warnung zurufe. Erinnert Ihr Euch noch an den 10. Auguſt des Jahres 1792? Ich lag blutend auf dem Pflaſter vor dem Tuillerienhof, und der wütende Pöbel ſchickte ſich an, mich in Stücke zu zerreißen — ich werde das ſchreckliche Geheul noch in der Sterbensſtunde in meinen Ohren wiederklingen hören. Da, als ich den letzten Streich erwartete, habt Ihr Euch auf mich geworfen und Euer Leben für das meinige in die Schanze geſchlagen."

„Laſſen wir das," ſagte der Maler mit einer abwehrenden Bewegung; „ich habe nur gethan, was Ihr mir ebenfalls gethan haben würdet."

„Nein, das hätt' ich nicht," erwiderte der Junker bewegt, „ich war Soldat und würde Euch wenige Minuten vorher noch ganz ohne Bedenken niedergehauen haben; aber drum vergeß' ich's doch nicht. Als ich wieder zur Beſinnung kam, lag ich in Eurer Stube auf dem Bette. Wißt Ihr, was Ihr mir damals ſagtet?"

„Nein, Junker, das weiß ich nicht mehr; aber was wollt Ihr nur damit?"

„Ihr ſagtet, als ich die Augen wieder aufſchlug: So, Landsmann, jetzt löſen wir uns ab — dann ſankt Ihr bewußtlos am Bette zuſammen. Iſt's ſo?"

„Nun ja, zum Kuckuck," rief der Hauptmann, „aber drum nicht minder eine alte, abgethane Geſchichte!"

„Glücklicherweiſe, mein Verehrteſter, iſt ſie das," redete der Junker weiter; „habe auch durchaus kein Verlangen, daß ſie ſo bald wiederkehre; ich bekam an dem Einen Male ziemlich genug. Aber gleichwohl hört mich zu Ende, Rudolf; Ihr habt

mehr und gefährlichere Feinde, als Eure ehrliche Sorgloſigkeit Euch ahnen läßt, und geſtern Abend, glaubt Ihr nicht, daß Ihr Euch in Holligen neue gemacht habt?"

Dieſer Name ging wie ein erwärmender und aufleuchtender Sonnenblick über den Maler, und der Junker, dem dieſer Eindruck nicht entgangen, mußte ſich raſch abwenden, um eine ſtark anſetzende Lachluſt zu verbergen; doch damit war auch die ganze leichtſinnige Sorgloſigkeit ſeines gewöhnlichen Weſens zurückgekehrt, und ohne eine Antwort auf ſeine Frage abzuwarten, rief er mit komiſchem Pathos: „Aber jetzt, Verehrteſter, hab' ich zu Euerm Leibes- und Seelenwohl in wenigen Minuten mehr Ernſt verbraucht, als mir ſonſt in vielen Jahren paſſiert; dafür gebt mir den Arm zu einem kleinen Rekognoszierungsgange. Der Sylveſter hat uns einen ſo hübſchen Flor friſcher Landroſen in die Stadt beſcheert, daß es eine Todſünde wäre, ſich nicht ein Sträuschen auszuſuchen."

Obwohl von der Stimmung und den Abſichten ſeines Gefährten wenig angelockt, mochte Rudolf ſeine Einladung doch nicht ablehnen; aber vor die Thüre getreten, hatten die beiden jungen Männer Mühe, ſich in der ſich ſtauenden Menge vorwärts zu bewegen. „Ach du lieber Himmel," klagte der Junker, den rechten Arm in den linken ſeines Begleiters ſchiebend, „wie wird das werden, iſt dieſes Volk erſt einmal ſouverän geworden, wie ihr Herren Staatsweiſen ſagt; wahrhaftig, müſſen unſere edelgebornen Rippen jetzt ſchon ſolche Püffe aushalten, ſo wär's beſſer, wir würden einbalſamiert, bevor der große Tag des Heils anbricht. Ah — ſchon wieder ein Guggisberger, aber ſeht dort das kleine Poſaunenengelchen mit dem gelben Haare und dem braunen Spitzenhäubchen drauf? Das muß ich mir doch einmal näher beſehen, Kamerad." Er zog haſtig von der Laube auf die Straße hinaus; aber Rudolf war innerlich hoch erfreut, als ihnen gerade einige junge Burſche entgegentraten, die ehrerbietig und zutraulich zugleich „ein glückſeliges Neujahr,

Herr Hauptmann" boten. „Au revoir," flüſterte der Junker ſeinem ſtehenbleibenden Gefährten zu, „macht's mit den Bierſchrötern da aus, ich kann nicht warten," und ſteuerte dem Käfigturm zu, neben dem das braune Spitzenhäubchen durch das Gedränge hinabſchwamm.

Der Hauptmann reichte den jungen Männern der Reihe nach die Hand, jeden Einzelnen mit Namen begrüßend. „Ei, wie freut mich das," ſagte er, „faſt meine halbe Kompagnie beiſammen zu finden; voran, wie gewöhnlich, der Schloßmüller von Holligen, unſer wackerer Wachtmeiſter."

„Wir haben uns aber auch ſchon lange zuſammengethan, Einer nach dem Andern," entgegnete der junge Mann, „und überall ausgeguckt, ob wir Euch nirgends ſehen, Herr Hauptmann."

„Um ſo beſſer," ſagte dieſer freundlich; „jetzt ſuchen wir nun gleich einen ruhigen Winkel, wo wir zuſammen einen Schoppen trinken können. Wo wollt ihr am liebſten hin?"

Die Männer nickten ſich mit verſtohlenem Zwinkern zu, und man ſah den Geſichtern deutlich an, wie wohl ihnen dieſer Vorſchlag that; aber mit beſonnener Beſcheidenheit antwortete der Schloßmüller: „Nein, Herr Hauptmann, ſo haben wir's nicht gemeint. Ihr ſeid da mit dem Junker von Dießbach gekommen, und wir warten gerne bis zum Abend, wenn Ihr uns dann auf ein Viertelſtündchen die Ehre gönnen könnt."

„Nur zu," rief Herr Rudolf; „den Junker ſeh' ich ein ander Mal wieder. Wohinaus, Zugführer der erſten Piece?"

„Zum goldenen Rind," ſagte ein großgewachſener Burſche, an den die letzten Worte gerichtet waren, indem er die rechte Hand wie zum militäriſchen Gruße an die Mütze legte; „dort ſind auch noch ein paar Kameraden, Herr Hauptmann."

„Vorwärts!"

Im Augenblick war der Hauptmann von den kräftigen breitſchultrigen Männern umſchloſſen, und vorwärts ging es

im Schritte, wie auf Trommelſchlag, die Spitalgaſſe hinauf. Das Gedränge wich vor der feſtgeſchloſſenen Schar auseinander, und verwundert ſchaute Alt und Jung dem Zuge nach, der ſchweigend dahinſchritt, vom ſicheren Bewußtſein gehoben, daß die Zuſchauer von der Artilleriekompagnie König nur Rühmliches zu ſagen wüßten. Am Chriſtophelthor wurde links abgeſchwenkt, der alten Stadtmauer entlang, die nach dem Marterturme hinzog. Nah an demſelben öffnete ſich in der Mauer ſelbſt eine niedrige Thüre, durch welche die Männer in eine große, mit langen Tiſchen durchzogene Weinſtube traten.

Unter ernſten und lebhaften Geſprächen von den Dingen, die im Augenblicke alle Gemüter erfüllten, vergingen die Stunden faſt unvermerkt, und die Nacht war längſt eingebrochen, als der Hauptmann von ſeinen ſchlichten Kameraden wieder Abſchied nahm. Draußen war's für einen ſolchen Feſtabend faſt unheimlich ſtill geworden, und es wollte Rudolf wieder ein Gefühl wehmütiger Beſorgnis überkommen, als er daran dachte, wie in früheren Jahren die Stadt zu dieſer Stunde von frohem Maskenlärm und Trommelſchlag ertönt hatte. „Und doch," ſuchte er ſich, langſam durch die Lauben niedergehend, ſelbſt zu beſchwichtigen, „und doch iſt noch nichts verloren; denn welch' ein Herz ſchlägt in der Bruſt dieſes Volkes! Welch eine Zukunft würde über dem Lande aufgehen, wenn dieſer Glaube, dieſer Mut, dieſe Kraft und Treue, gewürdigt, ſich entfalten könnten!"

Seine Kompagnieangehörigen waren zum Teil ſtundenweit hergekommen, um ſein Wort zu vernehmen und die Zweifel beſchwichtigen zu laſſen, die ſich in ihre Gemüter geſchlichen hatten. Unbefangen erzählten ſie, welche Hoffnungen durch das Land laut würden, wie die Franzoſen nur kämen, um die gnädigen Herren von Bern des Regiments zu entſetzen, um jedem, gleichviel ob Bauer oder Städter, ſein gleiches, dem freien Bürger zukommendes Recht zu verſchaffen, und daß man

daher Gut und Blut für beſſere Dinge ſparen könne, als ſie gegen einen ſolchen Gegner einzuſetzen. Aber wie ſchnell waren dieſe Zweifel zerronnen, als ihnen der Hauptmann ſagte, die erſte Pflicht des Schweizermannes ſei, den Boden des Vaterlandes vor jedem fremden Feinde zu bewahren, wie die Alten gethan; wie hatten die Geſichter geleuchtet und die ſtrammen Geſtalten ſich aufgerichtet, als er rief, im Kampfe für die Heimat, für Haus und Herd müſſe ſich die erſte Batterie auch die Ehre des erſten und letzten Schuſſes wahren, ſo lange ſich noch eine Hand an den glänzenden, lauttönenden Pfeifen zu rühren vermöge! Aber freilich in beifälligem Schweigen hatten die Männer auch gelauſcht, als er ſagte, ja dann, wenn die erſte Pflicht gethan, dann ſei's an der Zeit, ruhig bei den Kanonen und Gewehr bei Fuß ſtehen zu bleiben und zu den gnädigen Herren zu ſprechen: wir haben nicht für Euer Regiment, wir haben für das ganze Land gefochten, drum verlangen wir auch den Sold, der dem Lande und uns gebührt, für Alle gleiches Recht mit gleichen Pflichten, dann erſt iſt der Krieg zu Ende!

In dieſem Sinnen und Erinnern verloren, war Herr Rudolf unvermerkt bis an das Münſter gelangt, als ſich droben die Glocke ſchwang, um die neunte Stunde herabzurufen. Von den entfernten Straßen tönte noch verſchallendes Geräuſch herüber, aber rings um den gewaltigen Bau lag lautloſe Stille. Da und dort fiel ein hellerer Lichtſtreifen über die Dachung des Schiffes herab, und dann war's, als ob die Türmchen ſich hin und her bewegten und ſich flüſternd einander zuneigten; der ſchwebende, verwehende Lichtſtreifen glitt tiefer herab, und auch an den ſchwarzen Strebepfeilern fing es an, ſich zu bewegen, zuerſt undeutlich und ſchattenhaft, dann ſtetiger und deutlicher, bis es ſich langſam über die Straße heranbewegte und an einem nahen Laubenpfeiler verſchwunden war. Rudolf legte die Hand über die Augen, die ermüdet ſich

ſelbſt dieſe Traumſpiele vorgegaukelt haben mochten; aber kaum zwei Schritte von ihm begann ein Flüſtern, und eine vor Kälte zitternde Mädchenſtimme ſagte: „Ihr habt mich lange warten laſſen, Junker, und doch, ach Gott, ich konnt' es nicht mehr länger ertragen."

„Ich hatt' es auch nicht vergeſſen, ich wurde nur aufgehalten," gab faſt ebenſo leiſe eine Männerſtimme zurück; „wie geht es Dir, Kind, und womit kann ich helfen?"

„Ach helfen, Albert, ich weiß es ſelbſt nicht; ich wollte nur Dich ſehen und Deine Stimme hören — vielleicht wird's dann wieder beſſer werden. Ich war heute den ganzen Tag ſo allein in meinem Stübchen, und wie ich da ſo viele Leute auf der Straße gehen ſah, die ich kannte, aber nicht rufen und grüßen durfte, war's mir, als wär' ich verloren und ausgeſtoßen von allen Menſchen und müßte einſam bleiben mein Lebenlang. Und wenn es dann wieder ſo unruhig wurde in mir und ſich's regte, meint' ich, das Herz müßt' mir brechen."

„Du biſt ein Närrchen," lautete die Antwort; „es wird ja bald vorüber ſein. Du wirſt doch beim roten Jakob geweſen ſein?"

„Nein," flüſterte es faſt unhörbar.

„Nun, das iſt aber auch gar nicht recht. Ich hab' ihm das Geld ſchon längſt gegeben, er nennt ſich, und das Kind wird Dir ſogleich von der Landſaßenkorporation abgenommen. Alles iſt im Reinen, aber hingehen mußt Du zu ihm."

Auf dieſe Worte erhob ſich ein leiſes Weinen, das lange mit mühſam unterdrücktem Schluchzen kämpfte, ohne auf die beruhigenden Verſicherungen zu hören, die ihm zugeflüſtert wurden; dann endlich ſprach es lauter und angſtvoll: „Redet mir nicht mehr von dem Judenbuben, dem verruchten Menſchenhändler; wenn noch ein Funke von Liebe in Euch lebt, Junker, ſo habt Mitleiden mit mir. Ich ſchwör' es Euch, eher ſtürz' ich mich mit dem Ungeborenen in die Aare, eher erſtick' ich das

Geborene unter meinem Kopfkiſſen, als daß ich es in die Hände dieſes Scheuſals lege.“

„Aber ſo höre doch nur auch: er ſelbſt hat ja mit dem Kinde weiter gar nichts zu ſchaffen. Er bekennt ſich vor dem Chorgericht einfach als Vater desſelben und verlangt ſeine Aufnahme in die Landſaßenkorporation. Dann biſt Du aller Sorgen ledig, das Kleine wird Dir abgenommen, und Du brauchſt ihm nicht einmal Deinen Namen zu geben.“

„Nicht einmal meinen Namen?“

„Nein, das Geſetz verlangt es nicht, und tauſend Andere in Deinem Falle thun's auch nicht — —“

Der Maler, der, obwohl ein unfreiwilliger Zuhörer dieſer Unterredung, dieſelbe nicht zu ſtören gewagt hatte, konnte die Antwort nicht mehr vernehmen. Um die Ecke von der Junkerngaſſe her bog die Laterne eines Nachtwächters, und die beiden Geſtalten huſchten eilig, aber leiſe nach dem Seitengäßchen.

Auch Rudolf verließ nun ſeinen dunkeln Standort, aber trüber und beklommener, als er ihn eingenommen. Die ſtolzen Bilder, die er ſich auf dem Herwege von des Vaterlandes Lage und Rettung gemacht, waren zerronnen, und in ſeinem Innern haſtete es nach friſcher Luft, als könnte dieſe den dumpfen Druck von ſeiner Seele nehmen. Eilig, wie von eigener, ſchlimmer That gejagt, lief er die Straßen aufwärts, über die noch da und dort der Lärm einer Weinſtube erklang, bis das obere Thor durchſchritten war.

Da draußen war es ſtille, und die Gedanken konnten in dem Dämmerſcheine, den der Sternenhimmel auf die weiße Erde niedergoß, ungeſtört ihre leiſen Pfade ſuchen; aber ſtatt der Ruhe, die ſonſt die ſtillen Himmelsaugen dem Menſchen zuleuchten, waren es Unwille und Zorn, die diesmal den einſamen Nachtwandler bewegten, und in ſeinem Herzen wollte es ſich wie bittere Verwünſchung und Fluch erheben. Hatte er doch die Männerſtimme drunten am Münſter nur zu wohl

erkannt und ſpürte jetzt, daß ein Erröten über ſeine Stirne lief, als er ſich ihre Worte wiederholen mußte. „Aber wer trägt die größere Schuld," ſagte er laut vor ſich hin; „er, der mit einem guten, milden Herzen geboren wurde, oder das fluchwürdige Geſetz, das dieſes Herz in Stein verwandelt und ihm die heiligſten Menſchengefühle um ſchnöde Silberlinge abſchachert? O, der nahende Tag des Gerichts wird ein blutiges Sündenregiſter dieſer Väter des Vaterlandes entrollen!"

Durch den heftigen Ton der letzten Worte ſelbſt wurde der Sprechende erinnert, daß er mit ſich und der ſtummen Nacht allein ſei; aber als er mit der eigentümlichen Empfindung von Verlegenheit, die den beſonnenen Menſchen manchmal über dem ertappten Lautdenken beſchleicht, um ſich ſchaute, erblickte er eine große Geſtalt, die auf der anderen Seite der Straße hinter den Alleebäumen dahinſchritt, und ein fröſtelndes Grauen ging durch die Seele des jungen Mannes, da er unwillkürlich in ſich ſelbſt hineinflüſtern mußte: „Das iſt der rote Jakob, der Judenbub." Die angſtvolle Klage des verlorenen Mädchens, die er vor wenigen Minuten gehört, lag noch zu ſchmerzlich in ſeinem Ohre, als daß dieſer leisgeſprochene Name nicht eine lange Reihe unheimlicher Erinnerungen geweckt hätte. Ob geheimnisvoll vergoſſenes Blut an dieſen Händen haftete? Die Toten ſind ſtumm, wenn nicht der Mund des ſtrafenden Geſetzes für ſie ſpricht; aber gewiß war's, daß ſchon manches brechende Mutterherz ſeine letzte Kraft zuſammengerafft, um noch einen Fluch auf dieſen Mann zu ſchleudern, der ſich, aller Scham und Ehre bar, ſelbſt als Helfer und Hehler jeden ſchlimmen Thuns bekannte.

Der Maler blieb eine Weile ſtehen, bis die im gefrorenen Schnee kniſternden Schritte vorübergegangen und die Geſtalt in der Dunkelheit verſchwunden war. Die Gedanken und Vorſtellungen, die ſie hervorgerufen, durften ihren Schatten

nicht über das Bild werfen, an deſſen reinem Glanze er ſeine Seele erquicken, an deſſen Milde er ſein verbittertes Gemüt wieder zu verſöhnen gedachte.

Jetzt war das Geräuſch verhallt, und wenige Schritte führten zu der kleinen Anhöhe hinan, hinter der Schloß Holligen wie der ſichere Freihafen ſeiner ſturmverſchlagenen Gedanken verborgen lag. Die Lichter in demſelben waren wohl längſt ausgelöſcht, und der Jüngling lehnte ſich an die Straßenhecke, um nach dem Heiligtum ſeiner Träume hinabzuſchauen; aber kaum hatte er den Mantel feſter angezogen, als er von hinten mit eiſerner Kraft umklammert und ſein Ruf in einer ſtarren, ſchwarzen Umhüllung, die Mund und Augen verſchloß, erſtickt wurde.

Drittes Kapitel.

Als die mitternächtigen Glocken dem alten Jahre ins Ende geläutet, begann das neue alsbald ſeine Herrſchaft im Reiche der Lüfte vorzubereiten und merkbar zu machen. Der klare Sternenhimmel erloſch in leichten, aber raſch aufziehenden Wolkenſchleiern, die ſich gegen das Hochgebirge hin zu einem rötlichen Dunſtkreiſe zuſammenzogen. Wer in ſo ſpäter Stunde noch ausſchaute, mochte bedenklich zu ſich ſagen: das neue Jahr will ſeinen Einzug unter Stürmen halten, der Föhn iſt Meiſter geworden.

Und wirklich erwachte der Neujahrsmorgen unter einem Sturme, wie er ſchon manchen Winter nicht ſo unheimlich von den Bergen zu Thal gefahren war. Die kahlen Linden um Schloß Holligen ſchwirrten und krachten unter den ſchweren Windſtößen, und dazwiſchen prallte ſo heftiges Regen- und Schneegeſtöber gegen Fenſter und Mauern heran, daß Adelaide endlich nach langem Säumen und Zögern den Befehl erteilen mußte, ſie werde bei dieſem Unwetter nicht zur Kirche fahren.

Dieſer Entſchluß war ihr ſchwer geworden, und eine unheimliche Beklemmung wollte ſie den ganzen Morgen nicht zur Ruhe kommen laſſen. Sie ergriff ein reich in Sammt und Silber gefaßtes Buch, um ihr Gemüt einſam zu Dem zu erheben, der Sonnenſchein und Sturm beherrſcht; aber ſie hätte diesmal ſo gerne in Gemeinſchaft Anderer, im Vereine mit der ganzen Gemeinde, von dem für Alle lebendig geſprochenen Gotteswworte geweckt, ihre Andacht begangen, daß ihre Blicke unſtät über die aufgeſchlagenen Blätter eilten und ihre Gedanken keine Stütze fanden, ſich daran über Zeit und Raum wegzuheben.

Adelaide ſchloß das Buch, aus dem ihr weder Beruhigung noch Erbauung quellen wollte, und begann langſam die Neujahrsgeſchenke zu muſtern, welche ihr die väterliche Liebe in ungewöhnlich reichem Maße beſchert hatte; aber auch dieſe Beſchäftigung vermochte keine lange Zerſtreuung zu gewähren, und das Fräulein fing an, nachdenklich auf- und niederzugehen, bis es endlich die von innerer Unruhe heißer werdende Stirne gegen die kalten Fenſterſcheiben lehnte.

Draußen hauste das Unwetter fort und ſchien ringsum alles Menſchenleben unter das ſchützende Dach zu bannen; um ſo größer war Adelaidens Verwunderung, als ſie von der Freiburgerſtraße durch das Geſtöber einen Reiter in den Schloßweg einlenken ſah, der ſo langſam herankam, als ob ein milder Frühlingstag über dem Lande läge und der ruhige Schritt des Pferdes mit dem behaglichen Einatmen der würzigen Lüfte im Einklange ſtehen müſſe. „Ach, der Oberſt Stettler," lächelte das Fräulein vor ſich hin, als der Reiter mit gemeſſener Paradewendung in die Allee einbog, „der alte Wettermann, der kaum begreift, wie andere Menſchen zwiſchen Regen und Sonnenſchein einen Unterſchied machen können." Sie war innerlich erfreut über dieſen unerwarteten Beſuch, der wenigſtens einen Wechſel in die unheimlich ſtillen Stunden

zu bringen verſprach, und konnte ſich das Vergnügen nicht verſagen, dem Reiter noch länger zuzuſehen und ſich daran zu ergötzen, daß er Alles genau Zug um Zug vollbrachte, wie ſie ſich's nach ſeiner Gewohnheit vorgeſtellt hatte. Trotz der ungeſtümen Witterung trug er weder Mantel noch Überrock, und die lange Geſtalt, mit dem mageren, markigen Geſichte ſchien durch das graue, eng anliegende Kleid noch größer, als ſie in Wirklichkeit ſein mochte. In den Schloßhof eingeritten, befeſtigte er zuerſt den großen Rohrſtock, der ihm zu Pferde ſtets in einer Lederſchlaufe vom rechten Arme hing, gemächlich am Sattelknopfe und ſchickte ſich an, ſo taktmäßig abzuſteigen, als müßte er nach jeder Bewegung auf das Kommando zur nächſten warten oder ſich dieſes Kommando in aller Form ſelbſt erteilen. Ohne auf den aus dem Schloſſe herbeigeeilten Reitknecht zu achten, der in dem eben mit neuer Gewalt niederſtürzenden Geſtöber den Kopf zwiſchen beide Schultern einduckte, lüftete er eigenhändig den Sattelgurt, zog die Bügel zu beiden Seiten etwas in die Höhe und löſte die Kettchen an dem ſilbernen Stangengebiſſe; dann gab er dem ſtark gebauten Pferde einen leichten Schlag auf den Bug und ſchaute ihm vergnügt nach, wie es, von dem Knechte gefolgt, den Weg nach dem Stalle ſuchte. Erſt jetzt erhob der Oberſt das Geſicht nach den Fenſtern und grüßte, als er das Fräulein gewahrte, mit einer militäriſchen Handbewegung.

Trotz ſeiner oft genug ans Komiſche ſtreifenden Gewohnheiten war der Ankömmling im Schloß Holligen ſtets ein gern geſehener Gaſt, wobei nachſichtig auch die Eigenheit mit in Kauf genommen wurde, daß er nie erſchien, wenn er die Anweſenheit anderer Gäſte vermuten konnte; wußte man daneben doch, daß er ſchon in manchem Kugelregen ebenſo ruhig und gemeſſen vom Pferde geſtiegen, wie draußen im Schloßhofe, und war man doch ſicher, daß ſein äußeres Auftreten ſtets nur den getreuen Spiegel einer Soldatenſeele bildete, der über ihrem

Mute und ihrer Geradheit manche ſchiefe Meinung und Sonderbarkeit zu gut gehalten werden konnte.

Obwohl in ihrer Anſchauungsweiſe ſonſt von jeher einig, hatten ſich die beiden alten Herren in der letzten Zeit doch öfter lebhaft geſtritten über die Lage des Vaterlandes und die Mittel, die aus der gemeinſamen Gefahr Rettung bringen möchten. So geſchah es auch heute wieder. Nachdem der Oberſt ſchon während des Mittageſſens das ganze konfuſe Regiment ins Pfefferland gewünſcht und von dem Oberkommandanten in der Waadt geſagt hatte, es ſei an ihm ein halbbatziger Schulmeiſter verloren gegangen, der ſich mit löſchpapierenen Proklamationen ſtatt mit blankem Eiſen gegen den Feind rüſte, ſchloß er brummend: „Aber ſo ſeid Ihr alle, alle ohne Ausnahme, lauter federfuchſige Planmacher; Ihr ſalzt uns den Krieg auf den Hals und vergeßt darüber den geringfügigen Umſtand, daß Ihr keine Soldaten habt.“

„Immer Eure alte Marotte, Oberſt,“ ſagte der Herr von Holligen; „alſo eine Hülfsarmee Kaiſerlicher oder Reichstruppen, deren Zeche wir bezahlen ſollten!“

„Kaiſerliche oder Ruſſen, Mongolen oder meinetwegen Chineſen, wenn es nur Soldaten ſind, die eine Schule durchgemacht haben; das iſt das A-B-C vom Kriege, ſag' ich. Oder wißt Ihr Beſſeres?“

„Ehrenhafteres gewiß und hoffentlich auch Beſſeres,“ erwiderte der Herr von Holligen ernſt; „einmal haben wir eine ſchöne Anzahl von Soldaten, denen Ihr ſelbſt die Schule nicht abſprechen werdet, und dann haben wir in zweiter Linie ein — Volk!... Ja ein Volk,“ fuhr der Sprecher eifriger fort, als er das höhniſche Lächeln bemerkte, das dieſes Wort auf dem Geſichte des Oberſten hervorgerufen, „und zudem ein Volk, das in Waffen kein Neuling iſt und bei richtiger Behandlung bald zur furchtbaren Armee werden wird. Laſſen wir, wenn es ſein muß, das flache Gelände dem Feinde, bergen

wir Hab' und Gut, Weib und Kind im Gebirge und kämpfen wir dort von den Wällen herab, die uns Gott ſelbſt aufgetürmt!"

„Und dann?"

„Und dann, wenn der Feind in den von Allem entblößten menſchenleeren Thälern am Unentbehrlichſten Mangel leidet, wenn ſich unſere Kraft am Kampfe geſtählt und die Flamme der Begeiſterung in allen Herzen angefacht iſt, dann brechen wir wie eine Lawine zu Thal, um die eingedrungenen Banden von unſerem Boden wegzutilgen."

Der Oberſt ließ zwiſchen ſeinen ſchmalen Lippen ein langgezogenes Rauchwölklein hervorgleiten, dem er ſinnend nachſchaute, bis es in der Luft verſchwommen war. „Ja, ja," ſagte er nachdenklich, „man merkt, daß Ihr von den jungen Jakobinern in Euerer Geſellſchaft bereits etwas gelernt habt. Von allen Unmöglichkeiten Euerer Volksarmee nicht zu ſprechen, würde ſie im Falle eines Sieges uns ſelbſt nicht ſamt und ſonders auffreſſen? ... Gilt Frankreichs Beiſpiel nichts für uns?"

„Bleibt mir damit vom Leibe," entgegnete der Herr von Holligen, „unſer Landvolk, treu wie Gold, weiß nichts von politiſchen Faſeleien und wird ſelbſt die wenigen Schreier und Ellſteckenreiter in den waadtländer und aargauer Städtchen zu Paaren treiben."

„Hab' auf dem Herwege ſelbſt ein Pröbchen erfahren," brummte der Oberſt; „droben auf der Straße bei den Linden begegnete mir in einem Schlitten vom Umfange eines kaiſerlichen Proviantwagens ein Bümpliger, der Schurke nennt ſich Aidemajor Wacker, wenn ich mich recht entſinne; wer aber keine Miene machte mir auszuweichen, war der goldtreue Bauer, und wir würden vermutlich jetzt noch einander gegenüber halten, wenn ich ihm nicht mit dem Stocke gehörig abgewinkt hätte. Meiner Treu, ein ehrliches, anſpruchsloſes Volk!"

Noch bevor der Herr von Holligen eine Antwort geben konnte, trat Adelaide, die vor einigen Augenblicken herausgerufen worden, wieder herein, gefolgt von dem jungen Schloßmüller. Dieſer blieb beſcheiden an der Thüre ſtehen, während das Fräulein bewegt ſagte: „Der Mann da möchte gerne ein Geſchäft abthun, zu dem der Verwalter der Ordnung wegen nicht Hand bieten will. Ihr werdet's nicht ſo genau nehmen, Vater; drum hab' ich ihn heraufgebracht."

„Was ſoll das ſein?" fragte der Oberſt, über die unerwartete Störung halb verwundert, halb ärgerlich: „was ſoll ich für den Verwalter heute Geſchäfte beſorgen?"

„Bringt es nur ſelbſt vor, Nachbar," wendete ſich Adelaide freundlich an den Müller; „Ihr könnt's beſſer als ich."

„Ich wollte gerne den Pachtzins entrichten," ſagte der Müller, einen Schritt vortretend; „aber . . ."

„Was aber . . ." fiel der Herr von Holligen ungeduldig ein; „der iſt ja erſt auf Lichtmeß fällig; warum kommſt Du denn jetzt ſchon und gerade heute, wenn Du Stündigung nachſuchen willſt?"

„Es iſt nicht das, gnädiger Herr," erwiderte der junge Mann, „ich habe das Geld bei mir und möcht' es eben gerne gleich abgeben."

„So lange vor dem Ziele?" fragte der alte Herr verwundert; „nun wahrhaftig, da ſeh' ich nicht ein, warum die Sache ſolche Eile haben ſollte."

„Ich kann's Euch ſchon ſagen, Herr Oberſt," antwortete der Müller; „der Poſtläufer brachte mir dieſen Mittag den Befehl, mich in Marſchbereitſchaft zu ſetzen, unſere Kompagnie könne jeden Augenblick das Aufgebot erhalten. Und da möcht' ich gerne mein Hausweſen vorher in Ordnung ſtellen für alle Fälle, die einem im Felde begegnen könnten."

Der Schloßherr ſchaute erſtaunt auf ſeinen Lehenmann, der in unbefangener Beſcheidenheit daſtand, und wendete ſich dann

mit einem triumphierenden Lächeln seinem Gaste zu. Dieser hatte seine kurze Meerschaumpfeife auf den Tisch gelegt, stets ein sicheres Zeichen, daß etwas Unerwartetes seinen gewöhnlichen Gedankengang durchkreuzte. „Ja nun, ja, ja, geb's zu, daß so was in keinem Dienstreglemente vorgeschrieben ist," brummte er.

„Könnte mich auch nicht erinnern," lächelte der Herr von Holligen, „und würde übrigens auch nicht von großem Nutzen sein; aber Ihr, Nachbar," fuhr er mit einer Art respektvoller Freundlichkeit gegen den Müller fort, „wie steht's denn so eigentlich, zieht Ihr gerne gegen die Franzosen?"

„Darum handelt es sich wohl nicht," erwiderte der junge Mann; „im Kriege bin ich eben noch nie gewesen und muß erst erfahren, wie's da zugeht; aber wohin uns unser Hauptmann führt, da gehen ich und meine Kameraden mit und ging's, mit Respekt, gegen den Teufel."

„Brav gesprochen," sagte der Schloßherr warm, während der Oberst mit einem dreimaligen, wie im Tempo abgegebenen Kopfnicken seine Zufriedenheit bezeugte; „wo seid Ihr denn eingeteilt?"

„Erste zwölfpfünder-Batterie — Hauptmann König."

„Ah, Hauptmann König — Maler König," sagte der Herr von Holligen, mit der Hand über das Gesicht fahrend; „aber hättet Ihr, wenn's einmal ernst gilt, nicht besseres Zutrauen zu einem anderen Chef, zu einem eigentlichen Soldaten — ich meine zu einem Hauptmann, der sein Handwerk von Jugend auf in fremden Diensten gründlich erlernt hat?"

„Mit Verlaub, gnädiger Herr," erwiderte der Müller ruhig, „ich glaube, es gibt Keinen, der's besser versteht, und wenn uns dieser Hauptmann fehlen würde, liefe wohl gleich die ganze Kompagnie auseinander."

Adelaide kehrte ihr Gesicht lächelnd und errötend dem Fenster zu; der alte Oberst dagegen ließ wieder ein lang-

gezogenes Rauchwölklein zwiſchen den Lippen hervorgleiten und blickte mit dem einen Auge zwinkernd über den Tiſch nach ſeinem Freunde, was wohl heißen konnte: „Wer hat nun Recht? Wie ſteht's mit Deiner Volksarmee?“

Der Schloßherr verſtand dieſe Frage und hätte ihr gerne durch ſeinen Lehenmann ſelbſt eine Antwort zu Teil werden laſſen. „Nun, ſo gefährlich wär's wohl nicht, Freund,“ fuhr er fort; „wenn z. B. Euer Hauptmann gleich im Anfange eines Gefechtes erſchoſſen würde, käm's Euch doch nicht in den Sinn, davonzulaufen!“

„Ja, das wär' was anderes,“ entgegnete der Müller, ſich höher aufrichtend, „dann freilich würde ſich Keiner von uns beſinnen, ſich ebenfalls totſchlagen zu laſſen. Aber ein Unglück wär's,“ fügte er leiſer hinzu, „und wir bekämen doch keinen ſolchen mehr.“

„Weshalb meint Ihr denn das?“ fragte der alte Herr halb verdrießlich.

„Ich weiß es ſelbſt nicht recht; aber ſeht, gnädiger Herr, das Herz lacht uns allen im Leibe, wenn wir ihn nur von Weitem ſehen.“

„Nun, gut denn,“ ſagte der Schloßherr nach einigem Beſinnen, „ſo haltet Euch nur wacker, wenn's einmal ſein müßte. Den Zins aber kann ich Euch jetzt nicht abnehmen; kommt auf den Abend wieder, bis dahin will ich dem Verwalter die nötige Weiſung geben.“

Als der Müller ins Freie gekommen, hatte ſich das Wetter etwas freundlicher angelaſſen, und er beſchloß, noch in die Stadt zu gehen. „Vielleicht iſt's doch das letzte Neujahr, das ich feiern kann,“ ſagte er vor ſich hin und begann raſcher nach der Straße hinaufzuſchreiten. Durch das Stadtthor gelangt, lenkte er ſeine Schritte zunächſt nach dem „goldenen Rind“, in der Hoffnung, dort am eheſten Bekannte zu treffen; und richtig, gerade der Thüre gegenüber in der oberen Ecke ſaß

für sich allein ein Kompagniegenosse, der gestern mit dem Hauptmann und den Anderen hier getrunken hatte. Er stützte, um das Treiben der übrigen Gäste unbekümmert, den Kopf in die Hand und blickte überrascht auf, als ihn der Müller, zum Tische tretend, anrief: „He, Belper-Fritz, bist Du seit gestern Abend nicht vom Platze gegangen?"

„Doch," erwiderte der junge Mann, mit trüben Augen aufblickend und sie sogleich wieder senkend, „ich bin eben hereingekommen — sieh, ich hab' noch nicht einmal eingeschenkt... thu' Bescheid, Christen."

„Bist heut bei dem Unwetter von Belp in die Stadt gekommen?"

„Nein, ich bin seit gestern hier geblieben."

„Ah, ah," machte der Müller, das angebotene Glas niedersetzend; „aber ich glaube fast, Du hast mit Deinem Schatz Händel bekommen, so jammervoll siehst Du drein."

„Ich habe keinen Schatz, Christen."

„Nun zum Kuckuck, Du wirst doch auch nicht Angst vor dem Aufgebote haben; ich kenne Dich gar nicht mehr."

„Ich bekomme nicht so bald Angst," erwiderte der Belper-Fritz traurig; „aber hilf mir den Wein austrinken... ich mag keinen Tropfen; vielleicht sag' ich Dir nachher etwas."

Der Müller setzte sich verwundert und teilnehmend neben seinen Gefährten, der wieder in tiefes Nachdenken versank, aus dem er ihn nicht sogleich stören mochte und deshalb auf ein Gespräch hörte, das mit ernsten Mienen am nächsten Tische geführt wurde. „Und es ist doch so, Herr Wacker," sagte ein alter Mann; „die Alten haben's erfahren und geglaubt, daß die Geisterkutsche Krieg und Pestilenz zu bedeuten hat. Ich machte mir früher selbst nicht viel daraus; aber die vergangene Nacht hab' ich sie gesehen, mit leiblichen Augen gesehen. Sie fuhr hart unter meinem Fenster vorbei, und doch war nicht ein Atem von Geräusch zu hören. Es war, als ob die schwarzen

Roſſe nur auf Luft träten und ſich die Räder in weicher Seide bewegten."

„Wo fuhr ſie denn hin?" fragte der Andere, dem Schloßmüller, den er erſt jetzt bemerkte, freundlich zunickend, „habt Ihr das nicht geſehen?"

„Nein, das kann ich nicht ſagen," antwortete der Alte, „ſie war mir plötzlich aus dem Blicke verſchwunden, wie eine in den Wind geworfene Priſe Tabak; aber ein Bekannter ſah ſie hier an der Mauer hinunterfahren, und durch das Aarbergerthor ſoll ſie hereingekommen ſein, ohne daß die Wache etwas bemerkt hatte."

„Nun, da wird ſie ſchließlich wohl an der Münzterraſſe gehalten haben," ſagte der Andere, indem über ſein ſtarkknochiges Geſicht ein Ausdruck von Hohn und Zorn hinlief, „um dort den alten Schultheiß Nägeli, den Gott ſchon mehr als zweihundert Jahre ſelig haben möge, aufzuladen. Der macht ſich dann das Vergnügen, durch die Lüfte über das Aarziele hinweg nach Wabern hinauszukutſchieren. So endigt ja das Märchen von Eurer Geiſterkutſche. Was ſagt Ihr dazu, Schloßmüller?"

„Da wüßt' ich nicht viel drein zu reden, Herr Wacker," antwortete der Gefragte; „ich habe von der Erſcheinung wohl ſchon oft gehört, aber noch nie etwas geſehen davon."

„Leider geht's mir auch ſo," ſagte Wacker, „und doch möcht' ich gerne bisweilen in die Geiſterkutſche hineingucken; ich würde dabei mehr geheimen Halunkenſtreichen unſerer gnädigen Herren auf die Spur kommen, als an einem verrufenen Galgenhubel, ſonſt müßten die Roſſe daran nicht im Stalle des Judenbuben gefüttert werden."

„Was ſagt der?" raunte der Velper-Fritz, aus ſeinem Sinnen auffahrend, ſeinem Kameraden zu; „was iſt das für ein Halunkenſtreich unſerer Herren?"

„Ach nichts," antwortete der Müller, halb erſchreckt über das wilde Weſen, mit dem ihn ſein Gefährte anſtarrte, „ſie ſprechen da bloß von einem Geſpenſt, von der Geiſterkutſche; aber komm, wir wollen lieber anderswohin gehen; ich glaub', der Dampf und Dunſt da drinnen thut Dir nicht gut."

Vor die Thüre getreten, faßte der Belper-Fritz ſeinen Freund an der Hand und zog ihn ſchweigend nach dem Wege, der am Werkhofe vorbei zur kleinen Schanze hinüberführte. Droben hinter den erſten Bäumen der Allee angelangt, blieb er ſtehen und fragte, nachdem er unruhig umhergeſchaut, als fürchte er ein lauſchendes Menſchenohr, leiſe: „Nicht wahr, Du kennſt meine jüngere Schweſter, Chriſten?"

„Das Mädeli, das am Oſtermontag mit uns in Könitz war und an der Junkerngaſſe einen Kammerdienſt hatte?"

„Eben das."

„Freilich kenn' ich's, ein ſolches Geſichtchen vergißt ſich nicht ſo leicht."

„Haſt Du's ſchon lange nicht geſehen?"

„Nein ... ich kann mich nicht beſinnen," ſagte der Müller langſam; „ſeit Herbſt, glaub' ich, nie; aber was iſt's mit ihr? Du erſchreckſt mich ganz."

„Was mit ihr iſt, weiß ich ſelbſt nicht," antwortete der Belper-Fritz wehmütig. „Schon vor einem Monat hat ſie, ohne daß wir daheim etwas davon erfuhren, den Dienſt verlaſſen, und, wie ich ſie geſtern beſuchen will, weiß Niemand etwas von ihr. Man habe geglaubt, ſie ſei zu uns heimgekommen, wurde mir geſagt."

„Sonderbar," machte der Müller nachdenklich, „wo möchte ſie denn hingekommen ſein!"

„Ich will Dir ſagen, was ich fürchte," flüſterte der Belper-Fritz, aus deſſen dunklen Augen ein unheimliches Feuer loderte; „nach Allem, was ich aus Mienen und Andeutungen entnehmen konnte, iſt meine arme Schweſter von einem Junker ver-

führt worden und wird nun irgendwo geheimgehalten, wenn nicht Schlimmeres ... wenn ihr nicht Schlimmeres begegnet iſt. Das unglückliche, arme Kind!"

Der Müller blickte mit tiefer Teilnahme und Bekümmernis auf ſeinen Kameraden, der nach dieſen Worten ſich an einen Baumſtamm zurücklehnte. „Höre, Fritz," ſagte Chriſten nach einer Weile, „ich habe keine Schweſter; doch kann ich mir denken, was in Dir vorgeht. Aber weißt Du, wer in dieſer Wirrnis am beſten raten und vielleicht auch helfen könnte?"

„Nein, Chriſten, ſag' mir's! ich habe keine Gedanken."

„Unſer Hauptmann, denk' ich; gewiß wenigſtens wird er Alles thun, zu erfahren, wo Deine Schweſter hingekommen iſt."

„Ich habe heute auch ſchon daran gedacht," ſagte Fritz leiſe; „aber ich ſcheute mich und durft' es ja ſogar Dir faſt nicht anvertrauen. O meine armen, braven Eltern! was werden die ſagen!"

Chriſten nahm ſeinen Gefährten ſchweigend am Arm und ging mit ihm den einſamen und menſchenleeren Weg an der untern Stadtmauer entlang, nach dem Bärenplatze hinüber. Vor der Wohnung des Hauptmanns angelangt, blieb der Belper-Fritz ſtehen und ſagte hochaufatmend: „Ich darf nicht, ich wag's nicht. Erſpare mir die erſte Schande und geh' allein hinauf! Bekommſt Du freundlichen Bericht, ſo warte ich ja da."

„Unglück iſt noch keine Schande," erwiderte der Müller; „indeſſen ich will gehen und Dich dann heraufholen."

Er ging; aber nach kurzer Friſt kam er mit totbleichem Geſicht zurück, wie ein Trunkener auf den wartenden Kameraden zuſchwankend. „Es iſt nicht gut gegangen," ſprach dieſer trübe; „o ich geſchlagener Mann."

„Still, ſtill," ſagte Chriſten, indem er mit der Hand über die Augen fuhr; „geh' heim, Kamerad ... ich geh' auch. Komm', komm'; o Jammer und Unglück über Unglück!"

„Aber was hat er denn gesagt," fragte angstvoll der Belper-Fritz, den Vorbeidrängenden festhaltend, „weiß er etwas von der Schwester ... ist sie tot? ... hat sie sich selbst ein Leids angethan? ... Mein Gott, so gib mir doch Antwort!"

„Geh' selbst und frag'," jammerte Christen, ohne sich aufhalten zu lassen, „ich weiß nicht mehr, wie es gegangen ist ... mir wirbelt Alles durcheinander; aber tot ist er ... tot ist er."

„Er ist tot ... von wem redest Du denn?"

„Der Hauptmann ... wer sonst," hastete Christen, die zurückhaltende Hand seines Begleiters abstreifend, „der Hauptmann ist tot; aber geh' doch selbst hinauf und laß mich, ich bitte Dich; ich muß hinaus ins Freie, vor die Stadt ... es will mich fast erdrücken da drinnen. Komm morgen zu mir, Belper-Fritz!"

Dieser war überrascht und erschreckt stehen geblieben, während der Müller dem Stadtthor zueilte, als ob er dem dumpfen Schmerze der Trauerbotschaft entfliehen könnte. Die Leute, die ihm begegneten, kamen ihm wie vorüberhuschende Schatten vor, und nur da oder dort sagte er zu Einem, ohne ihn anzusehen, im Vorbeieilen: „Wißt Ihr's schon? Der Hauptmann König ist ermordet worden." Erst als er an sein Haus herankam, blieb er stehen. Er mußte sich lange besinnen, um die Einzelheiten der letzten Stunde wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, als ihn plötzlich ein Gedanke durchfuhr, der ihm wie eine Art von Trost erschien. „Hat die Herrschaft im Schlosse heute schon von dem Unglücke gewußt?" dachte er. „Gewiß ... drum wurde ich über die Ersetzung des Hauptmanns so ausgefragt; da kann ich vielleicht mehr erfahren, als von seiner armen, jammernden Mutter; vielleicht ... geb' es Gott ... ist das Schlimmste nicht einmal zur Wahrheit geworden. Die Zinsgeschichte gibt mir einen erwünschten Anlaß hinüberzugehen."

Er schritt durch die bereits einbrechende Dämmerung dem Schlosse zu und wurde auf sein Begehr sofort in das Zimmer

geführt, in dem nur noch Vater und Tochter am Kamin beisammen saßen. „Ah," rief der Erstere dem Eintretenden entgegen, „da kommt mein pünktlicher Zinsmann. Nun, hier habt Ihr die Quittung." Der Müller griff mechanisch in die Tasche und brachte eine schwere Geldrolle hervor; aber der Oberst machte eine rasch abwehrende Handbewegung und sagte freundlich: „Laßt das, laßt das, Nachbar; heute nehm' ich kein Geld. Seid ihr um Lichtmeß noch daheim, könnt Ihr's dann bringen; müßt Ihr vorher ins Feld, so nehmt's mit und braucht es, wo's nötig ist. Euern ärmern Kameraden werdet Ihr schon etwas davon zu gut kommen lassen."

Der Müller war zu sehr von andern Gedanken erfüllt, als daß er für dieses unerwartete Benehmen viele Worte gefunden hätte; vielleicht auch hatte er die freundliche Absicht des Schloßherrn nicht einmal ganz verstanden und sagte daher, ohne das Geld aus der Hand zu legen: „Ach ja, heute hab' ich noch nicht gewußt, daß das Unglück schon da sei."

„Ein Unglück ... ist Euch denn ein Unglück begegnet?" fragte der Oberst nähertretend.

„Ja wohl ist's für mich so gut als für meine Kameraden ein Unglück ... ich bin noch immer der gleichen Meinung."

„Ich versteh' Euch nicht ... sprecht doch deutlicher!"

„Ich meine eben den Tod unseres Hauptmanns, gnädiger Herr; ich habe vorhin noch nichts davon gewußt, als ich hier war."

„Wie ... was sagt Ihr?" rief Adelaide, erbleichend sich von Ihrem Stuhle erhebend, „der Tod Eueres Hauptmanns ... des Hauptmanns König?"

„Leider Gottes ja," erwiderte der Müller leise; „so weiß die gnädige Herrschaft noch nichts davon?"

„Kein Wort ... kein Wort," entgegnete der Oberst rasch; „was ist's denn, was hat's gegeben?"

„Unſer Hauptmann iſt tot ... verunglückt oder vielleicht ermordet und ins Waſſer geworfen worden. Man hat ſeiner Mutter erſt vor einer halben Stunde ſeinen Mantel gebracht, der hinterm Blutturm an einer in die Aare hinaushangenden Staude gefunden wurde. Er iſt ganz zerriſſen und der Kragen mit Blut beſpritzt ... ich hab' es ſelbſt geſehen."

„O heilige Allmacht ... o mein Herz," ſtieß das Fräulein leiſe hervor, indem es, beide Hände gegen die Bruſt drückend, einen Schritt vorwärts machte, dann aber zur Seite ſchwankte und lautlos neben ihrem Vater zuſammenſank.

Viertes Kapitel.

Die erſte Hälfte des Januars verging unter der dumpfen Beängſtigung, wie ſie der Erwartung ſchwerer Ereigniſſe vorauszugehen pflegt und von einer trüben Witterung noch geſteigert wird. Das beunruhigte Menſchengemüt mag ſich nicht denken, daß die Natur an ſeinen Kümmerniſſen keinen Teil nehmen und ihren Gang gleichmütig in gewohnten Geleiſen fortwandeln ſollte; es erblickt daher im Rauſchen des nächtlichen Windes, im hellern oder dunklern Scheine des aufſteigenden Mondes, im Ruf und Geſchrei der Tiere, in der toten Stille und lauten Empörung der Elemente Abbilder und Verkündiger ſeiner eigenen Hoffnungen oder Befürchtungen und vermehrt auf dieſe Weiſe noch die unheimliche Qual der Ungewißheit kommender Begegniſſe. So geſchah es auch in dieſen Tagen, wo nach eingebrochener Abenddämmerung vom Hochgebirge her ein Meteor mit funkelndem Lichte über das Land herabzog und dann, nachdem es Tauſende durch ſeine ausſtrahlenden Feuergarben erſchreckt, mit erſchütterndem Knalle in die Lüfte entſchwand. Das ſei die geheimnisvolle Weltkanone, deuteten die Propheten, die in ſolchen Zeitläuften auf Weg

und Steg entstehen, welche den letzten Völkerkrieg verkünde, aus dem nach unerhörten Blutbädern der Antichrist als Sieger hervorgehen werde. Bald da, bald dort wollten in den Lüften fechtende Heere gesehen worden sein, und als gar noch nächtlicher Weile der ganze nördliche Horizont sich mit dunkler Glut füllte, die wie vom Winde angefacht hin und wider zog, sich senkte und höher hob, ging für Viele ein unumstößlicher Glaube auf, daß sie den flammenden Vorboten des jüngsten Tages gesehen hätten. In dunkeln Bibelstellen und halbverschollenen alten Sagen wurde die Bestätigung des nahenden Weltendes gesucht und selbst mutige Herzen mit unklarer Bangnis erfüllt, während schon auf manchen Straßen bewaffnete Scharen daher zogen und auf den Hochwachten weithinschauender Berggipfel mächtige Holzstöße zu Feuersignalen für die Stunden höchster Feindesgefahr aufgetürmt wurden.

An dieser allgemeinen Bekümmernis hätte wohl jedes Herz genug zu tragen gehabt; aber das Schloßfräulein von Hollingen vergaß dieselbe fast über dem eigenen größern Leid. Seit der Neujahrsnacht hatte sie den Vater kaum noch etwa zum Morgengruße gesehen und nie mehr ein Wort gewohnter Zärtlichkeit von ihm gehört. Damals, als sie nach dem ersten erstickenden Schmerze, mit dem sie die Botschaft von dem Tode Rudolfs überwältigt, ihm mit noch halbschwindelnden Sinnen gestanden, daß ihr Herz in aller Gewalt der Liebe dem toten Maler angehöre, hatte er ihr kalt und streng befohlen, sich auf ihr Zimmer zu begeben und das Haus ohne seine Erlaubnis nie zu verlassen. Während er vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und noch öfter während derselben sich in der Stadt befand, um an den Vorkehren und Ratschlägen der Kriegskommission Teil zu nehmen, saß sie da, als wäre sie eine Fremde unter diesem Dache oder als hätte sie eine Schuld begangen, die in einsamer Haft verbüßt werden müßte. Wie oft nahm sie sich vor, dem Vater um den Hals zu fallen und

ihn anzuflehen, ihr ſeine Liebe wieder zuzuwenden und in ihrem unſäglichen Leide ihr nicht den letzten einzigen Troſt zu entziehen; aber wenn ſie ſein kaltes, ſtrenges Geſicht erblickte, drängte ſich die zaghafte Klage alsbald wieder ins Herz zurück.

In dieſer ſchweren Zeit erſtand der Einſamen ein eben ſo unerwarteter als teilnehmender Troſt, wo ſie es am allerwenigſten erwartet hatte. An einem Nachmittage fiel nah unter ihrem Fenſter ein Schuß, dem der ſchrille Schmerzensſchrei eines getroffenen Tieres folgte. Von raſchem Mitleide ergriffen, öffnete ſie das Fenſter und bemerkte gerade vor der Hofmauer ihren Verwandten, den Junker von Dießbach, der ein nun zum Schweigen gebrachtes Wild in die Waidtaſche ſchob. Dem Klange des ſich öffnenden Fenſters nachblickend, ſchaute er am Turme empor und lief dann ſpornſtreichs dem nächſten Seitenpförtchen zu, das über den Hof hereinführte. Adelaide hatte kaum das Fenſter wieder geſchloſſen, als er raſch ins Zimmer trat. „Ei, ei, ſchöne Couſine," rief er noch unter der Thüre, „wie freu' ich mich, daß Du ſchon wieder da biſt; wann biſt Du denn zurückgekommen?"

„Ich verſteh' Dich nicht, Vetter," erwiderte Adelaide, „wo ſollt' ich denn geweſen ſein?"

„Wie, was?" entgegnete er verwundert, „warſt Du nicht bei der Tante in Oberhofen?"

„Ich glaube, Dir hat geträumt; Du willſt doch nicht Deinen Scherz mit mir treiben, jetzt nicht, Albert."

Bei dem wehmütigen Klange der Stimme, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, trat der Junker langſam näher, überraſcht und erſchrocken ſeiner Couſine in das bleiche Antlitz ſchauend, aus dem ihm zwei müde, thränentrübe Augen entgegen blickten. „Mein Gott, Adelaide," ſagte er ihre Hand erfaſſend, „Du wirſt doch nicht krank ſein, Du ſiehſt ja ſo elend und bleich drein, wie der leibhaftige Tod."

„Krank gerade nicht, Albert," erwiderte sie leise, „aber warum meintest Du denn, ich sei fort gewesen?"

„Nun, wahrhaftig," sagte er, mit der Hand verlegen über das Gesicht fahrend, „ich glaubte, Dein Vater habe es selbst meiner Mutter und andern Damen gesagt; ich kann mich indessen verhört haben, Adelaide."

„Du hast's noch nicht weit gebracht in der Verstellungskunst, Vetter," sagte sie wehmütig lächelnd; „ich bin meinem Vater nur dankbar, daß er mir in dieser Zeit überflüssigen Besuch erspart."

„Ich verstehe und werde Dich nicht lange aufhalten; aber zürne mir nicht, Adelaide, wenn ich jetzt nur ungern gehe, ohne von Deinem Kummer einen kleinen Anteil mitzunehmen."

„Nein, bleib', Albert," bat sie, „ich habe diese Tage oft genug an Dich gedacht; Du meintest es doch besser mit ihm als alle Andern."

„Mit ihm — mit dem Hauptmann, meinst Du wohl?"

„Ja, mit dem unglücklichen Rudolf," sagte sie leise, indem große Thränen aus ihren Augen rannen; „wenigstens war er Dir gewiß aufrichtig zugethan."

„So ist's wirklich das?" rief der Junker aufstehend; „nun wahrhaftig, Cousine, da gesteh' ich, Du hast's in der Verstellung weiter gebracht als ich."

„Du hast mich früher nie um mein Vertrauen ersucht," erwiderte sie, mit kummervollem Ernste aufschauend; „aber gleichwohl hätte ich geglaubt, der gewaltsame Tod eines Freundes müsse Deinem Herzen näher gehen, Albert."

„Vielleicht, Adelaide," sagte der Junker, nachdenklich auf- und niedergehend, „ich glaube, nie unrecht an ihm gehandelt zu haben; aber weißt Du auch gewiß, daß er tot ist?"

„Was sagst Du?" rief sie mit gepreßter Stimme; „weißt Du etwas Anderes? Ach nein, Albert, jetzt willst Du mich täuschen!"

„Hat Dein Vater nie etwas davon gesagt?“

„Nein,“ sagte sie mit leisem wehmütigem Kopfschütteln, „seit der Todesnachricht nie mehr.“

„Nun höre, Adelaide,“ erwiderte der Junker, vor der wieder stillweinenden Jungfrau stehen bleibend, „daß es so mit Dir bestellt wäre, habe ich wahrlich nie geahnt; eine kleine Neigung, weiter nichts, konnt' ich höchstens denken. Aber bei meiner Ehre, unter diesen Umständen ist das hart von Deinem Vater.“

„Du quälst mich, Albert; bei seinen Ansichten kann ich ihm keinen Vorwurf machen.“

„Nein, nein, das ist's nicht,“ fuhr der Junker fort, „aber grausam sollte er nicht sein; denn ja, Adelaide, ich glaube nicht, daß Rudolf tot ist, soviel können sie nicht gewagt haben. Was ich jedoch nur glaube, muß Dein Vater bestimmt wissen.“

„Aber mein Gott, so sprich doch,“ bat das Fräulein angstvoll; „man hat ja seinen blutigen Mantel in der Aare gefunden, und ach, es wäre mein letzter Trost gewesen, wenn seine Leiche nicht von den Wassern fortgetragen worden, sondern neben andern lieben Toten hier seine Ruhe gefunden hätte.“

„Darüber beruhige Dich,“ sagte der Junker; „soviel ist gewiß, daß der Hauptmann damals nicht tot war und der Mantel nur in die Aare geworfen wurde, um die öffentliche Aufmerksamkeit irre zu führen und seine Gefangennehmung geheim zu halten.“

„Albert, gütiger Gott,“ brachte Adelaide mit zitternder Stimme hervor; „ich beschwöre Dich, täusche mich nicht! heilige Allmacht, wie hätte man seine arme, alte Mutter so hintergehen und ihr diesen tötlichen Schmerz verursachen können!“

„Armes Herz,“ erwiderte der Junker gerührt, auf das abgehärmte Antlitz des Fräuleins blickend, „mitten in Deinem

Leide mußt Du zuerſt an den Gram Anderer denken. Um ſo mehr — Du ſollſt Dein Vertrauen nicht bereuen, Adelaide; bei Gott, das war grauſam. Nun will ich erſt alle Hebel anſetzen, um Dir hoffentlich bald wirkſameren Troſt bringen zu können. Man hält mich zwar fern und mißtraut mir ſelbſt, weil ich Rudolf in Schutz genommen, der unter gegenwärtigen Umſtänden freilich ſchwerer Dinge angeklagt wurde; drum hüte Dich und laß' auch Du Dir nichts merken! Hab' ich Weiteres in Erfahrung gebracht und weiß ich Deinen Vater in der Stadt, ſo wirſt Du mich wieder ſehen." Er beugte ſich auf die Hand ſeiner Verwandten nieder und ſchritt dann raſch der Thüre zu.

Als der Junker das Schloß verlaſſen hatte, wandte er ſich, ohne auf Weg und Steg zu achten, durch den weichen Schnee mitten über Äcker und Wieſen dem Bremgartenwalde zu. Er dachte zwar nicht mehr an Jagdbeute, aber es war ihm, als müſſe er ſich mit den dunkeln, widerſtreitenden Gedanken und Gefühlen in die tiefſte Einſamkeit verbergen. Der Junker gewahrte mit ſchmerzlichem Erſchrecken, daß er das Bild ſeiner ſchönen Couſine ſchon lange her tiefer im Herzen getragen, als er ſich's ſelbſt je geſtanden oder auch nur geahnt hätte. „Das iſt nun vorbei," ſagte er laut, faſt trotzig, als müſſe er ſich ſelbſt einen ernſten Befehl zurufen, „und du haſt auch längſt das Recht verſcherzt, deine Hand nach dieſem reinen, leuchtenden Kleinod auszuſtrecken." Bei dieſem Gedanken trat ihm ein kalter Schweiß auf die Stirne, und er mußte ſich, von plötzlicher Mattigkeit ergriffen, auf eine Bank ſetzen, die ſonſt zu kühler Sommerraſt am Waldrande ſtand. Mit einem Male trat als ſchwer anklagende Schuld das verlorene, in gedanken- und gemütloſem Leichtſinne vergeudete Leben vor ihn, und wie ein höhnender Kobold rief es ihm zu: „Was willſt du? Du haſt dir ja nicht einmal die Kraft und Mittel geſammelt, das Gute zu thun, ſelbſt wo du den Willen hätteſt!

Du, der Sprößling und Erbe einer der mächtigſten Familien im Lande, biſt jetzt nicht imſtande, dir über das Geſchick eines Freundes volle Gewißheit zu verſchaffen, dem vom Haſſe Verfolgten die hilfreiche Hand zu bieten und die Thränen eines Mädchens zu trocknen, das, wenn auch für deine Liebe zu gut, dir doch ſein heiligſtes Vertrauen geſchenkt hat.“ Er mußte ſich wieder erheben, als könnte er die immer ſchwerer drückende Seelenlaſt durch äußere Bewegung abſchütteln; aber der Gedanke, daß er bei allfälligem Rettungsverſuche nicht einmal auf das Vertrauen des eigenen Vaters, geſchweige auf deſſen thätige Beihilfe zählen könne — dieſer Gedanke der Ohnmacht und Ungewißheit jagte ihn mit ruheloſer Haſt durch den Wald, bis der Abend über denſelben hereindämmerte. „So weit haſt du's bis heute ſchon gebracht, edler Herr von Dießbach,“ ſagte er bitter, einen Pfad betretend, der ins Freie führte, „daß du, um nur vor Frauenaugen nicht als unnützer Wicht zu erſcheinen, deine Zuflucht zu einem Schurken nehmen mußt, der dich in der nächſten Stunde um größeren Gewinn wieder verraten wird. Ja, du biſt unſer Aller Herr und Meiſter, roter Judenbube, und das iſt auch ein Stück Vergeltung!“

Der betretene Pfad führte zu einer Waldecke, wo auf hohem Bord über der Aare, die in der Tiefe zwiſchen mannigfaltigem Buſchwerke ihre wunderlichen Krümmungen gegraben hat, ein einſames Schenkhaus ſtand. Zur Sommerszeit war es ein von den Städtern gern beſuchter Vergnügungsort, von dem ſich der Blick über Fluß und Stadt hinweg nach den duftigen Firſten des Hochgebirges öffnet, während zu Häupten waldfriſche Lüfte durch die Kronen mächtiger Kaſtanienbäume wehen; im Winter dagegen war's ſtill und einſam da herum, und das Haus wurde nur etwa zu einem heimlichen Stelldichein benutzt oder von allerlei lichtſcheuem Volke beſucht, das ſich nicht in die Stadt wagen mochte. Mehr von der ungewohnten inneren Aufregung, als von der Anſtrengung des

zurückgelegten Weges ermüdet, trat der Junker hinein und ſtieg, an der zu ebener Erde liegenden Schenkſtube, aus der laute Stimmen ertönten, vorübergehend, die Treppe hinauf, die zu einer Reihe kleiner, für vornehmere Gäſte behaglich eingerichteter Stübchen führte. Er drückte auf die nächſte Klinke, trat aber, als er dieſe verſchloſſen fand, durch eine Thüre, die ſich ſogleich auf der anderen Seite des Ganges geöffnet hatte.

Hier wurde er mit ebenſo warmem Handreichen als verlockendem Schmollen empfangen, daß er nach ſo langer Abweſenheit nun erſt noch mit einem ſo trüben Wettergeſichte erſcheine, und alsbald gaben ſich zwei kleine weiße Hände ſchmeichelnde Mühe, ſeine Stirne wieder glatt zu ſtreichen. Bei dem leichtgewohnten Sinne des Junkers war ein ſolches Streben nie ohne Erfolg, und kaum wurde das rote Blut der Burgunderrebe kredenzt, als auch ſchon jede Sorge und Bekümmernis in ſeiner berauſchenden Flut zu verſinken begann.

„Ach, lieber Junker,“ klagte das ſchöne Wirtstöchterlein, als ſich der junge Mann nach bereits eingebrochener Nacht wieder zum Fortgehen anſchickte, „wie werde ich lange Weile und Heimweh bekommen, wenn nun der Krieg losbricht und ich Euch dann ſo lange, der Himmel weiß — vielleicht nie mehr ſehen werde.“

„Du wirſt Dich doch nicht vor dem Kriege fürchten, Kleine?“ ſagte der Junker leichthin, indem er ſeine Waidtaſche umhing; „ſolch' ſchönem Kinde wird kein Leid gethan.“

„O ja, ich fürchte mich ſchrecklich davor; beſonders wenn die Franzoſen kommen.“

„Die werden aber nicht hieher kommen, ſei ohne Sorge.“

„Ach, man kann es nicht wiſſen und hört gar mancherlei,“ erwiderte das Mädchen; „drüben im grünen Stübchen ſitzen ſchon den ganzen Nachmittag zwei, die in einer großen Landkarte die Wege aufſchreiben, auf denen die Franzoſen marſchieren können. Sie meinen Beide, es gehe gar leicht; ich hab'

es wohl verſtanden, wenn ich ihnen etwas zu bringen hatte, obſchon ſie welſch parlierten."

„Was, drüben in der verſchloſſenen Stube?" fragte der Junker; „ſind es Herren aus der Stadt?"

„Ich kenne ſie gar nicht," ſagte das Mädchen, „der Eine iſt wohl vornehm, und ich meine, ihn ſchon in der Stadt geſehen zu haben; der Andere aber ſieht faſt wie ein Bedienter aus."

„Seltſam," machte Herr von Dießbach; „wer ſollte denn hier außen über Kriegspläne beratſchlagen? Du wirſt Dich geirrt haben; die Herren werden wohl nur über den Krieg gegen den gefährlichſten Feind ſprechen — ſchöne Augen und rote Lippen, wie dieſe da ſind, kleine Schmeichelkatze."

„Nein, nein," entgegnete das Mädchen eifrig, „mich haben ſie nicht einmal angeſehen und recht geärgert erſt noch dazu, ich hab' es ganz deutlich verſtanden. Der Vornehmere ſagte — er hat ein ſo ſchwarzes Geſicht, wie wenn er das Waſſer fürchtete — ja, der hat geſagt, er kenne nun die Berner gut genug, ſie werden ſich wie Dachſe in den Löchern übertölpeln laſſen, und mancher Offizier werde von ſeinen eigenen Leuten Püffe bekommen, daß ihm für immer der Atem vergehe. Das hat er geſagt, gewiß und wahrhaftig; ich habe noch ſelbſt expreß an der Wand gehorcht."

Das Mädchen hatte kaum ausgeſprochen, als drüben die Thüre klinkte und mit leiſem Geräuſche geöffnet wurde. Der Junker zog mit raſchem Griffe die ſeinige ebenfalls auf und ſtand in dem herausfallenden Lichtſcheine überraſcht dem Herrn v. Amiel gegenüber, hinter dem eine andere Geſtalt haſtig wieder ins Zimmer zurücktrat. Die erſte Bewegung des Herrn v. Amiel bezweckte ebenfalls einen Rückzug; aber mit ſchneller Beſonnenheit trat er über die Schwelle hinaus und reichte ſeinem Gegenüber mit freundlichem Lächeln die Hand entgegen.

„Ei, welch glücklicher Zufall, Herr v. Dießbach, wahrhaftig — Euch hofft' ich nicht hier zu treffen."

„Ich muß das Nämliche geſtehen, Herr v. Amiel."

„Dafür darf ich vielleicht auf das Vergnügen Eurer Geſellſchaft nach der Stadt zurück rechnen," erwiderte der Franzoſe; „wirklich, ich könnte mir nichts Angenehmeres wünſchen."

„Ich möchte nicht ſtören, Herr v. Amiel; es ſchien mir, Ihr habet bereits Geſellſchaft."

„St" — machte der Emigrant geheimnisvoll mit den Augen zwinkernd, „es iſt nur der Diener und Bote eines Freundes, eines Schickſalsgefährten im Exile, der heute noch ſein Nachtquartier im Schloſſe Jeggiſtorf nehmen wird; die Sache hat einige Eile. Komm' nur, François," fuhr er ins Zimmer zurückgewendet fort, „es iſt Zeit, daß Du Dich auf den Weg machſt. Melde Deinem Herrn die Verſicherung meiner unabänderlichen Freundſchaft und meine Hoffnung auf baldige glückliche Wendung unſeres Loſes, wenn ſich die Canaille einmal die Stirne an den Schweizerfelſen einrennt."

Auf dieſe Worte, die mit warmem Tone geſprochen waren, trat ein Mann in mittleren Jahren heraus, der dem Junker mit bedientenhafter Höflichkeit eine Verbeugung machte und in gleicher Weiſe von dem Herrn v. Amiel Abſchied nahm. Seine Kleidung war geeignet, die Angabe über ſeinen Stand vollkommen zu bewahrheiten und ſchien aus dem Nachlaſſe einer früheren Livree zu beſtehen, die ein bäuerlicher Schneider umgewendet und teilweiſe nach ländlichem Schnitte umgemodelt haben mochte. Der anfängliche Argwohn des Junkers begann auch raſch zu verſchwinden, als er auf das unbefangene Benehmen des Herrn v. Amiel und dieſen Boten blickte, deſſen Äußeres nur zu deutlich die verſchämte Dürftigkeit ſeines verbannten Herrn kennzeichnete. „Halt, François, oder wie Dein Name iſt," rief er dem bereits an der Treppe Stehenden

nach, „Dein Weg iſt noch weit, da — trink' unterwegs ein Glas auf meine und Deines Herrn Geſundheit!"

Der Bediente machte zuerſt eine beſcheiden ablehnende Bewegung; aber ein Wink des Herrn v. Amiel genügte zur Beſchwichtigung ſeines Bedenkens, und er kam ſogleich zurück, um das Dargebotene in Empfang zu nehmen. Der Junker dagegen blieb noch einen Augenblick nachdenklich ſtehen, als er in das nun vollbeleuchtete Geſicht des Mannes geblickt hatte; es war ihm, als müßt' er die ſchwarzen Augen mit dem eigentümlich leuchtenden Aufſchlage und dieſe ſchmal geſchnittenen Lippen, um die es wie ein widerſtrebendes ſtolzes Zucken ſpielte, ſchon irgend einmal geſehen haben; und noch als er mit Herrn v. Amiel bereits eine Strecke ſchweigend nach der Stadt hingegangen war, konnte er dieſen Gedanken nicht los werden. „Wahr iſt es," begann er endlich, „Ihr müßt das Geheimnisvolle außerordentlich lieben, Herr v. Amiel, daß Ihr die Boten Eurer Freunde da draußen empfangt; ich meine, Ihr dürftet dieſelben ungeſcheut in der Stadt empfangen."

„Ah," machte der Andere, „Ihr denkt nicht, zu wie manchem Schritte die Rückſicht auf das Ehrgefühl eines Leidensgefährten nötigt, der noch die volle Erinnerung ſeiner einſtigen Stellung in ſich trägt. Der Marquis würde es ſchmerzlich empfinden, wenn ſein einziger dürftiger Diener mich etwa in einer ſtandesgemäßen Geſellſchaft hätte aufſuchen müſſen."

„Nun freilich, und doch iſt's mir, ich ſollte den Mann auch ſchon geſehen haben."

„Kann ſein," erwiderte Herr v. Amiel zögernd, „der Marquis war vor einem Jahre einige Wochen in Bern; jetzt lebt er bei einem alten Freunde, der ſelbſt nichts Überflüſſiges hat, in der Nähe von Solothurn. Aber was ich Euch noch ſagen wollte: morgen trete ich in Dienſt; die erſte Zwölfpfünder-Batterie wird einberufen, und da ſoll ich nach heutigem Be-

ſchluſſe der hohen Kriegskommiſſion den verloren gegangenen Hauptmann erſetzen."

„Ihr?" rief der Junker, überraſcht ſtehen bleibend, „an die Stelle des Hauptmanns König? Unmöglich!"

„Warum denn unmöglich, Verehrteſter," entgegnete der Andere kalt, faſt höhniſch; „hab' ich doch ſchon an der Piere gedient, als der Maler kaum anfing, Farben zu reiben."

„Ja, ja, kann ſein," ſagte Herr v. Dießbach haſtig, indem er das Geſicht abwandte, als müſſe er die Röte des Unwillens in der Nacht verbergen; „ich meinte nur, es hätte noch mancher Berner Offizier dieſe Stelle ebenfalls gewünſcht. Die Kompagnie iſt vielleicht die beſte im ganzen Auszuge."

„Die ſchlechteſte würde ich mir auch verbeten haben."

„Nun gut, ſchon recht," erwiderte der Junker; „ich wünſch' Euch Glück dazu; doch ſagt, habt Ihr über das Schickſal des armen Jungen noch nichts Näheres vernommen?"

„Darnach frag' ich nicht und kümmere mich nicht darum," ſagte Herr v. Amiel ſtolz; „mich ärgert's nur, daß ich damals das Engagement ablehnen mußte und er ſo meiner Lektion entwiſchen konnte." Indeſſen — hier iſt das Aarbergerthor, und ich bin genötigt, Euch gute Nacht zu wünſchen, ich habe noch dringende Geſchäfte zu beſorgen."

Der Junker trat verdroſſen in die noch von mancherlei Geräuſch belebte Stadtſtraße ein. Der Ärger, den ihm die unerwartete Dienſtberufung des Emigranten verurſacht, während ihm ſelbſt immer noch keine beſtimmte Verwendung zugewieſen war, und das kurze, hochmütige Benehmen, mit dem der Franzoſe ihn verabſchiedet hatte, riefen mit einem Male wieder den erdrückenden Gedanken und Vorſtellungen, die ihn dieſen Nachmittag gepeinigt hatten, und es ſtieg ein Gefühl tiefen Unmutes in ihm auf, daß er ſich ſo ſchnell wieder unnützem Leichtſinne überlaſſen habe. Voll unruhigen, bangen Sinnes, der

ſein Gemüt wie eine Ahnung nahenden Unheils erfaßte, hatte er unwillkürlich die laute Straße verlaſſen und an der Reitſchule in den einſamen Weg eingelenkt, der außerhalb der Häuſerreihen, am Rande des hohen Aarraines, nach der unteren Stadt hinabführt. Verwundert blieb er ſtehen, als ſein Fuß an einen Stein ſtieß und er bemerkte, daß er an dem Rathauſe bereits vorübergeſchritten und an jene dicht zuſammengedrängte Häuſergruppe gelangt war, in welcher die abgeſchiedene Lage und die Armut der Bewohner mancherlei Heimlichkeit Vorſchub leiſtete. Sei es ein vorbedeutendes Zeichen, ſagte der Junker vor ſich hin — ich will annehmen, der Stein habe auf mich warten müſſen; und nach flüchtigem Umblicken durch die hie und da von einem herausfallenden Lichtſcheine etwas erhellte Dunkelheit trat er an ein niedriges Hinterpförtchen heran. Auf ein leiſes Pochen, dem ein gedämpfter Pfiff folgte, kamen ſchlurfende Tritte gegangen, und nach leiſer Frage und Antwort wurde raſch aufgethan. „Gütiger Himmel, ſeid Ihr es, gnädiger Herr," wiſperte eine alte Frau, die dürre Hand über das Lämpchen haltend; „ach, ich habe Euch den ganzen Tag ſuchen laſſen und nirgends finden können."

„Nun, was hat's denn ſo dringendes gegeben," fragte der Junker nicht ohne einen Anflug des Schreckens; „das Kind iſt ja gut aufgehoben, und Mädeli wird hoffentlich wohl ſein!"

„O gnädige Allmacht — ja, jetzt iſt es wohl; aber heute hatte es einen jammervollen, ſchweren Tag durchzukämpfen."

„Laß ſehen," erwiderte der Junker, von dem geheimnisvollen Tone der Alten noch mehr erſchreckt, eine kleine Treppe hinanſteigend; „iſt's etwas Gefährliches, ſo mußt Du gleich einen Arzt holen."

„Nein, wartet," jammerte das Weib, „geht nicht gleich hinein, ich muß Euch noch etwas ſagen vorher, Ihr wißt noch nicht Alles — laßt die Thüre, ich bitt' Euch, Junker!"

Ohne Antwort zu geben, trat er in ein kleines, matt erhelltes Stübchen und ſchritt raſch zu einem Bette, das in der Ecke ſtand; aber mit einem lauten Schrei des Entſetzens prallte er zurück, als er auf demſelben eine Leiche ſah, die, ſchon in ein langes, weißes Totenhemd eingehüllt, da lag.

„O himmliſche Barmherzigkeit," ſtöhnte die nachkommende Alte, als ſie den Junker mit verhülltem Geſichte an der Wand lehnen ſah, „das arme Mädeli hat bis zum letzten Augenblicke jammervoll nach Euch gerufen; aber jetzt hat's überwunden, ſchon mehr als zwei Stunden. Mit dem Tage iſt es dahingegangen."

Fünftes Kapitel.

Als Herr v. Amiel den Junker am Aarbergerthore ſo kurz verabſchiedet hatte, ſtellte er ſich mit einer raſchen Wendung an die dunkle Ecke des nahen Wachthauſes und ſchaute dem Davongehenden nach, bis derſelbe in der nur von ſpärlichem Laternenſcheine erhellten Straße dem Blicke entſchwunden war. „Der wäre für einmal hübſch angeführt," murmelte er, die Hand wie zu einer ſpöttiſchen Abſchiedsbewegung ausſtreckend, „vor dem bin ich ſicher." Dann trat er wieder auf die Straße und ging eilig durch das Thor zurück, wie einer, der ein wichtiges Geſchäft vergeſſen haben mochte.

Kaum hatte er jedoch die erſten Bäume der Allee erreicht und ſich durch raſches Zurückblicken überzeugt, daß die zwei thorhütenden Soldaten ſich nicht um ihn bekümmert, als er langſamer zu gehen begann und hie und da, während er ſorgfältig zu beiden Seiten nach den dunkeln Baumſtämmen ſpähte, ein unterdrücktes Hüſteln hören ließ. So mochte er etwa dreißig Schritte gegangen ſein, als ihm hart zur Seite mit einem ähnlichen Laute Antwort gegeben wurde und geräuſchlos hinter einem Baume eine Geſtalt hervorglitt. „Dacht' ich

mir's doch, überaus vorsichtiger Bürger Olivier," flüsterte er, „Sie seien uns nachgeschlichen; einmal war's mir sogar, ich müßte Ihren Atem im Nacken spüren. Hören oder sehen jedoch konnte ich nichts von Ihrer Allgegenwart."

„Mais diable," erwiderte der Andere ebenso leise, „ich konnte doch nicht wissen, ob mich der Junker wirklich in guten Treuen für einen ausgehungerten Bedienten genommen, zumal er mich vor kaum drei Wochen in Aarau gesehen und mit mir gesprochen hat."

„Ah, in der That," machte Herr v. Amiel, „es war ihm auch, als müsse er einmal von Ihrem Gesichte geträumt haben; indessen ist es ein glücklicher Vorzug dieses junkerlichen Blutes, daß es sich nicht vorzustellen vermag, wie sich ein stolzer Gesandtschaftsattaché unter Umständen in einen demütigen Lakaien verwandeln könne. Reisen Sie also ruhig und glücklich; ich erkläre," fügte er nicht ohne einen Anflug von Spott bei, „daß sich Bürger Olivier um die Sache der Republick verdient gemacht."

„Es ist nicht das erste Mal," entgegnete der Andere kalt, „daß ich die Ehre dieses Verdienstes mit Bürger Amiel zu teilen habe; besonders seit derselbe richtig herausgefunden, daß eine Republik eine ersprießlichere Dankbarkeit zu zeigen vermöge, als der selige Bettelhof von Koblenz."

Die Nacht war nicht dunkel genug, um dem lauernden Blicke die grimmige Wirkung zu verbergen, die diese Worte auf dem Gesichte des Herrn v. Amiel hervorbrachten. Der Fremde trat unwillkürlich einen kleinen Schritt zur Seite, fuhr dann aber gleichmütig fort: „Indessen können wir zuverlässig darauf rechnen, Bürger Amiel, über die Aufstellung der Bernertruppen von Nidau bis Aarberg rechtzeitig unterrichtet zu werden?"

„Wie ich Ihnen bereits gesagt," erwiderte der Gefragte, mit hörbarer Mühe die Worte hervormurmelnd, „meinen pa-

triotiſchen Gruß an Ihren Meiſter Mengaud, und ſomit Gott befohlen, Bürger Olivier!"

Der Fremde machte eine leichte Handbewegung nach dem Kopfe und war wie ein verhuſchender Schatten in der Dunkelheit verſchwunden.

Die empfangene Demütigung, die dem Sprößling eines altadeligen Hauſes freilich um ſo empfindlicher ſein mußte, als ſie von einem Menſchen herkam, der ſich vor wenigen Jahren noch als Abſchreiber bei Pariſer Advokaten ein kümmerliches Brot erwarb, war nicht die einzige Unannehmlichkeit, die dieſen Abend dem Herrn v. Amiel begegnen ſollte. Kaum war er in ſeiner Wohnung angelangt und hatte die Geldrollen überzählt, die ihm der franzöſiſche Geſchäftsträger Mengaud zur Ermutigung für weitere „patriotiſche" Dienſte überſchickt, als ſich der rote Jakob anmelden ließ. „Wenn der Schurke mir Angenehmes mitzuteilen hätte, würde er ſich ſo ſpät nicht mehr herbemühen," murmelte Herr v. Amiel zwiſchen den Zähnen, befahl aber doch, den Mann unverweilt hereintreten zu laſſen. Alsbald ertönten auf dem Vorſaale ſchwere Tritte, und herein trat eine hohe, breitſchulterige Geſtalt mit trotzig roher Haltung. Über der niedrigen Stirne ſträubte ſich dichtborſtiges, rotes Haar empor. Dem Antlitze entſprach vollkommen die ſtarkknochige Geſtalt, die ein enganliegendes Wams und Lederhoſen bekleideten, während bis über die Kniee herauf grobe Reiterſtiefel ragten. Das war der unvermeidliche Vertraute junger und alter Patrizier und ſonſtiger reicher Wüſtlinge.

„Wichtige Neuigkeiten, Meiſter Jakob, aber hoffentlich angenehme?" fragte Herr v. Amiel den Eingetretenen mit dem Ausdrucke freundlicher Zutraulichkeit; „es muß ja ſchon ſpät ſein!"

„Allerdings," erwiderte der Andere; „ich wollte dem gnädigen Herrn nur vermelden, daß Euerem Freunde, dem Junker

Dießbach, dieſen Abend ein Unglück paſſiert iſt, das ihm wohl vor einem Monate lieber geweſen wäre."

„Ich verſteh' Dich nicht, was iſt's denn?"

„Nu," antwortete der Rote mit einer zuckenden Verlängerung des Mundes, die wohl ein Lächeln hätte bedeuten ſollen, „es hat ſich eben 'ein zwanzigjähriges Hühnchen gemauſert; wär's vor einem Monate, vor dem Gackern, geſchehen, ſo hätte der Junker die ſchönen Goldfüchſe behalten können, mit denen er das Neſt belegen mußte."

„Zum Teufel mit Deinen Rätſeln und Dummheiten," brummte Herr v. Amiel; „deshalb brauchteſt Du nicht herzukommen."

„Nu, nu, nichts für ungut, gnädiger Herr," erwiderte der Judenbube, „ſolche Geſchichten könnten gegenwärtig beim Pöbel böſes Blut machen, und ich meint' eben, das wär' Euch angenehm —"

„Spitzbube!" fuhr Herr v. Amiel auf, „wer wagt zu ſagen, daß mir das angenehm wäre?"

Durch die Augenhöhlen des Judenbuben bewegte ſich's wie der gleißende Schein einer vorüberſchießenden Schlange; aber ruhig, faſt treuherzig ſagte er dem näher tretenden Franzoſen: „I Jerum, was iſt der gnädige Herr heut' übler Laune! ich meinte ja bloß, es müſſe Euch angenehm ſein, ſolches zu wiſſen; denn wie gegenwärtig die Sachen ſtehen, muß auch der beſte Hauptmann die Stimmung ſeiner Leute kennen, wenn er nicht Unangenehmes riskieren will. Das mein' ich allein, Herr Capitain!"

Herr v. Amiel wendete ſich ab, um langſam wieder dem Kamine zuzugehen. Er zog einen Beutel hervor und zählte einige Silberſtücke auf die Hand. „Sonſt nichts Neues?" fragte er ſcheinbar zerſtreut, dem Roten das Geld entgegenhaltend.

Dieſer ſchob die Thaler gleichmütig in die Taſche und erwiderte: „Mit Verlaub ſeh' ich Euch morgen wieder, Ihr ſeid heut' nicht gut gelaunt, gnädiger Herr!"

„Nur herausgerückt, Jakob, Du meinſt es ja in Allem gut mit mir."

Der Judenbube ſchien den ſpöttiſchen Ton, in dem dieſe Worte geſprochen waren, nicht zu beachten und fuhr leiſer fort: „Es iſt eine ärgerliche Geſchichte, gnädiger Herr; aber ſeit Eure Ernennung zum Hauptmann bekannt geworden, wird da und dort in der Stadt gemunkelt, Ihr wüßtet vielleicht am beſten, wie und warum Euer Vorgänger, der Maler König, das Leben verloren habe. Wenn nur die morgen einrückenden Soldaten nichts davon erfahren!"

Herr v. Amiel machte eine raſch auffahrende Bewegung, als wollte er mit der Kaminzange, die er in der Hand hielt, zu einem Schlage gegen ſeinen Beſuch ausholen; aber ebenſo ſchnell beugte er ſich wieder nieder und ſtieß einen Fluch hervor über den Feuerfunken, der ihm auf die Hand gefahren ſei. Haſtig rieb er ſich den ſchmerzenden Brandfleck und ſagte dann gleichgültig: „Hör' Freund, diesmal möchteſt Du mir mit falſchen Karten das Spiel abgewinnen; aber da ich's gemerkt habe, ſoll's Dir nicht gelingen."

„Bei meiner Seele, Ihr thut mir unrecht, gnädiger Herr," entgegnete der Rote; „was ich Euch ſage, hab' ich mit eigenen Ohren vor kaum einer Stunde gehört, droben im „goldenen Rind."

„Nun dann, Jakob, biſt Du der abgefeimteſte Halunke, der je im Dunkeln herumgeſchlichen; denn kein Menſch als Du konnte dieſen Verdacht auf mich lenken."

„Wenn Ihr das meint, ſo kann ich gehen," antwortete der Judenbube trotzig, indem er ſich der Thüre zuwendete; „vielleicht treff' ich den gnädigen Herrn ein andermal höflicher."

Herr v. Amiel ließ ihn gehen, bis die Thüre geöffnet war; dann aber rief er ihn zurück und hielt ihm die Börse entgegen, aus der er vorhin einige Stücke hervorgezählt. „Sei's, wie es sei, da nimm," murmelte er, „durchstreife die Wirtschaften und horche aus, was gesprochen wird! Wo nötig, lenkst Du den Verdacht ab — um jeden Preis, verstehst Du? Vergiß' nicht, daß Dein Kopf in der gleichen Schlinge steckt. Morgen früh erwarte ich weiteren Bericht."

„Zu Befehl, gnädiger Herr," erwiderte der Rote, den dargebotenen Beutel ruhig einsteckend, „Ihr sollt mit mir zufrieden sein, Herr Hauptmann."

Als er die Thüre hinter sich zugezogen, warf sich Herr v. Amiel in einen Fauteuil, der am Kamine stand, nachdenklich die Hand auf die Stirne legend, die sich mit kaltem Schweiß bedeckte; aber bald erhob er sich wieder, um in unruhiger Hast das Gemach auf- und niederzugehen. „Wenn der Schurke die Wahrheit spräche," sagte er dazwischen laut vor sich hin, „wenn meine mit Mühe und Gefahr angelegten Pläne endlich an einem Ungefähr, an einer rohen Pöbeleinmischung scheitern sollten — ha, Adelaide, stolze Holligerin, was muß ich für Deinen Besitz wagen, während ich nicht einmal weiß, ob ich Dich mehr liebe oder hasse! Ein elend und erbärmlich Leben das; aber mein mußt Du dafür werden. Ja, mein mußt Du werden," fuhr er nach einer Pause mit fast grimmigem Lachen fort; „fürwahr ein schönes Wort, dieses mußt, während ich einen Schurken um seinen Beistand anbettle, der vielleicht schon den Preis in seiner Tasche trägt, um den er mich verraten wird." Er warf sich wieder in den Polsterstuhl, mit dumpfem Brüten in die Kohlen starrend, die leise knisternd im Kamine zusammensanken.

Diesmal jedoch hatte Herr v. Amiel in seinen Gedanken dem Judenbuben Unrecht gethan; wenigstens war es nicht des letzteren Schuld, wenn er seinem Patrone nicht die erwünschten

Dienſte leiſten konnte. Unverweilt begab er ſich ins „goldene Rind", wo trotz der vorgerückten Abendſtunde noch ein reges Leben herrſchte. Außer den gewöhnlichen Gäſten, die hier ihren Abendſchoppen ſuchten, ſaß an einem Tiſche auch eine Soldatengruppe, die eine leiſe, aber ſichtlich angelegentliche Unterhaltung führte. Der Judenbube erkannte an ihren Abzeichen, den dunklen blauen Röcken mit den dicken roten Achſelwulſten, daß es Angehörige der erſten Zwölfpfünderbatterie waren, und trat näher, da ſich ihm hier gerade die beſte Gelegenheit zur Erreichung ſeiner Zwecke darbot; aber mit verlegenem Zögern blieb er wieder ſtehen, als er mitten unter den Soldaten den Adjemajor Wacker erblickte, der ebenfalls ſchon die bäuerliche Kutte mit dem Soldatenkleide vertauſcht hatte. Die Gelegenheit war indeſſen zu verlockend und der rote Jakob auch ſchon zu nahe herangetreten, als daß er eine Schwenkung nach einem anderen Tiſche hätte verſuchen ſollen; er langte daher nach einem leeren Stuhle, der neben Wacker ſtand, und ſchickte ſich an mit einem: „Erlaubnis Ihr Mannen" Platz zu nehmen. Der Adjemajor blickte auf und erwiderte, raſch den Stuhl zurückziehend, unhöflich genug: „Ohne Erlaubnis — iſt ſchon beſetzt und hier kein Platz mehr." „Wart' Hund," murmelte der Judenbub in ſich hinein, kehrte ſich jedoch mit ſcheinbar gleichgültiger Miene ab und ließ ſich am nächſten Tiſche nieder.

Der Adjemajor warf ihm einen verächtlichen und zugleich drohenden Blick nach und ſagte dann, ſich wieder zu ſeinen Kameraden wendend: „Hoffentlich gibt's auch eine Kugel oder noch beſſer eine Miſtgabel für dieſen da, wenn's einmal losbricht. Ich wollt' meinen Kopf gegen einen roten Heller ſetzen, er hat zu dem Schurkenſtreich an Euerem Hauptmann mitgeholfen."

„Der da?" fragten mehrere Stimmen zugleich, indem ſich alle Blicke nach dem Ankömmling richteten, während einer ſich

wie vor kaltem Grauen schüttelnd hinzufügte: „Ist's nicht der Judenbub?“

„Ja, der ist's freilich,“ fuhr der Aidemajor fort, „und ich hab's am Neujahr gleich gesagt, als es hieß, die Geisterkutsche sei gesehen worden, da müsse wieder eine Schelmerei unserer gnädigen Herren im Spiele sein. Es verging auch keine Stunde, so rannte Euer Wachtmeister durch die Straßen mit der Botschaft, der Hauptmann sei ermordet.“

„Fassen wir den Burschen einmal,“ sagte ein Kanonier, seine mächtigen Fäuste auf den Tisch streckend und drohend nach dem roten Jakob blickend, „wir wollen ihm seine Geheimnisse herausklopfen.“

„St!“ machte der Aidemajor, „noch nicht, 's ist noch nicht reif; aber mit Anderem wird auch das reif werden. Das weiß ich von einem Knechte, der einmal bei dem Roten dort in Dienst gewesen, daß er selbst leibhaftig der Teufel ist, der die Geisterkutsche führt, die bald drüben am Marterturme, bald drunten an der Aare am Blutturme still hält und ihre Insassen durch ein Thürchen verschwinden läßt.“

„Ja, das hat mir schon meine Großmutter mehr als hundertmal erzählt, als ich noch ein kleines Büblein war,“ sagte der Kanonier; „wer einmal in den Blutturm kommt, hat am längsten gelebt. Er wird in eine Stube geführt, die prächtig mit Seide und Sammet ausstaffiert ist; aber droben an der weißen Decke ist mit schwarzen Farben der Tod abgemalt, die Sense in der Hand, und drunter steht in großen Buchstaben: Du mußt sterben! Während nun der erschrockene Mensch hinaufblickt, sinkt unter ihm der Boden ein, und er stürzt in die Tiefe auf scharfe Messer und nadelspitze Zinken herab. An der Grundmauer des Turmes färbt sich einen Augenblick ein roter Streifen in die Aare hinaus, und Alles ist vorbei, als ob nichts geschehen wäre.“

„Und dahin ſollte unſer braver Hauptmann geführt worden ſein?“ fragte ein Anderer den Aidemajor leiſe.

„Beſtimmt möcht' ich das nicht ſagen;“ antwortete dieſer, „daß etwas ſchändlich Geheimes vorgegangen, wiſſen wir Alle; iſt ja auch die Leiche des Hauptmanns nirgends gefunden worden, und ſo mag jeder denken, was er will. Aber was ich ſagen wollte, iſt noch etwas Anderes. Seht, Ihr Mannen, Ihr ſeid heute Alle ſchon von weit hergekommen, damit Ihr am Morgen zur rechten Zeit auf dem Kaſernenplatze ſein könnt; Ihr habt willig Vater und Mutter, mancher Weib und Kind verlaſſen, weil Ihr meint, es gehe fürs Vaterland, für unſere Freiheit und Religion, und unſere gnädigen Herren und Junkerlein ſeien bereit, mit uns zu ſterben, wenn's ſein müſſe. Haha, was wir Alle für alte Narren ſind!“ Er faßte mit voller Hand ſein Glas, um es in einem Zuge zu leeren und dann haſtig auf den Tiſch niederzuſtoßen. „Ja, Narren, ſag' ich,“ fuhr er lauter fort; „Kinder, einfältige Kinder, wenn Ihr lieber wollt. Oder was meint Ihr denn? gehen die Augen Euch endlich nicht einmal auf? Ihr hattet einen Hauptmann, wie's keinen beſſeren und braveren gibt, landauf und ab, das wißt Ihr; aber jetzt iſt er fort, verſchwunden wie eine Priſe Tabak, die ich in Wind werfe, und Ihr habt dafür einen anderen, einen Fremden, einen Franzoſen, den Ihr in Euerem Leben noch nie geſehen habt, ſo wenig als er Euch — und warum das? Ja, jetzt ſchaut Ihr mich an, als wär' ich ein rotes Tennsthor, und doch iſt die Sache klar, wie ein Waſſertropfen von der friſchen Brunnenröhre weg! Der König war ein Burſche, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte, der ſchon lange die falſchen Karten durchſchaute, mit denen unſere gnädigen Herren und Oberen ſpielen, der mit Leib und Seele an Euch hing, wie Ihr an ihm, der drum auch nie zugegeben hätte, daß Euer Blut und Leben ſchändlich und ſündhaft für nichts und wieder nichts in die Schanze

geſchlagen würde — das wußte man; drum mußte er weg, und jetzt habt Ihr einen Franzoſen, der Euch gegen die Franzoſen führen ſoll! Ha, Teufel, ſo geht es; wir laſſen uns in beſter Meinung totſchießen, und wer übrig bleibt, iſt eines ſchönen Morgens verkauft und verraten. Die gnädigen Herren drücken den Franzmännern die Hand und ſagen lächelnd, man habe den dummen Bauern eben ihren Spaß laſſen müſſen."

Der immer eifriger gewordene Mann leerte ſein Glas abermals, ohne ſich lange zu unterbrechen. „Ihr ſeht ja," begann er aufs Neue, „wie wir belogen werden von den Herren im Ratshauſe und ihren Helfern in der Kirche. Als es da vor einigen Nächten blutrot hinter den Jurabergen aufſtieg, hieß es, das ſei die himmliſche Kriegsflamme, die der Herrgott expreß für uns angezündet habe. Aber was war's? Die Schwarzbuben und Baſelbieter haben ihre Landvögte fortgejagt, ihre Schlöſſer angezündet und geſagt, ſie wollen zuerſt im Lande ſelbſt reinen Tiſch machen, bevor ſie mit den Franzoſen ein Wort reden. Die verſtehen's, und ſo ſollten wir's auch machen. Das iſt meine Meinung."

Kaum war aber dieſe Meinung ausgeſprochen, als ſich eine ſchwere Hand auf die Schulter des Redners legte und eine tiefe Stimme ſagte: „Ich fordere Euch auf, Ihr Mannen, an die Worte zu denken, die Ihr eben gehört habt, und mir dieſen Rebellen ſofort verhaften zu helfen."

„Ah," machte der Aidemajor zurückblickend, nach kurzem Beſinnen, „Du biſt's, Judenbub? Verſprich den Leuten da nur, Du wolleſt mich dahin bringen, wo Du ihren Hauptmann hingebracht haſt, dann werden ſie Dir ſchon helfen. Übrigens laß' ich mir dieſen Rock nicht von einem Schelm anrühren — weg mit der Hand da!"

„Hinaus mit dem Schnüffler!" rief der Kanonier, der ſchon vorhin ſeine kampffertigen Fäuſte gewieſen, und im Augenblick war der rote Jakob von Armen umklammert, unter

deren Druck ſeine Kraft zuſammenbrach. Er rief die übrigen Gäſte um Beiſtand an; aber kein Mund mahnte ab, und keine Hand mochte ſich helfend aufheben. Faſt lautlos ging es der Thüre zu, bis von außen das Geräuſch eines ſchweren Falles in der Stube hörbar wurde. Die zwei Kanoniere, die ihr Werk ſo handlich verrichtet, kamen gleichmütig zurück, als hätten ſie einen Sack Korn aus der Tenne getragen.

Sechstes Kapitel.

Regen und feuchtes Schneegeſtöber verdüſterten abwechſelnd den Morgen, durch den die Kanoniere von allen Seiten her nach Bern zogen — manche in kleinen Gruppen, andere vereinzelt, von einem jungen Weibe mit verweinten Augen, einem alten Manne oder einem Mütterchen begleitet, das ein Bündelchen unter dem Arme trug; aber die meiſten wohl ebenſo trübe wie der mühſam aufdämmernde Tag. Selbſt diejenigen, denen keine lieben Herzangehörigen das Scheiden ſchwer gemacht, zogen ſtill ihre Straße, und wo ſie auf Kameraden trafen, mußte das Geſpräch bald wieder einem brütenden Sinnen Raum geben. „Haſt du nichts gehört — weiß man noch nichts von unſerem Hauptmann?“ „Nein, nichts; der hat uns bei der Herbſtmuſterung zum letzten Mal kommandiert — der brave Mann!“ Mit ſolcher kurzer Rede und Antwort ward's wieder ſtill, und nur nach langer Pauſe kam die Frage, wer nun wohl die Batterie führen werde; doch auch darüber wußte keiner Auskunft, und das Geſpräch geriet abermals ins Stocken.

Als der Belper-Fritz mit noch einem Kameraden auf der Höhe des Muriſtaldens anlangte, blieb er nachdenklich ſtehen, um nach der Stadt hinüber zu ſchauen, die mit ſchwarzgrauen Mauern und Türmen jenſeits des Fluſſes aufragte. „Mir

iſt's immer, Ruedi," ſagte er zu ſeinem Gefährten, „als müßt' mir da drinnen ein größeres Unglück begegnen als im Kriege ſelbſt. Er friert mich bis ins Herz hinein, wenn ich dieſe Häuſer und Mauern nur anſehen muß." „Das kommt immer noch vom Mädeli her," erwiderte der Andere, ein ſchöner, kräftiger Burſche; „aber das mußt Du jetzt vergeſſen, Fritz; ſolch' ſchwere Gedanken thun nicht gut ins Feld."

„Kannſt Du's denn ſelbſt vergeſſen?" fragte Fritz leiſe, ſich wieder langſam zum Gehen anſchickend; „glaubſt, ich meine, Du ſeieſt des Krieges wegen ſeit Neujahr ſo ſtill geworden?"

„Ach Gott, wir müſſen uns dreinfügen, Fritz," antwortete Ruedi mit ſichtlicher Bekümmernis, „Du weißt wohl, wie mir's war, als das Mädeli durchaus in einen Stadtdienſt wollte — wir hätten ja bei mir daheim genug zu leben und arbeiten gehabt. Aber ſieh', wär's damals anders geworden, ich weiß nicht, mit welchem Herzen ich jetzt in den Krieg ziehen ſollte. Gib mir die Hand, Fritz, wir wollen treu zuſammenhalten, was kommen mag."

Hand in Hand zogen die Beiden durch das Thor über die Brücke, an deren Quaderpfeilern die Aare ihre trüb angeſchwollenen Waſſer brach. Ohne ein weiteres Wort zu ſprechen, ſchritten ſie die Stadt aufwärts nach der Kreuzgaſſe, dem beſtimmten Sammelplatze; aber da war's noch menſchenleer, und die alte Uhr am Rathauſe zeigte erſt die zehnte Stunde. „Wir ſind noch lange zu früh," ſagte Ruedi, „und die Anderen werden auch lieber im goldenen Rinde, als bei dem Wetter hier im Freien warten."

In dem weiten Raume zum „goldenen Rind", der mit ſeinem rot geſchnittenen Täfelwerke und den ſchmalen, tief in die Mauer geferbten Fenſtern ein kaſernenartiges Ausſehen hatte, wogte bereits faſt die geſammte Mannſchaft der Kompagnie durcheinander — mannhafte, breitſchulterige Geſtalten mit

trotzig-kecken Geſichtern, von denen der letzte Zug wehmütigen Trennungsſchmerzes verſchwunden war. Die alten Mütterlein, die ihre Liebe bis hierher geleitet, ſaßen unbeachtet da und dort in einem Winkel zuſammengedrängt, noch immerdar ſorgſam das Leinwandſäcklein hütend, in dem ſie eine rührend gemeinte Reiſeſpende mitgebracht, aber aus ihrer Bekümmernis zugleich verwundert auf ihre Lieblinge ſchauend, die, wie von einem mächtigen Geiſte ergriffen, plötzlich umgewandelt erſchienen. Und es war wohl auch ein mächtiger Geiſt, der nie ausbleibt, wo die unverdorbenen Kinder eines Volkes im Gefühle bedrohten oder gekränkten Rechtes zuſammenſtehen.

„Habt Ihr's ſchon gehört — von unſerem neuen Hauptmanne?" rief's den beiden Eintretenden entgegen, indem ſich von allen Seiten Hände und volle Gläſer zum Willkomm erhoben; „kennt einer von Euch den Herrn?" „Nichts — kein Wort, was iſt's denn?" fragten die Beiden aus einem Munde, und nun ergoß ſich die Belehrung wie ein aufgeſtauter Fluß, deſſen Schleuſe geöffnet wird, daß ein wildfremder, ein hergelaufener Franzoſe, den höchſtens der Holliger Wachtmeiſter gelegentlich von Weitem geſehen, die Batterie ins Feld führen ſolle. „Das geht nicht," ſagte der Belper-Fritz nach kurzem Beſinnen, „das darf nicht ſein, Kameraden, ſo wenig wir eine Katz' im Sacke kaufen, ebenſo wenig werden wir uns ſelbſt im Sacke verkaufen." „Er hat recht," rief es ihm entgegen; „hörit, Wachtmeiſter, er iſt unſerer Meinung und doch weiß er noch nicht einmal, was der Franzoſe an unſerem Hauptmanne gethan haben ſoll."

Der Belper-Fritz bemerkte nun erſt den Wachtmeiſter, der, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, ruhig über das Gedränge wegſchaute; er bahnte ſich raſch einen Weg zu dem wertgehaltenen Kameraden, um deſſen Anſicht genauer zu erfahren. Aber während die Beiden ein Zwiegeſpräch anfingen, gingen die aufgeregten Meinungen der Anderen immer lauter

und ungeſtümer durcheinander. „Wir rücken nicht auf den Sammelplatz," erhob ſich eine Stimme; „die Unteroffiziere ſollen zu den gnädigen Herren der Kriegskommiſſion gehen und in unſerem Namen einen anderen Hauptmann verlangen, den wir kennen und zu dem wir Vertrauen haben können." „Der hat recht, das iſt auch meine Meinung," rief es, bis ein Anderer — es war einer von denen, die geſtern Abend dem Judenbuben ſo übel mitgeſpielt — noch lauter ſchrie: „Nichts mehr von den gnädigen Herren, wir haben ſchon geſehen, wie ſie's mit uns meinen; wir wählen den Hauptmann ſelbſt, der uns gefällt, wir ſind jetzt Meiſter;" und kaum war dieſe Meinung ausgeſprochen, als ihr auch ſchon von allen Seiten mit lautem Geſchrei zugeſtimmt wurde. „So kann's nicht länger gehen, wenn wir nicht Schande erleben wollen," ſagte der Wachtmeiſter zum Belper-Fritz, indem er raſch auf eine Bank ſtieg; „hilf mir, wenn's nötig wird! Hört, Kameraden!" rief er und fuhr dann, als ſich der Lärm gelegt, in ernſtem Tone fort: „Was würde wohl unſer ſeliger Hauptmann ſagen, wenn er uns jetzt ſehen könnte? Wollen wir ihm noch im Grabe Schande machen? War es nicht ſtets ſein erſtes Wort, Gehorſam ſei des Soldaten Pflicht? Und was hat er uns hier an dieſem Tiſche am Altjahrabend als ſein letztes Wort geſagt? Zuerſt redlich unſere Pflicht gethan und dann das Recht begehrt! Unſere Pflicht aber iſt es jetzt, denen zu gehorchen, die uns zum Befehlen beſtimmt ſind. Wir ziehen ſofort auf den Sammelplatz und vernehmen dort, was kommen und geſchehen ſoll."

Dieſen Worten folgte nur ein leiſes, halb beſchämtes Gerede, und als der Belper Fritz laut ſagte: „Ja, ſo würde unſer Hauptmann geſprochen haben, mir iſt's, ich hätt' ihn ſelbſt gehört," drängten die Kanoniere von allen Seiten heran, um dem Wachtmeiſter mit ſchweigendem Händereichen ihre Beiſtimmung auszudrücken. Bald ſchmetterte an der Stadtmauer

herab der wohlbekannte Sammelruf einer Trompete, und die Mannſchaft tummelte ſich raſch zum Aufbruche.

„Ich bin zwar des neuen Hauptmanns wegen nicht ganz Deiner Meinung," ſagte der Belper-Fritz zum Wachtmeiſter, als ſie mit einander nach dem Sammelplatze die Stadt hinabgingen, „die Sache kommt mir verdächtig genug vor; aber für einmal war dein Rat doch wohl das Beſte."

„Meine ganze Anſicht iſt auch nur die," erwiderte der Holliger-Chriſten, „daß wir uns nichts vergeben und vorerſt unſere Pflicht thun; daneben ſollen wir freilich die Augen offen behalten, ſind wir ja doch auch keine Kinder mehr. Was ich aber fragen wollte: habt Ihr noch keine Nachrichten über Mädeli, Deine Schweſter, mein' ich?"

„Nein, gar keine," antwortete Fritz leiſe.

Die Beiden kamen ſchweigend zur Kreuzgaſſe, wo ſich trotz der unfreundlichen Witterung ein dichtes Gedränge Neugieriger geſammelt hatte, um die einrückenden Kanoniere in Augenſchein zu nehmen. Der alte Lieutenant Jenni, ein durch ſeine Wohlbeleibtheit faſt unbehilflicher Mann, ſonſt ſeines Zeichens ein ehrbarer bürgerlicher Kürſchnermeiſter, ſaß bereits zu Pferde und bemühte ſich, die anlangende Mannſchaft in Reih und Glied aufzuſtellen; die bequeme Langſamkeit jedoch, mit der ſeinen Anordnungen Folge geleiſtet wurde, mußte wohl auch den Zuſchauern ein bedenkliches Zeugnis über das Anſehen ablegen, deſſen er trotz ſeines Eifers bei den Soldaten ſich zu erfreuen hatte.

Drüben an der breiten Treppe des Rathauſes, das mit ſeiner Front durch die kurze Seitengaſſe herüberſchaute, ſtanden drei geſattelte Pferde, nach denen ſich neugierig alle Blicke richteten, und nicht lange, ſo wurden dieſelben von drei Reitern beſtiegen, die in voller Uniform herantrabten.

„Iſt das der neue Hauptmann?" fragte der Belper-Fritz leiſe den neben ihm ſtehenden Wachtmeiſter. „Ja, der iſt's, in

der Mitte, zwiſchen dem Oberſten Stettler und meinem gnädigen Herrn," kam eben ſo leiſe die Antwort zurück, und im nämlichen Augenblick ertönte das heiſere Kommando des Lieutenants zum Ziehen und Präſentieren des Seitengewehres. Die Herren ritten langſam die Front hinunter, um, wieder zurückkehrend, der Mitte gegenüber Halt zu machen, während der Lieutenant, in ſichtlicher Verlegenheit, ſich anſtrengte, ſein ungefüges Pferd neben den Wachtmeiſter zu bringen, der ſtramm und ruhig am Ende des rechten Flügels ſtand. Der Oberſt v. Stettler ließ ſeine Blicke noch einmal über die Reihen laufen, ſchob dann die Schlaufe ſeines mächtigen Rohrſtockes, der ihm am rechten Arme hing, gemächlich gegen das Ellbogengelenk zurück, berührte mit der Hand den runden Hut, der wie eine ſchwarze gezackte Wolke über einer ſchneebedeckten Bergſpitze auf ſeinem Puderkopfe ſaß, und rief dann mit ſcharfer, weithin tönender Stimme: „Soldaten! Im Namen und Auftrag euerer gnädigen Herren und Obern ſtell' ich euch hier euern Hauptmann vor. Ihr kennt euere Pflicht. Vor Allem vergeßt nicht, daß er vor dem Feinde das Recht über Leben und Tod jedes Einzelnen hat, wonach ſich zu richten iſt." Der Redner ließ die Schlaufe ſeines Rohrſtockes wieder genau zum rechten Handgelenke hervorgleiten und wendete das Pferd zum Davonreiten, während der Herr v. Holligen mißvergnügte Blicke nach ihm warf, in Verlegenheit mit ſich kämpfend, ob es beſſer ſei, dieſe ungeſchickte Rede durch einige herzliche Worte an die Mannſchaft ſogleich wieder gut zu machen oder aber dieſes Geſchäft dem Hauptmann ſelbſt zu überlaſſen. Da plötzlich erſcholl aus der hinten ſtehenden Menge der Ruf: „Wo iſt der alte Hauptmann — der König, hingekommen?" Wie auf einen Schlag wendeten die Herren ihre Pferde, aber die Menge wendete ihre Köpfe ebenfalls rückwärts, als wäre der Ruf von der Straße heraufgekommen, wo doch keine Seele zu ſehen war. „Wer macht da Lärm?" rief der Oberſt v. Stettler, indem er ſeinen

Rohrſtock hoch empor ſchwang; aber wie zur raſchen Antwort ertönte der Ruf von der entgegengeſetzten Seite: „Wo iſt der Hauptmann König?“ Der Oberſt riß ſein Pferd nach dieſer Richtung herum, ſcharf auf die Menge einreitend und ihr zuherrſchend: „Ich will einmal ſehen, ob der Halunke nicht zu finden iſt.“ Das Volk wich vor dieſem unerwarteten Anpralle auseinander, bis ein Knabe, der im Gedränge umgefallen und vor die Füße des Pferdes geraten war, ſein Geſchrei erhob; aber jetzt erſcholl eine tiefe Stimme: „Zurück da!“ und wie auf einen mächtigen Druck ſchloß ſich der Haufe wieder zuſammen, den Oberſten drohend umgebend. Er wollte verwundert, doch unerſchrocken, nach ſeinem Rohrſtocke greifen, als ihm der Herr v. Holligen zu Hilfe kam, der in freundlichem Tone rief: „Macht Platz da, ihr guten Leute, daß wir durch können!“ Im Augenblick war dieſen Worten Folge geleiſtet, und die beiden Herren ritten wieder nach dem Rathauſe zurück, der Oberſt v. Stettler mit offenbarem Widerſtreben. „Um Gotteswillen, geht, geht!“ flüſterte der Herr v. Holligen, „Euere unbedachtſame Hitze könnte Volk und Soldaten in Aufruhr verſetzen; vorwärts, ſag' ich.“ „Das iſt's, da haben wir's,“ erwiderte der alte Soldat, ſich nur mühſam bemeiſternd, „Ihr nötigt der Kanaille keinen Reſpekt auf und laßt ſie gewähren. Das wird mir endlich ſaubere Geſchichten abſetzen; aber meinetwegen, zum Teufel, ich komm' ja ſchon, quetſcht mir nur den linken Fuß nicht mit Euerem Tiere.“ An der Rathaustreppe wäre der Herr v. Holligen gerne wieder zurückgekehrt, um mit freundlichen Worten den üblen Eindruck zu verwiſchen, welchen der Vorgang auf die Kanoniere hervorgebracht haben mochte; aber mit Vergnügen bemerkte er, daß ſich der Hauptmann mit ſeiner Mannſchaft bereits in Rapport geſetzt und ſich von jedem Einzelnen mit lauter Stimme den Namen nennen ließ.

In der That hatte ſich Herr v. Amiel raſch in die Szene verſetzt. Die Sicherheit ſeines Auftretens würde auch ihre

Wirkung nicht verfehlt haben, hätte ihm nicht eine ſo üble Stimmung entgegengeſtanden. Er ließ ſich indeſſen durch die argwöhniſchen Blicke, die ihm überall begegneten, nicht beirren, traf mit ſcheinbarer Ruhe ſeine Anordnungen und teilte den Soldaten mit, daß ſie noch einige Tage in der Stadt einquartiert würden.

Während er ſich jedoch anſchickte, die weitern Befehle zu erteilen, kam durch die Seitengaſſe vom Münſterplatze her ein ſchwarzgekleideter Mann, der, in der Nähe der Soldaten ſtehen bleibend, mit feierlicher Stimme ausrief, daß morgen um neun Uhr die Leiche der Mädeli Meſſer zur Erde beſtattet werde.

„Was ſagt er?“ rief der Belper-Fritz erbleichend, und ohne eine Antwort abzuwarten, ſtürzte er aus der Reihe, die Zuſchauer durchbrechend, dem Ausrufer entgegen. Nach haſtig mit demſelben gewechſelten Worten rannte er an ſeinen Kameraden vorüber dem Rathauſe zu, kaum beachtend, daß Ruedi ſeinen Poſten ebenfalls verlaſſen und ihm mit geflügelten Schritten nachfolgte. „Was ſoll das bedeuten?“ rief Herr v. Amiel zornig, „warum laufen die Burſche davon?“ „Herr Hauptmann,“ erwiderte der Wachtmeiſter bewegt, „ich glaube, die Ausgerufene war die Schweſter meines Nebenmannes.“

„Was geht das den Dienſt an ohne Urlaubsbegehren,“ ſagte der Hauptmann barſch; „Ihr, Wachtmeiſter, nehmt ſogleich vier Mann, ſucht die Beiden auf und bringt ſie in Arreſt. Nach vollzogenem Befehl werdet Ihr mir in meiner Wohnung Rapport abſtatten.“

Der Wachtmeiſter legte einen Augenblick die Hand vor die Augen; aber nach kurzem Beſinnen trat er aus dem Gliede, kommandierte vier Mann, ihm zu folgen, und marſchierte auf dem nämlichen Wege mit ihnen ab, den der Belper-Fritz und Ruedi eingeſchlagen hatten.

Obwohl der Eifer für die Einfangung ihrer Kameraden bei den Beauftragten kein allzuwarmer war, mußten ſie doch

bald an's Ziel gelangen. Nicht weit unterhalb des Rathauſes ſtand eine Gruppe Neugieriger auf der Straße, die verwundert nach einer niedrigen Hausthüre blickten, durch welche die flüchtigen Kanoniere verſchwunden waren. Nach kurzer Anfrage folgte ihnen der Wachtmeiſter mit ſeinen Gefährten, und kaum waren ſie in den dunkeln Hausgang getreten, diente ihnen auch ſchon die Stimme des Belper-Fritz zum Führer, der in herzerſchütterndem Schmerzenstone den Namen ſeiner Schweſter rief. „Daß Gott erbarm',“ ſagte Chriſten, oben an der kleinen Treppe ſtehen bleibend, „das wird uns eine ſchwere Arbeit werden; ich wollt' faſt lieber, ich hätt' den Auftrag rundweg abgeſchlagen und die Folgen über mich ergehen laſſen.“ „Darum brauchen wir ihn auch nicht zu vollziehen,“ meinte einer der Kanoniere, „wir ſagen, es ſei nichts zu finden geweſen. Der Fritz jammert ja da drinnen, daß einem das Herz brechen möchte.“ „Nein,“ entgegnete der Wachtmeiſter, „das würde nur den Kameraden und uns Schaden bringen; aber wartet hier vor der Thüre, ich will zuerſt allein nachſehen und mit ihnen ſprechen.“

Als Chriſten in die Stube getreten war, zog er mit dem ehrfurchtsvollen Schauer, die der Tote dem Lebenden einflößt, den Hut vom Haupte und näherte ſich dem Bette, auf dem die zum letzten Gange geſchmückte Leiche lag. Der Belper-Fritz hatte ſie halb aufgerichtet mit beiden Armen umfaßt, unaufhörlich ihren Namen rufend, während Ruedi vorgebeugt, mit gefalteten Händen über das untere Bettende lehnte und, ſelbſt totenbleich, auf das tote Antlitz ſtarrte. Es war immer noch ſchön und herzbewegend, dieſes Antlitz. „War Mädeli bei Dir?“ fragte Chriſten die Alte, die, über das plötzliche Erſcheinen der Soldaten vor Angſt zitternd, auf einem Stuhle ſaß, „iſt es hier geſtorben?“ „Ja, Herr,“ antwortete ſie jammernd, „aber um Gotteswillen, laßt mir nichts geſchehen! ich bin an Allem unſchuldig und ich will Alles ſagen, was ich

weiß. Ich hab' auch ſchon heute früh zu ſeinen Eltern nach Belp geſchickt, und ſie können jeden Augenblick anlangen. O Herr, laßt mir nichts geſchehen, ich hab' Alles gethan für das arme Geſchöpf."

Sie war mit ihren Bitten und Klagen noch nicht zu Ende, als, von dem abgeſendeten Boten geleitet, die kummergebeugten Eltern eintraten, um im Tode wieder zu finden, was ſie im Leben mit fruchtloſer Sorge geſucht hatten. Nachdem der erſte Schmerz des traurigen Widerſehens einer mildern Trauer gewichen, erzählte die Alte, wie und auf welche Weiſe Mädeli zu ihr gekommen, wie es ſelbſt fortwährend jede Benachrichtigung an die Seinigen beharrlich abgelehnt und ſich verborgen gehalten habe und dann ſo unerwartet vom Tode überraſcht worden ſei. Nur über das arme Würmlein, beteuerte ſie, keine Auskunft geben zu können, und wohin dasſelbe gekommen, möge einzig der Junker Dießbach wiſſen und der — Judenbube.

Belper-Fritz hatte der Erzählung ſchweigend zugehört und, als er nun auch den Auftrag des Wachtmeiſters vernommen, ſagte er bloß: „Jetzt kann ich ſchon mit Dir kommen, da Vater und Mutter das letzte beſorgen mögen." Er ſchaute noch eine ſtumme Weile auf die tote Schweſter, deckte ein weißes Tüchlein über ihr Antlitz und folgte dann nach wortloſem Abſchiede von den Eltern mit Ruedi ſeinen Waffengefährten.

„Ich werde dem Hauptmann getreuen Bericht über das Vorgefallene abſtatten," ſagte der Wachtmeiſter wehmütig, als ſie miteinander die Stadt hinaufſchritten, „und hoffentlich wird er den Arreſt ſogleich aufheben — wenigſtens wenn er ein Herz im Leibe hat."

„Thu das nicht — heute noch nicht," erwiderte Belper-Fritz, „ich bin jetzt lieber allein, als mit den Übrigen zuſammen,

und Ruedi wird's wohl auch ſo ſein. O, wär' noch Eins gethan, möcht' ich am liebſten unterm Boden ſein."

In der Kaſerne, wohin ſie gegangen, zeigte ſich indeſſen ein Hindernis für die Unterbringung der beiden Straffälligen. Alle Räumlichkeiten waren von der Infanterie in Beſchlag genommen, und der kommandierende Offizier verweigerte entſchieden die Aufnahme der Ankömmlinge; dagegen gab er dem Wachtmeiſter eine Weiſung an den Schließer des Marterturmes, damit die beiden Arreſtanten vorerſt dort ein Nachtquartier beziehen könnten. Als ſie, an der Stadtmauer hingehend, zum goldenen Rind kamen, meinte ein Mann der unfreiwilligen Eskorte, es wäre wohl kein Verbrechen, wenn ſie vorher noch ein Glas Wein zuſammen trinken würden. „Ich mag jetzt keinen Wein," ſagte Belper-Fritz, „kommt vorwärts!" „Aber eine Flaſche wollt' ich doch für Euch mitnehmen," entgegnete der Wachtmeiſter; „die Nacht iſt lang, und ſchlafen werdet Ihr allem Anſchein nach auch nicht viel." „Ich danke Dir," erwiderte Ruedi, der bis jetzt noch keinen Laut von ſich gegeben hatte; „auch ich mag nicht trinken und hab' es wie Fritz, ich möcht' am liebſten allein im Finſtern und Stillen ſein."

Dieſer Wunſch war nun bald erfüllt. Zwar brummte der Schließer des Marterturmes, daß es ſich wohl der Mühe lohnte, wenn er nicht andere Vögel als dieſe da zu hüten hätte; doch ſchloß er gleich neben dem ſchwer verriegelten Eingange ein dunkles Kämmerchen auf, in das die Arreſtanten eintraten. Die Eskorte ſchritt ſchweigend an der Mauer zurück, um am Chriſtoffelturme auseinanderzugehen, die Soldaten ihre Quartiere aufſuchend, der Wachtmeiſter, um ſeinen Rapport abzuſtatten.

Siebentes Kapitel.

Mitternacht war bereits vorüber und die Stadt längſt zur Ruhe, als der Herr v. Holligen langſam die Spitalgaſſe hinaufritt, um nach einem mühevollen Tage ſich heimzubegeben. Durch die Stille tönte nur da und dort das „Werda" einer Schildwache, und auch vor dem Reiter her ließen ſich noch gleichmäßig auftretende Schritte vernehmen, die von einer Patrouille, einem auf- oder abziehenden Wachtpoſten herrühren mußten. „Das iſt endlich Krieg," ſagte der alte Herr, nach dieſen Lauten lauſchend, leiſe; und unwillkürlich richtete er ſich im Sattel empor, während das Pferd, dem ſtärkern Flankendrucke gehorchend, einen kurzen Trab anſchlagen wollte. „Ruhig Alterchen," flüſterte der Reiter, dem Tiere über den ſchlanken Hals ſtreichelnd, „die da droben am Thore brauchen uns für einmal noch nicht zu hören." Kaum aber vermochte der Oberſt die Umriſſe des ſchwarz in die Nacht aufſteigenden Turmes zu erkennen, als ihm auch ſchon eine kräftige Stimme „Halt — werda" entgegenrief und wie auf einen Schlag ein dämmernder Lichtſchein unter dem Thorbogen herausfiel. „Ah — gut Freund," antwortete der Angerufene, über dieſe Wachſamkeit vergnügt; „und die Stimme ſollt' ich wohl kennen — ſeid Ihr es, Herr Wachtmeiſter, Nachbar?"

„Zu Befehl, ich bin es," erwiderte ſalutierend der Wachtmeiſter: „Ihr ſeid noch ſpät auf, gnädiger Herr."

„Nicht ſpäter, als Ihr ſelbſt, guter Freund; aber was ſagen Eure Leute, daß der Hauptmann ſie ſchon in der erſten Nacht auf die Wache beordert?"

„Dafür ſind wir da; dagegen ſagt Keiner etwas, gnädiger Herr."

„Brav, brav ſo; Ihr ſeid alſo zufrieden mit dem Tauſche, der neue Hauptmann gefällt Euch?"

Der Wachtmeiſter zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wie — was?“ fragte der Oberſt, ſein Pferd näher heranlenkend, leiſer, „wie ſoll ich Euch verſtehen?“

„Nicht ſchlimmer, als ich's meine, gnädiger Herr,“ erwiderte der Wachtmeiſter ruhig; „unſere Leute waren an den frühern Hauptmann gewöhnt, wie er an uns, und wir Alle können ihn nicht ſo leicht vergeſſen.“

„Nun, wenn's weiter nichts iſt, Freund, ſo wird ſich das bald geben; mit der Zeit kommt die Gewohnheit.“

„Um die volle Wahrheit zu ſagen,“ fuhr der Wachtmeiſter fort, „es hat böſes Blut gemacht, daß heute ſchon zwei unſerer Kameraden in Arreſt geſchickt wurden, da wir kaum angekommen waren.“

„Ich habe davon gehört — ſie hatten aber gefehlt, und Ihr ſelbſt habt ſie bereitwillig in Arreſt geführt. Das war brav von Euch, Nachbar.“

„Ich hab' nur meinen Befehl vollzogen, gnädiger Herr; aber morgen wird dem Einen die Schweſter begraben, die er lange vor dem Tode nicht mehr geſehen hat. Er wär' nun doch ſo gerne zur Leiche gegangen und kann jetzt nicht. Der Hauptmann befiehlt, daß Beide ihre vollen vierundzwanzig Stunden abzuſitzen haben, und das finden unſere Leute hart, ſehr hart — gnädiger Herr.“

„Weiß Euer Hauptmann von dem Leichenbegängnis?“

„Ich hab's ihm erzählt; aber er ſagt, der Befehl ſei gegeben und müſſe vollzogen werden.“

„Pah,“ machte der Herr v. Holligen, langſam mit der Hand über das Geſicht fahrend, „da hat er freilich recht. Wir ſind im Dienſt, und der Krieg iſt hart, guter Freund. Wer weiß, wie Mancher von uns bald draußen auf dem Felde liegen und ſein nächſter Kamerad ſich nicht einmal Zeit nehmen wird, ihm die Augen zuzudrücken! Führt das Euern Leuten recht zu Gemüt und laßt nicht ab, Eure Pflicht zu thun.

Ihr ſeid brav und verſtändig dazu — es ſoll Euch nicht gereuen.“

Der Schloßherr hatte dieſe Worte mit warmem, faſt väterlich ermahnendem Tone geſprochen. Er beugte ſich herab, um ſeinem Lehensmann die Hand zu reichen, und ritt darauf in ſchärferm Trabe mit einem freundlichen „Gute Nacht“ zum Thore hinaus.

Aber draußen ging das Pferd bald wieder ſeinen langſamen Gang, da der Reiter nachläſſig ihm die Zügel auf den Hals herabgleiten ließ. Er achtete nicht auf das unheimliche Wehen, das ſtoßweiſe durch die blätterloſen Bäume am Wege ſtrich, noch ſchaute er hinauf zum ſternenloſen Himmel, an dem tief herabhängende Wolken dahinzogen; mit geſenktem Haupte achtete und ſchaute er nur auf die Gedanken, die ebenſo wirr und dunkel wie Regenwolken in ihm auf- und niederſtiegen. „Diesmal hatte mein alter Freund v. Stettler recht,“ ſagte er in langſamen, unterbrochenen Worten, wie aus einem Traume ſprechend; „man hätte die Sache ſchneller beendigen, ihn früher bei Seite ſchaffen ſollen. Das kleinſte Ungefähr könnte jetzt unſerem Anſehen Schaden, dem Herrn Aniel für alle ſeine Verdienſte nur Gefahr und Verderben bringen. Und doch,“ fuhr er nach einer Weile fort, indem ſich das Antlitz wieder tiefer ſenkte, „doch konnt' ich zu einem Bluturteile nicht ſtimmen; 's iſt beſſer ſo — verdient hat er's zwar um mein Haus nicht. Micheli du Creſt — wie oft hat er mit Eifer von ihm geſprochen — es muß ihm geahnt haben! der unſelig Undankbare!“ Das Pferd ließ ein leiſes Wiehern hören und begann einen lebhaftern Schritt. „Ah, Alterchen,“ ſagte der Reiter, die Zügel wieder aufnehmend, „du riechſt die Krippe — nun ja, bin ich doch ſelbſt müde. Und in Adelaidens Zimmer brennt auch noch Licht. Ich wollt', der Morgen wär' ſchon vorbei.“ Er ließ dem Pferde den Willen, das in verſchärftem Laufe bald den Schloßhof erreicht hatte. Der Oberſt

ging leiſe, wie bei jeder nächtlichen Heimkehr ſeit dem Neujahrstage, nach ſeinen Gemächern hinauf, aber nicht leiſe genug, daß ein bang lauſchendes Ohr nicht jeden ſeiner Schritte gezählt hätte. Als er endlich in ſein Zimmer getreten und das ſchlurfende Geräuſch des entlaſſenen Dieners durch den Gang verhallt war, ergriff Adelaide den ſchon tief herabgebrannten Leuchter und ging entſchloſſen ihrer Thüre zu; aber als ſie die Hand auf die Klinke gelegt, blieb ſie wieder zögernd ſtehen, und das bewegliche Zittern des Lichtes in ihrer Rechten bewies zur Genüge, welch ſchwerer Kampf in ihrer Seele durchgeſtritten wurde. „Nein, ich trag' es nicht mehr länger," ſagte ſie nach einigem Beſinnen laut, wie um ſich ſelbſt Mut einzuſprechen, „lieber das größte Elend, als dieſe Qual peinvoller Ungewißheit."

Und in Wahrheit mußte die Qual unerträglich geworden ſein, welche das Fräulein zu dieſem mitternächtlichen Gange bewegen konnte. In der erſten Stunde, da der Junker v. Dießbach ihr den Hoffnungsſchimmer gezeigt, daß Derjenige, den ſie als tot beweint, noch unter den Lebenden weile, hätte ſie dieſen Troſt nicht um ihr Seelenheil dahingegeben. Nun kann noch Alles, Alles wieder gut und froh werden, wenn er nur lebt, wenn ich ihn nur noch einmal ſehen und ihm mein Blick ſagen kann, daß ich auf ewig ſein gehöre, hatte ihr eine innere Stimme zugerufen, als der Junker von ihr gegangen war; aber alsgemach trat der dunkle Zweifel heran mit der bangen Frage: Was thuſt und willſt Du, törichtes Herz? Wie und wo lebt er? Iſt ſein Leben nicht bloß aufgeſpart, um erſt noch den letzten Schmerz zu tragen, den Du ſchon überwunden glaubteſt? Oder hat Dir nicht nur gar eine mitleidige Täuſchung geſagt, daß er noch am Leben ſei?

Adelaide hatte nach peinvoll durchwachter Nacht ſchon zur Mittagszeit nach dem Vetter Dießbach geſchickt und, um Arg-

wohn zu vermeiden, die alte Müllerin als Botin gewählt; aber der Junker war seit gestern nicht nach Hause gekommen, vermutlich sei er mit Freunden auf eine entferntere Jagdpartie gegangen. Der Nachmittag schlich dahin, ohne daß der Ersehnte sich zeigte, und als endlich die Nacht mit ihrer gedankenbrütenden Stille wieder gekommen war, reifte die Verzweiflung in der Seele des Fräuleins den Entschluß, den Vater selbst um Vertrauen und Aufklärung anzugehen.

Der Oberst war nicht wenig überrascht, als er seine Tochter zu so ungewöhnlicher Zeit noch in vollem Anzuge, wie sie den Tag über ihren Vetter erwartet, in sein Zimmer treten sah. Das schwarze Seidenkleid hob in dem ungewissen Lichtscheine die Blässe ihres Antlitzes noch mehr hervor, während doch Blick und Haltung eher eine auffordernde Anklägerin, als ein reuevoll bittendes Kind erwarten ließen. Hätte der Vater geahnt, mit welch mühevoller Anstrengung die Tochter diese Ruhe erkämpfte und wie sie noch vor seiner Thüre mit sich gerungen, ob sie ihm nicht lieber mit flehender Bitte um den Hals fallen solle, so würde er wohl nicht die Verlegenheit gezeigt haben, die ihr gestattete, ihren Mut aufs Neue zu sammeln; aber die Vorgänge des Abends und die verborgenen Gedanken, die er in sich trug, hatten schon vorher seine Sicherheit und gewohnte Würde wankend gemacht. So blickte er sie zweifelnd an, bis sie ihren Leuchter schweigend auf den Kaminsims gestellt und dann scheinbar ruhig sagte: „Verzeiht, Vater, daß ich so spät noch zu Euch komme; ich muß Euch sprechen."

„Spät wohl," erwiderte der Oberst mit unsicherer Stimme, „doch wollt' ich selbst morgen vor meinem Fortgehen Dich rufen lassen — ich glaubte, Du schliefest schon. Ich habe Dir ebenfalls Dich betreffende Mitteilungen zu machen."

„Endlich doch, lieber Vater," fiel Adelaide mit flehenden Worten ein, indem sie die Hände wie bittend und dankend zugleich emporhob, „ach, ich dacht' es wohl, Ihr könntet nicht

länger so hart gegen Euer Kind sein. Ach, wüßtet Ihr, was ich die Zeit her gelitten habe! Lebt er noch? Wo ist er denn? O sprecht Vater und wendet Euch nicht zornig ab von mir; ich will Euer gehorsames Kind sein, wie immer, wenn er nur lebt und ihm keine Gefahr mehr droht."

„Von wem sprichst Du denn, törichtes Mädchen?" rief der Oberst, aufstehend, „träumst Du? Von wem willst Du Nachricht haben?"

„Von wem anders, als von ihm?" antwortete Adelaide leise, „vom Schicksal des Hauptmanns — Vater!"

„Von dem Hauptmann," schrie er, indem ihm die plötzliche Röte des Zornes über die Stirne flog, „von dem Hochverräter will das Fräulein von Holligen so angelegentlich Nachricht haben?"

„Hochverräter?" sagte Adelaide langsam, indem sie sich mit der Linken auf das Kaminsims stützte und die Rechte über die Augen legte — „ja, Vater, wenn der Hauptmann König ein Hochverräter ist — von ihm müßt Ihr mir Nachricht geben."

„Ich muß?" entgegnete der Oberst, heftig und hart an seine Tochter herantretend, „ich muß — meinst Du?" Als er aber in die entschlossenen, wenn auch trüben Augen schaute, die ihm aus dem bleichen Gesichte entgegenblickten, wendete er sich wieder ab, um heftig das Zimmer auf- und niederzugehen.

„Ich bitt' Euch, Vater — Euer Kind fleht darum," sagte Adelaide nach einer Weile tonlos.

„Wer sagt Dir aber, daß ich etwas wisse und Dir mitteilen könne?" fragte er stehen bleibend, „was soll ich mich um das Los eines Aufwieglers kümmern, der so schmählich mein Vertrauen betrogen?"

„Ob er ist, was Ihr sagt, weiß ich nicht," erwiderte Adelaide, die unbeweglich da stand, „daß Ihr aber mehr wißt,

geſteht Ihr ſelbſt, Vater; im weitern verlangt Ihr nicht, daß Eure Tochter ein gegebenes Verſprechen breche."

„Hätteſt Du Dich immer ſo ſicher als die Tochter deines Vaters gefühlt, Adelaide."

„Gott ſieht in mein Herz," antwortete ſie, „ob je ein Gedanke drin geweſen, der Euerer Ehre nahe treten konnte; aber wenn ich auch geirrt haben ſollte — erfüllt meine Bitte, und Ihr werdet den Namen des Unglücklichen nie mehr aus meinem Munde vernehmen."

„Verſprichſt Du das, Adelaide?"

„Ich verſprech' es Euch, Vater."

Der Oberſt ließ ſich langſam in einen Lehnſtuhl nieder und ſtützte die Stirn in die Hand, als müßt' er Erinnerungen und Worte ſammeln. Nach einer ſtummen Weile, in der Adelaidens Blicke mit fieberhafter Glut an ihm gehangen, begann er: „Du haſt mir Dein Verſprechen gegeben; ſo höre denn, was Dir die Erfüllung desſelben hoffentlich leicht genug machen wird. Wir hatten ſchon lange Spuren, daß alle unſere Vorkehren und ſelbſt unſere geheimſten Ratſchläge dem Feinde zur Kenntnis kamen; alle Wachſamkeit war umſonſt, bis endlich der unermüdliche Eifer und die weitreichenden Verbindungen eines vielgeprüften Mannes den Verräter entdeckt haben. Und an dieſen haſt Du in unglückſeliger Verblendung Dein Herz weggeworfen — der größte Schmerz, der Deinen Vater treffen konnte."

„Das ſollte er wirklich gethan haben," fragte Adelaide leiſe, „bei all' ſeiner unvorſichtigen Offenheit, trotz ſeiner warmen Vaterlandsliebe?"

„Gerade das war die Maske," fuhr der Oberſt bitter fort, „hinter der er ſein ſchändliches Thun ſo lange verbergen konnte. Endlich, wenn auch ſpät, mußte ſie fallen, und wenigſtens hat er ſich noch die letzte Schmach der Feigheit erſpart. Ohne Zwang und Folter hat er geſtanden, daß er ſeit Jahren mit

unſerem Erbfeinde Laharpe in vertrauter Verbindung geſtanden, und ſelbſt zugegeben, wie er noch am letzten Abend vor ſeiner Verhaftung durch aufwiegleriſche Reden Mißtrauen gegen die Obrigkeit in die argloſen Gemüter ſeiner Soldaten zu pflanzen verſucht habe."

„Er muß alſo ſterben?" fragte Adelaide dumpf.

„Du ſollſt nun Alles wiſſen," entgegnete der Oberſt nach einer Pauſe, „und wenn es auch meine eigene Schwäche betrifft. Eine öffentliche Hinrichtung wäre unter gegenwärtigen Umſtänden weder ratſam noch thunlich; gegen eine geheime ſträubten ſich mehrere Mitglieder der zum Urteile berufenen Kommiſſion, und ich ſelbſt — ich konnte trotz aller Geſetzesgründe nicht zum Tode eines Menſchen ſtimmen, der ſo oft an meinem Tiſche geſeſſen. So hat meine Stimme den Ausſchlag gegeben — es iſt kaum eine Stunde her."

Das Fräulein, das jedes dieſer bedächtig geſprochenen Worte mit atemloſer Angſt aufgefangen hatte, machte, die Arme ausbreitend, eine Bewegung, als ob ſie ihrem Vater zu Füßen ſtürzen wolle; dieſer aber ſtreckte ihr abwehrend die Rechte entgegen und ſagte ſtreng: „Adelaide — zwinge mich nicht, daß ich jetzt ſchon bereuen muß, was ich gethan habe! Übrigens, wer weiß, ob er den Tod dem ihm beſtimmten Loſe nicht vorgezogen haben würde. Erinnerſt Du Dich noch, was er einſt von dem Genfer Rebellen Micheli du Creſt ſagte?"

„Ich erinnere mich," erwiderte Adelaide kaum hörbar; „er meinte, die herrſchende Gewalt habe ſich durch die lebenslängliche Einkerkerung des geiſtvollen Denkers und Schriftſtellers mit einem unauslöſchlichen Brandmal befleckt."

„Du haſt ein treues Gedächtnis," fuhr der Oberſt fort; „ja, ſo etwas wagte er uns ins Geſicht zu behaupten, da wir nachſichtig genug ſeine Anſichten als die Ausgeburten einer harmloſen Künſtlerphantaſie hingehen ließen. Nun mag er erfahren, daß die Gerechtigkeit den Aufrührer und Verräter

noch ebenso sicher wie vor fünfzig Jahren zu treffen weiß. Nächster Tage wird er auf die nämliche Festung Aarburg gebracht, in der sein Vorgänger du Crest unschädlich gemacht wurde, und lebend soll er sie nie mehr verlassen."

Adelaide stützte beide Hände auf das Kaminsims; ein heftiges Zittern ging durch ihre Glieder, daß sie meinte, zusammensinken zu müssen; bald aber ergriff sie ihren Leuchter und schickte sich mit einem leisen „ich danke Euch, Vater," zum Gehen an.

„Noch ein Wort," sagte der Oberst, sich erhebend, „wenn morgen oder sonst dieser Tage Herr v. Amiel vorsprechen sollte, so wirst Du ihn auch während meiner Abwesenheit freundlich aufnehmen."

„Herr v. Amiel?" fragte das Fräulein zögernd, indem eine rasche Röte über ihr Antlitz glitt, „ich wäre gerne noch einige Tage allein geblieben -- ich fühle mich so unwohl, Vater."

„Die Tage sind kostbar gegenwärtig," entgegnete der Oberst nachdrücklich; „Herr v. Amiel wird bald ins Feld rücken, und Du hast nun meine Weisung gehört, Adelaide. Im übrigen wirst Du, wie bisher, einstweilen das Haus nicht verlassen."

„Wie Ihr befehlt, Vater," sagte sie, die Thüre öffnend, „und nochmals -- ich danke Euch."

Als Adelaide ihr Zimmer erreicht hatte, sank sie auf den Teppich nieder. So lag sie noch, als schon der Tag durch die verhängten Fenster brach, und erst, als vom Hof herauf kräftiger Hufschlag ertönte, schrak sie, wie aus einem schweren Traume erwachend, zusammen und begann sich aufzurichten. Als sie ans Fenster getreten war, sah sie den Vater bereits in scharfem Trabe zur Straße hinaufreiten. Sie blickte ihm düster sinnend nach, bis er hinter dem Hügel verschwunden war. Dann rief sie mit lauter Stimme, die Hand wie zu einem Befehle ausstreckend, während ein unbeschreiblicher Ausdruck von Hoheit

und Entſchloſſenheit über ihre feinen Züge aufſtrahlte: „Nun rüſte und wehre auch Du Dich, Adelaide von Holligen! der Kampf iſt ausgebrochen, und der Siegerpreis gilt Glück und Unſchuld über Lüge und Verblendung.“

Achtes Kapitel.

Adelaide vermochte einem Zweifel an der Schuldloſigkeit des Hauptmanns keinen Raum zu geben. Hatte ſie ſich ſeit dem Beſuche des Junkers v. Dießbach nur die bange Frage geſtellt: lebt er noch oder iſt er ſchon hinübergegangen? ſo kam ihr jetzt, da ſie wußte, weſſen er angeklagt und wofür er litt, ſein Schickſal als ein höhnender Frevel vor, der an ihr ſelbſt begangen worden. „Ja, wehre Dich,“ ſagte ſie nochmals laut vor ſich hin; „wenn ſelbſt Dein Vater in ſeiner Verblendung mithilft, den Schuldloſen lebendig in das Grab zu werfen, ſo bleibt Dir nur noch eine Pflicht zu erfüllen. Aber wie?“ fuhr ſie nach einer Weile, die Hand an die Stirne legend, fort, „wie ſoll ich helfen und was kann ich Arme gegen die herzloſe Gewalt der Mächtigen und die Argliſt der Verworfenen thun? Amiel, Amiel — ich erkenne Dich! O Gott, zeige mir ein Licht, das aus dieſem Dunkel führt!“

Als ſie zweifelnd und in ſich ringend an das Fenſter trat, ſah ſie die Müllerin über den Schloßhof hereinkommen und, wie von einem leuchtenden Strahle plötzlich erhellt, rief ſie laut: „Ich hab' es — ich hab's gefunden; hat er ja ſelbſt Heil und Rettung für Alle ſtets nur von der aufopfernden Liebe und Treue des Volkes erwartet.“

Es verfloß wohl eine Stunde, bevor die Müllerin wieder durch die Allee hinaus nach ihrer Wohnung hinüberging; aber in dieſer kurzen Friſt ſchien ſich die Frau verjüngt zu haben.

Zu Haus erteilte ſie an Knecht und Magd beſtimmte Befehle für den Fall, daß ſie vor Abend nicht zurückkehren würde, und begab ſich dann unverweilt auf den Weg dem Bache entlang der Stadt zu. „Was die Meiſterin nur Wichtiges haben mag," ſagte die Magd, der davongehenden nachblickend; „ſie macht ja ein Geſicht, als wollte ſie ſelbſt in den Krieg gehen." „Oh, an Courage thät's der nicht fehlen," meinte der Knecht; „die würd's noch mit Manchem aufnehmen, der Hoſen trägt, wenn's drauf ankäm'."

Und der Knecht, der ſo viele Jahre in der Mühle gelebt, mochte wiſſen, was er ſagte. Die Müllerin war eine Frau, die bei aller milden Gutmütigkeit ihres Weſens das Herz auf dem rechten Flecke trug. Nach dem frühen Tode ihres Mannes hatte ſie ſelbſt mit Meiſterhand das Geſchäft geführt, und unter Umſtänden war's ihr auch nicht darauf angekommen, mit Roß und Wagen ſtundenweit über Land zu fahren. Seit ihr „Büebel", denn ſo nannte ſie noch immer den ſechs wohlgemeſſene Fuß hohen Wachtmeiſter, herangewachſen war, hatte ſie zwar dieſem ſolche Arbeit überlaſſen, aber wo es ſein mußte, wußte ſie ſtets noch handlich zuzugreifen. So hatte ſie auch geſtern weder ſich ſelbſt, noch dem Sohne das Scheiden durch Jammern und Klagen ſchwer gemacht. „Geh' Du nur und halt' Dich brav, Chriſti," ſagte ſie dem jungen Soldaten, „und für das Übrige wollen wir Gott ſorgen laſſen." Als ſie jetzt raſchen Ganges an das Stadtthor gekommen, rief ihr eine kräftige Stimme entgegen: „Ei ſeht da, Frau Müllerin, habt Ihr ſchon Heimweh nach Euerem Söhnlein? Ja, ja, kann mir's denken, daß Euch der Herzkäfer fehlt!" „Heimweh grad nicht, Herr Wacker," erwiderte ruhig die Müllerin; „doch hab' ich etwas Dringendes zu ſprechen mit meinem Chriſti. Könnt' Ihr mir ſagen, wo ich ihn finde?" „Die Kompagnie hat dieſen Morgen Appell an der Kreuzgaſſe," berichtete der Aidemajor; „dort werdet Ihr ihn antreffen."

Als aber die Müllerin kaum an den bezeichneten Ort gelangt war, trat ihr unerwartet ein Anblick entgegen, der auch ihre sonst so unerschrockene Seele ergreifen mußte. Am Rathause herauf bog durch die Seitengasse still und feierlich ein Leichenzug heran, der allem Anschein nach einem Soldaten die letzte Ehre gab. Der schmucklose Sarg wurde von sechs Kanonieren getragen, an deren Spitze gesenkten Antlitzes der Wachtmeister dahinschritt, ohne seine Mutter zu bemerken. Hinter den Trägern ging schluchzend ein alter Mann in bäuerlicher Kutte, dem in langem Zug, je Zwei zu Zwei, die ganze Kompagnie folgte. „Lieber Himmel," fragte die Müllerin einen neben ihr Stehenden, „ist denn schon einer von den Kanonieren gestorben, hat's vielleicht schon ein Unglück gegeben?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Angeredete, „sonderbar ist's schon, sonst legt man einem Soldaten etwa Hut und Seitengewehr auf den Sarg, und die Offiziere gehen mit zum Begräbnis; aber von denen ist ja auch keiner dabei." „O, das glaub' ich, das glaub' ich," fiel eine heisere Weiberstimme ein, „und das Seitengewehr möcht' ich sehen, das man der mitgeben könnt'. Es ist auch nur eine, nun, ich weiß wohl, was für eine Person, die bei der Gremplerin unterm Rathaus gewohnt hat; aber eine rechte Schand' ist's schon für die Soldatenleut', daß sie mitgehen." „Da lügst Du," entgegnete rasch die Müllerin, dem Weibe zornig und verächtlich zugleich in das braune, magere Gesicht schauend; „ja, wenn Dein Mann, der Judenbub, dabei wär', könnt' ich von der Toten glauben, was Du sagst." „Oh, oh," keifte die Andere, während sie unwillkürlich vor ihrer drohend aufgerichteten Gegnerin zurückwich, „meinst etwa, weil Dein Wachtmeister mitgeht, sei die Sach' besser, als sie ist? Wart' nur, wirst schon sehen, was der Hauptmann dazu sagt, wenn er's vernimmt. Und was sich schickt, brauch' ich nicht von Dir zu lernen — daß Du's weißt!"

Die Müllerin hatte keine Luſt, mit dem Weibe einen Straßenzank anzuheben, und ſchickte ſich an, dem die Straße abwärts ſchreitenden Leichenzuge zu folgen, als von der entgegengeſetzten Seite ſich Pferdegetrappel vernehmen ließ. „Da haſt's," rief die Judenbübin ſchadenfroh, „da kommen die Herren Offiziere, der Hauptmann und Lieutenant, grad wie gerufen." Und in der That ſchwenkten die Beiden im Trabe auf den Platz herein. Herr v. Amiel ſchaute verwundert umher und, als er die Straße abwärts den Leichenzug erblickte, rief er haſtig: „Was iſt das, Herr Lieutenant, ſind das nicht unſere Leute, die dort hinabmarſchieren?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," puſtete der Gefragte, die Hand über die nachſchauenden Augen legend, „blau-rot etzätera; die müſſen den Rapell vergeſſen haben, rein vergeſſen."

„Ihr reitet ihnen nach mit der Ordre, augenblicklich zurückzukehren," befahl der Hauptmann; „bei ſtrengſter Strafe, verſteht Ihr?"

„Zu Befehl, zu Befehl," erwiderte der Lieutenant, ſein Tier in Bewegung ſetzend, „werd's ihnen ſagen, den Dummköpfen etzätera."

„Na, na, was meinſt jetzt," höhnte die Judenbübin, „wird Dein Wachtmeiſterle noch weit ſpringen? He, der Hauptmann iſt kein Mehlſackträger; der verſteht das Mückenaustreiben, hochmütiges Pack, das ihr ſeid!"

Statt einer Antwort auf dieſen erneuten Angriff begnügte ſich die Müllerin, auf die andere Seite der Straße zu gehen, von wo ſie mit unverwandten Blicken dem Lieutenant nachſchaute. Er ritt, nachdem er die langſame Schar bald eingeholt, den Säbel ziehend an der Spitze des Zuges und ſchien dort unter lebhaften Geſtikulationen ſeine Befehle auszurichten; aber kaum einen merklichen Augenblick kam das Trauergeleite ins Stocken, um ſich ſofort wieder in ſeinem feierlichen Gange vorwärts zu bewegen. Der Lieutenant ritt der Reihe entlang

auf und nieder, da und dort anhaltend und mit dem Säbel in der Luft herum fechtend; vergeblich. Schon waren die Sargträger, um die Ecke biegend, in die abwärts lenkende Staldenstraße verschwunden, und nach einer Minute blieb nur noch der Lieutenant sichtbar, der in unbehilflicher Verlegenheit bald dem Zuge nachschaute, bald zum Hauptmann heraufblickte. Dieser winkte ihm mit dem Degen zurückzukommen und rief ihn schon von Weitem an: „Was ist's? Warum haben die Bursche nicht Ordre pariert?" „Zu Befehl, Herr Hauptmann," antwortete der Lieutenant, sich den Schweiß von der Stirne wischend, „'s hat keiner das Maul aufgethan; einzig der Wachtmeister erklärte, sie werden auf dem Platze erscheinen, sobald der Sarg an das Grab geleitet sei, etzätera" Der Hauptmann biß erbleichend die Lippen zusammen und setzte seinem Pferde die Sporen ein, aber nach wenigen Sätzen riß der Reiter das Tier wieder herum und rief dem Lieutenant zu, bis zu seiner Rückkehr zur Stelle zu bleiben. Er selbst sprengte nach dem Rathause hinüber und eilte, die Zügel einem gravitätisch dort stehenden Weibel zuwerfend, im Fluge die breite Treppe hinan.

Die Müllerin hatte dieser rasch vorübergehenden Szene mit klopfendem Herzen zugeschaut. „Ja, geh' nur zu deinen gnädigen Herren," sagte sie halblaut, als der Hauptmann durch die Rathausthüre verschwunden war; „dort drunten sind ihrer hundert, die zusammenhalten," nnd ohne weiteres Besinnen eilte sie durch die Lauben, die der Straße entlang abwärts führen. Als sie am Ende des Staldens zur Brücke kam, sah sie den Leichenzug bereits durch das Thor des Friedhofes biegen, der auf der jenseitigen Anhöhe des Flusses lag. Wie sie nun selbst den menschenleeren Weg emporstieg und zum Geleite nur noch die Klänge des Totenglöckleins hatte, die von der alten Rydeckkirche herüberschwammen, kam über ihr Herz die ganze wehmütige Feier, die den Menschen in der Nähe eines Grabes von seinem irdischen Thun ablöst und sein Gemüt durch die

Vorſtellung alles Vergänglichen zugleich mit der troſtvollen Ahnung des Ewigen erfüllt. Am eiſernen Gitterthore des Friedhofes blieb ſie, die Hände faltend, ſtehen, während ſich drinnen ein Chor von Männerſtimmen wie tief anſchwellender Glockenton zu dem alten Liede erhob:

Ich bin ein Gaſt auf Erden
Und hab' hier keinen Stand;
Der Himmel ſoll mir werden,
Da iſt mein Vaterland.

Die Müllerin ſprach dieſe Worte leiſe nach, mit denen ſich ein demütiges Gebet verwob, daß der Herr der armen Seele, die jetzt vor ſeinen Thron getreten, ein gnädiger Richter ſein möge; aber noch bevor das Lied zu Ende war, wurde ſie durch das Geräuſch nahender Tritte aus ihrer Andacht aufgeſtört, und aufblickend ſah ſie den Junker von Dießbach langſam von der andern Seite der Friedhofsmauer herankommen. Er ſchien ebenfalls, in Gedanken verloren, dem Geſang zuhören und ſie nicht zu bemerken, bis ſie eine Bewegung machte, um ihm den Eingang durch das Thor offen zu laſſen; dann aber ſtarrte er ſie mit plötzlichem Erſchrecken einen Augenblick an und lief, ohne ihrem Gruße zu antworten, ſo eilig wieder auf dem nämlichen Wege zurück, als ob ihm ein unheilverkündendes Geſpenſt erſchienen wäre.

Das Lied verhallte, und bald ließ ſich über den Friedhof her der gleichmäßige Soldatenſchritt vernehmen. Der Wachtmeiſter blieb verwundert ſtehen, als er vor dem Thore ſeine Mutter wartend und ihm zuwinkend erblickte, und das verlegene Zögern, mit dem er aus der Reihe trat, ſchien zu verraten, daß ihm dieſe Begegnung im Augenblick faſt ebenſo ungelegen als unerwartet kam; aber nach den erſten gewechſelten Worten rief er ſo laut: „Was ſagſt Du? iſt das wahr?“ daß ſeine Kameraden neugierig aufſchauten und die Mutter ihn nur mit Mühe beſchwichtigen und weiter weg auf die Seite ziehen konnte.

Die Kompagnie marſchierte langſam vorwärts und machte, am Stalbenthore angelangt, Halt, um den zurückgebliebenen Kameraden abzuwarten. Mit Teilnahme und Spannung ſahen die Leute, wie er in eilfertigem Laufe die Anhöhe herabeilte, und ſchon von Weitem rief's ihm entgegen: „Was iſt begegnet, Wachtmeiſter, hoffentlich nichts Ungutes.“ „Still, nur ſtill,“ erwiderte er aufatmend; „da auf der Straße läßt ſich die Sache nicht verhandeln, nachher werdet ihr's ſchon vernehmen. Aber vorwärts jetzt, Kameraden, und nochmals, feſt zuſammengehalten!“

Als der wohlgeordnete Zug dem Sammelplatz nahte, war derſelbe ſchon von einer neugierigen Volksmenge bedeckt, die ſich rings um die beiden zu Pferde haltenden Offiziere ergoß; neben dieſen ſtand aber noch mit aufgepflanztem Bajonett und Gewehr in Arm eine kleine Abteilung Garniſönler, denen in gewöhnlichen Zeiten die Thorwachen und der ſonſtige Sicherheitsdienſt der Stadt oblag. Die Mannſchaft löſte ohne Kommando ihre Reihen, um ſich wie gebräuchlich in zweigliedriger Front aufzuſtellen. Nachdem der Lieutenant die Namen der Kompagnie abgerufen und deren jedem mit Ausnahme des Belper-Fritz und Ruedis ein kräftiges „Hier“ geantwortet, kommandierte der Hauptmann, den Degen ziehend: „Unteroffiziere vorgetreten!“ Aller Blicke richteten ſich nach dem Wachtmeiſter, und als dieſer ruhig zwei gemeſſene Schritte vor die Front trat, folgten auch die übrigen Unteroffiziere dem Beiſpiele. Soldaten und Zuſchauer verharrten in atemloſer Stille, die durch das hereintönende Murmeln des nahen Brunnens nur noch mit einer faſt beängſtigenden Schweigſamkeit erhöht wurde. „Die Zeit der Sammlung war euch um neun Uhr angeſagt,“ begann der Hauptmann mit mühſam angeſtrengter Stimme; „jetzt iſt's eine Stunde ſpäter; wie iſt das gekommen, und warum habt ihr der Weiſung des Lieutenants nicht Folge geleiſtet?“

„Herr Hauptmann," antwortete ohne Zögern der Wachtmeiſter," ich hab' Euch noch dieſen Morgen im Namen der ganzen Kompagnie gebeten, unſern gefangenen Kameraden auf eine Stunde frei zu geben, daß er ſeiner Schweſter die letzte Ehre erweiſen könne. Was Ihr ihm nicht erlauben wolltet, das haben nun wir für ihn gethan."

„Biſt Du der Ratgeber und Rädelsführer?" fragte der Hauptmann näher heranreitend; „wer hat den Vorſchlag gemacht?"

„Einen Rädelsführer braucht' es nicht," erwiderte ruhig der Wachtmeiſter; „wir haben's alle gemeinſam beraten und beſchloſſen und ſind der Folgen gewärtig."

„Die werdet Ihr auch ſpüren," rief der Hauptmann; „auf Befehl der Kriegskommiſſion, eurer gnädigen Herren und Obern, verſteht ihr? legt ihr ſogleich euere Waffen nieder und begebt euch dann dahin, wohin ihr bis auf Weiteres geführt werdet. Dein Seitengewehr her, Wachtmeiſter!"

Dieſer legte einen Augenblick beide Hände auf die breite Klinge, die ihm zur Seite hing; aber alsbald begann er die Scheide vom Bandeliere loszukoppeln und rief, dieſelbe vor ſich hin legend, die Front hinunter: „Thut wie ich, Kameraden, und folgt mir!

„Ha, frecher Burſche," ſchrie der Hauptmann, ſeines Grimmes nicht mehr mächtig, „wer gibt Dir die Erlaubnis, hier zu befehlen? Macht Euch fertig!" wendete er ſich an die Garniſönler, „und der erſte, der ſich rührt, wird augenblicklich niedergeſchoſſen!"

„Laßt dieſe da außer Spiel, Herr Hauptmann," rief nun auch ſeinerſeits mit drohender Stimme der Wachtmeiſter, „und glaubt ja nicht, daß wir ihre Blasrohre fürchteten, wenn's drauf ankäme."

Herr v. Amiel hob ſeinen Degen über den Kopf, als wollte er zu einem Streiche ausholen; aber ſei es, daß ihm die Klug-

heit noch rechtzeitig Beſonnenheit zuflüſterte, oder blieb die trotzige Furchtloſigkeit, mit welcher die Blicke des Wachtmeiſters der kreiſenden Klinge folgten, nicht wirkungslos, die erhobene Hand ſank langſam wieder herab und ließ den Degen auf den Hals des Pferdes gleiten. Auch die Garniſönler ſchienen auf erneuerten Befehl zu warten, bevor ſie ihre Musketen aus der bisherigen Lage brachten; ſie mochten wiſſen, daß der Wachtmeiſter trotz ſeiner despektierlichen Ausdrucksweiſe doch nicht neben die Wahrheit geſprochen.

Die Entwaffnung ging nun raſch und ſchweigend von ſtatten, während zwei der Stadtſoldaten die Seitengewehre auf ein Handwägelein zuſammenpackten. Auf das Kommando des Lieutenants ordnete ſich dann die Kompagnie in Marſchordnung und folgte ſtumm den Waffen, die ihr die Stadt aufwärts vorangeführt wurden.

Der Lieutenant ritt hinter dem von einer neugierigen Menge umdrängten Zuge, pflichteifrig ſich links und rechts vorbeugend, um zu erſpähen, ob ſich nicht irgendwo eine verdächtige Bewegung bemerklich mache; manchmal aber ſchielte er auch vorſichtig über die Schultern nach dem zurückgebliebenen Hauptmann. Als dieſer endlich den Platz, auf dem er, die Abziehenden beobachtend, noch eine Weile gehalten hatte, verlaſſen, ſteckte der Lieutenant ſeine Klinge in die Scheide und trabte an die Spitze hinauf. „Eh, puh,“ machte er, ſich etwas vom Pferde herabbeugend, „thut mir leid, wahrhaftig, Wachtmeiſter, thut mir leid; ich wollt' gern ein paar Kronenthaler geben, wenn ich nicht ſo mit Euch durch die Stadt ziehen müßte.“

„Ich glaub's Euch, Herr Lieutenant,“ erwiderte Chriſten; „aber wo geht's denn eigentlich hin?“

„In die Kaſerne, Mann, in die Kaſerne; dort ſoll die ganze Kompagnie auf Weiſung der hohen Kriegskommiſſion bis auf Weiteres eingeſperrt werden, und nachher hab' ich auch die

Beiden im Turme noch zu euch zu bringen. Ah, schlimme Geschichte, etzätera.“

„Nu, das wird auszuhalten sein,“ meinte der Wachtmeister nachdenklich, „obwohl ich im Dienste noch nie gestraft worden bin. Wenn wir nur erst den Leuten ab Augen wären!“

„Wär' mir auch lieb, können übrigens da durch das Seitengäßchen; rechts schwenkt!“ rief der Lieutenant, und der Zug bog rasch in ein Dunkelgäßchen, das nach kaum hundert Schritten an das Kasernenthor führte.

Das Übrige war nun bald gethan. Nach weniger als einer Viertelstunde fand sich die Mannschaft in einem dunklen Lokale zusammengedrängt, das selbst in dieser Mittagszeit durch schmale vergitterte Fenster nur ein dürftiges Licht erhielt, während vor der schweren verschlossenen Thüre die Tritte einer auf- und abschreitenden Wache wiederhallten.

Anfänglich herrschte eine dumpfe Schweigsamkeit in dem Raume. Die Einen suchten grollend einen Winkel, in dem sie sich, ihre Habersäcke als Kopfkissen nehmend, hinstrecken konnten, Andere standen in kleinen Gruppen zusammen in flüsterndem Gespräche, dessen Sinn mehr durch die häufig sich ballenden Fäuste als durch Worte offenbar wurde; Alle aber richteten ihre Blicke mit unruhiger Erwartung auf den Wachtmeister, der, offenbar mit schweren Gedanken beschäftigt, bald hastig auf- und niederging, bald wieder in sich versunken, an die Mauer gelehnt, stehen blieb. Endlich winkte er die Unteroffiziere zu sich heran, die nach den ersten leisen Worten schon in so heftige Aufregung zu geraten schienen, daß auch die Soldaten sich neugierig heranzudrängen versuchten. „Still, bleibt, wo Ihr seid!“ rief ihnen der Wachtmeister mit gedämpfter Stimme zu, „Ihr werdet Alles erfahren; aber daß mir keiner einen unvorsichtigen Laut von sich gibt! Wir wissen nicht, welche Ohren hinter diesen Mauern oder vor der Thüre horchen könnten!“ Die Soldaten gehorchten, nach kurzer Frist ver-

teilten ſich die Unteroffiziere wieder durch das Lokal, jeder eine dichtgedrängte Gruppe um ſich bildend. Ihre leiſe geflüſterten Mitteilungen wirkten wie der Gebirgsſturm, der die Grundtiefen des Alpenſees aufwühlt, noch bevor er auf der Oberfläche eine Welle kräuſelt. „Ich bitt' Euch nochmals," mahnte der Wachtmeiſter, „ſeid ruhig, ſonſt könnte Alles verdorben und der beſte Wille zu Schanden werden." „Wüßten wir nur, wo er iſt," rief eine gedämpfte Stimme, „dann ſollt' uns ſelbſt der Teufel keine Thüre feſt genug verriegeln." „Ja freilich, wüßten wir das, wär' ich ſelbſt zu Allem bereit," entgegnete der Wachtmeiſter; „drum nochmals Vorſicht und Geduld! es gibt ſchon Leute, die darnach forſchen werden — verflucht, daß wir jetzt in dieſem Loche hocken müſſen."

Dieſe unmutige Verwünſchung war kaum zwiſchen den Zähnen hervorgemurmelt, als die Thüre raſſelnd ſich öffnete und Belper-Fritz und Ruedi hereingeſchoben wurden. „Ich dank' Euch Allen," rief der erſtere, den Kameraden beide Hände entgegenſtreckend, während große Thränen aus ſeinen Augen ſchoſſen; „der Lieutenant hat uns Alles erzählt, ich werd's keinem vergeſſen mein Leben lang, glaubt mir's!" „Tröſt' Dich Gott, und ergib Dich nun drein!" ſagte der Wachtmeiſter, die Rechte des Kameraden drückend; „aber was Ihr Beide noch nicht wißt, ſollt Ihr nun auch gleich erfahren."

Er war mit ſeiner leiſen Mitteilung kaum zu Ende, als Ruedi laut ausrief: „Hörſt's jetzt, Fritz? Er iſt's geweſen bei meiner armen Seele Seligkeit." „Still, ſtill," machte der Wachtmeiſter, dem Unvorſichtigen die Hand auf den Mund legend; „aber was iſt's, von wem redeſt Du?" „Hört nur," entgegnete Ruedi leiſer, während ſich die ganze Mannſchaft lauſchend aufeinander drängte, „vergangene Nacht, es mochte auf Mitternacht gehen, ſtand ich ſchlaflos an der Thüre unſeres Gefängniſſes, als ich vor derſelben die Treppe herab leiſe Tritte vernahm und eine Stimme ſagte: „Heut' wird's das letzte

Mal ſein.“ „Der Himmel geb' es,“ antwortete eine andere Stimme, und dann hörte ich, wie das Ausgangsthor des Turmes ſich vorſichtig aufthat. Fritz lag ſtill in einem Winkel, und ich meinte, er ſei eingeſchlafen; ich wollt' ihn nicht wecken, aber immer mußte ich wieder an die eine Stimme denken; mir war's, als ob ich dieſelbe ſchon hundertmal gehört habe, und doch konnt' ich jetzt nicht drauf kommen, wo? Nach langem war ich über dem Sinnen ſo halb eingeſchlafen, als ich hart an der Mauer ein kurzes Schnauben, wie von Roſſen, hörte und durch das vergitterte Guckloch an unſerer Thüre ein kleiner Lichtſchein hereinfiel. Ich ſtellte mich mit dem einen Fuß auf das große Schloß, um durchſchauen zu können; aber vor Schrecken ließ ich los und fiel auf den Boden herab. Denn draußen hat neben dem Turmwächter, der leiſe das Thor wieder verriegelte, niemand anders als unſer Hauptmann König geſtanden.“ „Was ſagſt Du,“ rief der Wachtmeiſter, nun ſelbſt die Vorſicht vergeſſend, laut, „haſt Du nicht falſch geſehen?“ „Fritz wollte es mir auch nicht glauben,“ erwiderte Ruedi aufatmend, „obgleich er noch mit mir doppelte Schritte die Treppe hinangehen und dann eine Thüre auf- und zuſchließen hörte. Am Ende dacht' ich ſelbſt, ich könnt' mich getäuſcht haben; aber jetzt will ich meine Seligkeit daran ſetzen, er iſt's geweſen. Er war nur bleicher als ſonſt und hatte gerade ein ſchwarzes Tuch vom Geſichte genommen, das er dem Turmwärter entgegenhielt.“

Einen Augenblick herrſchte ſo lautloſe Stille, als müſſe jeder den Atem in der eigenen Bruſt belauſchen; dann rief eine tiefe Stimme: „Wir wollen doch ſelbſt miteinander im Marterturme nachſehen, bevor es zu ſpät iſt.“ „Ja, ja, das wollen wir,“ ſcholl's von mehreren Seiten, indem ſich der feſtgedrängte Knäuel in ſtürmiſche Bewegung auflöſte; „hinaus, hinaus, ſchlagt die Thüre ein!“

„Seid Ihr Alle einverſtanden?“ rief der Wachtmeiſter, ſich erhebend mit flammendem Geſichte; „wollt Ihr Ehr' und Leben daran ſetzen, den Hauptmann zu befreien, der auch unſeretwegen unſchuldig verurteilt iſt?“

„Wir wollen's — vorwärts zum Marterturm!“ dröhnte es wie aus einem Munde durch den Raum, und im Augenblicke ſtemmten ſich ſo mächtige Schultern an die Thüre, daß ſie in ihrem Schloſſe ächzend erkrachte und nach einem zweiten Rucke aus den Angeln flog.

Neuntes Kapitel.

Mit genaueſter Überlegung und Benützung der Umſtände hätten die Kanoniere keinen für ihr verwegenes Unterfangen günſtigeren Augenblick wählen können, als es nun ohne abſichtliches Zuthun geſchah. Als die aus den Angeln gehobene Thüre polternd zwiſchen den Pfoſten auf das Pflaſter hinausſtürzte, ſprang der Wachtmeiſter mit einem Satze über dieſelbe weg auf den wachehabenden Soldaten los. „Guter Freund,“ ſagte er, das Gewehr des Überraſchten anfaſſend, „laß' mir das Ding da und verhalt' Dich ruhig! Komm', was will, ich geb' Dir mein Wort, wir Alle werden Dir bezeugen, daß Du unverſehens überrumpelt und wehrlos gemacht worden ſeieſt.“

„I nu ja,“ meinte der Soldat gutmütig, indem er zweifelnd über den öden Hinterhof der Kaſerne wegblickte, „das werdet Ihr immer ſagen müſſen, wollt Ihr nicht jämmerlich lügen. Aber was habt Ihr eigentlich im Sinne?“

„Das iſt unſere Sache,“ entgegnete der Wachtmeiſter, „ſag' Du uns nur, wie ſtark am vorderen Thore die Kaſernenwache iſt und wer ſie befehligt?“

„Was werden's ſein? Zwölf Mann und der Aidemajor Wacker; alles Andere iſt zum Exerzieren auf den Wyler und die Schützenmatt gezogen.“

„Der Aidemajor Wacker, ſagſt Du?“

„Ja, eben der — von Bümpliz.“

„Vorwärts, Kameraden!“

Nach dem vorderen, der Stadt zu liegenden Kaſernenhofe führte ein ſchmaler, dunkler Thorweg, den die Kanoniere haſtig mit hallenden Tritten ausfüllten. Am anderen Ende desſelben ſtand ebenfalls eine Schildwache; aber noch bevor ſie wußte, wie ihr geſchehen, hatte der Belper-Fritz ihr Gewehr ergriffen und rief der Wachtmeiſter mit dröhnender Stimme: „Mir nach, mir nach zur Wachtſtube!“ Der feſtzuſammengedrängte Knäuel wälzte ſich über den Hof weg, und noch hatte keiner der achtlos plaudernden und herumliegenden Soldaten in der Wachtſtube das Gewehr ergriffen, als ſich dieſelbe ſchon mit einem erdrückenden Gedränge erfüllte.

„Zum Teufel, was iſt das?“ rief der Aidemajor, erſchrocken aus der kleinen Nebenſtube herbeiſpringend, „macht fertig!“

„Fertig iſt's ſchon,“ ſagte der Wachtmeiſter, dem Offizier vergnügt näher tretend, als er ſah, wie flink ſich die Kanoniere ſämtlicher Gewehre bemächtigt hatten; „aber darum keine Feindſchaft zwiſchen uns, Herr Aidemajor; Ihr ſeid in unſerer Gewalt und müßt Euch ergeben; übrigens nur auf ein Wort!“ Er beugte ſich vor, um dem Offizier leiſe etwas ins Ohr zu ſagen. Dieſer ſchaute den Wachtmeiſter einen Augenblick erſtaunt und zweifelnd an, dann rief er laut: „Ja freilich, ich nehm' alle zu Zeugen, daß wir nur der Übermacht weichen, wir geben uns gefangen.“

„Wir werden ſelbſt zu dieſem Zeugnis ſtehen,“ entgegnete der Wachtmeiſter — „fort Kameraden!“

So gegen alles Erwarten ſchnell im Rücken gedeckt, ſtellte ſich die Kompagnie im Hofe, dem großen Eingangsthore gegenüber, in Marſchordnung auf; die den Wachen abgenommenen Gewehre wurden über die ganze Linie verteilt, wobei die Anordnungen des Wachtmeiſters mit einer Raſchheit befolgt

wurden, als wär' er von jeher der Befehlshaber der Truppe gewesen. „Nun denn in Gottes Namen vorwärts," rief er, die Linie nochmals überschauend, indem er sich, mit einem Gewehre bewaffnet, neben den Belper-Fritz an die Spitze stellte, „es lebe unser Hauptmann!"

„Er lebe hoch!" dröhnte es durch die leeren Kasernenräume, und im Laufschritte marschierte die Kompagnie durch das Thor auf die Straße hinaus.

Draußen jedoch hatte sich bald ein breiter Schwarm Neugieriger angesammelt, der die über den Bärenplatz ziehenden Kanoniere wie ein Bienenflug umsummte. Manche hatten schon vorher in der Nähe der Kaserne gestanden, sich von der Rebellion der Kompagnie unterhaltend, über welche die abenteuerlichsten Gerüchte und Meinungen umliefen; andere blieben über den sonderbaren Aufzug, der ohne Seitengewehr und nur mit einzelnen Musketen bewaffneten Kanoniere verwundert stehen und schlossen sich dem nachfolgenden Zuge ebenfalls an. „Wir müssen preßieren," sagte der Wachtmeister, den immer stärker anschwellenden Haufen überschauend, „sonst könnten uns die da noch irgendwie zwischen die Füße kommen. Vorwärts — Sturmlauf!" und wie eine hetzende Jagd ging es die Spitalgasse aufwärts, dem Thore zu.

„Du hast Recht", rief der Belper-Fritz, als sie um den Christoffelturm der Stadtmauer entlang hereinbogen, „siehst du, der Spürhund dort hat uns schon gemerkt!"

„Zum Teufel mit den Judenbuben," entgegnete der Wachtmeister aufflammend, als er den Genannten in eiligem Laufe hinter dem Marterturme verschwinden sah, „der hat zum letzten Mal gesündigt, wenn er uns in die Quere kommt. Immer zu, Kameraden!"

Nach wenigen Sprüngen war das mächtige Eichenthor des Turmes erreicht, und der Belper-Fritz rannte mit gewaltigem Satze gegen das eingefügte kleinere Eingangspförtchen; aber

dasſelbe lag feſt in ſeinen Riegeln und ſchien mit dem ſchweren Beſchläge, das in breiten, dicken Eiſenſpangen die Kreuz und Quere über das Holzwerk lief, einen trotzigern Widerſtand zu bieten, als die Thüre im hintern Kaſernenhofe. „Der Halunke hat den Turmwärter gewarnt oder ſelbſt hinter ſich verriegelt,“ ſagte der Belper-Fritz, von der fruchtloſen Anſtrengung aufatmend, „da können wir die Zähne ſchön ausbeißen!“

„Siehſt, dort liegen ja die Schlüſſel,“ rief der Wachtmeiſter, auf die geſägten Holzſtämme zeigend, die an den Werkhütten der Mauer entlang herumlagen; „einer von denen wird ſchon aushelfen.“ Im Augenblicke bückten ſich ein halbes Dutzend friſcher Burſche nach einem zur Zugſchwelle zugehauenen jungen Eichenſtamme, der, zwiſchen den gegenüberſtehenden Trägern und von arbeitsſchwieligen Händen in balancierende Bewegung geſetzt, ſich mit drohender Spitze raſch gegen das Thor bewegte. „So recht, Kameraden,“ rief der Wachtmeiſter, „jetzt in richtigem Takte auf und nieder ... eins ... zwei ... drei ...“, und beim letzten Worte donnerte der zum Sturmbocke umgeſchaffene Balken ſo gewaltig gegen das Eingangspförtchen, daß die alten Turmmauern erzitterten und hoch vom Dachrande herab kleine Ziegelſtücke, mit Mörtel vermiſcht, niederfallen ließen. Das wohlgefügte Thor dagegen ſchien die Ehre ſeines Erbauers wahren zu wollen, und der Wachtmeiſter, der hart neben demſelben ſtand, ſchaute, nachdem er ſich die Augen von dem herabwirbelnden Staube ausgewiſcht, prüfend und verwundert auf das feſtgebliebene Spangenwerk. „Einewegs könnten ſie's drinnen gehört haben, wenn ſie aufmachen wollten,“ ſagte er mit faſt komiſchem Ernſte; „drum noch einmal probiert!“ Beim zweiten donnernden Stoße hoben ſich die dicken Nagelköpfe von den Eiſenbändern ab, dieſe ſelbſt bogen ſich da und dort auseinander und wichen aus ihren Knotenpunkten; aber wieder ließ ſich von innen noch kein Laut, kein herannahender Tritt hören, der die Abſicht verraten hätte, die ſchweren Riegel zu-

rückzuſchieben, während um die Werkhütten ſich bereits eine immer dichtere Menſchenmaſſe herandrängte. „Zum dritten Mal,“ rief der Wachtmeiſter, und unter dröhnendem Poltern ſtürzte das Pförtchen mit zerſpringendem Eiſenwerke auf den dunklen Flur hinein. Wie eine hochgehende Woge wollte ſich die ungeduldige Mannſchaft durch die gewonnene Öffnung ſtürzen; aber mit lauter Stimme befahl Chriſten, daß die Hälfte ſich vor dem Thore aufſtellen, die andere ihm und dem Belper-Fritz vorſichtig und nur Mann für Mann nachfolgen ſolle.

Auf den oberſten Staffeln der ſchmalen, dunkeln Steintreppe trat den Eindringenden der Turmwächter entgegen, deſſen wohlgenährtes Vollgeſicht mit der behäbigen, faſt eben ſo dicken als langen Geſtalt zu dem Amte, das er verſah, gar nicht gepaßt haben würde, hätten nicht zwei kaltgraue Augen mit einem bald ſtechenden, bald wieder eigentümlich ſchielenden Blicke dem Antlitz einen abſtoßenden, unheimlichen Ausdruck gegeben. Mit dem Tone des unbefangenſten Erſtaunens rief er den Ankommenden entgegen, was der Lärm zu bedeuten hätte und was ſie eigentlich hier wollten? „Das wird Euch der Judenbub ſchon geſagt haben,“ entgegnete der Belper-Fritz, „nur vorwärts!“

„Der Judenbub?“ antwortete der Turmwächter; „dem Judenbuben guckte ich eben nach, wie er eilig am Turme vorbei und an der alten Mauer hinlief. Ich dachte noch bei mir ſelbſt, was der wohl ſo Preſſantes haben möge.“

Dieſe Worte waren wieder mit einem ſolchen Ausdrucke der Verwunderung geſprochen, daß der Wachtmeiſter bei ſich zweifelhaft wurde; in ihrer argwöhniſchen Eilfertigkeit konnten ſie ſich ja doch getäuſcht haben, und der Judenbube mochte wohl um die Biegung des Turmes, ſtatt in denſelben hinein ihren Blicken entſchwunden ſein. Nach einem Augenblicke zögernder Überlegung ſagte er daher; „Nun ſei dem, wie ihm

wolle, von Euch wollen wir auch nichts Übles, Meiſter Kratzer; ſeid nur ſo gut und zeigt uns die Gefangenſchaft unſeres Hauptmanns ... des Malers König, mein' ich."

„Ah, ah, zu Euerm frühern Hauptmanne wolltet ihr," machte der Turmwächter beifällig nickend, „recht brav ... ganz charmant iſt das von Euch. Kommt nur mit; recht gerne will ich Euch zeigen, wo er die letzte Zeit her logierte. Aber um ihn ſelbſt zu ſehen, kommt Ihr freilich zu ſpät ... er iſt nicht mehr hier."

„Was ſagſt Du? er iſt nicht mehr hier?" rief der Wachtmeiſter erbleichend; „wo iſt er denn ... Mann!"

„Wie ich Euch ſage und Ihr ſelbſt ſehen könnt," erwiderte Meiſter Kratzer, indem er ſeine kurzen Beine nach einem dunkeln Seitengänglein in Bewegung ſetzte und dort geſchäftig eine ſchwere Thüre aufriegelte; „ſeht, meine Herren Soldaten, hier hat Euer Hauptmann gewohnt; aber heute früh, lange vor Tagesanbruch, wurde er abgeholt. Wohin? ... Das erfährt natürlich unſereins nicht."

Der Wachtmeiſter ſtand mit den nächſt nachgefolgten Kameraden in der Zelle, die ihr Licht nur durch eine runde, vergitterte Öffnung hoch oben in der Mauer erhielt, in Verwirrung und Beſtürzung, ungewiß, was zu thun und glauben ſei; aber mit einer Art von Teilnahme fuhr der Turmwächter in redſeligen Worten fort: „Seht nur, ihr Mannen, hier liegt ja noch die braune Sammetmütze eueres Hauptmanns ... er muß ſie heute in der Eile vergeſſen haben, und hier auf dem Tiſche — ach ja, da hat er ja auch noch eine ſchöne Malerei zurückgelaſſen — vielleicht abſichtlich, mir zum Andenken. Wie geſagt, bin ich ſeit heute früh noch nicht in die Zelle gekommen. Er klagte gar bedauerlich über die lange Weile, und wie ich ihn denn gut leiden mochte, ließ ich mich bewegen und hab' ihm die Farbenſchachtel gebracht, die mein Nuebeli zu Neu-

jahr geschenkt bekommen hat. Ei seht, seht ... das ist ein prächtig schmuckes Weibsbild."

Verwirrt, gedankenlos, das Herz voll dumpfer Beklommenheit, bückte sich der Wachtmeister auf das Blatt nieder; aber mit einem Ausrufe der Überraschung, fast des Schreckens fuhr er zurück, als ihm aus demselben mit täuschender Lebendigkeit das Antlitz seines Schloßfräuleins entgegenblickte. „Ei ja," sagte Meister Kratzer mit einer Art Kennerwichtigkeit, „malen kann der König, das muß ihm sein ärgster Feind lassen. Wie das Weibsbild so deutlich ist, als wollt' es jeden Augenblick zu reden anfangen und könnt' man's ordentlich anpacken; das vornehme Mäulchen so rund und rot wahrhaftig zum Küssen. Nicht wahr, Wachtmeister? Hahaha!"

Je länger dieser auf das Bild blickte, um so lebendiger stellten sich ihm die Formen desselben dar, bis er instinktmäßig, als müßt' er dem unerfahrenen Auge noch eine Beihilfe geben, den Finger auf die dunkle Haarflechte legte, die in zierlicher Windung über den Scheitel dahinlief; voll wahren Entsetzens aber zog er die Hand wieder zurück, als sich die Flechte unter seiner Berührung aufzulösen schien und bald in einen ungestalten schwarzgrauen Fleck verschwommen war. Dem Erschrecken folgte jedoch bald eine andere Empfindung, als Christen den Finger betrachtete und an der Spitze desselben die Farben kleben sah. „Ha, Meister Kratzer," rief er auffahrend, „da muß kaum vorhin noch an dem Bilde gemalt worden sein ... die Farbe ist ganz naß ... wo ist der Maler hingekommen?"

„Und ich will drauf schwören," rief der Belper-Fritz im nämlichen Augenblicke, „daß die Mütze da vor ein paar Minuten noch auf einem Kopfe gesessen ... der untere Sammetrand fängt kaum zu erkalten an."

Der Turmwärter war auf eine so unerwartete und plötzliche Wendung nicht gefaßt. Wie um Hilfe suchend oder sich auf einen Ausweg besinnend, ließ er seine Augen schielend an

der Mauer herumgleiten, bis er mit unſicherer Stimme, die umſonſt nach einem trotzigen Tone rang, entgegnete: „Was ſchwatzt Ihr für Dummheiten? wahrſcheinlich iſt mein Ruedeli in die Zelle gekommen, hat da an den Farben herumgekleiſtert und auch die ſchöne Sammetmütze aufgeſetzt. Ja, ja ... ſo muß es gegangen ſein; Ihr könnt' ſicher drauf rechnen."

Der Wachtmeiſter blickte dem Manne eine Weile feſt in das Geſicht, auf dem ſich Tücke und Ängſtlichkeit zu ſtreiten ſchienen, und ſagte dann, einen Schritt zurücktretend, kalt: „Hör', Meiſter Kratzer, wir haben Ehr' und Leben nicht auf's Spiel geſetzt, um uns von Dir narren zu laſſen. Den Maler haſt Du eben erſt von hier weggebracht; ſagſt Du uns nicht, wohin, bis mein Kamerad da zehn gezählt hat, ſo jag' ich Dir, ſo wahr mir der gerechte Gott helfe, die Kugel durch den Leib!"

Er erhob das Gewehr zum Anſchlage und ließ die Mündung gegen die Bruſt des Turmwächters ſinken. Der Belper-Fritz begann in gemeſſenem Takte zu zählen, während die an der Thüre ſtehenden Kanoniere mit angehaltenem Atem dem Vorgange zuſchauten. Sie waren geſtern wohl mit dem Gedanken an Kampf und Blut von daheim weggezogen; aber da nun der Tod in ſo unerwarteter Weiſe vor ihre Augen treten ſollte, kam doch ein Bangen über ihre Herzen; nur der Wachtmeiſter ſchien von dieſer Empfindung nichts zu kennen. Der Lauf ſeines Gewehres richtete ſich ohne das leiſeſte Zittern nach der Bruſt des Meiſters Kratzer, und der Belper-Fritz ſagte ſeine Zahlen ſo gleichmäßig her, als ſtünden ſie vor ihm auf der Mauer angemalt.

„Um Gotteswillen, habt Erbarmen," rief der Turmwärter, ſich etwas in die Knie niederlaſſend, als der Zählende die ſiebente Nummer ausgeſprochen, „ich weiß nichts und kann Euch nichts anderes ſagen." Aber ſtatt aller Antwort ſenkte ſich auch die Mündung des Gewehres in dem Maße, als ſeine

Bruſt durch das einſinkende Knie in eine tiefere Lage gekommen war. Der Wachtmeiſter drückte das linke Auge ein, um ſein Ziel im entſcheidenden Augenblicke mit Sicherheit feſt zu halten, während der Belper-Fritz in gleichmäßigem Takte die nächſte und folgende Nummer ſprach.

Meiſter Kratzer überflog noch einmal mit einem letzten verzweifelten Blick ſeine Peiniger; und Belper-Fritz, dem der Gedanke, daß der Mann doch eben, auch wenn er den Hauptmann wirklich verſteckt halte, nur in ſeiner Pflicht handle, lebhafter durch die Seele gehen mochte, hielt unwillkürlich einen Augenblick inne, bevor er das tötende „zehn" über die Lippen ließ. Nur der Wachtmeiſter zuckte, den Finger auf den Drücker gelegt, weder mit Hand noch Auge. Als der Belper-Fritz jedoch mit hörbar angezogenem Atem den Mund öffnete, um durch ſein Kommando ein Lebenslicht auszulöſchen, rollte ſich Meiſter Kratzer auf dem Boden zuſammen und rief mit kläglicher Stimme: „Halt, Pardon, ich will Euch Alles bekennen ... laßt mich am Leben!"

Die Umſtehenden atmeten laut auf, als wäre ihnen eine ſchwere Laſt vom Herzen genommen; aber der Wachtmeiſter ſagte, ſeine Waffe ſenkend, mit hörbarem Spotte: „So ... das iſt verſtändig von Euch, Meiſter Kratzer; ich wußte wohl, daß Ihr von jeher ein kluger Mann waret und es auch diesmal nicht aufs Äußerſte würdet ankommen laſſen. Aber jetzt vorwärts und keine weiteren Flauſen mehr! mein Gewehr könnt' ſonſt auch ohne Kommando losgehen."

„Kommt nur mit," erwiderte der Turmwärter, ſich mühſam aufrichtend; „ob Ihr geſchoſſen hättet oder nicht, könnt Ihr ſpäter einmal einem Anderen ſagen, der Euch fragen wird."

„Seid darüber ruhig," ſagte der Wachtmeiſter, der in den ſchielenden Blicken Meiſter Kratzers noch immer eine Tücke zu leſen glaubte, „ich hätte geſchoſſen, und Ihr wäret ohne Euere

verſtändige Überlegung jetzt ſchon auf der großen Reiſe begriffen. Drum macht jetzt ſchnell; wohin geht es?"

„Da, links durch den Gang."

Der Wachtmeiſter nahm den Turmwärter am Arm, und ſie ſchritten, von den Anderen gefolgt, durch den Gang, bis ſie an eine ſchmale, nur ſpärlich erhellte Wendeltreppe kamen, die in die Tiefe ging. Nachdem ſie wohl an zwanzig Stufen hinuntergeſtiegen, blieb Meiſter Kratzer ſtehen, mit dem Fuße gegen einen großen Quaderſtein ſtoßend, und im Augenblicke erhob ſich ein Knarren und Surren, wie von einem ſchwer ineinandergreifenden Räderwerke herrührend. Die Mauer fing an ſich zu bewegen und die wohlgefügten Quaderſteine auseinander zu weichen, bis ſich ein dunkeldämmernder Raum aufthat, wie der Eingang eines großen Kellergewölbes.

„Ha, was iſt das?" riefen der Wachtmeiſter und Belper-Fritz überraſcht wie aus einem Munde; „in das Loch hinunter haſt Du den Hauptmann gebracht?"

„Das iſt kein Loch," erwiderte Meiſter Kratzer mit ſchadenfrohem Schielen, „das iſt der unterirdiſche Gang, der von hier weg zum Blutturm, zur „heimlichen Richte", drunten an der Aare hinabführt, und dahin iſt der Judenbub mit Euerem Hauptmann gegangen, gerade im Augenblick, als Ihr draußen das kleine Thor einſchluget."

Zehntes Kapitel.

Der Wachtmeiſter und ſeine Gefährten hatten, vor Überraſchung ſtumm, kaum einen Augenblick an dem Eingange geſtanden, als vom Thore her ein Kanonier mit der Meldung kam, der Herr v. Holligen und der Oberſt Stettler ſeien drunten und verlangten eingelaſſen zu werden. „Ihr weiſt jeden ab, bis wir wieder zurück ſind," rief der Wachtmeiſter

ohne Beſinnen, „ſelbſt wenn's der Schultheiß wäre! Und Du, Meiſter Kratzer, raſch eine Laterne her und uns in dem Loche da vorangeleuchtet!“

„Ich habe keine,“ antwortete der Turmwärter, unruhig dem Soldaten nachſchielend, der mit dem erhaltenen Befehle zurückeilte; „ich kann Euch nicht vorzünden.“

„Was, keine Laternen?“ fragte der Wachtmeiſter zornig, indem er ſein Gewehr in die Höhe hob; „haſt ſchon vergeſſen, was ich Dir vorhin geſagt habe?“

„Bei meiner Seele Seligkeit, ich habe keine,“ erwiderte Meiſter Kratzer ängſtlich; „der Judenbube hat die meinige mitgenommen, glaubt es mir; aber ſie wird ihm nichts nützen, da er nicht mehr Zeit hatte, ſie anzuzünden.“

„Nun denn — ſonſt vorwärts und den Weg gezeigt!“ rief Belper-Fritz, welcher dem auflodernden Zorne ſeines Kameraden nicht viel Gutes zutraute und den Turmwärter mit einem kräftigen Rucke die ſchmalen Stufen hinabſchob; „einen ſo großen Halunken, wie der Judenbub einer iſt, werden wir auch im Dunkeln finden können.“

„Sechs Mann gehen mit,“ befahl der Wachtmeiſter hinter den beiden Vorangehenden nachſteigend; „die Übrigen bleiben da und bewachen den Eingang!“

Nach wenigen Schritten befand ſich die vorgehende Mannſchaft von tiefer Dunkelheit umgeben, die dem noch nicht daran gewöhnten Auge ſo undurchdringlich erſchien, daß es nicht einmal die hart ans Geſicht gelegte Hand zu unterſcheiden vermochte; dagegen war der Gang hoch genug, um ſelbſt dem großgewachſenen Wachtmeiſter eine völlig aufrechte Stellung zu gewähren, und ſo breit, daß zwei Mann neben einander gehen konnten. Urſprünglich war er wohl zu kriegeriſchem Zwecke angelegt worden und hatte wahrſcheinlich als gedeckter Verbindungsweg zwiſchen den feſten Türmen der Stadtmauer entlang gedient; aber nachdem die Anlage ihre militäriſche

Bedeutung verloren, wurde auch wenig mehr für ihre Unterhaltung gethan. Geröll und herabgestürzte Steine bedeckten überall den naßglitschigen Boden, wodurch das Vordringen äußerst mühsam und in der schwarzen Finsternis selbst gefährlich wurde; dazu kam noch eine kalte, feuchte Moderluft, die den Atem zu versetzen drohte und sich auf die vor innerer Aufregung und äußerer Anstrengung erhitzten Glieder der Kanoniere wie eisiges Bleigewicht legte. Selbst der Wachtmeister mußte sich einen Augenblick an die Seitenwand lehnen, um all' seine Kräfte zu dem neuen Unternehmen zu Hilfe zu rufen. „Frisch ausgehalten, Kameraden!" sagte er tief aufatmend, „nun bleibt nichts anderes mehr übrig, wir müssen ans Ziel."

„Was war das?" rief einer der Gefährten hinter ihm aus der Finsternis, „ist nicht droben ein Schuß gefallen?"

„Ich weiß nicht, was es war," erwiderte der Wachtmeister, dem Schalle nachhorchend, der dumpf und träg durch die schwere Luft hinzog, „vielleicht, daß auch nur an eine Thüre gepoltert wurde." Aber im Augenblicke kam ein zweiter Knall, dessen Ursache bei seinem kurzen, scharfen Laute nun nicht mehr verkannt werden konnte. „Bei Gott, ich glaube, die über uns sind aneinander geraten," sagte der Belper-Fritz; „aber drum nur vorwärts! Unsere Bursche werden droben ihre Sache schon machen, dafür hab' ich kein bang."

Wäre die Finsternis nicht so undurchdringlich gewesen, so würden die Kameraden des Belper-Fritz bemerkt haben, daß seine ermutigenden Worte mit dem unruhigen Ausdrucke seines Gesichtes nicht ganz im Einklange standen; aber gleichwohl begann er nun rüstig auf eine äußerst praktische Weise den Führer zu machen, indem er den Meister Kratzer mit beiden Händen von hinten am Rockkragen und Hosenbund packte und vor sich herschob. Stolperte sein Werkzeug, das sich zu keinem weiteren Widerstreben mehr berufen fühlte, über einen im

Wege liegenden Stein oder trat es in eine mit Wasser gefüllte Senkung, so avisierte er seine allmählich zuversichtlicher nachtappenden Genossen mit einem „aufgepaßt", und dergestalt rückte die ganze Mannschaft viel rascher vorwärts, als es vielleicht selbst mit einem Lichte möglich geworden wäre. Dabei gereichte es ihr einigermaßen zum Troste, daß sich von oben her keine weiteren Schüsse mehr vernehmen ließen; doch wußten sie freilich nicht, ob sogar ein lauter Kampfstärm überhaupt noch zu ihnen zu dringen vermöchte, denn gar bald waren sie, wie von Finsternis, auch von einer tiefen Grabesstille umgeben, und nur ein fernes dumpfes Rauschen gab Kunde, daß das Leben über ihnen seinen Gang fortgehe.

„Laßt mich ... laßt mich ein wenig ausschnaufen," gluckste Meister Kratzer, dem der Griff des Belper-Fritz etwas gar zu fest an der Kehle saß, „ich kann nicht mehr ... ich ersticke."

„Wär' uns im Augenblick durchaus nicht recht," erwiderte stehen bleibend sein Führer, dem die anfänglich fröstelnden Glieder sich unter der Anstrengung bereits wieder mit Schweiß zu bedecken begannen; „aber sag', wo sind wir denn jetzt? Geht's noch weit bis zu der heimlichen Richte?"

„Ah, puh," machte aufatmend der Turmwärter, „weit über den Dittlingerturm hinaus, so ungefähr in der Gegend vom Aarbergerthor sind wir."

„Und der Judenbub kann keinen anderen Weg nehmen, er muß zur Richte hinunter?" fragte der Wachtmeister.

„Nein ... ah ... nein, einen anderen gibt's nicht," antwortete Meister Kratzer fast weinerlich; „von dort geht's dann wieder aufwärts ... nach dem Rathause; aber ... oh ... der Gang muß jetzt bei dem Wetter ganz mit Wasser angefüllt und nicht passierbar sein."

„Vorwärts!" befahl der Wachtmeister.

Belper-Fritz faßte seine Griffe, die er während der kurzen Pause etwas lockerer gehalten, wieder fester; aber im Augen-

blicke wendete er sich rückwärts und flüsterte: „Still, still ... habt Ihr nichts gehört?“

Mit angehaltenem Atem und klopfender Brust wurde hingehorcht, und richtig, in nicht allzu weiter Entfernung vor ihnen ließ sich ein Geräusch vernehmen, das von schlurfenden, tappenden Schritten herzurühren schien. „Halt, was ist das?“ fragte der Wachtmeister mit vor Unruhe zitternder Stimme, indem er seine Blicke in die rabenschwarze Finsternis bohrte; „könnt Ihr nichts unterscheiden, Meister Kratzer?“

„Es ist zu finster,“ antwortete dieser, „aber außer uns und den beiden anderen kann schwerlich jemand in dem Gange sein.“

Während dieser leisen Frage und Antwort hatte sich das Geräusch rasch gelegt und war nun ganz verstummt; man schien auf der anderen Seite ebenfalls zu horchen, was da kommen solle, und sich nun stille zu verhalten, um nicht entdeckt zu werden. „Sie sind es,“ flüsterte der Wachtmeister nach einer lautlosen Pause, in der das Ohr nichts gehört als das Pochen des Herzens, „am besten ist's, wir machen uns dem Hauptmanne kenntlich.“ Und ohne langes Besinnen rief er mit lauter Stimme: „Seid Ihr es, Herr Hauptmann? Wir sind da, Eure Soldaten und Kameraden, um Euch zu befreien ... gebt uns Antwort!“

„Antwort“ — schallte es zurück und tönte in kurzen Sprüngen weit hinter dem Rufer „Antwort, Antwort“ nach, wie eine höhnische Verspottung. Aber im Augenblicke ließ sich auch das Geräusch wieder stärker hören, und bald schien es, als ob es sich mit fliegender Eile heranbewege. Der Wachtmeister hob unwillkürlich das Gewehr in die Höhe. Meister Kratzer stieß einen verzweifelten Schrei aus, und neben und zwischen den Füßen der verblüfften Kanoniere zog ein schnurrender, pfeifender und piepsender Rattenzug vorbei, als wären selbst die Steine lebendig geworden.

Mehr geärgert über die Enttäuſchung und den Zeitverluſt, als erſchreckt, faßte der Belper-Fritz ſeine Griffe von Neuem. Und nun ging es raſch und rückſichtslos vorwärts.

Trotz der trefflichen Führerarbeit des Belper-Fritz trug die Dunkelheit den Kanonieren eine ſchöne Zahl ausgiebiger Püffe ein, und mancher halb unterdrückte Fluch verriet, wie ſchwer nur ein halsbrechendes Stolpern überwunden worden war. Meiſter Kratzer hörte alle dieſe Laute mit großer Befriedigung, und oft konnte er ſich nicht enthalten, dieſelben mit einem teilnehmenden Glucksen zu begleiten; waren doch ihm ſelbſt ja die gefährlicheren Stellen, die noch zu paſſieren waren, erinnerlich und er ſomit trotz ſeiner unbequemen Lage wenigſtens vor einer ernſtlicheren Gefährdung ſicher. Plötzlich aber blieb er ſtehen, um ſich mit Leibeskräften gegen den vorwärtsſchiebenden Druck ſeines Lenkers anzuſtemmen, und dieſer ſelbſt mußte mit einer Hand loslaſſen, um ſie über die Augen zu legen, in denen er einen unangenehmen, faſt ſchmerzlichen Druck empfand. Vor ihm zuckte es durch die pechſchwarze Nacht wie dunkelbraune Kugeln, die gegen ihn heranfuhren, blitzſchnell ſich lichter färbten und nun wie glühende Stäbe gegen ſeine Augen heranſchoſſen. „Was gibt's da," rief der Wachtmeiſter, „ſind wir ſchon am Ausgange? ... Warum antworteſt Du nicht, Schurke?" fuhr er zornig auf Meiſter Kratzer los, der lautlos vor ſich hinſtarrte, „ſind wir an der heimlichen Richte?"

„Oh ... puh," machte der Turmwärter, ſich gegen die Hand, die ſeinen Kragen aufs Neue packte, ſchüttelnd; „uh ... nein, wir ſind erſt am Wurſtembergerturm ... an der Schleuſe ... wo's hinabgeht ... wo ..."

Aber die Kanoniere hörten ſchon nicht mehr auf die Explikationen, die nun plötzlich wieder mit großer Zungengeläufigkeit gegeben werden wollten. Aus den durcheinanderzuckenden Blitzen vor ihnen bildete ſich augenblicklich eine ſtehende Licht-

maſſe, als wäre ein Stück tageshelle Oberfläche zu ihnen herabgeſunken, und mitten in dieſem Lichtſtrome ſtand eine dunkle Geſtalt, zu der ſich wie von oben her bald noch eine zweite heranbewegte. Die Entfernung bis dahin ſchien kaum fünfzig Schritte zu betragen. „Das ſind ſie ... bei meiner Seligkeit," ſchrie der Belper-Fritz, nachdem er den erſten beißenden Schmerz aus den Augen gerieben, „vorwärts, Kameraden!" Mit einem Rucke ſchob er den Meiſter Kratzer bei Seite und fing an, auf eigene Rechnung und aus Leibeskräften vorzurennen. Das Kollern und Stolpern hinter ihm bewies, daß die Kameraden ebenſo eilfertig nachkamen. Die immer mehr herandringende Helle hätte nun ſchon erlaubt, die größeren auf dem Boden liegenden Steine und Schutthäufchen zu bemerken, um ihnen ausweichen zu können; aber Belper-Fritz und der Wachtmeiſter hefteten ihre Blicke mit brennender Gier nur auf die Geſtalten vor ihnen, von denen die eine der andern ſich nun ganz genähert und ſie mit Gewalt fortbringen zu wollen ſchien. „Hauptmann, Herr Hauptmann!" rief der Wachtmeiſter mit erſchütternder Stimme, „wehret Euch ... Eure Freunde ſind da."

Auch jetzt kam auf den Ruf keine Antwort aus menſchlichem Munde zurück; aber wie tröſtend und aufmunternd hallte diesmal das Echo nach: „Freunde da". Und ſicher war es, daß der Ruf verſtanden und zu den rechten Ohren gedrungen war; denn die beiden Geſtalten waren alsbald in einem ſtummen, verzweifelten Ringen aneinander geraten. Die eine hatte die andere mit den Armen umklammert und ſuchte ſie auf die Schultern zu heben; aber dieſe ſchnellte ſich mit ſo kräftiger Behendigkeit los, daß beide zuſammen niederſtürzten und ſich nun in verworrenem Knäuel übereinander wälzten. Die Entfernung der Kanoniere von dem Kampfplatze war viel beträchtlicher, als es ihnen von ihrer dunklen Lage aus das hereinbrechende Licht hatte erſcheinen laſſen, und bei

aller Rückſichtsloſigkeit gegen Kopf und Füße konnten ſie doch nicht in Sprüngen vorwärts kommen. „Da, Judenbub, verfluchter Hund,“ keuchte der Belper-Fritz. „Du ſollſt bald ausgepfiffen haben“; noch war er mehrere Klafter entfernt, als ſich eine der beiden Geſtalten aufrang und mit einer einzigen Wendung dem Blicke entſchwunden war. Auch die andere ſuchte ſich zu erheben, ſichtlich langſam und mit Anſtrengung, und kaum ſtand ſie aufrecht auf den Füßen, als mit dem jubelnden Ausrufe: „Hauptmann, Herr Hauptmann!“ der Wachtmeiſter und Belper-Fritz neben einander heranſtürzten.

Aber von Wut und Mitleid ergriffen, wichen beide wieder einen Augenblick zurück, als ſich ihnen zwei kreuzweis übereinander geſchloſſene Hände entgegenſtreckten und aus einer ſchwarzen Umhüllung hervor, die den Kopf bis auf die Schultern herab umſchloß, nur leiſe und halb unverſtändliche Worte erklangen.

„Das haben ſie Euch gethan!“ rief der Wachtmeiſter mit ſchmerzlich bewegter Stimme und plötzlich feuchten Augen, während der Belper-Fritz ſchrie: „Schlag' Du die Handſchelle los ... ich muß den roten Teufel haben!“ und bei dieſem Rufe mit grimmigem Sprunge gegen eine kleine Mauerthüre lief. Aber von innen wurden knarrende Riegel vorgeſchoben, und, von ſchwerem Eiſenbeſchläge überſponnen, lag das Thürchen zwiſchen ſeinen Steinpfoſten unangreifbar feſtgenietet; das grimmigſte Rütteln war vergeblich, und der Belper-Fritz knirſchte: „Er iſt entronnen!“

Unterdeſſen hatte der Wachtmeiſter mit zitternder Haſt die Schraube der Handſchelle losgedreht. Der Gefangene hielt ihm mit warmem Drucke die Rechte dar, während er die Linke an das Hinterhaupt führte, um mit einem Klappendrucke die Maske zu öffnen. Sie fiel klirrend zu Boden, und der Wachtmeiſter ſchaute in das verehrte und geliebte Antlitz ſeines Hauptmannes, das ſchön war wie immer, nur bleicher und

milder als ſonſt, und deſſen Augen ſich jetzt mit großen Thränen füllten.

Erſchüttert ſtanden die Kanoniere in dem engen Kreiſe herum, und ſtumm reichte ihnen der Hauptmann einem nach dem anderen beide Hände entgegen. Noch hatte keiner einen Laut zu ſprechen vermocht, als ein kurzes Knarren über ſie wegrauſchte und plötzlich Alle wieder in undurchdringliche Finſternis verſenkt waren.

Elftes Kapitel.

„Ah, zum Teufel," machte der Judenbube aufatmend, als er den erſten Riegel des Pförtchens, das aus dem Gange in den leer ſtehenden Wurſtembergerturm hinaufführte, vorgeſchoben, „diesmal hat's mächtig preſſiert; da hätteſt Du Deine werte Naſe tüchtig anrennen können, braver Jakob, wenn Dich die hirnwütigen Burſche in dem Loche drunten erwiſcht haben würden. Was der Eſel von Kratzer gedacht hat, mir die ganze Meute ſo bald auf die Ferſe zu ſchicken! Aber holla ... jetzt iſt's auch Zeit, die Blindſchleichen und Maulwürfe drunten wieder an Schatten zu bringen, das Licht könnt' ihnen ſonſt die Augen angreifen." Mit dieſen Worten faßte er grinſend einen ſchweren Eiſenring, der neben dem Pförtchen herabhing, und über ihm bewegte ſich eine Steinplatte in der Turmmauer, um ſich knapp eingefügt auf ein eiſernes Gitterwerk zu legen, das bisher dort wie eine kleine verwahrte Fenſteröffnung ſichtbar geweſen war. „So, jetzt können die in der Unterwelt ihre Kreuzer und Heller zählen," ſagte der Judenbube mit Daumen und Mittelfinger ſchnalzend, indem er langſam die ſchmale Steintreppe hinaufſtieg; „aber was fang' ich nun mit meiner ehrenwerten Perſon ſelbſt an? Die

Geſchichte iſt mir doch verdammt in die Glieder gefahren; wenn ich nur den ſauer verdienten Lohn ſchon hätt' dafür!"

Er ſetzte ſich an eine Schießſcharte, um begierig die friſch hereinſtrömende Luft einzuatmen. Tief unten, dem jäh abſchießenden Borde entlang, auf deſſen oberem Rande der Turm ſteht, wälzte die Aare ihre trübe Winterflut, und über das Hochfeld des Wyler zog ein graues Schnee- und Regengeſtöber heran.

Er öffnete, nachdem er noch vorſichtig nach allen Seiten durch die Schießſcharten ausgeguckt, eine kleine Thüre, die auf eine verdeckte Gallerie an der innern Seite der Stadtmauer führte. „Durch die Stadt gehſt Du nicht," ſagte er, ſich hier abermals einen Augenblick beſinnend; „der Teufel könnt' Dir den Unrechten in den Weg führen ... beſſer ein kleines Stück um." Er ſchritt eine enge dunkle Holztreppe hinab, die in einen ſchmalen Fußpfad auslief, der hart an der innern Seite der Mauer, von mancherlei Geſtrüpp gedeckt, über den Rain zur Aare hinableitete.

Hier glaubte er in dieſer Jahreszeit vor jeder Begegnung ſicher ſein zu können; doch kaum hatte er die Hälfte des Abhanges zurückgelegt, als ihm langſam, mit geſenktem Kopfe und die Hände auf den Rücken übereinandergelegt, der Junker von Dießbach entgegenkam. „Was zum Kukuk der hier herum treiben mag," murmelte Jakob vor ſich hin; dann aber ſagte er laut: „Ich grüße den gnädigen Herrn auf unerwartetem Wege; wahrſcheinlich ſpürt Ihr nach einem Marder oder gar nach einem Fuchſe, der ſich in die Mauerlöcher verkrochen haben könnte."

Der Junker ſah erſchrocken auf, blickte ſcheu nach beiden Seiten um, als ſuche er einen Ausweg; dann erwiderte er, mit der Rechten über das bleiche Geſicht ſtreifend: „Ich weiß gar nicht, wie ich da herauf geraten bin; ich wollte der Aare nach über die Altenbergbrücke."

„Da müßt Ihr ja hart dran vorbeigegangen sein," entgegnete der Judenbub mit seinem gewohnten lauernden Schielen; „aber sagt, habt Ihr den Herrn von Amiel die letzte Stunde nicht gesehen?"

„Nein", sagte der Junker, kurz sich umwendend.

„Und Ihr wißt auch nicht, was droben in der Kaserne vorgefallen ist und wie es beim Marterturme geht?"

„Was sollte da vorgehen!"

„Nun, beim großen Christoffel," rief der Judenbube, „wenn Rebellion und Meuterei ausbrechen, dürfte sich der Sohn eines Standeshauptes schon etwas mehr darum kümmern!"

„Weißt Du etwas, so bericht' es mir," entgegnete der Junker unmutig, „oder geh' Deiner Wege und laß' mich in Ruhe!"

Der rote Jakob wußte, wie und was er zu erzählen hatte, um einen aufmerksamen Hörer zu finden. Schon als er von der äußern Veranlassung zu den spätern Auftritten, von dem Leichenbegängnisse der Mädeli Messer berichtete, lehnte sich der Junker an einen jungen Buchenstamm zurück und sagte leise mit tonloser Stimme: „Ich weiß es wohl; es schreit um Rache und wird sie haben."

„Was sagt Ihr, gnädiger Herr?"

„Nichts, nichts für Dich; fahr' nur weiter!"

„Der Maler König war also wirklich die ganze Zeit über im Marterturme," unterbrach der Junker nach einer Weile den Erzähler, indem eine leichte Röte über sein Gesicht glitt; „und Du sahst ihn öfter?"

„Nur wenn ich ihn nachts in's Verhör zu führen hatte," erwiderte der Judenbube; „einmal hat er auch nach Euch gefragt und ob Ihr wohl wüßtet, wo er wäre; aber natürlich, unsereins hat keine solchen Aufträge auszurichten. Eines hingegen muß man ihm lassen, dem König — ein flinker Gesell ist er und schade um ihn, daß er ein solch' verteufelter Duck-

mäuler geworden. Maske und Handschelle ließ er sich vorhin ruhig anlegen, weil er meinte, es gehe nochmals in's Verhör oder er habe seine Reise nach der Festung Marburg anzutreten; gleichwohl hat er mich da drunten zu Boden geworfen. Ich hatte ihn schon auf die Achsel geladen, um ihn in den Wurstenberger hinaufzutragen und seinen Herren Kanonierern dann fröhliche Rückreise nach dem Marterturm zu wünschen; aber trotz der gefesselten Hände schnellte er wie ein Aal mit einem solch' verfluchten Rucke auf, daß es mir durch alle Glieder wirbelte, die ich, Gott sei Dank, mit Angst und Not noch salvieren konnte. Aber jetzt, Junker, muß ich schnell in's Rathaus hinübergehen, um den gnädigen Herren meinen Bericht abzustatten," schloß der Judenbube; „besser ist's auch, Ihr selber laßt Euch bei dem Handel nicht zu nahe heran, bis Ihr etwas mehr wisset, wie es geht. Der Henker weiß, ob nicht auch Euch Eins geladen ist!"

Trotz dieser Warnung setzte der Junker seinen Weg nach dem Wurstenbergerturme aufwärts fort und öffnete, auf der Höhe angelangt, ein Mauerpförtchen, das auf einem schmalen Pfade zum Marbergerthore hinübergelangen ließ. „Jetzt sei ein Mann," sagte er vor sich hin, „vielleicht ist's das einzige Wackere, das Du in dieser Welt noch thun kannst. In dieser Welt?" fuhr er nach einem Augenblicke fort, indem er stehen blieb und sinnend die Hand über die Stirne legte; „aber woher eigentlich dieser einfältige Gedanke, daß es mit mir zu Ende gehe? Warum sollt' ich denn seit zwei Tagen dem Tode um mehr als eben zwei Tage näher gerückt sein? Was hat es mit meinem Leben oder Sterben zu schaffen, wenn ein anderes, mir fremdes Leben zufällig dahingeht? Oder hast Du sonst noch keine Leiche gesehen, närrischer Kauz? Und doch geht's mit Dir zur Neige, Junker von Dießbach," rief der junge Mann nach einer Weile laut, indem er wieder

zu gehen anfing, „ich ahne es, ich spür' es in allen Gliedern — die Tote hat mir's angethan."

Als er raschen Schrittes am Aarbergerthore vorbei außerhalb der Mauer gegen den Christoffelturm hingelangte, sah er den ganzen weiten Platz bei den Werkhütten mit einer fest ineinander gekeilten Menschenmenge bedeckt. An ein Durchdrängen zum Marterturme war nicht zu denken, und ebensowenig konnte gesehen werden, was in dessen Nähe vorging. „Was gibt es da?" fragte der Junker den Nächststehenden, „sind die Kanoniere noch immer im Turme droben?" „Ja, freilich," erwiderte der Mann, „vorhin wurde geschossen, und es hieß, sie hätten den Oberst Stettler und den Herrn von Hofligen erschossen; es war aber nicht so. Der Oberst Stettler ist in vollem Galopp die Stadt hinuntergesprengt, man sagt, um vom Wyler herein Militär zu holen."

Mit fast ängstlicher Unruhe überschaute der Junker die Menge, ob sich nirgends eine Möglichkeit zeige, durchzubrechen und zum Turme hinüberzugelangen. Dabei kam es ihm vor, als sähe er bereits da und dort ein Gesicht, das drohend und feindselig nach ihm umblicke. Die meisten dieser Gesichter waren ihm bekannt und erinnerlich; aber bei einem mußte er unwillkürlich die Augen niederschlagen und sich besinnen, wo er dasselbe schon gesehen habe. Dieser ganz eigentümliche Blick des großen dunkeln Auges hatte ihn gewiß schon einmal beschäftigt und an Vergangenes gemahnt, ohne daß er sich auch jetzt erinnern konnte, wo und wie er mit dem Menschen in dem groben Fuhrmannskittel in Berührung gekommen; aber als er nach kurzem Besinnen wieder aufschaute, um das Gesicht noch einmal zu fixieren und an irgend einem Zuge eine nachhelfende Stütze für das Gedächtnis zu finden, war es spurlos verschwunden.

„Da ist im Augenblick nichts für Dich zu machen," sagte Herr von Dießbach halblaut, indem er sich abwendete und

den Rückweg nach dem Chriſtoffelturm einſchlug; „am beſten iſt's doch, Du gehſt gerade zu ihm. Er iſt Dein Pate und hat Dir ſtets ein ſchöneres Vertrauen geſchenkt, als der eigene Vater.“ Auffallend kam es ihm vor, wie ſtill die Stadt war; in der Spitalgaſſe ließ ſich kein Menſch auf der Straße oder in den Lauben erblicken, und ſelbſt am Thore war keine Wache vorhanden. „Am Ende hatte der Judenbube mit ſeiner Warnung recht,“ dachte der Junker, unwillkürlich einen raſchern Schritt einſchlagend, „es iſt nicht geheuerlich und ſo etwas in der Luft, was ich früher auf den Pariſer Boulevards eingeatmet habe.“ Unter dem Thorbogen des Käſigturmes ſtand jedoch wieder die gewohnte Wache, und die Marktgaſſe, in die er nun eintrat, ſchien von dem ganzen Vorgange vor den Mauern gar nichts zu wiſſen; die Leute gingen ruhig ihrer Wege, und unter den Seitenbogen der Lauben zeigte ſich nicht einmal eine Gruppe, die Ungewöhnliches verhandelt hätte. Dem Junker würde dieſe ungeſtörte Alltagsgeſchäftigkeit bald unheimlicher vorgekommen ſein, als die ungewohnte Stille in der Spitalgaſſe, wenn nicht mit einem Male eine friſche Bewegung entſtanden wäre, die ein neugieriges Hin- und Herrennen und Fragen veranlaßte. Vom Zeitglockenturme her kam nämlich im Laufſchritte eine Abteilung Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonette und einer beträchtlichen Zahl Sappeurs an der Spitze. Der Junker begriff ſchnell genug, was das zu bedeuten habe, war aber hocherfreut, in dem die Truppe befehligenden Offizier einen Kameraden zu erkennen. Er lief ihm auf der Straße entgegen und rief ihn ſchon auf ein paar Schritte Entfernung an: „Nicht wahr, Kapitän, Du haſt Ordre, um jeden Preis den Marterturm zu erobern ... wahrhaftig eine ſchöne Gelegenheit, ſich auszuzeichnen.“

„Ei ja, zum Kuckuck,“ entgegnete der Offizier, nachdem er ſeinen Grenadieren ein kurzes Halt zugerufen; „aber geſcheidter, Du ſagſt mir, was an dem Spektakel eigentlich iſt, ſtatt mich

zu necken. Kommt der alte Stettler ſchweißtriefend auf den Wyler geritten und ſchreit, die ganze Stadt ſei in Aufruhr und Meuterei, daß ich ohne langes Beſinnen mit meinen zwei Kompagnien den Stalden herabgerannt bin und glücklicherweiſe noch die Zimmerleute erhaſchen konnte; mais diable, ich ſehe keinen Anfang zu Barrikaden, kein aufgeriſſenes Straßenpflaſter, keine geſchloſſenen Thüren und geöffneten Kellerlöcher, wie wir's ſeiner Zeit zuſammen in Paris erlebt, ſo daß ich mich, parole d'honneur, eigentlich meines Eifers ſchäme. Was iſt denn an der Geſchichte?"

„Ganz genau kann ich dies ſelbſt nicht ſagen," erwiderte der Junker; „ich weiß nur, daß die Artilleriekompagnie König in den Marterturm eingebrochen iſt, um ihren ehemaligen Hauptmann dort aufzuſuchen. Jedenfalls rat' ich Dir, nicht allzuhitzig vorzugehen, und bitte Dich freundlich, unnötigerweiſe keine Gewalt anzuwenden, bis Du weitere Ordre empfängſt. Ich gehe augenblicklich zum Schultheißen und will Dir baldigſt Bericht bringen.

„Ah, ah," machte der Kapitän, „ſo iſt alſo doch etwas Wahres an der Geheimmunkelei von dem König; nun, parole d'honneur, die Burſchen gefallen mir, wenn die Geſchichte auch verdammt undisziplinariſch ausſieht. Ein paar werden ſchon füſiliert werden müſſen."

„Wie ich Dir ſage, Genaueres über Veranlaſſung und Verlauf des Vorganges weiß ich noch nicht," entgegnete der Junker; „aber erfülle meinen Wunſch; in einer Viertelſtunde bin ich wieder bei Dir, droben am Marterturm."

„Au revoir," ſagte der Kapitän, „ich mag meine Grenadiere gerne zu Beſſerem aufſparen, als zu einem Marterturmſturme. Komm' bald zurück!"

Der Junker eilte ſchnell durch die Metzgergaſſe hinab dem Rathauſe zu; von der vorderen Straße her ertönten die Trommeln und Pfeifen eines einrückenden Bataillons, das ohne

Zweifel ebenfalls von dem eifrigen Obersten Stettler eiligst nach dem Marterturme geführt wurde. Der Junker verdoppelte seine Schritte und sprang schon in raschen Sätzen die Rathaustreppe hinan, als ihm von oben der Judenbube entgegenkam. „Hu, hu," machte dieser, „was wollt Ihr in dem Hause, gnädiger Herr? da weiß ja der Teufel nicht mehr, wer Koch oder Kellner ist, und was der Eine will, das will der Andere just expreß nicht. Saubere Wirtschaft das!"

„Ist der Schultheiß da?" fragte der Junker hastig, „und weiß er schon von der Geschichte?"

„Eben fehlt der, man will ihn holen lassen."

Der Junker wandte sich und eilte die Treppe wieder hinunter, während ihm der Judenbube noch nachrief, ob er Herrn von Amiel nicht gesehen habe oder nichts von ihm wisse. Da, mit einemmale, als der Name genannt wurde, stand plötzlich klar vor seiner Erinnerung, was er vorhin vergeblich gesucht hatte. Der Fuhrmann, den er droben am Marterturm in der Menge bemerkt und der ihm so schnell wieder aus den Augen entschwunden, war kein anderer, als der fremde Bediente, den er vorgestern Abend im Wirtshause draußen am Walde bei Herrn von Amiel gesehen, und dieser Bediente war der nämliche — es fuhr wie ein blendender Blitzstrahl durch die Seele des Junkers — den er in Aarau als Sekretär des französischen Geschäftsträgers Mengaud gesehen hatte.

Er eilte raschen Schrittes über die Kreuzgasse in die Gerechtigkeitsgasse und fragte dort an der Thüre eines stattlichen Hauses den gravitätisch auf- und abgehenden Bedienten, ob Seine Gnaden der Schultheiß zu Hause seien. Auf die bejahende Antwort schritt er ohne weiteres in den Flur hinein.

Nach kaum zehn Minuten kam der Junker an der Seite eines stattlichen Mannes in schwarzer Ratsherrentracht zurück. Er schritt raschen Ganges an seiner Seite die Stadt hinauf dem Christoffelturme zu, und alle Begegnenden blieben ehr-

furchtsvoll ſtehen, um mit entblößten Häuptern dem hohen Greiſe nachzuſchauen. Vor dem Marterturme war die Menge zurückgedrängt, und in weitem Bogen ſchloß ſich ein Kordon von Bajonnetten um denſelben her. Sobald der Junker mit ſeinem Begleiter vom Chriſtoffelthore her auf den Platz einlenkte, präſentierten die Truppen, auf einen Wink öffneten ſich die geſchloſſenen Reihen, und die beiden Ankömmlinge ſchritten unbehindert dem von Kanonieren beſetzten Thore des Turmes entgegen.

Zwölftes Kapitel.

Während auf ſolche Weiſe Freund und Feind beſchäftigt waren, den Erfolg des Handſtreiches der Kanoniere zu fördern oder zu verhindern, ſtießen dieſe ſelbſt auf ein Hemmnis, an das ſie in ihrer ſchlichten Einfalt am wenigſten gedacht hatten. Als der Judenbube die Lichtöffnung am Wurſtenbergerturme verſchloſſen und die Befreier mit ihrem Hauptmanne plötzlich wieder in tiefſte Finſternis verſenkt waren, murmelte der noch immer an dem kleinen Ausgangspförtchen rüttelnde Belper-Fritz: „So lauf, Hallunke; am End' hätt' ich Dich doch nicht vor dem Hauptmann totſchlagen dürfen — ein andermal;“ laut aber ſagte er: „Na, ſchaden wird das juſt nicht viel; hoffentlich iſt Meiſter Kratzer da liegen geblieben, wo ich ihn unſanft genug hingelegt, und kann uns wieder den Rückweg zeigen.“ Der Turmwärter mochte aber hinreichende Gründe gehabt haben, dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung gehen zu laſſen; wenigſtens kam weder auf freundliches, noch drohendes Anrufen eine Antwort zurück. „Oh, oh,“ rief Belper-Fritz, als er ſeine Stimme eine Weile fruchtlos angeſtrengt, „ſchön iſt das nicht von Dir, Herr Vetter, daß Du uns ſo ſchnell den Dienſt kündigſt; ſorg' nur, wie Du's vor unſern Kame-

raden droben am Ausgange verantworteſt. Aber gleichviel," fuhr er leiſer fort, „Zeit werden wir hier keine verlieren wollen — diesmal gehe ich voran, Herr Hauptmann," und ohne eine Antwort abzuwarten, drückte er ſich an der zuſammenſtehenden Gruppe vorbei.

Ohne weiteres Dazwiſchenreden begann der Rückzug, und Belper-Fritz leitete den Zug mit einer Sicherheit, wie es ſelbſt Meiſter Kratzer nicht beſſer vermocht hätte. Gleichwohl fing ein unruhiges Bangen vor den Dingen, welche die nächſten Augenblicke bringen mußten, an, ſich auf die Gemüter zu legen, und dieſes Bangen wurde keineswegs gemildert durch das Benehmen des Hauptmannes. Als ihm der Wachtmeiſter in kurzen Worten erzählt, wie ihn Jedermann für tot gehalten, wie ſie erſt heute andere Kunde bekommen und was darauf erfolgt ſei, rief er mit bebender Stimme: „Ihr armen, braven Freunde, ſolche Treue und Hochherzigkeit, die mir nicht helfen kann und Euch ins Verderben ſtürzt! Und auch ſie, auch ſie wird mit in den Strudel gezogen."

„Oh, habt keine Sorge, Herr Hauptmann," ſagte der Wachtmeiſter; „es müßte ſchlimm gehen, wenn wir Euch nicht aus dem Marterturm herausbrächten; ſo bald fürchten ſich die Kanoniere nicht vor ein paar Bratſpießen."

„Ach, braver Kamerad," erwiderte der Hauptmann in einem Tone, der von einem aus tiefſter Seele hervorbrechenden Schmerze durchzittert war, „wenn's nur das wäre, wißt Ihr wohl, daß ich mich nie gefürchtet, mit Euch in einen ehrenvollen Tod zu gehen; aber jetzt, Gott ſei mir gnädig, ſterbt Ihr vielleicht als Rebellen und habt aus Freundſchaft meinen Feinden das bisher vergeblich geſuchte Mittel in die Hände gegeben, mit meinem Leben auch meine Ehre morden zu können."

„Um Gotteswillen, Herr Hauptmann," rief der Wachtmeiſter erſchreckt, „wie ſoll ich Euch verſtehen, und wie könnten wir

Euch Übles angethan haben! Seid Ihr nur wieder frei, dann wird ja Alles gut kommen."

„Ach, Du treue Goldſeele, das eben wird mir zum tiefſten Schmerze, daß ich meine Befreiung nicht aus Euern reinen Händen, daß ich ſie im beſten Falle nur aus den ſo vielfach befleckten meiner Feinde empfangen kann."

Der Wachtmeiſter wagte auf dieſe mit tiefſter Bekümmernis geſprochenen Worte keine Einwendung mehr, obwohl ſie ihm anfänglich als einen leis angedeuteten Zweifel an ſeiner und ſeiner Kameraden Kraft und Beharrlichkeit faſt kränkend vorkommen wollten. Oder was war jetzt auch noch ſo Schweres zu überwinden, nachdem der Hauptmann, nur erſt einmal gefunden, unter ihrem Schutze ſtand? Und am Ende — wenn es auch noch einen Strauß abſetzen ſollte, waren doch die Kanoniere Burſche, von denen mehr als die Hälfte einen Zwölfpfünder ſamt der Lafette mit einem einzigen Rucke aus der Poſition ſchoben, und wo die einmal gemeinſam anpackten, mußt' es gewiß ein Loch geben, durch das mehr als Einer ſeinen ſichern Ausweg finden konnte.

So ungefähr hatte ſich der ſchlichte Verſtand des ehrlichen Schloßmüllers den weitern Verlauf des waghalſigen Unternehmens gedacht, und drum auch konnte er ſich nicht gleich in das Benehmen ſeines ſonſt ſo mutigen Hauptmanns finden; aber als ſein rechter Arm, den er in vorſorglicher Führung um den Befreiten gelegt, ſpürte, wie dieſen allmählich ein faſt krampfhaftes Schüttern durchbebte, da ging mit einem Male die bange Ahnung durch ſeine Seele, daß er vor einem ihm nicht erreichbaren Geheimnis ſtehe; denn ſicher war's ja doch, daß nicht Furcht, nicht Angſt vor offener Gewalt oder ſelbſt vor dem Tode dieſes Herz bewegen konnten, in heftigen Thränen Linderung ſeines Leides zu ſuchen. Nun ſei Gott für dieſe Finſternis gedankt, das braucht Keiner zu ſehen, dachte der Wachtmeiſter, indem er den umſchlingenden Arm mit jener

zarten Scheu, die uns die unaufhaltsame Äußerung fremden Schmerzes einflößt, lockerte und leise zurückzog.

So ging der Zug unter bangschweigender Erwartung vorwärts, bis sich abermals eine hellere Dämmerung bemerklich machte und der Belper-Fritz aufwärts rief: „Grüß Gott, da sind wir auch wieder.“ „Habt Ihr ihn gefunden, bringt Ihr den Hauptmann mit?“ rief es von oben in vollem Chore entgegen. „Ja, wenn Ihr artig gewesen seid und unterdessen gute Wacht gehalten habt, sollt Ihr ihn wieder haben.“ „Hurrah!“ scholl es droben von so mächtigen Stimmen, daß der herabdringende Schall in dem engen Raume sich fast mit donnerähnlichem Getöse fortwälzte und weithin unter der Erde ein dumpfverworrenes Echo weckte — „unser Hauptmann, unser Hauptmann!“

„Laß mich, laß mich noch einen Augenblick,“ sagte dieser stehen bleibend mit gepreßter Stimme zum Wachtmeister; „ich vermag es nicht zu tragen.“ Er lehnte sich an die Mauer zurück, während der Belper-Fritz bereits die dunkle Treppe hinanstieg und mit spöttischem Tone rief: „Ei, ei, Meister Kratzer, seid Ihr schon angelangt; nun seht, wir sind jetzt gerade so weit wie Ihr, wenn Ihr uns in Eurer Eilfertigkeit schon nicht warten wolltet.“

„Dem Himmel sei gedankt,“ entgegnete der auf solche Weise Begrüßte, der sich wohl bewacht zwischen den Kanonieren befand, „dem Himmel sei tausend Mal gedankt, daß der gnädige Herr Hauptmann nun da ist; der wird mir sicher kein Leid widerfahren lassen!“

„Ah,“ machte der Belper-Fritz, sich verächtlich abwendend, „wenn wir Dir ein solches hätten anthun wollen, wärest Du längst wie eine junge Katze an die Mauer geworfen worden. Jetzt haben wir Besseres zu thun.“

Drunten auf der Treppe ließen sich Tritte hören. Die Kanoniere drängten sich um den Ausgang und sahen mit jenem

eigentümlichen Schauer, der uns bei jedem ergreifenden Wiederſehen über die Herzen geht, den Hauptmann, vom Wachtmeiſter und den Übrigen gefolgt, langſam die Treppe heranſteigen. „Ich danke Euch, Kameraden,“ rief er, jedem die Hand entgegenſtreckend, „wollte Gott, wir könnten fortan mit einander leben oder ſterben, wie es ſein müßte. Doch kommt, kommt jetzt mit auf meine Zelle! und auch Ihr, Meiſter Kratzer, mögt in der Nähe bleiben.“

„Vielleicht wär's beſſer, wir machten gleich fort von hier,“ meinte einer der wachhabenden Kanoniere; „draußen ſtehen bereits zwei Grenadierkompagnien, und es ſollen noch mehr nachkommen.“

„Ei ja,“ fragte Belper-Fritz, „was hatte denn das Schießen zu bedeuten, als wir kaum drunten in dem ungeheuerlichen Loche waren?“

„Ach,“ machte der Kanonier, „das war der lange Bohnenſtecken-Oberſt Stettler, der meinte, wenn er ſeine Sackpuffer losbrenne, würden ihn unſere Leute drunten am Thore einlaſſen. Als es nichts half, iſt er mit dem Holliger, der freundlich zureden wollte, wieder davon geritten; aber gerade der Stettler iſt's, der uns die Grenadiere auf den Hals ſchickte. Sie haben es ſelbſt geſagt.“

„Nu, die werden uns nicht auffreſſen,“ entgegnete Belper-Fritz zerſtreut, während er unruhig dem Hauptmann nachblickte, der langſam und geſenkten Hauptes durch den Gang ſeiner Zelle zuſchritt. „Was hat er denn auch vor,“ wendete er ſich mit ängſtlicher Frage an den Wachtmeiſter; „weißt Du's?“

„Nein, Gott mag es wiſſen — ich fürchte, etwas, das uns nicht gefällt.“

„Kommt, meine Freunde,“ rief wehmütig der Hauptmann, vor ſeiner Zellenthüre ſtehen bleibend, „kommt noch auf einen Augenblick zum Abſchiede!“

Die Kanoniere ſchauten ſich betroffen an, in ſchweigender Erwartung dem Rufe folgend. Als ſie in die Zelle traten, ſtand ihr Führer, das Geſicht mit beiden Händen verhüllt, an die Mauer gelehnt und blieb in dieſer Stellung eine ängſtliche ſtumme Pauſe unbeweglich; dann ließ er die Arme ſinken, überſchaute mit trübem Blick die dicht zuſammengedrängte Gruppe und begann mit bebender Stimme: „Kameraden, Brüder, es reicht kein Name aus, um Euch meinen Dank auszudrücken für das, was Ihr an mir gethan habt. Aber während Eure Hingebung und Liebe mich hoch trägt, leide ich die größte Seelenqual, daß ich Euch nicht folgen, Eueren Willen nicht thun kann, da Ihr Euch doch unbedenklich für mich in ſo große Gefahren geſtürzt habt. Nein — ſtille! ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Aber bedenkt, ſelbſt wenn Ihr meine Freiheit mit Euern Leibern bedeckt und unter gegenwärtigen Umſtänden vielleicht niemand wagen würde, die Sache gegen uns mit offener Gewalt aufs Äußerſte zu treiben — ſagt, wolltet Ihr einen Hauptmann, auf den jeder mit Fingern zeigen könnte: das iſt ein verurteilter, ehrloſer Verräter, der ſeine Freiheit nur ſeinen meutriſchen Kanonieren zu verdanken hat! Was könntet Ihr dagegen ſagen? Und wie müßte es Euch zu Mute ſein, wenn wir im bevorſtehenden Kriege von unſeren Landsleuten mißtrauiſch, wie mit dem Feinde einverſtandene Abtrünnige, angeſehen würden? Nein, meine Freunde, Euer Hauptmann muß von den nämlichen Richtern, welche ihn der Freiheit beraubt, jeder Schuld ledig und frei geſprochen werden; er muß mit ungeſchmälerter Ehre jedermann ins Auge ſchauen können oder dann beſſer — ſeine eigenen Augen ſchließen ſich in Kerkernacht. Drum geht, meine Freunde," fuhr er mühſam fort, „und haltet Euch in dem bevorſtehenden Kampfe für das Vaterland, wie es den Kanonieren der erſten Batterie geziemt! Den gnädigen Herren und Oberen werde ich ankündigen, daß Ihr nichts gewollt, als mir vor Euerem

Abmarſche noch einmal Lebewohl ſagen; ich hoffe unter ihnen einen zu finden, der Euer freundlicher Fürſprecher ſein wird, wenn er nun auch, Gott ſei's geklagt, mir ſelbſt feind geworden. Und nun, nochmals die Hand zum Abſchiede, Kameraden!"

Die Kanoniere ſtanden überraſcht und erſchüttert, ohne zu wiſſen, was ſie thun oder ſagen ſollten, und über manches Geſicht fuhr eine rauhe Hand; als aber Herr Rudolf dem Wachtmeiſter die Hand entgegenbot, richtete ſich dieſer aus ſeiner gebeugten Stellung langſam hoch auf und ſagte in entſchloſſenem Tone: „Was Ihr für Eure Ehre thun oder laſſen wollt, Herr Hauptmann, müßt Ihr am beſten wiſſen. Doch Ihr habt uns Freunde genannt, und Freunde halten, wie ich weiß, zuſammen, wo es not thut; drum laß' ich Euch in den Händen, in denen wir Euch gefunden, nicht allein zurück; komme, was wolle, ich gehe nicht von der Stelle, bis Ihr mitgeht oder bis man mich tot wegträgt."

„So iſt's recht, Wachtmeiſter, das iſt auch unſere Meinung," rief es in lauten Stimmen durcheinander; „wir bleiben alle da."

Des Hauptmanns Gedanken begannen den nämlichen Weg einzuſchlagen, den bisher diejenigen des entſchloſſenen Wachtmeiſters gegangen, und die Ruhe ſeiner Entſchlüſſe fing an zu wanken in dem Bewußtſein eigener Kraft und kühner Beihilfe. Oder war es nicht undankbarer, bloß ſich ſelbſt bedenkender Eigennutz, wenn er nun dieſen treuen Seelen, die ohne Beſinnen Alles für ihn gewagt und gethan, nicht ihren Willen that und ſie ihrem Geſchicke überließ, ohne einen Verſuch zu offener That gegen heimtückiſche Feindſeligkeit gemacht zu haben?

Noch war er nicht mit ſich im Reinen, als vom Thore herauf eilfertig ein Kanonier mit der Meldung kam, der gnä-

dige Schultheiß Steiger, bloß von einem Junker begleitet, verlange eingelaſſen zu werden.

„Was ſagſt Du, Kamerad!“ rief Herr Rudolf, aus ſeinem Sinnen auffahrend, „der Schultheiß Steiger?“

„Er ſelbſt, Herr Hauptmann; ich kenn' ihn ſchon manche Jahre her.“

Der Hauptmann warf einen raſchen Blick auf ſeine Leute, die überraſcht, viele ſichtlich erſchrocken nach dem unerwarteten Botſchafter aufſchauten; der Wachtmeiſter dagegen nickte zwei, drei Mal mit halb geſchloſſenen Augen, und der Belper-Fritz rieb eifrig die Hände, indem er murmelte: „Solch vornehmen Beſuch darf man ſchon empfangen.“

„Du weißt nicht, wie vornehm er iſt,“ ſagte Herr Rudolf nachdenklich; dann aber befahl er, daß man den gnädigen Herrn unverweilt eintreten laſſe.

In die atemloſe Stille, die mit dem letzten Worte über die in der Zelle Verſammelten gekommen, tönten die Treppe herauf bald langſame, aber feſte Tritte, die durch den Gang herannahten. Die Kanoniere wichen geräuſchlos auseinander und hoben die Hand zum Gruße, als, von dem Junker gefolgt, der hohe Greis unter die Thüre trat.

Sein Blick ruhte eine Weile feſt auf dem ihm gegenüberſtehenden Hauptmann, der ſich nach kurzer Verbeugung ruhig und freien Antlitzes wieder erhoben hatte; dann blickte er auf die in zwei Reihen geteilten Kanoniere und ſagte ernſt, aber nicht unfreundlich: „Was thut Ihr da, Kinder? Laßt mich mit Eurem Hauptmann allein, bis Ihr wieder gerufen werdet!“

Hinter der geräuſchlos abtretenden Mannſchaft ſchloß der Junker die Thüre und ſchob den Riegel vor.

Dreizehntes Kapitel.

Als eine Viertelſtunde ſpäter der Schultheiß, von dem Junker begleitet, durch die eingebrochene Dämmerung die Stadt hinabſchritt, blieb er, über die ſeltſame Stille befremdet, auf dem Bärenplatze ſtehen und ſagte um ſich ſchauend: „Wie iſt mir's denn — haben wir ſchon Mitternacht, daß die ganze Stadt ſchlafen gegangen iſt?“ „Das nicht, Pate,“ erwiderte ſein Begleiter; „aber ich glaube, der Gefangene im Marterturme hat das Prävenire geſpielt und über die Stadt den Kriegs- und Belagerungszuſtand verhängt.“

Der alte Herr blickte noch einmal an den ſtillen Häuſerreihen hinauf und ſagte dann, bekümmert das Haupt ſenkend: „Dein Hauptmann wird mit ſeiner Meinung recht behalten wollen. Das alte Bern iſt nicht mehr hier und liegt heute außerhalb unſerer Thore und Mauern.“

An der Treppe des Rathauſes, aus dem durch alle Fenſter Lichter entgegenſchimmerten, ſchieden die Beiden. Der Junker blickte der hohen Geſtalt nach, bis ſie, langſam hinanſteigend, durch die breite Flügelthüre geſchritten war; dann wandte er ſich und eilte raſchen Ganges wieder die Stadt aufwärts. Am Chriſtoffelplatz vorbei, ſchaute er nach dem Marterturme hinüber; der Platz vor demſelben war ebenfalls ſtill und menſchenleer, und nur hie und da ſchien am unteren Rande desſelben eine ſchattenhafte Geſtalt vorüberzuhuſchen. Von dem Tunmthore her aber erklang der regelmäßige Schritt eines Wachtpoſtens, der dort über das Steinpflaſter auf und nieder ging.

Als der Junker ins Freie gelangt war, nahm er den Hut ab, um ſich von dem feuchten Winde die heiße Stirne kühlen zu laſſen. Trotz der innerlichen Eile, die ihn vorwärts trieb, mußte er langſamer gehen, um die Vorgänge des heutigen Tages in geordneter Reihenfolge überſchauen zu können. Und welch ein Tag war das geweſen, von dem erſchütternden Grab-

geſang der Kanoniere an im Roſengarten jenſeits der Nideck bis zu dieſem Abendglöcklein, das in halb verwehten Lauten von Köniz herüberklang. Bei ſolchem Wiegenliede ließe ſich's ſanft einſchlafen, ſprach es in ihm, während plötzlich die nahe Todesahnung, die durch die Aufregung der letzten Stunden verſcheucht geweſen, wieder vor ihm aufſtieg; aber nicht bang und beängſtigend wie heute, nicht wie ein drohendes Schreckbild, vor dem das Blut aus den Wangen weicht, ſondern eher wie ein ſchwebendes Traumbild, das in ruhig umdämmerte Fernen lockt. „Das iſt ſchon der Segen, den dir wenigſtens der ernſte Wille eines gut gemeinten Thuns einträgt," ſagte der junge Mann, während er ſich mit einer Art wehmütigen Behagens dem Zuge neuer Gefühle dahingab.

Durch das Hofthor von Holligen getreten, bemerkte er, daß ſich das Licht im Gemache des Fräuleins unruhig hin und her bewegte; aber unangenehm war es ihm, am Fuße der Treppe den alten Kammerdiener des Oberſten anzutreffen, der ſichtlich auf erhaltene Weiſung daſtand. Der Junker wäre diesmal gerne unbemerkt zu Adelaiden gelangt. „Iſt der gnädige Herr daheim?" fragte er leichthin, die Antwort voraus wiſſend.

„Nein, Herr; und er wird vor einigen Stunden ſchwerlich nach Hauſe kommen."

„Doch das Fräulein — meine Couſine?"

Der Alte blickte verlegen die Treppe hinauf und antwortete zögernd: „Das gnädige Fräulein iſt unwohl und kann keinen Beſuch annehmen."

„Wollen ſehen," ſagte der Junker kurz, indem er, ohne auf die verſuchten Einwendungen des Alten zu achten, mit raſchen Schritten die erſten Stufen überſtieg — „bleib' nur zurück, ich bedarf keiner Anmeldung."

Die Thüre war verſchloſſen, und auf das erſte leiſe Anklopfen erfolgte keine Antwort, doch ließ ſich von innen her-

aus haſtiges Geräuſch vernehmen. Dem zweiten Pochen entgegnete eine fremdartige Stimme: „Wer iſt da? Das Fräulein iſt ſchon zur Ruhe gegangen.“

„Meldet ihr, ich ſei da,“ erwiderte der Junker leiſe, aber dringend, „ihr Vetter Albert, der ſie durchaus ſprechen müſſe.“

Augenblicklich ſchob ſich der Riegel zurück; die Thüre ging auf, und der Junker ſtand vor einem hochgewachſenen Bauernmädchen, deſſen Geſicht von den tief niederfallenden Spitzen eines ſchwarzen Sammethäubchens bis über die Augen herab verhüllt war.

„Iſt das Fräulein wirklich ernſtlich krank?“ fragte Herr von Dießbach, von der an dieſem Orte ungewohnten Erſcheinung überraſcht und unruhig nach der Seitenthüre blickend; „wie iſt das ſo plötzlich gekommen? Was iſt denn vorgefallen?“

„Vieles in der kurzen Zeit, die ich Dich nicht geſehen habe, Albert.“

„Adelaide!“ rief der Junker zurückfahrend, während eine ſchmale weiße Hand ſich erhob und die Spitzen aus dem Geſichte zurückſtrich; „nun, beim Himmel, jetzt iſt doch keine Zeit zu Karnevalspoſſen — was ſoll das bedeuten, was haſt Du denn vor?“

„Das magſt Du nachher erfahren,“ lautete die Antwort; „vorerſt erzähle, was Dich herführt!“

Der Junker wußte nicht, was er denken ſollte, und ließ ſich mechaniſch auf einem Stuhle nieder. Er hatte erwartet, Adelaiden in Jammer und Bangigkeit zu finden, wie er ſie vorgeſtern verlaſſen, und jetzt ſtand ſie in fremder Tracht und noch viel fremderem Weſen vor ihm. Als ſie ſich ihrem Gaſte gegenüber geſetzt hatte und nun das volle Licht auf ihr Antlitz fiel, mußte er unwillkürlich die Hand über die Augen legen. Der Anblick dieſes Marmorgeſichtes mit den feſt geſchloſſenen Lippen, die ſonſt ſo herzbeweglich zu lächeln wußten, ging ihm durch die Seele.

„Nun, Albert — erzähle!“

„Weißt Du, was dieſen Nachmittag in der Stadt vorgefallen iſt?“

Sie nickte langſam. „Ich weiß, daß die Kanoniere nach dem Marterturme gezogen ſind, um dort ihren Hauptmann zu ſuchen.“

„Ah!“ machte der Junker, einen forſchenden Blick auf ſeine Couſine werfend; „wenn Du das ſo beſtimmt weißt, biſt Du hier außen beſſer unterrichtet, als Tauſende in der Stadt es ſind.“

„Gleichviel; weißt Du Weiteres, ſo ſprich! Meine Zeit iſt mir vielleicht kurz zugemeſſen.“

Der Junker fühlte ſich durch den Ton, in dem dieſe Aufforderung geſtellt war, verletzt und überlegte, was er antworten ſollte; aber als er aufblickend das leiſe Zucken bemerkte, das um Adelaidens Lippen ſpielte, ſagte er bewegt: „Du darfſt mir nicht böſe ſein, daß ich nicht eher zu Dir gekommen bin; ich trage ſelbſt ein Leid, ein ſchweres Leid, das mich Anderes vergeſſen ließ.“ Dann erzählte er, was er vom Judenbuben erfahren und wie er ſeinen Paten veranlaßt habe, perſönlich nach dem Marterturme zu gehen.

„Das haſt Du gethan,“ rief das Fräulein aufſtehend und ihm die Hand entgegenreichend, „dann verzeih' mir, Albert, ich that Dir Unrecht in Gedanken. Um Gotteswillen, ſprich — Du haſt ihn geſehen! wie ſieht er aus, was ſagt er, und wie iſt der Schultheiß von ihm gegangen?“

„Viele Fragen auf einmal,“ erwiderte der Junker lächelnd, indem er ſeinen Mund auf die dargereichte Hand niederbeugte; „erlaube mir, ſie nach Belieben zu beantworten. Ich hatte mich dem Schultheißen mit meinem Ehrenworte verpfändet, daß wenigſtens die ſchwerſte Anklage gegen Rudolf falſch, daß er weder ein Spion noch Verräter ſei; ich konnte das mit gutem Gewiſſen, und ja, ich hätte mich wohl auch zu der Be-

hauptung verpflichten können, daß es keinen beſſeren Mann gebe zu Stadt und Land."

„Ich danke Dir für dieſes Wort," rief Adelaide leiſe mit aufleuchtenden Augen, „das hab' ich längſt gewußt."

„Und mir nie geſagt," ſagte der Junker neckend; „gleichwohl war's mir anfänglich bange, als ſich die Beiden gegenüberſtanden, der ſtrenge Richter und Ariſtokrat und der im Bewußtſein ſeiner Unſchuld ſtolze Demokrat, wie er ſich ſelbſt offen nannte. Ich erſchrak ins Herz hinein über dieſes Bekenntnis, bei dem ſich die Augenbrauen des Schultheißen zornig zuſammenzogen; aber da, gerade im rechten Augenblicke, klopfte Dein baumgroßer Nachbar drüben in der Mühle an der Thüre und verlangte im Namen ſeiner Kameraden rundweg, daß man ihrem Hauptmann in Allem und Jedem aufs Wort glaube, denn der könne keine Unwahrheit ſagen — mit Ausnahme eines einzigen Punktes. Auf die verwunderte Frage, welches denn dieſer Punkt ſei, antwortete der Wachtmeiſter gravitätiſch: „Wenn der Hauptmann ſagen ſollte, wir ſeien nur hergekommen, um ihn vor unſerem Abmarſche noch einmal zu ſehen, ſo glaubt ihm das nicht, gnädiger Herr; wir ſind ohne ſein Wiſſen da eingebrochen, um ihn zu befreien; und weil er nun nicht mit uns fortgehen wollte, ſo bleiben wir ſelbſt hier, bis man uns ſtückweiſe fortträgt. Das iſt Meinung und Beſchluß meiner Kameraden." Rudolf war verlegen; das Geſicht des Schultheißen aber hellte ſich bemerkbar auf, und er ſprach in Gedanken leiſe vor ſich hin: „Wer ſich Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Untergebenen in dieſem Grade zu erwerben weiß, braucht ſich des Namens eines Demokraten nicht zu ſchämen."

„Der brave Chriſten," ſagte Adelaide langſam; „ich dacht' es wohl und habe mich nicht getäuſcht."

Der Junker hob drohend den Finger in die Höhe. „Ich will Dich jetzt nicht ausfragen, Couſine; aber mir will ſcheinen, Du habeſt ein verwegenes Spiel geſpielt."

„Als nichts mehr zu verlieren war," erwiderte ſie feſt aufblickend; „aber weiter Albert, Du quälſt mich."

„Viel weiß ich nicht mehr," fuhr er nachdenklich fort; „der Schultheiß ſchickte mich bald weg, um die vom Oberſten Stettler zur Bewältigung der Kanoniere vor dem Turme angeſammelten Truppen in die Kaſerne zurückzubeordern. Ich hatte mit dem zähen Manne lange zu parlamentieren und ihm die Gründe meines Befehls auseinanderzuſetzen. Was unterdeſſen im Turme vorging, kann ich nicht ſagen."

„Jetzt willſt Du mich täuſchen, Albert, und mir Schlimmes verhehlen; es wird aber Dir und mir nichts nützen."

„Du irrſt Dich, Adelaide, und obwohl ich mir über den endlichen Ausgang der verwickelten Geſchichte keine beſtimmte Vorſtellung zu machen vermag, ſo bin ich doch wenigſtens Rudolfs wegen in keiner allzugroßen Sorge. Als ich wieder in die Zelle zurückkam, hat der Schultheiß dem Gefangenen die Hand zum Abſchiede gereicht, und ich denke, wem der einmal ſeine Rechte gegeben, den läßt er ſo leicht nicht wieder fallen."

„Und Rudolf iſt alſo noch immer im Turme?" fragte ſie ängſtlich.

„Freilich; aber unter dem Schutze ſeiner Kanoniere, und da iſt er gut aufgehoben. Dieſe Nacht noch wird der kleine Rat mit Zuziehung der Kriegskommiſſion ſeine Angelegenheit auf's Neue behandeln; wenn nur der gewaltthätige Schritt der Kanoniere ſeinen Gegnern nicht eine neue Handhabe bietet!"

„Du begleiteſt mich nach der Stadt," ſagte das Fräulein ſich erhebend in entſchloſſenem Tone; „über den Verlauf der Verhandlung oder gewiß über deren Ausgang wirſt Du ſchnelle Auskunft erhalten können. Ich will dieſelbe nicht hier und bis zum Morgen abwarten."

„Mit mir und in dieſer Kleidung?" rief der Junker; „Du trägſt Dich noch mit andern Abſichten, Adelaide, die Du ſchon vor meiner Ankunft ausgeſponnen haſt!"

„Still, still, Vetter," antwortete ſie, mit der rechten Hand wohlgefällig über das grobe Tuch ihres linken Ärmels ſtreichend; „warum ſollte ich mich eines Kleides ſchämen, wie es die Mütter, Schweſtern und Bräute der braven Kameraden Rudolfs tragen? Geh' voraus, Albert, und erwarte mich am Ausgange der Allee, ich gehe nicht durch das vordere Thor. Von meinen Plänen zu ſprechen haben wir noch Zeit genug, Du ſollſt Alles erfahren."

Dann öffnete ſie ihr Schmuckkäſtchen und nahm ein blinkendes Medaillon heraus, das ſie hinter ihr Sammetmieder niedergleiten ließ. Das Licht erloſch, und eine Minute ſpäter ſchlüpften geräuſchloſe Tritte durch das Hinterpförtchen, die unbemerkt der hohen Mauer entlang durch die gewundenen Pfade des laubloſen Buſchwerkes eilten.

„Biſt Du es?" fragte der Junker leiſe, der, ganz vom Dunkel verhüllt, an einem der äußerſten Stämme der Allee lehnte; „haſt Du Niemand bemerkt?"

„Niemand," erwiderte das Fräulein aufatmend; „ich glaube, ſie ſind alle beim Nachteſſen."

„Nicht das," machte der Junker, ihr den Arm bietend; „aber es iſt vorhin da Jemand hart an mir vorbei gegen die untere Mauer hingeſchlüpft, und ich möchte drauf wetten, es iſt Herr v. Amiel geweſen."

„Der?" rief ſie mit mühſam unterdrücktem Schrecken; „er war den Nachmittag bei mir, der fürchterliche Menſch."

„Herr v. Amiel bei Dir?"

Sie neigte das Haupt. „Mit Wiſſen meines Vaters, Albert."

Als ſie an die große Linde hinkamen, wo ſich die Straße nach Biel und Neuenburg abzweigt, ſtand da im Dunkel der Bäume eine geſchloſſene Kutſche, mit zwei Pferden beſpannt, an denen nachläſſig ein Fuhrmann lehnte; nebenan hielt ein geſatteltes Reitpferd. Der Junker ſtreifte hart an dem Manne

vorbei und ſagte dann, nachdem ſie einige Schritte weiter gegangen: „Ich werde mir in der Stadt ein Paar Piſtolen zu verſchaffen ſuchen, bevor ich Dich zurückbegleite, Adelaide.“

Vierzehntes Kapitel.

Im alten Rathauſe, das trotzig, wie eine feſte Burg, vom hohen Aarborde niederſchaut, ſaßen die Häupter der Republik zuſammen. Der Uneingeweihte konnte freilich nicht wiſſen, was in dieſen ſtreng verſchloſſenen Räumen vorging, aber das unruhige Treiben vor denſelben nach längſt eingebrochener Nacht beurkundete hinlänglich, daß auch hier das Leben aus den gewohnten Gleiſen gewichen ſei. Vor den Treppen gegen die Kreuzgaſſe ſtand ein zahlreicher Militärpoſten unter Gewehr; die Ratsdiener eilten in ihren ſchwarzroten Amtsmänteln eilfertig zu und ab, bald einen der gnädigen Herren fortbegleitend, bald mit einem andern zurückkehrend, den ſie aus entfernt gelegener Wohnung herbeigeholt. Sogar ein Trupp rotröckiger Dragoner hielt auf dem Platze, von dem dieſer und jener nach leiſe empfangenem Befehle davonſtob. Mehr als ein Dutzend mal gingen Boten auch nach einem Hauſe in der Junkerngaſſe, um dort nach einem Herrn von Amiel zu fragen; aber jedesmal wurde die Antwort erteilt, daß er noch nicht zurückgekehrt ſei und man nicht wiſſe, wohin er gegangen.

Dieſes geräuſchvolle Thun zu ſo ungewohnter Stunde hatte die Nachbarſchaft des Rathauſes begreiflich bald aufmerkſam gemacht, und allmählich drängten ſich dichte Haufen zu beiden Seiten desſelben. Und wieder flogen bange Gerüchte umher, wie eine Schar unheimlich flatternder Totenkäuzlein. Schon einige Male hatte ſich ein Mann, in einen weiten

Mantel gehüllt, durchgedrängt, um die breite Treppe hinanzusteigen und nach kurzer Zeit wieder herabzukommen. Die Wache ließ ihn, nachdem er das erste Mal einige Worte mit ihr gewechselt, ungehindert passieren, so daß sich die Blicke aller Naheſtehenden neugierig auf die vermummte Erſcheinung richteten. Auch jetzt kam ſie wieder die Treppe herabgegangen, wußte ſich aber ſo raſch einen Weg durch die Menge zu bahnen und in die Dunkelheit der aufwärts gehenden Straße zu verſchwinden, daß abermals kein Erkennen möglich war. Nur ein einziger Mann, der ſich ſeit einigen Augenblicken hinter dem Gedränge an einen dunklen Bogenpfeiler poſtiert hatte, horchte dem Schalle der an ihm vorübergehenden Schritte aufmerkſam nach und murmelte dann leiſe: „Was ſchleicht der herum? Ich will verderben, wenn es nicht der Junker von Dießbach iſt.“ Und wie ein unhörbarer Schatten löſte er ſich von dem Pfeiler ab, um vorſichtig von Bogen zu Bogen dem Vermummten nachzuſchleichen.

Dieſer war oberhalb des St. Johannſenkellers von der Straße ebenfalls in die ſchwarznächtige Laube getaucht, und haſtig fragte ihn eine Stimme: „Bringſt Du noch keinen beſtimmten Beſcheid, keinen Troſt, Albert?“

„Es iſt ſchwer, etwas Genaueres zu erfahren,“ antwortete der Gefragte leiſe; „wie mir angedeutet wurde, handelt es ſich nicht ſowohl um die frühere Anklage gegen Rudolf, als um die ſchwere Frage, was unter den Umſtänden ratſamer ſei, die Vollziehung des bereits gefällten Urteils oder die Kaſſation desſelben mit förmlicher Frei- und Ehrenerklärung.“

„Welch' feige Erbärmlichkeit,“ erwiderte die vor innerer Entrüſtung zitternde Frauenſtimme; „was kann denn unter allen Umſtänden ratſamer ſein, als Gerechtigkeit gegen einen ſchuldloſen Angeklagten!“

„Nicht ſo laut, Adelaide, und bedenke, daß nicht Jeder mit Deinen Augen ſieht; Dein Vater iſt ſonſt wohl ein gerechter

Mann; aber gerade er ſteht jetzt unter den hartnäckigſten Gegnern einer Freiſprechung, wenigſtens vor beendigtem Kriege."

Ein lautes Aufatmen, eine ſchmerzlich unterdrückte Klage, die weder ein Wort findet noch wagt, war die einzige Entgegnung auf dieſe Einwendung; dann aber ſagte das Fräulein nach einer ſtummen Pauſe: „Nun will ich zu ihm, Albert, und werde den Weg allein finden, wenn Du mich nicht begleiten magſt. Du wirſt nicht von mir verlangen, daß ich vielleicht das letzte Glück meines Lebens von der Gnade dieſer gnädigen Herren und der Gerechtigkeitsliebe dieſer Richter, ſeien ſie wer ſie wollen, abhängig mache."

Dieſe Worte waren mit einem ſolchen Ausdrucke des Schmerzes und zugleich tiefſter Bitterkeit geſprochen, daß der Junker keine Gegenvorſtellung mehr wagte. Er ſagte daher: „Sei nicht unbillig, Adelaide, und hüte Dich, Fräulein von Holligen, Dein Herzensgeheimnis ſo vorſchnell Leuten anzuvertrauen, die doch mit Rudolf nichts gemein haben, als die gemeinſame Farbe ihres Uniformrockes! Ein Beſuch um Mitternacht im Marterturme — verſtehe mich wohl: was Du für Dich ſelbſt beſchließen darfſt, kann und will ich ſelbſt ausführen helfen."

„Dann komm', Albert; ich danke Dir für Deine Vorſorglichkeit; aber an meinem Entſchluſſe kann ſie nichts mehr ändern."

„Wohl denn!"

Als die Beiden auf die Straße hinaustraten, ſtreckte ſich hart nebenan ein Kopf hinter einem Laubenpfeiler hervor, um ihnen nachzuſchauen, bis ſie in der Dunkelheit die Straße aufwärts verſchwunden waren. Der Mann trat ebenfalls aus der Laube, blieb aber ſogleich wieder ſtehen, indem er, mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend, bald nach dem lichterſchimmernden Rathauſe abwärts, bald die nachtſchwarze

Straße aufwärts blickte. „Verdammt, Jakob, daß Du das nicht früher gewußt haſt! das wär' ein profitables Geſchäftchen geweſen. Die Holligerin verkleidet in den Marterturm — das hochmütige Fräulein und der König — Teufel auch, wer hätte das vermuten können! Brr — wie wird der Herr Marquis ein Geſicht machen, wenn er draußen das Neſt leer findet und ich ihm ſage, daß das Vögelein unterdeſſen hier wie eine lichtſcheue Fledermaus herumgeflattert iſt.“ Er kehrte plötzlich um und begann raſch die Straße aufwärts zu gehen. „Am beſten iſt's doch,“ ſprach er laufend in abgebrochenen Sätzen in ſich hinein, „Du ſiehſt Dich noch ein wenig genauer um — drum hab' ich auch, ohne recht zu wiſſen warum, die Filzſchuh anziehen müſſen — ſacriſti, vielleicht könnteſt Du unterwegs für ein hübſches Trinkgeld ohne große Mühe das Goldfiſchlein immer noch in's Netz des Herrn Marquis jagen. Der Junker — puh!“ Er hielt Daumen und Zeigefinger zuſammengelegt an den Mund, als ob er eine kleine Feder in die Luft blaſen wollte.

Unter ſolchen Selbſtgeſprächen lenkte der Mann aus der Metzgergaſſe durch das kleine Seitengäßchen gegen den Zeitglockenturm zu, mußte aber, hier angelangt, trotz der Eile, die ihn innerlich antrieb, unwillkürlich ſtehen bleiben. Gerade über dem Turme trat der Mond in eine kleine Wolkenlücke und goß über Giebeldach und Mauern einen ſo tiefroten Schein herab, als müßte jeden Augenblick eine nur ſpärlich verhüllte Flammenglut aus dem Innern hervorbrechen. Rings ſtanden die Häuſer ſtumm, in ſchwarze Schatten verhüllt; aber der alte Turm ſchien, von dem plötzlichen Lichte aus dem Schlafe gerüttelt, ſich noch halbträumend zu regen und ſeine ſteinernen Glieder auszurecken. Die Ziffern der alten Uhrtafel blinkten wie anglimmende Feuerſtreifen, während der nebenanſitzende Uranus ſein graues Haupt hin und wieder neigte und mit mahnender Hand das Stundenglas emporhob.

Er mußte wohl auch den Hahn, ſeinen Nachbarn, geweckt haben, der langſam die Flügel erhob, um ſie ſchlaftrunken wieder fallen zu laſſen. Jetzt aber hob plötzlich ein geheimnisvolles Schwirren an, der bärtige Zeitgott ſchwang ſein Stundenglas in der dürren Rechten, der Hahn ließ einen hellen Ruf ertönen, und das kleine Seitenglöcklein ſchlug die letzte Viertelſtunde vor Mitternacht mit ſo bang nachzitterndem Klange, daß ſelbſt über das Herz des Judenbuben ein kalter Schauer ſtrich. „Zum Henker," rief er, durch den unbewachten Torbogen eilend, „das jammert ja wie zur letzten Ölung."

In ſeiner Haſt bemerkte er nicht, daß im Dunkel des Thorgewölbes noch Jemand außer ihm den bangen Klängen des Glöckleins gelauſcht und nun durch ſeinen Ruf erſchreckt wurde. „Mein Gott," flüſterte das Fräulein leiſe, „wer iſt das, Albert?"

„Wenn mich die Stimme nicht getäuſcht hat," erwiderte der Junker der Geſtalt nachblickend, die geräuſchlos über den mondbeſchienenen Platz oberhalb des Thorbogens wegglitt, „ſo iſt's Einer, deſſen Namen ich zu dieſer Stunde nicht ausſprechen mag. Warten wir, bis er uns weiter voraus iſt."

„Aber da kommt wieder Jemand die Straße herauf."

„Es ſcheint eine Patrouille zu ſein; gehen wir gleich hintendrein, ſo können wir vielleicht unbemerkt am Poſten beim Chriſtophelturme vorbeikommen."

Die taktmäßigen Schritte kamen bald heran, und zwiſchen hinein ließ ſich das Geräuſch des in raſcher Bewegung an die Hüfte ſchlagenden Seitengewehrs vernehmen; aber als das kleine Piket aus dem Dunkel der Straße auf den Turmplatz trat, ſchimmerte den Harrenden das Rot eines Ratsdienermantels entgegen.

„Halt, was iſt das, was will der mit dem Militärbegleit?" flüſterte der Junker; „bleib ruhig ſtehen, Adelaide, ich will mich erkundigen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er mit ſcheinbar gleichgültigen Schritten durch den Bogen auf die Lichtung hinaus und ließ dort den Trupp an ſich herankommen, indem er den Ratsdiener freundlich beim Namen nannte. Dieſer rückte, ſobald er den nächtlichen Wanderer erkannt, ehrerbietig an ſeinem mächtigen Dreiſpalter und antwortete. „So ſchnell?“ rief der Junker laut, „iſt's möglich?“

„In zehn Minuten höchſtens werden wir zurück ſein,“ erwiderte der Ratsdiener.

Der Junker ließ die Mannſchaft abziehen und eilte auf ſeine Begleiterin zu. „Was gibt's, Albert,“ rief ſie ihm ängſtlich entgegen, „was ſagt der Mann?“

„Komm, komm,“ antwortete er geheimnisvoll und eilfertig, „im Marterturm haben wir nichts mehr zu ſchaffen; glaub' mir's und folge mir, Du wirſt's nicht bereuen.“

Er zog die Überraſchte und Halbwiderſtrebende wieder die Straße abwärts dem Rathauſe zu, ohne ſich viele Mühe zu geben, ihre Fragen zu beantworten. „Du wirſt's bald ſehen, Couſine,“ war ſein ſtändiger Troſt, mit dem er ihre bald klagenden, bald vorwurfsvollen Zweifel zu beſchwichtigen ſuchte, „komm nur ſchnell!“

Vor dem Rathauſe war unterdeſſen ebenfalls ein neues Leben erwacht, und die vorher ſo ruhige Menge wogte durcheinander, wie eine vom plötzlich einfallenden Windſtoße aufgeregte Waſſerfläche. Die Mauern des alten Baues, die Jahrhunderte lang ſo manches Geheimnis treulich bewahrt, aus dem Glück oder Unheil über die Lande zwiſchen dem Leman- und Bodenſee ſich ergoſſen, waren nicht mehr ſtark genug, dieſe Nacht ihren Dienſt zu erfüllen; was hinter ihnen beraten und verhandelt worden, quoll durch Ritzen und Fugen heraus, und das Volk wogte immer mächtiger gegen die Treppen heran. Nur mit äußerſter Mühe gelang es dem Junker, ſich mit ſeiner Begleiterin durchzudrängen, und als er die erſten Stufen er-

ſtiegen, ſchoß ihm die Menge nach wie ein angeſchwollener Strom. Schildwachen und Ratsdiener gaben ihren vergeblichen Widerſtand auf, im Augenblick waren Treppen, Terraſſe und der breite Korridor angefüllt und der Junker ſelbſt mit dem Fräulein bis hart an die Flügelthüre des Beratungsſaales vorgedrängt.

Im Augenblicke ertönte ein kräftiger Ruf von der Treppe her: „Sie kommen — Platz gemacht!“ Unter der Eingangsthüre erſchien der ſchwarzrote Mantel des Ratsdieners und hinter ihm — — Adelaidens Augen, die bisher mit ſo fieberhafter Glut an dieſem Eingange gehangen, füllten ſich plötzlich mit Thränen. Der Junker ſpürte das bange Erzittern, mit dem ſie ſich an ſeine Schulter lehnte, er legte ſeinen ſtützenden Arm feſter um den ſchlanken Leib und träumte ſich einen Augenblick in ſüßem Schauer ſelbſt als den Mann, dem dieſes Erbeben galt und der jetzt, von ſeinen Unteroffizieren umgeben, feſten Schrittes ſeinen Richtern entgegenging. Der Ratsdiener öffnete die Thüre, und mit atemloſen Schweigen blickte die Menge in ein großes, dunkel behangenes Gemach, von deſſen Decke ein Kronleuchter dämmernde Helle niedergoß.

Gerade der Thüre gegenüber ſaß auf erhöhtem Sitze der Schultheiß, zur Linken und Rechten ein großer Halbkreis von Männern, die verwunderte oder unwillige Blicke auf die Menge herauswarfen. Der Ratsdiener wollte, nachdem ſein Geleit eingetreten, pflichteifrig die Flügel der Thüre zudrücken; aber ſchon hatte ſich's auf beiden Seiten der Mauer entlang in ſo feſter Maſſe vorgeſchoben, daß ſeine Mühe vergeblich blieb und er ſich in zweifelnder Verlegenheit nach dem Schultheißen umſchaute. Dieſer machte mit der Rechten eine kurze abwehrende Bewegung, und der dienſtbare Rotmantel trat beſcheiden in eine Ecke zurück.

Nach einer erwartungsbangen Pauſe erhob ſich der Schultheiß langſam von ſeinem Sitze und rief mit feierlicher Stimme

„Hauptmann König, tretet heran, Euer Urteil zu empfangen!“ Der Gerufene trat einen Schritt vor ſeine Unteroffiziere, neigte mit leichter Beugung das Haupt, um ſogleich wieder ſeinen Richtern gegenüberzuſtehen. „Im Namen des Geheimen Rates,“ fuhr der Schultheiß mit tiefer, aber weitſchallender Stimme fort, „Eurer gnädigen Herren und Obern, bei denen Ihr des Landesverrates verklagt waret, und im Namen des Spezialgerichtes, das dieſe Klage zu unterſuchen, prüfen und zu erdauern hatte, ſpreche ich nach abermaliger Prüfung der Anklage Euch, Hauptmann König, von jeder Klage und Schuld los und ledig; in der Meinung, daß Euch der gewaltete Unterſuch in keinerlei Weiſe an ehbeſeſſenen bürgerlichen und militäriſchen Ehren irgend einen Eintrag thue und daß Ihr für erlittene Schädnis volle Genugthuung erhaltet. Zeugnis deſſen ſoll Jeder geben, der meine Worte hört. In weiterer Folge ſeid Ihr von dieſer Stunde an in Dienſt berufen zur Verteidigung und Schirmung des geliebten Vaterlandes wie ehedem als Hauptmann der erſten Zwölfpfünderbatterie, die im bevorſtehenden Kampfe Euch und ſich ſelbſt ehren möge. Daß Gott es walte!“

Vom Korridor her ertönte ein mühſam unterdrückter Schrei, deſſen Ton und Ausdruck dem Ohre nicht verraten konnte, ob ihn Freude oder Schmerz ausgepreßt; nicht einmal der Junker war darüber im Klaren, dem ſeine Begleiterin auf teilnehmende Fragen nur mit einem unaufhaltſamen Weinen Antwort gab; die von ſo mächtigen Aufregungen müde gehetzte Natur ließ ſich nicht länger mehr gebieten.

Herr Rudolf hatte ſich mit raſcher Bewegung nach dieſem Ausrufe umgewendet; dann aber ſagte er mit gedämpfter Stimme, ſeine Rechte über die Unteroffiziere ausſtreckend: „Und dieſe da — meine Kameraden?“

„Ihr und Euere Soldaten,“ ſprach der Schultheiß mit einer leiſen Neigung ſeines Hauptes auf dieſe Frage gegen die

Kanoniere gewendet, „Ihr alle ſeid, wie Ihr wohl wiſſen müßt, der Strenge des Geſetzes zu ſchwerer Strafe verfallen. In Anbetracht aber, daß Euere Abſicht beſſer war, als Euer Thun ſcheint, ſoll Euch diesmal Gnade für Recht zu Teil werden. Und nun geht und vergeſſet im Felde nicht, daß Ihr ein Vergehen gut zu machen habt und daß Aller Augen auf Euch gerichtet ſein werden!“

Der Hauptmann legte mit tiefer Verbeugung die Hand auf die Bruſt, und hörbar zitterte ſeine Stimme, als er ſagte: „Nicht für mein Urteil dank' ich Euch — ich war mir keiner Schuld bewußt; aber die Nachſicht, die meinen Freunden zu Teil geworden, ſoll unvergeſſen bleiben.“

Er erhob ſich noch einmal, den Kreis ſeiner Richter zu überſchauen; der Schultheiß neigte grüßend das graue Haupt, und mehr als ein ſtrenges Geſicht ſchien milder auf den Freigeſprochenen herüberzublicken. Aber Einer ſaß ſtumm und finſter, ohne die Augen aufzuſchlagen. „Arme Adelaide,“ ſeufzte Rudolf, ſich abwendend; „das iſt nicht allein mehr der Richter und Ariſtokrat, das iſt der ſtolze Vater, der unſer Herzensgeheimnis erfahren.“

Als der Hauptmann mit ſeinem Begleite den Korridor durchſchritten hatte, brach die bisher lautloſe Menge in ſtürmende Bewegung aus. Sie drängte ſich der Terraſſe zu, von der vielſtimmiger Jubelruf die ſtillen Straßen weithin mit mächtigem Schalle erfüllte.

Unten an der Treppe ſtreifte mit leiſem Gruße ein Mädchen an dem Befreiten vorüber, mit raſcher Bewegung ſeine Hand ergreifend. Als er dieſelbe öffnend gegen das Licht hielt, fuhr er froh erſchreckend zuſammen über den Glanz, der ihm entgegenſchimmerte. Es war das Medaillon, deſſen italieniſche Kunſt er mehr als einmal mit demütigem Sinne betrachtet, noch ehe ſein Auge einen Blick nach dem herrlichen Originale gewagt hatte; aber als er nun mit klopfendem Herzen um ſich

ſchaute, war die geheimnisvolle Botin von der wogenden Menge weggeſchwemmt.

„Jetzt eile Dich,“ ſagte der Junker, wieder in das Dunkel der Straße tretend, „daß wir vor Deinem Vater das Schloß erreichen!“

Dieſe Eile wäre ſo nötig nicht geweſen. Es mochte wohl eine Stunde ſpäter ſein, als der Herr von Holligen an der Wache beim Chriſtoffel vorüberritt. Diesmal gönnte er dem Poſten kein freundliches „Gute Nacht“. Es ſah düſter und unheimlich aus im Herzen des nächtlichen Reiters, wie es ſtets bei einem Menſchen ausſieht, der plötzlich eine Handhabe verloren, an der er die ungewiſſe Zukunft glaubte feſthalten und leiten zu können. Der Oberſt hatte vor Andern für die drohenden Stürme feſtes Vertrauen in die Treue und Kraft des Volkes geſetzt, er hatte in dieſem Vertrauen nicht nur von ſicherer Rettung des Vaterlandes, ſondern auch von der Erneuerung des Glanzes verſchwundener Heldenzeit geträumt; und jetzt? Die Energie und Anhänglichkeit des Volkes hatte ſich heute wohl in überraſchender Weiſe bewährt, aber nicht rettend und erlöſend, ſondern zerſtörend und verheerend. „Der Stettler hat Recht,“ ſagte er vor ſich hin, „wir haben heute ein ſchönes Stück jahrhundertalter Bernergeſchichte begraben; die Grundſäulen ſind gelockert, und der Bau droht zuſammenzuſtürzen.“

Aus dieſem Sinnen wurde er durch das plötzliche Stutzen des Pferdes geweckt, das, die Ohren ſpitzend, heftig zu ſchnauben anfing. „Na, Alter,“ ſagte der Oberſt, indem er die Hand erhob, um den Hals des Tieres zu ſtreicheln; aber bevor er die ſich ſträubende Mähne berührt, knallten vor ihm die Straße aufwärts zwei raſche Schüſſe, denen ein lauter Schmerzensruf folgte. „En avant,“ rief der Reiter, ſein Pferd antreibend, während ſeinem ſpähenden Blicke unzweifelhaft ſchien, daß über dem Schneeſtreifen, der ſich am Fuße der Anhöhe hinzog, die

ihn noch von ſeinem Schloſſe trennte, ſchattenhafte Geſtalten nach dem Wald hinüberflüchteten. Zur Stelle gekommen, wo ſich der Weg von der Straße nach der Mühle abzweigt, hörte er ein dumpfes Röcheln am Boden und, als er raſch abgeſprungen, fand er da einen Mann liegen, der nur noch unverſtändliche Laute von ſich zu geben vermochte. Ein breiter Blutſtrom war bereits unter dem Mantel hervorgedrungen, die einzelnen Schneeflecken an der Straße rötend. Der Herr von Holligen lief nach der Mühle, die Leute mit lautem Rufen zur Hilfe herauspochend. Als ſie mit Lichtern herbeikamen und er ſich über das verblichene Geſicht des Toten hereinbeugte, rief er entſetzt: „Barmherziger Himmel — mein Vetter, der Junker von Dießbach!“

Fünfzehntes Kapitel.

Es war natürlich, daß die beiden Ereigniſſe der Nacht, die Ermordung des Junkers und die Freiſprechung des Malers, ſofort in Verbindung miteinander gebracht wurden; aber die Art und Weiſe, in der dieſer Zuſammenhang geſucht wurde, war ſelbſt wieder der ſprechendſte Beweis, wie weit die Gemüter ſich bereits von einander entfernt hatten und wie mächtig das bisher noch halbſchlummernde oder wenigſtens in den Maſſen noch nicht zum beſtimmten Ausdruck gelangte Mißtrauen nun aufwucherte.

Der Junker wurde bald weitaus von der Mehrzahl der mindern Bürger und den in der Stadt befindlichen Soldaten für ein bedauernswertes Opfer gehalten, das dem ſchonungsloſen und über ſeine in dem Handel des Hauptmanns König erlittene Niederlage ergrimmten Kaſtengeiſte fallen mußte; der Tote war noch nicht ins Grab geſenkt, als all' die loſen

Streiche ſeines Lebens vergeſſen waren und in der Erinnerung nichts von ihm übrig blieb, als das Bild eines ſchönen ritterlichen jungen Herrn, dem ein grauſames Geſchick allzufrühen Tod bereitet. Als die Glocken vom Münſter herabklangen, um dem jungen Patrizier das letzte Lebewohl nachzurufen, fragte der Belper-Fritz, der im Kaſernenhofe mit dem Wachtmeiſter an einer Lafette beſchäftigt war, den letztern leiſe: „Gilt das ihm?“ und auf die ſtille, nickende Bejahung lehnte er ſich müßig an die Mauer zurück, während ſich über ſein Geſicht der Ausdruck innerer Freude und tief empfundener Dankbarkeit ausbreitete. Seine Lippen begannen ſich wie in leiſem Selbſtgeſpräche zu bewegen, und allmählich ſanken die über der Bruſt gekreuzten Arme immer tiefer herab, bis die Hände, ſich faltend, zuſammentrafen. Der Wachtmeiſter ließ ſeinen Kameraden eine Weile gewähren, dann ſagte er teilnehmend: „Du mußt nun auch vergeſſen, Fritz; ſiehſt Du, es gibt für Alles eine Gerechtigkeit, ſchon im Leben hier.“ „Das iſt's eben, worüber ich nachdenke,“ erwiderte der Andere, ſeinen Blick erhebend, „und wofür ich unſerm Herrgott bis an mein Ende dankbar ſein muß. Denn weißt Du,“ fuhr er, den Arm ausſtreckend, leiſer fort, „der Junker hätte doch ſterben müſſen, und das bald, gewiß bevor der Krieg zu Ende geweſen wäre.“

„Weißt Du das ſo genau?“ fragte der Wachtmeiſter, die Hand über ſeine Augen legend, „im Kriege kann Keiner ſagen, wie es ihm geht.“

„Ich weiß es,“ nickte der Andere, „und der Ruedi weiß es auch; aber gedauert hätt' es mich, weil der Junker unſerm Hauptmann noch ſo wohl gewollt hat. Drum bin ich ſo froh, daß nun Andere gethan haben, was mir doch ſchwer geworden wäre, ſeien ſie, wer ſie wollen.“

Nach einer ganz andern Richtung gingen die Vermutungen über den nächtlichen Mord in den Kreiſen, denen der Tote im

Leben angehört hatte. „Die Brigandage beginnt in ſchönſter Form bei uns einzuziehen," ſagte der Oberſt Stettler, „und wir können uns darüber um ſo weniger beklagen, als wir ſie ſelbſt geſchaffen haben; jetzt mag nur Jeder zuſehen, um welchen Preis er ſich ſein Stümpchen Lebenslicht von einigen Halunken will ausblaſen laſſen. Die Canaille hat gemerkt, daß wir Angſt vor ihr haben, und wer einmal Angſt gezeigt, der iſt für immer verloren. Dem Junkerlein geſchieht's ſchon recht, daß er als der Erſte die Früchte ſeiner Naſeweisheit zu ſchmecken bekam — was brauchte er mit ſeinem Advokatengeſchwätz am Marterturme mir in die Quere zu kommen! Aber was den Schultheißen in ſeinen alten Tagen noch anficht, das möge der Teufel wiſſen — freilich hat er von jeher ein tüchtiges Stück Federfuchſerei an ſich gehabt, wenn ihr mir ſchon nie Recht geben wolltet. Jetzt greift ihr's mit Händen."

Offenbar war es, daß der Junker von meuchleriſcher Hand gefallen war; die beiden Kugeln waren ihm rücklings unter der linken Schulter eingedrungen und mußten um ſo mehr die Todesboten tiefer liegender Rache geweſen ſein, als an dem Ermordeten keinerlei Raubverſuch ſtattgefunden. Seine Rechte hatte krampfhaft den Griff einer Piſtole umfaßt, die in der Taſche ſeines Rockes ſtak; aber der Tod mußte ihn überraſcht haben, bevor er die Waffe zur Verteidigung hervorzuziehen imſtande geweſen war; alſo nicht einmal ein kurzer Wortwechſel konnte ſtattgefunden haben, ſogar nicht einmal ein drohender Anruf war der mörderiſchen That vorangegangen, die ebenſo geräuſchlos als feig an einem vorher bezeichneten und belauerten Opfer vollbracht worden war!

So zog mit dem Mißtrauen zugleich die Angſt für das eigene und das Leben lieber Angehöriger in die Gemüter, welche ſelbſt die ſonſt ſo überzeugende Ruhe des Schultheißen nicht mehr zu beſchwichtigen vermochte. Auf ſeine Einwendung,

warum denn die Blutthat, wenn ſie aus politiſchem Haſſe hervorgegangen, gerade Demjenigen, der vor allen Standesgenoſſen dem Gefangenen im Marterturme beigeſtanden, verübt worden ſein ſollte, begegnete die aus naheliegender Erfahrung geſchöpfte Antwort, daß die entfeſſelten Leidenſchaften des Pöbels keinen Unterſchied mehr kennen, und gerade in dieſem erſten Vorgange liege der Fingerzeig, es ſolle keiner geſchont werden, der einmal durch Geburt und Stand der Rache verfallen ſei. Immerhin konnte ſich der Schultheiß ſelbſt das Geſtändnis nicht verhehlen, daß er unter der augenblicklichen Macht eines großen Eindruckes von einem bisher treu feſtgehaltenen und durch jahrhundertlange Tradition geheiligten Grundſatze politiſcher Weisheit abgewichen war. Die Berner Ariſtokratie hatte die Gewalt ihres Standes auf die blutige Strenge gebaut, mit der ſie gegebenen Falls das Todesurteil jedes überwundenen Gegners geſchrieben, und nun hatte er in jener Zeit, wo alle Fugen des Gebäudes vor dem herannahenden Sturme erkrachten, an die Gerechtigkeit, an Nachſicht und Vertrauen appelliert. Zu früh oder zu ſpät? mußte der Greis die kummervolle Frage an ſich ſelbſt ſtellen, oder iſt in Wahrheit ein Schritt gethan worden, der zu keiner Zeit hätte geſchehen ſollen? Als er am Grabe ſeines Pathen ſtand und bemerkte, wie viele der Leidtragenden den gewohnten Paradedegen mit einer kampffertigen Klinge vertauſcht hatten und wie ſelbſt unter den Trauermänteln hervor noch verborgene Waffen drohten, mußte er das Geſicht verhüllen, und vor ſeiner ſchmerzbewegten Seele that ſich ein anderes Grab auf, in das Macht und Pracht eines glänzenden Herrſchertums zuſammenſanken.

Nicht weniger bekümmert und leidvoll ging von dem Grabe ein Dritter, dem noch die volle Zier brauner Locken um den Scheitel lag. Er war nicht zur Leiche geladen worden und hatte bei der Trauerfeierlichkeit im Münſter weit abſeits im

Chore geſtanden; aber gleichwohl hatten die mächtigen Choraltöne der Orgel ſeine Seele mit Todesſchauern durchſchüttert. Der Hauptmann König hatte, in ſein ſchmerzliches Sinnen verloren, kaum beachtet, wie manche mißtrauiſche und feindſelige Blicke ſich nach ihm gerichtet, ebenſo wenig als er jetzt, langſam durch die Straßen gehend, beachtete, wie die unter den Laubenpfeilern zuſammendrängenden kleinen Gruppen ihm neugierig oder ehrerbietig nachſchauten. Er war nun wieder frei, und ſtatt der totenſtillen Gefängnismauern umgab ihn die rührende Begeiſterung ſeiner Kanoniere, deren Selbſtvertrauen, durch ihren errungenen Erfolg gehoben, ſich einer ganzen Welt von Gefahren gewachſen glaubte; und doch ſchwebte etwas vor ſeinem Blicke, das ihm Gegenwart und Zukunft wie mit einem wehenden Trauerflor verhüllte; und wohl gab es Augenblicke, in denen er ſich wieder nach der Stille ſeiner Zelle im Marterturm zurückſehnte.

Sobald die Leiche des Ermordeten noch in nächtlicher Morgendämmerung in das elterliche Haus gebracht worden war, hatte Rudolf im Drange ſeines Schmerzes anfragen laſſen, ob er den Erblichenen ſehen und die traurige Pflicht der Totenwacht bei ſeinem Freunde verrichten könne; aber beide Verlangen waren ihm mit kaltem Beſcheide abgeſchlagen worden. „Durch Nacht zum Licht," ſagte der Hauptmann ſchmerzlich bewegt, als er dem Kaſernenthore zuſchritt; „ich kenne das Totenopfer, das ich dir zu bringen habe, armer Freund."

In den Hof getreten, wurde er überraſcht von dem ungewöhnlichen Treiben, das in demſelben herrſchte. Ein ganzes Bataillon war längs den Mauern hin im Vierecke aufgeſtellt, und der Lieutenant Jenni bemühte ſich eben eifrig, eine noch vorhandene Lücke in den Linien mit den Kanonieren auszufüllen. „Was geht da vor?" fragte der Hauptmann verwundert, „jetzt iſt doch nicht Appellſtunde?"

„Ah, ah, etzätera," machte der Lieutenant keuchend, „bin herzlich froh, daß Ihr gekommen ſeid, Herr Hauptmann; weiß ſelbſt nicht, was das für ein ſonderbares Manöver geben ſoll, das ich am Ende — ah, etzätera — nicht recht verſtanden hätte. Hat mich der Oberſt Stettler doch ſchon grimmig angeſchaut, daß die Kompagnie noch nicht aufgeſtellt war. Ah!"

„Iſt der hier — wo iſt er denn, der Herr Oberſt?"

„Eben den Augenblick in die innere Wachtſtube gegangen, mit einem ganzen Gefolge von Herren Offizieren, etzätera." Der Hauptmann überſchaute ſeine ſich ordnenden Leute, um ſich dann erwartungsvoll an ihre Spitze zu ſtellen. Durch den ganzen Raum herrſchte eine bedrückende Stille, und es war offenbar, daß die übrigen Truppen den Zweck der Anordnung ebenſo wenig kannten als die Kanoniere, da ſich alle Blicke nach dem dunkeln Eingange richteten, durch den der Oberſt Stettler mit ſeinem Gefolge verſchwunden war. „Wer iſt denn noch bei ihm?" fragte der Hauptmann leiſe den Wachtmeiſter, „ſoll ein Ausmarſch ſtattfinden?"

„Ich weiß gar nichts," erwiderte der Gefragte ebenſo leiſe, „wir waren im hinteren Hofe mit der Lafettierung beſchäftigt. Bei dem alten Stettler ſind mehrere Herren von der Kriegskommiſſion; aber Euch hab' ich etwas Beſonderes mitzuteilen, Herr Hauptmann."

„Mir?"

Der Wachtmeiſter nickte geheimnisvoll. „Meine Mutter hat mich vorhin hinausrufen laſſen und mir etwas übergeben für Euch — ein Brieflein iſt's."

Herr Rudolf machte eine raſche Bewegung mit der Hand, als wollte er das Beſprochene augenblicklich in Empfang nehmen, dann aber legte er den Finger an die Lippen und blickte geſpannt nach der gegenſeitigen Hofecke, wo die Tambouren zu wirbeln begannen, während langſam und feierlich eine Offizierstruppe, den Oberſten Stettler an der Spitze, auf den

Raum heraus ſchritt; hinter ihm in voller Uniform der Aidemajor Wacker, zur Linken und Rechten von zwei Grenadieren mit geſchultertem Gewehre begleitet. In der Mitte des Hofes hielt der Zug, und der Trommelwirbel verſtummte.

Der Oberſt warf einen ſcharf prüfenden Blick auf die Reihen, dann rief er mit ſeiner hellen durchdringenden Stimme: „Soldaten, Ihr ſeid kommandiert zu ſehen, wie ein pflichtvergeſſener Offizier beſtraft wird. Offiziere, Euch ſtell' ich ein Exempel, wie gegebenen Falles mit jedem verfahren werden ſoll; und Dich, Aidemajor Wacker," wendete er ſich gegen dieſen, „Dich erklär' ich kraft Spruches und meines Rechtes Deines bisherigen Grades verluſtig und degradier' Dich zum Gemeinen, da Du vorgeſtern die Deiner Bewachung übergebenen Kanoniere pflichtvergeſſen ausbrechen ließeſt. Du dort, vorgetreten und Deines Amtes gehandelt!"

Auf dieſen Befehl, der mit einem Winke des erhobenen Rohrſtockes begleitet war, trat hinter den Reihen der Grenadiere der Profoß hervor, um den Verurteilten ſeiner Offizierszeichen zu entkleiden. Dieſer krümmte ſich bei der erſten Berührung zuſammen, als wollt' er einen Stein vom Pflaſter aufheben; dann aber richtete er ſich langſam wieder empor, um ſich ſcheinbar ruhig den Rock des gemeinen Soldaten anziehen zu laſſen. Als Rudolf jedoch den grimmigen Blick voll Haß und Rache bemerkte, den der Degradierte nach dem Oberſten ſchleuderte, mußte er ſich unwillkürlich ſagen: „Jetzt iſt der Tod eines alten Mannes beſchloſſen worden."

Die ganze Handlung war raſch und unter lautloſem Schweigen der Zuſchauer vor ſich gegangen. Der Aidemajor trat im Geleite der vier Grenadiere in die Reihen derer zurück, die er ſonſt befehligt hatte; noch ein kurzer Trommelwirbel, und die bisher bewegungsloſen Linien begannen ſich aufzulöſen; auch die Kanoniere ſchwenkten ab, um nach dem

Hinterhofe zu ihrer unterbrochenen Beſchäftigung zurückzukehren.

Der Hauptmann hatte wohl bemerkt, wie bei der Begründung des vollzogenen Urteiles eine raſch anſchwellende Bewegung durch ihre Reihen gegangen war; aber ein kaum bemerkbares Emporhalten der Degenklinge war hinreichend geweſen, die Stille wieder herzuſtellen. Zwar empfand er tief genug, wie ſcharf der Schlag, der einen Anderen traf, auch nach ihm ſelbſt und ſeinen Kameraden gezielt war, doch begegnete er dem Auge des Oberſten, das eine Weile auf ihm ruhte, ebenſo kalt und feſt, als dieſes zweifelhaft und unſicher ihn anſchaute. Es war nicht nur ein militäriſches Pflichtgefühl, das ihm jede innere Bewegung zu unterdrücken gebot, es war noch eine andere Empfindung, die auf einem tieferen Grunde ſeiner Seele ruhte. Er kannte den Aidemajor und die Gründe ſeiner Handlungsweiſe zu gut, als daß er ſeinem Thun oder Leiden eine wärmere Teilnahme hätte ſchenken oder gar gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen mögen.

„Das anbefohlene Verzeichnis,“ ſagte der Wachtmeiſter, dem herantretenden Hauptmann mit verdeckter Hand ein kleines Papier entgegenreichend; „ich hoffe, daß Ihr's gut erfindet.“

Rudolf trat ſchweigend bei Seite, um die Aufregung zu verbergen, die bei der bloßen Berührung des Papieres ſein Inneres durchzuckte. Es war ein dürftig zuſammengefaltetes Blättchen, auf dem, mit haſtigem Stifte geſchrieben, ſein Name ſtand.

Sechszehntes Kapitel.

„Ich fürchte, Dein Verzeichnis iſt nicht in Ordnung,“ flüſterte der Belper-Fritz ſeinem Kameraden zu; „ſieh' nur, wie der Hauptmann dreinſchaut. Übrigens hätt' ich gemeint, wär' Deine Geheimnisthuerei eben nicht notwendig vor mir.“

„'s iſt ja auch nicht Deinetwegen," erwiderte der Wachtmeiſter, mit beſorgtem Geſichte nach dem Hauptmann blickend, der abſeits an einer Kanone lehnte; „ich möcht' nur ſelber wiſſen, ob etwas vorgefallen iſt daheim im Schloſſe; aber meine Mutter that ſo eilfertig und geheimnisvoll, als müßte ſie ſich ſogar vor mir in Acht nehmen."

„Hat ſie Dir nicht geſagt — iſt das Fräulein zufrieden mit uns?"

„Kein Wort; ſie gab mir das Briefchen und lief, da ſie von Weitem den Stettler kommen ſah, davon, als hätt' ſie eine Sünde begangen."

„Vielleicht iſt's auch etwas Anderes," erwiderte der Belper-Fritz langſam; „ſieh' nur, er denkt ſicher nicht mehr daran, daß er das Papier noch in der Hand hält. Kann ſein, er bereut ſchon, dem Wacker nicht beigeſtanden zu haben. Doch ja — was wollteſt Du mir vorhin ſagen darüber?"

„Ach," machte der Wachtmeiſter, der immer wieder nach dem Hauptmann hinüberblicken mußte, „es iſt eben eine Geſchichte, wie ſie ſchon mehr vorgekommen. Ich kenne den Wacker von meiner Jugend an; aber ehemals hätt' es einer wagen ſollen, in ſeiner Gegenwart über die gnädigen Herrſchaften zu reden, wie er's jetzt ſelber thut — das würd' ſchöne Händel abgeſetzt haben. Im Gegenteil, früher war's eine Liebe und Güte, namentlich mit den Stettlern."

„Mit denen? Nun, da bin ich doch begierig."

„Der Wacker hat eine Jungfer geheiratet, die lange im Hauſe des nächſten Verwandten des Oberſten im Dienſt geſtanden hat und dort allem Scheine nach nur zu wohl gelitten war. Gleichviel, Wacker konnte Hochzeit und Kindbett zuſammenhalten; dagegen aber erhielt er zur jungen Frau zugleich von ihrer bisherigen Herrſchaft das ſchöne große Lehen draußen am Bümplitzer-Walde, wie man ſagte, eigentlich ohne Zins."

„Ho ho,“ machte der Velper-Fritz, wie verlegen nach dem Hauptmanne hinüberblickend, „ich fang' an zu begreifen, den dort mein' ich.“

„Anfangs ging es ganz prächtig,“ fuhr der Wachtmeiſter fort; „Wacker konnte raſch Vermögen machen, war viel in der Stadt im Hauſe der Stettler, und ein gewiſſer junger Herr noch mehr im Lehenhauſe. Endlich aber kam es, wie's nicht anders kommen konnte; der Pachtzins ging in die Höhe, und als nach mancher böſen Geſchichte ſogar das Lehen gekündigt wurde, da taugten von dem Augenblicke an die gnädigen Herren in keinen Holzſchuh mehr.“

„Selb than, ſelb g'han,“ ſchüttelte der Velper-Fritz den Kopf.

„Ja, aber ſiehſt Du,“ ſagte der Wachtmeiſter, „das iſt's, was mir die neue Freiheit oft ſo verdächtig macht; wären nur Leute dabei wie unſer Hauptmannn, ich glaubte daran wie an's Evangelium, wenn ich auch manches nicht recht verſtehe; aber ſolche Menſchen!“

„Ein ehrlicher Mann weiß bald nicht mehr, was er glauben oder denken ſoll,“ entgegnete der Velper-Fritz, das Geſicht in die Hand ſtützend; „oben Schlechtigkeit und unten an vielen Orten nichts Beſſeres.“

„Sieh', der Hauptmann fängt wieder an das Brieflein zu leſen. Jetzt möcht' ich doch ſelbſt nach Haus, um nachzuſehen, was dort vorgefallen iſt; ich fürcht', wenn der gnädige Herr erfährt, welche Karte meine Mutter in dem vorgeſtrigen Spiele geſpielt hat, dann iſt ſie die längſte Zeit Schloßmüllerin geweſen.“

„Und Du“, ſagte Velper-Fritz zwiſchen Ernſt und Scherz, „Du wirſt dann auch ein Herrenfeind, wie der Wacker.“

„Das könnteſt Du wiſſen, ohne mich zu fragen,“ entgegnete der Wachtmeiſter mit einem feſten Blicke auf ſeinen Kameraden; „was der Wacker iſt, hab' ich Dir geſagt, und unſer gnädiger Herr bleibt ein rechter Ehrenmann, wenn er auch

noch ſo ſchwer im Unrechte war gegen den Hauptmann. Dem ſoll mir keiner nahe treten, und müßt' ich betteln gehen."

„Oh," machte der Belper-Fritz lächelnd, „ſo bös war's nicht gemeint, und ſo ſchlimm wird's auch nicht kommen. Aber ſieh' da, was bringt unſer Lieutenant? der läuft ja wie ein gehetztes Schaf."

Und in der That kam der Genannte keuchend und mehr auf allen Vieren als nur auf den Füßen gehend durch den Thorbogen herangekollert. Weit hinten am Kopfe wackelte der ſtattliche Dreimaſter, nur loſe noch von einigen geſteiften Perückenlocken feſtgehalten, während der Säbel wie ein neckiſcher Kobold zwiſchen den Beinen hin- und herfuhr und im Augenblick den Fall des übelberatenen Schnellläufers herbeiführte.

Der Hauptmann, der erſt durch das nur wenig unterdrückte Gelächter der Kanoniere aus ſeinem Sinnen aufgeweckt wurde, eilte herbei, aber der Lieutenant ſtreckte beide Hände abwehrend aus und rief mit kläglicher Stimme: „Ah, ah, laßt mich nur liegen, wir müſſen fort, heute noch, in einer Stunde, gegen die Franzoſen, et—etzätera."

„Nun denn," ſagte Rudolf, der ſich ſelbſt eines Lächelns nicht erwehren konnte, „das wäre hoffentlich nicht ſo ſchlimm, gottlob ſind wir marſchfertig; aber woher habt Ihr denn die Nachricht, Herr Lieutenant! Bitt' Euch," fügte er, ſich an das Ohr ſeines Stellvertreters niederbeugend, leiſe bei, „nehmt Euch doch zuſammen, der Soldaten wegen."

„Es iſt ſo, verlaßt Euch d'rauf," erwiderte der kriegeriſche Kürſchnermeiſter, einen ängſtlichen Blick auf die neugierig heranandrängenden Kanoniere werfend, „ſo eben iſt ein Adjutant mit der Meldung durch das vordere Thor gekommen und zum Oberſt gegangen."

„Gott geb' es!" ſagte der Hauptmann mit einem hellen Aufleuchten ſeiner Augen; „indeſſen werden wir's abwarten. Auf euere Poſten, Kameraden, und dort drüben die Caiſſons

vorgezogen!“ Der Befehl war kaum erteilt, als eine Ordonnanz erſchien und die beiden Offiziere zum Oberſten beſchied.

Es war eine Wohlthat, daß, wie ein kräftiger Donner durch ſchwere Dünſte, eine entſcheidende Nachricht in das verworrene und verbiſſene Getriebe fuhr und die ſich trennenden Gemüter wieder zuſammen nötigte. Dieſe günſtige Wirkung empfand auch der Hauptmann ſchon, als er mit ſeinem Begleiter bei dem Oberſten v. Stettler eintrat, um ſeine Ordre in Empfang zu nehmen. Es war, als ob der alte Soldat in der kurzen Friſt, die ſeit der Exekution drunten im Hofe verſtrichen, einen ganz andern Menſchen angezogen hätte; das Geſicht ſchien ſich verjüngt und veredelt zu haben und die grauen Augen waren von einem warmen Feuer erfüllt. „Na, Herr Hauptmann,“ rief er dem Eintretenden in faſt herzlichem Tone entgegen, „nun wird's für Eure Kanoniere bald Gelegenheit geben zu zeigen, ob ſie gegen die Franzoſen eben ſo viel Haar auf den Zähnen haben als gegen ein unbewachtes Turmthor. Nichts für ungut, ich zweifle nicht daran. Heut' Nacht ſchon ſollt Ihr in Laupen Quartier nehmen.“

„In einer Stunde können wir marſchfertig ſein, Herr Oberſt.“

Der Alte nickte beifällig. „Ich habe heute früh ſchon nachgeſehen, wie's in Euerm Hinterhofe ſteht; aber vor dem Abend wird's ſchwerlich zum Marſchieren kommen. Ich werde auch noch Sorge tragen, daß Eure Unteroffiziere ſich anſtändig beritten machen können. Fehlt ſonſt noch was?“

„Nein.“

„Bekäm' ich überall ſolche Antwort! Au revoir, mon capitaine; die nähern Weiſungen werdet Ihr in zwei Stunden erhalten.“

Dieſe kameradſchaftliche Behandlungsweiſe konnte nicht verfehlen, auf den Hauptmann einen um ſo wohlthuenderen Eindruck zu machen, je weniger er ſie gerade von dieſer Seite her

erwartet hatte; aber Verſtimmung und Mißtrauen hatten auch bei ihm ſo feſten Grund gefaßt, daß er ſich ſchon vor der Thüre fragen mußte: Iſt das Maske, oder ſteigt der Mann ſo raſch im Preiſe, da die Not droht? Der Oberſt blieb mitten in der Stube ſtehen und hielt ſeinen Blick noch eine Weile feſt auf die Stelle gerichtet, wo der Hauptmann geſtanden hatte; dann ſagte er, langſam die Hände reibend, halb für ſich, halb gegen ſeinen Adjutanten gewendet: „Schade, daß der König nicht von Haus aus unſer Handwerk erlernt hat und ſo ein Pinsler und nichtsnutziger Farbenreiber geworden iſt. Schade, ſag' ich."

Der Herr v. Holligen trat herein.

„Wo ſteckt Ihr denn die ganze Zeit," rief ihm der Oberſt entgegen, „ſeit geſtern früh hat Euch kein Menſch geſehen, und die Dießbachs ſagten bloß, Ihr habt Eure Abweſenheit entſchuldigen laſſen. Hätte gern ſelbſt nachgeſehen, wenn nicht der Teufel an allen Ecken los wäre. Aber, aber" — fuhr der Alte leiſer fort, indem er, ſeinem noch immer ſchweigenden Freunde näher tretend, in die trüben Augen blickte — „was iſt's denn eigentlich — krank? oder vielleicht die kleine Adelaide? Will nicht hoffen!"

„Nein, nein," ſagte der Herr v. Holligen, mit ſo heftigem Kopfſchütteln, als müßt' er noch etwas anderes, als die geſtellte Frage verneinen oder ſich ſonſt von einem unbequemen Drucke befreien, „wir ſind geſund — Beide."

„Nun, freut mich herzlich," erwiderte der Andere zögernd, „aber Ihr ſeht wirklich zum Verwundern angegriffen aus."

„Schlafloſigkeit, weiter nichts, und eben erſt von einer Fahrt zurückgekommen — es wird ſich ſchon legen, wenn ich erſt etwas gefrühſtückt habe." Der alte Herr ſchüttelte ſich und fuhr mit beiden Händen über das Geſicht, wie der ſonſt Kräftige thut, um ſich von den Folgen einer unbedeutenden Nachtſtrapaze zu befreien; gleichwohl hatte die Stimme nicht ihren

gewohnten Klang und ſchien vielmehr faſt mit mühſamem Zorne aus der Bruſt herausgeſtoßen, als er fortfuhr: „Drum nichts mehr von dem — oder ein anderes Mal vielleicht. Aber was geht denn vor hier? Drunten im Hofe rufen die Kanoniere mit ſo lautem Halloh, ſie werden heute noch marſchieren, daß ich's auf der Straße hören konnte.“

„Verſteht ſich,“ ſagte der Oberſt langſam, während ſein Blick noch fortwährend betroffen an dem fahlen, ſcheinbar um Jahre gealterten Geſichte ſeines Freundes hing, „verſteht ſich, marſchieren die heute.“

„Aber ſo ſprecht doch!“ rief der Herr v. Holligen ungeduldig, „ich weiß ja nichts davon; was iſt denn vorgefallen während meiner kurzen Abweſenheit?“

„Richtig, richtig,“ ſagte der Oberſt, nun ſeinerſeits raſch mit der Hand über das Geſicht fahrend, „ich hab' im Augenblick gar nicht daran gedacht, daß Ihr das noch nicht wiſſen werdet — bitt' um Verzeihung, Kamerad. In höchſtens fünf bis ſechs Tagen rückt General Menard, der ſein Hauptquartier gegenwärtig in Ferney hat, in der Waadt ein. Wir haben die höchſte Zeit, ihm unſere ſämtlichen disponiblen Kräfte entgegenzuwerfen.“

„Was Ihr nicht ſagt,“ rief der Herr v. Holligen, verwundert den Kopf ſchüttelnd, „Ihr ſprecht ja mit einer Zuverſicht von den Abſichten des Feindes, als hättet Ihr ſelbſt in ſeinem Kriegsrate geſeſſen.“

„Vielleicht — ich weiß aber noch mehr. Menard will den Einmarſch mit 12,000 Mann bewerkſtelligen, und tritt kein Hindernis ein, ſo beginnt derſelbe in ſechs Tagen — eben am 26. Jänner in der Morgenfrühe.“

„Zum Scherzen bin ich im Augenblicke wahrhaftig wenig aufgelegt,“ antwortete der Holliger unwillig; „es ſind ja neue, wenn auch unnütze Unterhandlungen angeknüpft.“

„Schon recht, Freund; der Scherz iſt auch nicht meine Sache, am wenigſten Euch gegenüber. Aber könnt' Ihr denn gar nicht denken, woher ich mein zuverſichtliches Wiſſen habe?"

Der Herr v. Holligen ſchüttelte den Kopf. „Wenn uns der Zufall nicht gewogener iſt, als es Herr v. Amiel nach der ſchnöden Behandlung, die ihm widerfahren, ſein kann — nein; habt Ihr ihn nicht geſprochen ſeit vorgeſtern?"

„Ich habe," nickte der Oberſt ſchmunzelnd; „es geht Euch wie mir, ich hätte keinem Manne ſolche Selbſtverleugnung zugetraut. Die Nachrichten ſind von ihm."

„Nicht möglich!"

„Er war ihnen ſchon auf der Spur, während wir über die Wiedereinſetzung des König debattierten, und kam erſt gegen Morgen in die Stadt zurück. Als er den gefaßten Beſchluß, der ihn ſeiner kaum angetretenen Kapitainsſtelle enthoben, erfuhr, ſagte er kaltblütig: „Um ſo beſſer; nun kann ich unbehindert einer größeren Pflicht nachgehen. Er ließ augenblicklich ſatteln und iſt vor kaum einer halben Stunde mit dem glücklichen Reſultat ſeiner Nachforſchungen zurückgekehrt. Sicher haben Roß und Reiter ſeither wenig Raſt gemacht."

„Wenn er wüßte, welch' ſchmählicher Verdacht unterdeſſen in meinem Hauſe gegen ihn ausgeſprochen worden," murmelte der Herr v. Holligen, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend; laut aber ſagte er nach einer Pauſe: „Wäre der Mann nicht in jeder Ader ein Edelmann, ſo müßte man auf den Gedanken kommen, er wolle uns einen Streich zur Revanche ſpielen."

„Wär' ihm bei meiner Ehre nicht übel zu nehmen," entgegnete der Oberſt, nachdenklich auf- und niederſchreitend; „aber ſeine Angaben ſind der Art, daß ſie keinen Zweifel übrig laſſen, und wir haben jetzt nur zu ſehen, wie wir ihm gebührende Satisfaktion verſchaffen. Übrigens hab' ich ſchon früher geſagt, daß er als einfacher Kapitain nicht am Platze ſei."

„Er wünſchte die Stelle, weil ſie eben ledig war, aus purer Beſcheidenheit. Aber da fällt mir etwas ein,“ fuhr der Herr v. Holligen nach einigem Beſinnen fort; „vorgeſtern wurde mein unglücklicher Vetter v. Dießbach vergeblich als Chef eines Brigadeſtabes vorgeſchlagen; das könnten wir dem Herrn v. Aniel um ſo eher anbieten, als er in dieſer Stelle nicht die Unannehmlichkeit eines unmittelbaren Verkehres mit dem mißtrauiſchen gemeinen Mann hätte.“

„Einverſtanden, vollkommen einverſtanden,“ pflichtete der Oberſt bei; „und wißt Ihr was? wir gehen gleich nach dem Rathauſe, die Sache in Anregung zu bringen. Sacrebleu — ich möchte nicht gern Widerſtand finden dabei.“

Als die beiden alten Herren unter das äußere Kaſernenthor gelangten, fanden ſie die Straße von einer wogenden Menge bedeckt, welche die bereits längs der Mauer aufgefahrenen Geſchütze der Batterie mit bewunderndem oder ſcheuem Blicke betrachteten. Aus dem Hinterhofe ſchleppten die ſtämmigen Kanoniere ſchwere Munitionswagen herbei, um ſie ebenfalls ſpannfertig aufzuſtellen.

„Gleichviel,“ ſagte der Oberſt ſtehen bleibend, „ein flinker Geſelle iſt der König und weiß ſeinen Leuten teufelmäßigen Willen beizubringen.“ Der Herr v. Holligen ſchwieg zu dieſem Lobſpruche; aber als er den Hauptmann aus dem hinteren Hofthor treten ſah, wendete er ſich ab, mit raſchem Schritte auf die Straße gehend, und den ehrerbietigen Gruß, den ihm dort der Wachtmeiſter bot, erwiderte er mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken.

„Nun gäb' ich aber doch viel drum, wenn ich noch eine Viertelſtunde heim könnte vor dem Abmarſche,“ ſagte Chriſten, ſeinem Lehensherrn verwundert und bekümmert nachblickend; „mag's gegeben haben, was es will, ich wär' ruhiger, wenn ich's wüßte. Der alte Herr ſieht auch gar elend aus.“

„Wahr iſt es," beſtätigte der Belper-Fritz, „und große Freude ſcheint ihm Dein Anblick nicht gemacht zu haben; mir war's, als ob ein kurioſes Zucken um ſeinen Mund ginge, als Du ihn grüßteſt."

„Mit mir mag er's halten, wie er will," entgegnete der Wachtmeiſter, „wenn nur meine Mutter — aber gewiß iſt ſie heute ſo ſchnell wieder fortgegangen, um mir nichts Schlimmes ſagen zu müſſen"

„Sieh', dort kommt ſie ſelbſt hinter den Leuten herunter — guck, ſie iſt hinter dem dicken Metzger ſtehen geblieben und ſchaut ihm über die Achſel nach uns herüber — ſie ſucht Dich mit den Augen."

„Wahrhaftig — ſie winkt mir."

„Geh' Du nur da an der Ecke herum," flüſterte der Belper-Fritz, „ich will Dich ſchon entſchuldigen, wenn der Hauptmann nach Dir fragen ſollte."

Die Müllerin verſchwand auf ein gegebenes Zeichen ebenfalls an der Kaſernenmauer hinunter; aber der Belper-Fritz hatte auf die Rückkehr ſeines Kameraden nicht lange zu warten. „Hoffentlich keine ſchlimmen Nachrichten!" rief er dem Herankommenden entgegen, „Du haſt Dir unnützen Kummer gemacht."

„Wie man will," antwortete Chriſten leiſe; „das Fräulein iſt fort, wahrſcheinlich in der Nacht, und niemand will über ihr Wie und Wohin Beſcheid wiſſen. Es wird wohl ſchlimm hergegangen ſein zwiſchen ihr und dem Vater; heute Morgen fand meine Mutter ein Seidentüchlein vor unſerer Thüre und darin das Briefchen an den Hauptmann eingewickelt. Wären wir einmal fort von hier."

Es vergingen indeſſen noch Stunden, bevor dieſer Wunſch ſeiner Erfüllung nahte, und bereits kam die kaltfeuchte Dämmerung heran, als ſich der dumpfrollende Zug in Bewegung ſetzte.

Als die kleine Anhöhe an der Freiburgerſtraße erreicht war, über die in vergangenen Tagen ſo mancher kampfmutige Schlachthaufe ausgezogen und ſiegesfroh zurückgekehrt war, mußte ſich mancher Blick linksab nach dem Schloſſe wenden, das, von keinem Laute belebt und von keinem Lichtlein erhellt, aus den dunkeln Wieſengründen aufſtieg. „Ein Rieſengrabmal“ — ging es bei dieſem Anblicke durch Rudolfs Seele — „nicht zu groß für vergangenes, einſt geträumtes Glück;“ aber wie ſich zum Troſte rief er unwillkürlich mit lauter Stimme in das Raſſeln der Räder: „Entſagen und Hoffen“ bleibe dein Wahlſpruch!“

Das waren die zwei Worte, die heute Adelaidens Briefchen enthalten hatte.

Einen Augenblick darauf ertönte Kommandoruf, und der Zug rollte im Trabe in die Nacht hinaus.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Nacht ſank dunkler und dunkler, und auf ihren ſchwarzen Fittigen brauste aus den Freiburger Bergen bald der graue Schneeſturm heran. Er ſtürmte beflügelten Ganges die Wieſengründe hinab, an deren unterem Saume das einſame Schlößlein ſtand. Hier rumorte er eine Weile im Hofe herum und brauste dann durch die Allee über das Feld dem Walde zu.

Hier war er in ſeinem Elemente zur luſtigen Nachtfeier. Zuerſt nur leiſe über die Gipfel wegſtreifend, wie der Geigenſpieler, der mit leichtem Bogenſtriche die Saiten prüft, ſtürzte er bald mit voller Gewalt in die breitäſtigen Kronen, ſodaß auf ſeinem Gange ein dumpfes Toſen erſchallte und wie der Nachhall des Donners die Felſen und Klüfte erfüllte. Die niedrigen Gebüſche in den Tiefen begannen furchtſam ihre

Zweige zu bewegen, als fürchteten ſie ſich vom Einſturze der knarrenden Nachbarſtämme zerquetſcht zu werden. Was unter ihrem Schutze auf dem Mooſe geruht, verließ das Lager, um mit ſcheuen Schritten umherzuirren, und ſelbſt das Käuzlein ließ ſeinen langgezogenen Klageruf ertönen; aber der Schreckenerreger freute ſich ſeiner Macht, hing ſich ruhig in den Wipfel einer Eiche, und im Augenblicke waltete wieder ſo tiefe Stille, daß er von weitem her die Menſchentritte hörte, die am Waldſaume daher gegangen kamen. Und doch traten die Zwei ſo leiſe auf, als ob ſie der Sicherheit des Pfades nicht trauten, und ihre Worte flüſterten, als dürfte ſie das eigene Ohr nicht hören; aber der unſichtbare Lauſcher über ihnen hörte ſie und hoffte auf eine neue Beute für ſeine Schreckenſpiele. „Und ich ſag' Euch," flüſterte der eine, „mir iſt's, meine Knochen ſeien windelweich geworden ſeit dem Vorgange; am Tage ſcheu' ich mich vor den Leuten und bei der Nacht fürcht' ich mich vor mir ſelber. So reitet mich der Teufel."

„Bah, Kindereien," machte der andere, „das geht vorüber; ich hätt' Dir mehr zugetraut nach dem, was ich von Dir gehört habe, Jakob."

„Ihr habt gut reden, es geht vorüber," ſagte der andere; „ich bin auch ſchon dabei geweſen, aber dann hatt' ich jedesmal einen Rücken hinter mir. Jetzt verſchwindet Ihr Beide, Ihr und Euer Herr, wenn's einmal unlauter werden ſollte, und ich ſag' Euch, es wird unlauter, ich ſpür's da drinnen."

„Zum Kuckuck, Du haſt's ja nicht ſelber gethan."

„Nützt mich nichts," flüſterte der andere, „ich ſage mir das jede Minute ſelbſt vor; aber allemal ſeh' ich dabei wieder den gräßlichen Blick, den er mir beim Aufblitzen des Schuſſes zugeworfen — hu, mich ſchüttelt's! Ihr müßt mir mehr Geld verſchaffen, daß ich dieſes Land verlaſſen kann; der König ruht nicht, wenn er einmal zurückkommt — ich kenne ihn."

„Schurke," murmelte der Begleiter.

„Schurken und Mörder,“ ſchrie der rauſchende Kobold über ihnen, indem er wie ein kettenraſſelndes Geſpenſt durch die Äſte niederfuhr, „Schurken und Mörder in meinem Waldrevier!“ Und von dem Rufe des Meiſters aufgeſchreckt, fingen die Bäume ringsum an zu rauſchen und zu toſen wie tauſend aufbrechende Waldſtröme, wenn ſie regengeſchwellt aus ihren Runſen brechen; die Eiche erkrachte bis zur Wurzel, und die Tanne beugte ihren Wipfel ſo tief herab, als wollte ſie geſpenſterhaft ſchwarze Arme nach der Tiefe ausſtrecken; aber die Windsbraut packte heulend ihre Menſchenbeute, riß dem einen die Pelzmütze von den rotborſtigen Haaren und warf dem anderen einen Flockenwirbel ins Geſicht, daß er geblendet und verwirrt mit den Händen nach einer Stütze umhertappte. Er erwiſchte dabei ſeinen Begleiter, der bei der Berührung aufſchrie: „Der Teufel — laß mich!“ und wie ein gehetztes Wild über den Anger lief, über den aus der Ferne die Lichter von den Türmen der Stadt herandämmerten. Hinter ihm drein mit ſchrillem Gejauchze der neckende Kobold.

Der Zurückgebliebene rieb ſich die Flocken aus den Augen, verzog das Geſicht zu einem verächtlichen Lächeln und begann dann raſch den Pfad, der am Waldſaume dahin führte, weiter zu verfolgen. „Mit dem Haſenfuße iſt nichts mehr anzufangen,“ murmelte er dabei vor ſich hin, „und er wird meine Aufträge ſchlecht genug erfüllen. Ein Glück, daß die Herren nicht gefährlicher als ihre Knechte ſind. Aber halt, da ſteht ja ſchon die Spelunke, und möglich iſt's, daß er bereits droben iſt — aufgepaßt!“

Er blieb einen Augenblick an der Waldecke ſtehen und ſchaute ſpähend nach dem Hauſe hinüber, aus dem ein beweglicher Lichtſchimmer brach, bald heller aufleuchtend, bald wieder vom Schatten hin- und hergehender Geſtalten zugedeckt. „Einmal ſollt' ich mich doch in das untere Gemach wagen,“ ſagte er, wieder vorwärts gehend, vor ſich hin; „es müßte ſich da

ohne Zweifel beſſ'res Holz finden laſſen, als drinnen in der Stadt." Er ſtellte ſich vor das niedrige Fenſter, um durchzuſchauen, aber es war von innen mit einem ſchmutzigroten Vorhange verhüllt, auf dem der Lichtſchein nur unerkennbare phantaſtiſche Formen und Geſtalten abmalte. „Ein andermal," murmelte der Späher; „da kommt er ſchon; der kann ſeinen Paradeſchritt ſo wenig verändern und verſtellen, als ein verwöhntes Hofdamenpferd." Mit dieſer Bemerkung, die einem Geräuſche galt, das durch die über dem hohen Aarborde hinziehende Allee herannahte, ſchlüpfte er in das Haus hinein, klopfte leiſe an der nächſten Thüre und befahl ebenſo leiſe, daß man in die „grüne" Stube Licht bringen ſollte. Hier angekommen, zog er ſeinen naſſen Fuhrmannskittel aus, um ihn an dem warmen Ofen zu trocknen, und warf ſich dann nachläſſig in einen Lehnſtuhl, ohne dem hübſchen Wirtstöchterlein, welches das Licht hereinbrachte, mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, als ein kurzes Kopfnicken auf den gebotenen Abendgruß erhieſch.

Mitteilſamer und freundlicher geſtimmt ſchien der Neuankommende zu ſein, da er auf der Treppe mit der ihm begegnenden Dirne ein angelegentliches Geflüſter anſpann; aber gleichwohl trat er mit faſt unwirſchem Geſichte in die grüne Stube und ſtreckte ſeine Hand ſogleich nach dem am Ofen hangenden Fuhrmannskittel aus. „Ihr ſeid noch nicht lange unter Dach," ſagte er, den naſſen Finger zurückziehend und an einem Seidentuche abtrocknend, „mich wundert's, wie Ihr wagen könnt, ſo überall herumzuſtreifen, Bürger Olivier."

„Hat keine Gefahr," erwiderte der ſo Angeredete nachläſſig, „durchaus keine Gefahr, Bürger Amiel."

„Das könnt Ihr ſagen und kümmert Euch dabei nicht um mich," ſagte Herr von Amiel, indem er ſeinen Worten einen Mittelton zwiſchen Strenge und Beſorgnis zu geben ſuchte; „aber mit wem ſeid Ihr denn zuſammen geweſen?"

„Bloß mit Unbekannten — gleichgültigem Volke.“

„Ich hätte darauf geſchworen, der Judenbube ſei da drinnen an mir vorbeigerannt.“

„Ich hab' ihn nicht geſehen.“

Bürger Olivier ſagte dies mit ſolch' ruhiger Gelaſſenheit, daß Herr von Amiel ſeinen lauernden Blick ſcheinbar gleichgültig an die Zimmerdecke gleiten ließ, um ſich dann gemächlich auf einen Stuhl zu ſetzen.

Da er ſein Geſicht dem Ofen zukehrte und in dieſer Stellung ſeinen Gedanken nachhängen zu wollen ſchien, ſagte der Andere nach einer Pauſe: „Ich werde Neuigkeiten von Euch erfahren, Bürger Amiel.“

„Die Ihr ſchon zu kennen ſcheint.“

„Ich werde ſie von Euch hören.“

„Nun denn,“ antwortete Herr von Amiel, ſich auf die ſchmalen Lippen beißend, „ich habe vorläufig das Brevet eines Generaladjutanten mit Majorsrang erhalten.“

Es freut mich, Euch zu dieſem ſchnellen Avancement gratulieren zu können,“ ſagte Olivier mit hörbarem Spotte; „aber mit dem Glückwunſche möchte ich einen Rat verbinden, und es ſoll mich noch mehr freuen, wenn Ihr demſelben gebührende Beachtung ſchenkt, Bürger Amiel.“

„Und das wäre?“ entgegnete dieſer mühſam an ſich haltend, indem er das zorngerötete Geſicht vorwärts beugte, „ich bin Eure Ratſchläge bereits gewohnt und höre.“

„Zuerſt laßt Ihr für einmal Eure Liebespoſſen fahren und bemüht Euch beſſer, den hohen Sold zu verdienen, den Ihr von uns bezieht.“

„Zum Teufel,“ rief Herr von Amiel auffahrend, „wie könnt Ihr mir das bieten, Bürger!“

„Ein wenig mehr Beſonnenheit möchte nichts ſchaden, wenn uns auch der Junker von Dießbach heute nicht behorchen wird,“ entgegnete Olivier mit eiskaltem Tone; „aber erinnert Euch,

Ihr gabt vor, die Intrigue mit dem Maler anzuſpinnen, um ſie rechtzeitig aufzudecken und ihre Spitze dann gegen dieſe gnädigen Herren zu wenden, indem Ihr dafür ſorgtet, daß das Volk von der begangenen Schändlichkeit zweckdienliche Kenntnis erhielt."

„Und wer ſagt, daß das nicht meine ſtete Abſicht geweſen?" fragte Herr v. Amiel, der bei dem Namen des Junkers, wie von einem ſcharfen Schlage getroffen, in ſeinen Stuhl zurückgeſunken war, mit unſicherer Stimme; „wer wagt daran zu zweifeln?"

„Ich nicht," entgegnete der Andere kalt, „aber es gibt Leute — und ich rechne ſie nicht einmal zu den ſcharfſichtigſten — die behaupten, Ihr hättet bei dem ganzen Handel keinen andern Zweck verfolgt, als Euch von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien."

„Schurke," murmelte Herr v. Amiel, ohne aufzublicken.

„Soviel iſt ſicher," fuhr der Bürger fort, „daß Ihr beim Fiasko des wüſten Ariſtokratenſpieles unſer Intereſſe vollſtändig vernachläſſigtet und Eurer kleinen Herzensangelegenheit nachlieſet."

„Wobei Ihr ſelbſt mein bereitwilliger Gehilfe wart," knirſchte Herr v. Amiel; „und dann ſprecht, was hätte ich unter den unvorhergeſehenen Verhältniſſen thun können?"

„Ich half Euch — ja; einmal um zu beweiſen, daß ich Euch gerne zu Gefallen lebe, wo es ſein kann, dann aber, weil ich hoffte, Ihr würdet umſichtiger und thätiger ſein, wenn das Püppchen für Euch aufgehoben und in Sicherheit gebracht wäre. Immerhin konnte ich dadurch verhindern, daß Ihr nicht von einem Strohwiſche eingewickelt wurdet. Was Ihr unter den Umſtänden hättet thun können? Ich gebe zu, nicht viel mehr, aber Ihr hattet dieſe Unmöglichkeit ſelbſt verſchuldet. Statt dafür zu ſorgen, daß die Bevölkerung, namentlich die Einſaßen und Hausleute, von dem Verlaufe des Handels ge-

hörig unterrichtet und bearbeitet würden, legtet Ihr ſelbſt Euern Werkzeugen tiefes Schweigen auf, damit Euch die vakante Hauptmannsſtelle nicht entgehe, und um dieſe zu behalten, hättet Ihr den Maler ganz ſicher in eine Feſtung verſchwinden und über dem Vorgange Gras wachſen laſſen. Und nun bedenkt die Lächerlichkeit: Es gibt Leute, die behaupten, Ihr hättet die Kapitänsſtelle keineswegs ſo angelegentlich ambitionirt, um im Notfalle die beſte Berner Batterie unſchädlich zu machen, ſondern weil Ihr von dem Aberglauben befangen geweſen, ein gewiſſes Fräulein würde wenigſtens einen Teil ihrer Neigung, die ſie Euch bisher verweigert, auf Eure Uniform übertragen — wenn es nämlich diejenige ihres begünſtigten Liebhabers wäre.“

„Nun iſt's genug,“ rief Herr v. Amiel am ganzen Leibe bebend und die Hand an ſeinen Degengriff legend, „ſagt mir mit wenigen Worten und ohne Beleidigung Euer Begehren, oder bei meiner Ehre —“

„Auf die Ihr in meiner Gegenwart nicht zu ſchwören braucht,“ entgegnete der Andere, indem er gleichgültig, ſcheinbar ſpielend den Kolben einer Piſtole unter dem Wamſe hervorzog; „hört mich nur ruhig an, ich bitt' Euch, da die Hauptſache erſt kommt und ich mich nicht gerne verwirren laſſe. Durch all' dieſe Mißgriffe ſeid Ihr in eine mehr als ſchiefe Lage gekommen, wie Ihr am beſten wißt, und aus dieſer hab' ich Euch auf mein eigenes Riſiko — wohlverſtanden — zu ziehen geſucht. Ich hab' Euch Plan und Datum unſeres Einmarſches in die Waadt mitgeteilt — ein Köder, der, wie ich erwartet, gehörig gezogen und Euch ſogar ein hübſches Avancement beſcheert hat. Nein — bleibt ruhig! es handelt ſich hier um den Kardinalpunkt, und ich muß denſelben deutlich wiederholen, da Ihr mich bisher nicht vollſtändig begriffen zu haben ſcheint.“ Bürger Olivier rückte bei dieſen Worten wieder einwenig an ſeinem Piſtolenknaufe, dann fuhr er nach kurzem

Räuſpern fort: „Wenn ich Euch ermächtigt habe, dem Feinde einen unſerer militäriſchen Pläne zu verraten, bloß um Euch wieder bügelfeſt zu machen, ſo liegt es auf der Hand, daß unſer Hauptintereſſe nicht mehr auf dieſer Seite — auf der militäriſchen meine ich — liegt, und in der That bildet ſie bei der Stellung, welche die übrigen Stände der Eidgenoſſenſchaft einnehmen, nur mehr noch eine untergeordnete Sorge. Was uns fehlt, iſt nicht die gewiſſe Siegeszuverſicht, da wir den Bernern im Notfalle die fünf- und zehnfache Macht entgegen ſtellen können; aber es iſt der formelle und moraliſche Rechtstitel zum Kriege, und dieſen müſſen wir uns mit allen Mitteln zu verſchaffen ſuchen. Für die Waadt beſitzen wir ihn, da dort nächſter Tage die allgemeine Revolution ausbrechen, dem Berner Regimente ein Ende machen und ſodann die ganze Bevölkerung uns zum Schutze herbeirufen wird; dort alſo kommt es nicht darauf an, ob wir einen etwas ſtärkeren oder geringeren Widerſtand finden. An andern Orten wird Ähnliches eintreten; aber auch hier ſollte etwas geſchehen, und dafür ſeid Ihr da, Bürger Amiel, und habt zu dieſem Zwecke ſeit langer Zeit eine ſchöne Beſoldung bezogen, mit der Ausſicht auf freigebige Dankbarkeit, wenn Eure Pflichten getreulich erfüllt ſind. Was bereits verſäumt worden, kann nun freilich nicht mehr nachgeholt werden; aber was Ihr im Bürgerkleide unterlaſſen, müßt Ihr nun im Soldatenrocke gut machen, Herr Generaladjutant. Wie Ihr die Mißgriffe der gnädigen Herren gegen den Maler hättet ausbeuten ſollen, beutet Ihr nun ihre Mißgriffe im Felde aus. Dem hitzigen Soldaten gegenüber deutet Ihr die Vorſicht der Führer als Furchtſamkeit, dem feigen laßt Ihr in einem mutigen Vorgehen eine nutzloſe Verſchwendung von Menſchenleben erblicken, und vor Allem denkt darauf, Verwirrung in das Verpflegungs- und Transportweſen zu bringen. Sobald der Mehrzahl dieſer Milizen das gewohnte Stück Brot oder auch das

volle Dutzend Patronen fehlt, ſo wird das bereits vorhandene Mißtrauen in volle Flammen ausſchlagen, und gebt Ihr dann gelegentlich einem unſerer Führer noch das Zeichen zu einem kleinen Überfalle, wird ſich alles nach beſtem Wunſche geſtalten, und wir haben noch vor beendigtem Kampfe den Rechtstitel in Händen, der uns bis jetzt freilich nur ſcheinbar gefehlt hat. Thut Ihr hiefür Euer Möglichſtes, Bürger Amiel, ſo könnt Ihr drauf rechnen, daß nach geſchehener That Euch auch jedes Mittel zur Erreichung Euerer Herzenswünſche geboten werden ſoll."

Der Ton des Mentors war gegen den Schluß ſeiner Rede freundlicher geworden, und die letzten Worte, faſt in herzlicher Teilnahme geſprochen, hatten auch ihres Eindruckes auf Herrn von Amiel nicht verfehlt. „Er weiß, wo ſie iſt," murmelte er leiſe und ſagte dann, ſich erhebend und ſeinem Gefährten näher tretend: „Ich habe nun Manches von Euch hingenommen, was mir Andere mit Blut bezahlt hätten, Bürger Olivier; aber es ſoll vergeſſen ſein. Ihr ſollt fortan über mich nicht zu klagen haben, wenn Ihr mir ſagt, wo Adelaide von Holligen ſich befindet — Ihr wißt es."

„Ich?"

Wäre Herr von Amiel nicht ſo vollſtändig von der Richtigkeit ſeiner Vorausſetzung überzeugt geweſen, ſo würde ihn der Ausdruck aufrichtiger Verwunderung, mit der dieſe Frage geſtellt war, ſtutzig gemacht haben; aber er kannte die fertige Verſtellungskunſt dieſes Menſchen und fuhr daher fort: „Ja, Ihr, Bürger Olivier, Ihr wißt es und habt Euch durch Nennung eines Grundes, der mir vorgeſtern Euere Unterſtützung verſchaffte, ſelbſt verraten. Ich hatte anfänglich den Alten von Holligen im Verdacht und fürchtete, er könnte ſeine Tochter aus Mißtrauen gegen mich ins Verborgene gebracht haben — möglich wär's geweſen, daß ſie etwas gemerkt hätte. Ich that ihm aber, wie ich mich bald überzeugen mußte, Unrecht, und

weiß nun auch, wer die Hände im Spiel hat. Gebt mir Auskunft, Olivier — in Euerm eigenen Intereſſe!“

Der Bürger hatte während dieſer Mitteilung die Hand über das Geſicht gelegt, als müßte er die Verlegenheit eines unerwartet Ertappten verbergen, jetzt zog er ſie wieder weg und entgegnete, während noch ein verſchwindendes Erröten um ſeine Stirne zu ſpielen ſchien: „Nun ja — ich hielt es für Pflicht, mit ruhiger Überlegung zu thun, was Ihr in Eurer blinden Leidenſchaft nicht zu Stande bringen konntet; aber wahr iſt's, Ihr hättet vor dem Einzuge unſerer Armee in Bern nichts davon erfahren ſollen, um dann Sieg und Brautbett miteinander zu feiern. Da ſeht Ihr meine Herzensmeinung gegen Euch, wo mich die Pflicht nicht bindet.“

„Sagt mir, wo ſie iſt,“ rief Herr von Amiel, des Bürgers Hand ergreifend, „führt mich zu ihr und Ihr habt meinen ewigen Dank für Eure That erworben.“

Olivier lächelte. „Seht, da läuft Euch ſchon wieder der Verſtand mit dem Herzen davon. Ich habe gewünſcht, Euch das Fräulein für einige Zeit aus den Augen zu rücken, damit dieſelben um ſo ſicherer und feſter ein anderes Ziel erfaſſen. So zu handeln gebot mir die Pflicht gegen unſere Sache und Euch ſelbſt; drum könnt Ihr nicht verlangen, meine eigene, wohlüberlegte That, die ohnedies mit ſchwerem Wagnis verbunden war, wieder auszulöſchen und zu nichte zu machen.“

Herr von Amiel zog ſeine Hand mit einem mißtrauiſchen Blicke zurück, doch der Andere fuhr unbeirrt und herzlich fort: „Ich kann mir denken, daß Euch ein kurzes Entſagen unbequem iſt; aber Ihr habt mein Wort: das Fräulein iſt zu dieſer Stunde nach meiner Berechnung in vollkommener Sicherheit, und ſo viel an mir und denen mit mir liegt, ſollt Ihr dasſelbe noch am Tage der Einnahme Berns in die Arme ſchließen, wenn Ihr indeſſen Eure Pflicht gethan. Seid Ihr's zufrieden?“

„Ich muß," antwortete langsam Herr von Amiel.

„Nun denn," sagte der Bürger, „Ihr werdet's hoffentlich nicht bereuen, und schließlich zum handgreiflichen Beweise, daß Ihr stets auf uns zählen könnt, leg' ich Euch auf eigene Verantwortlichkeit noch einen kleinen Equipierungsbeitrag bei. Es sind wohlgezählt dreihundert Berndublonen — vorsichtshalber."

Der freigebige Spender beobachtete mit höhnischem Lächeln, wie die Hand des Herrn von Amiel heftig zitterte, als sie das Geld zusammenstrich, aber er schloß in dem angenommenen freundlichen Tone: „Und nun auf glückliches Wiedersehen — heute könnt Ihr sicher sein, daß ich den Weg nach Aarau sofort unter die Füße nehme; die paar Tage jedoch, die ich in Bern zugebracht, reuen mich nicht und werden hoffentlich nicht verloren sein."

Herr von Amiel verstand den Blick, mit dem die letzten Worte begleitet waren; aber zur Antwort nickte er nur mechanisch mit dem Kopfe, um dann schweigend die Treppe hinabzugehen

Draußen hatte sich der Wind gelegt, und der frischgefallene Schnee fiel bereits in einem wärmern Luftzuge wieder in schweren Tropfen von den Bäumen; am Himmel gingen in langsamem Zuge schwere zerrissene Wolken dahin, und aus der Tiefe quoll nur das eintönige Rauschen der Aare herauf; sonst kein Laut, so weit das Ohr reichte. Herr von Amiel stellte sich gleich im Beginne der Allee hinter einen dicken Baumstamm, wohl in der Absicht, das Weggehen des Bürgers zu beobachten; aber bald war er in selbstvergessenes Sinnen verloren, von dem er sich in abgebrochenen Worten laute Rechnung gab. „Ob er Dich täuscht? Unnütze Frage — gleichviel, Du mußt gehorchen — Du hast Deinen Meister bald gefunden — Knecht, Knecht eines Schurken."

Achtzehntes Kapitel.

Um die ſchneebedeckten Kämme des Jura, die ſich in langen Reihen vor den Blicken hinzogen, lag dämmernder Mondſchein, und an ihrem Fuße fegte durch die Tiefe des Aarthales ein kalter Nordwind. Auf dem erhöhten Ufer, deſſen Bord jäh in die Waſſer niederſank, ſtanden, mit den Mündungen nach dieſen Anhöhen gekehrt, die Geſchütze einer Batterie aufgefahren, über deren glänzenden Röhren der Mond mit ſeinen beweglichen, phantaſtiſchen Lichtern ſpielte. Hinter ihnen, von jungen Tannen und kahlem Laubholz faſt verdeckt, erhoben ſich zwei Scheunen, deren rohe Balkenwände von einem verglimmenden Feuerſcheine, durch den ſich da und dort eine Menſchengeſtalt bewegte, ſchwach gerötet wurden. Aus dem Innern der Hütten ließ ſich das Geräuſch raſtender Pferde hören.

Vor den Geſchützen am Uferrande ging mit langſamem Schritte eine Schildwache auf und nieder. Bisweilen blieb ſie, den Mantel feſter anziehend, ſtehen, um nach allen Seiten in die Nacht hinauszuhorchen oder nachdenklich nach den dämmernden Lichtſtreifen zu blicken, die ſich jenſeits des Fluſſes am Fuße des Gebirges dahinzogen. Manchmal ſchüttelte der Mann den Kopf bei dieſem Anblicke oder murmelte unwillig einige Worte und ſchaute dann wieder bedachtſam nach dem buſchigen Hintergrunde, aus dem ſich der Feuerſchein kaum erkennbar vom Mondlichte abhob.

Aus dieſem Hintergrunde trat ein Anderer, der ſich vor dem ſcharfen Luftzuge ebenfalls feſter in ſeinen Mantel hüllte. „Eine ungewöhnliche Biſe für dieſe Jahreszeit," ſagte er, „wie ſpät haben wir, Wachtmeiſter?"

„Soeben hat es drüben in Selzach halb zwei geſchlagen, Herr Hauptmann."

„Wäre nicht Gegenbefehl gekommen, ſo müßten die Bewegungen bereits begonnen haben — mit zehn Uhr iſt der

Waffenſtillſtand zu Ende gegangen. Haſt Du weiter nichts bemerkt?"

„Nichts," erwiderte der Wachtmeiſter, „nur will es mir nicht gefallen, wie es die dort drüben treiben." Er ſtreckte die Hand aus und deutete über den Fluß thalaufwärts, wo ſich der Feuerſchein am ausgedehnteſten und hellſten zeigte. „Seit einer Stunde," fuhr er fort, „ſind dort mehr als zwanzig neue Feuer angezündet worden und zwar ganz ſicher im freien Felde — das Dorf Lengnau liegt weiter hinten; die Franzoſen müſſen jeden Mann auf den Vorpoſten zählen können. Seht nur, Herr Hauptmann, auf ihrer Seite iſt kein Funken bemerkbar."

„Du haſt recht, es ſcheint dort große Sorgloſigkeit zu herrſchen — vielleicht durch die Nachricht von neuem Aufſchube der Feindſeligkeiten hervorgerufen."

Die Schildwache begann wieder ihren Schritt auf- und niederzugehen, und der Hauptmann lehnte ſich ſchweigend an eine Kanone. Seit dem nächtlichen Ausmarſche der Batterie aus Bern waren noch nicht anderthalb Monate vergangen, aber welch' eine Zahl von Begebenheiten hatte ſich in dieſem Zeitraume zuſammengedrängt und dem Herzen, das für des Vaterlandes Wohlergehen ſchlug, Kummer und Beſorgnis bereitet! Und welche Geſchicke mochten ſich erfüllen, bevor die beginnenden Märztage ihre erſten Goldblumen auf dieſe Wieſenhänge ſtreuten, die jetzt noch von dem beißenden Nordwinde beſtrichen wurden! Die Blutroſen ſollten wohl die Erſtlinge dieſen Frühlings ſein.

Doch abgeſehen von der Allen geltenden Bedeutung der Tagesereigniſſe, ſtand Herr Rudolf manchem derſelben noch in beſonderer Lage gegenüber. So galt es jetzt allgemein, ſelbſt bei den frühern Gegnern des Herrn von Amiel, als eine ausgemachte Thatſache, daß dieſer der Regierung bedeutende Dienſte geleiſtet habe, da, was er vorausgeſagt, wörtlich ein-

getroffen war — am 24. Jenner Ausbruch der Revolution in Lauſanne und Vertreibung des berniſchen Landvogtes von Büren, und zwei Tage darauf Einmarſch der Franzoſen in die Waadt unter General Menard. Es war zwar unleugbar, daß dieſe Vorausſagungen den Bernern nicht nur keinen äußern Vorteil, ſondern eher neuen innern Schaden gebracht hatten, infolge des Geſchickes, das wie ein Dämon jedes rechte Beginnen der Regierung in ſein Gegenteil verkehrte. Über die gegen den Ausbruch der Revolution in Lauſanne zu treffenden Vorkehren war ſo lange hin und her beraten worden, bis dieſelben ganz überflüſſig waren und der berniſche Landvogt bei Nacht und Nebel als Flüchtling in ſeiner Vaterſtadt anlangte; ebenſo wurde gegen die einrückenden Franzoſen kein Schuß abgefeuert, und als dieſelben die Grenze überſchritten, befanden ſich Herr Rudolf und ſeine kampfluſtigen Kanoniere noch in Iſſerten, mit der ſtrikteſten Weiſung, keinen Schritt weiter vorzugehen. Die berniſchen Führer, die mit Recht gehofft hatten, durch einen erſten glücklich ausgeführten Schlag Mut und Begeiſterung ihrer Soldaten zu wecken, ſahen ſich um die ſchönſte, vielleicht einzige Gelegenheit dazu betrogen und fingen an, Einer nach dem Andern, ſich mit dumpfer Reſignation in ein Geſchick zu fügen, das unabwendbar ſchien. Wie immer bei allgemeinen Unglücksfällen, wollte auch niemand an der unerſetzlichen Verſäumnis Schuld tragen, und jedermann fragte ſowohl im Ratsſaale als im Felde erſtaunt oder erbittert, wie das möglich geworden ſei?

Aber ſollte denn Herr von Amiel, der eben ſo große Uneigennützigkeit als Einſicht und Hingebung gezeigt, all' das entgelten? Wer wollte eine ſolche Undankbarkeit auf ſich nehmen, zudem der Unermüdliche auch noch ſichere Mitteilungen über eine beabſichtigte Schilderhebung in Aarau gemacht, die nur zu bald ſich als richtig beſtätigten. Er erhielt dafür von der Regierung ein bedeutendes Geldgeſchenk und wurde dem

General v. Büren, unter deſſen Befehl die von Biel bis Solothurn liegenden Truppen ſtanden, als rechte Hand beigegeben. In dieſer Lage mochte es ihm ein Leichtes geworden ſein, ſeinen heißblütigen Chef, ohne Befehle von Bern einzuholen, zu einem Zuge nach Aarau zu veranlaſſen, der die frühere Thatloſigkeit beſchönigen ſollte und freilich zur Unterwerfung des Städtchens führte, aber dafür die Verwirrung in der Oberleitung der militäriſchen Angelegenheiten noch vermehrte, die Gemüter einer ganzen Gegend unnützerweiſe erbitterte und den Franzoſen endlich einen vollgültigen Vorwand zu entſcheidendem Vorgehen gegen Bern in die Hände ſpielte. Der in Aarau reſidierende franzöſiſche Botſchafter Mengaud erklärte nämlich, er und ſein Geſandtſchaftsperſonal ſeien von den in die Stadt rückenden Bernern mißhandelt und die vor ſeinem Hotel aufgepflanzte Tricolore beſchimpft worden. Das war genug. Die feindlichen Heerſcharen rückten unverweilt unter General Brüne aus der Waadt gegen Freiburg und Murten, unter Schauenburg aus dem Bistum gegen Biel und die ſolothurniſch-berniſche Grenze vor. Die beidſeitigen Truppen ſtanden jetzt auf Schußweite Angeſicht in Angeſicht.

Während Herr Rudolf die möglichen Folgen dieſer Vorgänge überdachte, mußten ſich ſeine Gedanken unwillkürlich ſtets wieder zu ſeinem einſtigen Widerſacher von Amiel zurückwenden. Der Mann war ihm, als ſie ſich zum erſtenmale im Felde getroffen, mit der Ritterlichkeit eines Kampfgenoſſen entgegengetreten, der jeden perſönlichen Streit dem gemeinſamen Zwecke zum Opfer bringt. Er hatte ihm mit offenem Geſichte und feſtem Drucke die Hand gereicht mit der Bitte, Vergangenes bis nach dem Austrag des Kampfes zu vergeſſen, wobei es alsdann an hinreichender Erklärung und Genugthuung ſeinerſeits nicht fehlen ſolle; auch ſeither war er ihm ſtets mit zuvorkommender Kameradſchaftlichkeit begegnet. Der Hauptmann hatte dieſes Entgegenkommen um ſo weniger ablehnen

können, als ſchon längſt der Glaube bei ihm feſtſtand, er habe die Veranlaſſung zu ſeiner Verhaftung auf einer Seite zu ſuchen, der er — ach, doch keinen Groll nachtragen durfte. Der Mann, der ſogleich am Tage nach Rudolfs Befreiung ſein einziges Kind vor den Blicken aller Welt verbarg, wohl nur in der Abſicht, es dadurch vor dem Liebesblick eines Einzigen zu bewahren — er lag nun auch mit dem Herrn von Amiel drinnen in Solothurn im Hauptquartier des Generals von Büren, zum Kampfe für die Heimat gegürtet, und die Pflicht hatte ihn ſchon mehr als einmal mit dem Hauptmanne zuſammengeführt; aber noch nie hatte er ihm einen Blick gegönnt, aus dem nicht Zorn oder gar tötlicher Haß geſchaut hätte.

Herr Rudolf würde, in ſeinen Gedanken verloren, nicht einmal bemerkt haben, daß er zuletzt laut vor ſich hingeſprochen, wenn nicht der Wachtmeiſter näher tretend gefragt hätte: „Um Verzeihung, Herr Hauptmann, ich hab' Euch nicht deutlich verſtanden!"

„Ich habe auch nichts geſagt, Wachtmeiſter, nichts Dienſtliches," erwiderte der Hauptmann, mit der Hand über das Geſicht fahrend; „iſt zwei Uhr vorüber?"

„Noch nicht, doch kann es jeden Augenblick ſchlagen."

„Wirſt Du abgelöſt?"

„In einer Stunde."

Der Hauptmann ging langſam am Ufer hinab, mit Aug' und Ohr die ſchweigende Nacht durchforſchend; aber kein Laut, kein Geräuſch ließ ſich vernehmen, außer das Rauſchen der Waſſer, die ihre nie endende Zwieſprache hielten. Bis an die Höhen des Weißenſtein hinauf zeigten ſich die flimmernden Streifen ſinkender Wachtfeuer, während weiter abwärts die Kuppeln und Turmſpitzen Solothurns im kalten Mondſcheine emporſtiegen. In dieſer Stille ſchlugen die Gedanken des Einſamen bald wieder die Pfade ein, die ſie eben verlaſſen hatten,

und er verſuchte mit aller Ruhe nach dem Grunde zu forſchen, der ihn den Herrn von Amiel unwillkürlich wieder als Todfeind betrachten ließ, ſo oft äußere Thatſachen auch dagegen zu ſprechen ſchienen. War es nur die Erinnerung an die Vergangenheit dieſes Mannes? Gewiß nicht allein; ſtand er doch jetzt wenigſtens offen als Soldat denjenigen gegenüber, an denen er einſt unter dem Deckmantel der Freundſchaft Verrat geübt, und es konnte ja gerade dieſe Vergangenheit für die Ehrlichkeit ſeines jetzigen Handelns ſprechen; oder welche Bedeutung durfte noch der einſtigen Anklage Laharpes beigelegt werden, der jetzt, unter dem Schutze der feindlichen Waffen heimgekehrt, den Feind ſogar ſelbſt in die Heimat geführt hatte! Rudolf ſchüttelte das Haupt bekümmert, als er in Gedanken dieſen Namen nannte. „Mein Verſtand mag ihm wohl verzeihen," ſagte er leiſe, „aber das Herz, das an der Jungfräulichkeit des heimatlichen Bodens hängt, wird ſich nicht zum Schweigen bringen laſſen."

Ein Hilferuf drang an Rudolfs Ohr, da von obwärts her eine unterdrückte Stimme ertönte: „Laß mich, ich warte, Du erwürgſt mich!"

Der Hauptmann lief ohne langes Beſinnen am Ufer aufwärts und ſah ſchon nach wenigen Schritten den Wachtmeiſter mit einem Andern am äußerſten Flußrande ringen. „Zurück, Wachtmeiſter!" rief er erſchrocken, „vom Rande zurück!" aber obwohl er in gewaltigen Sätzen mit dem letzten Worte auch faſt ſchon die Stelle erreicht hatte, kam er doch zu ſpät. Kaum auf Armeslänge von ihm ſtürzte der eine der beiden Ringer über den jähen Uferrand, um in den aufrauſchenden Waſſern augenblicklich und ſpurlos unterzutauchen.

„Was iſt das," fragte der Hauptmann aufatmend, „biſt Du verletzt, was hat's gegeben?"

„Verletzt bin ich nicht," erwiderte der Wachtmeiſter, „aber was das eigentlich hätte werden ſollen, kann ich auch nicht

ſagen. Der Burſche lief, ſobald ich ihn packen wollte, dem Waſſer zu, und drunten iſt er jetzt, bei meiner armen Seele."

„Aber wie ging es denn nur zu? Ich hörte Dich gar nicht anrufen!"

„Dazu hatt' ich auch keine Zeit und Gelegenheit, Herr Hauptmann," ſagte der Wachtmeiſter kaltblütig. „Als Ihr da am Fluſſe hinabginget, ſchaute ich Euch einen Augenblick nach, es war ſo ſtill, daß ich jeden Eurer Schritte zählen konnte; aber plötzlich fuhr mir etwas zwiſchen die Füße, unter den Rädern hervor, wie ein Hund, der erwachend biſſig wird. Zuerſt glaubt' ich auch, es ſei eine ſolche Beſtie, bis ich eine Menſchengeſtalt zwiſchen die Finger bekam. Jetzt ſchrie das Ding; doch wie ich ein wenig los ließ, ſtürzte es wieder dem Fluſſe zu und hat mir nichts zurückgelaſſen, als dieſes Zeug da: ich glaube, es iſt das Wams, aus dem der Burſch geſchlüpft iſt, wenigſtens iſt ein Kragen daran."

„Sonderbar," ſagte der Hauptmann, über den Uferrand gebeugt aufmerkſam in den Fluß hinaushorchend; „hörſt Du nichts da drunten?"

„Ob ich etwas höre?" erwiderte der Wachtmeiſter, dem Beiſpiele des Hauptmanns folgend, „bei meiner Treu, ſeht, dort ſchwimmt es dem Ufer zu, ſchaut, ſchaut, jetzt klettert es ſchon am Gebüſche das Bord hinan."

Herr Rudolf ſah im dämmernden Lichte, das auf den Wellen lag, wie ſich drüben eine Geſtalt aus dem Waſſer hob, um ſchlangenartig in das Gebüſch zu kriechen. Im erſten Augenblicke hatte er raſch den Griff einer Piſtole gefaßt, die neben ſeinem Degengurte ſtak; aber eine eben ſo raſche Überlegung ſagte ihm, daß Dunkelheit und allzugroße Entfernung dem Schuſſe jede Sicherheit benehmen und ihn zum nutzloſen Alarmzeichen machen müßten. „Verhaltet euch ruhig!" befahl er den auf das Geräuſch herbeigeeilten Kanonieren. „Einige ſollen ſich vor- und rückwärts um den Platz verteilen, die Üb-

rigen bleiben bei den Stücken, und Du, Wachtmeiſter, komm mit mir, wir wollen Deine Beute etwas näher beſehen.“

Die Beiden gingen nach dem Feuer, das hinter der entferntern Scheuer in ſeinem wohlausgewählten Verſtecke noch etwas heller brannte. Bis hieher mußte auch das Geräuſch nicht gedrungen ſein, wenigſtens lagen da noch mehrere Kanoniere ausgeſtreckt, den Torniſter zum Kopfkiſſen und den Mantel zur Decke; unter ihnen ſogar nahe am Feuer der Belper-Fritz, aber nicht auf der Erde liegend, ſondern nur ſchlaftrunken auf einem Baumſtrunke ſitzend. Der Hauptmann blieb vor dem leiſe mit dem Kopf hin und wieder Nickenden ſtehen und fragte ſeinen Begleiter flüſternd, wo der wohl ſeinen Mantel habe. „Hol' ihm denſelben und bedecke ſeine Schultern, ſonſt wird er ſtarr vor Kälte,“ fügte er hinzu; „wir wollen ihn nicht unnötig aufwecken.“ Der Wachtmeiſter aber deutete mit dem Finger bei Seite, wo der matte Feuerſchein auf ein jugendliches, ſchlafendes Geſicht fiel, das in den feinen zierlichen Formen ſeiner Züge einem Mädchen anzugehören ſchien. Über der ruhig atmenden Geſtalt lag ein Offiziersmantel ausgebreitet; aber um Knie und Füße wickelte ſich noch der Mantel aus gröberm Tuche, wie ihn Soldaten und Unteroffiziere trugen. „Den hat Fritz ſelbſt dahin gelegt,“ flüſterte der Wachtmeiſter, „ich möcht' ihn nicht wegnehmen, bis der Junker Lieutenant erwacht.“

Der Hauptmann trat leiſe auf die andere Seite des Feuers, und während er einen teilnehmenden Blick nach dem Belper-Fritz hinüberwarf, konnte er trotz der Neugierde, die der Vorgang auf dem Wachtpoſten in ihm erweckt, ſeinen Gedanken nicht verwehren, einen Augenblick bei dem nähern Gegenſtande zu verweilen. Der Jüngling, faſt noch Knabe, der dort bei Seite ſchlief, war ein jüngerer Bruder des ermordeten Junkers von Dießbach und befand ſich erſt ſeit zwei Wochen bei der Kompagnie. Der alte Etzätera hatte den Einwirkungen fortwäh-

render Todesangſt, wie angeſtrengter Wintermärſche nicht mehr Widerſtand zu leiſten vermocht, und ſo war es für ſeinen Hauptmann ein aufrichtiger Troſt geweſen, ihn, mit den nötigen Krankheitsgründen verſehen, heimſchicken zu können. Ob es nun ein freundlicher Zufall ſo gefügt oder ob die Achtung, die ſich der tüchtige Offizier im Felde erzwang, ein Wort dazu geſprochen, gleichviel, Herr Rudolf konnte eine tiefe Bewegung nicht verbergen, als ihm zum Erſatze für den unbehilflichen furchtſamen Mann der kecke, begeiſterte Knabe, der noch harmloſe Bruder des toten Freundes geſchickt wurde. Er fand zwar in ihm nicht die Stütze, wie ſie unter Umſtänden notwendig werden mußte; gewiß aber hätte der junge Lieutenant der mitgebrachten eigenhändigen Empfehlung des Schultheißen nicht bedurft, um ſich die wünſchenswerteſte Aufnahme bei dem Hauptmann und ſeinen neuen Kameraden zu verſchaffen. Der neckiſche Mutwille neben der teilnehmendſten Gutmütigkeit, das bereits erwachte Selbſtbewußtſein neben der zuvorkommendſten Gefälligkeit, eine unverwüſtliche Heiterkeit und der friſchdreinſchauende Mut hatten ihn raſch zum Lieblinge der ganzen Kompagnie gemacht, während der Hauptmann in ihm das getreue Urbild des Bruders ſah, wie es die Natur, vor den Trübungen der Menſchenhand, einſt angelegt. Auffallend aber war es, welch' rührende Anhänglichkeit der Belper-Fritz von der erſten Stunde an dem jungen Lieutenant entgegenbrachte; den ganzen Tag ließ er ihn nie aus den Augen und die Nächte durch hütete er ſeinen Schlaf.

Nachdem der Hauptmann unter dieſen Gedanken eine Weile das vom Feuerſcheine beleuchtete Bild betrachtet, fragte er den Wachtmeiſter leiſe: „Spricht der Belper-Fritz nie vom Bruder des Lieutenants?"

„Seit es ihm vom Münſter zu Grab geläutet, nie mehr, kein Wort."

„Und was hat er damals geſagt?"

„Oh," machte der Wachtmeiſter verlegen, „er hat, ich weiß es ſelbſt nicht mehr recht, er hat dem Junker die ewige Ruhe gegönnt, wißt Ihr."

„Brave Seele," murmelte der Hauptmann, nachdenklich auf Fritz ſchauend, „wackeres Herz, das ſo ſeinen Bußtag zu feiern weiß," und als müßt' er neu herandrängenden Gedanken mit Gewalt wehren, ſchüttelte er den Kopf, um dann haſtig nach dem Wamſe zu greifen, das der Wachtmeiſter in Händen hielt.

Es war ein unſcheinbares Kleidungsſtück aus grobem Wollentuche, wie es die Landleute der Umgegend zur Winterszeit zu tragen pflegten. In den Säcken fand ſich nichts als ein Stück ſchwarzes Brod und ein kleines Beutelchen mit einiger kleiner Münze und einem zuſammengewickelten Papierchen, in dem etwa ein Dutzend Körnchen Sägeſpäne lagen. Auf das Zettelchen ſelbſt war mit grobem Stifte ein großes Pfundzeichen gemalt, vor dem die Ziffer 6 ſtand, und untenher am Rande faſt unleſerlich, wie von einem beſchriebenen Blatte abgeriſſen, zeigte ſich das Wort „Bernpulver". Weiteres ließ ſich bei der genaueſten Durchſuchung nicht entdecken. „Da haben wir keinen großen Fang gemacht," ſagte der Hauptmann, die aufgeſchnittenen Nähte des Wamſes noch einmal um und umwendend, „ſechs Pfund Bernpulver, dieſer Dinge wegen hätte der Burſche nicht nötig gehabt, das kalte Aarbad zu nehmen."

„Vielleicht daß er ſich doch nur verirrt hatte und dann Angſt bekam," meinte der Wachtmeiſter, behutſam das Stück Brot zerbrechend, „da drin kann ich doch wenigſtens auch nichts Verdächtiges entdecken; froh bin ich nur, daß er wieder aufs Trockene gekommen iſt."

„Sägeſpäne — ſeltſam," erwiderte der Hauptmann, den Kopf ſchüttelnd; „gleichwohl machen wir dem General ſofort Anzeige von dem Vorfalle; wecke den Lieutenant! Fritz kann mit ihm nach Solothurn hineinreiten!"

„Horcht, was war das?“ fragte der Wachtmeiſter, auf ſeinem Wege wieder ſtehen bleibend, „hört Ihr's?“

„Sie ſchießen,“ rief der Belper-Fritz, aus dem Schlafe auffahrend; „wacht auf, Junker, da habt Ihr Euern Säbelgurt!“

Der Ruf hatte mit dem Lieutenant im Augenblicke Alle emporgejagt, die noch um die Scheunen lagen. Mit angehaltenem Atem horchten ſie dem Knattern des Kleingewehrfeuers, das aus der Ferne, vom Gegenwinde faſt verweht, das Thal herabdrang. Eine Minute ſpäter feuerte der Wachtmeiſter aus der erſten Piece den verabredeten Alarmſchuß ab, daß die gegenüberſtehenden Felswände des Jura erkrachten und den mächtigen Schall donnernd zurück in das Thal hinab warfen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Kanoniere ſtanden ſchweigend an den Geſchützen und horchten dem Schalle des Schuſſes nach; aber ſchon hatte ſich der letzte Nachhall desſelben an den höchſten Wänden des Weißenſteins verloren, als ein zweiter Knall thalaufwärts das Zeichen fortſetzte, und es verging eine Friſt, in der die ſämtlichen Stücke der Batterie ihr Feuer wohl zehnmal abgegeben hätten, bevor in der Richtung abwärts gegen Solothurn ein Blitz auffuhr, dem ein langſamer Donner nachrollte. „Wir waren lange die Erſten,“ ſagte kopfſchüttelnd der Hauptmann, „und ich wünſchte, die weiter aufwärts hätten uns dieſe Ehre vorweg genommen; der Lärm muß ja ganz in ihrer Nähe ſein.“

„Wenn wir dabei wären,“ rief der junge Lieutenant, „die dort nehmen uns dafür die Ehre des erſten Sieges weg!“

„Auch dazu würd' ich mir von Herzen Glück wünſchen,“ erwiderte Herr Rudolf ernſt; „aber es ſcheint mir, das Gefecht ziehe ſich raſch von der Höhe des Berges gegen das Dorf

Lengnau herab. Die Unſerigen müſſen dort auf hinterliſtige und wortbrüchige Weiſe überfallen worden ſein. Reitet ſchleunigſt nach Rüti hinauf, Junker, und fragt den Oberſten von Grafenried um Verhaltungsbefehl — mich dünkt, wir könnten dort notwendig werden. Wer kennt den Weg am genaueſten?"

„Ich, Herr Hauptmann," ſagte der Belper-Fritz vortretend, „mit Erlaubnis kann ich den Junker am beſten begleiten."

„Gut denn," nickte der Hauptmann; „ſchont die Pferde nicht!"

Als die Zwei weggeritten waren, begannen die Glocken in Lengnau anzuſchlagen, um in weniger als einer Viertelſtunde all' ihre Schweſtern in den Kirchtürmen und Kapellen längs des Gebirges wach zu rufen und im Vereine das Land weithin mit ſchreckenvollem Geläute zu erfüllen. Den Glocken antworteten auf den Berghöhen mächtig auflodernde Feuerzeichen, die den Schnee, der noch in ihrer Umgebung lag, mit heller Glut übergoſſen und den fernſten Thalſchaften verkündeten, daß die Stunde des Kampfes angebrochen ſei. Es war ein ſchauerlich ſchönes Bild, das die Nacht, gleichſam wild aus einem bangen Traume auffahrend, darbot, und über manches Herz, das ſonſt keine Furcht kannte, zog es bei dieſem Anblicke bald wie Froſthauch, bald wie ein ſchwüler Sonnenſtrahl. Das Mondlicht erblich neben dem Feuerſcheine, der da und dort auf einer neuen Bergſpitze emporſchlug und Wald und Fels mit gigantiſchen Geſtalten erfüllte, während immer friſche Glocken ihren ehernen Ruf erſchallen ließen, um das Sturmgeläute das weite Land hinabzutragen.

In der Batterie wurde kein Laut vernommen. Die Kanoniere ſchauten ſtumm in die Nacht hinaus, und ſelbſt der Hauptmann war nicht imſtande, dem mächtiger Eindrucke des Schauſpiels Worte zu leihen; es nahm ihm einen ſeltſamen Druck von der Seele, als endlich der Wachtmeiſter aufatmend ausrief: „Bei meiner Seligkeit, ſo hab' ich mir's nie vorge-

ſtellt, und ich weiß nicht recht, ob ich jetzt lieber einen Franzoſen totſchlagen wollte oder ſelber ſterben möchte."

„Du haſt recht," ſagte der Hauptmann ernſt, „es iſt eine heilige Sache, wenn ein ganzes Volk im Begriffe ſteht, für das Land ſeiner Väter und alles, was es Liebes und Teures umſchließt, in den Kampf zu gehen. Drum verſprecht mir nun auch feierlich, komme, was da wolle, gegen einen überwundenen oder wehrloſen Feind menſchlich zu ſein, dagegen Euern angewieſenen Poſten ohne Befehl, ſelbſt im drohendſten Angeſicht des Todes, nie zu verlaſſen und Einer für den Andern das eigene Leben, wo es ſein muß, ohne Zögern in die Schanze zu ſchlagen. Verſprecht mir das, wie ich es meinerſeits Euch feierlich angelobe."

Die Kanoniere erhoben die Hände, und, ohne daß ein Laut geſprochen worden wäre, vernahm die Nacht einen Schwur, ſo groß und heilig, wie irgend ein Gelübde, das unter Gebet und Glockenklang am Altare abgelegt wird.

Unterdeſſen dauerte der Lärm des Gefechts fort, ohne weſentlich ſeine Richtung zu verändern. Es war offenbar, daß von beiden Seiten mit großer Hitze geſtritten wurde. Das Knattern des Kleingewehrfeuers ging ununterbrochen, wie das Praſſeln eines Schloſſenſturmes, dazwiſchen der Schall von Salven größerer Maſſen, während hie und da ein auffahrender Blitz ſchon zum voraus den nachrollenden Knall eines Feldgeſchützes verkündigte; doch fielen dieſe Schläge nur äußerſt ſparſam und hörten bald ganz auf.

Es war das ein banges Lauſchen bei dem Gedanken, daß jeder dieſer ungezählten Schüſſe, die in ihrer Raſchheit dem Ohre kaum erfaßbar waren, ein Menſchenleben brechen könnte, und dieſer Gedanke ſelbſt mußte der Seele unwillkürlich die Bilder heraufführen, die das Leben am freundlichſten ausgeſchmückt hatte. Es iſt eine geheimnisvolle Strafe für die ſündhafte Ungerechtigkeit, mit der wir in verzagten Augenblicken

die ſchöne Gotteswelt ſo oft als ein Jammerthal verklagen, daß das Daſein gerade am geöffneten Grabe den vollſten Zauber ſeiner Lieblichkeit vor dem Blicke entfaltet und den bereits zurückgelegten Weg um ſo ſonniger erſcheinen läßt, je dunkler und umnachteter der Pfad ſich zeigt, den wir mit dem nächſten Schritte betreten müſſen. Wie erſt die Fremde das Herz mit der vollen Macht ſehnſüchtiger Liebe zur Heimat erfüllt, ſo weiß auch nur die Todesnähe die verborgenſte Glückſeligkeit des Lebens aufzuwecken.

Während der Hauptmann über das Geheimnis dieſer ewigen Ordnung ſann und ſeine Seele ſich in dem reinen Lichte jenes Sternes erging, der ſo manches Dunkel ſeines Lebens erhellte, mußte auch der Wachtmeiſter erfahren, was er noch nie bedacht hatte. Jetzt, da er mit der brennenden Lunte an der Kanone ſtand und drüben der Tod ſeine wilde Ernte begonnen hatte, wurde es im Angeſicht der lodernden Hochwachten und unter dem Geheule der Sturmglocken ſtill in ſeinem Herzen, als wär' er daheim bei der Mutter in der freundlichen Stube und hörte dem Klappern der Räder zu. Aber die Stimme, die liebe Worte ſprach, war nicht der Mutter Stimme, und ſie ſelbſt ſchaute lächelnd auf ein blühendes Antlitz, das hinter dem Spinnrade ſaß, bald ernſt, bald ſchalkhaft mit den blauen Augen von dem Faden aufblickend. Dieſes Bild war ihm zwar, ſeit er drüben im Hauſe des Kirchmeyers von Fraubrunnen im Quartier gelegen, wachend oder im Traume ſchon oft erſchienen und hatte ihn neckend begrüßt oder in Gedanken verloren angeſchaut; aber es war immer raſch wieder verſchwunden oder hate ſich von ihm abgewendet und mit dem Belper-Fritz allerlei lächerliche Poſſen getrieben. Jetzt aber ſaß es unbeweglich daheim, als ob es für immer dahin gehörte, allein mit ihm und der Mutter, die es ebenfalls Mutter nannte, und noch nie hatten ſich ſeine gelben Haare ſo zierlich gegen die Wangen herabgekräuſelt, noch nie waren dieſe Wangen ſo friſch

und ſo roſig anzuſchauen geweſen, und noch nie hatten die blauen Augen ſo freundlich dreingeſchaut und die roten Lippen ſo herzgewinnende Worte geſprochen. Der Wachtmeiſter fuhr mit der Hand über die Augen und blickte nach der brennenden Hochwacht, die wie ein mächtiger Flammenhut die höchſte Spitze des Weißenſteins bedeckte; aber in dem Feuerſcheine wurde das Bild nur lichter und glänzender und winkte ihm, hinaufzukommen zur Berghöhe, um Hand in Hand mit ihm auf das feuerbeſäte Land niederzuſchauen. Er blickte über den Fluß thalaufwärts, wo ſich die Schlacht noch immer verborgen durch die Nacht fortwälzte; doch plötzlich ſaß nun das Bild drüben an der ſteinernen Stufe der Kapelle, deren Glöcklein bald ſchwermütig, bald drohend herüberſchallte, und erzählte von den wilden Guglern, die vor vielen hundert Jahren ſengend und brennend ins Land gekommen, aber bei Fraubrunnen einen blutigen Untergang gefunden hatten. Die Geſtalt an der Kapelle erhob ſich höher und drohender, ihre weit aufflatternden Haare ſchienen ſich zu entzünden und ihre Kleider in fliegende Flammen auszuſchlagen, bis der Wachtmeiſter mit ſtarren Blicken entſetzt ausrief: „Heiliger Gott, was iſt das?“

„Wenn mich Lage und Richtung der Kapelle drüben nicht trügen,“ antwortete der Hauptmann, „ſo iſt's der Petershof bei Grenchen an der Straße von Lengnau her, der in Flammen gerät. Die Unſerigen werden bis dort zurückgeſchlagen ſein; ſie waren ohne Artillerie — Gott ſei's geklagt, daß wir hier müßig ſtehen ſollen.“

Der Wachtmeiſter atmete ſchwer auf, wie einer, den das Tageslicht aus angſtvollen Träumen weckt. Wie beſorglich auch die Auskunft des Hauptmanns klang — Anna war doch nicht drüben jenſeits des Fluſſes von Gefahren umgeben; ſie ſaß zwar auch nicht bei der Mutter daheim in der Mühle am Holligerbach, aber ſie befand ſich wohlbeſchützt im Vaterhauſe

und dachte nun bei dem Sturmgeläute vielleicht mit heimlichem Bangen an ihn, der ihrer ja auch nicht vergessen konnte.

Drüben im Thale dehnte sich indessen der nebelhafte Schein immer heller und weiter aus, und in wenigen Minuten erhob sich eine Feuersäule, die weit umher die Gegend mit blutrotem Licht erfüllte. In diese schauerliche Helle wälzten sich schwarze Schatten herein, die sich bald in langgestreckte Reihen ausdehnten, bald wieder wie sturmgejagte Wolken zusammenrollten, in grauen Nebelwolken verschwanden oder in kleine Flocken zersplittert nach allen Seiten auseinanderstoben. Und immer mächtiger erhob sich die Flammensäule, um von Minute zu Minute das Schattenspiel greller zu beleuchten. Zuerst traten die schwarzen Umrisse eines Hauses hervor, aus dessen Fenstern ein glühender Wiederschein glitzerte; seine Wände und Mauern begannen sich zu röten wie kahle Bergwände im sinkenden Sonnenlichte, und man sah deutlich, wie sich vor dem hellen Hintergrunde eilfertige Gestalten bewegten, bald einzeln, bald in Gruppen vereint, die mit anderen zusammenprallten oder flüchtig in das noch umgrenzende Dunkel verschwanden; aber der rote Schimmer an den Wänden wurde lichter und glänzender, und nach Kurzem war es eine frische Glut, die wieder weiter leuchtete und die eben in die Dunkelheit verschwundenen Gestalten und Haufen aufs Neue ans Licht brachte. In weniger als einer Viertelstunde schlug die Flamme über der letzten First empor, die sich im Umkreise erkennen ließ.

Aber jetzt schien sich allmählich auch das wilde Gewirre der Schattengestalten zu besserer Ordnung zusammenzufügen, und bald sah man nur noch langgestreckte Reihen über die beleuchtete Fläche heranziehen, und selbst das Knattern der Schüsse hatte so rasch nachgelassen, daß jeder einzelne Knall deutlich gezählt werden konnte. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte der Wachtmeister leise, „was meint Ihr, Herr Hauptmann?“

„Die Unſerigen ſind, fürcht' ich, auseinandergeſprengt und im Begriffe, jeden Widerſtand aufzugeben," antwortete der Gefragte mit gepreßter Stimme. „Die geordneten Scharen, die dort herabziehen, ſind Franzoſen, und drum hat auch das Sturmgeläute in Lengnau aufgehört. Möge der Abend glücklicher enden, als der Morgen begonnen hat."

„Wenn's nur einmal Tag iſt," ſagte der Wachtmeiſter getroſt, „daß man auch ſieht, wen man zwiſchen die Finger nimmt. Ich glaube, die Franzoſen fürchten das, daß ſie wie Diebe bei Nacht und Nebel angreifen. Gottlob fängt es ſchon an zu heitern über den Lohnwald herein."

Der Hauptmann nickte beiſtimmend. Auch durch die ganze Batterie begann es friſcher und lauter zu werden, je höher das Morgenrot über die Wälder hereinſchwamm und je tiefer ſein Licht in das Thal herniederſank. Und doch waren die Bilder nicht eben tröſtlich, die es allmählich entſchleierte. Droben im Thale ſchlugen die Flammen noch immer in einzelnen Wirbeln empor, während ſich über der ganzen Stätte ein dickbrauner Rauch auftürmte, der unbeweglich, wie mit Wurzeln in dem Boden feſtgewachſen, vor dem Luftzuge feſtzuſtehen ſchien. Von dieſer Rauchſäule her zogen bis diesſeits der Häuſer von Grenchen lange weiße Streifen heran, als wären da endloſe Leintücher zum Bleichen ausgeſpannt. Als die Sonne ihre erſten Strahlen niederwarf, fing es über dieſen Linien in tauſend Lichtern zu glitzern an, und jetzt erſt erkannten die Kanoniere, daß es die weißen Beinkleider der fränkiſchen Infanteriekolonnen waren. Daneben machten ſich in Zwiſchenräumen die roten Büſche der Huſaren bemerklich.

Während dieſe Maſſen unbeläſtigt, aber langſam die Straße jenſeits des Fluſſes herangezogen, ſchienen die bernifchen Truppen, die in der Dunkelheit gefochten hatten, vor dem aufziehenden Tage verſchwunden zu ſein. Nur da und dort ließ ſich ein kleiner Trupp erblicken, der, unbekümmert um Andere,

eilfertig ſeines Weges dahinzog, wenige nur auf der breiten Heerſtraße, über die ſchon bisweilen ein roter Huſarenhaufe heranſtob; die meiſten ſchlugen die Pfade ein, die ſeitwärts gegen die bewaldeten Bergabhänge hinanführten. Droben an dieſen Abhängen war ein emſiges Leben zu bemerken. Unabläſſig ſtrichen über die Wieſen von Gebüſch zu Gebüſch einzelne Geſtalten oder größere Haufen umher, die jedoch von keinem gemeinſamen Bande zuſammengehalten ſchienen. Wie die Einen aufwärts zogen, kamen die Andern herabgelaufen, bis ſie ſich wieder ſeitwärts ſchlugen, um hinter Fels und Gebüſch unſichtbar zu werden. Am auffallendſten aber kam dem Hauptmann die Stille vor, die auf der Straße abwärts gegen Solothurn zu lag; wäre nicht dann und wann ein Reiter dahingejagt, ſo hätte man denken können, der ganze nächtliche Lärm ſei ein leerer Spuk geweſen und, was ſich weiter aufwärts zeigte, ſeien die dem noch verwirrten Auge begegnenden Überreſte desſelben. Selbſt das gegenüberliegende Dorf Selzach, in dem doch die Nacht ein Bataillon gelegen, ſchien verödet und von Truppen entblößt zu ſein; ſeit mit dem ergangenen Sturmgeläute die Tambouren Generalmarſch geſchlagen, ließ ſich von dort kein Laut mehr vernehmen.

Über dieſen Beobachtungen war es bereits heller Tag geworden, als von oben her raſcher Hufſchlag ertönte und der Lieutenant mit Belper-Fritz auf ſchweißtriefenden Roſſen angejagt kam. „Aufgeprotzt, Kameraden,“ rief der Junker ſchon von weitem mit leuchtendem Geſichte, „heute gibt's endlich Arbeit, und am erſten Hauptſiege können wir auch noch teilnehmen!“

„Habt Ihr Nachricht?“ fragte der Hauptmann erwartungsvoll, „was iſt vorgefallen da droben?“

„Gute Nachrichten dazu,“ erwiderte der Lieutenant, „unſere Leute, die in Lengnau lagen, haben dem Franzmann einen blutigen guten Tag gewünſcht, dann aber, ſcheinbar der Über-

macht weichend, ſich von der Straße ſeitwärts ins Gebirg zu dem Landſturm geſchlagen. Man will den Feind herabkommen laſſen, um ihn dann von allen Seiten faſſen zu können; drum ſollen auch wir weiter abwärts an den Sägemühlen Stellung nehmen. Das wird ein luſtiger Tanz werden, Kameraden!“

Der Hauptmann blickte fragend auf das Geſicht des Berichterſtatters, deſſen Augen ſo fröhlich leuchteten, als wäre er in der That zu einem Maientanze gerüſtet; Rudolf gab ſich daher den Anſchein, als hätte die Botſchaft ihn ſelbſt von mancher Beſorgnis erlöſt, und in weniger als einer Viertelſtunde trabte die Batterie in den engen Waldweg, der am Fluße abwärts gegen Solothurn führte. „Er glaubt es,“ dachte der Hauptmann, neben dem vor Ungeduld raſtlos treibenden Jüngling herreitend, „und ich will ſeine fröhliche Zuverſicht nicht durch Fragen wankend machen; im Notfalle werd' ich ja ſelbſt ſehen, was zu thun iſt.“

Hinter den Beiden aber ſagte der Belper-Fritz leiſe zu dem Wachtmeiſter: „Der Junker hat ganz getreu berichtet, wie es ihm der Oberſt aufgetragen, ich hab' es ſelbſt gehört, doch wurde auch noch Anderes gemunkelt.“

„Und was denn?“

„Nu, Dir kann ich's wohl ſagen, Du haſt keine Angſt, und am Ende iſt's nicht einmal gut, ein ſchwarzes Tennstor weiß anzuſtreichen. Die Unſerigen ſollen in Lengnau blutig geſchlagen worden ſein, und was nicht tot oder gefangen iſt, zerſtreut ſich in den Bergen herum. Mir hat Einer geſagt, man ſollte die Oberoffiziere alle von den Pferden ſchießen, daß ſie von Solothurn her keine Hilfe geſchickt und denen weiter oben verboten haben, über die Brücke bei Leußlingen zu gehen. Ein paar von den Verſprengten, die über die Aare ſchwimmen konnten, ſollen erzählt haben, als die Kanoniere die erſten

Schüſſe abgefeuert, hätten ſie die übrigen Patronen mit Sägmehl gefüllt gefunden."

„Mit Sägmehl, ſagſt Du?"

„Mach' doch nicht ſo laut — alle brauchen's ja nicht zu hören; aber ſo haben ſie erzählt, und die Flüchtigen ſollen auch offen über Verräterei ſchreien."

Der Wachtmeiſter beſann ſich einen Augenblick, dann ritt er raſch, ohne dem betroffenen Belper-Fritz eine Antwort zu geben, zum Hauptmann an die Spitze des Zuges, und nachdem er eine kurze Weile leiſe mit dieſem geſprochen, galoppierte er davon.

Als die Batterie nach langwierigem und mühſamem Marſche auf dem engen, holprigen Wege wieder aus dem Walde gegen die Sägemühlen herabzog, mußten die Kanoniere unter einem allgemeinen Ausrufe der Überraſchung nach dem jenſeitigen Ufer ſchauen, das bisher ihren Blicken entzogen geweſen.

Gerade ihnen gegenüber ſtand an dem ſanften Abhange ein Bataillon, mit der Front thalaufwärts, in Linie aufgeſtellt, deſſen Schützenketten bis an den Fluß herabreichten; die Oberoffiziere, die hinter demſelben zu Pferd hielten, winkten den Herankommenden Grüße über den Fluß entgegen, und des Hauptmanns raſches Auge hatte deutlich geſehen, daß Herr v. Amiel der erſte geweſen, der die Hand zu dieſem unerwarteten Willkomm erhoben; aber ebenſo deutlich erkannte er, wie derjenige, der neben dem Generaladjutanten hielt, unbeweglich blieb und, nachdem er einen prüfenden Blick nach der Batterie herüber geworfen, das Pferd wendete, um weiter rückwärts zu reiten. Dort ſtand ein anderes Bataillon in geſchloſſenen Kolonnen, und mehr aufwärts gegen den Berg hinan hatte eine Batterie Poſten gefaßt. In den leeren Zwiſchenraum ritten eben einige Schwadronen rotröckiger Dragoner herein, während ſich zwiſchen den Baſtionen Solothurns hervor Scharen auf Scharen in vollem Marſche heranbewegten.

„Hurrah!“ rief der Junker von Dießbach, den von jenſeits Grüßenden den Hut entgegenſchwingend, „hab' ich nicht geſagt, wir werden ſie bald in der Klemme haben? Und bei meiner Ehre, ſie rennen wie blinde Dachſe in die Falle; ſeht, dort ziehen die Weißhoſen wahrhaftig ſchon die Straße herab.“

Der Hauptmann ging ſchweigend zur Seite nach dem erhöhten Flußrande, um, von dort aus die Gegend überſchauend, ſich ſeine Aufgabe auf dem ihm angewieſenen Poſten klar zu machen. Der ſcharfe Nachtwind hatte ſich gelegt und der klare Morgenhimmel ſich mit einem trüben Gewölke überzogen, das an den Abhängen des Jura niederhing. Am Fuße dieſer Abhänge und faſt bis zu der vom Nebel freigelaſſenen Höhe hinan zogen dichte Schwärme feindlicher Tirailleure, während ſich auf der zwiſchen Fluß und Gebirg durch die Thalſohle gehenden Heerſtraße die geſchloſſenen Infanteriekolonnen, mit Reiterſcharen und Artillerie untermiſcht, heranbewegten. Mochte der Plan der vereinigten Solothurner- und Berner-Führer nun ſein, welcher er wollte, der erſte Blick auf die fränkiſche Übermacht konnte klar machen, daß nichts übrig blieb als nach mutig beſtandenem Kampfe der Rückzug hinter die Schanzen von Solothurn. Von dort aus konnten dann mit Erfolg Angriffsſtöße auf den zwiſchen dem Gebirg und der Aare zuſammengepreßten Feind verſucht werden, wenn ſich raſch genug die Mittel finden ließen, dieſen auf beiden Flanken zu bedrohen und ernſtlich zu beunruhigen.

„Nun gilt es, Kameraden!“ rief der Hauptmann, zur Batterie zurückkehrend; „hoffentlich wird Keiner vergeſſen, was der Schultheiß uns in jener Nacht im Rathauſe verſprochen hat: es ſind Aller Augen auf uns gerichtet. Unverzagt, wir werden uns ſehen laſſen!“

Die Kanoniere begrüßten dieſe Erinnerung mit freudigem Zurufe, und in wenigen Augenblicken waren die Geſchütze, durch Gebüſch verdeckt, aufgefahren. Noch eine erwartungsvolle Pauſe

und mit einem Male erhoben sich jenseits über den ganzen Plan tausendfach sich kräuselnde Rauchwolken, aus denen krachende Blitze zuckten.

„Aber um Gotteswillen, Herr Hauptmann," rief der Lieutenant, „was soll aus uns werden? In dieser Lage können wir keine Kugel absenden, ohne unsere eigenen Leute niederzuschmettern, sobald sie vorwärtsrücken."

„Nur Geduld, Junker," erwiderte Herr Rudolf, aufmerksam über den Fluß schauend, „die Reihe wird bald an uns kommen, habt keine Sorge; seht Ihr dort?" Als der Lieutenant mit den Blicken der ausgestreckten Degenklinge seines Hauptmanns folgte, sah er, wie die drüben aufgestellten Kanoniere in schreckenvollem Laufe rückwärts eilten und nur wenige versuchten, die Stücke mit fortzuschleppen. „Was soll das geben?" rief der Junker zwischen Zorn und Schrecken, „die Bursche können ja kaum ein halbes Dutzend Schüsse abgegeben haben!"

„Was es bedeutet, weiß ich auch nicht," erwiderte der Hauptmann ernst; „aber seht, da fängt auch das Fußvolk an zu weichen, um uns Platz zu machen". Er erhob sich im Bügel, einen Augenblick scharf hinüberspähend nach einem lichter werdenden Rauchwirbel, um dann ein Kommando zu rufen. Und kaum war das Wort von den Lippen, als zwei Doppelblitze auffuhren und ein krachender Donner die Luft erschütterte.

Die Arbeit hatte begonnen und wurde von den Kanonieren rüstig fortgeführt. Nach wenigen Ladungen schon hatten die sausenden Kugeln den Rauch über dem jenseitigen Ufer auf einer breiten Strecke weggefegt, und es ließ sich nun wieder deutlich erkennen, was dort in kurzer Zeit vorgegangen. Die rotröckigen Dragoner, die von ferne so trotzig aussahen, jagten zerstreut wie ein aufgescheuchter Gänsezug gegen Solothurn zurück; das Fußvolk wirbelte in regellosen Schwankungen

durcheinander wie ein wogendes Ährenfeld, über dem ſich entgegengeſetzte Lüfte ſtreiten, und vorwärts auf der Anhöhe ſtanden einige Feldſtücke, von Mann und Roß verlaſſen. Nur zunächſt dem Fluſſe hielt noch eine feſtzuſammengeſchloſſene Schar dunkler Scharfſchützen, neben denen der Herr v. Holligen zu Pferde ſaß. Aber in drei großen Kolonnen rückten von der andern Seite auch die Franken heran, von denen ſich eben eine ſtarke Truppe ablöſte, um, im Schnelllaufe voraneilend, die verlaſſenen Feldſtücke in Empfang zu nehmen. „Halt, Burſche," rief der Hauptmann, vom Pferde ſpringend und ſich hinter die erſte Piece ſtellend, „da ſoll noch ein Wort geſprochen werden — daß Gott erbarm!" Seine Stimme zitterte vor Zorn, aber mit prüfendem Blicke und ſicherer Hand richtete er das Geſchütz, als ob er, an der Staffelei ſtehend, einen feinen Pinſelſtrich zu führen hätte. Die Kanoniere hielten unwillkürlich inne und ſchauten atemlos auf die Schar, die in wenigen Schritten die Feldſtücke erreicht hatte. Da winkte der Hauptmann, der Schuß krachte, und drüben ſtob der Haufe auseinander wie ein auf herbſtlichem Saatfelde weidender Rabenſchwarm, in den ein Stein geworfen worden. Ein dunkler Streifen, auf dem ſich's noch einen Augenblick hin und her zu bewegen ſchien, zeigte den Weg, den die Kugel genommen hatte.

Dem Schuſſe ließ die Schützenſchar jenſeits des Ufers ein lautes Freudengeſchrei nachfolgen und lief, noch bevor die zweite Kugel im Laufe war, den Oberſten von Holligen an der Spitze, gegen die Feldſtücke die Anhöhe hinan. „Schnellfeuer nach links," rief der Hauptmann, indem er ſeinem Geſchütze raſch die bezeichnete Richtung gab, und im Augenblicke war die eine Pauſe ſtill gewordene Batterie wieder in einen toſenden Feuerherd verwandelt. „Gut gemacht, Hauptmann — Gottesmann," ſchrie der außer der Batterie haltende Lieutenant in das Getöſe hinein, „die Franzen kriegen Reſpekt vor Euern Küſſen

und machen schneller rechtsum, als ich's in meinem Leben gesehen habe; unsere braven Schützen fassen vor den Feldstücken drüben Posten, und bravo — unser Fußvolk fängt auch wieder an, seinen Weg zu finden — die Aargauer formieren ihr Feuer wieder und scheinen entschlossen ihre Stellung zu nehmen — die Emmenthaler bilden eine Sturmkolonne, vielleicht daß sie mit dem Landsturm, der dort seitwärts von der Anhöhe herabstürzt, eine feindliche Kolonne niederzuschlagen beabsichtigen, und dort — parole d'honneur — dort bringt der General von Büren die flüchtigen Dragoner in eigener Person zurück! „Ach," rief er, den Säbel schwingend, „könnt' ich jetzt da drüben sein; aber hopp — was ist das? da fängt es, glaub ich, an Baumäste zu regnen!"

Diese Bemerkung war durch ein schwirrendes Krachen veranlaßt worden, das über den Lieutenant weg durch eine Tanne gefahren und mehrere ihrer Äste herabgeworfen hatte. Der Hauptmann trat von seinem Geschütze auf den Flußrand und rief fröhlich: „Um so besser, wenn uns die Herren einen neuen Zielpunkt geben, mit dem bisherigen hätten wir beim Vorrücken unserer Leute doch nicht mehr viel anfangen können." Er kam in die Batterie zurück. „Ein übermütig verwegenes Volk," sagte er zum Lieutenant, mit der Hand nach einigen Kanonen deutend, die weiter aufwärts am jenseitigen Ufer ihr Feuer eröffnet hatten; „beim Himmel — nicht einmal Blinden möcht' ich meine Zwölfpfünder so schutz- und wehrlos preisgeben." Als sich der Hauptmann wieder hinter sein Geschütz gestellt, wurde es von Schuß zu Schuß ruhiger in den Bäumen, und bald stand ihr Gezweige so still, als wär' es noch nie von einem Sturme bewegt worden.

Auch in der Batterie wurde es wieder still. Durch ihr wirksames Feuer unfähig gemacht, dem vereinigten Anpralle der Bataillone und des Landsturmes Stand zu halten, hatten die feindlichen Reihen in fluchtähnlicher Eile den Rückzug an-

getreten und waren außer Schußweite gekommen, sodaß der Junker bereits anfing, die anbefohlene Aufstellung zu verwünschen, die kein weiteres Vorgehen am Flusse aufwärts erlaubte. Da wies der Hauptmann mit einem Ausrufe des Erstaunens auf das Kampffeld hinüber. Dort hatten die heimatlichen Banner, die eben noch in zuversichtlichem Siegeslauf vorangeweht, plötzlich Halt gemacht, ohne daß von feindlicher Seite ein erneuter Widerstand versucht worden wäre, und die Truppen selbst begannen in flutende Bewegung zu geraten, die sich nur zu bald nach allen Seiten hin in wilde, regellose Flucht ergoß. Die Dragoner stoben wieder die ersten im hellen Galoppe die Straße abwärts, der Landsturm floh, wie eine Herde gehetzter Schafe, den buschbedeckten Bergabhängen zu, und von dem übrigen Fußvolke sah man ganze Scharen Gewehr und Tornister wegwerfen, um ungehinderter davonlaufen zu können. Da und dort stellte sich einzelnen Haufen ein Offizier entgegen, der sie mit blankem Degen zum Standhalten nötigen wollte; aber statt des Gehorsams ward ihm ein wütendes Geheul zur Antwort, und einen Augenblick später war er von dem Strudel mit fortgerissen oder in demselben untergegangen. Selbst die Schützen drüben an der Anhöhe, die bisher von ihrem Posten aus ein wohlgezieltes Feuer unterhalten, fingen an stutzig zu werden, zuerst einzeln, bald in ganzen Trupps nach der Heerstraße herabzurennen, und in wenigen Minuten stand der Herr v. Holligen seelenallein bei den aufs Neue preisgegebenen Feldstücken. Einen Augenblick blieb er unschlüssig an sein Pferd gelehnt, dann stieg er langsam in den Sattel, ohne sich von der Stelle zu regen, als wollt' er den flüchtigen Schwärmen, weithin über das Feld sichtbar, zum Sammelpunkte dienen oder alle Blicke des Feindes auf sich selber ziehen, um sie von der schmachvollen Flucht abzulenken. Sprachlos vor Überraschung hatten die Kanoniere diesen Vorgängen zugeschaut, bis der Junker ausrief: „Ist das alles

Wahrheit, was ich da ſehe, oder ein hölliſches Gaukelſpiel? Beim Himmel, es muß das letztere ſein!“

„Wenn ein Rätſel das andere löſen könnte,“ antwortete der Hauptmann, indem er mit ſeinem Degen nach der Stadt hinwies, „ſo läge die Erklärung dort auf den Türmen; aber es geht mir wie Euch, Junker; auch mir ſcheint, was ſich dort zeigt, ein verderbliches Trugbild zu ſein.“ Als ſich die Blicke hinabwandten, erhob ſich ein dumpfes Gemurmel in der Batterie, das bald in laute Ausrufe des Unwillens und der Verwünſchung überging. Von dem weit ſchauenden Turme der St. Urs-Kathedrale flaggte eine weiße Fahne von rieſiger Größe in das Land hinaus, und auf allen Baſtionen und Mauertürmen wurden Wimpel von gleicher Farbe aufgezogen. Solothurn mußte kapituliert haben.

Die Franzoſen, die, offenbar von der unerwarteten Wendung der Dinge ſelbſt überraſcht, eine Weile Halt gemacht hatten, begannen nun wieder vorzurücken, jedoch keineswegs in der Meinung, die Flüchtigen ſich ungeſtört in die Berge verlaufen oder hinter die Stadt zurückziehen zu laſſen. Die raſch heranziehenden Tirailleure feuerten, ſobald ſie einen Feind in dem Bereich ihrer Büchſen glaubten, und die Huſaren brachen da und dort mit lautem Geſchrei gegen einen langſamer abziehenden Haufen hervor. „Friſch dran, Kameraden,“ rief der Hauptmann mit zorngerötetem Geſichte, „ſo lange uns noch eine Patrone bleibt und der alte Herr drüben auf der Anhöhe ſteht, ſollen auch uns die weißen Stadtlappen wenig kümmern.“ Aber wie ſich bei dieſen Worten wieder alle Blicke nach dem Herrn v. Holligen richteten, bäumte ſich deſſen Pferd plötzlich empor und ſtürzte mit dem kraftlos herabſinkenden Reiter zur Erde nieder. „Nun gilt es, deinen Vater zu retten, Adelaide,“ murmelte Herr Rudolf, an ſein Geſchütz ſpringend, und im Augenblick verſchlang ein donnernder Knall den Beileidsruf, der ſich beim Sturze des Oberſten erhoben hatte. Die

Kugel fuhr durch eine auf der Straße herſprengende Huſarenſchwadron, die vor dem vernichtenden Geſchoſſe wie eine Hand voll ausgeſtreuter Körner auseinander ſtob. Auch die übrigen Geſchütze fanden ihr richtiges Ziel, und der Anmarſch der Feinde war plötzlich wieder aufgeſtaut; aber diesmal kannten dieſe den Gegner, mit dem ſie es zu thun hatten, und in kurzer Zeit wimmelte das jenſeitige Ufer von einem Jägerſchwarm, der aus der Erde hervorzukriechen und nach abgegebenem Feuer wieder in dieſelbe zu verſinken ſchien. Jetzt krachten die Gebüſche nicht und warfen keine Äſte auf die Kanoniere herab; neben dem Toſen der Batterie wurde dem Ohre nicht einmal vernehmlich, welch heimliches Ziſchen durch die Zweige ging; aber bald hörte dieſer und jener ſeinen Kameraden einen leiſen Schrei ausſtoßen und ſah, wie er totenbleich ſich zurücklehnte oder lautlos zu Boden ſank. „Iſt denn keiner von Euch da drüben," ſchrie der Hauptmann, „wagt es von Tauſenden keiner, den alten verwundeten Mann dort aus der Hand der Feinde zu retten? Gottes Wunder, ſo wär' es auch kein Unrecht, Euch die ganze Verfolgermeute ungehindert auf den Nacken kommen zu laſſen." Er mußte ſein Geſchütz von neuem richten, wobei ihm ſchon kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als die Kugel den Abhang der Anhöhe, auf welcher der Oberſt lag, ſtreifen zu laſſen, um die herandringenden Tirailleure durch die aufgewühlte Erde abzuſchrecken; da rief der Lieutenant: „Es kommt Einer — ach, daß ich ihm helfen könnte — der Himmel ſei mit dem Braven!" Und wirklich brach drüben aus den wirren Knäueln der Flüchtigen ein Reiter hervor, der in raſendem Galoppe die Anhöhe hinanjagte. Die feindlichen Jäger, die von den Kugeln des Hauptmanns abgehalten wurden, von der anderen Seite näher heranzubringen, ſchickten anfänglich dem Kühnen ein lebhaftes Feuer entgegen, und ein kleiner Trupp rannte weiter aufwärts gegen den Berg, um auf einem Umwege das Ziel zu erreichen;

aber der Reiter hatte unbeirrt von den Kugeln, die ihn umschwirren mußten, die Anhöhe erreicht, und als die Feinde sahen, wie er droben vom Sattel gesprungen, den Verwundeten auf das Pferd hob und sich dann selbst nachschwang, da kam auch über ihre Herzen die Achtung, die Tapfere dem Tapferen zollen, und unter lautem Geschrei und Hüteschwingen gaben sie zu erkennen, daß derjenige, der den Tod in ihrem Angesichte verachtet, vor ihnen sicher sein sollte. Als der Hauptmann dies bemerkte, stellte er sein Feuer ebenfalls ein, und nun trat einer jener erhebenden Momente ein, mit denen sich der edlere Menschensinn mitten im Schlachtgewühle ehrt, da der Reiter unter dem schweigenden Zuschauen beider Gegner sorgsam mit seiner Last die Anhöhe herabzureiten sich anschickte. Kaum aber hatte er sich gewendet, brach durch die ganze Batterie ein erschütternder Freudenruf. Der Brave, der dort den Verwundeten im Arme trug, war keiner der kriegsgewohnten ritterlichen Freunde des Schloßherrn v. Holligen, der sich für ihn in den Tod gewagt, es war nur sein bescheidener Lehensmann, der Sohn der Müllerswitwe am Schloßbache.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Hochwachten, die in der nächtlichen Morgenfrühe vom Jura und dem Bucheggberge den Himmel gerötet, hatten ihre Botschaft schnell genug durch das ganze Land bis in die entlegenste Alpenhütte hinaufgetragen. Der letzte Nachhall der Alarmschüsse von den Bastionen Solothurns mochte in den Klüften des Weißensteins kaum gänzlich verstummt sein, als das Wächterhorn vom Münsterturme in Bern die Stadt aus ihrem Schlafe schreckte. Alles eilte auf die Türme oder durch die Thore nach den Schanzen, um die fernen Flammenboten zu schauen. Schon bei Tagesanbruch ging von Mund zu Mund

die Kunde, die Franzosen seien unterhalb Biel blutig aufs Haupt geschlagen worden; was sich nicht durch die Flucht hinter den Jura gerettet, liege in Feld und Wiese um Lengnau erschossen, von den Hallbarden und Sensen des Landsturms bis in die einsamsten Bergpfade hinauf niedergeschmettert, oder treibe, den Fischen zur Beute, die Aare hinab. Sogar der französische Obergeneral Schauenburg werde den Schweizern keinen Schaden mehr thun, da die Kugel eines Oberländer Scharfschützen in der mondhellen Nacht den Weg zu seinem Herzen gefunden habe. Aber als gegen Mittag schweißtriefende Kouriere durch die Thore hereingejagt kamen, denen bald einzelne zersprengte Flüchtlinge folgten, da war der Angst und des Zornes kein Ende mehr über die Berichte, die unsägliche Verwirrung verbreiteten.

Verworrene Bruchstücke dieser Unglücksbotschaften von verlorenen Kämpfen und dem Übergange Solothurns waren im Laufe des Nachmittags auch nach Schloß Holligen gedrungen. Wer sie dahin gebracht, wäre kaum zu sagen gewesen, es war, als ob der Wind sie durch die kahlen Bäume herangeweht oder der Mauerfalke vom Turmdache herabgekrächzt habe; denn zu dieser Zeit kamen wenige Menschen in das einsame Schloß, wenn es nicht etwa ein Bettler war, der am verschlossenen Hofthore klopfte, und nicht einmal ein solcher war heute da gewesen.

Einsam und traurig war es seit Langem geworden in den weiten Mauern. Der gnädige Herr war samt dem Reitknechte, dem Gärtner und den Übrigen in den Krieg gezogen, und das Fräulein — daß Gott erbarm! der alte Ulrich mußte jedesmal mit der Hand über die Augen fahren, wenn der Name genannt wurde oder wenn er nur an der verschlossenen Thüre ihres Gemaches vorüberging; sie war verschwunden. So war der Alte mit seiner Elsbeth allein zurückgeblieben, die, von einer armen Anverwandten unterstützt, die Küche und das

übrige Hauswesen besorgte. Wenn er, in sein bekümmertes Sinnen verloren, über den stillen Hof schlich, ohne zu wissen, was er wollte, ging er manchmal unwillkürlich nach der Stallthüre hinüber, um das Ohr wenigstens an einem kräftigen Laute, an dem mutigen Stampfen der Pferde zu erfreuen; aber drinnen war es ebenfalls stille, die Rosse waren ja auch in den Krieg gezogen. „Es geht zu Ende — es ist vorbei," sagte der Alte leise und erschrak dann wieder über das eigene Wort, als hätte er eine unheilvolle Prophezeihung ausgesprochen. Am liebsten war dem Einsamen noch die Abendstunde. Die Nacht plagte ihn mit Schlaflosigkeit oder unheilvollen Träumen, der Morgen weckte ihn zu einem müßigen Tage, der doch nur neues Unheil bringen konnte; aber am Abend kam der Verwalter herüber, dessen Wohnung außer den Hofmauern lag, um bei einem Glase Wein über die schweren Zeitläufe zu reden und den eigenen Kummer in der Betrachtung der allgemeinen Not zu vergessen. Sehnlicher als irgend einmal hatte der alte Kammerdiener drum auch heute den ganzen Nachmittag den Abend herbei gewünscht, um vielleicht doch von dem Verwalter ein tröstendes, aufrichtendes Wort aus den Unglücksbotschaften zu hören oder wenigstens gemeinsam die langsam schleichenden Stunden verbringen zu können; aber als der Erwartete endlich später als gewöhnlich erschien, lief ihm der Alte mit freudestrahlendem Gesichte entgegen, legte den Finger auf den Mund und flüsterte: „Still, still, vor dem Bösen das Gute — das Fräulein, das liebe gnädige Fräulein ist wieder da. Dem allgütigen Himmel sei gedankt — sie will Euch morgen begrüßen und sich jetzt zur Ruhe legen. Sie ist müde und wollte nur wissen, ob wir vom gnädigen Herrn keine Nachrichten haben. Gott gebe, daß er wohlbehalten sei!"

Das war nun freilich richtig, Adelaide hatte dem alten Diener, der in seiner ungemessenen Herzensfreude über ihre unerwartete Ankunft sogleich auch den Verwalter zur Be-

grüßung hatte herbeiholen wollen, gesagt, sie wünsche diesen erst morgen zu sehen; aber zur Ruhe gedachte sie gleichwohl noch nicht zu gehen.

Sie dachte und sann, wie sich in jener Nacht dem Glücke über die Befreiung des geliebten Verfolgten so schnell der Jammer beigesellt und die kaum wieder aufkeimende Hoffnung auf's Neue geknickt hatte. Als sie damals vom Rathause mit dem Junker heimkehrte, hatte sie wohl bemerkt, wie ihnen schon vom Kreuzwege bei der großen Linde an eine Gestalt nachschleiche, die sich vorsichtig von Baum zu Baum zu verstecken suchte; Adelaide ängstigte sich, sie möchte in ihrer Verkleidung erkannt werden und der heimliche Lauscher sei wohl gar von ihrem Vater bestellt; auch der Junker war unruhig, trotz des Trostes, den er ihr zuzusprechen sich bemühte, so daß sie mit eiligen Schritten die Allee erreichten. Aber da, gerade am Hofthore, sahen sie wieder deutlich, wie zwei Gestalten, die dem Anrufe des Junkers keine Antwort gaben, in das Buschwerk verschwanden. Er begleitete sie bis zum Seitenpförtchen, das vom Garten ins Schloß führte, und suchte ihre Angst noch beim Abschiede zu beschwichtigen, indem er ihr versprach, den Burschen nachzuspüren und, wenn sie wirklich die Absicht gehabt, ihren nächtlichen Gang auszukundschaften, sie durch irgend ein Vorgeben auf falsche Fährte zu leiten. Adelaide hatte indessen ihr Gemach noch nicht lange erreicht, als sie nah unter ihren Fenstern die Stimme des Junkers rufen hörte: „Ei, Schurken, die ihr seid, was wollt Ihr da mit Strickleitern?“ Trotz ihres Schreckens öffnete sie das Fenster und sah ihn durch die Dunkelheit an der Mauer herablaufen, als verfolge er Jemanden, und schon entfernt hörte sie ihn nochmals rufen: „Steht mir, Herr v. Amiel! Ihr seid es, ich kenne Euch!“ Darauf ward es stille; aber nach einer halben Stunde wurde der Junker als Leiche in den Schloßhof hereingetragen.

Adelaide erhob ſich bei dieſer Erinnerung, um unruhig das Gemach auf- und niederzugehen; ſie ſah das im Tode faſt ſchöner gewordene Antlitz des Junkers, über das die vom Luftzuge bewegten Lichter wechſelnde Schatten warfen, als fange es ſich wieder zu bewegen an; ſie ſah die ſtarre Hand am Piſtolengriffe, die ihr vorher noch mit ſo warmem Drucke einen glücklichen Traum gewünſcht, und ſie fühlte auf's Neue den zuckenden Schmerz, der ihr beim Anblicke des blutigen Mantels durch die Seele gegangen. Sie drückte beide Hände gegen das Herz und blickte zum Bilde des Vaters empor. „Weißt du noch," ſprach ſie das Bildnis an, „weißt du noch, was du mir ſagteſt, als ich in meinem namenloſen Jammer geſtand, was ich für den ſchuldlos Eingekerkerten gethan, aber auch meine Überzeugung ausſprach, daß der Marquis um den Mord an unſerm Vetter wiſſe? Du weißt es vielleicht nicht mehr, und ich will es vergeſſen, es waren Worte wilden Zornes und Haſſes, die du jetzt bereuen wirſt, da derjenige, den ich anklagte, als Verräter bei den Feinden ſteht; aber als du deine Hand ſelbſt erhobeſt gegen mich, dein Kind — da griff ich in meiner ſchwerſten Not nach einer andern Hand, die ſich mir hilfreich entgegenbot. Du kannſt mir nicht mehr zürnen, Vater. Das Schickſal hat ſchwer auf uns Beiden gelegen; möge dir der Himmel dafür noch um ſo frohere Tage ſchenken."

Nach kurzem Beſinnen ergriff ſie das ſilberne Glöcklein, das auf dem Tiſche ſtand, und kaum hatte ſein heller Ton ausgeklungen, als auch ſchon die eiligen Schritte des alten Ulrich durch den Gang hörbar wurden: „Ach, ach," rief er noch unter der Thüre, „das gnädige Fräulein iſt noch nicht zur Ruhe gegangen, hätt' ich das gewußt!"

„Und dann, guter Ulrich?"

„Dann hätt' ich mir erlaubt, ſchon früher heraufzukommen; der Bruder des Verwalters, er iſt bei den Dragonern, gnädiges Fräulein, hat geſtern unſern gnädigen Herrn in Hofwyl

und Jegiſtorf geſehen; ganz wohlauf, Fräulein. Er war dort wie immer mit dem Obergeneral v. Erlach und konnte alſo heute nicht bei Solothurn ſein."

„Iſt der Verwalter auch der Meinung?"

„Ei gewiß, gnädiges Fräulein; der General hat mit ſeinem ganzen Begleite im Schloß Jegiſtorf übernachtet."

„Dem Himmel ſei Dank," ſagte Adelaide erleichtert; „es wurde mir ſchon geſagt, der Vater könne heute nicht in der Nähe des Kampfes geweſen ſein; aber mit einem Male iſt's mir wieder ſo bange geworden, Ulrich!"

„Es iſt mir ſelbſt ſo gegangen den ganzen Tag, ſo lange ich nichts Genaueres wußte," erwiderte der Alte; „aber der Verwalter hat auch noch gar kurioſe Berichte aus der Stadt gebracht, und ſie müſſen wahr ſein, er hat ſie von einem reitenden Boten, der vom General v. Büren an unſere gnädigen Herrn geſchickt wurde, ſelbſt gehört."

„Erzähle, Ulrich; vom Vater wußte der nichts?"

„Nein, nichts vom gnädigen Herrn," erwiderte der Alte zögernd, „aber was wird er ſagen dazu, ich kann's noch immer nicht glauben von Einem, der ſo oft in unſerm Hauſe geweſen, die Schlechtigkeit!"

„Daß der Marquis zu den Franzoſen übergegangen iſt, meinſt Du vielleicht?" ſagte Adelaide, die ein Lächeln über den verlegenen Zorn Ulrichs nicht unterdrücken konnte; „ja freilich, das wird dem Vater ſchwer und unerwartet gekommen ſein!"

„Ihr wißt das ſchon?" fragte der Kammerdiener überraſcht, „und alſo wohl auch, daß der — der — Mann am ganzen Unglück ſchuld iſt?"

„Der Schurke? wollteſt Du ſagen, Ulrich," entgegnete Adelaide mit dem Ausdrucke des Zornes und der Verachtung, „ſprich Dich nur aus, wie es Dir um's Herz iſt; ich weiß nur noch, daß er mancherlei wichtige Papiere mit ſich genommne,

abgeſehen davon, daß er ſonſt in mehr Geheimniſſe eingeweiht war, als gut ſein wird.“

„Und daß er den Kanonieren während der Nacht verfälſchte Munition geſchickt, nur wenige Patronen mit Pulver, die übrigen mit Sägmehl gefüllt!“

„Was Du nicht ſagſt,“ rief Adelaide; „war die Kompagnie König auch dabei?“

„Ja, dem Himmel ſei gedankt! wär' die nicht geweſen, ſo wäre noch Alles gefangen oder niedergemacht worden. Dem vorſichtigen Hauptmanne gegenüber hatte er den Fälſchungsverſuch doch nicht gewagt! Aber denkt nur, als der Schurke, wie Ihr ſagtet, ſah, daß unſere Leute mit Hilfe dieſer braven Kanoniere wieder die Oberhand gewinnen möchten, ritt er nach Solothurn hinein, gab vor, er komme im Auftrage des Generals von Büren, welcher der Stadt zur Kapitulation rate, um ſie vor Brand und Plünderung zu bewahren. So ſteckten ſie denn die weiße Fahne aus, und als unſere Leute das ſahen, hielten ſie ſich von allen Seiten für verkauft und verraten und ſuchten ſich zu retten, Jeder wie er konnte.“

„Sollte das Alles auch wahr ſein!“ rief Adelaide, „ein Einziger wär' all das zu thun im Stande geweſen!“

„So hat der Verwalter erzählt und noch viel mehr,“ erwiderte der Alte nickend, „ich weiß gar nicht, wie es heute in meinem Kopfe ausſieht; er wird's Euch morgen ſelbſt berichten.“

„Sorge dafür, daß ich mit dem früheſten einen Boten bekomme, ich will an den Vater ſchreiben. Und nun geh' zur Ruh, Ulrich, wir müſſen uns drein fügen, was der Himmel ſchickt.“

Sie ſetzte ſich zum Schreiben nieder; aber die Hand zitterte, und ihre Gedanken wogten durcheinander. Sie erhob ſich, um die heiße Stirne an der Nachtluft zu kühlen, und blieb horchend am Fenſter ſtehen, als ſie raſche Schritte gegen

das Hofthor herannahen hörte. „Trügt mich das Ohr nicht,“ ſagte ſie leiſe, „ſo iſt das meine Stütze und mein Stab, die Müllerin; aber was ſollte die noch wollen zu dieſer Zeit?“

Das Pförtchen klinkte, und die Schritte nahten ſich über den Hof gerade gegen ihre Fenſter heran. „Seid Ihr noch wach, gnädiges Fräulein?“ rief eine ängſtliche Stimme von unten herauf; „ich muß Euch noch was ſagen, mein Chriſti iſt heimgekommen.“

„Euer Chriſtian! Um Gotteswillen, ich hör's Euch an, es iſt ein Unglück begegnet.“

„Erſchreckt nicht, Fräulein,“ entgegnete die Müllerin, „es iſt wohl auch ein Glück dabei, ich ſeh' ſchon die Hand einer gütigen Vorſehung darin, daß Ihr da ſeid. Ich bitt' Euch, kommt herunter auf einen Augenblick!“

Der alte Ulrich, der die Stimme ebenfalls gehört, erſchien mit einem Lichte auf dem Hofe und fragte, wer hereingekommen ſei. „Nur ich bin's, Ulrich,“ flüſterte die Müllerin, ihm entgegentretend; „ſage der Elsbeth, ſie ſoll noch ſchnell Feuer machen im Schlafzimmer des gnädigen Herrn“.

„Er kommt?“ rief der Alte, „noch dieſe Nacht?“

„Still, ſtill!“ erwiderte die Müllerin; „er wird im Augenblicke da ſein.“

Als Adelaide mit angſtvollem Geſichte auf den Hof trat, nahte ſich dem Thore ein kleiner Wagen, deſſen Pferd der Wachtmeiſter ſorgſam an der Halfter führte; zur Seite ritt der junge Lieutenant von Dießbach, der, ſobald er das Fräulein erblickte, vom Sattel ſprang und ihr entgegenlief.

„Dem Himmel ſei gedankt, daß Du wieder da biſt, liebe Couſine,“ rief er; „nun bin ich ganz beruhigt, und es iſt durchaus keine Gefahr vorhanden. Ich habe die Wunde erſt noch in der Stadt von Eurem alten Doktor unterſuchen laſſen — er wird im Augenblicke ſelbſt da ſein. Still, ſtill — erſchrick

nicht! es iſt nur augenblickliche Erſchöpfung, wenn er bewußtlos liegt.“

Adelaide war während dieſer Worte an das Wägelchen geſtürzt und drückte, nachdem ſie die Decke zurückgezogen, mit dem Jammerrufe „mein Vater, mein armer Vater“ das Geſicht auf eine kalt herabhängende Hand.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Hahn hatte ſich noch nicht geregt, und noch ſtand der ſpät aufgegangene Mond über dem Walde, als der Wachtmeiſter mit dem Wägelein, auf dem er ſeinen verwundeten Lehensherrn heimgebracht, ſchon wieder von der Mühle nach der Freiburgerſtraße hinauffuhr; aber er ließ das Pferd ſeinen langſamen Schritt gehen, und als er an die Biegung des Weges kam, die vom Bache weg nach der Straße lenkt, mußte er faſt wider Willen zurückblicken. Es war nicht die Bangigkeit eines Scheidens in ihm, die an einer Wiederkehr verzweifelt, und doch war ſein Herz ſo voll, daß er hätte weinen mögen — nicht vor Leid und Schmerz, nein, es war ein ſeltſam wehmütiges Hochgefühl, das ſeine Bruſt erfüllte. Zum Abſchiede hatte die Mutter beide Arme um ſeinen Hals gelegt und ihn unter Thränen auf Mund und Wange geküßt; Chriſten erinnerte ſich nicht, daß er von ihr je einen Kuß empfangen, ſeit er die erſten Höslein getragen! das war bei all ihrer warmen Mutterliebe nicht ihre Sache, und ſie ſprach es gelegentlich ſelbſt aus, es paſſe nicht für einfache Bauersleute. Auch weinen hatte er ſie ſeit dem Tode des Vaters nie geſehen; drum wußte er, daß es auch jetzt nicht Thränen der Furcht und Trauer geweſen, die ſie vergoſſen; hatte ſie ja doch dabei geſagt: „Halte Dich brav, Chriſti, wie Du angefangen

haſt, und wenn Du einem armen Manne thun kannſt, was Du unſerm gnädigen Herrn gethan, ſo fürcht' Dich nicht! ſterben müſſen wir alle einmal, und jung geſtorben iſt wohl geſtorben." Der Wachtmeiſter wiederholte ſich dieſe Worte leiſe und ſagte dann laut: „Eine rechte Mutter hab' ich, das iſt wahr, und was die für das arme Fräulein gethan, iſt, mein' ich, noch etwas Anderes, als wenn unſereins mit ein paar Weißhoſen anbindet. Bei meiner Treu, ſie hat ſich wacker gehalten — der Hauptmann wird es auch ſagen."

Als er gegen die Stelle kam, wo der Weg von der Mühle in die Straße einlenkt, wurde er aus ſeinem Sinnen über den Junker von Dießbach, der da ſeinen Tod gefunden, durch raſchen Hufſchlag geſtört, der von der Stadt her erklang, und bald ſah er im Mondſchein den Reiter in vollem Galoppe zwiſchen den Bäumen anſprengen. Er hielt wieder an, um dem Eilenden nicht mit ſeinem Fuhrwerke den Paß zu verſperren, indem er weiter rückwärts neues Pferdegetrappel zu hören vermeinte; aber plötzlich ſtutzte das Tier des Reiters mitten im Laufe, ſetzte, dem ſcharfen Sporendrucke folgend, wieder an, bäumte ſich und ſtürzte mit ſamt dem Reiter unter ängſtlichem Gewieher zur Erde nieder. „Da mag's ſchlimm gegangen ſein," dachte der Wachtmeiſter, indem er voller Teilnahme zur Hilfe herbeieilte; aber faſt wollte er's bereuen, als er, zur Stelle gekommen, den Mann erkannte, dem der Unfall begegnet war.

Bloß an den Geſichtszügen hätte er ihn übrigens ſchwerlich ſo ſchnell erkannt. Das ganze Geſicht war nur noch eine fahle Hautfalte, über der in dem bleichen Mondſcheine Angſt und Schmerz lag; aber Reitwams und Lederhoſen, die ſich in den mächtigen Stiefeln verloren, ließen dem Wachtmeiſter keinen Zweifel, und er ſagte daher, zwiſchen Mitleid und Verachtung ſchwankend, zu dem am Boden Liegenden: „Haſt Du Dich verletzt, kann ich Dir etwas helfen, Jakob?"

„Ach,“ ſtöhnte der Angeredete, „zum Teufel — ja, richtet das Tier auf; ich glaube mein Fuß iſt auseinander.“

„An was ſcheute es denn,“ fragte der Wachtmeiſter, das Pferd an den Zügeln emporziehend; „es zittert ja noch immer wie Eſpenlaub.“

„Hu — ich glaub' es,“ flüſterte der Judenbube, indem er ſich, wie von eiſigem Froſt erfaßt, ſchüttelte, „ich glaub es — ſeht Ihr's dort?“

„Den Wehrſtein meinſt Du, auf den der Mond ſcheint?“

„Wehrſtein — ja,“ ſchlotterte der Andere, auf dem Boden hin- und herrutſchend — „Wehrſtein und was drauf geſeſſen hat — helft mir auf!“

„Was haſt Du denn darauf ſitzen geſehen,“ fragte der Wachtmeiſter leiſer, indem er den Elenden unter den Armen faßte — „was war's?“

„Der Junker war's,“ raunte der Judenbube, „der Junker mit dem gräßlichen Todesblicke — hu, ſie kommen!“

In der That kamen zu beiden Seiten der Straße über die Wieſen zwei Reiter heran, die, ſobald ſie die Gruppe bemerkten, von den Pferden ſprangen und herzuliefen. Es waren zwei berittene Hatſchiere, von denen der eine den Judenbuben am Arme faßte, der andere dem Wachtmeiſter mit ſcharfen Augen ins Geſicht guckte, bis er ausrief: „Ha, Bomben, ſeid Ihr es, Wachtmeiſter? Bei Nacht ſehen ſich ehrliche Leute und Spitzbuben ſo ähnlich, daß Ihr mir ſchon verzeihen müßt.“

„Hoffentlich darf ich mich von Jedermann bei Tag und Nacht beſehen laſſen,“ erwiderte der Wachtmeiſter, die dargebotene Hand des alten Gerechtigkeitsdieners ſchüttelnd. „Aber was iſt's mit dem da?“

„Er ſollte unſern gnädigen Herren über Einiges Auskunft geben,“ erwiderte der Hatſchier, mit den Augen zwinkernd, „zog es aber mit Schein vor, einen Spazierritt zu machen;

wir glaubten ſchon, er ſei links oder rechts ausgewiſcht, als wir ihn nicht mehr auf der Straße reiten hörten."

„Ich bring ihn nicht auf die Füße," erwiderte der andere Hatſchier, „es iſt, als ob ihm alle Knochen aus dem Leibe geſtohlen wären. Steh, Jakob!"

„Er ſcheint ſich verletzt zu haben," ſagte der Wachtmeiſter, der ſich beim Anblicke der Angſt und Hilfloſigkeit des Mitleidens nicht erwehren konnte; „ich habe dort ein Fuhrwerk, wenn Ihr ihn nach der Stadt bringen wollt."

Das Anerbieten wurde dankbar angenommen, und der Judenbube ließ ſich ohne den geringſten Widerſtandsverſuch und ohne einen Laut von ſich zu geben auf das Wägelchen bringen.

„Ihr werdet den gnädigen Herrn Schultheiß ja in ſeinem beſten Schlafe ſtören müſſen," ſagte Chriſten.

„Oh, dafür iſt geſorgt," erwiderte der Hatſchier kopfſchüttelnd, „ich glaube, der hat ſchon manchen Tag und manche Nacht kein Auge mehr zugethan. Ihr werdet ſehen, ich treff' ihn in voller Kleidung an, ſei's auf dem Rathauſe oder daheim."

Der Wachtmeiſter ging ſeinen Gedanken nach, ohne viel auf die mancherlei Fragen zu achten, die ſein Begleiter an ihn richtete, bis ſie an die Kreuzgaſſe gelangten, auf die an den Türmen des Münſters vorbei noch immer ein bleicher Mondſchein niederfiel. „Seht Ihr, daß ich Recht hatte," ſagte der Hatſchier, Chriſten anſtoßend, leiſe, „dort kommt er eben vom Rathauſe her." Und in der That ſah Chriſten die hohe Geſtalt heranwandeln, langſam, mit vorwärts geneigtem Haupte, wie in ſchwere Gedanken verloren.

Die Beiden hielten an, um den verehrten Greis vorbei gehen zu laſſen; aber als dieſer an ſie herangekommen, blieb er ſtehen und fragte, die ehrerbietigen Grüße mit einem ruhigen

Neigen des Hauptes erwidernd: „Wartet Ihr auf mich, Männer? Was willſt Du, Nickelberger?“

„Zu Befehl, Gnaden,“ erwiderte der Hatſchier, „der rote Jakob, zubenannt Judenbub, iſt eingebracht.“

„Bringt ihn in einer halben Stunde aufs Rathaus! Und Ihr, Kriegsmann? Euch ſollt' ich kennen — ich hab' Euch auch ſchon geſehen!“

„Mit Erlaubnis, gnädiger Herr,“ erwiderte der Wachtmeiſter beſcheiden, „ich ſelbſt habe kein Begehr an Euch. Ich habe dieſe Nacht meinen gnädigen Herrn von Solothurn her heimgebracht und bin jetzt wieder auf dem Rückwege zu meiner Kompagnie begriffen.“

„Euern gnädigen Herrn — doch nicht von Holligen — wie?“

„Ja, Herr.“

„Und Ihr ſeid der Wachtmeiſter von der Kompagnie König?“

„So iſt es, gnädiger Herr.“

„Gebt mir die Hand,“ rief der Schultheiß, ſeine Rechte ausſtreckend, „gebt mir die Hand! Ihr habt Euch brav gehalten, junger Mann — es war mir das ein Troſt für manchen Kummer.“

„Ihr thut mir zu viel Ehre,“ erwiderte der Wachtmeiſter, mit Ehrfurcht die Hand ergreifend, die ſo lange das Staatsruder gelenkt, „ich habe nur meine geringe Schuldigkeit gethan, gnädiger Herr!“

„Dächten und thäten Alle ſo!“ ſagte der Schultheiß mit wenig verhehlter Kümmernis; „aber erzählt mir, wie es denn zugegangen iſt, wie Ihr Euerm Herrn zu Hilfe kommen konntet. Euer kleiner Lieutenant, mein Vetter, hat Euch mächtig gelobt für die That.“

„Nun, Herr,“ antwortete Chriſten, „zu erzählen weiß ich nicht viel. Mein Hauptmann hatte mich mit einem Auftrage

nach Solothurn geschickt, den ich nur persönlich und mündlich dem General v. Büren ausrichten sollte; als ich in die Stadt hineinkam, war er schon aufs Feld hinausgeritten, wo ich ihn des großen Getümmels wegen lange nicht finden konnte. Da rief mir ein Scharfschütze zu — 's ist einer von Köniz her, der mich kannte — wenn ich meinen gnädigen Herrn suche, er liege droben auf der Anhöhe. So bin ich denn hinaufgeritten und hab' ihn heruntergeholt. Ich hätt' es nicht mehr gekonnt, sicher nicht, wenn meine Kameraden von der andern Seite der Aare nicht so wacker herübergeschossen und die Franzosen zurückgehalten hätten; aber die kanonierten, Herr, daß mir bei aller Not das Herz im Leibe lachte. Und so haben sie eigentlich Alles gethan — ich nicht, gnädiger Herr."

Der Schultheiß hatte schweigend zugehört und schaute noch eine Weile sinnend vor sich nieder, als Christen schon geendigt hatte; dann sagte er, beide Hände auf die Schultern des Wachtmeisters legend und ihm ins Gesicht blickend, mit sichtlicher Rührung: „Wohlan denn, Du oder Deine Kameraden — sage ihnen, daß sie in das Herz eines kummervollen alten Mannes Trost und Hoffnung gebracht haben; sie werden es ferner thun. Und Deinem Hauptmann bringe meinen besten Gruß und sag' ihm, ich werde ihn wohl in wenigen Tagen im Felde selbst begrüßen können. Gott sei mit Dir, braver Wachtmeister!"

Er wendete sich ab und ging langsam über die Straße seiner Wohnung zu.

„Jetzt, Kameraden," rief der Wachtmeister überlaut, auf sein Wägelein steigend, „jetzt ist das Pfand gelöst, um das wir auf dem Rathause behaftet wurden, und was dazu kommt — ist Überschuß."

Durch das Rollen der Räder mußte die Wache am unteren Thore schon von weitem aufmerksam gemacht worden sein, und als Christen über die Aarbrücke gegen dasselbe heranfuhr, sah

er zu seiner Verwunderung unter dem Bogen und rings um den Turm herum ein Gewirr und Durcheinanderrennen, als ob sich die Mannschaft gegen einen unerwarteten feindlichen Überfall zu schneller Gegenwehr rüsten wolle. Er hielt das Pferd an und hörte ein leises gegenseitiges Zurufen und Aufmuntern: „Sie kommen — aufgepaßt — keinen entwischen lassen!“ Neugierig wartete er auf den Anruf, und als derselbe nicht erfolgen wollte, begann er wieder im Schritte vorzufahren; aber kaum war er in das Dunkel der vorspringenden Turmbrüstungen gelangt, als Roß und Fuhrmann von allen Seiten angefallen wurden und sich ein Krabbeln und Zerren an das Wägelchen heranmachte, als wäre es in einen Zug Wanderratten geraten. Der Wachtmeister blickte verdutzt um sich und sah sich beim Scheine der rasch an die Thorgitter gehobenen Laternen von einem Schwarme umgeben, der Zurüstungen auf die Ostermontagsspäße getroffen zu haben schien. Da trug ein kleiner Knirps eine alte Muskete, die um drei Kopfeslängen über ihn emporragte, während sein stämmiger Nebenmann mit einer Spatzenflinte herumfackelte; einem Dritten schlotterte ein schuhbreites Degenbandelier von den Schultern aufs Knie herab, und der Vierte hatte seine Patrontasche mit einem währschaften Hausmannsbindfaden um die Hüften festgeknotet. „Was treibt Ihr denn da für Unfug!“ rief der Wachtmeister bei diesem Anblicke, „ruft Eueren Chef herbei oder laßt mir das Thor frei!“

„Ja, ja, der Kommandant soll kommen,“ erhoben sich mehrere Stimmen, „er soll voran gehen und unser Recht verfechten.“

„Das thu' ich, aber auf meinem Posten,“ rief's aus dem Hintergrunde, „und deshalb befehl' und kommandier' ich Euch, Fuhrmann, sofort und ohne Widerred' Euere Geldkisten uns abzuliefern und damit Punktum.“

„Meine Geldkiſten?“ entgegnete der Wachtmeiſter verwundert, „ich glaube, Ihr ſeid ein Narr dort hinten!“

Der Wachtkommandant rief: „Meint Ihr, wir wiſſen nicht, daß die Ariſtokraten unſer gut bürgerlich Geld ins Oberland flüchten wollen und Ihr bereits eine Ladung davon auf Euerem Karren habt? Meint Ihr? Jetzt ſagt mir auch, wer Ihr ſeid, wenn Ihr dürft — he?“

„Ich bin Wachtmeiſter bei der Batterie König,“ erwiderte Chriſten, mühſam an ſich haltend, „und will zu meinen Leuten zurück; drum laßt mein Pferd los da vorn oder ſeht dann —“

Er hatte das Pferd bereits angetrieben, daß das Wägelein mit hellem Geraſſel durch das Thor ins Freie ſchoß. Er mochte den Lauf des Roſſes trotz des anſteigenden Weges nicht anhalten und ließ ſich die vor Unwillen heiße Stirn von der friſch heranwehenden Morgenluft kühlen, bis er die Anhöhe erreicht hatte.

Droben lag der Roſengarten, von ſeinen dunkeln Mauern umfangen, über denen ſich's in der Dämmerung wie ein durchſichtiger, wehender Nebel erhob. Da machte Chriſten halt, um bald durch das Gitterthor nach den ſtillen Grabhügeln, bald nach der Stadt hinabzuſchauen, deren Türme ſich mit einem rötlichen Schimmer bekleideten, während die langen Häuſerreihen noch ſchwarz umſchattet lagen, wie die Mauern des Friedhofes. Bei dieſem Anblicke wurde es allmählich wieder ruhiger in dem einſamen Beſchauer, und die widerſtreitenden Eindrücke der letzten Stunden ſchwammen in das Gefühl eines heiligen Mutes, einer unverzagten Ergebung in den Willen einer höheren Fügung zuſammen.

Am Rande des Waldes, der einen Teil des Breitenfeldes gegen den Höhenzug des Grauholzes und Bantigers abſäumt, ſchallte ihm ein lauter Geſang von Männer- und Frauenſtimmen entgegen, und bald ſah er durch den werdenden Tag einen langen Zug von alten Männern, Weibern, Mädchen

und Knaben heranziehen. Sie trugen weiße Leinwandſäcklein über die Schultern und waren mit Flinten, auf lange Stangen geſchmiedeten Senſen, eiſernen Gabeln und mancherlei anderen Ackergerätſchaften bewaffnet, während ein alter Mann mit grauem Haar und Bart unbewehrt an ihrer Spitze marſchierte und mit ſeiner mächtigen Stimme ihren Geſang zu leiten ſchien.

„Landſturm aus den Bergen,“ ſagte der Wachtmeiſter, indem er anhielt, um ihrem Geſange zu horchen; aber unwillkürlich mußte er ſelbſt einſtimmen, als die Weiſe des alten Liedes ertönte:

Ich will geh'n in Angſt und Not,
Ich will geh'n bis in den Tod;
Ich will geh'n ins Grab hinein
Und doch allzeit fröhlich ſein.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Morgen ging in erfriſchender Klarheit über dem Lande auf und warf ſelbſt ein freundliches Licht auf die Erinnerung an die vergangenen Nachtbilder; aber gleichwohl kam es dem Wachtmeiſter zu ſtatten, daß er einen ergebenen und vertrauenden Mut im Herzen trug, ſonſt hätte noch manches Begegnis dieſes Tages ſeine Zuverſicht auf die Zukunft mächtig erſchüttern müſſen. Auf ſeinem Wege kamen ihm bald ganze Scharen von Soldaten entgegen, die nur noch einzelne oder gar keine Waffen mehr trugen und unter lautem Geſchrei über Verräterei nach Hauſe zu gehen im Begriffe waren. Manche ließen ſich bewegen, mit den anziehenden Landſturmhaufen wieder umzukehren; andere aber wußten auch dieſen Mißtrauen und Schrecken einzuflößen oder wenigſtens die Flamme ihrer Begeiſterung auszulöſchen. Überall vor den einſamen Höfen und in den Dörfern ſtanden ratloſe Gruppen, auf deren Geſichtern mehr Wut und Verzweiflung als Furcht zu leſen war,

und mancherorten wäre das Leben eines Franzoſen ſicherer geweſen, als dasjenige der bekannteſten eigenen Oberoffiziere. Der Wachtmeiſter vernahm von Bekannten, die ihm begegneten, daß ſich ganze Bataillone, die um Solothurn gelegen, aufgelöſt und in wilder Verwirrung den Heimweg angetreten hatten; viele Offiziere waren von ihren Soldaten mißhandelt worden, und der Argwohn der Verräterei wurde ſelbſt ſchon nach den grauen Haaren des Schultheißen geſchleudert. Es lag eine Beängſtigung in der Luft, als müſſe jeden Augenblick ein zerſtörendes Gewitter mit Sturm und Donner hereinbrechen, und wie klar die Sonne aufgegangen — die Menſchen tappten unſicher umher, als könnten ſie in finſterer Nacht ihre Wege nicht mehr finden. Chriſten atmete erſt wieder leichter auf, als er den Kirchturm von Fraubrunnen erblickte, wo ſeine Kameraden lagen.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe hielt er an, um, ſeine verwirrten Gedanken ſammelnd, nach demſelben hinabzublicken. Es lag ſo ſtill und friedlich, als ob noch der Schlaf um ſeine Häuſer wandelte, und doch ſpielte die Sonne längſt mit hellen Lichtern auf den braunen Strohdächern, und die Fenſter warfen einen goldenen Wiederſchein zurück. Auch ſeitwärts vom Dorfe leuchtete dieſer Wiederſchein aus der Fenſterreihe eines ſtattlichen Bauernhauſes, um das an der windgeſchützten Halde bereits ein lichteres Grün zu keimen begann. Der Wachtmeiſter blickte lange unverwandt nach dieſem Hauſe hinüber, und es kam ihm vor, er habe noch nie den Rauch ſo zierlich über einer Firſt aufſteigen geſehen, er habe noch nirgends ſo freundliche braune Holzwände bemerkt. Er hielt langſam die Hand ans Ohr, da er meinte, das Rauſchen des Brunnens zu hören, der neben dem Hauſe im Schutze eines großen Nußbaumes lag. Nein, es war das Rauſchen eines Luftzuges, der über die Wipfel des nahen Tannenwaldes dahinging; aber drüben ſah er dafür ein Mädchen aus der Hausthüre dem

Brunnen zugehen und ein blankes Gefäß unter die ſprudelnde Röhre ſtellen. Es legte die rechte Hand über die Augen, ſchaute eine Weile unbeweglich nach der Straße herüber und lief dann, den Waſſereimer vergeſſend, mit eiligen Schritten ins Haus zurück; nicht um lange drinnen zu bleiben, denn im Augenblicke kam es mit einigen Anderen wieder heraus, denen es mit der Hand nach der Straße hinüberdeutete. Der Wachtmeiſter ſenkte den Kopf, über und über errötend. „Wenn auch nicht mich ſelbſt, ſo hat ſie doch das Wägelein ihres Vaters erkannt," ſagte er leiſe vor ſich hin, indem er das Pferd mit einem leichten Peitſchenknalle wieder antraben ließ.

Ins Dorf hinabgekommen, lenkte er dem Schloſſe zu, in deſſen weitem Hofraume die Kanoniere Quartier genommen; und kaum hatte ihn die am Portale aufgeſtellte Schildwache von weitem erblickt, als ſich's auch ſchon wie ein Bienenſchwarm zum Thore herausdrängte. Voraus lief dem Ankommenden der Belper-Fritz entgegen, um mit dem erſten Worte und beſorgter Miene nach dem Lieutenant zu fragen. Der Wachtmeiſter wollte ihn beruhigen, daß er ſeines Auftrages wegen noch in Bern warten müſſe und wahrſcheinlich erſt morgen kommen werde; aber ſein Kanerad ſagte nachdenklich: „Dann wollt' ich, Du wäreſt auch erſt mit ihm gekommen, ſo gern ich Dich da habe. Es iſt jetzt keine Zeit zum Alleinreiſen für die Junker." Chriſten gab keine Antwort. Die ſo raſch geäußerte Beſorgnis ſagte ihm genugſam, daß das Schlimme, das er auf dem Herwege geſehen und gehört, auch ſeinen Kameraden nicht unbekannt geblieben ſei; mit wärmerem Händedruck, als es vielleicht ſonſt geſchehen, begrüßte er drum jeden einzelnen, als wollte er ſagen und ſich ſelbſt davon überzeugen: Wenigſtens hier ſtehen noch treue, furchtloſe Herzen zuſammen. Als er nach dieſer Begrüßung einen Blick über den Hof, dann nach den Fenſtern des Schloſſes hinaufwarf, ſagte der Belper-Fritz: „Der Hauptmann iſt nicht da; er wurde dieſen Morgen

von einem Adjutanten des Obergenerals ins Hauptquartier abgeholt."

„Ins Hauptquartier, ſagſt Du," rief der Wachtmeiſter, „was wollen ſie dort mit ihm?"

„Ihn gewiß nicht wieder im Marterturm verbergen," erwiderte der Belper-Fritz heiter; „diesmal wurde er zu einem Kriegsrate gerufen."

„Ich kann mich über dieſe Ehre nicht einmal recht freuen," ſagte Chriſten nach einigem Beſinnen; „am Ende will ihn der General in ſeinem Stabe behalten und uns einen anderen ſchicken."

„Davon ſcheint freilich die Rede geweſen zu ſein," meinte der Belper-Fritz mit bedächtigem Kopfnicken; „aber drum haben wir dieſen Morgen auch ſchon mehr als einmal auf die Geſundheit unſeres Hauptmanns angeſtoßen. Siehſt Du dort an der Mauer? Das hübſche Faß wurde uns aus dem Schloßkeller auf den Hof geſtellt, ohne daß wir ein Wörtchen geſagt hätten. Nein — als er mit dem Adjutanten zum Thore hinausritt, rief er noch zurück: „Ich werde bald wieder bei Euch ſein, Kameraden — wir bleiben beiſammen."

„Na," rief der Wachtmeiſter fröhlich, „ſo gebt mir ein Glas, auch ich habe eine Botſchaft, die's verdient. Der Schultheiß ſchickt Euch allen durch mich ſeinen Gruß, und Ihr ſollt ihm ferner Freude machen, wie Ihr angefangen habt."

Die Kanoniere ſchauten ihn fragend und zweifelnd an, als ob er ſeinen Scherz mit ihnen treibe; als er aber die Verhaftung des Judenbuben und ſeine nächtliche Begegnung mit dem Haupte der Republik erzählte und dann ſein geleertes Glas in die Luft warf, erhob ſich ein Jubel durch den weiten Schloßhof, daß die alten Mauern wiederhallten. Die ſtolze Freude blieb auch nicht beim bloßen Jubeln ſtehen; ſelbſt Ruedi, des Belper-Fritzen Nachbar, der ſonſt immer ſo ſtill unter ſeinen Kameraden ſaß, als könnte er nur mit Mühe

ein Heimweh verbergen, legte rüſtig Hand an, um das Faß aus dem Schloßkeller mitten auf den Hofraum zu ſtellen. Im gleichen Augenblicke war dasſelbe von den Kanonieren im Kreiſe umlagert, und weit ins Dorf hinab erklang das alte Soldatenlied:

D'Bern bim Bäre hei ſi chüele Wi,
Die junge Soldate ſitzen alle dabi;
Si ſitze bi enandere Hand in Hand,
Gott grüß di, du ſchönes, du liebes, du ſchönes
Schwizerland!

Als aber in weichen Tönen die Worte geſungen wurden:

O Mägdlein, o Mägdlein, deine Äuglein ſind rot —

hielt der Belper-Fritz ſeine Stimme an und ſagte dem Wachtmeiſter ins Ohr: „Ja, daß ich's nicht vergeſſ', des Kirchmeyers haben heut ſchon fragen laſſen, ob Du noch nicht zurück ſeieſt. Sie werden des Wägeleins wegen Sorge haben, es könnte verloren gehen" — fügte er mit ſchalkhaftem Geſichte hinzu; „am beſten, Du laſſeſt ſie nicht lange warten drauf." „Du haſt Recht," erwiderte Chriſten, haſtig aufſtehend, „ich will gleich gehen und werde bald wieder da ſein."

Allzu genau wurde dieſes Verſprechen nicht gehalten. Der Wachtmeiſter fuhr zwar raſch durch das Dorf und den Seitenweg hinan, der zum Hauſe des Kirchmeyers führte; aber langſam und oft zurückblickend kam er dieſen Weg wieder hinabgegangen, und es war bereits ſpäter Nachmittag geworden, als er an das Thor des Schloßhofes gelangte. Diesmal wurde ſeine Ankunft von den Kameraden nicht ſo ſchnell wahrgenommen, da ſie zu ſeiner Verwunderung nicht einmal einen Poſten am Portale aufgeſtellt hatten. Sie ſtanden im Hintergrunde des Hofes in einer dichtgedrängten Gruppe bei einander und ſchienen ſich lebhaft mit einem Gegenſtande zu beſchäftigen, der, durch ihre Geſtalten verdeckt, vom Wachtmeiſter nicht geſehen werden konnte. Als er zu der Gruppe herankam, ſah er zwiſchen ihr einen alten Mann auf dem Boden ſitzen, der

bleich und angſtvoll bald auf den Einen, bald auf den Andern blickte, als ob er Hilfe ſuche. Der Wachtmeiſter meinte den ländlich und reinlich gekleideten Alten ſchon geſehen zu haben und erinnerte ſich auch ſogleich, daß es der Botenträger vom Dorfe ſei. „Was habt Ihr mit dem Manne da?“ fragte er raſch und halb unwillig, „mit Schein iſt der Hauptmann noch nicht zurück; er würde ſich aber freuen, wenn er jetzt käme und keinen Poſten am Thore ausgeſtellt fände.“

Der Ankommende war erſt bemerkt worden, als er zu ſprechen anfing; anfänglich hatte er die Beſtürzung auf den von ihm abgekehrten Geſichtern nicht geſehen, aber nun erſchrak er ſelbſt, als ſie nach ihm umblickten, und fügte daher ſeinen Worten begütigend bei: „Oder was iſt denn vorgefallen? Was hat's gegeben?“ „Was es eigentlich iſt oder ſein ſoll, wiſſen wir eben ſelbſt nicht, und ich bin froh, daß Du gekommen biſt,“ ſagte der Belper-Fritz bedächtig, indem er dem Wachtmeiſter ein Papier entgegenhielt; „da ſieh' ſelber!“ Chriſten nahm das Blatt mit der Langſamkeit in die Hand, die den Menſchen unwillkürlich beſchleicht, wenn ihm die Ahnung ſagt, daß er Widerwärtiges erfahren ſolle, und las zuerſt mit großem Bedachte die Aufſchrift: „An die Unteroffiziere und Kanoniere der erſten Zwölfpfünderbatterie im Schloßhofe zu Fraubrunnen abzugeben.“ Unter dieſer Adreſſe, die mit ſchönen kräftigen Zügen geſchrieben war, befand ſich ein großes Siegel, deſſen Zeichen jedoch nicht deutlich zu erkennen waren. „Woher kommt das?“ fragte der Wachtmeiſter, das Papier mechaniſch entfaltend, „die Schrift des Hauptmanns iſt es nicht;“ aber ohne eine Antwort abzuwarten, las er weiter: „Die erſte Zwölfpfünderbatterie, bisher unter dem Kommando des Hauptmanns König, wird durch gegenwärtigen Befehl des Dienſtes entlaſſen. Unteroffiziere und Soldaten haben nach gemachter Mitteilung, die durch einen Expreſſen geſchieht, ſofort den Heimweg anzutreten. Das Material bleibt bis auf weitere Verfügung im

Schloßhofe Fraubrunnen. Hauptquartier Hofwyl, am 3. März 1898. Der Obergeneral von Erlach."

War es möglich — waren es nicht bloß Unverſtand oder böſer Wille, welche die oberſten Führer des Verrats anklagten? Waren dieſe noch immer nach wie vor die Freunde des Herrn von Amiel, und hatte dieſer nur gethan, was ihm befohlen worden? War er nur zu den Franzoſen übergegangen, damit jede fremde Schuld auf ihn geworfen werden könnte, wie da gemunkelt, dort laut ausgeſprochen wurde? Oder hatte man es mit einem neuen Schelmenſtreiche zu thun, der neuen Argwohn und neue Zwietracht ſtiften ſollte? Oder endlich — gab man ſich verloren und ſollte Friede geſchloſſen werden? „Nein, dann käme der Hauptmann ſelbſt, um es uns anzuzeigen," ſagte der Wachtmeiſter laut aus dieſen raſch vorüberſtrömenden Gedanken heraus, „er käme ſelbſt, um uns in Ordnung zu entlaſſen, wie ſich's gebührt."

„Du haſt recht," antwortete der Belper-Fritz auf dieſes laute Selbſtgeſpräch, „wir nehmen von niemand Befehl an als von unſerm Hauptmann; aber Gott verzeih' mir's, daß ich heut im Scherze ſagte, ſie werden ihn diesmal nicht im Marterturm verbergen."

Der Wachtmeiſter ſchaute ſeinen Kameraden einen Augenblick ſtarr an; dann ſagte er, den Kopf ſchüttelnd: „Das iſt nichts, nein; denke an den Schultheißen, was der mir geſagt hat — vor ihm dürften ſie ſo etwas nicht wieder wagen. Woher haſt Du den Brief, Alter, wer hat ihn Dir gegeben?"

„Wie ich den Herren Kanonieren ſchon geſagt habe," erwiderte der Mann ängſtlich, „oben am Dorfe iſt mir vor etwa einer Stunde ein reitender Bote begegnet und hat mir aufgetragen, Euch das Schreiben augenblicklich zu überbringen, da er noch ſchleunig nach Burgdorf hinein müſſe. O, Herr Wachtmeiſter, glaubt mir — ich habe mich bloß in Pfarrhauſe verſäumen müſſen, ſonſt wär' ich früher gekommen."

„Haſt Du den Reitenden nicht gekannt — wie ſah er aus?“

„Nein, ich hab' ihn meines Wiſſens noch nie geſehen — er trug Treſſen am Rocke und ſchien mir ein vornehmer Offizier zu ſein.“

„Sagte er ſonſt nichts zu Dir?“

„Kein Wort weiter; er ſchaute bloß auf meine Botentaſche, befahl mir Eile und ſprengte wieder davon.“

„Die Unterſchrift des Generals iſt richtig,“ ſagte der Wachtmeiſter, wieder nachdenklich auf das Papier blickend, „ich habe ſie ſchon öfters geſehen; aber gleichwohl, Kameraden, mein' ich, wir bleiben beiſammen, bis wir wiſſen, was unſer Hauptmann ſagt. Er hat Euch verſprochen, zurückzukommen — wir warten. Ohne ſeinen Befehl geh' ich keinen Schritt von den Kanonen weg. Einer von uns reitet mit dem Briefe nach Hofwyl und ſucht dort den Hauptmann auf; unten und oben im Dorfe ſtellen wir an der Straße Schildwachen, und hier werden zwei geladene Geſchütze auf das Hofthor gerichtet — das Weitere wollen wir abwarten.“

Schon waren die Geſchütze vorgezogen, und der Belper-Fritz wollte eben zum Ritte nach Hofwyl in den Sattel ſteigen, als der wieder am Portale ſtehende Poſten rief: „Der Hauptmann kommt!“ und abermals wiederhallten die alten Hofmauern von mächtigem Jubelrufe, als der Hauptmann an dem Thore erſchien.

Über den Mitteilungen von dem Vorgefallenen und den Vorkehren, die der Angekommene anordnete, ging die bereits eingetretene Dämmerung in dunkle Nacht über. Die Kanoniere lagerten mit hellen Geſichtern um zwei große Feuer herum, zwiſchen ihren Geſprächen unabläſſig nach dem Hauptmann blickend, der mit dem Wachtmeiſter längs der Mauer auf und nieder ging. Von Zeit zu Zeit kam eine kleine Gruppe zum Thore herein, dann ſtanden Andere vom Feuer

auf, um nach kurzer Zwieſprache mit den Angekommenen in die Nacht hinauszugehen. Endlich traten auch der Hauptmann und der Wachtmeiſter an eines der Feuer heran; der Erſtere ſetzte ſich auf eine am Boden liegende Protzkiſte, der Andere winkte dem Belper-Fritz und ſagte leiſe zu ihm: „Komm', wir machen auch noch eine kleine Runde zuſammen.“

„Dieſen Abend gäb' ich wieder einmal nicht wohlfeil,“ ſagte der Belper-Fritz, als ſie auf die Straße getreten waren, „ich wollt' nur, der Junker wär' auch dageweſen; mir wird's allemal bis ins innerſte Herz hinein warm, wenn uns der Hauptmann, ohne viele Worte zu machen, ſo mit glänzenden Augen anſchaut und dann wie vorhin dem nächſten Beſten beide Hände entgegenhält. Ich kann's nicht recht ſagen, aber ich fühl' es, das will allemal mehr heißen, als die ſchönſten Reden ausdrücken könnten.“

„Du haſt recht,“ erwiderte Chriſten, den Weg abwärts einſchlagend, „gefreut hat es ihn an uns mächtig, obſchon wir ja nichts anderes hätten thun können; aber doch macht ihm der Vorgang größere Sorge, glaub' ich, als er will merken laſſen. Der Meiſter iſt fort, ſeine Geſellen ſind geblieben, hat er vorhin zu mir geſagt; ſie werden uns Alles ſtehlen, nur die Ehre hoffentlich nicht.“

„Die allweg nicht,“ meinte der Belper-Fritz zuverſichtlich; „übrigens ſchien er mir kein ſo bekümmertes Geſicht zu machen, als er mit Dir ans Feuer kam — wie bedenklich ihm die Sache auch ſcheinen mag.“

„Ich verſteh Dich,“ ſagte der Wachtmeiſter, „Du meinſt, ich habe ihm gute Botſchaft mitgebracht.“

„Die aber wieder ein Geheimnis ſein wird,“ entgegnete der Belper-Fritz neckend.

„Das nicht; unſer gnädiges Fräulein iſt wieder heimgekommen und hat mir Grüße an den Hauptmann aufgetragen.“

„Was Du nicht ſagſt! Hatte wirklich der alte Herr ſie irgendwo verborgen gehalten?“

„Das nun eben nicht; er wußte ſelbſt nicht, wo ſie war.“

„Na — das wird immer beſſer; am Ende war ſie für den Hauptmann in den Marterturm gekommen.“

„Wo ſie war, warum ſie ſo plötzlich verſchwunden und gerade jetzt wieder erſchienen iſt, weiß ich ſelbſt nicht,“ erwiderte der Wachtmeiſter nachdenklich; „nur ſo viel weiß ich, daß die Geſchichte von dem Brieflein, das meine Mutter an jenem Morgen in dem Seidentüchlein vor unſerer Thüre daheim gefunden haben wollte, ein Märlein war. Das hat ſie mir geſtanden und gemeint, der Gedanke ſei ihr immer ſchwer auf dem Herzen gelegen, mir zum Abſchiede eine Unwahrheit geſagt zu haben. Doch ſieh, wie rot der Mond über dem Walde aufſteigt; es muß ſchon über Mitternacht ſein.“

„Und ſiehſt Du auch, daß des Kirchmeyers noch Licht haben?“ entgegnete Belper-Fritz, „wir könnten unſern Weg dorthin nehmen.“

„Wie Du willſt.“

Es lag eine atemloſe Stille um das Haus herum, in welche die Herannahenden nur mit leiſen Schritten zu treten wagten; aber noch bevor ſie an dem Garten vorübergekommen, hörten ſie ſchon die Stimme des alten Kirchmeyers, der ernſt und eifrig zu ſprechen ſchien. „Wir dürfen ſie nicht mehr ſtören,“ ſagte der Wachtmeiſter, ſtehen bleibend, „es iſt zu ſpät, ſie halten ihr Nachtgebet.“ „Du magſt recht haben,“ erwiderte Belper-Fritz, und als auch er ſtehen blieb, drangen in kurzen Zwiſchenräumen und in immer feierlicher anſchwellendem Tone vernehmlich die Worte heraus: „Das Land ſteht jämmerlich und verderbt; der Erdboden nimmt ab und verdirbt; die Höchſten des Volkes im Lande nehmen ab — das Land iſt entheiliget von ſeinen Einwohnern; denn ſie übergehen das Geſetz und ändern die Gebote und laſſen fahren den ewigen Bund

— — darum friſſet der Fluch das Land, und die Paläſte werden verlaſſen und die Menge in der Stadt einſam ſein, bis ſo lange über uns ausgegoſſen werde der Geiſt aus der Höhe — —"

„Wehe aber Dir, Du Zerſtörer! Meinſt Du, Du werdeſt nicht zerſtört werden? Uud Du, Verächter, meinſt Du, man werde Dich nicht verachten? Wenn Du das Zerſtören vollendet haſt, ſo wirſt Du auch zerſtört werden; wenn Du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man Dich wieder verachten — —

„Herr ſei uns gnädig, auf Dich harren wir."

Die beiden Zuhörer hatten unwillkürlich das Haupt entblößt und traten langſamen, leiſen Schrittes näher heran, um durch das Fenſter zu ſchauen. Drinnen ſtand mitten in der Stube der alte Kirchmeier mit der offenen Bibel in der Hand, das ernſte bleiche Geſicht von den langen weißen Haaren umquollen und die Augen, in Andacht verloren, nach oben gerichtet; vor ihm knieten zu beiden Seiten der Mutter die zwei Töchter, auf deren niedergebeugten Geſichtern der Lampenſchein mit rötlichen Schatten ſpielte. „Siehſt Du dort," ſagte Belper-Fritz leiſe, indem er auf drei Senſen deutete, die, an langen Stäben feſtgenietet, neben einem Feuergewehre an der Wand lehnten, „was hat das zu bedeuten?"

„Es ziehen alle vier miteinander aus, wenn der Landſturm ergeht," erwiderte der Wachtmeiſter, ſich abwendend, mit gepreßter Stimme, „ſie haben mir's ſchon geſtern geſagt. Der barmherzige Himmel möge mit den Schwachen ſein!"

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Dem Sonntage, der dieſer Nacht folgte, ſchienen ſelbſt die Feinde ſein altgeheiligtes Recht der Ruhe noch gönnen zu wollen, und beim erſten Morgengrauen kehrten die letzten Pat-

rouillen der Kanoniere nach dem Schloßhofe zurück, um ſich, ſorglos in ihre Mäntel eingewickelt, an die verglimmenden Feuer hinzuſtrecken.

Aber ein Haus, an deſſen Pforte die Hand des Todes klopft, kennt kein durch das Leben geheiligtes Ruherecht, und drum blickte auch Adelaide von Holligen mit ruheloſer Angſt in die Dämmerung dieſes Sonntagsmorgens hinaus. Sie hatte umſonſt verſucht, dem müden Leib und der müdern Seele durch eine Stunde Schlafes neue Kraft zu gewinnen. Sie öffnete die Fenſter, um ſich an der Morgenluft zu erfriſchen; aber draußen zogen durch die Wieſengründe noch feuchte Frühnebel, und aus dem nahen Tannenwalde ſtiegen graue Wölklein empor, wie von verborgenen Feuerſtätten; der Himmel ſelbſt hatte ſich mit einer trüben Decke verhüllt, die er weit über die anſteigenden Berge herabfallen ließ; es ſchien einer jener Tage werden zu wollen, die auch auf dem ſorgenfreien Gemüte mit einem unheimlichen Drucke liegen und das ſchon bange Herz mit noch bangerer Ahnung erfüllen. Adelaide ſchloß das Fenſter, um ſich wieder nach dem Gemache ihres Vaters zu begeben.

Man konnte nicht mit Gewißheit ſagen, ob der Oberſt, ſeit er nach Hauſe gebracht worden, je einen Augenblick das volle Bewußtſein wieder erlangt habe oder nicht. Der Arzt tröſtete — es war der nämliche, der an jenem Geſellſchaftsabend die Geſchichte von der Entſtehung des Schloſſes erzählt hatte — die Kugel, die in die rechte Schulter gedrungen, könne keine lebensgefährlichen Folgen haben, und der anſcheinend bedenkliche Zuſtand des Kranken rühre nur vom ſtarken Blutverluſte, wohl auch von vorhergegangener heftiger Gemütsaufregung her; vor allem aus ſei daher Ruhe, des Körpers ſowohl als der Seele, notwendig. Dieſer Vorſchrift nachzukommen, war für Adelaide weniger eine ſchwierige, als eine tiefſchmerzliche Aufgabe. Wenn der Verwundete in ſeinen Fiebern

lag, irrte ſeine verwirrte Erinnerung durch alle die Ereigniſſe der letzten Zeit umher, und Haß, Liebe, Zorn und Schmerz, ſtarre Entſchloſſenheit und wehmütige Klage fanden in herzerſchütternden Worten den Weg über ſeine Lippen oder ſpannen ſich in phantaſtiſche Träume aus. Adelaide hörte mit blutendem Herzen die harten Drohungen, die er gegen ſie ſelbſt ausſtieß; aber ſchmerzlicher war ihr die leiſe Klage, mit der er über den Verluſt ihres kindlichen Gehorſams, über ſeine getäuſchte Vaterliebe trauerte; wenn indeſſen ihr Gewiſſen auf jede dieſer Anklagen eine Verteidigung wußte und ihr Herz entſchloſſen war, für jede Klage einen Troſt zu finden, ſo konnte ſie dagegen andern Äußerungen des Fieberkranken nur mit Thränen Antwort geben.

„Haltet ihn, haltet ihn," ſchrie er mit zorniger Geberde, „werft ihn nieder, den ſchändlichen Rebellen, der unſer Volk verführt und ſeine Treue in Trotz verwandelt; warum laßt ihr ihn frei, den ſchwarzen Betrüger? Rüttelſt Du an Schloß und Riegel, Adelaide, mein Kind, mein einziges Kind? Wie lange iſt es her, daß er Dich geſtohlen hat in einer finſtern Nacht und Dich verborgen, wo ich Dich nicht mehr finden kann? Ach, nun darf ich's der Welt nicht ſagen, daß er ein Schelm und Dieb iſt, denn ſieh, ſieh, ſie nicken ihm zu und beugen ſich vor ihm, weil er eine große Kanone im Arme trägt; ich grüße ihn nicht und will ihm die Hand ins Geſicht ſchlagen, drum richtet er ſeine Kanone nach mir und ruft dem Volke zu, mich zu verlaſſen, wenn es nicht mit mir umkommen wolle. Es flieht, es flieht, weh, weh, jetzt hat mich ſeine Kugel getroffen, Amiel, Amiel, hilf mir, hilf Deinem Vater, wenn Du gegen den Feind reiteſt!"

Es wäre für Adelaide eine tröſtliche Erleichterung geweſen, wenn der Kranke den Namen des Marquis mit in ſeine Verwünſchungen hineingezogen hätte; aber dieſer wurde nie anders als mit den rührendſten Ausdrücken des Dankes und der Hoff-

nung genannt, und es war wohl gewiß, daß von ſeinem ſchmählichen Verrate keine Ahnung in die Seele des Oberſten gekommen, bevor ſie vom Taumel des Fiebers ergriffen worden war.

Als Adelaide am Sonntagmorgen wieder in das Krankengemach trat, fand ſie neben dem alten Ulrich den jungen Herrn von Dießbach, der ihr ernſt die Hand entgegen bot. „Ich komme, um Dir noch Lebewohl zu ſagen, liebe Couſine," ſagte er leiſe, „ich reite dieſen Morgen zu meinen Kameraden zurück — der Himmel weiß, ob und wie wir uns wiederſehen werden."

„Wir wollen hoffen mit freudigerm Herzen, als wir ſcheiden," antwortete Adelaide mit einem bekümmerten Blicke auf den Vater, der in unruhigem Schlummer lag; „Du ſiehſt bleich und müde aus, Vetter."

„Ach," erwiderte er mit leiſem Kopfſchütteln, „ich bin ſo fröhlich in den Krieg gezogen, und jetzt möcht' ich faſt Deinen armen Vater beneiden, daß er den Jammer nicht mit anſehen muß. Ich bin geſtern den ganzen Tag und dieſe Nacht herumgelaufen, um Kartätſchen für unſere wackern Kanoniere zu bekommen; Alles vergeblich. Ich weiß nicht, wie ich vor unſern braven Hauptmann treten ſoll."

„Der elende Mädchenräuber!" rief der Oberſt. Der Junker fuhr erſchrocken auf, und Adelaide eilte, um ihre bekümmerte Verlegenheit zu verbergen, an das Krankenbett. „Er ſchlummert wieder," flüſterte ſie, nachdem ſie ſich eine Weile über den Vater gebeugt; „ach, Vetter, Du haſt wenig Urſache, ihn um ſeine Fieberträume zu beneiden."

„Er kämpft mit Träumen," entgegnete der Junker langſam, „die ſpurlos vorübergehen oder mit dem letzten großen Traume enden; ich bin noch jung und habe es mit einer Wirklichkeit zu thun, die mir die Hoffnung ſtiehlt und die Lebensluſt vergiftet."

„Die Ratsglocke, die Ratsglocke,“ rief der Kranke, „hört Ihr's, Herr v. Amiel? Sie verſammeln ſich, um ihren Undank wieder gut zu machen, ich hab' es wohl geſagt!“

Von der Stadt her erklang wirklich durch die Morgendämmerung ein helles Glöcklein, das wie von ungewiſſer, zagender Hand angezogen zu werden ſchien. „Beim Himmel, Dein Vater hat recht,“ rief nun auch der Junker, „es iſt die Ratsglocke! was ſoll das an dieſem Tage und in dieſer Frühſtunde!“

„Wohl nichts Gutes,“ erwiderte Adelaide, „der Vater hält die Augen geſchloſſen, der Klang muß ihm unbewußt in ſeine Träume hineingedrungen ſein.“

„Ob am Ende Friede geſchloſſen werden ſoll?“ ſagte der Junker; „es ſind geſtern Abgeordnete an den General Brüne nach Freiburg abgegangen. Ich eile ſchnell nach der Stadt hinein und will Dir noch Bericht bringen, bevor ich fortgehe, Couſine.“ Ohne Antwort abzuwarten, eilte er in den Hof hinunter und gallopierte die Allee hinaus.

Gegen die Stadt herangekommen, ſah er verworrene Haufen Soldaten und Landſturm ſich dem obern Thore zudrängen, die ihm mit einem Male den Weg verſperrten. Er hielt an und blickte um ſich, ob er nicht auf einem freien Seitenwege der Mauer entlang ſchneller an ſein Ziel gelangen könne, als er hinter ſich her raſchen Hufſchlag vernahm und den Oberſten Stettler heranreiten ſah. Der alte Herr hielt den Kopf wie in Gedanken verloren tief vorwärts gebeugt und ſchien ſich wenig darum zu kümmern, ob die auf der Straße Gehenden ſeinem Pferde ausweichen mochten; wenigſtens gab er ſich nicht die Mühe, auf die zornigen Worte, die ihm da und dort nachgerufen wurden, um ſich zu blicken, wenn nicht etwa das raſche Emporheben und wieder Sinkenlaſſen ſeines Meerrohrſtockes als Antwort angeſehen werden wollte. Der Junker rief ihn zweimal an, bevor er aufſchaute, um dann, langſam ſich be-

ſinnend, mit der flachen Hand über das ſchmale hagere Geſicht herabzufahren. „Eine unerwartete Begegnung, Herr Pate,“ ſagte der Junker ſalutierend, „ich hätte Euch eher bei Laupen oder Neueneck geſucht.“

„Ah, Du biſt es, Fritz,“ erwiderte der Oberſt, aus deſſen grauen Augen ein düſteres Feuer blitzte, langſam; „ja, es ſucht jetzt Mancher den Andern am unrechten Orte, da Keiner am rechten zu finden iſt. Platz da, daß wir durch können!“

„Ich glaube, wir thäten beſſer, hier an der Mauer hinabzureiten,“ ſagte der Junker, „wir kämen ſchneller in die Stadt hinein.“

„Es iſt ſonſt nicht meine Gewohnheit, Umwege zu machen,“ entgegnete der Oberſt, ſein Pferd der angedeuteten Richtung zulenkend, „aber jetzt wird manche alte Gewohnheit abgethan. Hörſt Du, wie die Beſtie heult?“ Er riß mit dieſen Worten ſein Tier zornig wieder herum, um ſeinen Rohrſtock drohend gegen einen Haufen emporzuheben, der, am Thorbogen zuſammengedrängt, ein wildes Geſchrei erhoben hatte. Der Junker konnte nicht verſtehen, was die Leute durcheinanderriefen; aber er ſah ihre zornigen Geberden, und es ſchien ihm, als ob einzelne Gewehrläufe unheildrohend über die Köpfe emporgeſtreckt würden. „Kommt, kommt Pate,“ rief er leiſe, das Pferd ſeines Begleiters am Zügel faſſend, „es ſind Betrunkene, die nicht wiſſen, was ſie thun oder anfangen!“

„Es iſt zu ſpät, ſie ſind nicht betrunken,“ erwiderte der Oberſt mühſam, aber ſein Tier ohne Abwehr führen laſſend, „ich habe wohl ein paar Halunken erkannt, die zu meiner Diviſion gehören und davon gelaufen ſind. Die Schmach zu erleben, ſie nicht augenblicklich erſchießen laſſen zu können!“

„Aber was führt Euch denn hieher, Pate,“ fragte der Junker ablenkend, über die Heftigkeit des alten Soldaten beunruhigt, „wißt Ihr vielleicht, was die Ratsglocke zu ſo ungewöhnlicher Zeit zu bedeuten hat?“

Der Oberſt nickte ein paarmal langſam mit dem Kopfe. „Eine Komödie, Fritz,“ ſagte er endlich, die Lippen zuſammenpreſſend, „in der ich zu guter Letzt auch noch ein Stücklein Hanswurſt mitſpielen ſoll. Drum bin ich hergekommen.“

Dieſe Worte waren mit ſo ſchneidendem Hohne hervorgeſtoßen, daß der Junker überraſcht und erſchreckt auf den alten Herrn ſchaute. „Ich verſteh' Euch nicht, Pate,“ ſagte er zögernd, „wahrhaftig, ich verſteh' Euch nicht.“

„Dazu biſt Du auch noch zu jung, wenn ich Dir's ſchon erklären wollte,“ entgegnete der Oberſt mit dem gleichen Tone des Ingrimmes; „doch komm' nur mit, Du kannſt wenigſtens zuſehen, wie entartete Knaben ihre toten Väter ermorden. Du guckſt mich an und denkſt, es ſei unrichtig geworden unter meinen alten Schädelknochen.“

„Ihr ängſtigt mich, um des Himmelswillen, was ſoll es denn geben!“

„Nichts, Junker v. Dießbach — eine Lappalie. Die Franzoſen verlangen, unſere Obrigkeit ſoll abtreten und einer Jakobinerbande Platz machen; jetzt werden Rät und Burger verſammelt, um ihnen den kleinen Gefallen zu thun.“

„Ihr treibt Euern Spott mit mir,“ rief der Junker unwillig, „und ſeht doch, daß ich auch ein Soldatenkleid trage.“

„Leg' es ab, Fritz,“ erwiderte der Oberſt nach kurzem Schweigen mit verändertem, faſt wehmütigem Tone, „leg' es ab, wenn Dir Dein alter Pate noch einen Rat geben kann, und ſchände Deinen jungen Leib nicht länger damit. Dein Bruder liegt ſchon unterm Boden — was willſt Du Dein friſches Leben für Sünden zum Opfer bringen, die Du nicht begangen haſt? Siehſt Du dort, wie ſich die Haufen zeternd und heulend der Rathaustreppe zudrängen? Unſere neuen Staatsweiſen nennen es Volk, dieſes launige, zügelloſe, feige, blutgierige und kopfloſe Ungeheuer; ſie haben es gehätſchelt und gepflegt, ihm von ſeiner Kraft vorgeſchwatzt und jeden

Trotz, jeden Frevel im Kleinen und Großen nachgesehen, wie man einem Kinde seine unschädlichen Unarten nachsieht; aber das Kind ist groß geworden, lechzt jetzt nach unserem Blute und schickt sich an, uns in Ketten zu schlagen. Hah!"

Der Junker, von diesen Worten des alten Herrn, den er in seinem Leben nie so eifrig hatte sprechen hören, verwirrt und gerührt, wagte keine Einwendung zu machen. Er gedachte bloß zu erwidern, daß sein Pate die Sachen doch vielleicht zu schwarz ansehe und der Große Rat ja unmöglich jetzt einen solchen Beschluß fassen könne, ohne sich selbst das Todesurteil zu sprechen; aber im Augenblicke, als er den Mund öffnen wollte, fiel sein Blick, indem sie über die Kreuzgasse ritten, auf die alte Rathausuhr. Ihr Zeiger stand noch immer auf der sechsten Morgenstunde und mußte also in dem Augenblicke stehen geblieben sein, als das Glöcklein zur Versammlung der obersten Behörde der Republik angeschlagen hatte. „Die Uhr ist abgelaufen," ging es bei diesem Anblicke durch seine Gedanken; „Ihr mögt recht haben, Pate."

Die beiden Reiter mußten von den Pferden steigen, um sich durch das Gewühl zu drängen, das in wüstem Gewirre vor dem Rathause auf- und niederwogte. Es war ein unheimlicher, beängstigender Anblick. Greise und Knaben, Weiber und Kinder, wilde, drohende Geberden neben angstvollen, klagenden Gesichtern. Während die einen den beiden Ankömmlingen ehrerbietig auszuweichen suchten, drängten andere sich ihnen geflissentlich in den Weg, laute Verwünschungen gegen die Aristokraten und Verräter ausstoßend und mit grimmigen Blicken die Waffen schüttelnd, die ihnen eben zur Hand waren. „Was sagst Du, Schurke," rief der Oberst plötzlich, einen Soldaten mit eisernem Griffe an der Kehle fassend, „was schreist Du von Verrätern, Du feiger Wicht!" Aber im Augenblicke war er von drohenden Gestalten und wütendem Geschrei umringt, das nach Gewalt und Todschlag heulte. Der Junker zog ohne

langes Besinnen den Degen, um sich den Andringenden entgegenzustellen, doch der Oberst schleuderte den Soldaten gegen die Mauer zurück und sagte kaltblütig: „Steck' ein, Fritz! unsere Klingen besudeln sich nicht mit dieser desertierten Canaille.“ Er hob langsam den Rohrstock empor, überfuhr das Gewühl mit blitzenden Augen und rief: „Platz da zum Rathause, wem sein Schädel lieb ist!“ Dabei blieb er hoch aufgerichtet stehen, mit dem Stocke nach der breiten Treppe deutend, an deren Fuß die aufgestellten Posten der Stadtwache mit Mühe dem Andrange zu wehren suchten. Und doch war die Gewohnheitsmacht althergebrachten Gehorsames noch nicht gänzlich gebrochen. Es zuckte ein halb zorniges, halb wehmütiges Lächeln um den Mund des alten Soldaten, als er langsam den schmalen Weg durchschritt, der sich vor ihm aufgethan hatte. „Hätten wir die Zügel nie fallen lassen,“ sagte er, die Rathaustreppe hinansteigend, „so wäre das Tier in der Bahn geblieben — nimm Dir das zur Lehre, Fritz.“ „Wer war denn der Soldat, den Ihr faßtet?“ fragte dieser aufatmend — „ich muß ihn schon gesehen haben.“ „Vor zehn Minuten vielleicht, am oberen Thore,“ erwiderte der Oberst; „ein degradierter Aidemajor — Wacker, läßt sich der Bursche schelten. Doch komm' nur mit in den Saal hinein — er hat Vettern drinnen.“

Der Jüngling folgte seinem Führer nach der weiten Halle. Wie drunten auf der Straße, wogten auch hier die Meinungen durcheinander, nicht mit so rohen Worten und wilden Geberden, aber mit nicht geringerer Leidenschaft, mit nicht so dunkel verworrener Planlosigkeit, aber mit dem nämlichen Mangel an freier, hochherzig versöhnender Gesinnung. Wohl wurde von diesem und jenem Munde mit herzerschütternden Worten der Geist der Ahnen herabbeschworen, den Enkeln in der schweren Stunde der Entscheidung beizustehen; aber dieser Geist war von den Hadernden längst entwichen und schien nur

noch mit banger Klage um ein Haupt zu ſchweben, das ernſt und ſtumm vom erhabenen Schultheißenſtuhle auf die Verſammlung niederſchaute. Es ging wie ein dumpfes Dröhnen durch das alte ſtolze Gebäude, als endlich der Beſchluß ausgerufen wurde: „Im Angeſicht der bedrohlichen Lage des Landes habe die bisherige Regierung der Stadt und Republik Bern abzudanken und eine neue proviſoriſche an ihre Stelle zu treten.“

Als die verhängnisvollen Worte verhallt waren, erhob ſich der Oberſt langſam von ſeinem Sitze. Ebenſo langſam und gemeſſen zog er den Degen aus der Scheide, faßte mit der Linken die Spitze der bloßen Klinge, bog dieſelbe zuſammen, bis ſie mit ſchrillem Klange mitten entzwei ſprang, und warf die Stücke klirrend in den Saal hinab. Dann ſchritt er, ohne ein Wort zu ſprechen, zur Thüre hinaus.

Verwirrt, von Zorn und Schmerz beſtürmt, war der Junker nicht imſtande, ihm zu folgen. Er hielt ſeine Augen auf das Antlitz des Schultheißen geheftet, der dem ſcheidenden Soldaten ſchweigend nachſchaute, bis er durch die Thüre verſchwunden war. Atemloſe Stille legte ſich über die Verſammlung, als dieſer langſam die Rechte emporhob. „Ihr habt gethan,“ rief er, „was Ihr für das Beſte des Landes und Volkes für unerläßlich haltet. Ihr glaubt, die Irrtümer einer langen Vergangenheit in einer Stunde gut zu machen, und habt dem Feinde die halbtauſendjährige, nie angetaſtete Würde unſerer Republik zu Eurer Rettung preisgegeben; aber retten wird Euch das nicht, und geſchäh' es auch, ich will von dem Vertrage ausgeſchloſſen ſein. Möge der Herr aller Herrſcher den neuen Regenten Kraft und Weisheit verleihen; ich gehe, wohin mich Pflicht und Ehre rufen.“ Unter der Thüre warf er noch einen Blick auf die Verſammlung zurück, die ſich in ſtummer Ehrfurcht von ihren Sitzen erhoben hatte.

Der Junker folgte ihm wie im Traume durch den hallenden Gang der Treppe zu. „Es freut mich, daß Du noch da bist, Vetter," ſagte der Greis, als er ihn bemerkte; „die Jugend kann nie zu früh das Ende alles Menſchlichen ſehen. Komm' in einer Stunde zu mir; ich weiß, wo Dein Hauptmann iſt, und werde Dich zu ihm begleiten." Er machte mit der Rechten eine abwehrende Bewegung gegen den Jüngling und ſchritt auf die Treppe hinaus.

„Nun noch zum Abſchiede nach Holligen und dann mit dem Schultheißen den Ehrengang," ſagte der Jüngling vor ſich hin, dem mutigen Tiere die Zügel laſſend; aber kaum war er durch das Zeitglockenthor geritten, als er dieſelben wieder anzog, um auf ein tobendes Geſchrei zu horchen, das ihm vom oberen Thore die Straße herab entgegenkam. „Was gibt es dort droben?" rief er einem Stadtſoldaten zu, „was hat der Lärm zu bedeuten?" „Ich weiß es ſelbſt nicht, Herr," erwiderte der Vorübereilende; „ſie ſollen einen Offizier erſchoſſen haben."

Voll unheilvoller Ahnung ergriffen, ſetzte der Junker dem Pferde die Sporen ein; aber als er am Käfigturme vorbei auf den Bärenplatz gelangte, wälzte ſich ihm unter dem wilden Gebrülle: „Nieder mit den Verrätern! Tod den Ariſtokraten!" ein unabſehbarer, tobender Haufe entgegen. Vor ihm her marſchierte ein Mann in Uniform, der auf der Spitze ſeines Bajonettes einen mit friſchem Blute bedeckten Offiziershut wie eine Fahne ſchwang. Mit Entſetzen erkannte der Junker beim erſten Anblicke den Soldaten und ſein trauriges Siegeszeichen. Es war der degradierte Aidemajor Wacker, der den Treſſenhut des ermordeten Oberſten von Stettler triumphierend durch die Straßen trug.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Zwei kleine Stunden nördlich der Stadt führt die alte Straße von Bern nach Solothurn und der Oſtſchweiz durch das Grauholz, eine ausgedehnte Waldung, die, von den ſteileren Abhängen des Gebirges niederſteigend, eine Reihe wellenförmiger Anhöhen mit dunkler Tannennacht bedeckt.

In der Nacht des Sonntags, in deſſen Frühe der letzte Schultheiß des alten Bern von ſeinem Stuhle herabgeſtiegen war, ging ein geſchäftiges Leben durch dieſen Wald. Es ließ ſich kein Lärm hören, kein deutliches Geräuſch unterſcheiden, nur allerwärts ein dumpfes Summen, wie es vor dem herannahenden Sturme den Wald zu durchziehen pflegt; doch die Lüfte ruhten, und zwiſchen den träg hängenden Wolken ſchauten die Sterne auf die ſchwarzen Tannenwipfel herab. An dieſe wirbelte da und dort ein heller Schein empor, der bald mit grellen Lichtern um die einzelnen Zweige ſpielte, bald ſich in eine rot aufqualmende Rauchwolke verhüllte. Es war offenbar, daß weit durch den tiefen Waldgrund nächtliche Feuer brannten; aber das dichte Unterholz verbarg ſie den Blicken und machte ihren in der Höhe ſichtbaren Schein um ſo geheimnisvoller, als auch diejenigen, welche ſie angezündet, unſichtbar blieben.

Etwa zweihundert Schritte außerhalb des kleinen Wirtshauſes „zum Sand“ war eines dieſer Feuer nahe an die Straße gerückt und das Geſtrüpp rings um dasſelbe abgeſchnitten. Auf dem erhellten Raume ſchritten in angelegentlichem, aber leiſe geführtem Geſpräche mehrere Männer auf und nieder, deren Degengefäſſe, Treſſen und Bandeliere kurze glänzende Lichter warfen, wenn ſie dem Feuer näher kamen. Vor demſelben ſaßen drei andere der Straße zugekehrt auf einem gefällten Eichenſtamme, ebenfalls im Geſpräche vertieft, während aus dem Hintergrunde manchmal das Scharren und

Stampfen von Pferden gehört wurde, die dort an den Bäumen festgebunden waren.

„Wir haben uns in vielen Dingen schwer geirrt," sagte der eine von den dreien, dem nur hie und da bei einer raschen Bewegung die reichgestickte Uniform unter einem dunklen Reitermantel hervorschimmerte; „wenn unser Hauptmann sagt, wir hätten zu viel rückwärts, statt in die lebendige Gegenwart und vorwärts in die Zukunft geschaut, so hat er wenigstens in einem Punkte vollkommen recht. Wie viel ist von Laupen, Murten und Grandson gesprochen worden, und wie mancher glaubte aufrichtig, in der bloßen Erinnerung an vergangene Heldenzeiten selbst ein Held zu sein!"

„Und doch habt Ihr selbst uns aus den letzten Gefechten einzelne Züge erzählt, die sich würdig an die Thaten unserer Väter anreihen," entgegnete der neben dem Offizier Sitzende, ein hoher, stattlicher Greis in einem dunkeln, halb bürgerlichen, halb kriegerischen Anzuge; „könnt Ihr das in Abrede stellen, mein lieber General?"

„Das ist auch meine Absicht nicht, Euer Gnaden," erwiderte der Gefragte; „was bliebe uns sonst noch zum Troste übrig?"

„Ich versteh' Euch, General," erwiderte der Greis, „es braucht manchen Sternenblick, um eine Wetterwolke zu erhellen, wie manche schöne That, um einen Mord aufzuwiegen. Mord — vor den Thoren der Stadt an einem der ersten Führer begangen; wer hätte sich träumen lassen, noch solche Tage erleben zu müssen!"

„Erleben, aber nicht lange überleben," murmelte der General.

„Nicht überleben?" fuhr der andere fort: „Von der Hand seiner Mitbürger fallen, da der Feind im Angesichte steht — der Gedanke will mir das Herz ersticken"

„Ich fürchte, Ihr deutet den Tod des unglücklichen Obersten zu schwarz, Herr Schultheiß," sagte der Jüngste von den

Dreien; „er iſt wohl nicht als Führer von der Hand ſeiner Untergebenen, er iſt als Opfer einer perſönlichen Rache gefallen.“

„Es iſt ein ſchönes Vorrecht der Jugend, das ſchwache Alter in ſeinem Leid mit ihrer freundlichern Anſicht zu tröſten,“ wendete ſich der Schultheiß mit wehmütigem Lächeln an ſeinen Nebenmann zur Linken; „aber geht Ihr in dieſem Beſtreben nicht vielleicht weiter, lieber Hauptmann, als Euer ſcharfſichtiges Urteil ſonſt geſtatten würde? Wenn auch perſönliche Rache die Hand des Mörders geführt, wie ich wohl annehme, ſo kann ich mir den ganzen traurigen Vorfall doch unter keinem andern Geſichtspunkte vorſtellen, als daß der arme Oberſt als Repräſentant ſeines Standes, als Patrizier, durch den Volkshaß gefallen ſei. Jedes ſeiner Worte, die geringfügigſte ſeiner Handlungen trug jederzeit ſo ſcharf den Stempel der Verhältniſſe, in denen er geboren und in denen er ſein Leben zugebracht, daß alle ſeine perſönlichen Eigenſchaften nur als klare Ausprägung ſeiner Standesanſichten erſchienen.

„Bei dem innigſten Bedauern über das beklagenswerte Ende des Mannes,“ erwiderte der Hauptmann, „tröſtet mich die feſte Überzeugung, daß unſer Volk den Meuchelmord im tiefſten Grunde ſeiner Seele haßt und verabſcheut.“

„Der Himmel bewahre meine alten Tage vor dem Unrechte, eine unbegründete Anklage gegen unſer Volk zu erheben,“ ſagte der Schultheiß. „Haben wir nicht ſelbſt die Schlange des Verrats am eigenen Buſen gehegt und ſo dem giftigen Samen den Boden gelockert? Wir nennen das Verhängnis ſo gerne rätſelhaft, und doch geht es immer die einfachen Wege, die ſchon eine uralte Weisheit angedeutet: Wen der Himmel verderben will, den ſchlägt er mit Blindheit.“

„Aber dieſe Blindheit iſt für uns ein Vätererbteil geweſen, das wir glaubten heilig halten zu müſſen,“ ſagte der General leiſe. „Ich habe ſie mit dem Feldherrenruhme meiner Ahnen überkommen, der in mir erlöſchen wird!“ Die wohllautende

Stimme erzitterte hörbar bei den letzten Worten, und der Enkel des Siegers von Laupen verhüllte mit dem Mantel das Antlitz, um den Kampf der schmerzlichen Gefühle zu verbergen, die seine Brust bestürmten.

Bald folgten rasch erteilte Befehle, warmer Händedruck und kurzes Abschiedswort, und in wenigen Minuten sprengte der größere Teil der bisher am Feuer Versammelten nach verschiedenen Richtungen in die Nacht hinaus.

Zwei von ihnen schlugen am Waldrande die Straße linkerhand ein und ritten in scharfem Trabe dem Dorfe Urtenen entgegen. Obwohl Mitternacht nahte, brannte das Licht in allen Häusern, und da und dort schallte der eintönige Gesang von geistlichen Liedern auf die Straße heraus; die beiden Reiter achteten jedoch, jeder in seine Gedanken verloren, wenig auf dieses fromme Thun und bemerkten nicht einmal, daß sich ihnen an einem der letzten Häuser ein Dritter anschloß, der nur ein paar Schritte hinter ihnen drein trabte. Er war in einen langen dunkeln Mantel gehüllt, dessen hoher Kragen fast den Kopf überragte; obwohl sein Pferd ermüdet schien, strengte er sich an, mit den beiden Andern möglichst Schritt zu halten und in ihrer Nähe zu bleiben. Endlich, als sie bereits dem Walde zuritten, der sich wie eine hohe schwarze Mauer vor ihnen erhob, mußten sie ihn bemerkt haben, und der Eine rief ihm ein lautes „Wer da?" entgegen. „Gut Freund, Herr Hauptmann!" antwortete der Unbekannte, sein Tier neben dasjenige des Anrufers vorgehen lassend; „wenn Ihr erlaubt — wir haben eine Strecke den nämlichen Weg vor uns."

„Ihr scheint mich zu kennen," erwiderte der Hauptmann, indem er sein Pferd wieder schärfer antraben ließ, „doch könnt' ich das Nämliche von Euch nicht sagen. Die Nacht ist finster, und Ihr habt Euch warm zugedeckt."

„Ich kenn' auch bloß Euern militärischen Grad," entgegnete der Fremde, „und dies selbst erst seit einigen Minuten.

Der Lichtſchein im Dorfe drinnen ließ mich Euere Uniform unterſcheiden."

„Da müßt Ihr ein ſcharfes Auge haben," ſagte der Hauptmann; „ich dächte, der Mantel würde jedes Unterſcheidungszeichen unſichtbar machen".

„Er wurde Euch im ſcharfen Ritte zurückgeweht," entgegnete der Andere ruhig; „ich ſah die goldene Achſelſchnur Euch über die Bruſt herabhängen."

Der Hauptmann ließ ſeine Hand am Mantel niedergleiten und fand dieſen bis auf den Sattel herab feſt zugeknöpft, ſo daß er weder über Bruſt noch Schultern eine Öffnung gelaſſen haben konnte. „Hört Freund," ſagte er deshalb, als ſie den Waldrand erreicht hatten, „die Zeiten verlangen Vorſicht, und Ihr werdet mir daher ohne Umſchweife ſagen, wer Ihr ſeid und was Euch noch ſo ſpät auf die Straße führt. Der Sprache nach zu ſchließen, ſeid Ihr nicht in der Gegend zu Hauſe."

„Nun denn," erwiderte der Fremde, ſein Pferd anhaltend, „ich habe einen Auftrag an Euch, Herr Hauptmann."

„An mich? Von wem?"

„An Euch; aber er iſt auch nur für Euch beſtimmt, und ich muß Euch daher bitten, mir etwas näher zu kommen; Ihr ſeht, ich habe keine Waffe zur Hand."

Überraſcht und neugierig ritt der Hauptmann ein paar Schritte vor und beugte ſich vom Sattel zu dem Fremden hinüber. „Hört," begann dieſer mit leiſer, aber nachdrücklicher Stimme, „Ihr geht auf falſchen Wegen, guter Freund; kehrt augenblicklich um und reitet nach Bern, wenn Ihr das Fräulein von Holligen noch einmal ſehen wollt — morgen iſt's zu ſpät."

„Was ſagt Ihr da?" rief der Hauptmann, „was wißt Ihr von dem Fräulein? Was für eine Gefahr ſollt' ihr drohen?"

„Eine Gefahr, vor der Ihr ſie nicht ſo leicht bewahren werdet," raunte der Unbekannte; „denkt an Amiel!" Mit dieſen

Worten rutſchte er vom Pferde herunter und kugelte, wie ein Igel zuſammengerollt, in den Straßengraben. „Was iſt das,“ rief der Hauptmann, überraſcht vom Sattel ſpringend und in wenig Sätzen ſich auf die dunkle Maſſe in den Graben ſtürzend, „wer hat Dir von der Gefahr geſagt, Burſche?“

„Der Teufel,“ antwortete es aus dem Gebüſche zurück, „der morgen Euern Schatz holen wird.“

Die ganze Szene war ſo raſch vorübergegangen, daß der Begleiter des Hauptmanns, der einige Schritte zurückgeblieben war, eben erſt zur Stelle kam, als dieſer den leeren Mantel des Unbekannten aus dem Graben zog. Er feuerte ohne langes Beſinnen ſeine Piſtolen in das Gebüſch, aber der Knall war noch nicht verhallt, als es weit ſeitwärts rief: „Spart das Pulver, Junker, und folgt meinem Rate, Herr Hauptmann!“

Die Beiden ſahen ſich durch die Dunkelheit ſchweigend und betroffen an, bis der Hauptmann endlich ärgerlich murmelte: „Der Teufel — ich glaube ſelbſt, ein Beſſerer iſt nicht im Spiele, Junker.“

„Wenn es aber der Höllenfürſt ſelbſt geweſen iſt,“ entgegnete der Lieutenant in gleichem Tone, „ſo wag' ich zu behaupten, daß ſeine Majeſtät ſehr ſchlecht beritten waren; bei meiner Ehre, das Tier ſteht da, wie ein lebensmüder Karrengaul.“

„Ich denke, bei näherer Betrachtung wird es auch nicht viel anderes ſein,“ ſagte der Hauptmann, auf das Roß des Unbekannten, das geduldig ſtehen geblieben, zutretend; „für einmal ſind weder Sattel noch Zügel da, ein einfacher Strick hat den Dienſt der letztern verſehen.“

„So wird das Rätſel auch bald gelöſt ſein,“ rief der Junker; „der Burſche iſt ein Roßdieb, der das Tier während der ſingenden Andacht der Leute drinnen im Dorfe geſtohlen hat, und da ſind wir ihm in die Quere gekommen. Laßt ſehen, welchen

Weg er einſchlägt.“ Er ließ ſeine Reitpeitſche mit leichtem Schlage auf den Rücken des Roſſes niederfallen, das ſich in der That ſofort langſam wendete, um gemächlich nach dem Dorfe zurückzutrotten.

Obwohl der Hauptmann von dieſer Erklärung wenig befriedigt war, würde es dennoch unnütz geweſen ſein, für jetzt eine befriedigendere zu ſuchen. Der Menſch konnte in Nacht und Wald nicht verfolgt werden, und ſein ſonderbares Thun gab den Vermutungen ſo vielen Spielraum, daß vielleicht die unwahrſcheinlichſte der Wahrheit am nächſten kam. Aber gerade das war es, was den Hauptmann am meiſten beunruhigte; der Unbekannte hatte ſeine Gedanken und Gefühle an der Seite angefaßt, wo ſie in dieſem Augenblicke am wenigſten Widerſtand zu leiſten vermochten.

So ſtand er, den linken Fuß in den Bügel geſtellt, in Gedanken verloren neben ſeinem Pferde, bis er ſich ſelbſt ein lautes, aber hörbar mit mühſamer Stimme hervorgeſtoßenes „Vorwärts!“ zurief. Er warf den Mantel des Unbekannten haſtig hinter ſich und begann dann raſch den Wald abwärts zu reiten; aber ſo ſchnell er ritt, die quälende Unruhe blieb nicht zurück. Wie, ſprach es in ihm, wie hat der Fremde meine geheimſten Gedanken erraten, die mich wie finſtere Dämonen verfolgen, ſeit ich weiß, daß Adelaide wieder im Hauſe ihres Vaters iſt? War er doch vielleicht von ihr geſchickt, und werd' ich dieſe Furcht nicht los, weil ſie auch ihr Herz mit Grauen und Entſetzen erfüllt? Und warum ſollte es nicht ſo ſein? Ja, wenn wir unterliegen, wenn der gewiſſenloſe Böſewicht mit dem ſiegreichen Feinde nach Bern käme — Ordnung und Sicherheit ſind dahin — ihre Freunde tot, gefangen, zerſtreut und der Vater in dem einſamen Schloſſe hilflos darnieder liegend! „Barmherziger Himmel,“ ſeufzte er, den Schweiß von der Stirne trocknend, „der Gedanke könnte mich wahnſinnig machen.“

Es fing an zu ſchwindeln in ſeinem Kopfe, und er fühlte, daß ſich die immer ſteigende Angſt ſeiner ſchreckenvollen Vorſtellungen wie ein lähmendes Gift durch ſeine Glieder ergoß. Am Rande des Waldes angelangt, mußte er ſein Pferd anhalten, um das wilde Chaos ſeines Kummers zur Ruhe zu bringen.

So lange er nur die Scheidewand der Geburt und bürgerlichen Stellung zwiſchen ſich und ſeiner Liebe aufgetürmt geſehen, hatte er ſich mit dem Mute der Entſagung in ſein Los gefügt, der ſeine Hoffnung immer noch auf den Wechſel der Dinge ſtellt; ſagte ihm doch das eigene Herz, daß Adelaide aus Liebe zu ihrem Vater ihm wohl entſagen, aber nie die Treue brechen werde. Er hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß der ſtolze Schloßherr ſie nur ſeinetwegen, zur Strafe ihres Anteils an ſeiner Befreiung und um jede Verbindung mit ihm unmöglich zu machen, auf ſo geheimnisvolle Weiſe aus dem Hauſe entfernt habe; jetzt war dieſe Täuſchung mit einem Male verſchwunden. Die Nachrichten, welche ihm der Wachtmeiſter geſtern über ihre Heimkehr gebracht, hatten ihm deshalb nur kurze Freude gewährt, da er im Augenblicke überdachte, daß ſie bei einer unglücklichen Wendung des Krieges nun erſt dem Verfolger, vor dem ſie geflohen, hilflos in die Hände fallen könnte; doch hatte er gehofft, es werde ſich immer noch Zeit und Gelegenheit zu ſchützenden Vorkehren finden laſſen, auch wenn die neu angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Frieden führen ſollten. Jetzt aber war dieſe Hoffnung durch den raſchen Gang der Dinge vereitelt, ſeine Befürchtungen durch die Mitteilungen des Schultheißen über die Ausſagen des Judenbuben zu peinvoller Unruhe geſteigert; und nun noch dieſe nächtliche Botſchaft, die bei allem verdächtigen Geheimnis, das ſie umgab, nur allzu richtig die grauenvolle Gefahr angedeutet hatte! Bin ich nicht ein Thor, mein Leben fruchtlos für eine Sache in die Schanze zu ſchlagen, die ſchon

Tauſende verlaſſen haben, und dadurch auch ſie, die Alles für mich gewagt und gethan, ſchutzlos dem Verderben preiszugeben? Iſt es nicht meine heiligſte und erſte Pflicht, ſie vor dem Verruchten, an deſſen Händen das Blut ihres Verwandten klebt, in Sicherheit zu bringen, bis ihre natürlichen Beſchützer ihr wieder beizuſtehen vermögen? Und am Ende — handelt es ſich nicht auch um den Sturz der verwerflichen Verhältniſſe, denen wir Beide zum Opfer gebracht werden ſollten?

Dieſe Gedanken waren mit Blitzesſchnelle durch ſeinen Kopf gefahren, und ohne daß er's merkte, hatte ſich das Pferd umgewendet und einige Schritte nach dem Walde zurückgethan. „Was habt Ihr, Herr Hauptmann," rief der Junker leiſe, „ſeht Ihr etwas?"

„Ja, den hölliſchen Verſucher," erwiderte Herr Rudolf nach einigem Beſinnen; „aber kommt, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren." Er drehte das Pferd um und ſetzte ihm die Sporen ein, daß es in das Feld hinausſchoß. Sie hatten dasſelbe noch nicht durchritten, als ſich die Nacht erhellte und unter dem Klange der Sturmglocken rings von den Höhen die roten Feuerſäulen der Hochwachten emporſtiegen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Als die Beiden in ſcharfem Ritte die Höhe vor Fraubrunnen erreichten, hörten ſie im Dorfe Trompeten ſchmettern; weiter die Straße hinab und zur Rechten gegen Burgdorf hin rollte zwiſchen dem Sturmgeläute Trommelwirbel. „Ich glaube wahrhaftig," rief der Lieutenant, „unſere Kanoniere blaſen zum Aufſitzen; am Ende wären die ohne uns ausgerückt."

„Das nun wohl nicht," erwiderte der Hauptmann; „aber ich habe ihnen ſchon am Abend die Weiſung zugehen laſſen, die Pferde abzufüttern und ſich beim erſten Alarmzeichen in

Marſchbereitſchaft zu ſetzen.“ Dieſer Befehl war getreulich vollzogen. Als die Offiziere in den Schloßhof einritten, ſaßen die Fuhrleute bereits in den Sätteln, die Mannſchaft ſtand auf ihren Poſten neben den Feldſtücken, und die Unteroffiziere hielten ihre Roſſe an den Zügeln, zum Aufſitzen bereit. In einer Viertelſtunde rollte die Batterie zum Dorfe hinaus.

Ungefähr tauſend Schritte jenſeits desſelben ſteigt die Straße eine ſanfte Anhöhe hinan, auf welcher, von einer mächtigen Linde überdacht, ein ſchmuckloſer Denkſtein ſteht. Eine alte Inſchrift, die er trägt, erzählt, wie im Jahr 1375 vom Elſaße her ein wildes Kriegsvolk, ſeiner hohen Eiſenhüte wegen die Gugler genannt, mit Sengen und Brennen ins Land gekommen ſei, aber zur Stelle mit Gotteshilfe in blutiger Schlacht ſeinen Untergang gefunden habe. Hier befahl der Hauptmann Halt zu machen, während er ſelbſt mit dem Junker die Straße weiter ritt.

Die Kanoniere ſtanden in leiſen Geſprächen an ihren Stücken und ſchauten mit klopfendem Herzen in die Landſchaft hinaus, durch welche die Hochwachten leuchteten und mit immer wilderem Klange die Sturmglocken erſchallten. Vor ihnen und zur Linken ſtreckten ſich im Feuerſchein dunkle Waldungen dahin, während zur Rechten in der Tiefe ein grauer Duft über der Gegend ſchwamm, der den gewundenen Thalgründen der Emme folgte.

Der Wachtmeiſter lehnte an dem Denkſteine und blickte lange unverwandt nach dem Hauſe des Kirchmeyers, das am Rande der Anhöhe lag und mit einem matten Lichtſcheine herüberſchimmerte; dann ſtreckte er beide Arme aus, murmelte ein leiſes: „wie Gott es will“ und ging langſam hinter den aufgeſtellten Geſchützen herum, den Belper-Fritz aufzuſuchen.

Dieſer ſaß auf einer Laffette in leiſem Geſpräche mit Ruedi, der dem Wachtmeiſter ſchweigend die Hand entgegenreichte und ſich entfernte. „Warum geht er,“ fragte Chriſten, „hab' ich Euch geſtört?“

„Nein, einfältige Geſchichten," erwiderte der Belper-Fritz, mit der Hand über die Augen fahrend, „er hat mir Grüße an Vater und Mutter aufgetragen, und ſie ſollen nicht trauern um ihn, wenn er nicht mehr heimkehre."

„Das kann Jeder dem Andern auftragen," ſagte der Wachtmeiſter ernſt; „aber Keiner weiß, wer's ausrichten wird."

„Das denk' ich auch, aber auf alles Zureden ſchüttelt er den Kopf und meint, er habe ja lange genug gelebt, um das Sterben nicht zu fürchten."

„Wer weiß," ſprach der Wachtmeiſter langſam vor ſich hin, „vielleicht wünſcht am Abend noch Mancher, es hätte ihn ſtatt eines Andern getroffen."

„Nun, beim Himmel," rief der Belper-Fritz, von der Laffette aufſpringend, „jetzt fängſt Du das nämliche Lied an, das Ruedi geſungen hat. Nichts da — jetzt iſt keine Zeit dazu! Aber Eines muß ich Dir doch ſagen," fuhr er nach einem Augenblicke leiſer fort, „auch der Hauptmann will mir heute nicht recht gefallen; haſt Du nicht bemerkt, wie bleich er war, als er mit dem Junker ankam?"

„Es kam mir ſelbſt ſo vor," erwiderte der Wachtmeiſter; „er iſt wohl müde und wird den ganzen Tag und die Nacht wenig vom Sattel gekommen ſein."

„Nein, das iſt es nicht," ſchüttelte Belper-Fritz den Kopf, „mich wundert's nur, ob ihm der Junker nicht ſchlimmere Berichte von ſeiner ſchönen Baſe gebracht hat, als Du geſtern."

„Da du gerade darauf kommſt," ſagte der Wachtmeiſter nach einigem Beſinnen, „ſo will ich Dir noch etwas erzählen, Fritz, obwohl mir die Mutter verboten hat, es jetzt ſchon zu thun; aber ich weiß ja doch nicht, ob ich's ſpäter noch kann, und am Ende haſt Du bei der Marterturmgeſchichte ebenſowenig gefragt, ob es blutige Köpfe für uns abſetzen könnte, als ich ſelbſt."

„Nun, was werd' ich hören?" rief der Belper-Fritz neugierig.

„Ich habe Dir geſagt, ich wiſſe nicht, wo unſer Fräulein die Zeit über geweſen ſei und warum es daheim fortgegangen.“

„Und Du weißt es?“

Der Wachtmeiſter nickte bedächtig mit dem Kopfe. „Höre nur,“ fuhr er fort; „das Fräulein hatte von jeher einen Abſcheu vor dem Marquis, es fühlte ihm an, daß er ein Spitzbube ſei. Der gnädige Herr aber war anderer Meinung und wollte ihn ſogar zum Tochtermann haben, vielleicht bloß um unſern armen Hauptmann aus dem Felde zu ſchlagen. Gleichviel; am Morgen nach der Nacht, da dieſer freigeſprochen wurde, kam es im Schloſſe zu harten Worten, ich glaube faſt zu noch mehr, und der gnädige Herr ſchwur im Zorne hoch und heilig, daß er nun erſt mit der ganzen Macht des väterlichen Anſehens auf die Seite des Marquis treten wolle, bis er ſeinen Willen erfüllt ſehe. Das Fräulein klagte ſeine Not meiner Mutter, und dieſe war ſchnell entſchloſſen. Sie brachte es in der nächſten Nacht heimlich zu ihrer Schweſter, die mit ihrem Manne, dem alten Bannwart, hinterm Gurten droben haust, und dort hat ſich das Fräulein die ganze Zeit als Bauernmädchen verkleidet verborgen gehalten, ohne daß eine Seele davon erfahren hätte.“

„Na, da ſeh' mir einer die Weiber,“ rief der Belper-Fritz, „und der Hauptmann wußte nichts davon?“

„Gerade ſo viel wie Du und ich,“ ſagte der Wachtmeiſter; „meine Mutter gab das nicht zu; aber wacker hat ſie ſich doch für das bekümmerte Fräulein bemüht. Den ganzen Tag lief ſie um Nachrichten und ſchickte unſern alten Sepp nach allen Himmelsgegenden unter dem Vorwande, Korn zu kaufen — weißt Du, er ſuchte uns ja ein paar mal ſelbſt in unſern Quartieren auf. Und was ſie am Tage erfahren, das trug ſie jede Nacht getreulich nach dem Waldhauſe hinauf. Als am Freitage das erſte Gerücht von der Verräterei des Marquis nach Bern kam, nahm ſie ein paar Dublonen in die Hand,

ging mit denſelben friſch aufs Rathaus und hatte die Wahrheit erfahren, noch bevor ſie allen Herren vom Regimente ſelbſt bekannt geworden. Das war die froheſte Botſchaft, die ſie auf den Berg bringen konnte, und im Augenblicke war die Rückkehr ins Schloß beſchloſſen, da nun der falſche Mann, der zum Feinde übergegangen, nicht mehr zu fürchten war. Meine Mutter und das arme Fräulein wußten noch nichts von dem Unfalle, der den gnädigen Herrn betroffen hatte."

„Nun, bei meiner Treu," ſagte der Belper-Fritz, „jetzt könnt' ich dem Marquis ſeinen Schurkenſtreich bald nachſehen, da er damit den Frauen einen ſo guten Dienſt geleiſtet; denn ohne das möchten Deine Mutter und das Fräulein doch ſchwere Not bekommen haben, wenn der Oberſt die Geſchichte endlich entdeckt hätte."

„Das denk' ich auch," erwiderte der Wachtmeiſter, „aber meine Mutter beſinnt ſich nicht lange, wenn einmal Not am Mann iſt. Ich möcht' nur, daß der ſaubere Marquis mir ein wenig zwiſchen die Finger käme — ich wollt' die Rechnung ausgleichen."

„Oh, der wird ſich hüten," rief der Belper-Fritz; „aber horch, was iſt das?"

„Sie ſchießen — es iſt hinterm Schalunen-Walde; Gottlob, daß doch der Morgen da iſt."

Die Kanoniere horchten unruhig auf das Feuer, das ſich abwärts gegen Solothurn von Minute zu Minute lebhafter erhob und die Wälder mit einem dumpfen Toſen erfüllte. Noch ſtanden ſie allein auf dem dämmernden Felde, aber zu ihrer Rechten und im Rücken erſchallte in kurzen Pauſen Trommelwirbel oder auch ein verworrenes Geſchrei, und das Feld begann ſich allmählich mit Truppen und Landſturmſcharen zu bedecken. Doch auch der Lärm des Kampfes kam mit bedenklicher Schnelligkeit näher, und als der Hauptmann und der Lieutenant die Straße heranſprengten, ergoſſen ſich bald hinter

ihnen aus dem Walde flüchtige Scharen, die wie ein austretender Strom in verschiedenen Richtungen das Feld überschwemmten. Kaum einige Minuten später erschien unter Trommelschlag und lautschallendem Gesange die Spitze der feindlichen Kolonne am Waldrande. Der Wachtmeister warf noch einen ängstlichen Blick nach einer Landsturmschar, die sich vom Hause des Kirchmeyers langsam über das Feld heranbewegte, bückte sich dann auf die erste Piece nieder und horchte mit einer Empfindung süßen Grausens dem krachenden Knalle, der den Boden erschütterte.

Der Morgen war mild, und die Lüfte schienen in banger Erwartung sich nicht regen zu dürfen. Dem ersten Kanonenschusse folgte auf allen Seiten das Knattern des Kleingewehrfeuers, dessen Rauch das Feld in kurzer Frist mit einem undurchdringlichen Nebel bedeckte. Da und dort stürzten in denselben dichtgedrängte Haufen, denen ein wildes Geschrei folgte, das vom Handgemenge zusammenprallender Scharen Zeugnis gab; aber das Geschrei verstummte wieder, und aus dem Nebel tauchten nur noch einzelne Gestalten hervor, die rückwärts nach dem Walde oder Dorfe hin liefen.

Die Kanoniere selbst brachen sich mit ihren sausenden Kugeln eine lichtere Bahn, auf der sie ihr Ziel zu erkennen vermochten; doch mehr als einmal mußten sie das Feuer einstellen, um nicht die sich vorüberwälzenden Haufen der eigenen Leute niederzuschmettern, und hatten diese den Platz geräumt, so war er auch im Augenblicke von dem herandringenden Feinde eingenommen. „Ich will Dich ablösen, Wachtmeister," rief der Hauptmann, der eine Weile nachdenklich das Feld überschaut hatte, indem er vom Sattel sprang; „reite schleunig zu den Schützen hinüber, die dort droben am Walde stehen, und sage ihnen, daß sie sich augenblicklich hier herabziehen, sonst werden wir niedergeritten. Siehst Du dort?" Der Wachtmeister warf einen Blick über das Feld hinab, wo sich am

lichteren Saume der Rauchwolke ein dunkler Reiterſchwarm zuſammenzog, und jagte dann in geſtrecktem Laufe den Schützen entgegen.

Hie und da ſchlug eine Stückkugel in ſeiner Nähe ein und überſchüttete ihn mit aufgewühlter Erde. „Hoffentlich werden die Unſerigen beſſere Geſchäfte machen und nicht ſo nutzlos im leeren Felde herumfahren," ſagte er, mit unwillkürlichem Wohlgefallen auf die Schläge hörend, die unabläſſig aus ſeiner Batterie aufkrachten. Aber noch hatte er den Wald lange nicht erreicht, als ein unerwarteter Anblick ſeinen Gedanken eine andere Richtung gab. Die Schützen nämlich, die er ins Blachfeld herabholen ſollte, zogen ſich eilfertig ins Gebüſche zurück, um aus demſelben hervor ein lebhaftes Feuer zu eröffnen, und als der Wachtmeiſter nach der Urſache dieſer Bewegung um ſich blickte, ſah er mit Schrecken am jenſeitigen Waldrande die Spitze einer feindlichen Kolonne heraufmarſchieren.

„Wir werden umgangen," rief er erſchrocken, indem er das Roß wieder herumwarf, „und die Schützen dort ſind verloren für uns!" Aber auch hinter ihm ſchien ſich die Szene in der kurzen Zeit bedenklich verändert zu haben. In der Thaltiefe jenſeits der Batterie, welche die Luft noch fortwährend mit Donner und Blitz erſchütterte, zog ſich der Rauch und Lärm des Kleingewehrfeuers bereits in langen Streifen nach dem Dorfe hin — zum ſicheren Zeichen, daß das berniſche Fußvolk dort zurückgedrängt worden ſei; diesſeits ſtanden nur noch einzelne Landſturmhaufen, die in unſicheren Bewegungen hin und wieder zogen. Während der Wachtmeiſter mit klopfendem Herzen nach einem dieſer Haufen blickte, an deſſen Spitze ein alter Mann in dunkler Kleidung marſchierte, bewegte ſich durch die Rauchwolke ein langer Schatten heran, zuerſt verworren und undeutlich, aber in wenigen Augenblicken klarer und beſtimmter, wie eine in Bewegung geratene finſtere Mauer, über die ein hellrotes Dach hinwegliefe. Es waren die

ſchwarzen Huſaren des Feindes mit den roten Roßſchweifen an den Helmen, die jetzt mit der Schnelligkeit einer jagenden Meute gegen die Landſturmhaufen heranſprengten. „Vater — Anna!“ ſchrie der Wachtmeiſter mit bebender Stimme und, ohne klar zu wiſſen, was er wollte oder that, drückte er ſeinem Roſſe die Sporen in die Flanken, daß es mit ſtäubenden Hufen den feindlichen Reitern entgegenſtürzte.

Chriſten war ſpäter nicht imſtande, zu erzählen, was ihm von dieſem Augenblicke an im einzelnen begegnet war — es ſchien, als ob die Erinnerung an einen Gegenſtand das Gedächtnis für die anderen Vorgänge ausgelöſcht habe. Es ſchwebte ihm nur noch dunkel vor, daß die erſten Feinde, auf die er ſtieß, vor der Wucht ſeines Anpralles auseinanderſtoben oder von den Roſſen ſanken und er ſich plötzlich im dichteſten Getümmel befand, das ſich um einen mit blutigem Todesmute kämpfenden Landſturmhaufen zuſammengedrängt hatte. Da rief ihm eine durchdringende Stimme: „Chriſtian, Chriſtian!“, und als er mit den Blicken dem Rufe folgte, ſah er Anna mit hochgeſchwungener Waffe im wildeſten Gewühle ſtehen; ihr Geſicht war bleich, aber ihre ſonſt ſo milden Augen funkelten, und das gelbe Haar rollte in aufgelöſten Wellen auf die Schultern herab. „Anna, ich komme,“ ſchrie der Wachtmeiſter zurück, und der nächſte Franzoſe, der den Säbel nach ihm ſchwang, ſank taumelnd vom Sattel hinab; aber jetzt war auch die Tochter des Kirchmeyers dem Blicke verſchwunden, und als Chriſten mit der Anſtrengung eines Verzweifelten zur Stelle gelangte, wo ſie geſtanden, lehnte ſie, das blutige Haupt zur Seite geneigt, über zwei Leichen hingeſunken, die hart neben einander am Boden lagen. Es waren Vater und Schweſter, die der Sterbenden vorangegangen. Der Wachtmeiſter ſtieß einen wilden Schrei des Entſetzens aus, und im nämlichen Augenblicke fiel ein Schlag über ſeinen Kopf, der ihn mit ſchwindelnden Sinnen vom Pferde ſtürzte; es wurde Nacht

vor ſeinen Augen, und es war ihm, als ob ſich das wilde Getöſe um ihn in weite dämmernde Fernen verlöre. Doch noch einmal, bevor es ganz ſtille ward, drang ein ſcharfes, ſchrilles Klingen an ſein Ohr. Dann ſank er, von einem dumpfſchmerzlichen Stoße geſchoben, langſam über einen jähen Abhang in nächtliche, bodenloſe Tiefe nieder.

Er kam mit ſo hartem Falle zu Boden, daß er meinte, der Kopf müſſe ihm zerſchmettert ſein, und haſtig verſuchen wollte, den brennenden Schmerz mit der Hand zuſammenzupreſſen; aber er war nicht imſtande, dieſelbe emporzuheben, und es kam ihm vor, ſie werde mit Gewalt feſtgehalten. Er ſtrengte ſich an, die Augen zu öffnen, vor denen rötliche Schatten auf- und niederſchwammen, mit hellen, ſtechenden Lichtern heranfuhren und dann langſam in eine dunkle Geſtalt zuſammenfloſſen, aus der endlich das beſorgte Geſicht des Belper-Fritz hervorſchaute. „Was iſt das?“ fragte der Wachtmeiſter aufatmend, als er bemerkte, daß ſeine Hand von ſeinem Kameraden feſtgehalten wurde — „wo bin ich, Fritz?“

„Gottlob, daß Dich das wieder wunder nimmt,“ rief ſein Begleiter; „ich fürchtete bald, Du werdeſt gar nie mehr darnach fragen. Sei nur ruhig, Du ſitzeſt feſtgebunden auf einem Protzwagen; aber wie iſt's Dir denn — biſt Du ſchwach?“

„Der Kopf brennt mich,“ erwiderte der Wachtmeiſter langſam; „aber um Gotteswillen — wo ſind wir, das dort iſt doch nicht Fraubrunnen?“

„Nein,“ ſagte Belper-Fritz ernſt; „es iſt Urtenen.“

„Wir ſind auf dem Rückzuge?“

Fritz nickte mit dem Kopfe und deutete mit der Hand ſchweigend über die Straße zurück, auf der zerſtreute Haufen heraneilten und zu beiden Seiten über das Feld dahinliefen. Weiter rückwärts krachten Kanonenſchüſſe, und der Wachtmeiſter ſah, wie eine Schar ſeiner Kameraden ſich vor zwei Feldſtücke geſpannt hatten, welche andere mitten im Marſche

luden und mit einem augenblicklichen Halte losfeuerten. Er wollte bei diesem Anblicke bestürzt von seinem Sitze herabspringen; aber vor seinen Augen begannen wieder dunkle Schatten hin und her zu spielen, zwischen denen plötzlich das totbleiche Antlitz Annas von Fraubrunnen hervorschwebte. Er sank zurück, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, während er mit bebender Stimme rief: „Nun weiß ich's wieder — sie ist tot, ich bin zu spät gekommen."

Er saß eine Weile schweigend, ohne auf die tröstenden Worte seines Kameraden zu achten, bis er endlich die Hände von den Augen sinken ließ und leise fragte: „Hast Du sie gesehen, Fritz?"

„Du mußt Dich trösten," antwortete der Gefragte mit trübem Blicke; „sie sind mit vielen anderen den gleichen Weg gegangen; es wird mancher fehlen beim nächsten Appell."

„Sie sind tot — und ich, wie komm' ich hieher?"

„Davon magst Du freilich wenig wissen," erwiderte der Helper-Fritz; „am besten wird Dir's der Hauptmann erzählen können. Nachdem uns zwei Stücke in einem Augenblicke zusammengeschossen wurden und wir von allen Seiten verlassen waren, befahl er den Rückzug, sprengte aber plötzlich das Feld hinab, einem Haufen Husaren entgegen. Ich und Ruedi ritten ihm nach und kamen gerade noch dazu, um zu sehen, wie er einem der Roßschweife, der noch zuletzt Stand halten wollte, vom Sattel half. Der steigt nicht wieder in den Bügel — sieh, er ritt den Schimmel, der neben Dir angebunden geht; Dich aber fanden wir in der Nähe unter Deinem Braunen liegend, der auch kein neues Eisen mehr nötig hat. Wenn wir nur bald am Grauholze wären — hörst Du, wie sie dort draußen schon wieder über Verräterei schreien?"

Der Wachtmeister hörte den wilden Lärm und fragte dann ängstlich nach dem Hauptmann und Ruedi, die er nirgends erblicken könne.

„Der Hauptmann iſt mit dem Junker dort hinten an der letzten Kanone," erwiderte Fritz; „Du vermagſt ihn vielleicht nicht erkennen, weil er ſeinen Hut nicht trägt — ſieh', der iſt's, der ein weißes Tuch um den Kopf gebunden hat."

„Iſt er verwundet?"

„Nicht bedeutend — behauptet er; ein Huſarenhieb."

„Und Ruedi?"

Belper-Fritz fuhr mit der Hand über das Geſicht und hob ſie dann langſam in die Höhe. „Er iſt zu Mädeli gegangen, wie er ſchon lange erwartet hat. Was iſt's weiter — bei Fraubrunnen liegen an den verlorenen Geſchützen bei zwanzig von unſeren Kameraden; aber lebendig iſt den Franzoſen keiner in die Hände gefallen."

„Halt den Wagen an, Fritz!" ſagte der Wachtmeiſter, „ich will in den Sattel ſteigen und bis ans Grauholz vorausreiten — ich könnte jetzt den Knall der Geſchütze noch nicht in der Nähe ertragen, ohne daß mir ſchwindlich würde. Es wird beſſer werden, wenn ich einen Augenblick niederliegen kann. Am Rande des Waldes will ich warten auf Euch — grüße den Hauptmann und die Kameraden; auf Wiederſehen!"

Der Belper-Fritz, über die unruhige Haſt, mit der dieſe Worte geſprochen waren, mißtrauiſch, wollte Einwendungen machen; aber Chriſten deutete mit der Hand ſchweigend nach den Kanonen zurück, die ihr Feuer hartnäckig fortſetzten, beſtieg mühſam den franzöſiſchen Schimmel und begann durch das Getümmel vorwärts zu reiten.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Als der Wachtmeiſter durch das Gewirre und Gedränge der Flüchtigen gegen das Grauholz herankam, ſah er die Straße am Eingange des Waldes zu beiden Seiten von einem

Verhaue geſchützt, hinter dem die Mündungen einiger Feldſtücke hervorblickten. Weiter rückwärts waren Truppen und Landſturmhaufen in geordneten Reihen aufgeſtellt, den letzten Kampf zu wagen, der dem Falle des einſt ſo ſiegesſtolzen Bern vorangehen ſollte. Der totmüde Reiter wendete ſich dem Waldrande entlang zur Seite, um in dem erſten menſchenleeren Gebüſche, das er erreichte, ermattet vom Sattel zu ſinken. Er fühlte weder Schmerz noch Furcht, und ſein einziger Wunſch war, die Augen ſchließen zu können, um ſie nie wieder öffnen zu müſſen. Der ferne Lärm wurde vor ſeinen Ohren immer ſchwächer und ſchwächer, und endlich kam es ihm vor, es ſei nur das Rauſchen des Mühlbaches, der an ſeinem Kämmerlein auf die ſtillſtehenden Räder niederfalle. Das Geſicht in das feuchtkalte Moos gedrückt, verſank er in einen Schlaf, der auch den letzten ſeiner Wünſche erfüllen zu wollen ſchien.

Das Erſte, was der Schläfer wieder empfand, war ein dumpfer Druck, als läge eine ſchwere Laſt auf ſeiner Bruſt, die ihm den Atem zu benehmen drohte. Noch ſchlaftrunken wollte er ſich auf die Seite wenden, aber der Druck von oben hinderte ihn daran, und als er mit Mühe die ſchweren Lider aufſchlug, ſah er hart vor ſeinen Augen ſich eine dunkle Geſtalt bewegen. Er ſtrich mit der Hand über das Geſicht, um das Traumbild wegzuwiſchen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und die Geſtalt trat nur um ſo deutlicher hervor, je heller des Erwachenden Blicke wurden. Es war ein großer Burſche in einem ſchmutzig blauen und mannigfach geflickten Soldatenrocke, der, rittlings auf dem Wachtmeiſter ſitzend, ſeinem Geſichte den Rücken zukehrte. Dabei war er eifrig bemüht, mit beiden Händen in den Taſchen des am Boden liegenden herumzuwühlen, und jetzt ſtieß er ein fröhliches, unverſtändliches Gemurmel aus, als er einen Geldbeutel hervorzog, den er mit behaglicher Zufriedenheit von einer Hand in die andere fallen ließ, um ſein Gewicht zu prüfen oder ſich an

dem hellen Klange seines Inhaltes zu ergötzen. „Ein Franzose,“ fuhr es durch Christen's Gedanken, der sich plötzlich mit schreckhafter Deutlichkeit erinnerte, wie er hieher gekommen, und zugleich auf den verworrenen Lärm horchte, der weiter rückwärts durch den Wald erscholl, „ein Franzose, der Dich ausplündert und vielleicht für tot hält.“ Er blickte zur Seite, wo er seinen Schimmel angebunden hatte; aber der war verschwunden, und an dem jungen Tannenstämmchen hing nur noch ein kleines Stück des Lederriemens — der Entführer schien sich nicht die Mühe genommen zu haben, ihn loszubinden, und hatte den Knoten mit dem Degen gelöst. Mit um so langsamerer Behaglichkeit setzte der Bursche sein Geschäft fort, der sich den Wachtmeister selbst zum Sitze gewählt, und eben begann er, mit den Fingern auf die Schäfte der kurzen Reitstiefel zu klopfen, offenbar um ihre Solidität zu prüfen, als er unversehens durch das Gebüsch geschleudert wurde, daß die Zweige knackten. Von der Wucht des Stoßes getrieben, kollerte er über das Bord des Markgrabens, der den Wald vom Felde schied, in's Freie, wo er mit dem ersten Atem, den er wieder gewann, ein gellendes Hilfsgeschrei erhob. Es möchte ihm jedoch wenig geholfen haben, wenn die Aufmerksamkeit seines so unerwartet vom Tode erstandenen Verfolgers nicht plötzlich eine andere Richtung genommen hätte.

Als dieser am Waldrande erschien, um den weiter, als beabsichtigt war, fortgeschnellten Plünderer wieder einzufangen, sah er kaum zwanzig Schritte vor sich einen Haufen wild und zerlumpt aussehender Gesellen, die mit dem Ausziehen einiger zusammengeschleppter Toter oder Verwundeter beschäftigt waren; daneben stand ein Mann in Offiziersuniform, bei dessen Anblick sich das Gesicht des Wachtmeisters mit dunkler Glut bedeckte. Er ließ sein Opfer unbeachtet am Boden weiter rutschen und starrte unbeweglich auf die Erscheinung, als wäre ihm ein Gespenst erschienen, bis seinem Munde mit bebender Stimme

der Ausruf „Amiel“ entfuhr. „Es ſcheint Euch Freude zu machen, mich ſo unerwartet hier zu ſehen, Herr Wachtmeiſter,“ rief ihm der Offizier entgegen; „möge es von langer Dauer ſein!“ Damit zog er eine Piſtole aus der Halfter, hielt ſie an die Wange, und als der Schuß krachte, folgte dem Knalle ein höhniſches Gelächter nach. Die hohe Geſtalt des Wachtmeiſters hatte ſich auf den Boden vorgebeugt und ſchien unſicher hin und her zu ſchwanken, als ob ſie nicht mehr die Kraft habe, ſich emporzurichten; aber noch bevor der Franzoſe durch den ſich langſam verziehenden Rauch den Ausgang deutlich erkannte, bäumte ſich ſein Roß wiehernd empor und riß ihn ſich überwälzend zur Erde nieder. „Schade,“ rief der Wachtmeiſter, der, ohne eine andere Waffe als ſeine kurze Klinge, einen mächtigen Stein geſchleudert hatte, „doch ein Schurke, wie du, wird ſeinen Lohn immer noch finden“. Damit hob er ſeinen Hut auf, den ihm die Piſtolenkugel vom Kopfe geworfen, und ſprang in das Gebüſch zurück.

Die ganze Szene war eben ſo raſch vorübergegangen, als ſie unerwartet gekommen war, und die Marodeure begannen ihre Schüſſe dem Gegner erſt nachzuſenden, als er bereits wieder den Waldgraben überſprungen hatte. Aber zu einer ernſten Verfolgung durch das Dickicht ſchienen ſie keine Luſt zu haben und kehrten deshalb bald wieder zurück, um ihrem Herrn unter dem geſtürzten Pferde hervorzuhelfen.

Unterdeſſen lief der Wachtmeiſter mit immer haſtigeren Schritten den Wald aufwärts, auch nachdem der Lärm ſeiner Verfolger weit hinter ihm geblieben und endlich gänzlich verſtummt war. Er fühlte in Folge der genoſſenen Ruhe ſeine Glieder von neuer Kraft durchſtrömt, aber mit jedem Schritte, den er vorwärts that, kam eine ſchwerere Bangigkeit über ſeine Seele. Das ungeſtörte Treiben der Marodeure am Eingange des Waldes war ein hinlänglicher Beweis, daß die feindliche Hauptmacht ſiegreich vorgedrungen, und in der That ſchien ſich

der Kampf bereits jenſeits ins Freie hinausgezogen zu haben, obgleich die Wipfel junger Tannen von der Erſchütterung einzelner Kanonenſchüſſe ſich noch unabläſſig hin und her bewegten. „Wo wird mein Hauptmann, wo werden meine Kameraden ſein," rief der Wachtmeiſter vor ſich hin, „und was müſſen ſie von Dir halten, wenn ſie Dich nach überſtandener Gefahr wieder friſch und geſund antreffen werden?" Er blieb bei dieſer Vorſtellung einen Augenblick ſtille ſtehen und fühlte, daß ihm eine heiße Glut in die Wangen ſtieg; „aber nein, nein," ſchüttelte er den Kopf, ſeinen Lauf wieder fortſetzend, „ich erinnere mich noch deutlich, daß ich kaum mehr imſtande war, das Roß anzubinden, bevor ich auf das Moos niederfiel, es wäre doch nicht gegangen; arme Anna!" Der Name war kaum ausgeſprochen, als der Eilfertige ſtolperte und vor ſich niederſchauend die Leiche eines Mädchens erblickte, die blutbedeckt vor ſeinen Füßen lag. Mit einem leiſen Ausruf des Schreckens bückte er ſich nieder, um ihr in das Antlitz zu ſchauen; die Züge waren ihm unbekannt; aber die hellblauen Augen, die unbeweglich und ſtarr zwiſchen den halbgeöffneten Lidern lagen, ſchienen ihn mit ſo tiefer Trauer anzublicken, daß ſich ſeine eigenen Augen unmerklich mit Thränen füllten. So blieb er eine lange Weile über die Tote hingebeugt, bis er ſich endlich wieder erhob und laut ausrief: „Jung geſtorben iſt wohl geſtorben; es iſt noch nicht Abend, Chriſtian!"

Als er ſich von der Mitte des Waldes an mehr der Straße näherte, lagen die Toten bald ſo dicht wie Garben auf dem Ernteſeld, bunt durcheinander Männer und Frauen, Freund und Feind, wie ſie der blutige Zufall eben zuſammengebettet. Es ging dem Wachtmeiſter ein kaltes Grauen über das Herz in dieſer ſtummen Geſellſchaft der Waldeinſamkeit, durch die nur da oder dort eine gebückte Geſtalt wankte, als ſuche ſie etwas, das ſie zu finden fürchtete. Chriſten ſelbſt eilte, ohne weiter um ſich zu blicken, vorwärts und nur auf kurze Augen-

blicke hielt er an, um auf den immer ſchwächer werdenden Lärm des Kampfes zu horchen. „Ich komme zu ſpät,“ rief er, als er ſich dem Rande des Waldes näherte, „unſere Zwölfpfünder ſchweigen ſchon lange, und das Kleingewehrfeuer kann nur von einzelnen zerſtreuten Haufen herrühren.“ Seine Befürchtung war nur zu wohl begründet. Ins Freie gelangt, ſah er die feindlichen Maſſen in ungeſtörtem Aufmarſche die Straße nach der kleinen Thalſenkung hinabziehen, während dunkle Tirailleurſchwärme und leichte Reitergeſchwader bereits die jenſeitige Anhöhe hinanjagten und die vereinzelten Haufen der zerſprengten Bernertruppen vor ſich her trieben.

„Mein Hauptmann, meine Kameraden,“ klagte Chriſten, die wirren Knäuel der Flucht und Verfolgung durchforſchend, „ſoll ich Euch nicht mehr finden oder muß ich Euch hinter den Gebüſchen ſuchen?“ Er blickte zweifelhaft um ſich, ob er vorwärts gehen oder umkehren ſolle, als wie zur Antwort auf ſeine Frage eine Stimme ſeinen Namen rief und ihm am Waldrande herauf ein Mann in der Uniform ſeiner Kompagnie entgegenlief. Es war ein Trompeter, der fröhlichſte Burſche unter ſeinen Kameraden, der den Mund faſt nur zu einem Scherze oder luſtigen Liede öffnete; aber jetzt war ſein Geſicht von Pulverdampf geſchwärzt, und ſeine Stimme zitterte, als er, dem Wachtmeiſter beide Hände entgegenſtreckend, ſagte: „Dem Himmel ſei Dank! wir alle glaubten, Dich heute früh zum letzten Mal geſehen zu haben; der Belper-Fritz konnte ſich nicht tröſten, daß er Dich allein fortreiten ließ.“

„Wo iſt er,“ rief der Wachtmeiſter erfreut und zugleich über das Ausſehen ſeines Kameraden erſchreckt, „wo ſind die Andern und der Hauptmann?“

„Wenn wir den Weg da links um die Papiermühle gehen und uns die verdammten Rotſchwänze nicht zuvorkommen, ſo werden wir ſie wohl antreffen,“ entgegnete der Trompeter; „ſie marſchieren alle miteinander Muri zu.“

„So komm, komm," ſagte Chriſten, indem er raſch zu gehen anfing; „aber warum biſt Du nicht bei ihnen geblieben?"

„Es hat mir Einer geſagt, mein Vater liege da droben im Walde," lautete die leiſe Antwort, „und da bin ich hingegangen, ihn zu ſuchen."

„Und haſt Du ihn gefunden?"

Der Trompeter nickte langſam mit dem Kopfe. „Nicht weit von da, er hat jetzt überwunden."

Der Wachtmeiſter hielt, von dem dumpfen Schmerze ergriffen, der in dieſen Worten lag, die Schritte an und ſagte: „Armer Jörg, Du mußt Dich drein fügen, wie wohl noch viele Andere; aber komm zurück, wir wollen die Leiche holen und ſie dort in das Haus hinabtragen. Die Deinigen können ſie dann morgen holen, es wird ein Troſt für ſie ſein, wenn auch ein trauriger."

„Nein, nein, komm nur vorwärts," erwiderte der Trompeter, dem große Thränen aus den Augen ſchoſſen, „er liegt wohl da droben. Er hat meinen jüngern Bruder, den kleinen Heinrich, im Arm, der auf Oſtern fünfzehn Jahre alt geworden wäre."

Chriſten nahm ſeinen Kameraden bei der Hand, ohne eine Antwort zu geben. So ſchritten ſie lange ſchweigend den von einſamen Häuſern und Hecken unterbrochenen Abhang hinunter, um auf der andern Seite wieder aufwärtsſteigend die Hochfläche zu gewinnen, die ſich in breiter Ebene links und rechts bis an die ſteilen Aarufer hindehnt. Von feindlicher Verfolgung blieben ſie unbeläſtigt. Die Franzoſen zogen im Schnellſchritte die Heerſtraße und entſandten ihre Plänkler und leichten Huſaren nach beiden Seiten nur ſo weit, als zur Deckung des Marſches nötig war. Es galt ihnen vor Allem, den Rathausplatz von Bern zu erreichen, den noch nie ein Feindesfuß betreten hatte.

Als die beiden Flüchtigen die ſchmale Thaltiefe erreicht hatten und nun etwas langſamer die Anhöhe hinanſtiegen, fragte der

Wachtmeiſter, auf das Grauholz zurückdeutend, leiſe: „Iſt mancher von unſern Kameraden da drüben zurückgeblieben?“

„Genau kann ich's nicht ſagen,“ erwiderte der Trompeter, „doch mögen immer noch ſiebenzig Mann bei dem Hauptmann ſein; aber unſere ſchönen hellen Pfeifen ſind alle dahin!“

„Alle?“ rief der Wachtmeiſter; „um Gotteswillen, wie iſt das hergegangen?“

„Wie ſoll ich's Dir erzählen?“ ſagte der Trompeter, „es geht mir noch Alles wie ein Wirbelwind im Kopfe herum. Als wir ins Grauholz kamen, hatten wir noch zwei Kanonen, mit denen wir an der erſten Biegung des Weges außerhalb des Wirtshauſes Poſten faßten; indeſſen traf bald Befehl ein, daß eines der Stücke ſich links ab am Waldrande aufſtellen ſolle, um das Moos gegen Jegenſtorf hin zu beſtreichen. Der Hauptmann that es ungern, doch gab er nach, und die Hälfte von uns zog mit dem Junker und dem Belper-Fritz auf die Wieſe hinab, ich war mit dabei. Eine Weile ging es ganz prächtig, die Huſaren hatten Reſpekt vor uns und wagten ſich nicht auf das Moos herein; aber plötzlich waren wir von einem Schwarm Grenadiere umringt, die durch das Gebüſch heranſchleichend unſere Bedeckung umgangen hatten. Den Augenblick wird Keiner vergeſſen, denk' ich, und wenn er hundert Jahre alt würde. Ein Offizier faßte den Junker, der eben das Geſchütz richtete, am Arme und ſchrie ihm zu: Ihr ſeid gefangen; aber er hatte das Wort noch kaum ausgeſprochen, als ihn der Belper-Fritz ſchon hoch überm Kopfe ſchwang und wie einen leichten Spreuerſack auf die Köpfe ſeiner Grenadiere zurückſchleuderte. Jetzt begann ein Hoſenlupf, wie ihn noch kein Oſtermontag auf der Schanze in Bern geſehen hat. Glücklicherweiſe waren wir ſo dicht an einander, daß die Franzoſen weder von Gewehr noch Bajonnet Gebrauch machen konnten, und von den Unſern hat, glaub' ich, Keiner den Säbel gezogen. Herrgott, ich ſelbſt ſchlug drein, wie ſich's eben traf, und doch mußt'

ich dabei immer auf den Belper-Fritz ſchauen. Unterm linken Arm trug er den Junker, den ein Stoß beſinnungslos niedergeworfen hatte, während die rechte Fauſt auf- und niederfuhr wie der Hammer in einer Hammerſchmiede und bei jeden Schlage einem der Weißhoſen das Blut aus Mund und Naſe ſchoß. So kamen wir durch; aber die Kanone war verloren. Es waren ihrer wenigſtens zehn gegen Einen von uns."

„Und der Junker," fragte der Wachtmeiſter mit einem leiſen Seufzer, der mehr dem Verluſte ſeines Anteiles an dem Strauße, als der verlornen Kanone galt — „ſteht es gefährlich mit ihm?"

„Ich glaub' es nicht," erwiderte der Trompeter, „der Belper-Fritz hielt ihn im Arme, wie die Mutter ein krankes Kind, und als er endlich die Augen wieder aufſchlug, fing Fritz an zu jauchzen und lachen wie närriſch, während ihm doch die hellen Tränen in den Augen ſtanden."

„Braver Kamerad," ſagte der Wachtmeiſter nachdenklich vor ſich hin; „aber wie ging's unterdeſſen bei der Kanone des Hauptmanns?"

„Als wir zurück kamen," fuhr der Trompeter fort, „pfiff ſie noch luſtig über die Straße hin und fegte weg, was ſich um die Ecke herumwagen wollte; aber unſere Leute waren ſchon auf beiden Seiten zurückgedrängt, und faſt im nämlichen Augenblick flog unſer Munitionswagen in die Luft, und die Laffete wurde von einer Kugel zerſchmettert. Da wälzte der Hauptmann die Röhre in den Straßengraben und rief uns zu: „Nun können wir gehn, Kameraden — unſere Arbeit iſt hier gethan."

Unter dieſer Erzählung hatten die Beiden die Ebene erreicht, hinter deren Rande die Türme und Häuſer der Stadt aufſtiegen. Landſtürmer und Soldaten flohen nach allen Richtungen auseinander. Jeder, wie es ſchien, auf ſich bedacht, ohne ſich um den Nachbar zu bekümmern; da und dort knallten hinter Bäumen und Hecken noch vereinzelte Schüſſe hervor, aber von geordnetem Zuſammenhalten war nirgends eine Spur

mehr zu erblicken. Der Trompeter hielt einen Augenblick an, die troſtloſe Verwirrung überblickend; dann rief er, mit der Hand das Feld aufwärts deutend: „Sieh' dort! das ſind die Unſerigen — daß Gott erbarm, noch die einzige Schaar, die zuſammenhält!“

„Du haſt Recht,“ entgegnete der Wachtmeiſter, bei dem Anblicke von Stolz und Schmerz zugleich ergriffen; „aber was mögen ſie dort machen? ſie halten an dem Hauſe und ziehen einen Wagen aus der Scheune.“

„Vermutlich für den Schultheißen,“ ſagte der Trompeter; „denn der Junker iſt ſchon vor unſerm Abmarſche nach der Stadt zurückgebracht worden.“

„Für den Schultheißen, ſagſt Du,“ rief der Wachtmeiſter, „iſt der beim Hauptmann?“

„Ach ja, das weißt Du nicht,“ erwiderte der Trompeter; „der alte Herr ſtand nicht weit hinter unſerer Kanone auf einem Baumſtamme, von aller Welt verlaſſen und von Kugeln umſauſt. Der Hauptmann rief ihm zu, herabzukommen, aber er ſchüttelte den Kopf mit den langen weißen Haaren und deutete auf den Boden, als ob er warten wolle, bis er dahin gelegt werde. Es war die höchſte Zeit, daß wir hinliefen und ihn mit Gewalt fortführten; denn kaum hatte ihn der Hauptmann am Arme gefaßt, als hinter dem Gebüſch hervor ein Franzoſe anſprengte, der ſich auf ihn werfen wollte. Den haben wir aber gepackt — er wird auch dort droben mitmarſchieren.“

„Komm,“ ſagte der Wachtmeiſter bewegt, „ich möchte den Herrn auch noch ſehen.“

Als die Beiden in eiligem Laufe ihre Kameraden erreichten, hatte der Schultheiß bereits das offene Wägelein beſtiegen, und ſo miſchte ſich die Freude des unerwarteten Widerſehens mit der Wehmut eines ſeltſamen Scheidens, das mehr als alle Worte den mächtigen Wechſel der Zeiten und menſchlicher Schickſale vor Augen ſtellte. „Die Wege ſind ſchwer zu wandeln, die das Leben mich alten Mann noch führen will,“ ſagte der

Schultheiß, mit feuchten Augen auf ſeine Begleiter ſchauend; „aber Euer Anblick gibt mir Kraft, das Schwerſte zu tragen und den Reſt meiner Tage, den Ihr dem Tode entriſſen, mit neuem Mute dem Dienſte unſeres Vaterlandes zu weihen. Vor wenigen Wochen ſtandet Ihr mir als Übertreter des Geſetzes gegenüber und heute habt Ihr mein Leben mit Euern Leibern gedeckt und ſeid die Letzten, die auf dem Schlachtfelde zuſammenſtehen.“ Bei dieſen Worten richtete ſich der Greis höher empor und rief, beide Hände gegen die ferne Stadt erhebend: „Und du, mein geliebtes Bern, einſt mein Stolz und jetzt mein Kummer, lebe wohl; der Herr der Heerſcharen halte deine Hand über dir!“

Er ſank auf ſeinen Sitz zurück und beugte das Haupt tief auf die Bruſt herab, um die Thränen zu verbergen. Zwei Kanoniere, die in der obern Gegend zu Hauſe waren, ſtiegen ſchweigend auf den Vorderſitz, und das Wägelein rollte, von zwei kräftigen Pferden gezogen, in das Feld hinaus. Die Kanoniere ſchauten ihm mit entblößten Häuptern nach, bis es um die Ecke des nahen Wäldchens verſchwunden war; dann ſchlugen ſie, in Reih und Glied marſchierend und den gefangenen Franzoſen in der Mitte führend, den Weg nach dem nahen Dorfe Muri ein, um hier eine kurze Raſt zu halten.

Es lag im Plane der berniſchen Führer, nach dem Verluſte der Hauptſtadt ſich in das leicht zu verteidigende Oberland zurückzuziehen, wohin ſchon früher die zu einem verzweifelten Gebirgskriege nötigen Mittel und Vorräte geſchafft worden waren. Dahin hatte ſich vom Grauholze aus der Obergeneral auf den Weg gemacht, und dahin waren auch die Kanoniere im Begriffe, dem Schultheißen nachzufolgen; aber kaum hatten ſie Muri erreicht, als die Schreckenskunde anlangte, daß der General in Münſingen, zwei kleine Stunden weiter aufwärts, von wütenden Soldaten und Landſtürmern ermordet und ſein Gefolge zerſtreut worden ſei.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Mit der Ermordung des Generals war der letzte Hoffnungsſchimmer auf Fortſetzung des Kampfes in blutige Nacht verſunken, und es blieb dem Hauptmann nichts mehr übrig, als ſeine Getreuen zu entlaſſen, damit Jeder wenigſtens das eigene Haus vor der Unbill des fremden Kriegsvolkes ſchützen möge. Aber ein ſchwerer Abſchied war es, als die Kameraden, Einer nach dem Andern, herankamen, dem Hauptmann die Hand zu reichen, und Keiner ſich viele Mühe gab, die Thränen zu verbergen, die in den Augen blinken wollten!

Bald war von der ganzen Schar nur noch der Hauptmann mit dem Wachtmeiſter und dem Belper-Fritz zurückgeblieben, denen nach kurzer Friſt zahlreiche Flüchtlinge von der Stadt her Berichte brachten über Gewaltthaten und Mißhandlungen, die von herumſtreifenden Franzoſen an einzelnen Soldaten und Offizieren begangen würden. Es war ein Troſt für ſie, daß der Heimweg all ihre Kameraden nach den obern Gegenden führte, die noch von keinem Feinde gefährdet waren; aber für den Hauptmann und den Wachtmeiſter wäre es unter dieſen Umſtänden nutzloſe Verwegenheit geweſen, auf der unſichern Heerſtraße nach der Stadt oder nach Holligen zurückkehren zu wollen, und ſie beſchloſſen daher, zuerſt den Belper-Fritz über die Aare heim zu begleiten, um dann am Abend auf der andern Seite des Fluſſes nach Hauſe zu gelangen.

Der Hauptmann hatte nun noch über den gefangenen Franzoſen zu verfügen, der bei der Ankunft in einem beſondern Gemache des Wirtshauſes eingeſchloſſen worden war. Ihn länger der Freiheit zu berauben, konnte von keinem Nutzen ſein; aber grauſam wäre es geweſen, ihn auf die von kampferhitzten Soldaten und flüchtenden Landſturmhaufen angefüllte Straße zu ſtellen, zumal der Fremde keines deutſchen Wortes mächtig ſchien. Herr Rudolf gab ihm daher den ſchön ge-

arbeiteten Degen mit dem Rate zurück, ſeiner eigenen Sicherheit wegen in dem Gemache abzuwarten, bis ſeine Landsleute anlangen und ihn von jeder gefährlichen Begegnung erlöſen würden. Der Gefangene, ein ſtattlicher Mann, mit großen, ſchwarzglänzenden Augen, die ſeinem Geſichte einen kühnen und zugleich klugen Ausdruck verliehen, dankte in herzlichen Worten für die erwieſene Vorſorglichkeit und begleitete dieſen Dank mit dem Wunſche, daß dem Hauptmann ein fröhliches Wiederſehen all ſeiner Lieben beſchieden ſein möge. Er ſprach dieſe Worte mit einem ſo eigentümlichen Anklange der Stimme, daß Herr Rudolf ihm unwillkürlich und betroffen ins Geſicht ſchauen mußte; es war ihm, als hätte er den Ton dieſer Stimme ſchon einmal gehört, als wäre ihm dieſelbe ſchon einmal mit bedenklichen Worten ſo nahe getreten; aber nein, er hatte dieſe Züge noch nie geſehen, und die traumhafte Erinnerung verlor ſich in ein verworrenes Sinnen über das ſeltſame Abenteuer, das ihm die vergangene Nacht im Walde hinter Urtenen begegnet war. Er befahl dem Wirte, für die Sicherheit des Gefangenen Sorge zu tragen, und machte ſich dann mit ſeinen Kameraden auf den Weg, durch den Wald der Aare zu.

Der milde Märznachmittag neigte ſich bereits gegen Abend, als die drei das einſame Moos durchſchritten, über das ein Fußweg von der Aare nach Belp, der Heimat Fritzens, hinanführte. Die Gegend lag ſtill und freundlich, in die ins Thal fallenden Schatten gehüllt, als wären dieſe Wälder und Felſen nicht erſt vor wenigen Stunden noch von dem Echo des Schlachtgetöſes erfüllt geweſen; aber für den Krieg bildet ein Strom, über den der Nachen in den Tagen des Friedens mit ſo behaglichem Schaukeln trägt, raſch eine ſcharfe Grenzſcheide, und ſo hatte auch der Fährmann erzählt, daß ſich auf dieſer Seite des Fluſſes noch kein Franzoſe gezeigt habe. Das war eine gute Botſchaft, die wohl hoffen ließ, daß der Hauptmann und der Wachtmeiſter unter dem Schutze der Nacht ungefährdet

nach Hauſe gelangen könnten. Gleichwohl blieb der erſtere düſter und ſchweigſam und ſchien mit dem näher kommenden Abend von einer immer ſteigenden Unruhe vorwärts getrieben zu werden. Im elterlichen Hauſe des Belper-Fritz vermochte ihn kein Zureden und Bitten länger zu halten, als bis die erſte Dämmerung niederſank, wie ungerne er auch die Freude der guten Mutter ſtörte, die nun betrübt an den brodelnden Töpfen ſtand, welche ſie, glücklich über die Heimkehr des Sohnes und zu Ehren ſeiner Gäſte, ans Feuer geſtellt hatte. Mit dem Verſprechen, ſich ſogleich nach ſeiner Ankunft in der Stadt um das Befinden des Junker Lieutenants zu erkundigen und dem wackern Gefährten darüber Nachricht zu geben, ſchritt er mit dem Wachtmeiſter in die dunkelnde Nacht hinaus.

Es war ein ſtiller, einſamer Weg, den die beiden zu gehen hatten. Zur Linken der im Abendwinde wachwerdende Wald mit ſeinem geheimnisvollen Rauſchen, zur Rechten in der Tiefe das weite, öde Moos mit dem Fluſſe, über dem ſich leichte Nebel auf und niederbewegten. Von der Höhe des jenſeitigen Ufers erklang aus weiter Ferne ein halbverlorner Trommelſchlag, wie eine müde Erinnerung an den in Nacht verſinkenden Kampftag; ſonſt war es ſtill weitum, und bald ſchritten auch die beiden Wanderer ſchweigend neben einander her, in tiefes Sinnen verloren. Den Wachtmeiſter führten ſeine Erinnerungen hinüber nach Fraubrunnen an dem einſamen Hauſe des Kirchmeyers vorbei auf das Feld hinaus, wo drei Leichen ſtarr und bewegungslos ſich umſchlungen hielten, während die Gedanken des Hauptmanns mit wachſender Bangigkeit am Schloßturm ſchweiften, der aus den Wieſengründen von Holligen emporſteigt. Manchmal blieb er einen Augenblick ſtehen, um den kalten Schweiß von der Stirne zu trocknen, ohne zu bemerken, daß ſich mit demſelben auch das Blut ſeiner Wunde vermiſchte, deren Verband von der ſtarken Bewegung loſe geworden war. Er ging dann einige Schritte langſamer und

ſuchte, ſeine Gedanken ſammelnd, die dumpfe Angſt der Seele zur Ruhe zu bringen; aber unwillkürlich begannen die Füße allmählich raſcher auszuſchreiten, und in wenigen Minuten eilte er wieder ſo ſchnell dahin, daß der Wachtmeiſter nur mühſam mit ihm Schritt zu halten vermochte. So gelangten ſie in ununterbrochenem Laufe zur Stelle, wo am Fuße des Gurtenberges die Straße nach der Stadt ſich rechtsab in die Tiefe ſenkt, während ein Fahrweg der Höhe entlang in mancherlei Krümmungen zwiſchen zerſtreut liegenden Häuſern und hohen Hecken nach Holligen hinüberführt. Vom Münſter klang eben die neunte Stunde herab, und die Stadt ſchimmerte noch mit tauſend Lichtern über das Rauſchen des Fluſſes in die Nacht herüber; Alles lag ſo ſtill und friedſam, als wäre der Kampf des Tages nur ein bereits vergeſſenes Schreckbild geweſen. Auch dem Fahrwege entlang herrſchte tiefe Stille, und als ſie endlich die Höhe von Holligen erreichten, ſtanden Schloß und Mühle vor ihnen, wie vom ruhevollen Feierabend umfangen. Aus dem Fenſter Adelaidens brach ein Lichtſchimmer zwiſchen den Zweigen der Bäume hervor, um die Giebel des Turmes ſpielte bleicher Sternenſchein, und aus der Tiefe ſeitwärts murmelten die Waſſer des Mühlebaches ihre nächtlichen Zwiegeſpräche — ſonſt kein Geräuſch, kein Laut, ſo weit das Ohr zu reichen vermochte.

Sie ſetzten ſich, von dem raſchen Laufe erhitzt, auf einen großen Feldſtein, um auszuruhen. „Es iſt ſeltſam" — ſagte der Hauptmann nach langem Schweigen, „und Du mußt mir verzeihen, daß ich Dich zu ſolcher Eile angetrieben habe — ſie wäre wohl nicht nötig geweſen. Die Franzoſen haben, wie es ſcheint, noch nicht gewagt, in dieſen zerſtreuten Häuſern außerhalb der Stadt Nachtquartiere zu nehmen; mich wundert's nur, ob ſie im Laufe des Nachmittags nicht hier ſchon Beſuche abgeſtattet haben. Aber gleichviel, ich glaube, die Angſt hätte mich wahnſinnig gemacht, wenn ich dieſe Nacht nicht hätte hieherkommen können."

„Ich weiß ſelbſt nicht," erwiderte der Wachtmeiſter, „es wird mir nun erſt jetzt ſonderbar zu Mute; ich möchte ſtatt dieſer Stille faſt lieber lauten Lärm vernehmen."

„Du haſt recht," ſagte der Hauptmann nachdenklich, „es iſt etwas Unheimliches, Schwüles in dieſer Ruhe; aber wie waren doch die Burſche gekleidet, die Du bei dem Marquis am Grauholz geſehen haſt?"

„Genau könnt' ich's nicht einmal ſagen," antwortete der Wachtmeiſter nach einigem Beſinnen, „die ganze Geſchichte ging mir zu ſchnell vorüber. Ich meine, ſie trugen Röcke von verſchiedener Farbe, alt und unſauber; aber alle hatten runde ſchwarze Hüte mit einem ſchwarzen Buſche darauf."

„Dann paßten ſie zu ſeiner Geſellſchaft," ſagte Herr Rudolf bitter, „es waren Leute von der Légion noire, von der Schreckenslegion — ein zuſammengelaufenes Diebs- und Raubgeſindel, das die franzöſiſche Armee zu ihrer Schande mitziehen läßt. Aber komm, wir wollen zu Deiner braven Mutter hinüber, ſie wird wohl auch in großer Sorge um Dich ſein."

Sie erhoben ſich, um langſam an der Hofmauer des Schloſſes hinabzugehen, über welche eine Flucht jungen Nadelholzes ſein Gezweige deckte und das Licht im Schloſſe wie mit einem ſchwarzen Schleier einhüllte. „Mir iſt's bange, wie es dem gnädigen Herrn gehen mag," flüſterte der Wachtmeiſter. „Meine Mutter hat geſagt, als ich ihn nach Hauſe brachte, der alte Ulrich habe die Waiſe ſich kündigen hören, und das bedeutet immer ein ſchweres Unglück im Herrenhauſe."

„Die Waiſe?" fragte der Hauptmann, „haſt Du ſie denn auch ſchon gehört?"

Der Wachtmeiſter blieb ſtehen, als dürfte die Antwort nicht laut geſagt werden, die er geben wollte; aber im nämlichen Augenblicke fuhr er mit einem Ausrufe des Entſetzens zurück, mit ſtarren Blicken und weit ausgeſtreckter Hand nach dem Schloßturme deutend. Von dort herab erklang ein ſo

schreckhaft banges, gellendes Läuten, daß ringsum die Lüfte zu erzittern schienen und die kahlen Bäume wie von einem plötzlichen Windstoße geschüttelt aufrauschten, während ein Schwarm aufgescheuchter Mauerfalken und Turmeulen mit ängstlichem Gekreische über die Hofmauer ins Freie schwirrten. Den Hauptmann selbst faßte ein kaltes Grauen bei diesen wilden und zugleich klagenden Klängen, und wie sein Begleiter schaute er bestürzt nach dem Turme hinüber; aber mit einem Male schrie er laut auf: „Hörst Du, das war ein Hilferuf — mir nach Kamerad!“ und in fliegender Eile stürzte er der Mauer entlang dem Hofthor entgegen.

Von dem Schrecken verwirrt, der auch die Seele des Mutigen in der Nähe des Unerklärlichen, Geisterhaften ergreift, taumelte der Wachtmeister ihm nach, ohne zu wissen, was geschehen solle, bis er drinnen auf dem Hofe Waffengeklirr vernahm und, mit raschem Sprunge an das Thor gelangt, den Hauptmann bereits mit zwei Gesellen im Handgemenge erblickte. Jetzt atmete er wieder leichter auf, da er einen Feind von Fleisch und Blut vor sich stehen sah, und im Augenblicke stürzte auch einer der Schwarzhüte von seiner Faust getroffen auf das Pflaster nieder. Der Hauptmann hatte den anderen ebenfalls bemeistert und begann ihm eilfertig die Hände mit der Säbelkoppel auf dem Rücken festzuschnüren. „Mach' es, wie ich,“ rief er dem Wachtmeister zu, „schleppe die Spitzbuben dort in den Winkel und bewache sie, bis ich wieder zurückkomme; sieh, da liegen die Gewehre — ich muß den Meister suchen.“

Mit diesen Worten sprang Herr Rudolf in den Hausflur, die dunkle Treppe hinan, über die ihm lautes Hilfsgeschrei entgegenschallte. Es drang aus dem Gemache des Obersten, der mit herzzerreißendem Jammer nach seinem Kinde rief; vor der halb geöffneten Thüre lag der alte Ulrich hingestreckt, die Augen geschlossen und mit lallender Zunge einige unverständliche Worte murmelnd. Der Hauptmann flog an ihm

vorbei nach der zweiten Treppe, die zu Adelaidens Gemache hinführte; aber als er atemlos in dasſelbe hineinſtürzte, wankte er mit einem leiſen Aufſchrei des Schmerzes augenblicklich wieder gegen die Thüre zurück. Ein Dolchſtoß war durch ſeinen linken Oberarm gegangen, und vor ihm ſtand mit wild verzerrtem Geſichte ſein Todfeind, der Verräter Amiel.

Wut und Verzweiflung überwanden Schmerz und Schwäche, und nun begann einer jener ergrimmten, ſtummen Kämpfe, die der Menſch dem wilden Tiere abgelernt hat und bei denen der Siegespreis nicht in der Rettung des eigenen Lebens, ſondern nur in der Vernichtung des Gegners geſucht wird. Die beiden Feinde umſchlangen ſich Bruſt an Bruſt, die flammenden Blicke einander in die Augen bohrend und jeder mit krampfhafter Gewalt die letzte Faſer anſpannend, um den anderen niederzuwerfen und ihm erbarmungslos den Fuß auf den Nacken zu ſetzen. Aber der Franzoſe wußte die Vorteile zu nützen, die ihm die gelähmte Linke ſeines Gegners darbot, und ſchon fühlte Herr Rudolf ſeine Kräfte ermatten, als er, in dem tötlichen Wirbel ſich drehend, eine Frauengeſtalt erblickte, die mit ſchwarz verhülltem Geſichte halb ſitzend, halb liegend in einem Winkel der Thüre lehnte. „Verfluchtes Ungeheuer,“ ſchrie er bei dieſem Anblicke, „Du haſt ſie ermordet!“ und mit der ganzen Wucht der Schmerzes und der Verzweiflung den Gegner von Neuem packend, drängte er denſelben mit plötzlichem Stoße dem Fenſter zu. Die Scheiben fielen klirrend zu Boden, und der Marquis ſtürzte rücklings über das niedrige Geſimſe in die Nacht hinaus. Noch ein kurzer Aufſchrei, dem ein dumpfer Fall nachfolgte — dann ward es ſtille, und als der Hauptmann aufatmend ſich über die Brüſtung beugte, ſah er in dem niederſinkenden Lichtſcheine nur einen dunklen, zuſammengerollten Schatten, der regungslos am Fuße des Turmes lag. Von kaltem Grauen angeweht, wendete er ſich ab und wankte mit ſchwindelnden Sinnen auf

Adelaide zu, die noch immer ohne ein Lebenszeichen zuſammengeknickt hinter der Thüre lehnte; aber als er näher kam, ſah er erſt, daß die ſchwarze Hülle vor ihrem Antlitze eine feſtſchließende Maske war, wie er ſie einſt ſelbſt getragen, während ihr die Hände, kreuzweis übereinandergelegt, mit einem zerriſſenen Schleier zuſammengebunden waren. Von Angſt und Hoffnung beſtürmt, löſte er mit zitternder Hand die Maske und ſank, als die langen geſchloſſenen Wimpern dem Lichte leiſe entgegenzuckten, mit dem Ausrufe „ſie lebt!“ an Adelaidens Seite nieder.

Nachdem das Fräulein das Bewußtſein wieder erlangt hatte, hielt der Hauptmann mit Chriſtian vor dem Schloſſe Wache, bis die Nacht vorüber war, und begab ſich dann unverweilt in das franzöſiſche Generalquartier, um ſelbſt von dem nächtlichen Vorfalle Anzeige zu machen. Der Tod des Marquis konnte ſchwere Folgen für ihn haben, da ein franzöſiſches Kriegsgericht vorausſichtlich wenig Neigung zeigen mochte, in ſolchen Fällen zu Gunſten eines Einheimiſchen mildernde Umſtände geltend zu machen und dadurch möglicherweiſe die Sicherheit der eigenen Truppen weiterer Gefährde auszuſetzen. Herr Rudolf war daher angenehm überraſcht, als er in demjenigen, dem er zur Abnahme ſeiner Angaben zugeführt wurde, ſeinen geſtrigen Gefangenen erkannte. Der Franzoſe hörte nach artiger Begrüßung die Erzählung ſchweigend an und ſagte dann: „Das iſt eine fatale Geſchichte, die Ihr Euch erſpart haben würdet, Herr Kapitän, wenn Ihr meinen Rat befolgt hättet; ich konnte mir denken, daß ſo etwas kommen würde. Da hab' ich mir geſtern Euere Meinung beſſer zu Nutze gemacht, ſonſt würde ich heute ſchwerlich hier ſitzen. Aber gleichviel — ich bin Euch zu Dank verpflichtet und will ſehen, wie ich dieſe Verpflichtung löſen kann.“

Er hatte dieſe Worte deutſch geſprochen, und Herr Rudolf erkannte nun im Augenblicke, daß er den Geheimnisvollen vom Urtener Walde vor ſich habe. Dieſe Entdeckung rief ein eigentümliches Gefühl von Mißbehagen und Mißtrauen bei ihm hervor, und er antwortete daher kalt: „Es freut mich, wenn mein Rat Euch zum Vorteile gereicht hat; aber ſchwerlich würdet Ihr ihn befolgt haben, wenn ich Euch denſelben in ſo ſonderbarer Weiſe erteilt hätte, wie Ihr es mir gethan. Immerhin ſcheint Ihr zu meiner Verwunderung von meinen Verhältniſſen ebenſo gut unterrichtet zu ſein, als von denjenigen des toten Marquis v. Amiel.“ „Nicht ganz ſo gut,“ erwiderte der Franzoſe, indem ein leichtes, ſpöttiſches Lächeln über ſeine Züge flog, „doch vielleicht beſſer als Ihr denkt, und das werdet Ihr ſchwerlich zu beklagen haben. Sicher könnt Ihr darauf zählen, daß ich Euch die drei Wochen, die Ihr als Opfer der Ariſtokratie im Marterturme verbracht habt, bei dieſer Gelegenheit in Rechnung bringen will. Ich entlaſſ' Euch, Herr Kapitän, unter der Bedingung, bis auf weiteres die Stadt nicht zu verlaſſen. Solltet Ihr meiner irgendwie bedürfen, ſo fragt nach dem Bürger Olivier — ich werde vorderhand ſtets im Hauptquartier zu treffen ſein.“

Herr Rudolf hatte glücklicherweiſe keine Veranlaſſung, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen, da ſich um den Tod des Marquis keine Seele weiter zu kümmern ſchien. Der Elende hatte ſeine Dienſte gethan, und man war vielleicht froh, ihn nun los zu ſein.

Länger als deſſen Landsleute war Herr Rudolf ſelbſt genötigt, täglich die Erinnerung an den Toten aufzufriſchen, da der Dolchſtich, den er von ihm empfangen, wenn auch nicht gefährliche, doch langwierige Folgen nach ſich zog. Der Frühling war längſt ins Land gezogen, als der Verwundete zum erſten Male wieder das Krankengemach verlaſſen durfte; aber nicht nur Wald und Wieſe traten ſeinem Auge in neuem

Glanze entgegen, auch noch manches Andere war neu geworden, ſeit er das letzte Mal durch die Straßen gewandelt. Auf öffentlichen Plätzen und vor den Thoren der Stadt, wo ſonſt das Standbild des Bären ſeine trotzige Tatze erhoben, ragten jetzt mächtige Freiheitsbäume, und als der Geneſende auf ſeinem langſamen Gange von der Holliger Mühle nach dem Schloſſe hinüber ging, blinkte ihm vom Portale, auf dem ehemals das behelmte Familienwappen des Oberſten in Stein ausgehauen geprangt, eine große grüne Tafel entgegen, auf der mit goldener Schrift die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ zu leſen waren. „Der gnädige Herr hätt' es trotz aller Drohungen der Regierung nicht gethan,“ ſagte der Wachtmeiſter, „es mußte ein eigens abgeſchickter Kommiſſär kommen, um das ſchöne Brett da unter großem Zulaufe aufnageln zu laſſen.“

Im Schloſſe ſelbſt war es ſtill, und Fenſter und Thüren lagen in feſten Angeln zugeſchloſſen. Schon vor mehreren Wochen war der Oberſt mit ſeinem kleinen Haushalte an den Genferſee gezogen, um dort in der ſtillen Zurückgezogenheit eines Landaufenthaltes und unter dem Einfluß milderer Lüfte ſeiner erſchütterten Geſundheit zu pflegen. Der Hauptmann ſetzte ſich auf eine kleine Ruhebank, die Adelaidens Fenſter gegenüber vor einem Springbrunnen ſtand, und verſank, von ſäuſelndem Lindenduft und plätſcherndem Wellenſpiel umweht, in die Erinnerung an vergangene Tage, bis das Geräuſch herannahender Schritte ihn aus ſeinen Träumen weckte. Es war die Müllerin, die ihm ein zierlich gefaltetes Blatt überreichte. „Wie ſich's ſchickt, Herr Hauptmann, daß Ihr gerade hier außen ſeid,“ ſagte ſie lächelnd, „ich hätt ſonſt noch heut Abend in die Stadt ſchicken müſſen. Der Sepp, der der gnädigen Herrſchaft Hausrat ins Welſchland nachführen mußte, iſt eben heimgekommen und hat dieſes Brieflein mitgebracht.“ Herr Rudolf drückte die Lippen auf die feinen Schriftzüge und las dann, im Schatten der Gebüſche auf- und niederwandelnd:

„Du erinnerſt Dich jenes Abends (er ſollte der erſte einer langen Trauerreihe werden!), an dem der Doktor die Entſtehungsgeſchichte unſeres Schloſſes und die Sage von der Waiſe erzählte, deren Schluß ihm und uns allen unbekannt geblieben, bis Du ihn dahin ergänzteſt, daß das geiſterhafte Läuten nicht zur Ruhe kommen könne, bis es in den Ohren des Schloßherrn ebenſo gellend erklungen, wie es ſonſt in denjenigen der Dienſtleute geſchehen. Ich ſehe meinen armen Vater noch immer vor mir, wie er die Sage, an der Du mit ſo warmem Ernſte hingeſt, lachend als Ammenmärchen erklärte, aber ich ſehe auch noch ſeinen zornigen Blick, als Du derſelben rückhaltlos eine Deutung liehſt, die Deinen Feinden willkommenen Stoff zu neuer Anklage gegen Dich in die Hände geben mußte. Albert iſt nun tot und wird in einem höhern Lichte erkennen, was uns nur zu ahnen vergönnt iſt; Deine Feinde haben ihre Schuld gebüßt, und meinem Vater ſind in der Nacht, da das Schreckensgeläute in ſeinen Ohren erklang, die Schuppen des Irrtums nnd Wahnes von den Augen geſunken, der ſich wie ein böſes Verhängnis zwiſchen ihn und unſer Glück geſtellt. Und ich, warum ſollt' ich ungläubig zweifeln, daß eine unſichtbare Hand die Glocken geläutet, die Dich zu meiner Rettung vor Schande und Tod herbeigerufen? Drum komm, mein Geliebter, und eile, damit das Verhängnis erfüllt werde und die armen Seelen, die unter dem Fluche liebeloſen Übermutes im Schloſſe umgehen, durch den Bund unſerer Liebe erlöſt, zur Ruhe gelangen."

„Amen," rief Herr Rudolf, das Blatt zuſammenfaltend. „Liebe löſt jedes Lebensrätſel, und Treue vermag den ſchwerſten Zauberbann zu brechen. Möge unſer Glück dem ganzen Volke zum fröhlichen Vorzeichen werden!"

Die Linden am Schloſſe ſtanden noch in voller Blätterzier und warfen ihre Schatten auf eine Schar kräftiger Männer, die fröhlich und wohlgemut an langen Tiſchen ſaßen. Es waren die Kanoniere der Kompagnie König, welche der Herr v. Holligen bei ſeiner Rückkehr aus dem Welſchlande zur Begrüßung ihres Hauptmanns und zur Nachfeier der Vermählung ſeiner Tochter verſammelt hatte. Der alte Herr ſaß zwiſchen dem Wachtmeiſter und dem Belper-Fritz, die ihm von ihrem Sturm auf den Marterturm erzählten und dabei mit wehmütiger Dankbarkeit des greiſen Schultheißen gedachten, während die Müllerin in ruhiger Würde neben Adelaide thronte, deren Schönheit der Glanz ſeligen Glückes umfloß. „Nun glaub' ich ſelbſt, wird die Waiſe erlöſt zum Lichte eingehen," ſagte Herr Rudolf lächelnd zu ihr, indem er auf den Oberſten deutete, deſſen Glas fröhlich mit denjenigen ſeiner Nachbarn zuſammenklang; „denn ſieh, dort ſinkt die letzte Schranke, die bisher wackere Menſchen, mit dem nämlichen Gottesadel, wenn auch unter verſchiedenen Wappen, ausgeſtattet, als zweierlei Geſchöpfe von einander geſchieden hat."

Der letzte Hirt im Dorfe.

1875.

Seit Langem waren auf die gemeinsame Dorfweide nur noch Ziegen getrieben worden, und um sein Anrecht an dieselbe zu nützen, hielt sich deshalb auch mancher vermögliche Bauer eines oder zwei dieser kleinen Haustiere, während er sie sonst wohl geringschätzig dem Viehstande der Armen überlassen hätte. So blieb die Heerde, wie sie jeden Morgen sich auf den verschiedenen Dorfplätzen zum gemeinsamen Auszuge sammelte, eine recht ansehnliche. Ihr letzter von der Gemeinde bestellter Hirt war, so weit meine Erinnerung zurückgeht, immer dasselbe unveränderliche, alte Männchen mit einem kleinen, verwitterten Gesichte und grauem, struppigem Schnurrbart, wie etwa ein von grauen Flechten bedeckter Markstein unveränderlich bleibt. Ich entsinne mich, daß mir als Kind schon sein Name seltsam fremd und wunderlich vorkam; denn er hieß Joochem (Joachim), wie kein anderer Mensch mehr im Dorfe, und von ihm hab' ich auch die ersten Töne und Melodien des Alphorns gehört. Er hatte sich das in unserer Gegend völlig unbekannte Instrument aus dem Stämmchen eines jungen Kirschbaumes selbst angefertigt und mit Birkenrinde zierlich umwunden und ausstaffiert. Nun ertönten die melancholischen Klänge desselben alle Morgen vom Frühjahr bis zum Herbst als Sammelruf für die Herde durch das Dorf, und am Abend kündigten sie ihre Rückkehr an. Auch während des Tages hörte man sie bisweilen von der Waldhöhe, wo das Weideland lag, herab-

tönen. Leute, die ſchon im Hochgebirge geweſen, bezeugten, daß der Joochem ein ſehr geſchickter Alphornbläſer ſei. Sonſt machte er nicht viel Lärm und war gewöhnlich in ſich gekehrt und wortkarg, wo nicht gar finſter und abſtoßend. Ich fürchtete ihn drum als Knabe auch beinahe, obwohl er häufig in unſer Haus kam, namentlich an Winterabenden, wo er mit einem kurzen Gruße ſich auf den Kunſtofen ſetzte, ſich eine Weile, oft über eine Stunde lang, ohne von Jemandem viel ausgefragt oder irgendwie beläſtigt zu werden, wärmte und dann wieder mit einem ebenſo kurzen „Gutnacht“ fortging. Es kam mir deshalb verwunderlich vor, was ſo viele der kleinen, ärmern Mädchen im Dorfe mit dem mürriſchen Alten zu ſchaffen hätten. Jeden Morgen nämlich begleitete ihn ein ſolches nach der einſamen Waldhöhe hinauf, und nie ſah man die Herde ohne dieſes Geleit zurückkehren. Dagegen gab es unter den Kleinen nicht ſelten Streit und Zank, weil das Eine behauptete, die Reihe, den Joochem zu begleiten, ſei nun wieder an ihm, während das Andere dieſes offenbar eifrig begehrte Recht für ſich in Anſpruch nahm. Ich erinnere mich noch, daß ein neuer Lehrer, der an unſere Unterſchule kam, ſich über dieſe Begleitſchaft heftig ausließ und den Unfug, wie er es nannte, anfänglich durchaus nicht länger dulden wollte, da aus demſelben begreiflicherweiſe manche Schulverſäumniſſe entſtanden. Vielleicht mochte ihm die hergebrachte Übung noch aus andern Gründen ungehörig erſcheinen; aber wie es nun geſchah — er mußte darüber bald verſtändigt worden ſein und ließ fortan das Mädchen, an dem die Reihe war, den Weidgang mitzumachen, unbehelligt ſeiner Wege ziehen. Denn eine beſtimmte Wechſelordnung wurde darin, wohl gerade um der Schule willen, eingehalten. Begreiflicherweiſe kümmerte ich ſelbſt mich nicht weiter um die Sache; ich war damals noch zu jung, um an derſelben weiter etwas Auffälliges zu finden, und hatte mich überdies daran gewöhnt, wie man ſich an Dinge gewöhnt,

die man von Kindheit auf täglich vor Augen hat. Auch im übrigen achtete ich wenig auf das Thun und Lassen des alten Joochem; ich wußte nur noch, daß er im Hinterstübchen eines armseligen Häuschens ganz für sich hauste, im Winter während des geschlossenen Waidganges den Bauern etwa beim Holzhacken half und, da er einst Soldat gewesen, namentlich geschickt im Sprengen von Steinblöcken und Wurzelstöcken war, an die weder Säge noch Axt sich wagen mochten.

Das wurde anders, als ich nach Jahren zu gelegentlichem Ferienaufenthalte von auswärtigen Schulen ins Dorf zurückkam und das Leben in demselben mit neuen Augen zu betrachten anfing. Bei meinem Herumhorchen nach alten Sagen und sonstigen Überlieferungen, die im Munde der Leute lebten, wurde ich bald auf den alten Joochem gewiesen; der wüßte vieles zu berichten, wenn er nur wollte, vernahm ich da und dort. Ich suchte mich also an ihn heranzumachen; aber ohne Erfolg. Er war wortkarg und mürrisch geblieben, wie ich ihn von je gekannt, und auch sonst schien er sich um kein Haar verändert zu haben; kaum daß seine schwarzgrauen Augenbrauen noch buschiger, das verwitterte Gesicht noch etwas schmaler und hagerer geworden. Zur Weide nahm er unentwegt, wie früher, ein kleines Mädchen mit. Was ich sonst von Andern über ihn erfuhr, war gerade nicht viel Besonderes; offenbar wußten nur wenige und bloß ältere Leute etwas Genaueres, und diese schienen nicht gerne davon sprechen zu wollen. Auch mein eigener Vater nicht; doch erzählte er mir, daß Joochem schon früh, etwa um das Jahr 1806 als armer, elternloser Bursche unter die sogenannten Sechzehntausend, jene Hilfstruppen, welche die Schweiz während der Mediation an Frankreich zu stellen hatte, gekommen sei. In diesem Dienste hatte er unter Anderm den napoleonischen Krieg in Spanien mitgemacht; war dann, nach dem Sturze Napoleons, in eines der neuen, im bourbonischem Solde errichteten Schwei-

zerregimenter getreten; aber im Jahr 1823, als dieſe Regimenter abermals nach Spanien marſchieren ſollten, deſertiert. Drum war er auch ohne eine Penſion geblieben, auf die er für ſeine langjährigen Dienſte ſonſt wohl Anſpruch gehabt hätte. Nach ſeiner Heimkehr war er dann Dorfhirt geworden.

„Aber was mag den alten Knaſterbart nach ſo vielen Dienſtjahren noch zur Deſertion bewogen haben?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Vater achſelzuckend; „er wird von Spanien vom erſtenmal her genug gehabt haben.“

„Das ſähe ja wie Furcht oder Feigheit aus,“ bemerkte ich, „aber die Leute erzählen mir auch, er fürchte ſich vor Geſpenſtern und drum müſſe ihn jeden Tag ein Kind auf die Weide begleiten.“

„So ſcheint es allerdings zu ſein.“

„Wie ſeltſam!“ rief ich ungläubig und halblachend, „da nähm' er ſtatt der kleinen Mädchen doch lieber einen flinken Jungen mit, den er wenigſtens um Hilfe ausſchicken könnte, wenn der Böſe anrücken ſollte.“

„Er wird für das Eine wie für das Andere ſeine Gründe haben,“ entgegnete mein Vater ernſt; „übrigens laß Du den Joochem ſeiner Wege gehen — ſolche alte Soldatengeſchichten haben gewöhnlich ohnehin wenig Erbauliches.“

So war ich auch von dieſer Seite zur Ruhe gewieſen, und es verging eine geraume Zeit, bis ich mich über die Weihnachtsfeiertage wieder einmal zu Hauſe befand. Man verhandelte damals im Dorfe bereits eifrig die Verteilung der Gemeindeweide und Abſchaffung des Weidganges, — eine Frage, deren Entſcheidung begreiflich den alten Joochem zu allernächſt berühren mußte. Das konnte man inne werden, als er eines Abends ſchon nach eingebrochener Nacht bei uns eintrat und ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, ſchweigend in den Ofenwinkel ſetzte. Aber lange verharrte er nicht in ſeiner üblichen Schweigſamkeit, ſondern fragte, wie mitten aus einem

ſchon begonnenen Geſpräche heraus: „Alſo Ihr glaubt nicht, Gemeinderat, daß ſchon dieſen Winter etwas beſchloſſen werde — es könnte ſich noch bis ins nächſte Jahr verziehen?“

„Ich glaub' es,“ erwiderte mein Vater, an den dieſe Frage gerichtet war; „übrigens ſo oder ſo — Du ſollteſt Dir die Sache nicht ſo ſtark zu Herzen nehmen, Joochem. Für Dich gibt es immer noch genug andere Beſchäftigung, ſo lange Du arbeiten kannſt.“

„Ich kann aber nicht,“ entgegnete der Alte; „die Sommerarbeit im Feld hab' ich ſeit bald vierzig Jahren verlernt und bin ſonſt nie recht geſchickt geweſen dazu.“

„Dann gibt's was anderes, nur unverzagt.“

„Ja, ja, ich weiß, Ihr ſeid gut -- Ihr —“ erwiderte Joochem nach einer Weile; „aber ich — ich bin nun bald ein unnützer Knecht, Gemeinderat.“

Mein Vater nahm eine Flaſche und ein Glas aus dem Schranke, das er neben Joochem auf den Kunſtofen ſtellte und mit Kirſchwaſſer voll ſchenkte. „Da nimm eins,“ ſagte er; „es iſt altes und wird Dir gut thun.“

Ich vermochte das Geſicht des Alten in ſeinem dunklen Ofenwinkel nicht deutlich zu unterſcheiden; aber an einer Art vergnügten Stöhnens, das er ausſtieß, konnte ich merken, daß die Gabe ihm willkommen war.

Unterdeſſen hatte mein Vater ſich wieder an den Tiſch geſetzt und nahm eines der Bücher auf, die vor mir lagen, indem er ſagte: „Da hat mein Jüngſter ein Buch mitgebracht, worin der ganze ſpaniſche Krieg des alten Napoleon ſteht. Das wär' was für Dich, Joochem, wenn's nicht ſo gar klein gedruckt wäre.“

„Könnt's doch nicht mehr leſen und wären die Buchſtaben wie Kirchtürme,“ erwiderte der Alte.

„Mir iſt dabei eingefallen,“ fuhr mein Vater, ohne auf dieſe Einwendung einzugehen, ruhig fort — „die Geſchichte

mit dem Wachtmeiſter war doch in Spanien, wiſſt, in dem Feigengarten."

„In Spanien — ja."

„Aber wie war's denn eigentlich auch — ich entſinne mich nicht mehr ſo recht."

„Nun, wie's war," grollte Joochem, nachdem er einen Zug aus ſeinem Glaſe gethan; „es war wie Alles in dem vermaledeiten Mordlande. Alſo wir kamen nach langen heißen Märſchen ins Quartier, und es hieß, die Gegend ſei eine von den beſſern; wir könnten zwei Raſttage halten, dann ginge es auf den Engländer los, der weiter aufwärts am Fluſſe lag. Ja, ſchöne Raſttage, das!"

„Ihr hattet einen Angriff?" —

„Keinen Angriff, nein," erwiderte der Alte unwirſch; „aber es durfte ſich auch keiner von uns einen Schritt weit von dem Andern entfernen, wenn er nicht des Todes ſein wollte."

„Vor den Spaniern?"

„Vor den Spaniolen, verſteht ſich. Alſo unſerer ſechs waren auf den Abend in ein ſchönes Landhaus gekommen, und die Nacht verging ruhig, daß wir uns drob freuten. Am Morgen macht der Wachtmeiſter, der zuerſt auf den Füßen war, das Fenſter auf und ſagt: „Hinterm Haus liegt ein ſchöner Garten, ich geh' hinunter." Er geht und etwa fünf Minuten ſpäter geh'n ich und ein Kamerad ihm nach; aber wir ſeh'n ihn nirgends mehr im Garten und denken ſchon, er müſſe auf der andern Seite wieder hinaus gegangen ſein. Da tritt mein Kamerad ein paar Schritte gegen die Gartenmauer, über die ein voller Feigenbaum hereinhängt, und will eine Feige abbrechen; aber wie er die Hand ausſtreckt, ſchreit er auf, ſchreit noch einmal, ohne die Hand zurückzuziehen. Ich lauf' hinzu, mein', er ſeh' eine Schlange oder ſo was, und nun ja, was war's — vor uns auf der Gartenmauer, unter dem überhangenden Feigenaſt, ſteht der Kopf des Wachtmeiſters. Die

Mordhunde! Das Blut tröpfelte noch über die Mauer herab; aber von ihnen ſelbſt war keine Spur mehr zu entdecken und auch den Leib des Wachtmeiſters mußten ſie mitgeſchleppt haben. Wir fanden nichts mehr von ihm."

„Das muß ja ſchrecklich geweſen ſein," ſagte mein Vater.

„Paah," erwiderte Joachem, „ich ſag' Euch, ſolche Dinge kamen zu Tauſenden vor. Man wußte in manchen Gegenden nicht einmal, ob nicht in dem Häufchen Stroh, auf das man totmüde ſich hinwarf, ein ſolcher Mordgeſelle verborgen war. Selbſt vor Weibern und kleinen Buben konnte man ſich in Acht nehmen."

„Und dann kam bald die große Schlacht," bemerkte mein Vater; „die Schlacht — wie heißt ſie doch?"

„Die Bataille von Talavera," erwiderte der Alte, ſein Glas leerend; „ja, da iſt's heiß hergegangen. Unſere Halbbrigade warf, ſobald wir ins Feuer kamen, eine engliſche Batterie über den Haufen — das ging nur ſo im Handumdrehen. Aber am Nachmittag fingen die Unſern auf den Höhen an zu weichen, und der Engländer konnte uns mit der ſchweren Reiterei in der Flanke faſſen. Jetzt mußten auch wir zurück."

„Durch ein Städtchen," ergänzte mein Vater.

„Schenkt mir noch Eins ein, Gemeinderat, wenn's Euch recht iſt," ſagte der Alte; „es iſt mir ſo kurios heut'."

„Schenk' nur ſelbſt ein," erwiderte der Vater, „Du haſt ja die Flaſche neben Dir."

Joachem that es langſam und fuhr dann nach einigem Beſinnen fort: „Ja, durch ein Städtchen, Novedras hieß das Neſt, etwa anderthalb Stunden vom Schlachtfeld entfernt. Unſer Bataillon hielt noch ziemlich feſt zuſammen, wenn's auch um die Hälfte kleiner war als am Morgen, und die zerſtreute engliſche Reiterei hinter unſern Ferſen konnte uns wenig anhaben. Aber ſobald wir recht in der Straße des Städtchens drinnen waren, da fing's auf allen Seiten, links und rechts,

vor und hinter uns, aus Fenſtern und Kellerlöchern an zu knallen und zu pfeifen, als ob die ganze Hölle los wäre. Die ſpaniſchen Hallunken, ſie mußten wiſſen, daß wir die letzte Patrone verſchoſſen hatten. Noch etwa hundert Schritte ging's vorwärts im Feldſchritt; dann fingen die vorderſten Glieder an ſich zu löſen, um ſich links und recht in die Häuſer einzuſtürzen. Hart an mir fällt, ohne einen Laut zu geben, mein Nebenmann, der nämliche, der mit mir im Feigengarten war — ein Keller, Hans Keller von Oberwinterthur. Ich bück' mich nach ihm und ſeh', er iſt glatt durch die Schläfe geſchoſſen, und wie ich aufſchau', lacht kaum zweimal mannshoch über mir ſo ein ſchwarzes Spitzbubengeſicht zum Fenſter heraus, den rauchenden Gewehrlauf neben ſich. Ich — wild — auf die verſchloſſene Hausthür los — zwei, drei Anläufe und ſie kracht auseinander. Dann die Treppe hinauf. Ha!"

Es wäre ſchwer zu ſagen geweſen, ob dieſer tief hervorgeſtoßene Laut, mit dem der Alte ſeine Erzählung unterbrach, mehr das männliche Bewußtſein einer kühnen That oder aber eine ſchmerzliche Erinnerung ausdrücken ſollte, und er fuhr auch erſt fort, nachdem er das Glas, ohne zu trinken, an den Mund geſetzt und es wieder hingeſtellt hatte. „Nun," ſagte er in langſamem Tone, „droben auf der Treppe ſtand ein kleines Mädchen, ein bildſchönes Kind mit blaſſem, feinem Geſicht und großen, dunkeln Augen, das mußt' ich trotz meiner Wut ſehen. „Mi padre, mi padre," ſchreit es, indem es auf den Mann deutet, der vorwärts im Flur ſtand, und hebt beide Hände gegen mich auf. Ich ſtoße die Kleine, die ſich an mich hängen will, auf die Seite und habe auch die höchſte Zeit dazu; denn ſchon hat der Mann, der gleiche, den ich am Fenſter geſehen, ſein Gewehr wieder geladen und zum Anſchlag auf mich fertig gemacht. Aber mein Bajonnet war flinker, er hat den Schuß nicht mehr abgedrückt und ſonſt keinen mehr, denk' ich."

Der Alte hielt wieder inne und ſchaute mit vorgebeugtem Kopfe unbeweglich auf ſeine Füße nieder. „Und dann,“ fragte mein Vater nach einer Weile langſam, „was kam noch, Joachem?“

„Ihr wißt's ſchon, Gemeinderat,“ erwiderte dieſer mit völlig veränderter Stimme, „Ihr wißt's ja. Wie ich wieder die Treppe hinabkam, meine Wut war ſchon etwas vorüber, ſobald ich das Bajonnet zurückgezogen hatte, wie ich alſo die Treppe hinabkomme, liegt die Kleine drunten an der unterſten Stufe auf dem Rücken, die Hände ineinander gefaltet und die großen Augen weit offen auf mich gerichtet, aber unbeweglich. Ich will ſie aufheben, aber ſie fällt mir mit dem Kopf und mit den Händen über den Arm zurück, und ich merke, daß ſie tot iſt. Wer weiß es, ich mußte ſie im Zorne zu ſtark auf die Seite geſtoßen haben und ſie dann ſo unglücklich die Steintreppe hinabgefallen ſein. Das Blut floß ihr auch am Hinterkopfe unter dem dichten, ſchwarzen Haar hervor. Aber da kam es nun auf einmal über mich, was ſoll ich ſagen, der liebe Gott mag es wiſſen; ich hatte ſonſt die Kinder mein Leben lang gern gehabt und hätte nie einem etwas zu Leid thun können. So nehm' ich auch jetzt die Kleine auf die Arme und renne mit ihr zum Haus hinaus, ohne zu wiſſen, was ich wollte damit. Doch weit kam ich nicht. Ich fühle einen kurzen, heftigen Schmerz am Kopfe und ſtürze auf die Straße; mir kam's vor, tauſend Klafter tief in den Boden hinein. Ich ſah und hörte nichts mehr, nur die großen Augen der Kleinen ſah ich noch, die mich unbeweglich anſchauten. Aber ich weiß es wohl,“ fügte der Alte für ſich ſelbſt ſprechend noch leiſer, als er bisher geſprochen hinzu, „ich ſah auch die nicht. Meine Kameraden hatten das tote Mädchen ja in Novedras auf der Straße liegen laſſen, wo ſie mich aufgehoben, und ich kam erſt nach zehn Tagen im Feldlazaret wieder zu meinen Sinnen. Ich hatte eine ſchwere Schußwunde am Kopfe.“

„Drum bildeſt Du Dir's auch nur ein, Joochem, die arme Kleine ſtehe noch jetzt manchmal vor Dir," ſagte mein Vater, „das iſt ja nun doch ſchon ſo lange her."

„Ihr mögt vielleicht Recht haben, Gemeinderat," entgegnete der alte Soldat, „ich weiß es nicht. Bin ich bei Leuten, ſeh' ich's auch nicht; aber droben, den ganzen Tag auf der Weide, da muß ich ein Lebendes um mich haben, ein kleines Mädchen, mit dem ich plaudern kann, wenn das andere kommt und mich mit ſeinen großen Augen anſieht."

Joochem ſchwieg und nachdem er noch eine Weile mit geſenktem Kopfe in ſeinem Ofenwinkel geſeſſen, ſchlurfte er ſchweren Schrittes zur Thüre hinaus. „Nun kannſt Du Dir denken, warum er nicht ein zweites Mal nach Spanien hinein wollte," ſagte mein Vater.

„Der arme Burſche!" erwiderte ich, ohne zu ahnen, wie bald ich noch einen neuen Grund zur Teilnahme an dem alten Manne bekommen ſollte. Seine Befürchtung über die Abſchaffung des Weidganges war nicht umſonſt geweſen; dieſelbe wurde ſchon wenige Wochen nach Neujahr von der Gemeinde beſchloſſen und durch dieſen Beſchluß zugleich Joochems Amt als Dorfhirt aufgehoben. Er beklagte ſich nicht viel darüber, nur daß er noch in ſich gekehrter und wortkarger wurde. Indeſſen half er unverdroſſen in einem Wieſengrunde, der trocken gelegt werden ſollte, die großen, durch das abfließende Gewäſſer zu Tage getretenen Steinblöcke ſprengen.

Dieſe Arbeit dauerte noch fort, als ſchon lauere Märztage kamen. Eines Abends, nach einem ſolchen milden Vorfrühlingstage, ſollte der letzte Sprengſchuß abgefeuert werden — ein Geſchäft, das von jeher Joochem beſorgt hatte. Die übrigen Arbeiter begaben ſich in gewohnter Weiſe in Sicherheit und ſahen von ihrem Standorte auch, wie Joochem Feuer ſchlug und ſich über das Bohrloch beugte. Aber es mußte an der Zündſchnur etwas fehlen; denn ſtatt nun ebenfalls ſich aus

dem gefährlichen Bereiche zu flüchten, ſetzte Joachem ſich, wie etwas in's Werk richtend, auf den Steinblock hin. Da plötzlich donnerte der Schuß, und eine Rauchwolke ſtob, mit dunkeln Maſſen vermiſcht, hoch in die Luft empor. Als die entſetzten Mitarbeiter herbeigeeilt kamen, lag Joachem mitten zwiſchen dieſen Sprengſtücken, die ſich nach ihrer Luftfahrt zum Teil tief in den weichen Boden eingewühlt. Doch war ſeine Leiche faſt völlig unverſehrt geblieben.

Zwei Tage ſpäter wurde ſie zu ihrer letzten Ruhe gebracht; aber der Sarg, der auf einem ſchlichten Bauernwägelchen lag, war über und über mit Epheu und anderm Blätterwerke bedeckt, wie es die Jahreszeit bot. Das hatten die erwachſenen Töchter und Frauen des Dorfes gethan, die einſt als kleine Mädchen den Joachem zur Weide begleitet und jetzt trauernd und weinend ſeinem Sarge folgten, als hätte jede einen väterlichen Freund verloren.

Ob dieſe Thränen nicht endlich auch das große dunkle Kindesauge geſchloſſen, das den armen Joachem bis an ſeinen Lebensabend verfolgt hat?

Jakob Frey.

(Nach der einzigen, auf dem Totenbette aufgenommenen Photographie.)

Jakob Frey.

Ein Lebensbild

von

Adolf Frey.

Mit einem Bildnis.

Vorwort.

Aus welchen und wie vielerlei Quellen die Biographie meines Vaters zuſammenfloß, zeigt dieſe zur Genüge ſelbſt. Nur das möchte ich bemerken, daß ich, ſoviel ich im Einzelnen mancherorts noch erraffte und erhaſchte, niemals mit der Fülle, ſondern fortwährend nur mit dem Mangel an Stoff zu ringen hatte.

Für die Überlaſſung wichtiger Briefe danke ich Fräulein Marie Döſſekel in Aarau verbindlich; ebenſo danke ich für Mitteilungen Herrn Pfarrer J. Märi in Schinznach und für Nachweiſe meinem unermüdlich gefälligen Freunde Herrn Dr. Hans Herzog in Aarau.

Aarau, im Oktober 1897.

Adolf Frey.

Die Jugend.

1824—1844.

kob Frey wurde den 13. Mai 1824 im aargauiſchen Dorfe Gontenſchwyl als der Sohn eines Kleinbauern ren.

Eine Lilie, die langeher für abgeſtorben galt, ergrünte hen den Wurzeln des alten Birnbaumes, der vor dem e ſtand, und erſchloß gerade an dem Tage, da das Kind Welt kam, eine Blüte. Daraus folgerten die Angehörigen wöhnliche Gaben und Schickſale des Jüngſten der „Klein-l". Denn ſo hieß die Sippe zum Unterſchied von den eichen Namensvettern im Dorf und der Enden.

)er Vater Melchior Frey (12. Mai 1782 bis 14. Au-1848) war ein freundlicher, ſtiller und ſchlichter Mann, nter Seinesgleichen durch die zuweilen mit etwas Schalk-gefärbte Gelaſſenheit hervorſtach. Die Mutter, eine ge-e Maria Hunziker aus Leimbach (15. März 1785 bis nuar 1857), beſaß ein feinfühliges Herz und einen kla-nnigen Geiſt, dazu ungewöhnliche Erzählergabe. Sie hatte e Schule nur leſen gelernt, weil man unter dem Regi-der weiland Republik Bern den Landmädchen das Schrei-eigubringen nicht für nötig erachtete. Da ſetzte ſie ſich m fünfundvierzigſten Lebensjahre hin und holte das ohne Schuld Verſäumte nach.

kob Frey durchlief die Dorfſchule und beſuchte dann ſeit rühling 1837 die Bezirksſchule in Reinach. Eine Zeit

lang hatte er dabei, von früh auf wildem und zahmem Getier zugethan, einen wunderlichen Weggenoſſen, nämlich ein gezähmtes Eichhörnchen. Wenn er morgens aufbrach, ſetzte es ſich auf ſeinen Bücherranzen und ließ ſich eine gute Strecke Weges aus dem Dorfe heraustragen, bis es an einer Waldecke auf den herunterhängenden Zweig einer an den Straßenrand vorſtoßenden Tanne abſprang. Kehrte ſein Herr zurück, ſo war es behend zur Stelle, um ſeinen Platz wieder einzunehmen. Eines Tages ſpähte er vergeblich nach ſeinem poſſierlichen Geſpiel. Ein Jäger hatte es erſchoſſen. Das ging dem Knaben lange nach.

Am 13. Mai 1838 verlor er ſeine Lieblingsſchweſter Lotte. Wenn auch dieſer Verluſt die bange Schwermut, die ſein Leben beherrſchte und ihre Schatten über die meiſten ſeiner Schöpfungen breitete, in ihm wohl nicht erzeugte, ſo verſtärkte er doch zweifelsohne die melancholiſche Anlage und ſchwächte ſeine Widerſtandskraft gegen äußere und innere Stürme, indem er den jungen Organismus von Grund aus erſchütterte und mit einer Wucht zu Boden warf, wie es der Seelenſchmerz in ſo jungen Jahren nicht häufig vermag.

Während die Art des Vaters in dem ältern, 1808 geborenen Sohne Johannes weiterlebte, der ein aufrechter, freundlicher Mann und anſtelliger Bauer wurde, doch ganz ohne die gewöhnliche bäueriſche Härte und Schlauheit, vererbte ſich der klare Geiſt der Mutter auf die älteſte Tochter Eliſabeth. Ich erinnere mich noch deutlich an die Frau, wie ſie, eine Halbgelähmte, über Sechzigjährige, die Anweiſungen zur Beſorgung des Hausweſens erteilte; ich habe kaum wieder ein ſo feines Nornengeſicht geſehen. Aber Lotte, die jüngſte unter den drei Schweſtern, die Frühverſtorbene unter den fünf Geſchwiſtern, hatte von der Mutter die tiefe Empfindung geerbt und ſtand dem jüngern Bruder nach ſeinem Urteil gleich an Phantaſie und Dichtergabe. In poetiſch gefärbten Aufzeichnungen, die

er vierundeinhalb Jahr nach ihrem Heimgang niederſchrieb, findet ſich Folgendes über ſie und ihr Ende:

„. . . . Die liebe Lotte, das ſchlankaufgeſchoſſene Mädchen mit den großen blauen Augen und den haſelnußbraunen Locken. Wie wir uns liebten! Wir ſonderten uns von den Geſchwiſtern und übrigen Geſpielen ab. Mit dem zarteſten weiblichen Gemüte verband ſie eine Phantaſie, die in poetiſchen Verſuchen ihre Befriedigung ſuchen mußte. Ein leichter, volltönender Rhythmus ſtand ihr ſtets zu Gebote; ſelten überſtieg eines ihrer Gedichte die Zahl von fünf Strophen: es waren kleine, liebliche Bilder einer zarten, klaren Seele. Niemand außer mir und etwa der Mutter teilte ſie die Ausbrüche ihrer überſchwellenden Seele mit. Ich bewahre noch einige ihrer Lieder. . . . . Es war ein herrlicher Frühlingsabend; die Sonne war ſchon hinabgeſunken hinter dem jungbelaubten Walde; nur noch einzelne goldene Abendwölkchen zogen durch den blauen, reinen Äther. Die Wölkchen wurden blaſſer und blaſſer, und allmählich wagte ſich ein Sternchen hervor und guckte auf die Erde, ob der feindſelige Tag noch nicht zur Ruhe gegangen. Lottchen und ich ſaßen unter dem alten Birnbaum vor dem Hauſe — unſere Seelen wandelten fern auf den Abendwolken und verloren ſich in ungemeſſenen Weiten. Die nächſte Nacht ward ſie von Fiebern befallen; fünf Tage lag ſie in wilden Phantaſien — ich kam nie von ihrem Bette. Acht Tage drückte kein Schlaf meine Augen zu. Endlich ward ſie ruhiger. Mein Schmerz liegt nicht in der Macht der Worte. An einem Morgen bat ſie die Umſtehenden mit ſchwacher Stimme, uns allein zu laſſen. „Wir müſſen ſcheiden, geliebter Bruder, ſcheiden; lebe wohl — vergiß mein nicht — wenn meine Seele über ferne Sterne wandelt, wird ſie Deiner liebend gedenken.“ Sie verlangte ihr Porträt, mit zitternder Hand ſchrieb ſie auf die Rückſeite desſelben folgende Verſe:

Lebe wohl! Zum Angedenken
Nimm dies kleine Bild von mir —
Mag man mich zur Grube ſenken,
Bleibe doch mein Schatten Dir.

Dann gab ſie mir eine Schere: „Schneide mir eine Locke ab!“ bat ſie; „ſie ſoll ein Band bilden, das meinen Geiſt ewig an Dich feſſelt. Setzt mir auf mein Grab keinen Stein — einen Roſenſtrauch!“ Von Schmerz zerriſſen, warf ich mich auf ihr Bett; ſie mußten mich wegbringen. In zwei Stunden war ſie nicht mehr. Mein wilder Schmerz löste ſich allmählich in dumpfe Melancholie auf. Sie ließen mich nicht zu der geliebten Leiche. Als ich aber am folgenden Tage die ſchwarzgekleideten Leute vor dem Hauſe ſich ſammeln ſah, da machte ich mein Bruderrecht an die teure Tote geltend und verlangte entſchloſſen, hineingelaſſen zu werden. Alle Anweſenden traten zurück, als ich mit ſtarrem Blicke und blaſſen Wangen hineintrat. Die liebliche Leiche lag in einem offenen Sarge; keinen Zug des edeln Geſichtes hatte der ſtarre Tod verwiſcht. Ich trat heran und küßte ſie auf die bleichen Lippen. Alle, die zugegen waren, zerfloſſen in Thränen — ich konnte nicht weinen, aber ein unnennbarer Schmerz tobte aufs Neue in mir auf. Ich wankte auf mein Zimmer. Was weiter geſchehen, weiß ich nicht. Als die Glockentöne mit dumpfem Schlage auf mein Herz trafen, ſchauerten kalte Fieber durch meine Glieder. Die Mutter hörte einen Fall und eilte herbei. Leblos lag ich auf der Erde, das Porträt Lottchens in der Hand. Zwei Stunden glaubten ſie mich tot. Der Arzt erklärte, wenn der nämliche Zuſtand nochmals zurückkehre und mich in einem kränklichen Augenblick treffe, ſo ſei es mein Tod.“*

* Lotte fehlt — wohl infolge mangelhafter Eintragung — in den Tauf- und Sterberegiſtern Gontenſchwyls, ebenſo im Bürgerregiſter der Gemeinde. Aber Pfarrer † A. Zſchokke in Gontenſchwyl, dem ich dieſe Mitteilung verdanke, notierte ſich am 6. Januar 1857, als Marie Frey ſtarb, dieſe habe zwei Söhne und drei Töchter gehabt, „von denen eine geſtorben iſt“.

Damals ungefähr, als Lottchen ſtarb, erhielt Frey den erſten Lateinunterricht, und damit war wohl, wenigſtens vorderhand, die Frage entſchieden, ob er Bauer werden oder ſich einem gelehrten Berufe widmen ſollte. Der Vater, der kaum über ſeine Scholle hinausſah, wünſchte ihn im engen Kreiſe, worin er und die Vorfahren ſich bewegt, bei Pflug und Senſe feſtzuhalten, zumal ſeine Mittel beſchränkt waren, ſodaß er mit der Familie neben der Landwirtſchaft noch Handweberei betrieb. Doch die Mutter, die übrigens eine ſanfte Frau war und mit ihrem Manne einträchtig und glücklich lebte, ſetzte es durch, daß ihr Jüngſter ſtudierte.

Er kam in der Schule tüchtig voran. Im Frühling 1840 empfahl ihn die Lehrerſchaft der Reinacher Bezirksſchule, obſchon er erſt drei ſtatt vier Klaſſen abſolviert hatte, „mit Gewiſſenhaftigkeit zur Aufnahme ins Gymnaſium, da er entſchiedenes Talent gezeigt habe und unausgeſetzt ein ſehr erfreulicher, an Fleiß und Sittlichkeit ausgezeichneter Schüler geweſen ſei.“ Die Note des Fachlehrers für Sprachen enthielt ein beſonderes Lob: „Seine Aufſätze waren ſtets in gewählten Ausdrücken abgefaßt, ſeine Perioden rund, die Darſtellung klar, die Auffaſſung des Gegenſtandes tief und vollſtändig.“

Die Lehrer des Gymnaſiums in Aarau, wo Frey im April 1840 einrückte, ſtellten eher ein Trüpplein von wunderlichen Käuzen und ſcholarchiſchen Kurioſitäten als wirkliche Schulmänner vor. Aber zwei davon machten eine entſchiedene Ausnahme, nämlich der klaſſiſche Philologe Rudolf Rauchenſtein und der Germaniſt Ernſt Ludwig Rochholz. Jener, ein bekannter Gelehrter, war ein ſattelfeſter Grieche und Lateiner, bei dem man einen gehörigen Schulſack aufgepackt bekam und in deſſen Unterricht man, wie Frey ſich ausdrückte, wie im Schraubſtock ſaß. Aber er war bei allem Wohlwollen eng, bei allem Eifer ohne Geiſt und Phantaſie, ſodaß von tiefer gehender Anregung und Nachwirkung nicht die Rede ſein

konnte, ſchon weil er ſich lediglich auf eine formelle, nicht auch auf eine ſachliche oder gar äſthetiſche Erklärung der Schriftſteller einließ. Dagegen faszinierte Rochholz durch lebhafte, in allen Farben ſchillernde Geiſteswillkür und durch einen entſchieden künſtleriſchen Zug die Schüler, d. h. die guten; denn die unbegabten ließ er ſchlankweg ſitzen, wenn ſie ſeine ſpröde Gunſt nicht etwa unverſehens durch die Mitteilung irgend welcher Sage aus ihrer engern Heimat gewannen, mochte dieſe Sage nun echt oder gefälſcht ſein. Er nahm es nämlich in ſolchen Dingen wie in den meiſten wiſſenſchaftlichen Fragen nicht immer genau, indem er an die Stelle gewiſſenhaften Studiums nur zu oft energiſche Subjektivität ſetzte, was die Jugend natürlich ſo wenig wie ſeine pädagogiſchen Querſprünge bemerkte. Frey gedachte ſeiner langehin in Dankbarkeit, bekannte auch noch ein Vierteljahrhundert nach der Schulzeit, er habe durch Rochholz die beſtimmende Richtung zu geſchichtsphiloſophiſchen und philologiſchen Studien empfangen.* In vorgerückten Jahren jedoch, wo er den künſtleriſchen Problemen ſtets ernſtlicher nachging, begann er den Einfluß des einſt von ihm hoch geſchätzten Mannes zu beklagen. „Ich habe," ſagte er, „eine Unmaſſe von Büchern leſen müſſen, um mir das Falſche und Schiefe wieder auszutreiben, was Rochholz in mich hineinbrachte. Er hat nie recht gewußt, worauf es in der Kunſt ankommt, und was Poeſie iſt."

Durch ſeinen Lehrer angeregt, der nach den Reſten volkstümlicher Überlieferung fahndete, zeichnete Frey auf der Schule neben einigen Sagen eine Reihe von Volksliedern aus ſeinem Heimatthale auf. Sie ſind jetzt wohl, nach bald ſechs Jahrzehnten, im Volke meiſtens verſchollen; aber das Heft mit der

* Autobiogr. Skizze in: A. Weber, d. poet. Nat.-Litteratur der Schweiz. III. 291.

ſchönen und früh ausgeſchriebenen Hand erhielt ſich noch.* Auch ein Märchen hob er auf, das er als freien Vortrag, wie er vom Deutſchlehrer vorſchriftsgemäß verlangt wurde, unter dem Beifall der Mitſchüler vorlas. Dieſe waren überzeugt, daß er einſt als Schriftſteller von ſich reden machen würde.

Übrigens ſaßen damals auf den Bänken des kleinen Aarauer Gymnaſiums mehrere junge Leute, die ſich in der Folge hervorthaten. Da war Emil Welti, der ſpätere eidgenöſſiſche Bundespräſident; dann der geniale Mathematiker und Erfinder Amsler-Laffon, aus der Sippe des berühmten Kupferſtechers ſtammend, und endlich Karl Schmid, der, ſpäter im mediziniſchen Examen geſcheitert, den ärztlichen Beruf mit der Bühne vertauſchte und ſich als „König der Bäſſe“ einen gefeierten Namen erſang. Mit ihm verkehrte Frey am häufigſten und begleitete ihn oft nach dem nahen Staufberg, wo Schmids Vater als Pfarrer wirkte.

Von Rochholz, der ein pfeilſchneller und ausdauernder Eisgänger war, lernte Frey den Schlittſchuhlauf, beteiligte ſich freudig an den Waffenübungen der Kadetten und ergab ſich leidenſchaftlich dem Turnen. Aber ſchwere Krankheiten befielen ihn, ſo ſehr er ſich abhärtete. Als er einmal im Freien über dem gefrorenen Schnee am Barren übte, erkältete er ſich dermaßen, daß er ſich eine Nierenentzündung zuzog; um die Geſpenſterfurcht gründlich zu verſpotten, verbrachte er einſt mit Kameraden eine Nacht auf den kalten Grabſteinen eines benachbarten Dorfkirchhofes, worauf er von einer ſchweren Unterleibsentzündung heimgeſucht wurde; und über dem Studium Kants, das ihm Rochholz angeraten, verfiel er in eine Hirnentzündung.

---

* Vergl. Taſchenbuch der hiſt. Geſellſchaft des Kts. Aargau für das Jahr 1896. S. 43.

Auch wiederholte ſich, wiewohl mit geringerer Kraft, jener Anfall, der beim Tode der Schweſter über ihn gekommen war: ſo ſchwer traf ihn die Zurückweiſung ſeiner erſten ſchwärmeriſchen Liebe, die er einer jungen Aarauerin entgegentrug.

Was ihm über Manches hinweghalf und die ſtillen Freiſtunden füllte, war die Poeſie. Der Dichter ſeines Volkes, des Schweizervolkes, zu werden, war ſchon damals ſein Traum und ohne fremdes Zuthun in ihm erwachſen; weder Rochholz hatte Teil daran, noch Heinrich Zſchokke, der würdig und liebenswürdig droben auf ſeinem Landgute „Blumenhalde" ſaß. „Ich möchte meinem Vaterlande geben, was es nie hatte — einen Nationaldichter. Und ſollte dieſes Vaterland undankbar genug ſein — meinetwegen! gern will ich von Dorf zu Dorf ziehen, mir, wie einſt der blinde Homer, mein Brot zu erbetteln, erreich' ich nur mein Ziel. Beurteile das nun, wie Du willſt; wenigſtens ſiehſt Du, daß meine Seele voll heiligen Strebens nach allem Hohen iſt und daß ich imſtande bin, etwas aufzuopfern." (24. Januar 1843.)*

Es zeichnet ihn, daß er in den Tagen der hochſtrebenden Jugend faſt mehr an die Opfer denkt, die ihm als Dichter auferlegt werden können, als an Ruhm und Namen. Er ahnt ſeinen Beruf, er ſcheint aber gleichzeitig das harte Los vorauszuſehen, dem er nicht entrinnen ſollte. Es klingt wie Schickſalsſpruch, den er ſpäter, mitten in Leid und Not, folgendermaßen formuliert hat: „Wenn bei entſcheidenden Wendungen des Lebensweges eine beſtimmte Ahnung wiederholt in der Seele aufzutauchen vermag, ſo weiß ſie ſich ſpäter nicht ſelten in derſelben dauernd feſtzuſetzen. In ſeinem angebornen Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften, ſieht dann der Menſch jedes Erlebnis, das ihm ſonſt als ein zufälliges

* In den ſchon erwähnten Aufzeichnungen.

erſchienen wäre, als den Beginn der Erfüllung dieſer Ahnungen an, und ſo ſpinnt ſich bald ein Zaubernetz um ihn herum, das ihm bei jedem Schritte ſeine verhängnisvollen Maſchen entgegenhält. Dabei merkt der Arme nicht einmal, wie ſeine innere Kraft darob allmählich erlahmt und er ſich mehr und mehr willenlos einem dunkeln Ziele entgegentreiben läßt. Der einzige Troſt, den er ſich bei dem ungeſtümen Schaukeln ſeines Glücksſchiffleins zu geben vermag, beſteht in dem Gedanken: es mußte ja ſo kommen, ich hab' es wohl geahnt."*

Es ging ihm nahe, ſein Weſen und ſeine Pläne von den Seinen unverſtanden zu wiſſen: „Aber wer, o ſage mir, wer nimmt Teil an dieſem Allem, wer ermuntert mich, für wen ſoll ich arbeiten? Meine Eltern ſind alt; meine Geſchwiſter lieben mich alle wie ihren Augapfel; aber ſie können dieſes Aufſtreben nicht begreifen." Dann ſtieg das Bild der verklärten Schweſter vor ihm auf: „O Lottchen, Schweſter, die Du mir zu Grabe getragen wurdeſt, Du allein faßteſt dieſes Streben, weil eine ähnliche Flamme in Deinem Buſen brannte!" (Jan. 1843).

Die Ferien verbrachte er im elterlichen Hauſe, das er von Aarau in einem Marſche von wenigen Stunden erreichen konnte; und auch über die Sonntage ging er nicht ſelten heim, da ſich die Sehnſucht nach der Mutter geltend machte:

Weckt Dich in ſtillen Nächten
Nicht oft ein leiſes Wehn,
Zur Linken und zur Rechten
Siehſt Du nicht Bilder ſtehn?

Die grüßend ſich über Dich neigen,
Im Dunkel jetzt verwehn,
Sich ſchwebend wieder zeigen,
Zu Deinen Häupten ſtehn?

---

* Im Lande der Freiheit. 1845.

Das ſind ja meine Träume,
Die zu Dir heimwärts fliehn,
Über weite, ferne Räume,
Über Berg und Thale ziehn. (1843.)

Die Hochſchulen.

1844—1850.

Im Herbſt 1844 bezog Jakob Frey die Univerſität Tübingen, angelockt durch den Namen Friedrich Theodor Viſchers. Er hörte bei ihm Äſthetik und ein Kolleg über Nibelungen und Kudrun, bei J. F. Reiff Pſychologie. Schon im Frühling 1845 vertauſchte er, wahrſcheinlich weil Viſcher in ſeinen Vorleſungen ſuspendiert wurde, Tübingen mit München, wo er mit dem Kupferſtecher Amsler in Verkehr trat. Er hörte bei Lasaulx (Germania des Tacitus), Phillips (Deutſche Reichs- und Rechtsgeſchichte), Thierſch, Prantl, Neumann (Alte, mittlere und neue Geſchichte, ſowie Länder- und Völkerkunde). Im Auguſt 1846 durchwanderte er Baiern und Tirol und kehrte durch das Bündnerland nach Gontenſchwyl zurück. Als der Herbſt kam, brach er abermals nach Tübingen auf, um bei Reiff praktiſche Philoſophie, bei Zeller philoſophiſche Propädeutik, bei Teuffel Geſchichte der griechiſchen Literatur zu hören.

Im Frühling darauf verabredete er mit Karl Schmid, der in Tübingen ſeinen mediziniſchen Studien oblag, eine Fußwanderung durch den Schwarzwald in das Elſaß und die Vogeſen. Nach einer Reihe ſchöner Reiſetage gelangten ſie bei Hirſchau in die duftige Tannennacht des Schwarzwaldes. „Anfänglich zeigte ſich hie und da, in eine Lichtung hineinge-

baut, noch ein einſames Gehöfte, die wenigen Äcker nicht ſelten mit altem Gemäuer umgeben zum Schutze gegen Wildſchaden; bald aber war nichts mehr zu erblicken, als dunkler, hochſtämmiger Tann, durch den die Straße ſich Bahn gebrochen, und über zwei Stunden weit trafen wir auf keine Menſchenſeele. Selbſt die Vögel verſtummten, je tiefer wir in den Wald hinein gelangten; nur noch etwa aus der Ferne das einförmige Klopfen eines Spechtes oder ein weittönender Kuckucksruf. Da, mit einem Male, ſchien ſich der ganze Wald mit wallenden Glockenklängen zu erfüllen, und, wie durch dieſen frommen Ruf aus verborgenem Zauberſchlafe geweckt, begannen von beiden Seiten aus dem Walde heraus lautloſe Geſtalten über die Straße wegzuhuſchen, um, kaum geſehen, in dem Dickicht wieder unterzutauchen; blühende Mädchengeſichter, mit feinen Spitzenhäubchen umrahmt, ältere Frauen mit phantaſtiſchem Kopfputze, der wie zwei Rabenflügel zu beiden Seiten über den Schultern ſchwebte; mitunter auch eine ſtämmige Männergeſtalt in langer Scharlachweſte, kurzen Kniehoſen und weißen Strümpfen, das Haupt mit breitrandigem, ſchwarzem Hute bedeckt, der an die Hutformen der Sippſchaft Rübezahls erinnerte. Wir beide kamen uns auch wie plötzlich in eine Waldmärchenwelt getreten vor; denn wo waren die Kirchen, deren verlornes Geläute wir vernahmen, wo die Wohnungen dieſer Menſchen, die doch ſchwerlich unterirdiſche Höhlenbewohner ſein konnten? — Wir wußten es nicht und verlangten es auch nicht zu wiſſen. Allmählich wurde es wieder ſtill, wie es vorher geweſen, und ſchweigend wanderten wir ſelbſt noch eine gute Strecke weiter, bis wir uns neben der Straße auf das ſchwellende Moos hinſtreckten. Auch jetzt noch wollte kein Geſpräch zwiſchen uns aufkommen, und plötzlich erhob ſich Schmid, um, an den Stamm einer Tanne gelehnt, den „Erlkönig“ anzuſtimmen. Wunderbar erſchallte und verhallte die mächtige Stimme durch den weiten, ſtillen Wald, und unter-

ſättlich rief ich mehrere Male, ohne nur die Augen aufzuſchlagen, nach Wiederholung oder nach einem neuen Liede. Schmid willfahrte bereitwillig, bis er mir leiſe zurief, aufzuſehn. Als ich's that, erblickte ich ringsum zwiſchen den Bäumen eine Anzahl Menſchen, Männer und Frauen, die wohl auf ihren Kirchenwegen, von dem unerwarteten Geſange überraſcht und angelockt, ſich hier als Zuhörerſchaft zuſammengefunden hatten."*

Mit dieſem dämmrigen Waldidyll war die Reiſe ſchon ziemlich zu Ende. Denn am nächſten Tage wirbelte Schneeſturm, dem ein anhaltend ſchlechtes Wetter folgte, ſodaß die beiden Studenten umkehren mußten.

Während des Sommerſemeſters 1847 beteiligte ſich Frey an den Übungen des philologiſchen Seminars und hörte bei Viſcher Äſthetik und Literaturgeſchichte, bei Haug Geſchichte der modernen Staatsentwicklung.

Inzwiſchen richteten ſich ſeine Blicke immer geſpannter nach dem Vaterlande, dem der Bürgerkrieg ſtets näher rückte. Er hatte ſich ſchon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, von der Hochſchule weg der Heimat zuzueilen, entſchloſſen, als Freiwilliger unter die eidgenöſſiſchen Fahnen zu treten, wenn der Kampf der Tagſatzungsmehrheit gegen den Sonderbund durch Waffengewalt entſchieden werden ſollte. Was dieſen Entſchluß in ihm reifte, war weniger ein beſonderer Enthuſiasmus als die Überzeugung, „daß der Zuſtand der Schweiz ein anderer werden müſſe, wenn ſie als Staat irgend einmal wieder ihre frühere Bedeutung gewinnen wolle." Als er daher am 30. Oktober von ſeinem Bruder einen Brief erhielt, worin die Eltern ſeine unverzügliche Heimkunft forderten, weil der Krieg vor der Thüre ſtehe, entſchied er ſich raſch und ſetzte ſich mittags

---

* Dr. C. Schmid. Schweiz. Miniatur-Almanach 1874.

den 31. Oktober in die Poſt. Er gelangte über Donaueſchingen und Schaffhauſen nach Zürich, das von Trommeln und Trompeten erſchallte und mit Soldaten aller Waffengattungen angefüllt war. Den folgenden Morgen fuhr er mit der Eiſenbahn bis Baden und von da wieder mit der Poſt nach Aarau, wo er müde und abgeſpannt bei einbrechender Nacht anlangte. Als er nach dem Ausſteigen träumend bei der Poſt ſtand und die hellerleuchteten Straßen hinunterſah, der Jahre gedenkend, die er hier verlebte, weckte ihn plötzlich aus ſeinem Brüten das laute Kommando eines Soldaten, der eben die Wache auf den Poſten führte. Da ihm die Stimme bekannt vorkam, ſo wandte er ſich und erkannte ſeinen Bruder. „Brav, daß Du da biſt," bewillkommte ihn dieſer, drückte ihm die Hand und ſchritt weiter.

Spät nach Mitternacht erreichte Frey das elterliche Haus, wo Alles ſtill und lautlos war. Nur im Zimmer des Vaters brannte ein mattes Nachtlicht, kaum die dichtverhängten Fenſter erhellend. Übermannt von alten Erinnerungen, mußte ſich der Sohn eine Weile auf die Bank niederſetzen, ehe er die Schwelle betrat, über die er den erſten Gang ſeines Lebens gethan. An der Wand der Wohnſtube hing ſein ſchon vor Jahren gezeichnetes Bild von weißem Flor überhangen. Wie ein ahnender Schauer überrieſelte es ihn, er ſehe ſich ſelbſt im Leichentuch. Aber dieſe Ahnung trog. Er kam heil und unverſehrt aus dem kurzen Feldzug zurück, den er als Adjutant des Aarauer Oberſten Rothpletz mitmachte.*

Kaum war der Friede geſichert, ſo wandte ſich Frey wieder nach Tübingen, um die Vorleſungen weiter zu hören, nämlich Geſchichte der Malerei und über Shakeſpeares Tragödien bei Viſcher und neueſte Geſchichte bei Haug.

---

* Die Reiſe von Tübingen nach Sonderbundskriege niedergeſchriebene Blätter.

Der Frühling 1848 führte ihn abermals in die Schweiz. So kurz und stürmisch der Aufenthalt im Vaterlande gewesen war, er hatte ihm doch energisch verdeutlicht, daß es, besonders in Ansehung der magern Mittel, nun an der Zeit sei, die Studien abzuschließen und sich nach einer Stellung umzuthun. Hiezu schien ein Jahr auf einer vaterländischen Hochschule das Zweckdienlichste. Er ging nach Zürich, wo er, namentlich durch J. J. Hottinger beeinflußt, sich auf schweizerische Geschichte und Verfassungsgeschichte verlegte. Blätter mit Auszügen aus Schweizer Chronisten und Rechtshistorikern, sowie die Überschriften zweier eigener, bruchstückweise erhaltener Arbeiten bezeugen dies. Die eine lautet: „Zur Geschichte des demokratischen Prinzips in der Schweiz," die andere: „Ursprung, Schicksale und Fortschritte der bürgerlichen Gemeindefreiheit innerhalb des Gebietes der heutigen Eidgenossenschaft."

Es geschieht nicht selten, daß angehende oder vermeintlich angehende Dichter, weil sie unberaten oder übelberaten sind, während der Lehrjahre die Aneignung positiven, zum Broterwerb erforderlichen Wissens und nötiger Fachkenntnisse versäumen, sodaß sie dann steuerlos auf dem rauhen Meere des Literatentums herumtreiben, ohne jemals zu den glücklichen Inseln des Erfolges und reifer Kunst zu gelangen.

Halb und halb erging es Jakob Frey so. Er hatte zwar seine Zeit zu Rate gehalten und seine Studien beinahe ohne alle und jede poetische Anwandlung betrieben, die ihn von der Hauptsache hätte abziehen können. Aber sein Unstern wollte es, daß ihn Hottinger auf eine Stelle hinlenkte, die noch gar nicht bestand und deren Schaffung auch außerhalb seiner Macht lag, nämlich auf eine Professur der Philosophie an der eidgenössischen Hochschule, deren Gründung, wie es damals schien, nur noch die Frage kurzer Zeit war. Um diesem Lehrstuhl völlig zu genügen, sollte Frey, so lautete der Rat des Zürcher Gelehrten, zur Ausdehnung und Vertiefung seines Wissens

nach Tübingen zu Vischer zurückkehren; die Krönung seiner Studien durch den Doktorhut und die Eröffnung der eidgenössischen Universität würden dann ungefähr zusammentreffen.

Daß er diesem wohlgemeinten Rate folgte, war Freys Verhängnis. Jetzt hatte er noch die Möglichkeit, leicht in bürgerliche Thätigkeit und Stellung hineinzukommen; jetzt bestand noch die gute Aussicht, die vorhandenen vielseitigen Kenntnisse abzurunden und etwa pädagogisch zu verwenden, obgleich sie nicht allzusehr auf ein Amt zugeschnitten waren. Später aber mußte er nehmen, was sich gerade bot. Denn schon jetzt war sein karger Anteil am väterlichen Erbe verbraucht und Frey darauf angewiesen, die Studien mit fremdem Gelde zu vollenden, das er nur mühsam und in kleinen Posten aufzubringen vermochte.

Schon zu Beginn des Wintersemesters 1848/49 rückte er wieder in Tübingen ein, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Nach seiner Gepflogenheit belegte er auch jetzt nicht viele Vorlesungen, sondern führte mehr das Leben eines Privatgelehrten; aber er arbeitete das Gehörte gründlich durch, wie auch seine Kollegienhefte wahre Muster von Nachschriften darstellen. Dabei ging er den studentischen Freuden nicht aus dem Wege; er war im Gegenteil ein richtiger, ein fröhlicher und gemütlicher Student: eine Rückschau auf jene Tübinger Jahre gehörte zu den spärlichen Sonnenblicken seines spätern Lebens. Er war damals Präses der Schweizergesellschaft Helvetia. „Seine gediegenen Kenntnisse," berichtet einer seiner Studiengenossen,* „sein Fleiß und sein gesetztes Wesen erwarben ihm die allgemeine Achtung der Kommilitonen. Er hat dieselben auch stets zu tüchtigem Studium anzuregen gesucht. Er hielt auf an-

* Pfarrer J. J. Kübler aus Neftenbach (Brief vom 17. I. 76). Ähnlich äußert sich mündlich Pfarrer J. Märi in Schinznach, der seinem Kommilitonen ein warmes Andenken bewahrt.

ſtändiges Maß und ehrbare Sitte, wodurch er auf die Mitglieder unſerer Geſellſchaft einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Ich habe bemerkt, daß er die Menſchen mit objektiver Genauigkeit beobachtete, die Charaktere förmlich ſtudierte und daher ſchon in ſeinen Jünglingsjahren eine überraſchende Menſchenkenntnis beſaß."

Anziehend wirkte ſeine Friedfertigkeit, die manchen Streit verhütete, manchen ſchlichtete. Sie fiel um ſo ſchwerer ins Gewicht, als er ein untadeliger Schläger von ſeltenen Vorzügen war, der in keiner ſeiner vielen Menſuren unterlag und deſſen Tiefquarten und Hochterzen nicht leicht Einer parierte; namentlich legte er es darauf ab, hochfahrende Gegner, die ihn an Leibeslänge überragten, mit der ſogenannten Gießener Terz abzuführen. Übrigens wurde ſeine Gewandtheit noch von ſeinem Mute übertroffen: kaum notdürftig eingeſchlagen, trat er den gefürchtetſten Fechtern gegenüber. Auch beim Reiten kam es ihm gelegentlich auf ein waghalſiges Stücklein nicht an: mehrmals ſauste er mit einem ungerittenen Pferd davon, bis es niederſank. Er war ein eifriger Jäger und benutzte, ſo oft es ihm die Zeit geſtattete, den Zutritt zu herrſchaftlichen Jagden, den die adeligen Jagdbeſitzer in der Umgebung von Tübingen ſchußfertigen Studenten gerne gewährten. Ein bezeichnendes Jagdabenteuer, das ſich übrigens nicht unter vornehmen Sportsleuten, ſondern unter Bauern zutrug, erzählt er in ſeiner Biographie des Sängers Karl Schmid: „Wir (Schmid und Frey) fühlten uns aufs Tiefſte empört, als ſich die erſten Thaten der achtundvierziger Volkserhebung im Schwabenlande gegen die harmloſe Tierwelt kehrten. Das Volk wollte ſich dadurch natürlich gegen das adelige Privilegium der ausſchließlichen Jagdberechtigung wehren; aber gleichwohl — es war ein grauſames Morden, das alles waidmänniſche Gefühl verletzen mußte. Jeder, groß und klein, wer ſich auch nur halbwegs getraute, ein Schießgewehr

zu handhaben, lief hinaus, um mitten in der Paarungszeit in Feld und Wald wegzuſchießen, was ihm eben erreichbar war. An einem Sonntagnachmittag befanden Schmid und ich uns in einer Dorfwirtſchaft, eine kleine Stunde von Tübingen entfernt, wo wir ziemlich regelmäßige Gäſte waren, als der Bericht kam, daß im benachbarten Buchenwalde ein prachtvoller Hirſch liege, und zwar hart am Waldrande. Im Augenblicke waren die Wirtsſöhne mit einem Trupp anderer Dorfburſche bewaffnet, denn damals ſchoſſen die Waffen allerorten förmlich aus dem Boden hervor, wie Pilze nach dem Regenwetter. Wir beide mußten, wohl oder übel, ebenfalls mit; waren wir doch die einzigen, die ſchon bei ſolcher Hochjagd geweſen und auf deren Schuß mit einiger Sicherheit zu rechnen war. An der bezeichneten Stelle angelangt, ließen wir das Gebüſch, in dem das Wild liegen ſollte, von einem Teil der Burſche umſtellen, ordneten die übrigen einem offenen Waldweg entlang und poſtierten uns ſelbſt am untern Ende desſelben. Und in der That, ſchon nach wenigen Minuten kam das Tier, ein prächtiger Achtender, den Weg herabgeſetzt, hocherhobenen Hauptes, als ob es im Vollgefühl ſeiner Schönheit zur Parade zöge. Drei, vier Schüſſe knallten, ohne daß der Hirſch nur das ſtolze Geweih gezuckt oder zu einem raſchern Satze ausgeholt hätte. Jetzt aber legte Schmid an, und nun mußte das ſtattliche Tier — es durchzog mich ein eigentümlich ſchmerzliches Mitleidsgefühl — aller Wahrſcheinlichkeit nach im nächſten Augenblicke doch zuſammenbrechen. Plötzlich aber ſetzte Schmid wieder ab, rief mir, der in angemeſſener Diſtanz unter ihm am Wege ſtand, unſer altes Kadettenkommando: „Präſentirt G'wehrrr!“ zu, und mit lachendem Bravo hielt ich meine Flinte ſteif und ſenkrecht vor die Bruſt, wie mir's ehedem auf dem Aarauer Exerzierplatze eingedrillt worden war. So paſſierte der Hirſch, gleich einem großen Herrn, unbeläſtigt auch an mir vorüber. Verblüfft, ärgerlich und mit kaum unterdrückten Flüchen kamen

unſere Begleiter herbeigelaufen; wir beide aber lachten nach Herzensluſt."

Allsgemach neigten ſich die Studientage, und damit war die ſchönſte Zeit in Freys Leben zu Ende. So ſehr er in allen Dingen Maß hielt und ſo haushälteriſch er mit ſeinem magern Beutel umging, er war doch ein fröhlicher Student, deſſen treuherzige, übrigens feine und eher ſchweigſame Gemütlichkeit es den Meiſten anthat, von hübſchem Geſicht, von gutem Wuchs, von aufrechter Haltung, ſodaß er den Cerevisnamen Lord erhielt. Mancher erkannte ihn ſpäter nur mit Mühe wieder, nicht weil er, wie ſo viele ſtudentiſche Größen, ein hausbackener Philiſter geworden wäre, ſondern weil ihn das endloſe Ungemach verbittert und verdüſtert hatte.

Aarau. Der Schweizerbote.

1831—1856.

So ungern und gedrückt hatte Frey den Heimweg von der Univerſität niemals angetreten, als jetzt, wo er ſie für immer verlaſſen ſollte. Was ihm das Herz beengte, war nicht der Abſchied von der frohen Zeit, ſondern die Ausſicht auf die verſchleierte, ungewiſſe Zukunft. Trüb wie die Heimfahrt waren die erſten Monate im Vaterlande. Verwandtſchaft von Anſehen, Gönner von Einfluß beſaß er nicht, irgend einen einſichtigen Berater ebenſowenig. Jene bange Zeit mit ihren taſtenden Hoffnungen und wankenden Entſchlüſſen erſchien ihm bis ans Ende ein verhängnisvoller Abſchnitt ſeines Lebens. „Nach meiner Rückkehr von der Univerſität verlebte ich einige Monate in Gontenſchwyl, ohne Rat und Anregung, ja ohne

irgendwelche verständige Teilnahme meinem Schwanken am Scheidewege überlassen. Hätte sich mir damals, eben auch für einige Wintermonate, ein Freundeshaus geöffnet wie nun F. — ich bin ganz fest überzeugt, mein ganzer Lebenslauf hätte einen höhern Schwung genommen und es wäre mir mancher Kampf erspart geblieben, der seine Narben eben doch nie mehr verwischen läßt."*

Es handelte sich jetzt nicht um die Frage, was er werden konnte und wollte, sondern vielmehr darum, was er nun werden mußte. Schon im Jahre 1847 hatte er eine Erzählung geschrieben „Der arme Heinrich", die im „Neuen schweizerischen Unterhaltungsblatt" gedruckt wurde. Seither hatte er mit Rücksicht auf die Studien, nicht weil ihm die Lust mangelte, allen dichterischen Versuchen entsagt. Wenn er sie jetzt wieder aufnahm — leben konnte er davon nicht. Auch lag es damals noch nicht in seiner Absicht, sich ohne näheres, praktisches Ziel der Schriftstellerei zu widmen.

Da that sich anscheinend eine Thüre auf, als im Dezember 1850 der Ratsschreiber Wagner, der sich übrigens auch als Dichter versuchte, in den aargauischen Regierungsrat gewählt und dadurch die von ihm bisher bekleidete Stelle frei wurde. Aber da er sich in der Voraussicht, daß es ihm im neuen Amte vielleicht nicht behagen möchte, den Rücktritt ins alte ausdrücklich vorbehalten hatte, so sah die Regierung von der Ernennung eines eigentlichen Nachfolgers ab und übertrug die Ratsschreiberfunktionen anderen, schon vorhandenen Kanzleibeamten.** So mißriet Frey gleich der erste Versuch, in den Staatsdienst zu gelangen. Er kam auch nie hinein.

Es fand sich eine andere Versorgung, nämlich die Redaktion des „Schweizerboten", den Heinrich Zschokke lange Jahre ge-

---

* Brief an Dösseker vom 17. Dez. 1853.

** Nach gefl. Mitteilung von Staatsschreiber Dr. R. Zschokke in Aarau.

führt hatte und der eben damals täglich zu erscheinen anfing. In jenem Jahrzehnt dachte, wenigstens im Kanton Aargau, noch kein gebildeter Mensch daran, aus der „Zeitungsschreiberei" mehr als eine gelegentliche Nebenbeschäftigung zu machen, sodaß Freys Studienfreunde, die sonst etwas von ihm erwartet hatten, zu seinem Entschlusse den Kopf schüttelten. Allein der Beruf eines Journalisten entsprang seinem innersten Bedürfnis: durch und durch ein idealer Achtundvierziger, wollte er auf das Volk wirken, aus dem er hervorgegangen war, er wollte es heben und bilden; er wollte, so weit dies in seinen Kräften lag, auch helfen. Sein Absehen war namentlich auf die Hebung sozialer Mißstände gerichtet, dermaßen, daß, wenn er heute wieder erschiene, er unter den Schweizer Sozialreformern vom Ende dieses Säculums nach Ziel und Hauptsache sich so heimisch fühlen würde, als ob kaum eine Woche, geschweige denn ein halbes Jahrhundert seit der Stunde verflossen wäre, da er als junger, hoffnungsfreudiger Redaktor zum ersten Mal die Feder eintauchte.

Schon als Student, im Jahre 1846, hatte er einen Aufsatz über „Die schweizerische Journalistik" geplant. Er notierte sich in einem ursprünglich als Tagebuch bestimmten Hefte Folgendes: „Einfluß der Journalistik überhaupt — Forum des Altertums — die schweizerische Journalistik und die ausländische. Einfluß und Stellung der erstern dem Volke gegenüber. Bildungsstand des Volkes. Bildungsstand des Journalisten. Moralische Wechselwirkung. Vorschläge." Auf einem folgenden Blatte schrieb er: „Börne IV, 27. Brief. Die große Idee einer National-Association zur Verteidigung der Presse hat Wirth* (Herausgeber der Tribüne) zugleich besprochen

---

* Johann Georg August Wirth (1798—1848). Herausgeber der „Deutschen Tribüne".

und ausgeführt. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt und nötigenfalls für die Familien derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigentum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redakteur eines liberalen Blattes wird aus der Kasse bezahlt. Die Journalisten werden als Beamte des Volkes angesehen und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisieren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegenzusetzen und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volkes anzusehen, schwebte mir schon längst vor Augen." Auch von der künstlerischen Seite suchte er dem Gegenstand beizukommen, wie eine unmittelbar folgende Notiz ergibt: „Ein schweizerischer Journalist. Ein Charakterbild. (Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Menge war zu allen Zeiten eine Hauptursache der Bürgerkriege.) Napoleon im Tischgespräch zu Beaucaire (als Motto zu gebrauchen)."

Bald nach Beginn seiner redaktionellen Thätigkeit bildete er mit einigen Gleichaltrigen und Gleichgesinnten einen kleinen Verein, der sich „Jung Aargau" nannte. Mit den Initialen dieser zwei Wörter, die zugleich die Anfangsbuchstaben seines Taufnamens darstellten, zeichnete Frey manchen seiner Artikel. Er verstand volkstümlich zu schreiben, ohne je demagogisch zu werden; er war, wenn Not an Mann kam, scharf, ohne zu verletzen; denn es stak ihm tief im Blut, den Gegner zu achten und auch im Zorne glimpflich mit ihm zu fahren. Wegen ihrer Wärme, Klarheit und Abrundung lesen sich manche seiner Artikel noch heute angenehm. Er nahm es nicht leicht, weder mit der Sache, die er vertrat, noch mit der Arbeit, wie eine

Menge in jener Zeit entstandener Aufzeichnungen und Entwürfe ersichtlich machen.

Seine journalistischen Lehrjahre fielen übrigens in eine üble Zeit, da infolge mehrjähriger Verfassungswirren die liberale Partei des Kantons Aargau, in deren Reihen er stand, völlig deroutiert war.

Als er auf der Redaktionsstube eingewohnt war, begann er sich seinen dichterischen Plänen zuzuwenden und schrieb in weniger als zwei Jahren ungefähr ein Dutzend kleinere Erzählungen, die meisten für das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt", so „Blond-Röschen", „Ein Frauenlos", „Ein Taugenichts", „Der Breitenhaus", „Das verlassene Haus", „Zum Samariter"; die Hälfte davon wurde zu Stahlstichen verfaßt. Vier Erzählungen von geringem Umfang veröffentlichte er 1853 im „Schweizerischen Jugend-Almanach", den, wie das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt", Karl Gutknecht in Bern verlegte. In das Beiblatt des Schweizerboten schrieb er „Der Patriote" (später umgetauft in „Der Statthalter") und für den von Tschudi redigierten „Illustrierten Kalender für die Schweiz" die ergreifende Novelle „Eine Dorfehe".

Ungefähr in den nämlichen Universitätstagen, als er sich über Ziel und Vorhaben des Journalisten Rechenschaft abzulegen suchte, hatte er einige Gedanken über die Dorfgeschichte aufgezeichnet, die ihm zum größten Teil langehin maßgebend blieben. „Ich werde," heißt es in einem an Redaktor Gutmann in Bern gerichteten Brief, „die Personen meiner Erzählungen aus meiner Heimat wählen und zwar so, wie ich sie kennen gelernt und nicht, wie sie einst mein Großvater geträumt. Dabei wird auch eine neue Richtung zum Vorschein kommen, nämlich der Kampf, den die Industrie, das Fabrikwesen und -leben, hauptsächlich in moralischer Beziehung, gegen althergebrachte Einfalt führt" (20. Okt. 1846). Vor allem aber betonte er in diesem Briefe und in einer beiläufigen Ein-

tragung die Notwendigkeit, die Dorfgeschichte mit politischen Elementen zu durchsetzen: „Wie die bukolische Poesie einen historischen Boden suchte bei Virgil, wie das idyllische Epos von Voß einen historischen Boden fand bei Goethe, so muß sich auch notwendig die Dorfgeschichte an die Landesgeschichte anlehnen, und nur dadurch wird z. B. die schweizerische Dorfgeschichte auch ihre Unterscheidungszeichen finden vor der Schwarzwälder Dorfgeschichte . . . Die Schweiz mit ihren Freischarenzügen bietet die herrlichste Unterlage. Eine schweizerische Dorfgeschichte ohne Geschichte ist überhaupt ein Unding."

Schon damals, 1846, notierte er sich verschiedene erzählende Motive, so. z. B. „Die verlassene Hütte," einen Vorwurf, den er 1853 ausführte. (Später: „Das verlassene Haus.")

Die eifrige poetische Hervorbringung erlitt plötzlich einen Unterbruch. Es waren die Liebesgötter, die dem Dichter die Feder aus der Hand wanden. In der Kirche zu Unterkulm, gerade da, wo Christian in der Erzählung „der Statthalter" Untervogts Röschen sieht, erblickte er im Spätjahr 1852 zum ersten Male Rosina Hunziker (2. II. 1830 bis 2. IV. 1890); sie ist auch unter Röschen verstanden. Es gelang bösen Zungen beinahe, das Verhältnis zu lösen, was ihn so niederdrückte, daß er ernstlich daran dachte, nach München überzusiedeln. Das Gedicht „Wiederkehr", 1854 gedruckt*, aber wohl früher entstanden, mag eine Klage aus jenen dunklen Tagen sein, wo er auf die Geliebte glaubte verzichten zu müssen.

„Wo ist der Frühling?" fragt' ich überall.
Die Leute sagten: „Er ist fortgezogen."
Da fragt' ich sie: „Wo ist die Nachtigall?"
Und Alle sagten: „Die ist fortgeflogen."

Da wies ich nach dem braunen Dache dort,
Ich fragte nichts — mein Herz war zu beklommen; —

---

* Neues schweiz. Unterhaltungsblatt 1854, S. 125.

Da ſprachen ſie: „O, die iſt lange fort;
Ein fremder Mann hat ſie mit ſich genommen."

Ich aber ſchwieg. — Lenz. Lied und Lieb ade! —
Nicht länger konnt' ich meinen Thränen wehren;
Wohl iſt ein großes Leid das Scheideweh —
Doch weher thut ein ſolches Wiederkehren!

Die Verſtimmung hielt jedoch nicht vor, und am 3. März 1854 führte er die Braut heim.

Mittelgroß, ſchlank, mit dunklem, vollem Haar, rehbraunen, glänzenden Augen, blühender Geſichtsfarbe und ſchönen Zähnen, war meine Mutter eine anziehende Erſcheinung. Sie war eine treue, beſorgte, aufopfernde Gattin, gottvertrauend im Leid, im Mißgeſchick ausharrend und wachſend, mutig bis zur Schärfe. Ein einfacher, faſt großer Zug ging durch ihr Weſen, der ſie, die doch faſt gänzlich Ungebildete, vor den meiſten der weiblichen Kleinlichkeiten behütete. Leidenſchaftlich und ganz in Haß und Liebe, verriet ſie das zuweilen herbe, aber tapfere Weſen der Volksfamilie, die urſprüngliche Farbe und Kraft der Scholle, ganz im Gegenſatz zu ihrem Manne, hinter dem niemand eines Bauern Kind geſucht hätte. Was ſie über ihres Gleichen hinaushob, war eine tiefe, feine Empfindung. Sie gehörte zu den latenten Dichternaturen, die, ohne je eine Zeile geſchaffen zu haben und auch ohne die ſchöpferiſche Fähigkeit dazu, im Grunde mindeſtens ſo ſehr Poeten ſind, als Mancher, der eine halbe Bücherei voll gereimt hat. Auch das war bei ihr eine Gabe aus erſter Hand: denn mit vierzehn Jahren aus der Dorfſchule entlaſſen, hatte ſie keine weitern Kenntniſſe erwerben können; freilich ſteckte künſtleriſche Begabung in der Familie ihrer Mutter, aus welcher ein Maler, Johann Rudolf Huber*, hervorging.

---

* 14. März 1797 bis 27. Dezember 1862. (Nach gefälliger Mitteilung von Herrn Dr. Walther Merz in Aarau.)

Leider war die ganze Art meiner Mutter zum Teil durch die zarten und überaus sensitiven Nerven bedingt. Von früh an wurde sie von Bangigkeit und Ängsten aufgescheucht und gejagt und verbrachte die letzten zehn Jahre ihres Lebens in, freilich oft gelichteter, Umnachtung.

Diese wäre ihr vielleicht erspart geblieben ohne die unaufhörlichen Sorgen und Kümmernisse, die hinter dem Altar auf sie lauerten. Sie brachte ihrem Gatten außer dem bescheidenen Hausrat nichts mit als drei Batzen und ein altes Gebetbuch. Und so setzte sich denn die Not mit an den Herd. Freys Redaktionsgehalt war zu gering und die gelegentlichen Honorare zu elend, als daß er sich der Universitätsschulden hätte entledigen können, so unbedeutend sie im Grunde waren. Als er 1852, zwei Jahre vor seiner Verheiratung, eine wenig mehr als hundert Franken betragende Schuld nicht völlig zu bezahlen vermochte und daher gepfändet wurde, stellten Weibel und Pfändungsbeamte fest, daß er außer einigen Büchern lediglich eine alte Flinte, einen Waidsack und ein Fernrohr besaß, Gegenstände, die insgesamt nicht einmal die Höhe des Schuldenrestes von sechsundfünfzig Franken erreichten. So übel war es noch mit ihm bestellt, als er heiratete.

Nachdem der Kanton Aargau 1852 eine neue Staatsverfassung erhalten und die liberale Partei sich wieder aufgerichtet hatte, beteiligte sich Frey lebhafter als vorher an der Politik. Er wurde Ende 1854 von seiner Heimatgemeinde Gontenschwyl in den großen Rat und 1855 von diesem sofort zu seinem Sekretär und zum Mitglied wichtiger Kommissionen gewählt, sodaß er nun auf dem besten und seinen Studien und Wünschen am ehesten zusagenden Wege zu sein glaubte. Aber gerade der rasch gewährte und volle Einblick in das Triebwerk der Staatsmaschine schreckte ihn gründlich ab und befreite ihn für immer von der Sehnsucht nach einer politischen Rolle. Ungeachtet seiner Menschenkenntnis und seiner geschichtlichen

Einſicht war er zu ſehr Idealiſt und Doktrinär geblieben, um zu begreifen, daß die Politik im Grunde ein Handel iſt, bei welchem ſchließlich Gewalt und Macht entſcheiden; er vermochte ſich nicht darein zu finden, daß eine ganze Partei ſo gut wie der Einzelne, der zu ihr zählt, in die Lage kommen kann, ſich zu Dingen zu bequemen und ſogar ohne Not zu Mitteln zu greifen, die den gepredigten Grundſätzen ſchnurſtracks zuwider laufen; und es widerſtrebte ihm, durch Dick und Dünn mit einer Partei zu gehen und auf Jegliches zu ſchwören, was ſie predigte und that.

Namentlich konnte er das an Dritten begangene Unrecht nicht hinunterwürgen, ob es ihn etwas anging oder nicht, während er ſelbſt Angriffe, Kränkungen und Unbilden aller Art meiſtens gelaſſen ertrug, wie er auch die körperlichen Schmerzen, an denen es ihm bei ſeinen vielen Krankheiten nicht fehlte, ruhig erduldete. Als er gegen das Ende ſeiner Schulzeit im heimatlichen Dorfe einmal unter einem Buſche hingeſtreckt träumte, packte ein herabſtoßender Sperber vor ſeinen Augen einen Buchfinken, der eben mit dem Weibchen das Neſt baute. Frey lief zornig und ſo eilig nach Hauſe, daß ihm das von Schweſter Lotte geſtickte Käppchen vom Kopfe flog, riß haſtig die Flinte von der Wand und lud ſie. „Biſt doch immer noch der alte," lächelte die Mutter, nachdem ſie den Grund ſeiner Aufregung erfahren hatte. Einen ganzen Tag lag er vergeblich unter dem Buſche auf der Lauer. Schon mit dem nächſten Frührot legte er ſich abermals in den Hinterhalt, bis er den Raubvogel heruntergeholt hatte.

Ein Vorfall aus meiner Jugend, er fällt wohl ins Jahr 1865, iſt mir deutlich in Erinnerung geblieben. In Bern wohnte im gleichen Hauſe mit uns, einer richtigen Mietkaſerne, neben mancher andern Familie auch ein Landjäger, der ſeinen Jungen aus erſter Ehe, einen harmloſen und ſtillen Kamera-

den, oft jämmerlich und grundlos prügelte, ſpäter übrigens nach Südamerika auswanderte und dort, wie wenigſtens die nach Ausgleich und Vergeltung lechzende Volksfama berichtete, gehängt wurde. Eines Abends nun liefen die Hausbewohner wieder vor der Thüre des böſen Geſellen zuſammen, weil der mißhandelte Knabe zum Erbarmen ſchrie. Mein Vater, der eben von einem Spaziergang heimkehrte, trat auch herzu und fragte im Lärm der Weiber und von den herbeigetragenen Lichtern beſchienen, denn die Nacht war eben eingebrochen, den wegen des Auflaufs wütend vor die Thüre ſtürmenden Landjäger ruhig nach der Urſache der Mißhandlung. Dieſer aber, ein ſtattlicher und kräftiger Mann, ſprang zurück, holte eiligſt ſeinen Säbel und fuchtelte damit herum, ſodaß der Haufe der Weiber und Kinder auseinander ſtob und der Tumult ärger als vorher durch das Haus ſcholl, auf deſſen Treppen die Bewohner lärmend, verwünſchend und fluchend wie Lemuren herumfuhren und für Frey fürchteten, der unerſchrocken ſtehen blieb, von Neuem Auskunft verlangend. Jetzt drang der Raſende mit der blanken Waffe auf ihn ein, erhielt aber von dem geübten Fechter mit dem Spazierſtock einen ſo flinken und kräftigen Schlag über das Handgelenk, daß er ſich ſchleunig aus dem Staube machte. Er ging wirklich fortan mit den Schlägen ſparſamer um, und ſein Junge ſah etwas beſſere Tage.

Dieſes lebhafte Rechtsgefühl, dieſes Einſtehn und Eintreten für Andere war ein hervorſtechender Zug in Freys Charakter; doch welche bittern Früchte mußte er dem Redaktor tragen, der, wenigſtens in einer disziplinierten Partei, vielleicht mehr als jeder Andere zu ſchweigen, Zugeſtändniſſe zu machen, durch die Finger zu ſehen hat?

Aus den unruhvollen Irrgängen kantonaler Politik rettete ſich Frey in das ſtille Paradies der Poeſie. Zeitlebens ein faſt leidenſchaftlicher Freund der Einſamkeit und des Land-

lebens, hatte er außerhalb der Stadt Aarau eine Wohnung bezogen im ſogenannten Lindenhofe oder, wie das Gut heute ausſchließlich heißt, in der Baumſchule. Er beſuchte damals mit Vorliebe die Schwurgerichtsſitzungen, weil es ihn drängte, die Verhältniſſe und Leidenſchaften zu erkennen, die den Menſchen zum Verbrecher werden laſſen. Es entſtanden in jener Zeit mehrere kleine feine Seelengemälde, meiſtens zu Bildern, wie z. B. das Meiſterſtück, das er wohl nicht mehr übertraf: „Kinderſegen" (1856).

Auch bei ihm kehrte der Kinderſegen ein. Im Februar 1855 wurde ihm der erſte Sohn, Adolf, geboren, im Mai 1856 der zweite, Emil, der 1895 als Direktor der Schweizeriſchen Lebensverſicherungs- und Rentenanſtalt in Zürich ſtarb.

Mit niemand verkehrte er damals häufiger, als mit dem Freunde E. Rothpletz, der im nahen Erlinsbach als Pfarrer lebte. Hin und wieder ſah er auch E. L. Rochholz, dem er mit der Frau zu der Sammlung alemanniſcher Kinderlieder und Kinderſpiele* manche wertvolle Gabe beiſteuerte. Poetiſche Gegenſtände erörterte er zuweilen mit dem dichteriſch veranlagten Kanzliſten Siebenrock, zumeiſt aber mit dem Oberrichter und Lyriker Eduard Döſſekel,** wenn dieſer von ſeinem drei Stunden von Aarau entfernten Landhauſe in Seon zu den Obergerichtsſitzungen nach der Kantonshauptſtadt kam. Er wurde Frey ein verſtändnisvoller und treuer Freund und hielt bis ans Ende mit Rat und That zu ihm, obgleich er zu Verſtimmungen neigte und ſich leicht verletzt fühlte.

---

* Alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel. 1857.

** 29. Okt. 1810 bis 14. April 1890.

Bern. Die Berner Zeitung.

1856—1861.

Nach dem entſchiedenen und endgiltigen Verzicht auf eine thätige Teilnahme an der Politik konnte Frey der Aufenthalt in der engern Heimat und die Führung des „Schweizerboten" kaum mehr anziehen, zumal in Anbetracht des geringen Gehaltes. So wies er einen Antrag des Verlegers Gutknecht, mit dem er ſchon ſeit zehn Jahren in Verkehr ſtand, nicht von der Hand, wiewohl er nicht eben verlockend klang. Gutknecht hatte 1854 die „Berner Zeitung", das Organ der berniſchen Radikalen, käuflich an ſich gebracht, als die Geſellſchaft, die das Blatt gegründet, für dasſelbe keine weitern Geldopfer mehr bringen wollte. Nun ſuchte er nach einem neuen Redaktor, wozu ihm Frey gerade der rechte Mann ſchien. Die Arbeitszeit, ſchlug er vor, ſollte im Tag höchſtens vier Stunden betragen, ein Unterredaktor die eigentliche Arbeit beſorgen, Frey nur mehr die Leitung übernehmen, freilich ohne mit ſeinem Namen zu zeichnen und allenthalben Gutknechts Entſcheidung vorbehalten; dazu ſollte er für das „Neue ſchweiz. Unterhaltungsblatt", deſſen Eigentümer Gutknecht gleichfalls war, monatlich ungefähr anderthalb Druckbogen Erzählendes liefern: alles das für ein Jahresgehalt von 1800 Franken. Als Frey zauderte, erhöhte Gutknecht die Summe auf 2000 Franken. Aber der Dichter widerſtand, da er ſich nicht durch die Zuſage binden wollte, im Jahr achtzehn Druckbogen für das Unterhaltungsblatt beizuſteuern. Schließlich einigte man ſich auf 1500 Franken Redaktionshonorar und fünfzig

Franken für den Druckbogen Erzählendes; d. h. Frey ging am ersten September 1856 auf diese Vorschläge hin nach Bern, ohne vorläufig den Vertrag zu unterschreiben, im Glauben, an Ort und Stelle seiner Thätigkeit bessere Bedingungen zu erlangen. Vertrauend, wie er war, bedachte er wohl nicht hinreichend, daß er in seiner Geldnot dem Verleger den Sack nicht vor die Füße werfen konnte, wenn ihm Mann und Dienst nicht mehr gefielen. Auch wenn er es bedachte, mochte er sich mit dem Gedanken trösten, daß in Bern für ihn immerhin mehr zu hoffen stand, als in dem kleinen Aarau.

Von schweren Unterleibskrämpfen befallen, mußte er unterwegs nach Bern in einem Solothurner Gasthof liegen bleiben, wo der herbeigerufene Arzt nicht wenig erstaunte, in dem fremden Patienten einen Tübinger Universitätsfreund zu erkennen. Noch nicht völlig hergestellt, setzte er die Reise fort und trat die Arbeit unverzüglich an, die sich freilich größer zeigte, als er nach Gutknechts Zusicherung erwartet hatte.

Über die Aufnahme und sein Leben in Bern, sowie über seine Stimmungen geben Briefe Aufschluß, die er an die Frau schrieb. Sie konnte nämlich, da sich der Aufbruch nach Bern ziemlich rasch vollzog, ihrem Manne nicht gleich folgen und blieb, weil sich eine entsprechende Wohnung in der Bundeshauptstadt sehr schwer auftreiben ließ, mit den Kindern beinahe ein halbes Jahr bei ihrem Vater in Oberkulm.

(9. Sept. 1856.) . . . „Mit Gutknecht habe ich den Vertrag noch nicht abgeschlossen. Diese Woche gibt es eine Versammlung von Regierungsräten, andern Beamten und liberalen Advokaten u. s. w., die von Stämpfli veranstaltet wird, um sich zu besprechen, wie die Berner Zeitung allseitig unterstützt, ich selbst aber in eine aufmunternde Stellung gebracht werden könne. Mit meiner Aufnahme hier bin ich sehr zufrieden.

Neben Stämpfli ſind die Regierungsräte Sahli und Schenk* jeden freien Augenblick bei der Hand, und dieſen Abend habe ich durch Morel** (der leider dieſe Woche Bern verläßt) noch eine Einladung in ein hieſiges Patrizierhaus erhalten . . . Item, es thät's ſchon, wenn nur wenigſtens Du auch auf einen Augenblick mit dem Schnüfi*** da wäreſt; ich kann nicht helfen, nach dem Büblein habe ich eben ein unbändiges Heimweh und wenn ich irgendwo auf der Straße ſo einen Schnog ſehe, ſo thut's mir wohl, und doch wollen mir die Augen naß werden. Er iſt eben doch gar lieb, der kleine Schnüfi. Gib ihm doch auch nicht, wenn es nicht durchaus notwendig iſt, aufs F . . .; er iſt ja doch noch ein Geſchöpflein, das einen Spucknapf nicht von einem Präſentierteller unterſcheiden kann."

(Undatiert.) . . . „Wirklichen Spaß macht mir die Behandlung der Neuenburgerfrage, und dies mag auch für eine weitere Zukunft für mich nicht ohne Einfluß ſein. Sobald ich nämlich gelegentlich einen Artikel darüber — ich gehe ſehr ſparſam damit um — von Stapel laufen laſſe, ſo kommen nicht nur ſämtliche Schweizerblätter, ſondern auch die auswärtigen und wollen darin den klaren Verſtand und die patriotiſche Entſchiedenheit Stämpflis erkennen, während er an all dieſen Artikeln nicht den mindeſten Anteil hat. Das gibt denn zu mancherlei Neckerei Anlaß. So bemerkte in der Dienstagsgeſellſchaft Regierungsrat Schenk in ſeiner föppelnden Art, nachdem er aus ſeinem Notizbuch die Complimente vorgeleſen, die von allen Blättern Stämpfli auf meinen Artikel über die Freilaſſung der Gefangenen gemacht worden (auch der nun doch

---

* Der ſpätere Bundesrat.
** Karl Morel 1823—1866.
*** So nannte er den ältern Knaben.

ſo klug gewordene „Schweizerbote“ wollte aus dieſem Artikel den Mann erkennen, der ſchwierige Fragen mit eigentümlicher Klarheit auffaſſe) — alſo Schenk ſagte: die bundespräſidentliche Exzellenz ſei eben doch ein Allerweltskerl und verſtehe von jedem Handwerk etwas, ſogar vom Küferhandwerk; drum habe ſie mit gutem Bedacht den beſten Reif* ausgeſucht, um das gährende Faß ihres Ruhmes ſicher und feſt zuſammenzuhalten. Stämpfli wußte den Witz zu parieren — er ließ zum Beweiſe, daß er das Küferhandwerk verſtehe und einen „guten Reif“, wie er ſagte, zu ſchätzen wiſſe, zwölf Flaſchen reinen Bordeaux aufmarſchieren. Natürlich Gelächter und Hurrah. Das war, Frauele, das erſte Mal in Bern, daß ich mit einem kleinen Zöpfli heimging, neben Stämpfli immer noch der Nüchternſte der Geſellſchaft. Er gehört eben auch zu jenen Naturen, die ſich äußerlich in Geſellſchaft zu halten wiſſen. Am Donnerstag aber ſagte er mir, er ſei vor ſeinem Hauſe noch über eine halbe Stunde ſtehen geblieben — er wohnt zwanzig Minuten vor der Stadt — bevor er ſich ſeiner Frau gezeigt habe. Sie hat für ſolche Dinge eine ſehr feine Naſe.“

(Undatiert.) . . . „Die Ausſicht, über Neujahr zu Dir kommen zu können, iſt durch die Tagesereigniſſe getrübt. Die Zeitungen geben jetzt ſchwere Arbeit, wenigſtens muß man immer bei der Hand ſein. Nach den heutigen Berichten iſt an einem Kriege faſt nicht mehr zu zweifeln, und es war heute das erſte Mal, daß ich Stämpfli mit ſorgenſchwerem Geſichte geſehen habe. Dieſe Umſtände können aber auch unſere Pläne kreuzen; wenn der Krieg wirklich losbricht und Militärmaſſen ſich wohl auch über den ganzen Aargau verbreiten werden, ſo will ich Dich und die Kleinen durchaus bei

* Frey ſchrieb damals noch unter dem Pſeudonym Reif.

mir haben, wenn wir uns auch im kleinſten Winkel begnügen müßten. Es iſt freilich ſchon recht, daß ich nicht ins Feld rücken muß, aber wenn das Vaterland wirklich in drohende Gefahr gerät, möchte ich doch gerne unter ſeinen Verteidigern ſein; indeſſen kann ich dies vielleicht mit der Feder ſo gut als mit dem Gewehr. — Morgen Abend iſt Chriſtabend; ach, wie möcht' ich ſo gerne bei Dir und den Kleinen ſein! Als ich geſtern auf das Büreau ging, ſtand unten in der Laube ein ganz kleines Bübchen, gewiß nicht größer als Emil, und ſchaute ganz ernſthaft nach einem roten Tuche; ich mußte unwillkürlich lange ſtehen bleiben und hätte das Bürſchchen trotz ſeines nicht eben ſaubern Röckchens küſſen mögen. Es kam denn auch ganz getroſt auf mich zugewackelt. Der Schnüfi ſoll auf Neujahr ein Bilderbuch haben."

(20. Januar 1857). „Obſchon meine Hand vom Schreiben im Gelenke brennt, will ich Dir doch noch einige Zeilen ſchreiben. Ich habe nämlich gegenwärtig die Korreſpondenz der Weſer-Zeitung in Bremen, der Korreſpondenz-Zeitung für Deutſchland in Nürnberg und der Gazette de Lauſanne. Erfahre ich nun von Stämpfli etwas Neues, das in der Berner Zeitung noch nicht oder nur andeutungsweiſe geſagt werden darf, ſo muß ich, ſobald unſer Blatt fertig iſt, ſofort die Berichte an dieſe drei Blätter ſchreiben, und das gibt manchmal eine Schreiberei, zu der ich Dich gerne als Sekretär hätte. Daß übrigens ſolche Arbeit für die Zukunft ihre Folgen haben kann, habe ich bereits erfahren; denn, denke Dir, der Eigentümer der Weſer-Zeitung, eines der größten deutſchen Blätter, hat mir bereits das Sekretariat der Redaktion mit 2000 Thaler Gehalt angetragen. Die ganze Redaktion beſteht aus einem Hauptredaktor, dem Sekretär (als zweiter Redaktor) und vier Unterredaktoren. Im erſten Augenblicke war ich unſchlüſſig; aber das Bedenken einer faſt 300 Stunden weiten Entfernung vom Vaterlande mit den kleinen Schnüfene und

das Hineintreten in mir fremde geſellſchaftliche und großſtädtiſche Verhältniſſe entſchied dahin, daß ich das Anerbieten einſtweilen ablehnte. Gleichwohl, das Anerbieten hat mich gefreut als Beweis, daß man von Bern aus leichter einen Weg findet als von Aarau aus, wenn es einmal ſein ſollte. Hätteſt Du Luſt gehabt, aus den Bergen in die ebene Nähe des Meeres zu wandern?“

Unlang nach ſeiner Ankunft in Bern und von den Nachwehen des Solothurner Krankheitsanfalles noch nicht völlig befreit, erkältete ſich Frey von Neuem und wurde von üblen Zuſtänden gequält, die einen Typhus befürchten ließen. Gegen Jahresende warf ihn eine heftige Geſichtsroſe aufs Lager, ſodaß er weder, wie er gehofft, die Feſtzeit mit den Seinen verbringen, noch die Mutter zur letzten Ruhe geleiten konnte, die nach kurzen Leiden den 7. Januar 1857 das Zeitliche ſegnete. Er ſchrieb kurz vor ihrem Hinſchied: „Käme jetzt nur nicht die Angſt um die gute Mutter, die in dieſem Augenblick über jede andere Empfindung geht. Ich mußte mich wohl ſchon lange darauf gefaßt machen, aber darum iſt der Augenblick nicht weniger ſchmerzlich. Möge ihr der beiſtehn, der in allen Nöten helfen kann! Muß ſie den Weg gehen, der uns Allen beſtimmt iſt, ſo wird ihr derſelbe, wenn eine ewige Gerechtigkeit waltet, nicht ſchwer werden. Ihr ganzes Leben war ein freudiges Opfer für Andere, und gewiß geht ſie, wie wenige, ſündlos aus dieſer Welt. Ich muß mich recht lebhaft an jenes Gedicht erinnern, wo der aus der Fremde heimkehrende Sohn nur noch das Grab der Mutter findet und beim Anblick der kleinen Ruheſtätte in die Worte ausbricht:

Wie ſchlöſſ' ein Raum ſo eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?

Grüße meine Leute daheim und ſage ihnen, wie es um mich ſteht; es iſt mir immer ein Troſt, daß die gute Mutter doch bis an ihr Ende von ſo vieler Liebe umgeben iſt.“

Im März 1857 endlich konnte er die Seinen von Oberkulm kommen lassen und mit ihnen die kleine Wohnung beziehen, die er oben an der Spitalgasse gemietet und deren Instandsetzung durch Handwerker aller Art lange Wochen beanspruchte. Die Frau sah und hörte bald gar Manches, was seine Briefe, um ihr Kummer und Sorge zu ersparen, verschwiegen hatten, und gewahrte, daß er in bösen Schuhen stak. Erfüllt von politischen Idealen, voll von Hoffnung und Vertrauen, war er nach Bern gegangen; nun fand sie einen schon ziemlich Enttäuschten, der fast übler dran war, als je zuvor, und fand in seinem Brotherrn Gutknecht einen Mann, der gesonnen und fähig war, die bedrängte Lage des Dichters bis zum äußersten auszunutzen.

Das sogenannte Redaktionsbüreau der Berner Zeitung war ein Loch, wo sich kein einziges Buch, nicht der geringste Fetzen einer Karte, wo sich weder Schublade noch Fach vorfand, um ein Blatt Papier oder sonst irgend etwas von einem Tage zum andern aufzubewahren. Zum Lesen mußte man sich bei halbwegs trüber Witterung selbst im Sommer ans Fenster stellen; den ganzen Winter wurde zur Heizung kein Scheit, kein Stückchen Torf, sondern lediglich „Papierspähne" verwendet, sodaß man beim Schreiben die Handschuhe oft nicht ausziehen durfte und es ohne Mantel keine Stunde bei der Arbeit aushielt.* Auch wuchsen die vier Arbeitsstunden, mit denen es im Tage sein Bewenden haben sollte, nur zu oft auf das Doppelte an.

In dieser Lage hielt Frey vier Jahre aus trotz des Hungerlohnes von 1500 Franken, den der Verleger weder auf das Zureden Stämpflis noch Anderer erhöhte, indem er darauf hinwies, daß er mit dem Blatte, das er nur auf dringendes

* Briefentwurf von J. Frey aus dem Jahre 1878.

Anſuchen der Radikalen ſich aufgeladen, keine Seide ſpinne. Deſto mehr verdiente er am „Neuen ſchweiz. Unterhaltungsblatt“, und gerade für dieſe Wochenzeitſchrift war ihm Frey unſchätzbar, denn Keiner wußte, wie er, für einen weitern Leſerkreis den Ton zu treffen. Als dann vollends am 9. Oktober 1857, ein Jahr und einen Monat nach Freys Ankunft in Bern, J. J. Reithard* ſtarb, der bisher das Unterhaltungsblatt mit hiſtoriſchen Erzählungen verſehen hatte, ging Gutknecht erſt recht darauf aus, den beliebten Schriftſteller feſtzuhalten. Freilich hatte ihn die Not ſchon ſo eng angebunden, daß es zur Erreichung des Zweckes genügte, den Faden, woran er zappelte, nicht etwa länger werden zu laſſen.

Die Stellung an der Berner Zeitung verhieß von Anbeginn wenig Gutes; es währte nicht lange, ſo verſchlimmerte ſie ſich. Seitdem nämlich Gutknecht Eigentümer des Blattes geworden war, fing er nach und nach an, immer ſtärker in die redaktionellen Angelegenheiten hineinzureden und hineinzuregieren; er hatte darum auch dem Redaktor die Unterſchrift verweigert. Je mehr er ſich aber regte und in den Vordergrund drängte, deſto unangenehmer wurde er Stämpfli und ſeinen Schildträgern, ſodaß ſie ſich allgemach vom Blatte zurückzuziehen begannen. Dadurch geriet Frey natürlich noch mehr in die Hände ſeines Prinzipals. Übrigens lag es in der Beſchaffenheit der Dinge, daß einem entſchiedenen Realpolitiker, wie Stämpfli einer war, der politiſche Idealiſt Frey trotz ſeiner guten Feder und ſeiner klugen Artikel unverſtändlich ſein mußte.

Der Dichter war vom Tode Reithards ergriffen, obgleich er den Berufsgenoſſen perſönlich wenig gekannt hatte. Er widmete ihm einen Nachruf, worin er, nach ſtimmungsvoller Ein-

* 1806—1857.

leitung, die hauptſächlichen poetiſchen Geſtalten des Geſchiedenen vorführte.

Reithard's Grab.

Da ragt die ſtumme Mauer
Zum Abendlicht empor!
Umweht von leiſem Schauer,
Tret' ich durchs dunkle Thor
Zur ſtillen Stadt der Müden . . .

Wer hier in friſcher Trauer
An einen Toten denkt,
Den hat des Abends Schauer
Schon wieder heimgelenkt;
Wo find' ich nun die Stätte
Aus dieſer Schar hervor,
Die ſich zum letzten Bette
Ein Dichterhaupt erkor?

Tret' ich mit ſtummer Frage
Zu Stein und Kreuz heran,
Schaut mit verblichner Klage
Nur fremdes Leid mich an;
Und die ein Gott mag wecken
Aus namenloſem Staub,
Begann der Herbſt zu decken
Mit abgewehtem Laub.

Doch ſtill, dort tritt es leiſe
Aus grauem Dämmerſchein
Und neigt nach Beterweiſe
Sich auf ein Grab herein! —
Laß ungeſtört ein Sinnen,
Das ſich zu Toten ſenkt
Und wieder weit von hinnen
Zu fernen Welten lenkt!

Sieh' da, zum erſten gleitet
Ein zweites Bild heran,

Der Dämmrung Schleier weitet
Sich hell vor ihrer Bahn!
Ein fürſtliches Geſchmeide
Umblinkt das Frauenbild,
Und doch zu tiefem Leide
Neigt es ſich ernſt und mild.

Und weiter kommt's geſchritten
Heran in hellem Hauf,
Hoch raget aus der Mitten
Ein Heldenpaar herauf;
Doch leiſe, leiſe ſteigen
Vom Schlachtroß ſie herab —
Zwei Grafenhäupter neigen
Sich auf das dunkle Grab.

Still trauernd ſtehn die Knappen
Um ihren Regensberg.
Und an des Habsburgs Wappen
Lehnt Breiten-Landenberg,
Das Heldenantlitz ſenkend,
Gebleicht von tiefem Weh,
An die Genoſſen denkend
Der Nacht am Greifenſee.

Zwei ſtehen ihm zur Rechten
Mit tiefgebeugtem Trutz.
In blutig heißem Fechten
Einſt Zürichs Schirm und Schutz;
Der unglückſelige Krieger
Vom Brückenthor der Sihl —
Von Murten hier der Sieger,
Des Haupt dem Henker fiel . . .

Dieſes Gedicht, mit einigen warmen Worten und biographiſchen Notizen auf ein beſonderes, als Beilage zum „Neuen ſchweiz. Unterhaltungsblatt“ beſtimmtes Blatt gedruckt, ſchickte Frey am 20. Okt. 1857 an Döſſekel: „Durch den plötzlichen

Tod Reithards wohl etwas angeregt, aber, abgeſehen von mangelnder lyriſcher Befähigung, durch den Mangel an Übung auch im Gebrauche gebundener Rede unbehülflich, konnte ich in der Eile nichts beſſeres als beiliegende Strophen niederſchreiben. Wie ich dieſelben nun im Drucke vor mir ſehe, will es mich bemühen, daß der Sänger ſo manchen ſchönen Liedes zunächſt keinen ſchönern Nachruf erhalten ſollte ... Ich wollte nicht eine Totenklage geben, wie ſie ſchon tauſendmal beſſer vorhanden iſt, ſondern den Empfindungsweg eines jeden Menſchen an einem bedeutenden Grabe zur Darſtellung bringen; man denkt ja da weniger an die Perſönlichkeit des Toten, als vielmehr an ſeine Thaten, beim Dichter an ſeine Geſtalten. Paßt Dir dies nicht, ſo geh' einen andern Weg, aber thu' etwas, und was Du thun willſt, das thue bald! Mir iſt, als ſollte das eine recht heilige Pflicht ſein, deren Erfüllung einſt ebenfalls ihren entſprechenden Lohn finden würde."

Ähnlich äußerte er ſich einige Jahre ſpäter dem Freunde gegenüber, als der dichteriſch veranlagte Kanzliſt Siebenrock in Aarau ſtarb, mit dem er zuweilen verkehrt hatte und von dem er nun ein kleines Bild* zu zeichnen gedachte: „Erſt jetzt erfahre ich zufällig, daß Siebenrock geſtorben und auch ſchon begraben ſei. Nun, ich gönne dieſem verbitterten Gemüte die Ruhe; aber ich erachte es für eine Pflicht, daß ihm dieſelbe nicht ſo ganz ſang- und klanglos zuteil werde. Wie kurz auch die Strecke ſein mag, die er zur vollen Abklärung ſeines Weſens zurückzulegen vermochte — er hat unabläſſig geſtrebt, den Weg zu dieſem Ziele zu finden, und es lag ein ſchöner Gottesfunke in ihm, der durch alle Trübungen manchmal in ergreifender Pracht aufblitzte. Doch ohne weitere Worte: er war ein Bürger unſerer unſichtbaren Gemeinde, drum ſoll er

---

* Ein Gedenkblatt („Alpenroſen" 1866).

auch ſein Grabgeleite haben; nach den mir bekannten Verhältniſſen des Verſtorbenen werde ich aber wohl der Einzige ſein, der den Zipfel ſeines Bahrtuches aufhebt." (2. Juni 1864.)

Frey war überhaupt der geborene Nekrologiſt. Der elegiſche Hang, die Schwermut lenkten ſeine Blicke auf den Tod und ſeine Opfer, die anhängliche Güte ſeines Weſens trieb ihn zum Lob und zur Hervorhebung ihrer guten Eigenſchaften. Aus dem Grabredner entwickelte ſich ſozuſagen bei ihm der Erzähler. Einzelne ſeiner erſten Erzählungen ſind derart, daß man ſie geradezu als Nachrufe bezeichnen kann. „Der arme Heinrich" (1847) erzählt die Schickſale des Lütiheiri, eines Bettelmuſikanten aus dem aargauiſchen Wynenthal; „Meiſter Konrad" (1852) ſtellt offenbar lediglich eine novelliſtiſch zugeſtutzte Jugenderinnerung des Dichters dar; den „Breitenhans" (1852) bezeichnet Frey ſelbſt als ein Erinnerungsblatt, wie denn der urſprüngliche, mit dem Anfang der Novelle in einem Notizbuche enthaltene Titel zweifelsohne den wirklichen Namen des Helden angibt: „Hans Ruedi, der Hübelibauer".* Im „Lebensbaum" erſcheint der Aarauer Oberſt G . . . ., der durch Selbſtmord endete; bevor Frey die kleine Erzählung veröffentlichte,

* In dieſer Erzählung verwertet der Dichter übrigens die Ermordung ſeines Großvaters mütterlicherſeits. Dieſer, Kleinbauer und Schafhändler in Leimbach, traf 1798 eines Abends im Wirtshaus mit den vier Franzoſen zuſammen, die er als Einquartierung erhalten hatte. Der eine von ihnen ſtellte an ihn das Verlangen, daß er ſeinen Gäſten künftig zu jeder Mahlzeit Fleiſch und Wein zu beſorgen habe. Das erklärte er für unmöglich. Da ergriff der Franzoſe das auf dem Tiſch liegende Meſſer und ſtieß es dem Unglücklichen dermaßen in den Unterleib, daß man ihn nur noch ſterbend heimbringen konnte. Seine Tochter, des Dichters Mutter, war damals 14 Jahre alt; ſie mußte ihr Brot ſofort bei fremden Leuten ſuchen und ſchilderte ſpäter oftmals die ſchrecklichen Stunden, die ſie an ihrer erſten Stelle in Hendſchikon durchmachte, und den Hunger, den ſie hernach bei einem Seiler in Aarau ausſtand.

erbat er ſich Döſſekels Meinung darüber, ob wohl niemand unter den Hinterbliebenen des Verſtorbenen durch dieſelbe ſich verletzt fühlen könnte. (19. Juli 1857.)

Dieſe mehr oder minder nekrologiſchen Schöpfungen belebt insgeſamt der Wunſch, einen verhallenden Namen feſtzuhalten, ehe er völlig verklingt, oder das aus den Umſtänden abgeleitete Schickſal und Thun des Verblichenen zu erklären, zu rechtfertigen. Die Schatten der Armen, der Geringen, der Verkannten, der Unglücklichen, auf die vielleicht eine Hand einen Stein warf, werden heraufbeſchworen, nicht diejenigen der Glücklichen, der Großen. Das Bedürfnis verteidigender, verklärender Pietät verlangte ſein Recht auch da, wo eine perſönliche Bekanntſchaft oder Erinnerung des Dichters nicht mitſprach, ſo in dem Gedicht „Sie war ſo lieb“ (1852):*

. . . Hier ward des Unglücks junge Braut
Verſcharrt in einer ſtillen Nacht;
Kein Orgelton, kein Glockenlaut
Hat ſie zur letzten Ruh' gebracht,
Hier, wo kein frommer Wandrer ſpricht:
Herr, geh mit ihr nicht ins Gericht!
Sie war ſo lieb.

Die, von der Menſchen Spruch verdammt,
Hier ward verſenkt am Waldesſaum,
Streicht, wenn der ew'ge Morgen flammt,
Sich von der Stirn des Grabes Traum
Und geht, von jeder Sünde rein,
Durch ew'gen Spruch zur Freude ein:
Sie war ſo lieb.

Ähnlich verhält es ſich mit der kleinen Novelle „Ein Opfertod“, die Frey aus einer von ihm folgendermaßen niederge-

* „Neues ſchweiz. Unterhaltungsblatt“ 1852.

ſchriebenen Zeitungsnotiz geſtaltete: „Armes Leben. In Herau* konnte die Armenbehörde ein dem Bettel ergebenes Elternpaar auf keine andere Weiſe mehr überwachen, als daß ſie ihm die Kinder wegnahm. In dieſer Einſamkeit konnten es die Alten nicht mehr aushalten, und auf ihr dringendes Bitten wurden ihnen die Kinder, ein beinahe achtzehnjähriger Knabe, der unterdeſſen das Weben erlernt, und ein kleineres Mädchen, wieder zurückgegeben. Der Knabe arbeitete ſich nun für ſeine Eltern zu Tode, da die Aufſichtsbehörde, im Glauben, daß nun Alles wohl gehe, ſich nicht mehr um das Treiben der Leute bekümmerte."

Gleich dem „Opfertod" ſpielen die bis zum Jahre 1857 entſtandenen Erzählungen Jakob Freys meiſtens auf dem Boden ſeiner Heimat, wo er Berg und Thal, ja Weg und Steg kannte. Es ſchwebt eine eigentümliche, im Grunde gewöhnlich tiefmelancholiſche Stimmung über ihnen, aber auch eine Zartheit und Intimität des Tones, die er ſpäter in gleichem Grade kaum wieder erreichte. Sie ſind durchſchnittlich von ſehr geringem Umfange, ohne Epiſoden und Schilderungen ſtreng auf die pſychologiſchen Momente und das Unerläßliche der äußern Geſchehniſſe beſchränkt. Ihm iſt das Seelenleben Alles, der äußere Vorgang nur dann einer breitern Behandlung würdig, wenn er einen Teil wirklicher Hiſtorie ausmacht. Das Los der Rinder und Kühe, das Schickſal der Pferde, der Auf- und Niedergang der Schweine, die Lebensläufe der Hühner, Blüte und Schnitt der Saat, kurzum, die tauſend Realitäten des alltäglichen Bauerndaſeins, kümmern ihn wenig; ſein Auge haftet auf den Geſichtern ſeiner Helden und Heldinnen. Und dieſe Geſichter ſind öfter dunkel und leidvoll als fröhlich. Viel mehr als der begüterte Bauer mit ſeiner Kraft und ſeinem

* Im Kanton Aargau.

Trotz zieht ihn der Proletarier des Dorfes an, der irgendwie auf die Seite Geſchobene und Unterdrückte; und vor Allem auch die Kinder.

Seine Vorliebe für die Kleinbauern und Geringen des Dorfes erklärt ſich aus ſeiner Abſtammung. Er ſchilderte ſie nicht, wie ſie, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, „der Großvater geträumt;“ aber er griff nicht nach dem Durchſchnitt und dem Maſſenmäßigen, ſondern er ſuchte die feiner Organiſierten, die Sinnigen, die Träumer, die von der Roheit ihrer Umgebung Unverſtandenen und Verwundeten. Denn unter dieſe reihte ihn ſeine eigene Art und ſein Geblüt: Seine Mutter und zum Teil die Geſchwiſter hob die Feinheit des Geiſtes und Empfindens über die gewöhnliche Bauerſame empor; und er ſelbſt, obgleich er keine geſellſchaftliche Erziehung genoſſen hatte, verriet das bäuerliche Herkommen und die auf dem Dorfe verbrachten Jugendtage auch nicht durch einen einzigen äußern oder innern Zug. Seine feinfühligen und gewöhnlich etwas melancholiſchen Mädchen und Frauen vom Dorfe ſind im Weſentlichen wahr, während diejenigen der höhern Geſellſchaft, d. h. der ariſtokratiſchen, in ſeinen hiſtoriſchen Erzählungen einen konventionellen Anſtrich zeigen, da er aus Unkenntnis dieſer Geſellſchaft dem feinen, empfindſamen Typus nicht mit den notwendigen realen und individuellen Zügen beizuſpringen vermochte, wie er denn überhaupt mehr Erzähler und Pſycholog als Charakterzeichner war.

Häufig leitete ihn neben dem Bedürfnis der künſtleriſchen Darſtellung noch das einer beſtimmten praktiſch-ethiſchen Wirkung auf den Leſer. Allerdings verfuhr er hierin mit Takt und mit der ganzen Feinheit ſeines äſthetiſchen Weſens. Über eine ſolche Tendenz ſchrieb er am 3. Februar 1857 an Döſſekel, dem er den Schluß der Novelle „Der Diebsbann“ zuſandte: „Du wirſt natürlich bald finden, daß es ſich um eine beſtimmte Tendenz handelt und zwar um eine unſer Volksleben tief be-

rührende Tendenz; findeſt Du, daß dieſelbe in zweckdienlicher Weiſe behandelt iſt, ſo werde ich dann Dich oder ſonſt jemand bitten, das Aargauer Volk etwa im Sonntagsblatt des „Schweizerboten“ mit wenigen Worten auf das kleine Produkt aufmerkſam zu machen, damit es nicht ganz wirkungslos im Strome gewöhnlicher Unterhaltungslektüre verſchwemmt werde. Es handelt ſich ja dabei nicht etwa um mich; Du weißt, daß ich auf dergleichen keinen perſönlichen Wert lege; wohl aber handelt es ſich um einen Zweck, den jeder unterſtützen helfen darf. Denn neben dem harmloſen und ſchönen Aberglauben gibt es einen ſehr gefährlichen, dem man zur Rettung des erſtern entſchieden entgegen arbeiten muß.“ Über dieſe Tendenzen Freys drückt ſich ſein Freund, der Dichter J. J. Romang, in einer kleinen Skizze richtig und ſchön aus*: „Frey bekämpft Vorurteile des Volkes, den Aberglauben, Mißbräuche in der Geſetzgebung, in den Sitten oder Unſitten gewiſſer Landesteile, den konfeſſionellen Hader. Alles indeſſen, ohne daß je die didaktiſche Richtung zum Nachteil der künſtleriſchen Abrundung hervor träte. Das Schöne bleibt Zweck und Ziel der Dichtungen Freys, aber die verwandten Schweſtern, die Göttinnen des Guten und des Wahren, folgen leiſen Schrittes der Schönheit auf dem Fuße. Die Lehre, welche der Dichter ſeinem Volke geben will, wird nicht ausgeſprochen; ſie liegt in der Handlung ſelbſt, in erſchütternden Seelengemälden, im unerbittlich daher ſchreitenden Verhängnis.“

Faſt alle bis 1857 entſtandenen Erzählungen mit hiſtoriſchem Hintergrund ſpielen auf Aargauer Boden und zwar gleich den ausſchließlichen Dorfgeſchichten in der Gegend, die dem Dichter von Jugend auf vertraut war. „Zum Sama-

* Dr. Jakob Frey. Ein Dichterleben, geſchildert von J. J. Romang. („Das Schweizerhaus“ 1878.)

riter" z. B. macht hievon eine Ausnahme, weil das Bild, wozu die Erzählung auf Verlangen des Verlegers geschrieben wurde, die Tracht der Älpler zeigt; etwas Ähnliches gilt von der im „Schweizerischen Jugendalmanach" veröffentlichten Novellette „Der Kinder Fürbitte". Nun aber hatte Frey ungefähr in der Jahresmitte 1857 seinen Vorrat an Stoffen, die nach Erlebnis, Erinnerung, Studien und Anschauung der Umgebung seiner engern dörflichen Heimat entstammen, so ziemlich erschöpft, sodaß er sich nach neuen poetischen Jagdgründen umsehen mußte. Indem er sich ins Hochgebirge hinaufwagte, that er gleich mit dem „Armen Schwingerkönig" einen guten Griff; und den im folgenden Jahre (1858) erschienenen „Alpenwald" erklären Kenner für die beste seiner poetischen Arbeiten überhaupt.

In erster Linie richtete er jedoch sein Augenmerk, schon früh geäußerter Anschauung gemäß, auf geschichtliche Vorwürfe. Ende 1857 veröffentlichte er im Feuilleton der „Basler Nachrichten" die historische Novelle „Der Bärenschild", deren Motiv er anderthalb Dezennien später im „Tannenspeicher" ummodelte, ohne es übrigens auch hier zur klaren Durchbildung zu bringen. Bald darauf schrieb er „General Massena und die Freiämter Deputierten"; und kaum war dieses geschichtliche Genrebild, wie er es nannte, zum Drucker gewandert und der „Alpenwald" vollendet, legte er die Hand unverzüglich an die große historische Erzählung „Die Waise von Holligen".

Das nahe bei Bern gelegene, vom Zauberschein einer Sage umglänzte Schlößchen Holligen hatte ihn schon beim ersten Anblick gefesselt:

Aus dunkler Linden Wölbung taucht
Des Turmes höchster Knauf,
Vom letzten Abendschein umhaucht,
Zum stillen Himmel auf.

Die Wieſengründe ſind zur Ruh,
Und in den Zweigen neigt und nickt
Sich's längſt dem Schlummer zu.

Da plötzlich hebt ein Glockenklang
Vom ſtillen Turm herab,
So ſchwermutvoll, ſo todesbang,
Ein Weheruf am Grab,
Darein das Einz'ge wird geſenkt,
Das Dir von dieſer weiten Welt
Des Himmels Huld geſchenkt.

Die Glocke aber, die erklang,
Hat noch kein Aug' erſchaut,
Und wer den dumpfen Hammer ſchwang,
Iſt Keinem anvertraut,
Der noch mit Menſchenzunge ſpricht
Und der in ſel'ger Lebensluſt
Noch atmet Sonnenlicht.

Doch was kein Menſchenauge ſieht,
Was keine Zunge nennt,
Das ahnet wohl ein ſtill Gemüt,
Das Menſchenleiden kennt:
Der Klagruf einer toten Welt,
Die ungekannt und ungenannt,
Das Grab umſchloſſen hält.*

Der Untergang der alten Republik Bern, die ſelbſt im Sturze eine gewiſſe Größe nicht verleugnete, der Zuſammenſtoß alter und neuer Zeit, der Umſchwung aller Dinge, der auf Schritt und Tritt an geſchichtlichen Erinnerungen reiche Boden: es iſt ein Stoff oder richtiger ein Hintergrund, wie ihn die Schweizergeſchichte ſeit Jenatſchs Zeiten nicht wieder bot. Was Frey in der „Waiſe von Holligen" leiſtete, hat er auch nicht wieder erreicht, obgleich die Arbeit unter Nöten und

* „Neues ſchweiz. Unterhaltungsblatt" 1858.

Hemmniſſen aller Art vor ſich ging und an ein behagliches oder auch nur zuſammenhängendes Schaffen nicht zu denken war; um den Wochenbedarf des Unterhaltungsblattes zu decken, mußte er die Bruchſtücke des Manuſkriptes vom Schreibtiſch weg in die Druckerei ſchicken, was man übrigens der Schöpfung allen ihren Vorzügen zum Trotz noch deutlich genug anmerkt.

In ſeinen Kümmerniſſen erfriſchte ihn einigermaßen das Lob, das der Sammlung des Mehrteils ſeiner bisher veröffentlichten Erzählungen zufiel; ſie erſchien gegen den Herbſt 1858 in zwei Bänden unter dem Titel „Zwiſchen Jura und Alpen“ bei J. J. Weber in Leipzig. Seine Frau berichtete, ſie habe ihn nie weder vorher, noch nachher ſo fröhlich geſehen, wie an dem Tage, da die Nachricht eintraf, daß der Verleger zur Herausgabe gewillt ſei. Er ſchrieb an Döſſekel, er nehme den Beifall „nicht ſowohl als Anerkennung für Geleiſtetes, denn als Aufmunterung für noch zu Leiſtendes.“ Das Honorar freilich für dieſe Ausgabe, das er ſo wohl hätte brauchen können, wanderte zur Begleichung einer Schuld an ſeinen Händen vorbei nach Aarau.

Damals, während des letzten Trienniums der Fünfziger Jahre, ſtrebte er ernſtlich nach einer Vereinigung der ſchweizeriſchen Schriftſteller. Anfang 1858 rückte er ins Feuilleton des „Bund“ einen offenen Brief* ein, worin er ſeine bezüglichen Ideen darthat: . . . „Wäre es nicht wieder einmal am Platz und der Mühe wert, das wohl nicht große Häuflein ſchweizeriſcher Schreibluſtiger zu einer Annäherung und zu gemeinſamem Wirken anzuregen? Alle möglichen Berufsarten und Thätigkeiten treten zuſammen, um ſich aus gemeinſamen Erfahrungen eine Lehre zu ziehen und ein gemeinſames Ziel anzuſtreben; wäre es dabei etwas ſo gar Abſeitsliegendes, wenn

* „Ein Wort über das Literatentum in der Schweiz.“ (Feuilleton des „Bund“ vom 25. Januar 1858.)

ſich die ſchweiz. Literaten auch einmal ein Rendez-vous gäben? Sollte denn da wirklich kein lebenskräftiges Samenkorn auf fruchtbaren Boden fallen? — Des Verſuches wenigſtens wäre es gewiß wert. Diejenigen freilich, die die Welt für einen zuſammengeleimten Aktenſtoß halten, würden es an einem vornehmen Achſelzucken kaum fehlen laſſen. Wer aber, ganz abgeſehen von künſtleriſchen Zwecken, weiß, welchen Einfluß die gäng und gäbe Tagesliteratur auf Bildung und Anſchauungsweiſe des Volkes ausübt, wird ſich dadurch nicht beirren laſſen. Überlegen Sie den Gedanken einmal, werter Herr Redaktor!"

Er fand, wie er nicht ohne Bitterkeit bemerkte, „ſelbſt bei ſeinen nähern literariſchen Freunden, als da ſind Herr Oberrichter Döſſekel in Seon, Herr Rentier Hartmann in Solothurn u. ſ. w. durchaus nicht den gehofften Anklang. Da hat ſich nun," fährt er in dem betreffenden Briefe an Döſſekel fort, „der literariſche Engroshändler Dr. Eckardt ſchnell bereit gefunden, das Ei ſelbſt auszubrüten."

Ludwig Eckardt (1827—71) war als politiſcher Flüchtling in die Schweiz gekommen und ſuchte, ein Schwätzer und ſchmeichleriſcher Schönredner und ein jedenfalls nicht einwandfreier Charakter, ſich zum Gründer und Führer einer neuen literariſchen Richtung aufzuwerfen, um, wie er ſich beſcheidentlich ausdrückte, die Literatur der Schweizer zu regenerieren. Er wurde allen produktiven Köpfen und wirklichen Könnern ein Greuel; namentlich Gottfried Keller zauſte ihn verſchiedene Male handlich. Findig und betriebſam erhaſchte er Freys Gedanken eines Zuſammenſchluſſes der ſchweizeriſchen Schriftſteller und erließ in der von ihm gegründeten Zeitſchrift „Die Schweiz" eine Einladung zu einer auf den 20. Juli 1858 feſtgeſetzten Verſammlung nach Zürich. Ehe dieſer Konvent ſtattfand, hatte er im „Schweizeriſchen Handelscourier" mehrere ſchweizeriſche Schriftſteller maßlos angegriffen, wahrſcheinlich um als Wortführer und Hegemon helvetiſcher Dichter

und Literaturfreunde noch etwas mehr von ſich reden zu machen und den nötigen Staub aufzuwirbeln. Da geriet Frey in Harniſch und richtete an Alfred Hartmann, der damals das Feuilleton des „Bund“ redigierte, die Anfrage, ob er geneigt ſei, einen kräftigen Artikel gegen den Geſellen aufzunehmen. „Ich befürchte faſt, daß Sie, weil dieſer Wurf mehr den Übermut des Stalljungen, als ritterliche Sitte verrät, wenig Luſt zu einem Lanzenbrechen hegen möchten. Deswegen erlauben Sie mir die Frage, ob das Feuilleton wenigſtens zu einem kurzen, wenn auch derben Hoſenlupf Raum böte? Meiner Meinung nach wäre letzterer ein Pflichtgebot. Oder ſollen wir dulden, daß das Gebahren eines verkommenſten Literatentums ſich bei uns als der Beginn einer neuen nationalen Literaturepoche breit mache? Sollen wir ſchweigend zugeben, daß ein verunglückter, hergelaufener Komödiant dieſe von ihm verheißene Aera damit einläutet, daß er „im Namen der Nation“ die geachtetſten Vertreter nationaler Poeſie auf eine Weiſe anfällt, die vielleicht höchſtens in einer durch erbitterte Maſſenaufregung hervorgerufenen politiſchen Publiziſtik einige Entſchuldigung finden kann? Will man ungerügt hinnehmen, daß ein politiſch durchaus geſinnungsloſer Menſch einheimiſche politiſche Parteiſtellung zu ſeinen eigenſüchtigen Zwecken benützt, ſich als Führer einer „freiſinnigen“ Schriftſtellerzunft aufwerfen möchte, während noch in friſcher Erinnerung iſt, wie derſelbe Herold in der fünfziger Berner-Periode ſeine eigenen Landsleute einem parteierhitzten konſervativen Erziehungsdirektor durch ein förmliches Memorial als „Freiſinnige“ denunzierte, um ſich ſelbſt ein Brodkörbchen für ſolch nobeln Dienſt zu gewinnen? Darf man dulden, daß durch bodenloſe Prahlhanſerei jedes wohlgemeinte einheimiſche Literaturſtreben vor dem eigenen Volke zum Spott werde? — Soll man dies und anderes, das in wenigen Zeilen nicht berührt werden kann, dulden? Ich dächte: nein! und meine, es ſollte da eine derbe

Schweizerhand eine Maulſchelle erteilen, um wenigſtens für einige Zeit wieder Ruhe zu gebieten." (24. IV. 58.)

Er ſandte aber den Brief nicht ab, denn es lag in ſeiner Art, mit einem ſcharfen, geſchriebenen Worte zurückzuhalten, geſchweige denn mit einem gedruckten. Er entſchloß ſich, nach Zürich zu reiſen, um, ſoweit es bei ihm ſtand, zur Sache zu ſehen. Aber die unerwartete, ſechs Wochen zu früh erfolgte Geburt eines Töchterleins hinderte ihn an der Ausführung des Vorhabens.

Was ihm die Teilnahme am Literatentage einigermaßen annehmbarer machen mochte, war der Umſtand, daß anſtatt Eckardts neue Leute auf den Plan traten, indem der unlang vorher geſtiftete literariſche Verein von Zürich behend das Waſſer auf ſeine Mühle leitete „und nach Abſchluß der gepflogenen Unterhandlungen den Hauptaufruf ergehen ließ, damit alle Eiferſüchteleien abgeſchnitten werden und damit unſer Beſtreben ein wirklich vaterländiſches und förderndes werden kann". So hoffte man die Spaltung zu vermeiden, die ſich unfehlbar eingeſtellt hätte, wenn Eckardt im Vordergrunde geblieben wäre. Alles das meldete Robert Weber,* den Frey von Tübingen her kannte, und fügte bei: „Gottfried Keller in hier ſteht der Sache keineswegs ſo feindlich gegenüber, wie ein unverſchämter Korreſpondent des „Bund", der zufällig Mitglied des literari'ſchen Vereins iſt, glaubt in die Welt hinauspauken zu müſſen. Im Gegenteil habe ich von Keller noch vor einer Viertelſtunde ein Billet empfangen, worin er ſich mit Entſchiedenheit gegen wiederholte willkürliche Auslegung ſeines perſönlichen Verhaltens in dieſer Angelegenheit verwahrt." (24. VI. 58)

Gottfried Keller war das Edelwild, das die Anſchicksmänner und ehrſüchtigen Protektoren der Vereinsbeſtrebungen zu fangen

* 1844–1896.

trachteten. Denn wenn auch noch von Keinem vollwertig gewürdigt, so galt er doch schon damals als der erste der schweizerischen Schriftsteller, war auch der einzige, den das Ausland kannte und schätzte. Je nach Laune, Schoppenzahl und Umgebung scheint er über die Eckardtiade und was drum und dran hing, weidlich gescholten und dann bei nachträglichen Interpellationen und ruhigerer Stimmung etwas sanftere Saiten aufgezogen zu haben. Sicherlich empfing er übrigens von den damals und später nach Zürich zur Tagung zusammenströmenden Schriftstellern und Dilettanten zum großen Teil jene Eindrücke, die er, wie persönliche Äußerungen, die er Jahrzehnte hernach that, deutlich genug durchblicken ließen, in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" verwendete.

Döffekel erklärte sich von der am 20. Juli abgehaltenen Zürcher Versammlung begeistert, wie er es noch von keinem Unternehmen gewesen sei, wobei er freilich die Klage nicht unterdrückte, „daß zur Stunde noch fast alle Namen besten Klanges fehlten." Ziemlich ernüchtert erwiderte Frey am 3. August 1858: „Deine Begeisterung für das Gedeihen des literarischen Vereins erfreut mich wahrhaftig, und ich habe nur den Wunsch, daß sie Dir ungeschmälert bleiben möchte." Einem Bericht Döffekels über die Versammlung versagte er die Aufnahme in der „Berner Zeitung" mit der Begründung, er habe maßgebenden Ortes, d. h. wohl beim Verleger Gutknecht und bei den radikalen Führern, die Erklärung abgegeben, daß Eckardts Name weder im Guten, noch im Bösen im Blatte je wieder genannt werden solle. Dagegen steuerte er, um seinen guten Willen zu beweisen, als Beitrag für das Jahrbuch „Die Alpenrosen", dessen Herausgabe der literarische Verein beschlossen hatte, die Erzählung „Klein-Gottfried" bei und schrieb eine Korrespondenz über den Verein in das „Genfer Journal".

Ende Oktober nahm er dann an einer literarischen Tagung in Zürich teil. Er fand, der Verein umschließe viele wider-

ſtrebende Elemente, deren Behandlung Takt erfordere, wenn ſie zu harmoniſchem Zuſammenwirken gebracht werden ſollten; es mache ſich ſehr viel Unreifes breit, ſodaß neben dem Takte auch die Einſicht not thue, Unbrauchbares abzuweiſen, Mangelhaftem mit gutem Rate beizuſpringen. Es überkam ihn die Befürchtung, wenn Eckardt Einfluß gewinne, ſo werde er dem Verein Schaden bringen. Übrigens unterdrückte er die Bemerkung nicht, er habe ſchon mehrfach bereut, nach Zürich gegangen zu ſein. Als er eine Einladung zu einer auf den 19. März 1859 anberaumten Vorſtandsſitzung des literariſchen Vereins erhielt, entſchloß er ſich allerdings zur Beteiligung, brach aber mit dem Vorſatz auf, ſich das Recht der freien Meinungsäußerung in der Verſammlung vollſtändig zu wahren und unverweilt aus dem Vorſtande auszutreten, um dieſe Freiheit nicht geſchmälert zu ſehen. „Die in der Verſammlung das große Wort führen, ſind zu wenig thätig oder produktiv, um die ſchweizeriſche Literatur anſtändig repräſentieren zu können.“ (13. III. 59.) Wäre es ihm nicht um Gottfried Kellers perſönliche Bekanntſchaft zu thun geweſen, ſo wäre er vermutlich daheim geblieben.

So begrub er denn den Traum von einem erſprießlichen Zuſammenſchluß der Schriftſteller ſeines Vaterlandes. Dafür klammerte er ſich um ſo feſter an einen andern, den die Mitglieder des ſchweizeriſchen literariſchen Vereins auch träumten und dem er ſelbſt erſt mehr als ein Jahrzehnt ſpäter entſagte, nach einem wohlgerüttelten Maß von Leiden und Enttäuſchung: das war die Hoffnung, eine gute literariſche Zeitſchrift für die Schweiz zu gründen. „Wollen wir,“ ſchreibt er in dem erwähnten Briefe vom 13. März 1859 an Döſſekel, „ein literariſches Organ fortführen,* ſo müſſen wir à tout prix die

* Es war zunächſt die Rede davon, die von Eckardt gegründete „Schweiz“ von Vereinswegen zu unterſtützen.

Leute gewinnen, die aus der literariſchen Produktion mehr oder weniger ihre Lebensaufgabe gemacht haben: Hartmann, Keller, Corrodi, Morel u. ſ. w., ſonſt geht es eben nicht. Würden ſich dieſe zur Teilnahme an einem vielleicht ganz neuen Unternehmen verpflichten, das aber unter die verantwortliche Redaktion eines Einzelnen von ihnen zu ſtellen wäre, ſo wollte ich mich durch die Pflichten gegen unſern zuſammengewürfelten Verein vom Beitritt keinen Augenblick abhalten laſſen."

Vierzehn Tage nach dieſer Äußerung ſchüttete er ſeine Anſichten über ein neues Organ, ſeine Wünſche, ſein ganzes Bekenntnis in einem größern Briefe vor Gottfried Keller aus, da das Zuſammenſein in Zürich einer völligen Ausſprache offenbar nicht genügt hatte: „Nach den Beobachtungen, die ich ſeit meiner Heimkehr aus Deutſchland gemacht, iſt das Leſe- und Bildungsbedürfnis bei unſerm Volke in weit höherm Maße vorhanden, als man gewöhnlich annehmen oder zugeben möchte, und auf mich wenigſtens hat der Schreckensruf vor dem Alles verſchlingenden Materialismus bis jetzt noch ſehr wenig Eindruck gemacht. Aber ganz unſerer demokratiſchen Entwicklung entſprechend, iſt dieſes Bedürfnis überall zerſtreut und ſporadiſch vorhanden und ſucht deshalb ſeine Befriedigung am liebſten in der bequemen, ſchnell vermittelten periodiſchen Literatur, während verhältnismäßig wenig Bücher gekauft werden. Wer nun in ſeiner Art und nach dem Maße ſeiner Kraft ſich wirkſam machen möchte, muß eben Zeit und Verhältniſſe nehmen, wie ſie äußerlich ſich ihm darbieten, und ſo wüßte ich in der That nicht, warum gerade nicht das Allerbeſte zunächſt in einer periodiſchen Zeitſchrift ſtehen ſollte, die ſofort tauſend Leſern in die Hände fällt, während das vereinzelt erſcheinende Buch vielleicht erſt nach Jahren ſich einen ſolchen Leſerkreis zu erwerben vermag. Die deutſche Schweiz ſchickt jährlich zum allermindeſten eine halbe Million guten

Geldes über den Rhein, um sich die jenseits erscheinende periodische Literatur zugänglich zu machen, und erhält dafür, bescheiden berechnet, wenigstens zur Hälfte eine Ware, für die ich trotz aller Freihandelsideen einen unerschwinglichen Schutzzoll wünschte. Ließe sich hierin nichts thun? Würde es, wenn sich die literarische Produktion so bequem kommandieren ließe als das Epaulettentragen, nicht offen erklärte Bürgerpflicht sein, wenigstens nach Kräften hier zu raten und zu thaten? — Ich glaube wohl; denn gerade aus jener demokratischen Sporadizität unsres geistigen Lebens müßte einer schweizerischen periodischen Literatur auch eine ganz andere Bedeutung erwachsen, als etwa der deutschen in ihrem Lande selbst, wo der Befriedigung geistiger Bedürfnisse, die mehr als bei uns auf einzelne Punkte konzentriert sind, durch Gesellschaften, Leihbibliotheken u. s. w. leichter begegnet werden kann. Und in dieser Ansicht liegt denn auch zugleich meine Schutzrede, wenn meine übrige Auffassung allzu materiell erscheinen möchte; eben weil ich einem literarischen Blatte für unser Land eine wesentliche Bedeutung beilege, bin ich weit entfernt, in der Befürwortung eines solchen etwa der leichtfertigen, nur die Laune des Augenblickes ausbeutenden Produktion das Wort zu reden oder einem übelverstandenen Dilettantismus mehr Recht einzuräumen, als er eben beanspruchen kann.

„Was meinen nun Sie dagegen? Glauben Sie, daß sich wirklich nichts thun ließe, daß sich nicht genug geistige, uneigennützige Kräfte zusammenbringen ließen, die einen anständigen Verleger zu einem Versuche bewegen könnten? Ich würde es fortwährend für verdienstlich halten, wenn Sie eine Initiative ergriffen und dadurch die Sache gleich von Anfang in ein wünschenswertes und ersprießliches Geleise brächten."

Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht, ist wahrscheinlich auch niemals geschrieben worden. Bis in seine letzten Tage hinein befürwortete Gottfried Keller ein poetisches Taschen-

buch für die Schweiz; von einer schweizerischen Zeitschrift jedoch wollte er nichts wissen. Er sah diese Dinge pessimistischer an als Frey, dessen Plan ihm vielleicht als eine Utopie vorkam, die einläßlich zu widerlegen kaum einen Zweck habe, die kurzweg von der Hand zu weisen oder beim Namen zu nennen für den Urheber nur schmerzlich sein könne.

Und doch schwebte auch ihm als einem Kinde der gleichen Zeit und als einem richtigen Achtundvierziger ein demokratisch-poetisches Ideal so gut vor, wie Frey, nur daß es nicht auf dem Felde der Lyrik oder Epik erwuchs, worauf der Verfasser der Leute von Seldwyla sich als Meister bewegte, sondern auf dem dramatischen Gebiet, das er, weil er es daselbst nicht über Entwürfe und Fragmente hinausgebracht hatte, wenigstens damals mit minder hellen Augen überblickte. Anderthalb Jahre, nachdem Frey seinen Traum zu Papier gebracht, legte Keller den seinigen nieder in der schönen Schilderung der Schillerfeier am Mythenstein. Er hat später, über die Lebensbedingungen jeglicher Kunst mehr ins Klare gekommen, jene Pläne und Hoffnungen als „unreifes Zeug", wie er sich mir gegenüber ausdrückte, unter das alte Eisen geworfen; und diejenigen, die sich in Sachen einer schweizerischen Volksbühne stetsfort auf jenen Aufsatz berufen, an dessen Umarbeitung und Kürzung der Tod den Dichter verhinderte, wissen nur nicht, daß er ein Anderer, ein Einsichtigerer geworden war.

Auch Alfred Hartmann, gewitzigt und abgekühlt durch die Erfahrungen, die ihm die Redaktion des Feuilleton des „Bund" eingetragen, schüttelte ungläubig den Kopf, als Frey sein schimmerndes Kartenhaus vor ihm aufbaute. „Ihr eigenes Talent," schrieb er am 14. April 1859, „wäre wohl für das Unternehmen das wichtigste, da Sie schnell und in Fülle zu produzieren im Stande sind. Aber wo den Mann finden, ohne den Ihr Alle nichts vermögt, den Verleger, der Opfer, und zwar bedeutende, bringen will und kann? Unter den

ſchweizeriſchen Buchhändlern iſt mir bis jetzt noch kein ſolcher vorgekommen."

So war es. Die Verleger hielten zurück, was man ihnen juſt nicht verdenken konnte. Ein Blick auf den nicht eben kleinen Kirchhof, wo alle die helvetiſchen Almanache, Taſchenbücher und Jahrbücher, die gelehrten und ungelehrten Zeitſchriften eingeſargt lagen, ſchreckte leicht auch einen Unternehmungsluſtigen ab, obgleich das Wagnis nicht unter die halsbrechenden zählte.

Weil ſich nun ein neues Blatt nicht ſchaffen ließ, ſo blieb Frey nur noch ein Mittel übrig, nämlich das, ein beſtehendes in die Gewalt zu bringen und es nach ſeinem Willen zu formen und zu modeln. Wie die Dinge lagen, konnte nur die 1858 von Eckardt als Monatsſchrift des literariſchen Vereins in Bern gegründete „Schweiz" in Betracht fallen. Dieſer ſelbſt hatte umſonſt verſucht, ſie zum Organ des ſchweizeriſchen literariſchen Vereins zu machen; dafür genoß er wenigſtens die Genugthuung, daß die vom ſchweizeriſchen literariſchen Verein als Vereinsorgan ins Leben gerufenen „Monatsblätter", die bei Gutknecht erſchienen, nach kürzeſter Friſt zu Grunde gingen, während ſich der Schriftſteller und Buchhändler J. Stocker in Frick der „Schweiz" erbarmte. Sie hatte es freilich bitter nötig, da auch ſie zu erlöſchen drohte, weil Eckardt und der Mitbegründer P. Volmar möglichſt verkehrt hantierten. „Ich kann," ſchrieb Frey am 13. Februar 1861 an Döſſekel, „kein Vertrauen gewinnen zu der „Schweiz"; jedenfalls wird das Blatt nie den Träumen entſprechen, die ich ſchon längſt einem ſolchen Unternehmen vorausgeſchickt. Es iſt ein Jammer, wenn man zuſehen muß, wie Manches ſo ungeſchickt angefaßt und dadurch der Sache im Ganzen geſchadet wird. Wird's auch beſſer kommen zu unſern Lebzeiten? ultima spes!"

Endlich brach ein Licht durch die Wolken. „Ein junger hieſiger Drucker und Verleger, Herr Haller, der tüchtigen

Willen, Einsicht und — Geld besitzt, wäre geneigt, sofort die „Schweiz“ zu übernehmen, die natürlich auf dem bisherigen Wege bald genug zu Grunde gehen müßte. Es wäre hier also nach meiner Ansicht eine Handhabe geboten zur Verwirklichung eines alten beidseitigen Wunsches, zur Gründung eines schweizerischen Literaturorganes, das vielleicht imstande wäre, die brauchbaren produzierenden Kräfte unseres Landes zu sammeln und dieselben nach innen und außen anständig zu repräsentieren. Wenn irgend einmal, so glaube ich, wär' es jetzt Pflicht, einen solchen Versuch zu machen, in einer Zeit, wo jedes Volk sich eifrigst bemüht, das Recht seiner Existenz aus der Besonderheit der Individualität darzuthun oder dasselbe anzusprechen. Gelegenheiten aber zu einem solchen Versuche werden nicht gar häufig geboten, da Geld und Verstand für solche Dinge bei unsern Verlegern eben sehr selten beisammen sind.“ (6. V. 1861 an Dössekel.)

Zwei Tage darauf klopfte Frey bei Gottfried Keller an, der vorher abgelehnt hatte, da er von Eckardts Erbe nichts wissen wollte, nun aber „eine ebenso rasche als freundliche Antwort“ sandte, die leider nicht erhalten ist. Um das Nähere zu besprechen, wurde eine Zusammenkunft in Olten vorgesehen, zu der sich Frey, Hartmann, Dössekel, vielleicht auch G. Keller und Corrodi einstellen sollten. „Ich habe,“ ließ sich Frey in der Angelegenheit vor Dössekel vernehmen, „die genaue Erfahrung und Einsicht gewonnen, daß ein solches Unternehmen mit anständigen Geldmitteln unternommen werden muß und daß ein Verleger sich daran zu beteiligen hat, der in seiner hierarchischen Zunft ein Hütlein trägt, wenn das Blatt nicht innerhalb der dunkeln und unsichern Wege der Colportage hängen bleiben soll. Es ist dies namentlich durchaus notwendig, um ein Blatt über unsere Landesgrenze hinauszubringen, was doch geschehen müßte . . . Ich selbst verfolge weder auf der einen noch andern Seite ein persönliches In-

tereſſe; eine Redaktionsbeteiligung, die mit ihrem geſchäftlichen Zeiterfordernis mir die Gefahr einer allzuraſchen und drum auch unfertigen Produktion erſparen würde, wäre mir zwar ſchon willkommen."

Hart vor dem lange erſehnten und erſtrebten Ziel wurde ihm unvermutet Luſt und Freude vergällt, worüber er am 3. Juni 1861 an Gottfried Keller berichtet: „. . . Auf das nun vom Verleger erlaſſene gedruckte Zirkular geben Sie, wie ich höre und wie es mich von Herzen freut, ſofort Ihre von mir jeder Zeit als entſcheidend für die Sache betonte Zuſage; aber ſiehe da — nun will mir ſo halbwegs angedeutet werden, ich hätte in einem dem Unternehmen ungünſtigen Sinne an Sie geſchrieben, und daher auch Ihre anfängliche Ablehnung . . . ich bleibe natürlich einfach weg. Seltſam berührt mich nur das, daß ich ſeit Jahren an dem Zuſtandekommen eines vernünftigen derartigen Verſuches mit aller Zähigkeit feſtgehalten, und nun, da Ausſicht auf ein Gelingen endlich vorhanden iſt, fügt ſich's, daß ich gerne wegbleibe."

Der Urſprung des Malaiſches iſt dunkel. Ärgerlich über den Handel und anſcheinend auch ein wenig über ſich ſelbſt, ſetzte ſich Keller unmittelbar, nachdem er Freys Brief erhalten, zu folgender Antwort hin: „Geehrter Herr! Vorige Woche beſuchte mich der junge Volmar, ob er eigentlich in Geſchäften der Zeitſchrift* reiſte, iſt mir nicht mehr erinnerlich. Er ſagte, daß er ganz in den Hintergrund treten wolle mit ſeinem Namen und überhaupt ein beſcheidener Menſch ſei, was mich für ihn einnahm. Als Geſellſchafter gefiel er mir gut. Ich ſagte ihm daher, Ihnen gegenüber hätte ich ablehnend geantwortet, weil Ihr Brief mich zu direkt an der Sache be-

* Nämlich der „Schweiz", an die Volmar als Mitgründer noch gewiſſe Rechte gehabt zu haben ſcheint.

teiligen wollte (alſo eher das Gegenteil von dem, weſſen man Sie beſchuldigt), ich dagegen dem Zirkular, wie es ſei, nun wohl beitreten könne, vorausgeſetzt, daß von ihm (nämlich Volmar) nicht mehr als vom Anführer die Rede ſei, denn er ſei zu jung und unerfahren dazu. Das ganz Gleiche ſagt auch Hartmann, welcher ſich bei mir nach meinem Thun erkundigte. Hartmann wirft auch noch die Frage auf und den Wunſch, daß der Titel die „Schweiz" ganz aufzugeben ſei. Dies wäre auch nach meiner Meinung das Beſte, damit die alte Pfuſcherei ganz aus der Erinnerung käme.

Ich habe auch Karl Morel angeregt, er ſolle beitreten; da aber jetzt ſchon Klatſcherein und Unannehmlichkeiten eintreten, ſo wird die Herrlichkeit nicht lange andauern. Volmar ſagte mir auch, die „Schweiz" ſei bei Stocker durchaus nicht im Abſterben,* vielmehr würde derſelbe ſie gerne behalten. Er, Volmar, aber habe ſie abſichtlich dort wegnehmen wollen, um ſeine Lieblingsangelegenheit, oder wie er ſich ausdrückte, durch Herrn Haller in eine neue Phaſe zu bringen. Herr Haller wolle das Blatt nun einfach ſelbſt redigieren. Mir iſt all dies gleichgiltig; nur ſcheint mir, daß der Ausdruck, daß die „Schweiz" in Frick und unter den bisherigen Auſpizien im Abſterben ſei, Ihnen vielleicht jene Auslegung zugezogen hat. Mich hat dieſer Ausdruck nicht abgeſchreckt, ſondern eher angezogen, weil das Faktum ein Beweis wäre, daß man es mit einem neuen Leſerkreis und nicht mit demjenigen des Eckardt zu thun hätte. Ich ſehe nun aber nicht ein, warum Sie ſich von der Sache zurückziehen wollen. Es wird überhaupt nötig ſein, daß die auf dem Zirkular genannten Autoren zum größten Teil ſtehen bleiben. Unter einer kleinen Zahl zu figurieren, die den Charakter von Herausgebern annähme,

* Wie ſich Frey gegenüber Keller ausgedrückt.

würde mir nicht konvenieren, da ich doch nur wenig dabei thun kann.

Wenn, wie ich annehmen muß, Freund Volmar* Schuld an Ihrem Zurücktreten iſt, ſo treten Sie wieder bei, indem Sie ihm dieſen Brief zeigen. Es wird ſich dann wohl aufklären. Das aber ſage ich zum Voraus, daß ich nicht geſonnen bin, durch ein ſolches an ſich gutes, aber nicht unumgänglich notwendiges Unternehmen in perſönliche Verwicklungen, Klatſchereien, Feindſchaften und Freundſchaften ꝛc. hineinzugeraten, und Andere werden es wohl ebenſo haben. Mit freundſchaftlichem Gruß. Ihr ergebenſter G. Keller." Zürich, den 4. Juni 1861.

Frey beharrte bei ſeinem Entſchluſſe, die Hand von der „Schweiz" zu laſſen. Überdies war ein Antrag an ihn gelangt, der entſchieden mehr verhieß, als die Führung der „Schweiz", wenn es ſich damals für ihn überhaupt um die Führung und vielmehr nicht bloß um die Mitarbeiterſchaft handelte. „Mitten in dieſe Unſicherheit hinein kommt ganz unerwartet Krüſi von Baſel mit der Anfrage, ob ich nicht die Redaktion der von ihm verlegten „Illuſtrierten Zeitung" übernehmen und den Verſuch machen wolle, dieſelbe nach meinen Ideen allmählich umgeſtaltend in ein ſicheres Fahrwaſſer zu bringen. Obwohl ich mich um das Blatt bisher nicht im mindeſten bekümmert habe und auch nun, nach gewonnener Einſicht, mit dem bisherigen Gange gar nicht einverſtanden bin, ſo mußte ich mich doch überzeugen, daß richtige Keime zu einem Wachstum vorhanden wären. Immerhin liegt die Sache, da Krüſi auch einen Verlag eröffnet hat und es ihm an energiſcher Thätigkeit keineswegs gebricht, für mich ſo

---

* Keller hatte ſich in einem verlorenen Briefe gegenüber Frey „in ſeiner ſcharfen Weiſe über Volmar ergangen". So ſchreibt Frey am 17. Mai 1861 an Döſſekel.

daß ich sie genau ansehen muß. Natürlich würde ich bei einer Übernahme der „Illustrierten Zeitung" manchem geringschätzigen Achselzucken vor der Hand nicht entgehen können. Doch würde ich mich auch mit dem Gedanken darüber trösten, daß ich, einmal mit meiner vollen Verantwortlichkeit für die Sache einstehend, nichts zu unterlassen entschlossen wäre, um sie zur Geltung zu bringen." Über Krüsi äußerte er sich des Fernern: „Richtige Druckmittel hat er, da er bereits mit zwei Schnellpressen und daneben mit Handpressen arbeitet und Mitglied des schweizerischen und deutschen Verlegervereins ist; was ihm etwa noch an Geschmack abgeht, das wäre ihm, wie ich denke, durch persönlichen Einfluß, wenigstens für Einzelfälle, wohl beizubringen."

Es ist klar, er verhehlte sich die bedenklichen Seiten des Unternehmens nicht, aber er legte es doch darauf an, die guten ins Licht zu rücken, nicht nur vor dem Freunde, sondern ganz gewiß auch vor sich selbst. Denn seine Lage war seit Jahren eine so drückende und erbärmliche geworden, daß er die nächste beste Gelegenheit ergriff, sich von Gutknecht loszumachen, der es ihm sauer genug werden ließ, für Frau und Kinder, deren Zahl durch die 1859 erfolgte Geburt eines Knaben (Alfred) auf vier angewachsen war, das Brot zu erwerben. Über das Gebahren des Verlegers und die elenden Verhältnisse, worin der Dichter meistens steckte, gewähren seine an Dössekel gerichteten Briefe deutlichen Aufschluß, wobei zu bedenken ist, daß er ohne äußerste Not selten klagte und überhaupt den Jammer gern verschwieg.

(26. Febr. 1860.) „Es hat mich die letzte Zeit hindurch so mancherlei bedrückt und beengt, innerlich und äußerlich, daß ich Dir nicht schreiben mochte bisher, wär' es ja doch nur ein Klagebrief geworden und wird auch jetzt noch nicht viel Anderes werden. Das Schlimmste ist, daß ich mich von den Nachwehen der Krankheit nicht recht erholen kann und mir eine wirkliche

Kräftigung wohl erſt wieder der Frühling bringen wird. Dieſe Krankheit ſelbſt hat mich in häuslicher Beziehung vielfach gehemmt, und es war einem ehemaligen ſogenannten Freunde ſogar vorbehalten, meine Lage durch eine mir jetzt noch unbegreifliche Rückſichtsloſigkeit zur höchſten Verlegenheit zu treiben ... Nun will ich nicht länger meinen eigenen Neigungen und Anſichten mannigfach Zwang anthun, bloß um den Abſichten eines ſpekulierenden Verlegers dienſtbar zu ſein, der endlich denn doch den ganzen Gewinn für ſich allein einſtreicht und von Anerkennung rein nichts mehr weiß, ſobald man nicht durchweg bereit iſt, ſeinen Wünſchen zu entſprechen. Gutknecht hat vergangenes Jahr von ſeinem Unterhaltungsblatt 10,000 Franken Reingewinn eingeſteckt ſo gut als einen Centime und für was denn eigentlich?"

(13. Febr. 1861.) „... Wirſt Du mir's glauben, wenn ich Dir ſage, daß durchſchnittlich der Mangel an Mitteln der Grund war, der mich verhinderte, mein Vorhaben, Dich einmal perſönlich aufzuſuchen, auszuführen? — Ich habe in dieſer Beziehung ein wahrhaft elendes Jahr durchgelebt, hoffentlich das ſchlimmſte, das mir auf meinem ohnehin nicht ſehr ſonnigen Wege beſchieden iſt ... Meine ökonomiſche Stellung war von Anfang an eine äußerſt knappe, um ſo mehr, als ich noch einige Schulden nach Aarau abzubezahlen hatte. Vorigen Winter lag ich krank und konnte ein Vierteljahr lang die Zeitung nicht beſorgen, und von der Zeit an datiert eine Miſere, in der ich eben erſt jetzt recht ſtecke. Herr Gutknecht nämlich war ſo großmütig, mir für jene Zeit kein Honorar zu bezahlen; dadurch kam ich in Vorſchüſſe und Abhängigkeit von ihm, die er ſeither auf eine Weiſe auszubeuten gewußt, wie es mir früher von Andern vorausgeſagt worden war, wie ich es aber nie geglaubt hätte. Natürlich mußte ich doch mit meiner Familie gelebt haben und bedurfte täglich Geld; das gab mir mein Herr „Prinzipal" auch; aber wie? nie mehr

als im höchſten Falle zwanzig Franken miteinander — eben ſich auf jene Vorſchüſſe ſtützend. Er deutete mir dabei an, wenn ich mich beſchwerte, daß ich auf dieſem Wege notwendig in Nachteil kommen müſſe, da ich nichts abbezahlen, keine Berechnung machen könne, ſondern in reinſtem Sinne nur von der Hand in den Mund lebe, das ſei recht förderlich zur Arbeit. Verflucht! — gerade dadurch wurde ich mißmutig, wurde um elende Schüldlein geplagt, die ich doch nicht bezahlen konnte und mir dadurch notwendig den Schein erwecken mußte, als wolle ich nicht bezahlen. Das war die richtige Arbeitsſtimmung, ja fürwahr! Hätte mir Gutknecht anſtändig ein paar Hundert Franken gegeben, ſie wären in einigen Monaten abverdient geweſen und ich um eine vielleicht brauchbare Arbeit reicher. Er that's nicht, und ſo mochte ich ihn auch nicht mehr darum angehen. So kam es, daß letzthin eine Geldstagspublikation gegen mich erſcheinen konnte wegen der Geſamtſumme von 400 Franken. Sie iſt nun freilich widerrufen worden, aber die Sache deshalb noch immer nicht im Reinen. Freilich bin ich auch nicht ſchuldlos daran; hätte ich mich an Dieſe oder Jene gewendet, ſo würde mir vielleicht wohl geholfen worden ſein. Aber die hieſigen Radikalen, die Mittel haben, ſind mir nicht beſonders hold, da ich manchmal meine eigene Anſicht zu haben wage; von den Konſervativen bin ich ohnehin durch meine Stellung zur „Berner Zeitung" geſchieden. Dazu kommt, daß Gutknecht ganz beſtimmt jeder Hilfsbereitwilligkeit, von der er gehört, abgewinkt hätte; er lebt des feſten Glaubens, mich zu ſeinem vollſtändigen Sklaven machen zu können und dadurch mehr zu gewinnen, als an dem freien Willen eines Menſchen, der nun ſeit zehn Jahren für ihn gearbeitet und zuverläſſig nicht zu ſeinem Schaden. Nun, er hat die Rechnung ohne Wirt gemacht! — Wie peinlich mir auch dieſe Vorgänge ſein müſſen, am Ende iſt's gut, daß es ſo weit gekommen iſt; der Himmel weiß, wie lange ich noch in dieſen

alles gesunde Mark wegfressenden Verhältnissen fortvegetiert hätte. Und das ist mir eben das Schmerzlichste, die verlorene Zeit, die, wenn auch nicht mit Geldertrag, doch mit würdiger Arbeit hätte gesegnet sein sollen. Besser machen, heißt es jetzt."

Die Klage des Dichters, daß Krankheit, Not und daraus entspringende Verstimmung seine Schaffenskraft lähmten, wird durch die seit dem Sommer 1859 abnehmende Zahl und Beschaffenheit seiner Arbeiten erhärtet. Nachdem er damals die „Waise von Holligen" vollendet, schrieb er sein bestes Gedicht, „Das Lied vom Vaterland", und die Dorfnovelle „Das Vaterhaus", dann aber bis zum Sommer 1861 nur noch drei Erzählungen. „Das Lied vom Vaterland" und „Das Vaterhaus" erschienen 1859 in den „Monatsblättern" des schweizerischen literarischen Vereins:

Ich bin in milder Maiennacht
Entlang dem See gegangen,
Wo, mondscheinflimmernd angefacht,
Die Wasser leis erklangen;
Und auf der lichtumblitzten Bahn
Glitt flinken Laufs ein Kahn hinan,
Aus dem ein frischer Kindersang
Bald fern, wie traumverloren, klang:
Rufst Du, mein Vaterland.

Und als ich bei des Morgens Schein
Zur Stadt im Thal gekommen,
Da kam das Volk zum Thor herein
Wie Meeresflut geschwommen;
Die Fahnen wehn; der Schüsse Knall
Weckt weit durchs Land den Wiederhall:
Die Menge aber wogt' und quoll,
Bis es in tausend Stimmen scholl:
Rufst Du, mein Vaterland.

Ich ließ die Stadt und ſtieg hinan
Den Pfad zur grünen Halde,
Wo ſich ein hoher Wieſenplan
Umſäumt mit dunklem Walde;
Da war's wohl ſtill; nur fernher drang
Verlorner Herdenglöcklein Klang;
Doch friſch erhub der Hirtenknab
Das Lied und ſang zum Wald hinab:
Rufſt Du, mein Vaterland.

Da ſtand ich ſtill; zu Häupten glüht
Die Firn im Abendſtrahle,
Zu Füßen duftet und erblüht
Die Maienpracht im Thale;
Mir war's, als ob des Herren Hand
Sich ſegnend legte auf das Land,
Und wie ein tieferſchauernd Wehn
Fühlt' ich mir's durch die Seele gehn:
Rufſt Du, mein Vaterland.

Dem Jahre 1860 mit der langwierigen Krankheit und ihren hartnäckigen Nachwehen gehört außer einer kleinern, erſichtlich raſch und ohne richtigen Anteil hingeworfenen Novelle die hiſtoriſche Erzählung „Das Schwerterbe" an, dem folgenden „Der rote Schiffer von Luzern" (ſpäter betitelt: „Aus ſchlimmen Tagen"). Es war dies abermals ein Griff in den Stoffſchatz der Helvetik, wie Frey, nach einer Meldung an Döſſekel, noch mehrere zu thun gedachte. (20. Febr. 1860.)

Übers Jahr (13. Febr. 1861) berichtete er dem Freunde: „Vorderhand ſchreibe ich eine novelliſtiſche Schnurrante, Leſefutter für das Unterhaltungsblatt; ſo bald ich damit zu Ende bin, werde ich eine verfiſizierte Erzählung machen, die Feindſchafts- und Verſöhnungsgeſchichte der Berner Schultheißen Steiger und Nägeli. Ich habe den Stoff ſchon lange in mir herumgeſchleppt und glaube, es könnte was Ordentliches daraus

werden, wenn rechter Sonnenſchein und Tau nicht fehlen.“ Daß ihm Umſtände und Stimmung niemals vergönnten, dieſen epiſch-lyriſchen Vorwurf von beſcheidenem Umfang zu geſtalten, nur im Behagen reiner Schaffensfreude, ohne Rückſicht auf Leſewelt und Gelderwerb — auch das bildet ein Merkmal ſeines verhetzten und vergrämten Daſeins.

Der Mangel eines Verkehrs mit produktiven oder ſolchen urteilenden Köpfen, von denen wirklich etwas zu lernen war, trug gleichfalls ſein Teil dazu bei, daß Frey, eine ſenſible und von dem vielen Leid leicht niedergedrückte Natur, die nötige Sammlung und Stimmung nicht immer zu finden vermochte. Seiner Fähigkeit, raſch zu entwerfen und auszuarbeiten, mußte einſichtige Anregung ganz beſondere wohlthätig ſein. Nun fehlte es ihm in Bern freilich nicht an gleichgeſinnten und zuthunlichen Gefährten; aber ſie ſtanden an künſtleriſcher Einſicht und an Können insgeſamt hinter ihm zurück. Da war J. C. Ott, da war Samuel Liechti, da war der heitere Arthur Bitter, da war Profeſſor Papſt, vor allen aber J. J. Romang, der Verfaſſer des ſchönen Gedichtes „D'r Frieſenwäg“, im großen ganzen der gehaltvollſte Schriftſteller jenes Kreiſes und der liebenswürdigſte Menſch. Alle dieſe und andere hatten ſich zu einer Vereinigung zuſammengethan, das „Hopfenkränzchen“ genannt. „Es befanden ſich darunter,“ erzählt J. J. Romang, „zu viel ‚zugewandte Orte‘, heitere Geſellen, ſodaß es dem ernſten Dr. Jakobus, wie Frey hieß, oft etwas zu laut hergehen mochte.“*

Schon von Aarau aus hatte er eine Anknüpfung mit Baſel gefunden und hernach eine neue angeſtrebt, als er gemerkt hatte, daß er in Bern nicht vor die rechte Schmiede gekommen war: 1856 veröffentlichte er in der Basler Zeitſchrift „Die

* Das Schweizerhaus 1878, S. 37.

Zukunft des Volkes" die kleine Novelle „Ein Opfertod" und, wie erwähnt, Ende 1857 im Feuilleton der „Basler Nachrichten" die geschichtliche Erzählung „Der Bärenschild". Die „Schweizerische Illustrierte Zeitung" aber, zu deren Leitung er nun im Sommer 1861 nach Basel zog, war aus jener „Zukunft des Volkes" hervorgegangen.

Er verließ die Berner Freunde ungern, und vielleicht noch schwerer fiel ihm der Abschied von dem Umgelände der schweizerischen Hauptstadt, namentlich von ihren schönen Wäldern. Er liebte es über Alles, wie Romang erzählt, mit einem oder zwei seiner vertrautesten Freunde die herrlichen Wälder in der Umgebung Berns zu begehen, im Schatten mächtiger Baumkronen Gedanken und Meinungen auszutauschen, die Schlösser Holligen, Reichenbach und Bremgarten zu besichtigen. Überhaupt hing er von früh auf mit einer Art von Leidenschaft am Wald, den in wilder Sturmnacht zu durchwandern sein Entzücken war. Seit er 1860 aus der Stadt Bern heraus und außerhalb der „Enge" in das sogenannte Fischergut gezogen war, fand er häufiger Gelegenheit zum Spazieren und Wandern. Freilich wurde ihm der nicht kleine Heimweg aus der Stadt an rauhen Herbst- und Winterabenden beschwerlich und seiner Gesundheit mehrfach gefährlich.

Damals, als er draußen vor der Stadt Bern wohnte, badete er häufig in der Aare, deren Fluten unweit seiner Behausung vorbeirauschten. Einmal hing es an einem Haar, daß er ertrank: er stieß in den trüben, hochgeschwollenen, schon von der Abenddämmerung überschatteten Wassern die Brust an einer frisch angeschwemmten Sandbank auf, sodaß er für einige Augenblicke den Atem verlor und sich nur mit Mühe der wilden Strömung erwehrte. Ein waghalsiges Stücklein war es auch, als er, zur Vermeidung des Umwegs über eine der untern Aarbrücken, in finsterer Nacht mit seinem

Freunde Samuel Liechti über die damals noch im Bau begriffene Eisenbahnbrücke kletterte, in schwindelnder Höhe über der Flut, wo jeder Sturz unfehlbar in den Tod führte.

Basel. „Schweizerische Illustrierte Zeitung“ und „Schweizerischer Volks-Novellist“.

1861—1865.

Am 1. Juli 1861 langte Frey mit den Seinen in Basel an. Es ereignete sich gleich im Anfang Verschiedenes, was, wie er sich ausdrückte, ihn nicht zu Atem kommen ließ. Infolge irgend einer Anstrengung zog sich seine Frau einen Unfall zu, sodaß er schon in den ersten Tagen dem Boden seiner neuen Heimat eine Kindesleiche übergeben mußte.

Die Arbeit drang mit solcher Fülle auf ihn ein, daß nur eine volle und ungestörte Kraft sie gänzlich hätte bewältigen können. „Trotz alledem,“ äußerte er sich gegen Dössekel, „blicke ich wirklich frisch und hoffnungsvoll in meine nächste Zukunft, d. h. ich bin nicht verzagt, und die Schiffe, die ich hinter mir verbrannt, haben mir noch kein Heimweh erweckt.“ (21. Juli 1861). Vor Allem freute ihn die Achtung, die der Verleger Krüsi dem Berufe eines Schriftstellers entgegenzubringen schien: „Sie weckt und erhält Arbeitslust. Hierin hat Gutknecht wahrhaft gesündigt an mir.“

Vor dreißig und vierzig Jahren, wie von Alters her, galt der Dichter und Schriftsteller in der Schweiz gewöhnlich nur das, was er als Beamter, als Rentier, was er überhaupt

ſonſt im bürgerlichen Leben war. Das entſprach den kleinen Verhältniſſen und ließ ſich allenthalben wahrnehmen, in Bern, in Baſel und ſelbſt in Zürich. Der politiſche Redaktor insbeſondere wurde damals wie irgend ein anderer Angeſtellter angeſehen und behandelt; der Prinzipal bezahlte ihn wie einen andern, wies ihm die Arbeit an und zeichnete daher mit ſeinem, nicht mit des Redaktors Namen: daß Frey an der „Berner Zeitung" und am „Schweizerboten" ohne ſeine Unterſchrift arbeitete, war alſo zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches.

Heute liegen die Dinge ein wenig anders, weil die Städte größer, Bildung und Wohlſtand allgemeiner und hauptſächlich, weil ein Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer vom Ausland in einer Weiſe geehrt wurden, daß ihre Landsleute notgedrungen endlich auch einſchwenken mußten und dann ſchließlich mit voller Kraft und Wärme wirklich einſchwenkten. Es beſtand eben der Satz zu Recht, daß, wie Gottfried Keller einmal bitter ſcherzte, in der Schweiz kein Dichter etwas galt, bevor er mit der großen Trompete über den Rhein hereingebracht wurde.

Frey, der ſich mit ſeinem hervorragenden Landsmann nicht vergleichen wollte, gebrach die Anerkennung deutſcher Seits nicht. Allein ſie wiederholte ſich nicht häufig genug, um Eindruck zu machen, ſie verdichtete ſich zu keiner äußern Ehrung und zu keinem greifbaren Erfolg. Und da ſich die Not hinzu geſellte, that es ihm wohl, daß endlich auch ein Verleger ſeinen Dichterberuf vollwertig anſchlug.

Wie es ſich nun damit verhielt, darüber gingen ihm binnen Kurzem die Augen auf. Durch Betriebſamkeit vom Geißbuben zum Druckereibeſitzer aufgeſtiegen, beſaß Kräſi weder hinreichend Bildung noch Einſicht, um in dem Schriftſteller etwas anderes zu ſehen, als einen Textlieferanten, den er mündlich und brieflich ungeberdig anließ, wenn er ſein Manuſkript nicht pünktlich oder, wie ihm ſcheinen wollte, nicht

von genügender Güte zur Stelle brachte. Das hätte ſich nun am Ende überwinden oder überſehen laſſen, da er im Grunde wohlwollend war, hätte es ihm nicht dermaßen an Mitteln gefehlt, daß er als Verleger eine üble Figur ſpielte. Auch hierin hatte ſich Frey eben getäuſcht und zwar gründlich. Denn obwohl ihm Krüſi, als es ſich um die Verlagsübernahme der „Waiſe von Holligen" handelte, bekannt hatte (14. Mai 1861), er verfüge nicht über Kapitalien und müſſe bei jedem neuen Unternehmen ſeine Kaſſe „beſonders in Beratung ziehen," hatte ſich Frey doch die Dinge etwas anders gedacht.

Dieſer Mangel an Mitteln, viel mehr als der an Einſicht und Bildung, wurden für die „Schweizeriſche Illuſtrierte Zeitung", für ihren Verleger und für Frey von verhängnisvoller Bedeutung.

Die „Schweizeriſche Illuſtrierte Zeitung" war ein Unterhaltungsblatt in groß Oktav, das in Wochennummern von je acht Seiten erſchien. Krüſi hatte ſie gegründet und bis zu Freys Eintreffen in Baſel auch redigiert, worüber er am 14. Mai 1861 ſich folgendermaßen vernehmen ließ: „Ich bin allerdings mit der Art und Weiſe der bisherigen Redaktion nicht einverſtanden und müßte Allerlei anders werden, wenn ich einmal eine eigene Redaktion angeſtellt habe, ſo aber beſorge ich das Ganze ſelbſt unter Benützung des Stoffes der geehrten Mitarbeiter, und wegen der beſchränkten Zeit, die mir hiezu bleibt, kann die Sache nicht ſo werden, wie ich es eben gern ſähe." Er warf Frey ein Wochenhonorar von achtzig Franken aus, womit der Text zu bezahlen war, gleichviel, ob er aus ſeiner oder aus der Feder der Mitarbeiter floß; immerhin waltete die Meinung vor, daß der Redaktor den Hauptteil zu liefern habe. Wollte dieſer von ſeinem Gehalte nicht allzuviel einbüßen, ſo mußte er ſich tüchtig ans Schreiben machen. Auch ſo blieb für Andere ſelbſtverſtändlich noch manches zu thun, denn eine Nummer verlangte durchſchnittlich neuntauſend Wörter.

Kaum in Basel angelangt, nahm Frey die schwere und mühsame Arbeit auf. „Ich hatte," berichtet er an Dössekel, „Alles zu schreiben, wo unter obwaltenden Umständen Eines zu viel gewesen wäre". In der Nummer vom 13. Juli stellte er sich den Lesern in einer „Vorbemerkung" vor, worin er über Ziel und Zweck der Zeitschrift und ihres Leiters u. A. folgendes sagte: „Verpflichtet halten wir uns, noch kurz anzudeuten, was wir *wollen*, und das besteht einfach in der möglichst ausgedehnten Verwirklichung der Idee, die schon der Gründung dieses Blattes vorgeschwebt, sowie sie demselben auch den Titel einer „*Schweizerischen* Illustrierten Zeitung" gegeben hat. Dieses Ziel werden wir zunächst dadurch zu erreichen suchen, daß die *leitenden* Erzählungen und Novellen unseres Blattes ihren Inhalt lediglich der Geschichte, den politischen und sozialen Zuständen unseres Vaterlandes entnehmen; wie andrerseits den Tageserscheinungen unseres nationalen Lebens, die sich zur künstlerischen Darstellung eignen, eine vorzugsweise Aufmerksamkeit geschenkt werden soll."

In der nämlichen Nummer begann er eine Erzählung aus der Geschichte Basels: „Die Tochter des Tuchherrn", geschickt auf den Effekt angelegt, aber unter hemmenden Umständen bruchstückweise so rasch produziert, daß von irgend einer Ausarbeitung und Vertiefung keine Rede sein konnte. Daneben stellte er sich noch mit einem Illustrationstext ein: „Der Brand von Glarus". Die Erzählung, von der jede Nummer mindestens zweihundert Zeilen bot, hielt vier Monate vor. Er schrieb bis zur Jahreswende, in ungefähr fünf und einem halben Monat, annähernd ein halbes Hundert Artikel, meistens zu Bildern, über die verschiedensten Gegenstände, wie sie die Illustrationen gerade verlangten, z. B. „Bad Pfäfers", „Bundesrat Furrer", „Das eidgenössische Schützenfest zu Stans", „Der erste schweizerische Bürgerkrieg", „Basels Anteil an dem Tag von St. Jakob", „Die Gefangenen von Greifensee", „Die Gem-

ſen", „Araucanien", „Alter des Tierſchutzes", „Bergſturz" u. ſ. w. Überdies lieferte er noch eine Jagdgeſchichte: „Der ausgezogene Schuß" und beſchrieb einen Herbſtausflug über den Rhein in einem größern Aufſatz: „Im Schwarzwald", den er mit einer Reihe treffender Beobachtungen und mit einer eingelegten Erzählung ausſtattete. Auch druckte er aus dem Unterhaltungsblatt zwei ſeiner frühern Schöpfungen ab: „Klein Gottfried" und „General Maſſena und die Freiämter Deputierten", die zweite allerdings mit einer Kürzung des Titels.

Mühſal und Handwerkslaſt blieben immer die gleichen; Beſchaffenheit und Anforderung ſeiner Stellung gewährten keine Ruhe; vielmehr gedieh 1862 die Frohn und Schreibeſklaverei erſt recht zur Blüte, da es ſich darum handelte, dem Blatte womöglich raſch ein neues Gepräge aufzudrücken, d. h. ein anderes, als Krüſi ihm verliehen; das konnte nicht durch die Beiträge der Mitarbeiter, ſondern nur durch zahlreiche Produktionen der allzeit bereitſtehenden Schriftleitung erreicht werden. Frey ſchrieb für den Jahrgang 1862 der „Schweizeriſchen Illuſtrierten Zeitung" eine ſolche Menge Novelliſtiſches, daß von den zweiundfünfzig Nummern bloß vier ohne Erzählendes aus ſeiner Werkſtatt blieben. Den Reigen eröffnete „Der Reiter von Bremgarten", der durch achtundzwanzig Nummern ritt. Ein Seitenſtück zur „Waiſe von Holligen" und wie dieſe der Stoffkammer der Helvetik entnommen, erzielte dieſe Erzählung durch feſſelnde Handlung, durch eine Folge wirkſamer, zum Teil überraſchender Szenen und da ſie ein deutliches Bild der aufgeregten Zeit bot, einen entſchiedenen Eindruck auf ein weiteres Publikum, birgt auch ſo viele Keime von Tugenden in ſich, daß des Dichters langehin gehegter Wunſch nach einer Durcharbeitung und ſtrengern Faſſung wohl gerechtfertigt war. Es wäre freilich nicht wenig zu thun geweſen. Beweiſt doch ein längerer geſchichtlicher Exkurs in der zweiten Nummer des betreffenden Jahrganges der „Schweiz. Illuſtrierten Zeitung",

daß Frey nach dem allererſten Anfang für den Moment ſchlechterdings keine Fortſetzung wußte und darum ſich mit irgend einem Einfall behalf: ſo ſehr hing Alles am Augenblick, ſo wenig vollzog ſich die Ausführung nach einem vorher auch nur notdürftig feſtgeſtellten und annähernd deutlich umriſſenen Plane.

Den Umfang des durch eine ſolche Hetze verurſachten Schadens ermißt man am beſten aus den Vorzügen der Erzählung „Das erfüllte Verſprechen", die, neben allen andern Arbeiten Ende 1861 in einem Guß entſtanden, 1862 im „Neuen ſchweizeriſchen Unterhaltungsblatt", wohl als Abzahlung einer Schuld an Gutknecht, erſchien. Paul Heyſe, der ſie in ſeinen „Deutſchen Novellenſchatz"* aufnahm, urteilt darüber folgendermaßen: „Ich habe ein hiſtoriſches Lebensbild gewählt, in welchem ſich alle Vorzüge Freys am erfreulichſten entfalten: klares Durchbilden des Themas, Betonen des Hauptmotivs in echt novelliſtiſcher Schärfe und ein ſicherer Takt in der Löſung des ſittlichen Problems. Nach dieſer Seite iſt die vorliegende Erzählung wahrhaft muſtergiltig. Niemand wird ſich dem erſchütternden Eindruck der tragiſchen Gerechtigkeit entziehen, die hier, im Einklang mit dem Gewiſſen des Helden, in überraſchender Weiſe geübt wird, während wiederum die Miſchung von Kühnheit und Selbſtſucht in der Schuld des Unglücklichen ſeiner Geſtalt unſer volles Intereſſe ſichert Auch die Darſtellung, die in der erſten Hälfte hie und da an Überſchwänglichkeiten leidet, erhebt ſich mehr und mehr zu charakteriſtiſcher Einfachheit und dichteriſcher Gewalt."

Die beiden andern Erzählungen im Jahrgang 1862 der „Schweizeriſchen Illuſtrierten Zeitung", „Eine gemiſchte Ehe" und die zu einem Bilde zurechtgerückte „Das verlorene Kind",

* Deutſcher Novellenſchatz, herausgegeben von P. Heyſe, 4. Serie, 5. Band (d. ganzen Reihe 23. Band).

halten, namentlich die letztere, nach Erfindung und Gestaltung einen Vergleich mit dem „Reiter von Bremgarten“ nicht aus, wie sich denn wohl auch bei sorgfältigerer Ausarbeitung aus den Motiven kaum mehr herausschlagen ließ. Eine vierte dagegen, ohne des Verfassers Namen gedruckt, „Eine Traumgeschichte“, möchte wohl durch Vertiefung der historischen und psychologischen Momente beträchtlich an Reiz gewonnen haben.

Außer den Erzählungen lieferte Frey dem Blatte noch annähernd ein halbes Hundert meist als Bildererläuterungen geschriebene Aufsätze, wesentlich historischen und biographischen Inhalts. Obgleich diese von vornherein keinen Wert beanspruchten und die Novellen oft wider besseres Können und bessere Einsicht zu Papier gebracht werden mußten, so darf man sich doch Alles in Allem über die Fülle und Beschaffenheit der von Frey im Laufe eines Jahres gelieferten Arbeiten wundern, wenn man bedenkt, daß er während desselben schwer krank lag und sich lange Zeit nicht erholte. In der Jahresmitte befiel ihn nämlich eine heftige Brustfellentzündung, die ihn hart ans Äußerste brachte, sodaß seine verzweifelte Frau schon seinen sichern Verlust voraussah und entsetzt an die Zukunft der gänzlich unversorgten Kinder dachte, von denen das älteste erst sieben, das jüngste erst drei Jahre zählte. Nach zehnwöchentlichem Krankenlager begab sich der Genesende ins solothurnische Bad Lostorf, hoffend, daß ihm die stille Waldeinsamkeit mehr als das Badwasser helfen würde. Doch kaum acht Tage später mußte er wieder heim, um die inzwischen gleichfalls erkrankte Frau nach Baden zur Kur zu schicken; und als ob der Würgengel über dem Hause schwebte, wurden auch die sonst gesunden Kinder von Krankheit betroffen. Im Februar 1863 klagte er Dössekel, er habe noch keine recht gesunde, deshalb auch noch keine recht erquickende Stunde gehabt. „Es fehlt mir hier

der Wald, ohne den ich nicht gesund werden, nicht gedeihen kann."

Er durfte damals um so leichter einen Ortswechsel ins Auge fassen, als ihn nichts mehr in Basel hielt: seit Wochen, seit der Jahreswende, war er nicht mehr Redaktor der „Schweiz. Illustrierten Zeitung". Am 28. Oktober 1862 hatte er von Krüsi nachstehende Zeilen erhalten: „Herr Dr. Frey! Verschiedene Umstände veranlassen mich, Ihnen erklären zu müssen, daß ich von Neujahr an die Redaktion der „Illustrierten Zeitung" wieder an mich ziehen werde und Sie deshalb Ihrer Verpflichtungen von da an entbunden sind. — Der Kostenpunkt ist mir ein zu bedeutender gegenüber Ihrer Thätigkeit, als daß ich die Sache auf diesem Fuße länger fortführen kann. Die Herstellungsweise ist eine so teure, daß ich nicht imstande bin, die Kosten zu erschwingen. Ihrerseits ist das Honorar von achtzig Franken per Woche für zirka sechs Seiten Text, der häufig nicht original ist, ein so enorm hohes, daß meine Kasse es nicht mehr länger aushalten kann. Auch ist der Inhalt der Zeitung so einförmig und eintönig gehalten, daß ich täglich Unzufriedenheit seitens der Abonnenten vernehmen muß. Bei Übernahme der Redaktion haben Sie mir von einer Menge von Punkten gesprochen, die Sie im Blatte fleißig beachten wollen; haben alle emporragenden Größen zu Ihrer Verfügung, währenddem manche ersterer Punkte unbeachtet blieben und von letztern keine Zeile während anderthalb Jahren floß. Sie werden daher meine Erklärung nicht unbillig finden. — Inzwischen zeichne ergebenst Ch. Krüsi. P. S. Ich halte mir verschiedene Mitarbeiter und honoriere einen Jeden nach seinen Leistungen, wobei Sie natürlicherweise gerne mitgenommen werden. Der Obige."

Das war der Verleger mit der Achtung vor dem Schriftstellerberuf!

In dieſer Epiſtel iſt Alles ſäuberlich am Schnürchen aufgereiht: die finanzielle Ohnmacht des Mannes, ſeine in ungerechtfertigten Vorwürfen ſich ergehende, übrigens hier ſehr maßvolle Grobheit und ſeine Beſchränktheit. Die Vorwürfe waren grundlos, weil das Blatt wirklich nicht an langweiliger Einförmigkeit litt, ganz abgeſehen davon, daß, da Krüſi die Holzſchnitte ſelbſt auslas, der Text ſich dieſen anbequemen mußte. Auch war es vom Verleger ein törichtes Thun, nach den Beiträgen namhafter Autoren zu ſchreien, im nämlichen Atemzug, wo er zugab, nicht einmal den Hungerlohn von achtzig Franken Text für die aus ſechs (mit den Bildern acht) Seiten Großquart beſtehende Wochennummer bezahlen zu können; denn es war ein Hungerlohn, weil Frey daraus eine Menge fremder Beiträge mitzubeſtreiten hatte, da er unmöglich eine Nummer nach der andern allein zu füllen imſtande war. Auch meinte Krüſi nun ſo viel gelernt und abgeguckt und die Sache ſo weit im Blei zu haben, um das in die Höhe gegangene Blatt ohne Frey leiten zu können, der in ſeiner vertrauenden Gutmütigkeit ſich im Vertrag ſo wenig vorgeſehen hatte, daß ihm der Stuhl auf bedenklich kurze Friſt vor die Thüre geſetzt werden konnte.

Es hat den Anſchein, als ob Frey ſich bei den wenigen ſchweizeriſchen Autoren von Namen vergeblich um Beiträge bemühte. Übrigens würde ſelbſt bei fetteren Honoraren ein einigermaßen bekannter Schriftſteller mit einer Einſendung für die „Schweiz. Illuſtrierte Zeitung" gezaudert haben. Schon das Ausſehen des Blattes ſchreckte leicht ab. Die Holzſchnitte, wenigſtens der erſten Jahrgänge (1859—1861), ſahen teilweiſe wahrhaft vorſündflutlich aus, waren auch ſo hinterwäldleriſch gedruckt, daß es mitunter Mühe koſtete zu erkennen, was ſie eigentlich darſtellten. Entſcheidend jedoch für einen guten Schriftſteller fiel wohl die urſprünglich bloß auf die untern Schichten berechnete Haltung der Zeitſchrift in die Wagſchale: der Leſerkreis rekrutierte

sich vorwiegend aus Leuten, die ohne langes Besinnen zum nächsten besten, d. h. zum elendesten ausländischen Kolportageblatt übergingen, wenn ihnen gerade ein solches ins Haus flog. Hier hätten nur langjährige, zielbewußte Arbeit und ausgiebige Geldopfer Wandel schaffen können. Aber dazu war Krüsi nicht der Mann: er wollte unverzüglich erkleckliche Einnahmen haben, und als ihm, was völlig unmöglich war, der Name seines Redaktors das goldne Wunder nicht sofort herbeizauberte, so gab er ihm einfach den Abschied.

Aber damit kamen die Beiden von einander nicht los, denn sie brauchten sich nach wie vor, vertrugen sich auch wieder, da bei Krüsi gewöhnlich nicht so heiß gegessen wie angerichtet wurde. Er führte die „Schweiz. Illustr. Zeitung" unter dem Titel „Der Schweiz. Volksnovellist" fort, nachdem er schon zwei Jahre einen Teil der Auflage unter dieser Flagge hatte segeln lassen. Landauf, landab trieb er keinen Zweiten auf, der in Freys Art als vielgewandter Nothelfer heute einen Holzschnitt mit leichtem Novellengewebe umspann, morgen einen andern aus dem Stegreif erläuterte, übermorgen für einen dritten nach rasch aufgestöberter Vorlage eine Begleiterklärung zusammenschneiderte.

Der Dichter, einer gewissen Einnahme bei Krüsi vertrauend, freute sich seiner Freiheit oder vielleicht täuschte er sich auch nur ein fröhliches Gefühl vor, indem er sich vor dem zweideutigen Antlitz der neuen Lage Mut zusprach. „Ich will," schrieb er an Dössekel (13. Febr. 1863), „einmal vollkommen auf freien Füßen stehen, zumal dies auch in ökonomischer Beziehung keinen Nachteil bringen kann, vielmehr eher umgekehrt; aber es steckt eben in uns immer noch ein merkwürdig Stück philiströsen Sauerteiges; wir meinen stets eine Art „sicherer Stellung" haben zu müssen, als ob für uns eine andere Sicherheit zu finden wäre, als die, welche eben die Arbeit gewährt." Er fügte hinzu, er dürfe nicht länger seine Zeit verschleudern.

Und doch mußte er ſie wieder verſchleudern und ſeine Kraft für das karge Brot drangeben.

Die mißliche Plackerei, die von Krüſi ausgeſuchten Cliches mit Texten zu begleiten, nahm ihren Fortgang, und nun ſollten noch mehr erzählende Beiträge als bisher zu Bildern geliefert werden. Frey trat im Jahrgang 1863 des „Schweiz. Volksnovelliſten" mit nicht weniger als ſieben, im folgenden mit vier größern oder kleinern Erzählungen hervor.

Man blickt in das müde und erſchöpfte Antlitz des Dichters, der mehr konſtruiert als erfindet, der ſich mit ſchwindendem Behagen, mit wachſender Unluſt an den Hörer wendet. Er, der früher ein Meiſter der Kürze war, liebt es jetzt mitunter, das pſychologiſche Problem im Eingang der Erzählung zu erörtern oder durch irgend welche Figuren erörtern zu laſſen und zuweilen ſelbſt den Gang der Handlung durch ſolche Deliberationen zu unterbrechen. Stellenweiſe neigt er faſt einer breiten Realiſtik zu, ohne die beabſichtigte Wirkung geſteigerter Kraft und Deutlichkeit in beträchtlichem Grade zu erreichen; man weiß nicht recht, entſpringt dieſe Breite, wie wohl die betrachtenden Exkurſe auch, dem Wunſche nach mehr Honorar oder einem neuen künſtleriſchen Bedürfnis; vielleicht verweilte er auch nur bei dieſen Schilderungen, weil er noch nicht wußte, wie er das Motiv weiterführen ſollte. Da und dort miſcht ſich ein bitterer Ton ein, eine gereizte Teilnahme für die Armen und Verſtoßenen, ſeltſam abſtechend gegen die unmittelbare Wärme der Darſtellung, womit er früher ohne viele Worte den Weg zum Herzen fand.

Aber der ärgſte Fluch dieſer literariſchen Knechtſchaft beſtand in der Notlage, mehr als ein gutes Motiv, das der Dichter jahrelang im Buſen getragen und auf eine günſtige Stunde verſpart hatte, wie einen unreifen Apfel vorzeitig vom Baume der Poeſie herunterſchlagen zu müſſen. Das trifft namentlich bei der Erzählung „Die Spotthochzeit" zu.

Mochte ihn die Hoffnung auf beſſere Zeiten und der Gedanke tröſten, daß im „Schweiz. Volksnovelliſten“, der den berufenen Literaturleuten kaum unter die Augen kam, manches Minderwertige durchſchlüpfen dürfe, ſo mußte er jedenfalls zugleich gewahren, wie übel ſich ſein Verhältnis zur Leſewelt des Heimatlandes geſtaltet hatte. Indem er ſich vom „Neuen ſchweizeriſchen Unterhaltungsblatt“ wegbegab, entſchwand er dem Blicke der beſſern Stände und tauchte im Bereiche jenes untern Lagers auf, vor dem literariſche und künſtleriſche Wirkungen zwar nicht ſpurlos, aber raſch vergehen wie Spreu vor dem Winde, das weder Zeit, noch Mittel, weder Neigung, noch Bildung hat, für die Kunſt und ihre Träger das Geringſte zu thun, deſſen Beifall daher für den Dichter auch von keinem materiellen Belang iſt. Jetzt ſchrieb er für den Teil ſeines Volkes, dem er Helfer zu werden einſt geträumt; allein die erhoffte Wirkung blieb aus, er ſelbſt kam auf keinen grünen Zweig, und ſeine Kunſt nahm Schaden.

Unter den Leſern der „Schweizeriſchen Illuſtr. Zeitung“ waren die Bücherkäufer natürlich ſehr dünn geſäet. Das verſpürte Frey beim Abſatze ſeiner damals geſammelt erſcheinenden Erzählungen, wenigſtens in der erſten Zeit nach ihrer Herausgabe. 1863 trat die von Krüſi ſchon zwei Jahre vorher zum Verlag übernommene „Waiſe von Holligen“ in Buchform vor die Leſewelt, leider hinſichtlich Papier und Druck ſo mittelmäßig ausſtaffiert, daß der Dichter bedauerte, ſeinem Freunde Döſſekel gerade dieſes Werk und nicht die gleichfalls 1863 herausgekommenen „Schweizerbilder“ gewidmet zu haben, die in zwei vom Verleger Sauerländer in Aarau hübſch ausgeſtatteten Bänden das Beſte boten, was er im letzten halben Dezennium geſchaffen hatte.

Mit der heimiſchen Kritik machte Frey diesmal nicht allenthalben die angenehmſten Erfahrungen, indem ſich gegenüber ſeinen neuen Publikationen wiederum die Thatſache beſtätigte,

daß in unſern ziemlich kleinen Verhältniſſen, wo Kunſtdinge ſo leicht dem Zufall anheim gegeben ſind, wo kein Maßſtab vor Aller Augen ſichtbar da liegt und keine geſchloſſene Geſellſchaft von Gebildeten dem Kritiker auf die Finger klopft, zuweilen der nächſte beſte, wenn auch vielleicht wohlmeinende Unverſtand juſt in den erſten Blättern zu Gericht ſitzt. Das kommt freilich alle Tage auch in größern Centren vor, findet aber durch die Haltung kunſtliebender Kreiſe raſcher eine Korrektur. Er ſchrieb am 17. Dezember 1863 an Döſſekel: „Es machte mir nicht bloß Spaß, ſondern es ärgerte mich auch gelegentlich, da ſich mir die Wahrnehmung aufdrang, auf welcher Stufe ſich die Kritik bei uns in der Schweiz noch befindet. Es iſt da ein geſpreiztes Gebahren, das offenbar noch nicht weiß, wo es hinaus will. So ventilieren z. B. die zwei durch die Bildung ihrer Redaktionen ſonſt vorweg berufenen Blätter, die „Schweiz“ und der „Bund“, ſtatt in medias res zu gehen, zwei allgemeine oder lieber zwei puerile Fragen, ohne natürlich zu einer Entſcheidung zu kommen. Herr X . .* nörgelt die abgeſchmackte Schulmeiſterfrage über die Berechtigung der geſchichtlichen Erzählung auf und bedenkt nicht, daß die Bezirksſchulbänke für uns längſt abgerutſcht ſind, und G . . hat im „Bund“ dieſer Tage den alten Kohl von unberechtigter Nationalliteratur wieder aufgewärmt.“

Unter den ſchweizeriſchen Rezenſenten, die ſich in Sachen vernehmen ließen, war es eigentlich nur Friedrich von Tſchudi, der den Wert von Freys Dichtungen erkannte. Mit warmem Lob herausrückend, ſagte er unter Anderm:** „. . . Dagegen liefert der Verfaſſer wahrhafte Meiſterwerke, wo er, im wirk-

* Vergleiche auch „Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde“ von Ludwig Tobler. Herausgegeben von J. Bächtold und A. Bachmann. 1897, S. 309.

** „St. Galler Blätter“, 1864, Nr. 50 der lit. Mitteilungen.

lichen Hochgebirgsleben ſtehend, die vorhandenen ſozialen Verhältniſſe zur Grundlage nimmt, die Naturereigniſſe als Staffage und ihre Wechſelwirkungen mit dem Menſchenleben als Ausgangspunkt ſeiner „Erzählungen aus der Heimat“ benutzt. Hier iſt er in ſeiner Heimat durch und durch, hier iſt er auch im engbegrenzten Bilde großartig, hier kennt er Menſchenart und Menſchenherzen ganz, hier entfaltet ſich die Seelenzeichnung zu bewundernswerter Kraft, hier gewinnt ſelbſt der Stil eine tadelloſe Vollendung. Mehr romantiſchen Tones tritt mit dieſen großen Vorzügen „Das Schwerterbe“ auf; pſychologiſch iſt „Das Vaterhaus“ ein Kabinetsſtück; doch das vollendetſte: „Der Alpenwald“. Mit dieſer Dorfgeſchichte — um den nicht ganz zutreffenden Namen des literariſchen Genres zu gebrauchen — ſteht Jakob Frey auf vollkommen gleicher Höhe mit den gefeiertſten Koryphäen dieſer Richtung.“

Obgleich ſie mit dem Lobe zurückhaltender waren, lauteten die ausländiſchen, d. h. deutſchen Urteile günſtig genug, rührten auch von Leuten her, deren Wort eher in die Wage fiel als das der ſchweizeriſchen Kritiker: Edmund Höfer ließ ſich in den „Hausblättern“, Robert Prutz im „Deutſchen Muſeum“ vernehmen.

Als der Dichter ſah, wie dieſer letztere und Tſchudi trotz aller Anerkennung in Einzelnem doch haarſcharf auseinander gingen, wurde er völlig inne, was früher oder ſpäter jeder Schaffende erkennt, daß man weder durch Lob noch Tadel der Kritik in ſeinen Schöpfungen weſentlich gefördert wird.

Übrigens war er ſelbſt ſein ſtrengſter und einſichtigſter Richter. Es hatte ihm zur Genugthuung gereicht, wie die „Waiſe von Holligen“, trotz des ſtückweiſen Erſcheinens im „Schweizeriſchen Unterhaltungsblatt“, von deutſchen Blättern nachgedruckt und ſogar „ins Däniſche verarbeitet“ worden war; jetzt, da ſich der Beifall erneute, empfand er weniger Freude an dieſem als ein Bedauern darüber, die Feile nicht an das Werk gelegt

zu haben, „das unter zu bedenklichen Umſtänden entſtand, als daß es dieſer Feile oder vielmehr einer teilweiſen Umarbeitung nicht ſehr bedürftig geweſen wäre.“ Und er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Bedenken in einem kurzen Nachwort teilweiſe niederzulegen, obwohl er gerade für dieſe ſeine Schöpfung eine gewiſſe Vorliebe empfand. Bei der Überſendung der „Schweizerbilder“ an Döſſekel ſchrieb er, drei oder vier Stücke halte er für gut; „die andern mögen zuſehen, wie ſie ſich als Zeugen menſchlicher Schwachheit und Kinder ſchweizeriſcher Schriftſtellerverhältniſſe vor der größern Öffentlichkeit, die ein Buch gegenüber einer Zeitſchrift in Anſpruch nimmt, verantworten und durchſchlagen können.“

Wieder trat ihm der Gedanke nahe, die Schweiz zu verlaſſen und ſein Heil in Deutſchland zu ſuchen. Der Mangel an Verſtändnis, den die heimiſche Kritik vor ſeinen neuen Publikationen bewieſen, und ihre Ohnmacht hatten ihn einigermaßen angewidert und ihm einen unerfreulichen Ausblick in die Zukunft eröffnet. Und den erneuten, auf die Gründung eines literariſchen Vereins dieſer oder jener Art abzielenden Beſtrebungen, deren Vorkämpfer er vor wenigen Jahren noch geweſen war, ſtand er nun ziemlich nüchtern gegenüber. „Mir iſt der Gedanke gekommen,“ ſchrieb er an Döſſekel (18. I. 65), „ob man nicht die Frage des Anſchluſſes an die deutſchen Schillervereine aufwerfen ſollte. Einmal wäre dadurch das ſonſt nicht leicht findbare Mittel gewonnen, ſich die bekannten „druckſüchtigen Dorfteufel“ vom Halſe zu halten, und zweitens wäre man in eine organiſierte Genoſſenſchaft eingetreten, die auf ſehr ſolider materieller Baſis ruht. Ganz gewiß hat die deutſche Schweiz zur Beſchaffung dieſer Baſis durch ihre Teilnahme an der Schillerlotterie verhältnismäßig ſo viel beigetragen, als irgend ein anderes deutſches Land; aber wer denkt nun daran, daß der ſchweizeriſche Schriftſteller an jenen Fond ein ebenſo gutes Anrecht hätte, als der Schwabe, Sachſe,

Pommer u. ſ. w.? Der nationale Einwand, der gegen meine Idee jedenfalls als Hauptwaffe erhoben werden wird, kann mich nicht beirren; denn wie gerne und entſchieden wir auch politiſch ein „einig Volk“ bleiben wollen — in der Literatur wird der Deutſchſchweizer in der deutſchen, der franzöſiſche in der franzöſiſchen Literargeſchichte ſeinen Platz finden, weil hier weder Stoffe noch Tendenzen, ſondern einzig die Sprache entſcheidet, trennt und vereinigt. Überlege Dir die Sache doch des Genauern; ich glaube, daß ſie es wert iſt. Es handelt ſich nicht bloß um die teilweiſe bedeutenden Unterſtützungen, welche dauernd oder vorübergehend den deutſchen Schriftſtellern oder ihren Angehörigen zufallen, ſondern vor Allem auch um die Förderung, welche unſeren ſonſt ziemlich iſolierten Beſtrebungen durch einen ſolchen Verband zu Teil werden müßte.“

Mehrfaches Anſinnen, das ihn an der Führung irgend einer Zeitſchrift oder dergleichen beteiligen wollte, lehnte er ab, voll Verlangen, die von den Ketten der Lohnarbeit wundgeriebenen Arme wieder einmal frei empor zu heben und zu würdigeren Werken zu brauchen, deren Stoffe er ſich ſchon zurechtgelegt hatte. Eine dieſer geplanten Erzählungen ſollte in den Urner Seitenthälern ſpielen, wohin er Döſſekel, um das Lokal zu ſtudieren, einen gemeinſamen Ausflug vorſchlug. Möglicherweiſe handelte es ſich um die 1864 im „Neuen ſchweizeriſchen Unterhaltungsblatt“ erſchienene Novelle „Verbrecher in Gedanken“, als deren Szene er dann den Bündner Boden wählte, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil aus dem in Ausſicht genommenen Urner Reiſchen nichts wurde. Mangel und Verſtimmung mochten ihn davon abgehalten haben wie von der Ausführung anderer größerer poetiſcher Entwürfe.

Er ſehnte ſich von Baſel weg, das außerhalb der Mauern keinen Wald und innerhalb derſelben kaum ein literariſches Leben beſaß, außer ein rein wiſſenſchaftliches. Es zog ihn wieder mächtig nach der Einſamkeit. Er richtete ſeine Blicke nach der

bei Teufenthal im Kanton Aargau gelegenen und zu einer Wohnung zurechtgemachten Schloßruine Troſtburg, an welcher er als Schüler und auch ſpäter noch ſo manches Mal vorübergewandert war. Dabei wirkte die Erwägung mit, daß von dieſer Geiſterburg aus, wie er ſie nannte, Freund Düſſekel drüben in Seon in einer Stunde zu erreichen war und daß nach einem gehörigen Gedankenaustauſch der Heimweg durch Wald und Feld ein Segen wäre. Freilich verhehlte er ſich nicht, wie ſehr der Ausführung eines ſolchen Wunſches die ſtofflichen Bedürfniſſe eines Literatenlebens entgegenſtanden, die wenigſtens die Nähe einer Stadt erforderten.

Bern. „Die Schweiz".

1863—1868.

Doch es fügte ſich, daß er weder auf die Troſtburg gelangte, deren Saßen einer einſt ein Minneſänger war,* noch in irgend eine andere ländliche Abgeſchiedenheit. Sondern er kam abermals nach Bern und zwar als Redaktor jener „Schweiz", die er vier Jahre früher links hatte liegen laſſen, um ſich an Krüſi und ſeine „Illuſtrierte Zeitung" zu halten. Not und ewige Geldverlegenheiten ſteckten ihm ein Licht darüber auf, daß er als ſogenannter freier Schriftſteller womöglich noch mehr Handwerksarbeit verrichten müſſe, als auf einer halbwegs anſtändigen Redaktionsſtube; und ſo war denn der Entſchluß in ihm

---

* Wogegen allerdings das Wappen in der Heidelberger Handſchrift ſpricht. Vergl. K. Bartſch, „Die Schweizer Minneſänger", CLIX.

gereift, ſich wieder nach etwas Derartigem umzuſehen. Wie ſchon Jahre zuvor erſtrebte er die Gründung einer neuen Zeitſchrift, wo er nicht für die Sünden ſeiner ſchriftleitenden Vorgänger Buße zu thun und zu leiden gezwungen wäre. Allein die bezüglichen Unterhandlungen, ſo nahe ſie mehrfach dem Abſchluß ſchienen, führten zu keinem Ergebnis. Während er noch eine endgültige Antwort erwartete, öffnete ſich ein neuer Ausblick, indem Haller, der Berner Verleger, ſich mit der Aufforderung nahte, die Redaktion der „Schweiz" zu übernehmen, die ſich ſeit 1861 in ſeinem Beſitze befand. Frey verhielt ſich ablehnend; denn ein Journaliſt, ein Maler und ein Gymnaſiallehrer hatten, nach einander und zum Teil neben einander, aber jeder ohne einen Begriff von den Bedürfniſſen eines Unterhaltungsblattes, die „Schweiz" mit ſo wenig Glück redigiert, daß an ihr Aufkommen kaum mehr zu denken war. Von einer Fahrt nach Bern, wohin ſich der Dichter begeben, um, da Haller nicht locker ließ, die Dinge in Augenſchein zu nehmen, kehrte er in keiner roſenfarbenen Stimmung zurück, weil die Maſſe des untauglichen, von frühern Redaktoren angenommenen Materials ſeine ſchlimmſten Erwartungen übertraf.

Schließlich biß er doch in den ſauren Apfel, nachdem ſich die Hoffnung auf das Zuſtandekommen eines neuen Organs völlig verflüchtigt hatte und er ſich der Erwägung nicht verſchließen konnte, daß ihn die Leitung eines ſolchen an der Ausführung größerer Dichtungen hindern müßte, weil es während der erſten Jahre, bis es gehörig im Gange wäre, alle Arbeitskraft aufzehren würde Bei einem Monatsgehalt von 150 Franken ſollte er der „Schweiz" die Bildertexte liefern und aus ſeiner Feder jährlich 6—8 Druckbogen Erzählungen beibringen, den Bogen um ein Honorar von achtzig Franken.

Vertragsgemäß gedachte er auf den 1. März 1865, denn mit dieſem Tage begannen ſeine Pflichten, nach Bern überzu-

ſiedeln, kam aber erſt im Juli hin, durch mehrwöchentliche Krankheit, die ihn auch im vorhergehenden Jahre heimgeſucht hatte, gelähmt und hintangehalten.

Sobald er Haller zugeſagt, ſah er ſich nach Hilfe um und klopfte bei Gottfried Keller,* bei Alfred Hartmann, Karl Morel, Friedrich von Tſchudi u. A. an, worauf neben Glückwünſchen für gutes Gelingen auch Zuſagen einliefen, wohl auch Anſpielungen auf die Schwierigkeit des Unterfangens. Jene Verſprechen, ſich gelegentlich mit Beiträgen einzuſtellen, halfen freilich vorläufig nicht viel oder nichts und änderten nichts an dem betrüblichen Umſtande, daß er an tauglichem Manuſkript ſo arm war wie eine Kirchenmaus.

Im großen Ganzen lagen die Sachen nicht ſchlimmer als ein halbes Dezennium vorher bei der „Schweizeriſchen Illuſtrierten Zeitung"; allein er hatte jene friſche Hoffnung, jenes gläubige Vertrauen eingebüßt, das ihm damals wohlthätig eine Binde um die Augen gelegt hatte. Er ſah nichts vor ſich als eine Kette nutzloſer Mühen und fruchtloſer Anſtrengungen, und er fühlte es: ſeine Kräfte waren die alten nicht mehr. Wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in Bern machte er ſeiner bittern Stimmung in einem an Döſſekel gerichteten Briefe Luft: „Hätte ich meine kleine Habe in den erſten Wochen meiner Herkunft auf den Rücken packen können,

* Dieſer ſchrieb: „Geehrteſter Herr und Freund! Ich habe auf Ihren freundlichen Wunſch meine Abſchnitzelmappe durchſucht, finde aber ſchlechterdings nichts, als beiliegende „Trochäen", aus den 50er Jahren, die ſich allenfalls drucken ließen, während der Inhalt für gegenwärtige Zeitläufte und Lebensalter wiederum unpaſſend iſt. Wenn Sie inzwiſchen etwas Anderes an Verſen aufgetrieben haben, ſo bitte ich die Beilage wegzulegen, ich werde Ihnen dafür lieber etwas Schweizeriſches für eines der künftigen Hefte zu liefern trachten. Wie geht es nun mit dem letzten Verſuch der „Schweiz"? Freundſchaftlich grüßend Ihr Gottfried Keller." (Das Gedicht nannte Keller ſpäter „Untergehende Liebe".)

wie die Schnecke ihr Haus, so wäre ich sicherlich um eine Station weiter gezogen oder dahin zurückgekehrt, von wannen ich gekommen war. Das Einzige, was mir bis jetzt wenigstens an Bern das Wünschenswerte und Erfrischende ist, sind die gesunde Luft und der Wald; auf den weitaus größten Teil meiner ehemaligen Bekannten gebe ich — Gott sei es geklagt — blutwenig mehr. Entweder habe ich mich in vier Jahren mächtig geändert, oder diese Leute sind — na, ich will noch abwarten." (19. August 1865.)

Erlahmten auch die meisten seiner redaktionellen Besserungsversuche vor den Wällen der durch die frühern Schriftleitungen aufgehamsterten Makulatur in gebundener und ungebundener Rede, so setzte er doch Alles dran, dem Blatte vom eignen Fleisch und Blut neues Leben zuzuführen. Noch in Basel begann er für dasselbe eine größere Erzählung, „Die Tochter vom Oberbühl", feiner und eigener erfunden und sorgfältiger durchgeführt, als die Beiträge für die „Schw. Illustr. Zeitung"; sie ist völlig ausgeglichen in allen Teilen, originell und doch von feiner Diskretion, reich und einfach zugleich und von einer milden Heiterkeit überglänzt, sodaß sie an eine Bilderfolge von E. Ludwig Richter erinnert. Darauf folgte „Im Lande der Freiheit", worin er das Motiv der in Krüsis Blatt erschienenen Novelle „Zwei Verlobte" wieder aufgriff und so meisterlich vertiefte, bereicherte und durchbildete, daß er wohl mit Recht diese Leistung neben seinen „Alpenwald" stellte.

Die Geschicke der „Schweiz" erfüllten sich rascher, als er in den trübsten Stunden befürchtet hatte. Obgleich er bald nach der Ankunft in Bern gewahrte, daß Haller lange nicht die vermuteten Mittel besaß, tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß dessen begüterter Vater, gleichfalls Buchhändler und Verleger, immer noch als Hilfe hinter dem Sohne stehe. Aber Ende 1865 ließ dieser die „Schweiz" eingehen, d. h. er gab ihr den Namen „Alpenrosen" und wandelte nun ganz

die nämlichen Wege wie Krüſi: er zog die Schriftleitung an ſich, um den Redaktionsgehalt zu ſparen; und da unter Freys Führung der erhoffte Aufſchwung nicht ſofort eingetreten war, glaubte er das Blatt aus eigenen Kräften betreiben zu können; darin täuſchte er ſich gründlich, und ſeine „Alpenroſen" dorrten raſch ab.

Das dünne Tau war zerriſſen, das den Dichter im Hafen hielt, und er trieb plötzlich wieder auf dem Meer der Not. Dieſe Wandlung der Dinge raubte ihm nicht nur das zwar ſehr beſcheidene, aber ſichere Redaktionshonorar, ſondern auch den Geldertrag für die Erzählungen, mit denen er ziemlich beſtimmt den Bedarf der Zeitſchrift zu decken gehofft hatte. Jetzt hieß es, auf den künſtleriſchen Ausbau dichteriſcher Pläne verzichten und wieder würdeloſe Frohnarbeit verrichten.

An ſolcher fehlte es nicht. Frey hatte ſich noch im Jahre 1865, als er bereits die Redaktion der „Schweiz" zugeſagt, eine ſchwere Laſt aufgehalst, indem er ſich verpflichtete, den Text für das große Prachtwerk „Das Schweizerland in Bild und Wort" zu ſchreiben; Berlepſch hatte es gegründet, Krüſi verlegte es, Karl Morel führte es bis zur 21. Lieferung, Frey bis zum Schluß. Ferner meldete ſich Krüſi jeden Augenblick mit allen möglichen Anliegen für den „Volksnoveliſt". Daneben erhoben trotz allem Vorhergegangenen die „Alpenroſen" Anſprüche; aber Frey bedachte ſie nur mit Wenigem und dies nur notgedrungen. Er ſah den Tag kommen, wo auch dieſe Herrlichkeit zuſammenbrach. Überdies fühlte er kaum das Bedürfnis, das Unternehmen eines Mannes zu fördern, der ihn nach drei Vierteljahren aus einer Stellung entfernte, zu deren Übernahme er ihn zu einer Zeit bewogen, wo er ungefähr wiſſen mußte, in welchen Schuhen er ſtak, und der zudem damals (1. Dez. 1864) geſchrieben hatte: „Sie thun beſſer, wenn Sie ſich an ein bereits beſtehendes Unternehmen anſchließen, als wenn ſie ein neues Blatt gründen,

deſſen Chancen bei der enormen Konkurrenz doch immerhin etwas zweifelhaft wären, ganz abgeſehen davon, daß mich der Selbſterhaltungstrieb natürlich auch zu einem hartnäckigſten Konkurrenten umwandeln würde. Viribus unitis iſt auch hier mein Wahlſpruch."

Der Dichter fühlte ſich in ſeinen Grundveſten erſchüttert und zu richtigem Schaffen untauglich. Die Nachwehen mancher ſchweren Krankheit, der unausgeſetzte Kampf mit der Not, die aufreibende Hetzjagd unzuſagender Arbeit, herbe Enttäuſchungen, die Unmöglichkeit, das Beſte auszureifen und zu geſtalten, Kaltſinn und Blindheit der Kritik und endlich der jähe Zuſammenſturz der „Schweiz" verſtimmten ihn zeitweilig aufs Tiefſte. Wieder regte ſich, leidenſchaftlicher als je, die Sehnſucht nach ländlichem Aufenthalt. „Ich ſehne mich nach Stille, nach verhältnismäßiger Abgeſchiedenheit, aber zugleich nach einer Dauer, ſoweit dieſe im Wechſel meines Lebens ermöglicht werden kann." (7. Febr. 1866.) Eine unter günſtigen Bedingungen angetragene Redaktionsſtelle am Berner „Bund" wies er von der Hand, „um die nächſten Jahre nicht wieder in journaliſtiſcher Publiziſtik zu begraben." Als ihn Döſſekel einlud, in ſein Landhaus in Seon überzuſiedeln, lehnte er das Anerbieten ab, teils aus Rückſicht auf den Unterricht ſeiner heranwachſenden Kinder, teils weil er wünſchte, „durch eine neue Überſiedelung auf einen möglichſt feſten und unbeweglichen Fleck dieſer beweglichen Erde zu gelangen, wenigſtens ſoweit es ſich um den Wechſel des Wohnortes handeln könnte. Ich werde des Wanderns wirklich müde und fühle allmählich das Bedürfnis, doch etwas tiefere Wurzeln in eine gegebene Scholle zu treiben, als dies bisher geſchehen konnte." Wie ruhebedürftig er ſich zuweilen fühlte, beweiſt eine Äußerung im nämlichen Briefe: „Iſt mir's doch manchmal, ſtatt auf der freundlichen Höhe von Seon, lieber an einem ganz andern

Orte eine neue Wohnung zu beziehen und zwar eine möglichſt kleine und dauernde."

Trüb und wehmütig klingt auch das Gedicht, das er ſeiner Frau am 3. März 1866 zur zwölften Wiederkehr des Hochzeittages ſchenkte:

Zwölf Jahre! — Eine lange Spanne Zeit,
Und doch wie traumhaft iſt ſie hingeſchwunden!
Wie oftmals lagen Luſt und Leid im Streit —
Und beide ſind nun doch vergangne Stunden.
Es kam wohl auch ein Lächeln holden Glücks
Dir freundlich auf die Lippen hergegangen,
Doch wiederum ſah ich, ſelber trüben Blicks,
Die Thränen Dir in Deinen Wimpern hangen.

Das iſt des Lebens Los; ein jeder Tag
Muß wechſelnd wie die Welle ſteigen, ſinken;
Es muß ein jeder friſcher Herzensſchlag
Aus einer neuen Lebensquelle trinken.
Wie könnten ohne Nacht das Morgenrot
Wir ſtets mit neuerwachter Luſt begrüßen?
Zeigt uns doch erſt der ſtarre, dunkle Tod,
Wie hell und warm des Lebens Bäche fließen.

Das folgende Jahr ſchlug ihm eine Wunde, die nie vernarbte: am 13. Auguſt 1867 ſtarb ſein Liebling, das neunjährige Töchterchen Lili, ein liebes, liebenswürdiges Kind, blauäugig und blond, von anſpruchsloſer Fröhlichkeit und voll von Güte. Er faßte das Haupt der Entſchlummerten in beide Hände und ſagte erſchüttert: „Ich beneide Dich! Ich beneide Dich!" Für den Fall, daß der zwei Tage vergeblich geſuchte Geiſtliche nicht zum Leichengebete käme, hatte er ſich einige Worte niedergeſchrieben, die er an die Eingeſargte zu richten gedachte: „Lili, mein liebes Kind! Du biſt gerüſtet und angethan zu dem letzten Gange, den jeder Staubgeborene einmal antreten muß und von dem auch Du nie mehr zu uns

zurückkehren wirſt. Er iſt geheimnisvoll und für uns mit tiefer Dunkelheit bedeckt, dieſer Weg nach der ewigen Heimat; aber Du wirſt weder irre gehen noch ſtraucheln auf ihm, denn für Dich iſt er wie ein klarer Frühlingsmorgen erhellt von dem frohen Lichte Deiner ſündloſen Unſchuld, und derjenige, der Dich uns gegeben und nun wieder genommen, wird Dir nach Vollendung Deiner kurzen Wanderſchaft wohl eine beſſere Wohnſtatt bereitet haben, als wir, Deine irdiſchen Eltern, bei aller ſorgenvollen Liebe es je vermocht hätten. Seiner Obhut ſeieſt Du getroſt anvertraut! — So gehe denn nun, Du ſtiller Troſt unſrer Elternherzen, Du geheimes Hoffnungslicht unſrer Elternaugen! Denn auch in unerforſchte Fernen entrückt, bleibſt Du uns doch nah und unverloren. Dein Bild wird ſich ja nie vor dem Auge unſeres Geiſtes verdunkeln, bis die Augen unſeres Leibes einſt ſelbſt brechen werden. Für uns gibt es keine Trennung, kein Scheiden, obwohl Du von hinnen gehſt. Fahre wohl!“

Er ſuchte ſich poetiſch mit dem Schmerz zu verſöhnen und das Bild des Kindes feſtzuhalten, nicht in Liedern, deren Gabe, wie er wohl wußte, ihm nur in beſchränktem Maß verliehen war, ſondern in einer aus betrachtenden und darſtellenden Elementen gemiſchten Dichtung; ſie ſollte den Titel tragen: „Lili. Eine Friedhofs-Idylle“, und ihr Plan hat ſich noch erhalten:

„Der Waldgang. Lebensluſt und Todesahnung. Krankheit und Belauſchen des Todes. Die Grenzſcheide.

An der Leiche. Die Geiſterwanderung durch das Univerſum zum Ewigen. Das Erſtarren des Todeslächelns.

Begräbnis. Leichengebet. Weg und Witterung.

Grabgänge.

1) Hader mit Gott und dem Schickſal. Gewitter und der Friedensbogen.

2) Die zwei Nachbargräber.

3) Das unbekannte Grab
4) Das namenloſe.
5) Friede mit dem Endlichen und kein Verlangen nach dem „individuell“ Ewigen.
6) Endlichkeit des ganzen Menſchengeſchlechtes.
7) Frage: Wo beginnt das Endliche? Wer hat das Recht, von einem ſolchen zu ſprechen, der einen Anfang ſo wenig als ein Ende nachweiſen kann?“

Wie ihm Not und Wirrſal des Lebens andere Intimitäten zu geſtalten mißgönnten, ſo wenig erlaubten ſie ihm auch, dieſe Schöpfung herauszuſpinnen. Nur ein paar, ſicher nicht in dieſen Entwurf gehörende Strophen warf er flüchtig hin; die eine lautet:

Es wird Dir doch ſein lieb Geſicht
Aus Deiner Seele nie verwehn
Und wie ein dämmernd Sternenlicht
Mit jedem Abend neu erſtehn.

Freunde und Bekannte bedünkte es, er ſei noch ſtiller und ernſter geworden, wenn ſie irgend mit ihm zuſammentrafen oder wenn er unter den „Chuzen“ auftauchte, was nicht häufig geſchah. Die literariſche Vereinigung nämlich, das „Hopfenkränzchen“, hatte ſich ſchon vor Jahren, ungefähr zur Zeit, wo Frey nach Baſel zog, den Namen „Chuzia“ beigelegt. Es wollte ihm darin je länger deſto weniger gefallen, weil immer mehr Geſellen obenauf ſchwammen, die weder etwas waren, noch etwas konnten, wohl aber die Frey von Grund aus verhaßte Gepflogenheit des gegenſeitigen Rühmens aufs Unſäuberlichſte praktizierten, wenigſtens in Berner Blättern; denn weiter reichten freilich weder ihr Name, noch ihre Federn.

Es lebte übrigens damals in Bern eine ganze Anzahl von Berufsſchriftſtellern, die, meiſt ohne ausgiebiges Talent und ohne die Fähigkeit richtiger Produktion, weder zu ihrem, noch zum Vorteil der von ihnen betriebenen Sache ſich aus-

ſchließlich mit literariſchen Arbeiten durchzubringen ſuchten, ſo gut und übel es eben gehen mochte. Da war der joviale Arthur Bitter, der mit fünfundzwanzig Jahren den kärglich beſoldeten Poſten eines Kanzliſten aufgegeben hatte und nun ſchon zwei Jahrzehnte vom noch kärglichern Erwerb eines Literaten lebte; da war der gemütliche J. J. Romang, welcher die nach erſchwerten und verzögerten Studien und Schickſalsſchlägen errungene Stelle eines Obergerichtſchreibers fahren ließ, um ſich ausſchließlich der Schriftſtellerei zu widmen — drei Jahre, nachdem Gottfried Keller, unſterbliche Werke hinter ſich und das Haupt voll herrlicher Entwürfe, ſich dem Amte eines Staatsſchreibers bequemt hatte, um nicht an der Kunſt ſündigen zu müſſen und um endlich der Not zu entrinnen. Da war Robert Weber, gleichfalls ohne Amt und Stelle; er hatte das geiſtliche Gewand abgeſtreift und Freys Redaktionsſitz an der „Berner Zeitung" eingenommen, lebte nun aber, dieſer ledig, auch wieder gleich dem Vogel auf dem Zweige.

Wie Frey ſchwebten alle dieſe Männer unaufhörlich in Sorgen, Nöten und Verlegenheiten, da ſie keine Mittel beſaßen, weswegen ſie ſich gegenſeitig auch nicht unter die Arme zu greifen vermochten. Da war H. C. Ott vorſichtiger geweſen: er verharrte im Aſyl einer Stellung, ſodaß er ſeine Sachen in Ruhe ſchreiben konnte. Mit ihm und dem Holzſchneider R. Buri verkehrte Frey häufig. Freilich überragte er ſie alle an entſchiedenem Können, an Fruchtbarkeit und künſtleriſchem Ernſt.

Auf dem Landenhof.

1868—1874.

Frey mußte ſich trotz aller Freundſchaft ſagen, daß er in Bern nichts mehr zu verlieren und noch weniger etwas zu gewinnen hatte. Schon nach dem jähen Thorſchluß der „Schweiz“ wäre er gerne weitergezogen, hätte er nur gewußt wohin: in Baſel war es mit ſeinen Ausſichten um kein Haar beſſer beſtellt, nach Zürich fehlten ihm Anknüpfung und Verbindung. Er entſchied ſich 1868 endlich für Aarau, das er vor zwölf Jahren mit dem Vorſatze verlaſſen hatte, nie wieder zurückzukehren. Was ihn dahin lockte, war der Umſtand, daß er mit dem Buchhändler Carl Sauerländer, der von 1851—56 ſein Prinzipal geweſen und ſpäter, durch die „Schweizerbilder“, ſein Verleger geworden war, ſchon früher eine Sammelausgabe ſeiner Erzählungen in dem Sinne beredet hatte, daß aus den bereits gedruckten eine dienliche Auswahl getroffen würde und die neu entſtehenden ſich lieferungsweiſe daran anſchließen ſollten; doch beſtand darüber keine feſte Abmachung, ſodaß alſo der Dichter mehr oder weniger einen Schritt ins Ungewiſſe that, als er den Heimatkanton wieder aufſuchte. Möglicherweiſe rechnete er auch auf irgend einen Anteil an der Führung des „Schweizerboten“.

Wie einſt als junger Ehemann, ſo ſiedelte er ſich auch jetzt nicht innerhalb der Stadtmauern an, ſondern ließ ſich draußen nieder, auf dem ſogenannten „Landenhof“, einem jetzt zur Taubſtummenanſtalt umgewandelten und aus dieſem Grunde baulich mehrfach veränderten Landhaus, deſſen Lage und Ausblick er in einer nicht über wenige Blätter hinausgediehenen

Novelle deutlich und anmutig ſchildert: „Der waldige Bergzug, der das Aarethal auf ſeiner rechten Seite von Olten bis in die Gegend von Aarau begrenzt, verliert ſich in der Nähe der letztern Stadt in eine breite Erdwelle, die ihre Ausſchwingungen langſam und behaglich nordwärts gegen die Aare, ſüdlich gegen das Suhrenthal niederſenkt. Der langgezogene Rücken dieſer Erdwelle, der Diſtelberg genannt, iſt mit kräftigem Laubholz und Tannenwald bedeckt, und über ihn führt von Aarau eine Straße nach Entfelden, dem nächſtgelegenen Dorfe des Suhrenthales. Rechts von dieſer Straße, auf dem ſüdlichen Abhange des Diſtelberges, ſteht der Landenhof. Die Ausſicht iſt nicht minder reizend, als drüben jenſeits des Waldes, nur daß ſie hier ein völlig verändertes Bild bietet. Neben und hinter den fruchtbaren Gründen des Suhrenthales mit ihren zerſtreut liegenden Dörfern erhebt ſich eine weite Flucht bunt in einander geſchobener, waldiger Vorberge, über die in der Ferne die Silberhäupter der Urner und Berner Hochgebirge in den Äther emporſchimmern, während die nächſten Wohnungen des Dorfes Entfelden kaum einen Büchſenſchuß entfernt am Fuße der Anhöhe liegen.“

Er ſaß etwa vierzehn Tage auf dem ſchönen Fleck Erde, da kam die Nachricht, der Verleger C. Sauerländer ſei auf einem Spaziergang zuſammengebrochen und tot vom Pflaſter aufgehoben worden.* So waren die an die Fahrt in den Aargau geknüpften Hoffnungen zerſtoben, ehe nur eine Hand zu ihrer Verwirklichung gerührt wurde; und hatte das Schickſal den Dichter bis jetzt mit Ruten geſchlagen, ſo ſchlug es ihn ſamt den Seinigen von nun an mit Skorpionen.

Ob eine Stunde näher oder weiter weg von Aarau, darauf kam es jetzt nicht mehr an. Drum flackerte vorübergehend

---

* 27. Oktober 1868.

der Gedanke an eine Übersiedlung nach der Trostburg wieder empor. Die Knaben des Dichters waren mit Leib und Seele dafür: eine aus einem abgesägten, massiven Musketenrohr hergerichtete lafettenlose Kanone, die man aus irgend einer Maueröffnung des alten Steinhaufens abfeuern konnte, besaßen sie schon; sie forderten zur Krönung ihres Glückes und der Ritterburg nur noch ein rotes Stück Zeug, um, nach Aufnähung eines weißen Kreuzes, daraus eine Schweizerfahne zu erstellen. Dem widersetzte sich die Mutter, erst kleinlaut, dann immer entschiedener, indem sie die Meinung verfocht, ein weißes Stück mit einem kleinen roten Kreuz thue den nämlichen Dienst und koste nichts, da sie ein solches ja schon besitze.

Schon der Hinblick auf die Möglichkeit einer solchen Ausgabe von wenig Rappen bereitete der Hausfrau Kümmernis.

Rosa Frey besaß keine Neigung zum Schreiben, auch keine Zeit, da sie seit 1865 den Haushalt ohne Hilfe eines Dienstmädchens ganz allein besorgte. Nur alle paar Jahre einmal, in Augenblicken, wo sie sich nicht mehr zu helfen wußte, oder wenn irgend ein Gedenktag heranbrach, griff sie zur Feder, um ihrem gepreßten Herzen mit einigen Zeilen Luft zu machen. So schrieb sie den 6. Mai 1873 auf ein abgerissenes Blatt: „Morgen, den 7. Mai, sind es 22 Jahre, seit meine liebe Mutter gestorben ist. Wir wohnen nun schon 4½ Jahre hier auf dem ungesegneten Hofe. Der liebe Gott wolle uns bald einmal erlösen! O Du mein Gott, was haben wir hier durchgemacht! Das werde ich in meinem Leben nie mehr vergessen."

Zu den 4½ Jahren mußte die Familie beinahe auf den Tag noch zwei weitere auf dem Landenhof verbringen und während dieser Zeit alle Bitternisse der verschämten Armut durchkosten, die dadurch noch herber wurden, daß die Söhne, je mehr sie die Knabenschuhe austraten, das Drückende der Lage stetig tiefer und schmerzlicher empfanden.

Die Einnahmen waren geringer und unſicherer als jemals. Während der zwei erſten Jahre des Landenhofer Aufenthaltes ſickerte noch ein dünnes, freilich oft intermittierendes Äderchen Honorarerz. Zwar aus dem Anfang 1868 abgeſchloſſenen „Schweizerland in Bild und Wort“ ließ ſich nichts mehr gewinnen; aber noch beſtand der „Volksnovelliſt“. Es gab keinen Jahrgang, worin Freys Name nicht wiederholt auftauchte. Freilich verrieten ſeine Beiträge wenig Anteil und Liebe, was in Anbetracht der Haltung des Verlegers und des Blattes begreiflich genug erſcheint. Es handelte ſich immer um das Nämliche, um erzählende und abhandelnde Bildertexte. So ſandte Krüſi z. B. am 30. März 1867 zwei Bände der Zeitſchrift „Le magasin pittoresque“, in welchen er elf Bilder bezeichnete, „zu denen ich Sie höflichſt erſuche, geeignete Texte zu fabrizieren“. Die Aufgabe geſtaltete ſich natürlich ſchwieriger, wenn für eine zuſammengehörende Folge ſolcher Illuſtrationen, die zu einer Erzählung geſchaffen worden waren, eine neue Erzählung erfunden werden ſollte. Frey belud ſich ein einziges Mal mit dieſem undankbaren Geſchäft, dann überſetzte oder bearbeitete er einfach die franzöſiſche Vorlage.

Ende 1869 wurde der „Volksnovelliſt“ zu den Toten beſtattet. Der Verleger gründete unverzüglich ein neues Blatt, das er eine Zeit lang ſogar neben dem „Volksnovelliſten“ hatte einhergehen laſſen wollen, den „Schweizeriſchen Volksgarten“, der ihn billiger zu ſtehen kam, weil er von den Holzſchnitten, deren Beſtreitung ſein Beutel nicht ertrug, faſt völlig abſah, dagegen jedem Hefte einen oder zwei Stahlſtiche aus dem „Schweizerland“ beigab, deren Platten er ſchon beſaß. Hier mußte Frey mit allem Möglichen wieder beiſpringen, wie er denn auch ein gequältes Einleitungsgedicht für die erſte Nummer lieferte. Das Unternehmen brachte es kaum auf dreihundert Abonnenten, nicht genug, ſo jammerte wenigſtens Krüſi, um aus dem Erlös das Honorar herauszuſchlagen.

Nach zwei Jahren, Ende 1871, wurde der „Volksgarten", worin übrigens keine koſtbaren Kräuter und Bäume gediehen, für immer geſchloſſen.

Damals brach Frey vor Döſſekel einmal in die Klage aus: „Ich habe Krüſi acht bis neun meiner beſten Lebensjahre, ja, die beſten geopfert, und hätte er in ſeiner verbohrten Hartnäckigkeit nicht geglaubt, meine fortwährenden Ratſchläge verwerfen zu dürfen, ſo würde er wenigſtens gute Geſchäfte gemacht haben, wenn mir ſelbſt auch nichts davon abgefallen wäre. Könnte ich dieſe Jahre zurücknehmen!"

Das ſtand nicht mehr zu ändern, und er warf es hinter ſich. Allein es ſchmerzte ihn tief, daß ſeine nunmehr durch keine Frohn geſchmälerte Zeit ihm zum Teil nutzlos unter den Händen zerrann, weil ihm die Sorgen des Nachts den Schlaf, über Tag die Arbeitsluſt verdarben und die Erfindung lähmten. Die erſchütterte und immer heftigern Angriffen ausgeſetzte Geſundheit trug das Ihrige dazu bei, Freude und Möglichkeit des Schaffens zu beeinträchtigen. Er verlebte kaum mehr einen ganz geſunden Tag. Schon im Sommer 1870 fiel er, nachdem er noch ſtiller als ſonſt geweſen, in eine ſtundenlange, wahrſcheinlich durch einen Herzkrampf verurſachte Ohnmacht, während welcher die Seinigen angſtvoll das Lager umſtanden in der jammervollen Befürchtung, er möchte nicht wieder erwachen.

Ein beſtimmtes Leiden ließ ſich nicht feſtſtellen, vielmehr war offenbar der ganze Organismus dermaßen geſchwächt und unterwühlt, daß eine ſchwere Krankheit nach der andern leichten Eingang fand und mit ihren Nachwehen immer langſamer wich. Das Schlimmſte waren die tiefen Verſtimmungen, aus denen Frey kaum wieder herauskam, wie er denn nicht verhehlte, daß er ohne Bedauern bei einem dieſer Anfälle dahinten bleiben würde. Lebensmut und Lebenskraft des aufrechten und in Anſehung ſeiner Jahre jung ausſehenden Mannes

waren früh, wenn nicht gebrochen, ſo doch ſchwer verletzt. Den äußern Widerwärtigkeiten hätte ſeine Tapferkeit Stand gehalten; aber ihn warf die Erkenntnis nieder, daß ſein Leben zum Teil ein verfehltes war, verfehlt, weil er, von Not und Sorgen gefeſſelt und zu haſtiger Sklavenarbeit gezwungen, ſeinen Schöpfungen nicht allenthalben die Vollendung hatte verleihen können, deren er unter günſtigern Verhältniſſen hätte ſicher ſein können; verfehlt, weil Bildungsſinn und Literaturfreundlichkeit ſeines Volkes, worauf er ſeine Hoffnungen geſetzt, ſich, wie er meinte, als eitel Schaum und Traum erzeigten.

In einem Ende 1872 entſtandenen und Eingangs des folgenden Jahres im Sonntagsblatt des „Bund" veröffentlichten Aufſatz: „Ein Blick auf unſere Literaturzuſtände" äußerte er ſich darüber in einem Tone, der zu jenen frohen, mutigen Hoffnungen, die er zwölf Jahre früher Gottfried Keller gegenüber ausgeſprochen, den ſchrillſten Mißklang bildet. Er ſagt unter Anderm: „Jene liebevolle Teilnahme des gebildeten Publikums an einer einheimiſchen Literaturthätigkeit, wie ſie ſich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kräftig erwieſen und wie ſie ſtets den unerläßlichen Lebensodem alles Gedeihens auf dieſen Gebieten bildet, war erloſchen und iſt erloſchen geblieben bis auf die heutige Stunde trotz einer wenigſtens quantitativ ſtetig fortſchreitenden Bildung und trotz einer ſchönen Neubelebung des Nationalgefühles . . . In den weitaus meiſten Kantonen iſt die Arbeit des ſchweizeriſchen Schriftſtellers bis zur Stunde noch vogelfrei erklärt, ſchutzlos jeder Plünderung, dem offenbaren Diebſtahl preisgegeben. In dieſem Punkte hat ſich in neuerer Zeit ein Verhältnis gebildet, das den einheimiſchen Schriftſteller ſo recht als den verlorenen Sohn ſeines Volkes kennzeichnet. Franzöſiſche und deutſche Autoren können nämlich jeden Nachdrucker, der ſich an ihren Werken vergreift, im ganzen Umfange der Eidgenoſſenſchaft zur Rechenſchaft und zur unweigerlichen Strafe und Entſchädigung ziehen. Dem

ſchweizeriſchen Schriftſteller ſelbſt iſt dies verſagt; er iſt im eigenen Lande, unter ſeinen eigenen Mitbürgern rechtlos, wo dem Ausländer ein unverkümmertes Recht gegeben iſt. Was braucht es mehr? . . . Gewiß iſt Gottfried Keller ein Dichter, neben den ſich rückſichtlich ſeiner Begabung nur wenige deutſche Poeten der Gegenwart hinſtellen dürfen; das wird in Deutſchland ſelbſt auch anerkannt; aber dennoch iſt er bei uns nicht durchgedrungen. Geht und klopft bei Leuten an, die ſich nicht ohne Grund auf ihre Beleſenheit etwas zu gute thun; von unſerm Dichter iſt ihnen dieſes oder jenes Lied, vielleicht durch eine Baumgartner'ſche Kompoſition, bekannt geworden, und dann haben ſie auch noch etwa „Romeo und Julia" geleſen. Das iſt Alles — aber woher ſollte mehr kommen? Wir kennen Kantonsbibliotheken, die nach Maßgabe mit Erzeugniſſen der neueſten deutſchen Literatur anſtändig ausgeſtattet ſind; von Keller jedoch beſitzen ſie ein paar Gedichte in einem Jahrgange des „Berner Hiſtoriſchen Taſchenbuchs"; von Jeremias Gotthelf die „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters". Das iſt das hohe Anſehen und die gute Aufnahme, deren ſich unſere „wirklichen Dichter" bei uns zu erfreuen haben! Doch wozu eine troſtloſe Predigt weiter ſpinnen, die ohnehin nichts ändern kann? Deßungeachtet ſoll die Wahrheit klar und ungeſchminkt ausgeſprochen werden. Tieferblickende Staatsmänner erkennen dieſe Wahrheit auch und beklagen dieſelbe; denn ſie wiſſen, daß — von allem Andern abgeſehen — ein Volk, das ſeinen geiſtigen Bedarf ſo völlig von außen beziehen muß, allmählich nach außen hin in eine Abhängigkeit gerät, vor welcher es ſchließlich durch keine Staatsform mehr geſchützt wird. Von der gleichen Einſicht geleitet, hat die Gemeinnützige Geſellſchaft ſeit Jahr und Tag Kommiſſionen beſtellt, die beraten ſollen, wie eine einheimiſche „Volksliteratur" zu gründen ſei. Etwas Andres iſt alle einheimiſche Literatur noch nie geweſen; aber was helfen ſolche Kommiſſionen, wo einer nach

dem andern von denen, die zur Arbeit auf dieſem Gebiete noch Luſt und Willen beſeſſen, die Feder unter dem Drucke der Teilnahmsloſigkeit und Nichtbeachtung aus der müden Hand legt? Da behält endlich der Shakespeareſche Percy Recht:

Dichten? ich wär' ein Kätzlein lieber und ſchrie Miau,
Als einer von den Versballadenkrämern."

Schmerz und Enttäuſchung brechen hier von den Lippen eines Mannes, der den Glauben an ein ſchönes Wahngebilde mit ſeinem Lebensglücke bezahlte. Er vermied es, vermutlich um nicht den Anſchein perſönlicher Gereiztheit zu erwecken, die Kernfrage oder doch eine der wichtigſten Fragen in der ganzen Angelegenheit aufzuwerfen, nämlich diejenige nach dem Schickſal der ſchweizeriſchen Unterhaltungsblätter; oder vielmehr er ſtreifte ſie bloß unmerklich an der Stelle, wo er davon ſpricht, daß der Schweizer ſeinen geiſtigen Bedarf faſt völlig von außen beziehe. Über die Sache ſelbſt, die im Leben des Dichters geradezu die entſcheidende Rolle ſpielte, wäre ungefähr Folgendes zu bemerken:

Heute, wo Bevölkerung, Wohlſtand und Bildung der Schweiz zugenommen haben, iſt wohl die Schaffung und Aufrechterhaltung einer belletriſtiſchen Zeitſchrift, wie ſie Frey vorſchwebte, ein leichter Ding als zu ſeinen Lebzeiten, die erforderliche Redaktionstechnik immerhin vorausgeſetzt, die eine Art angebornen beſondern Geſchäftsſinns darſtellt und ſich weder durch Gelehrſamkeit, wie man nicht ſelten wähnt, erſetzen läßt, noch durch produktives Talent. Ein ſolches Blatt erweiſt ſich zunächſt für einen Teil der Dichter ſelbſt als eine Wohlthat, indem es den jüngern unter ihnen, die ſonſt nirgend hin wiſſen, einen warmen Unterſtand gewährt und ſie dadurch den Mitbürgern vorführt. Ob freilich der gereifte und über ein gewiſſes Mittelmaß entſchieden hinausragende Schriftſteller im allgemeinen da ſein richtiges Unterkommen findet, darf füglich bezweifelt werden: denn infolge ſeiner Kleinheit iſt der Leſerkreis

bei allem etwaigen Kunſtſinn nicht einflußreich genug und zu ſehr iſoliert, um ein maßgebendes Urteil zu haben oder, wenn er es hat, mit dieſem Urteil auf dasjenige Deutſchlands zu wirken, das doch das entſcheidende bleibt. Vielmehr ſieht ſich der ſchweizeriſche Schriftſteller, der nur auf ſeine Heimat angewieſen iſt, ſtetsfort leicht der nächſten beſten Mittelmäßigkeit gleichgeſtellt oder gar hintangeſetzt, weil, wie Gottfried Keller voll Bitterkeit äußerte, bei uns „der Schund immer wieder die Oberfläche zudeckt.“ Um dieſer Degradation zu entgehen, ſucht das wirkliche Talent den deutſchen Markt auf, wo es überdies auch beſſer bezahlt wird. Dieſe Flucht ins Ausland hat aber zur Folge, daß eine ſchweizeriſche Zeitſchrift vom Beſten, was in der Heimat hervorgebracht wird, verhältnismäßig nur wenig bringen und deshalb *den beſten Leſerkreis auch nicht* befriedigen kann, wogegen ſie allerdings der größern Mittelſchicht Manches zu bieten und, wie die Erfahrung lehrt, namentlich um die vielen Schweizer in der Fremde ein ſtärkeres Band zu knüpfen vermag, als vielleicht eine politiſche Zeitung. Auf die Dauer indeſſen wird ihr der Wettbewerb mit deutſchen Blättern durch Zweierlei erſchwert: dieſe verfügen — oder haben doch die Möglichkeit dazu — erſtens über eine ſtärkere Auswahl an Mitarbeitern und Stoff und zweitens über die größere Zahl von Käufern, beides annähernd nach Maßgabe des größern Umfanges und der bedeutendern Kopfzahl ihres Landes. Im Grunde hangen eben die Daſeinsbedingungen einer ſolchen Zeitſchrift von eiſernen volkswirtſchaftlichen Geſetzen ab, gegen die guter Wille, Idealismus und Patriotismus vergeblich ankämpft.

Darüber iſt ſich Frey wohl auch in den letzten Lebensjahren nie völlig klar geworden, wie es ihm auch entging, daß die Literaturfreundlichkeit zu Ende des vorigen und im Anfang dieſes Jahrhunderts keine ſchweizeriſche Beſonderheit, ſondern eine Eigenſchaft der ganzen gebildeten Geſellſchaft Europas war.

Noch ehe er die Feder zu den Klagen und melancholiſchen Betrachtungen über die ſchweizeriſchen Literaturverhältniſſe anſetzte, war in Bern eine neue Zeitſchrift gegründet worden, die „Illuſtrierte Schweiz“: guter Druck auf gutem Papier, die Bilder erträglich, die Beiträge im ganzen tüchtig. Den Verlag übernahm die Daly'ſche Buchhandlung, die redaktionellen Geſchäfte beſorgte, ohne Namensnennung, R. O. Ziegler* gegen geringe Entſchädigung, die eben nicht hoch bemeſſen ſein durfte, wollte man das Unternehmen nicht von Anfang an gefährden. Frey, der von dem magern Redaktionsgehalte nicht hätte leben können, wurde nicht um die Führung des Blattes angegangen. Das kränkte ihn. Aber Ziegler wandelte den Grollenden bald in den eifrigſten Mitarbeiter um.

Da dieſe Stelle nicht ſein werden konnte, ſo that er ſich nach andern um, zu jeder Arbeit bereit, die ihn und die Angehörigen über Waſſer halten würde. Er klopfte beim „Bund“ mit dem Wunſche an, das tägliche Brot zu verdienen, „nur das Brot, nicht auch den Braten dazu.“ Dann dachte er auch ohne dies an eine Überſiedlung nach Bern, wo er ſich, als am Sitze der eidgenöſſiſchen Politik, mit Korreſpondenzen durchzubringen hoffte. Das Projekt zerſchlug ſich wie dasjenige einer Überſiedlung nach Zürich, das ſchon ſo weit gediehen war, daß er 1872 einige Wohnungen in Augenſchein nahm. Im November 1873 gelangte er an Gottfried Keller, dem er kurz vorher für ein Exemplar der neuen Seldwyler gedankt hatte. Darauf erwiderte der Staatsſchreiber von Zürich: „Verehrter Herr! Ich habe Ihnen durch meinen Verleger mit den ſogenannten Rezenſionsexemplaren ein Exemplar des bewußten Buches zuſtellen laſſen, damit ich mit meinen wenigen Freiexemplaren

* 1823—1881. (Vergleiche die poetiſche Nationalliteratur der Schweiz [v. J. J. Honegger] IV. S. 631.)

(10 Stück!) beſſer auskomme. Ich glaubte aber nicht, daß die Verlagshandlung Sie und die anderen direkt um Beſprechungen anbetteln würde. Ihnen wünſchte ich aber das Buch zuzuſtellen, weil Sie ſo freundlich waren, vor einem Jahre die Legenden zu beſprechen, und weil ich für den Fall, daß Sie auf die neuen Leute von Seldwyla begierig wären, nicht wollte, daß Sie das nicht billige Buch etwa gar kaufen ſollten als Selbſtſchriftſteller. Es handelt ſich alſo mehr um eine retroſpektive Erkenntlichkeit. Im übrigen bin ich längſt nicht mehr erpicht auf die Unſterblichkeitsverleihungen einer Preſſe, welche ſich für ſolche Dinge nur intereſſiert, wenn ſie dieſelben gleich nachdrucken kann mit dem ſaubern Vorwand, daß ſie für deren Popularität zu ſorgen wünſche. Sollten Sie ſich trotzdem angeregt finden, ſich über das Weſen zu expektorieren, ſo würde ich bitten, es jedenfalls nicht vor Erſcheinen des vierten Bändchens zu thun.

Sie ſagten mir einſt, daß Sie nach Zürich überzuſiedeln gedächten, wovon ich bis dato noch nichts gemerkt habe. Inzwiſchen haben wir mit unſern Beiträgen (die von meiner Seite leider nur kleine waren) im „Schweizerhaus“ und andern Orten neben einander gewohnt, ohne uns zu beißen. Auf nächſtes Frühjahr habe ich wieder einen Band Erzählungen in petto und hoffe nun mit meinen Fabrikaten noch einige Jahre ſo fortzufahren, auch die Verſeſachen zu purifizieren und neu zu ſammeln und dergleichen, ſo Gott will, wie der Mucker ſagt. Ich wünſche Ihnen nun gute Zeit und ein vernünftiges Glas Wein am Abend als Ihr freundſchaftlich ergebener G. Keller.“ (Zürich 21. XI. 73.)

Da Keller die Überſiedlungsfrage ſelbſt berührt hatte, ſo erkundigte ſich Frey nach einer Woche, ob es wahr ſei, daß, wovon er ein Rumörchen gehört habe, in Zürich ein neues Blatt gegründet werde; er möchte gerne unterkommen. Die Antwort lautete, dieſe Neugründung dürfte unter keinen Um-

ſtänden laut Vertrag vor Ablauf eines Jahres geſchehen, dagegen werde an der „Neuen Zürcher Zeitung“ eine Stelle frei (6. XII. 73). Ähnlichen Inhalts iſt ein Brief vom 30. März 1874: „Verehrter Herr! In Eile Einiges zur Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen. Das vierte Bändchen der Leute von Seldwyla iſt noch nicht erſchienen, ſondern wird es im Laufe des April thun.

Für das „Schweizerhaus“ 1874 habe ich leider nichts. Von dem Einrücken irgend welcher nichtsſagenden Abſchnitzel à tout prix bin ich abgekommen. Ein andermal wieder.

Ich habe mich ſeiner Zeit wegen der Redaktionsſtelle bei der „Neuen Zürcher Zeitung“ informiert. Man ſuchte einen Zürcher, weil ſchon zwei Nichtzürcher da ſeien; hat aber nichts gefunden. Nun ſcheint man auf einen Mitredaktor zu verzichten und will einen Adminiſtrationsmann, eine Art Commis, anſtellen. Wenn ſich etwas anderes zeigen und eignen will, ſo werde ich es Ihnen ſofort anmelden.

Was die Beſprechung des Buches betrifft, ſo erinnern Sie ſich, daß ich keinerlei Anſprüche mache. Der Aufſatz von W. in der „Illuſtr. Schweiz“ war eine von den Neuentdeckungen oder Wiederausgrabungen, die uns in der Schweiz widerfahren, wenn wir zu Tagen kommen. Es iſt das nicht anders in einer Gegend, wo der Philiſter mit ſeinem Schund die Oberfläche immer wieder zuzudecken weiß. Mit beſten Grüßen Ihr ergebener G. Keller.“

Erfolglos bewarb ſich Frey um das Amt eines aargauiſchen Kantonsbibliothekars, erfolglos um dasjenige eines eidgenöſſiſchen Unterarchivars in Bern, erfolglos 1874 um die Stelle eines Deutſchlehrers am aargauiſchen Gymnaſium.

Eine Sammelausgabe ſeiner noch nicht in Buchform erſchienenen Erzählungen wollte ihm auch nicht glücken, erſchwert durch den Nachdruck, der einzelne ſeiner Arbeiten annähernd ein Dutzend Mal als gute Beute an ſich geriſſen

hatte. Für die neu entſtehenden Schöpfungen in Muße einen Verleger zu ſuchen, verwehrten ihm die bedrängten Verhältniſſe. „Der Verleger fände ſich ſicherlich,“ ſchrieb er; „ſie finden ſich immer, ſobald man ſie nicht drängen muß; in dieſem Falle aber können ſie warten. Es preſſiert nicht.“ Vergeblich ſeufzte er nach einem Literaturfreund, der ihm einen Vorſchuß gewähren würde auf die gedruckten, zu einer Sammlung beſtimmten Erzählungen, damit er, was ſeit einem Jahrzehnt ſein höchſter Wunſch war, ein Halbjahr ſorgenfrei arbeiten und ruhig nach einem Verlag fahnden könnte.

Der leidige Zwang, das Honorar möglichſt raſch auf die Hand zu bekommen, hinderte ihn auch daran, Fühlung und Verbindung mit deutſchen Blättern auszubeuten, weil er ſich nicht der Gefahr ausſetzen durfte, eine oder mehrere Arbeiten lange zurückgelegt oder gar zurückgewieſen zu ſehen und lange auf das Honorar zu warten. So riſſen die über den Rhein hinüber geknüpften Fäden immer wieder ab, ehe ſich etwas Erſprießliches darangeſponnen.

Freilich hatte er ſeit 1865, ſeit die „Schweiz“ einging, kaum eine Erzählung von Belang geſchrieben, vermutlich weniger, weil er ſich erſchöpft hatte, als weil er kein richtiges Obdach dafür wußte. Das wandte ſich von 1871 weg zum Beſſern, indem ſich nach und neben einander ſo hübſche Literaturheimſtätten am ſchweizeriſchen Parnaß aufthaten, wie vorher und ſeither niemals wieder. So mangelte es ihm während der letzten vier Lebensjahre nicht an Gelegenheit, ſeine Neuſchöpfungen wenigſtens in ſchweizeriſchen Zeitſchriften anſtändig, wenn auch beſcheiden honoriert, unterzubringen. Im Entſtehungsjahr (1872) der „Illuſtr. Schweiz“ öffnete das „Schweizerhaus“ ſeine Thüren und erhielt zwei Jahre darauf in dem von R. Buri herausgegebenen „Schweiz. Miniatur-Almanach“ einen Konkurrenten, ſodaß Frey eher um Arbeiten, als um Raum dafür in Verlegenheit geriet. Übrigens hatte er mit J. J. Romang über

die Aufnahme der für das „Schweizerhaus“ bestimmten Beiträge zu entscheiden, nachdem ungeschickte Hände den ersten Jahrgang gründlich verpfuscht hatten.

Ein Gutes wenigstens führte die stellenlose Zeit auf dem Landenhof mit sich: unbelästigt von den Verpflichtungen eines Redaktors, gewann der Dichter einigermaßen Muße, seine Stoffe gehörig zu überdenken und gestaltend abzurunden. Er erlebte seit 1871 eine Art von Nachblüte, deren Werke meistens sorgfältiger durchgearbeitet sind, als die frühern Schöpfungen. Er pflegte zu seinen Arbeiten selten oder nie Entwürfe anzufertigen, sondern schrieb Alles gleich ins Reine, wenn auch nicht ohne Korrekturen und Änderungen. Damals, d. h. während der Landenhofer Zeit, legte er sich erst im Kopfe Jegliches aufs Genauste zurecht. Das psychologische Motiv und die Handlung bildete er klar durch und baute die Komposition in scharfen Linien; er hielt auf deutlichen und natürlichen Stil, wobei er besonders nach sorgfältiger logischer Anknüpfung und Verzahnung der einzelnen Sätze und Absätze trachtete. Bei Allem, was er las oder schrieb, achtete er nachdrücklich auf die Schreibart und pflegte wohl zu sagen, es halte sich nichts, was nicht gut geschrieben sei, der Inhalt möge sein, welcher er wolle. Klarheit und Natürlichkeit gingen ihm über die Individualisierung, die seine Charaktere und seinen Stil nur bis zu einem gewissen Grade auszeichnet: er legte den Nachdruck auf die Entwicklung des Problems und auf die Handlung. Die geringere Betonung des Charakteristischen bedingte zuweilen einen Mangel an sinnlichem Glanz der Gestalten und der äußern Geschehnisse, erleichterte aber dem Dichter zugleich die Arbeit: war er mit einem Motiv einmal im Reinen, so ging die Formulierung ziemlich rasch vonstatten.

Während der Taglöhnerei für den „Volksgarten“, in den er widerwillig Erzählungen, Biographien, Texte zu Landschaftsbildern u. A. m. pflanzte, fand er eine Aufgabe, die

ihn erwärmte und ihn ſeiner Erzählergaben wieder einmal inne werden ließ. Von Freunden veranlaßt, beteiligte er ſich, das erſte und letzte Mal in ſeinem Leben, an einer Preisausſchreibung, die der Herausgeber des in Biel erſcheinenden Kalenders „Klopfan“ für kleinere Erzählungen vaterländiſchen, allgemein bildenden Inhaltes erlaſſen hatte, und gewann auch vor dem Preisgericht, das aus Bundesrat Welti und den Profeſſoren Munzinger und G. Vogt beſtand, den erſten, ihm einſtimmig zuerkannten Preis: es war die Novelle „Pax vobiscum“. Sie erſchien jedoch nicht im Kalender, da der Verleger durch ihre Drucklegung eine gewiſſe Kirchenpartei vor den Kopf zu ſtoßen fürchtete, ſondern im „Bund“ (1871), wo Frey im Laufe der letzten fünf Lebensjahre die Mehrzahl ſeiner Schöpfungen veröffentlichte.

Obgleich ihn der Kalendermann ſo unfreundlich vor der Thüre hatte ſtehen laſſen, ſo erwachte doch im Dichter der Wunſch, durch eine oder mehrere Erzählungen in einem Kalender auf ſein Volk zu wirken. Es war der ungewöhnliche, um jene Zeit eingetretene Aufſchwung des „Lahrer hinkenden Boten“, der ihn auf dieſen Gedanken brachte und alte, liebe Träume von Volksbelehrung, Volkserziehung u. ſ. w. in ihm wieder belebte. So ſchrieb er denn 1871 für den in Zürich erſcheinenden Kalender „Der Vetter Jakob“ eine Erzählung: „Die Erbſchaft“, die der Verleger illuſtrieren ließ.

Das nächſte Jahr, 1872, zeitigte nicht weniger als vier Novellen: „Der Tannenſpeicher“, eine Umarbeitung des 1859 im Feuilleton der „Basler Nachrichten“ gedruckten „Bärenſchild“; „Der Schützenacker“; die umfangreichere hiſtoriſche Schöpfung „Zweierlei Urkunden“, womit er in der „Illuſtrierten Schweiz“ aufrückte, und „Die feindlichen Dörfer“. Unter den 1873 entſtandenen drei Schöpfungen: „Der Sohn des Kaiſers“, „Eine verhängnisvolle Photographie“ und „Die Abendglocke“ beſitzt die letztere wohl den höchſten Wert.

Als er dem Ende seines fünften Jahrzehnts entgegenrückte, änderte sich seine Erzählerkunst nach Haltung und Stoffwahl: er ging nämlich immer entschiedener dem Düstern und Melancholischen aus dem Wege und mied das Tragische geflissentlich; und immer häufiger entnahm er seine Helden den Kreisen der bessern Stände, statt dem Dorfe. Die Schöpfungen seiner letzten Zeiten sind hell, sonnig und voll Schönheit und Heiterkeit; und beinahe die letzte Erzählung, die er auf dem Landenhof schrieb, „Die Heimkehr", ist die leuchtendste von allen und zugleich ein Zeugnis seiner warmen Vaterlandsliebe.

Von 1870 ungefähr bis zu seinem Tode währt diese dritte Periode seines Schaffens, während die erste, die der heimatlichen Dorfgeschichte, ungefähr von Beginn seiner poetischen Thätigkeit bis 1857 reicht; die zweite, soweit er die Stoffe frei wählen konnte, erstreckt sich von da bis 1865; der historische Stoff und Motive aus dem Hochgebirge wiegen vor. Doch lassen sich ganz scharfe Grenzen in Rücksicht auf die Stoffgebiete nicht ziehen.*

Eine einzige seiner zahlreichen Novellen hat Frey mit einem Gedicht geschmückt, nämlich die „Abendglocke" mit dem empfundenen, wohllautenden Liede:

* Eine gewisse Abneigung gegen bäuerliche Motive zeigt folgende Stelle, die am Ende der zweiten Periode geschrieben wurde: „Auf dem Dorfe bildet die standesgemäße Ehe fast noch die strikttere Regel als unter dem höchsten Adel. Bevor der Sohn eines Roßbauern die Tochter eines Kühbauern heiratet, bevor die Tochter eines Kühbauern, der noch einige Ochsen halten kann, den Sohn eines kleinern Kühbauern zum Manne nehmen darf, kostet es gewöhnlich Kämpfe, in denen die ganze Lebenskraft für immer geknickt wird. Die Sprößlinge der „Geißenmannlein" aber sind in der Gliederung der Dorfstände mit ihren ehelichen Verbindungen ausschließlich unter sich selbst angewiesen. Das ist, beim wahren Lichte betrachtet, die oft vielgepriesene Idylle des Dorflebens, deren unerquickliches Bild früher noch schärfer hervortrat." („Ein Verbrechen und dessen Beurteilung" im „Schweiz. Volks-Novellist" 1867, S. 206.)

Schon iſt der Abendſtern erwacht,
Er zieht empor mit leiſen Tritten,
Und langſam kommt die dunkle Nacht
Ihm ſtumm und leiſe nachgeſchritten.
Da, horch, ein Ruf ſo mild und traut:
Glockenlaut — Glockenlaut.

Vom Spiele ſchaut das Kind empor,
Ihm iſt, als ob vom Muttermunde
Die Mahnung rührte an ſein Ohr:
Komm' heim, nun iſt es Schlafensſtunde!
So ruft und mahnet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde ſinkt die Hand,
Sie faltet leiſe ſich zum Beten,
Der fromme Sinn ſchaut in das Land,
Wohin nur ſel'ge Geiſter treten.
So ruft zur Andacht mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt
Den langen Tag in bangen Sorgen,
Nun ſei es ſtill zur Ruh gelegt —
Bald ſteigt empor ein neuer Morgen.
So ruft und tröſtet mild und laut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Einen lyriſchen Vers gönnte er ſich überhaupt kaum alle paar Jahre einmal, auch dann eher durch äußere Anläſſe, als inneres Bedürfnis dazu geführt. Eine Ausnahme davon macht das Gedicht, das er ſeiner Frau 1870 zum Namenstage beſcheerte:

Roſenzeit.

In heißen Sommergluten ſank
Die Roſenzeit, wie ſchnell, dahin!
Ein kurzer Gruß, ein leiſer Dank —
Und dann ein raſch Vorüberziehn!

Die ſüßen Blätter alle ſind
Hinweggeweht vom Abendwind
Der Roſenzeit.

Drum ſei gegrüßt des Tages Licht,
Der in des Jahres Wechſelgang
Zu mir von einer Roſe ſpricht
Durch ſeines Namens holden Klang,
Von einer Roſe, die beſteht,
Wenn ſelbſt die letzte Spur verweht
Der Roſenzeit.

Ob andre Roſen ich erſchaut
Von farbenreicherm Blütenſchein,
Es hat mich keine je ſo traut
Erquickt ins tiefſte Herz hinein.
Mein Haideröschen ſtand voran
Dem ganzen, weiten Blütenplan
Der Roſenzeit.

Ein Jahr ſpäter widmete er einem frühverſtorbenen Theologen, Alfred Baumann von Aarau, einen poetiſchen Nachruf, der ſeine Neigung bekundet, mehr den Gedankengehalt eines Vorwurfs auszubeuten, als die Stimmung auszudrücken und eine Situation plaſtiſch herauszuarbeiten:

Ein milder Herbſttag lag mit bleichem Schein
Und friedevoller Ruhe überm Lande;
Des Weges Zufall führte Dich herein
Zur Bank, wo ſtill ich ſaß am Waldesrande.
Ein kurzer Gruß. Du ſetzteſt Dich zu mir,
Den Blick erhoben zu den Jurahöhen,
Dieweil mir's war, daß überm Antlitz Dir
Es ſelbſt hinzog' wie herbſtlich bleiches Wehen.

Ich ließ Dein Schaun und Sinnen ungeſtört
Und folgte ſelbſt hinträumenden Gedanken,

Bis endlich uns das Wort, zurückgekehrt,
Begann zur Wechselrede aufzuranken.
Nun ging es rascher dann bald hin und her,
Wie Frag' und Antwort sich einander riefen,
Bis es, im Lauf erstarkt, gedankenschwer
Sich niedertauchte in der Seele Tiefen.

„Was fragen wir," so riefst Du, und Dein Blick
Schien weit hinaus ins Geisterreich zu lenken,
„Was fragen wir, warum ein streng Geschick
In Schranken lege unser Schaun und Denken?
Warum der Hader, daß der Wellenschlag
Der Ewigkeit an unser Ohr ertöne,
Dieweil der rasch in Nacht vergeh'nde Tag
Das Bild des Ewigen in uns verhöhne?

Sei unser Wissen wie der Tag beschränkt,
So bleibt dafür uns schrankenlos der Glaube,
Der überm Meer der Ewigkeiten lenkt
Den frommen Flug wie eine Friedenstaube.
Drum frag' ich nie mein irdisch Staubgewand,
Warum es muß dem kurzen Tage gleichen;
Versinkt es einst — ich stoße froh vom Land
In jene Flut, wo Tag und Nacht entweichen."

So sprachest Du, bis überm Walde kam
Ein Abendglockenton dahergeschwommen.
Drauf schieden freundlich wir, und jeder nahm
Den Weg, den er zur stillen Bank gekommen.
Doch lange noch bedacht' ich, wie Dir's schon
So früh an Jahren siegreich mocht' gelingen —
Der Du doch auch der Zeit und drum des Zweifels Sohn —
Den Zweifel durch die Hoffnung zu bezwingen.

Doch jetzt, da Du so bald Dein Staubgewand
Nach wen'gen Monden, die seitdem verflossen,
Schon hingelegt und froh vom dunklen Land
Dein Schifflein in die ew'ge Flut gestoßen —

Jetzt ahn' ich auch, wie Dir's so früh geglückt,
Des Erdendaseins trübe Furcht zu stillen:
Der Wandrer, dem sein Ziel schon nahgerückt,
Mag ruhevoll den letzten Weg erfüllen.

Fahr' wohl! Zwar wird gleich sternenloser Nacht
Sich Leid und Gram auf Deinen Vater senken;
Doch ist der erste Schmerzenskampf vollbracht,
Strahlt ihm auch sternengleich Dein Angedenken.
Wer hin geht in der Jugend Hoffnungsglück,
Im reinen Lichte hoher Ideale,
Der läßt auch eine goldne Spur zurück,
Wie Rosenwolken überm Abendthale.

1873 verfaßte er das einzige erzählende Gedicht, das er, belanglose Jugendversuche abgerechnet, spontan, d. h. nicht als Bildertext schrieb: „Menschenwert".

Er stöberte den Stoff dazu auf, als er verschiedene Bücher über das Berner Oberland durchforschte, dessen kulturgeschichtliche und geschichtliche Verhältnisse er zusammenhängend zu schildern beabsichtigte. Laut Übereinkunft mit einem Zürcher Verleger sollte die Arbeit den einleitenden Teil eines speziellen Reisehandbuches für das Berner Oberland bilden. Da ihm und dem Auftraggeber die eigentlichen Schwierigkeiten erst über der Ausführung klar wurden, so standen die Beiden von ihrem Vorhaben ab, worauf Frey das zusammengetragene Material zu einem umfangreichern, in der „Illustrierten Schweiz" veröffentlichten Aufsatz verwertete: „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter". Dann spendete er, von der Schriftleitung angeregt, dem Blatte eine literarhistorische Skizze: „Klopstock in der Schweiz", gleich der vorangegangenen ein Muster durchsichtiger und abgerundeter Darstellung, wenn auch ohne besonderes wissenschaftliches Gewicht, worauf der Dichter den Hauptnachdruck auch gar nicht gelegt hatte. Dagegen besitzt die im nämlichen Jahre (1873) entstandene Arbeit „Dreißig

Jahre aus dem Leben eines Dorfes" einen gewissen kulturhistorischen Wert, weil die darin festgehaltenen Zustände und Thatsachen wesentlich auf eigener Beobachtung des Verfassers beruhen.

Er schuf in jener Zeit auch eine Reihe von Dichterporträts: er würdigte seinen Freund Dössekel, zeichnete ein Lebensbild des Paters Gall Morell, eines Verwandten von Karl Morel, dessen Schicksale und Kunst er gleichfalls beleuchtete, nachdem er ihm schon 1865 im „Volksnovellist" ein kleines Denkmal gestiftet; seinen Freund, den Sänger Schmid, bedachte er mit zwei beinahe gleichzeitig entstandenen Biographien, wovon die eine in der „Illustrierten Schweiz", die andere im „Miniatur-Almanach" erschien. Auch dem Idyllendichter Xaver Bronner und dem Basler Theologen Hagenbach widmete er kleine Aufsätze.

Die Produktion des fleißigen Erzählers nahm daneben ihren Fortgang. Er schrieb 1874 „Der Freiheitsbaum", „Die Heimkehr", „Ein seltsames Handgeld", „Es lebe der Tell!", „Eine Frau statt Epauletten" und „Das Huhn des alten Pfarrers"; einzelne Nummern sind freilich mehr nur feingeschmiedete Anekdoten als richtige Erzählungen. Ein behagliches Arbeiten war es meistens nicht, wie aus einem an Dössekel gerichteten Briefe herausklingt: „Die letzten Wochen lag ich fortwährend in Wehen, wie noch selten, und war doch nicht imstande, etwas zu erzwingen. Sobald ich einen Stoff glaubte präpariert zu haben, fand sich wieder ein Haar darin; ob eine zu subtile Stimmung daran die Schuld trägt oder ob die Maschine eben notwendig eine Pause verlangt, weiß ich nicht; aber wohl bin ich nicht dabei, das ist gewiß." Mitunter mochte ihn über der Conception und Ausführung der Gedanke quälen, einem wie kleinen Leserkreis seine Schöpfungen zugänglich seien und was für ein übles Ding es sei, sich auf die Schweiz allein angewiesen zu wissen. „Das „Schweizerhaus", schrieb er im

gleichen Briefe vom 3. Juli 1874, „wird nun bald erscheinen; der Burische Almanach dagegen hat den Druck noch nicht begonnen. Unser literarisches Leben ist so ganz armselig, daß man sogar auf solche Kleinigkeiten wie auf eine Art Ereignisse warten muß."

Mehrere der oben erwähnten Aufsätzchen und Erzählungen wurden im „Bund" gedruckt und entstanden zum Teil gerade während der Zeit, wo Unterhandlungen über den Eintritt Freys in die Redaktion dieses Blattes in der Schwebe hingen, eingeleitet und klug und entschieden betrieben von dem treuen und unermüdlichen R. O. Ziegler, der nicht nur der Gesundheit des Dichters durch allerlei Ratschläge und Winke aufzuhelfen suchte, sondern sich zugleich um eine Versorgung für ihn umthat. Schließlich gelang es ihm denn auch, nach Wegräumung verschiedener Hemmnisse: Frey wurde mit einem Jahresgehalt von 3000 Franken Redaktor des Sonntagsblattes des „Bund" und Hilfsredaktor des politischen Teiles des Blattes.

Von einer Krankheit nur unvollständig genesen, brach er am 30. November 1874 nach Bern auf; denn am 1. Dezember hatte er seine Stelle anzutreten. „Ich muß fort, wie schlecht mir's auch ist," schrieb er zum Abschied an Döffekel, den er nicht mehr hatte sehen können. Die Angehörigen blieben bis zum Frühjahr noch auf dem Landenhof, da der älteste Sohn die Maturität, die beiden andern ihre Gymnasialklassen in Aarau absolvieren wollten.

Bern mutete ihn wider Erwarten an. Wenige Tage nach der Ankunft meldete er Döffekel: „Von meinen alten Bekannten, soweit ich sie bis jetzt getroffen, bin ich aufs Herzlichste empfangen worden und ich habe wirklich nie gedacht, daß ich hier so viel warme Anhänglichkeit zurückgelassen hätte." Da war H. C. Ott und, sein richtiges Gegenstück, der liebenswürdige, hochgebildete Literarhistoriker Ludwig Hirzel, von Aarau her, das er erst im Frühling verlassen, dem Dichter wohlbekannt; da

war der Xylograph Buri, da war Joſeph Viktor Widmann, da war vor Allen R. O. Ziegler, der dem Angekommenen in jeder Beziehung an die Hand ging und durch ſeine anſpruchsloſe Heiterkeit manche trübe Stunde erhellte. Auch ſonſt traf er auf manches bekannte Geſicht. Die „Chuzia" freilich war dahin, was ihn nicht eben grämte.

Aber ſeine zwei liebſten Genoſſen von ehedem fand er nicht mehr: Arthur Bitter und J. J. Romang.

Arthur Bitter war am 24. Februar 1872 geſtorben. Frey, der an ſein Krankenlager geeilt war und ihn Angeſichts des Todes noch im Beſitze ſeines unverwüſtlichen Humors traf, ſchrieb an Romang: „Und nun ja, mein Lieber, ſoweit wären wir alſo, bald die zwei letzten Mohikaner! Welch ein gefräßiges, verſchlingendes Ungeheuer die Zeit doch iſt! — Zwar die Vorangegangenen zu beklagen, wirſt Du wohl ſo wenig als ich große Luſt verſpüren, am allerwenigſten unſern Euſebi* ſelbſt; mehr als ich ihm je den heiter leichten Sinn, mit dem er das Leben zu tragen wußte, beneidet habe, beneide ich ihn um ſeinen Tod."**

Als dieſer Brief abging, wohnte Romang ſeit Jahr und Tag nicht mehr in Bern. Unvermögend, ſich in der Hauptſtadt des Landes durchzubringen, war er nach Genf gezogen, um dort, aus allen Himmeln ſeiner dichterlichen Träume geſtürzt, ſo gut es ging, ſich weiter zu behelfen, worüber er dem Freunde am 27. Mai 1874 bitter und entmutigt berichtete: „Mein Lieber! Wie Herr Jent mir ſchreibt, haſt Du für das „Schweizerhaus" noch gar nichts geliefert. Ich wollte Dir den Vortritt laſſen und ſandte erſt vor ein paar Tagen eine Novelle von 2½ Bogen. Herr Jent bemerkt mir,

---

* Arthur Bitters Name unter den „Chuzen".

** „Schweizerhaus" 1873.

wenn Du nichts ſchickeſt, ſo ſei er genötigt, das Taſchenbuch eingehen zu laſſen.

Das würde doch gewiſſermaßen ein Armutszeugnis für die bisherigen Träger des Unternehmens abgeben. Dann wird man über die Schriftſteller ſchreien und nicht daran denken, daß das miſerable Honorar und die Teilnahmsloſigkeit unſeres Ulriſtierpublikums endlich auch die Beharrlichſten mutlos machen mußten.

Haben wir nun ſo lange ausgehalten, ſo wollen wir es noch einmal verſuchen und Herrn Jent aushelfen. Dann aber ſollten wir abſolut in Bern zuſammenkommen, um die Sache auf feſtere Füße zu ſtellen.

Zwar gebe ich es mehr und mehr auf, aus den Erzeugniſſen meiner Feder, wenigſtens in der Schweiz, etwas Erhebliches für meinen Unterhalt zu erzielen. In der Schweiz muß man Kellner oder Kutſcher im Großen, d. h. Eiſenbahnmatador, Banquier, Ausſichtsverkäufer, Ausrufer für Naturſchönheiten, Gründer von Gaſthöfen auf klaſſiſchem Boden, Bergbahnbauunternehmer oder ſo etwas werden. Das habe ich mir gemerkt und ich gedenke die „ſchweizeriſche Literatur“ oder beſſer: die „Literatur in der Schweiz“ mehr und mehr liegen zu laſſen und mich irgendwo als Portier zu melden.

Du fragteſt mich im vergangenen Winter einmal, was ich eigentlich in Genf beginne? Ich nähre mich, wie dereinſt Johannes der Täufer, mein Namenspatron, von Heuſchrecken und wildem Honig, d. h. ich lebe von deutſchen und franzöſiſchen Stunden, von Überſetzungen für Druckereien und Advokaturbüreaus, Überſetzungen vor Gericht u. ſ. w. Im Sommer begleite ich hin und wieder einen Engländer nach Savoyen hinauf und habe alle Ausſicht, mich mit Erfolg irgendwo für eine Sekretär- oder Logenportierſtelle melden zu dürfen. Du ſiehſt alſo, daß ich mich endlich, im 44. Altersjahr, im richtigen nationalen Zuge, d. h. im Courierſchwindel befinde. Die

Stimme eines Predigers in der Wüſte zu ſein und ein Kleid von Kamelhaaren zu tragen, iſt mir langweilig geworden. Johannes Baptiſta kann froh ſein, daß die Maitreſſe des Herodes ihn köpfen ließ, ſonſt wäre er ſicher einer der beliebteſten ſchweizeriſchen Schriftſteller geworden und ſchließlich vor einem großen Touriſtenhotel verhungert. Man muß hineingehen. Herzliche Grüße! Dein J. J. Romang."

Den zweiten Sonntag, eine Woche, nachdem er Berner Boden betreten, benutzte Frey zur Berichterſtattung an Döſſekel: „Ich ſitze am ſonnigen Sonntagsnachmittage, während die ganze Stadt hinausflutet, ſtill in meiner Stube und gedenke der noch viel ſtillern Sonntage dort hinterm Walde droben. Die kommen auch ſo bald nicht wieder."

Auch über die Arbeit und wie er es im neuen Wirkungskreis gefunden, teilte er dem Freunde Einiges mit: „Ganze Berge Bücher liegen da, auf eine Beſprechung harrend, Stöße ungeleſener Manuſkripte aus allen Gegenden deutſcher Zunge, von großen und kleinen Leuten, und eine grauenvoll dicke Briefmappe mit der ordnungsgemäßen Aufſchrift: „Unerledigtes". Es wird Zeit brauchen, bis ich in dieſes Chaos nur das dürftigſte Licht gebracht. Begreiflich das Alles nur für das „Sonntagsblatt"; dann kommt erſt noch die Mechanik am täglichen Blatte. Aber Gott ſei Dank, ich habe Luſt an dieſem Zeug und dazu als Werkbude ein allerliebſtes Büreau, das Dir ſelbſt gefallen wird."

In der That war die Redaktionsmühe nicht gering und verſchlang ſo viel Zeit, daß für poetiſche Schöpfungen ſchier nichts übrig blieb. Er ſchrieb für den „Schweizeriſchen Miniatur-Almanach" einen kleinen Aufſatz über Ulrich Hegner, deſſen Feinheiten er ſchätzte, weshalb er ſich ab und zu in ſeine Werke vertiefte. Auch etliche Recenſionen ſteuerte er bei, um der Aufgabe des Kritikers zu genügen; doch that er es erſichtlich mit geringem Anteil. Nur als er über Gottfried

Kellers neue Seldwyler ſchrieb, war er ganz dabei. Er ſagte u. A. in einer ausgezeichneten Beſprechung, deren Feinheiten in einer Zeit, wo Keller kaum entdeckt war, um ſo höher angeſchlagen zu werden verdienten: . . . „Wiederum ſteht unſer einheimiſcher Dichter mit den neuen Erzählungen abſolut eigenartig in ſtolzer Einſamkeit da . . . er iſt der romantiſche Realiſt oder der realiſtiſche Romantiker, wie man will, in einer und derſelben Perſon. Darin liegt unſeres Erachtens weſentlich das große Geheimnis ſeiner Kunſt. Er führt uns Situationen, Verhältniſſe und Geſtalten vor, wie nur ein Brentano, Arnim, Eichendorf u. ſ. w. ſie hätten erfinden können; aber unſer Dichter beläßt dieſe Zuſtände und Geſtalten nicht in der phantaſtiſchen Verſchwommenheit, in der die Romantiker ſie belaſſen haben, ſondern er umſchreibt und durchzeichnet dieſelben mit einer ſolchen Menge rein realiſtiſcher Linien und Züge, daß ſie uns als unabweisliche, greifbarſte Wirklichkeit vor Augen ſtehn. Öfters auch gelingt es ihm, durch eine Häufung ſolcher realiſtiſcher Züge die platte Alltäglichkeit bis ins Phantaſtiſche hinaufzuſteigern, wodurch dann das dämmernde und doch ſonnenklare Zwielicht entſteht, der beſtrickende Zauber, der über allen ſeinen Schöpfungen ſchwebt. Man vergleiche unter den neuen Erzählungen beiſpielsweiſe nur „Dietegen“ und „Der Schmied ſeines Glückes“ und man wird verſtehen, was wir andeuten möchten . . . Damit verbindet ſich ein Anderes, mehr Äußerliches, in dem künſtleriſchen Gebaben des Dichters. Keller hat ſich die Vorbilder ſeiner Erzählungskunſt offenbar bei den Vätern der Novelliſtik, den alten Italienern und Spaniern ausgeſucht. Er weiß und will daher nichts von den kleinen Künſten, den Griffen und Kniffen, mit denen in der modernen Novelliſtik ſo oft auf den Effekt hingearbeitet, die unnatürlich geſteigerte Spannung erzielt wird. Keller ſucht vielmehr die aller Erzählung unerläßliche Spannung nur ſoweit zu erhalten, als ſie aus der geweckten Teilnahme für die

vorgeführten Perſonen und ihre Verhältniſſe hervorgeht, wobei ihm dann im ruhigen Fluſſe der Darſtellung geſtattet iſt, ſeine Sprache zu jener klaſſiſchen Einfachheit und Markigkeit hinaufzuläutern, die für jedes gebildetere Verſtändnis ein Gegenſtand vollſter Bewunderung ſein muß ... Hier ſcheint ein etwelches Gebrechen zu Grunde zu liegen. Keller hat ſich nämlich nicht bloß die hohen Vorzüge ſeiner alten Meiſter angeeignet, ſondern er nimmt von ihnen bisweilen auch Eigenheiten herüber, die weniger in ihrem künſtleriſchen Vermögen, als in ihrer Zeit lagen; dieſe Zeit aber war in der Poeſie wie im Leben eine Zeit des Glaubens, ſogar der Wunder. Der Dichter durfte alſo an ſeine Leſer ohne Gefahr Zumutungen ſtellen, die unſere realiſtiſche Zeit nicht mehr hingehen läßt. Man verlangt heute in der epiſchen Darſtellungsweiſe Wahrſcheinlichkeit, d. h. eine hinlänglich vorbereitete Motivierung auch der kleinern Vorgänge, und zwar nicht mit Unrecht; denn nicht immer iſt die ſogenannte Wahrſcheinlichkeit der bloße Abklatſch banaler Alltäglichkeit, ſondern oft genug auch der Wiederſchein der innern Wahrheit. Und hierin ſcheint Keller ſich's manchmal etwas leicht zu machen, wie z. B. an verſchiedenen Stellen der Erzählung „Kleider machen Leute" und in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" ... Bei alledem ſteht Gottfried Keller auch in dieſen fünf neuen Erzählungen als wahrhafter Dichter da, wie eben ſelten einer anzutreffen iſt. Der einfachſte und für Jeden verſtändliche Beweis dafür liegt darin, daß alle ſeine Geſtalten in ſo unverlöſchlicher Klarheit und unmittelbarer Lebenswahrheit vor uns aufgehen, wie nur immer die Geſtalten eines Shakeſpear vor uns ſtehen. Gelingt es unſerm Dichter — und warum ſollte es ihm nicht gelingen? — mit den künſtleriſchen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, einen Inhalt von dauernder Bedeutung zu formen, ſo wird ſein Buch ſo lange in Geltung bleiben, als die Bücher eines Boccaccio und Cervantes es geblieben ſind ..."

Gottfried Keller verſchob den Dank für dieſe Würdigung, in der Hoffnung, Frey zugleich die Erfüllung einer Bitte vermelden zu können. Er ſchrieb am 20. März 1875: „Verehrteſter! Ich bin bis jetzt mit dem beſten Willen nicht imſtande, Ihnen auf April einen großen oder kleinen Beitrag für das „Schweizerhaus“ zu verſprechen. Ich habe Alles durchſtöbert und nichts gefunden, was ſich erträglich zuſtutzen ließe. Für die Zukunft hoffe ich mich regelmäßiger beteiligen zu können, da ich (veranlaßt durch Wohnungswechſel, der mir gerade jetzt auch auf dem Halſe liegt) eine beſſere und vorteilhaftere Zeiteinteilung erzielen werde.

Am „Sonntagsblatt“ will ich gewiß gern zuweilen mitthun; man wünſcht ja manchmal etwas zu ſagen und kommt nur nicht dazu, weil man kein Organ hat oder dem früher benützten fremd geworden iſt, Niemanden dort mehr kennt.

Ich danke Ihnen auch beſtens für den prächtigen roten Frack des Lobes, welchen Sie mir in Ihrer Beſprechung angezogen haben. Die Ermahnung am Schluſſe, wichtigere und größere Gegenſtände zu beſingen, will ich zu befolgen ſuchen, obgleich mir allmählich alles gleich groß vorkommt.

Nach Bern zu kommen habe ich vor, wenn die Bundesmannen bei gutem Wetter einmal dort ſind, um einmal eine Anzahl alter Bekannter wieder zu ſehen, da es mit den Nationalfeſtgelegenheiten für mich alten Kerl nicht mehr urchig iſt. Am End' aber ſaufen ſie in Bern eben ſo viel.

Ihr beſtens grüßender G. Keller. Schönſte Grüße an Widmann.“

Muße und Stimmung geſtatteten Frey keine dichteriſche Arbeit, außer einem ländlichen melancholiſchen Bild, „Der letzte Hirt im Dorfe“, das beinahe wie ein Seitenſtück ausſieht zu den in der Sammlung „Zwiſchen Jura und Alpen“ zuſammengeſtellten Erzählungen, ſodaß ſich darin Ende und Anfang

seiner dichterischen Thätigkeit berühren. Denn die kleine Skizze ist sein letztes Werk.

Sie kostete ihn mehr Zeit und Mühe, als er sonst nach Maßgabe früherer Gepflogenheit auf Hervorbringungen so beschränkten Umfanges zu verwenden pflegte. Das rührte davon her, daß er die plastischen Momente durch eine bei ihm ungewöhnliche Menge realistischer Züge verstärkte. Gottfried Kellers von neuem bewunderte und bis ins Einzelne studierte Technik mochte hier mitwirken; aber jedenfalls kam dazu, daß der Dichter, der während eines armseligen und ruhelosen Lebens so Manches verstrudeln und verhasten mußte, den künftigen Schöpfungen mehr Sorgfalt angedeihen lassen wollte als früher, zumal da, nachdem der zweite Sohn, Emil, der spätere Direktor der schweizerischen Rentenanstalt, eine Stelle gefunden hatte, der schärfste Stachel der Not gebrochen war. Frey faßte zunächst eine historische Novelle ins Auge. Gleich mit dem Anfang des neuen Jahres nahm er sich vor, sie zu beginnen. Aber er erlebte diesen Anfang nicht mehr.

Seit er in Bern war, klagte er über Schmerzen in der linken Brust. Rudolf O. Ziegler, der ihn untersuchte, erschrak; die Entdeckung, die er bei diesem Anlaß machte, erklärte ihm die tiefgehenden, auf Jahre zurückreichenden Verstimmungen des Freundes, gaben ihm aber auch die traurige Gewißheit, daß seine Tage gezählt seien: er litt an einer schon ziemlich fortgeschrittenen Pulsadergeschwulst. Da Heilung und Hilfe ausgeschlossen waren, verschwieg der Arzt die Sachlage vor dem Leidenden und vor Andern.

Anfangs Winter wuchsen die Beschwerden dergestalt, daß sie dem Dichter kaum mehr die Arbeit erlaubten. Am 6. Dez. 1875 schrieb er an Dössekel: „Ein Unwohlsein, gelinde gesagt — ein grimmiger Thorax-Rheumatismus gestattet mir kaum, mich notdürftig von der Wohnung aufs Büreau und wieder zurück zu schleppen — und zudem noch gedrängte Arbeit

hat die Erwiderung Deiner letzten Zeilen verzögert. . . . Du kennst das Publikum immer noch nicht oder wenigstens traust Du ihm zu viel zu. An und für sich interessiert es sich für keinerlei Art geistiger Einwirkung von außen; dieses Interesse muß ihm erst eingeflößt werden, und es ist zunächst Sache des Schriftstellers, die Art und Weise zu finden, wie dies geschehen kann."

Dies war sein letzter Brief. Bezeichnend ist darin die Klage über das Publikum, dem er einst so viel zugetraut.

Wenige Tage später mußte er sich legen. „Ich komme nicht mehr aus dem Bette heraus," erklärte er bestimmt und mit völligem Stoicismus.

Am Morgen des 30. Dezember, als eben die erste Helle aufging, stieß er einen lauten Schrei aus, klagte über furchtbare Schmerzen und Übelkeit und sank stöhnend zurück. Das Geschwür über dem Herzen war aufgebrochen, und als der Arzt kam, konnte er nur noch den Tod konstatieren.

Auf dem Kirchhofe, wo sein Töchterchen Lili schon seit Jahren ruhte, wurde er bestattet, nahe dem schönen hochstämmigen Wald, den er so sehr geliebt. Rudolf Ziegler rief dem Freunde und Dichter warmempfundene Worte in die Gruft nach, ein Kollege vom „Bund" warf einen dankbaren Blick auf die Verdienste des Journalisten, und J. V. Widmann sprach ein gefühltes, schwunghaftes Gedicht:

Nein, ohne letzten Gruß der Poesie
Sollst Du, o Freund, hier nicht gebettet werden! —
Die Deinem düstern Leben Glanz verlieh,
Die Dich gekühlt bei Mühen und Beschwerden,
Die Dir am schwülen Tage Kühlung wehte
Und Dir im Trost der Nächte Wärme gab,
Zu der Dein Herz in heißem Ringen flehte —
Sie tritt, den Dichter ehrend, an Dein Grab.

Doch — göttlich, wie sie ist — kann sie nicht zagen,
Kann nicht, wie wir, in dumpfem Schmerz vergehn.
Ernst ruft sie Allen zu: Laßt Eure Klagen!
Zwar diesen werdet Ihr nicht wieder sehn,
Er wird nicht mehr in Euerm Kreise weilen;
Zu andern Lebenskreisen riß ihn fort
Die Kraft, die nichts im Raum läßt müßig weilen
Und Jedes endlich bringt an seinen Ort.

O, gönnet ihm die eng gefügte Klause!
Den müden Augen thut so wohl die Nacht.
Im weiten, offnen Feld, im Sturmgesause
Hat er als treuer Streiter lang gewacht.
Nun liegt er ja, nicht ferne den Gefilden,
Die er im Leben gern und schön besang,
Wo einst von allen seinen Kunstgebilden
Das lebensvollste seinem Haupt entsprang.*

So laßt ihn schlafen hier im Friedensgarten!
Und wenn der Frühling zieht herein ins Land
Und diese Schollen hier, die winterharten,
Mit Gras und Blumen schmückt aus voller Hand,
O, dann erweckt in Eurem Herzen wieder
Den Dichter, der Euch Frühlingsgaben bot,
Lauscht seinen Sagen, singet seine Lieder,
Bekränzt sein Bild und sprecht: Er ist nicht tot.

Er lebt und wird mit Geistesschritten wallen
Durch seine lieben, trauten Schweizergau'n
Wir werden hören süßen Sang erschallen,
Wir werden seines Wandelns Spuren schau'n.
Er lebt! und darum soll die Klage schweigen.
Vollbringen wir die letzte, schöne Pflicht:
Legt auf den Sarg den Kranz von Lorbeerzweigen;
Der Dichter schläft. Vergessen bleibt er nicht!

Und er legte einen Lorbeerkranz auf den Sarg.

---

* „Waise von Heiligen".

Bibliographisches Verzeichnis.

Aus innern und äußern Gründen fanden eine Reihe von Erzählungen Jakob Freys in dieser Ausgabe keinen Raum; es sind dies jedoch fast ausschließlich Produkte, die den aufgenommenen stofflich sehr nahe stehen oder sonst nichts wesentlich Neues bieten. Die Abhandlungen, Aufsätze, Rezensionen, Gedichte mußten von der Aufnahme von vornherein ganz ausgeschlossen werden.

Um einen Überblick über Freys gesamte literarische Thätigkeit zu bieten und Demjenigen, der Einzelnem, in der Sammlung nicht Aufgenommenem nachzugehen wünscht, eine Begleitung zu geben, verzeichne ich im Folgenden die Titel aller Arbeiten meines Vaters.

Da das Entstehungsjahr seiner Schöpfungen mit dem der Drucklegung fast immer zusammenfällt und da viele derselben überhaupt nur einmal gedruckt wurden, so habe ich überall die Erstdrucke nachgewiesen.

Unschätzbar waren mir dabei die handschriftlichen Sammlungen Professor A. Schumanns in Aarau, des besten Kenners der aargauischen Literatur, den leider mein warmer Dank nicht mehr erreicht. Wenn ich zugleich sage, daß selbst in diesem im Laufe eines wohlgemessenen Vierteljahrhunderts zusammengetragenen Verzeichnis des findigen und unermüdlichen Gelehrten annähernd noch die Hälfte aller Erstdrucke und ungefähr ein Drittel aller Arbeiten Jakob Freys überhaupt fehlen, so wird man mir allfällige Lücken zugute halten; doch glaube ich der absoluten Vollständigkeit ziemlich nahe gekommen zu sein, weil mich mehrere günstige Umstände unterstützten, wozu Erinnerungen an persönliche Mitteilungen meines Vaters († 30. Dez. 1875) und sein allerdings äußerst unvollständiger literarischer Nachlaß gehören.

Die sehr zahlreichen abhandelnden Literaturbriefe sind absichtlich nicht mit verzeichnet.

Adolf Frey.

Erzählungen.

(Die anonym erschienenen sind mit † bezeichnet.)

Der arme Heinrich. Erzählung von J. Reif.* (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1847.)

Meister Conrad. Eine Erinnerung aus den letzten Jahren von J. Reif. (Neue Illustr. Zeitschrift für die Schweiz 1852.)

Blond-Röschen. Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1852.)

Ein Frauenlos. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1852.)

Der Tangenichts. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1852.)

Der Breitenhaus. Ein Erinnerungsblatt auf ein vergessenes Grab von J. Reif. (Ebenda 1852).

Ein dankbarer Knabe. Eine Erzählung von J. Reif. (Schweiz. Jugend-Almanach für 1853. Ein Album schweizerischer Jugendschriftsteller, herausgegeben von C. Gutmann, Bern, Verlagsbuchhandlung von Carl Gutknecht.)

Die graue Dohle. Eine Erzählung. Von J. Frei. (Ebenda.)

Das arme Fränzele. Eine Erzählung. Von F. Kuhn.** (Ebenda.)

Der Kinder Fürbitte. Eine Erzählung. Von F. Junhoff**. (Ebenda.)

† Der Patriote.*** Eine Original-Erzählung. (Wöchentliche Blätter zur Unterhaltung und Belehrung. Zugabe zum Schweizerboten 1853. Geschrieben 1852.)

Eine Dorfehe. Lebensbild aus dem Aargau von J. Reif. (Illustr. Zeitruher für die Schweiz. St. Gallen 1853. Geschrieben 1852.)

Das verlassene Haus. Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1853.)

„Zum Samariter". Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1853.)

Die Lieblingskatze. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1856.)

Einsame Leute. Erzählung zum Stahlstich „Der kleine Patient". J. Reif. (Ebenda 1856.)

---

* Das Pseudonym J. Reif führte Julie Frey bis 1855.

** Diese Pseudonyme brauchte der Dichter somit nie. Es hätte hier offenbar verhindert werden, daß ein Mitarbeiter vier Beiträge lieferte.

*** Später: Der Statthalter.

Kindersegen. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1856.)
Ein Opfertod. Von J. Reif. (Die Zukunft des Volks. Ein schweiz. Familienblatt. Basel 1856.)
Der Diebsbaum. Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1857.)
Der Lebensbaum. Von J. Reif. (Ebenda 1857.)
Der arme Schwingerkönig. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1857.)
Der Bärenschild. Erzählung aus dem Jahre 1798. Von J. Reif. (Basler Nachrichten, Feuilleton, Dezember 1857.)
Wie es ganz anders kommen kann.* Erzählung von J. Reif. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1858.)
Die Freiämter Deputierten und General Massena. Ein geschichtliches Genrebild von J. Reif. (Ebenda 1858.)
Der Alpenwald. Erzählung von J. Reif. (Ebenda 1858.)
Die Waise von Hottingen. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1858.)
Klein-Gottfried. Eine Kindheitserinnerung. Jakob Frey. (Helvetia. Mairn-Almanach auf das Jahr 1859. Glarus. Geschrieben 1858.)
Das Vaterhaus. Aus den Papieren eines Landpfarrers. Von Jakob Frey (Monatsblätter des Schweiz. Lit. Vereins 1859.)
Der rote Schiffer von Luzern.** Historische Erzählung. Von Jakob Frey. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1860.)
Der Richter und das Gericht (Zum Stahlstich „Die Rückkehr".) Jakob Frey. (Ebenda 1860.)
Das Schwert-Erbe. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1861.)
Zweierlei Bekenntnis. Bilder aus dem Leben. Von Jakob Frey. (Ebenda 1861.)
Schicksalsdeutung. Erzählung von J. Frei (Reif). (Die Schweiz. Monatsschrift d. lit. Vereins in Bern. 1861.)
Die Tochter des Tuchherrn. Erzählung aus der Geschichte Basels. Von Jakob Frey. (Schweizerische Illustr. Zeitung 1861.)
† Erzählung. (Eingeschoben in den Aufsatz: „Im Schwarzwald". (Ebenda 1861.)
Der ausgezogene Schuh. Eine Jagdgeschichte. Von Jakob Frey. (Ebenda 1861.)
Der Meister von Bremgarten. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1862.)
† Ein Traum. (Ebenda 1862.)
Eine gemischte Ehe. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1862.)
† Der Empfehlungsbrief. (Ebenda 1862.)
† Eine Traumgeschichte. (Ebenda 1862.)

---

* Später: Der Flüchtling.
** Später: Der schlimme Tag.

† Das verlorene Kind. (Ebenda 1862.)
Das erfüllte Versprechen. Eine Berner Geschichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von J. Frey. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1862.)
„Zur Eintracht" oder: Schuld und Sühne. J. F. (Illustr. Volks-Novelli 1863.)
Ein verhängnisvolles Vaterwort. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)
Der blinde Schiffer. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)
Die Rose von Schauenburg. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)
Die Heimkehr. Eine Skizze von Jakob Frey. (Ebenda 1863.)
Zweierlei Spiele. Aus den Papieren eines Arztes von J. Frey. (Ebenda 1863.)
Das gerettete Kind. Erzählung von J. Frey. (Ebenda 1863).
Verbrecher in Gedanken. Von J. Frey. (Neues Schw. Unterhaltungsblatt 1864.)
Zwei Verlobte. Erzählung von J. Frey. (Illustrierter Volks-Novelli 1864.)
Das vergrabene Gewehr. Von Jakob Frey. (Ebenda 1864.)
Bürgermeister Waldmanns letzte Badenfahrt. Ein geschichtliches Sittenbild von Jakob Frey. (Ebenda 1864.)
Die Spotthochzeit. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1864.)
Am Grabesrande. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1865.)
Das Tannelweibchen am Hanenstein. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1865.)
Die Tochter vom Oberbühl. Erzählung von Jakob Frey. (Die Schweiz. Illustr. Zeitschrift, 1865.)
Im Lande der Freiheit. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1865.)
Eine schweizerische Kosakenbraut. Novelle von Jakob Frey. (Alpenrosen, Illustr. Zeitschrift, 1866.)
Die schöne Stickerin. Von Jakob Frey. (Ebenda 1866.)
Die Erbschaft. Von Jakob Frey. (Ebenda 1866.)
In der Fremde. Von J. Fr..., (Illustr. Volks-Novelli 1866.)
Die glückliche Ohrfeige. Eine Künstlergeschichte von Jakob Frey. (Ebenda 1867.)
Des Herzens Irrwege. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1867.)
Der blinde Theodosius. Eine Erinnerung von Jakob Frey. (Ebenda 1868.)
Ein Mord aus Liebe oder: der alte Dichter. Nach dem Franz. Von J. Fr. (Ebenda 1868.)
Eine seltsame Stiftung. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1868.)
Das blaue Männchen. Eine Spukgeschichte von J. Frey. (Ebenda 1869.

Bitte. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1869.)
Die Haushaltung Lambert. Nach dem Franz. Von Jakob Frey. (Ebenda 1869.)
Vetter und Base. Nach dem Franz. Von J. F . . . (Ebenda 1869.)
Alles vergeht. Eine orient. Legende von J. Frey. (Ebenda 1869.)
Der verlorene Sohn. Eine Familiengeschichte von Jakob Frey. (Schw. Volks-Garten 1870.)
Eine gelungene Schützenrede. J. Frey. (Ebenda 1870.)
Die Erfahrungen eines Teufels. Eine altital. Novelle nach N. Machiavelli. Von Jakob Frey. (Ebenda 1870.)
Heimbezahlt. Von J. Frey. (Ebenda 1870; der Name des Autors steht nur im Inhaltsverzeichnis.)
Seltene Liebe. Erzählung von J. Frey. (Ebenda 1870.)
Übles Gottvertrauen. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1871.)
Dunkle Wege.* Eine Erzählung von J. Frey. (Ebenda 1871.)
Das Geheimnis eines Frauenherzens. Nach dem Russischen des Pawlow von J. Frey. (Ebenda 1871.)
Pax vobiscum. (Friede sei mit Euch!) Brauterzählung von Jakob Frey. (Beiblatten des „Bund" 1871.)
Die Erbschaft. Erzählung von Jakob Frey. (Der Vetter Jakob. Illustr. schweiz. Familienkalender 1872.)
Der Tannenspeicher. Erzählung von Jakob Frey. (Sonntagsblatt des „Bund" 1872.)
Der Schützenacker. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1872.)
Zweierlei Urkunden. Erzählung von Jakob Frey. (Die illustr. Schweiz 1872.)
Die feindlichen Dörfer. Erzählung von Jakob Frey. (Das Schweizerhaus 1873.)
Der Sohn des Kaisers. Erzählung von Jakob Frey. (Sonntagsblatt des „Bund" 1873.)
Es lebe der Teil! Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1874.)
Eine Frau hatt Spanletten. Erzählung von Jakob Frey. (Ebenda 1874.)
Das Huhn des alten Pfarrers. Von Jakob Frey. (Ebenda 1874.)
Die Abendglocke. Erzählung von Jak. Frey. (Das Schweizerhaus 1874.)
Eine verhängnisvolle Photographie. Erzählung von Jakob Frey. (Schw. Miniatur-Almanach 1874.)
Der Freiheitsbaum. Erzählung von J. Frey. (Die Ill. Schweiz 1874.)
Heimkehr. Erzählung von Jakob Frey. (Das Schweizerhaus 1875.)
Ein seltsames Handgeld. Erzählung von Jakob Frey. (Schw. Miniatur-Almanach 1875.)
Der letzte Hirt im Dorfe. Von J. Frey. (Sonntagsblatt d. „Bund" 1875.)

* Später: Drei Hemder.

Sammlungen und Einzelausgaben.

Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frey. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1858.

I. Band: Eine Dorf-Ehe. Der Lebensbaum. Der Breitenhaus. Kindersegen. Der Diebsbann. Der Taugenichts. Blond-Röschen. Der arme Schwingerkönig.

II. Band: Der Statthalter. Die graue Dohle. Zum Samariter. Ein Opfertod. Das verlassene Haus. Der Flüchtling.

Die Waise von Holligen. Erzählung aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenossenschaft von Jakob Frey. Basel, Verlag von Chr. Krüsi, 1863. (Erschien als dritter Band von: „Zwischen Jura und Alpen".)

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimat von Jakob Frey, Verfasser von „Zwischen Jura und Alpen". Aarau, Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer, 1864. Zweite [Titel-]Ausgabe 1869. Neue Volksausgabe [3. Titelausgabe] 1877.

Erster Teil: Der Alpenwald. Das erfüllte Versprechen. Die Freiämter Deputierten und General Massena. Das Vaterhaus. Einsame Leute. Zweierlei Bekenntnis. Die Lieblingskatze. Klein-Gottfried.

Zweiter Teil: Das Schwert-Erbe. Ein verhängnisvolles Vaterwort. Aus schlimmen Tagen.

Das Schweizerland in Bild und Wort. Dargestellt in malerischen Original-Ansichten und von verschiedenen Künstlern in Stahl gestochen. Mit geschichtlich-, topo- und orographisch-physikalisch- und ethnographisch-erläuterndem Text von Jakob Frey. Erste — Zweite Hälfte. Basel, Druck und Verlag von Chr. Krüsi (1862—1868).

(Der Text des Werkes wurde von Berlepsch begonnen und bis Spalte 232 fortgeführt. Dann trat C. Morel ein und arbeitete bis 1865. Laut Brief von Chr. Krüsi vom 2. XII. 1867 begann Jakob Frey seine Arbeit an dem Buche mit der 21. Lieferung. Somit gehört ihm, da 37 Lieferungen erschienen, nicht ganz die zweite Hälfte und das Vorwort.)

Beinwyl. Dreißig Jahre aus dem Leben eines Dorfes. Von Jakob Frey. Aarau 1874. Druck von F. G. Martin.

Neue Schweizerbilder. Erzählungen von Jakob Frey. Bern, Verlag von Georg Frobeen u. Co. 1877. Vorwort. Verbrecher in Gedanken. Der letzte Hirt im Dorfe. Die Abendglocke. Im Lande der Freiheit.

Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. Von Jakob Frey. Berlin 1877, Verlag von Carl Habel. Heft 247 der „Sammlung gemein-

verständlicher, wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und F. v. Holtzendorff.

Erzählungen aus der Schweiz von Jakob Frey. Mit einer Einleitung von Adolf Frey. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. (Aus der Kollektion Spemann.)

Einleitung. Zweierlei Urkunden. Heimkehr. Drei Freunde. Ein seltsames Handgeld. Der Freiheitsbaum.

Das gerettete Kind. Erzählung von Jakob Frey (No. 2 der Bibliothek für Alle. Basel, Kübler'sche Buchhandlung, 1864.)

Die in der Sammlung des „Vereins für Verbreitung guter Schriften", sowie in der „Schweiz. Nationalbibliothek" erschienenen Neudrucke von einzelnen Erzählungen Jakob Freys übergehe ich hier; ebenso die Übersetzungen ins Französische und Holländische, die verschiedenen seiner novellistischen Schöpfungen zuteil geworden sind.

Gedichte.

(Die mit * bezeichneten sind zu Bildern geschrieben.)

Abschied. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1847.)
Traumdienste. (Ebenda 1845.)
Sie war so lieb. (Ebenda 1852.)
Wiederkehr. (Ebenda 1854.)
*Die Tells-Kapelle am Axenberg. (Ebenda 1857.)
*Das Mädchen am Brunnen. (Ebenda 1857.)
Reithards Grab. (Ebenda 1857.)
*Schloß Hofligen bei Bern. (Ebenda 1858.)
*Mutterhoffnung und Muttergebet. (Ebenda 1858.)
*Die Waise. (Ebenda 1858.)
*Das letzte Pfand. (Ebenda 1858.)
Das Lied vom Vaterlande. (Monatblätter des Schweiz. Lit. Vereins 1859.)
*Kindergang. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1859.)
*Weltlauf. (Ebenda 1859.)
*Berner Bauernhaus. (Alpenblumen. Ein Album. Bern 1861.)
*Das Butterbrot. (Neues Schweiz. Unterhaltungsblatt 1861.)
*Der Morgen der Mutter. (Schweiz. Illustr. Zeitung 1861.)
*Die verwaisten Kinder. (Ebenda 1861.)
Einem Mädchen zum ersten Geburtstag. (Ebenda 1863; entstand 1859.)

*Der Handwerksbursche. (Illustr. Volks-Novellist 1863.)
*Häusliches Glück. (Ebenda 1863.)
*Am Morgen. (Ebenda 1865.)
Volksgarten. (Schweiz. Volks-Garten 1870.)
„Schon ist der Abendstern erwacht". (Schweizerhaus 1873.)
Menschenwert. (Schweiz. Miniatur-Almanach 1874.)
Auf das Grab eines Soldaten. (Ebenda 1877.)
(Dieses Gedicht entstand ungefähr 1849 und trug ursprünglich den Titel „Grab eines Freischärlers". Die Illustration von G. Kunz im Miniatur-Almanach führte dann die Änderung der Überschrift herbei.)

Aufsätze vermischten Inhalts.

Ein Wort über das Literatentum in der Schweiz. (Feuilleton des „Bund", 25. Januar 1858.)
Im Schwarzwald. (Schweiz. Illustr. Zeitung 1861.)
Die Heiligen des Volkes. (Illustr. Volks-Novellist 1865.)
Karl Morel. (Ebenda 1865.)
Der Tag von Neuneck und seine Gedenkfeier vom 26. August 1866. (Ebenda 1866.)
Ein Gedenkblatt. (Alpenrosen 1866.)
Ein Verbrechen und dessen Beurteilung. (Illustr. Volks-Novellist 1867.)
Ein Verbrechen und seine Quelle. (Sonntagspost, herausgegeben von Dr. Adr. Roth, Bern. 1867.)
Das Waldshuter Fest und seine Bedeutung. (Illustr. Volks-Novellist 1868.)
Über die Entstehung des Jahres. (Illustr. Volks-Novellist 1869.)
Die Sage vom Tell und die urkundliche Geschichte. (Ebenda 1869.)
Alte Sitten und Gebräuche. (Ebenda 1869.)
Bequeme Lebenswege. (Schw. Volksgarten 1870.)
Die ersten schweizerischen Wiedertäufer. (Ebenda 1871.)
Geschichtliche Erinnerungen an Straßburg. (Sonntagsblatt des „Bund" 1870.)
Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (Die Illustr. Schweiz 1872.)
Zur Umschau im eigenen Hause. (Ebenda 1872.)
Ein heimatlicher Lyriker (Ed. Dössekel). (Sonntagsblatt des „Bund." 1872.)

Ein Blick auf unsere Literaturzustände. (Sonntagsblatt des „Bund" 1873. Nachtrag 1874.)
Dreißig Jahre aus dem Leben eines Dorfes. (Ebenda 1873.)
Klopstock in der Schweiz. Eine lit. Skizze. (Illustrierte Schweiz 1873.)
Ein Sittenspiegel aus der „guten alten Zeit". (Feuilleton d. „Bund" 1873.)
Pater Gall Morell. (Ebenda 1873.)
Ein demokratischer Unterrichtsplan aus dem vorigen Jahrhundert. (Sonntagsblatt des „Bund" 1873.)
Dr. C. Schmid. (Schw. Miniatur-Almanach 1874.)
Ein schwyzerischer Mitkämpfer Zwinglis. (Sonntagsblatt des „Bund" 1874.)
Ein Idyllendichter. (Illustr. Schweiz 1874.)
Der Sänger Karl Schmid. (Ebenda 1874.)
Professor Hagenbach. (Ebenda 1874.)
Karl Morel. (Schw. Miniatur-Almanach 1875.)
Georg Herwegh. (Sonntagsblatt des „Bund" 1875.)
Jahrhunderte lang verläumdet. (Schweizerhaus 1875.)
Ulrich Hegner. (Schw. Miniatur-Almanach 1876.)
Ein Staatsmann der Helvetik über einige Punkte unserer kirchlichen Tagesfragen. (Sonntagsblatt des „Bund" 1876.)

Rezensionen. (Auswahl.)

Meister Putsch und seine Gesellen von Alfred Hartmann. (Monatsblätter des Schweiz. Lit. Vereins 1869.)
Sieben Legenden von Gottfried Keller. (Feuilleton des „Bund" 1872.)
Der arme Bruder Klaus vor seinen neuesten Richtern. [Über Rochholz' Buch: „Die Schweizersagen vom Bruder Klaus von Flüe", 1874.] (Sonntagsblatt des „Bund" 1874.)
Die Leute von Seldwyla von Gottfried Keller. (Sonntagsblatt des „Bund" 1875.)

Ich wiederhole nachdrücklich, daß ich die Unmasse anonymer und gezeichneter Bildertexte, wie sie im „Volks-Novellist" und im „Volks-Poeta" lagern, absichtlich beiseite ließ als die Erzeugnisse der Not und augenblicklichen Handwerksbedürfnisses. Gleicherweise verfuhr ich mit einigen selbständigen, durch kein

Bild hervorgerufenen Aufsätzen im „Volks-Garten", die lediglich mehr oder minder dürftig motivierte Auszüge aus dem zufälligen Inhalt des Dichters sind. Er schrieb sie für ein Stück Brot, und der Verleger suchte sie, um sein Blatt zu füllen.

Begreiflicherweise verfügte J. Frey wenige, da die Blätter, mit denen er in Verbindung stand, geringen Raum für Bücherbesprechungen und noch weniger ein Bedürfnis danach hatten, ausgenommen der Berner „Bund", für den er aber erst 1870 zu arbeiten anfing.

Fest.